Der
arme Heinrich.

Schauſpiel in Einem Aufzuge.

Nach einem
altdeutſchen Gedichte
von
Karl Ludwig Kannegießer.

Zwickau,
Verlag von Gebr. Schumann.

1836.

Perſonen:

Heinrich, Ritter.
Herminia.
Kunz, Ritter.
Hilarius, Abt.
Serapion, Arzt.
Ritter und Muſikanten.

Zeit: Mittelalter.
Scene: Ritterhalle.

[illegible] Bibl.
Berlin

Erſter Auftritt.

Ritterhalle.

(Heinrich in einem Lehnſtuhl ſitzend. Hilarius, Kunz, Herminia und mehrere Ritter.)

Heinrich.

Ich hab' euch hergeladen, meine Freunde,
Vor allen dich, mein wohlgemuther Kunz,
Du wackerer Gefährte meiner Jugend,
Und dich, du frommer Abt Hilarius,
Mein zweiter Vater, Lehrer und Erzieher,
Mich meiner ird'ſchen Habe zu entäußern,
Und alles, was an Burgen, Länderein,
An Gold und an Kleinodien mir ward,
Zu theilen, euch zu ſchenken, bittend, daß
Aus Freundſchaft ihr und mit Erinnerung
An mich Unglücklichen es nehmen mögt.
In dieſer Schrift hier findet alles ihr
Genau beſtimmt und deutlich aufgezeichnet.
Ich habe gnug an dem, was ich behalte,
An dieſer Meierei, die meinem Wirth,
Und ſeiner Pflegetochter, meiner Wärtrin,
Herminien, verbleibt nach meinem Tode.
O möcht' ich bald, möcht' ich ſogleich doch ſterben!
Ihr wißt, warum ich's wünſch', und billigt, oder

Entſchuldigt doch es wohl aus Chriſtenmilde.
Krank bin ich, krank, und kranker noch, als ſonſt.

Kunz.

Und würdeſt du auch nimmermehr geſund,
Ich müßte mich ja ſchämen, nähm' ich etwas
Von deinen Gütern an, ſo lang' du lebſt.

Hilarius.

So denk' auch ich. Vertrau auf Gottes Hülfe!

Kunz.

So denkt, wer hier iſt. Alle leiſten wir
Verzicht auf dein Erbieten. Trau auf Gott!

Herminia.

Wer weiß, wie bald er hilft! Verzagt doch nicht!
Mich dünkt, ihr müßt geneſen, und recht bald.
Auch habt ihr minder Schmerzen ſchon, als ſonſt.

Heinrich.

Was ſprichſt du? Weißt du's?

Herminia.

Sagtet ihr's nicht ſelbſt?
Verließet ihr nicht längſt das Schmerzenslager
Und tauſchtet es um dieſen Sorgenſtuhl!
Ja ſelbſt von dieſem ſtehet ihr ſchon auf.

Heinrich.

Wenn ich's geſagt, ſo ſagt' ich's — deinetwegen,
Um dich nicht zu betrüben, liebes Kind.
Du nimmſt zu ſehr zu Herzen dir mein Leid.

Herminia.

Erlaubt mir's doch! Ihr wißt, ich lebe nur
In euch. Und wie iſt euch denn jetzo? Sprecht!

Heinrich.

Könnt' ich's! — Mein Uebel ſchrumpft von außen ein,
— Auch heute kann ich aufſtehn, wenn du willſt —
(Er ſteht auf.)
Doch kriecht's nach innen, zehrt am Herzen mir,
Und höhlt mich aus. — Sonſt hieß der Unhold Zweifel,
Jetzt iſt's ein Weib, Herminia, wie du!

Herminia.

Ihr ſprecht in Räthſeln, ihr erſchrecket mich.

Heinrich.

Das wollt' ich nicht. Verzeih! — Verzeihſt du mir?

Herminia.

So ſeid ihr jetzt! Zu wild, und dann — zu gütig!

Heinrich.

Und du erträgſt das alles, Mädchen, ach,
Und doch — mein Zweifel heißt Verzweifelung.

Herminia.

Nein, nein, ihr dürft, ihr werdet nicht verzweifeln.
Reich, überreich an Gaben iſt Natur
Für die Geſunden, mehr noch für die Kranken.
Gewiß, es giebt ein Mittel auch für euch.
Es wird gefunden werden. Habt Geduld!

Heinrich.

Wohl mag es Mittel geben; doch ſie ruhn
Ein tief Geheimniß in der ſtillen Bruſt
Der ſtumm verſchwiegenen Natur. Wie viel
Verſucht' ich, doch nichts gab mir Lindrung nur.

Kunz.

Du biſt noch jung, du haſt noch friſchen Kern,
Du wollteſt ſchon ans Sterben denken? Nicht doch!
Wie unwohl du dich immer fühlen magſt,
Es iſt ein Uebergang nur, glaube mir.
Wir Alle haben ja die Peſt gehabt,
Und ſind geheilt. Du biſt es auch, doch haſt
Nachwehen leider du davon behalten.
Was? Du der kräftigſte von allen Rittern!
Wer ſchwang, wie du, das Schwerdt, wer kam zuerſt
Ans Ziel beim Wettlauf, mocht's zu Pferde, mocht's
Zu Fuße ſein? Wer war beim Ringen Sieger?
Wer traf ſo weit und ſicher mit dem Pfeil?
Warſt du es nicht, und liebten wir dich drum
Nicht minder, weil, trotz aller Kraft und Gaben,
Du ſtets doch freundlich und beſcheiden bliebſt?
Jetzt biſt du freilich nur dein eigner Schatten,
Und umgewandelt, krank, ſchwermüthig, ſchroff.
Drum halt' ich auch dich jetzt nicht für dich ſelber,
Du liegſt im Schlummer und wirſt neugeſtärkt
Aus dieſem Krankheitsrauſche ſchnell erwachen.

Heinrich.

So ſei mein Arzt, ſo wecke, rüttle mich
Aus dieſem Schlaf, wie du es nennſt. O ja,
Es iſt ein Schlaf voll böſer Träum', und oft
War ich ſchon im Begriff, mich ſelbſt zu wecken
Mit meines Dolches ſcharfgeſchliffner Spitze.
Ja, du haſt Recht, was war ich und was bin ich?
Ich kann den Schild nicht, kann den Bogen nicht,
Ich kann die Hand bisweilen kaum bewegen.
O, ich beneide jedes unvernünft'ge Thier
Um ſeiner Füße willigen Gebrauch.
Ich ſchleppe, wie die Schnecke, träg mich hin,
Und Zorn und Leidenſchaft nur ſind die Stacheln,
Die mich auf Augenblicke kaum erwecken.

Kunz.

Du ſollteſt mehr Zerſtreuung ſuchen. Gern
Beſuchen wir dich öfter, wenn du's wünſcheſt.
Du biſt ja reich. Laß Muſikanten kommen!
Wir haben rings Bergknappen in der Näh,
Von Böhmen ziehen Harfner durch ganz Deutſchland,
Tyroler auch und ſteiermärk'ſche Sänger.
Laß mit Geſang und Spiel das Ohr dir letzen,
Vielleicht betäubt auch das der Krankheit Schmerz.
Laß Poſſenreißer kommen! Halte dir
'nen eignen Narren, der muß dir den Unmuth
Wegſcherzen! Spiel' in Damenbrett und Schach!
Und wenn nichts helfen will, ſo ſpekulire,
Mach philoſophiſche Syſteme, mach

Gedichte, Madrigale, Triolette,
Sonette, provenzal'ſche kurze Waare!
Heinrich, ich ſchwöre dir, es hilft fürwahr!
Dein Namensvetter, Heinrich von der Aue,
Der Minneſänger, hat es mir verſichert.

Heinrich.

Schweig mir mit deinen Narrn und Poſſenreißern,
Wenn ich dich ſelbſt dafür nicht halten ſoll.
Du weißt kein anderes Geſpräch. Das iſt
Mein Uebel grad'. Ich will mich nicht zerſtreun.
Ich mag Geſellſchaft nicht. Hörſt du's? Mir gnügt
Herminia. — Verſteh mich recht! Dich nehm' ich aus,
Dich und Hilarius, und euch, ihr Freunde!

Kunz.

Wir kennen dich, wir nehmen's dir nicht übel.
Aufrichtig aber, Freund, Herminia's
Geſellſchaft dient dir nicht.

Heinrich.

So ſo! Ich dacht's mir.
Mißgönnſt du mir die treue Wärterin?

Kunz.

Sie iſt ein Weib, und du bedarfſt der Männer.
Verſuch es, ſchwinge dich einmal aufs Roß!
Hinaus ins Freie dann, in Feld und Wald!
Die Bergluft mit der Kräuter würz'gem Duft,
Der blaue Himmel oben ſammt den Wolken,
Und unter dir der kräftigſtolze Rappe,

Die, Freund, die ſollen deine Aerzte ſein!
Und kommſt du hungrig dann und durſtig heim,
Stell' ich als Arzenein dir auf den Tiſch
'nen wilden Schweinskopf und 'nen Humpen Wein.

Heinrich.

Genug! Willſt du mich böſe machen, Kunz?

Kunz.

Warum nicht? Haſt du Luſt zu einem Gang?
Ich meine mit dem Schwerte. Faſſ' es nur!
Es lebt in deiner Hand, es wird dich neu
Beleben! Auf! Ich fordre dich. Hervor!
Und müßt' ich auch mit meinem Blute zahlen.

Heinrich.

Nein, du verſtellſt dich. Ich durchſchaue dich.
Erlaubt! Laßt mich mit ihm allein, ihr Freunde!

Herminia.

Auch ich ſoll euch verlaſſen, theurer Herr?

Heinrich.

Es iſt um dich.

Herminia.

Um mich?

Heinrich.

Du wirſt's erfahren.

Zweiter Auftritt.

(Heinrich und Kunz allein. Die Uebrigen alle ab.)

Heinrich.

Haſt du nichts zu vertraun mir, Ritter Kunz?

Kunz.

Nicht ich, doch du, ſo ſcheint's. Laß hören denn!

Heinrich.

Du biſt ſo lange nicht bei mir geweſen.

Kunz.

Ich war vor wenig Tagen hier.

Heinrich.

Im Hauſe?

Und kamſt zu mir nicht?

Kunz.

Weil du ſchlieſſt, ſo hieß es.

Heinrich.

Du warſt wohl mehrmals hier, ohn' mich zu ſehn.
War mir's doch jüngſt, als hört' ich deine Stimme!
Sprachſt du nicht mit Herminien? Geſteh!

Kunz.

Was iſt da zu geſtehn? Ich ſprach ſie.

Heinrich.

So!

Aufrichtig, Freund, du liebſt!

Kunz.

Weißt du es ſchon?
Hat dir Herminia davon geſagt?

Heinrich (bei Seite).

O, meine Ahnung! (Laut.) Und du irrſt dich nicht?

Kunz.

So wenig, daß die Hochzeit nächſtens ſein wird.

Heinrich.

Die Hochzeit?

Kunz.

Ja, was ſtarrſt du ſo? Du biſt
Doch nicht mein Nebenbuhler?

Heinrich.

Ich?

Kunz.

Was iſt dir?
Fällt dir es auf, daß Jemand ſich vermählt?
Steh' auf! Nimm dich zuſammen! Faſſ' ein Herz!
Streif' ab die Krankheit! Wähle dir ein Mädchen,
Mich dünkt, das Suchen würde dir nicht ſchwer!
Und laß uns dann zuſammen Hochzeit machen!

Heinrich.

Ich will allein ſein. Geh! Nein, rufe mir
Den Abt Hilarius! Geh! Eile! Fort!
(Kunz ab.)

Dritter Auftritt.

(Heinrich allein.)

Herminia und Kunz! O, Lieb' und Freundſchaft!
Wie habt ihr mich getäuſcht! Ha, der Verſtellung!
Sprach ſie nicht eben noch, als wenn ſie mir
Nur angehört'! Und iſt's Verſtellung denn?
Sie liebt mich nicht? Nicht? — Ah, Hilarius!
Komm, Abt, biſt du mein Freund, ſo hilf mir, hilf!

Hilarius (auftretend).

Ich bin kein Arzt für körperliches Leid,
Doch frommen Zuſpruch gern gewähr' ich dir.
Hat Kunz dich aufgebracht? Halt's ihm zu gut!
Ich weiß, du brauchſt nicht irdiſches Ergötzen,
Nicht ſinnliche Berauſchung, Spiel und Tand.
Nein, mit Ergebung wirſt du deine Leiden,
Wie einſt der Uraltvater Hiob tragen.
Nur überheb' dich nicht, klag' nicht zu ſehr!
's giebt andre Leiden, unheilbarere!
Verſchmähte Liebe, das iſt Wermuthstrank!

Heinrich.

Verſchmähte Liebe! Weißt du auch davon?

Hilarius.

Ich ward verſchmäht. Zu bittres Angedenken!
Herminia nur iſt mein Troſt.

Heinrich.

Sprich denn
Mir von Herminien und tröſt' auch mich!

Hilarius.

Dring' nicht in mein Geheimniß. Hängt es doch
Zu ſehr mit ihr zuſammen! Ach, ſie iſt
Ein theuer anvertrautes Gut und Erbe.

Heinrich.

So ſprachſt du oft — Mir iſt ſie deine Tochter,
Wie ich dein Sohn.

Hilarius.

Sie iſt's, und iſt es nicht,
Die Tochter der Geliebten!

Heinrich.

Still! nicht weiter!
Ich müßte ſonſt dich tröſten, und ich brauche
Zu ſehr nur deines Troſts, mein frommer Freund!
So war's dein Will'? Herminia und Kunz,
Die ſollen künftig deine Kinder ſein?
Und mich vergaßeſt du ſo ganz? Geheim
Blieb alles mir. Und ich, ich bin das Opfer?
Herminia, die Gattin Kunzens? Wie?
Ich kann's nicht denken, und es darf nicht ſein!

Hilarius.

Du ſagſt mir Neues, faſt Unglaubliches.
Unmöglich wär' es nicht, doch mir nicht lieb.
Ich hofft' auf deine Heilung, hoffe noch,
Und dir hatt' ich im Herzen ſie beſtimmt.

Heinrich.

Mir? Mir? Du machſt geſund mich mit dem Wort.
Mir? O, dann darf ſie keines andern ſein!
Geh', eile, frag' ſie, ſende ſie zu mir,
Ich will ſie fragen. Thu' du's, Lieber! Nein!
Ich kann nicht zweifeln. Und doch, muß ich's nicht?
Und wenn ſie auch mich liebte, darf ich Kranker
Mir jemals Hoffnung machen? Ah, ſie kommt!

Vierter Auftritt.

Herminia (eintretend).

Freut euch, mein theurer Herr, und traut auf Gott!
Vernehmt, ich hörte, daß im nahen Städtchen
Ein viel erfahrner, hochberühmter Arzt
Aus fernen Landen kürzlich angekommen,
Und unverzüglich ſandt' ich hin. Ich that's
Ohn' euern Willen zwar, doch ihr erlaubt's!

Heinrich.

Was ſoll der Arzt mir? Ach, Herminia!
Nach dir verlangte mich. Du biſt's! Vergieb!

Herminia.

Was hätt' ich zu vergeben?

Heinrich.

Viel, ſehr viel!

Herminia.

Was iſt's? Doch laßt Serapion nicht warten!

Heinrich.

Wo iſt er? Kommt er bald?

Herminia.

Er iſt ſchon hier.

Heinrich.

Herminia!

Herminia.

Wir laſſen euch allein!

Hilarius.

So ſei denn Gott mit dir und deinem Arzt.

(Hilarius und Herminia ab.)

Fünfter Auftritt.

Heinrich (allein).

Ja, ſie iſt treu. Sollt' ich ſie prüfen noch?
Ich wollt's, doch als ſie mit dem Kindesſinn,
So lieblich und ſo heilig vor mir ſtand,
Da ſchien's mir Sünd'! Und doch, hätt' ich's gethan!
Im Sprichwort iſt des Weibes Liſt und Schlauheit.
Iſt ſie nicht Eva's Tochter, wie die andern?
Antragen konnt' ich ihr den Kunz. Und was,
Was iſt's mit deſſen Heirath? Scherzt er nur?
Unſel'ge Ungewißheit. Ha, der Arzt!

(Serapion tritt auf.)

Serapion.

Seid ihr's, Herr Ritter, dem ich helfen ſoll?
Ihr ſeid es! Doch wo iſt das junge Mädchen,
Das mich hieher beſchied und mich empfing?

Heinrich.

Was fragt ihr nach dem Mädchen?

Serapion.

Darf ich's nicht?

Heinrich.

Ihr kennt ſie?

Serapion.

Nein, ich ſah ſie heut zuerſt.

Heinrich.

Gefällt ſie euch vielleicht? Ihr ſeid nicht jung,
Doch auch nicht alt. Ihr liebt die Frauen, mein' ich.

Serapion.

Einſt liebt' ich ſie, — nur eine einzige;
Doch laßt davon mich ſchweigen! Arzt bin ich,
Und euch zu heilen ward ich herbeſchieden.
Was fehlt euch? Was iſt euer Uebel? Sprecht!

Heinrich.

Seid ihr ein Arzt, und ſeht nicht, was mich quält.
Ich dächt', es ſtänd' an meiner Stirn geſchrieben
Für jedermann; doch einem Mann, wie ihr,
Hat die Natur das Auge nur gegeben,

Vom Angeſicht des Kranken jedes Weh,
Das Menſchen quälen kann, nicht nur zuſammen
Zu buchſtabiren, nein, den Dämon auch,
Der in den Eingeweiden ſich verbirgt,
Ja in den Kammern des Gehirns ſogar,
Gleich zu erſpähen in dem tiefſten Winkel
Und auf des Blickes Spitz' ihn aufzuſpießen.
Wer Teufel bannen will, muß ſie auch kennen.
Wär' ich ein Arzt, ich müßt', eh' ich ins Haus
Des Patienten träte, ſchon die Krankheit
Mit Jagdhunds Naſe wittern, und ſie tödten,
Eh' ich ſie ſäh'! Wer möchte ſonſt ein Arzt ſein!

Serapion.

Anſehen kann ich euch eu'r Uebel nicht,
Anhören aber. Hypochondriſch ſeid ihr,
Und plagt nicht euch allein, auch eure Aerzte.
Was fordert ihr von Wiſſenſchaft und Kunſt?
Soll ich Prophet und Wunderthäter ſein?
Quackſalber wär' ich, Schwindler und Betrüger,
Wenn ich mich deß vermäß'! Ich bin ein Menſch,
Kein Gott! Ihr aber ſeid ein armer Kranker,
Krank, und nicht mehr an Körper, als an Geiſt.

Heinrich.

Verzeiht! Ich ſtellt' euch auf die Probe. Doch
Ihr ſeid kein Arzt von dem gewohnten Schlag,
Wie ich zu Hunderten ſie hier gehabt,
Hochfahrendes, großſprecheriſches Volk,

Das alles ſich vermißt des Goldes wegen.
Verzeiht, Herr Arzt, und helft mir, wenn ihr könnt

Serapion.

Und dennoch hattet ihr unwiſſend Recht,
Beinahe Recht! Es trägt jedwede Krankheit
Ihr eignes Siegel, und zumal der Tod.
Mir hat Natur die Gabe nicht verliehn,
Krankheiten auf den erſten Blick zu kennen,
Noch minder ſie zu heilen — und wer könnt' es
Jedoch ein andres Vorrecht gab ſie mir,
Ein ſchmerzlich trauriges! Ich ſeh' den Tod
Auf Wochen zum voraus im Aug' des Kranken,
Im Aug' des ſcheinbar noch Geſunden ſelbſt.

Heinrich.

Ihr ſchaut ſo ſcharf mich an. Seht ihr den Tod —

Serapion.

In euch? Mit nichten. Ihr ſeid fern vom Grabe! —
Ihr ſchaudertet! Ihr hängt am Leben noch.

Heinrich.

Ich fühl' es, ihr habt Recht! Des Todes Nähe
Iſt ſchauervoll, ſelbſt wenn man ihn ſich wünſcht.
Ich hab' ihn mir gewünſcht; ich wünſch' ihn noch,
Bedenk' ich, wie ich bin, wie ich mich fühle,
Unheilbar krank noch für ein langes Leben.

Serapion.

Unheilbar? Läſtert nicht! Gott iſt allmächtig,
Der Menſch iſt ſchwach, auch bei dem ſtärkſten Willen.

Ich möchte gern euch helfen, könnt' ich, doch
Gott kann durch mich euch helfen, wenn er will.

Heinrich.

Wohl hat ſchon einmal ſeine Allmacht Gott
An mir gezeigt. Die Peſt, die hier gehauſt,
Und tauſend über tauſend hingerafft,
War gegen Schwächre faſt mitleidig mild,
Schnell und faſt ſchmerzlos in die Gruft ſie bettend,
Verſchonend ſelbſt den ſchon gewiſſen Raub,
Dem Löwen gleich, der die gefangne Maus
Großmüthig aus den ſcharfen Klaun entläßt.
Grauſamer war ſie gegen ſtärkre Feinde,
In fleiſch'ge Körper und in volle Adern,
In markiges Gebein ſchlug ſie den Zahn,
Und rang auf Tod und Leben mit dem Gegner,
In langſam mattendem endloſem Kampf,
Wolf, Tiger und Hyäne war ſie mir,
Und giftgeſchwollne Schlange, Lindwurm, Drache.
So ſchlang ſie ſich um mich, und ſprühte Feuer,
Und ſchund vom ganzen Körper mir die Haut;
Nur Eine Wunde war ich, Schwär' an Schwäre,
Geſchwulſt und Eiter und geronnen Blut,
Verſchimpft mein Antlitz zur Unkenntlichkeit,
Das ſtumpfe Aug' in Blut und Waſſer ſchwimmend,
Zerſtört die Wimper ſammt den Augenbraun,
Verdorrt das Haupthaar oder doch vergreiſt;
Und in den Adern, in des Leibes Abgrund
Die Aetnagluth, den brennendheißen Durſt,
Von keinem Fluß zu löſchen, keinem Meer,

Schlafloſigkeit die ewig lange Nacht,
Und Nacht beim Tageslicht, weil leiſen Schimmer
Der wunde Blick des Auges kaum ertrug,
Zuletzt die Denkkraft halb zerſtört von Schmerz,
Von Träumen, Hirngeſpinnſten, von Verzweiflung,
Von Schwur und Fluch und Selbſtentleibungsluſt!

Serapion.

Das iſt des Menſchen Fähigkeit zu leiden.
Er duldet's, er beſiegt's. — Und ihr genaſet!

Heinrich.

Genaſ't? O Gott, ich überwand die Peſt,
Sie floh von hinnen, doch mit Hohngelächter,
Gleichwie die Schlang' im Garten Eden glaub' ich,
Als ew'ges Unheil ſie der Welt gebracht.
Mein Paradies liegt hinter mir. Die Luſt,
Die Wonne der Geſundheit ahn' ich kaum noch. —
Die Wunden heilten, Eiter und Geſchwulſt
Verſchwanden, Haut und Antlitz wurde glatt,
Das Haar wuchs, und kein Glied, kein Nagel ſelbſt
War mir verletzt, kein äußeres Gepräge
Ließ mir der Dämon wie den meiſten Andern.
Ich ſchien geſund. Doch nein, kann man's nur ſcheinen,
Wenn innen eine grauſe Krankheit wühlt,
Ein halber Tod, Kampf zwiſchen Tod und Leben.
Mich dünkt, mein Blut kriecht nur, und drängt ſich ſchwer
Durch eng Geäder, oftmals ſtockt der Fluß,
Bricht ab auf einmal, knüpft ſich wieder an,
Und wird im Herzen hier zum zähen Sumpf.

Dann iſt's, als müßt' ich ſterben, und es reckt
Sich jeder Nerv' und drohet zu zerreißen.
Es überfällt mich eine Mattigkeit,
Und eine Angſt zugleich, bang, fürchterlich —
Bis endlich wiederum des Blutes Strom
Raſch aus des Herzens Kammern ſtürzt, und wild
Aufbläht die Röhren, laut dann dröhnt's und ſchnarrt's,
Als rollten tauſend Räder in mir um,
Zerſprengen würd' es mir das Trommelfell,
Zerſpalten ſelbſt des Hauptes feſten Schädel,
Wenn Ohnmacht nicht zu kurzer Raſt mich ſchirmte.

Serapion.

Unglücklicher! Wie konntet ihr's ertragen?
Tief in der Bruſt muß ein gewalt'ger Quell
Von Kraft und von Geſundheit in euch ſprudeln,
Ihr dauert mich, doch mehr noch neid' ich euch.
Wie lange martert euch ſchon dieſe Pein?

Heinrich.

So lange ſchon, daß meine Wärterin
Vom zarten Kind zur Jungfrau reifen konnte.

Serapion.

Wen meinet ihr? Doch jenes Mädchen nicht?

Heinrich.

Ein Engel iſt's in weiblicher Geſtalt.
Ihr habet ſie geſehn, iſt's nicht ein Leib,
So zart und leicht, als ob aus Luft gebaut?
In ihrem Aug' hat ſich ein ſanftes Feuer

Mit unergründlich tiefer Fluth vermählt,
Auf welcher des Beſchauers Blicke tief
Bis in der Seele Abgrund ſich verſenken,
Der Seele, die nur Unſchuld iſt und Liebe,
Liebe zu mir, dem Unglückſeligen,
Und doch durch ſie ſo Seligen! Nein, nein,
Ich hätte meine Qualen nicht ertragen,
Wenn meine kleine Gattin mich nicht liebte.

Serapion.

Wie? Eure Gattin?

Heinrich.

Ja, ſo nenn' ich ſie.
Im Scherze wohl, und leider nur im Scherz.

Serapion.

So würdet ihr, wenn ihr geſundetet —

Heinrich.

Im Ernſt zu meiner Gattin ſie erheben.

Serapion.

Unheilbar iſt eu'r Uebel nicht.

Heinrich.

Was ſagt ihr?

Serapion.

Ich kann euch heilen, täuſcht mich nicht mein Blick,
Abkürzen eure Heilung, denn mir ſcheint
Die Krankheit ſchon von ſelbſt dem Ende nah.

Heinrich.

Ich habe Gold und Gut und Länderein,
Nehmt alles, laßt mir nur Herminien!

Serapion.

Ich könnt' euch heilen, doch ich will es nicht.

Heinrich.

Was hab' ich euch gethan?

Serapion.

Ihr geht mir nah.
Ihr zieht mich an ſogar; ich will euch wohl.

Heinrich.

Und doch verſagt ihr eure Hülfe mir?

Serapion.

Weil ich euch lieb'. Ich würd' euch heilen, und —
Ihr würdet bald viel ſchrecklicher erkranken.
Vermählen wollt ihr euch, und nicht zum Prunk,
Um euch zu blähn mit eurer Gattin Reiz,
Bei Schmausgelagen, bei Turnier und Tanz
Ihr liebt, ihr denkt ein herzigtreues Weib
In euern Arm zu ſchließen, ja ihr wollt
Vertraun ihr wie dem eignen Herzen. Freund,
Ihr irrt! Laßt euch bei Zeiten warnen! Flieht!

Heinrich.

Ihr ſeid ein Weiberhaſſer?

Serapion.

Ja, ich bin's,

Weil ich betrogen ward. Ihr liebet zärtlich,
Ich glaub', ich liebte zärtlicher als ihr.
Ich war vermählt, doch wenig Monden nur.
Mein Weib, o Gott, ſie glich Herminien.
Doch ſie war treulos, brach ihr heil'ges Wort,
Doch liebt' ich ſie, ich floh das Vaterland,
Ich legte Helm und Schwert und Panzer ab,
Und nimmer hab' ich wieder ſie geſehn.

Heinrich.

Seid ihr gewiß, daß ſie ihr Wort gebrochen?

Serapion.

Mein ſcharfes Auge ſah und log mir nicht.

Heinrich.

Was ſagte ſie, als ihr der Schuld ſie zieht?

Serapion.

Ich habe keines Wortes ſie gewürdigt.

Heinrich.

O, denkt an Siegfried und an Genovefa!
Sie ward unglücklich, ſchuldig oder nicht.

Serapion.

Unglücklich hat ſie mich gemacht, das weiß ich.

Heinrich.

Ja wohl unglücklich! Nein, ich kann's nicht glauben,
Herminia kann nimmer mich betrügen.

Und thäte ſie's, ich glaubt', es ſei ein Traum,
Und wartete, bis ich vom Schlaf erwachte,
Und predigte mir vor: die wahre Liebe
Iſt Tugend, Wahrheit, felſenfeſt Vertraun.

Serapion.

Habt ihr geprüft ſie?

Heinrich.

Ich nicht, doch die Zeit.
Fünf Jahre dient ſie mir, und ſie allein,
Denn niemand trug ehdem den Peſtgeruch,
Den ich gemächerweit ſchon von mir hauchte.
Niemand trug mein Gewinſel, mein Geſchrei,
Und meiner Launen mürr'ſchen Eigenſinn.
Ein Fündling iſt ſie, doch ein freies Weſen,
Geliebt von allen, ja wohl ſchon umworben,
Sie, eine Zierde für des Kaiſers Thron,
Sie bleibt bei mir, will ewig Jungfrau ſein,
Um nur mit mir zu leben und zu ſterben.

Serapion.

Das gnügt euch alſo als Beweis der Liebe?

Heinrich.

Was wollt ihr mehr?

Serapion.

Ihr ſelber wolltet mehr.
Bedenkt euch! Hegt ihr wirklich keinen Zweifel?
Was ihr da rühmt, iſt nichts als Eigennutz,
Auf's höchſte Mitleid, Dankbarkeit. Sie iſt

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Von niederm Stand, ein Fündling, eine Magd,
Und hätte ſie ſelbſt Freier abgewieſen,
Wer weiß, ob ſie's nicht that in Hoffnung, daß
Ihr noch geſundetet und dann zur Frau ſie nähmt,
Reich will ſie werden, und 'ne Rittersfrau.

Heinrich.

Nein, nein, ihr thut ihr Unrecht, böſer Mann,
Und doch, ihr leſt in meinem Herzen, ja
Ich plage ſelber mich mit böſen Grillen.
Seit Jahr und Tag wird drum mein Uebel ärger.

Serapion.

Ich will auch davon euch befrein.

Heinrich.

Und wie?

Serapion.

Laßt mich ſie ſprechen.

Heinrich.

Ja, ruft, rufet ſie!
Schon tritt der Fieberkrampf mich wieder an,
Sie ſoll zum Schmerzenslager mich geleiten.

Serapion.

Es wird nicht nöthig ſein. Geduldet euch!
Laßt mich mit dieſem Balſam euch erfriſchen!
Gar wunderſam hat er ſchon oft gewirkt.

Heinrich.

Würzhaft, erquickend duftet er: Mich dünkt,
Ich fühle Lindrung.

Serapion.

Es iſt ein Arkanum,
Und ſtillt des Körpers Schmerz im Augenblick.
Doch euer Uebel liegt viel tiefer. Seht,
Ihr liebt, und hofft euch wiederum geliebt.
Ich will euch zeigen, daß ihr irret, daß
Herminia ſchwach iſt wie andre Fraun.
Selbſt ſollt ihr's hören. Bergt euch in der Nähe!

Heinrich.

Ihr wollt ſie prüfen, und ihr meint, ſie werde
Die Probe nicht beſtehn. Nein, prüft ſie nicht!
Ich hoffe zwar, — doch wenn ich hören müßte! —
Zerſtört wär' all mein Leben, all mein Glück.

Serapion.

Doch euer Zweifel auch. Seid ihr ein Mann?
Ihr zieht doch nicht den Schein der Wahrheit vor?
Geht, geht und hört, nur unterbrecht mich nicht!

Heinrich.

Ich will es wagen; o Herminia,
Wie könnt' ich es, vertraut' ich dir nicht ganz!
Ein Mittel bleibt! Mißlänge der Verſuch,
So will ich nicht geneſen! Arzt, dann fordr' ich
Mein altes Uebel ſtreng von dir zurück! (ab.)

Sechſter Auftritt.

(Serapion allein.)

Serapion.

Soll ich ſie rufen? Nein, erſt ſinn' ich nach,
Wie ich ſie prüfe. Wandelte mich doch
Ein ſeltſam Beben an, als ich ſie ſah.
Mein treulos Weib glaubt' ich vor mir zu ſchaun
Adelaide, ach, du warſt mein Glück,
Mein Paradies und wurdeſt meine Hölle.
Nur wen'ge Meilen bin ich fern. Soll ich
Sie wiederſehn in ihres Buhlen Arm?
Es wird mich tödten. Mag es doch! Ich gehe.
Mein Starrſinn löſet ſich in Wehmuth auf.
Ich will nicht weiterreiſen, ich will hier
Im lieben Vaterlande bleiben, will
Im Kloſter meiner Tage Reſt verleben,
Von ihr vernehmen, ſie bisweilen ſehn.
Herminia iſt ihr Ebenbild, ſo ſchön,
Und ach, gewiß ſo leicht geſinnt wie ſie.
Sie kann nicht treu ſein, iſt ſie doch ein Weib,
Nur in der Sage giebt es treue Fraun.
Die Bajadere ward vom Gott geprüft,
Und ſprang ihm in die Flammengrube nach.
Wohlan, ich will dein Mahadöh ſein, Mädchen,
Durch Hoffnung dich und ſüße Wonne prüfen,
Und durch Entſetzen auch und grimme Pein.

Siebenter Auftritt.

(Herminia tritt auf.)

Herminia.

Wo iſt mein kranker Herr?

Serapion.

Dort in der Kammer.
Kannſt du ein ſchlimmes Wort ertragen?

Herminia.

Wie?

Serapion.

Er ſchläft.

Herminia.

Ein ſchlimmes Wort, er ſchläft?
Er ſchläft nur ſelten ſanft und ruhig. Wohl ihm,
Wenn du in feſten Schlummer ihn gelullt.

Serapion.

Wenn nur nicht in zu feſten!

Herminia.

Mach' nicht bang mich!

Serapion.

Ich mein', er iſt ſehr krank.

Herminia.

Laß mich zu ihm!

Serapion.

Bleib' hier! Es iſt zu ſpät doch. Er iſt todt.

Herminia.

Todt? Nein, es iſt nicht ſo.

Serapion.

Sieh ſelbſt! Geh hin!
Doch bleibe lieber hier und hör' mich aus!
Todt iſt er. Willſt du zweifeln noch? Ich ſelbſt
Hab' ihn getödtet. Starre mich nicht an!
Ich that's aus Liebe, dir und ihm zu Liebe.
Was ſollt' er leben noch, der arme Heinrich?
Unheilbar war er, doch bei ſeiner Kraft
Hätt' er an hundert Jahre leben können,
Ein hundertjährig ſchmerzenvolles Leben.
Das wollteſt du ihm wünſchen! Hüte dich!
Wenn du ihn liebſt, ſo ſollteſt du dich freun,
Daß ich vom armen Daſein ihm geholfen.
Und dir auch iſt geholfen, liebes Kind.
Du wirſt dich härmen, doch du wirſt dich tröſten.
Entfeſſelt hab' ich dich vom Bett' des Kranken,
Dem Jammer dich entriſſen, du biſt frei;
Und willſt du, nehm' ich dich nach Welſchland mit,
Und neugeboren wirſt du dort dich fühlen,
Komm mit, ich führe dich zu Freud' und Luſt.

Herminia.

Ein Mörder wärſt du? Heinrich's Mörder? Laß,
Laß mich zu ihm, ich will mich auf ihn werfen,
Vielleicht ruf' ich ins Leben ihn zurück.

Serapion.

Ich laſſe dich nicht hin, eh' tödt' ich dich.

Herminia.

So gieb den Tod mir! Hier iſt meine Bruſt.

Serapion.

Es kann noch Rath zum Tode werden, doch
Jetzt nicht. Sag' mir, ſo liebteſt du ihn wirklich?

Herminia.

So ſehr, daß ich nicht länger leben will.
Gieb mir den Dolch, den dort, der ihn getödtet!

Serapion.

Wie konnteſt du den kranken Mann ſo lieben?

Herminia.

Du ſagſt es; weil er krank war. Er iſt todt.
Ich bin zu nichts auf dieſer Welt mehr nütz.
Das war ja meine Luſt, daß ich ihn pflegte.

Serapion.

Er lebt. Ich täuſchte dich.

Herminia.

Grauſamer Mann!
Und doch! —

Serapion.

Er ſchläft, und wenn er ausgeſchlafen,
Iſt er geneſen.

Herminia.

Sei mir denn geſegnet!
Doch nein, du trügſt mich wieder. Sag's noch einmal!

Serapion.

Vertraue mir!

Herminia.

Dein Auge blickt ſo treu.
So könnt' ich dich wie einen Vater lieben.
Ja, ja, es iſt ſo. Heinrich wird dir lohnen.
Doch unſre Freud' iſt ja dein größter Lohn.
Glückſel'gen Aerzte! Giebt's ein ſel'ger Loos,
Als Andre heilen und vom Tode retten?
Könnt' ich's dir danken. Ach, ich möchte dir
Zu Füßen ſinken. Was du willſt, ich geb' es.

Serapion.

Dich ſelber möcht' ich.

Herminia.

Mich?

Serapion.

Nicht dich zur Frau,
Als Tochter möcht' ich dich von hier entführen.
Ich habe keine Tochter, keine Gattin,
Ich bin elender als dein armer Heinrich,
Kein liebend Weſen kümmert ſich um mich.

Herminia.

Du armer Mann! — Heinrich verlaſſen ſoll ich? —
Er iſt geſund. Nicht mehr bedarf er mein.
Wenn er mich von ſich laſſen will, wenn du

Mit einer heimwehtraurigen Gefährtin
Zufrieden biſt —

Serapion.

Wo dacht' ich hin? Vernimm,
Er will zu ſeiner Gattin dich erwählen!

Herminia.

Mich? Mich? Ein armes, niedres Mädchen, das
Der Abt Hilarius hieher gebracht,
Das Vater nicht, noch Mutter kennt. Nicht doch! —
Du winkſt bejahend? Ach, ich glaube dir.
Könnt' es auch anders ſein? Er war ja ſtets
Mir zugethan, ich hab' es wohl bemerkt.
Mein Heinrich liebt mich, und gewiß, ich werde
Ihn glücklich machen, werd' ihn zärtlich lieben,
Mehr noch, als jetzo. Wenn's nur möglich wäre!
Freud' über Freud'! Er lebt, er iſt geſund!
Laß mich es jubeln durch das ganze Haus!

Serapion.

Noch nicht ſo ſchnell, mein liebes Töchterchen!
Denn von Bedingungen hängt Leben und
Geſundheit ab bei unſerm theuern Kranken.
Und du mußt ſie erfüllen.

Herminia.

Sprich ſie aus!
Ich bin zur ſchwerſten willig und bereit.

Serapion.

Die erſt' iſt leicht. Er ſchläft, jedoch ſein Schlaf
Wird durch Muſik erſt volle Wirkung thun,
Muſik hat eine wunderbare Kraft.
Die Alten kannten ſie, haſt du vielleicht
Von Orpheus und Arions Kunſt gehört?
Geſunden macht ſie Freude, lullt ſie ein
In ſanfte Wehmuth, Gottergebenheit,
Weckt ſie aus der Verzückung, ſtachelt ſie
Zu wildem Zorn und zu bacchant'ſcher Wuth.
Doch ſüßer Wohllaut iſt auch Arzenei,
Der Ton des Saitenſpiels, noch mehr der Flöte,
Iſt Arzenei der Seel'; ein Himmelsathem
Weht es durch Nerven und Gebein und Mark.
Die Schwermuth weicht, der Wahnſinn ſelbſt zerrinnt
Fried', Eintracht, Heitre kehrt dem Menſchen wieder
Nimm denn dein Saitenſpiel, dort liegt es, nimm'
Und ſing' ihm deine Treu' und Liebe zu!

Herminia (ſingt).

Du ſchläfſt! Die Liebe wacht!
Bei Tag, bei Nacht!
Dort oben wacht die ew'ge Huld,
Die Liebe wacht hier unten auch,
Geſang iſt und Gebet ihr Hauch!
Geduld, Geduld!

Serapion (für ſich).

O dieſe Stimm', Adelaidens Stimme!

Herminia (ſingt).

Du ſchläfſt! Die Liebe wacht!
Bei Tag, bei Nacht!
Die Liebe wohnt in Frauenbruſt,
Iſt treu wie Sonn' und Morgenroth,
Und opfert ſich dem bittern Tod
Mit Luſt, mit Luſt!

Serapion (für ſich).

Ja, das iſt Liebe. Weinen muß ich; doch
Ich muß ſie prüfen, ich muß grauſam ſein.
Sei ſtarr, mein Herz! Ihr Thränen, hemmt mich nicht!

Herminia.

Du redeſt nicht? Du kehrſt dich ab? Wie? Thränen!

Serapion.

Ich wein' um dich, Herminia.

Herminia.

Um mich?

Serapion.

Ich habe dich mit Freud' erfüllt, nur um
Dich ſchmerzlicher und bittrer zu betrüben.
Betrüben? Nein, verzweifeln wirſt du, Arme!
Geſund kann er nur werden, wenn ein Andrer
Für ihn die Krankheit übernimmt, und gern
Zu dieſem grauſen Tauſche ſich erbietet.
Denn ich vermag mit einem Zauberwort
Aus Einem Leib ein Uebel zu verbannen

In einen andern. Doch nie übt' ich es,
Weil Niemand ſolch ein Opfer bringen wollte,
Solch eine Liebe giebt's nicht unterm Mond.

Herminia.

So ſieht der Mond ſie heut zum erſtenmal.
Ich war geſund bis jetzt. Ich weiß noch nicht,
Was Krankheit heißt. Bin ich des Vorzugs werth?
Und er war elend eine Reih' von Jahren.
Womit hat er's verdient? Ich gleich' es aus.
Sprich aus dein Zauberwort. Ich bin bereit.

Serapion.

Ich kann's nicht glauben, Mädchen. Weißt du auch,
Was er gelitten hat? Bedenke dich!

Herminia.

Ich dächt', es könnt' es Niemand beſſer wiſſen,
Als ich, denn ich war ſeine Wärterin.

Serapion.

Du biſt ein heldenmüthig Mädchen! Doch —
Was ich geſagt, es war nur Vorbereitung.

Herminia.

Was werd' ich hören?

Serapion.

Sterben mußt du, ſterben.
Denn mit dem Herzblut einer reinen Magd
Muß ich ihn baden, wenn er ſoll geneſen. —
Ja, jetzt erſchrickſt du. Ich verzeihe dir.
Das Leben iſt doch mehr als Lieb' und Treue.

Herminia.

Das Leben iſt nicht mehr als Lieb' und Treue.
Wenn vor dem Tod' ich beb', iſt's nur mein Leib,
Die Seele nicht. Und doch, ſie bebte auch,
Wenn ich bedachte, wie er leben werde,
Wenn ich ihm fehle. Sprachſt du ihm davon?

Serapion.

Wie kannſt du das nur glauben? Könnt' er ſchlafen,
Der Möglichkeit nur deines Todes denkend.
Er liebt dich ja.

Herminia.

Ja wohl, es tödtet' ihn,
Vernähm' erwachend er, was ich gethan.
So laß uns denn ihn wecken oder warten,
Bis ihn der Schlummer läßt.

Serapion.

Es iſt nicht noth,
Er weiß es.

Herminia.

Weiß es? Und was ſagt' er? Sprich!

Serapion.

Zuerſt erſchrack er, weigerte ſich faſt,
Ward über ſolchen Vorſchlag böſ' und wild.
Doch bald beſann er ſich, er zweifelte,
Ob du ſo ſchweres Opfer bringen werdeſt.
Doch wünſcht' er es, und ſo entſchlummert' er.

Herminia.

Er wünſcht' es? Nein, es kann, es kann nicht ſein.

Serapion.

Vielleicht preßt' ihm der Schmerz den Wunſch nur aus.

Herminia.

Wenn er's gewünſcht — der Unglückliche, Arme!
Wird's ihm nicht leid thun, wenn ich nun geſtorben?
Ich werd' im Himmel glücklich ſein, doch er? —
Er konnt' es! Ach, wie groß iſt doch ſein Leiden,
Daß er, was er nicht wünſchen kann, doch wünſchte!
Gieb her den Dolch! Nein, nimm ihn, tödte mich!

Serapion.

Gern mußt du ſterben, und durch eigne Hand.

Herminia.

Auch das noch! An mich ſelbſt ſoll Hand ich legen?

Serapion.

Thu's nicht! Es iſt ein Selbſtmord, ein Verbrechen!

Herminia.

Laß mich mit meinem Gott erſt mich berathen!

Serapion.

Jetzt iſt es Noth. Nur jetzo wirkt der Zauber.

Herminia.

Dann muß ich's thun. Und ſchnell ſoll es geſchehn.
Mag Gott es mir verzeihn, er iſt ja gnädig.

(Sich auf die Knice werfend.)

O, hör' mich, Gott, erbarm' dich meiner Seele!
Aus Liebe ſterb' ich ja, aus Lieb' und Treue.
Erbarm' dich meiner, ſende deinen Blitz
Aus heitrer Höhe, Vater, tödte mich,
Eh' ich den eignen Tod mir geben muß!

(Aufſtehend.)

Es iſt umſonſt! Nichts rettet mich! Ich muß!
Gieb her den Dolch!

Serapion.

Nein, nimmer geb' ich ihn.
Es iſt genug. Hier ſink' ich knieend nieder,
Und, wie vor Gott du lagſt, lieg' ich vor dir.
Du haſt mich überwunden, haſt geſiegt.
Es giebt noch unterm Monde Lieb' und Treue,
Es giebt ein Weib noch, das ſie hegt! Du biſt's!
Verzeih' mir meine bittergrauſe Prüfung!
Mir war ſie ſchrecklicher, als dir, o Mädchen!
Nein, du verdienſt ein höhres Glück, als hier
Es Gott verleiht. Ich beuge mich vor dir! (Steht auf.)

Achter Auftritt.

Heinrich (eintretend).

Und ich auch werfe mich zu deinen Füßen!
Ich bin geſund. Der Mann hat mich geheilt.
Nein, du haſt mich geheilt. Ich hörte Alles.
Doch, daß ich dich ſo furchtbar quälen ließ —

Herminia.

Es iſt vorüber.

Heinrich.

Daß ich zweifeln konnte —

Herminia.

Du warſt es nicht, dein böſer Dämon war's.

Heinrich.

Abbitten werd' ich's dir mein Leben lang.

Herminia.

Und iſt es denn gewiß? Biſt du geſund?

Heinrich.

Ich bin's.

Neunter Auftritt.

(**Kunz**, **Hilarius** und die übrigen Ritter kommen nebſt Muſikanten.)

Serapion.

Er iſt's! Herein, ihr All', herein!
Herein, ſeht euern Herrn! Er iſt geſund.

Heinrich.

Ich bin's, ich bin's, durch jenes Mannes Hilfe.

Hilarius.

Dank deinem Schöpfer!

Kunz.

Dank auch euch, Herr Arzt!

Hilarius.

Dank euch, Herr Arzt! Wie? Sollt' ich euch nicht
kennen?
Ihr ſeid — kennt ihr den Jugendfreund nicht mehr?

Serapion.

Weh' mir! Verführer meiner Adelheid!

Hilarius.

Unſchuldig bin ich ſelbſt, unſchuldig eure
Gemahlin! Ja, ich liebte ſie! Sie zog
Euch vor. Ich floh, ich kam zurück, ich bat,
Ich flehte. Sie geſtand mit Widerſtreben,
Nachdem ich heilig ihr verſichert, daß
Ich ſchon als Kloſterbruder aufgenommen,
Mir ein geheim Geſpräch zum Abſchied zu.
Ihr überraſchtet uns. Argwöhniſch ließt
Ihr Vaterland und Gattin hinter euch.

Serapion.

Sie war unſträflich, ſagſt du? Täuſch' mich nicht!

Hilarius.

So wahr Gott lebt, ſie ſtarb rein wie die Tugend.

Serapion.

Sie war nicht ſchuldig und ſie lebt nicht mehr?

Hilarius.

Längſt iſt ſie bei den Seligen dort oben.

Serapion.

Unglücklich war ich ſiebzehn lange Jahre,
Doch ein Verdammter, ein Unſel'ger nun!
Sie ſtarb vielleicht aus bitterm Gram um mich?
O ich Verblendeter! Nichts hilft die Reue nun!
Nichts kann ich mehr gut machen. Keine Ruh'
Und keine Freude blüht mir mehr auf Erden.
Hervor, mein Dolch, ich muß zu ihr, ich will
Nur einen Augenblick ins Paradies,
Und mich zu Füßen ihr abbittend werfen!

Hilarius.

Halt ein! Vernimm mich, hör' ein tröſtlich Wort!
Wohl bleichte Gram die friſchen Wangen ihr,
Oft klagte ſie des unvorſicht'gen Schritts
Sich unter heißen Thränenſtrömen an.
Nicht fern war ihre Niederkunft, als du
Entflohſt, ſie ſtarb an der Entbindung, und –

Serapion.

Das Kind?

Hilarius.

Es lebt, es blüht in Jugendreiz.
Sieh hin, Herminia iſt deine Tochter.

Herminia.

Mein Vater?

Serapion.

Tochter! Adelheidens Tochter!
Und meine Tochter! Komm in meinen Arm!

Hilarius.

Schau nieder aus den Wolken, ſel'ge Mutter!
Dein Gatte weint, von Wehmuth übermannt.
Gott hat erhört mein Bitten. Er iſt da.
Ich bin mit ihm verſöhnt. Er iſt mein Freund.
Ein heitrer Abend ſchließt den trüben Tag.

Heinrich.

O du mein Arzt, mein mächt'ger Wunderthäter!
Herminiens Vater, o, und bald mein Vater!

Kunz.

Glück zu, Glück zu! Von Herzen Glück! Doch ſieh,
Du hießſt der arme Heinrich, weil du krank warſt.
Und hätten wir dir nun gewillfahrt heut,
So wären wir Beſitzer deines Guts,
Und du aufs neu' ein armer, armer Heinrich.

Heinrich.

Nein, nein, mein lieber Freund, ich wär' nicht arm!
O, wer geſund iſt, der iſt kröſusreich!

Ich bin es doppelt; denn ich bin geliebt
Von treuen Freunden und dem beſten Mädchen.
Gebt mir ſie her, mein Vater, ſie iſt mein.
Herminia, geliebte, holde Jungfrau,
Du hießeſt meine kleine Gattin längſt,
Nun wirſt du's ſein. Herminia, ſei mein Weib!

Herminia.

Mein Heinrich, mein Gemahl, geliebter Freund!

Kunz.

Und bin ich noch dein Nebenbuhler?

Heinrich.

Still!

Kunz.

Ich ſtelle morgen meine Braut dir vor.
Du wirſt uns Alle doch zur Hochzeit laden!

Heinrich.

Bleibt hier, bleibt Alle hier! Heut' iſt Verlobung!
Und binnen einem Mond iſt luſt'ge Hochzeit.
Die ganze Gegend lad' ich mir zum Schmaus.

Serapion.

Zu viel, zu viel der Freud'. Ich trag' es nicht.
Iſt es auch nicht ein Traumbild? Ich bin Vater,
Und dieſes Mädchens Vater! — Theurer Heinrich,
Und wackern Freunde, nehmt mich Armen auf!
Laßt mich bei euch hier wohnen! O, es war

Ein ſchwerer Traum, was ich bisher gelebt.
Ich bin erwacht. Herminia, mein Kind,
Du biſt nicht Heinrich's Arzt nur, auch der meine! —
Ach, Adelheid! Ich wein' in meine Freude!
Nein! Weinen nicht! Heut gilt es fröhlich ſein!
Ihr Muſikanten, nehmt für mich das Wort!
Auf die Geſundheit unſers armen Heinrich's,
Auf die Verlobung eures Herren! Blaſt!

(Trompetenſtoß. Der Vorhang fällt.)

Dänische Novellen
und
Erzählungen.

Deutsch

von

K. L. Kannegießer.

Erſter Band.

Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.
1840.

Kgl. Univ. Bibl.
[illegible]

Inhalt:

Seite.

Der Zudringliche . . . . 1.

Die Verſchwornen . . . . 113.

Das Kaninchen . . . . 205.

Ruel (Eine geſchichtliche Anekdote.) . . . . 237.

◆

Druck von Fr. Oldecop's Erben in Oſchatz.

Der Zudringliche.

I

An einem ſchönen, aber etwas kühlen Vormittag im Spätſommer des Jahres 1809, arbeitete ſich ein großer vierſitziger holſteiniſcher Wagen langſam den damals ſchlimmen ſandigen Strandweg herauf und näherte ſich eben der Einfahrt von Charlottenlund, rollte hindurch und hielt ſtille bei dem erſten Waldläuferhauſe, wo die Familie, die in dem Wagen ſaß, ausſtieg. — Damals war Charlottenlund nicht ſo bequem für die Kopenhagner eingerichtet wie jetzt. Die Menge von Zelten, in welchen man gegenwärtig nach Umſtänden gute und ſchlechte Erfriſchungen erhalten kann, kannte man damals nicht, weßhalb denn auch der Wald weniger beſucht war als jetzt. Dagegen war es damals gewöhnlicher, ſtatt der vielen, durch Hitze und Dunſt abſchreckenden

Zeite, einzelne Waldpartien zu ſehen, wo es Tiſche und Bänke gab, beſetzt mit achtbaren Bürgerfamilien, die durch ihre muntern Gruppen, durch die Freude, die ſich bei Groß und Klein in der Geſellſchaft zeigte, den Augen der Spatziergänger eine anmuthige Abwechſelung verſchafften, ohne ihnen auf jedem Schritte im Wege zu ſein. — Es war alſo ganz in der Ordnung, daß der Regiſtrator und Brandverſicherungsbuchhalter Neermann (denn er war es mit ſeiner Familie, welcher aus dem Wagen ſtieg,) ſeine Frau und beiden Töchter in das Waldläuferhaus hineingehn ließ, um einige Bedürfniſſe zu beſtellen, während er ſelbſt mit zwei jungen Herren fortging, um einen Hügel aufzuſuchen, von wo man die Ausſicht auf den Weg oder das Meer hatte.

Der alte Neermann hatte vom Schreiberburſchen in einer norwegiſchen Amtsſtube, ſich allmälig heraufgearbeitet zu dem Amt, oder zu den Ämtern, welche er jetzt bekleidete. Er war nämlich, außerdem daß er Regiſtrator und Buchhalter bei der Brandverſicherung war, in gleicher Eigenſchaft bei einer Wittwen- und Leichenkaſſe und bei ein paar andern Privatgeſellſchaften angeſtellt. Er wurde deßhalb, zumal da ihm ſeine Frau auch Geld zugebracht hatte, für einen vermögenden Mann angeſehen. Seine Jugendzeit war in eine anziehende Periode gefallen, wo Kopenhagen eine Menge witziger Köpfe und Genies beſaß, oder wenigſtens ſolcher, die den Ruf hatten es zu ſein, aber ſeine Heirat und ſeine zunehmenden Geſchäfte hatten ihn vermocht, die Verbindungen, worin er mit dieſen ſtand, abzubrechen, und in der letzten Zeit fand er beſſer ſeine Rechnung dabei, ſich zurückzuziehen und in der Erinnerung an eine verſchwundene Zeit zu leben, als ſich ohne Noth mit einer neueren zu befreunden, deren Bedrängniß ihm nur allzu nahe lag, aber für deren höhere Intereſſen ihm, wie er fühlte, der Sinn mangelte. Deßhalb lebte er beinahe bloß für die gewiſſenhafteſte Erfüllung ſeiner Berufspflichten und für Frau und Kinder, welche er mit großer Zärtlichkeit liebte.

Während Neermann mit den jungen Männern fortging, um einen Hügel aufzuſuchen, entſpann ſich zwiſchen den beiden Letzteren ein heftiger Zwieſprach über den Ausfall der diesjährigen Ernte, woran Neermann nur geringen Antheil nahm. Der eine von den Disputirenden war der Kandidat der Theologie, Flor, ein hübſcher, wohlgewachſener Mann, aber von ſteifem, etwas pedantiſchen Weſen, reinlich, aber nicht modern gekleidet. Er war ſchon ſeit ein paar Jahren verlobt mit der älteſten Tochter Neermanns, Suſanne, und bemühte ſich jetzt um ein Amt. Flor war unläugbar ein junger Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, aber er gehörte zu denen, welche Alles zu wiſſen glauben, und war deßhalb oft oberflächlich. Er disputirte gern, aber trocken und zänkiſch, und man konnte ihm mit Grund vorwerfen, daß es ihm oft mehr darum zu thun war zu ſprechen, als um die Wahrheit zu erforſchen, weßhalb er auch zuweilen eine Beweisführung gegen Einen anfing, und wenn dieſer fort mußte, ſie gegen einen Andern fortſetzte, der den Anfang nicht gehört hatte. Dießmal fühlte er ſich glücklich, da er in dem jungen beredten Normann, mit welchem er gerade ſo eifrig ſtritt, einen gefunden hatte, mit dem er disputiren und raiſonniren konnte, ſo viel ihm beliebte. Stenerſen — ſo hieß der Normann — war Anwald bei einem Landrichter in Norwegen und hielt ſich jetzt zum Vergnügen in Kopenhagen auf. Als Sohn eines Jugendfreundes von Neermann war er ein lieber und täglicher Gaſt in deſſen Hauſe. Er war, was man einen flinken Mann nennt, von ſanguiniſcher Natur, heftig, aufbrauſend und ruhmredig. Norwegen pries er über Alles und auf Dänemarks Koſten; aber dieſer Fehler nebſt ſeinen übrigen war vermiſcht mit ſo viel natürlicher Offenheit und Gutmüthigkeit, und mit einem ſo wackeren Charakter, daß man ihm nicht leicht böſe ſein konnte, und wenn ſeine Eitelkeit nicht zu ſehr in das Spiel kam, zeigte er ſich nicht bloß als einen warmfühlenden, ſondern auch als einen geſund- und billigdenkenden Mann. Er war breitſchulterig und ſtarkgebaut, obgleich unterſetzt. Wenn er mit feſten, beſtimmten Schritten, geſchwungenen Armen und mit einem Geſichte, das von Geſundheit und Munterkeit ſtrahlte, in ein Zimmer trat, kam neues Leben in die Geſellſchaft. Alles, was er ſagte, ward mit tönender, ſtarker Stimme ausgeſprochen, ſein Accent war norwegiſch und zeichnete ſich aus durch deutliche Artikulirung aller der Buchſtaben, die wir in der gewöhnlichen Rede aus Sorgloſigkeit beinahe ſchwinden laſſen. Rechnet man noch hinzu, daß er ein gutes Glas Wein und ein kleines Trinkgelag unter muntern Brüdern liebte, daß er, wenn es galt, einen Rundgeſang anheben konnte, und daß er ein wenig muſikaliſch war: ſo hat man in ihm ein ziemlich gutes Exemplar derjenigen Klaſſe junger Norweger, welche man häufig in Kopenhagen für ſich beiſammen traf.

Stenerſens und Flor's Zwieſprach war noch in vollem Gange, als man einen Hügel traf, wie man ihn ſuchte; und Flor ging nun zurück, um die Frauen davon zu unterrichten. Dieſe kamen bald darauf, begleitet von dem Kutſcher, welcher Eßwaaren und Flaſchen trug. Suſanne war in übler Laune, weil ihre Schweſter Oline Meſſer und Gabeln mitzunehmen vergeſſen hatte, und weil man bei den Leuten hier draußen nur fünf Paare hatte auftreiben können; aber Oline meinte, daß dieſe hinreichend wären, ihre Schweſter und ihr Bräutigam könnten ſich wohl an einem Paar genügen laſſen, da Liebesleute ja Alles gemeinſchaftlich haben wollten. Dieſe von Lachen begleitete Bemerkung war eben nicht ſehr geſchickt, Suſannen zu verſöhnen, welche gleich ausbrach: „Ja, Du biſt immer ſo gleichgültig; Deinetwegen kann es gehn, wie es will;“ und beinahe hätte ſie angefangen, in Ernſt zu ſchelten, wenn nicht die Mutter ſie beruhigt und gebeten hätte, daran zu denken, wie ſehr es ihrem Vater zuwider ſei, wenn ſie zankten. In Neermanns Haus herrſchte nämlich, beſonders wenn er zugegen war, eine große Ordnung und eine gewiſſe Stille, da er ſelbſt ſchweigſam oder von wenigen Worten war, und Alles haßte, was Geräuſch verurſachte und Aufſehen erregte.

Während der Zubereitungen zum Frühſtück blieb Neermann auf einer Bank ſitzen und ſah gedankenvoll den Weg hinab; Stenerſen erging ſich indeſſen im Walde. So war der Tiſch bereits ein Weilchen gedeckt und man wartete nur auf die beiden jungen Männer. Suſanne, die ſchon vorher verdrießlich geſtimmt war, bemerkte mürriſch, daß es immer ſo ſei, wenn man denke, ſie wären beiſammen, ſo ſei der Eine in Oſten, der Andere in Weſten; und wie man ihrer nun habhaft werden ſolle; ſie wolle ſich nicht nach ihnen zerreißen. — „So will ich es!“ rief ihre muntere Schweſter, und ſtand dabei auf. Aber in demſelben Augenblick ſah man Flor und Steenerſen etwas nach unten zu in einem Baumgange den Hügel heraufkommen in Unterredung mit einem Fremden.

Soweit es ſich in der Entfernung beurtheilen ließ, war der Fremde ein junger, ſchlanker, ziemlich großer Mann, in einer modernen Tracht, die ſich einem Jagdanzuge näherte, und begleitet von einem Pudelhunde. Als er bis zum Fuße des Hügels gekommen war, hörte man, wie er bei Flor ſich erkundigte, ob die dort oben Verſammelten zu ſeiner Geſellſchaft gehörten, worauf er eine bejahende Antwort erhielt; er ging ſodann mit abgenommenem Hute den beiden Andern voran den Hügel hinauf, wie Einer, der die nähere Bekanntſchaft der Familie zu machen beauftragt war. Neermann hielt ihn für einen guten Freund, den Flor angetroffen und mitgenommen habe, da dieſer, der nicht leicht Jemanden losließ, mit dem er einmal ins Geſpräch gekommen war, ſchon ſonſt es ſo gemacht hatte, obgleich er jedesmal dafür von Suſanne Schelte bekam, welche es nicht begreifen konnte, „was man mit fremden Menſchen anfangen ſolle, wenn man ſich aufgemacht habe, um mit den Seinigen ein Vergnügen zu genießen.“ Der Angekommene ward indeß mit Höflichkeit aufgenommen, und verhinderte ſelbſt die Pauſe, welche einzutreten drohte, indem er ſich, als ob er die abgebrochene Unterredung fortſetzen wolle, an den Normann mit folgenden Worten wandte: „Hier auf dem Hügel, wo man eine weitere Ausſicht zum Strande hat, iſt das, was ich vorher behauptete, noch augenfälliger. Unſere Küſten ſind freilich offen, und wie es ſcheint, von natürlichen Vertheidigungsmitteln entblößt; aber das Waſſer rundum iſt niedrig und faſt bloß kleinen Fahrzeugen zugänglich. Selbſt ohne ſich Batterieen auf den Hauptpunkten angelegt zu denken, ſcheint eine gute Landwehr die Landung des Feindes verhindern zu können.“

Neermann, der bei dem Überfall und dem Bombardement der Engländer bedeutend gelitten hatte, ſagte mit einem Seufzer: „Die Erfahrung ſpricht gerade nicht dafür, daß dieſe Küſten leicht vertheidigt werden könnten.“

„Sie meinen,“ ſagte der Fremde, „die Lanbung der Engländer bei Vebbeck. Aber leider beweiſt die Erfahrung hier nichts, weil ja von unſrer Seite auch nicht der geringſte Verſuch gemacht wurde, die Landung zu verhindern. Ich habe mit mehreren hannöverſchen Officieren geſprochen, welche mir verſicherten, daß den Engländern keineswegs gut zu Mute war bei der Ausſchiffung auf Booten, und daß ſie das Gefährliche des Unternehmens ſelbſt einſahen. Sie betrachteten die unvertheidigte Küſte wie eine Falle; ja ſelbſt nachdem eine große Anzahl Truppen an's Land geſetzt war, und ohne Widerſtand auf Kopenhagen zu marſchirte, that man jeden Schritt mit der größten Vorſicht und fürchtete im Walde hinter jedem Buſch einen verſteckten Hinterhalt. Aber" — fügte er mit einem düſtern Blick hinzu — „wenn kein Arm ſich hebt gegen den vordringenden Feind, dann können ſelbſt Bergpäſſe und Hohlwege ſeinen Einmarſch nicht verhindern."

„Bergpäſſe?" — brach der Normann aus — „Hören Sie, Herr — Herr — — ja, entſchuldigen Sie, ich weiß Ihren Namen nicht."

Indem Stenerſen ſich bei dieſen Worten

an Flor wandte, gleichſam um den Namen von ihm zu erfahren, antwortete der Fremde ſchnell: „Mein Name iſt Ernſt.“

„Nun alſo, Herr Ernſt, ſind Sie in Norwegen geweſen? Haben Sie jene himmelhohen Berge geſehen, jene natürlichen Verhacke, jene Thäler, wo jedes Gehöft eine Feſtung iſt? Haben Sie jene engen Schluchten geſehen, wo ein Kind mit einem Schwefelholz in den Händen einem ganzen Heere widerſtehen kann? Haben Sie geachtet auf jene mit Tannenholz bewachſenen Felskanten, wo ein einziger Freibauer mit ſeinen Knechten Jeden auf's Maul ſchlagen kann, der es wagt, ſich unſern Grenzen zu nähern? Haben Sie geſehen — — —“

„Ich bin in Norwegen geweſen,“ unterbrach ihn der Fremde, „und habe geſehen, was Sie ſchildern, läugne auch nicht, daß die Natur dort für die Vertheidigung des Landes wohl geſorgt hat. Aber Seelands Küſte, zumal die öſtliche, iſt bei weitem nicht ſo ſchwierig zu vertheidigen, wie man oft glaubt. Die häufigen Waldpartien, die Hügel und die längſt der Küſte zerſtreuten Häuſer erleichtern die Operationen einer Vertheidigungslinie ungemein. Und wenn Alles zu Allem kommt, ſo iſt der Entſchluß einer Mannesbruſt ſtärker als Bergpäſſe und Tannenwälder; je weniger Schutzwehr, deſto mehr Mut und Entſchloſſenheit, wie Öhlenſchläger ſo ſchön ſagt, daß „Daniel Rantzau hinter dem Schwerdte ſtand, und ſtand, bis er überwand.“ — Die Geſchichte erzählt uns nicht, daß man oft gewagt habe, eine Landung auf Seeland zu machen, während in Norwegen häufige Einfälle gethan ſind.“

„Einfälle?“ — rief der Normann und ſprang von der Bank auf, wo er Platz genommen hatte, — „aber wie ſind dieſe Einfälle ausgefallen? Wie Hunde ſind die Schweden von uns aus unſern Grenzen gepeitſcht worden. Mit der Büchſe in den Händen haben die norwegiſchen Bauern — höre Flor, Du ſollteſt die Kerle ſehen, Einer von ihnen ſpeiſt drei Seeländer zum Frühſtück auf; Du ſollteſt nach Tellmarker kommen, nach Dovrefield, und dieſes kräftige Geſchlecht betrachten, dieſe Kämpfergeſtalten, welche ausſehen, als ob ſie aus dem Fels herausgewachſen und in Granit gehauen wären. Das iſt die reine Bergesluft, die das macht, — die gibt meinen Brüdern, — denn ich bin ſelbſt aus Tellemark, wie Du wohl an meiner breiten Bruſt und an meinen ſtarken Schultern ſehen kannſt, — die giebt ihnen dieſe Geſundheit, dieſe Kraft, dieſe athletiſche Geſtalt, dieſes hohe, faſt unglaubliche Alter. Es iſt buchſtäblich wahr, was ihr für Mährchen haltet, daß ein Alter dort ſagen kann, er habe von ſeinem Vater die Ruthe auf den Steiß bekommen, weil er ſeinen Großvater auf die Erde fallen ließ.“

Das Gelächter, daß die letzten Worte hervorriefen, brachte eine Pauſe hervor in dem Redefluſſe des Normanns, die von Flor raſch benutzt wurde zu einer ausführlichen Entwickelung der beſten Weiſe, wie längs der Küſte Batterieen angelegt werden könnten. Aber mit ſeinem weitläuftigen und trockenen Vortrage und eintöniger, oft ſelbſt ſtockender Ausſprache glückte es ihm ſelten, ſeine Zuhörer lange zu feſſeln, Neermann und deſſen Frau ausgenommen, denn dieſe hatten große Achtung vor ihm als einem ſtudirten Manne; dahingegen ſeine Braut gewöhnlich bloß mit halbem Ohre auf ſeine Auseinanderſetzungen hörte, und dazwiſchen ab- und zuging und ſich mit dem Hausweſen beſchäftigte; auch Oline ging entweder ihren Weg oder zog ihn auf und machte ihm tauſend Einwendungen. Während er jetzt die Örtlichkeit berechnete, die Hügel vermaß und weitausſehende Entwürfe machte und zuletzt keine Zuhörer mehr hatte als Neermann und Stenerſen, hatte der Fremde ſich unaufgefordert auf die Bank geſetzt, Olinen zur Seite, auf Madame Neermanns Einladung an dem Frühſtücke Theil genommen und ſehr behende die Damen in eine lebhafte Unterhaltung zu verwickeln gewußt. Bei alle dem war es nicht zu verkennen, daß er bei der größten Aufmerkſamkeit, die er den Damen widmete, doch zugleich auf das Geſpräch der Männer achtete, und beſonders den Weg, der den Hügel hinaufführte, nicht aus den Augen ließ; ſelbſt den Bewegungen des Hundes folgte er, und augenſcheinlich mit Unruhe, wenn dieſer ſich langſam aufrichtete und aufbellte oder knurrend den Weg hinunterſah. Trotz dem war ſeine Unterhaltung, wenn gleich durch augenblickliche Zerſtreuungen unterbrochen, anziehend und angenehm, und er gewann die Damen durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er auf ihre verſchiedenen Anſichten einzugehen und ſie zu vereinigen wußte. Zum großen Vortheile gereichte es ihm auch, daß er gleich bei ſeinem erſten Auftreten mit dem Anſchein eines Sachverſtändigen ſich der übertriebenen Darſtellung des Stenerſen von der Herrlichkeit Norwegens widerſetzt hatte. Denn dieſe reizte ſtets beſonders die Frauen zum Widerſpruche, ſie ſcheiterten aber ſtets an ihrer völligen Unbekanntſchaft mit dem Lande.

Nach dem Frühſtücke beſchloß die Geſellſchaft einen Spaziergang zu dem andern Waldläuferhaus zu machen und den Wagen dorthin kommen zu laſſen. Stenerſen bot Madame Neermann ſeinen Arm, Suſanne ging mit ihrem Schatze; es verſtand ſich alſo wohl von ſelbſt, daß der Fremde Olinen ſeinen Arm bot, und daß ſie, die ſich von ſeiner Geſellſchaft ſehr angezogen fühlte, ihn annahm. Sie befanden ſich bald allein und den Übrigen voran, weil Neermann und ſeine Frau langſam gingen und Suſanne ſich nach der Mutter richtete.

Aus dem Vorhergehenden wird man ſchon bemerkt haben, daß Oline in einem und dem andern Punkte von ihrer ältern Schweſter verſchieden dachte. In der Sinnesart der letztern lag etwas Unzufriedenes und Mürriſches, das nur geringer Veranlaſſung bedurfte, um hervorzutreten. Aber ſie verſtand es doch, den Freunden des Hauſes eine gewiſſe Achtung abzunöthigen durch die ſtrenge Erfüllung ihrer Pflichten und durch eine beſtimmte Richtung ihres Verſtandes. Sie war der Mutter erklärter Liebling, was ſich zum Theil wohl auf die Neigung der Tochter gründete, ſich mit dem Hausweſen zu befaſſen, dem ſich Oline nur im allerhöchſten Nothfalle unterzog, aber auch darin, daß ſie zeitig gelernt hatte, der Mutter alles an den Augen abzuſehen, und ihr zu ſchmeicheln. Bei dieſer gutmütigen, aber mit geringem Verſtande begabten Frau hatte ſie bisweilen einen ſchädlichen Einfluß, das Geſinde zu verläumden, und ſie zu ſtrengeren Maaßregeln aufzumuntern, als ſie von ſelbſt genommen haben würde. Hierin, wie in manchem Andern, war Oline ganz das Gegentheil von ihr. Dieß junge Mädchen war weit zarter und liebenswürdiger und hatte ſich überdieß durch Leſen und Nachdenken eine Bildung erworben, die ſie weit über ihre nächſten

Umgebungen erhob. Mit einem lebhaften Temperament, mit Munterkeit und natürlichem Witz verband ſie einen vielleicht durch Bücherleſen genährten Hang zur Schwärmerei. Aber ihr Verſtand war geſund und raſch, und ſie war geneigt genug das Launige, Muntre und Frohe im Leben aufzufaſſen, ſo daß ihre lebhaften Gefühle keinen verderblichen Einfluß auf ſie ausüben konnten. Die Mutter und Suſanne hatten ſtets viel an Olinen auszuſetzen, nannten ſie eine Schwärmerinn und warfen ihr vor, daß ſie zu viel Zeit auf Leſen wende. Auch war ihr häufiges und anhaltendes Lachen ihnen zuwider; ſie meinten, ſie nähme das Leben zu ſehr von der leichten Seite. Der Vater dagegen, der vielleicht in vielen ihrer Züge ſeine eigne Jugend wiedererkannte, liebte ſie unbeſchreiblich; aber da er aus dem Grundſatze, unter den Kindern keinen Unterſchied in der Behandlung zu machen, ſeine Gefühle verbarg, ſo war es natürlich, daß das arme Kind ſchon früh Augenblicke hatte, worin ſie ſich einſam und verlaſſen vorkam, und mit einer Art von Mißmut bei ſich ſelbſt darüber klagte, daß Alle ſie mißverſtänden und zurückſetzten.

Aber dergleichen Seelenzuſtände wurden glücklicherweiſe bald durch andere ihr natürlichere Eindrücke verdrängt.

Wie oben bemerkt, ging Oline jetzt allein mit dem Fremden, der ſie in ein tiefes Geſpräch verwickelt hatte.

„Aus Ihren Äußerungen zu ſchließen,“ ſagte der Fremde, als ſie ſich gerade an einer Außenſeite des Waldes befanden — „ſind Sie eine Freundinn der Natur.“

„Das bin ich,“ antwortete Oline; „beſonders liebe ich die Jahreszeit, in welcher wir uns jetzt befinden. Sie hat wenigſtens die gute Eigenſchaft, daß ſie mehr hält als ſie verſpricht. Der Frühling entſpricht bei uns nicht den Schilderungen der Dichter; der Sommer iſt entweder zu kalt oder zu warm, und den Winter genießt man nicht ſehr, wenn man in der Stadt wohnt.“

„Aber es ſcheint doch,“ antwortete der Fremde, „daß es ſo natürlich iſt, die Zeit zu lieben, wo die Erde neues Leben, die Bäume Knospen und Blätter empfangen und das Feld mit friſchen duftenden Roſen bedeckt wird. Tauſend Vögelzungen fordern uns gleichſam auf Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude; ſelbſt die Luft, bisher von Schneegeſtöber und Regengüſſen beſchwert, ſcheint freier zu athmen; das Waſſer rollt ſo friſch, ſo blau und mutwillig. Wäre der norwegiſche Herr zur Stelle, ſo würde er zum Überfluß den Anblick der Bären anführen, wenn ſie im Frühjahr vom Winterlager kommen, ein Anblick, der wohl des Sehens werth iſt. Aber ich will Sie auf etwas weit Größeres und Prachtvolleres hinweiſen, auf die See, welche unſere Küſten umringt. Denn iſt es nicht gleichſam, als ob das Meer den Winter über unter der Herrſchaft des Froſtes todt liege und im Schlafe nur an den Pfoten ſauge, und nun, befreit von einem, dieſes Weſen verſteinernden und drückenden Zwange, ſich in ſeiner ganzen glücklichen Freiheit und in der Beweglichkeit und in dem Wechſel ſeiner Natur fühlte, indem es bald leiſe gegen den Strand über die Kieſel rieſelt, bald ſich dem Ausdruck der gewaltigſten Kraft überläßt, bald träge und ausgeſtreckt, mit unmerklichen Bewegungen, daliegt, gleich einem Seethier, das ſeinen ungeheuren Rücken in den Stralen ſonnt, welche auf ihm ſpielen? Iſt es nicht, als ob jeden Frühling mit der ſchmelzenden Schneedecke ein großer Teppich weggenommen würde, um eine ſchöne Walddekoration zu zeigen, die uns die Hoffnung auf ein munteres und lebhaftes Schauſpiel gibt?"

Oline, die auf jedes ſeiner Worte gehört hatte, ſagte lachend: „Ich habe ja erklärt, daß ich den dichteriſchen Beſchreibungen des Frühlings nicht traue, und Sie ſchildern mit den Farben eines Dichters. Indeß will ich Ihnen zugeſtehen, daß ich jeden Frühling etwas von dem gefühlt habe, was Sie beſchreiben. Aber" — hier ſtockte ſie und warf ihre Blicke auf einen Theil des Waldes, der mit ſchönen Baumgruppen eine freie Ausſicht auf die Landſtraße und den Strand eröffnete — „haben Sie ſchon die wunderbare Macht gefühlt, welche die Natur hier zu Lande im Herbſt über die Gemüter ausübt? Betrachten Sie nur den Wald hier! Der feuchte Blick, womit er gleichſam Abſchied von uns nimmt; das eigenthümliche Flüſtern und Säuſeln in den Baumwipfeln und den herabfallenden welken Blättern; dieſe beinahe entblößten Äſte, an welchen Regentropfen hängen, und dieſes zerſtreute zertretene Laub, das die Gänge bedeckt: alles dieß erfüllt mich mit Gefühlen, als ob ein theurer Freund abreiſt oder ſeine Auflöſung nahe iſt und jedes ſeiner Worte und Blicke Bedeutung hat.“

„Dieſe Gefühle,“ antwortete der Fremde, „kenne ich nur allzu gut. Aber es wundert mich, daß Ihre Seele ſchon ſo früh für dergleichen ſchwermütige Eindrücke geſtimmt iſt.“

Oline erröthete, da dieſe Worte von einem forſchenden Blicke begleitet wurden. „Nun,“ ſagte ſie, „es ſind auch nicht blos ſchwermütige Eindrücke, welche der Herbſt auf mich macht. Sehn Sie nur, wie groß die Abwechſelung der Farben iſt, womit der Wald ſich hier gleichſam geputzt hat, wie munter das Grün ſich mit braunen und hellgelben Partien miſcht. Die Luft kann im Herbſt ſo klar und blau ſein, daß die Gegenſtände ſich beinahe mit der Deutlichkeit eines italieniſchen Himmels zeigen. Und in dieſer Luft athmet man ſo frei, ſie hat weder die Schärfe des Winters noch die beängſtende Schwüle des Sommers. Prüfen Sie nur,“ fuhr ſie fort, indem ſie tiefaufathmete, „prüfen Sie nur, wie erfriſchend ſie iſt.“

Ernſt, — denn ſo wollen wir in der Folge den Fremden nennen, — ſchien zu lächeln, that aber, wie ſie ihn aufgefordert hatte, und fügte hinzu: „Ja, ich muß Ihnen Recht geben; es iſt ein kühles und ſtärkendes Luftbad.“

„Sollte ich,“ ſagte Oline, indem ſie weiter gingen, „einer Jahreszeit den Wettſtreit mit dem Herbſt geſtatten, ſo wäre es der Winter. Wenn wir an einem ſchönen Nachmittag auf dem Walle luſtwandeln oder außerhalb des Thores, und die Sonne ſinkt matt nieder, und gleichſam in feinen bläulichen Dünſten aufgelöſt und ich ſehe dann hin auf den gefrorenen Stadtgraben, auf den Reif oder Schnee, der die ganze Landſchaft bedeckt, ſo fühle ich mich angenehm geſtimmt bei dem kalten und ruhigen, aber zugleich ſo entſchiedenen Charakter, der in der Natur herrſcht, bei der Harmonie, die über Alles verbreitet zu ſein ſcheint. Der Nebel, der um dieſe Zeit des Jahres ſo häufig iſt, hat für mich nichts Unbehagliches; im Gegentheil ſcheint es mir, kann die Landſchaft dadurch eine Schönheit erhalten, die ſie ſonſt nicht beſitzt. Thürme, Häuſer und Bäume verlieren dadurch ganz das Scharfe, das oft das Auge beleidigt, und die Geſtalten werden runder und ſanfter, indem ſie ungewiſſer werden. Oft, wenn ich im Januar und Februar vom Farinaysweg hereingekommen bin bei der Schanze am Norderthor und den Wall und die Mühlen und einen Theil der Stadt in einen ſolchen bläulichen Winternebel verſchleiert ſahe, worin alle Gegenſtände wie ſchwebend erſchienen, oder wie verzauberte Feeenſchlöſſer, habe ich an die Landſchaften denken müſſen, die ſich bisweilen in der Luft zeigen an der Küſte von Sicilien, glaube ich, — wie nennt man ſie doch?" —

„Sie meinen die Fata morgana!"

„Richtig. Und wenn nun der Nebel verſchwand, ſah ich mit Verwunderung und Entzücken die Gegenſtände ſo deutlich und mit ſo klaren und ſcharfen Umriſſen heraustreten."

„Ihre Schilderung des Herbſtes und Winters" — ſagte Ernſt lächelnd — „könnte, wenn ſie bekannt würde, leicht eine Revolution in der beſchreibenden Poeſie verurſachen und unſre Dichter verführen, dieſe beiden Jahreszeiten eben ſo eifrig zu ſchildern, wie ſie bisher den Frühling beſungen haben."

„Laſſen Sie uns davon abbrechen!" rief das junge Mädchen lachend, „die Wahrheit zu ſagen thut mir der Frühling leid bei den Beſchreibungen unſrer Dichter, weil er wenigſtens in unſerem Klima ſich ziemlich ſchlecht ausnimmt. Die Dichter wären im Stande, mir auch den Herbſt und den Winter zu verderben."

Während Ernſt und Oline unter dieſen und ähnlichen Geſprächen vorangingen, war die übrige Geſellſchaft weit zurückgeblieben, zum Theil auch wegen des häufigen Stilleſtehens, woran Flor Schuld war, indem er den Ausfall der norwegiſchen Jäger im Claſenſchen Garten von 1807 beſchrieb. Bei einer Pauſe fiel es Suſannen ein, ihren Liebſten zu fragen, woher er Ernſt kenne; und ſie hörte zugleich mit der übrigen Geſellſchaft jetzt zu ihrer Verwunderung, daß er ihn gar nicht kenne, ſondern ihn heute zum erſtenmale in ſeinem Leben geſehen habe. Der Fremde ſei zu ihm herangetreten ein wenig unterwärts am Hügel und habe ihn nach einem

Jachtſchiffe gefragt, das man weithin in der See in ſanftem Winde fahren ſahe, und dieſe Frage hatte ihm Veranlaſſung gegeben zu einem Geſpräche über den Unterſchied zwiſchen der engliſchen und unſrer Schiffbaukunſt, an welcher Stenerſen bei ſeiner Ankunft Theil nahm. Als ſie den Hügel hinaufgingen, war der Fremde mitgegangen, was ihm Niemand verbieten konnte.

„Aber Du führteſt ihn ja ſelbſt bei uns ein,“ ſagte Suſanne ärgerlich. „Du nannteſt ihn ja bei Namen.“

„Ich ihn bei Namen? Wie konnte ich das, da ich ihn damals gar nicht wußte?“ —

„Ja, ſo iſt es immer mit Dir. Nun haſt Du uns einen wildfremden Menſchen auf den Hals gebracht, den Niemand von uns kennt, und der Gott weiß wer ſein mag.“

Die Mutter beruhigte ſie, und meinte, die Sache ſei ja nicht ſo gefährlich. Indeß fanden es doch Neermann ſowie die Übrigen ſehr bedenklich, daß man, ſoweit man ſich umſah, keine Spur entdecken konnte weder von dem Fremden noch von Olinen, die mit ihm gegangen war, und Alle fühlten gemeinſchaftlich das Unpaſſende, daß ſie mit einem unbekannten Manne allein ging. Da beſonders der alte Neermann Unruhe darüber äußerte, erbot ſich Stenerſen ſofort ſie aufzuſuchen und zurückzubringen, „und wenn ſie bis an der Welt Ende gegangen wären.“

Er hatte glücklicherweiſe nicht nöthig, ſo weit zu gehen. Als er zu dem anderen Waldläuferhauſe hinaufſteuerte, traf er ſie dort in der Schaukel, in welche Oline, die eine leidenſchaftliche Liebhaberin des Schaukelns war, ſich bereits geſetzt hatte. Bei der Ankunft des Normanns warf ihm Ernſt das eine Seil zu und ſagte in ſcherzendem Tone: „Haben Sie Kräfte, ſo helfen Sie mir ziehen.“

„Ob ich Kräfte habe?“ ſagte Stenerſen, der ſich viel auf ſeine Stärke einbildete und die Leute oft damit quälte ſeine Kräfte zu prüfen und ſich mit ihnen zu meſſen, „ich werde Sie und das Fräulein und zehn fort und fort ſchaukeln, und wenn es bis morgen früh ſein ſollte.“

„Während ſie mitten im Schaukeln waren und Oline mit einem von Jugend und Freude ſtrahlendem Geſichte rief: „Höher! — nein, nicht ſo hoch! — Sachte, lieber Stenerſen! —

Ich kann nicht mehr!“ — ſchlug des Fremden Hund plötzlich an. Ernſt ließ das Seil fahren, ſah auf die Straße hinaus, brachte den Hund zum Schweigen und hieß ihn ſich unter einen Buſch legen. Aber indem ſaß er auch mit einem behenden Sprung in der Schaukel, deren Schwung nachgelaſſen hatte, und rief dem Normann zu: „Laſſen Sie mich nun ſehen, ob Sie uns Beide ſchaukeln können.“

„Ja, das ſollſt Du ſehen!“ antwortete Stenerſen, der, wenn er warm oder hitzig wurde, alle Leute dutzte. Er zog nun ſo ſtark er konnte, während Oline, welche bei dem Schwung der Schaukel, als Ernſt hineinſprang, bange geworden war, ihn zuletzt bat, anzuhalten. Aber er beruhigte ſie, und wagte ſogar, als die Schaukel hoch in den Baumwipfeln ſchwebte, einen Kuß auf des ängſtlichen Mädchens Mund zu drücken mit den Worten: „Glaube mir, Liebſte, hier iſt nichts zu fürchten!“

Weder Oline in ihrer Verwirrung noch Stenerſen in ſeinem Eifer hatten die beiden fremden Männer bemerkt, die indeſſen gekommen waren. Sie ſahen einen Augenblick nach den

Schaukelnden, worauf der Eine den Andern mit ſich zog und ſagte: „Komm, und laß uns hier nicht die Zeit verlieren, ſondern uns zu Wagen ſetzen," — worauf ſie beide in das Waldläuferhaus gingen. Aber der Hund, der unter dem Buſche lag, hob den Kopf auf und folgte ihnen mit ſtieren Augen und unterdrücktem Knurren. Als ſie gingen, richtete er ſich langſam in die Höhe, mit hängendem Schwanz und kurzem, abgebrochenem, beinahe unmerklichem Bellen; aber bald kehrte er um und legte ſich wieder hin.

Stenerſens gewaltige Hand ließ nicht ab, die Schaukel zu ziehen oder zu ſtoßen, ſo daß er ſchwitzend und außer Athem faſt nicht mehr konnte, als Neermans Familie ankam und mit Mißvergnügen bemerkte, daß Oline in der Schaukel bei dem Fremden ſaß, und daß Stenerſen obenein das Seil zog. Suſanne ſetzte ihn deswegen gleich zurecht und ſagte, ſie würde ihm ſchwerlich ein zweitesmal einen Auftrag auszurichten geben, worauf ſie ihn etwas unfreundlich bat, doch endlich einmal aufzuhören und das ewige Schaukeln zu laſſen.

Oline, auf deren Lippen des Fremden Kuß

noch brannte, begab ſich beſchämt und erröthend zur Mutter. Selbſt der Fremde ſchien verwirrt zu ſein, und ſagte zu Neermann, gleichſam um ſich zu entſchuldigen: „Ihrer Tochter ward bange beim Schaukeln, deßhalb ſetzte ich mich zu ihr.“ Neermann antwortete etwas empfindlich, obgleich mit der gewöhnlichen milden Ergebung in ſeinen Zügen, daß er beim Schaukeln ſtets Unglück fürchte, aber daß es die Gefahr nicht verminderte wenn zwei in der Schaukel ſäßen.

Oline ward nun von der Mutter und Suſannen bei Seite genommen und mit der Unſchicklichkeit bekannt gemacht, daß ſie allein mit Herren Ernſt ſpatziren gegangen ſei, den Niemand kenne. Suſanne fügte eine lange, zum Schluſſe heftige Rede hinzu, von dem guten Rufe eines Frauenzimmers, und daß man den Leuten nicht Veranlaſſung geben dürfe zur Nachrede, aber Oline ſei leichtſinnig und werde noch in's Gerede kommen. Dies zuſammengenommen hatte denn die Folge, daß das arme Kind, vielleicht allzu ſchmerzlich angegriffen von dem Gegenſatz zwiſchen der kurzen Freude, der ſie ſich eben hingegeben hatte, und dem Geſäure, das darauf folgte, heftig zu weinen anfing und erklärte, daß ſie nie eine ſolche Fahrt wieder mitmachen würde, da das Ende davon jedesmal ſei, daß ſie zurechtgeſetzt und geſcholten werde. Die Mutter mußte wieder die Vermittlerin machen, und aus Beſorgniß, daß Neermann etwas merken werde, beide Töchter zufrieden zu ſtellen ſuchen. Dieß war ihr kaum geglückt, als Stenerſen dazu kam und im Gefühl, daß er ſich minder geſcheidt als ſonſt benommen habe, ſich nun erbot, „mit dem Fremden ein ernſtes Wort zu ſprechen und dieſem aufgeblaſenen Kerl die Thüre zu weiſen." Aber die Ausführung dieſes Beſchluſſes ward durch den alten Neermann gehindert, den man dabei zu Rathe zog. Er hielt dafür, daß man ſich jetzt ruhig verhalten und nur ſobald wie möglich in den Wagen einſteigen ſolle, um ſo auf eine gute Weiſe von der Geſellſchaft des Fremden ſich zu befreien.

Der Beſchluß dieſes Geſpräches ward in der Nähe des Wagens gehalten, der indeß angekommen und vorgefahren war. Der Kutſcher, der abgeſtiegen war, um einige Rieme an dem Sielenzeuge feſt zu machen, mußte wohl etwas von dem Geſprochenen gehört haben; denn er wandte ſich zu Madame Neermann um und ſagte: „Der fremde Herr, der bei Ihnen iſt, der iſt mir wohl bekannt.“

„Was iſt er denn?“ fragte ſie.

„Ja, das kann ich nicht ſagen; aber ich habe ihn einmal im Sommer gefahren. Er nahm mit einigen Andern einen Wagen bei meinem Brodherrn. Es iſt ein gar flinker junger Herr. Er war erſt eben hier beim Wagen und ſchwätzte mit mir. Ja, er kannte mich gleich.“

Das war Alles die Wahrheit, aber enthielt leider nur wenige Aufklärung. Daß Ernſt außerdem ihm einen Thaler in die Hand gedrückt hatte unter dem Vorwand, daß er damals vergeſſen habe, ihm ein Trinkgeld zu geben, das verſchwieg der Kutſcher klüglich, aus Furcht, daß es ihm an den Trinkgeldern Abbruch thun könnte, welche er von den andern Herren erwartete. Aber in jedem Falle konnte ſein Bericht den Beſchluß der Neermann'ſchen Familie nicht verändern, ſobald wie möglich weiter zu fahren, und man war gerade im Begriff einzuſteigen, als der Fremde kam und dem alten Neermann half, der jedesmal der letzte beim Einſteigen war. Während er, ſowie die Übrigen, ſich zurecht ſetzte, ließ der Fremde, wie unentſchloſſen, ſeine Blicke raſch über die Familie hingleiten mit einer Miſchung von einem halbunterdrückten, beinahe komiſchen Lächeln und einer leichten Röthe der Verwirrung. Neermann, der die von der Familie zum Schluſſe bewieſene Kälte gerne vergütigen wollte, machte ein ungewöhnlich freundliches Geſicht und zog den Hut, um ihm Lebewohl zu ſagen; Stenerſen, der nicht die Sonne untergehen laſſen pflegte über ſeinen Zorn, hatte ihm ſchon die Hand hinausgereicht, um ihm einen kräftigen Handdruck zu geben, als in demſelben Augenblicke der Kutſcher, der vielleicht glaubte, daß der Fremde mitfahren ſolle, zur Seite rückte und ihm Platz machte mit den Worten: „Sein Sie ſo gut, Sie können nun aufſteigen.“ Ernſt warf plötzlich einen ernſten aber hurtigen Blick auf Neermann, ſtieg ohne Umſtände auf, und ſetzte ſich zum Kutſcher, der ohne Weiteres fortfuhr.

Auf den Geſichtern der übrigen Geſellſchaft malte ſich die höchſte Überraſchung, äußerte ſich aber höchſt verſchieden. Der alte Neermann ſaß verblüfft und ſchüttelte den Kopf mit einer Miene, als ob er ſich in der Seele des Fremden ſchäme wegen deſſen Zudringlichkeit; ſeine Frau ſah ihn unruhig an, wie bekümmert über den Eindruck, den dies Benehmen auf ihn machen werde. Aber Suſanne ſagte ſo laut, daß es der Fremde mußte hören können: „Was? Fährt er mit?“ und Sterneſen machte eine heftige Bewegung auf ſeinem Sitze, indem er Olinen zuflüſterte: „Nein, das iſt zu toll! Das iſt ein ungeſchliffener Kerl, mit dem ich nachher ſprechen werde.“ Die Einzigen, die ſich ruhig verhielten, waren Fler, der überhaupt bei der ganzen Begebenheit ſich nichts dachte, und Oline, die ſich vielleicht ein bischen freute, daß der Schweſter all' ihre Feindſeligkeit nichts frommte. Ob ihr Herz andern mildern Gefühlen Platz machte, will ich unentſchieden laſſen. — Mit Ausnahme der beiden Letztgenannten war die ganze Geſellſchaft beinahe dafür geſtimmt, den Wagen halten und den Fremden abſteigen zu laſſen; aber ungeachtet Steneſen Suſannen anbot, daß er abſpringen und Ernſt vom Wagen hinunterreißen wolle, wovon ihn Oline mit Bitten abzuhalten ſuchte, ſo hielt es doch ſchwer, auf dem Wagen, eine allgemeine Übereinkunft zu treffen, und von Neermann wußte man, daß er ſich beſtimmt jedem gewaltſamen Schritte widerſetzen würde. Es wurde deshalb nichts beſchloſſen und nichts gethan, und der Wagen rollte weiter.

Der Fremde, welcher bisher an den Kut ſcher einige unbedeutende Fragen gethan un Antworten empfangen hatte, wandte ſich jetzt um und warf mit einem bewunderungswürdig richti gem Takte ſein Netz zuerſt nach Flor aus, nac demjenigen, der, wenn es darauf ankam, ein G ſpräch in Gang zu bringen, ſich am erſten fan gen ließ.

„Unſere Unterredung,“ ſagte alſo Ernſt, i dem er ſich an den theologiſchen Kandidat wandte, der mit ſeiner Liebſten die dritte Ba einnahm, „unſere Unterhaltung dort auf de Hügel in Charlottenlund über das Aderlaſſen m der Lanzette und dem Schnepper ward unt brochen. Sehn Sie,“ fuhr er fort, indem ein Verbindezeug aus der Taſche nahm, „ will ich Ihnen einen von der letzten Art zeig der ſehr zweckmäßig eingerichtet iſt.“

Die meiſten meiner Leſer haben gewiß ſchon die Bemerkung gemacht, welch einen angenehmen Eindruck es hervorbringt, wenn in der Geſellſchaft ein junger Mann wider Erwarten ein Verbindezeug hervorlangt, um dem, der ſich in den Finger geſchnitten hat, etwas engliſches Pflaſter aufzulegen. Hat man ſchon vorher eine gute Meinung von einem ſolchen jungen Manne gehabt, ſo wird dieſe bedeutend erhöht bei dem Anblick von mehreren künſtlichen Inſtrumenten, mit deren Gebrauch man vorausſetzt, daß er vollkommen bekannt ſei. Und iſt die Arzeneikunſt ſchon an ſich, durch die Nothwendigkeit für Alle, ſich derſelben bisweilen zu unterwerfen, und durch die augenblickliche Hülfe, die ſie oft ſchaffen kann, beſonders geſchickt, Achtung einzuflößen, ſo beſitzt der Arzt außerdem in den Werkzeugen, welche ein Verbindezeug enthält, ein wirkſames und anſchauliches Bild von den mancherlei künſtlichen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen. Eine ſolche Wirkung darf der Theologe von der Bibel trotz ihrer Ehrwürdigkeit eben ſo wenig erwarten, wie der Juriſt von der Quartausgabe der Verordnungen.

Auch hier wirkte der Anblick der chirurgiſchen Inſtrumente elektriſch. „Sind Sie Arzt?“ brach Flor aus, der ſich eingebildet hatte, daß der Fremde Forſtcandidat ſein müſſe.

Ernſt gab eine bejahende Antwort auf dieſe Frage und fügte hinzu, daß er das Hospital in Kopenhagen beſucht, und die Chirurgie unter Winslöw ſtudirt, aber ſeine Studien in Deutſchland und Frankreich vollendet habe. — Dieſe Erklärung wirkte höchſt günſtig. Er erſchien nun der Familie nicht mehr ſo fremd wie zuvor; wenigſtens wußte man nun doch, was er war. Alle Zungen kamen in Gang, während die Inſtrumente herausgenommen wurden und von Hand in Hand gingen. Beſonders war der gutmütige Stenerſen, bei dem alle Eindrücke ſo ſchnell wechſelten, außer ſich vor Entzücken. Jedesmal, wenn er etwas Neues in die Hand nahm, rief er: „Hörſt Du, Neermann, frag Herrn Ernſt, wozu dieſe Säge, oder dieſe Zange u. ſ. w. gemacht iſt; das iſt zum Teufel eine künſtliche Einrichtung.“ Selbſt Suſanne ſetzte ein neugieriges und milderes Geſicht auf. Die Unterhaltung ward immer allgemeiner und lebhafter, und drehte ſich um verſchiedene Gegenſtände, welche der Fremde ſämmtlich mit Einſicht und Klarheit beſprach. Der alte Neermann kam in ſo gute Laune, daß er ſogar einige von ſeinen Anekdoten über Roſenſtand Goiske zum Beſten gab.

Auf dieſe Weiſe hatte man einen Theil des Weges zurückgelegt und war in den Thiergarten gekommen, — denn die Abſicht der Familie war nach Vedbeck zu fahren und dort zu Mittag zu eſſen — als Oline dem Vater zurief, er möchte den Kutſcher zur Seite halten laſſen, da ein Wagen dicht hinter ihnen wäre. Bei dieſen Worten ſah ſich Ernſt um, riß dem Kutſcher, ohne ein Wort zu ſagen, die Zügel aus den Händen und beugte aus der Hauptſtraße in den Wald hinein. Sowohl dies Verfahren als auch der Umſtand, daß der Wagen bei'm plötzlichen Wenden umzufallen drohte, veranlaßte beinahe Alle auf dem Wagen einen Schrei auszuſtoßen und auszurufen: „Aber wo wollen Sie hin? Was ſollen wir hier? Wir hätten ja im Wege bleiben können. Laſſen Sie doch den Kutſcher nach Belieben fahren! u. ſ. w.“ Ernſt ließ einige Augenblicke nicht ab, unter den Bäumen hinzufahren, gab dann dem Kutſcher die Zügel, kehrte ſich um und ſagte, als ob Alles in Ordnung wäre: „Wollten Sie nicht dieſen Weg? Wir können auch wieder umwenden, aber der Weg dort oben wird ausgebeſſert und iſt ſchlimm zu fahren.“

Das war freilich wahr, aber theils der Weg nicht ſo ſchlimm, daß er nicht hätte befahren werden können, theils hatte Ernſt einen viel größeren Umweg gemacht als nothwendig war. Aber die Entſchuldigung ward doch angenommen, beſonders von den Damen, welche vor einem Weg, an deſſen Ausbeſſerung man arbeitete, ſehr bange waren. Aber Neermann, dem die Sache bedenklich vorkam, war keineswegs mit des Fremden eigenmächtigem Benehmen zufrieden und wurde dadurch in dem ſchon vorher gefaßten Beſchluſſe beſtärkt, bei Klampenborg anzuhalten und auszuſteigen unter dem Vorwand, dort einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen — ſo geſucht auch dieſer Vorwand ſcheinen mochte — und ſodann den Fremden geradehin um Entſchuldigung zu bitten, daß man ihn an dem übrigen Theil der Wagenpartie nicht Theil nehmen laſſen könne. Er konnte zwar nicht läugnen, daß Ernſt, wenn man ſich darüber hinwegſetzte, daß er ſich in ihre Geſellſchaft eingedrängt hatte, übrigens ſich als einen Mann von gutem Ton, von Geiſt und Bildung, ja ſelbſt zurückhaltend und zart in ſeinem Ausdrucke zeigte; aber auf der andern Seite trat nicht ſelten eine entſchiedene Ruhe in ſeinem Weſen hervor, die ihm ein läſtiges Übergewicht gab über den, mit welchem er ſprach. Überdieß konnte Neermann, bei dem wie bei mehreren alten und ſchwächlichen Leuten das Bombardement eine gewiſſe Furcht und Ängſtlichkeit zurückgelaſſen hatte, ſich von gewiſſen, beunruhigenden Vorſtellungen, hinſichtlich engliſcher und ſchwediſcher Spione, nicht losmachen, mit welchen man in Kriegszeiten ſo viel zu ſchaffen gehabt hatte, und er theilte ſeinen Beſchluß der übrigen Geſellſchaft mit, die ihm mehr oder minder Beifall gab.

Man ſtieg alſo bei Klampenborg aus und beſchloß einmal zu trinken auf der Höhe, welche die Ausſicht auf das Meer hat. Stühle und Tiſch wurden beſorgt, und Stenerſen ſchleppte einen großen Lehnſtuhl hin, den er für Neermann oder deſſen Frau ausgeſucht hatte. Man ſetzte ſich um den Tiſch, und befand ſich, durch den erfriſchenden Anblick der See belebt, in der beſten Stimmung. Suſanne, die einigen Rath gegen Zahnweh von Ernſt erhalten hatte, ſah ſehr freundlich auf ihn hin, vielleicht auch bei dem Gedanken, daß ſie nun bald ſeiner quitt würden, und Flor wartete nur auf eine gute Gelegenheit, um ihm eine umſtändliche Darſtellung von dem Anfang, der Entwickelung und den letzten Zuſtänden einer Augenkrankheit mitzutheilen, an welcher er im vorigen Winter gelitten hatte.

Der Fremde, der es verſtand, ohne daß es eben merklich war, die Unterhaltnng zu lenken, und überdieß auch Flor in gewiſſen Grenzen zu halten, ſchien wirklich einem jeden Einzelnen in der Geſellſchaft die Seiten abgelauſcht zu haben, von welchen ſie am zugänglichſten waren, und wußte theils den Lieblingsanſichten derſelben zu ſchmeicheln, theils ſie bei dieſen ganz leiſe anzugreifen, ihnen ein Intereſſe an dem Gegenſtande des Geſprächs abzuzwingen und ſie dahin zu bringen, daß ſie die Unterredung mit ihm zu verlängern wünſchten. Hatte er ſo bei dem erſten Zuſammentreffen Madame Neermann durch den wünſchenswürdigſten Appetit bei dem Früh ſtücke gewonnen, ſo geſchah es jetzt noch mehr durch ſeine damals mit ihr geführten Unterredungen über das Bombardement, zu deſſen Beſchreibung ſie dabei veranlaßt wurde, über ihren Aufenthalt in den Kanzeleigebäuden während der erſten Nacht, über den Druck der Zeiten, über Kapereien, gemiſchtes Brod, Volksluxus u. ſ. w., und dieß war vielleicht die Urſache, weßhalb ſie bisher weniger eifrig beigeſtimmt hatte, ihn zu entfernen. Der Normann ward gegenwärtig von Freude hingeriſſen über eine lebendige Schilderung deſſelben von einer Partie im Gulbrandsthal, welche Ernſt an Olinen richtete; und er hatte das Vergnügen, dabei bemerken zu können, daß der Dichter Peter Chriſtoph Stenerſen dort geboren, und daß er mit dieſem entfernt verwandt ſei. So ging eine Stunde unter wechſelnden Geſprächen hin und Alle waren in guter Stimmung, als Suſanne der Mutter zuflüſterte, daß ſie nun wohl daran denken müßten weiterzukommen, und Madame Neermann benutzte nun eine kleine Pauſe in der Unterhaltung aufzuſtehen, was denn einen allgemeinen Aufbruch veranlaßte. Man beſchloß bloß einen kleinen Spatziergang im Garten von Bellevüe zu machen, damit die Beine wieder geſchmeidig würden," wie der alte Neermann ſich ausdrückte, und dann in gerader Linie den Weg nach Vedbeck zu nehmen. Dieſer Gang, auf welchem Ernſt wieder bei Olinen ging hinter den Andern, aber doch in deren Nähe, war von kurzer Dauer und endete damit, daß die Geſellſchaft ſich zerſtreute, und theils in das Haus ging, um die Rechnung zu berichtigen, theils nach Wagen und Kutſcher ſich umſah.

Steenerſen war auf die Höhe gegangen, um den großen Lehnſtuhl wieder hineinzuſchleppen, als Ernſt mit hurtigen Schritten und unſichern Blicken zu ihm hinaufkam und ſagte: „Es iſt unerträglich, wie die Sonne um dieſe Tageszeit einen plagt. Ich wollte wünſchen, ich hätte Ihren breitkrämpigen Hut ſtatt des meinen."

„Ihr Schwächlinge da unten aus der Ebene," antwortete Steenerſen, „könnt weder Hitze noch Kälte ertragen. Geben Sie mir Ihren Hut, ſo ſollen Sie meinen haben! Ich kann gehen mit einem Hut, und wenn auch gar keine Krämpe daran wäre."

Die jungen Männer tauſchten wirklich die

Hüte, und der Normann ſchickte ſich an den Lehnſtuhl fortzutragen, als ihn ſeine alte Luſt ergriff ſeine Kräfte zu zeigen und er Ernſten fragte: „Können Sie dieſen Stuhl mit ſteifem Arm in die Höhe heben?“

„Ja, das kann ich,“ antwortete Ernſt mit ſcheinbarer Haſt, „aber laſſen Sie uns lieber eilen, um zu den Andern hinunter zu kommen, die auf uns warten.“

„Ah, das hat gute Zeit; die Frauen übereilen ſich nicht. Nun, machen Sie die Probe; aber Sie müſſen ihn da unten am Fuß anfaſſen.“

Ernſt, der es für gut hielt, dem jungen Normann zu willfahren, um deſto ſchneller fortzukommen, beugte ſich nieder, ergriff den Stuhl mit ausgeſtrecktem Arm an Einem Fuße und hob ihn, wie es ſchien, ohne Anſtrengung, langſam in die Höhe, indem er ſich ſelbſt aufrichtete.

„Bravo, das kann ich leiden! Halten Sie nun ſtill! Haha! Sie haben gute Kräfte im Arm!“ brach der vergnügte Normann aus, als in demſelben Augenblick Ernſt's Hund, der ſich eine gute Strecke davon niedergelegt hatte, ganz leiſe zu knurren anfing. Ernſt wandte ſich hurtig um und ward einen fremden unterſetzten und vierſchrötigen Mann gewahr, der inzwiſchen auf die Höhe hinaufgekommen und jetzt, auf einen Stock gelehnt und mit dem Rücken ihm zugewandt, kaum eine Elle von ihm entfernt war und über die See hinblickte. War es nun, daß er, indem er ſich umwandte, und den ſchweren Lehnſtuhl in der Hand hatte, aus dem Gleichgewicht kam, oder wurde die Laſt ihm in dieſem Augenblicke zu ſchwer, genug, er ließ den über dem Kopf des Fremden ſchwebenden Lehnſtuhl plötzlich auf ihn niederſinken, ſo daß deſſen Kopf und Oberleib unter und in den Stuhl eingeklemmt wurde.

Bei dem Schrei, den der unglückliche Mann ausſtieß, kam die Neermannſche Familie nebſt einigen andern Leuten herbeigelaufen und ſah mit großer Verwunderung, was hier vorging. Das erſte, was man zu thun hatte, war, den fremden Herrn unter dem Lehnſtuhl hervorzuziehen; aber das war nichts Leichtes, da er durch ſeine heftigen Bewegungen ſich immer tiefer unterhalb zwiſchen die Füße und Querhölzer des Stuhls hineingearbeitet hatte, und durch Stoßen und

Schimpfen denen, die ihm helfen wollten, die Arbeit erſchwerte. Stenerſen entſchloß ſich endlich, aus Furcht vor des Mannes unruhigen Beinen, einen ſeiner Füße auf deſſen Hintertheil zu ſetzen, und ſo ihn durch einen kräftigen Ruck von dem Stuhl zu befreien, etwa wie man Einem die Stiefeln auszieht. Aber dieß Verfahren ward nicht ſo wohl aufgenommen, als es gut und raſch ausgeführt wurde. Der Fremde fuhr wie ein Raſender in die Höhe, ſchalt ihn und die ganze Geſellſchaft als Straßenräuber aus, die ihn überfallen und Gewalt gethan hätten, und beſtand darauf, ſie alle zur Verantwortung zu ziehen. Neermann und ſeine Familie, die Stenerſen allein bei dem Fremden geſehen hatten, als ſie dazu kamen, glaubten nichts gewiſſer, als daß dieſer unruhige Geiſt der Urheber des ganzen unangenehmen Vorfalls ſei; ſie wandten deßhalb alle ihre Beredſamkeit an, den Fremden zu begütigen, ſtellten ihm vor, daß er ja gar keinen Schaden gelitten habe, daß Niemand die Abſicht gehabt, ihn zu beleidigen, daß es durch Unachtſamkeit geſchehen ſei, welches Alles, begleitet von einigen Gläſern Wein, die man ihm vorſetzen ließ, eine ſo gute Wirkung auf ihn ausübte, daß der Mann, der übrigens bei ſeinem Fall ganz leicht davon gekommen war und ſich nicht einmal die Haut zerſchunden hatte, kleinlaut wurde, und zuletzt ſich ganz aufgeräumt von der Familie trennte.

Als er fort war, ſtürmten die Frauen auf den armen unſchuldigen Normann los und machten ihm Vorwürfe über ſein unvorſichtiges Benehmen und über ſeine Unbeſonnenheit ſich mit einem wildfremden Menſchen auf ſolche Art einzulaſſen.

„Habe ich mich denn eingelaſſen?“ fing Stenerſen an.

„Freilich,“ unterbrach ihn Suſanne, „Sie waren es ja, der den Stuhl über ihn warf.

„Ich war es? Es war ja Herr Ernſt!“

„Herr Ernſt!“ rief Suſanne, ſowie die Übrigen verwundert.

„Ja, wer ſonſt? Gott mag wiſſen, was mit ihm vorging; denn Kräfte hat der Kerl. Aber er verlor das Gleichgewicht und ließ den Stuhl fallen.“

Neermann ſchüttelte ſchweigend den Kopf, und die Andern fragten ſich einander um die Wette, wo er denn ſei. Als man ſich nach ihm umſah, fand man weder im Hauſe noch bei dem Wagen die geringſte Spur von ihm; das Ergebniß war, daß er verſchwunden ſei. Neermann fand es ſehr auffallend, daß er ſie verlaſſen hatte, ohne einmal Abſchied zu nehmen, und Suſanne, welche in die Worte ausbrach: „Wenn es nur kein verkleideter Spitzbube war!“ unterſuchte unwillkürlich ihren Strickbeutel, worin ſie eine kleine Brieftaſche mit Geld hatte; aber ſie vermißte eben ſo wenig wie die Andern irgend etwas. Nur Steuerſen hatte ſeinen Hut vertauſcht und Oline erinnerte ſich erröthend, daß der Fremde auf dem Spaziergange in Bellevüe, als ſie ein kleines battiſtenes Taſchentuch fallen ließ, dieß aufgenommen und zu ſich geſteckt hatte mit der ſcherzhaften Erklärung, daß er es nicht herausgebe und als Andenken behalten wolle. Aber Oline hielt es nicht für gut, dieſen Umſtand gegen die Andern zu erwähnen.

Madame Neermann bemerkte gerade, wie gut es im Grunde ſei, daß er ſie verlaſſen und ſie der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben habe, wegen des übrigen Theils der Fahrt ihn um Entſchuldigung bitten zu müſſen, als Oline, welche gedankenvoll und ſtill den Weg hinunterſah, auf einmal ausrief: „Aber da iſt ja Herr Ernſt! Sehn Sie, da kommt er aus der Thür von Bellevüe!“

Er war es wirklich, und kam ihnen mit ſeinem gewöhnlichen ruhigen Gang entgegen. In weitem Abſtande von ihm folgte ihm ſein Hund mit niederhängendem Schwanze und mit einem Ausdruck in ſeiner Phyſiognomie, als ob er Prügel bekommen habe und fürchte ſich ihm zu nähern. Als Ernſt der Familie nahe war, nahm er lachend den Hut ab und ſagte, ſich zur Hausmutter hinwendend: „Ich weiß kaum, ob ich wagen darf, Ihnen unter die Augen zu treten, da ich mich wegen des Unglückes ſchäme, das ich angerichtet habe. Und nun muß ich mich obenein entſchuldigen, daß ich mich davon gemacht habe. Aber verſetzen Sie ſich in meine Stelle; ich war ärgerlich über mein linkiſches Weſen, und, rein herausgeſagt, ich erſchrak über den entſetzlichen Schrei, welchen der vierſchrötige Mann ausſtieß. Ich wußte beſtimmt, daß er nicht Schaden genommen haben konnte, und verließ mich darauf, daß Ihr und Ihrer Familie Wohlwollen mich aus meiner Verlegenheit reißen würde. Sind Sie nun noch böſe auf mich?"

Die gutmütige Madame Neermann ward ſo völlig hingeriſſen und verführt durch das Bekannte und Vertrauliche, was er jetzt und ſchon früherhin in ſeine Stimme und in ſein ganzes Benehmen zu legen gewußt hatte, daß ſie ihm die Hand reichte und ſagte: „Ich, nicht doch! Wann pflege ich denn ſo ſtrenge zu ſein? Sein Sie nur unbekümmert! Es iſt ja kein Schade geſchehen." — Aber Suſanne, die wirklich ſtrenger war, nahm den Vater und Flor bei Seite, und fragte ſie, ob es nun nicht das Beſte wäre, ſich auf eine gute Weiſe von dem Fremden zu trennen und dann weiterzufahren. Neermann war ſelbſt höchſt unzufrieden mit der Geſchichte dort oben und fand Ernſt's Benehmen während und nach dieſem Vorfalle nicht recht natürlich, vielmehr etwas verdächtig. Als nun dazu kam, daß Suſanne erzählte, während ſie und Flor in einem oberen Zimmer des Hauſes ſich aufhielten, habe ſie gehört, wie Ernſt in einer Unterredung mit den Wirthsleuten in einem Seitenzimmer ſich für einen von Neermanns Familie ausgegeben habe: ſo wird es nicht auffallen, daß dieſer durch Alter und Furchtſamkeit mißtrauiſche Mann ungeachtet der Achtung und des Wohlwollens, das er insgeheim vor dem jungen Fremden hegte, es doch für das Beſte hielt, auf Suſannens Vorſchlag einzugehn und Floren eben ſo feſt wie gelaſſen mit Herren Ernſt ſprechen zu laſſen, um dieſen zu unterrichten, daß es der Familie aus mehreren Gründen unmöglich ſei, ihn zu Wagen nach Bebbeck mitzunehmen. Aber er ſchärfte ſeinem künftigen Schwiegerſohne alle mögliche Höflichkeit im Ausdrucke ein.

Während ſo die ganze Geſellſchaft ſich rüſtete, weiter zu fahren, wendete ſich Flor, auf eine paßliche Anrede ſinnend, zu Ernſt hin. Er fand ihn ſtehen in einer gebückten Stellung an einem Steinwalle nach dem Meere zu und wollte ſo eben ſeine Rede anfangen mit der Phraſe: „Es kann Ihnen nicht unbekannt ſein, daß“ ..., als Ernſt mit den Worten: „Verſtehen Sie ſich auf Botanik?“ ihm eine Pflanze zeigte, die er ausgeriſſen hatte.

Flor, der unglücklicherweiſe ſich auf Alles verſtand, hatte ſeit einigen Jahren ſich ſehr eifrig mit Botanik beſchäftigt und antwortete deßhalb: „Ja, ohne mich ſelbſt zu rühmen, darf ich wohl ſagen, daß ich einen guten Grund darin gelegt habe.“

„Wollen Sie dann dieſe Steinpflanze betrachten, die hier in Dänemark ſo ſelten iſt? Iſt es nicht merkwürdig? Ich habe ſie im Augenblick hier an dieſem Gehege gefunden. Kommen Sie und laſſen Sie uns ſehen, ob wir noch mehrere finden!“

Der arme Flor, der mechaniſch mitging, betrachtete die Pflanze ſehr genau und mit Begierde, und kam, während ſie ſich mit dem Suchen beſchäftigten, nach und nach in ein ſo tiefes und anziehendes Geſpräch über botaniſche Gegenſtände mit Ernſt, der hierin recht zu Hauſe zu ſein ſchien, daß nicht einmal der Anblick des Kutſchers, der abgeſchickt wurde ihn zu holen, die Erinnerung an ſeinen Geſandtſchaftsauftrag in ihm erweckte. Erſt als er zugleich mit Ernſt am Wagen ſtand, worauf die ganze Familie ſchon ſaß, und Suſanne ihn flüſternd fragte, was der

Fremde geantwortet habe, erinnerte er ſich ſeiner unverzeihlichen Verſäumniß, indem er ausrief: „Verwünſcht! das habe ich rein vergeſſen!“

Aber nun war es zu ſpät, den Fehler wieder gut zu machen. Ernſt ſchien keinen andern Gedanken zu nähren, als daß er mitfahren ſolle, und die Familie war entweder zu zartfühlend, oder zu unentſchloſſen, oder zu gutmütig, um in dem letzten Augenblick ein Aufheben zu machen. Man ſahe es ſehr geduldig, ja vielleicht ſogar mit Zufriedenheit an, daß Ernſt ſich ohne Weiteres wieder zu dem Kutſcher ſetzte, welcher abfuhr.

Auf dem Wege bis Webbeck fiel nichts Merkwürdiges vor, ausgenommen, daß Suſanne die ganze Zeit über ſauer ausſah, und kaum mit ihrem Verlobten ſprechen wollte. Während Ernſt ſeine natürliche Ungezwungenheit beibehielt und die ihm zunächſt Sitzenden mit Geſprächen zu unterhalten wußte, die für ſie anziehend waren, kam man nach Webbeck, wo Neermanns bei einem ihrer Bekannten über ein paar Zimmer zu verfügen hatten. Die Mutter und Suſanne nahmen ſich der Küche an und machten Anſtalten zur Mittagsmahlzeit, der Reſt der Geſellſchaft erhielt Erlaubniß auf ein paar Stunden einen Spatziergang den Strand hinab zu den Fiſcherhütten zu machen. Auf dieſem kamen Meermann, Flor und Sternerſen in ein ſo tiefes Geſpräch über Schwedens politiſche Stellung und die Wahl des Prinzen Chriſtian Auguſt zum ſchwediſchen Kronprinzen, die ſo eben in dieſen Tagen officiell bekannt geworden war, ein Geſpräch, dem ſich Ernſt und Oline entzogen, um ungeſtört den erfriſchenden Anblick des Meers auf einem nahen Uferpfade genießen zu können.

Ernſt mußte entweder eine große Gabe beſitzen, ſich das Zutrauen der Menſchen zu erwerben, oder Oline fühlte ſich ſo ſehr angezogen von dieſem jungen Manne, daß es ihr unmöglich war, ihn als einen Fremden zu behandeln; denn ſonſt würde es unerklärlich ſein, wie ſie, ungeachtet der früheren Warnungen von ihrer Schweſter ſich auf's neue dem angenehmen Eindrucke hingeben konnte, den ſie ſchon bei der erſten Unterredung mit ihm, empfunden hatte. An ſeinem Arme hängend, äußerte ſie ſich in vertraulicher Unterhaltung frei und unbefangen über alles, was ſie gerade berührte, als ob es ein alter, lieber Bekannter wäre, mit welchem ſie ſpräche.

„Es iſt mir oft vorgekommen,“ ſagte ſie, als ſie ſich auf einige große Steine am Meeresufer niedergeſetzt hatten, „als ob ich Ähnlichkeit hätte mit Aſchenbrödel, der Hauptperſon in einem Mährchen, das ich einmal geleſen habe. Ich weiß nicht, ob Sie es kennen.“

Ernſt bejahte es.

„Wie Aſchenbrödel,“ fuhr ſie fort, „bin ich die jüngſte von drei Schweſtern,“ — (Oline hatte nämlich noch eine ältere Schweſter, die mit einem Monatslieutenant verheiratet war). — „Gleich ihr fühle ich, daß ich in Vielem ganz verſchieden bin von meinen Schweſtern, und ob ich gleich nicht anders als mit Zärtlichkeit behandelt werde, ſowohl von ihnen wie von meinen Eltern, ſo ſcheint es mir doch oft, als ob keines von ihnen mich verſtehe und deßhalb bisweilen übe meine Gefühle ſich aufhalte. Gleich ihr,“ fuh ſie fort, gleichſam nach einer neuen Ähnlichkei ſuchend —

„Gleich ihr haben Sie einen ſehr kleine Fuß,“ unterbrach ſie Ernſt lächelnd. Oline wa feuerroth, indem ſie nieder blickte auf einen ihrer wirklich ungemein kleinen und ſchönen Füße, den ſie ausgeſtreckt hatte.

„O nein,“ brach ſie aus mit Lachen und in einer lieblichen Verwirrung, „daran dachte ich nicht. „Aber dagegen will ich gern geſtehen, daß ich die Hoffnung hege, gleich Aſchenbrödel, einmal von einem Zauberer abgeholt um mit einem Prinzen vereinigt zu werden.

„Wenn das Ihr Ernſt iſt, ſo beklage ich, daß ich kein Prinz bin, und ſo nicht einmal dieſe Eine geringe Eigenſchaft beſitze, die Sie von Ihrem Zukünftigen verlangen.“

Oline ward verwirrt, ſuchte aber daraus einen Scherz zu machen und ſchickte ſich an weiter zu gehen. Indem ſie aufſtand, ſagte ſie: „Sehn Sie, wie ſchön das große Boot dort auf dem Waſſer liegt und auf dem Waſſer ſchwankt!“

„Wo?“ fragte Ernſt hurtig und wandte ſich um.

„Dort unten in der kleinen Bucht, wo es außen an einer Weide hält. Die Schiffsleute haben ſich über die Ruder gelegt und halten einen Mittagsſchlaf.“

Ernſt, welcher der Richtung folgte, welche ſie angab, ward auf einmal ſtill und in ſich vertieft. „Lieben Sie eine Partie zu Kahn, Fräulein Neermann?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Unendlich! Es iſt mein größtes Vergnügen. Glauben Sie vielleicht, daß wir das Boot benutzen könnten?“

„Ich hoffe, wenn wir den Leuten ein paar Schillinge geben. Aber hat Ihr Vater nichts dagegen?“

„O nein! Er nimmt ſelbſt Theil, wenn ich ihn darum bitte. Wollen Sie mit den Leuten im Boote ſprechen, ſo werde ich den Vater aufſuchen.“

Sie hatte es kaum geſagt, als ſie ſchon mit flüchtigen Schritten davon eilte, bis ſie oben auf der Höhe verſchwand. Ernſt ſah ihr mit Wohlbehagen nach und unterdrückte einen kleinen Seufzer, indem er langſam zum Boot hinunterging.

Olinens Vorſchlag ſchien den Beifall der andern Herren gefunden zu haben; denn ſie kam bald darauf zurück, den Vater mit ſich führend und von Flor und Stenerſen begleitet. Ernſt hatte inzwiſchen mit den Bootsleuten geſprochen, und ſie ſtiegen nun Alle ein, nachdem Neermann ſich ausbedungen hatte, daß die Fahrt nicht länger als eine kleine Stunde dauern ſolle. Flor, der bemerkt hatte, daß zwei im Boote aufgerichtete, kreuzweis gelegte Ruder herabgenommen wurden, fragte einen von den Leuten, warum ſie ſie ſo geſtellt hätten. Der Menſch, der ſich auf der Ruderbank zurechtſetzte und das Ruder auslegte, machte ein paar Schläge, um das Boot zu wenden und antwortete, über die Schulter ſehend und mit einem ſarkaſtiſchen Ausdruck im Geſicht: „Das thun wir, um die Ruder zu trocknen, weil ſie im Waſſer ſo naß werden.“ Da Floren dieſe Antwort nicht genügte, ſagte Ernſt, daß dieſe Art die Ruder aufzuſtellen allgemeiner Brauch und Sitte wäre bei größeren Booten, wenn die Mannſchaft ſich zur Ruhe lege.

Das Boot ſtach indeſſen in See, und zeigte, nachdem ſie hinausgekommen waren, einen immer größeren Abſchnitt der ſeeländiſchen Küſte, die mit ihren grünen und herbſtgelben Partien, mit den Sandbänken und zerſtreuten Fiſcherhäuſern, mit dem Wechſel von Kornfeldern und Gebüſchen dem

Auge das lebhafteſte und augenfälligſte Bild gab von Fruchtbarkeit, Fülle und Schönheit im Gegenſatz der wenigen unfruchtbaren Strecken. Die See war klar und blau, und das Waſſer ſchien in ſeinen Kreiſelungen der Küſte gleichſam zuzueilen, um dort auszuruhen. So war man rudernd einer anſehnlichen Jacht ziemlich nahe gekommen, welche draußen mit gerafftem Segel ſtill lag. Meermann meinte, daß man ſich zu weit entfernt habe, und äußerte den Wunſch, daß man ſich näher an der Küſte halte; ein Wunſch, den Ernſt, der bisher ungewöhnlich ſtille und wortkarg geweſen war, mechaniſch den Ruderern wiederholte. „Könnten wir nicht noch ein paar Ruderſchläge weiterfahren?“ ſagte einer von ihnen, „es iſt eine Jolle aus der Jacht dort abgeſchickt. Sie haben uns ſchon zweimal gewinkt.“ — „Glaubſt Du denn,“ fragte Meermann, „daß die Leute in der Jolle uns etwas zu ſagen haben? Kennſt Du ſie?“ — „Ja, ich habe einen Kameraden auf dem Fahrzeug dort; er wird mich grüßen von meiner alten Baſe in Schonen.“ Es lag etwas Spöttiſches in der Antwort des Menſchen, welche machte, daß Meermann darüber etwas ängſtlich wurde und ſacht zu Ernſt äußerte, man höre ſo viel von Schmuggeleien an der Küſte, ob es nicht das Beſte ſei, dem Vorhaben der Leute, weiterzufahren, ſich entgegenzuſetzen. Ernſt fuhr auf wie aus einem Traum, und befahl den Leuten in einem gebieteriſchen Tone, die Ruder einzuziehen und ſich hier im Fahrwaſſer zu halten. Wolle die Jolle etwas, ſo könne ſie herankommen. — „Nun ja, es iſt freilich gleichweit von hier wie von dort,“ antwortete der Menſch, indem er die Ruder längs am Borde hinlegte, und mit höflichem Tone hinzufügte: „Nehmen Sie ſich in Acht, Jüngferchen!“

Die Jolle, welche von der Jacht ausgeſetzt war, tanzte indeß leicht hin über die Waſſerfläche, von zwei Männern gerudert. Sie hielten an dicht bei dem großen Boot, indem der eine Mann in der Jolle die Fahrzeuge mit der einen Hand zuſammenſchob und mit der andern den Hut vor Ernſt zog und auf die Bank hinten in der Jolle zeigend, ſagte: „Wenns beliebt, ſo können Sie nun einſteigen.“ — Ernſt war indeß aufgeſtanden, ergriff Meermanns Hand und ſagte ſichtlich bewegt: „Mein würdiger Freund, wir müſſen uns jetzt trennen. Die angenehmen Stunden, die ich in Ihrer und Ihrer trefflichen Familie Geſellſchaft verlebt habe, werde ich nie vergeſſen; aber die Verbindlichkeiten, die ich Ihnen ſchulde für dieſen nur allzukurzen Tag unſers Zuſammentreffens, werde ich in einer glücklicheren Zeit zu vergelten ſuchen.“ — Ehe die Neermannſche Familie, die ſich unwillkührlich erhoben hatte, aus ihrer Überraſchung kam, war Ernſt ſchon, zugleich mit ſeinem Hunde, in die Jolle geſprungen, welche abſtieß und mit hurtigem Ruderſchlag ihren Weg nach der Jacht nahm, wo man ſie bald ankommen und Ernſt und die Ruderer an Bord gehen ſah.

Einer der Ruderer, welcher Neermann fragte, wohin ſie rudern ſollten, weckte die Geſellſchaft aus ihrer Betäubung, und Alle waren darin einig, ſo ſchnell wie möglich ans Land zu kommen. Auf der Rückfahrt ſaß Jeder für ſich ſtumm und grübelnd über das Vorgefallene; Stenerſen dachte wohl daran und er äußerte es auch, daß man ſich an die Ruderer halten müſſe, um von dieſen Aufſchluß zu erhalten; aber er fand ſo wenig Anklang bei dem alten Neermann, und die Rückfahrt ging überhaupt ſo ſchnell vor ſich, daß ſie an das Land geſetzt waren und das Boot unverweilt wieder abſtoßen und nach der Jacht zurudern ſahen, ehe ſie irgend einen Beſchluß gefaßt hatten oder überhaupt nur recht zur Beſinnung gekommen waren. Erſt jetzt fing man an freier zu athmen und einander ſeine Gedanken mitzutheilen, wer dieſer Ernſt ſein könnte und in welchem Zuſammenhange er mit dem Schiffe ſtehe, und warum er ſo plötzlich und auf eine ſo räthſelhafte Weiſe ſie verlaſſen habe. Man warf viele Vermutungen auf, wovon die eine noch ſcharfſinniger war als die andre, beſonders waren Flors Meinungen ſehr fein und weithergeholt, aber zu einem ſichern Ergebniſſe konnte man natürlicherweiſe nicht gelangen. Mit Hülfe eines Taſchenkuckers ſahe man vom Dach des Hauſes, als der Wind ein wenig friſcher zu wehen anfing, die Jacht allmälig die Segel aufziehen und langſam gen Norden ſteuern, und bald war auch die letzte Spur des Schiffes, worauf ſich der ſeltſame Fremde befand, verſchwunden.

Der übrige Theil des Tages ging hin unter Fragen von Madame Neermann und Suſanne an die Übrigen. Suſanne war unerſchöpflich im Ausrufen: „Aber warum hieltet Ihr ihn nicht feſt? Warum fragtet Ihr ihn nicht?“ Oder: „Ja, ich ſollte dabei geweſen ſein, wie ſollte er ſo nicht entkommen ſein!“ Und: „Es wundert mich nur, daß Stenerſen bei Zeiten dafür ſorgte, ſeinen Hut wieder zu bekommen.“ — Aber dieſe Vorwürfe halfen nichts zur Aufklärung, und man beruhigte ſich endlich, indem Jeder ſeine Gedanken und Gefühle in ſich ſelbſt verſchloß. Gegen Abend kehrte man nach Kopenhagen zurück mit einer gewiſſen ſtillen Leere, welche Jeder mehr oder minder bei ſich verſpürte, wie es natürlich iſt, wenn eine ungewöhnliche Begebenheit zwar überſtanden iſt, aber Einbildungskraft und Gedanken für die Zukunft nicht zureichend nähren zu können ſcheint. Erſt war wohl noch lange nachher der Gegenſtand für die Unterhaltungen der Familie, mußte aber doch zuletzt verſchwinden vor neuen andern Eindrücken, und zuletzt war es nur noch Oline, die in ihren liebſten und einſamſten Augenblicken ſich mit dem ewig wiederkehrenden Gedanken beſchäftigte: „Wer er ſein könne? Wohin er gegangen ſei? Ob er jemals zurückkommen werde, und ob er wohl an ſie ſo oft denke, wie ſie an ihn? — Es koſtete dem armen Mädchen manchen Seufzer, ehe ſie ſich gewöhnte, auf die meiſten von dieſen und ähnlichen Fragen ſich nur unbefriedigende Antworten geben zu können.

Etwa acht Tage nach den erzählten Begebenheiten ſahe man hoch oben in der Nordſee eine leichtgebaute Jacht auf der Waſſerfläche hinſtreichen, vor einem ziemlich ſcharfen Südoſt. Es war eine kalte Frühſtunde, die Luft rauh, das Meer dunkel, von grünlichgrauer Farbe, mit kleinen gipflichen Wellen, die ſich mit einem weißen, flüchtigen Schaum kräuſelten. So weit das Auge über die See und unter den Gewölken, die überall den Himmel bedeckten, hinreichte, erblickte man nichts als einen einzelnen Seevogel, der in einem Halbkreiſe auf die Waſſerfläche niederſchoß und ſich wieder hob mit häßlichem, durchdringendem Schrei. Auf dem Verdecke befand ſich, mit Ausnahme einiger Matroſen, die bei den Tauen zu thun hatten, Niemand auß dem Hauptmann, der am Hinterende ſaß i Geſpräch mit einem jungen Manne, der, u ſich gegen die ſcharfe Morgenluft zu ſchütze einen großen blauen Officiermantel umgenomm hatte. Ungeachtet ihm der Hut bis tief in d Augen niederging, war es doch nicht ſchwer, ihm den jungen Mann wiederzuerkennen, d wir den Leſern unter dem Namen Ernſt vorg führt haben, aber den wir nun Lieutenant Er P. nennen hören. — Die Unterredung welc er mit dem Schiffskapitän führte, wollen w mittheilen, da ſie einiges Licht auf die frühe werfen wird.

„Er iſt alſo nicht todt?“ fragte der Ka tän, und heftete einen ſtarren Blick auf de Lieutenant P.

„Nein,“ antwortete dieſer, „und ich ha nicht daran gezweifelt. Mein Schuß iſt zieml ſicher, und ich ſtand ihm nicht nach dem Lebe Überdieß unterſuchte ich gleich ſelbſt die Wund als er fiel.“

„Aber welcher Teufel regierte denn da d ſchwediſchen Hunde, daß ſie Ihnen keine Ruhe

Kopenhagen ließen, ſondern Ihnen Polizeiſpione nachſchickten, als ob Sie aus dem Zuchthauſe entlaufen wären. Wollten ſie etwa Wundarztlohn und Schmerzgeld haben?“

„Nein, nein, ich fürchte, daß mein Duell nur wenig mit meiner nothgezwungenen Flucht zu ſchaffen hat, obgleich es hieß, daß man ſich deßwegen meiner Perſon verſichern wolle.“

„Davon habe ich ja noch gar nichts gehört,“ ſagte der Kapitän in einem mürriſchen Tone. „Geſetzt auch, Ihr Widerpart wäre todt! Es ſind ja Kriegszeiten; man mußte Ihnen ja danken, daß Sie einen der Hunde aus der Welt befördert hätten, wenigſtens nach meinem geringen Verſtande.“

„Der Krieg iſt ſo gut wie vorbei. Das gute Vernehmen zwiſchen Dänemark und Schweden iſt auf lange Zeit wieder hergeſtellt, und wir können jeden Augenblick erwarten, daß der Frieden abgeſchloſſen iſt.“

Der Kapitän ſchüttelte den Kopf und fragte nach kurzer Pauſe: „Was ſagte man in Kopenhagen davon, daß der Prinz zum ſchwediſchen Kronprinzen gewählt ſei?“

„Ich glaube, man verſpricht ſich viel Gutes davon in der Folge.“

„Viel Gutes? — Ja, wir wollen ſehen! Ich für mein Theil traue den Schweden nicht, und am wenigſten, wenn ſie freundlich ſind. Ich kenne ſie. Es gefällt mir nicht, daß man jeden Augenblick einen König beim Fittig nimmt, wenn man ihn los ſein will.“

„Mir ſind ſo gewaltſame Maßregeln gleichfalls zuwider, aber hier ließ ſich wohl nichts Anders thun. Das Benehmen des abgeſetzten Königs war ja verrückt; er kann nicht klagen, da er vorher gewarnt und erinnert iſt. Die Männer, die an der Spitze der Revolution ſtanden, meinten es ohne Frage aufrichtig mit Land und Staat. Selbſt der Prinz erkannte das; das Verſprechen, das er den Anführern der weſtlichen ſchwediſchen Heere gab, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, bis ſie ihres Landes Angelegenheiten in Ordnung gebracht hätten, iſt ein Beweis davon und einer der edelſten Züge, welche die Geſchichte aufzeigt.“

„Wohl möglich! So etwas kennen Sie beſſer als ich. Aber der Teufel ſoll mich viertheilen, wenn ich das gethan hätte, wäre ich an des Prinzen Stelle geweſen. Verſtehen Sie mich?"

Lieutenant P. mußte ein kleines Lächeln unterdrücken, während der Schiffskapitän aufſtand und auf dem Verdeck heftig auf und nieder ging. Sein Unwille legte ſich jedoch bald und er ſetzte ſich wieder zu dem jungen Mann und ſagte: „Na, Sie haben mir ja nichts erzählt von Ihrem Aufenthalte in Stockholm. Waren die ſchwediſchen Herren zufrieden, daß ſie den Prinzen bekamen?"

„Gewiß!" antwortete Lieutenant P.; „die Freude und Begeiſterung über ſeine Wahl zum Kronprinzen war allgemein."

„Dazu haben Sie auch Grund. Es iſt beſſer, ihn zum Thronfolger als zum Anführer eines norwegiſchen Heeres an der Grenze zu haben. Aber — bei alledem will es mir doch nicht recht in den Kopf, daß es ehrlich gemeint ſein kann. Machte nicht der Eine und Andere ein ſaures Geſicht dazu? Gab es Niemand, der heimlich den Prinzen zum Teufel in der Hölle wünſchte?"

Als Ernſt nachdenklich wurde und vor ſich niederſah mit einem düſtern, unzufriedenen Ausdruck im Geſicht, fuhr der Kapitän fort: „Antworten Sie, Lieutenant P.! Sie haben ja mit den Großen in Stockholm gelebt. Sie ſind klug und haben ein gutes Auge. Was meinen Sie?“

„Was ich meine? — Nun, ich habe es ja ſchon geſagt, daß kein Grund vorhanden iſt, etwas Andres als das Beſte zu hoffen. Gibt es eine Partei, die gegen die Wahl iſt, ſo hält ſie ſich geheim, und ihre Beſchlüſſe und Anſchläge hüllen ſich in ein Dunkel, das wir Beide nicht durchſchauen können.“

„Ja, hören Sie nun, was ich ſage, Lieutenant P.! Geht es gut mit dieſer Wahl und iſt nicht ein Haken dabei, ſo will ich mich lebendig ſpießen laſſen und meinen Kajütenjungen zum Hauptmann des Schiffs und der Mannſchaft machen. Denken Sie an meine Worte!“

Der Kapitän erhob ſich darauf und ging an das Vorderende des Schiffs, wo er dem Kajütenjungen, der müßig und pfeifend daſtand, eine Ohrfeige gab, indem er ausrief: „Packe Dich in den Raum!“ — Lieutenant P. ging in die Kajüte hinunter, um ſich die Zeit mit

Leſen zu vertreiben, und wir können nun ungeſtört dem Leſer den näheren Zuſammenhang des in der vorigen Unterredung Angedeuteten mittheilen. Man wird dabei zugleich bemerken können, daß der Kapitän nicht in Alles eingeweiht war, was die folgenden Blätter auflöſen.

Ernſt P. war der Sohn eines ſehr vermögenden Kaufmannes in Chriſtiania, aber von ſeinen Knabenjahren an bei einem Oheim in Kopenhagen erzogen, einem vielſeitig gebildeten Manne, welcher großen Einfluß hatte auf ſeine frühzeitigere Entwickelung. Nachdem er die erſte und zweite Prüfung bei der Univerſität gemacht hatte, ſtudirte Ernſt ein paar Jahre Chirurgie, und reiſte endlich auf ſeines Vaters Koſten außer Landes, theils um ſich in ſeinem Fache weiter auszubilden, theils um im Namen ſeines Vaters Handelsverbindungen mit einigen Häuſern in Amſterdam und London anzuknüpfen; denn der alte P. hatte im Grunde den Gedanken nicht aufgegeben, daß Ernſt mit der Zeit Aſſocié des Handelshauſes werden würde, und deßhalb ausdrücklich verlangt, daß er neben ſeinen Hauptſtudien ſich mit den Handelswiſſenſchaften beſchäftigen ſolle.

Der Krieg zwiſchen Dänemark und England, das Gerücht von der unglücklichen Beſchießung Kopenhagens, und daß Dänemark als Rußlands Verbündeter an Schweden den Krieg erklärt habe, bewegte Ernſten zurückzukehren, noch ehe die zu ſeiner Reiſe beſtimmten drei Jahre abgelaufen waren. Er kam in Chriſtiania an, als man hier unter Chriſtian Auguſts Anführung die ſtärkſten Vorbereitungen traf, um den Schweden zu begegnen, die unter Armfeld und Vegeſack einen Einfall in Norwegen gethan hatten. Nationalhaß und Patriotismus vereinigten ſich hier zum tapferſten Widerſtande; Ernſt ließ ſich von der allgemeinen Begeiſterung hinreißen und nahm Dienſte als Freiwilliger bei einer Jägerkompagnie. In dieſem für Norwegen ſo ehrenvollen Kriege war er zuerſt mit in den Engpäſſen bei Königsdorf, und hatte nachher Gelegenheit ſich bei der Niederlage auszuzeichnen, welche die Schweden am Prieſterhügel erlitten. Auch an der Fortſetzung des Kriegs in dieſem und dem folgenden Jahre (1809) nahm er Theil, bis die Thronrevolution in Schweden den Feindſeligkeiten ein Ende machte.

Der Krieg, die Opfer während deſſelben, und mehrere ausländiſche Kaſſenbrüche hatten inzwiſchen den nachtheiligſten Einfluß auf den Handel des alten P. gehabt, und waren vielleicht ſchuld an ſeinem plötzlichen Tode. Ernſtens älterer Bruder, der bisher Mitgenoſſe im Handel geweſen war, taugte nicht dazu, Ordnung in die Geſchäfte zu bringen. Ernſt beſchloß daher, ſich ſelbſt von des Hauſes Verfaſſung zu überzeugen und nahm während des Waffenſtillſtandes Urlaub. Er ſah bald ein, daß der größte Theil des Vermögens nur durch ſchnelle und entſchiedene Maaßregeln gerettet werden konnte; aber hiezu bedurfte es ſeiner perſönlichen Gegenwart in Stockholm, Kopenhagen und einigen andern Handelsſtädten, mit welchen der Vater in Verbindung geſtanden hatte. In Schweden war damals Guſtav Adolph der Vierte kurz zuvor abgeſetzt worden; die revolutionäre Partei ſchuldete dem Prinzen Chriſtian Auguſt große Verbindlichkeiten wegen ſeiner großmüthigen Einſtellung der Feindſeligkeiten während der Vorbereitung zur Thronrevolution; man war ſowohl in Schweden wie in Dänemark zum Friedens ſchluſſe geneigt, und ſchon damals munkelte e in dem erſtgenannten Reiche von der Wahl de Prinzen als Nachfolgers des alternden König Karls des Dreizehnten. Es fiel deßhalb Ernſte nicht ſchwer, ſich eine ſpecielle Erlaubniß von de ſchwediſchen Regierung auszuwirken und ein Reiſe nach Stockholm vorzunehmen, verſehen m den beſten Empfehlungen an mehrere vornehm ſchwediſche Herren. Er kam in Schwedens Haup ſtadt im Julius an, kurz nachdem Prinz Chr ſtian Auguſt von den Reichsſtänden wirklich zu Kronprinzen erwählt worden war*). Dur ſeine Verbindungen mit mehreren hohen Perſone ſowie mit mehreren geachteten Männern vo Handelsſtande hatte er Gelegenheit, ſich von de allgemeinen Enthuſiasmus über dieſe Wahl überzeugen, und, obwohl er den Kummer Norweger den Prinzen zu verlieren theilte, muſ er doch einräumen, daß ſich für dieſen eine ehrenvolle und ſichere Zukunft eröffne. Aber in dieſem Glauben ward er mehr erſchüttert, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte, durch ein Ereigniß, das ihn zwang, Stockholm zu verlaſſen, und auf ſeine nächſte Zukunft den größten Einfluß hatte.

---

*) Wie bekannt, ward der Prinz erſt ſpäter, 28. Auguſt, feierlich und öffentlich von a Ständen gewählt, durch eine in geſetzmäßiger Fo ausgefertigte Akte.

Er war nämlich eines Abends in großer Geſellſchaft geweſen bei einem ſchwediſchen Edelmanne, mit Namen Major C., als ſie ſich etwas ſpät in der Nacht trennten, regnete es, und Ernſt, der grade im Begriff ſtand, mit drei andern Herren die Geſellſchaft zu verlaſſen, ward von dem artigen Wirth erſucht, zum Schutz gegen den Regen einen blauen Officiersmantel umzunehmen, der vor andern kenntlich war durch einen breiten gelben Beſatz am Kragen, und übrigens einem gewiſſen militäriſchen Corps eigen zu ſein ſchien; denn die obenerwähnten drei Herren hatten gleiche Mäntel. Dieſe waren indeß vorangegangen, und es verging einige Zeit, ehe er ſie einholen konnte. Er traf ſie auf einem großen, offnen Platze, grade als ſie in ein tiefes Geſpräch verwickelt zu ſein ſchienen, und um ſie nicht zu unterbrechen, ging er in der dunkeln Nacht ſchweigend zur Seite, in ſeine eigenen Betrachtungen verloren. Aber ſeine Aufmerkſamkeit ward bald erregt. Man nannte des Prinzen Chriſtian Auguſt's Namen und äußerte unverhohlen ſein Mißvergnügen über die Wahl deſſelben zum Kronprinzen. Einige andre Äußerungen, welche man machte, waren zu ſehr auf Schrauben geſtellt, als daß er ſich klare Rechenſchaft von ihrer Bedeutung hätte geben können. Doch veranlaßten ſie ihn mit der ängſtlichſten Erwartung zuzuhören, als einer von den Herren, ein Hauptmann R., der bisher zunächſt das Wort geführt hatte, plötzlich ſtillſtand, und wie von einer heimlichen Ahnung ergriffen, einem der Andern zurief: „Guſtav, wer iſt das, der Dir zur Seite geht?"

„Wer es iſt?" antwortete der Angeredete, „es iſt" — —

„Ich bin es," unterbrach ihn Ernſt, und nannte ſeinen Namen.

„Sie?" brach Kapitän R. aus. „Gott im Himmel, ich glaubte, es ſei — wie kommen Sie hieher? Iſt der Herr die ganze Zeit mit uns gegangen?"

Ernſt antwortete, daß er auf dem Marktplatz zu ihnen geſtoßen ſei.

„Auf dem Marktplatz?“ ſagte er mit ſteigender Heftigkeit. „Auf dem Marktplatz? Und Sie haben gehört, was wir ſprachen? Was haben Sie gehört? Antworten Sie, oder ſie kommen nicht lebendig von der Stelle.

Die andern Herren legten ſich in's Mittel und ſtellten dem hitzigen Kapitän R. das Unbeſonnene ſeines Benehmens vor. Das Ende war, daß der Kapitän mit einigen Worten um Entſchuldigung ſeiner Heftigkeit bat, und ſich zugleich von den andern Herren beurlaubte und eine Seitengaſſe hinunterging.

Als Ernſt ſich allein befand, überfiel ihn die größte Unruhe. Er ſah ein, daß man im Dunkeln, und von ſeinem Mantel getäuſcht, ihn für einen Andern gehalten haben mußte und deßwegen freier geſprochen hatte, als man ſonſt gethan haben würde. Aber, obgleich er genug gehört hatte, um das Schlimmſte zu ahnen, war es doch zu wenig, um daraus ſich ſelbſt oder Andern Gewißheit, ja nur Wahrſcheinlichkeit geben zu können. — Der erſte Beſchluß, den er faßte, war, ſich dem obengenannten Major C. mitzutheilen; aber obgleich er dieſen als einen vortrefflichen Mann und als einen großen Begünſtige der Thronfolgerwahl kannte, ſo hielt er es doch für das Klügſte zu ſchweigen, da der Majo möglicherweiſe im Herzen ganz andere Grundſätze hegen konnte als zu welchen er ſich öffentlich bekannte. Er ging zweifelhaft und bekümmert nach Hauſe, und brachte eine unruhig Nacht zu.

Am nächſten Morgen in aller Frühe war ihm ein Brief des Kapitäns R. zugeſtellt, welcher eine in ſtarken, etwas pomphaften Ausdrücken abgefaßte Klage über Ernſtens vom Briefſteller ſogenannte „impertinente Aufführung a vorigen Abend" enthielt und mit einer Herausforderung auf den Morgen deſſelben Tages u neun Uhr ſchloß. Der junge Mann hatte nu keine Wahl mehr; Major C. war der einzi Mann von einigem Anſehen, zu welchem er Zutrauen hatte, und dem er überdieß beſonders empfohlen war. Er ging deßhalb ohne Aufſch zu ihm und erzählte ihm Alles. Der Maj ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: „T ſind der Herr Lieutenant in einen ſchlimmen Handel verwickelt worden! Was haben Sie beſchloſſen in Hinſicht des Duells?"

„Herr Major, ich bin ein däniſcher Officier."

„Das heißt, Sie nehmen es an, und es iſt auch nichts Andres zu machen. Haben Sie einen Sekundanten?"

„Nein."

„Gut! So bin ich Ihr Sekundant, und Sie ſagen, daß Sie mich darum erſucht haben. Übrigens müſſen Sie gleich nach Hauſe gehen und ihre Sachen packen und Alles ſo einrichten, daß Sie die Stadt gleich verlaſſen können. Wie auch das Duell ausfallen möge, ſo müſſen Sie reiſen. In einer Stunde bin ich bei Ihnen."

Ernſt befolgte genau ſeinen Rath, und ging der Abrede gemäß zugleich mit ihm nach dem Platz, außerhalb der Stadt, um die beſtimmte Zeit. Kapitän N. und die beiden andern Herren vom vorigen Abend waren ſchon da und ſchienen zu ſtutzen als ſie den Major ſahen. Aber es wurden nur wenige Worte gewechſelt; die Sekundanten machten die nöthigen Vorbereitungen zum Duell, beſtimmten die Entfernung und luden die Piſtolen.

Ernſt hatte als Geforderter den erſten Schuß. Indem er ſich auf ſeinen Ort ſtellte, ſagte der Major ein paar Worte wie zur Aufmunterung zu ihm, worauf er antwortete: „Es iſt nicht das erſtemal, daß ich einer ſchwediſchen Kugel gegenüber ſtehe.

„So hoffe ich, wird es das letztemal ſein!“ rief Kapitän R. aus und legte mit Heftigkeit die Piſtole an.

„Sind Sie raſend?“ ſchrie der Major. „Der Herr Lieutenant hat den erſten Schuß.“

Kapitän R. faßte ſich und bat mit merklicher Verwirrung um Verzeihung, daß er ſich habe hinreißen laſſen, und ſtellte ſich darauf. Ernſt, der unwillkürlich bei Jenes ungewöhnlichem Benehmen zur Seite getreten war, nahm ſeinen Platz wieder ein und maß ſeinen Gegner ſchweigend mit ernſtem, durchdringendem Blicke. Dann zielte er wenige Augenblicke und drückte los.

Der Kapitän, der ſich getroffen fühlte, wankte mit ſchwachem Ausruf ein paar Schritte zurück, ſuchte noch einmal wie mit Gewalt ſich aufrecht zu halten, während er beide Hände feſt auf die Bruſt drückte, aber ſank darauf in die Arme ſeiner Freunde. Ernſt eilte gleich zu ihm hin, riß ihm das Kleid auf, und unterſuchte die Wunde. Die Kugel war links, etwas unter der Schulter, hineingegangen, aber nicht tief, vermutlich geſchwächt durch eine Brieftaſche, welche ſie geſtreift hatte. Ernſt, der ſein Verbindezeug bei ſich hatte, nahm einige Inſtrumente heraus, machte mit geübter Hand und großer Hurtigkeit einige kleine Einſchnitte und zog die Kugel heraus; hierauf verband er ihn mit dem, was ihm zur Hand war. „Schaffen Sie den Kapitän mit Vorſicht in die Stadt,“ ſagte er, als er fertig war, „und übergeben Sie ihn einem tüchtigen Wundarzt. Mein Verband iſt nur vorläufig, und muß bald durch einen andern erſetzt werden. Die Wunde iſt nicht tödtlich, wenn ſie gut behandelt wird.“

Kapitän N's. Sekundanten hatten bisher geſchwiegen, ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblicks, und es geduldig angeſehen, daß Ernſt mit ſcharfen Inſtrumenten die Bruſt unterſuchte, gegen welche ſeine Kugel ſo eben gerichtet gewe-

ſen war, und daß ſo ihres Freundes Leben zu
zweitenmal ſeines Gegners Feſtigkeit oder Ed
mut hingegeben war. Aber da er nun Mie
machte, ſich mit dem Major zu entfernen, ſtell
ſich der eine von den beiden Herren ihnen in d
Weg und ſagte, doch mit einiger Unſicherheit
der Stimme und Haltung: „Der Herr Lieut
nant werden verzeihen! Aber Sie können dieſ
Platz noch nicht verlaſſen. Es iſt nicht bl
Kapitän N., ſondern auch ich und dieſer H
hier, die ſich durch Ihre Aufführung geſte
Abend beleidigt und aufgefordert ſehen, an ſei
Stelle zu treten. Der Herr Lieutenant muß ſ
mit uns Beiden duelliren.“

Ernſt ſtutzte und antwortete: „Ich bin n
von dem Kapitän gefordert.“ — Der Maj
dem das Blut in die Wangen ſchoß, trat dazw
ſchen und ſagte mit feſter Stimme: „Der H
Lieutenant duellirt ſich heute nicht, wenigſte
nicht in dieſem Augenblick. Es iſt genug B
gefloſſen; und wenn des Kapitäns Leben geret
wird, ſo habt Ihr es allein Eurem Gegner
danken. Aber wenn er ſelbſt in einem neu
Duell verwundet würde, ſo wäre Niemand

um ihm beizuſtehen. Es iſt unſere Schuld als Sekundanten, daß wir nicht für einen Wundarzt geſorgt haben. Heute darf kein Duell ſein — es wäre unedel, unwürdig eines ſchwediſchen Ehrenmannes, ſeines Feindes Großmut ſo wenig zu achten. Das Duell bleibt bis morgen um dieſelbe Zeit ausgeſetzt."

Die beiden Herren ſchienen ſich von dieſen Worten getroffen zu fühlen und willigten ein in den Aufſchub, obgleich zaudernd und mit einigen kalten Höflichkeitsausdrücken, worauf man ſich trennte.

Als Ernſt ſich allein befand mit dem wackern Major, ſagte dieſer: „Der Herr Lieutenant iſt für dießmal befreit; aber verweilen Sie noch bis morgen in Stockholm, ſo ſtehe ich nicht für Ihr Leben. Wollen Sie meinem Rath folgen, ſo gehen Sie gleich nach Hauſe, um keinen Verdacht zu erwecken. Laſſen Sie Abends in der Dämmerung Ihr Gepäck durch Ihren Bedienten auf die erſte Poſtſtation tragen, und laſſen Sie ihn hieher zurückkehren. Sie erwarten ihn hier aber nicht, ſondern begeben ſich auf Umwegen zu der Station, wo Sie einen zuverläſſigen Mann antreffen ſollen, der Sie nach Malmöe begleiten wird, aber auf Kreuzwegen; denn dieß iſt deßwegen nöthig, um die irre zu führen, die Ihnen möglicherweiſe nachſetzen werden. Aus demſelben Grunde würde ich Ihnen nicht rathen von Helſingborg überzuſetzen, bei der Ankunft in Kopenhagen Ihnen aber auf's äußerſte anempfehlen, ſich möglichſt verborgen zu halten, bis Sie einen Brief von mir erhalten haben."

Ernſt erinnerte den Major, daß er die Ausforderung auf morgen angenommen habe. Aber dieſer antwortete mit finſterer Miene: „Sowie die Sachen jetzt ſtehen, hat das point d'honneur wenig damit zu ſchaffen. Sie müſſen reiſen. Morgen in der Frühe könnte es ſich ereignen, daß Ihre Gegner Ihnen mit andern Waffen begegneten, als mit Piſtolen. Und hiermit will ich Ihnen wünſchen, wohlzuleben und alle nöthige Vorſicht und Klugheit anzuwenden."

Der Major nahm mit dieſen Worten Abſchied, und Ernſt ging keinesweges wohlgemut nach Hauſe. Er wandte den Reſt des Tages dazu an, einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und beſchloß nach reiflicher Überlegung, ſeines geachteten Freundes Rath zu befolgen.

Auf der Station traf er ein ſchon angeſpanntes kleines Fuhrwerk und die von dem Major erwähnte Perſon. Mit dieſem reiſte er nun in großer Eile, aber auf verſchiedenen Umwegen, nach Malmöe, von wo er allein nach Kopenhagen gelangte. Hier hatte er ſich ungefähr vierzehn Tage aufgehalten, und inzwiſchen das Nöthigſte mit ſeinen Handelsfreunden abgemacht, aber übrigens ſehr eingezogen gelebt, als er von dem Major einen Brief erhielt folgenden Inhalts:

„Ich halte es für meine Schuldigkeit den Herrn Lieutenant von einigen, ſeine Sicherheit bedrohenden, Umſtänden zu unterrichten. Kapitän R. iſt dem Tode nahe geweſen, wohl nicht ſo ſehr in Folge des Schuſſes, als wegen ſeines heftigen, leidenſchaftlichen Charakters, der die Herſtellung erſchwerte. Er iſt jetzt, wie man annimmt, außer Gefahr; aber Sie, Herr Lieutenant, nicht. Seine Freunde haben ausgebreitet, daß Sie ihn mörderiſch angefallen, und dann auf eine ehrloſe Weiſe die Flucht ergriffen hätten, um einem Zweikampf mit ſeinen Rächern zu entgehen. Das Wahre der Sache wiſſen Sie ſo gut wie ich. Aber leider kann es nicht geläugnet werden, daß dieſe Verdächtigung durch des Herrn Lieutenants plötzliche Abreiſe sans adieu eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit erhalten hat, welche ich nicht im Stande bin zu widerlegen. Ich habe mich bereits mehr in dieſe Sache gemiſcht, als ich vielleicht hätte thun ſollen. Ungeachtet ich dem Herrn Lieutenant keine Ängſtlichkeit einflößen möchte, habe ich doch geglaubt, ihm meine nur allzuwohl begründete Beſorgniß mittheilen zu müſſen, daß man ſich Ihrer Perſon ſelbſt in Kopenhagen zu verſichern ſuchen und vielleicht den Verſuch machen werde, Sie als norwegiſchen Deſerteur und als Theilnehmer an verrätheriſchen Anſchlägen darzuſtellen. Die hier verbreiteten Gerüchte werden dergleichen nicht unmöglich machen, und bei dem eingetretenen freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen Dänemark und Norwegen wird es nicht ſchwer fallen, bei den betreffenden Autoritäten in Dänemark zum Ziel zu gelangen. In dieſem Falle kann ich aus Gründen — der Herr Lieutenant wird es nicht übel nehmen, wenn ich dies berühre — Ihnen nicht nützlich werden und am wenigſten als Zeuge für Sie auftreten. Ich ſehe alſo keinen andern Ausweg für Sie, als ſich baldmöglichſt und unter einem angenommenen Namen nach Deutſchland oder einem anderen Lande zu begeben, wo Sie ſicher ſind, und dort einen günſtigeren Zeitpunkt für Ihre Rechtfertigung abzuwarten. Ich bin mit aller Hochachtung und Anhänglichkeit des Herrn Lieutenants u. ſ. w.“

Dieß Schreiben ſetzte Ernſten in den höchſten Grad von Verwirrung und Kummer. Er ſah ein, daß, wenn der Major, ſein einziger Zeuge, ſich ſeiner Sache nicht annehmen konnte oder wollte, es ihm unmöglich ſein würde, ſich zu rechtfertigen. Er begriff gleichfalls, daß ſeine Verfolger, natürlich aus Furcht, daß er ihnen in jener Nacht ein gefährliches Geheimniß abgelauſcht habe, jedes Mittel, ja nach ihrem ehrloſen Betragen bei dem Duell und nach des Majors Äußerungen zu urtheilen, falſche Zeugniſſe anwenden würden, um entweder ſeiner Perſon ſich zu verſichern, oder wenigſtens ihn als Mörder darzuſtellen, und dadurch den Glauben an ſeine

Ausſagen über jene nächtliche Unterredung zu ſchwächen. Wenn er auch im Fall der gefänglichen Einziehung nicht grade Lebensgefahr zu befürchten hatte, ſo konnte doch die Sache aus Mangel an Aufklärung ſich bedeutend in die Länge ziehen und er indeſſen verhindert werden, für das Wohl ſeiner Familie thätig zu ſein, durch beabſichtigte Handelsreiſen nach Hamburg und Amſterdam. Auf der andern Seite war ihm der Gedanke unerträglich, zum zweitenmale zu fliehen, und dadurch ſeine Ehre beinahe ganz auf das Spiel zu ſetzen.

In dieſen Zweifeln und Bekümmerniſſen hatte er einen ganzen Tag zugebracht, ohne zu irgend einem Entſchluß zu kommen, als er ſpät am Abend einen Beſuch empfing von einem vertrauten Freunde, Adolph N., der im ausländiſchen Departement angeſtellt war. Dieſer trat mit beſtürzter Miene herein, ſchloß erſt die Thür ab und ſagte dann: „Ernſt, was iſt das für eine Sache, worein Du verwickelt biſt? Du ſtehſt ja jeden Augenblick in Gefahr feſtgenommen zu werden.“

Ungeachtet Ernſt keineswegs furchtſam war, ward er doch von dieſen Worten etwas erſchüttert. Er erzählte ſeinem Freunde in der Kürze den Zuſammenhang der Sache und bat ihn dann um Rath. „Ich kann Dir nicht anders rathen,“ antwortete dieſer nach kurzer Überlegung, „als in aller Stille abzureiſen. Thuſt Du das nicht, ſo wirſt Du in keinem Fall frei von Arreſt bleiben, und läufſt Du auch nicht Gefahr als Mörder verurtheilt zu werden, ſo kannſt Du doch als Duellant verurtheilt werden. Daß der Zweikampf ſtattgefunden hat in einem Lande, mit welchem wir nur halb und halb auf Friedensfuß ſtehen, wird Dir kaum zu Gute kommen. Es ſcheint mir überdieß, als ob die Sache von der Art ſei, daß ſie mit der Zeit entweder durch des Majors Hülfe oder anderweitig ſich von ſelbſt auflöſen werde, ſo daß es nicht der Mühe werth iſt, ſich ihretwegen einem vielleicht langwierigen perſönlichen Arreſt auszuſetzen.“

Ernſt, der ſich ſeiner Unſchuld bewußt war, fürchtete nicht für ſein Leben. Aber der Gedanke feſtgenommen zu werden, eingeſperrt in ein vielleicht ſchlechtes und enges Gemach, getrennt von ſeinen Freunden, ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen und ſeiner Freiheit, dieſer Gedanke war für ihn, der von ſeinen früheſten Jahren gewohnt geweſen war, zu thun und zu laſſen, was er wollte, abſchreckender und niederſchlagender als der Gedanke an eine mögliche Lebensgefahr. Dazu kam, daß es ihm zu arg ſchien, ſich zum zweitenmale den willkührlichen Wirkungen der niedrigen Denkungsart ſeiner Gegner auszuſetzen. Was er alſo unter andern Umſtänden im Vertrauen auf ſeine Unſchuld gethan haben würde, nämlich ſich ſeinen Richtern vorgeſtellt, war ihm jetzt, gerade weil er ſo tadellos war, ein widriger Gedanke. Er beſchloß alſo durch eine ſchleunige Flucht ſich der augenblicklichen Gefahr zu entziehen, doch ſo, daß er ſich nach Norwegen begeben wollte, theils um ſich bei dem Prinzen zu rechtfertigen, deſſen Achtung ihm über Alles galt, theils in der Hoffnung, durch dieſen das ganze Unwetter zerſtreuen und, wiewohl er ſich deſſen kaum ſelbſt bewußt war, durch Mittheilung der nächtlichen Scene dem nur allzu argwohnloſen Prinzen einen Wink von der Möglichkeit einer ihm gefährlichen Partei in Schweden geben zu können.

Was ihn für die Flucht nach Norwegen noch beſonders ſtimmte, war der Umſtand, daß eines von ſeines Vaters Schiffen ſegelfertig auf der Rhede lag und nur ſeinen nähern Befehl erwartete. Der Kapitän, der es führte, war ein verſchwiegener, zuverläſſiger Mann, der in den Kriegsjahren manches gute Mal mit ſeinem leichtſegelnden Schiffe durch die engliſchen Kreuzer hingeſchlüpft war, und zumal im Herbſt, wo die feindlichen Eſcadern ſich nicht mehr den Stürmen ausſetzen durften, zu den dreiſteſten Schiffsführern gehörte, der ſich hinauswagte, um Norwegen mit Korn und andern Lebensbedürfniſſen zu verſehen. Ihm beſchloß er ſich anzuvertrauen, indem Adolph ganz früh des andern Morgens hinausrudern und ihn darauf vorbereiten ſollte, Ernſten aufzunehmen. Letzterer, der entweder dieſe Nacht oder den nächſten Morgen den Arreſtbefehl erwarten konnte, brachte die Nacht bei Adolph zu, der auch in aller Stille ſeines Freundes Gepäck zu Schiffe bringen ließ.

Während Ernſt am nächſten Morgen voll Unruhe die Rückkunft Adolphs vom Schiffe erwartete, war ſchon ein Polizeibevollmächtigter mit einigen Bedienten in ſeiner Wohnung geweſen und hatte die Entdeckung gemacht, daß der Vogel davon geflogen ſei. Die Unterſuchungen bei den Hausbewohnern führten zu nichts; die Bedienten waren ſchon im Begriff ſich wieder zu entfernen, als man ihnen meldete, daß ein Bote, der ſchon wieder fort ſei, ein an Ernſt adreſſirtes Billet gebracht habe. Man brach es ohne Umſtände auf und fand darin bloß folgende Worte ohne Unterſchrift: „Nach näherer Überlegung kann mein Schiff Sie am beſten etwas nördlich von Vedbeck aufnehmen.“ — Dieß hing ſo zuſammen: Der Schiffer und Adolph hatten zuerſt abgeredet, daß Ernſt ſich etwas oberhalb der Kalkbrennerei einfinden ſolle, wo ihn ein Boot abholen werde; aber dieß fand der Kapitän, kurz nachdem Adolph das Schiff verlaſſen hatte, aus mehreren Gründen gefährlich; er ſchickte ihm alſo in einer Jolle einen Boten nach, der mündlich Vedbeck als Stelldichein angeben ſolle. Der Bote traf Adolphen in ſeiner Wohnung, verſpätete ſich aber auf dem Rückwege. Der Kapitän, aus Beſorgniß, daß ſeine Botſchaft nicht ausgerichtet ſei, ſchrieb obigen Zettel gradezu an Ernſt und ließ das große Boot ausſetzen mit dem Befehl, ihn auf der Zollbude durch einen zuverläſſigen Menſchen der Aufſchrift gemäß beſorgen zu laſſen. Daß Ernſt indeß ſeine Wohnung verändert hatte, wußte der Kapitän entweder nicht, oder dachte in der Eile nicht daran.

Dieſer Zettel enthielt einen hinreichenden Wink für die Polizeibedienten in Rückſicht des Weges, welchen Ernſt zu nehmen beabſichtigte, und in Folge deſſen wurden zwei von ihnen abgeſchickt mit dem Auftrage, auf dem Wege nach Vedbeck und insbeſondere dort am Orte ſelbſt den Flüchtling wo möglich aufzugreifen.

Von alle dem wußte Ernſt nichts. Adolph hatte ihn unterrichtet, daß der Schiffer unter Segel gegangen ſei, und ſelbigen Tages erwartete, ihn am Bord nehmen zu können, in der Gegend von Vedbeck, wo er ein wenig oberhalb der Fiſcherwohnung ein, durch zwei aufgerichtete, kreuzweis gelegte Ruder, kenntliches Boot vorfinden würde. Er nahm alſo Abſchied von ſeinem treuen Freunde, und ging zu Fuße, da er auf dieſe Art am meiſten Herr ſeiner Handlungen war, zum Oſtthore hinaus, von Niemanden begleitet als von ſeinem

Hunde, einem ſchwarzen Pudel, von dem er viel hielt.

Es war einer von jenen klaren, friſchen Herbſtmorgen, die uns bisweilen hier zu Lande Erſatz geben für übermäßig heiße oder feuchte Sommer. Ernſt, der in den letzten Tagen unter dem Drucke eines ſeinem Weſen unnatürlichen Schwankens und Zweifelns gelitten hatte, fühlte ſich, ſchon wie er ging, leichter und freier und gewann allmälig wieder die ihm eigenthümliche Gemütsruhe, das Gleichgewicht, die Herrſchaft über ſeine Gedanken und Beſchlüſſe, und die Spannkraft ſeines Geiſtes, die er während der Zeit, wo er der Spielball des Zufalls und des Rathes Anderer geweſen war, vermißt hatte. Allein und ſich ſelbſt überlaſſen, erfriſcht durch den kühlen Morgenwind, ſchienen ihm die Mißgeſchicke ſeines Lebens, ſowie die Plackereien dieſes Tages ſammt dem mißlichen Zuſtande ſeines und ſeiner Familie Vermögens, vor den lichteren Ausſichten zu verſchwinden, und was ihn noch beunruhigen konnte oder wie eine ungewiſſe Wolke ſich am Horizonte ſeiner Gedanken zeigte, war nur die Erinnerung an das räthſelhafte Geſpräch jener Nacht, und das ermüdende, obgleich vergebliche Beſtreben, den Zuſammenhang deſſelben mit der Zukunft einer hohen, ihm ſo theuren Perſon zu entſchleiern.

Er war indeß bis zu dem kleinen Kibitzhauſe gekommen, wo er eintrat, weil er in der Frühe ſich noch nicht die Zeit genommen hatte, etwas zu genießen. Er hatte ſich in dem Zimmer neben der Gaſtſtube, das man ihm anwies, ungefähr eine Viertelſtunde aufgehalten, als ein grünangeſtrichner Bretterwagen vorfuhr, woraus, wie er von ſeinem Platze bemerkte, ein korpulenter, unterſetzter Mann und ein zweiter ausſtieg, der etwas langgeſtreckter war, und in die vordere Stube ging. Sie hatten ſich hier eben nicht lange aufgehalten, als der Eine mit einer unangenehmen Baßſtimme zu dem Andern ſagte: „Es iſt am beſten, daß wir hier eine tüchtige Herzſtärkung zu uns nehmen, denn Gott mag wiſſen, wie lange wir noch nach dieſem Herren Lieutenant werden umhertappen müſſen.“ Der Andere, der indeß einen Schnaps getrunken zu haben ſchien, denn er gab ein langes Ah von ſich, begleitet von einem Klatſchen mit der Zunge, antwortete: „Ja, eine Herzſtärkung kann nicht ſchaden, ſonſt möchten wir ihn kaum in die Hände bekommen. Aber apropos Du, jetzt iſt es Zeit, daß ich etwas von der Perſonsbeſchreibung höre. Iſt er in Uniform?“ — „Nun, ſo höre!“ erwiederte der Erſte und fing an zu leſen. — Was Ernſt nun hörte, war nicht eben tröſtlich; denn das Signalement beſchrieb ſein Äußeres, ſeinen Anzug und andre Nebenumſtände ſo genau, daß nicht einmal ſein Hund vergeſſen war. Als er dieſen genannt hörte, beugte er ſich unwillkürlich nieder und hielt ihm die Schnauze, damit er ihn nicht durch Knurren oder Bellen verriethe. Selbſt beſchloß er ſich ruhig zu verhalten und das Weitere zu erwarten. Wie man ſo ſchnell dahinter gekommen ſei, daß er dieſen Weg nehmen wolle, war ihm unerklärlich; aber für den Augenblick war nichts Andres zu thun, als es darauf ankommen zu laſſen, ob die beiden Männer ſchon hier anfangen würden nachzuforſchen, oder ob ſie ohne Weiteres ſich wieder auf den Weg machen würden.

Das Letztere geſchah nach Verlauf einiger Zeit und er hatte das Vergnügen zu ſehen, wie ſie auf den Wagen ſtiegen und wegfuhren, nachdem er zuvor ſich genau ihr Äußeres und ihre Geſichtszüge gemerkt hatte. Er blieb dann noch eine halbe Stunde im Wirthshauſe, legte das Geld für ſeine Zehrung auf den Tiſch und ging unbemerkt weg. Von der Landſtraße bog er ab in eins von den Feldern, und erwog nun, was das Geſcheidteſte zu thun ſei. Der Hund, ſah er ein, würde ihn am leichteſten verrathen, und ſein erſter Gedanke war, ſich von ihm zu trennen, ungeachtet er ſehr viel von ihm hielt. Wiederderholte Verſuche, ihn zurückzujagen waren vergebens, und er dachte daran, ihn mit einem Strick, den er fand, an einem Baum in der Nähe eines Hauſes feſtzubinden; aber wie dieß ihm wenig Sicherheit gab, da er vielleicht bald wieder losgemacht werden und ihm nachlaufen werde, ſo fand er es überdieß auch unmöglich, ihn feſtzumachen. Das arme Thier, das inſtinktmäßig Gefahr ahnete, hielt ſich beſtändig ziemlich fern von ihm, bis Ernſt, aufgebracht über dieß vergebliche Jagen, denn er hatte ſich ſchon ſelberweit mit ihm gezerrt, und ſehend, daß hier nichts Anderes zu thun ſei, ein kleines Taſchenterzerol herauszog und anlegte. Der Hund machte eine Wendung und zog ſich zurück; aber da Ernſt rief: „Hektor, liege ſtille!“ legte er ſich platt nieder und kroch mit leiſem Heulen zu ſeinem Herren hin. Als er das treue Thier ſo nahe bei ſich ſah, war es ihm unmöglich loszudrücken, und er begnügte ſich damit, ihn zurückzujagen. Der Erfolg zeigte auch, daß Hektor, der wie die meiſten Pudel, ein trefflicher Dolmetſcher der Mienen ſeines Herren war, mochten ſie Zorn oder Aufmunterung enthalten, Verſtand genug hatte, ſich auf dem ganzen Wege in einer gewiſſen Entfernung von ihm zu halten.

Ernſt, der es für das Wahrſcheinlichſte hielt, daß die beiden Polizeidiener den Strandweg nehmen würden, wollte durch Charlottenlund und den Thiergarten gehen. In Charlottenlund ſah er Neermanns Familie auf den Wagen ſteigen, und hier entſtand zuerſt der Gedanke in ihm, ſeine Flucht dadurch zu bemänteln, daß er ſich einer Geſellſchaft anſchlöſſe, die eine Luſtpartie machte; doch hoffte er nicht, dieſen Gedanken ſogleich ausführen zu können, da es wahrſcheinlich war, daß dieſe geputzten Leute hier Halt machten, aber da er wie mechaniſch in ihrer Nähe blieb, und auf den geſprächigen Flor ſtieß, und durch ein paar ſchlaue Fragen aus dieſem herausbrachte, daß ſie nach Webbeck wollten, ward es zum feſten Beſchluſſe bei ihm, entweder gradezu durch eine Anmutung oder ſonſt auf irgend eine thunliche Weiſe den Weg in ihrer Geſellſchaft zurückzulegen. Wie dieß glückte, iſt uns ſchon bekannt, und wir brauchen blos hinzuzufügen, daß er bei näherer Bekanntſchaft mit den Perſonen es für ſicherer hielt auf ihre Gutmütigkeit zu fußen, als ſich einer doch leicht möglichen abſchläglichen Antwort auszuſetzen. — Bei ſeiner erſten Wanderung mit der Familie hielt er es für unnöthig, ſo große Vorſicht anzuwenden, da er bis dahin keine Spur von den Polizeidienern entdeckt hatte. Aber als er mit Olinen zu dem andern Waldläuferhauſe kam, ſah er mit unangehmer Überraſchung, daß der grüne Bretterwagen draußen hielt, und er bequemte ſich, eben nicht mit leichtem Herzen, das junge Mädchen zu ſchaukeln. Des Hundes Knurren machte ihn aufmerkſam, daß ſich Fremde näherten; ein Blick war genug ihn zu überzeugen, daß es ſeine Verfolger waren, und mit einem Sprunge war er in der Schaukel, indem er dem eifrigen Normann das Seil zuwarf. Die Polizeibedienten, die inzwiſchen herankamen und zuſahen, ahnten nichts weniger, als daß ein Mann, der von der Juſtiz verfolgt wurde, ſich mit Schaukeln im Walde vergnüge, und nahmen weit weniger Notiz von ihm als von ihr, welche ſie „Frauensperſon ihm zur Seite“ nannten. — Man wird nun ſchon errathen können, daß es der Anblick des ihm nur zu wohl bekannten grünen Wagens war, der ihn bewog, nach dem Thiergarten zu ſo plötzlich die Zügel dem Kutſcher wegzureißen und unter die Bäume hinzubeugen, und der auf dem Hügel von Klampenborg es ihm eingab, den Hut mit Stenerſen zu tauſchen, wie es denn auch einer von den Polizeibedienten war, über den er ohne ihm zu ſchaden den Lehnſtuhl hinwarf. Das letztere Ereigniß machte es jedoch bedenklich, die Neermann'ſche Familie weiter zu begleiten, da bei einem neuen Zuſammentreffen mit jenen Beiden leicht eine Unterhaltung ſtattfinden konnte und dadurch Gelegenheit für Jene, ihn näher in

Augenſchein zu nehmen. Während er ſich in Bellevüe verſteckt hatte, dachte er wirklich zuerſt daran, den Reſt des Weges allein zu machen. Aber er bemerkte plötzlich, daß es ihm ſchwer würde, ſich von der Familie zu trennen, und daß das junge, hübſche Mädchen, deſſen Bekanntſchaft er ſo eben gemacht hatte, durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters, durch die Offenheit, womit ſie ſich vor ihm entſchleierte, ihn mit einem Vergnügen erfüllte, das bei ihm zum Bedürfniß zu werden drohte. Aber er wollte ſich dieß nicht geſtehen und war ſchon im Begriff, ſich durch den Garten zu entfernen, als er zum Glück ſich erinnerte, daß er Stenerſen den Hut nicht zurückgegeben habe, und er beſchloß nun zu bleiben, wie denn beinahe bei allen unſern Überlegungen die unbedeutendſten Dinge den Ausſchlag geben. — In Vedbeck war es ſein Glück, daß er kurz nach ſeiner Ankunft das Boot beſtieg, denn die Verfolger, die um dieſe Zeit im Wirthshauſe zu Mittag ſpeiſten, kamen zum Strande, nicht lange, nachdem die Neermannſche Familie von der Kahnpartie zurückgekommen war, und patrouillirten den ganzen übrigen Theil des Tages an der Küſte; aber da war es, wie wir geſehen haben, ſchon zu ſpät.

Nach Mittheilung dieſer Aufklärungen wenden wir uns zur Kajüte zurück, wo Ernſt ſaß und ſchrieb, und Hektor auf einer Matte ausgeſtreckt lag, ohne ſeinen Herrn zu beobachten, wie im Gefühle ſeiner nunmehrigen Sicherheit nach den überſtandenen Beſchwerden. Der Kapitän kam herab und meldete, daß man denſelben Abend in den Chriſtianiafjord einlaufen werde, und verabredete mit Ernſt die näheren Verhaltungsregeln, die er gefaßt hatte, um ihn unbemerkt an's Land zu ſchaffen, da er ohne Paß war.

Dieß glückte ohne Schwierigkeit, und Ernſt reiſte noch dieſelbe Nacht zu Wagen nach einem Gehöft hinaus, das eine gute Strecke von Chriſtiania entfernt war, und wo ein alter Freund ſeiner Familie wohnte. Von hier aus verſuchte er ſelbſt durch Briefe, und ſein Freund durch mündliche Vorſtellungen, den Prinzen für ihn einzunehmen. Welchen Erfolg dieſe Bemühungen für den Augenblick hatten, iſt uns nicht ganz bekannt. Daß Ernſt nach Dänemark geflüchtet war, bedeckte man mit Schweigen, da weder von däniſcher noch von ſchwediſcher Seite Nachfragen nach ihm in Norwegen gethan wurden; die ſchwediſche Anklage konnte kein Vertrauen finden in einem Lande, wo ſein Charakter und ſeine perſönliche Tapferkeit allgemein bekannt waren; desgleichen ſollte dem Verſprechen gemäß in Stockholm bei der bevorſtehenden Ankunft des Prinzen daſelbſt unterſucht werden; aber man rieth Ernſten doch, den Abſchied vom Regiment zu nehmen, und ſich auf die beſchloſſene Reiſe in's Ausland zu begeben, um in möglichen Fällen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Welchen Eindruck der Bericht von dem Geſpräche, welches Ernſt zufälligerweiſe den drei Herren abgelauſcht hatte, auf den Prinzen machte, wiſſen wir nicht; aber es iſt zu vermuten, daß er nicht viel Rückſicht darauf nahm, da es nicht die einzige Warnung war, welche er von norwegiſcher Seite empfing, ohne daß er geglaubt hätte, ihr ſein Ohr leihen zu müſſen.

Ernſt reiſte noch in demſelben Herbſte mit einem Schiffe nach Hamburg. Während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt und in Amſterdam

verfloß der größte Theil des Winters, und
erhielt indeß durch Briefe von ſeinen Freun
Nachricht, ſowohl von ſeinen eigenen Angele
heiten, wie von den Begebenheiten, die ih
höchlich intereſſirten. Des Prinzen Abreiſe
Norwegen nach Schweden, von welcher ein ſc
diſcher Geſchichtſchreiber ſagt, „daß ſie ausgez
net würde durch einen Ausdruck von Liebe, K
mer und Schmerz bei den Normännern, der
unverſtellter Redlichkeit und zahlloſen rühren
Beweiſen kaum ſeines Gleichen in der Geſch
haben dürfte,“ erfüllte ihn mit tiefem Schme
aber er wurde einigermaßen getröſtet durch
Bericht von des Prinzen enthuſiaſtiſcher Aufna
in Schweden auf der ganzen Reiſe bis S
holm, und von der ſteigenden Liebe des Vo
zu ihm während ſeines Aufenthaltes in d
Stadt. Vom Major C. empfing er einen B
hinſichtlich des Kapitäns R., der nun vollkom
hergeſtellt war, und vermutlich in Aufforder
des Prinzen erklärt hatte, daß er in einem Z
kampf verwundet ſei und nicht durch einen U
fall, worüber denn auch eine Berichtigung
die betreffenden däniſchen Autoritäten geſandt

die andern beiden Herren fuhren aber fort es geltend zu machen, daß Ernſt geflüchtet ſei, ohne ihre Ausforderung anzunehmen, und er habe hiedurch und durch einige andre verdächtige Umſtände ihnen rechtmäßigen Grund gegeben, ſeine Auslieferung zu verlangen.

Ernſt war in Königsberg, als er die nicht bloß ihn, ſondern den ganzen Norden erſchreckende und betrübende Nachricht von des Prinzen gewaltſamen und plötzlichen Tode empfing, die begleitet war von dem allgemeinen Gerüchte einer Vergiftung. Es traf ihn wie ein Blitz, der im Augenblick ein klares Licht auf die Bedeutung jener nächtlichen Scene in Stockholm warf, aber auch ſogleich verſchwand und alles in ein undurchdringliches Dunkel einhüllte. Er ſchrieb ſofort an den Major und beſchwor ihn, ihm alle Aufklärungen mitzutheilen, die ihm nur möglich wären; aber die Antwort, welche er nach Verlauf mehrerer Wochen empfing, befriedigte ihn nicht. „Sein Sie überzeugt, mein wackerer Freund,“ ſchrieb der Major, „daß weder Sie, noch ich, noch irgend ein menſchliches Weſen ſo ſchnell den

Schleier zu heben vermag, der über dieſer traurigen Begebenheit liegt. Ein rechtſchaffener ſchwediſcher Patriot ſieht mit thränenvollen Augen ſowohl auf des trefflichſten Fürſten nur allzu ſchnellen Hingang als auf des aufgebrachten Volkes eigenmächtige und blutige Rache*).“

Ernſt hatte nichts mehr in Deutſchland zu thun. Seine Familienangelegenheiten waren ſo weit geordnet, daß er bei ſeiner Rückkunft in Chriſtiania hoffen durfte, das Handelshaus werde ſeine Geſchäfte mit altem Kredit fortſetzen. Da ihn nun der Major zugleich unterrichtet hatte, daß das Duell, welches die öftererwähnten zwei ſchwediſchen Herrn ihm angeboten hätten, wegfallen müſſe, weil ſie ſelbſt bald nach des Prinzen Tod ein Duell gehabt hätten, wobei der Eine einen Schuß bekommen und der Andere geflüchtet ſei: ſo beſchloß Ernſt nach Norwegen zurückzukehren, und von dort aus Erkundigungen einzuziehen, in wieweit er ſich in Kopenhagen für geſichert halten dürfe gegen gerichtliche Verfolgung.

---

*) Wie bekannt brach bei des Prinzen Leichenbegängniß ein Aufruhr in Stockholm aus, wobei Graf Axel Ferſen, den das Volk in Verdacht hatte wegen des Prinzen Tod, auf eine jämmerliche Weiſe ermordet wurde.

In Neermanns Hauſe waren indeß einige Veränderungen vorgefallen. Flor hatte einen Ruf nach Jütland erhalten, und war, nachdem er mit Suſannen Hochzeit gemacht hatte, zu ſeinem Beſtimmungsorte abgegangen. Stenerſen war den Winter über dageblieben und dachte nun an ſeine Rückreiſe nach Norwegen. Wenige Tage vor ſeinem Abgang ſaß er eines Abends allein mit Oline und ſprach von den Schlittſchuhläufern, als er plötzlich auffuhr, ihre Hand ergriff und ſagte: „Hören Sie, wiſſen Sie was, Fräulein Oline! Wir beide, ich wette darauf, kämen gut mit einander aus, wenn wir einander heirateten!“ — „Heirateten!“ brach ſie aus, und ließ vor Schrecken ihr Nähzeug fallen, — „wie kommen Sie darauf?“ — „Ja, wollen Sie, ſo ſchlagen Sie ein! Sie ſollen einen braven Kerl in mir bekommen, der es redlich und wacker meint, und nicht einer von jenen anmaßenden, windigen Herren, ſondern einer iſt, auf den Sie ſo ſicher bauen können wie auf norwegiſche Felſen."

Oline hemmte den Strom ſeiner Worte, indem ſie beſtimmt, aber ſo ſchonend wie möglich ihm vorſtellte, daß manche Verſchiedenheit in ihren Charakteren es doch ungewiß mache, ob er ſtets ſo gut mit ihr auskommen werde, daß ſie aber jedenfalls noch nicht im Sinne habe, ihre alternden Eltern zu verlaſſen. Stenerſen, der dießmal, wie immer, ſchnell, aber nur ein wenig zu ſpät, zur Beſinnung kam, wenn er etwas Zeit zum Nachdenken hatte, ſah einen Augenblick vor ſich nieder, und ſagte dann mit einem kräftigen Händedruck: „Im Grunde haben Sie Recht, Fräulein Oline! Sie ſind viel zu gut für mich. Sie ſind eine Perle unter den Weibern, und ich bin ein Wildfang. Aber laſſen Sie es gut ſein! Freunde bleiben wir ja dennoch wie bisher!"

Hiermit war dieſe Sache in aller Güte zwiſchen beiden Parteien abgemacht, und der junge Mann reiſte bald darauf nach Norwegen zurück.

Der Sommer ging ſtill und einförmig hin

im Neermannſchen Hauſe, und ward nur dann und wann leidlich durch einen Beſuch belebt, den man empfing oder gab. Der Herbſt näherte ſich ſchon, und hiemit wurden Erinnerungen wach an das räthſelhafte Zuſammentreffen im vorigen Jahre auf dem Strandwege mit dem fremden Herrn. Beſonders bei Olinen rief der eigenthümliche Herbſthimmel und das gelbende Laub gleichſam von ſelbſt Ernſtens Bild hervor, deſſen Perſon in ihrer Phantaſie mit dieſer ihrer liebſten Jahreszeit ſich verſchmolzen hatte. Wie jener hatte er ſich ihr eine kurze Zeit mit ſeiner ganzen anziehenden Kraft gezeigt, wie jener hatte er ſchnell mit ſchwermütigem Blicke Abſchied genommen.

Eines Vormittags, als ſie mit ihren Eltern ſich in der Wohnſtube befand, kratzte etwas an der Thüre. Sie machte auf und ein ſchwarzer Pudelhund fuhr herein und beroch ſie alle, ging aber dann wieder zurück zur zugemachten Thüre und horchte mit geneigtem Kopfe. Kurz darauf klopfte es und — Ernſt trat herein! Oline ſtieß einen lauten Ruf der Verwunderung und Freude aus, und Neermann und ſeine Frau waren eben ſo überraſcht wie ihre Tochter. Nun war kein Ende des Fragens und Antwortens, bis es Ernſt glückte, da der verſtändigere Neermann die Ruhe einigermaßen hergeſtellt hatte, eine vollſtändige Aufklärung der Begebenheiten jenes Tages und des Grundes zu der zweideutigen Rolle zu geben, die er geſpielt hatte. Bei dieſen drei Menſchen, die alle ſehr freundlich gegen ihn geſtimmt waren, bedurfte es nicht viel Kunſt, ihnen die Nothwendigkeit ſeines Benehmens darzuſtellen, und man war in jeder Hinſicht beruhigt, als er damit ſchloß, daß der Nachricht zufolge, die er ſo eben erſt ſich bei einer betreffenden Behörde verſchafft habe, ſeine Angelegenheit als längſt zu ſeiner vollkommenen Rechtfertigung beendigt anzuſehen ſei.

Die Abſicht von Ernſtens Reiſe nach Kopenhagen war großentheils, die Neermanniſche Familie zu beſuchen, der er ſich ſo verbunden fühlte, und beſonders — wir können es nicht läugnen — Olinen wiederzuſehen, deren Bild weder auf ſeinen Reiſen noch in Norwegen ihn verlaſſen hatte, ſondern vielmehr vor ſeiner Phantaſie ſtand wie ein guter verſöhnender Genius während der Verzagtheit und der Mißgeſchicke jener Zeit.

Bei einem längeren Aufenthalt in Kopenhagen, wo er ein täglicher, willkommener Gaſt bei Neermanns war, überzeugte er ſich noch mehr von ihren trefflichen Eigenſchaften, und der Winter war noch nicht verfloſſen, als er in einer vertraulichen Stunde um Hand und Herz bei ihr anhielt. Das entzückte, erröthende Mädchen, das längſt ihm ihr Herz geſchenkt hatte, verſagte ihm auch nicht ihre Hand, und die Eltern, an welche er ſich demnächſt wandte, konnten nichts gegen eine ſo vortheilhafte Partie einwenden. Gegen den Frühling ward er mit Olinen vereinigt, und wählte, indem er ſeinen Bruder wie bisher das Haupt des Handelshauſes bleiben ließ, Kopenhagen zu ſeinem Aufenthaltsorte. Es ging ihm wie mehreren Norwegern, die ſich lange in Dänemark aufgehalten haben: ſie vermißten in Norwegen die Nahrung für ihren Geiſt, den gebildeten Umgang, zum Theil auch die Vergnügungen, welche ihnen in Kopenhagen zum Bedürfniß geworden waren.

Ernſt machte in der Folge mehrere Verſuche auf einer Reiſe nach Stockholm, durch geheime Nachforſchungen nach dem am Leben gebliebenen ſchwediſchen Herren und durch andre Mittel dem wahren Zuſammenhang hinſichtlich des plötzlichen Todes des Prinzen auf die Spur zu kommen, aber ohne zu einem befriedigenden Ergebniſſe zu gelangen. Mehr als zwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und noch, obgleich zum Theil unſchätzbare Aufklärungen über die geheime Geſchichte jener Zeit in Schweden an das Tageslicht gekommen ſind, iſt die traurige Begebenheit in die tiefſte Nacht gehüllt. Hat ein Verbrechen dabei ſtattgefunden, ſo iſt es ſo groß und empörend, daß wir uns wohl mit Shakſpeare's Wort tröſten dürfen, die Erde könne es nicht in ihrem Schooße verſchließen, und daß die Rachegöttin der Zukunft es vor ihren Richterſtuhl fordern werde.

◆

Die Verſchwornen.

Jo la saluta alla innocenza porto:
Porto il contrario a chi usa falsitade.
Ariosto Furioso C. V. 84.

Ich war an einem ſchönen Frühlingstag im Jahre 1832 eines Geſchäfts wegen in den Reuterkaſernen und ging durch die Ställe, wo ich mit Wohlbehagen die ſtarken Pferde betrachtete, die dort geſattelt ſtanden; die großen Gardiſten ſahen mit höhniſchem Lächeln auf meine kränkliche, unanſehnliche Perſon herab. Ein junger hochgewachſener Mann in blauem Frack betrachtete gleich mir die Thiere und die wohlgeſtalteten Menſchen; hin und wieder machte er unwillkürlich eine Handbewegung nach dem Mund, als ob er ſeinen Knebelbart ſtreichen wollte, und doch hatte er keine ſolche rauhe Verzierung — hatte er ſie etwa gehabt? War er Militär geweſen?

Ich mußte es beinahe glauben, wenn ich ſeine ſtattliche Haltung anſah.

„Mit Verlaub, reiten die Officiere dieſe Schimmel?“ fragte er mich in einem ſeltſamen deutſchen Dialekt, indem er höflich den Hut abnahm.

„Nein, mein Herr, das ſind die Pferde der Trompeter.“

„Zehntauſend ſolche Pferde!“ brach er aus mit glänzenden Augen, indem er unwillkührlich ſeine Rede an mich wandte und mit dem Stocke gegen die Steine im Stalle ſchlug, „zehntauſend ſolche Gardiſten! Trompetenſchmettern, Pferdegewieher, und Mannesmut in der Bruſt! Bei Madonna, die Stadt wäre nie gefallen — — nie —.“ Plötzlich beſann er ſich, machte mi eine Verbeugung, und entfernte ſich, ich bemerkte, daß er etwas hinke. —

Ein paar Tage nachdem dieß vorfiel, wa ich zum erſtenmal in dieſem Jahre zum Schwimmen hinausgeweſen, und kehrte langſam durc den ſogenannten Kirſchengang zurück. Ich horcht auf die dumpfen Töne der Rohrvögel und erquickte mich durch den warmen Sonnenſchei als ich plötzlich dicht bei mir einen Menſchen ſchnell und laut ſprechen hörte mit gebietender Stimme in einer Sprache, die mir völlig unbekannt war. Ich warf meinen Blick nach der Gegend hin, woher die Laute kamen, und ſah denſelben ſchlanken Mann, den ich einige Tage zuvor in der Gardekaſerne getroffen hatte. Er ſprach laut mit ſich ſelbſt und — wie es ſchien — in einem aufgeregten Gemütszuſtand; hin und wieder hieb er mit dem Stock in den Raſen. Ich glaubte, es ſei ein toller Menſch. Auf einmal hielt er die Hand vor die Stirn und Todtenbläſſe überzog ſeine Wangen — er ſank ohnmächtig zu Boden.

Ohne mich zu bedenken, tauchte ich meinen Hut ins Waſſer und eilte hin, um ihm die Stirn zu befeuchten; er erholte ſich auch bald und ich führte ihn — es iſt Wahrheit, was ich erzähle — zu der Bank hin, welche unten dicht am Waſſer ſteht, der kleinen hübſchen Inſel des Platzkommandanten gegenüber.

„Befinden Sie ſich nun beſſer?“ fragte ich auf Deutſch — Deutſch hatten wir ja im Kaſernenſtalle zuſammen geſprochen.

„Ich danke," antwortete der Fremde in ſeinem lächerlichen Dialekt, „viel beſſer. Ich bin außerordentlich nervenſchwach geworden, ich habe viel gelitten, ſehr viel — der Kummer hat lange unter demſelben Himmelsſtrich gewohnt mit mir."

„Sie ſind ein Deutſcher?"

Er ſah mich ſtarr an: „Wer ſind Sie?" fragte er mich.

„Student, ich heiße Johannes Harring."

„Student?" wiederholte er, „die Studenten ſind in meinem Lande brave Leute, das ſind ſie gewiß auch hier in Dänemark."

„Die meiſten," antwortete ich, und fügte hinzu: „Sie ſprachen vorher eine Sprache, die ich nicht verſtand."

„Die Sprache wird auch bald eben ſo todt ſein wie die lateiniſche," murmelte er bitter, und fügte dann hinzu: „Die Sprache war übrigens die neujüdiſche."

„Die neujüdiſche?" wiederholte ich.

„Ja," antwortete er, „ich bin ein Jude der neuen Zeit. In der alten verwies Jehova das Volk Israels aus ſeinem Vaterlande; ſeit der Zeit haben ſie keine Heimat; gehaßt, verfolgt wandern ſie ohne Obdach und zerſtreut durch die ganze Welt; wie die Vögel des Himmels, die bald im Norden, bald im Süden ihren Aufenthalt ſuchen, aber allenthalben von den Donen und der Büchſe des Jägers bedroht ſind. Auch das neunzehnte Jahrhundert hat ſein Paläſtina und ich bin einer von ſeinen alten Bewohnern — mein Vaterland heißt Polen.“

„Unglücklicher Mann!“ ſeufzte ich und drückte ſeine Hand mit Wärme.

„Sie werden mich der Polizei nicht verrathen!“ nahm er das Wort, „nicht wahr, darauf kann ich mich doch verlaſſen? Binnen vierzehn Tagen bin ich in Stockholm. Karl Johann, der in Nordamerika mit Lafayette für die Freiheit focht, wird mich nicht den Aſiaten ausliefern; denn der eigentliche civiliſirte Europäer reicht nur bis dahin, wo der Dnieper längs der Ukraine und Litthauen ſtrömt, und höher hinauf ſo ein wenig nördlich von der Düna, das heißt bis zu Rußlands alten Grenzen vor der Theilung Polens von 1772 — wo das ehemalige Polen endet, — da fängt Aſien an.

Feuer leuchtete aus des Mannes Augen,

als ſeine Stimme dieſe Worte ausſprach; die Bläſſe des Kummers verſchwand von ſeinen Wangen und der Purpur des Zorns röthete ſein mageres Geſicht.

„Noch vierzehn Tage hielt ſich Ignatius Jaſinsky — das war des Polen eigentlicher Name — in Kopenhagen auf, und entging der Polizei. Zweimal täglich beſuchte ich ihn, und es glückte mir in der kurzen Zeit ſein Vertrauen ziemlich zu gewinnen. Jetzt lebt er in Schweden als Aufſeher eines Bergwerks; lang war die erſte Unterredung, die er mit dem gewandten Könige von Schweden hatte, der vor nicht gar langer Zeit von ſich ſelbſt ſagte, daß er ein Republikaner auf dem Throne ſei. Was Ignatius mir während ſeines Aufenthalts in Kopenhagen erzählte, berichte ich hier ſo wahr und ſo genau, wie ich vermag.

I.

Ungefähr ſiebenthalb Meilen ſüdlich von Warſchau, an einem hohen Ufer der Weichſel, liegt das Dorf Tarnowek, wo des erwähnten

Ignatius Jaſinsky's Vater Prediger war; aber die Pfarre trug wenig ein, und der alte Jaſinsky, der ſeine Frau früh verloren und nachher eine unökonomiſche Haushälterinn angenommen hatte, war eben ſo gutherzig als arm, ſo daß man im Dorfe nicht wußte, welche von dieſen beiden Eigenſchaften die überwiegende war. Der Zinnleuchter am Weihnachtstiſche, des Ignatius armſelige Kleidung und die Magerkeit der Hühner im Pfarrhofe veranlaßten freilich die Vermutung, daß die letztgenannte Eigenſchaft eben nicht ſehr untergeordnet war.

Auferzogen — darf ich ſagen — in Armut, hatte Ignatius ſein ſechzehntes Jahr erreicht und bis zu dieſem Zeitpunkt wenig gelernt, als die Gärtnerei, aber dieſe in einer ſehr bedeutenden Vollkommenheit, da ſein Vater einen ſehr großen Garten beſaß, der ſich bis nahe an die Weichſel erſtreckte, und woraus ein überaus geſchickter Gärtner, der in Hamburg ſeine Kunſt gelernt hatte, dem Prediger eine anſehnliche, jährliche Summe Geldes erzielte, durch den Bau theils von einfachen Gewächſen, theils von feineren Früchten, welche nach Warſchau verkauft wurden.

Eine halbe Meile von Tarnowek liegt die große Beſitzung Korilnicza, damals Eigenthum eines jener tapferen Officiere, die in Spanien für Napoleon gefochten, nach deſſen Fall aber ſich in's Privatleben auf ihre Landgüter zurückgezogen hatten. Sein Titel und Name war: Oberſt Vincenz Zamolsky, (ein entfernter Anverwandter des ſervilen Präſidenten im Senat 1830, Michael Zamolsky), auch Ritter der Ehrenlegion. Oberſt Zamolsky war ein Mann von feurigem Patriotismus, ein väterlich geſinnter Gutsherr gegen ſeine Bauern, zugleich ein vernünftiger und liebender Erzieher ſeiner beiden Kinder Hippolyt und Emilie; als Landbote zeigte er ſtets eine ſtarke Oppoſition gegen die Regierung.

Am Schluſſe ſeines ſechzehnten Jahres verlor Ignatius ſeinen Vater, und der Oberſt, der ihn ſchon früher gekannt und geliebt hatte als ſeines eigenen Sohns Hippolyts Spielgefährten, nahm ihn in ſein Haus nach Korilnicza, damit er dort noch eifriger Theil nehme an dem Unterricht, den Hippolyt bei einem alten Hauslehrer Ambroſius Morawski genoß; wenn Ambroſius das Seinige gethan hätte, ſollten beide jungen Leute zur Univerſität nach Warſchau geſchickt werden. An Kenntniſſen waren Hippolyt und Ignatius ziemlich gleich, da der Oberſt letzteren ſchon von ſeinem zehnten Jahre an nach dem Herrenhofe hatte kommen und mit ſeinem eigenen Sohne unterrichten laſſen.

Des Ignatius glücklichſte Lebensperiode waren ohne Zweifel die beiden Jahre, die ihm unmittelbar nach ſeines Vaters Tode bei des Oberſten Familie verfloſſen. Eine jugendliche, beinahe kindliche Liebe hatten Ignatius' und Emilie Zamoisky's leicht entzündliche Herzen zuſammengefügt. Arm in Arm mit Emilien im Hain zu wallen, mit ihr zu horchen auf den tiefen und geheimnißvollen Geiſtesathem des dichten Laubes, des bunten Schmetterlings Schwingungen zu betrachten, der Sangvögel mannichfaltige Töne und Triller zu belauſchen und ſie auf den Wechſel in den Melodieen aufmerkſam zu machen, und mit ihr zu ſprechen über die gelben Blüten des wunderſamen Akazienbaumes, die ſich unten in dem plätſchernden Bach ſpiegelten und auf der bewegten Oberfläche des Waſſers wiegten — das war Ignatius Luſt.

Etwas anders ſtand es mit Emilien. Wohl horchte ſie auf ihres jungen Freundes friedliche Beſchreibungen von der Vögel lieblichem Geſang, von der Wälder nächtlichen Pulsſchlag und der Akazienblüten Schimmer auf der Waſſerfläche; aber ihr Herz hing doch nicht ganz und feſt daran. Im Burgfenſter zu ſitzen und hinab nach Warſchau zu blicken, ſich dorthin verſetzt zu wünſchen als Königin der Bälle und Feſtlichkeiten, ſich auserkoren zu ſehen als einzig Geliebte des ſchönen Ignatius, *wenn er erſt* in glänzender Oberſtuniform daherſchritte, mit flimmernden Orden auf der Bruſt — das war Emiliens Luſt.

Aber — geſpannt zu horchen auf die freiſinnigen Tiſchgeſpräche des Oberſten und ſeiner adlichen Gäſte, jedes Wort und jeder Wink, der den Helden Koſciuzko betraf, aufzufangen; allein in der feierlichen Stille der Nacht vor der Tafel des Altars zu ſchwören, daß er Alles für ſein theures Vaterland aufopfern wolle; umherzuwandern in dem großen Ritterſaal und hinzuſtarren auf ſeiner Ahnen rauhe lebensgroße Bildniſſe, an ſeines Stammherrn Bild die Worte zu richten: „Steige herab aus Deinem Rahmen, mein Ahnherr Kaſimir Zamoisky, und drücke mich ſo flach wie der Kirche heilige Oblate, wenn ich jemals aufhöre mich als freien Polen zu zeigen!“ — vaterländiſche Geſänge anzuſtimmen und neugierig den dunkeln Schleier der Zukunft lüften zu wollen, und hinter dieſem Vorhange der Geſchichte die für ein neuaufgerichtetes Königreich Polen geſchmiedeten Inſignien liegen zu ſehn, und ſtill und geheim Plane zu Feſtungen und Burgen zu entwerfen, um von dort ausländiſchen Feinden Trotz zu bieten — das war Hippolyt's, des Republikaners, Luſt. —

Die Gräſer ſproßten ſchon aus der Erdrinde hervor, das Hornvieh brüllte im Stall aus Verlangen hinauszukommen in das friſche Grün, und große Schiffe wimmelten auf den zerſchmolzenen Fluten der Weichſel; es war im Frühling 1828. Ein leerer Reiſewagen hielt außen am Portal des Hauptgebäudes von Korilnicza und wartete auf drei Perſonen, die nach Warſchau fahren ſollten: oben im Saal nahmen Hippolyt, Ignatius und der alte Hauslehrer Ambroſius Morawski Abſchied von dem Oberſten und ſeiner Familie.

Eine tiefe Furche hatte ſich um dieſelbe Zeit weithin über Hippolyts Stirne gezogen; ernſte Gedanken hatten ſie eingegraben. Als aber Ignatius einſt mit ihm ſcherzte über ſein geſetztes, grämliches Weſen, ſagte Hippolyt: „Laß dieſe dunkle Furche auf meiner Stirne ſitzen, ich will Dir erzählen, wie ſie dahin gekommen iſt: mir träumte eine Nacht, daß ich den Römer Cato ſah. Die Welt war bezwungen von dem ſiegenden Cäſar; da trat Cato zu mir und ſagte: die Freiheit iſt todt, darum will ich nicht länger leben. Möge der Imperator Alles beſiegen, Cato's ſtolze Seele ſoll er nicht beſiegen. — Und damit ſtürzte ſich der freie Römer in ſein eignes Schwerdt; aber ich zog das Schwerdt heraus, und drückte es feſt an meine Stirne, grade auf der Stelle, wo Du nun ſeit jenem Tag das Zeichen davon über meinen Augenbraunen ſiehſt, und ich ſchwöre einen Eid: frei will ich leben oder ſterben wie Cato!"

Dieſe erwähnte Furche auf der Stirn ward von Tage zu Tage dunkler und dunkler, wenn dem Hippolyt das Blut zum Kopfe ſtieg und er hitzig wurde. Grade recht auffallend war ſie in dem Augenblick, wo er in ſeinen Reiſekleidern im Saale ſtand und von Vater, Mutter und Schweſter Abſchied nahm. Er ergriff des Vaters Hand und ſagte: „Vater, ich ziehe nun fort von der Burg meiner Altvorderen auf eine längere Zeit, aber ich werde nie vergeſſen, was Du in der Kapelle, wo die Väter in ihren zinnernen Särgen liegen, mir vertraut haſt. Du haſt nicht mit mir gethan wie Hamilkar, der ſeinen Sohn abſeits auf eine Bergſpitze führte und ihn bei dem heiligen Feuer den Feinden Karthago's, den Römern, ewige Feindſchaft ſchwören ließ; milder, chriſtlicher haſt Du Dich begnügt, mich bei den Gräbern meiner Ahnherren meinem Vaterlande ewige Liebe ſchwören zu laſſen: ich werde mein Wort halten. Vincenz Zamoisky, mein geliebter Vater, Du haſt unter Napoleons Fahnen gefochten, ganz Europa entlang von Spanien bis Dänemark, in Spanien, wo die Einwohner ſich in befeſtigte Kaſtelle einſchloſſen, in welche die Polen zu Pferde durch die Fenſter ſprengten und fielen oder ſiegten, in Dänemark bei Sehſted, wo auch die gemeinſchaftlichen Feinde weichen mußten. Ein eingeſchränkterer aber deſto theurerer Ort wird mir zugetheilt, aber ich falle da in meinem geliebten Vaterlande, werde da begraben und brauche nicht wie die Krieger unſrer Nation, die für den großen Kaiſer in fremden Landen fochten, auf meinem Feldzug einen Beutel mit polniſcher Erde mit mir zu führen, um den Leib, wenn er zuſammenſinkt, doch mit einer Hand voll geliebter Vatererde zu bedecken."

„Sei vorſichtig, Hippolyt," warnte der Vater, „vergiß nicht, daß das Geheimniß Mehreren gehört als Dir."

„Sei unbekümmert Vater," ſagte der Sohn, „nur zu einer einzelnen beſtimmten Zeit des Jahres werden Schnepfen und wilde Gänſe geſchoſſen, und nur wenige Stunden in einem Jahrhunderte ſind ſo lang, daß ſie Raum haben für eine große, eine unſterbliche Handlung. Ignatius, ich bin aufgenommen in einen vielumfaſſenden und bedeutungsvollen Ritterorden, auch Du ſollſt eintreten in die Schaar der heiligen Freimaurer, wenn gleich für den Augenblick in eine niederere Loge als die iſt, worin mein Name aufgezeichnet ſteht. Soviel will ich Dir jedoch ſagen" — und hier ergriff er Emiliens Hand und zeigte ſie ihm — „dieſe weiße Hand ſoll dem Tapferſten gehören!“

„Und wie werde ich meine Tapferkeit zeigen können?“ fragte Ignatius, „da allenthalben Friede iſt in Europa in unſrer Nähe.“

„Und ich ſage Dir,“ antwortete Hippolyt, „bald wird das ſiebenjährige Kind die Lanze tragen, und das achtzehnjährige Mädchen einen Knebelbart; die Kirchen werden ſich in Feſtungen verwandeln, die Tannen werden auflodern von Büchſenſchüſſen und der Oſtwind die Glocken in Bewegung ſetzen. Und nun lebt wohl, theure Eltern, und Du, meine liebe Schweſter; Ignatius und ich kehren nicht eher nach Korilnicza zurück als nach zwei Jahren zu der Eltern ſilberner Hochzeit. Vielleicht ſiehſt Du, Emilie, deſſelben Tages als Braut am Altar.“

Emilie warf ſich an Ignatius Hals und weinte; aber als die Jünglinge mit dem alten Ambroſius eine halbe Meile vom Schloſſe entfernt waren, ſang ſie ſchon wieder vergnügt eine kleine muntre franzöſiſche Arie und ließ ihres Vaters Windhund auf den Taſten des Fortepiano's mit den Vorderpfoten den Takt dazu ſchlagen.

Anderthalb Jahre hatten ſich die beiden Jünglinge unausgeſetzt in Warſchau aufgehalten, und beide ſchienen während dieſer Zeit ausſchließend in ihre Studien vertieft zu ſein. Es war im Spätherbſt, im ſchickſalſchwangeren November des Jahres 1830, als Hippolyt eines Abends nach Hauſe kam, begleitet von zweien ſeiner vertrauteſten Freunde, von denen der Eine Peter **Wyſocki**, Lieutenant in einem von den in Warſchau ſtehenden Regimentern, der Andre der Uhlanenofficier Graf Alexander Dubnocki war. Man ſetzte ſich nieder, und Ignatius, der zu Hauſe geweſen war, machte das Buch zu und fragte ſchnell: „Nun, Wyſocki, was antwortete unſer geliebter Profeſſor Lelewel?“

Wyſocki antwortete: „Ich will Dir Alles erzählen: heute Nachmittag begab ich mich verabredetermaßen mit Hippolyt und Graf Alexander in den Bibliotheksaal der gelehrten Geſellſchaft, unter dem Vorwand, ihn beſehen zu wollen, aber im Grunde, um Lelewel zu treffen. Erſtand da, der treffliche, begeiſterte Mann, und ich führte ihn in das anſtoßende Kabinet. Dort ſagte ich zu ihm: Hochgeachteter Mann! Es geht ein Gerücht in der polniſchen Nation umher, daß das polniſche Heer der beſtehenden Regierung Grundſätze und tägliche Übertretungen unſrer Konſtitution billigt, und im Namen dieſes ſo niedrig verläumdeten und beſchuldigten Heeres wenden wir Drei uns an Sie, hochgeehrter Bürger, um Ihnen zu verſichern, daß gerade die entgegengeſetzten Gefühle das Heer bewegen. Wohl haben wir dem Könige Treue geſchworen, aber der König ſelbſt hat den Eid gebrochen, den er uns gegenſeitig geſchworen hat — wir ſind bereit, uns mit der Nation zu verbinden, und mit Gewalt und Waffenmacht die Rechte zu ſichern, welche uns von Alexander eingeräumt worden, aber welche ſpäterhin übertreten ſind, theils von ihm, theils von ſeinem Nachfolger, dem Statthalter Ceſarewitſch: Du brauchſt nur zu ſprechen, und Deine Einſichten, Dein Talent ſollen unſre Anführer ſein. Du ſiehſt in uns die Repräſentanten eines großen Theils des Heers.“

„Und was antwortete Lelewel?“ fragte Ignatius.

„Daß er dem polniſchen Heere die erwähnten unfreien Gefühle nicht zugetraut habe, und daß er auf einen guten Erfolg hoffe,“ war Wyſocki's Antwort. „Aber der Profeſſor fügte hinzu: Erinnere Dich und Deine Genoſſen daran, daß zur glücklichen Vollendung des Unternehmens zwei Dinge erforderlich ſind: Begeiſterung und Einigkeit. Eures Feindes Heerhaufen zählen dürft Ihr nicht, aber feſt daran glauben, daß jedes Polen freie Bruſt ein Herz einſchließt, das wohl zehn aufwiegt von den klangloſen, ſklaviſchen Pauken, welche ſie dahin tragen, wo jeder andre Europäer einen der heiligſten Leibestheile des Menſchen trägt. Doch müßt Ihr ſelbſt nicht glauben, daß die Tage zurückgekehrt ſind, wo die Mauern von Jericho auf den bloßen Klang der Trompete niederſtürzten. Die myſtiſchen Wunder offenbaren ſich nicht mehr unſern Augen, die Wirklichkeit der Welt drückt uns, daher ſoll Ihr auf gute weltliche Kräfte denken und di ſchwierigſte Kunſt in einer Revolution zu bewahren ſuchen. Sie heißt Einigkeit.“

Aus der Tiefe ſteigen die Revolutionen hervor, welche die Erdoberfläche umwälzen; ſie kommen mit den Attributen des Schreckens, ſie kommen unerwartet. Aus der unterſten Tiefe hervor rief der Dämon des Abgrundes die Namen Herculanum und Pompeji, und die Städte ſanken, gehorchend dem Winke des dunklen Gottes; in Deutſchland und Öſterreich, wo die warmen Quellen die nahe Berührung des unterirdiſchen Feuers mit der Erdoberfläche andeuten, wird vielleicht auch einmal die Kruſte des Bodens ſpalten und ein geheimer Vulkan hervorlodern. Aus der Tiefe der Nationen gehen auch die Schläge hervor, welche die menſchlichen Lebensverhältniſſe berühren: die empörten Wellen des Abgrundes ſteigen beim Ausbruch der Bewegung herauf und bewegen den Waſſerſpiegel, der Meeresgrund bebt und zittert und tobt zur Oberfläche hinauf. Kultur und Vernunft brauchen die flüchtigen Leidenſchaften als Helferinnen.

Verachtet, verhöhnt, verhaßt war in Polen jeder polniſche Officier, der in einer Reſtauration an demſelben Tiſche mit einem ruſſiſchen ſpeiſte. Der Pole, der in des gemeinen Mannes Augen

für einen guten Polen gelten wollte, entfe
ſich augenblicklich von dem Tiſche, wo Nachk
men der Mongolen ſaßen. —

Die vier jungen Männer vertheilten
rund um einen kleinen Tiſch, und Peter Wyſ
er, der eigentliche Vater der Revolution,
ſchon ſeit 1828 unterhandelt und Pläne gema
und „Männer der Bewegung" geworben ha
wandte ſich zu Ignatius hin mit den Wort
„Es iſt hohe Zeit, Ignatius, daß Du D
beſtimmſt, ob Du an unſerm Bunde und
unſern Gefahren theilnehmen willſt. Du h
gezaudert, uns Deinen Handſchlag zu geben
den Grund, daß Du glaubſt, es ſei unmögl
daß Polen den ungleichen Kampf beſtehen we
Es gibt viele, ſogar unter den Erſten der Nati
die derſelben Meinung mit Dir ſind; unter A
dern kann ich Dir unſern Oberfeldherrn, Chl
pizky, nennen. Andre haben beſſre Hoffnu
nach dem, was geſtern geſchah*). Höre,
will es Dir erzählen. General Krukowieck
Gemalin ward vorgeſtern von einem Knaben e

---

*) Hiſtoriſch.

bunden. Großfürſt Konſtantin ſandte geſtern ſeinen Adjutanten zum General, und ließ ihm höflichſt melden, daß er in eigener hoher Perſon bei dem Kinde Gevatter ſtehen wolle. Krukowiecki furchte die Stirn, antwortete nichts, aber ſagte einem Diener ein paar Worte ins Ohr. Nach Verlauf einer Viertelſtunde (während welcher der Adjutant noch auf Antwort wartete) öffnete ſich die Thür und ein Geiſtlicher trat ein, begleitet von zwei gemeinen Grenadieren des eignen Regiments des Generals. Ehrwürdiger Vater, nahm Krukowiecki jetzt das Wort, thun Sie Ihre Pflicht. — Der Geiſtliche taufte das Kind, und die beiden Grenadiere ſtanden Gevatter. — Darauf wandte ſich Krukowiecki zu dem Adjutanten und ſagte: „danken Sie dem Ceſarewitſch für ſeine Gnade, aber ſagen Sie ihm zugleich, daß mein Sohn ſchon getauft iſt.“

Alle vier jungen Männer ſaßen ſtumm. Endlich unterbrach Hippolyt das Schweigen: „Herrlich gemacht! Es fahren Flammen vor meinen Augen vorüber, und ein kalter Fieberſchauer läuft mir durch den ganzen Körper, wenn ich eine ſolche That höre. Kann ſie Dich nicht bewegen, Ignatius? Tritt in unſern Bund, Du biſt klug und tapfer, wir vermiſſen Dich ungern.“

„Ignatius,“ ſagte Wyſocki jetzt, „haſt Du keinen Arm für Dein armes Vaterland? Haſt Du nicht gehört von den zwölftauſend Menſchen, welche umkamen, als Suwarow gegen Warſchau wütete? Sieh, wie die Flamme des Kamins die ganze dunkle Wand erleuchtet, ſo ſtand Praga in hellen Flammen, als Suwarow es anzündete!“

Ignatius ſtand auf, die Andern folgten ſeinem Beiſpiel. Ignatius ergriff Hippolyts Hand und ſagte ſchmerzlich: „Unglücklicher Verblendeter, was forderſt Du von mir? Rufe die berühmteſten Krieger von allen Enden der Welt zuſammen, und frage ſie, ob ſie meinen, daß es denkbar ſei, das kleine Polen könne dem ungeheuren Rußland Widerſtand leiſten — ſie werden lächeln und den Kopf ſchütteln. Vertrauſt Du auf Frankreichs Hülfe? Der Bürgerkönig, den das Volk ſelbſt erkor, kann in einigen Monaten ſelbſt zum Verräther an der Sache der Freiheit werden; Ordonnanzen kann er leicht ausſtellen, die Europa in Erſtaunen ſetzen werden über des franzöſiſchen Königs ehrloſen Abfall von der Sache der Nation. Lang iſt überdieß der Weg von dem Rhein bis zur Weichſel, aber Preußen brütet über unſerm Haupte, Öſterreich hält ſeine Lanzenſpitze gegen unſre Fußſole. Schau, Wyſocki, rund um Dich her iſt der Friede, ſind die Segnungen des Friedens: der Landmann zimmert im Schoppen ſein Ackergeräthe, der Kaufmann handelt; kein Vater empfängt ſeinen Sohn verſtümmelt vom Walplatz zurück, keine Braut trauert um den gefallenen Bräutigam, und dieſen ſchönen Zuſtand willſt Du verändern? Ja, Hippolyt, ich ſehe es genau: die Koſacken ſchwärmen im Garten von Korilnicza, Deiner Väter Burg lodert in Flammen auf, Deine Schweſter wird geſchändet, Dein Vater in Ketten nach Sibirien geführt, die Bauern Deiner Beſitzung gemordet! — Glaube mir, ich ſcheue mich nicht theilzunehmen an dem Schickſale der armen Verſchwornen in Petersburg, ich will gern ſterben wie Peſtel, Beſtuzef und Murawiew, wenn mein Tod nur helfen würde und könnte!"

Es herrſchte nun eine tiefe Pauſe im Gemache, Niemand ſchien Luſt zu haben, dem Ig:

natius zu widerſprechen. Zuletzt faßte ſich Hippolyt und nahm das Wort: „mein Freund, wir wollen es Dir nicht verhehlen, daß unſer Bund ſo weit gediehen iſt, daß ein Rückſchritt ſich nicht denken läßt. Gelübde ſind abgelegt, Eide geſchworen, Opfer gebracht; innerhalb vierzehn Tagen muß die Verſchwörung ausbrechen, oder wir werden alleſammt binnen drei Wochen tief in das Innere des aſiatiſchen Rußlands geführt und gezwungen Zobel zu jagen, oder in den tiefen Bergwerken und Schachten des Urals zu arbeiten. — Deinen Mut und Deine Klugheit achten wir und vermiſſen Dich ungern in den Reihen der Patrioten. Auch glaubte ich dereinſt, Ignatius, daß wir in der Zukunft einander noch näher treten würden; ich glaubte, daß Du der Tapfre ſein würdeſt, der ſich meiner Schweſter Hand erföchte — wohlan, Aufrichtigkeit und grader Sinn gebieten mir Dir zu geſtehen, daß ſich in der letzten Zeit ein neuer Bewerber um ſie gefunden hat, und dieſer Bewerber iſt — Graf Alexander hier — —.“

Dieſe letzten Worte aus des ſchlauen Hippolyts Munde bewirkten eine ſehr merkliche Änderung in dem Benehmen des Ignatius. Er ward todtenbleich und betrachtete den feinen, vornehmen Grafen mit einem unbeſchreiblichen Blicke des Haſſes; dann ging er eine Stunde ſtumm im Zimmer auf und ab, und in dieſer kurzen Zeit ergriff die Liebe, die er von Kindheit auf für das ſchöne Mädchen gefühlt hatte, ſein ganzes inneres Weſen mit einer ſolchen Gewalt, daß er, mit Thränen in den Augen, zu Hippolyt ſagte: „Wolan, ich bin der Eure; aber, Hippolyt, ich bin ein beßrer Pole als Du, denn ich habe mich wider Willen zu dieſem Schritt entſchloſſen; aber ich bin ein ſchlechterer Menſch als Du, denn ich gehe mit in den Aufruhr, nicht mit der Überzeugung von dem glücklichen Erfolg für mein Vaterland, ich ſtürze mich vielmehr aus Eigennutz hinein, um die Liebe eines Weibes zu erwerben.“

„So folg' uns ſogleich,“ rief Hippolyt eifrig, „und ſchwöre zu unſrer Fahne. Übermorgen reiſen wir, Graf Alexander, Du und ich, nach Korilnicza, um die ſilberne Hochzeit meiner Eltern zu feiern.“

Aber der ſchöne, glänzende Graf Alexander beantwortete des Ignatius faſſenden Blick mit einem höhniſchen Lächeln, welches andeutete, daß die Herrſchaft des entfernten Ignatius über Emiliens Herz ſchon lange ihr Ende erreicht habe.

II.

Zu dem weithin ſich erſtreckenden Palaſte des Grafen Paz im ſüdlichen Theile von Warſchau gehört eine große Kapelle, die natürlicherweiſe eigentlich und zunächſt für die gräfliche Familie zum Gottesdienſte beſtimmt iſt. Graf Paz, ein freiſinniger Mann, hatte jedoch ſeit längerer Zeit insgeheim in Verbindung geſtanden mit dem urſprünglichen Anreger der Revolution, dem obenerwähnten Peter Wyſocki, und ihm erlaubt, mit den verbundenen Freunden der Freiheit Verſammlungen zu halten. Dahin begaben ſich jetzt Hippolyt, Wyſocki und Ignatius; Graf Alexander hatte ſich entſchuldigt; die drei Freunde betraten die heilige Stätte.

Es herrſchte in der Kapelle eine Pracht, welche Zeugniß gab von dem ſinnebetäubenden, glänzenden katholiſchen Ritus, der mit ariſtokratiſchen und patriotiſchen Symbolen gemiſcht war. Viele Kandelaber ſtanden angezündet da, die Leuchter waren von maſſivem Silber, ein lieblicher Duft ſtrömte aus den Rauchfäſſern. Die Freskomalereien der weißen Decke nebſt den bunten eingebrannten Glasſcheiben, die außerhalb von dem Vollmond und innerhalb von dem Schein der Wachskerzen beleuchtet wurden, gaben dem Ganzen einen myſtiſchen Anſtrich, während auf der andern Seite die vielen aufgehängten Fahnen, die die Familie der Paz von den Ruſſen und Türken erbeutet hatten, anregend auf ein vergangnes ritterliches Zeitalter deuteten, — nichts aber in dieſem geheimen Heiligthume feſſelte mehr des Eintretenden Blick als die Altartafel, denn ſie zeigte in Lebensgröße und in vollem vaterländiſchen Waffenſchmucke das Bild des — Helden Koſziuzko. In dem Raum des Gebäudes mochten bei der Ankunft der drei Männer bereits etwa anderthalbhundert Perſonen, und darunter mehrere verſchleierte Damen, verſammelt ſein. Faſt alle dieſe Anweſenden gaben einer nach dem andern dem Ignatius die Hand, als dieſer zwiſchen Wyſocki auf der einen und

Hippolyt auf der andern Seite eintrat. Mi lauter Stimme rief nun Wyſocki: „Brüder un Schweſtern! wir haben einen Bruder gefunde — Ignatius Kraſinsky iſt ein guter Pole!' Murmelnd antwortete die Verſammlung: „unſe Bruder ſei willkommen!" Nun trennte ſich di Menge in zwei dichte Maſſen nach beiden Seiten der Kirche; mitten zwiſchen der Menge, darüber und am Altare brannten die großen Wachslichter; die Orgel ſtimmte eine ganz kurze Stroph aus einem ſchönen Pſalm an; mitten grade vo dem Altar ſtanden Wyſocki und Ignatius, völli abgeſondert von den übrigen Anweſenden. Al die Orgel ſchwieg, wandte ſich Wyſocki an ſeine Freund und ſagte; „Ignatius, Du ſtehſt hie umringt von den Repräſentanten der große Schaar von Freiheitsfreunden, die da leben un wohnen in Polen, Poſen, Gallizien, Podolie der Ukraine, Volhynien und Lithauen; ſie ſehe auf Dich, ſie bauen auf Dich. Und nicht blo vor den Augen der Lebenden ſtehſt Du, d Trophäen Deiner Vorfahren, die eroberten Sta darten hängen nieder über Dein Haupt; Koſzluz ſchwebt vor Deinem Blicke und Dir zur Sei die übrige glänzende Vorzeit Polens. Schau hin!“

Wyſocki winkte dem Menſchengewimmel, das zur Rechten ſtand, worauf es ſich in zwei Hälften theilte, welche nun zwei ſtarke Mauern bildeten, die zu einer Pforte führten. Jetzt klatſchte Wyſocki in die Hand, die Pforte öffnete ſich plötzlich und Ignatius entdeckte an der Seite der größeren Kapelle noch eine kleinere kreisrunde. Der Mond ſandte ſein Licht nieder durch die gefärbten Scheiben, und mit einem gewiſſen Schauer ſah Ignatius eine weiße Geſtalt zu Pferde in der Mitte des Raumes. Unwillkührlich mußte er an den ſteinernen Gaſt im Don Juan denken. Kaum hatte er jedoch eine halbe Minute nachgeſonnen, wer der weiße Ritter ſei, als eine ſtarke bläuliche Beleuchtung ſich über alle dort befindlichen Gegenſtände ergoß. Da ſah er, daß der weiße Ritter kein Andrer war als die ſchöne Reiterſtatue Poniatowsky’s, ausgehauen in karrariſchem Marmor; in ſtiller Hoheit ſaß er dort im Mondlicht, ſelbſt jetzt unbeweglich, wie es der Mut des Lebenden geweſen war. Ein leiſer Schauer eine heilige Begeiſterung ergriff die ganze Verſammlung. Es ſchien ihnen Allen, als ob die weiße ritterliche Geſtalt ſagte: Fürchtet nicht, in den Tod zu gehen für Euer Vaterland. Wer immer in dieſem Kampfe fällt, wie ich fiel, der wird eben auch ein Marmorroß beſteigen, wenn nicht hier auf Erden in einer Kapelle, doch in des Volkes Erinnerung, und dort oben werden wir uns begegnen im Ritterſaale des großen Ordensmeiſters. — Aber mehr noch als die Marmorſtatüe war in der Kapelle zu ſehen: die Mauern waren behangen mit den Bildniſſen der Beherrſcher Polens, von Piaſt, dem erſten von Bauern erwählten Herzog bis zu dem letzten abgeſetzten Könige. Alle Großthaten der entſchwundenen Jahrhunderte, des Bauern beinahe mythiſche Erhebung von der zottigen Mütze zur Herzogskrone, die Leiden der Altvordern wie ihre Freuden, Sobiesky's glänzende That vor Wien, die Entwürdigung am Schluſſe des achtzehnten und Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, ſammt dem Gedanken, Du biſt doch ein Nachkomme dieſes Standbildes und dieſer Gemälde, Du haſt Antheil an dieſes Volkes Kummer und Luſt, mehr als hundert Menſchen richten in dieſem Augenblick ihre Blicke auf Dich, Du lebſt nicht bloß von dem Korne, daß jährlich in die Scheuern geerntet wird, ſondern Dein Stolz nährt ſich von den Früchten ferner Jahrhunderte, von der Ehre der Nation — dieſe Gedanken ſetzten den Ignatius in einen ſolchen Sinnenaufruhr, daß ſein Herz ohne Zweifel in dieſem Augenblick höher ſchlug für das Vaterland als für Emilie.

Er warf ſich auf die Kniee, ſtreckte die Arme gegen Poniatowsky's Standbild aus und rief: „Sei Du mein Zeuge, heiliger Abgeſchiedener, daß ich auf dieſer Stelle der guten Sache mein Leben und mein Blut gelobe!“

Er ſchwieg mit Thränen in den Augen; da murmelte die ganze Verſammlung um ihn ein hohles: „Suwarow lebe!“

„Suwarow lebe, unſer alter Todfeind lebe?“ brach Ignatius aus, indem er vom Boden aufſuhr; „Suwarow lebe?“ und er ſah ſich erſtaunt um in der Verſammlung. Peter Wyſocky war indeß verſchwunden und an Ignatius Seite ſtand Hippolyt Zameisky. Er nahm nun das Wort: „Ignatius, Du haſt das Gelübde abgelegt und doch wunderſt Du Dich über unſern Ruf Suwarow lebe! Ja, Suwarow lebe, Ignatius Sein Bild, ſein Brand, ſein Mord, ſeine Schändung von Mädchen und Frauen — das Alle lebe in klarer Geſtalt vor Deinem innern Aug es ſchwebe Dir vor bei Tageslicht und im näch lichen Traume, — welche Gegenwehr ſollen w der ruſſiſchen Übermacht entgegenſetzen als unſe — Haß? Verſtehſt Du? Deßhalb noch ei mal: „Suwarow lebe!“

„Suwarow lebe!“ erklang es rundum der Verſammlung ſo hohl, als ob es Todte w ren, die aus dem Grabe ihre Stimmen erhübe

Da kam es dem Ignatius vor, als ob auf einen wilden Irrweg gerathen ſei. Di Menſchen hatten ſo ſtarre Züge, daß jedes L cheln der Barmherzigkeit, jede Miene der D dung daraus verſchwunden war. Sie wollt kämpfen für den Haß, und er für die Liebe!

Indem er ſinnend in ſich verſunken war u an eine Säule der Kapelle gelehnt daſtand, u Wyſocky und Hippolyt verſchwunden waren dem allgemeinen Gedränge nach dem Ausga wimmelten mannichfaltige männliche und w liche Geſtalten vor ihm vorüber, welche alle im Vorübergehn ſein ſchönes, aber melancholiſches Geſicht betrachteten. Eine dichtverſchleierte Dame reichte ihm die Hand und ſagte mit bebender Stimme: „Armer Ignatius!“

Ignatius fuhr auf aus ſeinen dunkeln Träumereien: „Wie? Was ſagten Sie?“

„Armer Ignatius!“

„Du kennſt mich? Wer biſt Du?“

„Dein Unglück, Dein böſer Genius!“

„Mein Unglück?“ wiederholte Ignatius und ergriff die Hand der Unbekannten, „mein böſer Genius? Mädchen, wer biſt Du? Antworte!“

„Eine Unglückliche — wie Du! Wehe Dir, wenn wir Beide uns wiederſehen!“ Indem mehrte ſich der drängende Strom der Menſchenmaſſe und Ignatius ward von der unbekannten Dame getrennt; er ſuchte ſie überall bei dem Ausgange der Kapelle — ſie war nirgends zu finden — er kam auf die Gaſſe — da traf er ſie, (wie er meinte), aber ſie ging am Arm eines hochgewachſenen Mannes — er beugte den Kopf zur Seite und ſchaute der Geſtalt unter den

Hut — da ertönte aus dem Mund ihres Be
gleiters ein rauhes: „Was beliebt?“

Wie von einer versteinernden Gewalt berüh
stand Ignatius still auf der Gasse, und ließ d
beiden Gestalten vorbeigehen. Des Begleiter
Stimme hatte sich verrathen — es war Gr
Alexander. — —

III.

„Und damit Ihr nicht im Irrthume seid,
— so lautete seine Rede — „und damit I
nicht den mindesten Zweifel habt, ob es die gu
oder die schlechte Sache sei, die Ihr jetzt zu ve
theidigen gedenkt, so höret mein Wort und mer
auf, was ich dem polnischen Könige und de
russischen Kaiser verwerfe! — Der hochseli
Kaiser Alexander gab uns freigebornen Polak
eine Karte — von diesen Verfassungsbesti
mungen ist jedes Recht, das der Souverain h
strenge gehalten worden, dagegen jedes übertret
in dessen Besitz das Volk ist. Seit 1815 h
gegen den 10. Artikel eine kriegerische Besatzu
in und um Warschau gelegen, zum größten T

auf unſre Rechnung; Preßfreiheit iſt uns verſprochen — Sprechfreiheit iſt uns dennoch verſagt worden: ein Landbote, Vincenz Niemojowsky iſt eingezogen auf ſeiner Reiſe zum Landtage mitten in den Gaſſen von Warſchau und auf ſeine Güter zurückgebracht und dort in förmlichem Verhaft gehalten, unter dem Vorwand, daß er nicht den Grundſätzen der Regierung huldige; — Ihr kennt Alle unſern alten Rechtsgrundſatz: neminem captivari permittemus, nisi jure victum, aber er iſt auf Ruſſiſch ſo überſetzt: Alle, auf die wir Argwohn haben, werfen wir in's Gefängniß und laſſen ſie dahinbringen ohne alle geſetzliche Formen, wo ſie dann bleiben und beſtraft werden ohne Urtheil — iſt hier iegend ein Verräther gegenwärtig, der ſoll ſterben, ehe er meines Vaters Saal verläßt — Hunderte von unſern Landsleuten ſitzen und verſchmachten als Staatsgefangene in Warſchau's Kaſematten und im Karmeliterkloſter, was ſind ihre Verbrechen? Nur die argen Gedanken ihrer Ankläger von ihnen; denn es iſt ja hinreichend, daß ſie früher in Napoleons Heere gedient haben. — O, in den Tagen der Vorzeit gingen Jagel-

lo's Kinder mit gehobnem Schwerdt, aber wi
die Nachkommen dieſer Kinder, wir ſind wer we
wie lange mit geſenktem Säbel gegangen. -
Und was haben wir nicht dulden und leid
müſſen? Ein Heer von Spionen iſt über d
Land verbreitet — vielleicht findet ſich ſelbſt
dieſer Verſammlung ein ſolcher — — aber dar
ſoll er auch ſterben!"

So ſprach Hippolyt Zamoisky auf ſei
Vaters Hof, grade am Tage der ſilbernen Ho
zeit, und vor einer ſehr zahlreichen Schaar p
niſcher adlicher Männer und Frauen. Sie ſa
einander alle wechſelſeitig an, um zu forſchen,
in der großen Geſellſchaft irgend ein unbekann
Geſicht ſich fände, das den ruſſiſchen Spion v
riethe; und ſo geſchahe es denn, als Hippolyt
ſeiner Rede innehielt und ſich umſah, und
die Menge plötzlich ein fremdes Geſicht gew
wurde, daß ſie Alle dieſen einzigen Unbekann
in der Geſellſchaft abgeſondert an der W
ſtehen ließen und ſich von ihm entfernten.
ein einziger polniſcher Edelmann blieb neben
Verſtoßenen ſtehen, und dieſe Beiden ſahen

die übrigen zahlreichen Anweſenden mit ſcheinbarer Kälte.

„Schließt alle Thüren, ſperrt jeden Ausgang!“ rief Hippolyt jetzt den Dienern zu. Dieſe erfüllten ſchnell ſein Verlangen und nun fuhr er fort: „Was ſoll die heimliche Polizei, die unter ihrem thätigen Chef dem Lande ſechstauſend polniſche Gulden *täglich* koſtet? ſie ſoll jeden Gedanken erſticken, jedes Gefühl, jede Äußerung, die nicht in ruſſiſche Uniform gekleidet, nicht mit einem ruſſiſchen Portepée verziert iſt. — Soll ich mehr ſagen? Der 24. Artikel der Konſtitution gibt jedem Polen Freiheit, ſich, wohin er will, außer Landes zu begeben — ja, auf Schloß Belvedere bei dem Ceſarewitſch können wir Stunden lang warten, um *Eintritt* bei ſeiner Hoheit zu erhalten; in Frankreich oder in England, dieſen konſtitutionellen Ländern, geweſen zu ſein, gilt für ein halbes Staatsverbrechen. — Der 39. Artikel im Zuſammenhang mit dem 91. und 93., beſtimmt, daß der polniſche König nur Rath geben kann über Staatseinnahmen, ſoweit als es die auf dem Reichstage angenommene Staatsberechnung ihm erlaubt, und daß dieſe Berechnung nur auf vier Jahre gilt — im fünften Jahre haben wir keine neue geſehen. Den polniſchen König haben wir nie geſehen, wohl aber den ruſſiſchen Kaiſer. — Nach dem 89. Artikel darf kein Mitglied des Reichstags während der Dauer deſſelben verhaftet oder peinlichem Verhör unterworfen werden, es ſei denn, daß der Reichstag ſelbſt es erlaubt: aber wer unter uns gedenkt nicht des trauervollen Tages, wo der Landbote von Kaliſch, der edle Vincenz Niemojowsky auf ſeiner Reiſe zum Reichstage mitten auf den Gaſſen von Warſchau angehalten, mit Gewalt auf ſeine Güter zurückgeführt und dort unter ſtrengſter Bewachung gefangen gehalten wurde? — Und nun die Öffentlichkeit der Reichstagsſitzungen? des Senats eigene Wahl neuer Senatoren? Ja, dieſe unſere Rechte haben manche Jahre auf dem Papiere geſtanden, aber in der Wirklichkeit haben wir ſie nie vom Kaiſer geachtet geſehen*). — Und auf Grund dieſer Beeinträchtigungen haben wir nun beſchloſſen, das Romanowſche Haus abzuſetzen und ſelbſt uns einen König zu wählen — Gott ſchenke uns Heil und Glück dazu!“

---

*) Alle hier genannten Beſchuldigungen, und noch viel mehrere, ſind von den Polen wirklich gegen die Ruſſen erhoben, ſiehe: „Geſchichte unſrer Tage, 1831, Stuttgart.“

Hippolyt ſchwieg und eine ernſte Stille herrſchte in der zahlreichen Verſammlung. Nicht nur der geräumige Ritterſaal, auch alle die anſtoßenden Gemächer, zu welchen die Thüren offen ſtanden, waren mit Menſchen erfüllt. An eine Wand gelehnt ſtand Ignatius, ſtarr auf den Boden ſehend, todtbleichen Geſichts — was war hm begegnet? — Ihm grade gegenüber ſtanden ie beiden obenerwähnten abgeſonderten Männer, er Edelmann Zmolinsky und der Unbekannte. Hippolyt näherte ſich ihnen. „Zmolinsky,“ ſagte r, „Du weißt, daß meines Vaters Burg edlen Fremden allezeit offen geſtanden hat, und daß Gaſtfreiheit eine erbliche Tugend der Zamoisky ſt; indeſſen fordert der Zweck dieſer Verſammung, daß Du wenigſtens meinem Vater dieſen remden Mann vorſtellſt, dem wir übrigens nur lles mögliche Gute zutrauen.“

Zmolinsky, der ein wenig hinter dem Unekannten ſtand, ſo daß dieſer ſeine Mienen nicht bemerken konnte, zeigte ein wahrhaft teufliſches Lächeln, indem er antwortete: „Dieſer Fremde iſt ein littauiſcher Edelmann, der aus politiſchen Vorſichtigkeitsgründen ſeinen Namen in einer ſo zahlreichen Verſammlung nicht genannt wünſcht, ich aber kenne ihn, und wenn ich ſeinen Namen nennte, wäre gewiß Niemand in dieſer geehrten Geſellſchaft, der nicht den edlen Littauer kennte. Er iſt indeß, wie der Täufer Johannes, nur der Vorläufer eines Größeren, und wird ſeine Beglaubigungspapiere hoffentlich Deinem Herrn Vater, dem Oberſten, überliefern.“

Jetzt kam der alte Oberſt Zamoisky zu den Sprechenden hin, und empfing einen großen Brief aus des Unbekannten Hand. Der Oberſt beſah das Siegel und rief in ſeiner Überraſchung unwillkürlich aus: „Bei Gott, Graf Cäſar Plater's Siegel!“ Raſch erbrach und las er ihn und wandte ſich darauf zu der Menge: „Dieſe frohe Nachricht will ich Euch nicht verhehlen, theuren Freunde, und ſei Du willkommen, obwohl unbekannt, mein edler Fremdling! Wiſſet denn, daß Graf Plater hier verſpricht, auf den erſten Signalſchuß von Warſchau, ein Reitereigiment ſtellen, ganz Littauen in Aufruhr ſetzen und über die Grenzen in Polen zu unſerm Beiſtand einrücken zu wollen.“

Der Unbekannte nahm nun das Wort: „Herr Oberſt, in glücklicheren Tagen gehörten wir Littauer zu der großherzigen polniſchen Nation; man hat uns von ihr trennen aber es nicht dahin bringen können, das zu vergeſſen. Erinnern Sie ſich, Herr Oberſt, des Tages, wo Kaiſer Nikolaus in Warſchau gekrönt wurde — wo waren da die alten polniſchen königlichen Inſignien, Bugislaus’ Säbel und die fünfdoppelte Krakauer Krone? Der Kaiſer trug einen Schmuck, der in Paris geſchmiedet war, aber Polens heilige Reliquien erblickte man nicht. Wohin waren ſie da gekommen*)? Zwei Mönche brachten ſie bei der zweiten Theilung Polens heimlich aus der Schatzkammer in Krakau, führten ſie nach Littauen, und überlieferten ſie dort einem littauiſchen Edelmanne, deſſen Familie ſie treu und geheim bis auf dieſen Tag bewahrt hat. Ich ſelbſt bin in der Kirche geweſen, unter deſſen Altar ſie liegen. Sie kommen nicht auf polniſchen Grund und Boden zurück, bis ſie einen von Piaſt's Nachkommen ſchmücken können. Die Zeit iſt jetzt da, und ich wünſche der neuerſtandenen polniſchen Nation Glück."

---

*) Dieß war und iſt eine allgemeine Sage in ganz Polen; was hier von der Krönung des Kaiſers erzählt iſt, iſt hiſtoriſch.

Ein frohes Gefühl durchdrang die Herzen aller Anweſenden, aber erloſch auch eben ſo ſchnell, als Zmolinsky plötzlich den Fremden bei dem Kragen ergriff und ausrief: „Genug davon! — Oberſt Zamoisky, Siegel und Brief ſind falſch, und dieſer Herr iſt kein Andrer als Rozniecki's berühmter Polizeiſpion, Andreas Yermaloff, der mich hat verführen wollen, aber den ich dahin gebracht habe in den Angelhaken zu beißen, ſo daß er feſt und gefangen iſt."

„Er ſterbe! Nieder mit ihm! Werft ihn in die Weichſel mit einem Stein am Halſe!" brüllte es da von allen Seiten im Saale. Indem riß Zmolinsky Yermaloffs falſche Friſur, Kinn- und Knebelbart herunter, und nun ſtand der entlarvte Mann hell und deutlich vor Aller Augen da.

„Ich bin verrathen!" brach Yermaloff aus.

„Das biſt Du," rief Hippolyt und feuerte ihm eine Piſtole durch's Herz; entſeelt ſtürzte der Spion nieder. „Werft das Aas in den Wald den Raben und Wölfen zum Fraß hin!" befahl Hippolyt, „und nun, meine werthen Herren und Damen, laſſen Sie uns den Ball beginnen und nicht eher aufhören, als bis die Herbſtſonne unſre bleichen Geſichter durch die Scheiben beſcheint. Möge denn dieſe edle Geſellſchaft den freudigen Weinranken gleichen, die zahlreich und üppig am Krater des Veſuvs hinwachſen — wir Alle tanzen auf einem Vulkan!" —

Und der Ball begann.

IV.

Aber Ignatius? Wo iſt Ignatius?

Mit frohen Gefühlen hatte ſich Ignatius in den Wagen geſetzt, als er mit Alexander und Hippolyt zur ſilbernen Hochzeit nach Koritnicza fuhr. Er hatte Emilien in faſt zwei Jahren nicht geſehn, und keine Ahnung einer Untreue von ihrer Seite hatte in ſeiner reinen treuen Seele entſtehen können. In ſeinem Innern ſchwebte ſie ihm vor, wie ſie, zwar mit weiblicher Blödigkeit, ihm entgegenkommen, ihm die Hand reichen, freundliche Worte an ihn richten werde; ſpäterhin würde ſie aus der Geſellſchaft auf ihr Zimmer gehn; dahin würde er ihr hurtig folgen und ſie fragen, ob ſie noch ihres Jugendfreundes Ignatius gedenke. Dann würde ſie durch Thränen lächeln und fragen, wie es möglich ſei, daß er daran zweifeln könne? — —

Und der Wagen hielt am Eingang; die Diener empfingen mit Ehrerbietung die drei Herren. Mützen, Hüte, Müffe und Pelzröcke hingen im ſeltſamſten Gewirre längs den Mauern in dem langen Steingange; Gäſte kamen aus einer Thür und gingen zur andern hinein. Zwei prächtige Gemächer mit drei Betten wurden dem Sohne des Hauſes und ſeinen beiden Freunden angewieſen; kaum hatten ſie ſich umgekleidet, ſo gingen ſie hinauf in den Ritterſaal und die daranſtoßenden großen, reich tapezirten Gemächer.

Hier trafen ſie etwa hundert und funfzig männliche und weibliche Perſonen des reichen, wenn auch grade nicht des reichſten polniſchen Adels, alle prachtvoll gekleidet, viele ſchöne und edle, wenig unanſehnliche Geſtalten; die drei Freunde trennten ſich im Saale.

Hippolyt wandte ſich an ſeinen Vater, Ignatius an die Oberſtin, Graf Alexander ſtand ſchon an einem Fenſter in einem tiefen und ernſten Geſpräch mit Emilien, und ſchien ein bedeutendes Opfer von dem trefflichen Mädchen zu fordern; ſie ſchüttelte den Kopf, da runzelte er die Augenbraunen — ſie ſah ihn bittend an; aber da nicht einmal dieſes ſchöne betrübte Geſicht die Falten auf ſeiner Stirn ausglättete, gab ſie ihm die Hand und ſagte: „Wohlan, Herr Graf, ich verſpreche es Ihnen,“ und nun trennten ſie ſich.

Abſeits in einem Gemache, in ernſte Gedanken verſunken, ſaß Ignatius, als Emilie zufällig durchging; als ſie ihn anblickte, wandte ſie augenblicks den Kopf nach der entgegengeſetzten Seite und ſuchte eilends fortzukommen, aber er ſtand raſch auf, trat ihr in den Weg, ergriff ihre Hand und ſagte: „Emilie, kennſt Du mich nicht mehr? Wohin ſo hurtig? Haſt Du nicht ein Wort, nicht ein Lächeln übrig für Deinen Jugendfreund?“

„Laſſen Sie mich," ſagte ſie eiskalt, indem ſie ihre Hand aus der ſeinigen zog und ängſtlich nach dem menſchenerfüllten, erleuchteten Saal zurückſah, „ich kenne Sie wohl, Herr Jaſinsky."

Betroffen trat Ignatius einen Schritt zurück und ſahe ſie bleich und ſprachlos an; ſie benutzte den Augenblick, und eilte zur Thür hinaus.

Die Liebe iſt wie die Bibel; ſie hat einen Himmel und eine Hölle. Den böſen Geiſtern war Ignatius in dieſer Nacht anheimgefallen. Ruhelos wanderte er in den hohen Sälen umher, horchte bald auf die ſummenden Geſpräche der Geſellſchaft, bald auf die Pauken und Geigen, welche im Tanzſaal donnerten und kreiſchten. In einer von den Quadrillen tanzte Graf Alexander mit Emilien; bei einem Schwunge verlor Emilie eine künſtliche Blume aus ihrem Haarſchmuck; raſch näherte ſich Ignatius dem Orte, wo ſie niedergefallen war, nahm ſie auf und verließ den Saal. Es war eine nachgemachte kleine Provinzroſe. „Kleine Kunſtroſe," ſagte er, „Du biſt treuer als die natürlichen Blumen. Jahre können vergehen, und Du blühſt, ohne zu welken. Ich habe einmal eine Roſe beſeſſen, aber ſie iſt für mich dahin; ich ſeh' es deutlich. — Wie wunderlich geht es mit den menſchlichen Handlungen! Ich habe geſchworen die Waffen zu ergreifen, und mein Leben dem Vaterlande zu weihen, aber als ich dies feierliche Gelübde ablegte, drehten ſich meine Gedanken bei dem Schwure zunächſt um ein Mädchen, nicht um das Land; zur Strafe für dieſe Falſchheit hat Gott des Mädchens Herz von mir abgewandt, und es in eines Andern Hand gegeben. Wohlan, ſo ſei von dieſem Augenblick Seel' und Herz meinem armen Vaterlande vereidigt!"

Wieder ging nun Ignatius in den Ritterſaal; die Quadrille war beendigt; man walzte. Mit ſpähendem Auge ſuchte er den Grafen Alexander auf, er ſah ihn mit einer ganz jungen, blühenden und ſehr reichgekleideten Dame walzen. An der Wand ſtand Emilie im Geſpräch mit einigen älteren Damen; ihr Auge folgte gleichfalls allen Bewegungen des Grafen. Zufällig hatte ſie ſich unter eines von den Bildniſſen der Familie Zamoisky geſtellt, das eine junge weibliche Geſtalt vorſtellte, deren zarte und weiche

Züge deutlich genug die Familienähnlichkeit mit Familien verriethen. Es war das Bildniß der Maria Zamoisky, die ihrem weiblichen Geſchlecht zum Trotz unter Koſciuzko's Fahnen mit den Waffen in der Hand gefallen war, ihre Jugend heldenmütig der Nation darbringend. Im Leben hatte ſie ſchöne, aber tiefſinnige romantiſche Geſichtszüge gehabt, die auch das Bild in möglichſter Genauigkeit trug, und der Künſtler mit Geiſt und Wahrheit ausgeführt hatte. Und als jetzt Emilie unter dem Bilde der längſt Verſtorbenen ſtand, ſchien ſie, ihrer augenblicklichen Stimmung zufolge, mehr und mehr die Züge der Todten in ihr lebenvolles Antlitz aufzunehmen: ein dunkler, trauervoller Gedanke ging gewiß in dieſem Augen[illegible]ck durch ihr Inneres, — eine Trauer, ein Schatten aus Shakſpeare's und Byron's Welt, eine dunkelfarbige Anſchauung des Lebens, eine Reue über einen begangenen Treubruch, oder auch, und dieß will ich zumeiſt annehmen, eine Dämmerung von Othello's Eiferſucht. Walzte der Graf nicht mit der ſchönſten Dame auf dem Balle? — —

Indem Ignatius dieſes ihr Mienenſpiel,

dieſe Veränderung in ihrem Äußeren betrachtete, ſchlug ihn ſein alter Lehrer Morawsky auf die Schulter. „Ignatius," ſagte der redliche alte Mann, „ich durchſchaue in dieſem Augenblicke Deine Gedanken; aber erinnere Dich, was Du bei Shakſpeare laſeſt, als ich Dich Engliſch lehrte: Weib, Dein Name iſt Schwachheit. Ich habe leider ſchon längſt geſehen, wofür Du jetzt erſt Augen haſt. Ich habe ſie erzogen, und nun bin ich wie ein Gärtner, der ein Wunder erlebt: ich pflanzte eine Roſe, und ſieh! die Roſe ward verwandelt in eine Paſſionsblume. Ich pflegte eine ſeltene Pflanze, ich bewahrte ſie, um ſie an einen Freund zu verkaufen, aber dieſer Freund ward arm, und da mußte ich ſie einem Unbekannten überlaſſen. Gott ſchenke Dir Troſt!"

Der Alte ging weg, und zugleich mit ihm verließ Ignatius die Geſellſchaft, um in einem der Gaſtgemächer ſich auf ein Bette zu werfen und wo möglich in einen betäubenden Schlaf zu ſinken. Er ging durch die hohen Treppengänge, wo Baumpfeiler in beſondere mythologiſche Figuren ausgeſchnitten waren, kam ſodann zum linken Flügel des Gebäudes, öffnete die Thür zu einem der ihm ſo wohlbekannten, ſo lieben Gaſtzimmer; es war ein geräumiger Saal, wo Wände und Decke wie eine Grotte gemalt waren, in deren inwendigem Laubwerke lächerliche Affen und bunte, ſchimmernde Papageien ſaßen, die ſich verſammelt hatten, wie es ihm in ſeiner übeln Laune vorkam, um ihn zu höhnen. Er putzte die Wachslichter und legte ſich auf ein Bette, hatte aber keine Ruhe. Es däuchte ihm, als ob jeder Papagei mit ſeinem ſchimmernden, ſtralenden Gefieder allmälig ein Grafenlieutenant in prachtvoller Lanzenieruniform würde und ſpöttiſch auf ihn niederſähe. Er erhob ſich wieder vom Lager, löſchte das eine Licht und ging mit dem andern in ein Seitengemach; auch dieß war gaſtlich erwärmt. Das Kohlenfeuer im Kamin zeigte, daß einer von der Dienerſchaft ſo eben dageweſen und ſeine Pflicht gethan hatte; auch hier ſtand ein aufgemachtes Bette, worin Ignatius abermals Ruhe für Leib und Seele ſuchte.

Die Muſik, die vom rechten Flügel her erſcholl, lullte ihn allmälig in Schlummer; aber da etwa eine halbe Stunde verfloſſen war, er wachte er von einem Geräuſch, als ob eine Thüre leiſe auf- und zugemacht würde. Sein Licht hatte er gelöſcht, und die Thür zu dem ſogenannten Grottengemach ſtand halb offen; kurz darauf hörte er Jemanden in dem Ofen das Feuer ſchüren, der ſich dann in das Sopha warf und ſagte: „Nun, Emilie, was giebt es denn nun wieder?“

Auf einmal fiel es dem Ignatius wie ein dunkler Schleier von den Augen. Es war dieſelbe rauhe, aber doch augenblicklich etwas gedämpfte Stimme, welche ihn in Warſchau's Gaſſen, als er nach dem räthſelhaften, weiblichen Weſen ſuchte, das in der Kapelle des Grafen Paz zu ihm geſprochen hatte, damals fragte: „Was beliebt?“ Und als jetzt Ignatius die weibliche Stimme hörte, die auf Graf Alexanders Frage antwortete, konnte er nicht begreifen, wie er nicht in der verſchleierten Geſtalt, die ihm geſagt hatte, daß ſie ſein Unglück, ſein böſer Genius ſei, und daß es ihm theuer zu ſtehen kommen werde, wenn ſie ihm das nächſtemal begegnete, ſchon damals Emilie Zamoisky wiedererkannt habe.

„Du liebſt mich nicht mehr,“ lautete Emiliens Antwort.

„Emilie, Du biſt eiferſüchtig.“

„Wolan, ich will Dir geſtehen, daß es
iſt — warum tanzeſt Du die ganze Nacht au
ſchließend mit der ſchönen Komteſſe Sapieha?“

„Weil ſie die Schönſte in der Geſellſchaft iſt.

Hier brach Emilie in Thränen aus, u
ſchluchzete beinahe hervor: „Und vergiſſeſt D
ganz, was Du mir ſchuldig biſt? Erinne
Du Dich nicht Deiner Gelübde, erinnerſt D
Dich nicht, daß ich Dir Alles geſchenkt ha
was ein Mädchen einem Manne zu geben v
mag? O ich bin fürwahr betrogen.“

„Keineswegs,“ antwortete Alexander ern
haft, „glaubſt Du, daß Du Mutter biſt
[illegible] ſage mir Augenblicks, was Du davon mei
— ſo erkläre ich Dich noch heute Nacht in
größen Geſellſchaft für meine Gemalinn,
Gräfinn Dubnocki.“

„Alexander,“ antwortete ſie, „ich habe
nen Grund das zu glauben, obgleich wohl es
fürchten, aber wenn es auch wäre, meinſt D
daß ich Dich deßwegen zwingen würde, we
ich deutlich ſähe, daß Du mich nicht liebteſt

„Und wer ſagt, daß ich Dich nicht liebe?“

„Das ſagt mir der Kuß, den Du auf Julie Sapieha's Hand drückteſt. Alexander, Amerika's Feuer lag in dieſer Berührung.“

„Nun wohl, nun wohl, ich geſtehe es: ich bin leichtſinnig, unſtät, aber laß mir nur Zeit, bis ich älter werde!“

„Alexander, ich wäre glücklicher mit Ignatius geworden.“

„So nimm ihn, es iſt noch Zeit!“

Hier ſtand Emilie raſch auf und brach aus: „Herr Graf, wohl ſtehe ich nicht vor Ihren Augen als das reine, unſchuldige Mädchen, das Sie ehedem bewunderten und — verführten, aber erinnern Sie ſich, daß ich doch immer eine Dame von Erziehung bin, die einen Bruder zum Rächer hat; wenn irgend Jemand, der nicht zur Familie gehört, mir die äußere Achtung verſagt. Von dieſem Augenblick ſind wir Beide geſchiedene Leute; vergeſſen Sie mich, ich werde verſuchen, Sie zu vergeſſen. Jener Ignatius, den ich geſtern Abend auf Ihre inſtändige und ernſte Forderung durch meine Kälte und mein fremdes Weſen ſo hart gekränkt habe — ich wiederholt es Ihnen — er meint es ehrlicher mi mir als Sie, und wüßte er, was vorgegange iſt, und was in dieſem traurigen Augenblic zwiſchen uns vorgeht, er würde Ihnen wahrlic nicht ruhig in die Augen ſehn; er ſoll nicht vo mir betrogen werden."

Sie hielt inne, als ob ſie eine Antwor erwartete; da ließ ſich ein tiefer Seufzer au dem Nebenzimmer hören; es war Ignatius, de ſeinem Schmerze Luft machte.

„Was war das?" rief der Graf, indem e auffuhr vom Divan.

„Was es war?" wiederholte ſie bebend „es war wohl der Nachtwind, der draußen an Fenſter ſtöhnte." — Indem fiel von dem Kamin eine klare Beleuchtung auf das ganze Zimmer; die Papageien ſahen ſo vornehm und ſtol nieder von der Wand auf die Beiden, und di Affen grinſten ſo boshaft; von dem andern Flügel des Schloſſes erſcholl ein feierlicher Marſc mit vollem Orcheſter. „Oder," fuhr Emili fort, nachdem ſie einen Augenblick gehorcht hatte ob noch mehrere Laute dem erſten folgen würden, „oder, Herr Graf, es ſind auch die Schat ten meiner Ahnen, welche durch den Saal ſchweben und ſeufzen, ihre Enkelinn ſo gedemütigt zu ſehen.“ —

„Halt,“ rief der Graf, „faſſe Dich, Du darfſt mich nicht verlaſſen — kannſt Du nicht Spaß verſtehn, Emilie? Komm mit in den Ritterſaal, ich will augenblicklich den Oberſten um Deine Hand bitten. So! Nun hab' ich Dir die Thränen von den Wangen gewiſcht — höre, höre, wie herrlich! Sie ſpielen Dombrowski's Maſurka*) — komm, meine ſchöne Braut!“

V.

Als die Beide fort waren, erhob ſich Ignatius langſam vom Lager, zündete die Lichter wieder an, und ging lange auf und nieder im Gemache. Seit dem Beginn des Abends hatte er wohl bemerkt, daß Emilie ihre Geſinnung gegen ihn verändert hatte, aber dieß —— dieß hatte er nicht erwartet. Auf einen Augenblick ward er von bittern Gefühlen beherrſcht, aber bald gewann ſeine Gutmütigkeit die Oberhand über ſeine Gedanken und in der Tiefe ſeines Herzens wünſchte er, was er indeß kaum hoffen durfte, daß Emilie mit dem glücklich werden möge, den ſie gewählt habe. Und hierauf ging er ziemlich gefaßt in den Ritterſaal.

---

*) Dombrowski war Oberanführer der polniſchen Legion, welche unter Napoleon focht. Maſurka heißt das bekannte Lied: „Noch iſt Polen nicht verloren ꝛc.“

Bei ſeinem Eintritt ſchollen Pauken un Trompeten ihm entgegen, und ihnen folgte ei lauter Jubelruf. Abermals ſtand Emilie unte Maria Zamoisky's Bildniß, aber dießmal m funkelnden Augen und mit den Roſen der Freu auf den Wangen. Der Oberſt hatte ſo ebe ihre Hand in die des Grafen Alexander gele und ſeine Zuſtimmung zum Verlöbniß gegebe Mit feſter Stimme und vollkommener Beher ſchung jeder Miene wünſchte Ignatius dem ve legenen Mädchen Glück, wandte ſich dann a Hippolyt und bat ihn, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Als ſie dort waren, nahm I natius das Wort: „Hippolyt, Du haſt mi betrogen.“

„Was meinſt Du?“ fragte dieſer beſonnen und kalt.

„Nun dadurch, daß Du mir Hoffnung gabſt, Emiliens Hand zu gewinnen, überredeteſt Du mich an einer verwegenen Verſchwörung theilzunehmen, und doch haſt Du beſtimmt wiſſen müſſen, daß ſie den Grafen liebte. Schäme Dich, Hippolyt, Du haſt mich belogen.“

„Allerdings habe ich Dich belogen,“ antwortete nun Hippolyt, „aber es war die einzige Art, Dich zu unſrer Partei hinüberzuziehen. Ich wußte recht gut, daß ſchon ein Verſtändniß herrſchte zwiſchen dem Grafen und Emilie; es freute mich, denn dadurch gewannen wir ihn ja; abſichtlich begünſtigte ich in dieſer Nacht Alexanders Bewerbung, damit, nachdem Du erſt durch falſche Hoffnungen verlockt warſt, und dann plötzlich, wie es nun ſo eben geſchehen iſt, aus dieſen behaglichen Träumen geriſſen wurdeſt, Dich mit Deiner Lage unzufrieden fühlteſt, und deßhalb mit Luſt und Eifer Dich unſerm gewagten Vorhaben widmeteſt, wohin Gedanke, Hoffnung, Wunſch nach einem rühmlichen Tode Dich wahrſcheinlich locken würden. O ich ſehe es ja deutlich, Ignatius! Du weinſt ſchon, und Deine dicht zuſammengezogenen Augenbrauen, das Zittern, das Deinen ganzen Körper ergreift, der ſchnelle Athemzug, die Todesbläſſe, Alles iſt Symptom Deiner innern Leiden — nicht wahr, wenn Du auch jetzt den Tod nicht wünſcheſt, ſo ſcheueſt Du ihn doch nicht?“

„Hippolyt,“ brach Ignatius mit Abſcheu aus, „Du biſt ein falſcher Freund geweſen!“

Da ſchwoll der dunkle Streif auf der Stirne des jungen Zamoisky, doch gewann er bald wieder Faſſung, und treuherzig legte er ſeine Hand auf Ignatius Schulter: „Bruder,“ ſagte er ſchwermütig, „das bin ich nicht geweſen; aber was thut es zur Sache, ob in einer Zeit wie dieſe ein Menſch wie Du, oder wie Emilie, oder wie Alexander, oder wie ich, oder Einer von uns, oder wir alle vier zu Grunde gehen, wenn wir Einzelne damit etwas zum Heil der ganzen Nation thun können? Glaubſt Du vielleicht, daß Emilie glücklich wird? Ich ſage Dir, ſie wird — ja, Ignatius, ich weiß, was ich um alles Geld der ganzen Welt nicht wiſſen möchte, — ſie iſt ſchon unglücklich. In ihrem weißſeidenen Kleide ſtand ſie bedeutungsvoll genug unter dem Bilde der im Kampf gefallenen Märtyrerinn Maria, ſie war geſchmückt wie ein Opferlamm — ſelbſt meine eigene Schweſter habe ich aufgeopfert, und ſo darfſt Du nicht klagen!“

„Und,“ fragte Ignatius jetzt, „wenn nun Deine Berechnungen falſch wären, wenn das, wofür Du dieſe vielen Opfer gebracht haſt, wenn nun dieſe Revolution einen unglücklichen Ausgang hätte? Haſt Du da nicht vier Menſchenleben weggeworfen, ja nicht viere, ſondern mit dieſen vieren möglicherweiſe das Leben von noch vierhundert Tauſenden? Vorwitziger Rechnenmeiſter, willſt Du das Schickſal in Miniatur ſpielen?“

Hippolyt ſtand unbeweglich und hörte kaltblütig die beleidigenden Zornesäußerungen ſeines Freundes an, und Ignatius fuhr fort in einem beinahe prophetiſchen Tone: „Haſt Du bedacht, daß es Etwas gibt, das man Verrätherei nennt? Erinnerſt Du Dich nicht, was der Dichter ſagt, daß der Mammon ſich den Weg bahnt, wo der Seraph verzweifelt? Und wenn wir nun geſchlagen ſind und heimatlos in den Erlenbrüchen und unter den nackten Bäumen umherwandern, wenn

Hunderttauſende unglücklich geworden ſind, wenn unſre Beſitzungen unter diejenigen Ruſſen vertheilt werden, die die meiſten Polen niedermachten, wenn Städte eingeäſchert, Schlöſſer geſchleift, Ernten von den Roſſen der Feinde zertreten, die Bauern erhenkt, die Edelleute in kalmuckiſche Regimenter geſteckt werden — und ich dann vor Dich trete, auf das weitverbreitete Elend hinzeige und zu Dir ſage: ſieh, um dieß zu erreichen, haſt Du Emiliens, Dein eignes und mein Glück hingeopfert! was wirſt Du dann mir antworten?“

„Du ſiehſt die Dinge von der ſchwärzeſten Seite,“ wandte Hippolyt ein, „Du läßt Dich von ſchwarzen Ahnungen hinreißen. In dieſer Stimmung darf man keine Revolution anfangen. Was Du mit dem Auge des Geiſtes verloren und auf der Flucht ſiehſt, das ſieht meine kühnere Phantaſie ſiegend und im Triumph. Sieh auf Frankreich, glückte die Revolution dort etwa nicht? Und wie viele Revolutionen, im Ganzen genommen, ſind nicht geglückt? Ob wir ſiegen werden“ — hier faltete er andächtig die Hände — „das weiß nur Gott, aber daß wir eine Veränderung bedürfen, das wiſſen wir. Europa wird uns nicht fallen ſehn, es wird uns die mütterlichhelfende Hand reichen. Wenn ein Land hart bedrängt iſt, ſo iſt es natürlich, ja nothwendig, daß es ſich von ſeinem Übel befreien will; aber bei jeder Revolution muß es Männer geben, die den Schwachherzigen Leben einflößen, und zu dieſen Männern in unſerm Lande zähle ich Peter Wyſocki und mich. Wir Beide haben nicht den Aufſtand geſchaffen, das hat Konſtantin, und über ſein verbrecheriſches Haupt komme das Blut, das vergoſſen werden wird. Wenn Polen errettet wird, ſo iſt ein Beitrag wie mein und Dein Leben keine ſo bedeutende Summe, daß man ſich ſcheuen ſollte ſie preiszugeben; und wird Polen nicht errettet, ſo hat unſer Leben nichts mehr zu bedeuten; denn wer möchte wohl wünſchen, in dieſem Zuſtande weiter zu leben?"

Ignatius wollte widerſprechen, aber Hippolyt ergriff ſeine Hand und ſagte: „Mein Jugendfreund, ſpare Deine Antwort auf eine beſſre Zeit, in dieſem Augenblick biſt Du Deiner Meinung nach mit Recht übel gegen mich geſtimmt. Auf dem erſten Walplatz, wo wir uns begegnen, da wirſt Du, ſtolz auf den Sieg, mir eine ganz andre, eine freundliche Antwort geben.“

Hippolyt ging nach dieſen Worten ſchnell aus dem Zimmer, und Ignatius kehrte in den Tanzſaal zurück. Zum drittenmal ſah er Emilien unter Maria Zamoisky's Bildniß ſtehn, aber dießmal ſah ſie wieder betrübt und leidend aus — der leichtſinnige Graf Alexander war eben beſchäftigt, der jungen Komteſſe Sapieha Erfriſchungen anzubieten. — —

Den folgenden Vormittag fuhren die drei jungen Männer von Korilnicza nach Warſchau zurück. Wenige Tage darauf brach die Revolution aus. „Fahre durch den Wald,“ rief Hippolyt dem Kutſcher zu, „ich will ſehen, ob die Bäume dort gedeihen.“ Indem der Wagen nun waldeinwärts rollte, ſtürzten gleich bei dem Eingang drei Wölfe vor den anſpringenden Roſſen vorbei und liefen in das Dickicht. Hippolyt wandte ſein Auge dorthin, wo die Raubthiere hergekommen waren. „Es liegt doch etwas Wahres,“ brach er aus, „in dem, was Vitellius auf dem Walplatze ſagte, daß eines Feindes

Leiche gut rieche.“ Ignatius wandte ſich herum, und ſah — Yermaloffs von wilden Thieren zerfleiſchte Leiche.

VI.

Den neun und zwanzigſten November ward Warſchau durch ein Brauhaus angezündet, das in der Nähe der ruſſiſchen Kavallerieregimenter lag: dieß war die Loſung zum Aufſtand. Eine Abtheilung ging nach dem Schloſſe Belvedere, um den Großfürſten Konſtantin gefangen zu nehmen; Wyſocki ſtürzte mit einigen wenigen Begleitern in die Kadettenakademie, wo grade eine Vorleſung über Taktik gehalten wurde; die ruſſiſchen Schildwachen entwaffnete man, und die Kadetten ſchloſſen ſich an die Anführer. Ohne Widerſtand bemächtigte ſich Wyſocki des Arſenals und theilte vierzigtauſend Karabiner und Flinten unter die Menge aus. Die Staatsgefangenen im Karmeliterkloſter wurden befreit; ein Officier ſtürzte ins Theater mit dem Ausruf: „Polakken, zu Hülfe! Die Moskowiter morden unſre Landsleute“ — in einem Nu war das Theater leer.

Die Gaſſen wurden von den brennenden Häuſern erleuchtet, hier fielen einzelne Schüſſe, dort dröhnte eine ganze Salve; bewaffnete Männer ſtrömten zu Pferde und zu Fuße durch die Vorſtädte; in der einen Gaſſe erſcholl wildes Rachegeſchrei, während bleiche Ruſſen in die andre bogen. In dieſen fürchterlichen Augenblicken wurde kein Pardon gegeben: jeder Ruſſe, jeder treuloſe Polakke, den man auf der Gaſſe ergriff, fiel als Opfer der raſenden Volksmenge. Aber als der Morgen des letzten dunkeln Tages im November anbrach, da war Alles ſtille: jeder lebende fremde Gaſt war außerhalb der Stadt, nur die Gemordeten lagen zerſtreut auf den ſchutzloſen Straßen und Marktplätzen. Die wandernden Volkshaufen ſahen blaß aus und ſprachen kein Wort: Schrecken hatte die Wangen gebleicht und bange Ahnungen banden die Zungen. Des ſonſt unerſchrockenen Wyſocki's Auge war matt, feuriges Leben funkelte nur unter den dunkeln Augenbrauen des Republikaners Hippolyt

VII.

Bekanntlich fanden die Polen bei ihrem verwegenen Vorhaben eine bedeutende Unterſtützung in dem Umſtand, daß Rußland in Polen eine ungeheure Menge von Kriegsbedürfniſſen aufgehäuft hatte für einen etwaigen Feldzug gegen Frankreich oder Belgien. Dieſer Feldzug unterblieb nun wegen des unvermuteten Aufſtandes, zu deſſen Dämpfung der Kaiſer einen großen Theil ſeines Heeres verwenden mußte, — die Polen dagegen hatten eine große Hülfe an den ruſſiſchen Kornmagazinen, Kriegskaſſen und Waffenvorräthen. Wie glänzend indeß ſich auch die polniſche Tapferkeit zeigte, ahnte Hippolyt doch, daß die Übermacht zuletzt ſiegen würde, wenn nicht fremde Mächte ſich Polens annähmen. Chlopizki hatte die Diktatur niedergelegt, aber nicht ſeine Blitzſtralen: außerhalb des Buchenhains von Grochow zeigte Chlopizki, daß er eben ſo gut zu gehorchen als zu gebieten verſtehe. In dieſer Schlacht, wo Diebitſch nacheinander eine Maſſe von 112,000 Soldaten und 300 Kanonen gegen 50,000 Polakken und 60 Kanonen anwandte, kämpfte auch der alte Oberſt

Zamoisky, nicht als Oberſt, ſondern als Ri
meiſter in einem Lanzenierregiment, wo ſein kü
tiger Schwiegerſohn, Graf Alexander, als Li
tenant angeſtellt war. In dem vierten Infa
terieregiment, das von dem Großfürſten Konſta
tin ſelbſt für das trefflichſte Regiment in d
ganzen polniſchen Heere erklärt war, dienten
gegen Hippolyt und Ignatius.

Das Frühjahr kam indeß herbei und m
ſchrieb den 26. Mai, als die Schlacht
Oſtrolenka verfiel. „Wie Raubthiere,"
zählt ein Geſchichtſchreiber,*) „ſtürmten die r
ſiſchen Grenadiere, von Schweiß triefend,
rauſcht von Branntwein, über die Brücke,
von den Polen über den Narewfluß geſchla
war, gezwungen von den Kanonen, die Diebi
hinter ihnen aufgeſtellt hatte, und wenn ſie
an das Ende der Brücke gekommen waren,
hatten ſie dieſe Stelle nur erreicht — um
fallen. Zwei polniſche Generale, Kamin
und Kizky, neun Stabsofficiere, neun und d

---

*) Siehe: „die Geſchichte unſrer Tage, St
gart, 1831.

ſig Subalternofficiere und etwa achtzehnhundert gemeine Soldaten waren gefallen, dreihundert gefangen genommen. Die Ruſſen ſchrieben ſich den Sieg zu, aber der Oberanführer des polniſchen Nationalheeres, Skrzynecki bivouacquirte gleichwohl die Nacht auf dem Walplatz, und verließ ihn erſt bei der Morgendämmerung des 27. Mai's.“ Zu dieſem Walplatz müſſen wir jetzt unſern Blick hinwenden.

Ein Kanonendonner von beiden feindlichen Heeren endete die Schlacht am Abend des 26. Mai's; darauf trat ein hohles Stillſchweigen ein: man begrub die verſtümmelten Leichen, und Ruſſen und Polen gingen, wie auf ſtillſchweigende Übereinkunft, friedlich nebeneinander.

Mitten dort auf einem Platze, wo ſich ein ziemlich dichtes Dorngeſtrüpp befand, lag beinahe ein ganzes Geſchwader polniſcher Lanzenier, welche von den ſicher treffenden Kugeln des finniſchen Scharfſchützenregiments hingerafft waren. Man entkleidete die Leichen, da wurden bei Vielen der Gefallenen die Rippen entblößt, jener beinerne Panzer, das weiße Gitter, hinter welchem das Herz wie ein gefangener Vogel ſitzt und Jammer

töne über die verlorene Welt ertönen läßt. B
dieſem Kavallerieregiment war der alte Obe
Zamoiſky als Freiwilliger eingetreten und a
Rittmeiſter angeſtellt; dieſem Regiment hatte ſi
auch Emilie als gemeiner Soldat angeſchloſſe
und, obgleich Mädchen, die Gefahren und Str
pazen ihres Vaters getheilt; und den entſeelt
Leichen des niedergeſchoſſenen vierten Geſchwade
dieſes Regiments näherten ſich Hippolyt u
Ignatius. „Ich zittere wie ein Kind," bre
Hippolyt aus, „der Mann iſt nicht mehr, w
er bei ſeiner Schöpfung war; Adam verlor e
Rippe, aus welcher Gott das Weib bildete, u
hiemit ging ein Theil ſeiner Kraft in das we
liche Geſchöpf über. Sieh, Ignatius," hier be
ſeine Stimme auffallend, „ſieh, Ignatius, l
liegt Deine Emilie, wie ehedem Marie Zamoi
lag!" Ignatius beugte ſich nieder und ſah be
Fackelſchein das todte Mädchen, das jetzt, ſo
ſie dalag, der früher gefallenen Verwandt
Maria Zamoiſky auffallend glich. Und als
nun daſtand, überwältigt von des Schmer
nicht von Lethe's Wogen, dachte er daran,
wunderſam es jetzt eintraf, was er an je

Abend zu Korilnicza hätte ahnen können, wenn er einen mehr als menſchlichen Blick gehabt hätte, als er Emilien dreimal unter Marie Zamoisky's Bildniß ſtehen ſah; denn die Vorſehung, oder welchen Namen wir gebrauchen wollen, Gott, oder die Natur, oder jenes große unbekannte X, gibt wohl den Sterblichen Winke von den Ereigniſſen der Zukunft, aber als Zugabe verſchließt es ihnen die Augen, ſo daß ſie dieſe Winke nicht verſtehen.

„Da liegt ſie," brach Hippolyt aus, „ſie deren Blut ſonſt ſo raſch rollte wie die Fluten der Weichſel, das nun kalt und ſchwarz und erſtarrt dem Moore des „todten Meeres" gleicht. Ignatius, es iſt geſchehen, was Du befürchteteſt: unter meiner Schweſter kaltem Leichnam liegt mein entſeelter Vater. Ehrlicher Alter, Dein Sohn hat Dir das Grab gegraben!"

Erſt hier auf dieſem grauenvollen Walplatz wich die kalte Beſonnenheit und die warme Vaterlandsliebe einen Augenblick von Hippolyt, als er die geliebten Verwandten leblos hingeſtreckt ſah. Er warf ſich nieder auf die ſtarren Glieder und ſchluchzete lange; aber Ignatius konnte noch keine Thräne vergießen. Hier zeigte der Schmerz ſeinen doppelten Charakter, er vereiſte das Herz des Sanften, während er das des harten Republikaners auflöſte. Das Klirren eines Säbels ganz dicht in der Nähe weckte endlich Hippolyt aus ſeinem Traume, er hob das Haupt in die Höhe, ſtand langſam auf und erkannte den Grafen Alexander, als dieſer in den Lichtkreis des Fackelſcheines trat. Dunkel erſchwoll die Ader auf Hippolyts Stirne, er ſtreckte den Arm aus gegen den Grafen, als ob er ihn abhalten wolle, in den heiligen Familienkreis einzutreten. „Was willſt Du hier?“ fragte er den Grafen, „darfſt Du mit ruhigem Gewiſſen dieſe beiden Todten, und mich, den Lebenden, anſehen? Hier liegt das Mädchen, deſſen reine Zärtlichkeit Du verſchmähteſt und verſpotteteſt; ja, Schurke!“ — hier ſtieg Hippolyts Raſerei zu einer fürchterlichen Höhe — „Du verderbteſt und befleckteſt ihren frommen Sinn, Du bracheſt der Zamoiskyer blankes Ritterſchild über dem Haupte der Armen — aber ich, ich ſchwieg, denn Du warſt ein tapfrer Mann, der meinem Vaterlande gute Dienſte erweiſen konnte — unſere Familienehre habe ich der großen,

eiligen Sache der Nation geopfert — ſie iſt
icht gefallen an Deiner Seite, ſie ruht an der
gebrochenen Bruſt ihres Vaters, mit ſeiner Ver-
eihung, und trotz Deiner verpeſtenden Nähe ver-
errlicht durch den Tod der Heldinn. Geh, mein
odter Vater kann Dich nicht mehr verfluchen,
ber ich, ſein ſterbender Sohn thue es an
einer Statt — geh, eile, denn ich möchte un-
ern das Vaterland eines ſeiner Kämpfer be-
auben!“

Nicht aus Feigheit, ſondern angetrieben von
ner aufrichtigen Achtung vor des Sohnes und
Bruders Schmerz, durchdrungen von Reue, deren
Bitterkeit der Leichtſinnige oft in ihrem volleſten
Maaße empfindet, entfernte ſich Graf Alexander,
nd Ignatius ſah ihn nie wieder.

Hippolyt ſchwieg eine Weile, dann reichte
dem Ignatius die Hand. „Armer Freund,“
gte er, „ich habe Dich jeder Ausſicht beraubt,
dieſem Leben glücklich zu werden; ich danke
ir, daß Du nicht, wie viele Andre gethan haben
ürden, in dieſen Augenblicken Dich dadurch
cheſt, mir Vorwürfe zu machen: ich fühle tief
eine Güte. — Ich ſagte zuvor, daß ich als

Sterbender den Grafen verfluchte, Du weißt noch nicht, was ich damit meinte, aber bald ſollſt Du ſehen, daß Hippolyt Zamoisky eben ſo bereitwillig iſt, ſich ſelbſt zum Beſten ſeines Vaterlandes aufzuopfern, wie er es zuvor war, Andre aufzuopfern. Mein Stamm ſtirbt mit mir aus; Du, Ignatius, ſollſt mein Erbe ſein — kein Wort will ich hören — ich ſage Dir: innerhalb vierzehn Tagen bin ich mit meinem Vater und meiner Schweſter vereinigt in dem großen Sternenhauſe. Folge Du dem Heere! Ich habe nur noch eine Pflicht übrig hier auf Erden, dieſe beiden Leichen daheim in Korilnicza zu beſtatten, wo meine Ahnen ruhn. Ich will Abſchied nehmen von meiner Mutter; noch einmal will ich die langen Gallerieen durchwandern, auf die Bilder der Vorfahren den Blick richten, und die Sommerluft in dem lieblichen Schloßgarten einathmen; der Vogel, der vor drei Jahren über meinem Haupt in Korilnicza's Wald ſang, ſoll mir ſein luſtiges Lebewohl vorflöten, eh ich die große Reiſe antrete; Dir werde ich aber ſchriftlich das Eigenthum meiner Väter verſichern. Lebe wohl, Dank für dieſſeits!" — Er umarmte den Freund und hieß ihn gehen; er ſelbſt würde ſchon für die Leichen ſorgen.

Ignatius entfernte ſich und folgte dem Skrzynecki in den folgenden Tagen auf ſeinem Rückzuge von Oſtrolenka.

VIII.

Eine Woche war verfloſſen, ſeit ſich Skrzynecki über Pultusk nach Praga zurückgezogen hatte, wo er mit ſeinem ganzen Heere den 28. Mai ankam. In der Kapelle zu Korilnicza ſaß Tag und Nacht die alte ſchwarzgekleidete Oberſtinn zwiſchen ihres Mannes und ihrer Tochter friſchen Särgen; der alte Hauslehrer Morawski ſtand ihr meiſtens zur Seite. In einem ſolchen Augenblick ſagte einmal die Oberſtinn: „das eine von meinen Kindern liegt hier, Morawski, aber mein herrlicher Sohn, der letzte Sprößling des Stammes, wird nicht dazu gelangen, hier zu ruhen; ſeine Leiche wird verſtümmelt den Hunden und den Wölfen zum Fraß hingeworfen werden; keiner von den Bauern Korilnicza's wird meinen Liebling zu der Kapelle ſeiner Ahnen tragen, kein Pſalm wird geſungen, keine Meſſe über den Katafalk des Edlen gehalten werden — und doch ging der kühne Jüngling freien Sinnes ſeinem ſchrecklichen Schickſal entgegen! O Morawski, es iſt ein großes Leiden, Kinder zu haben, wenn man ſie verlieren muß, aber es iſt doch ein Troſt, wenn man ſie auf dieſe Weiſe verliert! Bald vernehme ich, daß ſein verwegener Plan geglückt oder mißglückt iſt, und daß er todt iſt; dann will auch ich ſterben, ich, das letzte Andenken an eine vergangene Zeit, die letzte Mutter in dem Stamme der Zamoisky. Dann ſoll Ignatius Jaſinsky ſeinen Namen gegen den unſrigen vertauſchen — Gott gebe ihm Heil, das Geſchlecht zu erneuern!“

„Amen!“ ſagte Morawski und faltete die Hände andächtig.

IX.

Am ſechſten Junius hatten ſich zwanzig junge Männer in Warſchau verſammelt in der obenerwähnten Kapelle, welche zum prächtigen Schloſſe des Grafen Paz gehörte. Keine Lampe brannte, es war Dämmerungszeit. Mehrere von den Anweſenden hatten ein wildes Ausſehen, ein einziger von ihnen hatte ſogar eine rothe Jacobinermütze in der Hand; ſie gehörten ſämmtlich zu dem republikaniſchen Klubb in Warſchau. Die Augen der ganzen Verſammlung waren hingerichtet auf Eine Geſtalt, einen hohen, ſtark gebauten, aber leichenblaſſen jungen Mann, der in der That auch etwas Ehrfurchteinflößendes an ſich hatte. Er trug keine Uniform, ſondern einen ſchwarzen, ziemlich kurzen Frack, der reich mit Seite von derſelben Farbe geſäumt war, ſchwarze Beinkleider und eine ſchwarze Mütze. Kein freundliches und höfliches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, ſondern tiefes Nachdenken lauſchte in ſeinen ſchwarzen Augen, und die hohe Marmorſtirn mit der geſchwollenen tiefen Furche deutete auf einen feſten und unerſchütterlichen Charakter — ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß der von den Übrigen ſo aufmerkſam Betrachtete Hippolyt Zamoisky war.

„Ich habe Euch hieher berufen," fing er an, „weil ich einen wichtigen Plan habe, der ausgeführt werden ſoll. — Ihr ſeid doch wohl

Alle noch ſo geſinnt, wie Ihr es ſonſt wart? Verluſt des Vermögens, Verluſt von Freunden und Verwandten hat doch wohl nicht Euren Mut und Eure heilige Begeiſterung vernichtet?

„Nein!“ war die einſtimmige laute Antwort.

„Gut,“ fuhr Hippolyt fort, „ſo höret mich aufmerkſam an! Ihr müßt wohl Alle bemerkt haben, daß die Lage unſerer Angelegenheiten gegenwärtig ſehr ſchwankend iſt. Skrzynecki's Rückzug von Oſtrolenka iſt bitter getadelt worden, Uneinigkeit droht unter unſern Generalen auszubrechen, das Volk iſt mißtrauiſch geworden gegen die Häupter der Regierung, ruſſiſches Gold hat mehrere angeſehene Polen zur Verrätherei verlockt, und wenn die Ruſſen jetzt einen Sieg erfechten, ſo wird das Ergebniß des Aufſtandes ohne Zweifel verderblich für uns. Dagegen — könnten wir grade in dieſen Tagen einen einzigen glänzenden Sieg erringen, ſo würde der alte Glaube an Gott und an unſre eigne Kraft neue Lebensfriſche in die erſchlafften Gemüter bringen. Wie eine losgelaſſene Koppel Jagdhunde würde das polniſche Volk die Flüchtigen verfolgen, und vielleicht kein einziger Ruſſe den Boden ſeines

Vaterlandes wieder betreten. Dieſen Sieg zu gewinnen, darauf zu ſinnen obliegt dem Generaliſſimus; ihn in ſeinen Planen zu unterſtützen, ja ſogar ohne ſein Wiſſen hülfreiche Unternehmungen auszuführen, iſt unſre Sache, und zur Erwägung eines ſolchen Unternehmens habe ich Euch jetzt gerufen."

„Laß hören," rief der mit der Jakobinermütze.

Hippolyt fuhr fort: „Langſam ſind die Ruſſen den Narew hinabwärts gegen Pultusk gezogen. Die großen Maſſen haben mehrmals, zuletzt bei Oſtrolenka, bedeutende Verluſte erlitten; mißmutig ſehen ſie auf den zuvor berühmten Heerführer und fragen: Wie lange ſoll es noch währen, daß wir, fern von der Heimat, den Verwandten und Freunden, ſieglos faſt täglich die vielen Kompagnieen und Geſchwader aufopfern ſollen? — Selbſt Diebitſchens Untergenerale — ich bin davon unterrichtet — ſind unter einander uneinig im Kriegsrath, wie der Krieg jetzt auf eine für Rußland befriedigende Weiſe zu führen ſei. Wie wenn wir nun durch einen einzigen Streich eine vollſtändige Verwirrung unter ihnen anrichteten?"

„Was meint Zamoisky?“ hieß es, „was iſt ſeine verwegene Abſicht?“

Ruhig antwortete Hippolyt: „den Grafen Diebitſch zu ermorden.“

Da ward es todtenſtille in der Verſammlung, aber allmälig ſowie die jungen Männer ſich beſannen (und Hippolyt ließ ihnen Zeit zum Nachdenken) durchdrang ihre Seele tief die Überzeugung, daß Diebitſchens Tod eine mächtige, zerſtörende Verwirrung in dem ruſſiſchen Heer hervorbringen würde, deſſen einzelne Truppenabtheilungen wohl gute Diviſionsanführer hätten, aber doch einen tauglichen Oberanführer vermiſſen würden: ein hurtiger Schwertſchlag von dem polniſchen Heerführer könne in einem ſolchen kritiſchen Augenblick vielleicht das ganze ruſſiſche Heer aufreiben.

„Der Gedanke iſt gut — entwickle näher wie er ausgeführt werden ſoll — wir ſchwören Dir Stille und Folgſamkeit — wir opfern Leben und Blut!“ ſo erſcholl es von verſchiedenen Seiten.

„Leben und Blut muß auch bei dieſer Gelegenheit geopfert werden,“ nahm der ernſte Hippolyt wieder das Wort, „denn lebendig kommt von uns keiner zurück, der ſein Haupt in den Schlund des ruſſiſchen Lagers hineinwagt.“

„Immerhin!“ riefen die Republikaner.

Hippolyt fuhr fort: „So ſchwören wir denn Alle, die wir hier zur Stelle ſind, alle unſre Kräfte aufzubieten, um dem Grafen ſo nahe zu kommen, daß Gift, Dolch oder Piſtole ihn erreichen könne. Der Erſte, welcher den Verſuch macht, bin ich; ich habe das Vorrecht dadurch, daß ich es bin, der den Vorſchlag macht. Mißglückt es mir, ſo tritt ein Andrer in die Schranken, und ſo geht es fort, bis wir entweder Alle todt ſind, oder der Graf gefallen iſt. Wie Ihr Andern Euer Unternehmen ausführen wollt, auf welche Weiſe Ihr am beſten das Ziel zu erreichen glaubt, das mag Jeder ſtill bei ſich ſelbſt überlegen — mein Plan iſt ſchon gemacht. So kniert denn vor Kosciuzko's Bilde, ſchwört Verſchwiegenheit, Mut und Ausdauer!“

Die Mitglieder des kürzlich geſchloſſenen Bundes ſchwuren nun den bindenden Eid, man that die kräftigſte Einſprache dagegen, daß Zamoisky zuerſt das Wageſtück unternehme, ſie wollten das Loos werfen. Doch, Zamoisky blieb unerſchütterlich bei ſeinem Beſchluß; indeß ward das Loos gezogen, wer, im Fall Zamoisky's Verſuch mißglückte, als Zweiter aufträte und das Loos fiel auf den mit der rothen Mütze, Zmolinsky, denſelben, der auf Korilnicza den ruſſiſchen Polizeiſpion Andreas Yermaloff entlarvt hatte.

X.

Das ruſſiſche Hauptquartier war nach dem Dorfe Kleczewo verlegt; hier hatte Alles ein kriegeriſches Ausſehen; Kanonen fuhren durch die engen, ſchlechtgepflaſterten Gaſſen, polniſche Gefangene wurden wie Schafe und Rinder vor den ruſſiſchen Schildwachen vorbeigetrieben, Adjutanten kamen und ritten wieder zurück, während ein einzelnes Regiment im Parademarſch vor dem Hofe vorüberzog, wo der Feldherr ſein Quartier aufgeſchlagen hatte. Am 9. Junius Vormittags bei ſchwülem Wetter ſahe man den kaiſerlichen Adjutanten, Fürſten Orloff, aus der Wohnung des Grafen Diebitſch traben; der Fürſt war

Tags vorher im Lager angekommen, von dem Hofe in St. Petersburg mit einer geheimen Sendung beauftragt. Die Grenadiere präſentirten das Gewehr, und ein lauer Sommerwind bewegte die große Fahne mit dem ruſſiſchen Wappen, welche draußen vor Diebitſchens Gehöft aufgepflanzt war, als ob die Natur ſelbſt den Günſtling des Kaiſers mitbegrüßen wolle.

In dem Hauſe, außerhalb welchem Grenadiere die Wache hatten, wanderte Graf Diebitſch ſtark bewegt im Saal auf und nieder; er war allein, beſchäftigt mit ſeinen eigenen trüben Gedanken: bald ſtand er ſtill im Zimmer und ſtarrte auf den Boden nieder, bald ſchritt er wieder auf und ab, die Arme gekreuzt auf dem Rücken, und nur in abgebrochenen Sätzen machte er ſeinem Unmut und ſeinem Schmerze Luft: „Paskewitſch aus Perſien in Petersburg angekommen — das Kommando niederlegen — auf die Güter ſich zurückziehen — erſt das Balkangebirge überſchreiten, um in den polniſchen Moräſten zu ertrinken — und was werden die Leute, was die Zeitungen ſagen? — o warum übernahm ich dieſen Feldzug! — Ich kann nun nicht zurückgehen ohne Schande — armes, armes Polen!" —

Hier wurde er in ſeinem Grübeln unterbrochen durch den Eintritt des Adjutanten. Dieſer meldete dem Grafen, daß ein Koſakenpulk einen jungen Polakken hergeführt habe, der ſich freiwillig in ihre Hände ergeben mit dem Verlangen, augenblicklich zum Grafen geführt zu werden, weil er ihm Dinge von der höchſten Wichtigkeit vorzutragen habe. —

„War er bewaffnet, als er ſich überlieferte?" fragte der Graf. —

„Nein," antwortete der Adjutant, „er iſt aufs genaueſte unterſucht worden, aber nichts Verdächtiges bei ihm gefunden; übrigens hat er ein kräftiges Äußeres und ein ernſtes, höchſt charakteriſtiſches Geſicht, rabenſchwarze Augenbraunen, ſchwarze Augen, und lichtbraunes Haar."

„Laßt ihn kommen!"

„Mit Wache?" fragte der Officier.

„Ohne Wache," antwortete Diebitſch, und ging dann wieder auf und ab im Saal, ſo verſunken in troſtloſe Betrachtungen, daß er nicht einmal Hippolyt Zamoiſky's Eintritt bemerkte, ſo daß dieſer, die Geiſtesabweſenheit des Generals benutzend, mit Falkenblick im Zimmer umherſpähte, ob nicht eine oder die andre Waffe zu entdecken ſei. Hätte Diebitſch früher Hippolyten gekannt, ſo würde es ihm aufgefallen ſein, daß des Jünglings kohlſchwarzes Haar auf einmal braun geworden war. Wenn man das Augenblinzeln nach rechts und links zur Wand hin ausnahm, wo auf der einen Seite eine koſtbare Damaſcener-Klinge in goldner Scheide hing, ein Andenken aus dem Türkenkriege, und auf der andern zwei ſilbergeſchäftete Piſtolen, ſo glich Hippolyt von außen ſo ſehr einem Lebloſen wie eine von Canova's Statüen, unbewegt, unbeweglich, aber innerlich war er in deſto gewaltſamerem Aufruhr. Mitten im Saale ſtand ein Frühſtücktiſch: dort hatte Fürſt Orloff mit dem Grafen Diebitſch geſeſſen, und dort war die Schlange aus Orloffs Mund in Diebitſchens Herz gekrochen: dort hatte der Günſtling ſeines Kaiſers Willen vorgetragen. Noch ſtanden zwei große ſilberne Becher nebſt mehreren Fläſchen auf dem Tiſch und Zamoisky's Auge funkelte von wilder Freude, als er, während Diebitſchens heftigen

Ganges durch das Zimmer, wobei der Graf den Verwegenen mehrmals den Rücken kehrte, Gelegenheit fand, eine ganz kleine flache Flaſche hervorzuziehen, welche auf ſeinem bloßen Scheitel unter der aufgeſetzten Perücke gelegen hatte. Er hielt jetzt die kleine Phiole in ſeiner linken Hand, zog den Pfropfen ab und ſtand — bereit.

Plötzlich erwachte der Feldmarſchall aus ſeinen dunkeln Gedanken und betrachtete in einem Abſtande Zamoisky'n ſcharf von Kopf zu Fuß. Der feine ſchwarze geſchmückte Frack, die ganze edle Haltung, das brennende Auge, ſchien ein Ganzes zu bilden, das auf den Grafen Eindruck machte und nun begann die Unterredung.

„Wer ſind Sie?"

„Polack, Edelmann, Student, Freiwilliger im polniſchen Nationalheer, Hippolyt Zamoisky." antwortete dieſer in fließendem Ruſſiſch.

„Und Sie kommen jetzt zu mir," brach der Graf aus mit Bitterkeit, „pfui! — Verräther an ſeinem eigenen Volk, pfui!"

„Graf Diebitſch!" lautete Hippolyts ſcharfe Antwort, „komme ich als Verräther meines Vaterlandes zu Dir, ſo komme ich wenigſtens als

n nicht gewöhnlicher Verräther, denn ich
mme aus eigenem Antrieb, und Du haſt
ich nicht dazu erkauft.“

Der Graf warf einen drohenden Blick auf
n, ging aber dann, vielleicht von einem gewiſ-
n unwillkührlichen Achtungsgefühl angetrieben,
um Tiſch, ſchenkte Wein in beide Becher, und
gte: „Biſt Du durſtig, ſo trink!“ — Dar-
uf fing er wieder an, wie zuvor, mit geſenktem
aupt und die Arme kreuzweis auf dem Rücken
n Saale auf und ab zu gehn. Hippolyt nä-
erte ſich dem Tiſch, trank den einen Becher aus
nd goß hurtig und behende den bedeutungsvol-
n Inhalt ſeiner kleinen Flaſche in den andern
Becher, gerade als der Feldmarſchall auf ſeiner
Wanderung ihm den Rücken kehrte und langſam
is zum andern Ende des großen Gemaches ging.
Darauf ging Hippolyt zur Thür zurück, doch den
Piſtolen an der Wand ſo nahe wie möglich.
Wieder ſtand der Graf ſtill, betrachtete Hippoly-
en mit ernſter Miene und fragte: „Was willſt
Du von mir?“

„Nimm Dich in Acht!“ antwortete Hip-
olyt,“ zwanzig junge Männer in Warſchau

haben das Sakrament darauf genommen, Leben und Blut daran zu wagen, um Dich zu ermorden!“

Diebitſch ſtampfte auf den Boden: „Zwanzig dumme Schurken! Habe ich das um Polen verdient? — Bin ich vielleicht grauſam geweſen, bin ich wie Suwarow geweſen? Erinnre Dich, daß nicht ich den Krieg mit Euch führe, daß es mein Herr, der Kaiſer, iſt, der durch mich die Rebellen zum Gehorſam zwingen will, daß ich den Krieg nach dem Kriegsrecht führe und keinen Meuchelmord begehe!“ Heftig näherte ſich der Feldmarſchall dem Tiſch und leerte in Einem Zuge den daſtehenden, beinahe vollen Becher — einen ſo hurtigen Sieg hatte Zamoisky nicht zu hoffen gewagt! Gewaltſam ſetzte Diebitſch den Becher auf den Tiſch nieder und ſagte höhniſch: „Die Narren! Wie wollen ſie in das ruſſiſche Lager kommen, in das Hauptquartier und meinen Wachen vorbei!“

Da erſcholl Zamoisky's tiefe Stimme: „Und wie bin ich denn wohl hineingekommen?“

Diebitſch fuhr in die Höhe und griff zu ſeinem Säbel an der linken Seite; aber Hippo-

t winkte beruhigend mit der Hand: „Sei ohne
urcht, ich bin ohne Waffen, Deine Adjutanten
nd Grenadiere ſind in dem Nebengemach, und
h ſehe, daß hier nichts für mich zu thun iſt.
Vohlan, ſo höre mich ruhig an, und Du ſollſt
ören, was noch Niemand gewagt hat Dir zu
gen, aber was ich, der Polakk, der zum Tode
ngeweihte Republikaner, mir anmaße, Dir ins
hr zu raunen. Wiſſe, daß ich es war, der
eſen Bund ſtiftete, der auf Deinen Tod aus-
ht, und daß ich der erſte bin von den erwähn-
n zwanzig jungen Männern, daß ich hierher-
mme, um Dich vernichtet zu ſehn — ja, es
ar recht, ſetze Dich nur nieder und ſieh verächt-
h auf Deinen Gefangenen, überlege nur die
artern, mit welchen ich ſterben ſoll. Deine
ane kümmern mich nicht — aber höre weiter!
s Du für Deinen Kaiſer in der Türkei foch-
t, um das ſchöne Hellas aus den Händen
Barbaren zu befreien, da folgten Dir die
genswünſche Aller, denn es galt der heiligen
ache der Freiheit — da war das Glück der
affen Dir günſtig. Aber als Du den polni-
en Boden mit Deinen wilden Horden betra-

teſt, die Alles niederſtampften, was uns theuer und heilig war — thateſt Du es nicht, ſo thaten es doch Deine Generale — da wurdeſt Du von den Menſchen verflucht, denn Du kämpfteſt für die Sache der Ketten und Bande, da verließ Dich das Waffenglück! — Kein Lorbeer aus dieſem Lande wird auf Deinem Grabe wachſen, aber wir wollen die Trauercypreſſe darauf pflanzen, die über Lucifers Abfall von den guten Engeln weinen wird. Nun habe ich geſprochen und nun habe ich gethan, was in meinen Kräften ſtand, und nun will ich ſterben wie ein freier Polakk; Deine Tartaren ſollen ſich nicht daran erquicken, mich lebendig auf ſpitzige Lanzen geſpießt zu ſehn. — Meine letzten Worte an Dich ſind: Graf Diebitſch, ich fordre Dich vor Gottes Richterſtuhl — wir ſehen uns morgen!" —

Mit einem raſchen Sprunge bemächtigte ſich Hippolyt einer der Piſtolen, welche an der Wand hingen, und ſpannte den Hahn; der Feldmarſchall zog heftig den Klingelſtrang, und der Adjutant ſtürzte ins Gemach. Indem ſetzte Hippolyt Zamoisky die Piſtole vor die Stirn und

euerte ab; die Kugel ging ihm in ſchräger Rich-
ung durch den Kopf und endete ihren Lauf in
er Bruſt des eintretenden Adjutanten. — Beide
ürzten todt zur Erde. Matt, in kaltem Schweiß,
prachlos blieb Diebitſch ſitzen, vielleicht mit ge-
eimer Bewunderung des jungen Zamoisky.

Dieß geſchah den neunten Junius, aber
n zehnten war Feldmarſchall, Graf Diebitſch,
— todt.

Wie der urſprüngliche Erzähler dieſer Be-
benheiten, **Ignatius Jaſinsky**, ſpäterhin
s Schickſal mit den Truppen des Generals
ybinsky (16 bis 18000 Mann) theilen
ußte, welche nothgedrungen im October über
preußiſche Grenze gingen, und wie er von da
rch ein außerordentliches Glück und zugleich
rch die ſpecielle Begünſtigung einiger preußi-
er Beamten Gelegenheit erhielt, aus Preußen
ch Dänemark zu entkommen, kann, politiſcher
ünde wegen, hier nicht näher erzählt werden.
e Beſitzung Korilnicza ward von den Ruſſen
Beſchlag genommen und von dem Kaiſer einem

ruſſiſchen Officier geſchenkt, der ſich im Kriege gegen die Rebellen ausgezeichnet hatte; doch erlebte die Oberſtinn Zamoisky dieſe Begebenheiten nicht. Als ſie den Tod ihres Hippolyts erfuhr, enthielt ſie ſich der Speiſe und des Tranks und ward eines Morgens todt gefunden zwiſchen den Särgen ihres Mannes und ihrer Tochter. Nur eine kurze Zeit wanderte der alte Morawski umher in dem hohen Rittersaal auf Korlinicza, wie ein Geiſt aus einer verſchwundenen Zeit; zuletzt verſchwand er von dem Schloſſe, und mit ihm das Zamoisky'ſche Familienarchiv. Einige behaupten, ihn ſpäter in Ungarn geſehen zu haben. Es bleibt nur noch übrig zu berichten, daß der bei der Vorbereitung und Ausführung der Revolution ſo thätige Peter Wyſocki fiel, als Warſchau von Paskewitſch erſtürmt ward.

* * *

Das Kaninchen.

Erzählung.

Lord N., einer der reichſten engliſchen Privatmänner, hatte ſich von ſeinem Landſitz auf den Weg gemacht nach einer, einige Meilen entfernt liegenden, Fabrikſtadt, um daſelbſt Pflüge, Spaten, und andere Eiſenwaare einzukaufen. Er war zu Pferde und hatte nicht einmal einen Reitknecht zur Begleitung. Die kleine Stadt, welche das Ziel ſeiner Reiſe war, lag hart an der Landſtraße nach London zu, aber in etwas weiterem Abſtande von London als von Lord N's. Landſitz.

Als er etwas über die Hälfte ſeines Weges gekommen war, befand er ſich auf einer ziemlich großen Haide, auf welcher in der Mitte ein einſames Haus lag. In der Nähe deſſelben hatte er das Unglück, daß ſein Pferd einen Fehltritt that, und davon auf dem einen Hinterbeine zu hinken anfing. Sobald er dieß merkte, ſtieg er ab, und führte das Pferd in einen Stall bei dem einſamen Haus, wo er es der Sorge der Bewohner anbefahl, und ohne ſich weiter um dieſen Vorfall zu bekümmern, ſeinen Weg zu Fuß fortſetzte, um nach Beſorgung ſeiner Geſchäfte in der naheliegenden Stadt, dort einen Wagen zu dingen, um damit zurückzureiſen und unterwegs das hinkende Reitpferd abzuholen.

Als er die Haide zu Ende gegangen war, trat er in ein Gehölz, und ſah in weiter Ferne einen Fußgänger ihm entgegen kommen. Nachdem er ſich ihm genähert hatte, bemerkte er, daß es ein Mann von ziemlich auffallendem Äußern, aber ſehr einfach gekleidet war; er trug einen kleinen Korb an einem Bande über der Schulter. Als er ihm ganz nahe gekommen war, ſtand der Fremde ſtill und ſagte: „Guten Tag, Mylord! Sie hätten wohl nicht Luſt, mein kleines Kaninchen zu kaufen?“ Bei dieſen Worten öffnete er den Korb, und zeigte dem Lord M. ein weißes Kaninchen, welches darin lag. Lord N., der gleichfalls angehalten hatte, um zu hören, was der Fremde wolle, konnte kaum ſich

es Lachens enthalten und ſagte mit einem Lä-
heln: „Was ſollte ich wohl damit machen?“
— „O!“ antwortete der Fremde, „es kann
hnen immer zu Nutzen und Vergnügen ſein,
nd Sie müſſen es auch kaufen.“ — „Poſſen!“
rwiderte Lord N., der ungeduldig zu werden
nfing: „Ich habe ſchon einen Haufen Kanin-
en auf meinem Gute.“ — „Um ſo mehr,“
ntwortete der Fremde, „müſſen Sie es mitneh-
en, um Ihre Sammlung vollſtändig zu ma-
en; und ich bin überdieß gewiß, daß Sie es
ufen.“ Und hiermit hielt er den offnen Korb
m Lord N. dicht hin. Dieſer, ohne ein Wort
ſagen, warf einen verächtlichen Blick auf den
dringlichen Handelsmann, ſtieß den Korb zu-
ck und wollte vorbeigehn, als der Fremde mit
nemmale zurückſprang, und indem er dem Lord
. ein geſpanntes Piſtol auf die Bruſt hielt
sbrief: „Mylord, Sie kaufen beſtimmt mein
ines Kaninchen.“

Lord N., welcher etwas bedenklich wurde
dieſer neuen Art ſich Handelskunden zu er-
rben, faßte ſich, zog ſeine Brieftaſche heraus
d ſagte: „Nun wohl, wenn es nicht anders

iſt, will ich es kaufen. Wie viel ſoll es koſten?“ — „Es iſt etwas theuer,“ antwortete der Fremde, „aber Sie werden den Handel nicht bereuen. Mit einem Wort: es koſtet 20,000 Pfund.“ — Kaltblütig antwortete Lord N.: „Das thut mir leid, denn eine ſo große Summe habe ich nicht bei mir. In meiner Brieftaſche hier habe ich fünfhundert Pfund. Wenn Sie glauben, daß das Kaninchen damit bezahlt ſein kann, ſo nehmen Sie ſie.“ — „Mylord,“ erwiederte der Fremde, „ich bin nicht der Mann, der ſich etwas abhandeln läßt; ich weiß, was meine Waare werth iſt, und verlange nicht mehr dafür. Glauben Sie nicht, daß ich Sie Ihrer Brieftaſche berauben will, worin Sie nicht mehr Geld haben, als Sie wahrſcheinlich für Ihre Reiſe gebrauchen werden. Es iſt gar nicht meine Abſicht, Sie in Verlegenheit zu ſetzen; denn glücklicherweiſe ſind Sie ein Mann, deſſen Unterſchrift mehr werth iſt als zehn ſolche Kaninchen. Belieben Sie nur Ihren geehrten Namen hier zu unterſchreiben, und der Handel iſt geſchloſſen.“ Er reichte ihm eine Anweiſung auf zwanzigtauſend Pfund, die in der Londoner

Bank gehoben werden konnte, zog ein Taſchenſchreibzeug hervor, tauchte eine Feder ein und gab ſie dem Lord N. in die Hand. Der beſtürzte Lord bedachte ſich einen Augenblick, aber nachdem er einen Seitenblick auf das geſpannte Piſtol geworfen hatte, unterſchrieb er. Der Fremde nahm die Anweiſung, ſah ihn an, lächelte, und ſagte: „Iſt das recht, Mylord? Muß man nicht beim Handel ehrlich zu Werke gehn? Das iſt nicht Ihre richtige Unterſchrift. Aber glücklicherweiſe habe ich dieſen Umſtand vorausgeſehn.“ Er riß die Anweiſung entzwei, und zog gleichgültig eine andre hervor, welche er aufs neue dem Lord N. darreichte zugleich mit einer aufs neue eingetauchten Feder. „Verdammt!“ flüſterte Lord N., und unterſchrieb zum zweitenmal. „Nun iſt es gut,“ ſagte der Fremde, der mit Aufmerkſamkeit der Bewegung ſeiner Hand gefolgt war. Er nahm die Anweiſung, ſteckte ſie in den Buſen, löſte den Korb von der Schulter und überlieferte ihn dem Lord N., indem er ſagte: „Nun gehört mein kleines Kaninchen Ihnen.“ — „Behalten Sie es ſelbſt,“ antwortete der gezwungne Käufer, „ich mache mir nichts daraus!" — „Wie?" antwortete der Verkäufer: „Wofür ſehen Sie mich an? Glauben Sie, daß ich ein Betrüger bin der Ihnen Ihr Geld abnimmt, ohne Ihnen Waare dafür zu geben? Nein, Mylord, Sie ſollen eben ſo gewiß das Kaninchen bekommen, wie ich die Bezahlung dafür bekommen habe." — Mit dieſen Worten hängte er dem abwehrenden Lord den Korb über die Schulter, bückte ſich ehrerbietig vor ihm, ging, und verſchwand in dem Gehölze.

Mit dem verhaßten Korb um den Hals ſtand Lord N. einen Augenblick da, ungewiß, was er thun ſollte. Er verwünſchte ſein gutes Pferd, daß es ſich den Fuß vertreten hatte, und ihn nun nicht mit Blitzes-Schnelle nach London bringen konnte, wohin es galt einen hurtigen Boten zu haben, um der Auszahlung der bedeutenden Summe zuvorzukommen. Er beſchloß nichts deſtoweniger zu thun, was er nur konnte, und ſetzte deßwegen eifrig ſeine Fußreiſe fort bis zur nahen Fabrikſtadt, wo er die nöthigen Maaßregeln nehmen und ſie eiligſt ausführen wollte. Unterwegs blickte er mit Ärger den Korb an, der überdieß ſeinen Gang aufhielt. Schon war er im Begriff, ihn abzunehmen, und ihn mit ſammt dem Inhalt zu allen Teufeln zu werfen, als ihm einfiel, ihn doch lieber behalten zu müſſen, um ihn bei der gerichtlichen Unterſuchung als eine Art corpus delicti vorweiſen zu können. Er eilte alſo zur Stadt, wo er eiligſt zwei reitende Staffetten nach London abſchickte, eine jede mit einem gleichlautenden Einſpruch bei der Bank. Daß er zwei auf einmal abſandte, geſchah theils der Sicherheit wegen, im Fall nämlich dem Einen ein Unglück unterwegs widerfahren ſollte, theils damit ſie miteinander wetteifern ſöllten, wie er ſie denn auch aufforderte, ſich der größten Eile zu befleißigen, und dem, welcher zuerſt ſein Ziel erreichte, eine bedeutende Belohnung verſprach, ohne Rückſicht auf den Erfolg. Nachdem er dieſe Anſtalten getroffen hatte, beſorgte er ſeinen Einkauf an Eiſenwaaren, und fuhr ſo ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, nach ſeinem Landgute zurück, wohin er beide Staffetten bei ihrer Rückkunft von London beſtellt hatte.

Tags darauf trafen auch Beide dort ein, aber mit der unangenehmen Nachricht, daß das

Geld ſchon ausgezahlt geweſen ſei kurz vor der Ankunft des Einſpruches. Der Kaninchenverkäufer war wahrſcheinlich eben ſo hurtig geweſen wie ſie, und hatte folglich, ſeinen Vorſprung benutzend, ihnen den Vorrang ablaufen können. Mit vieler Kaltblütigkeit hörte Lord N. ihre Botſchaft an, zahlte die verſprochene Summe dem aus, der zuerſt an das Ziel gekommen war, gab jedoch auch dem Andern ein wenn gleich kleineres Geſchenk für ſeinen guten Willen, worauf er ſie entließ, nachdem er ihnen gedankt und es bedauert hatte, ihnen, ohne etwas auszurichten, Mühe gemacht zu haben.

Lord N., welcher noch das letzte Mittel verſuchen wollte, begab ſich ſofort nach London, wo er die Polizei von dem Vorfall unterrichtete. Die Konſtabler ſetzten ſich in Bewegung, Unterſuchungen wurden angeſtellt, verdächtige Perſonen verhört. Vergebens! Ein halbes Jahr war bereits verſchwunden, und noch keine Spur entdeckt. Lord N. gab nun die Hoffnung auf, ſeinen Räuber auszukundſchaften. Obgleich ein Verluſt von 20,000 Pfund fühlbar ſein muß für Jeden, ſelbſt für den Reichſten, ſo war er

och ſo vermögend, daß er ihn verſchmerzen
nnte. Er fand ſich deswegen auch ruhig dar-
n, und ſein Beſtreben war mehr darauf gerich-
t den Thäter zu entdecken als ſein Geld wie-
rzubekommen.

Lord N's älteſte Tochter, das ſchöne Fräu-
in Klara, hatte ſich indeß des kleinen Kanin-
ens angenommen und eine förmliche Freund-
haft mit ihm geſchloſſen. Sie hatte ihm ein
önes Behältniß von Stahldrat machen und
eß in dem Vorſaal aufhängen laſſen. Lord N.
tte es ſo täglich vor Augen, und wenn er vor-
iging, fuhr ihm manches Goddam aus dem
und. „Du biſt 20,000 Pfund werth unter
üdern," ſagte er; „aber der Einzige, der dich
ufen ſollte, iſt ohne Zweifel in Amerika, oder
der Südſee, und die Kaufſumme vielleicht in
en fünf Erdtheilen zerſtreut. Aber ich ſchwöre,
nn ich ihn entdecke, ſoll er mir nicht entſchlü-
n, ſo lange noch ein Galgen in England iſt.
d dich, verwünſchte Kreatur," fügte er hinzu,
em er dem Kaninchen drohte, „dich will ich
ufen laſſen, um dich nicht täglich vor Augen
haben." — „O nein!" ſagte Fräulein Klara

mit bebender Stimme, indem ſie das an ihre Vertraulichkeit gewöhnte Thierchen ſtreichelte, laß das unſchuldige Kaninchen leben! Es iſt beſcheiden und hat nicht ſelbſt einen ſo hohen Preis auf ſich geſetzt.“ — „Es iſt wahr,“ antwortete Lord N. lachend; und ungeachtet ſich dieß Geſpräch häufig wiederholte, blieb das Kaninchen doch fortwährend auf ſeinem Platze hängen und gedieh unter Fräulein Klara's freundlicher Obhut.

So waren drei Jahre verſtrichen. Lord N. und ſeine Familie hatten die Zeit abwechſelnd auf dem Landgute und in ihrer Stadtwohnung in London zugebracht, wo ſie theilnahmen an den geſellſchaftlichen Vergnügungen, welche die ſtädtiſche Welt darbietet. Fräulein Klara war der Gegenſtand der Anbetung einer Menge junger, vornehmer Herren geweſen, ohne doch irgend einem gleiche Gefühle erwiedern zu können. Ihr Vater entdeckte jedoch, daß der Grund ihrer Zurückhaltung gegen die einnehmendſten jungen Männer in London nicht Gefühlloſigkeit war, ſondern eine heimliche Neigung, welche ſie hegte für Herrn Theodor C., den Sohn eines armen franzöſiſchen Perückenmachers, einen ausgezeichnen hübſchen und liebenswürdigen jungen Mann, welcher (der Himmel weiß wie) ihre Bekanntſchaft gemacht und ſeitdem ſie unter angenommenen Namen in verſchiedenen Geſellſchaftskreiſen aufgeſucht hatte, und ſo glücklich geweſen war, ihr Herz zu gewinnen. Aber ſobald Lord N. des jungen Anbeters wirklichen Namen und Stand erfahren hatte, widerſetzte er ſich dieſer Verbindung, und befahl ſeiner Tochter, nicht mehr an den unwürdigen Liebhaber zu denken. Aber bekanntlich macht in England das väterliche Verbot ganz dieſelbe Wirkung wie der väterliche Segen. Die Familie war auf das Land zurückgekehrt. Lord N. war eines Tages auf der Jagd geweſen, und als er nach Hauſe kam, um ſich munter zu Tiſche zu ſetzen, fehlte Fräulein Klara und Niemand wußte ſie zu finden. Wohl bewandert in der engliſchen Sitte, überließ er ſich keinen Augenblick der Zornwut, ſondern ließ unverzüglich ſechs Pferde vor einen leichten Wagen ſpannen, und rollte, als ob er flöge, nach Gretna — Green. Aber wie vor drei Jahren ſeine Staffetten eine Stunde zu ſpät die Londoner Bank erreichten, ſo hatte er nun in eigner Perſon das Unglück, nach Gretna — Green zu kommen, nachdem eine Stunde zuvor der berühmte Schmid, ohne welchen die engliſche Verfaſſung nicht beſtehen könnte, ein glückliches Ehebündniß geſchmiedet hatte.

Erbittert kehrte Lord N. nach ſeinem Landſitze zurück. Wenige Tage darauf empfing er einen Brief von ſeiner Tochter, in welchem ſie ſich Madame C. unterſchrieb. Sie benachrichtigte ihn, daß ſie und ihr Gatte eine Dachkammer in London bewohnten, aber daß es bloß von dem Edelmut des geliebten Vaters abhange, ob ſie Beide zurückkehren, ſich ihm zu Füßen werfen und demnächſt ein beßres Quartier einnehmen ſollten als das, in welchem ſie ſich für den Augenblick befänden. Lord N. erwiederte mit wenigen Worten: Madame C., welche er nicht für ſeine Tochter anerkenne, möchte ſich aufhalten, wo es ihr beliebe, nur nicht auf einem ihm gehörenden Grund und Boden. Zugleich gab er den Befehl, ihr alles zuzuſenden, was ſie als Privateigenthum beſaß, ihre Kleider, ihre Juwelen, ihre Bibel, ihr Pſalmbuch, ihre Romanbibliothek, u. ſ. w. Bei dem Zuſammenpacken dieſer verſchiedenartigen Gegenſtände, fiel ihm auch das Kaninchen ein, das er ſchon längſt als Fräulein Klara's Eigenthum betrachtet hatte. Er ließ es daher, wohl einballirt in Baumwolle, in denſelben Korb legen, in welchem er es vor drei Jahren mitten auf der Landſtraße empfangen hatte, und ſchickte es ihr zugleich mit den übrigen Habſeligkeiten, indem er eine Nachſchrift unter dem Briefe hinzufügte: „daß er ihr hiemit zugleich ihre Ausſteuer und Mitgift zuſtelle, nämlich 20,000 Pfund in der Geſtalt eines weißen Kaninchens.“

„Maudit pays!“ rief der alte Perückenmacher aus, als er einige Zeit nachher auf der Londoner Dachkammer ſaß und mit ſeinem Sohn und ſeiner Schwiegertochter der armſeligen häuslichen Glückſeligkeit genoß. „Maudit pays!“ wiederholte er; „ich bin Schwiegerpapa von einer Lordstochter geworden und bin doch nahe daran vor Hunger zu ſterben. Was ſollen wir nun machen, nachdem alle Juwelen meiner Schwiegertochter an meinen guten Kunden, den verwünſchten Goldſchmid verkauft ſind, deſſen Haar ich nie friſirt zu haben wünſchte? Und wir ſollen noch heute unſer Quartier verlaſſen, und das ohne einen einzigen Schilling zu haben! Au diable les mariages d'inclination!“

„Sie vergeſſen,“ antwortete Madame Klara, „daß ich noch dieſe goldne Uhr beſitze, welche von großem Werth iſt. Ich trenne mich ungern davon, da es ein Geſchenk von meinem Vater iſt, aber da es nicht anders ſein kann, ſo gehn Sie, ich bitte, und verkaufen Sie ſie für was Sie dafür bekommen können.“ — „Das iſt ja eben das Unglück,“ ſagte der Schwiegerpapa, „daß der alte coquin von Goldſchmid krank geworden iſt, wie ich ſchon die Ehre gehabt habe Ihnen zu ſagen; er verſichert mir ja ſtets auf ſeine parole d'honneur, daß er ſelbſt kein Geld hat, ſondern daß er ausgehn muß, um es von einem ſeiner Freunde, einem Handelsmanne zu leihen, und da er nun krank iſt und ſich zu Bette gelegt hat, ſo kann er ja nicht ausgehn, und ſo können wir kein Geld bekommen; denn es iſt gefährlich in dieſer maudite ville dergleichen Koſtbarkeiten an Leute zu verkaufen, die man icht kennt; man wird leicht wie ein Dieb be- rachtet, und riskirt von der Polizei citirt zu erden, was immer unangenehm iſt.“

Sie haben Recht, mein Vater,“ ſagte The- dor; „aber ich kenne einen Uhrmacher, an den ch mich wenden will; es iſt ein ehrlicher Mann, nd er kauft viele Uhren.“ — Madame Klara ſah eufzend die Uhr an, und reichte ſie dann ihrem Manne, der ſie in die Taſche ſteckte, aufſprang nd ſeinen Hut ergriff, um ſogleich das Geſchäft bzumachen. „Es iſt wahr!“ fügte er hinzu: er wohnt gerade auf dem Wege zu unſerm neuen Quartier; ich will deßhalb, chère Klara, das etzte von Deinen Sachen, das wir noch übrig aben, mitnehmen, nämlich Deine Guitarre und ein Kaninchen, und es in unſre neue Dach- mmer tragen, wo ich wünſche, daß wir beßres lück haben mögen als auf dieſer alten.“ Mit eſen Worten nahm er die Guitarre in die eine and, und den Korb mit dem Kaninchen in e andre und hüpfte ſingend zur Thür hinaus d die zahlreichen Treppenſtufen hinunter, welche von der überirdiſchen Gegend in die irdiſche hrten.

Als er in die Nähe des Uhrmacherladens gekommen war, ſah er mitten in der offnen Thür deſſelben einen wohlgekleideten Mann, welcher in einer Art von Wortwechſel mit dem Uhrmacher zu ſein ſchien, denn ſie ſprachen ſehr laut miteinander, und der Fremde, welcher mit einem Fuße auf der Straße und mit dem andern im Laden ſtand, bemühte ſich von ihm loszukommen, während der Uhrmacher ihn am Arme feſthielt. Theodor ſtand einen Augenblick ſtill, um zu hören, weßhalb ſie ſtritten, und hielt ſich etwas verſteckt, damit der Uhrmacher, obgleich dieſer zu eifrig war um ihn zu bemerken, nicht die Augen auf ihn würfe. „Mein Herr!“ rief der Uhrmacher dem Fremden zu, „belieben Sie, mich anzuhören, ehe Sie gehen! Wenn Sie in ganz London eine ſo ſchöne und ſo gute Damenuhr finden zu einem ſo billigen Preiſe, ſo will ich nicht mehr ein ehrlicher Mann heißen. Ich kenne Sie nicht, aber Sie und alle Welt kennen mich; und wenn Sie nach dem Kaufe nicht finden, daß ich die Wahrheit geſagt habe, ſo gebe ich Ihnen Ihr Geld zurück.“ — „Um's Himmels Willen,“ ſagte der Fremde, „ſchreien Sie doch nicht ſo, und laſſen Sie mich los! Ich läugne ja nicht, daß Ihre Uhr ſchön und gut und billig ſein kann; aber das iſt es nicht, und am allerwenigſten der Preis, um welchen wir uneinig ſind, denn ich bezahle gerne den höchſten Preis, wenn ich eine ſolche Uhr bekommen kann, wie ich ſie verlange. Ich will eine franzöſiſche Uhr haben ...“ „Aber die engliſchen ſind weit beſſer!“ rief der Uhrmacher. „Kann ſein,“ erwiederte der Fremde; „aber die franzöſiſchen ſind in feinerem Gehäuſe; und das ſoll überdieß mit Edelſteinen beſetzt ſein.“ — „Aber das iſt nicht mehr Mode!“ rief der Uhrmacher wieder. — „Aber ſo will ich ſie nun einmal,“ antwortete der Fremde verdrießlich, riß ſich los und ging weg.

Das iſt des Himmels Wink, dachte Theodor, und ſchlich ſich unbemerkt dem Fremden nach. Dieſer ging, nachdem er einige Gaſſen durchwandert hatte, in einen einſamen Gang von Kaſtanienbäumen, der zu einem andern Theile der Stadt führte. Dieſen Ort hielt Theodor für bequem; er eilte ihm deßhalb nach und redete ihn an, indem er auf gebrochen Engliſch ſagte: „Zürnen Sie nicht, mein Herr! Ich hörte im Vorübergehen Ihr Geſpräch mit dem Uhrmacher und nahm daraus ab, daß Sie wünſchten eine franzöſiſche Damenuhr zu kaufen, in einem feinen Gehäuſe, und mit Edelſteinen beſetzt. Ich habe gerade eine ſolche, wie ſie wünſchen. Vielleicht kann ich Ihnen und zugleich mir dienen, wenn ich ſie Ihnen anbiete.“ Er zog die Uhr heraus und überreichte ſie dem Fremden. Dieſer, nachdem er einen Blick der Verwunderung auf Theodor geworfen hatte, beſah die Uhr und ſagte: „In Wahrheit, dieſe Uhr entſpricht ungefähr dem, was ich wünſche. Im Fall ſie eben ſo gut wie ſchön iſt, ſo will ich mit Vergnügen den höchſten Preis dafür zahlen. Ich bin ein bekannter Banquier hier in der Stadt; Sie können ſie mir ohne Beſorgniß anvertrauen. Doch — es iſt beſſer, daß Sie mich in meine Wohnung begleiten; ich will dort meinen Uhrmacher kommen und ihn die Uhr taxiren laſſen.“ „Mit Vergnügen,“ antwortete Theodor, und machte ſich bereit, dem Fremden zu folgen. „Ich ſehe,“ ſagte dieſer, „daß Sie auch eine ſpaniſche Guitarre haben; die will ich Ihnen auch abkaufen, im Fall Sie Luſt haben, ſie zu verkaufen.“ —

„Gern," antwortete Theodor, „das Eine wie das Andre werd' ich einem ſo höflichen Herren mit Freude ablaſſen."

Sie waren indeß einige Schritte gegangen, als der Fremde, welcher das Uhrgehäuſe geöffnet hatte, mit einemmale ſtehen blieb und mit einem ſichtlichen Ausdruck der Verwunderung las:
„An Fräulein Klara M. von ihrem Vater." —
„Wie?" rief Theodor, „ſteht das darin? Das
habe ich nicht gewußt." — „Belieben Sie zu
ſehen!" antwortete der Fremde, und fügte hinzu:
„Wenn die Uhr dieſer Dame gehört, darf ich
ie nicht kaufen." — „Beunruhigen Sie ſich
icht!" erwiederte Theodor. „Sie iſt meiner
rau, und auf deren Erſuchen biete ich die Uhr
il." — Der Fremde ſah ihn beſtürzt an, und
gte: „Ich darf nicht... und die Guitarre, ge-
ört ſie auch ihr?" — „Ja," antwortete The-
or. — „So darf ich ſie gleichfalls nicht kaufen,"
tgegnete der Fremde; „aber um Ihnen gefällig
ſein.. wenn Sie etwas Anderes haben, we-
er Bedeutendes.. ja ſelbſt Werthloſes, ſo
l ich es Ihnen gern um einen hohen Preis
aufen." — „Gott helfe mir!" antwortete

Theodor. „Was ſollte das ſein? Ich habe ja nichts weiter als dieß," indem er auf den Korb zeigte und ihn zugleich öffnete. „Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie geneigt wären, mein kleines Kaninchen zu kaufen?"

Bei dieſen Worten ward der Fremde kreideweiß im Geſicht. Er konnte ſich kaum aufrecht erhalten, und ſank auf eine Bank in der Allee nieder, indem er mit abgewandtem Antlitz und ausgeſtreckten Armen ausrief: „Weg! Weg damit!" — „Ich bitte um Verzeihung," ſagte Theodor, „ich weiß wohl, daß es Menſchen giebt, welche die Nähe einer Katze nicht ertragen können; aber ich habe nicht gewußt, daß Kaninchen eine gleiche Wirkung hervorbringen."

Der Fremde faßte ſich und ſagte: „Es war nichts; ich glaubte, ich würde ohnmächtig werden, aber es ging vorüber. Um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihr Kaninchen nicht fürchte, will ich nun mein Wort halten, und es Ihnen abkaufen. Aber ich habe verſprochen, es zu dem höchſten Preiſe zu kaufen: ich gehe, um Geld zu holen; erwarten Sie mich nach einer Stunde an dieſer Stelle." — „Darf ich nicht mit Ihnen gehn?“ fragte Theodor. „Nein,“ antwortete der Fremde; „kommen Sie in einer Stunde wieder; Sie ſollen nicht auf mich warten.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo war er verſchwunden.

Ungeachtet Theodor des Kaninchens Lebensumſtände kannte, die ihm ſeine Frau erzählt hatte, ſo ahnte er doch auf keine Weiſe, was dem Leſer gewiß ſchon eingefallen iſt, daß der über den Anblick des Kaninchens ſo erſchrockene Fremde derſelbe war, welcher es ehedem dem Lord N. angeboten hatte, und, ſonderbar genug, mit denſelben Ausdrücken, mit welchen es ihm jetzt von deſſen Schwiegerſohn angeboten wurde. Der Fremde konnte nicht anders als glauben, daß er entdeckt, und Theodors Anrede ein abſichtliches Spiel ſei. Da ihn dieſer jedoch gehen ließ, ohne ihm zu folgen oder Anſtalten zu ſeiner Feſtnehmung zu machen, ſo beruhigte er ſich und erwog überdieß, daß ſelbſt im ſchlimmſten Falle kein geſetzmäßiger Beweis gegen ihn geführt werden könne, da keine Seele Zeuge ſeiner That geweſen war. Er fand es daher nicht bedenklich, ſein Wort wirklich zu halten, und zu dem Stelldichein zurückzukehren, um ſo mehr da ſein Gewiſſen ihn antrieb, eine ſittliche Pflicht zu erfüllen, was in dieſem Falle ſogar eine eigentlich ſogenannte gute Handlung war.

Theodor, der auf einer Bank Platz genommen hatte, während er alle Augenblicke auf die Uhr ſeiner Frau blickte und alle Minuten der Stunde zählte, deren Ende er mit ſolchem Verlangen entgegenſah, hatte, wie geſagt, noch keine Vermutung von des Fremden früherer Bekanntſchaft mit dem Kaninchen. Erſt als beim beſtimmten Glockenſchlag eine ſtattliche Equipage am Ende der Allee hielt und der Fremde herausſtieg, ihm entgegenging und ihm 20,000 Pfund auszahlte, welche er ihn bat ſeiner Frau als Bezahlung für das Kaninchen auszuhändigen, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Aber ſeine erſte Beſtürzung darüber war ſo groß, daß ſie ihn ſprachlos machte, ſo daß der Fremde Zeit hatte ſeine Rede ohne Unterbrechung fortzuſetzen, welche er folgendermaßen beſchloß: „Überliefern Sie der Lady C. noch dieß Packet, das ihre Juwelen enthält, welche ſie an einen alten Goldſchmid verkauft hat, und durch den ſie zufällig in meine

Hände gerathen ſind. Wer ich bin, werden Sie nicht erfahren; und ſelbſt wenn es geſchähe, würde es Ihnen zu nichts nützen. Unterlaſſen Sie deshalb jede Nachforſchung, die überdieß zu keiner Entdeckung führen würde. Übrigens iſt nun Ihr kleines Kaninchen mein Eigenthum.“ Mit dieſen Worten nahm er den Korb, verließ den verwunderten Theodor, ſprang in den Wagen und rollte hurtig davon.

Man denke ſich das frohe Erſtaunen bei Lady Klara und ihrem Schwiegervater, als Theodor in die neue Dachkammer eintrat, wo ſie ſchon auf ihn warteten, und er nun ſeiner Frau die 20,000 Pfund hinzählte, die er für das Kaninchen bekommen hatte. Als er alle Umſtände dieſes Ereigniſſes erzählt und auch die empfangenen Juwelen abgeliefert hatte, eilte der Perückenmacher, deſſen Neugierde nun aufs höchſte geſpannt war, zu ſeinem Kunden, dem Goldſchmid, um Theodors und Lady Klara's Verbot zum Trotz, einigen Aufſchluß zu erhalten. Aber der Goldſchmid, der ſchon einige Tage gekrankt hatte, war denſelben Morgen geſtorben. Man erfuhr ſpäterhin, daß ſeine Krankheit und ſein

Tod wohl durch die Furcht vor einem bevorſtehenden Bankerott verurſacht war, und vermutete, daß er, um Geld herbeizuſchaffen, die der Lady Klara abgekauften Juwelen an den unbekannten Banquier verkauft oder verpfändet hatte, der folglich ſo unbekannt blieb wie zuvor.

Lady Klara zögerte nun nicht länger an ihren Vater einen rührenden Brief zu ſchreiben, worin unter Anderem folgende Äußerung vorkam: „Wie ſehr Ihr wohlverdienter Unwille mich geſchmerzt hat, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber glücklicherweiſe iſt er nicht ſo groß, als ihn meine Einbildungskraft mir gemacht hatte. Vergeben Sie die beinahe unſinnige Angſt einer Tochter um den väterlichen Zorn; aber ich will Ihnen ehrlich geſtehen, daß Sie mir damals meine Ausſteuer und Mitgift unter einer Form ausſtellten, worin ich es für unmöglich hielt, ſie zu Gelde zu machen, da ich ſo undankbar war, darin einen bittern Spott zu ſehen. Wie ſehr muß ich Sie um Entſchuldigung bitten wegen dieſes ungegründeten Argwohns! Denn da mein Mann beim Ausbieten des Kaninchens von dem Erſten, Beſten, dem er zufällig auf der Straße begegnete, augenblicklich 20,000 Pfund auf Einem Brette als Verkaufspreis ausbezahlt erhielt, ſo ging ich in mich, und ſchämte mich, nur einen einzigen Augenblick meinen edelmütigen Vater in Verdacht gehabt zu haben. So viel Güte flößt mir denn die Hoffnung ein, daß Sie nun auch Ihrer Tochter und deren glücklichen Manne erlauben werden, ſich Ihnen zu Füßen zu werfen und um Ihre Verzeihung zu flehen.“

Kaum hatte Lord N. dieſe Botſchaft empfangen, als er über Hals und Kopf nach London eilte, ſeine Tochter aufſuchte und ſie und ihren Mann umarmte, indem er ſagte: „Sie müſſen ein braver Mann ſein, mein Herr, denn Sie haben einen beiſpielloſen Treffer gehabt. Wonach ich Jahre lang vergebens geſtrebt habe, iſt Ihnen im Handumwenden geglückt und ohne Anſtrengung. Ein Mann, der ſo im Schutz der Glücksgöttin ſteht, wird auch meine Tochter glücklich machen.“ — Und wirklich waren nun auch er und alle die Andern höchſt glücklich; doch ward Lord N. etwas ungehalten, als er, nachdem er ſich den ganzen Verlauf der Sache hatte erzählen laſſen, einſah, daß es unmöglich ſein würde, dem Fremden auf die Spur zu kommen. Ungeachtet es, nach der letzten Handlung deſſelben, keineswegs ſeine Abſicht war, ihm im mindeſten zu ſchaden, ſelbſt wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſo hätte er doch gerne die 20,000 Pfund hingegeben, bloß um deſſen Namen zu erfahren. „Denn,“ ſagte er, „vor einem ſo beſonnenen und zugleich ſo honetten Straßenräuber habe ich große Achtung, und ich wollte wünſchen ihn zu kennen, bloß um ihm meine Hochachtung zu bezeugen.“

Indeß in gewiſſen Grade, obgleich lange nicht ſo ſehr, wie er wünſchte, ſollte doch ſeine Wißbegierde geſtillt werden. Denn da er das junge Ehepaar in ſein Hotel hatte einziehn laſſen, da zugleich ſeine Familie vom Lande hereingekommen war, da er ſodann ſeiner Tochter Vermälung bekannt gemacht hatte und dieſes glückliche Ereigniß durch ein glänzendes Feſt feierte, wozu Londons erſte Familien eingeladen waren, ward die junge Braut plötzlich von Tiſch abgerufen, um ein Packet in Empfang zu nehmen, deſſen Überbringer ſich auf der Stelle wieder entfernt, nachdem er es ihr zu eignen Händen abgeliefert hatte. Nach Eröffnung deſſelben fand ſie ein Juwelenkäſtchen von außerordentlichem Werth, eine vollſtändige Damengarnitur enthaltend und beſtehend aus Halsband, Gürtel, Armbändern, Buſennadel, Ohr- und Fingerringen, Alles aus der feinſten Moſaik, in der Form von kleinen weißen Kaninchen und mit Diamanten eingefaßt. Da ganz London Lord N's. ſeltſames Abenteuer kannte, ſo verſtand die Geſellſchaft ſogleich die Bedeutung des Geſchenks, die jedoch ſich noch mehr aufklärte, als Lord N. mit lauter Stimme einen dem Geſchenke beigelegten anonymen Brief vorlas, folgenden Inhalts:

„Mylady! Ihr kleines weißes Kaninchen hat heute eine ganze Schaar von Jungen zur Welt gebracht. Die Zärtlichkeit, welche Sie der Mutter bewieſen haben, läßt mich hoffen, daß Sie die Kinderchen mit derſelben Freundſchaft beehren und ſie empfangen werden als ein Andenken an die ſegensreichen Früchte, die Ihr eignes gutes Herz getragen hat. Der Unbekannte, der es wagt, Ihnen das ganze beifolgende Kaninchenneſt zu überſchicken, iſt einer von Londons reichſten Banquiers. Vor vierthalb Jahren war ich, in Folge einer gefährlichen Spekulation, nahe daran, Bankerott zu machen. Mit 20,000 Pfund konnte ich nicht allein gerettet werden, ſondern hatte ſogar die Ausſicht, meinen Handel auf den glänzendſten Fuß zu bringen. Da war es, wo ich zu dem verzweifelten Mittel griff, das Ihnen und ganz London bekannt iſt. Mein verwegner Plan ward durch einen über alle Erwartung glücklichen Erfolg belohnt. Aber immer warf mir mein Gewiſſen die ſchlechte Handlung vor, die ich begangen hatte. Ich wünſchte nichts mehr, als dem Lord N. die ihm geraubte Summe zu erſtatten; aber nichtsdeſtoweniger blieb es bei dem Wunſche; denn theils wußte ich nicht, wie ich ſie ihm insgeheim mit Sicherheit zuſtellen ſollte; und theils — ich ſchäme mich des Geſtändniſſes — wenn ich daran dachte, mich von dem Gelde zu trennen, ſo wurde es mir doch ſchwer. Sie ſind es, Mylady, der ich das beſeligende Gefühl danke, eine heilige Pflicht erfüllt zu haben. Der Anblick des weißen Kaninchens traf wie ein Blitzſtrahl mein Gewiſſen, und gab meinem Willen Feſtigkeit. Wenn Ihr gutes Herz ſich des kleinen Geſchöpfes nicht angenommen und eine Reihe von Jahren ihm das Leben erhalten hätte, ſo würde ich noch in dieſem Augenblicke mir die bitterſten Vorwürfe zu machen haben. Meinen Namen werden Sie nicht erfahren. Möchte mein aufrichtiges Geſtändniß ſo glücklich ſein, Sie und Ihre Familie mit einem Manne zu verſöhnen, der ſeinen Reichthum und ſeinen Seelenfrieden Ihnen ſchuldig iſt, und der, obgleich unbekannt, nicht aufhören wird, den lebhafteſten Antheil an Ihrem Schickſale zu nehmen.“

Sobald das ſtumme Erſtaunen der Geſellſchaft einer fröhlichen Stimmung Platz gemacht hatte, ſchmückte ſich Lady Klara mit allen den empfangenen Schmuckſachen. Da ſie nun, gleichſam überſtreut mit kleinen weißen Kaninchen, wieder in den Geſellſchaftsſaal trat, ſchlug ein ſchöner Geiſt die Geſundheit der Kaninchenbraut vor. Dieſe Benennung verbreitete ſich ſchnell in den Londoner Geſellſchaftskreiſen, und Lady Klara behielt ihn lange als bezeichnenden Ausdruck, welchen ſie und ihre Familie ſo weit entfernt waren, als einen Spottnamen zu betrachten, daß Herr Theodor C., als er nach Verlauf einiger Jahre, ſich mit ſeiner Frau in Frankreich niederließ, um die Erinnerung an die merkwürdigſte Begebenheit ſeines Lebens zu verewigen, ein Kaninchen in ſein adliges Wappen aufnahm; denn man hatte entdeckt, daß ſein Vater, der indeß verſtorbene Perückenmacher, von einer alten adeligen franzöſiſchen Familie abſtammte, welche in früheren Zeiten ausgewandert war. Einer von ſeinen Nachkommen iſt in dieſem Augenblicke Pair von Frankreich, und führt noch immer das Kaninchen in ſeinem Siegel, und ſeine Gemahlin ſoll, si fabula vera, noch im Beſitze der abſonderlichen Kaninchengarnitur ſein, und ſie bei feierlichen Gelegenheiten tragen.

◆

Ruel.

Eine geſchichtliche Anekdote.

Wenn man von Paris nach St. Germain en Laye reiſt, bemerkt man auf der linken Seite des Weges in einiger Entfernung ein Schloß, das den Namen Ruel führt und verfallen und unbewohnt ausſieht. Dort hielt ſich zu ſeiner Zeit der Miniſter Ludwigs des Dreizehnter, Kardinal Richelieu, auf, und es iſt eine allgemeine Sage in der Gegend, daß er auf dieſem ſeinem Schloſſe diejenigen heimlich hinrichten ließ, die er aus dem Wege geräumt wiſſen wollte, ohne es doch für rathſam zu halten, einen förmlichen Prozeß gegen ſie zu erheben; ja man meint ſogar, daß es auf Ruel geheime Vorrichtungen gab, welche dazu dienten, des Miniſters blutige Plane ins Werk zu richten, und dieſe Opfer dem Auge des Lichts und der Rechtfertigung zu entziehen. Die Wahrheit dieſer Sache wird durch eine Erzählung beſtätigt, die ein ſo romantiſches Gepräge hat, daß man ſie für eine Erfindung halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß alte Urkunden für die Richtigkeit des Thatbeſtandes haften. Aus dieſen Quellen haben verſchiedene Verfaſſer wiederholt geſchöpft und ſie von neuem erzählt. Unter Andern erinnre ich mich ſie in einer ſehr zuverläſſigen Beſchreibung von Ortſchaften in der Gegend von Paris unter dem Artikel Ruel geleſen zu haben. Den Namen des Verfaſſers und den Titel des Buchs habe ich vergeſſen; aber der gedachten Erzählung erinnere ich mich ſo genau, daß ich ſie wiedererzählen kann, ohne etwas Weſentliches an den Begebenheiten zu ändern.

Ein alter Mann und Familienvater hatte viele Jahre ein kümmerliches Amt im ſüdlichen Frankreich verwaltet, ohne, ungeachtet aller Beſtrebungen, zu einem einträglicheren befördert zu werden. Seine vielfältigen Geſuche bei dem allmächtigen Miniſter, der nach Gutbefinden Ämter austheilte oder zurücknahm, waren ſtets fruchtlos geblieben. Als ſich indeß eine neue Ausſicht für ihn eröffnete, welche mehr zu verſprechen ſchien als die früheren, beſchloß er auf Zureden ſeiner Familie, nach Paris zu reiſen, um ſeine Angelegenheit perſönlich zu betreiben. Trotz ſeiner bedrängten Umſtände fand er auch Mittel, die lange Reiſe zu beſtreiten, welche bei der äußerſten Sparſamkeit ihm dennoch koſtbar genug wurde. Er kam in Paris an und nahm Quartier in einem der einfachſten Wirthshäuſer. Von hier ſandte er ſein Geſuch an Richelieu, bat in einem Begleitſchreiben um eine Audienz, und rüſtete ſich nun mit der nothwendigen Geduld, des Miniſters Antwort abzuwarten.

Aber dieſer ließ wider Erwarten ihm die Zeit nicht lang werden. Wenige Tage nach Abſendung des Briefs, ward der Alte Abends bei ſeiner Zurückkunft nach dem Wirthshauſe durch ein eigenhändiges Schreiben von Richelieu überraſcht, worin ihn dieſer bat ihm die Ehre zu erweiſen und am morgenden Tage bei ihm auf Ruel ein Mittagsmahl einzunehmen. Der Alte ſprang hoch in die Höhe vor Verwunderung und Freude über eine ſo ausgezeichnete Ehrenbezeigung, und ſahe hierinn ſchon eine günſtige Vorbedeutung, daß ſein Geſuch Gewährung finden werde.

So machte er ſich denn am folgenden Morgen fertig zu dem Gaſtmahl auf Ruel. Er zog ſeinen Gallarock an, der vor vierzig Jahren die neueſte Mode geweſen war und der noch troß dem alterthümlichen Schnitt ausſah, als ob er denſelben Tag erſt vom Schneider gekommen wäre. Es war ein wohlerhaltenes Stück aus ſeiner Jugendzeit; nur ſelten hatte er ihn damals getragen, und in den ſpäteren Jahren hatte er ihn mit ahnender Vorſicht geſchont als ein Kleinod, das zu ſeiner Zeit ihm wohl von Nutzen ſein könnte, und ihn deßwegen auch, ſich auf alle Möglichkeiten vorbereitend, in ſein kleines Felleiſen gepackt und mit nach Paris genommen. Zu dieſem Gallarocke trug er ſodann kurze Beinkleider, weiße ſeidene Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, einen Degen an der Seite, und einen dreieckigen Hut auf dem wohlgepuderten Kopfe. Da es nach Regenwetter ausſah, nahm er einen ungewöhnlich großen Paraplule in die Hand. So ausgerüſtet begab er ſich zu Fuß auf die ſtaubige Landſtraße zu nicht geringer

Verwunderung Aller derer, welche ihm begegneten; denn ſeine Sparſamkeit erlaubte es ihm auf keine Weiſe, ſich einen Wagen zu nehmen.

Er war ſchon eine bedeutende Strecke gegangen und mehrmals bei einem und dem andern großen Stein ſtille geſtanden, um den Fuß darauf zu ſetzen, und den Staub von den Schuhen mit einem Taſchentuche zu wiſchen, das er zu dieſem Gebrauch mitgenommen hatte, als es endlich zu regnen anfing, und er ſich genöthigt ſah, ſeinen Parapluie auszuſpannen. Aber der Regen ward immer ſtärker; ſelbſt der Parapluie konnte ihn nicht mehr hinreichend dagegen ſchützen, und je länger er ging, deſto mehr wurde der Weg, wegen des vielen Regenwaſſers, das ſich ſchon geſammelt hatte, unbegehbar für alle mit weißen ſeidnen Strümpfen bekleidete Beine. Ungeduldig hielt der Alte an, ſchaffte ſich ein wenig Ausſicht unter dem Rande des großen Regenſchirms, und entdeckte in nicht großer Entfernung ein an der Straße liegendes Wirthshaus, an welchem ein Überdach herausgebaut war für Fahrende und Reitende. Er beſchloß dahin ſeine

Zuflucht zu nehmen, und ſich unter dem Vordach aufzuhalten, bis der Regen vorüber wäre.

Unter demſelben Vordach hielt in einem zierlichen offenen Cabriolet ein, wie es ſchien, wohlhabender und vornehmer Mann, den auch der Regen gezwungen hatte, dort Zuflucht zu ſuchen. Er war abgeſtiegen, um, wie man zu thun pflegt, ſich nach dem Wetter umzuſehen, indem er auf der Schwelle der offnen Pforte ſtand, den Kopf kaum halb herausgebogen. In dieſer Stellung warf er denn auch zufällig ſein Auge auf die abſonderliche Figur, welche ſich näherte, bald trippelnd, bald hüpfend von Stein zu Stein, und mit einer ſolchen Geſchicklichkeit allen kritiſchen Stellen der Landſtraße auszuweichen wußte, daß man nicht zweifeln konnte, er müſſe in der Jugend ſeine Menuet mit Vollkommenheit getanzt haben. Der Fremde ward neugierig die originelle Perſon kennen zu lernen; als der Alte daher untertrat, grüßte er ihn freundlich, beklagte das ſchlechte Wetter und gab ſich ſo mit ihm in's Geſpräch.

„Das ſchlechte Wetter,“ ſagte der Fremde, „[illegible] Ihnen mein Herr, [illegible] zur Angel, da Sie in ſo elegantem Anzuge ſind. Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, möchte ich Sie wohl nach dem Ziel Ihrer Wanderung fragen.“

„Mein Herr!“ antwortete der Alte mit einer Miene, worin ſich Selbſtzufriedenheit malte, „ich werde heute Mittag auf Schloß Ruel ſpeiſen.“ —

Bei dieſen Worten ſtutzte der Fremde, indem er ſtumm und mit ſpähendem Blick den Alten von oben bis unten betrachtete. Doch faßte er ſich bald, und ſagte mit einem plötzlich freundlichen Lächeln: „Das trifft ſich ja ſchön, auch ich bin nach Ruel zu Mittag eingeladen. In meinem Cabriolet iſt ein Platz leer; ich hoffe, Sie werden mir die Ehre erzeigen, ihn einzunehmen.“

Der Alte, im Herzen erfreut fahren zu können, ohne daß es ihm etwas koſtete, ließ ſich nicht zweimal einladen. Der Regen hörte bald auf und der Alte nahm Platz in dem Cabriolet zur Seite des Fremden, der die Peitſche ſchwang, und die Landſtraße im ſtärkſten Trabe hinfuhr, den das Pferd nur laufen konnte. „Wir müſſen eilen," ſagte er, „denn es iſt ſchon ſpät geworden."

Während ſie ſo mehr flogen als fuhren, ſetzten ſie das Geſpräch fort und nannten ſich einer dem andern; aber es fand ſich, daß ſie einander völlig unbekannt waren. Der Alte ſprach unverhohlen von ſeinen und ſeiner Familie Umſtänden, von der Urſache ſeiner Reiſe nach Paris, von des Miniſters Zuvorkommenheit gegen ihn, und von den Hoffnungen, welche er ſich jetzt machte. Der Fremde horchte mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf ſeine Erzählung. „Mein Herr!" ſagte plötzlich der Alte, „Ihr Pferd iſt müde geworden; es läuft lange nicht mehr ſo ſchnell wie zuerſt." — Nein, es iſt nicht müde," antwortete der Fremde, „aber Ihre Erzählung hat mich intereſſirt, und ich habe darüber vergeſſen, es im ſtarken Trab zu erhalten." — „Aber kommen wir nicht zu ſpät?" erwiederte der Alte. „Es hat keine Noth," antwortete der Fremde; „dort ſehen wir ſchon das Schloß." Er zog eine koſtbare, mit Edelſteinen beſetzte Uhr aus der Taſche, blickte darauf hin und ſagte: „O wir kommen zeitig genug!“ Darauf zog er die Zügel an, und ließ das Pferd noch langſamer gehn, und bald fuhr er in einem immer ſachteren Schritt.

„Hören Sie, mein Herr!“ ſagte der Fremde, „ich zweifle nicht, daß Sie die Auszeichnung verdienen, welche der Kardinal Ihnen erweiſt, aber es iſt doch ſo ungewöhnlich, daß ich nicht umhin kann zu glauben, es müſſe dabei ein Mißverſtändniß ſtattfinden. Sie ſagen ſelbſt, daß Sie Richelieu nicht kennen. Wie geht es da zu, daß er Sie nicht bloß einladet, ſondern Sie ſogar heute einladet, zu einer ſehr kleinen Geſellſchaft, welche bloß aus ſeinen nächſten Freunden beſteht?“

„Um Ihnen allen Zweifel zu benehmen,“ antwortete der Alte, „ſo ſehen Sie hier ſeinen eigenhändigen Brief.“

Der Fremde nahm den Brief beſah ihn, und geſtand, daß es wirklich Richelieu's Hand ſei. „Aber,“ ſagte er, „ſo müſſen Sie das Glück gehabt haben, dem Miniſter einen außerordentlichen Dienſt zu erweiſen.“

„Ich?“ rief der Alte mit einem Lächeln aus. „Wie ſollte ich dazu kommen, in meiner niederen Lage, bei meiner langjährigen Abweſenheit von Paris?

„Nun,“ erwiederte der Fremde, „wenn es auch viele Jahre her iſt, das thut nichts zur Sache; denn der Kardinal hat ein gutes Gedächtniß; bei ihm geräth nichts in Vergeſſenheit. Gehen Sie nur genau Ihr ganzes Leben durch, und denken Sie nach, ob Sie nicht einmal, direkt oder indirekt, mit ihm in irgend eine Berührung gekommen ſind.“

Der Alte ſchwieg ein wenig und antwortete: „Ich erkläre mir die Sache auf eine einfache Weiſe. Als Kind bin ich eine kurze Zeit Richelieu's Schulkamerad geweſen; ich war auf derſelben Anſtalt mit ihm; aber er blieb dort nicht lange, und ich glaube kaum, daß ich mit ihm geſprochen habe. Da er ein ſo gutes Gedächtniß hat, ſo erinnert er ſich vielleicht meines Namens aus jener Zeit, und will ſeinem ehemaligen Schulkameraden eine Ehre anthun.“

Das iſt mir nicht genug,“ ſagte der Fremde. „Sind Sie nicht während dieſer kurzen Schulzeit in irgend eine freundliche oder feindliche

Berührung mit ihm gekommen? Denken Sie genau nach!“

„Was ſollte es geweſen ſein?“ antwortete der Alte. „Wir waren ja damals Kinder, und Kinderſtreiche vergißt man bald.“

„Der Kardinal vergißt nichts,“ erwiederte der Fremde mit Nachdruck.

Der Alte ſah ihn verwundert an und ſagte: „Doch — ja — Ihre Frage erinnert mich an eine Lumperei, woran ich in manchen zwanzig Jahren nicht gedacht habe. In der Schule gab ich mich damit ab ein ſchöner Geiſt zu ſein und Verſe zu machen. Ich ſchrieb einmal ein Epigramm auf Richelieu; denn er war ſo vornehm und zurückhaltend und gab ſich mit den andern Knaben nicht ab. Das machte Glück in der Klaſſe — — Aber was heißt das? Nun bleiben wir ja gar ſtehen.“

Wirklich hielt der Wagen.

„Ja,“ ſagte der Fremde, „ich fahre Sie nicht weiter als bis hierher. Wenn's beliebt, ſo ſteigen Sie gleich aus.“

Im höchſten Grade verwundert gehorchte der Alte dem beſtimmten Befehl, den der Fremde in einem gebietenden Tone ausſprach. Er ſtieg aus und ſah den Fremden an, ohne ein einziges Wort zu ſagen,

Wenn Sie noch Luſt haben auf Ruel zu ſpeiſen," ſagte dieſer, „ſo verfügen Sie ſich ſelbſt hin; aber ich will Sie nicht hinbringen. — Aber," fügte er halbleiſe hinzu, „wenn Sie meiner Warnung folgen wollen, ſo gehn Sie augenblicklich nach Paris zurück, beſtellen Sie ſich unverzüglich Poſtpferde und reiſen Sie noch dieſen Abend in Ihre Provinz zurück."

Der Alte wollte fragen, aber der Fremde war ſchon weit entfernt. Der Alte ſtierte ihm nach und ſah ihn nach Ruel hineinfahren. Eine unerklärliche Angſt überfiel ihn, er wagte wirklich nicht, ſeinen Weg fortzuſetzen, ſondern kehrte nach Paris zurück.

Unterwegs kam er bei dem Überdach vorbei, wo er auf dem Hinwege Schutz gegen den Regen geſucht hatte. Der Stallknecht, der des Fremden Pferd beſorgt hatte, ſtand drinn; neugierig ging der Alte zu ihm heran und fragte ihn, wer der fremde Mann in dem Cabriolet geweſen ſei. Der Knecht antwortete, er kenne ihn wohl von Anſehen, weil er oft des Weges käme, aber ſeinen Namen wiſſe er nicht. Aber dieſe Antwort gab er mit einer ſo politiſchen und geheimnißvollen Miene, daß der Alte wohl merkte, er wiſſe Beſcheid. Durch gute Worte und ein Trinkgeld löſte er ihm endlich die Zunge. „Nun ja," ſagte der Knecht, „wenn Ihr es doch wiſſen wollt, der feine Herr war der Scharfrichter." — „Scharfrichter!" rief der Alte aus, „was macht der auf Ruel? — „Nun müßt Ihr mich nicht mehr fragen," antwortete der Knecht. „Er ſpeiſt bisweilen zu Mittag auf Ruel, aber Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß die Geſellſchaft nicht groß iſt; außer dem Kardinal und dem feinen Herrn iſt dann nur noch Ein guter Freund bei Tiſche, gewiß nicht Mehrere. Verſteht Ihr mich nun?"

Der Alte verſtand mehr als genug. Er ging, ſo hurtig wie er konnte, nach Paris zurück, und nahm ſich nur wenig in Acht, die ſeidnen Strümpfe nicht zu beflecken. Bald war er in ſeinem Gaſthofe, hatte ſeine Sachen gepackt und Poſtpferde beſtellt. In wenigen Stunden war er ſchon auf dem Wege in die Provinz, wo er über Hals und Kopf ankam und von ſeiner Familie empfangen wurde, die ihm nicht mehr zuredete, ſein Geſuch perſönlich zu unterſtützen.

Noch heute erzählt man ſich von Richelieu's Speiſezimmer auf Ruel, nämlich daß bei dem Eingange zu einem Seitenkabinet ſich eine Fallthür am Boden befand. Wenn Richelieu und der fremde Herr, den er unter einem erdichteten Namen vorſtellte, Mittags mit dem geſpeiſt hatten, den der Miniſter zum Opfer auserſehen hatte, erhoben ſie ſich vom Tiſch, um in das Kabinet zu gehen, Richelieu voran, dann der eingeladene Gaſt, zuletzt der fremde Herr. Sobald Richelieu die Thürſchwelle zu dem Kabinet betreten hatte, und der Gaſt auf der Fallthür ſtand, gab der fremde Herr ein Zeichen, worauf die Fallthür ſich öffnete und der Gaſt in die Tiefe ſank. Inwieweit übrigens dieſe Einzelnheiten ihre Richtigkeit haben, iſt ſchwer auszumachen.

◆

Däniſche Novellen

und

Erzählungen.

Deutſch

von

K. L. Kannegießer.

* * *

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.
1841.

Kgl. Univ.-Bibl.
[illegible]

Die Familie Holmer.

Skandinaviſche Novelle

von

Hermann Lange.

„Biſt Du bald fertig, Ida?" fragte die hübſche Frau Brühl, indem ſie, zierlich geputzt mit einem ſchwarzen Sammetpelz und mit einem weißſeidenen Federhut, durch die Flügelthür' in den Speiſeſaal trat, wo gerade Kaffee getrunken wurde. „Denke daran, daß es vor vier Uhr dunkel wird, und daß ich zu Nathans muß wegen Zephyrgarns und zu Valentins wegen eines neuen Muſters und in den Induſtrieladen wegen einer Puppe — —"

„Was willſt Du mit einer Puppe?" fragte ihre Mutter, die Kammerherrinn Holmer.

„Herr Gott, Mutter! wir müſſen doch Janen etwas zum neuen Jahr ſchenken," fuhr die junge einnehmende Frau fort.

„Ach, Du biſt nicht geſcheut," antwortete die Kammerherrinn lachend. „Glaubſt Du, daß Jane noch mit Puppen ſpielt?"

„Ja, was ſoll das arme Kind machen? Da

iſt ja Niemand außer der Großmama und Lun
green; mit keiner von Beiden kann ſie ſpiele
folglich muß ſie ja ſeelenvergnügt ſein, wenn
neues Püppchen für ſie ankommt. Das kennt n
nichts von Holmedal's Herrlichkeit: was für ein
göttlichen Zeitvertreib hat ſie da nicht, wenn
dem alle Winkel in und außer dem Schloſſe z
und ihm den Lebenslauf aller Vorgängerinnen
zählt. Komm, Ida!" — und mit einem P
ſerkompliment gegen die Anweſenden, verließen
beiden reizenden Schweſtern den Saal.

„Kaufe denn wenigſtens einen Huſaren o
einen Gardiſten!" rief ihr Bruder, ein Offi
der Leibwache, ihr nach. „Ich vermute, ſie k
bald einen ſolchen gebrauchen, um ſich zu übe

„Schweig Eduard!" unterbrach ihn die M
ter, „in dieſem Punkt verſteht Großmama kei
Spaß. — Meine Töchter, Graf Helmer," f
ſie fort, und wandte ſich an einen ſchlanken, j
gen, ſchwarzgekleideten Mann, „ſowie mehrere ju
Leute unſrer Familie, ſind nicht eben ſehr zufri
mit dieſer Weihnachtsverordnung. Seit fun
Jahren — ſo lange iſt das Landgut im Beſitz
jetzigen Eigenthümers — hat alles, was zur

milie gehört und im Stande iſt ſich dort einzufinden, das Weihnachtsfeſt ſtets in dem gaſtfreien Holmedal zugebracht; und wenn auch bisweilen der Eine oder Andere in der unfreundlichen Jahreszeit lieber zu Hauſe geblieben wäre, ſo iſt es doch noch Niemandem eingefallen ſich auszuſchließen, da die Meiſten mit dieſer Sitte gleichſam geboren und aufgewachſen ſind; und in der früheren Zeit, als noch der alte General und mehrere alte Freunde auf den herrſchaftlichen Höfen in der Umgegend lebten, brachte man dort auch wirklich manche heitre und fröhliche Tage zu. Aber nach Großpapa's Tode und den veränderten Verhältniſſen rundum, giebt es allerdings kein anderes Vergnügen da, als das man ſelbſt mitbringt. Indeſſen war es nun einmal ſo, und ließ ſich nicht ändern, und jeder fügte ſich darein wie in etwas Unausweichliches — bis vor einem Jahre. Da feſſelte eine langwierige Krankheit die Generalinn ans Lager; wir glaubten nicht anders, als daß wir ſie verlieren würden. Natürlicherweiſe fiel der Beſuch weg; die alte Frau war durch ihren Zuſtand ſchlaff und gleichgültig; ſie vermißte uns nicht einmal bei ihrem Phantaſiren. Wir Älteren fanden uns mit Zufriedenheit in unſre ungeſtörte Ruhe, und die jüngern jubelten vor Freude über die gebrochene Kette. Aber wider alles Erwarten genas ſie noch einmal, und um das im vorigen Jahre ausgefallene große Familienfeſt aufrecht zu erhalten, iſt jetzt, an jeden insbeſondere, ein förmliches Einladungsſchreiben eingelaufen, das jede Hoffnung, dieſem Zwange zu entgehen, niederſchlägt. — Ich habe Ihnen nun offenherzig geſagt, was Sie zu erwarten haben, Graf Holmer! aber Sie haben verſprochen mitzureiſen, und da Sie zur Familie gehören und auf Dänemarks Grund und Boden ſind, ſo können Sie ſich eigentlich auch nicht einmal weigern. Es iſt übrigens nicht das erſtemal, daß die ſchwediſchen Holmer da ſind; vor etwa zwanzig Jahren kamen ſie ſogar von ihren Gütern in Schweden, um die Weihnachtstage bei dem alten General zuzubringen."

„Und vielleicht komme ich auch von meinen Gütern in Schweden, um das Weihnachtsfeſt bei der alten Generalin zuzubringen," erwiederte er auf die lange Rede der Kammerherrinn, indem ein heiteres und verbindliches Lächeln ein gewiſſes Mißbehagen in ſeinem hübſchen Geſichte zu verdecken ſuchte.

„Ich ehre das Alter, meine Gnädige! weitentfernt mich zu langweilen an dieſer verjährten Sitte und Gewohnheit, fühle ich mich bei der Betrachtung derſelben von heiliger Ehrfurcht durchdrungen. Überdies gehöre ich keinesweges zu denen, welche Sang und Klang bedürfen, um vergnügt zu ſein.“

„Ja, das klingt jetzt ſehr tugendhaft,“ ſagte Eduard, gutmüthig ſpottend; „aber komm nur erſt hin, und ſieh ſie Kaffee trinken aus der Untertaſſe und höre ihr „Gott ſegne es“ wenn Du nieſeſt, oder ihr „Wohl bekomm' es“ wenn Du gegeſſen haſt; und Du wirſt die Erfahrung machen, daß Du Dich eben ſo gut langweilſt wie wir Andern.“

„Ah, Poſſen! lachte der Graf, indem er aufſtand und Abſchied nahm mit dem Verſprechen, am nächſten Morgen zur beſtimmten Zeit ſich einzuſtellen, um die Reiſe dahin mitzumachen.

In dem dichtverſchloſſenen Wienerwagen empfanden die Reiſenden nichts von der Unfreundlichkeit des Wetters. Deſto mehr litt der arme

Kutſcher mit ſeinen Pferden, welche durchweicht und von dem ſchrecklichen Wege beſprützt, mit Sturm, Regen und zunehmender Dunkelheit kämpften. Im Wagen ſaß die Kammerherrinn und Ida, Graf Helmer und Eduard, und die Lebhaftigkeit der Unterhaltung zeigte, daß man ſich wohlbefand. Dichter und Romane, Schauſpieler und Tänzerinnen, Modejournale u. ſ. w. gaben Stoff zu abwechſelnder Unterhaltung. Die Kammerherrinn zeigte ſich würdig und freundlich: der Graf mußte ihr ein ſehr willkommener Schwiegerſohn ſein. Ida war förmlich verliebt in den ſchönen Schweden, und Eduard fühlte die Anziehungskraft, die der ſtolze, geiſtreiche Mann ausübte; beide Geſchwiſter thaten alles, um ſich dem anziehenden Fremden von einer glänzenden Seite zu zeigen, der bei ſeiner hinreißenden Artigkeit ihnen Hoffnung einflößte, daß er ſich durch ſeine Verwandtſchaft mit ihnen ſehr beglückt fühle. Aber Ida bedachte nicht, daß ein hübſches kokettes Mädchen eine Alltagserſcheinung war für einen Mann, der ganz Europa durchreiſt hatte; — und in Eduard hatte ſein prüfender Blick ſogleich — den gutmüthigen aber unbedeutenden Jüngling erkannt.

Es war der drei und zwanzigſte December. Man hatte beſchloſſen in Krebshauſen zu übernachten, um von da die Reiſe am nächſten Tage fortzuſetzen und nach Gewohnheit am heiligen Abend zur Mittagszeit in Helmedal anzukommen. In Krebshauſen trafen ſie den Rittmeiſter Brühl mit ſeiner jungen Frau, Etatsrath Helmer mit ſeiner Familie, Kommandeur Helmer mit ſeiner Familie, Generalkriegskommiſſär Balding, der mit einem Fräulein Helmer verheirathet war, und deren Kinder, und den Propſt Herbert, deſſen Frau gleichfalls eine Helmer war, mit deren beiden ſtudirenden Söhnen. Einige kannten ſchon den Grafen Helmer, Andern, z. B. dem Propſt, wurde er vorgeſtellt. Die Bekanntſchaft war bald gemacht, die Unterhaltung glänzend, und die Fräulein Balding verſicherten der Frau Brühl, daß ſie hofften, ſich recht gut zu vergnügen auf Helmedal. „Das glaube ich auch,“ antwortete ſie, „es iſt nicht möglich, ſich in Graf Axels Geſellſchaft zu langweilen.“

„Sagſt Du das als verheirathete Frau,“ kicherte Auguſte Balding, „ſo haben wir Unverheirathete noch mehr Erlaubniß es zu denken.“

„Ich dächte auch,“ antwortete die Frau, daß es Niemand giebt, der es Euch verböte. Übrigens thut das nichts, daß ich verheirathet bin. Sollte ich vielleicht deßwegen blind ſein gegen die Vorzüge andrer Männer? Gottlieb, Brühl iſt kein ſolcher Narr, daß er das verlangte.“

„Dein Mann hat dann vermuthlich auch Erlaubniß, die Vorzüge anderer Damen zu bemerken?“ fragte Thora, des Kommandeurs älteſte Tochter, die etwas vernünftiger war als die meiſten von ihren Couſinen, aber nicht ganz frei von ein wenig Sarkasmus.

„Ad libitum,“ antwortete die Frau und eilte zum Theetiſch, deſſen Beſorgung ſie heute übernommen hatte.

In der Nacht ſprang der Wind nach Mitternacht um; der Weg fing an ſich zu härten, jedoch ohne noch feſt zu werden, und das Fahren wurde nun noch beſchwerlicher. Die Geſellſchaft ſetzte die Reiſe während eines rauhen Windes fort; alle Vorübergehende hatten rothe Naſen und ſahen erfroren aus, und ſelbſt in den verſchloſſenen Wagen vermochten Pelze und Mäntel, Boa's und Müffe kaum, gegen die ungewohnte durchdringende Kälte zu ſchützen.

Es zeigte ſich deßhalb eine allgemeine Zufriedenheit, als man ſich am Ziel der Reiſe ſah und die Kutſchen, eine nach der andern, hineinrollten über die Zugbrücken außerhalb des altväteriſchen Schloſſes und durch den hohen gewölbten Thorweg in den großen gepflaſterten Hofraum, der von allen vier Seiten mit Thürmen und anſehnlichen Flügeln umgeben war. Dort wurden die Gäſte bewillkommt von einem alten Pförtner, einem alten Verwalter oder Kaſtellan, alten Dienern, alten Stallknechten, und mitten in den an weißer Wand aufgeſchloſſenen Flügelthüren, oberhalb der von drei Seiten hinaufgehenden hohen Treppe des Hauptgebäudes, ſtand die alte Jungfrau Lundgreen (Waldgrün,) die Haushälterin, die gleich dem übrigen Dienerperſonal des Schloſſes die Fremden bewillkommte, ſich ihnen zu allen Dienſten empfehlend, unter unzähligen „Fröhliche Weihnachten“ — „Unterthänigſt willkommen“ — „Glückliche Feiertage“ — Alles ein Stoff zum Lachen für die jungen ausgelaſſenen Menſchen, die nichts verſäumten, um Axel zum Theilnehmer ihrer Ausgelaſſenheit zu machen.

Aber dieſer war in einer ganz entgegengeſetzten Stimmung. Der Anblick des ſtolzen bejahrten Gebäudes, das ein Jahrhundert lang mehrere Geſchlechter einer und derſelben Familie innerhalb ſeiner gewaltigen Mauern hatte aufſprießen ſehen; ein Tummelplatz für deren glückliche Tage, ein Zufluchtsort in ihren düſtern Stunden; und unter deſſen friedlichem Dach, ſtill wie ein Geiſt, an des Lebens äußerſter Grenze, die alte abgelebte Frau weilte, die er mit Liebe und Achtung von ſeinen Eltern hatte nennen hören — weckte ſanfte und wohlthuende Gefühle in ſeinem Herzen. Auch konnte er es ſich nicht verhehlen: die Bewillkommnung war von der Art, daß ſie auf keine Weiſe Spott und Verkennung herzlicher Güte verdiente, wenn ſie auch nicht den Forderungen der neuen Zeit entſprach, und ſein edles Herz weigerte ſich, mit Gleichgültigkeit die Vorbereitungen zu betrachten, die man zur Bequemlichkeit eines Jeden getroffen hatte, und die, wenn gleich in veraltetem Geſchmacke, doch augenſcheinlich die liebevollſte Geſinnung verriethen.

Innerhalb des Einganges durch die Hauptthür lief ein langer Gang durch das ganze Hauptgebäude, deſſen Fenſter auf der einen Seite nach dem Hofe gingen, während er auf der andern Seite eine Menge Thüren hatte zu altväteriſchen prachtvollen Gemächern. In zweien von dieſen waren alle Bedürfniſſe der Toilette, und während die Damen ſauſend und brauſend wie ein Bienenſchwarm Locken, Kleider u. ſ. w. in dem einen Zimmer ordneten, ſchälten ſich die Herren in dem andern aus ihrem Reiſezeuge. Überall auf dem Gange herrſchte eine milde Atmoſphäre, durchduftet von wohlriechendem Potpourri, gar behaglich verſchieden von der ſcharfen rauhen Luft draußen und von dem dunkeln nebligen Winterhimmel. Darauf wurde die Geſellſchaft erſucht einzutreten in ein mit Gobelins tapezirtes Gemach, das heiter erleuchtet war durch viele auf ſilberarmigen Leuchtern brennende Wachskerzen, wo Jungfrau Lundgreen, Kaſtellan und Diener mit unermüdlichem Eifer und altmodigem Nöthigen eine Fülle von trefflich zubereiteten Erfriſchungen umhertrugen, die das mangelnde Mittagsmahl erſetzen ſollten, das nach einmal herrſchendem Gebrauche ſtets an dieſem Tage überſprungen wurde, um dem deſto reichlicheren Weihnachtsabendſchmauſe Platz zu machen. Hier traf man zuſammen mit noch mehreren ſchon früher angekommenen Mitgliedern der Familie, ſelbſt aus Fünen und Jütland; und ein paar Wagen voll wurden noch erwartet — die auch etwas ſpäter eintrafen — bis die ganze Geſellſchaft als vollzählig betrachtet werden konnte.

Um fünf Uhr wurden die Thüren zu dem nächſten Zimmer geöffnet, das man ein Prachtgemach nennen konnte. Es war groß, hoch und gewölbt, mit dunkelrothem Silberdamaſt überzogen, und derſelbe köſtliche Stoff hing in ſchweren Faltenverhängen vor den hohen und tiefen Fenſtern, ſowie von der Decke herab ein mächtiger Kronleuchter, deſſen vier und zwanzig Wachskerzen im Verein mit den Wandlampen eine ſtralende Beleuchtung verbreiteten. An dem einen Ende des Saals befand ſich ein großer altmodiſcher aber ſtark wärmender Kamin hinter einem vergoldeten Schirm. Gerade gegenüber an der entgegengeſetzten Wand ſtand ein hohes und maſſives Klavier von der Art, welche man Pantalons nennt, deſſen zu beiden Seiten aufgeſchloſſene Thüren mit Gemälden prunkten, welche Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellten. An der dritten Wand ſtand eine Schatulle von ſchwarzem Ebenholz auf gedrehten Kreuzfüßen, deren gleichfalls offenſtehende Thüren eine unzählige Menge kleiner mit Perlmutter eingelegter Schubfächer zeigten. Die übrigen Geräthe des Zimmers beſtanden in einigen größeren und kleineren Tiſchen, die künſtlich mit Moſaik eingelegt waren, ſowie in einer bedeutenden Anzahl kleiner Lehnſtühle mit rothem Silberüberzug.

Weit hinterwärts im Saal nach dem Kamin zu ſtand ein großer, hochrückiger, mit weichen Kiſſen ausgeſtopfter Lehnſtuhl auf meſſingenen Rollen, worin eine kleine, alte, verſchrumpfte Geſtalt ſaß in einem dunkelbraunen Silberkleide, mit einem violetſeidenen Tuch um den Hals und einer ſaubern brodirten Bobinetsmütze auf dem Kopfe, durch welche man eine kleine ſchwarzſeidene, und weiter herab gegen die Stirne zu einige dünne ſchneeweiße Haare erblickte, das von den in dichte Tüten gelegten breiten und feinen Spitzen zurückgehalten wurde, welche das kleine, blaſſe, eingefallene, runzeivolle Geſicht gleichſam umſchatteten. Auf ihrem Schooß lag ein dunkelblaues Taſchentuch, eine goldne Schnupftabacksdoſe und eine Brille.

Ihr zur Seite ſtand ein junges Mädchen, deſſen ganze Perſönlichkeit, ſo wenig ins Auge fallend ſie auch war, doch eine kleine Beſchreibung verdient. Ihr Anzug beſtand in einem dunkelblauen Merinokleide, deſſen weiße, faltenreiche Ärmel oberhalb des Ellenbogens von fiſchbeinenen Rollen unterſtützt, und abwärts am Arm von ſchönen Armbändern gehalten wurden, und ſich an ein Paar Hände anſchloſſen, deren weiße, niedlich geformte Finger bei der geringſten Bewegung in der reichen, vollen und doch kleinen Hand Grübchen hervorbrachten. Eine kleine, ſchwarze, breitgewürfelte Levantinſchürze umgab eng einen Leib, der, wenn gleich nicht ſo ſchmal, daß man befürchten mußte, er werde bei der erſten Gelegenheit brechen, doch ungewöhnlich ſchlank war. Ein kleines karmoiſinrothes Kreptuch bedeckte züchtig den Hals und den aufblühenden Buſen; aber ungeachtet der Nadeln, welche es auf den Schultern befeſtigen ſollten, zeigte ſich doch das Kleid entlang ein weißer Streif, den man bei dem erſten Blick in Verſuchung war für einen Unterkragen von weißem Kammertuch zu halten, bei näherer Betrachtung aber als die bloße Haut des lebensvollen weiblichen Körpers erkannte. Die ganze ſchlanke Figur, die beinahe Mittelgröße hatte, vollendete ein Kopf, deſſen überſtrömende Haarfülle den Scheitel mit einer dicken, blonden, von einem hohen ſchildpattenen Kamm feſtgehaltenen Flechte aufſchlang. Um die reine, weiße Stirn wegten weiche, lichte Locken, die reizend mit den feingezogenen dunkeln Augenbrauen kontraſtirten. Ihre ovalen dunkelblauen Augen ſtralten von frommer, doch etwas ſchüchterner Freude, die ein mildes, liebliches Lächeln bildete auf den blühenden Wangen und dem friſcherröthenden kleinen Mund mit den geſunden, weißen Zähnen, und um die Wirkung der milden Anmut dieſes Geſichtes zu vollenden, war es mit einer kleinen, feinen, weißen Naſe von dem ſchönſten Umriß geſchmückt.

Graf Holmer hatte die Kammerherrinn gebeten, ihn nicht eher vorzuſtellen, als bis die erſten Begrüßungen der nächſten Anverwandten vorüber wären. Während er deßwegen in einem Abſtand zurückblieb, hatte er Gelegenheit die ganze Scene und die han-

delnden Perſonen zu betrachten. Aber ſein Bl
wurde von der alten Dame und dem jungen Mä
chen gefeſſelt. Es war die Schöpfung in den b
den äußerſten Endpunkten, das hinſchwindende u
das beginnende Leben, der Menſch bei ſeinem Au
tritt und bei ſeinem Eintritt ins Leben.

„Nun, Gott, der Allmächtige, ſegne Eur
Eingang und Ausgang!“ lautete die Rede d
Matrone. „Seid mir im höchſten Grade herzli
willkommen, meine lieben Kinder und Kindeskind
und Schwäger und Schwägerinnen, nebſt Vette
und Muhmen. Ich danke Euch allen höchlich d
für, daß Ihr mir alten Frau die Freude gönn
Euch um mich zu ſehen. Wo ſeid Ihr, mei
gute Henriette und ihr Männchen! Von Herz
willkommen, meine gute Brühl! Nun habe i
die Ehre, mündlich zu gratuliren. Euer Ehrent
fiel in eine Zeit, wo ich im Begriff war, di
Welt zu verlaſſen. Deßhalb müßt Ihr auch freun
lichſt entſchuldigen, daß mein Glückwünſchung
brief etwas ſpät kam; denn Julianens Augen w
ren von Nachtwachen und Thränen ſo angegriffe
daß ich es ihr nicht erlauben wollte zu ſchreibe
Aber ich hoffe doch, daß Ihr die Terrine mit de

Potagelöffel und der dazu gehörigen Schüſſel empfangen habt, die ich Euch ſchickte. Es iſt freilich etwas altmodiſch, mein Kind, aber ich hoffe, daß Du es aus Liebe zu mir nicht umſchmelzen läſſeſt, ſo lange mein Haupt noch hier oben iſt; denn es ſtand ja auf meinem Hochzeitstiſch. Und Ihr habt nun ſchon einen Erben? Das kleine Jahrküchlein hat ſich wohl nicht herausgewagt. Ich hätte es doch ſehr gern geſehn. Aber Wind und Wetter ſind zu ſtrenge für das kleine Früchtchen. Iſt die Perſon auch ſicher, der Du es anvertraut haſt, Henriette? Denn höre, das iſt ein Lehn von Gott, wofür Du mit Leib und Seele einſtehen ſollſt. — Na, Juliane, nun haſt Du ſie hier alle beiſammen, wonach Du Dich ſo oft geſehnt haſt. Geh nun hübſch zu ihnen hin und ſei nicht bange! Es ſind ja alle Deine Verwandten und lieben Freunde. Macht Euch nun luſtig! Ich kann das gut leiden. Ihr mögt immerhin lärmen; ich kann das noch vertragen."

„Hier, liebe Großmama," ſagte die Kammerherrinn, indem ſie Axeln der Alten vorſtellte. „Es iſt einer von unſern ſchwediſchen Vettern, der das Vergnügen haben will, Sie zu begrüßen, Graf

Axel Holmer auf Sölritsberg, des Reichskanzl
Sohn."

„Nun, du Gott der Güte, was für eine
erwartete Freude wird mir zu Theil," brach
Generalin aus, während ſie ihre Brille auſſe
und den hohen, ſchlanken Mann, der vor ihr ſta
von oben bis unten betrachtete. „Du gütiger
und Vater! Das iſt alſo ein Sohn von
Holmer und der ſchönen Ulrike Silverſparre.
er gleicht ſeiner Mutter! — So ſein Sie mir d
zehntauſendmal willkommen, guter, junger Ma
Nehmen Sie vorlieb mit meinem Hauſe und Al
was es vermag, und machen Sie es ſich ſo
genehm und bequem, wie möglich. Aber,
Gott, Luiſe, ich ſitze und der Herr Graf
da, ſo groß wie er iſt. — Aber Sie gehen
lieber hin zu den jungen Leuten!" unterb
ſie ſich ſelbſt.

„Nein, liebenswürdige, alte Mama!"
Axel mit feuchten Augen, und ergriff ihre
weiße Hand, auf die er einen warmen Kuß dr
„darf ich Platz auf dieſem Stuhl nehmen,
die Kammerherrinn ſo artig war mir hinzuſ

und wollen Sie mir eine Unterredung vergönnen, ſo wünſche ich mir nichts Beſſres."

„Ei, vieltauſend Dank!" brach ſie aus mit angenehmer Aufgeräumtheit und Redſeligkeit, „mein lieber Sohn, wenn Sie mit der Gebrechlichkeit einer alten Perſon Nachſicht haben wollen, denn ich bin freilich ein bischen neugierig, und ich habe manche guten Freunde in Schweden, nach denen ich mich erkundigen möchte."

„Haben Sie die Güte, liebe Großmama! ich werde mir Mühe geben, Ihnen Auskunft zu geben, ſoweit ich es bei einer langen Entfernung von Hauſe im Stande bin."

„Ja, wonach wollte ich denn nun gleich fragen? Ja, die lieben Eltern, die ſind todt. Die betrübte Nachricht iſt bis in meine Einſamkeit her erſchollen. Aber, wenn ich nicht irre, ſo waren Töchter da?"

„Nur zwei ſind am Leben. Meine älteſte Schweſter Sibylle iſt mit ihrem Vetter, dem Stammherrn auf Uganäs, vermählt, und die jüngere, Ulrike, mit dem Oberſtwachtmeiſter, Baron Ruſin."

„Der liebe Gott ſegne ſie allzumal! Sind ſie Mütter und haben die Familie vermehrt?"

„Sibylle hat einen Stammhalter und drei kleine Mädchen. Ulla iſt nicht ſo glücklich. Eine Hoffnung hat ſie begraben, und ein paarmal, ich weiß nicht wie, iſt es ihr unrichtig gegangen.“

„Ah, Gott möge ihr gnädig ſein! Aber was nicht iſt, kann noch werden. Ja, was ich nun ſagen wollte, der Stein Helmer war Admiral?“

„Er iſt todt, und ſeine Frau iſt todt, und von ihren vier Kindern iſt eins in Wadſtena, und eins war mit dem Landgehöftsrichter Gyldenquiſt verheiratet, ſtarb aber jung. Die Söhne ſtehen in hohen Ämtern bei der Marine.“

„Herr Gott, ſo iſt auch da der Tod geweſen. Aber dann die oberländiſchen Helmer?“

„Sie ſtehen nicht eben in naher Berührung mit unſerm Hauſe; ich weiß nur, daß ſie großen Einfluß auf dem Reichstage haben.“

„Sieh, ſieh! — Aber ſo war der Graf Ferſen — ja, davon wollen wir jetzt nicht ſprechen. Aber — Guſtav Helmer, der mit Deiner Mutterſchweſter vermählt war — wie hieß ſie doch?“

„Hedwig — ſie wohnt in Stockholm. Ihr älteſter Sohn ſtudirte mit mir zugleich in Upſala und hat die Diplomatik gewählt. Zwei ihrer

Söhne ſind Kadetten in Karlsberg; eine von ihren Töchtern ſoll wegen ihrer Schönheit bei Hofe viel Aufſehen, und jetzt eine glänzende Partie mit einem engliſchen Grafen Sinclair gemacht haben; ihre zweite Tochter ſoll ſo eben vermählt ſein mit einem von den oberländiſchen Holmers, aber ich weiß nicht mit Gewißheit, ob es der Sohn des ältern oder des jüngern iſt. Aber mein Vaterbruder, der Hofmarſchall, iſt ſchon ziemlich lange todt.“

„Gott bewahre! Iſt der auch todt? Na, ſo hat mein ſeliger Siegfried genug Geſellſchaft im Himmel. Übrigens war Ihr Vater ſein beſter Freund. Er hat uns ja hier mit ſeiner wackern Frau beſucht, und die lieben Freunde hatten ihren erſtgebornen Kronprinzen mit, und das waren Sie eben, Graf Axel; wiſſen Sie das wohl, daß Sie hier ſchon einmal geweſen ſind? Aber da waren Sie ein kleiner dicker Pausback, und hatten eine wunderliche Dalkulla zur Amme. Ich vergeſſe nie, und wenn ich noch ſo alt würde, die Röcke, mit denen die Perſon ging. Es iſt keine Unwahrheit, wenn ich ſage, daß die Bauerburſchen ihr in hellen Haufen auf der Straße nachliefen, um ihre Röcke zu ſehen. Übrigens war es eine gewaltig häßliche Perſon, und die alte Lundgreen — ach, wie wird ſich die freuen, den Herrn Grafen zu ſehen, denn ihre Familie iſt unter der unſrigen gleichſam aufgewachſen. — Wir müſſen ſie herbeordern; — aber ich bitte um Vergebung, ich plage Sie genug.“

„Ganz und gar nicht, gute Großmama, ich höre Sie mit Vergnügen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen einige Nachricht von mir ſelber zu geben.“

„So viel Sie wollen. Gottes Segen Ihnen dafür!“

„Meine Eltern dachten über meine Erziehung übereinſtimmend. Ich habe deßwegen keinen andern Hofmeiſter gehabt, als meinen vortrefflichen Vater, ehe ich nach Upſala ging. Nachdem ich meine Studien vollendet hatte, brachte ich eine kurze, glückliche Zeit in der Heimat zu, welche durch den Tod meiner unvergeßlichen Mutter gewaltſam unterbrochen wurde. Es war ein großer Schmerz, der über mein Leben hinzog, Großmama! und doch mußte ich meinem Vater gehorchen und mich auch von ihm trennen, um Europa zu durchreiſen. Seinem Befehl gemäß ging ich zuerſt nach

Petersburg, von da nach Berlin, und über Wien und Trieſt nach Venedig. Ich bin in Florenz, in Rom und Neapel geweſen, ehe ich mich über das ſüdliche Helvetien nach Frankreich begab. Ein Jahr brachte ich in Paris zu und ging von da nach London, wo mich wieder einer der ſchmerzlichſten Schickſalsſchläge traf. Ich vollendete gerade mein ſechs und zwanzigſtes Jahr an dem Tage, wo ich die Botſchaft von dem Hintritt meines edlen Vaters empfing. Sobald es möglich war, machte ich Anſtalt zur Heimreiſe, und beſuchte jetzt Kopenhagen, zum Theil um meine achtbare Verwandtſchaft kennen zu lernen."

„Gott lohne es Ihnen! — Na, da haben Sie denn Gemälde und Bildſäulen die ſchwere Menge geſehen."

„O ja, die habe ich auch geſehen; aber Natur und Menſchen waren doch die eigentlichen Gegenſtände meiner Betrachtung. Ich habe mich in Gefängniſſen und Hoſpitälern, in den Werkſtätten der Handarbeiter und den Läden der Kaufleute umgeſehen, Ackersleute und Schiffbauer, Courſäle der Höfe und Dachſtuben der Dichter beſucht."

„Der liebe Gott halte ſeine Hand über Sie.

Sie ſind ja ein gottgefälliger beliebter Menſch, ſo nett und zuſammenhängend wie Sie erzählen können. Aber Sie haben mir wirklich eine rechte Freude gemacht an dieſem heiligen Abend, und nun bitte ich Sie von Herzens Grund: nehmen Sie mit dem vorlieb, was das Haus vermag, und ſein Sie ſo gut, unſre einfachen Gerichte mit uns zu ſpeiſen. — Und nun will ich auch Ihre Gütigkeit nicht mißbrauchen. Gleich und gleich geſellt ſich gern, und drinnen geht es munter zu. Oder haben Sie Luſt zu einer Partie? — Mein Sohn Nicolai, ſei ſo gut und nimm Dich des Grafen an, als ob er Dein Augapfel wäre.“

Eine Weile darauf ward die Thür zum Speiſeſaal geöffnet, und Jungfer Lundgreen trat herein, neigte ſich tief und meldete, daß angerichtet ſei. Der anſehnliche große Tiſch beugte ſich unter dem Gewicht altmodiſchmaſſiver Silbergeſchirre und faſt jeder Art von Tiſchgeräth, bezeichnete durch eine Jahrzahl und eine ungewöhnliche Façon ſein Alter, und mußte als ein Familienſtück betrachtet werden. — Hingerollt auf ihrem beweglichen Stuhl, nahm die Generalinn Platz am oberſten Ende des Tiſches; ſie ſelbſt aß nicht ſo viel als ein Vogel gebrauchte, um davon zu leben, aber war deſto mehr beſchäftigt, ihre Gäſte zu nöthigen. Axel bemerkte, daß die Geſellſchaft, mit ſehr wenigen Ausnahmen, den inſtändigen Bitten der alten Frau eine herkuliſche Unerſchütterlichkeit entgegenſetzte, und daß ſogar Frau Brühl, Thora, der älteſte Herbert (ein vollendeter Windbeutel) und Eduard ſich darüber luſtig machten. Aber wohlwiſſend, wie ſeelenvergnügt Leute der alten Zeit, wie man ſagt, werden, wenn ſie glauben mit Grund vermuten zu dürfen, daß ihre wohlgemeinte Bewirthung beſondern Beifall findet, nahm er auf ihre unzähligen Einladungen, ſeiner geſunden Konſtitution trauend, eine gewaltige Menge zu ſich und fand ſein Herz befriedigt durch die Freude, welche ſein guter Appetit ſeiner gaſtfreien Wirthin augenſcheinlich verurſachte, ohne zu ahnen, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlug, indem er durch dieß Benehmen zugleich die Jungfer Lundgreen förmlich eroberte, und zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie faſt heimlich die Spitze des Kranzkuchens ihm abſchnitt.

Eine Menge Geſundheiten wurden nach altem Schick und Brauch getrunken, größtentheils von dem älteren Theil der Geſellſchaft ausgebracht, aber ohne daß die Jüngeren dabei eine gebührende Feierlichkeit beobachteten, vielmehr mit lauter Ausgelaſſenheit Anſtand und Sitte beinahe außer Augen ſetzten. Empört darüber nahm Axel unbemerkt ſein Glas, und ſich zur Ahnmutter hinbeugend fragte er leiſe: „Darf ich dies Glas mit Großmama trinken im Namen unſerer verſtorbenen Freunde?“

„O Du herrlicher guter Junge!“ antwortete ſie, und eine Thräne trat in die erloſchenen, tiefeingeſunkenen Augen, „was ſoll ich nun thun? Ich kann keinen Wein vertragen. Aber trinke Du für uns Beide; vielleicht währt es nicht lange, und ich kann ihnen im Himmelreich erzählen, daß Du an ſie denkſt bei der Unbändigkeit, —“ ſie hielt plötzlich inne, und nickte zufrieden, da er ihr ſein leeres Glas zeigte.

Da die Geſellſchaft ſich endlich trennte, um ſich zur Ruhe zu begeben, brachte Jungfer Lundgreen mit vielen Komplimenten dem Diener des Grafen Holmer einen ſilbernen Armleuchter mit zwei brennenden Wachslichtern und eine ſilberne Schaale mit Glühwein für ſeinen Herrn, damit dieſer davon tränke, ehe er ſich niederlegte, im Fall er von der Reiſe angegriffen ſei, und begleitete ihn faſt bis zur Kammerthür hinauf mit beſtändigen Anweiſungen, Rath und Dankſagungen, und ging erſt ganz verloren wieder hinunter, als Julius Herbert von dem andern Ende der Gallerie ſo laut rief, daß ſie es ohne Zweifel hörte: „Die alte Pfeffermühle hat ſich Gott ſei bei uns in Sie verliebt, Graf Holmer.“

Das Axeln angewieſene Gemach war hoch, und mit zwei auf den Garten gehenden Fenſtern verſehen. Die Wände hatten einen braunen Lederbezug mit eingedrückten vergoldeten Zierrathen, wie auch die ſchweren hochlehnigen Stühle. Die eine Wand ward beinahe von dem rieſenhaften Bette mit gründamaſtnen Vorhängen eingenommen. Alles war altmodig, und ſogar verblichen, athmete aber den erfriſchenden Duft der Reinlichkeit. Wärme und Wohlgeruch, eine Menge von weichen Betten und die Weiße der Betttücher, Alles lud zur Ruhe und zum Schlummer ein.

„Das iſt wahrhaftig eine treffliche Herrſchaft,“ ſagte Lorenz beim Auskleiden zu ſeinem Herrn. „Wir Bedienten und Kutſcher allezuſammen ſind aus der Maßen vergnügt. Eine Perſon hat nichts

Anderes zu thun gehabt, als den ganzen Abend uns fließende Apfelſcheiben zu backen, und eine Flaſche Wein für den Mann. Das nenne ich gut leben."

Nachdem Lorenz das Licht ausgelöſcht hatte und gegangen war, beſchäftigten die neuen Eindrücke noch eine Stunde Axels Phantaſie. Ihm ſchwebte unaufhörlich die alte Frau vor, die aus bloßer Herzensgüte, im Alter die ihr ſo theure Ruhe aufopferte, und mit freigebiger Hand und mit eifriger und wohlmeinender Mitwirkung aller ihrer Hausgenoſſen, gefühlloſen Herzen Freude zu bereiten ſuchte, ohne zum Dank dafür eben Anderes einzuernten als Spott. Aber mitten unter dieſe Betrachtungen drängte ſich das Bild des jungen Mädchens, das die Geſellſchaft Jane, die Großmutter aber Juliane nannte, und ſchimmerte vor ihm vorüber wie ein Sonnenſtrahl, der über eine nebelumſchleierte Landſchaft hingleitet. Es war ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, daß eine gewiſſe Fremdheit zwiſchen ihr und den übrigen Damen herrſchte und daß ſie zu ihnen gleichſam nicht paßte; aber dieß ſchien ihn freilich nicht zu verwundern, da jene in einem beinahe täglich ſich vereinigenden Kreiſe lebten, von welchem ſie bei ihrem Aufenthalte auf dem abgelegenen Helmedal ausgeſchloſſen war; und überdies kannte er nicht den Verwandtſchafts- oder Freundſchaftsgrad, in welchem ſie zur Familie ſtand. Er ſchlief mit dieſen Gedanken ein, und träumte ſich heim nach Sölvitsberg in Schweden, auf deſſen Halden er, wie es ihm vorkam, mit der alten Frau am Arme ſich erging, und daß er ſchreckliche Mühe hatte, ihr die ſteilen mit trocknem glattem Graſe bewachſenen ſchlüpfrigen Steige hinaufzuhelfen, auf welchen ſie beſtändig zurückglitten und gehindert wurden, Julianens leichter und lichter Geſtalt ſich zu nähern, die ſtets in unerreichbarem Abſtande voranſchwebte.

Als er erwachte, ſtand ſein Traum ihm lebhaft vor Augen; aber lächelnd erkannte er den Zuſammenhang ſehr wohl. Seine Seele war den Abend vorher zu ſehr mit der freundlichen Großmutter beſchäftigt geweſen, um ſie nicht mitzunehmen auf die kleine Streiferei, die er, gelöſt von dem ruhenden Körper, hinüber in die Gegend ſeiner Heimat gemacht hatte; und daß das junge Mädchen ſich in dieſem Schattenſpiele zeigte, kam wohl von der Beziehung, worin ſie zur alten Frau ſtand. Gleichwohl wirkte, trotz dieſer ſehr vernünftigen Erklärung, ſein Traum wie mit Zauberkraft auf ſeine Seelenkräfte, denn am Abend hatte er am meiſten an die Alte gedacht, aber am Tage dachte er am meiſten an die Junge.

Es war draußen noch ſchwarze Finſterniß; er ließ ſeine Uhr repetiren und ſie gab halb ſieben an; aber in ſeinem Zimmer ſpielte ein heller Schimmer lebhaft an Decke und Wänden; denn in dem gewaltig großen Ofen flammte ein luſtig knatterndes Feuer, das dem Gemache ſchon eine behagliche Wärme mitgetheilt hatte und ihm bewies, daß man lange vorher mit vorſichtiger Rückſicht auf ſeine Ruhe hier geweſen war, um gaſtfrei für ihn zu ſorgen. Daß ſein Lorenz es nicht gethan hatte, konnte er wohl mit Sicherheit annehmen, denn er wußte nur zu gut, wie ſehr dieſer die ungeſtörte Morgenruhe liebte; und ſeine Gedanken richteten ſich unwillkührlich auf Jungfrau Lundgreen. So zeitig ſtand man alſo auf in dieſem Hauſe! Er wollte nicht wach im Bette liegen und ſich dehnen, und richtete ſich deßwegen hurtig auf, kleidete ſich bequem, zündete die Wachslichter an, die noch vom vorigen Abend auf dem Tiſch ſtanden, und ſuchte in ſeinem Reiſeneceſſär nach Cigarren und „die Schweden in Prag“ von Karoline Pichler, die er zwar ſchon geleſen hatte, aber, wie er fand, nicht genug leſen konnte, und ſie deßwegen mitgenommen hatte. Aber es waren weder Cigarren noch „Schweden in Prag“ zu finden. Schon faßte er an die Klingelſchnur, als er bedachte, daß es noch zu zeitig ſei, um Geräuſch im Hauſe zu machen. Er ging deßwegen ſelbſt hinunter in der Hoffnung, ſeinen Lorenz auszukundſchaften und dieſen nach den fehlenden Sachen zu fragen. — Aber als er in das unterſte Stockwerk gekommen war, bereute er es doch, kein Licht mitgenommen zu haben, denn es war ihm unmöglich ſich zurecht zu finden. Auf gut Glück öffnete er eine Thür; ſie mußte doch irgendwo hinführen, und ſo ſah er ſich denn auf einmal in einem großen dunkeln Gemache, das gleichfalls von den im Ofen praſſelnden Flammen erwärmt war. Aber im Hintergrunde des Gemaches ſtand eine Thür offen, die in ein anderes, und wie er entdeckte in das Schlafzimmer der alten Frau führte. In einem Bette mit gelben Damaſtvorhängen und ſchneeweißen Laken bedeckt, lag die Beſitzerin des Schloſſes, nicht unähnlich einer Mumie; ein groſses flanellenes Nachtkleid, und ein, rund um das Haupt über die Nachthaube gebundenes dunkles ſeidnes Thuch, ſollte die Wärme des kälteren Blutes erſetzen. Vor dem Bette ſtand ein Theetiſch und an demſelben — Axel wünſchte ſich tauſend Augen — ſtand Juliane und ſchenkte Thee in eine Taſſe. Auch ſie hatte ein Nachtmieder, aber ein ſchneeweißes an, das die ſchönſten Umriſſe durchſchimmern ließ, und nicht anders war es mit dem weißen barchentnen Rocke, der eng und elaſtiſch ihre Glieder umgab; die mit feinen weißen Strümpfen bekleideten Füße ſteckten in ein paar goldgeſtickten Pantoffeln und die weiße Jaconetsnachtmütze ſaß ein wenig ſchief auf dem mit ein paar Wickeln verſehenen blonden Haar. Sie war nicht geputzt, das wäre Sünde zu ſagen, aber dennoch war ſie zum Verwundern einnehmend, ja reizend; das fühlte Axel, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein.

Als ſie Thee eingeſchenkt hatte; koſtete ſie ihn mit einem Löffel; dann blies ſie lange in die heiße rauchende Taſſe mit den ſchwellenden rothen Lippen, bis er den nach ihrer Meinung vermuthlich rechten Wärmegrad hatte. Vorſichtig hob ſie dann die Alte in die Höhe, rückte ihr die Kiſſen zurecht, brach einen Zwieback entzwei, und während ſie mit der einen Hand der Alten die Taſſe hinhielt, tauchte ſie mit der andern das Gebäck ein und ließ ſie davon abbeißen, und während dieſe mit dem zahnloſen Munde etwas davon zu ſich nahm, unterhielt die junge Pflegerinn ſie gewiß ſehr anziehend, was ſich wenigſtens aus dem Kopfnicken und den einzelnen Ausrufen der Alten ſchließen ließ, obgleich nichts davon zu verſtehen war. „Das liebe Kind,“ dachte er bei ſich ſelbſt; aber aus Furcht die nichtsargwöhnende Unſchuld durch ſein unbeſonnenes Lauſchen zu beleidigen, ſchlich er ſich davon in ſolcher Eile und Verwirrung, daß er Lorenz, Cigarren und die Schweden in Prag vergaß und erſt zu ſich ſelbſt kam, als er glücklich wieder auf ſeinem Zimmer angelangt war, durch deſſen Fenſter er die graue Dämmerung bemerkte, die den neuen Tag ankündigte. „Das liebe, hülfreiche Weſen,“ dachte er wieder. „O, wie lieblich kleidet milde Pflege das weibliche Geſchlecht!“ ſagte er plötzlich laut und pathetiſch, „und ein weißes Nachtgewand kleidet auch gut,“ flüſterte eine Stimme in ſeinem Herzen.

Er war jedoch nicht unbemerkt geblieben. Die alte Lundgreen kam grade von der entgegengeſetzten Seite und erkannte ihn bei dem Schein, den das Ofenfeuer auf ihn warf, als er aus der Thür ging. „Iſt der Herr Graf ſchon hier geweſen und hat fröhliche Weihnachten gewünſcht?" fragte ſie bei ihrem Eintritt in das Schlafzimmer.

„Der Graf?" wiederholte Jane betroffen. „Was für ein Einfall? Wie ſollte er hieherkommen?"

„Gott bewahre mich," antwortete Lundgreen „das weiß ich nicht. Aber er kam grade aus dem Ritterſaal, als ich hineinging."

„Jeſus! Tante! Hörſt Du?" rief Jane, ganz in Verzweiflung. „Graf Holmer iſt im Ritterſaal geweſen, und die Thüre ſtand auf. Gott, wenn er mich geſehen hat, ſo wie ich ausſehe!"

„Haſt Du auch recht geſehen, Elſe?" fragte die Frau bedenklich.

„Das dächte ich doch," antwortete Lundgreen, „daß ich mich nicht ſo irren könnte. Als ich durch die eine Thür eintrat, ging er zur andern hinaus."

„Ja, das dachte ich wohl," murmelte die Alte vor ſich hin, „das dachte ich wohl."

„Was denkſt Du, liebe Tante,“ ſagte Jane beinahe in jammerndem Tone, „glaubſt Du wirklich, daß er in ſo früher Morgenſtunde im Ritterſaal geweſen iſt?“

„Nein, nicht doch, er ſelbſt nicht, Kind,“ antwortete die Großmutter mit einiger Heimlichkeit, „aber ſein Konterfei. Daran ſehe ich, daß er ein echter Sprößling des alten Familienſtamms iſt. Es iſt nicht ungewöhnlich geweſen unter den Holmers, und in vorigen Zeiten war es ganz in der Ordnung, daß ſie doppelt waren, und daß ihre eigentliche Perſon an einem und ihr Konterfei zu gleicher Zeit an einem andern Ort ſein konnte.“

„O ſo gebe Gott, daß es ſein Konterfei geweſen iſt,“ ſeufzte Jane, indem ſie ſich ſelbſt das Gelübde that, künftig ſich immer gleich nach dem Aufſtehen vollſtändig anzukleiden, und wenigſtens die Thür zum Ritterſaal nie offen zu laſſen.

Es war noch nicht ganz Tag, als ein alter Diener leiſe an Axels Thür klopfte und auf deſſen „Herein“ mit dem ehrerbietigſten Wunſch „glückliche Weihnachten und fröhliches Feſt“ eine ſilberne Schüſſel brachte, worauf Lundgreen con amore des Schloſſes feinſtes Porcellan und andere Raritäten geſetzt hatte. Axel fragte nach ſeinem Diener und erfuhr, daß der Menſch noch auf Einem Ohr ſchlafe. „So thu mir den Gefallen, und bitte ihn, ſich aufs eiligſte zu mir her zu bemühen,“ ſagte der Graf; und der alte Diener, an althergebrachte Genauigkeit und Pflichterfüllung gewöhnt, richtete den Auftrag ſo ernſthaft aus, daß Lorenz hurtiger als je zuvor dem Befehle gehorchte. Die Cigarren und „die Schweden in Prag“ wurden nun gleich in dem Tiſchkaſten gefunden, wo Lorenz, um alles ſo häuslich wie möglich einzurichten, gleich bei der Ankunft ihnen ihren Platz angewieſen hatte, und wo es freilich Axeln nicht leicht einfallen konnte, ſie zu ſuchen. Bald ſtand der ſtarke, unvermiſchte Kaffee mit der anlockenden Zuthat von fetter friſchſchäumender Sahne, in ſeinem vergoldetem chineſiſchem Geſchirre vor ihm, und ſobald Lorenz ſich zu ſeinen Dienſtverrichtungen entfernt hatte, machte ſich Axel daran, „die Schweden in Prag“ zu leſen. Aber wie ſehr überraſchte es ihn, als er bemerkte, daß „Johanne“ ſich in Julianens Geſtalt verwandelt hatte. Es ging ſo weit, daß er die Aufmerkſamkeit verlor und zu leſen aufhören mußte. Lächelnd legte er das Buch weg, denn ſo befangen war er doch nicht, daß er nicht hätte merken ſollen, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, — aber er dachte, es habe nicht viel zu bedeuten.

Beim Frühſtück, wozu er ſich, grade in dem bewußten Ritterſaal, mit der übrigen Geſellſchaft verſammelte, beklagte er ſehr, daß man nicht früher aufgeſtanden war, um die Kirche zu beſuchen, und traf die Verabredung, am zweiten Weihnachtstage das Verſäumte nachzuholen. Die alte Frau war noch nicht zum Vorſchein gekommen; die Damen noch in ihrem Gingham- und Indiennenegligée, nur Jane war ſchon geſchmückt. Die Haarwickel hatten den reichen blonden Locken die Freiheit gegeben, das friſch geordnete glänzende Haar war in eine einfache aber zierliche Flechte geſchlungen. Die goldgeſtickten Pantoffeln hatten kleinen ſchwarzen Brunellſchuhen Platz gemacht. Ein ſchwarzes Seidenkleid, deſſen zierlicher Schnitt bewies, daß die Göttinn der Mode in Geſellſchaft des Gottes des Geſchmacks Helmedal beſucht hatte, und ein weißes Tuch um den faſt noch weißeren Hals, machte ihre, zu der Feierlichkeit des Tages paſſende, Toilette aus.

Man aß und trank, man lachte und plauderte;

eine Anzahl von mehr als dreißig Perſonen kann wohl ein Geſpräch in den Gang bringen. Als der Tiſch abgedeckt war, ſetzte Thora ſich an das Pantalon, und ſpielte nach einigen witzigen und ſatiriſchen Hindeutungen auf das Inſtrument, die Ouvertüre zum Elfenhügel. Frau Brühl löſte ſie ab mit einem Geſange aus „Kjöge Hauskreuz*)," — „die Stumme von Portici" und „Precioſa." Jane ſtand am Klavier und horchte auf die ihr neue Muſik. Aber jetzt ſprang Frau Brühl vom Stuhl auf mit dem Ausruf: „Nun ſollſt Du ſpielen Jane!" und wollte ſie nöthigen, Platz zu nehmen. Roth wie eine Roſe, entſchuldigte ſich dieſe: ſie könne nichts Neues, denn die Tante mache ſich nichts aus der neuen Muſik, ſie habe erſt kurze Zeit gelernt, ſie übe ſich ſelten; aber ihre Weigerung ſchien die Andern nur noch dringender zu machen. Insbeſondere plagte Julius Herbert ſie mit läppiſcher Ironie. Axel fühlte Mitleid mit ihr; er gab Eduarden einen Wink, Beide nahmen ihre Hüte und gingen — aber nur in das Nebenzimmer, ohne daß die Thür ganz zugemacht wurde. Ein Diener ſchloß gerade die Ausgangsthür, und ſo ſchell es in den Ritterſaal hinein, als ob die beiden Herren weggegangen wären. — Ich glaube, das kleine Fräulein genirt ſich,“ ſagte Axel; — „Ja, ſie iſt noch ungehobelt,“ antwortete Eduard, „aber es iſt ſchon eine verteufelte Veränderung mit ihr vorgegangen. Stelle Dir vor, ſie iſt es, für welche meine Schweſter eine Puppe kaufen wollte. Aber das kommt daher, daß wir in zwei Jahren nicht hier geweſen ſind; das letztemal war ſie noch einen Kopf kleiner, und gewaltig zart und kindiſch. Aber ſeitdem iſt ſie, weiß Gott, groß und hübſch geworden. Ich bin ſterblich verliebt in ſie, und muß ſehen, ob ich die Mutter bereden kann, ſie mit nach Kopenhagen zu nehmen, damit wir ſie ein bischen aus dem Groben bringen.“ — „Still!“ unterbrach ihn Axel, „ich höre ſie.“ —

---

*) Ein Vaudeville von dem däniſchen Dichter Heiberg.

Die älteren Perſonen waren zur Generalinn hineingegangen, und Jane, die etwas Mut gefaßt hatte, nachdem Axel fort war, hatte endlich dem unbeſcheidenen Dringen, womit man ſie beſtürmte, nachgeben müſſen. Sie ſetzte ſich ans Pantalon und ſchlug einzelne Töne an; aber es war, als ob ſie ſonſt nie geſpielt hätte; vor Verwirrung konnte ſie ſich auf kein einziges Stück beſinnen. Endlich kam ſie auf ihre Lieblingsmelodie und ſang: „Sehn, da haſt Du meinen Speer," — mit einer nicht ſtarken oder umfangsreiche aber ſüßen modulirten Stimme, die aus bebenden Herzen kam. „Kind!" rief Thora, als jene vollendet hatte, „wenn das das Neueſte iſt, was Du kannſt, ſo brauchſt Du bei Gott wohl etwas Neues." Die Andern lachten laut, während Thora fortfuhr: „Ich werde Dir doch alter Freundſchaft wegen ein ganzes Pack ſchicken; denn Du weißt wohl: das Blut iſt doch nie ſo dünn, daß es nicht dicker als Waſſer wäre." — „Ich danke," antwortete Jane kalt, „aber Du darfſt mir nichts ſchicken, was ſchwer iſt. Vielleicht iſt mir kein Talent für Muſik angeboren, aber es langweilt mich immer, wenn ich ſchwierige Paſſagen einſtudiren ſoll, wovon mein Herz kein Wort verſteht." — „Ihr Herz," brach Frau Brühl aus mit lauten Gelächter. „Was ſagt ſie?" fragte Ida, die am Fenſter ſaß, und ſich mit Sticken beſchäftigte. „Sie ſagt, daß ihr Herz kein Wort von dem verſteht, was ſie ſpielt," wiederholte eine Andre. „Das iſt köſtlich," antwortete Ida.

„Nein, nun machen ſie ſie todt," flüſterte

Eduard; „wenn Thora und Jette ſich über ſie hermachen, iſt ſie verloren. Mit denen kann ſie ſich nicht meſſen. Ich muß nur hinein und ihr zu Hülfe kommen.“ Und damit eilte er in den Saal, wo es ihm auch bald glückte, dem Geſpräch eine Wendung zu geben, wodurch ſie von der verwundenden Spötterei befreit wurde.

Axel blieb im Vorgemach ſitzen, die Hand unter der Wange. Das alte Lied; „Sohn, da haſt Du meinen Speer!“ mit der rührenden einfachen Weiſe; der Ausdruck, „wovon mein Herz nichts verſteht,“ die treuherzigen Worte des Liedes, die bebende Stimme machten einen tieferen Eindruck auf ihn, als wenn ſie „di tanti palpiti“ eben ſo vortrefflich geſungen hätte wie Jungfrau Irza. Er hielt die Hand vor die Augen und fing gerade an die Ahnung auszulegen, es ſei möglich, daß ſie nicht bloß ein holdes Mädchen, ein frommes, liebes Kind, ſondern vielleicht eine große heilige Seele ſei, die erſt jetzt anfange ſich himmelan zu erheben, vielleicht ein reines neugebornes Herz, das noch in dem Wickeltuch liege und, gleich dem Schmetterling, den erſten Sonnenſtrahl der Liebe erwarte, um ſeine Hülle zu durchbrechen; — und, daß Eduard dieſe Sonne ſein wolle," — — da berührte Lundgreen ſanft ſeinen Arm und ſagte: „Die Frau Generalinn iſt gekommen und vermißt den Herrn Grafen überall." — Gedankenlos, oder richtiger geſagt, gedankenvoll ſprang er auf: „Sie haben es hier auch recht einſam auf dem alten Schloß," ſagte er ſchnell zu Jungfrau Lundgreen, „aber es wird beſſer werden, wenn Ihr Fräulein ſich verlobt, und ein junger, muntrer Bräutigam ſeinen Einzug hält."

„Daraus wird vielleicht nie etwas werden," antwortete Lundgreen, höchlich erfreut, ein kleines Geſpräch mit dem Grafen halten zu können, deſſen Appetit den Abend zuvor ihrer Kochkunſt ſo viel Ehre gemacht hatte. „Die kleine Jane war das beſte Kind, das aus Fleiſch und Blut ſich denken läßt, aber ſie bekam eine Mamſell, die ſie rein verderbt hat."

„Wie ſo!" fragte Axel in geſpannter Erwartung.

„Mamſell Hoſten war ſoweit eine ganz anſtändige Perſon, aber ſie war ſo romantiſch; und ſo lehrte ſie das Fräulein etwas Franzöſiſch, etwas Deutſch, etwas Spielen, aber gewaltig viel Denken. Das Fräulein denkt allzuviel, dieß und das, und das iſt nicht gut für ein junges Mädchen. Nichts iſt ihr recht; über alle Mannsleute, wie Sie jetzt ſind, hält ſie ſich auf. Iſt hier Einer geweſen, was nur ſelten der Fall iſt, oder iſt ſie irgend zu Beſuch geweſen, und man fühlt ihr etwas auf den Zahn, ſo heißt es mit Gelächter: „Ach das war ein närriſcher Menſch, denn er ſprach ſo viel von Moden; und der war ein Narr, denn er kehrte das rothe Futter ſeines Mantels heraus, damit's die Leute ſehen ſollten: und der war ſo — und der war ſo — Ja, ich weiß wohl, was ich denke.“

„Wer iſt ſie eigentlich?“ fragte Axel.

„Sie iſt eine Tochter von des ſeligen Generals Brudersſohn, Kammerjunker Helmer, der mit ihrer Gnaden Schweſtertochter, Fräulein Reuß, verheirathet war. Vater und Mutter ſtarben kurz nacheinander, ſehr jung, und ſo kam ihre einzige kleine Tochter zu ihrer Großmutter, der ſeligen Frau Reuß, die einen Abgott aus ihr machte. Aber als ſie ſieben Jahre alt war, ſtarb die Großmutter, und ſo kam ſie zur Generalinn, die ſie nicht anders als Tante nannte, denn ſie wollte weder eine neue Mutter noch Großmutter haben, ſagte ſie, und war für ein Kind ganz gewaltig betrübt. Jetzt hat ſie alle Andere vergeſſen, und hängt bloß an der Generalinn, die ihr auch über Alles gut iſt.“

Axel glaubte jetzt Auskunft genug erhalten zu haben, und ging in den Saal, um die alte Frau zu begrüßen, die, noch freundlicher als geſtern, ihn in eine lange Unterhaltung über die Ahnen der Familie hineinzog, wobei ſie manche verblümten Worte über deren Doppelgängerei fallen ließ, nicht ganz ohne Hindeutung auf ihn, wovon er freilich nicht das Mindeſte verſtand, obwohl er aus Fügſamkeit und Schonung in alle ihre Ideen einging, ſoweit er ihre Meinung irgend erfaſſen konnte. — Jane war zuerſt nicht zugegen; aber als ſie ſich wieder blicken ließ, konnte er nicht umhin zu denken, während er ſie unbemerkt mit Lächeln betrachtete: „Wer ſollte es von Dir glauben, Du Bild der Unſchuld, daß Du ein ſolcher Kritiker biſt! Wer ſollte in Deinen Taubenaugen den Schalk erkennen, der ſich in ihnen verbirgt? — Du machſt Dich alſo luſtig über mein Geſchlecht? Warte nur, das ſollſt Du büßen. Ich will doch verſuchen, ob ich mein Geſchlecht nicht an Dir rächen kann.“ — Es war eigentlich nicht ſo ſchlimm gemeint; indeß bereitete er ſich doch zu einem Kriege gegen die Harmloſe, und ſuchte, unbemerkt von Allen, ihren Blicken zu begegnen; aber vergebens! ſie ſchien alle Andern anzuſehen, ausgenommen ihn.

Es waren indeß einige Fremde angekommen, Geſchäftsleute aus der Umgegend, die in näherem oder entfernterem Verhältniß zur Generalinn ſtanden; und die ganze große, zahlreiche Geſellſchaft blieb zum Mittagseſſen, wobei die Großmutter, ihrer ausdrücklichen Veranſtaltung zufolge, am unterſten Ende Platz nahm. Axel wünſchte in ihrer Nähe zu ſitzen, da er vermutete, daß Jane's Platz nicht weit davon ſein würde; aber das Schickſal hängte ihm die große und dicke Frau eines Regimentschirurgus an den Arm und nöthigte ihn, einen ſeiner Dame gelegeneren Platz zu wählen. — Die Anſtalten waren glänzend und geſchmackvoll; denn der Tiſch bot alle Seltenheiten der frühern Jahreszeit dar. Spargel mit Krabben, grüne Erbſen, Stachelbeermus, Gurkenſalat, Pflaumenmus und Prinzeſſinnmilch. Der Wein war edel und im Überfluß, die Geſellſchaft munter und laut, Jeder hatte genug mit ſich ſelbſt zu thun, und Axels

Augen konnten deßwegen Janen unbemerkt folgen, die nicht eben viel ſaß, ſondern in ununterbrochener Thätigkeit war, die Befehle der Alten auszurichten, um die Gäſte aufzumuntern und es an nichts fehlen zu laſſen. Endlich — endlich ſah ſie Axeln an, indem ſie ihre weiße Hand zwiſchen einen wohlehrwürdigen Paſtor und eine Kommandeurinn ſchob und eine Aſſiette mit Apfelmus fortnahm, das ihm grade gegenüber ſtand, um es in Umlauf zu bringen. Ihre Augen begegneten ſich, und ſie empfing von ihm einen von jenen Blicken, die nur ſeelenvolle Männer geben können. Das unglückliche Kind dachte an ſein Konterfei und hätte beinahe den Teller fallen laſſen; und Axel bereute es faſt, als er ſah, wie dieſer einzige Blick ihre Wangen und ihren Hals mit einer flammenden Röthe überzog, und ſie wie ein erſchrecktes Reh zu ihrem Platz zurückſcheuchte. Aber es ſchien, als ob der Pfeil, den er abgeſchoſſen hatte, ſich gegen ſeine eigene Bruſt zurückwandte, denn eine namenloſe Beklemmung durchleuchtete flüchtig aber beſeligend ſein Herz und zuckte wie ein elektriſcher Schlag durch alle ſeine Nerven vom Scheitel bis zur Zehe. Jetzt ward er ernſthaft geſtimmt und ſuchte den ganzen Abend nicht mehr mit ihr in Berührung zu kommen, ungeachtet Sprichwörterſpiele und Wachskabinette dazu genug Gelegenheit gaben.

Als die Geſellſchaft Abſchied nahm, hörte er, daß die Regimentschirurginn ſich an die alte Frau mit der Bitte wandte, doch zu erlauben, daß Fräulein Jane ihre Kinder am morgenden Tage beſuche; ſie wolle eine kleine Weihnacht austheilen, und das Fräulein in ihrem Zuwagen um drei Uhr Nachmittags abholen laſſen. Die Großmutter wollte zwar nicht gerne daran und machte allerlei Einwendungen, die ſtrenge Jahreszeit, die vielen guten Freunde und lieben Verwandten, von welchen Jane ſich nicht gut trennen könne, und ließ ſich mit vielem Preiſe darüber aus, wie gut es ſei, wenn Kinder zu Hauſe bleiben lernten; aber da der Regimentschirurgus ſeine Gemahlinn mit Bitten unterſtützte und die Einwendungen damit niederſchlug, daß eine halbe Meile Wegs in gutem Fuhrwerk eine Kleinigkeit ſei, ſo durfte die alte, ſchwache Frau ihrem Arzte wohl nicht widerſtreben, der Leben und Tod in ſeiner Hand hatte, und gab ſeufzend ihre Einwilligung. — O wie bereute es Axel jetzt, daß er die Gelegenheit am Mittagstiſch nicht beſſer benutzt hatte, um die Frau Regiments-chirurginn für ſich zu gewinnen. Wer weiß, vielleicht wäre es ihr eingefallen, ihn miteinzuladen, und ſo hätte er mit Janen zuſammen die Fahrt gemacht und Gelegenheit gehabt, mit ihr allein zu ſprechen. Nie würde er es hier ſo weit bringen, wo Eduard ihr unaufhörlich auf den Ferſen nachlief; und wenn er daran dachte, wie ſie Mittags roth geworden war, wie durfte er da einen einzigen Schritt wagen, der vielleicht der ſuperklugen Thora, oder der koketten Frau Brühl, oder der eingebildeten, ſchmachtenden Ida Aufmerkſamkeit erregte.

Aber woher zum Henker hatte er auch wiſſen können, daß die Frau Chirurgus morgen ein Feſ geben wollte! Indeß er wollte ſich bemühen, das Verſäumte nachzuholen, ſelbſt auf die Gefahr, den Chirurgus eiferſüchtig zu machen, flog wie ei Cicisbeo zu ihr hin, half der fleiſchigen Dame den Mantel umnehmen, und zwar mit den ſüßeſten Redensarten. Ihr ſtrotzendes Herz wurde gerührt ſie verſuchte ſogar zu hüpfen, aber ſeine eigentlich Abſicht errieth ſie nicht, und er hatte den Ärge ſich vergebens angeſtrengt zu haben. Sie fuh weg, entzückt über den allerliebſten ſchwediſchen Herrn, aber ohne ihn zu ihrem Weihnachtsfeſte einzuladen.

Als nun alles ſtill und dunkel um ihn her war, und er in ſeinem großen breiten Bette lag, ward er von einem heftigen Verlangen ergriffen; er war ſo unruhig froh, ſo bis zum Zittern glücklich. „Nun,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſo bin ich wohl gar verliebt. Woher ſonſt dieſe nervenerſchütternde Exaltation? Du kleines däniſches Mädchen, ſollteſt Du das vermögen, was die Mädchen in Oſt und Weſt, die ich geſehen habe, nicht vermochten? So ſollte ich hier in dieſem ſeeländiſchen Winkel finden, was alle Eheſtandsbazare von ganz Europa mir nicht darbieten konnten: die mir zugehörige Hälfte meiner Seele. Ja, Heiraten werden im Himmel geſchloſſen. Da ſteht es geſchrieben, das ewige, unentrinnbare, unabwendbare, unbezwingliche, unvorausgeſehene Wort, das Ehepaar: Axel Holmer und die liebe, ſchüchterne, zarte, herzige, geliebte Julie. Oder, wenn es noch nicht daſteht, Engel der Liebe, ſo ſchreib' es doch ſogleich hin! Und nun erſcheine Du, Gott der Träume, und führe ſie in meine Arme und laß mich ſchlafend ein Glück genießen, das mir wachend noch nie zu Theil ward."

Aber der Gott der Träume iſt der boshafteſte von allen Göttern. Wenn man träumen will, träumt man ſelten; und wenn man nicht will, ſo träumt man; und wenn man ſich fröhliche, launige, herzbelebende Scenen im Traume wünſcht, ſo erſcheinen jene herzzerreißenden, die Gemütsruhe raubenden, geſpenſtiſchen Phantaſieen; und verlangt man ernſte, wichtige Auftritte, ſo kann man ſich auf die heterogenſten, bizarreſten Faſchingsaufzüge und Fratzengeſichter gefaßt machen. — Axel erwachte ungewöhnlich früh und in der verdrießlichſten Stimmung. Er hatte gar nicht von Julianen, ſondern vielmehr von der verwünſchten Frau Regimentschirurgus geträumt. Er mochte weder aufſtehn noch liegen bleiben. Ein paarmal fiel ihm der Gedanke ein, ſich in den Rittersaal hinunterzuſchleichen und in das Schlafzimmer der Großmama hineinzulugen, aber er ſchämte ſich des läppiſchen Einfalls. — Jetzt kam der alte Diener und heizte ein. Axel bat ihn ſehr höflich, ſogleich den verſchlafenen Schlingel, Monſieur Lorenz, zu wecken, und ihn verrichten zu laſſen, was ſeines

Amts ſei; und da Lorenz ſich einfand, fragte er ihn, ob er es nicht unverſchämt fände, ſeine Geſchäfte zu verſchlafen, und ſie Andern zu überlaſſen. — Aber Lorenz kannte ſeinen Herrn, und wußte, daß ſein Zorn nicht lange dauerte. Als er deßwegen ein wenig geſchwiegen hatte, fing er an ganz ſanftmütig zu erzählen, daß es heute fürchterlich kalt ſei, daß einem der Athem auf den Lippen frōre, und daß Dächer, Bäume und Fluren mit einer Decke von Reif überzogen wären. Nun nahm Axels Mißmut noch zu; denn nun war ja zu vermuten, daß die Damen zu Hauſe blieben, daß er alſo allein in der Kirche ſitzen müſſe, ohne ſie zu ſehen, und daß, wenn ſie Nachmittags zur Frau Chirurgus führe, er ſie heute gar nicht zu ſehen bekommen werde, nein, das war zum Tollwerden.

Wie er vermutet hatte, geſchah es. Die Kirche von Holmedal lag eine Viertelmeile vom Schloß entfernt, und die Kälte war wirklich ſo ſtrenge, daß die Herren, wenn ſie ſich nicht geſchämt hätten, gleichfalls zu Hauſe geblieben wären. Aber das durfte man doch dem Prediger nicht anthun, daß Niemand aufs Feſt in die Kirche käme. So ſaß er denn in der Kirche, und hörte den Prediger ſprechen von Anna, der Tochter Phanuels aus Aſſers Stamme, was für eine große Prophetinn ſie geweſen ſei, und wie viel Gutes ſie im Tempel zu Jeruſalem gethan habe. „Ach, was geht mich das an,“ dachte Axel. „Ich will lieber an Juliane denken. Ich will in die Kirche meines Herzens gehn und den Meiſter in ſeinem Werk ehren. Herr, ich bewundre Deine Allmacht in der Erſchaffung des lieben Mädchens. Herr, ich bete Deine Weisheit an, die uns zuſammenführte auf unerforſchliche Weiſe. Herr, ich preiſe Deine Güte, wenn Du mir dieß theure Weſen ſchenkſt. Sie ſoll dann meine Prophetinn werden, und mir zahlloſe unbekannte Freuden verkünden und Prieſterinn ſein in dem Tempel meines Herzens, bis der Tod die Pforte ſchließt.“ — So ſaß er und war ſein eigner Prediger, und der Pfarrer ſagte nachher zu ſeiner Frau: „In Schweden ſind ſie bei Gott andächtiger als in Dänemark. Unſre Herren ſaßen da und ſtrichen ihre Hahnenkämme, und nieſten und huſteten, und ſpuckten und flüſterten und ſahen ſich um, ſo ungeduldig, als ob ſie ſagen wollten: „Kann er denn nie zu Ende kommen?“

aber der ſchwediſche Graf ſaß ſo verzückt da und ſtierte mich an, als ob er leben wollte von jedem Wort, das aus meinem Munde ging."

Als der Gottesdienſt vorbei war, begaben ſich auf freundſchaftliche Einladung alle Herren zum Prediger, um ſich etwas zu wärmen und ſtärken, aber Axel machte ſich unverzüglich auf den Rückweg. Er wolle heim, gab er vor, um die Predigt aus friſcher Erinnerung aufzuſchreiben. So trat er wider alle Erwartung und unbemerkt in das Vorzimmer und hörte dort ſchon die im Geſellſchaftsſaal fröhlich plaudernden Mädchenſtimmen. Leiſe nahm er Platz auf demſelben Stuhl, wo er geſtern geſeſſen hatte, und hörte Julianen ſingen, und ward Zeuge eines Bruchſtückes von Unterredung.

„Wo war das?" fragte Thora.

„In Soröe," antwortete Jane, „es war eine Geſellſchaft, die man die Müllerſche nannte. Da ſah ich ein Stück, das hieß: Napoleon in Schönbrunn und auf Sankt Helena."

„Wer gab den Napoleon?"

„Vorſtellte, wollen Sie wohl ſagen? Der Direktor Müller ſelbſt."

„Und ſeine Gemahlin?" fragte Ida.

„Niemand,“ antwortete Jane wieder. „Als er in Schönbrunn war, hatte er Joſephine noch zur Frau, aber, ſie war nicht mit, und konnte alſo nicht auftreten; und als er auf Sankt Helena war, blieb ja die Erzherzoginn in Europa zurück, und konnte ſich alſo nicht zeigen.“

„Ja, was weiß ich davon?“ unterbrach Ida ſie in ſpöttiſchem Tone, „ich weiß überhaupt nicht viel von Napoleon.“

„Iſt das möglich?“ fragte Jane mit unverſtellter Verwunderung.

„Gott, er war ja todt, eh ich geboren ward; und was von ihm in Riiſe's Archiv ſteht, iſt vielleicht erdichtet.“

„Nein, Ida, er war nicht todt, eh Du geboren wurdeſt; denn Du biſt doch älter als zehn Jahre, nicht wahr? und länger iſt er noch nicht todt.“

„Ida wird ſchon wiſſen, wie alt ſie iſt,“ rief Thora lachend, „ſie hat noch nicht zum zweitenmal genullt. Aber es verlohnt ſich nicht der Mühe, von Euren Komödienſpielern zu ſprechen, wie Ihr ſie nennt; laßt uns lieber von Holſt, Nielſen und Stage ſprechen.“

„Nein, erzählt mir lieber von Frau Heiberg. Die liebe ich, obgleich ſie es nicht ahnt.“

„Ah, die iſt hochſtudirt,“ ſagte Frau Brühl.

„Das iſt grade das Gegentheil von dem, was ich gehört habe; Fräulein Heſten hat mir verſichert, daß ihr Spiel vollendet ſchöne Natur iſt.“

„Aber Jette hat dennoch Recht,“ nahm Thora das Wort. „Jede Armbewegung, jeder Blick, jede Betonung iſt ſo berechnet, daß es wie Natur ausſieht.“

„Aber iſt das nicht der höchſte Triumph der Kunſt?“ fragte Jane.

Ein allgemeines Lachen war die Antwort. „Ja, wenn Ihr mich auslachen wollt, rede ich gar nicht mehr mit Euch,“ rief ſie. In demſelben Augenblick öffnete ſie die Thür zum Vorgemach, um hindurchzugehn; aber wie ein Blitz verſchwand ſie, und die Thür flog wieder zu, denn bei Axels Anblick hatte ſich ihr vielleicht der Gedanke aufgedrängt: „Iſt er es oder ſein Konterfei?“ und mit leichtem Schritt hörte man ſie in das Zimmer der Tante eilen.

„Es iſt ein unausſtehliches Ding geworden!“ ſagte Ida.

„Ja, wenn ich daran denke, was für ein frommes, fügſames Kind ſie vor zwei Jahren war,“ fuhr Frau Brühl fort, „mit langen, den Nacken niederhängenden Locken, ſo muß ich geſtehen, daß ſie ſich grade nicht zu ihrem Vortheil verändert hat.“

„Sie hat aber, weiß Gott, einen hübſchen Wuchs,“ unterbrach Guſte Balding ſie.

„Ach, ſie iſt ſechzehn, ſiebzehn Jahre; in dem Alter ſind wir alle hübſch,“ ſagte Thora, die am wenigſten Urſach hatte das zu ſagen.

Die Rückkunft der andern Herren nöthigte Arein auf ſein Zimmer zu eilen. „Ich habe mich auch verändert,“ dachte er, „was bekümmerte ich mich ſonſt um Weibergeſchwätz! und jetzt iſt mir Alles ſo anziehend, woran ſie theilnimmt, oder was ſie betrifft. Das kommt von dem Verliebtſein, und ſo heiße ich es denn willkommen. Aber warum entfloh ſie denn bei meinem Anblick? warum iſt ſie überhaupt ſo zurückhaltend gegen mich? Gegen Eduard iſt ſie ſo offen, auch gegen die Brüder Herbert und gegen alle Andre. Aber geht es mir nicht eben ſo? Kann ich nicht mit Fräulein Thora disputiren, mit Frau Brühl mich necken, mit ihnen allen konverſiren, ohne daß ein einziger Nerv in meinem kleinſten Finger etwas davon empfindet; und wenn ich ſie nur ſehe, wenn ich ſogar nur an ſie denke, ſo ſetzt eine geheime Macht mein ganzes Weſen in Bewegung, und macht mich zum Thoren, — zur Memme, denn ich habe nicht den Mut, mit ihr zu ſprechen.“

Sie mußten an dieſem Tage Mittags bei Licht eſſen, denn der wolkenbedeckte Himmel, und die, trotz der verſtärkten Ofen- und Zimmerwärme, mit Eisblumen überzogenen Fenſterſcheiben verurſachten eine egyptiſche Finſterniß. Während ſie noch bei Tiſche ſaßen, trat Jane herein und ſagte Lebewohl, da der verſchloſſene Wagen des Chirurgus unten hielt. Sie hatte einen olivengrünen Pelz von Gros de Naples an, eine Boa und einen Muff von blauer Fuchshaut, und einen kleinen lichtgrünen Atlashut auf mit einem weißſeidenen Florſchleier. Die alte Frau konnte ſie kaum aus ihren Armen fortlaſſen, und Landgreen brachte rauhe Stiefeln, Fußkörbe und einen ganzen Arm voll Reiſemäntel, um ihr kleines Fräulein einzupacken. Als ſie gegangen war, kam es Axeln auf einmal ſo leer vor, und mit zurückgehaltenem Athem horchte er auf den hohlraſſelnden Laut, mit welchem der Wagen aus dem gewölbten Thor rollte, und auf das ferne dumpfe Gepolter, als er über die Zugbrücke fuhr. Wenn es nicht der Generalinn wegen geweſen wäre, ſo hätte er die Geſellſchaft verlaſſen und wäre hinaufgegangen zu den „Schweden in Prag.“

Aber nun blieb er da und ſetzte ſich zu der Alten und blieb bei ihr, die ihm denn der Länge und Breite nach von „den Holmers und wieder von den Holmers“ erzählte und ihm verſicherte, daß ſie viele Jahre nicht ein ſo vergnügtes Weihnachtsfeſt erlebt habe, wie dieß Jahr, und davon ſei er die Urſache. „Wenn das iſt,“ ſagte er, „ſo darf ich wohl auf die Erfüllung eines Wunſches Rechnung machen.“

„Ja, das können Sie, das weiß Gott! Und was wäre denn das, Axelchen? Wollen Sie vielleicht das Archiv ſehn, und das Geſchlechtsregiſter der Familie leſen?“

„Nein, weiß Gott, das nicht,“ antwortete Axel, gutmütig lächelnd. „Nein, ich will die Großmama bitten, mich Du zu nennen, wie die andern Vettern, und womit Sie mich ein paar einzelnemale ſchon beehrt haben.“

„Herzlich gerne, mein lieber Sohn! Aber was ſagt denn die Lundgreen? Schneit es?“

„Ach, es ſtöbert, Ihre Gnaden, daß man Himmel und Erde nicht unterſcheiden kann.“

Dieſe Nachricht wurde den ganzen Abend von Jedem wiederholt, der draußen geweſen war, und auf eine höchſt beunruhigende Weiſe. Als es acht Uhr war, lag der Schnee auf manchen Stellen ein paar Ellen hoch, denn es war ein fürchterliches Schneetreiben und der heftige Wind hatte ihn ſo zuſammengeweht, daß die Wege nicht zu paſſiren ſein mußten. Die Generalinn hatte die letzten beiden Stunden vor innerer Angſt beinahe nicht ſprechen können, aber nun machte ſie ihren Bekümmerniſſen Luft: „Wie ſoll ich meine Juliane nach Hauſe bekommen?“ jammerte ſie, „ich ſehe ſie vielleicht nicht wieder lebendig vor meinen Augen. Sie kann in einem Schneehaufen ſitzen bleiben und todtfrieren. Ach Gott ſei mir armen Menſchen gnädig!“

„Sein Sie ohne Furcht, liebe Mutter!“ ſagte Axel, indem er aufſprang, „ich habe ein paar

Schlitten im Wagenſchauer bemerkt. Darf ich den einen nehmen, und mein Bedienter den andern, ſo werden wir ſie ſo ſicher herbringen, als ob ſie ſchon in Ihren Armen wäre."

„Ich fahre mit," rief Eduard.

„Und ich auch," rief Julius und noch ein paar Andre.

„Ach, Poſſen!" fiel die Alte ungewöhnlich ärgerlich ein. „Da ſollten wir wohl Alle mitfahren, toller könnten wir's nicht machen. Nein, Axel iſt ein Freund in der Noth und ein verſtändiger und vernünftiger Menſch. Will er Dich mitnehmen, Eduard, ſo kannſt Du ihn begleiten; aber die Andern ſollen hier bleiben. So nimm denn, Axelchen, in unſers lieben Gottes heiligem Namen, Schlitten, und was Du willſt, und laß die Knechte Dich mit Lichtern und Schaufeln begleiten."

„Das wollen wir!" rief Axel, indem er ſich ſo ſchnell davon machte, daß Eduard ihm kaum folgen konnte.

„Nimm einen Schirm und den weißen bärledernen Rennthierpelz mit in den Schlitten, ohne daß es Jemand ſieht, und fahre voran!" flüſterte

Axel eilig ſeinem Lorenz zu, als dieſer ihm den Mantel umhängte; und einige Minuten ſpäter ſetzte ſich der von helltönenden Schellengeläute begleitete Zug in Bewegung.

Julianen hatte die Zeit den ganzen Nachmittag einen Schneckengang gehabt. Die einzigen Augenblicke, die ihr einiges Vergnügen gewährt hatten, waren die gleich nach der Ankunft geweſen. Da hatte Lieschen, die älteſte Tochter des Hauſes, die mit ihr eingeſegnet war und deßhalb mit ihr in einem etwas mehr als gewöhnlich vertrauten Verhältniß ſtand, ſie in ihre Kammer begleitet, um ihr beim Ausziehen des Reiſeanzuges behülflich zu ſein, und ſie gefragt: „Was iſt das für ein ſchwediſcher Herr, der bei Euch zu Hauſe iſt? Mutter ſagt, daß es ein ganz herrlicher Mann iſt.“

„Das iſt er auch,“ antwortete Jane, deren übervolles Herz ſich gleichſam wie von der Bürde eines Geheimniſſes erleichterte, als ſie von ihm erzählen konnte. „Er iſt ein Verwandter unſrer Familie.“

„Mutter ſagt, er iſt ſo reizend.“

„Das iſt er auch,“ ſtimmte Jane bei, indem ſie ihn wie leibhaft vor Augen ſah.

„Ach, beſchreibe mir ihn, hörſt Du? Sag mir, wie er ausſieht!“

„Erſtlich iſt er groß, ſo groß wie Dein Vater, und vielleicht noch etwas größer, und dann iſt er zum Verwundern hübſch proportionirt. Dann hat er dickes, dunkelbraunes Haar, ſehr dunkelbraun, und das ſitzt, wie es will, das kleidet am beſten. Mein Vetter Eduard dagegen kräuſelt es ſich zu beiden Seiten, ſo daß es abſteht wie Merkursflügel, und Julius Herbert kämmt all ſein Haar von rechts nach links, ſo daß er ausſieht, als ob ihn der Wind immer von der einen Seite anwehte. Ich kann, bei Gott, mich nicht enthalten zu lachen, wenn ich die Beiden anſehe. Und dann hat er auch einen ſehr dunkeln Backenbart, aber Du mußt nicht glauben, daß der ſich ihm über die Backen krümmt wie ein ſpaniſches S, — nein, er iſt wie eine dunkle Einfaſſung um ſein etwas blaſſes Geſicht; und — doch Du kannſt Dir wohl vorſtellen, daß ich mich nicht habe hinſtellen können, um ihn anzuſehn — aber ich glaube, daß er ihm unter dem Kinn zuſammengeht. Und dann hat er eine hohe milde und ernſte Stirn und eine ſchöne Naſe, weder zu groß noch zu klein; und dann hat er blaue Augen, wie ich, und den reizendſten Mund, den Du Dir denken kannſt."

„Na, Du biſt gehörig in ihn geſchoſſen, das kann man hören. Das werd ich den Andern ſagen."

„Lieſe, wenn Du ein einziges Wort ſagſt, ſo biſt Du ein abſcheuliches Mädchen."

„Dann ſag mir aber auch, ob er Dir den Hof macht?"

„Mir?" antwortete Jane, während ſie ſich bückte, um die Brunellſchuhe aufzunehmen, aber eigentlich, um ihr Erröthen zu verbergen. „Er ſieht mich nicht einmal an."

„Na, ſo ſag mir nur noch: wie geht er gekleidet? und Du ſollſt ſo davonkommen."

„Ach, zu Hauſe hat er einen ſchwarzſammetnen Frack an, und ſchwarze Sammtbeinkleider und eine ſchwarzſeidne Weſte; und wenn er ausgeht, einen blauen Mantel um." Und nun gingen ſie zur Geſellſchaft, die aus einem Dutzend junger Damen und Herren beſtand, wo ſich Jane ſo überaus vergnügte, daß ſie jeden Augenblick nach der Uhr ſah, ob es nicht bald Zeit ſei, ſich zu empfehlen.

Bald nach neun Uhr hörte ſie ein paar Schlitten draußen Halt machen. Eduard hatte geglaubt, daß Axel mit hinauf gehen wolle, aber dieſer erklärte, daß er das nicht thun werde, er kenne die Geſellſchaft nicht, und er halte nichts davon, ſich Fremden aufzudringen; und Eduard eilte deßhalb allein hinauf, um den Wirthen zu ſagen, daß er gekommen ſei, ſeine Couſine abzuholen. Vergebens wurde eingewandt, daß es ſo früh ſei. Jane hatte nichts dagegen, und die Vorbereitungen dazu nahmen ſogleich ihren Anfang. Inzwiſchen ſchien es Axeln eine Ewigkeit zu dauern; ſeine glühende Sehnſucht ließ ihn keine Kälte fühlen, erzeugte aber die Plagegeiſter der Eiferſucht in ſeinem Herzen. „Was habe ich gemacht, ich Unſinniger?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, da ſchicke ich ihn nun hinauf, wo er vielleicht jetzt Gelegenheit findet, ſeine Wünſche vorzutragen, und vielleicht erhört wird.“ Er war ſchon im Begriff den Schlitten zu verlaſſen, in welchem Lorenz den Bärenpelz an ſeiner Seite ausgebreitet hatte, um hinauf zu eilen, als ſich Licht auf der Treppe blicken ließ und ihm verkündigte, daß der berechnete Augenblick nahe ſei.

„Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“ — „Dank für den Abend!“ — „Glückliche Überkunft!“ —

„Mögen Sie nur erſt wohl zu Hauſe ſein!“ hörte man die zahlreichen Begleiter rufen, während Jane in den Schlitten hüpfte, wo ſie mit freudiger Überraſchung Axeln gewahr ward, der flugs ihr den Rennthierpelz umwarf, ſo daß ſie nicht die mindeſte Kälte anwehen konnte. Eduard, der niemals vorbedacht war, ſah jetzt, daß er ſich ſchändlich getäuſcht hatte, und daß aus dem Vergnügen worauf er Rechnung machte, nichts ward; denn er konnte doch nicht verlangen, daß Axel, der im Schlitten ſaß, ausſtiege, um ihm den Platz zu überlaſſen und mit ſeinem Bedienten zu fahren. Das Fräulein konnte noch weniger mit dem Bedienten fahren; folglich blieb ihm nichts übrig, als in den ſauern Apfel zu beißen. Raſend darüber ſprang er in den andern Schlitten zu dem ungeliebten Lorenz, knallte mit der Peitſche, daß es in der ganzen Straße zu hören war, und flog den beiden Glücklichen vorbei, die ihn nicht einmal bemerkten.

Sie hielten noch ein wenig, während Axel den Schirm aufmachte, ungeachtet ihrer ſchüchternen Verſicherungen, daß es deſſen gar nicht bedürfe, und indem er den Schirm mit der linken Hand hielt umfaßte er ſie von hinten mit der rechten und ergriff damit eine von den Ecken des Schirms, wodurch er gleichſam ein Dach für ſie bildete, ſo daß der Schnee ſie nicht treffen konnte, gewann aber dadurch zugleich zwei Vortheile, erſtlich, daß ſie nun wie in einem kleinen Kabinet ſaßen, und ſodann, daß er durch die hiermit bewirkte Lage ihr natürlicherweiſe ſo nahe wie möglich ſaß.

„Nur zu!“ ſagte er jetzt zum Kutſcher, der hinten aufſtand, und davon flog der Schlitten mit Pfeilesſchnelligkeit. „Wir ſind recht beſorgt geweſen um die liebe Julie,“ flüſterte er ihr zu.

„Und ich wußte gar nicht, daß das Wetter ſo ſchlimm war.“

„Das glaube ich wohl, in der Geſellſchaft ihrer jungen Freundinnen und Freunde dachte Julie wohl kaum an uns zu Hauſe.“

„Wie können Sie das glauben? Die Hälfte meiner Gedanken iſt immer bei meiner Tante.“

„Ja, bei der Tante; das räume ich ein. Aber wir Andern waren vergeſſen.“

„Keineswegs. Ich dachte oft an meine lieben Verwandten.“

„An wen denn, Julie, an wen?“

„An alle.“

„Aber hatte Niemand einen beneidenswerthen Vorzug?“

Julie ſchwieg, und nach einer kurzen Pauſe fing er wieder an: „Ich weiß Einen, der ſich den ganzen Abend nur mit Julien beſchäftigte.“

„Und nicht mit der Tante?“ fragte ſie mit dem leiſen Klang eines ſanften Vorwurfs in der Stimme, wodurch ſie unbedachtſam verrieth, daß ſie den wohl ahne, der ſich mit ihr beſchäftigt habe. Ein leiſer Druck ſeines Arms, den ſie fühlte, trotz der reichen Decke des Rennthierpelzes, ließ ſie merken, daß auch er ſie verſtanden habe.

„Auch mit ihr, der lieben Alten! das wird ſie Ihnen ſagen können; aber Herz und Seele war bei Julien.“

Wieder entſtand ein kurzes bedeutungsvolles Stillſchweigen. Auf einmal rief er, da der Weg ſich drehte: „Es geht ja auch übermäßig ſchnell zu Schlitten, wenn die Pferde den Heimweg ſpüren und man den Wind im Rücken hat; es ſchimmert von Holmedal her; ich glaube, ſie haben in alle Fenſter Lichter geſtellt. — Julie! In Schweden haben wir eine Sitte, daß, wenn ein Kavalier ſeine Dame gefahren hat, ſie ihm den Schlittenlohn gibt, das heißt einen Kuß.“

„Das iſt eine ſchlimme Sitte.“

„Das iſt eine herrliche Sitte, wogegen Julie wie ich hoffe, ſich nicht ſträuben wird.“

„Ja, wenn ich in Schweden wäre, müßte ich vielleicht der Landesſitte folgen, aber hier haben wir ſie nicht.“

„Aber ich will ſie Julien von Herzen gern lehren.“

„O Graf Holmer, Sie ſehen ſo edel und achtungswürdig aus; ich habe dergleichen nicht von Ihnen zu hören erwartet.“

„Iſt das wahr, Julie?“ rief er entzückt. „Sprechen Sie mir das Urtheil? Ja dann will will ich lieber auf ein flüchtiges Glück verzichten, als Juliens gute Meinung verſcherzen.“ Jetzt waren ſie an der Pforte, und Jane fing an ſich zu erheben. „Nein, Geduld!“ ſagte er innig, und ſie fühlte wieder den leichten Druck ſeines Arms. „Nur einen Augenblick habe ich noch. Bald ſind wir wieder von dem ganzen Schwarm umgeben; laſſen Sie mich zuvor Ihnen noch ſagen, daß ich Sie für einen Engel des Himmels halte.“

„Da ſind ſie, — das iſt Fräulein Jane, — na, Gott ſei gelobt, da haben wir ſie — nun kann die gnädige Frau ruhig ſein,“ ſo riefen die verſammelten Dienſtleute, die auf der Treppe ſtanden, und ſie am Schlitten empfingen. Jane dankte Axeln mehr mit einem ſanften, ſchüchternen Blick als mit Worten, und eilte zur Tante, die ſich ſchon in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte. Hier ſtand die kochende Theemaſchine auf dem Tiſche, und Jungfer Lundgreen kam mit Hollunderthee, damit Jane eine Taſſe davon tränke vor dem Zubettegehn. „Gott, liebe Tante;“ ſagte ſie, „das iſt nicht nöthig, ich brenne wie ein Feuer. Mir iſt gewiß warm genug,“ ſagte ſie mit einem Seufzer.

„Hat Dich nicht gefroren, mein liebes Kind?“

„Nein, Tante, nicht im Mindeſten. Graf Holmer war ſo gut, — ſo beſorgt.“

„Ja, das war ein wahres Wort, was Du da ſagteſt. Das iſt ein lichter lebendiger Gottesengel. Ach ich weiß wohl, was ich wünſche. Der allmächtige Gott gebe, daß es geſchehe. Aber ich will mich nicht unterſtehen, unſerm Herrn und Schöpfer Vorſchriften zu machen; er weiß am beſten, was uns dienlich iſt. — Sein heiliger Wille geſchehe, und ſein Name ſei gelobet in alle Ewigkeit, Amen!“ Und mit dieſem frommen Gebet auf den Lippen und im Herzen, fiel die edle alte Frau in Schlaf.

Aber Jane zog das Bett ganz vor die Augen, damit kein Gegenſtand im Gemache, von dem Schein der Lampe erleuchtet, ſich mit dem Bilde vermiſche, das ihre Phantaſie ausmalte. Sie erkannte, daß Leben und Welt eine ſchönere, bedeutungsvollere Farbe in dieſen letzten zwei Tagen für ſie angenommen hatten, und daß Axel die Hauptperſon bei Allem war, was Schönheit, Gegenwart und Zukunft ihr anzubieten vermochten. Sie entdeckte, daß er ſchon am erſten Abend eine unverſtandne Theilnahme bei ihr geweckt habe, denn ſie hatte Gefühle bei ſich wahrgenommen, die ihr bis dahin fremd waren. Sie hatte nämlich gefürchtet, die Vergleichung mit ihren Kopenhagner Couſinen nicht aushalten zu können; und doch — doch — hatte er, ſelbſt in deren Geſellſchaft, ſich mit ihr den ganzen Abend beſchäftigt — denn das war natürlich der Fall — war ihr in dem abſcheulichen Wetter nachgefahren, und hatte ihr ſo viel — ſo viel geſagt, was ſie nie vergeſſen konnte. Aber vielleicht hatte er daſſelbe auch den Andern geſagt, wenn er mit ihnen allein war; vielleicht war er eines von jenen Ungeheuern, welche Fräulein Hoſton ihr geſchildert hatte, die dergleichen Redensarten in Bereitſchaft haben für jedes Mädchen, über deſſen Leichtgläubigkeit ſie ſich luſtig machen wollen. Ihre Freude ließ die Flügel gewaltig hängen, und ſie beſchloß, ehe ſie einſchlief, mit der größten Vorſicht über ihr Benehmen zu wachen, um ihm nicht Gelegenheit zu geben ſie auszulachen.

Als die Herren auf ihre Zimmer gingen, ſagte Eduard auf der Treppe: „Na, Herr von Axel, das war ein echter ſchwediſcher Streich.“

Axel wandte ſich ſchnell, faßte ihn ſcharf ins Auge und: „Wie ſo?“ fragte er. „Ich verſtehe Dich nicht.“

„Du nahmſt ſie in Deinen Schlitten und fuhrſt mit ihr nach Hauſe, und wußteſt doch recht gut, daß ich verliebt in ſie bin.“

„Ach wer Teufel denkt ans Verlieben in ſolchem Wetter!“ antwortete Axel kurz, ging hinein und ſchloß die Thür hinter ſich. Aber Ehre und

Gewiſſen flüſterten ihm zu, daß er Eduarden allerdings nicht ganz ehrlich behandelt habe, und er gelobte ſich ſelbſt, trotz der in ſeinem Herzen lodernden Flamme, die auf der Schlittenfahrt überdieß hinreichend Nahrung gefunden hatte, fürs erſte dieſen leidenſchaftlichen Angriff nicht zu erneuern, ſondern ihr Zeit zur Wahl zu laſſen, um ſo mehr, da die Sorge für ſeine künftige Ruhe ihn ſo zu handeln gebot. Wählte ſie Eduard, ſo war ihr Geſchmack und ihre Anſichten von der Art, daß ſie auf die Länge ihn nicht befriedigt haben würde. Beſtand ſie dagegen in der Probe und wählte ihn, ohne daß er ihr unerfahrnes Herz überraſchte, ſo hatte er den Hafen ſeines Glückes für immer gefunden.

Den nächſten Tag, oder den ſogenannten dritten Weihnachtstag, war es das ſchönſte Winterwetter, das man ſich nur denken konnte. Ein ſcharfer Froſt, ſo daß einem der Schnee unter den Füßen knirſchte und wie Diamanten glänzte, aber klare blaue Luft, rein und ſtill, und Sonnenſchein von elf bis zwei Uhr. Alle Bewohner des Schloſſes waren ungewöhnlich früh aufgeſtanden, theils wegen des hellen Wetters, theils weil die Damen einige Veranſtaltungen zu treffen hatten für eine Tags zuvor eingelaufene Einladung zu einem großen Feſte bei dem Amtmann. Dieſe waren bald in Ordnung gebracht, und man brachte nun verſchiedene Arten das Wetter zu benutzen in Vorſchlag. Ein Spaziergang für die Damen und ein Schlittſchuhlauf für die Herren fand Beifall und ward gleich nach dem Frühſtück in Ausführung gebracht. — Rund um das Schloß lief ein breiter, tiefer, jetzt hartgefrorner Graben, worauf die Herren ihre Fahrt vornahmen, während die Damen im Garten längs dem Schloßgraben ſich ergingen und der winterlichen Beluſtigung zuſahen. Axel, der mehr als einen Winter an den Ufern des Mälarſees zugebracht hatte, war, als echter Nordländer, Meiſter in dieſer Übung. In einem grünen mit Marderfell gefütterten und mit Iltisfell beſetzten Frack, die Hände auf dem Rücken, flog er mit Pfeilesſchnelle den Andern vorbei, bald in wogenden Schlangenlinien, bald in ſchwebendem Gleichgewicht; und Jane, die in derſelben Wintertracht, wie Tags zuvor, Guſta Balding am Arm hatte, konnte nicht umhin zu bemerken, daß ſein Lauf ſtets in derſelben Richtung blieb wie ihr

Gang mit Auguſten. Vergebens wollte ſie ihren Augen das Vergnügen verſagen ihn zu ſehn; die ſchlanke, kraftvolle und geſchmeidige Geſtalt feſſelte ſie mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß Axel mit geheimer Luſt, aber doch ſchlau und vorſichtig bemerkte, wie er der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit war. Da war Eduard plötzlich an ſeiner Seite. „Iſt es nicht verwünſcht, Du!“ ſagte er leiſe. „Sie geht nicht mit.“

Axel verſtand gleich, wen er meinte, und mit großem Leidweſen. Er hatte ſchon berechnet, wie viele Beobachtungen er auf dem Balle machen wollte, und zu wie vielen vertraulichen Situationen der Tanz Veranlaſſung geben konnte. Aber augenblicklich gefaßt, that er, als ob er nicht recht gehört habe, und fragte: „Was ſagteſt Du?“

„Ich ſage, daß Jane nicht mit zu Amtmanns geht. Großmama hat geſtern Abend ſolchen Schreck bekommen und kann ſie nicht entbehren; und ſie iſt gewohnt zu gehorchen, das merkt man wohl; denn daß es ihr Vergnügen machen würde, an dem Ball theilzunehmen, iſt natürlich, aber ſie erwiederte keinen Laut, als die alte Runkunkel mit der Erklärung herausrückte.“

„Ich kann Dich nicht verſtehn," antwortete Axel, „Deine Schweſter kräht dort ſo gewaltig, daß ich nicht ein Wort von allem, was Du ſagſt, hören kann," und damit bog er von ihm fort.

Thora, raſch und munter, hatte ſchon lange mit einem ſchlittſchuhlaufenden Herrn an jeder Hand, luſtig auf dem Eiſe geglitten; Frau Brühl wollte ihrem Beiſpiel folgen, aber ſie konnte nicht das Gleichgewicht halten, die Beine rutſchten ihr immer von der Seite, ſo daß ſie ihren Mann und den jüngern Herbert beinahe umgeriſſen hätte, und dabei ſchrie ſie ſo über die Maaßen, daß Axel die Schuld ſeiner vorſätzlichen Schwerhörigkeit darauf ſchieben konnte. Er hatte indeß augenblicklich ſeinen Plan gemacht, obgleich mit Widerwillen, dennoch feſt und beſtimmt, um der Unannehmlichkeit zu entgehen, die eine fremde und ohne ſie uninteressante Geſellſchaft ihm machen mußte. „Hilf mir!" rief er Julius Herbert zu, nachdem er noch eine kleine Weile gelaufen hatte, und ſich von den Übrigen entfernt ſah: „Ich werde ſchwindlig."

Obgleich Julius ihn nicht leiden konnte, durfte er ihm dieſe Aufforderung doch nicht abſchlagen, und beide glitten nach dem Erdwall hin. „Das iſt ein übler Zufall, der mir faſt immer bei heftigen Bewegung zuſtößt," ſagte Axel, wä ſie die Schlittſchuhe abbanden. „Das Blut mir zu Kopfe, und ich muß dann immer Tag das Bette hüten. Thu mir den Gefallen begleite mich der Sicherheit wegen, bis ich m Diener erreicht habe; aber ſage den Andern n davon. Entſchuldige mich nur beim Mittag und ſage, daß ich ausgeritten ſei."

Julius ſah, wie er Anſtalt machte, ſich Bette zu legen, und erzählte es keinem An als dem Rittmeiſter Brühl; dieſer erzählte es ſeiner Frau, und dieſe bloß ihrer Schweſter, ſo ward es bald allgemein bekannt, daß Holmer krank geworden ſei und ſich zu Bette legt habe. Es konnte folglich der Generalinn verſchwiegen bleiben, die darüber außer ſich Vielleicht hatte ſie ſich in der Stille ſchon andre Hoffnung gemacht, denn ſie rief: „Nun es hin! — Ja, ich dachte es wohl, nun iſt hin!" — Ihre Hoffnung vermutlich; denn, alte ſchwächliche Leute gewöhnlich, knüpfte ſie die Nachricht von ſeiner Krankheit wohl gleich Beſorgniß ſeines Todes. „Was iſt hin?" frag die Andern insgeſammt; aber ſie wollte gleich die Badefrau geholt wiſſen, damit man ihm zur Ader laſſen könne, je eher je lieber, und verlangte zu ihm hinaufgeführt zu werden, um ſelbſt nach ſeiner Pflege zu ſehen. Ihr Krückſtock ward herbeigebracht, und, auf dieſen geſtützt und auf des Etatsraths Arm, humpelte ſie die Treppe hinauf, welche ſie die letzten vier Jahre nicht betreten hatte. Axel war wie vom Blitze getroffen, als er ſie in die Thür treten ſah. Das hatte er nicht erwartet, und die Scham über ſeine Unwahrheit und deren Folgen, ihre mögliche Mißbilligung, ſtand drohend vor ihm: „Theure, ehrwürdige Frau!“ rief er, und raffte ſich raſch empor. „Was habe ich gemacht? ich Elender, verurſache Ihnen ſolche unnöthige Beſchwerde. Das kann ich mir nie vergeben!“

„Iſt es ſo ſchlimm, Axelchen?“ fragte ſie ängſtlich, indem ſie ſeinen heftigen Ausruf für einen Fieberparoxysmus hielt.

„Nein, nein, nichts weniger als ſchlimm, Großmama!“ ſeufzte Axel in ſeiner Verzweiflung. „Ich habe einen dummen Streich gemacht. Aber nun will ich auch offen zu Werke gehen und Alles –

bekennen. Ich bin gar nicht krank, aber Eduard erzählte mir unten auf dem Eiſe, daß Juliane zum Ball nicht mitgehen werde, und ſo zog ich es vor, unter dem Vorwande des Schwindels mich ein paar Stunden ins Bett zu werfen, um dann Abends das Vergnügen zu haben, mit Ihnen und mit ihr allein zu ſein.“

„Aha, aha — Du Schalksmeiſter!“ rief die alte Frau, ſo ſeelenvergnügt, als ob ſie ſelbſt eine Eroberung an ihm gemacht habe, und nahm Platz auf einem Stuhl am Bette. „Iſt es ſo angethan!“

„Ja, Großmama, ſo iſt es. Ich habe mich nie mit Frauenzimmern eingelaſſen; ich war nicht ſchlecht genug, um ſie zu verlocken, und zu ſtolz, um mit ihnen zu tändeln. Aber jetzt bin ich in dem Alter — und die Burg meiner Väter daheim ſteht leer — daß mich nach einer Hausfrau verlangt, und wie könnte ich mir eine beſſre wünſchen als ſie, die durch das Beiſpiel Ihrer Tugenden gebildet iſt. Kurz, Großmama, ich holte Ihnen geſtern Abend einen Schatz zurück, aber ich bin ſo eigennützig, daß ich Sie bitte: geben Sie mir ihn.“

„Du ſollſt ihn haben, mein Herzensaxel,“ ſagte ſie, und trocknete ſich die Thränen und hob ihre Hände zum Himmel. „Du ſollſt ſie haben. O Herr, laß nun Deine Magd mit Frieden fahren! Meine Augen haben ein Licht geſehen — — —"

„Aber ich habe eine Bitte, Mutter," fuhr er fort und küßte ihr die Hände, deren er ſich bemächtigt hatte. „Ich habe eine Bedingung: ſie darf nichts davon wiſſen, ſoweit ich mein eignes ungeſtümes Herz im Zaum halten kann. Denn nun ſollen Sie Alles hören. Eduard liebt ſie auch, und ich wünſche, daß ſie Zeit haben ſoll, uns Beide kennen zu lernen, um nicht mit zu ſpäter Reue einen übereilten Schritt zu bezahlen."

„Ah, ſo ſo! Eduard iſt mein Enkel und eine gute Haut; aber es iſt mit ihm weder gehauen noch geſtochen. Sie iſt nicht ſo dumm, kannſt Du glauben; ſie weiß recht gut einen Unterſchied unter Leuten zu machen."

„Und hat ſie keinen Mann bisher geliebt?" fragte Axel etwas beklemmt.

„Keinen Mann bisher geliebt," antwortete die Alte, den Kopf ſchüttelnd. „Ja, was ſoll ich Dir darauf antworten? Die Wahrheit muß doch an den Tag."

„Wen denn? Wen denn?“ fragte Art athemlos.

„Den franzöſiſchen Kaiſer Napoleon; den ha ſie ordentlich vergöttert.“

„Das will ich ihr erlauben,“ rief er froh und erleichtert. „Da ſtimmt ſie mit mir überein. Aber ſonſt?“

„Ich müßte lügen, wenn ich noch Einen nennen ſollte. Im Gegentheil habe ich gefürchtet, ſi würde ſo lange wählen, bis ſie übrig bliebe.“

„Nun denn, liebe Mütter, ſo hören Sie morgen früh verlaſſen wir ja Alle Helmedal. Wunderbar! Ich reiſte hieher, um Ihnen, als eine Seniorinn der Familie, meine ſchuldige Achtun zu bezeigen, und hatte nicht die mindeſte Ahnung daß ich hier dieſe ſeligen Gefühle kennen lerne würde, und verlaſſe Sie nun ſo ungern und mi ſolcher Sehnſucht zurückzukehren, aber eine Nachricht, die ich in Wien empfing, nöthigt mich ohn Zögerung nach Schweden zu reiſen. Und das wir geſchehen gleich den Tag nach meiner Rückkeh nach Kopenhagen. Einige Anſtalten auf meine Gütern, das Wiederſehn meiner Schweſtern un einiges Andre wird mich einige Zeit aufhalten aber in ſpäteſtens drei Wochen bin ich wieder hier, und werde es mit meinem Nebenbuler Eduard aufnehmen."

„Ach, ich dächte, Du brächteſt die Sache gleich in Richtigkeit, während Du noch hier biſt."

„Meine theure Mutter, des Mannes Leben iſt ein doppeltes. Um Hausvater zu werden, muß er Bürger ſein, und die Pflichten des Letzteren können ihn in verwickelte Verhältniſſe bringen, deren Folgen ſich nicht vorausſehen laſſen. Vertrauen Sie mir, daß ich es ehrlich meine. Du haſt mein ritterliches Wort, daß ich von nun an Deiner Juliane angehöre; aber ich will, daß ſie frei wählen ſoll, ihrer eigenen Ruhe wegen. Wenn mir jetzt etwas zuſtieße — wir ſind ja Alle ſterblich — ſo würde ſie mir einen trauernden Gedanken widmen, — vielleicht ein wehmüthiges Andenken; aber wie viel tiefer würde die Wunde ſein, wie unheilbarer, im Fall ſie wüßte, wie ſehr ich ſie geliebt habe!"

„Du machſt mich ganz bange. Der liebe Gott wird ja das verhüten."

„Aber ich werde eilen zurückzukommen; und indeſſen, liebe Mutter, behüte ſie wohl! Ich weiß, Eduard wünſcht ſie nach Kopenhagen bei ſeiner Mutter zu haben; das ſähe ich nicht gern. Mein Gedanke wird ſie am liebſten bei Dir ſuchen, wo ich weiß, daß Du mich in freundlicher Erinnerung bei ihr erhalten wirſt. Aber ſprich nicht allzu parteiiſch von mir, damit nicht Gehorſam, Fügſamkeit, kindliche Liebe ſie unſern Wünſchen günſtig ſtimme."

„Sei Du nur ganz ruhig! Ich werde ſie nicht aus den Augen laſſen." Und nun deckte ſie ihn zu, und ſtopfte die Kiſſen um ihn dicht, als ob er wirklich krank wäre. — Als ſie nicht ohne Beſchwerde wieder hinuntergekommen war und man ſich zu Tiſche geſetzt hatte, ſuchte ſie das Beſte und Leckerſte aus; um es ihm hinaufzuſchicken, und in ſolchem Überfluß, daß die Anweſenden äußerten, es könne unmöglich einem kranken Menſchen gut ſein, wenn er ſo viel zu ſich nähme. Aber ſie ließ ſie reden, und flüſterte Julianen zu, daß Axel nicht krank ſei, aber er habe keine Luſt auf den Ball zu gehn und werde herunterkommen, um mit ihr Piquet zu ſpielen. Jane bekam ſtarkes Herzklopfen; Axel's Ruhe war ihr lieb, und nicht lieb. Sie hatte ſo wenig Selbſtvertrauen, ſie ſchien ſich ſelbſt ſo bedeutend, daß ſie vor ſeiner Überlegenheit immer bebte. In Gegenwart Andrer, wenn die Aufmerkſamkeit getheilt war, bewegte ſie ſich wohl mit einiger Leichtigkeit vor ſeinen Augen, aber was ſollte ſie ſprechen, was ſollte ſie vorzunehmen wagen, wenn er Zeuge davon wäre, in einem ſo engen Kreiſe?

Indeſſen ging es beſſer, als ſie geglaubt hatte. Sobald der letzte Wagen fortgerollt war, ſchickte die Generalinn hinauf und ließ den Grafen fragen, ob er ſo weit hergeſtellt ſei, um Thee bei ihr zu trinken, und Axel, der ſich vorbereitet hatte, auf den erſten Wink zu erſcheinen; folgte ſogleich der Aufforderung. Er ward in dem kleinen Wohnzimmer empfangen, in dem ihm bekannten Schlafgemach, wo Juliane, roth wie eine Purpurroſe, den Theetiſch beſorgen ſollte, während die Alte bei ihrem kleinen Spieltiſche ſchon die Karten zurecht legte, und ſich nach dem unterhaltenden Piquet ſehnte. Und nun glitt ein Abend dahin, deſſen milde Erinnerung, Schmerz und Freude mit ſich führend, Janen als ein Bild des höchſten Glückes durch die bald nachfolgenden dunkeln Tage begleitete.

Axel ſchien ganz dem Piquet ſich hinzugebe
während ſeine entzückten Blicke eine ſehr ausdruck
volle Sprache mit Janen redeten, die nach de
Theeeinſchenken ſich mit ihrem Strickzeug an de
Tiſch geſetzt hatte. Meiſter in allen Behendigke
ten, ſchlug er die Volte mit den Karten, welche
doch Janens Aufmerkſamkeit nicht entging, ſo da
ſie ſo fielen, wie er ſie haben wollte, und di
Freude der Alten ſtieg „au comble du plaisir,
weil die Quartmajoren, die Vierzehn, Fünfzeh
Sechzehn und die Leſe ihr alle zufielen. Ja Ax
fand ſich ſogar darein ganz caput zu werden, u
mit deſto mehr Freiheit ein erröthendes Lächel
nach dem andern Janens Wangen zu entlocke
Dabei verſtand er einen ſo ungezwungenen, vertrau
lichen Ton anzuſtimmen und aufrecht zu erhalte
daß ſie ihre Furcht verlor, und an der Munte
keit der beiden Spielenden theilnahm. Das klein
Gemach hallte wieder von Scherz und Gelächte
und als die Alte, ſo glücklich, als ob ſie rec
arm und bedürftig wäre und recht Urſache hätt
ſich über ihren Gewinnſt zu freuen, die gewonne
nen Gelder einſtrich mit den Worten: „Ja, ſ
Axelchen, Du biſt nicht glücklich im Kartenſpie

das bedeutet, daß Du deſto mehr Glück haben wirſt im Heirathen,“ ſah er Janen ſo lebhaft und ſtarr an, daß ſie ihre Verwirrung zu verbergen ſuchte, indem ſie in dem kleinen Nähtiſch, der am Fenſter ſtand, alles durchkramte.

Lundgreen hatte indeß den Abendtiſch gedeckt, und übernahm dießmal ſelbſt die Aufwartung. Die Gerichte beſtanden nur aus einem Entenragout und einem Sahnpudding, aber die ſeelenvergnügte Großmama ſchenkte Axeln ſo fleißig alten Portwein ein, und forderte ihn ſo unabläſſig auf, daß er ſie lachend bitten mußte zu bedenken, daß er zu ſeinem Zimmer eine Treppe zu ſteigen habe. — Eine Tafeluhr ſchlug Zehn. Das war die Schlafſtunde der Alten, und Axel ſtand auf. „Sie haben mir einen königlichen Abend geſchenkt, liebe freundliche Mutter!“ ſagte er, als er Abſchied nahm, „und Fräulein Helmer könnte noch die Krone daraufſetzen, wenn ſie die Güte haben wollte, mir den deutſchen Geſang vorzuſpielen, den ich geſtern Vormittag ſie ſingen hörte.“

Janen ſtieg alles Blut in die Wangen. „O Gott,“ ſtammelte ſie, „das kann ich nicht.“

„Ei, das kannſt Du wohl,“ unterbrach ſie die

Generalinn, „Du mußt Ja ſagen zu Allem, was Axel von Dir verlangt, wenn Du meine gute Tochter ſein willſt. Setze das Licht in den Saal, Elſe, und komm her und hilf mir!“

Lundgreen nahm einen doppelarmigen Leuchter mit brennenden Lichtern vom Tiſche, trug ihn in den Saal, öffnete das Pantalon und ſtellte einen Stuhl davor. Als ſie wieder zurückging zu der Schlafkammer ihrer Herrſchaft, begegnete ſie Axeln, der Janens zitternde Hand gefaßt hatte und ſie zum Klaviere führte. Selbſt ſetzte er ſich auf einen Stuhl ihr gegenüber und betrachtete ſie mit ſtillem Wohlbehagen und mit holden Träumen von der Zukunft. Das arme Mädchen konnte den gewaltigen Schlag ihres Herzens hören, und als ſie endlich wagte, die Lippen zu öffnen, zitterte ihre Stimme in athemloſer ſchwacher, aber grade deßhalb ſüßer Bewegung. Doch verlor die Angſt ſich nach gerade, und der andere Vers ging ſchon beſſer. Als ſie an die Stelle kam:

Herzog Conrad hat dieß Schwert,
Axt und Kolbe mir verehrt —

erlaubte ſie es ſich, ihren Blick aufzuſchlagen, begegnete aber ſeinen ſchönen glänzenden Augen, mit denen er ſie unverwandt anſah. Es war, als ob ein elektriſcher Funke ſie traf; es ging ihr, wie wenn man in die Sonne blickt, das irdiſche Auge wird geblendet. Die Taſten liefen ihr in Eins; ſie griff f. c. a. ſtatt g. d. h., und erſchrak über die Diſſonanz. Aber Axel hatte ihre augenblickliche Verwirrung bemerkt; er wagte es, ſie zu ſeinem Vortheil zu deuten und fühlte, wie ſeine Standhaftigkeit ihn verließ. „Nein, nun muß ich fort,“ rief er aus, ſprang auf, und indem er einen Kuß auf ihre Hand drückte, flüſterte er: „Gute Nacht, meine ſüße Freundinn!“ und verließ ſchnell den Saal. — Jane blieb eine Weile wie ſchwindelnd ſitzen; ſie ſah ihre Hand an, ob die Haut nicht verbrannt war von den heißen Lippen — und vielleicht ſchmerzte es ſie, denn man ſollte doch nicht glauben, daß ſie ihre eigene Hand küßte — aber ſie drückte wirklich wie ſaugend ihr Mündchen auf die angegriffene Stelle. Endlich ging ſie zur Tante hinein, wo Jungfer Lundgreen ſtand und wartete, weil ſie nicht durch den Saal gehen mochte, um nicht das tête à tête der beiden jungen Leute zu ſtören. Als ſie gegangen war, rief die Generalinn Janen zu ſich, und ließ ſie ſich auf die Seite des Bettes ſetzen. „Na, Juliane,“ fing ſie an, hat es Dich nun verdroſſen, daß Du nicht auf den Ball gekommen biſt?“

„O nein, Tante!“ antwortete ſie.

„Wie haſt Du Dich denn heut Abend vergnügt?“

„Gut.“

„Gut — und nur gut — aber, immerhin. Wie ging es denn da drinnen, am Klavier?“

„Ach, Tante, ich bin recht böſe auf mich ſelbſt. Ich habe ſeit langer Zeit beinahe nichts als meine eignen Phantaſieen geſpielt; darum bin ich ſo ungeübt, daß ich ſchlimm ankomme, wenn ich Jemandem etwas vorſpielen ſoll.“

„Aber was ſagte denn Axel?“

„Nichts.“

„Nichts? Was heißt das, Juliane? Biſt Du nicht mehr mein aufrichtiges Kind?“

„Ja, Tante, ja! — er ſagte: Gute Nacht, meine ſüße Freundinn!“

„Sagte er das? der gute Junge! So geh Du zu Bette, meines Herzensaxels Freundinn und danke Gott, Deinem Herrn!“

Und Jane war mit zwei Sprüngen in ihrem

Bette und küßte ihre eigene Hand wohl hundertmal und flüſterte ſich ſelbſt zu, bis ſie einſchlief: „Gute Nacht, meine ſüße Freundinn!“

Am nächſten Morgen war eine gewaltige Unruhe im Schloſſe. Die Abreiſe war auf zehn Uhr beſtimmt, und da die Herrſchaften erſt um Mitternacht nach Hauſe gekommen waren, und ziemlich lange geſchlafen hatten, ging es holter polter mit dem Einpacken. Die Wagen waren herausgezogen und die Vorſpannpferde gekommen, die Bedienten wimmelten auf den Treppen mit Koffern, Schachteln, Felleiſen und Reiſemänteln. Endlich war man fertig und trank Vanillechokolade im Ritterſaal. Die Älteren und nächſten Verwandten nahmen Abſchied von der Generalinn, die nicht ſo früh aufſtehen konnte, in dem Schlafzimmer und brachten, als ſie herauskamen, den Jüngeren freundliche Grüße von ihr. Nur Axel ging ohne Weiteres hinein. „Er hat richtig es verſtanden, ſich nöthig zu machen,“ ſagte Eduard zu Julien. „Ah, das iſt ein Schelm!“ antwortete die.

Axel blieb lange drinnen bei der Alten. Er empfing noch einmal ihr Verſprechen, wiederholte noch einmal das ſeinige, theilte ihr einige von ſeinen Planen für die Zukunft mit, eröffnete ihr die Ausſicht, daß ſie, ungeachtet der gewünſchten Verbindung, ihre Pflegetochter nicht ganz vermiſſen werde, da er verſprach, ſich ſo viel wie möglich mit ſeiner jungen Frau in Holmedal aufzuhalten. Er zeigte ihr, daß er eine von ſeinen Viſitenkarten, worauf er „Axel Holmer“ geſchrieben hatte, oben auf in Janens Nähtiſch legte und bat ſie, darauf zu merken, ob ſie dieſe ſtill für ſich behalten, oder laut davon ſprechen werde. Im erſteren Falle ſei es gewiß ein gutes Zeichen, und ſie, die Großmama, dürfe da nicht böſe werden über der Holden ſcheinbaren Mangel an Zutrauen, ſondern bedenken, daß ein ſolches Geheimniß der koſtbarſte Schatz eines jungen Herzens ſei, und ſie könne dann für ihn in der Stille Myrten zum Brautkranz ſammeln. Er zeigte ihr, daß er ein Endchen blaue Seide aus dem Nähtiſche mitnehme. „Ich brauche wohl kein äußeres Zeichen,“ ſagte er, „und doch kommt es mir vor, als ob dieſer Zwirn unſre Herzen vereinigt, und gleich Ariadne's Faden mich bald — bald zurückführt.“

Als er zur Geſellſchaft zurückkam, fand er alle zur Reiſe gerüſtet und auf ihn warten. Raſch warf er ſeinen Mantel um und trat hin zu Julianen. „Leben Sie wohl, Fräulein Helmer," ſagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich vergeſſe nie die Stunden, die ich bei Ihnen verlebt habe; die Zukunft wird es zeigen, ob Sie ſich deren erinnern."

Eine Viertelſtunde darauf herrſchte im Schloſſe die öde Stille, die im grellen Abſtich auf das fröhliche Getümmel eines Häufleins muntrer Perſonen folgt, wenn dieſe einen ſonſt einſamen Ort verlaſſen. Die Mägde machten ſich zu ſchaffen mit Teppichen, ſo wie mit Beſen und Bürſten, und wie die übrigen Reinigungsgeräthe heißen. Erſchrocken flog Jane, ſchnell wie ein Vogel, zum grünen Zimmer hinauf, um, ehe die Ausfegerinnen kamen, ein Stück Fidibus, einen Reſt von Cigarren, oder was ſich ſonſt finden konnte, zu retten und es zur Erinnerung zu behalten; aber es war ſo ſauber aufgeräumt, als ob Niemand dort übernachtet hätte, denn Lorenz hatte ſchon frühmorgens Alles in Ordnung gebracht. Betrübt ſah ſie ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht; aber ſie bemerkte einen Stuhl am Fenſter ſtehen, wo ſonſt keiner zu ſtehen pflegte. Hurtig ſetzte ſie ſich dort in der Vermutung, daß das ſein Platz geweſen ſei, wenn er ſich auf dieſem Zimmer aufhielt. Hier hatte er alſo geſeſſen und über Garten und Koppel nach dem Walde hingeblickt; hier wollte ſie auch ſitzen, ſo oft es anging, und an ihn denken — der vielleicht ſchon in der ſchönen Ida Geſellſchaft ſie vergeſſen habe. Endlich mußte ſie doch zur Tante hinuntergehn.

„Wo biſt Du die ganze Zeit geweſen? Julianchen!“ fragte die.

„Ach, Ihre Gnaden! Das Fräulein war nur ein bischen oben auf dem grünen Zimmer,“ antwortete Lundgreen ſchelmiſch.

Die Alte lächelte vor ſich hin. „Gib Elſen eine Nähnadel, mein gutes Kind!“ ſagte ſie, und bemerkte, daß Jane zuſammenfuhr, als ſie den Nähtiſch öffnete. Da lag das weiße gepreßte Velin mit Goldrändern, zierlich beſchrieben mit dem Namen „Axel Holmer.“ Die Alte ſah, daß ſie mit der Behendigkeit eines Taſchendiebes etwas unter ihrem Halstuche verbarg, ſagte nichts, dachte aber mit innerlicher Zufriedenheit: „Herr Gott, wie die Natur doch auf der Stelle ſolche freien Künſte lehrt! Iſt mein unſchuldiges Mädchen nicht im

Handumwenden ein kleiner Spitzbube geworden? Nun, Gott ſei gelobt!“

Aber Jane war ſo glücklich — ſo glücklich. — Das Blut rollte ihr ſo leicht durch die Adern, das Herz ſchlug einen ſo muntern Schlag, ſie fühlte ſich wie durchſtrömt von einer inneren, milden, wohlthuenden Wärme, und die Augen glänzten wie von Freudenthränen. Aber ſie ſollte noch glücklicher werden. Nach Tiſche Nachmittags lief ſie auf das grüne Zimmer, um ihre Karte ordentlich zu betrachten, die nicht ein abgedrungenes, abgelocktes Andenken, ſondern augenſcheinlich ein abſichtlicher Beweis war, daß er in ihrer Erinnerung zu leben wünſchte. Oben brannte es tüchtig im Ofen, denn die Alte, welche wohl vermutete, daß ſie öfter dort oben einen Beſuch ablegen würde, und des Mädchens Geſundheit der Kälte nicht ausſetzen wollte, hatte befohlen, daß das Zimmer geheizt werde, als ob es noch ſeinen Bewohner hätte. Aber Jane bemerkte es kaum, denn ſie hatte Andres im Sinne; ſie flog bloß ans Fenſter, ſetzte ſich dort hin, zog ihre Karte heraus, betrachtete ſie, küßte ſie und grübelte, wie er Gelegenheit gefunden haben konnte, ſie in ihren Nähtiſch zu legen. Endlich verbarg ſie ſie wieder an ihrem Herzen; dann trat ſie vor den Spiegel und beſahe ſich recht wohlzufrieden darin, denſelben Spiegel, der noch am Morgen ſein Bild umfaßt hatte; nickte ſich ſelber zu und ſagte: „Gute Nacht, meine ſüße Freundinn!“ Auf einmal ward ſie den Tiſchkaſten gewahr, der mußte doch auch nachgeſehen werden. Sie zog ihn heraus, — Gott was war das? — Da lag ja ein Pack neue Bücher. Da es nicht die ihrigen waren, ſie aber allein von allen Bewohnern des Schloſſes ſich mit unterhaltenden Leſebüchern beſchäftigte, ſo mußten es ja die ſeinigen ſein — Axels — der ſie vergeſſen hatte. Sie ſchlug das Titelblatt auf: „Die Schweden in Prag, von Karoline Pichler.“ Der Verfaſſerin Name war Bürge der guten Wahl. Welcher Genuß! Sie konnte nicht umhin, ſich wieder ans Fenſter zu ſetzen, und den Anfang des erſten Theils zu verſchlingen. Helene ſchien ihr wie Ida an Schönheit, wie Thora an Verſtand, wie Frau Brühl an bon ton. Sie ſeufzte, wenn ſie an ihre Gewöhnlichkeit dachte — „ihre Unbedeutenheit“ nannte ſie es. Nun kam ſie an Johanne. Aber, Gott, was war das nun wieder?

— ſie hätte ſich blind ſehen mögen, — ſie zitterte bei allen dieſen Gemütserſchütterungen, — der reizenden, ſanften, frommen Johanna Name war zart mit Tinte unterſtrichen, und darüber geſchrieben: „Julie." Jetzt konnte ſie nicht mehr leſen, — ſie brauchte ja keinen fremden Roman, — ihr eigenes Herz war ein ganzer neuer Roman; — jetzt blätterte ſie bloß alle Theile des Buchs durch, und überzeugte ſich davon, daß Johanna's Name überall mit „Julie" überſchrieben war. Endlich kam ſie am Schluß zu der Scene, wo Zdenko ſeine Tochter von Fräulein Wunſchwitz abgeholt hat und Wallenſtein in dem gewölbten Gemach ihr erklärt, daß ſie ſeine Hausfrau werden ſoll. Hier war nicht blos Johanna's Name ausgetilgt und Juliens Name an die Stelle geſetzt, ſondern auch Hynko's, und darüber geſchrie- „Axel;" — konnte es deutlicher ſein? Bedurfte es mehr, um ihr ein Glück zu verkünden, das ſie als das höchſte ihres Lebens betrachtete. „Axel oder Keinen," ſagte ſie, als ſie die Bücher in den Schub legte und den Schlüſſel abzog. „Das gelobe ich, und was ich gelobe, das halte ich."

Als ſie herabkam, wurde keine Bemerkung über ihre Abweſenheit gemacht, ſo wenig wie an den folgenden Tagen, ſo daß es ſchien, als ob ihre häufigen Beſuche in dem grünen Zimmer, ſowie ihre wachen Träume nicht beachtet würden. Die alte Frau war zwanzig Jahre jünger geworden; beſonders war ſie voll von einer gewaltigen Menge von Reformationsplanen, die ſie ohne Unterlaß mit Lundgreen beſprach, welche ſich ſtets im Gemach ihrer Gebieterinn aufhielt, wenn kein Gaſt da war. Sie beſchloß, dem alten Gärtner einen jungen Gehülfen zu geben, um den ganzen Garten umzuſchaffen; ſie bat Gott um ein zeitiges Frühjahr, weil das ganze Schloß von außen abgeputzt, und von innen gemalt und tapezirt werden ſollte. Alle Geräthe in dem zweiten Stockwerk ſollten neuen und modernen weichen. Das ſollte ſein, und Jenes ſollte ſein, und wenn Lundgreen bisweilen andrer Meinung war, brach ſie kurz ab mit einem: „Ja, das wollen wir auf ſich beruhen laſſen, bis Axel kommt." Jane verbarg ihr erröthendes Antlitz.

Den heiligen Dreikönigsabend war die Alte beſonders aufgeräumt und wie beſeſſen vom Veränderungsgeiſte. Sie aß eine gute Waſſergrütze mit Korinthen zu Abend, und legte ſich um zehn Uhr zu Bette. Gegen Mitternacht erwachte ſie von einem kitzelnden Huſten, der nicht aufhören wollte. Um zwei Uhr klingelte Jane, Lundgreen kam, die Mägde mußten aufſtehn, und Haferſuppe und Hollunderthee kochen. Um vier Uhr ward ein Wagen nach dem Chirurgus geſchickt, — um fünf Uhr war er da und verordnete eine Mixtur, die ein reitender Diener, der vor Eile mit dem Pferde beinahe geſtürzt wäre, um ſechs Uhr brachte. — Um Sieben ließ man ihr zur Ader. Bald darauf fing ſie an zu röcheln. Um acht Uhr war die Seele in ihre Heimat gegangen, und Holmedals verzweifelnde und troſtloſe Bewohner hatten nichts mehr übrig von ihrer freundlichen und geliebten Gebieterinn, als einen bleichen, kalten und lebloſen Leichnam.

Um neun Uhr war ſchon der Hardesvogt*) da mit allen ſeinen Trabanten, ſchrieb Alles auf und verſiegelte Alles. Um zwölf Uhr gingen expreſſe Boten mit Briefen an die ſämmtlichen Familienglieder ab, um den plötzlichen und betrübten Todesfall zu melden, und ſechs Tage ſpäter fanden ſich — die erſt ſo kürzlich unter ganz andern Verhältniſſen abgereiſten Gäſte wieder ein; doch dießmal keiner als die Erben: der Etatsrath, der Kommandeur, die Kammerherrinn Wittwe mit ihrem Kurator, der Propſt Herbert mit Frau, und der Generalkriegskommiſſar Balding mit Frau. Am nächſten Tage fand die Beiſetzung ſtatt in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Uneingeladenen, und der Tag wurde ſodann in geziemender Stille hingebracht. Aber folgenden Tages ſchritt man raſch zur Abnahme der Siegel, und zu einer Art von Regiſtrationstheilung, wobei es ſich zeigte, daß der Genius des Friedens von Holmedal gewichen war. Der Etatsrath, als älteſter Sohn, wünſchte, ſich in Beſitz des Gutes zu ſetzen, und bot ſeinen Miterben eine Ausgleichungsſumme, welche ſie nicht annehmlich fanden; dieſe von der andern Seite machten Forderungen, welche der Etatsrath habſüchtig und übertrieben nannte. Es kam beinahe zu Injurien, als man ſich endlich überzeugte, daß Keiner nachgeben wolle, und das Ergebniß war alſo, daß das Gut verkauft werden ſolle. Bei der Theilung des Silbers und der andern Koſtbarkeiten ging es nicht beſſer. Was der Eine haben wollte, wollte auch der Andre, und der Beſchluß war zuletzt, daß nicht bloß das liegende Gut, ſondern auch die beweglichen Güter öffentlich verſteigert werden ſollten. Der Jungfer Lundgreen ward eine Gratifikation von zweihundert Reichsthalern ausgezahlt, und ihr geheißen, auf dem Schloſſe zu bleiben und die Aufſicht über Alles zu führen, bis die Verſteigerung abgehalten wäre; dem ganzen übrigen Geſinde ward Lohn und Koſtgeld bis zum Mai ausgezahlt; und ſo konnten ſie dann alle zuſammen hingehn, wohin ſie wollten.

---

*) Harde, ein in Schleßwig noch gebräuchliches Wort für Bezirk.

Jane's Herz war bei allen dieſen Auftritten faſt gebrochen; ſie vergaß ſelbſt Axeln beinahe vor tiefem untröſtlichem Kummer. Ihre ſchmerzliche Theilnahme von dem erſten ſchrecklichen Augenblick an, ihr Jammer und ihre Klagen ſind nicht zu beſchreiben; jedes fühlende Herz wird ſich davon eine Vorſtellung machen können, und der Berichterſtatter geſteht unverhohlen, daß er Trauerſcenen nicht zu ſchildern verſteht. „Es lebe die Freude!“ iſt ſein Wahlſpruch und Alles, was Thränen in die Augen ruft, ſcheut er wie die Peſt.

[illegible] Bibl.
[illegible]

Als die Herrſchaften anfingen an die Abreiſe zu denken, bot Janen ein jeder insbeſondere ſein Haus zum einſtweiligen Aufenthalt an. Ihre Zukunft war geſichert; Frau Reuß hatte ſie in das Fräuleinkloſter zu Roeskilde einſchreiben laſſen, und die Generalinn ſie im Giſſenfeltds Kloſter eingekauft; in beiden war ſie ſchon an der Hebung, und hatte alſo, wie man ſagt, keine Noth zu leiden. — Allein zu bleiben in dem großen öden Schloſſe bei ſo beſchränkter Umgebung, das, ſahe ſie wohl ein, ging nicht an. Sie nahm alſo das Anerbieten der Frau Balding an, derjenigen von ihren Tanten, die der geliebten Todten am meiſten ähnlich war. Lundgreen beſorgte ihr das Gepäck mit Thränen und flüſterte ihr beim Abſchied leiſe die tröſtlichen Worte in's Ohr: „Der liebe Freund aus Schweden wird nicht lange auf ſich warten laſſen und dann wird Alles gut werden!“ und den nächſten Abend ging ſie bei Baldings im Bimmelſkaft zu Bette, in Guſta's und der jüngeren Schweſter Milla's Schlafzimmer, und netzte das Kopfkiſſen mit reichlichen heißen Thränen.

Aber der ſchwediſche liebe Freund ließ Nichts von ſich hören. Tags darauf nachdem er von Holmedal zurückgekehrt war, ſchickte er Karten umher: „pour prendre congé,“ und reiſte über Hals und Kopf nach ſeinem Gute Sölvitsborg, und nach einem eintägigen zu den allernothwendigſten Anſtalten verwandten Aufenthalte von da zu Graf Sahn's auf Uganäs. Aber es war als ob ihn ein Lauffeuer triebe; weder des Schwagers noch der Schweſter Bitten konnten ihn dort länger als zwei Tage halten. Auf ähnliche Weiſe beſuchte er Rufin's, und von da ging die Reiſe ohne Aufſchub nach Stockholm. Als er dort Abends ankam, beſuchte er am nächſten Morgen einen Herrn, der kurz darauf ihm einen Gegenbeſuch machte in Geſellſchaft eines andern Herrn. Bei verſchiedenen kleinen Ausfahrten, die er vornahm, um eine oder andre in ſeiner Abweſenheit getroffene Einrichtung in Augenſchein zu nehmen, kam er öfters mit dieſen beiden Herren zuſammen, was einen unerwarteten und unangenehmen Aufſchub ſeiner ſchon auf Tag und Stunde beſtimmten Abreiſe von Stockholm zur Folge hatte; bei dem ihm angekündigten Arreſt, als eine Unterſuchung gegen obenerwähnte Herren eingeleitet wurde, legte man ſeine Papiere unter Beſchlag und nahm ihm Feder und Tinte. Aber mehrere von den einflußreichſten Mitgliedern der Familie traten ſo kräftig für ihn ins Mittel, daß das Gefängniß auf Gewährleiſtung der vornehmſten Männer während der Dauer des Verhörs in Stubenarreſt verwandelt wurde; die Papiere gab man ihm nach ſtrenger Durchſicht zurück, und offener Briefwechſel mit ſeinen Schweſtern ward ihm erlaubt. Dieſen benutzte er ſogleich, und ſchrieb an die Gräfinn Lahn folgende Zeilen unter dem zwölften Februar:

„Ich brauche ſonder Zweifel Dir keine vereinzelte Beſchreibung von den letzten Tagesbegebenheiten mit Rückſicht auf mich zu geben; das Gerücht wird Dich davon ſchon unterrichtet haben. Vollkommen ruhig wegen der Folgen derſelben für meine Perſon, bin ich nichts deſto weniger in der peinlichſten Unruhe wegen des Einfluſſes, den dieſe Ereigniſſe auf mein zukünftiges Glück vielleicht haben könnten. Ich habe, liebe Schweſter, in Dänemark eine Bekanntſchaft gemacht, die über das Schickſal meines Herzens entſcheidet. Da Briefwechſel mit dem Auslande unter dieſen Umſtänden mir nicht geſtattet wird, muß ich mich Deiner Feder bedienen, um ungünſtigen Urtheilen über mich in einem Punkte vorzubeugen, der mir wichtiger iſt, als die Politik der ganzen Welt. Du mußt eiligſt an die alte Generalinn auf Holmedal ſchreiben, ihr etwas von den Verfällen auf die glimpflichſte Weiſe, doch ſo melden, daß ihr daraus der Grund meiner ſonſt unerklärlichen Wortbrüchigkeit einleuchtet, z. B. daß meine Zeugnißabgabe in einer hier obwaltenden Sache meine Anweſenheit fordert und alle meine Zeit hinnimmt, kurz ſo, daß die liebe Seele nicht darüber erſchrickt, und da ich einen Nebenbuler habe, ſo mußt Du ſie bitten, ohne Verzug Julien von meiner ihr gewidmeten Zuneigung zu unterrichten. Du weißt, Sibylle, ich ſpiele nicht mit Worten, aber ich verſichre Dir, wenn dieſes verwünſchte Intermezzo ſeine Werbung begünſtigt hat, ſo bin ich untröſtlich."

So augenblicklich wie er wahrſcheinlicherweiſe Antwort von der Gräfinn erwarten konnte, empfing er einen von den Inquiſitoren geöffneten Brief vom neunzehnten Februar zugleich mit einem eingeſchloſſenen, gleichfalls geöffneten, den er beim erſten Anblick als ſeinen eigenen, gleich nach ſeiner Ankunft in Schweden an die Generalinn geſchriebenen Brief erkannte. Das Schreiben der Gräfinn lautete folgendermaaßen:

„Mein lieber Bruder,

Armer Schelm, der Du in doppelter Gefangenſchaft ſeufzeſt! Wenn Du alſo den Stubenarreſt verläſſeſt, eilſt Du vermutlich auf den Flügeln des Dampfſchiffes nach Holmedal, um Hand- und Halseiſen anzulegen, und Dich zu ewiger Feſtungsarbeit zu verdammen unter Aufſicht des Kommandanten Kupido. Aber, potztauſend, der Herr wird gewiß böſe über meinen Scherz, und mit Kummer geſtehe ich, daß er nicht ganz an ſeinem Orte ſein mag. Die alte ehrwürdige Matrone iſt ganz unerwartet abgefahren am letztverwichenen ſiebenten Januar, und der Theilungsbeauftragte, der mir ihren tödtlichen Abgang meldet, ſchickt mit derſelben Gelegenheit, dem Wappen im Siegel zufolge, einen von Dir, einen Tag nach ihrem Ableben eingelaufenen Brief zurück, der ohne Zweifel einen ganzen Haufen zuckerſüße Grüße an den kleinen „voleur de coeur“ einſchließt. Nun freut es mich, daß ich mit eben ſo diplomatiſcher Diskretion, als ob es Lahn ſelbſt geweſen wäre, meines Geſandtſchaftsauftrags, betreffend „das Liebchen,“ mich ſo entledigte, daß das Geheimniß keineswegs entſchleiert iſt vor dem jus statutarium, das ohne mein Wiſſen die Gelegenheit wahrnahm ſeine Prokuratornaſe in mein Privatſchreiben zu ſtecken, und zur Vergeltung mir meldet, daß die ſämmtlichen Dienſtleute der Generalinn verabſchiedet ſind mit Stumpf und Stiel, und daß das Fräulein nach Kopenhagen zu einer Tante gezogen, und daß die Auktion auf den vierten März anberaumt iſt. Soweit, wie ich Dir übrigens hülfreich und dienſtlich ſein kann, haſt Du ganz zu befehlen über

Deine
Dir ergebene Schweſter.“

„Nachſchrift. Ich habe an Ulla geſchrieben, und zugefragt, ob Du, während Deines Aufenthalts bei ihr, von Deiner Herzenskriſis gegen ſie etwas haſt merken laſſen, und die Antwort „Nein“ erhalten. — Es ſcheint demnach, daß der Herr kein großes Vertrauen zu ſeinen liebenswürdigen Schweſtern hat. Wäre der geſegnete Arreſt nicht gekommen und hätte ihm das Meſſer an die Kehle geſetzt, ſo würden wir nicht eher als nach der Hochzeit etwas erfahren haben. Ich glaube, das verdient Strafe."

Mit der erſten Poſt ſchrieb Axel wieder an ſeine Schweſter:

„So lernte ich denn die edle alte Frau nur kennen, um ihren Verluſt zu beklagen. Wie wenig, wie nichtig ſind doch die menſchlichen Plane gegen das im Verborgenen waltende ungeahnte Schickſal. Ich würde ſie auf den Händen getragen, mit Julien gewetteifert haben, ihr kindliche Liebe zu beweiſen, wir würden ihr die letzten Tage verſüßt haben; aber dieſe waren ſchon gezählt, und es bleibt mir nichts übrig als die Hoffnung, daß ihr unſterblicher Geiſt die von ihr ſo geliebte ehemalige Wohnung umſchwebe, um mich ihre Spuren betreten, und verhüten zu ſehn, daß ihr theurer Staub in fremde Gewalt komme.

Dein Brief verurſachte mir eine völlig ſchlafloſe Nacht; wohin ich ſah, ſchwebte der freundliche Schatten vor mir. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie peinlich meine Gemütsſtimmung in der langen, langen Nacht war. Gott weiß, ich fürchte mich nicht vor Geſpenſtern, aber ich ſehnte mich unbeſchreiblich nach dem Verſchwinden der Nacht und Dunkelheit. Endlich brach das wohlthätige Tageslicht an und zerſtreute ein wenig die drohenden Bekümmerniſſe, die ſich um meine theuerſten Hoffnungen lagerten. Aber Hülfe — ſchnelle Hülfe iſt nothwendig. Ich leſe abermals die Zeilen Deines Briefes, meine gute Schweſter, in welchem Du mir Deine ferneren Dienſte anbieteſt. Ich muß Gebrauch davon machen, wenn ich nicht zu gewaltſamen Mitteln greifen und die Flucht nehmen ſoll, was meiner guten Sache überdieß höchſt nachtheilig ſein würde. Du mußt gleich augenblicklich nach Empfang dieſes Briefes mit dem Dampfſchiff abreiſen. Du kannſt den dritten März in Kopenhagen ſein, und die Verſteigerung von Helmedal iſt ja erſt am vierten, und mußt es mir für jeden Preis kaufen. Es würde freilich paſſender ſcheinen, dieſe Gefälligkeit der Schweſter Ulla zuzumuten, da ſie keine Mutterpflichten zu erfüllen hat; aber ihr Charakter iſt ſo unbeſtändig, daß ich ihrem ſchwachen furchtſamen Willen eine für mich ſo überaus wichtige Angelegenheit nicht anvertrauen darf. Eure Männer ſind durch ihre Geſchäfte gebunden, und Du biſt alſo der einzige Anker meiner Hoffnung. Ohne Zweifel werden auch die beweglichen Güter verauktionirt, und in dieſem Falle kaufſt Du mir alle Geräthe in dem kleinen Wohnzimmer, — in der Frauen Schlafkammer, — in dem grünen Gemach in dem andern Stock, und alles ſoll unverändert ſtehn bleiben. Ebenſo das alte Pantalon, und jedes Stück, woran die Generalinn vorzugsweiſe hing; Du kannſt die alte Jungfer Lundgreen dabei in Rath nehmen. Sodann behältſt Du dieſe, die Lundgreen; und ohne Ausnahme alle die andern alten Dienſtboten, die in des neuen Eigenthümers Dienſte treten wollen, unter denſelben Bedingungen wie bei der Generalinn. Aber vor allen Dingen, liebe Schweſter, ſuche Fräulein Julie Holmer auf. Iſt ſie im Hauſe der verwittweten Kammerherrinn, ſo halte augenblicklich um ihre Hand für Deinen Bruder an; iſt ſie aber bei einer von den Tanten, ſo — — ſo will ich es lieber ſelbſt thun.

Nun will ich verſuchen mich mit dem Troſte zu beruhigen, den das Zutrauen zu Dir und Lahn mir gewährt. Er, als ein ſo zärtlicher Vater, wird ja indeß die Sorge für die Kinder übernehmen können. Iſt aber Alles vergeblich, — ſo iſt ine bleibende Stelle mehr für mich in Skandi- avien, ſo nehme ich wieder den Wanderſtab, aber icht zur Wallfahrt durch Europa's Otternneſter, ein, nach Afrika oder Aſien, in die Wüſten und Steppen will ich mein unheilbar verwundetes Herz intragen.“ —

Nach Verlauf von vierzehn Tagen, die ſeine Leidenſchaftliche Ungeduld in ein Jahrhundert verwandelte, und in welcher Zeit der Hochverraths-Proceß raſche Fortſchritte machte, empfing er einen Brief von Sibylle, zu ſeiner Überraſchung aus Uganäs vom ſiebzehnten März:

„Ich habe nicht gekonnt, oder richtiger, nicht gewagt, Dir eher zu ſchreiben, lieber Bruder, als bis ich einige gute Nachrichten Dir mitzutheilen hatte, nachdem ich mir einige Abänderungen erlaubte, in den Anordnungen die Dein Irrſinn zuſammenſtellte. Mit Vergnügen wäre ich augenblicklich für Dich nach Kopenhagen gereiſt und hätte die Kinder mit Sicherheit in Lahns Aufſicht gelaſſen. Du trauſt ſeinem zärtlichen, treuen Gemüt wirklich nicht zu viel zu, wenn Du meinſt, daß er ſich mit aller möglichen Sorgfalt der Kleinen annehmen werde, um ſo mehr, da Elas, Hedriga und Siri doch nicht mehr ſo ganz klein ſind. Aber konnte e auch der kleinen Ulla die Bruſt geben? He, konnte er das, Axel? — Mit dem beſten Willen konnte er das nicht. Die kleine Puppe mußte alſo erſt entwöhnt werden. Ich würde auch Tante Lahn gerne gehelt haben, um Nachts bei ihr zu ſein; denn ich war bange, daß wenn Lahn ſie zu ſich ins Bette nähme, er ſie todt drücken könnte. Und alles das ließ ſich doch nicht ſo augenblicklich veranſtalten. Als ich deßhalb Deinen Brief geleſen hatte, ſchüttelte ich den Kopf und gab ihn Lahnen; als er ihn geleſen hatte, ſchüttelte er auch den Kopf und gab ihn mir zurück, und ſo las ich ihn zum zweitenmal, gab ihn wieder ihm hin, und er las ihn ebenfalls zum zweitenmal und gab ihn mir zurück, und wir wußten weder ein noch aus. Aber plötzlich ſchickte Lahn einen Expreſſen zu ſeinem Kommiſſionär Kundſen in Kopenhagen mit Carte blanche und unbedingter Ordonnance, auf der Auktion das höchſte Gebot zu thun, und wir können jetzt, in Folge eingelaufener Nachrichten, Dir als däniſchem Unterthan, qua Herren auf Holmedal, gratuliren. Die kleine Ulla iſt indeß entwöhnt und ſpeiſt mit großem Appetit ihre fünf bis ſechs Mahlzeiten täglich, Zwieback, Zucker, Butter und warmes Waſſer, — das ekelhafte Kindergericht. Die Schwiegermutter iſt angekommen, und hat es übernommen, ſie Tag und Nacht zu hüten. Lahn ſchwört hoch und theuer, daß er auf die andern Kinder paſſen will, wie auf ſeine Augäpfel, und ſo habe ich nun mein Haus beſchickt und brauche meine Rückreiſe von Kopenhagen nicht zu ſehr zu beſchleunigen. Meine Abreiſe iſt auf den ein und zwanzigſten feſtgeſetzt, und von Kopenhagen aus werde ich Dir *augenblicklich* Alles melden, was Dein Herz intereſſiren kann.

Nachſchrift. Bewußte Julie Holmer iſt nicht bei der Kammerherrinn, ſondern bei Frau Balding.“ —

Dieſe verſprochene Mittheilung empfing Axel den dreißigſten März, die in ihrem gewohnten Style ſo lautete:

„Mein guter Axel,

Verſprochenermaßen eile ich Dich von allem zu unterrichten, was Dein Herz berührt. Fürs erſte bin ich ſchrecklich ſeekrank geweſen, und meine Kammerfrau gleichfalls. Wir ſaßen jedes mit einem Schiffseimer vor uns und ſahen einander ſo barmherzig an. Man ſagt ja: „Vor Gott ſind wir Alle gleich.“ Glücklicherweiſe kamen wir doch lebendig zur Zollbude in Kopenhagen, wo ich mir gleich eine Droſchke holen ließ für mich und Beate Wettergreen, und eine andere fürs Gepäck und den Bedienten, und ſo meinen Einzug ins Hôtel Royal hielt, wo ich eine hübſche Ausſicht auf eine Seeküſte und einen Fiſchmarkt habe. Na, werde nur nicht gleich ungeduldig! Nun kommt es. — Abends ſpeiſte ich eine gute Sagoſuppe, denn ich war — — Nein, nun fange ich an, mich Deiner zu erbarmen. Am nächſten Tage fuhr ich umher bei den Holmers und introducirte mich als Couſine Lahn, jetzige Beſitzerin von Holmedal. Werde nicht bange! Es ſoll Dir ſchon zugeſchlagen werden, aber ich will meinen Spaß haben, das ſage ich Dir; ich will machen, was ich will, und die Dinge ſollen nach meinem Kopfe gehen; das mußt Du wiſſen. Als ob ich mich ſelbſt necken wollte, fing ich von hinten an und fuhr erſt zu Etatsraths, von da zu Kommandeurs und endlich zur Kammerherrinn, und ward überall mit der größten Höflichkeit empfangen. Nachmittags begab ich mich zu Generalkriegskommiſſärs, die mi ſehr gemütliche Leute zu ſein ſcheinen. Dort entdeckte ich denn ſtracks Deine Julie, außer an manchem Anderen, beſonders an dem tiefen Traueranzuge, wogegen alle die andern jüngeren Familienmitglieder ſchon die leichtere Trauer angelegt haben. Aber wie konnteſt Du Dich nur in die verlieben? Axel, ſie hat ja rothes Haar, einen Buckel auf dem Rücken, iſt blatternarbig und ſchielāugig, pfui! — Nein, ich bitte um Verzeihung: ſie hat Haare wie Goldfäden, eine Haut wie eine Pfirſich, einen Rücken wie eine Tanne, und zwei veilchenblaue Augen mit einer merkwürdigen Anziehungskraft, da ſie mein ganzes Herz unwiderſtehlich anzogen.

Während wir ſo ſaßen und Thee tranken, dienten die Erkundigungen nach dem Schloſſe, den Dienſtleuten und Geräthen mir zur unverdächtigen Veranlaſſung, mich vorzugsweiſe an ſie zu wenden, als an diejenige, welche mir darüber die beſte Auskunft geben konnte; und von einer gewiſſen Sympathie geleitet, wurden wir bald die beſten Freunde, und ſo war ich ſo ſchlau, Axelchen, aus bloßer Dienſtgefälligkeit gegen Dich eine wohlausgedachte Kriegsliſt anzuwenden, welche mir Gele-

genheit gab, ihr bis auf den Grund des Herzen
zu ſehen. Und da ſah ich denn einen gewiſſe
Grafen Holmer, der dort ausgeſtreckt lag und ſi
dehnte auf einem Lager von Roſenblättern un
Vergißmeinnichten und ſich von kleinen Liebesgö
tern bequemlich hin und her ſchaukeln ließ.

Und nun bitte ich mir aus, daß Du dire
oder indirekt mir die Verhaltungsregeln mittheil
die ich zu beobachten habe.“ —

Dieſer Briefwechſel ward ununterbrochen for
geſetzt. Sie unterrichtete Areln, daß Julie ſi
habe überreden laſſen, ſie nach Holmedal zu b
gleiten, um ihr mit Rath und That zur Ha
zu gehn, nachdem ſie zuvor beide zuſammen
einem Meublemagazin geweſen wären und ei
vollſtändige und glänzende Einrichtung eingeka
hätten. Sie fuhr fort ihn in guter Laune zu e
halten, indem ſie ſchmeichelhafte Bemerkungen üb
Juliens verborgene Liebe zu ihm einmiſchte, u
machte, daß er eine geraume Zeit nicht bloß ni
erfuhr, ſondern nicht einmal ahnte die grauſa
Spiegelfechterei, die ſie ſich erlaubte.

Julie hatte die düſteren Tage der Trauer u
des Winters in Baldings Hauſe unter Verhältniſ

verlebt, die nicht angenehmer ſein konnten. Tante Balding war eine freundliche Frau, Guſta und Mille gutmütige Geſchöpfe, die alles, was ſie vermochten, zu ihrer Erheiterung aufboten. Sie waren mit ihr umhergezogen auf dem Wall, der Börſe, Amalienborg, dem runden Thurm, kurz, an allen Orten, wohin ſie es für paſſend hielten, ein Landmädchen zu führen, das aus bloßer Zärtlichkeit es vorgezogen hatte, bei einer alten Frau zu Hauſe zu bleiben, (die ſie bald vergaßen,) ſtatt Bekanntſchaft zu machen mit Kopenhagens non plus ultra; und ſie beklagten gemeinſchaftlich ihr albernes Phlegma, das ſie an nichts Vergnügen finden ließ, ausgenommen in das Schauſpiel zu gehen, wenn Frau Heiberg ſpielte. Dann kam Leben in die todte Statüe; dann kam es ihr vor, als ob ſie das Organ aller ihrer Gefühle gefunden habe; ſie lachte und weinte, fand ein Wohlbehagen an Beiden, und fühlte ſich minder unglücklich in den Augenblicken dieſes Genuſſes.

Es gelang ihrem ſanften Gemüt, ihren Kummer am Tage zu verbergen, um nicht mit durch ihre Schwermut den Einklang der Munterkeit zu ſtören, der ununterbrochen in der Familie herrſchte, und ging auf dieſelbe Weiſe mit Etatsraths un Kommandeurs um, mit deren Tochter Thora ſi bei näherer Bekanntſchaft ſich mehr und mehr au ſöhnte. Den Umgang mit der Kammerherrin ſuchte ſie dagegen ſtets zu vermeiden, da Eduar Hofmacherei für ſie etwas eben ſo Abſtoßende hatte, wie die Kälte der Schweſtern, und wenn ſ genöthigt geweſen war, einen Abend in deren Ge ſellſchaft zuzubringen, ſo pflegte gewöhnlich di Nacht ſie wach und in bittern Thränen zu finden über das, was die ſpätere Zeit ſie kennen u verlieren gelehrt hatte. — Auch trauerte ſie ſchmerz lich bei dem Gerücht, das zur Gewißheit wurde als ſie am vierten März erfuhr, daß Kommiſſion Knudſen Holmedal mit Wald, Fiſcherei und Jag für zwei und ſiebzigtauſend Reichsthaler erſtand hatte, daß ihrer unvergeßlichen Tante Aufenthalt ort nun in fremden Händen war und daß d Spielplätze ihrer eigenen frohen Jugend wahrſchein lich ſich nun auf immer für ſie verſchloſſen. Nic ohne eine heimliche Freude hörte ſie deßhalb d ſich verbreitende Nachricht, daß das Gut per pro curationem für den Grafen Lahn in Schwede gekauft ſei. Sie wußte, daß dieſer mit der ein von Axels Schweſtern verheiratet war, und ſo blieb das Gut doch in der Familie, und es war zugleich nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ſpäter oder früher Erkundigung einziehen könne, wo und wie Axel lebe; — denn die ihm im Vaterlande begegneten Unannehmlichkeiten waren ſo zart behandelt und das Gerücht im Entſtehen unterdrückt worden, und kam deßhalb nicht über den Sund.

Eines Nachmittags am Ende des März kam Eduard zu Valdings und erzählte, daß Gräfinn Lahn in Kopenhagen angekommen ſei und ſeine Mutter Vormittags beſucht habe, und erwähnte, daß ihr nächſter Beſuch bei Generalkriegskommiſſärs ſein würde. Sogleich ward der große Saal geheizt und mehre kleine Vorbereitungen gemacht, mit denen man grade fertig war, als die Gräfinn vorfuhr. Valding eilte ihr ſelbſt entgegen, und trat kurz darauf herein, eine junge, ſchöne, ſchlanke Frau am Arm, die mit der Wortfülle, woran die ſchwediſche Sprache ſo reich iſt, ſich ſelbſt vorſtellte, ſich nach Jedem insbeſondre erkundigte, und Jedem etwas Verbindliches und Schmeichelhaftes zu ſagen wußte. Sie brauchte bloß einen einzigen Blick auf die drei jungen Damen zu werfen, um die Geliebte ihres Bruders heraus zu erkennen. Nachdem ſie ſich überzeugt hatte von der Identität dieſes reizenden Weſens mit dem Ideal, das ſie ſich von dem Mädchen gebildet hatte, welches Axel lieben könnte, ſo wünſchte ſie auch zu entdecken, welche Hoffnung er ſich machen könne. Sie wandte ſich deßhalb an Jane während des Theetrinkens mit einer ganzen Menge von Fragen nach dem Schloß, den Dienſtleuten, der Länge des Wegs dahin und ſo weiter, und äußerte wie abſichtslos, daß ſie gerne zur Auktion hergereiſt ſei, aber die Reiſe habe aufſchieben müſſen, um bei der Hochzeit ihres Bruders gegenwärtig zu ſein. Da ſie ſelbſt eine von jenen ſtärkeren Naturen war, die alle Gemütserſchütterungen bewältigen können, fühlte ſie eine Freude, als ſie Janen bei dieſer unerwarteten Zeitung wie eine Sterbende erbleichen ſah.

„Hat Graf Axel Hochzeit gemacht?“ fragte Frau Balding mit unverſtellter Verwunderung.

„Ja,“ antwortete Sibylle, „mit Comteſſe Piper.“

„Wann iſt die Partie zu Stande gekommen?“

„O, ſie haben ſich von ihrer erſten Kindheit an geliebt und verſprochen,“ antwortete der Schalk;

„Und davon ließ er nichts merken, als er im Winter hier war. Dann war es auch wohl deßwegen, daß er ſo eilte, und nicht einmal perſönlich von uns Abſchied nahm."

„Nun freilich, die Verliebten ſind ja nur halb bei Sinnen. — Aber, ich werde bei Miniſters ſoupiren, und da möchte es wohl Zeit ſein. Ich nehme meine lieben Couſinen in Anſpruch, mich morgen zu kopenhageniſiren; und hoffe, daß die Tante es mir nicht abſchlägt, um zwölf Uhr bei mir zu dejeuniren, damit wir den Tag benutzen können."

Als ſie ſich empfohlen hatte, war nur Eine Stimme über ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit. Man fand, daß ſie Axeln glich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern, ausgenommen, daß ſie lebhaftere Farbe und keinen Bart hatte. Jane dankte Gott, als ſie in ihrem Bette lag und von der peinlichen Gewalt befreit, womit ſie ihren Schmerz hatte verbergen müſſen, ſich allen den Gefühlen hingeben konnte, die ihr Herz zerriſſen. Sie dachte, welch ein Schatz das treue Herz ihrer guten alten Tante in dieſen betrübten Augenblicken ſein würde, wo ſie mit ſo vieler Sicherheit ihr

Leid hätte niederlegen, und lindernden Troſt hätte empfangen können. Endlich fingen die Thränen an zu fließen, und als dieſe ſich erſt Luft gemacht hatten, waren ſie nicht mehr zu ſtillen. Kein Schlaf wollte ſich ihrer erbarmen. Sie ſtand deßhalb auf noch in der Dunkelheit, öffnete das Fenſter und ließ die friſche Morgenluft ihre brennendheißen Augen kühlen. Der Nachtwächter war noch auf ſeinem Poſten; die Stille der Nacht herrſchte noch lange in den leeren Gaſſen. Sie ſah hinunter auf den Amagmarkt, deſſen öde Ruhe geſpenſterartig abſtach gegen den wilden Lärm, welchen dieſer Platz bei Tage hervorruft. Sie ſah hinüber nach der Heiligengeiſtkirche und dachte, wie manche Herzen dort ausruhen, die vielleicht eben ſo bittre Thränen geweint hatten wie ſie in dieſer Nacht, und Troſt fanden in dem Gedanken, daß das Leben auf Erden nicht ewig ſei. Und doch war ſie nah daran ihr Thränenweihopfer von neuem zu beginnen, da ſie ſich ſo allein ſah, nun auf immer allein; aber ſie überlegte, daß die rothgeweinten Augen ihre Verräther werden würden, und verſuchte allerlei Künſte, dieß zu verhindern. Sie hauchte auf ihr Taſchentuch und hielt es ſich vor, ſie badete ſie in lauer Milch, die ſie ſich von dem Stubenmädchen geben ließ, als ſie aufſtand; und als es wirklich Tag geworden war, hatte ſie den Troſt, ihre Bemühungen mit einigermaßen glücklichem Erfolg gekrönt zu ſehen.

In den folgenden Tagen wußte die Gräfinn es ſo zu machen, daß ſie beinahe unzertrennlich waren. Der Vorzug, den ſie unverkennlich Baldings Hauſe gab, ſchmeichelte dieſen nicht wenig, und ſie wußte es dahin zu bringen, daß man jeden Wunſch, den ſie nur äußerte, zu erfüllen ſuchte, wie ſie denn bei ihrer einnehmenden Anmut überall eine Art von Despotie über ihre Umgebungen ſich zu erwerben vermochte. — Sie hatte bei einigen Fêten, welche ihr zur Ehre in der Familie veranſtaltet wurden, Gelegenheit gehabt Julien in Geſellſchaft mit Eduard zu beobachten, und ſahe leicht, daß Axel von ihm nichts zu fürchten habe; ſie durchſchaute auch den Schleier der Ergebung, in welchen das junge Mädchen ihren Gram hüllte und gelobte ſich, ſie ewig und zur Vergeltung für den kurzen Kummer, den ihre tolle Laune ihr verurſachte, deſto inniger zu lieben. Aber dieſe romanhafte Poſſe fahren zu laſſen, das vermochte ihr vom Glücke verzärtelter Eigenſinnn nicht. Das Einzige, was ihr ein wenig Unruhe verurſachte, war die Bemerkung, daß ein Lieutnant H*** im Seeetat, der häufig in des Kommandeurs Haus kam, ein junger Mann, der im Weſentlichen viel Ähnlichkeit mit Axeln zu haben ſchien, Janen mit einem gewiſſen Entzücken, mit einer gewiſſen Begeiſterung im Blick betrachtete, was auf eine wachſende Zuneigung hindeutete; und da ſie ſich bewußt war, daß ſie durch ihre erdichtete Nachricht von Axels Vermählung jede Hoffnung in dem Herzen des armen Mädchens vernichtet haben mußte, ſo war es wohl natürlich, daß die Beſorgniß bei ihr entſtehen mußte, es ſei nicht unmöglich, daß die Huldigung eines edlen jungen Mannes einen der Angelegenheit ihres Bruders ſchädlichen Eindruck hervorbringen könne. Um alſo ſein Glück nicht auf das Spiel zu ſetzen, bemächtigte ſie ſich Janens gänzlich; ſie mußte ſie begleiten in Meubelmagazine, Läden, und wo ſie nur Einkäufe machte, und unter beſtändigen Erkundigungen nach Höhe, Breite, Belegenheit und Benutzung der Zimmer, gelang es ihr, Janens Geſchmack zu erforſchen und ſich danach zu richten. Selbſt bei Marſchall, wo ſie, als vollkommene Flügelſpielerinn, mehrere Inſtrumente prüfte, kaufte ſie eins für einhundert und vierzig Speciesthaler, weil Jane ſagte: „die Töne klängen wie Geiſterſtimmen aus einer beſſern Welt,“ als ſie ſah, daß ſie wider Erwartung raſch alles in Ordnung gebracht hatte (denn in Kopenhagen kann man ja Alles, was man will, bekommen, wenn man Geld hat), beſtimmte ſie ihre Abreiſe nach Holmedal auf den Sonntag, den ſiebenten April, und rückte nun mit der Zumutung heraus: daß Couſine Jülie „ihr das Opfer bringen“ und „ihr die Freundſchaft erzeigen“ und „ihr die Gefälligkeit nicht abſchlagen werde,“ ſie auf eine kurze Zeit dorthin zu begleiten, da ſie ohne ihren (Janens) Rath und Leitung in der größten Verlegenheit ſei.

Ungeachtet Jane nicht von weitem den Zuſammenhang ahnte, und wirklich jede Hoffnung aufgegeben hatte, wozu ſich ihr junges Herz hatte verleiten laſſen, konnte ſie doch nicht umhin, Sibyllens Liebe zu erwiedern. Der Gräfinn ſchlagende Ähnlichkeit mit Areln, ihre gutmütige Ausgelaſſenheit, ihr ſchmeichelhaftes zärtliches Benehmen und ihre geiſtreiche Unterhaltung machten ſie zu einer weitanziehenderen Geſellſchaft für Janen, als alle übrigen, die ſie kannte, oder achtete. Die Sehnſucht Holmedal und Lundgreen wiederzuſehen, trug auch dazu bei, ſie Sibyllens Wunſche geneigt zu ſtimmen, und nachdem ſie der Form wegen die Tante Balding um Einwilligung gebeten hatte, erklärte ſie ſich willig mitzureiſen.

Den anberaumten Sonntag früh um ſechs Uhr (denn man wollte die Reiſe in Einem Tage machen,) hielt die Gräfinn in ihrem gelblackirten Landauer vor Baldings Hauſe im Bimmelſkaft, um Janen abzuholen, und dieſe kam herunter in Guſta's und Mille's Geſellſchaft, welche beide verſprechen mußten, im Sommer nach Holmedal zu kommen. Jungfer Beate Wettergreen hatte auf einem Poſtwagen Platz genommen, um Aufſicht zu führen über die Sachen der beiden Damen, ſowie über eine ganze Menge von andern, feinen und zerbrechlichen Artikeln, welche eingepackt waren; und der Kommandeur hatte verſprochen, die übrigen Einkäufe zur See bis Korſöer zu beſorgen, von wo ſie dann zu Lande weiter gehen ſollten. — Sibyllen war ein Stein vom Herzen gefallen, als ſie aus dem Weſterthor rollten, denn geſtern hatte Lieutnant H*** (wie ſie erfuhr zum erſtenmal,) bei Baldings Beſuch gemacht, und obgleich die Wirthinn nach ſeinem Weggange geäußert hatte, daß es die jungen Mädchen wären, denen der Beſuch gelte, ſo wußte Sibylle nur zu gut, welches von den jungen Mädchen der Magnet war, und dankte Gott, daß Jane ſo viel zur Reiſe zu beſorgen und vorzubereiten hatte, daß er kaum Gelegenheit fand, ſie zu begrüßen. Aber mit Grund nahm ſie an und befürchtete ſie, daß dieß der erſte Schritt ſei zu einem Vorhaben, das ihres geliebten Bruders Lebensglück vernichten und ihr ſelbſt eine unheilbare Reue bereiten könnte.

Jetzt dagegen, da ſie das Kind ganz unter ihre Flügel genommen hatte, fand ſie es zweckmäßig, dem ungünſtigen Eindruck entgegenzuarbeiten, den die Nachricht von Axels vermeinter Untreue hatte verurſachen müſſen. — Es war in dieſem Frühjahr ein beiſpielles ſchönes Wetter. Die Luft wiederhallte vom Lerchengeſang, und die Felder, von der ſchon ſtark wärmenden Sonne beſchienen, prangten mit verjüngter lichtgrüner Decke. Stellenweiſe ſah man ſchon Schafheerden, und in den

Bauerngärten waren die Stachelbeerbüſche vollkommen ausgeſchlagen. Es iſt wunderbar, wie der Anblick der neuerwachten Natur und die Ausſicht auf die Nähe der warmen Jahreszeit alle lebenden Weſen zur Freude ſtimmt; aber für die arme Jane war Leben und Natur gleichſam ausgeſtorben, und es war ihr eine ordentliche Plage, ihre melancholiſchen Gedanken durch ein Ja und Nein auf Sibyllens unverſiegende Redſeligkeit zu unterbrechen. Aber die Schlaue wußte bald ihre Aufmerkſamkeit zu wecken, indem ſie das Geſpräch auf ihre, (Sibyllens) Kindheitsjahre hinleitete, was ihr Gelegenheit gab, Axels Charakter mit den glänzendſten Farben zu ſchildern, und hundert Anekdoten aus dem Vaterhauſe zu erzählen, die ihn von einer für Janen neuen und ungekannten Seite darſtellten, aber ihn nichts deſto weniger einen bezaubernden Anſtrich des Schelmiſchen, Ausgelaſſenen, Muntern und Scherzhaften gaben. „Aber,“ fuhr die Schweſter fort, „jetzt hat er ſich ganz verändert; jetzt iſt er ſchwermütig und melancholiſch, oder mit andern Worten ſtumm und dumm. Wir glaubten erſt, daß es Betrübniß über des Vaters Tod ſei, die ihn verſtimmte; aber, lieber Himmel, das iſt mehr als ein halb Jahr her, und wir Andern haben auch Leid getragen, nur Alles muß ein Maaß haben! Es muß ja ein großes Troſt für uns ſein, zu wiſſen, daß wir unſern Ältern Freud' und Wonne machten, ſo lange es ihnen der Himmel erlaubte, auf Erden zu wallen, und vor Allen hat Axel ſich mit dieſer Gewißheit zu tröſten. Wozu alſo dieſe troſtloſe Unzufriedenheit? dieſe verzweifelten Geberden, womit er mich bisweilen das Herz im Leibe zittern machte, wenn ich ihn unbemerkt belauſchte! dieſe inhaltloſen Ausrufe: „Ich bin der unglücklichſte Menſch,“ — „für mich iſt keine Freude auf Erden mehr,“ und ſolcher Unſinn, der ja gar keine Bedeutung hatte, und den ich ihn mehrmals ausrufen hörte, wenn er ſich allein glaubte. Weißt Du was, Couſine? Bisweilen glaubte ich, daß er eine Liebſchaft außer Landes habe, und wäre die Großmama nicht ſo alt geweſen, ſo hätte ich wahrhaftig geglaubt, daß ſie es ſei; denn er war ganz außer ſich, wenn er von der alten Frau ſprach. Aber ſoviel weiß ich: er war ein jämmerlicher Bräutigam, und wäre ich Julie Piper geweſen, ſo glaube ich, daß ich ihn hätte laufen laſſen.“

„Heißt ſie Julie?“ fragte die arme Jane ganz mutlos. Mit glühenden Wangen und ſchlagendem Herzen hatte ſie dieſe ſeine Rechtfertigung gehört. Sie fühlte ſich wunderſam getröſtet bei ſeinem Schmerz und bei dem Gedanken, daß er doch nicht eines von Fräulein Hoſtons „Ungeheuern“ ſei, und nicht frech und leichtſinnig ſeinen Scherz getrieben habe mit ihrer erſten heiligen Zuneigung, ſondern vielmehr ein unglücklicher junger Mann, der, hingeriſſen von einem unfreiwilligen Eindruck, nicht Stärke genug beſeſſen habe, dieſen zu verbergen, und nichts deſtoweniger, das Wort des rechtſchaffenen Mannes heilighaltend, genöthigt geweſen ſei, eine ältere Verpflichtung zu erfüllen. Aber da ſie hörte, daß ſeine Braut „Julie“ heiße, ſtürzte ihr Luftſchloß zuſammen. Vielleicht galt alſo ſein leidenſchaftlicher Ausdruck, und der himmliſche Wohllaut, womit er den Namen „Julie“ betonte, eben ſo ſehr der Abweſenden als Gegenwärtigen. O — ja gewiß — er war „ein Lovelace,“ — „ein Don Juan,“ — „ein Ungeheuer.“

Ihr Herz befand ſich gleichſam auf einer Schaukel, und das war gerade Sibyllens Abſicht, in deren Plan es lag, ihr die Hoffnung zu benehmen, um ſie, wie man ſagt, in Athem zu erhalten; und gleichſam wie man einem Kinde eine Kleinigkeit gibt, um damit zu ſpielen, wenn man genöthigt iſt, ihm etwas Koſtbares wegzunehmen, das es gefaßt hat, und das die Umſtände verbieten, ihm zu laſſen. „Ich bin ſo ſchläfrig,“ ſagte ſie plötzlich, und legte den Kopf in die Wagenecke. „Ich bin ſo früh wach geweſen; ich glaube, ich werde einſchlafen,“ und nun vertiefte ſie ſich in wahnſinnige Phantaſien, ſtrafbare Wünſche, welche ſie ſelbſt verabſcheute, glühende Sehnſucht, die ſie mit Schmerz bekämpfte; und plötzlich kam ſie auf den unerträglichen Gedanken, daß er vielleicht eine ganz andre Julie gemeint habe. So ſchaukelte ihr Herz auf und ab, bald empor, wenn die Liebe ſiegte, bald hinunter, wenn die Erbitterung Meiſter wurde.

Aber Sybille, welche wohl merkte, daß ſie nicht ſchlief, obwohl ſie die Augen geſchloſſen hatte, war nicht der Meinung, ſie dieſen Grübeleien lange zu überlaſſen. Nachdem ſie ſie eine Zeitlang lächelnd betrachtet hatte, nahm ſie den Zipfel ihres Shawls und kitzelte damit die ſcheinbar Schlafende unter die Naſe. Erſchrocken fuhr Jane in die Höhe. „Verzeihe, Couſinchen,“ ſagte

Sibylle mit verſtellter Theilnahme, „wenn ich Dich nicht länger ſchlafen laſſen darf; denn Du träumteſt gewiß erſchreckliche Dinge, ſelbſt von meinem Bruder, denn Du ſagteſt einmal ganz laut im Schlaf: „Axel!“ — Jane ward ſo roth wie ein Feuer und dachte: „Gott, ſollte ich mich ſo vergeſſen haben?“ und nahm ſich vor, erſt in der Nacht und Einſamkeit ſich ihrem Nachſinnen wieder zu überlaſſen.

Die Weiterreiſe lief angenehm ab unter fortgeſetzten vertraulichen und unterhaltenden Geſprächen. Jane mußte von der Tante erzählen, von ihren andern Verwandten, von ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen; und Sibylle, ihr an Alter und Weltkenntniß überlegen, unterhielt ſie mit tauſenderlei anziehenden Beſchreibungen von ihres Vaterlandes Sitten und Gebräuchen, von Lahn und „den ſüßen Kinderchen“ und wie hochgeachtet der däniſche König bei der ſchwediſchen Nation ſei, und von den ſtets zunehmenden freundſchaftlichen Verhältniſſen, unter welchen Dana und Svea ſich die Hände über den Sund einander zureichten. — Im Poſthaus zu Ringſted aßen ſie zu Mittag, in Krebshauſen tranken ſie Thee, und gegen Mitternacht kamen ſie auf Holmedal an, wo

Lundgreen zitternd und bebend die, ihrer Verſtellung zufolge, fürchterlich vornehme ſchwediſche Gräfinn erwartete. Aber ihre Freude, ſo unerwartet Janen wiederzuſehen, die in ihre Arme flog, hätte ſie beinahe den ſchuldigen Reſpekt vor des Schloſſes nunmehriger hochgebietender Herrſcherinn vergeſſen laſſen. Doch faßte ſie ſich endlich und neigte ſich dreimal tief zur Erde. „Wer iſt das?“ ſagte Sibylle zu Janen. „Iſt das die tugendſame Mamſell Lundgreen, deren Ruhm in der Kochkunſt bis nach Schweden gedrungen iſt?“ Lundgreen neigte ſich wieder. „Ja,“ antwortete Jane herzlich, „das iſt die gute alte Lundgreen, meiner geliebten Tante treue Dienerinn. O Elſe, wo iſt nun Deine Frau?“ — „Sie iſt ja hier bei uns, Fräulein Juliane!“ ſagte Lundgreen, und faltete ihre Hände andächtig. „Gott ſei bei uns!“ rief Sibylle, „macht mich nicht bange! Laßt uns lieber ſehen, womit die bebende Mamſell ihren Gäſten aufwartet.“ — Sie nahm den Deckel von der Terrine, die eben hereingebracht war. „Eine Weinſuppe! — vortrefflich! Die wird mir behagen, und die Mamſell dazu. Kommt, Couſine Julie, Jungfer Lundgreen!“ — „Gott bewahre mich, Ihro Gnaden!“ antwortet Lundgreen, und neigt ſich tief. „Was ſoll das bedeuten?“ rief Sibyll „kommt nur, und laßt die Suppe nicht ſteif werden! Nun wollen wir eſſen, und dann uns ſchlafen legen, und morgen genauere Bekanntſchaf machen.“

Lundgreen ſetzte ſich nieder, ſo ſteif wie ein Pfropfen, und koſtete von der Suppe, ſah aber mit großer Zufriedenheit, daß die Gräſinn einen Teller nach dem andern leerte. Nun war die Mahlzeit vorbei und man dachte an die Nachtruhe. Aber als Sibylle hörte, daß Lundgreen das Schlafzimmer der Verſtorbenen für „Ihro Gnaden“ eingerichtet habe, rief ſie wieder: „Gott ſei bei uns!“ und verſicherte, daß es ihr unmöglich ſein würde, dort einzuſchlafen. „Was iſt das für ein Zimmer, das grüne?“ fragte ſie. „Das iſt das, worin Ihro Gnaden Bruder dieſen Winter logirt haben,“ antwortete Lundgreen. „So will ich dort ſchlafen,“ fuhr Sibylle fort, „und das liebe Julchen ſchläft dort auch, wenigſtens die erſte Nacht, denn ich bin gräßlich abergläubiſch und vor Geſpenſtern ſo bange wie ein Haſe.“ — Mit ſiegender Beredſamkeit räumte ſie Janens Einwendungen aus dem

Wege, und ſtopfte der alten Haushälterinn den Mund, die in aller Demut äußerte, daß es dort oben eiskalt ſei, mit dem Befehl, tüchtig einkacheln zu laſſen, ſie wolle lieber ein halbes Stündchen warten.

Während nun Lundgreen gewärmte Betttücher oben für das andre Bett beſorgte, und das in Eile angezündete, reichlich flackernde Feuer im Ofen das Gemach wenigſtens nothdürftig erwärmte, fragte Sibylle die in Gedanken verlorne Jane, indem ſie auf das Pantalon zeigte: „Was iſt das für ein langes Spektakel?“ — Jane lächelte und antwortete, daß es das Klavier ſei, auf welchem ſie das bischen Muſik gelernt habe, was ſie könnte. Sibylle hatte es ſchon geöffnet und präludirte mit ihrer kunſtfertigen Virtuoſität, während ſich Jane auf dieſelbe Stelle hinſetzte, wo Axel jenes Abends bei ihr geſeſſen hatte, und weinte ſtille, heiße Thränen, indem die Gräfinn ſang:

Vergiß mein nicht, wenn in Vergnügens Schooße
Du fröhlich ſchwelgſt, indeß mich Leid verzehrt!
Vergiß mein nicht bei Unglücks hartem Stoße,
Nicht mutlos, wenn dein Weg der Blumen auch entbehrt!
Und wenn die Freuden dich zu ſchmeichleriſch beſuchen,

Der Neuheit Reiz dein treueſt Herz verſuchen,
Denk meines Trauerblicks, der mahnend ſpricht:
Vergiß mein nicht — vergiß mein nicht!

Aber als ſie Janen weinen ſah, ſprang ſie hurtig in einen andern Ton über und ſang:

Wer, wer kauft mein Herz? ihr Weibchen!
'ſ brennt im Liebesſtrahl.
Nun zum erſten! Bietet, Täubchen!
Und zum andernmal.

Ich bekomm's, ich hab' geboten! —
Leis 'ne Frau es ſpricht.
Kontreband' iſt ſtreng verboten,
Und du brauchſt es nicht.

Wittib ruft: Mir wird es paſſen,
Brauche ſehr 'nen Mann. —
Nicht doch, dir kann ichs nicht laſſen;
Probe geht nicht an.

Endlich kommt noch ein Matrönchen:
Schlag' es mir nur zu!
Was du willſt, ich geb's, mein Söhnchen!
Baares Geld kriegſt Du.

Nimm mein Herz, du gutes Trullchen,
Ach es war bankrott;
Aber ſchwer iſt dein Schatullchen,
Und du machſt es flott.

Jetzt kam Lundgreen und meldete, daß, wenn die gnädige Gräfinn vorlieb nehmen wolle mit dem, was in aller Eile habe bewerkſtelligt werden können, ſo ſei nun Alles bereit. Sibylle ſchlang ihren Arm um Janen und ging mit ihr die breiten Treppen hinunter und die lange Gallerie entlang, und trat dann in das für ſie wie für Janen anziehende Gemach. Hier fürchtete Sibylle keine Geiſter mehr, aber Jane ward von ſo viel Geiſterhaftem, ſo manchen Erinnerungen und Schattenbildern umſchwebt, daß ſie die Nacht ſchlaflos zubrachte, während Sibylle ruhig ſchlief.

Den nächſten Morgen machten beide Couſinen, in ihre Tartarmäntel gehüllt, einen Gang im Garten, und als ſie zurückgekommen waren, fing die Gräſinn an alles anzuzeichnen, was ſie den Auftrag gehabt hatte käuflich zu behalten. Lundgreen war ſehr verwundert, als ſie die Gräſinn im Verzeichniß bei dem Pantalon einen Strich machen ſah. „Wollen Ihro Gnaden das alte Hackebrett kaufen?“

„Du magſt ſelbſt ein altes Hackebrett ſein,“ antwortete die ſtets heitere Sibylle. „Ich will es haben, weil ich den erſten Abend, da ich in Holmedal war, darauf geſpielt habe; ich will die Möbeln im grünen Zimmer haben, weil ich dort die erſte Nacht ſchlief, und ich will Dich dazu haben, weil Du mir die erſte Weinſuppe, die ich hier aß, gemacht haſt," und nun fragte ſie Lundgreen, ob ſie in ihrem Dienſte bleiben und das Haus verwalten wolle, wenn die Herrſchaft ſich in Uganäs aufhielte. Bis zu Thränen gerührt, nahm die Jungfer das erwünſchte Anerbieten an, und übernahm es ſeelenvergnügt, die übrigen Dienſtboten von dem unerwarteten Glücke zu unterrichten, das ſich ihnen von ſelbſt darbot. Obgleich Einige ſchon einen andern Dienſt gefunden hatten, ſo ſtanden ſie doch nicht an, einen vierteljährlichen Lohn aufzuopfern, um nur an den ſo lange Jahre ihnen bekannten und von ihnen geliebten Ort wiederzurückzukehren, und der erſte Mai war wie ein Familienfeſt, indem ein Dienſtbote nach dem andern ankam, um ſeine gewöhnlichen Verrichtungen zu übernehmen.

In dem erſten ruhigen Augenblick, als die Gräfinn Briefe nach Schweden ſchrieb, fragte Lundgreen die geliebte Jane: „Na, mein allerliebſtes Herzensfräulchen, wenn können wir nun Graf Helmern erwarten?"

„Nie," antwortete Jane düſter.

Die Jungfer war wie vor den Kopf geſchlagen. „Wie ſoll ich das verſtehn?“

„Das iſt ja leicht zu verſtehn, liebe Elſe! Der Graf hat vor Kurzem ſich in Schweden verheiratet, und Du kannſt wohl denken, daß er da zu viel zu thun hat um — — —“

„Hat ſich verheiratet? — O der Böſewicht!“

„Wie kannſt Du ſo ſprechen, Elſe? Aber ich will nicht thun, als ob ich Dich nicht verſtände, und unter der Bedingung, daß Du zum letzten mal dieſen Punkt erwähnſt, will ich ſogar ganz aufrichtig mit Dir davon ſprechen. Du weißt, meine Vorſtellungen von dem männlichen Geſchlecht waren grade nicht ſehr parteiiſch. Axel kam mir wie eine himmliſche Ausnahme vor. Er redete eine Sprache und brauchte Ausdrücke, die ich in meiner Unerfahrenheit mißverſtand und, mir ſelbſt ſchmeichelnd, ſie für ſeines Herzens aufrichtige Meinung hielt. Aber vielleicht war es auch keine Falſchheit, vielleicht iſt es das gewöhnliche Geſchwätz, deſſen Herren bei weniger Achtung vor uns Frauenzimmern ſich gegen jedes junge Mädchen bedienen, das aber klügere Mädchen, als ich Arme damals war, ins eine Ohr hinein und zum andern hinausgehn laſſen. Ich unglückliches Geſchöpf, erlaubte dagegen einigen von dieſen Redeblumen in mein Herz hinein zu ſchlüpfen und dort Wurzel zu ſchlagen; und es koſtet mir nun viel Mühe und Noth, liebe Elſe, ſie auszureißen; aber nicht davon zu ſprechen iſt das beſte Mittel. Ich bin außerdem in dieſem Winter entſetzlich klug geworden. Es iſt, als wäre ich mit einem Satze über alle die frohen Jugendjahre hinweggeſprungen und hätte das Alter der Mündigkeit erreicht. Laß es nun gut ſein, meine treue Alte! Wo haſt Du die Bücher, die ich Dir überlieferte?"

„Sie liegen in meiner Schublade," antwortete Lundgreen, und trocknete ſich die Augen mit ihrem Taſchentuche.

„Du kannſt ſie mir einmal geben, wenn Sibylle Briefe ſchreibt, und ich keine Unterbrechung zu fürchten habe. Ich will ſie doch durchblättern, — aber was fällt mir ein? — — Nein, ich will ſie nicht ſehn — — es war eine andre Julie und ein andrer Axel als der Axel und die Julie, welche ich mir dachte. Nein, packe ſie nur ein, und wenn er hieher kommt, was wohl einmal geſchieht, wenn ich fort bin, ſo übergib ſie ihm und ſage, daß Du ſie fandeſt, als er abgereiſt war, in dieſem Tiſchkaſten — ſiehſt Du, hier in der Ecke.“

„Ach Gott, Julianchen, wenn Sie nicht hier bleiben, mag ich auch nicht hier ſein.“

„Ja, Elſe, daß mußt Du doch. Du kannſt ja bei Deinem Alter keine beßre Verſorgung finden, denn Sibylle iſt die Güte ſelbſt, und Du wirſt zum Theil hier wie Frau im Hauſe ſein, denn ſie ſind gewiß oft abweſend, und ſo kann ich doch vielleicht einmal kommen und Dich beſuchen, und zur Tante gehn in die Kapelle. Jetzt gehe ich, wenn die Auktion vorbei iſt, zuerſt wieder zu Baldings. Onkel Nicolai hat es übernommen meine Kloſterangelegenheiten zu beſorgen, und auf den Herbſt habe ich Hoffnung nach Roeskilde zu kommen.“

„Ach, Julianchen, die ſelige Generalinn ſtarb mit der Gewißheit, daß Axel Ihr Freund und Ihre Stütze ſei, denn er hat ja um Sie gefreit bei ihr, das weiß ich.“

„Glaubſt Du? Nun wohl! ſo iſt er einer von jenen ſchwachen Männern, die ſich jedem Eindruck hingeben. Vielleicht hat er ſchon früher ſeine Braut hundertmal im Auslande vergeſſen; wer weiß, um wie viele er gefreit hat, wie Du ſagſt. Glücklicherweiſe kehrte er doch auf den Weg der Ehrlichkeit zurück, als er ſie wiederſah, und erfüllte ſeine Pflicht. Und nun Nichts mehr davon, Elſe, wenn Du mich lieb haſt. Es ſchmerzt mich, davon zu ſprechen."

„Ach, nun habe ich keine Freude mehr auf Erden; erſt war Er ſo, nun iſt Sie eben ſo. Es iſt ſo ſüß und ſo glatt, aber falſch wie Schaum auf dem Waſſer." Und wirklich war Jungfer Lundgreen wie verwandelt. Sie erfüllte der Gräfinn Befehle mit Genauigkeit, aber ohne die Freude und Munterkeit, die die alte Perſon am erſten Tage verjüngten. Sibylle that, als ob ſie nichts merkte.

Der Reſt des Aprils verging ziemlich unruhig wegen der Auktion und der vielen Menſchen, welche dieſe herbeizog, als auch wegen der vielen Handwerksleute, welche die unermüdliche Sibylle zur äußern und innern Verſchönerung des Schloſſes annahm. In dieſer Zeit ſchrieb ſie an ihren Bruder folgenden Brief:

„Ich habe alle Befehle des Herrn erfüllt, ſo daß Lebendes und Lebloſes in meiner Macht iſt, ſeinen Wünſchen zufolge, und er kann nun ſagen wie Cäſar: veni, vidi, vici. Aber das hat mir nicht wenig Mühe gekoſtet, und ich darf mir deswegen wohl auf eine kleine Belohnung Hoffnung machen. Du mußt wiſſen, Axelchen, ich habe mir die Freiheit genommen, Deiner Julie einzubilden, daß Du Dich in Schweden verheiratet haſt, und das hat ſie ein bischen blaſſer gemacht, was ihr gut ſteht. O, ich kann ſehen, wie wütig Du in dieſem Augenblick wirſt; Du biſt im Stande zu beten, „daß mich tauſend Teufel holen mögen!“ aber geh in Dich und geſteh, ob das nicht das Mindeſte iſt, das ich dafür fordern kann, daß ich fern von Mann und Kindern und Haus in einem fremden Lande umherziehe und alten Plunder erſtehe, ſo daß die Gräfinn Lahn zur Fabel der Leute wird in der Umgegend. Und denke nur daran, um wieviel größer die Freude ſein wird, wenn ſie nun erfährt, daß ihr Seladon ſeiner Phillis treu iſt, und daß die Hochzeitsgeſchichte nur eine Brezel war zum Einbrocken in die Suppe aus der Backſtube der luſtigen Sibylle.

Dein Liebchen hat übrigens gewaltig viel Talent für das Schwediſche, denn ſie ſchnappt alle

meine Lieder auf, wenn ſie ſie nur einmal hö
aber beſonders die alten Reime:

Mein Freund, ich rufe Dich,
Hier haſt verlaſſen mich,
Hier ſollteſt kommen.
Hörſt nicht der Klage Schall,
Nur Echo's bangen Hall
Hab' ich vernommen. —

die ſingt ſie mit ſchmelzender Stimme. Auf d
Pantalon zu ſpielen, dazu kann ich ſie nicht bri
gen; aber auf dem neuen Fortepiano phantaſirt
mit Gefühl und Kraft. Abends ſetzt ſie ſich dav
wenn der Mond durch die hohen Linden zum Fe
ſter hineinſcheint, und ſchlägt zum Beiſpiel a,
e, h, gis, e an, dann antwortet die linke Ha
mit dem EAkkord, und ſo gehts durch AMoll
CDur, und von da durch CMoll in EsDur,
letzt mit dem Dominantenakkord in AsDur üb
und lockt eine Naturmuſik hervor, die eine Va
ationen iſt auf das Thema: Axel! — Axel! —
Axel! — ſo daß ich mehrmals mich hinter ſie g
ſchlichen, und ſie umarmt, und die ſchönen th
nenbethauten Augen geküßt habe. Daher kom
bald, Brüderchen! ich bin meiner Duennaro
müde, und zu meiner Freude ſehe ich aus d

letzten Nachrichten von Hauſe, daß Alles wohl iſt; daß die kleine Ulla ſich losgelaſſen hat und allein geht, und daß der große Axel auch bald ohne Leitband gehn kann, das heißt, wohin er will.“

Mit umgehender Poſt erhielt ſie mehrere Briefe aus Schweden, und darunter einen mit der Überſchrift: An Fräulein Julie von Holmer. Sie erkannte gleich Axels Hand und Siegel, nahm alle Briefe zuſammen und lief damit auf ihr Zimmer. Hier warf ſie blos einen Blick in Lahns Brief, und ſah, daß zu Hauſe Alles wohl ſtand, und darauf erbrach ſie raſch des Bruders Brief an Julien. Es wehte durch und durch der feiner würdige Ton der Zärtlichkeit und Achtung; mit einer Miſchung von Bitterkeit und Schmerz beklagte er Sibyllens wider ſein Wiſſen erdichteten Einfall, ſchilderte mit Innigkeit die Gefühle, die er für die reizende Julie nähre, mit Vorſicht ſeine Verhältniſſe in der Heimat, die ihn zu einem unfreiwilligen Bruch ſeines heiligen Verſprechens gezwungen hätten, und ſchloß damit, ihr Hand und Herz zu bieten. „Schönen Dank, Herr Bruder!“ ſagte Sybille, und verwahrte den Brief. „So ſpielen wir nicht. Der kleinen Hexe braucht das

Glück nicht im Schlafe zuzufallen." — Aus Lahns Brief, der ſpäter datirt war, ſah ſie, daß die berüchtigte Sache zum Spruch gekommen war und konnte darauf eine ziemlich richtige Berechnung gründen. Sie ſchrieb nun an Lahn, daß er mit allen Kindern ihr nachkommen ſolle, und weihte ihn in ihren Plan ein, mit der Bitte, ihr einen Expreſſen zu ſchicken mit genauer Beſtimmung des Tages ſeiner Ankunft; daſſelbe ſchrieb ſie an Rufins, und endlich folgenden Brief an Axeln, der ihm erſt gegeben werden ſollte, wenn ſie ſämmtlich in Krebshauſen wären:

„Wie ſtupide müßte ich geweſen ſein, wenn ich des Helden ſentimentalen Sermon der Heldin überreicht, das Birkenreis geküßt und geſtanden hätte: ich ſei eine kleine Lügnerinn und jetzt ſchlimm angekommen. Nein, mein Bruder, das habe ich nicht gethan. Ich habe den Brief verwahrt, denn ich habe indeſſen eine unvermutete Entdeckung gemacht; und wenn Du ſie nun geſehen und mit ihr geſprochen haſt, und es ſcheint Dir dann noch, ſo kannſt Du ihr ja den Brief ſelbſt geben. Übrigens bleibt Lahn fürs erſte in Krebshauſen mit den Kindern — Gott weiß, mich verlangt nach ihm und nach ihnen, — und Du, Rufin und Ulla kommt ein paar Stunden voraus. Dann werde ich Rufinen ihr als Lahn präſentiren, und Ulla ſoll als Deine Frau paſſiren; und wenn dann Lahn ein paar Stunden ſpäter eintrifft, ſo kann ja die Komödie ein Ende haben. O Axel, verdirb mir nicht die Freude, und Dir die Gelegenheit, eine dienliche Nachforſchung anzuſtellen."

Sobald ſie die Nachricht empfangen hatte, daß ſie den vierzehnten Mai Mittags eintreffen würden, erzählte ſie mit großer Freude ihrem Schloßperſonale: ſie bekomme Beſuch von Mann und Kindern und Axeln mit ſeiner jungen Frau. Julie verſuchte den gewaltſamen Eindruck zu verbergen, den dieſe Zeitung auf ſie machte, und äußerte den Tag darauf den Entſchluß, nach Kopenhagen zu reiſen, weil ihre eigenen Angelegenheiten nicht längern Aufſchub litten. Aber Sibylle lamentirte, daß ſie ſie zu einer Zeit verlaſſen wolle, wo ſie ihrer am meiſten bedürfe, und daß ſie es verſchmähe, Lahns und Julie Pipers Bekanntſchaft zu machen, und ſtreute ſo oft die Verwunderung ein, was das bedeute? daß Julie ihr leidendes

Herz bekämpfte, und beſchloß, auch dieſen Kelch zu leeren.

Axel hatte nicht ſobald die eklatante Rechtfertigung erhalten, welche der Ausfall der Sache mit ſich führte, als er eilte, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. In Malmö traf er zuſammen mit Rufins und der Lahnſchen Familie, und den dreizehnten Mai gelangte die ganze Geſellſchaft nach Kopenhagen. Ohne Aufhalt ward die Reiſe nach Holmedal fortgeſetzt und nur mit dem größten Widerwillen gab Axel ſeine Zuſtimmung, in Krebshauſen zu übernachten. Er verlangte ein Pferd und wollte in der Nacht reiten; aber nun gab Lahn ihm Sibyllens Brief und bat ihn mit ſo freundlichem Ernſt, ihr nicht entgegen zu ſein, deren Herzensgüte dieſen kleinen Charakterfehler vollkommen entſchuldige, erinnerte ihn daran, daß ſie ſeinetwegen das Kind entwöhnt und ihres geliebten Mannes und ihrer Kinder Geſellſchaft geraume Ze entbehrt habe und prophezeite ihm, daß der klein Aufſchub keine ſchlimmen Folgen haben werde Ulla und Rufin halfen auch zureden, und m verſchwiegenem Harme mußte er nachgeben; ab am nächſten Morgen hatte er auch keine Ruh und lachend und ſcheltend begleitete ſie Lahn zum Wagen, mit dem Verſprechen, bald nachzukommen.

Janens Schickſalstag war angebrochen. Sie erwachte nach einem unruhigen Schlaf, und ſah, wie die eben aufgegangene Sonne die junge lächelnde Natur, die halbentknospeten Blätter der Bäume und die zahlloſen bunten Tulpen des Gartens beſchien; ſie hörte die Vögel ſingen und zwitſchern, und dachte: „Gott iſt ſo gnädig gegen alles, was er geſchaffen hat; warum muß er denn ſein mildes Auge abwenden von mir armen jungen Mädchen?“ — Sie ſah im Spiegel, wie ſie von der Nacht angegriffen war, und machte ihre Toilette mit mehr Sorgſamkeit als jemals früher in ihrem Leben, wobei ſie mehr an Julie Piper als an Axel dachte, der, wie ſie ſich einbildete, ihr jetzt gleichgültig ſei. Als ſie herunterkam, fand ſie alle eifrig beſchäftigt. Sibylle hatte Krebſe kaufen laſſen, denn das war Lahns Leibgericht; Wild, weil es Axels, Karauſchen, weil es Ruſins Leibgericht war; und als ſie Janen ſahe, rief ſie: „Potz tauſend, was biſt Du heute hübſch! — ſeht, wie roth ſie wird, — ſo wie Du heute biſt, kann ich mir die heilige Jungfrau der Katholiken denken. — Ach, und ich! Mich dünkt, ich fange ſchon an auszuſehen wie die bußfertige Magdalene.“

Der Frühſtücktiſch war gedeckt, die Chokolade in einer ſilbernen Kanne ſtand in kochendem Waſſer: da zeigte ſich eine Equipage bei der Einfahrt. Jane fühlte den Boden unter ihren Füßen beben als ſie am Fenſter ſtand und herausſteigen ſah, erſt Ruſin, dann Ulla, und endlich Axeln.

Ruſin iſt ein ſchöner Mann, das kann ihm der Neid ſelbſt nicht abläugnen. Sein Backenbart hat einen etwas röthlichen Schimmer; aber das Haupthaar iſt blond, die Geſichtsfarbe geſund und ein kleiner Anſatz von Bauch gibt ihm etwas Imponirendes, das ſelbſt Axeln fehlt.

Ulla iſt bald fünfundzwanzig Jahr alt, mit Cendréhaaren, celtiſcher Hautfarbe und einem angenehmen Embonpoint. Sie hat weit mehr Freundliches in ihrem Geſichtsausdruck als Sibylle; und gewinnt unwiderſtehlich Aller Herzen. An dieſem Tage hatte ſie einen Mantel an und darunter ein Reiſekleid von dunkelblauem Zephyrtuche und auf dem Kopf eine grünſeidne Mütze.

Axeln hatte Julie ſchon zu ſehr ins Auge geaßt. Es war dieſelbe ſchöne, ſchlanke Geſtalt, die elben edlen Züge, welche damals ihr Herz und Auge blendeten. Sie ſeufzte, und gelobte, daß s der letzte Seufzer ſein ſolle.

Sibylle flog ihnen am Wagenſchlag entgegen. „Axel,“ flüſterte ſie, „armer Axel, ich habe eine fürchterliche Zeitung für Dich. Sie iſt heimlich verlobt mit einem Lieutenant H*** im Seeétat. Er war vor ein paar Tagen hier. Sieh Dich wohl vor, daß Du Dir keinen Korb holſt.“

„Sibylle!“ ſagte Axel erbleichend, „wenn Du mir jetzt etwas vorlügſt, ſo — — —“

„Ja — ſo — mögen tauſend Teufel,“ — Indem öffnete ſie die Thüre zum Saal. „Hier, Couſine Julie, habe ich die Ehre, Dir Graf Lahn, meinen hochgeliebten Gemahl (indem ſie auf Ruſin zeigte,) vorzuſtellen, und hier, — ja meinen Bruder kennſt Du ſchon, — hier iſt ſeine junge neuvermählte Frau.“

Julie verneigte ſich beſcheiden und heftete ihre frommen Augen auf Ulla, welche, von ihrer lieblichen Perſönlichkeit bezaubert, ſie in die Arme ſchloß: „O nein, ſieh, Axel ſieh, was für ein liebes, holdes Fräulein! Nein, Sibylle, der müſſen gut ſein.“

„Potz tauſend, hab' ich denn etwas Ande im Sinn? Nun ſoll ſie die erſte ſein, die Ch colade bekommt, damit Du nicht ſagen kannſt, d ich es übel mit ihr meine,“ und nun nahmen Platz auf den Stühlen um den Tiſch her, Ul und Julie im Divan.

Endlich hatte ſich Axel am Ziel ſeiner Wünſc geſehen, und war nun durch Sibyllens Wort, w durch einen Zauberſchlag, weit davon verſchlage Er hatte beim Eintritt ſeine Blicke auf Julie g heftet mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck, der ſ etwas verwirrte, und während Sibylle, Ulla un Nuſin tüchtig ſchwadronirten, wobei Sibylle ihre Schwager einmal über das andre: „Mein liebe Männchen!“ nannte — die ſchweigende Julie au eine Weiſe betrachtet, die ſie ſchüchtern, betrüb und erſchrocken machte; denn was ſollte ſeine Fra davon denken? Endlich ſagte er zu ihr mit beweg ter Stimme: „Wir vermiſſen Eine in unſerm Kreiſe, Fräulein Holmer, und werden ſie ewig vermiſſen.“

„O Herr Graf!“ unterbrach ihn Julie mit Thränen, „ſprechen Sie davon nicht! — ich bin nicht ſtark genug, Sie mit Ruhe davon reden zu hören.“

„Du liebes Kind!“ ſagte Ulla, „weine an meinem Herzen! Ich werde Deine Thränen trocknen.“

„Ja, weine an ihrem Herzen!“ parodirte Sibylle, „ſie wird Deine Thränen trocknen.“ Aber als ſie ſahe, daß Axeln der Faden der Geduld beinahe riß, ſprang ſie auf mit dem Ausruf, daß ſie der Herrſchaft nun das ſchöne Eigenthum zeigen wolle. „Komm, Lahnchen, — komm, Couſine Julie,“ ſagte ſie, und nahm ſie von beiden Seiten unterm Arm, „kommt, und laßt uns vorangehn, und die jungen Eheleute nachkommen. Die zärtlichen Turteltauben, — ſieh, wie ſie ſich einander ſchnäbeln.“

„Ach, ſchnäbeln,“ — unterbrach ſie Axel ärgerlich; aber ſie lachte und ſchwadronirte.

Sie waren nicht funfzig Schritte die Allee hinabgegangen, als Ruſin auf einen ziemlich ernſten Wink Axels in ein Luſthaus von Sauerbäumen trat. Hier nahmen ſie Platz und ſetzten ihr Geſpräch fort, aber bald erhob ſich Ruſin, nahm jede von den Schweſtern unter den Arm, und indem er erklärte, es ſei doch beſſer weiterzugehen, zog er Sibyllen faſt gewaltſam mit ſich fort. Julie ſtand auf, um ihnen zu folgen, fühlte ſie aber von Axeln zurückgehalten, der ihre Hand ergriffen hatte. „Vergeben Sie, wenn ich Sie un einen Augenblick Gehör inſtändig bitte. Ich hab einen Auftrag von der Großmama, den die Umſtände mich verhinderten an Sie auszurichten. J den letzten Stunden, wo ich mit ihr ſprach, erlaubte ſie mir, für die Zukunft der geliebten Juli zu ſorgen.“

„Ich bin verſorgt, Graf Helmer!“ antwortet Julie ſanft, aber zurückhaltend. „Als Konventualinn im Roeskilder Kloſter — — —“

„Wird doch das Herz ſeine Forderungen haben. Julie iſt geſchaffen für Liebe und Glück; das fühlt Niemand mehr als ich. Von dem erſten Augenblick an, wo ich ſie an der Seite der Greiſinn ſah, fühlte ich mein ganzes Weſen durchſtrömt von einer ſüßen Ruhe, die mir Juliens Beſitz als die höchſte Gunſt des Schickſals verkündete.“

Julie erſchrak über dieſe Erklärung. War das die Sprache eines verheiratheten Mannes? Sie wollte ihre Hand aus der ſeinigen ziehen, aber er führte ſie mit ſolcher Heſtigkeit an ſeine Lippen, daß ſie ſich ſelbſt kaum halten konnte. Indem wurde ſie die Schweſtern gewahr, die ſich lächelnd dem Eingange näherten. „Gott, Graf Holmer!“ ſagte ſie heftig und entzog ihm ihre Hand. „Dort iſt Ihre Frau.“

„Was ſind das für Narrenſtreiche?“ rief Axel den Schweſtern zu, indem er vor Zorn beinahe die Erde ſtampfte. „Fort mit Euch, bis ich Euch rufe!“ — und lachend verſchwanden die Damen.

Juliens Verwunderung war grenzenlos. War ſo etwas erhört! Eine neuvermählte Frau mußte ſich auf Befehl des Mannes trollen, damit dieſer einer Andern ungeſtört den Hof machen könne! Aber ſie hatte nicht Zeit, viele Betrachtungen anzuſtellen; denn Axel ſagte mit bittender ſchmeichelnder Stimme: „Hat Julie wirklich der Poſſe der unartigen und tollen Sibylle Glauben beimeſſen können? Das iſt ja meine Schweſter Ulla und ihr Mann Rufin, und ich bin noch derſelbe Axel, frei und ungebunden, der ſein Schickſal an Niemand anders als an Juliens Schickſal zu knüpfen wünſcht.“

Das war Muſik in ihren Ohren, die das Marſchallſche Fortepiano und den Geſang der Vögel unter dem Himmel weit übertraf. Selbſt der So nenſchein leuchtete hundertmal heller in dieſem A genblick. „Aber," ſagte er ſchwermütig, „Siby hat einen furchtbaren Zweifel in meinem Herz erregt. Sollte es wahr ſein, daß es einen Man gibt, der Julien theuer iſt!" — Sie nickte m dem Kopfe. — „So iſt es wirklich wahr!" frag er bewegt. „Ihr Herz iſt alſo nicht mehr frei Es hat ſchon gewählt?" — Sie nickte wiede aber ſah ihn mit freundlichen, leuchtenden Auge an. — „Darf ich da wohl noch fragen, ob die ſchon vor dem unzarten Einfall meiner Schweſte ſtattfand?" — Julie ließ ein deutliches „Ja" hören. — „So war freilich keine Hoffnung für mich, fuhr er fort, und ſeine Stimme ſenkte ſich um zwe oder drei Töne. „Doch! wenn gleich die Gewißheit meines Verluſtes mich ruhelos aus dem Norden hinwegtreibt, will ich doch zuvor meine Kraf ſammeln, um für Juliens Glück zu wirken, wenn es irgend in meiner Macht iſt, es zu befördern — Haben Sie denn noch die Güte," ſetzte er mi einiger Bitterkeit in der Stimme hinzu, „und nennen Sie mir ſeinen Namen!"

Julie kannte nur zu gut den Schmerz de

Hoffnungsloſigkeit. Hurtig griff ſie unter den Kragen ihres Kreppflors, und zog die Karte hervor, die ſie, in chineſiſches Papier gewickelt, ſtets bei ſich trug. Die Hülle flog ab, und indem ſie ihm die Karte vorhielt, zeigte ſie mit dem erſten und dritten Finger der rechten Hand auf den Namen: „Axel Helmer.“

„Iſt es der?“ rief er, und ſtarrte die Karte an. „War mein Name an dieſem holden Orte verwahrt? Habe ich Sie verſtanden? Verzeihen Sie dem Egoiſten! Sprechen Sie es mit klarem, deutlichen Wort aus: Iſt es Axel, den Ihr Herz gewählt hat?“

„Erinnern Sie ſich des Abends am Pantalon,“ antwortete ſie ſchamhaft, „wo Sie ſagten: Gute Nacht, meine ſüße Freundinn! — Da ſagte ich: Axel oder Keiner!“

„O ſo bin ich der glücklichſte Mann auf Erden, und jeder Schlag meines Herzens ſoll Dank und Anbetung ſein. O komm nun, meine — meine Julie! und laß mich mein Glück, wenn es möglich wäre, der ganzen Welt verkünden. — Hier bring' ich Euch die Schweſter,“ rief er den

Wartenden zu. „Sie hat eingewilligt. Jetzt iſt Dänemark mein zweites Vaterland.“

Ulla umarmte und herzte ſie. „O wie wollen wir Dich lieben!“ ſagte ſie. „Siehſt Du, ich wußte es wohl, daß ich Deine Thränen trocknen würde. Ich wünſche Dir Glück.“

„Was waren das nun wieder für Unwahrheiten von einem Lieutenant K***, den Dein Trotzkopf mir an den Ermel band?“ ſagte Axel mit ausgelaſſen jubelnder Stimme zu Sibyllen.

„K***?“ wiederholte ſie. „Habe ich je von K*** geſprochen? Iſt er ſo konfus, daß er K*** mit H*** verwechſelt? — Aber, Ulla, ich finde das ſehr ſtrafbar von Dir, daß Du in demſelben Augenblick, wo Dein treuloſer Gemahl Dich verſtößt, Deiner Nebenbuhlerinn Glück wünſcheſt.“ — Man hörte jetzt einen Wagen in den Hof rollen. „Na, Gott Lob, das iſt Lahn und mein „Peike“ und meine „Flicher.“ So bekomme ich doch auch Einen. Ich komme mir ſchon ganz verlaſſen unter Euch vor, wie der arme Peer Erichſen,“ — und fort liefen ſie Alle, um die Ankommenden zu empfangen. Aber Axel und Julie blieben ſtehn und ſahen einander an; und dann zog er ſie an ſeine Bruſt, und er war ſo glücklich, und ſie war ſo glücklich, und ſie waren beide ſo glücklich.

Aber auf einmal kam Sibylle gelaufen und ſchellte aus allen Kräften mit einer Tiſchklingel, die ſie in den Händen hielt. „Aber ſeid Ihr ganz von Sinn und Verſtand?“ rief ſie. „Lahn iſt gekommen, und iſt heißhungrig, und wir Andern werden doch nicht ſo grob ſein, uns eher zu Tiſche zu ſetzen, als bis der Herr vom Hauſe uns einladet. Aber hier ſteht er, und hält ſeine Schöne, als ob er bange wäre, daß ſie umfallen würde, wenn er ſie losließe. Schweſter Julie, zeige Du nun, daß Du die Vernünftigſte biſt, und laß ihn erſt los, und erlaube, daß wir ein paar Löffel Krebsſuppe zu uns nehmen.“

„Wir bekommen nicht eher Ruh, als bis die Hexe fort iſt,“ lachte Axel.

„Nun, dann wünſch' ich, daß wir noch lange keine Ruhe bekommen,“ ſagte Jane, und flog an ihren Hals.

„So, nun will ſie ſich an mir halten. So komm denn, und erlaube, daß ich Dich Lahnen

verſtelle, den beinahe eben ſo nach Dir als
der Krebsſuppe lüſtert."

Graf Lahn, noch in ſeinem ſieben und dre
ſten Jahre, ein ausgezeichnet ſchmucker M
und ſelbſt in Schweden als ein Mann von
ſtem Heſten bekannt, trat ihr mit einem ſo
Strom von Komplimenten entgegen, daß
courannehmende Königinn genug daran ge
haben würde. Die beſcheidene Jane erröthete
mal über das andere.

Endlich brachte Sibylle Axels unterſchlag
Brief und erhielt eine fröhliche Verzeihung.
Jane ſagte: „Wie konnteſt Du es übers
bringen, mich ſo lange zu quälen?" — „
das konnte ich," antwortete Sibylle, „denn
bewachte Dich wie ein Argus, und ich w
daß ich meinen ritterlichen Bruder für Dich in
Hinterhand hatte. Denn Du bekommſt einen
terlichen Mann, Julie, nicht bloß von der
terlichkeit, die im Knopfloch hängt; Axel hat ga
Ehrenlegionen im Herzen."

Bei Tiſche, wo Julie an Axels Seite
und wo die fröhliche Herzlichkeit herrſchte die ei
ſchwediſchen Familientiſch auszeichnet, entwick

es ſich im Laufe des Geſprächs, daß Axel und nicht Lahns, Beſitzer von Helmedal ſei. Jane küßte in ihrer Freude Axels Hand, die ſie in der ihrigen hatte. „Nein, Julie!“ riefen die Schweſtern, „Du verdirbſt ihn; gib ihm lieber eine Ohrfeige.“ — Aber ihre Männer baten ſie, ſich daran zu ſpiegeln.

Nach Tiſche liefen die Liebenden mit einander durch das ganze Schloß; erſt in das grüne Zimmer, das Axel zu ſeinem künftigen Wohnzimmer beſtimmte, dann in die Küche hinunter, wo ſie der entzückten Jungfer Lundgreen den ganzen Zuſammenhang erklärten. „O!“ rief ſie, „hätte doch die ſelige Frau das erlebt! Aber, ſie wird doch ſchon Theil daran nehmen; ſie wird umherwanken, und allethalben nach dem Rechten ſehen, und eine Wiege beſorgen, wenn Alle ſchlafen.“ — Jane flog hocherröthend aus der Küche, Axel ihr nach, haſchte ſie auf dem Gange und raubte ihr den erſten Kuß. Indem ſahen ſie Lundgreen und Petern und Danieln in der Küchenthür ſtehn und ihnen nachſehn mit gefalteten Händen. „Komm mit in den Garten,“ flüſterte er ihr zu, wie trunken, „und ſag mir, was Du auf Deinen Lip-

ven haſt, ſie ſchmecken ja wie Ambroſia
Nektar.“

Und mit dieſer Skizze von Axels und Juli
Liebe mag der Leſer vorlieb nehmen, denn

„Wenn alle grüne Felder Papier wären,
Und alle grünen Bäume Federn wären,“

ſo ließe ſich doch nicht Alles aufſchreiben.

Der Sommer verging in Wonne und un
ſchreiblicher Eintracht. Lahn und Ruſin hatt
um Urlaub gebeten, und der Aufenthalt in Dän
mark däuchte ihnen ſo angenehm, daß ſie erſt i
Herbſte nach Schweden zurückkehrten, mit de
Verſprechen, das ſie auch treulich hielten, oft He
medal und deſſen liebe Bewohner zu beſuchen
Sibyllens Kinder lernten bald die ſchmucke ne
Tante lieben; der neunjährige Clas Helmer, künf
tiger Erbherr auf Uganäs nebſt vielen ander
Herrſchaften, ſuchte ſeinen Oheim förmlich auszu
ſtechen und Axels Blicke hingen träumend an Ju
lien, wenn ſie die kleine Ulla auf dem Schoo
hatte.

Den funfzehnten Julius, an welchem Tage Julie ſiebzehn Jahre alt wurde, war die Vermählung in geziemender Stille und nur in Gegenwart der anweſenden Verwandten. Axel hatte den Plan, ſich unten in der Kapelle bei dem Sarkophag der verſtorbenen Generalinn trauen zu laſſen, die er oft allein und in Geſellſchaft Juliens mit ſtiller Rührung beſucht hatte; aber Lahn machte es ihm einleuchtend, daß die dadurch verſtärkte Gemütsbewegung den froheſten Tag der Braut trüben könnte. Er gab alſo dieß Vorhaben auf, und ſo wurden ſie in der Kirche zu Helmedal getraut von demſelben Prediger, der ſich den zweiten Weihnachtstag an Axels Andacht ſo erbaut hatte.

Acht Tage ſpäter war der große, prachtvolle Familienſchmaus, wozu Einladungen nach Dänemarks und Schwedens fernſten Enden ergingen. Auch ſagten ſie Alle zu, mit Ausnahme der Kammerherrinn, die durch Unpäßlichkeit gehindert wurde, und Ida's, die die Mutter nicht verlaſſen wollte. Sogar Helmers aus Upland, die ſich mit Axeln, während ſeines Aufenthalts in Stockholm in nähere Verbindung geſetzt hatten, waren mit ihren Frauen und Bräuten anweſend. Ulla und Sibylla

machten die Honneurs, und die junge, neu
wählte Frau, bis ans Kinn in Weiß gekl
und mit einem prächtigen, hellblau bebände
Häubchen, hatte genug zu thun, um die un
liche Menge von Glückwünſchen und Komplim
ten, womit man ſie beſtürmte, in Empfang
nehmen und zu beantworten. Die ſtolze Hofm
ſchallinn, Axels Tante von väterlicher und m
terlicher Seite, deren hochfliegende Gedanken ni
goutirten, was nicht „Schwediſch“ oder „Fran
ſiſch“ war, trat mit einem piquanten Air zu
hin, und bekomplimentirte ſie mit der volubili
die ein ununterbrochenes Leben am Hofe zu St
holm ihr beigebracht hatte, in einer langen fran
ſiſchen harangue. Julie bat ſie beſcheiden, a
furchtlos, ihr in ihrer Mutterſprache antworten
dürfen, da ſie nicht im Stande ſei, ſich mit Lei
tigkeit Franzöſiſch auszudrücken. „Comment
rief die Marſchallinn laut, „Vous ne sav
pas la langue française?“ — „Ich verſtehe
und mehrere Sprachen, ſo daß ich nicht den G
nuß entbehre, die guten Schriftſteller insgeſam
zu leſen; aber Mangel an Übung hat mich
hindert, mir die Fertigkeit des Parlirens zu

werden. Auch ſcheint es mir, daß es dem Danen wohl anſtehe, im däniſchen Lande Däniſch zu ſprechen.“

„Unläugbar,“ antwortete jene auf Schwediſch, ein wenig surpris. „Und ich würde Ihnen unbedingt Recht geben, wenn nicht Ihre Landesſprache, wie es mir ſcheint, ſo arm wäre.“

„Dann hat meine gnädige Tante wohl nicht den Wallraben, den Löwenritter, Aladdin und ſo viele andre herrliche Gedichte meines Vaterlandes geleſen. Ich werde ſie Ihnen auf Ihr Zimmer bringen laſſen. Es wird Sie in den Morgenſtunden angenehm beſchäftigen, Sie mit der Sprache meines Vaterlandes verſöhnen und Sie überzeugen, daß es ihr nicht fehlt an dem treffendſten Ausdruck für irgend einen Gedanken oder irgend ein Gefühl.“

Axel, der ſeine Tante kannte, hatte in einer kleinen Entfernung mit einer Miene geſtanden, wie einer, „der im Frieden auf den Krieg gerüſtet iſt;“ aber da er ſah, daß ſie ſelbſt ihre Sache ausfocht, trat er mit einem kleinen Lächeln des Triumphes dazu, und legte ſeinen Arm um ihren Leib. „Iſt das nicht ein hübſches Weibchen, das ich bekommen habe, liebe Tante!“ ſagte er. „Und weßhalb ich ſie ſo ſehr liebe, das iſt, weil ſie eine Däninn iſt mit Leib und Seele. Nun liegt es mir ob, ſie ein wenig ſchwediſch zu machen, aber dabei mag es denn auch ſein Bewenden haben. Käme noch Franzöſiſch, Türkiſch und Malabariſch dazu, ſo würde ſie ein Kosmopolit, und dafür danke ich.“

A votre gré, mon neveu!“ ſagte die Hofmarſchallinn lächelnd, aber als ſie ſich nachher abſichtlich mit Julien in weitläufigere Geſpräche eingelaſſen hatte, ſagte ſie zu Axel: „**Vous avez raison mon neveu! vous avez trouvé un diamant dans un fumier,**“ und als ſie nach einem bedeutend verlängerten Aufenthalt Abſchied nahm, bat ſie ſich vertrauliche Korreſpondenz für die Folge aus, welche denn auch häufig zwiſchen Stockholm und Holmedal ſtattfand und worin ſie nie verſäumte, Axeln um ſeinen Beſuch mit „ſeinem allerliebſten Weibchen“ zu bitten. Aber dieſer ging nicht eher in Erfüllung als im Jahre 1836, als Ulla endlich ihren Ruſin mit einem geſunden, wohlgeſtalteten Sohn beglückte, und man wie natürlich „den däniſchen Holmer“ — ſo hatte ſich die Familie gewöhnt Axeln zu nennen — mit ſeiner geliebten Hälfte zu Gevattern bat. Da las man in der Paſſagierliſte des Dampfſchiffes „Prinz Karl": Abgehende nach Schweden: „Graf Holmer auf Helmedal mit Gemahlinn, zwei Kindern, fünf Domeſtiken, und eigner Equipage."

Nun bleibt nur noch ein kleiner charakteriſtiſcher Wortwechſel zu berichten, der den Tag nach der großen Familienverſammlung ſtattfand. Einen Augenblick, als Axel allein am Fenſter ſtand, trat Eduard zu ihm heran und ſagte: „Hatte ich nicht Recht, Axel, an jenem Abend, wo ich ſagte: das war ein echter ſchwediſcher Streich?"

„Eduard," antwortete Axel, „laß den Nationalhaß vergeſſen ſein und — höre mich," fügte er lächelnd hinzu. „Du biſt ein hübſcher junger Mann, ein **toutàfait** Modejournaliſt, ein echter aus der Oſtſtraße. Du wirſt nie darum in Verlegenheit ſein können, Dir eine Frau zu wählen, denn mit Ausnahme von ſehr wenigen Mädchen wird jedes durch Deine Wahl ſich beglückt fühlen. Ich dagegen bin ein Grillenfänger, für den es nur Ein Mädchen in der Welt gab, und das Du zu ungehobelt fandeſt — kannſt Du Dich deſſen erinnern? — Ich dagegen fand ſie grade recht für mich. Kannſt Du mir es da verdenken, daß ich — — —“

„Auf keine Weiſe!“ unterbrach ihn Eduard, dem ein wenig flau wurde bei der Erwähnung des ungeziemenden Ausdrucks, womit er Axels jetzige Gemahlinn bezeichnet hatte. „Im Gegentheil! Ich wünſche Dir und der Gräfinn alles mögliche Glück — — —“

„Und wir Dir,“ antwortete Axel herzlich, „wir wünſchen Dir es aufrichtig und bald — und funfzehntauſend Reichsthaler liegen bereit,“ fügte er mit mildem Ernſt hinzu, „um alle möglichen Hinderniſſe zu heben, wenn die Umſtände es nöthig machen ſollten.“

„Du biſt ein braver Kerl, Axel!“ antwortete Eduard, und ſchlug ihm auf die Schulter. „Wir wollen Freunde bleiben!“

◆

Das
Stammhaus in Northumberland,

von

Johannes Harring.

Mitten in Northumberland liegt die ſehr bedeutende Beſitzung, das Stammhaus Poulettshain, deſſen alternder Beſitzer im Jahre 18-- Mitglied des engliſchen Unterhauſes war und John Poulett hieß, ein heftiger, deſpotiſcher und eitler alter Mann, der in Übereinſtimmung mit ſeiner, ihm an Charakter ſehr ähnlichen, Gemahlinn ſeine beiden Söhne, Eduard und Jakob, mit einer Strenge erzogen hatte, die bisweilen an Grauſamkeit grenzte. Eduard, der älteſte, welcher den engliſchen Geſetzen gemäß einſt das Stammhaus erben ſollte, war Gardekapitän in London, von ſtiller, bisweilen ſogar melancholiſcher Gemütsart, und paßte eher für den geiſtlichen als für den militäriſchen Stand. Die Eltern hatten ihn allerdings in jungen Jahren unterdrückt; übrigens beſaß er tiefen dichteriſchen

Sinn und ein offnes Auge für die Schönheiten der Natur und für alles Gute. Jakob, der jüngere, war lebhaft und kräftig, machte ſich nichts aus den Züchtigungen des Vaters und dem Schelten der Mutter; ſtets aufgeräumt, hatte er ſelten geweint, aber deſto öfter in ſeinem Leben gelacht. Eduards Charakter bezeichnete Thränen, Jakob konnte nur lächeln. – Während der alte Poulett zur Parlamentszeit in London ſich aufhielt, verwaltete Jakob Haus und Hof.

Es wohnte damals in einer von den Londoner Vorſtädten in einem ſchlechten Hauſe eine arme, ſehr arme Schmidswittwe mit ihrer hübſchen Tochter Nelly (eine Abkürzung von Elliner). Die Wittwe war beinahe blind, aber Nelly ernährte die Mutter und ſich ſelbſt mit ihrer Hände Arbeit, mit Nähen und Sticken.

„Höre, Nelly,“ ſagte die Mutter eines Abends zu ihrer Tochter, „glaubſt Du wirklich, daß der junge Gardekapitän, der Eduard Poulett, glaubſt Du, daß er jemals eine Schmidstochter heiraten will oder kann?“

„Mutter!“ rief Nelly, „er will es, wenn er es auch nicht kann. Seine Liebe zu mir iſt rein,

gefallener Schnee kann nicht ſo weiß und un-
ldig ſein, wie ſein Gefühl für mich! Sieh,
iſt er, genau in demſelben Augenblick, wo er
r verſprochen hat, zu uns zu kommen."

Langſam und ernſt trat der Gardekapitän Edu-
Poulett herein, küßte Nelly und ſagte: „Du
önes Mädchen, würdeſt Du nicht in den Augen
Welt zu häßlich werden, wenn ich Dich zur
au nehme? Nelly, willſt Du mit mir nach
rdamerika gehn? Ich habe in dieſem Augen-
ck meinen Abſchied von König Georg gefordert."

„Lieber Eduard," fing die arme Nelly an,
dem ſie ſeine Mütze an einen elenden verroſteten
agel in der Stube aufhängte und ſeine reiche
iform anſtarrte, und die Silberquaſten betaſtete,
n denen eine einzige durch ihre Pracht einen
ßlichen Menſchen zu einem ſchönen machen konnte,
ieber Eduard, was fehlt Dir? Haſt Du Dich
einem Vater entdeckt?"

„Woven ſollen wir in Amerika leben?" fuhr
duard grübelnd fort, „die Landwirthſchaft habe
nicht gelernt, und zu einem Handwerk tauge
vollends nicht. Dich zu lieben — das iſt al-
, was ich verſtehe, ſchöne Nelly!"

„Eduard!“ nahm Nelly nun das Wort, „wir wollen nicht zuſammen nach Amerika gehn! Hat Dein Vater, wie ich aus Deinen Worten vermute, unſrer Vereinigung ſeine Zuſtimmung verſagt, ſo ſei überzeugt, daß ich Deinem Glücke nicht im Wege ſein werde. Vergiß mich und laß uns einander nicht wieder ſehn! Überdieß iſt es ſehr übel, Hader zu ſtiften zwiſchen Vater und Sohn, zumal wenn der Vater Recht hat. Bedenke daß Du, wenn Zeit und Stunde da iſt, das in Beſitz nehmen ſollſt, was Dein Vater jetzt beſitzt, und für die Vater ſein ſollſt, für welche Dein Vater jetzt väterlich ſorgt. Bis dahin wirſt Du vergeſſen haben, was Du jetzt liebſt und im Herzen trägſt; da wirſt Du Deine vordem geliebte Nelly vergeſſen haben; eine reiche Gräfinn, wie ich Dir ſchon ſonſt ſagte, wird für Dich paſſen; aber verſprich mir nur, alter Freundſchaft wegen — Liebe ſchickt ſich nicht zwiſchen uns Beiden — verſprich mir nur, wenn meine Mutter krank wird und ärztliche Hülfe gebraucht, ihr eine kleine Unterſtützung zukommen zu laſſen, falls meiner Hände Arbeit nicht zureichen ſollte, ſie mit dem Nothwendigen zu verſehen. Kümmre Dich nicht um mich!“ —

h verſtehe Dich,“ antwortete Eduard düſter.
ſt Dich nie um mich gekümmert, haſt mich
ebt, und läſſeſt mich gerne, ſonſt ſprächeſt
ht ſo.“

immermehr will ich Dich laſſen,“ erwiederte
weinend, „nimmer ohne Dein Andenken,
, wenn Du es nicht ſelbſt verlangſt.“

eßhalb habe ich nicht Cicero's Gaben ge-
fuhr Eduard fort, beſtändig finſter und
d, „er würde den verbrecheriſchen Catilina
en haben, der in der linken Bruſtwölbung
Vaters wohnt. Oder“ — hier brach der
ſanftmüthige und milde Menſch in eine
ende Wut aus — „weßhalb haſt Du, ein-
Mädchen, nicht Kraſſus' Reichthümer ge-
Du biſt ja doch ſonſt ein Weib mit einem
erzen! Doch, ich will noch einmal mit
echen — o Nelly, es iſt mir ſo arg im
,

omm!“ ſagte Nelly tröſtend, „lege Dich
ugenblick auf Mutters Bett! Es geht
vorüber. Und Du, liebe Mutter, zünde
uf dem Heerde an; ich werde bald nach-
. Wir wollen meinem Eduard ein kleines

Abendbrot zurechtmachen. Nicht wahr, Eduard, Du iſſeſt ein bischen Bratfiſch?"

Eduard nickte und ließ ſich von Nelly zu dem Bette der Wittwe hinführen, um dort ein wenig auszuruhen; ſobald er aber eingeſchlummert zu ſein ſchien, eilte Nelly hinaus in die Küche, und ging ihrer Mutter zur Hand. Erſt nach einer Viertelſtunde kam ſie aus der Küche wieder in das einzige Stübchen zurück — aber das Bett war leer, und Eduard fort; am Nagel hing ſeine dunkelblaue Mütze. „Er wird ſchon wiederkommen," hoffte Nelly, „er hat ja ſeine blaue Mütze wie ein freundliches Pfand zurückgelaſſen. Komm bald, Eduard, Du weißt nicht, was ich Deinetwegen leide!" — —

Aber bekümmert mußte ſie ſich zu Bette legen, denn Eduard kam nicht; nur zum Schein hatte er die Augen geſchloſſen, bloß in der Abſicht, ſobald Nelly das Zimmer verlaſſen habe, ſich eilig davon zu machen. Sobald er ſich zum Hauſe der Schmidswittwe herausgeſchlichen hatte, ging er hurtigen Schrittes zur Wohnung ſeines Vaters, des alten Pouletts, wanderte hier leiſe durch die Vordergemächer, und ſtand bald vor dem verwun-

erten grauköpfigen Mann. „John Poulett," be-
ann der Sohn ernſt und langſam, „kennſt Du
as Bild, das über dem Sofa hängt?"

„John Poulett!" murmelte der Vater, höchſt
efremdet über die bleichen und wilden Züge des
Sohnes, „was iſt das für eine Anrede von Dir
n mich, Deinen Vater? Ob ich das Bild kenne?
's iſt ja Robert Poulett, Dein eigner Stamm-
ater —"

„— Der für die weiße Roſe kämpfte," unter-
rach ihn Eduard, indem eine aſchgraue Farbe
as jugendliche Geſicht überzog, „erinnerſt Du
Dich, was die Sage von ihm erzählt. Er wollte
einer Tochter nicht erlauben, ſich mit einem Geiſt-
chen zu verheiraten — da ſtürzte ſich Angelika
n die Flammen zu Hauſe in Poulettshain!"

Hier wollte der erſchrockene Alte nach der
Klingelſchnur greifen; aber Eduard zog mit er-
ſtaunlicher Hurtigkeit ſeinen Säbel aus der Scheide,
nd zerhieb die Schnur.

„Nichts von Klingelgeläute hier!" rief der
Sohn barſch. „Kennſt Du das Bildniß zur
inken?"

Der alte Poulett ſetzte die Brille auf und ſtarrte abwechſelnd bald das Bild an, bald ſeinen — wie er ahnte — wahnwitzigen Sohn. Zitternd antwortete er: „Ja, mein lieber Eduard, aber komm doch zu Dir ſelbſt! Es iſt ja Anna, die mit Franz Poulett vermält war!“

„Und kennen Ew. Hochwohlgeboren die Sage?“ begann der Sohn in einem ſeinem eigentlichen Charakter ganz fremden ironiſchen Ton. „Sie war es, welche die Verbindung zwiſchen ihrer Tochter und Hubert Winningham nicht zugeben wollte, bloß weil ſie Huberts getigerten Jagdhund nicht leiden konnte. O, Väter und Mütter haben in unſrer Familie viel Unglück gehabt mit den fatalen Inklinationen ihrer Söhne und Töchter — aber ſiehſt Du den leeren Platz über dem Kamin! Dort hängt noch kein Bild, aber es ſoll eins hin, Du ſelbſt ſollſt dorthin zu hängen kommen, Du ſelbſt, leibhaftig wie Du ſtehſt und gehſt, Du ſelbſt in Perſon, aufgeknüpft von Deinem eigenen Sohn Eduard!“

Weg warf er jetzt ſeinen blanken Säbel und rief zur Thür hinaus dem Diener zu, daß er ihm einen Hammer, einen Nagel und einen ſtarken Strick bringen ſolle. Der alte Poulett nickte aus

em Hintergrunde des Zimmers dem Diener zu,
as Verlangen des Sohnes zu erfüllen. Aber
ls das Geforderte nun herbeigebracht war und
duard auf einen Stuhl ſtieg und eifrig beſchäf-
gt war, einen Nagel einzuſchlagen, ſchlich der
lte mit dem Diener aus dem Zimmer und ver-
hloß die Thüre hinter ſich.

„Wo iſt mein Vater?“ brach Eduard aus, als
merkte, daß er allein im Zimmer war, „er ſoll
ingen, hier an dieſer Stelle! Merk' es wohl,
n Büttel, der Du die Diebe an den Galgen
ingſt, hier, ſage ich, auf dieſer Stelle! Wo
eibſt Du, Nelly? Glaubſt Du nicht, daß ich
ich liebe? Ja wahrhaftig, ich liebe Dich. Wir
ollen nach Italien fort, und da des Kraſſus
chätze aufgraben — dann hat mein Vater nichts
ehr an Dir auszuſetzen, er wird Dich lieben,
ie er mich geliebt hat, und — — und Jakob,
wo iſt wohl der?“ —

Hier ſank er auf das Sofa nieder und fiel
einen tiefen Schlaf — man zog ihm die Zwangs-
cke an — er ward ins Irrenhaus gebracht —
r kennt nicht Bedlam? ja, er war wahnwitzig
worden!

Jetzt erſt bereuten es die Eltern, ſo hart gegen den Sohn geweſen zu ſein, ſie wandten ſich an die geſchickteſten Ärzte, mit ihrer Kunſt heilend auf den verwilderten Sinn einzuwirken; ſie ließen Nelly holen, und das arme Mädchen, deren Mutter grade geſtorben war, wurde mit den ſchönſten Gewändern bekleidet und nun von den Alten Schwiegertochter genannt, das liebe gute Mädchen, das ſie bis dahin verkannt hatten, und das über dieß Ereigniß eben ſo tief trauerte wie die Eltern; aber wer hätte dieſe Liebe auch als ſo ſtark, ſo heilig ſich haben denken können! Wenn ſie nur einmal dieß wackre Mädchen geſehen hätten, würden ſie es ja als Schwiegertochter angenommen haben, dieſe liebe, theure Nelly!

„Das Geſchwätz kennen wir ſchon,“ murmelte Jakob bei ſolchen Gelegenheiten, „Ihr hättet wohl lieber dem armen Mädchen den Hals umgedreht!“ Und dann wandte er ſich ſpöttiſch an Nelly und flüſterte: „Liebſte Nelly, ſein Sie doch ſo gut, und erkennen und geſtehen Sie, wie zärtliche Eltern Sie durch Ihre wohl begriffenen und klar anerkannten Tugenden und ausgezeichneten Eigenſchaften ſich erworben haben! Küſſen Sie doch gleich

Mama die Hand, oder dem Windſpiel der
ma die Pfote, und haben Sie die pflichtmaßige
e, dem Papa den Pantoffel auf den Fuß zu
en, den er eben verloren hat, wie leicht könnte
die koſtbare Gliedmaße erkälten!“ —

Indeſſen blieb Eduard wie er war, und wenn
Wahnwitz zum Ausbruch kam, drehte er ſich
immer beſonders um Geld, klingende Münze
blanke Juwelen; doch muß man nicht glau-
, daß er in dieſen finſtern Augenblicken jene
barkeiten liebte; nein, er verfluchte ſie, und
ſchte ſich Armut, die dürftigſte Armut; nicht
wollte er, nein hungern wollte er, um ſich
urch einem eingebildeten Elend zu nähern.

So war ein Jahr verſtrichen, als ein berühm-
Arzt in London an den alten Poulett einen
ief ſchrieb, der großes Aufſehen bei der Familie
chte. „Ich habe,“ hieß es in dem Briefe, „hoch-
ehrter Herr, ganz neulich Ihren Sohn, den
pitän, geſehen; er iſt jetzt ziemlich ruhig. Seine
rrücktheit, die zuvor in einem Mangel am Zu-
mmenhang ſeiner Vorſtellungen beſtand, die oft
gewaltſame Handlungen übergingen, iſt nun
rüber und hat ſich in einen ſtillen Wahnwitz

verwandelt, worin er, indem er ſich wie in einer Scheinwelt bewegt, ſeine Gedanken auf eine falſche Grundvorſtellung baut, die ihn jedoch nie zu gewaltſamen Handlungen und Äußerungen verleitet: ich würde mein kleines Kind allein Nachts bei ihm ſchlafen laſſen. Ich rathe Ihnen deßhalb, hochverehrter Herr, durch die Erfüllung ſeiner Wünſche, deren Nichterfüllung ſeine Sinne verwirrte, jetzt den Verſuch zu machen, ob man nicht ſeine Seelenkräfte wieder in ein natürliches Gleichgewicht bringen könne. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu ſagen, daß meine Meinung iſt, ſogleich eine Verbindung zwiſchen ihm und dem Mädchen, das er liebte, zu bewerkſtelligen. Vielleicht wird ſchon der Anblick ſeines Vaterhauſes, ſeiner Eltern und Verwandten ſeinen Gedanken die alte geſunde Richtung wiedergeben."

Dieſer Brief machte natürlich eine groſſe Wirkung bei der Familie, man ſprach hin und her, Nelly weinte, aber Jakob behorchte die Alten. Das Ergebniß war endlich, den Vorſchlag des Arztes anzunehmen, ſo daß man nun auf dem Edelhofe mit nichts als mit Vorbereitungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten beſchäftigt war. —

ndeſſen ſaß Eduard Poulett im Irrenhauſe,
ne eigenen ſtillen Betrachtungen verſunken; er
bleich und mager geworden und ſeine Augen
n ihren Glanz verloren. Eines Morgens trat
erwähnte Arzt in ſein Zimmer und ſagte zu
: „Lieber Poulett, laſſen Sie uns heute zu
men ein wenig ausfahren, das Wetter iſt ver-
lich, und ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen
ſprechen. Ziehen Sie den Frack an! Soll ich
nen helfen!"

„O ja, Doktor!" rief Eduard mit einer bei
he kindlichen Freude, „es iſt ſo lange her, daß
den grünen Wald und den blauen Himmel
cht geſehen habe!"

Eine Viertelſtunde darauf ſaß der Arzt mit
nem Patienten im Wagen, um nach Pouletts-
ain in Northumberland zu fahren. Sie kamen
uf dem Landwege einem kleinen Binnenſee vorbei,
n deſſen Mitte ein Holm oder eine kleine Inſel
ag, und auf dieſem kleinen Bezirk war ein ſehr
nſehnliches Haus gebaut, umgeben von einem
prächtigen Garten. Die Lerche ſchwang ſich ſingend
über England empor, und die ſtolze Sonne ergoß
eine kräftigende, belebende Wärme auf Hain und

Wieſe. Eduard brach in Thränen aus und rief: „Doktor, ſehn Sie, wie ſchön jenes Revier iſt, und ſo iſt, wenn man nur Augen hat, die Schönheit in ihren verſchiedenen Geſtalten zu entdecken, gewiß jeder Ort auf Erden ſchön. Aber wenn nun alle einzelnen Plätze ſchön ſind, wie in aller Welt geht es da zu, daß ſie alle in ein Ganzes zuſammengenommen, die ganze Erde mein' ich, ſo überaus, überaus häßlich iſt? Ich will es Ihnen ſagen: es liegt zum Theil daran, daß die Menſchen ſo böſe und häßlich ſind — es iſt ja jetzt Mode, daß alle Leute auf der Straße und auf Bällen, beſonders die von der höheren Klaſſe, mit einem perennirenden häßlichen Geſichte gehn — aber theils iſt es auch die Schuld der Berge.“

„Die Schuld der Berge, mein Freund?“ fragte der Doktor, ſcheinbar ganz ohne Verwunderung.

„Ja, antwortete Eduard geheimnißvoll, „denn die enthalten die edlen Metalle; und das Gold, das verdirbt die Menſchen. Haben Sie jemals eine Tragödie geſehn, die den Titel Romeo und Julie führt?“

Der Doktor bejahte es.

„Das Stück iſt ſchlecht,“ fuhr Eduard fort,

kein Gefühl darin. Romeo kauft im vier
ft Gift von einem Apotheker. Aber was
Romeo? Er ſagt: Du glaubſt, daß Du mir
verkaufſt, aber Du irrſt. Ich gebe Dir
und Geld iſt das ekle Gift, das der Welt
hut. — Iſt das nicht gut geſagt, Doktor?
zwar ein höckriger Vers, wie Sie hören,
er Sinn iſt ſuperb.“

O ja, freilich,“ antwortete der Doktor F.
ruhig und kalt, „aber ich habe doch geſehen,
as Gold bisweilen eine wohlthätige Rolle
den Menſchen ſpielt. — Eduard Poulett!
ern Sie ſich an Nelly?“

Nelly?“ antwortete Eduard langſam, indem
n Zeigefinger an die Stirn legte und mit
Kopfe nickte, „Nelly? Ja wohl erinnere ich
— o, Sie hätten ſie kennen ſollen, Doktor!
war jung, ſie war ſchön, ſie war klug, und
d, Schönheit und Klugheit funkelte aus den
en Augen — aber ſie iſt nun todt — ſie
viel von mir, aber ſie hatte kein Geld, die
! — Doktor, Sie ſind ein Botaniker, pflan-
Sie die längſtausdauernde Pflanze auf ihren
hügel, pflanzen Sie ſie von meinetwegen,

und flüſtern Sie der Erdſcholle zu, in welche Sie den Samen legen, daß der Same von mir kommt. Die Wurzeln der Pflanze werden es nachher dem Sarge und ihr erzählen, und das wird ſie in der Urne erfreuen, glauben Sie mir! Sie wußte es wohl, als ſie noch bei Leibes Leben war, wie viel ich von ihr hielt, — die arme Nelly!"

„Mein Freund!" fing Doktor F. an, nach einer kurzen Überlegung bei ſich ſelbſt, „Sie ſind ganz im Irrthum: Nelly iſt nicht todt; ſie lebt, ſie iſt geſund und munter, ſie wartet vielmehr, daß Sie in meiner Begleitung kommen und ſie heiraten werden — das haben Sie ihr ja angelobt, nicht wahr? Oder hat ſie mich vielleicht getäuſcht?"

„Unmöglich, unmöglich!" antwortete der Wahnwitzige, „ich erinnre mich des Augenblicks, als ich das erſtemal ſie des Abends auf einer von Londons Straßen antraf — ſie kam von einer Modenhändlerinn, und ich vom Hofball, der eben angefangen hatte, aber wo ich es nicht aushalten konnte; ich war damals ſchwermütig geſtimmt. Woher kommt nur die Schwermut, Doktor, aus dem Leibe oder vom Himmel, der uns einmal bildete, jeden in ſeiner eigenen beſondern Geſtalt, ſo wie wir nun einmal ſind? Ich vergeſſe es nicht, wie ich ihr den Goldring auf den Finger ſteckte und ſie mich bat, es zu laſſen: ich war ja Gardekapitän und ſie nur eine Schmidstochter. Aber wiſſen Sie, was ich antwortete? Bleiben Sie mir treu, Nelly, ſo will ich Sie treu lieben, und wenn wir uns heiraten, laſſe ich einen Hammer und eine Kneifzange, als ein Zeichen Deiner Geburt, auf alle Metallknöpfe an den Livréen meiner Bedienten prägen! — War das nicht eben ſo gut geſagt, wie das, was der Apotheker und Romeo faſelten? Wie, Doktor?"

„Mein Freund!" ſagte Doktor F. nach einer kurzen Pauſe, in welcher er ſich den Weg ausgedacht hatte, den er bei dem Zuſtande ſeines Patienten zu nehmen habe: „Sie ſind völlig im Irrthum; denn Nelly iſt nicht todt. Im Gegentheil, ſie befindet ſich gegenwärtig in Pouletts hain, wo Sie mit ihr in der Kapelle vereinigt werden ſollen. Sie hat ganz unerwartet eine große Erbſchaft gethan, deren Renten ſich jährlich auf zehntauſend Pfund Sterling belaufen. Ihre geehrten Eltern haben jetzt nichts gegen die Partie, —

jetzt erſt natürlicherweiſe, da das Mädchen reich iſt. Die ehemals dürftige Nelly geht jetzt in goldenem Kleide, und die goldne Krone in dem reichen Haarwuchſe ſteht ihr herrlich. Eins nur fehlt ihr, eins trotz aller ihrer Schönheit fehlt ihr, und das ſind rothe Wangen! Die Arme! Sie hat ſich in der letzteren Zeit gegrämt und iſt blaß geworden und das iſt Ihre Schuld, Sie haben ihr nicht einen einzigen Brief geſchrieben!“ —

„Ich? Nicht geſchrieben? Wirklich!“ ſeufzte Eduard, „aber lieber Doktor, habe ich denn auch ſchreiben können? Ich glaube nicht. Meine Gedanken waren ſo wunderlich, ſo verwirrt. Ich habe geträumt, daß der Scharfrichter mir den Kopf abgehauen und ſtatt deſſen einen Bienenkorb voll Bienen mir auf die Schultern geſetzt habe, ſo ſauſt und brauſt es in dem Kopfe des verlornen Eduard. Horchen Sie doch! Hören Sie nicht, wie die Inſekten darin ſchwärmen. Jeder Gedanke iſt zu einer Biene geworden, aber keine von allen gibt meiner Seele Honig, ſondern nichts als bittern Wermut zur Speiſe. Was mir fehlt, weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es,“ nahm der Doktor nach kurzem Schweigen das Wort, „es fehlt Ihnen Nelly's liebevolle Pflege. Wenn ſie Ihre Frau wird, verſchwindet auch Ihre Krankheit.“

„Wird es meine Mutter und mein ſtrenger Herr Vater mir wirklich erlauben, mich mit Nelly zu verbinden? O, das iſt ſchön von ihnen! Nun werde ich glücklich ſein.“

„So wie wir nach Poulettshain kommen, werden Sie mit ihr getraut werden, Eduard.“

„Gut; aber laſſen Sie nur nicht viele Leute zur Hochzeit kommen — die Leute — ich kann ſie nicht leiden; ſie betrachten mich alle ſo aufmerkſam, und ich bin doch weder ſchieläugig noch blatternarbig.“

„Niemand kommt.“

„Niemand?“ wiederholte Eduard langſam vor ſich ſelbſt. „Aber Gott kommt doch, er iſt allenthalben zugegen.“

Die Unterhaltung ſtockte.

Aber auf Poulettshain war Alles in Bewegung. In einem großen Saal auf dem Herrenhofe war eine Art von Altar aufgerichtet, nach Oſten gewandt, wo die Gewaltigen glaubten, den ſiegenden Erlöſer überwunden zu haben; der Prediger ward zum alten Poulett gerufen und von ihm unterrichtet — man hatte ja eben einen Kourier bekommen, daß Doktor F. unterweges ſei mit Eduard, dem Kapitän in der engliſchen Garde. Jakob ſchüttelte den Kopf und Nelly war traurig und doch bisweilen fröhlich geſtimmt; ſie wußte ja nicht, welchen Ausgang es nehmen würde, ob der Geliebte ſie wiedererkennen würde oder nicht. Ihre Hoffnung glich der Phaläne, die zwiſchen Tag und Nacht in geheimnißvoller Dämmerung flattert; ihre Seele konnte bei einem einzigen beunruhigenden Gedanken erſchrecken, wie die empfindliche Mimoſe ſich bei der leiſeſten Berührung zuſammenzieht. Oft ſeufzte ſie: „Lieber ihn gar nicht ſehen, als wahnwitzig ſehen; im klaren Himmel werden wir uns ja doch einſt wiederſehn. Die Erde hat uns Beiden kein Glück gebracht, deſto beſſer wird es uns im Reiche des Lichts ergehen.“ — „Ich traue dem Apotheker nur wenig, aber dem Doktor noch weniger,“ meinte Jakob.

Jetzt rollte des Doktors Wagen durch die Allee, welche zum Herrenhof führte.

„Wo bin ich?“ brach Eduard aus. „Ja, hier war es, wo ich meine Jugend verlebte. In dieſem Teich habe ich gefiſcht, von dieſer Wallnuß Allee Früchte gepflückt." — Man fuhr durch das Thor in den äußerſten Hof und Eduard rief: „Hier wohnt der Verwalter, dort lief ich als Knabe im kurzen Rock und ſpielte mit den Kalekuten — aber es muß gewaltig lange her ſein, daß ich hier war!" Der Wagen hielt nun vor der Thür des Hauptgebäudes; da ergriff Eduard des Doktors Hand, rückte ſie krampfhaft und flüſterte: „Nehmen Sie mich nun in Schutz, denn Vater und Mutter meinen es nicht gut mit mir." — —

Es leuchtet ein, daß Doktor F. Eduards Wahn- inn auf pſychologiſchem Wege heilen wollte. Deß- alb begegnete er ſeinen Äußerungen freundlich; antwortete, wenn er fragte, fragte, wenn er ſchwieg, erſetzte ſich endlich ganz in den Gedankengang des Wahnwitzigen, um ſo in der Tollheit ſelbſt ein Mittel gegen die Tollheit ausfindig zu machen. Aber es gelingt doch nicht immer. Wer einmal en Jehova's Blitzſtral getroffen iſt, behält auf mmer ein Zeichen davon. —

Nur in kurzen Andeutungen will ich wieder- elen, was mir erzählt ward, und habe nicht roße Luſt mich bei der Zuſammenkunft der Familie aufzuhalten, wo Eduard ſtill und ſinſter war, ſeine Eltern wohl grüßte, aber — Nelly vermißte; denn auf des Doktors ausdrückliches Verlangen durfte dieſe erſt in dem Augenblick erſcheinen, wo die eheliche Einſegnung erfolgen ſollte. Sonderbar genug wandte Eduard dagegen alle ſeine Aufmerkſamkeit ſeinem Bruder zu, und ſchien recht viel von ihm zu halten.

Der Prediger war gekommen, auch ein paar Anverwandte erſchienen, das Mittagsmahl war zu Ende; der Doktor hatte bei Tiſche neben Eduard geſeſſen; der Kaffee war getrunken; der große Saal, wo der Altar errichtet ſtand, war von Wachskerzen erleuchtet — jetzt wollte man ſich dahin begeben, die ganze Geſellſchaft war feſtlich gekleidet.

„Eduard," ſagte der Doktor, „jetzt hat die Stunde Deines Glückes geſchlagen! Deine Braut, Deine geliebte Nelly erwartet Dich — komm, laß uns gehn!"

Eduard warf einen forſchenden Blick auf den Arzt, folgte jedoch dem Zuge. Es ging nach dem Saale; Jakob führte ſeinen Bruder, während ſich der Doktor wegſchlich, um aus einem Seitengemach Nelly zu holen.

„Eduard!“ ſagte Jakob, „Du biſt glücklich, Du bekommſt eine eben ſo reiche wie ſchöne Braut.“

„Schön iſt ſie,“ ſeufzte Eduard, „aber ſehr arm, ich weiß das beſſer als Du.“

„Reich wie eine perſiſche Fürſtinn, ſage ich Dir, Eduard!“ erwiederte Jakob, „ſieh, da kommt ſie auf uns zu, urtheile nun ſelbſt!“

Und herein trat jetzt, auf des Doktors Arm gelehnt, in dem Anzuge, welchen er angeordnet hatte, die ſchöne Nelly. Sie trug ein goldſtoffenes Kleid mit einem ſchwarzſammetnen Gürtel, worin eine dichte Reihe Diamanten ſtralte. Ihr Haupt umſchlang ein königliches Diadem, und darüber ein Roſenkranz, ein langer weißer Schleier hing über den Nacken nieder. Sie blieb in der Thür ſtehen und ſah Eduard mit einem ängſtlichen aber liebevollen Blick an. Eduard bog den Oberleib vor, ſetzte den rechten Fuß vor, ſtarrte das Mädchen an und ſtreckte den Arm aus, als ob er ſie abhalten wollte näher zu kommen.

„Das iſt nicht *meine* Nelly,“ brach er aus, indem er den Kopf ſchüttelte, „das iſt die Königinn vom Berge, die reiche Königinn, die ſo viel Unheil in der Welt anrichtet; aber Ihr ſollt mich nicht hintergehn. Seht, wie ſchön ſie iſt, wenn ſie ſo mit dem Geſicht zu mir hergewendet ſteht aber hinten iſt ſie hohl wie ein Backtrog, das wei ich nur zu gut. Meine Nelly ging nicht i Gold; in den weißen Gewändern der Frömmigke ging ſie Sonntags zur Kirche, und ich folgte ih in einigem Abſtand, denn meine Eltern wollte es nicht haben, daß wir miteinander umginger Sie würde nicht in der Thüre ſtillgeſtanden haber Schande und Sünde iſt es von Euch, daß J mich Armen hintergehen wollt! Geh, häßlich Weib!“

Der Doktor biß ſich in die Lippen und g Nelly einen Wink ſich zu entfernen.

„So habe ich mich doch geirrt,“ murme der Doktor vor ſich hin, „ja, die Tollheit iſt ſchw zu ergründen. Man merkt wohl, welche Geda ken von dem Wahnwitzigen ausgehn, aber a welcher Kammer des Gehirns ſie kommen, w Niemand; ſo ſieht man im Sommer unendl lange Fäden von Spinnengeweben über Bäu und Sträucher hinſchweben, aber wo ſie verfert ſind, wo die fleißige Spinnerinn iſt, weiß N mand! — Wir müſſen den Gedanken des Kranken auf einem andern Gebiete entgegenkommen." —

Drei Tage waren vergangen ſeit dieſem mißlungenen Verſuch und nun wollte der Doktor einen neuen anſtellen. Der große Saal war wie das erſtemal erleuchtet; dieſelben Perſonen waren zugegen. Nelly hatte ſich vor Eduard verborgen halten müſſen, und nun verlangte ihn nach ihr, und er freute ſich, als er die Erlaubniß erhielt, das liebe Mädchen zu heiraten! Dießmal ſtand der Doktor, und nicht Jakob, an Eduards Seite; und nun öffnete ſich die Thür, und Nelly trat in den Saal, nur von Eduards Mutter begleitet, und in einem glänzenden weißen Sammetkleide, mit einem weißen Roſenkranz im Haar.

„Kennſt Du mich, Eduard?" fragte Nelly mit bebender Stimme.

„Ja, ich kenne Dich, armes Mädchen!" antwortete er und blieb wie angewurzelt ſtehen, ganz in den Anblick verſunken. „Ja, Du biſt meine Nelly! Niemand hat dieſe Augen, Niemand dieſen Mund, der iſt Dir allein zu Theil geworden. Wenn ich Dich betrachte, leichtgeformt wie Du biſt, ſo ſcheint es mir, als ob die Elfenkönigin vor meinem innern Auge ſteht. Du biſt böſe auf mich, weil ich Dir nicht geſchrieben habe. Ach, ich hatte weder Zeit noch Luſt. Ich wollte nicht eher an Dich ſchreiben, als bis es wohl ginge. Aber es iſt mir ſehr übel ergangen. Schwarze Männer haben mich gebunden, Arzneien habe ich einnehmen müſſen; geprügelt haben mich Leute, die ich in geſundem Zuſtande ſelbſt geprügelt haben würde. Und in ein großes Haus führten ſie mich, wo viele Menſchen ſich verſammelt hatten; junge Mädchen, die darüber weinten, daß ihre Liebhaber bei Waterloo gefallen waren; da ging ein Mann, der ſich einbildete, daß er Brutus ſei, und eifrig nach Julius Cäſar ſuchte, um ihn zu ermorden; auch Kaiſer Napoleon war da, der ſuchte nach allen Königen, die er geſchaffen hatte, und traf ſie alle als Bettler an; ſein Purpurmantel war zerſetzt und ſein Bart lang, aber ſeine Stirn von pariſchem Marmor; ich ſah auch Kapitän Eduard Poulett, er war mißmutig, weil er nicht die zur Frau erhielt, die er liebte, aber nun ſind ſie beide, er und ich, aus dem hohen Hauſe fort, und nun wollen wir Beide, Du und ich, bei einander bleiben!“

n wohl, lieber Eduard,“ ſagte die Mutter,
ärtige Lady Poulett, indem ſie Nelly bei
d ihm zuführte, „Du ſollſt ſie nun heiraten,
nge ich Dir Deine Braut!“
erblaßte Eduard, und hielt ſich krampf
an dem Doktor; dann ballte er die rechte
egen die Mutter und rief laut: „Nein,
wenn Du mir Nelly bringſt, ſo weiß ich,
ichts Gutes zu erwarten habe, Dein Mund
erflucht, Deine Nähe hat ſie befleckt. Dein
t mich verblendet. Von Deiner Hand
ſie nicht annehmen. Und nun ſehe ich
ntlich, Doktor! Es iſt nicht Nelly, nein,
Königinn, die goldgelbe Königinn vom
es Mammons Ehefrau; mit ihr wolltet
neulich Abends vermählen; ſie hat heute
s Kleid angezogen, bloß um mich zu hin-
Fort, Du häßliches Weib!“ und dann
leiſer hinzu, indem er in Thränen aus-
ich weiß es ja, daß Nelly ins Kloſter
dort ſtarb. Die Nonnen ſangen und
ward geſpielt, als man ſie zur Ruhe
die Chorknaben trugen den dampfenden
, und die Altartafel, worauf die Aufer

ſiebung gemalt war, öffnete ihre Thüren von ſelbſt und empfing ſie, und dann ſchloſſen die Thüren ſich von ſelbſt wieder. Und wir waren unſer viele zugegen, und wir wußten alle, daß ſie todt war; denn ſie lag in dem weißen Leichentuche mit gefalteten Händen, langausgeſtreckt im ſchwarzen Sarge — Ihr ſelbſt, Ihr alle, die Ihr hier ſeid, Ihr alle waret ja zugegen! Nelly iſt todt.“

Hier verbarg Eduard ſein Geſicht mit ſeinen Händen und ſchluchzete laut. Auf einen Wink des Doktors verließen Alle den Saal, nur er und Eduard blieben allein zurück. Der Doktor ergriff des Kranken Hand, und ſagte nach langem Grübeln: „Ja, Eduard, ich will es Ihnen nicht verhehlen, was Sie doch einmal erfahren müſſen: Nelly iſt todt.“

„Ich wußte es wohl,“ murmelte Eduard.

„Aber ſie kann wieder aufleben,“ fuhr der Arzt fort. „Was ſagen Sie dazu?“

„Ich zweifle. Aber wie meinen Sie das?“

„Draußen in Ihres Vaters Walde, Eduard, hat ſich neulich ein junger Zauberer niedergelaſſen, mit Namen Phantaſus, ein ſchwärmeriſcher Jüngling von ausgezeichneten Kenntniſſen und mit tie-

Blick in die dunkelſten Geheimniſſe der Natur.
ann durch beſchwörende Zauberworte längſt
rbene Geſchlechter aus dem Grabe hervorru
ſo daß ſie lebendig vor meinen und Ihren
n umherwandern. Und nicht bloß in die
angenheit kann er wirken, ſondern ſeine kla
durchdringenden Augen vermögen auch in
Dunkel der Zukunft zu blicken, und vorauszu
, was erſt nach Jahrhunderten geſchehen ſoll.
ls ſieht er viele uns verborgene Geſtalten
Erden umherwandern, die Gräber ſich öffnen,
die Todten mit einander ſprechen. Auch mit
hat er oft geſprochen."

Und iſt ſie noch nicht verweſt und gedenkt
ein in Treue?"

Noch iſt die Vernichtung ihr nicht genaht,
ſie ſehnt ſich, ins Leben und zu Ihnen zu-
kehren. Eine Bitte aus Ihrem Munde würde
Phantaſus bewegen, ſie wiederzuerwecken."

Was fordert er zur Belohnung?" fragte
rd.

Dafür laſſen Sie mich ſorgen!" antwortete
rzt.

Siehſt Du!" brach Eduard unmutig aus,

„Geld gehört doch immer dazu. Es geht eine Stange von maſſivem Golde vom Nordpol zum Südpol mitten durch die Erde, und dieſe Goldſtange iſt die Achſe, um welche ſich die Kugel dreht. Wann können wir dieſen Phantaſus ſprechen?"

„Nach drei Nächten!"

„Gut; aber Niemand von der Familie darf davon etwas erfahren. Hörſt Du, Doktor?"

„Niemand," antwortete der Doktor. „Harren wir bis dahin!" Und hiemit trennten ſie ſich. — —

Als die drei Tage vorüber waren, holte der Doktor ſeinen Patienten etwa um Mitternacht ab. Es war eine ſchöne Sommernacht; der Mond ergoß ſeinen hellen Glanz auf die zahlreichen Gebäude in Poulettshain. In geringer Entfernung von den äußerſten Häuſern liegt eine Kapelle, wo die Ahnherren in ihren Gräbern ſchlafen, alle die vielen von einer ehrerbietigen Nachkommenſchaft heiliggeſprochenen Pouletts, dahingerafft, während die rothe und die weiße Roſe blutig oder leichenbleich in England blühte. Einige von ihnen waren als Märtyrer geſtorben, Andre als Helden, und noch Andere als feige Flüchtlinge. Gelb ſchien der Mond auf die thaubeflimmerten Auen,

der Wandelſtern ſchien ein weißliches Licht
den Garten der Todten und über das Wei-
der Lebenden zu verbreiten. Nichtsdeſtowe-
ging Eduard mit freudigem Muth an der
des Doktors F. durch den ſchwarzen Fried-
zur Kirchenthür. Doktor F. hatte im benach-
n Dorfe einen jungen Mediciner angetroffen
recht gefälligem Äußern, und ihn erſucht, ihm
dieſem Verſuche behülflich zu ſein, durch wel-
er wo möglich dem Kranken den geſunden
rauch ſeiner Verſtandeskräfte wiederzugeben
e, und es wird deßhalb dem Leſer nicht auf-
n, wenn ſich in der Kapelle jetzt ein Menſch
, der ſich für den Zauberer Phantaſus aus-
t.

Während der Doktor und Eduard das Innere
durch Wachskerzen erleuchteten Kirche betraten,
te man ſanfte Orgeltöne. Eduards Augen
ten ſich mit Thränen, aber die des Doktors
länzten von Freude, denn er hoffte nun, daß
er dritte Verſuch gelingen und eine völlige Ver-
derung in dem Seelenzuſtande des Kranken be-
rken werde. „Die Zahl Drei,“ dachte der Dok-
, „iſt, wenn nicht eine heilige, doch eine gute.

Zum drittenmal will ich zu der verletzten Pſy ſprechen; in drei verſchiedenen Trachten ſollte Geliebte ſich den Augen des Liebenden darſtelle dreimal weiſe ich den irren Geiſt auf die rech Spur, dreimal übe ich meine Kunſt; aber wi ſie zum drittenmal nicht, ſo vermag es nur d höhere Kraft, die Natur ſelbſt, ſo überlaſſe i den kranken Sprößling unſerer gemeinſchaftlich Mutter. So hilf mir denn, du Allmutter, g ſundheitbringende, heilkräftige Natur, hilf deine alten Lehrling mit dem grauen Haar und de friſchen jugendlichen Herzen!“

Stillſchweigend gingen ſie Beide zum Altar ihre Tritte waren faſt unvernehmbar, aber de Wind ſeufzte in den Gewölben.

„Hier iſt gut ſein, Doktor,“ fing Eduard an „hier habe ich als Knabe manchmal geſeſſen un bin in Gedanken verſunken, in heilige Gedanken Komm, komm mit mir hinter den Altar! Sieh Du, Doktor, den gelben, ehernen Sarg? Oben drauf liegt des Verſtorbenen eherne Rüſtung, ſei gelber Helm, ſein Schwerdt und eine Fahne mi weißen in Blau geſtickten Roſen; in dem Sarg liegt er ſelbſt, der ſtarke Robert Poulett, mei

Stammvater. Er focht in den Kriegen zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter. Er fiel in der Schlacht bei Bosworth — laß ſehn, es war 1485, und jetzt ſchreiben wir 18--, Du haſt ihn wohl nicht gekannt, da warſt Du noch nicht geboren. Es geht eine Sage von ihm, und dieſe Sage betrifft auch mich. Willſt Du ſie hören?"

Der Doktor nickte.

„Robert Poulett hatte zwei Söhne, Wilhelm und Johann, und eine Tochter, Angelika. Wilhelm war der älteſte und wurde von Vater und Mutter vergöttert, wogegen dieſe die beiden andern Kinder haßten und mißhandelten. Da kam ein Prieſter und freite um Angelika; ſie hätte ihn auch gern gehabt, und Johann bat ſeinen Vater knieend, die beiden Liebenden zu vereinigen. Der Vater ſtieß den Sohn mit Füßen von ſich und antwortete Nein. Da trat Angelika hinzu und ſagte: Vater, Du haſt ſtets den ältern Sohn begünſtigt, und uns nachgeſetzt, Deine beiden jüngeren Kinder, merke nun auf meine Worte: ich ſage Dir, es wird eine Zeit kommen, wo der älteſte Sohn der Familie die Beſitzungen nicht erben wird, ſondern der jüngere wird ſie erhalten.

— „Eher ſtürze die Burg in Schutt und Graus zuſammen oder gehe in Flammen auf!“ antwortete Robert, der hier in dem ehernen Sarge liegt. — Da ging Angelika hinaus auf den Hof und ſtürzte ſich in den Brunnen; man zog ſie heraus mit naſſen Locken und zerquetſchter Schläfe. — Aber jetzt geht die Prophezeiung in Erfüllung; ich werde nicht zu dem Beſitz von Poulettshaſn kommen.“

„Verſcheucht dieſe finſtern Gedanken!“ nahm der Doktor das Wort, „und folgt mir nun in die Kapelle.“

Der Doktor öffnete die Thür und Eduard ſahe ſechs Kandelaber an einem friſchen Sarge brennen, worüber eine ſchwarze ſilbergeſtickte Sammtdecke gebreitet war. Bei dem Sarge ſaß ein junger Mann — der Mediciner aus dem Dorfe — gekleidet in einen wunderſamen hochröthen Kaftan mit einem weißen mit Hieroglyphen bezeichneten Gürtel, auf dem Haupt einen hohen Turban, an den Füßen Sandalen.

„Wer iſt das?“ fragte Eduard.

„Es iſt der mächtige Phantaſus,“ antwortete der Arzt.

„Phantaſus!“ redete jetzt der Wahnwitzige den ngen Mediciner an, „kannſt Du die Todten erecken, kannſt Du die Gräber öffnen und den and des Stundenglaſes hemmen?“

„Warum nicht?“ lautete die Antwort, „denn er, wie ich, die drei großen Lebensfragen beantorten kann: woher? warum? wohin? — der kann ohl auch die Todten ins Leben zurückrufen.“

„Wer liegt in dieſem Sarge?“ fragte Eduard.

„Nelly.“

„Kannſt Du ſie mir wiedergeben?“

„Ja.“

„Laß ſie mich zuvor ſehen!“

Der Doktor und Phantaſus nahmen die Sammetdecke ab, hoben den Deckel vom Sarge und nun ſahe man Nelly in weißem Gewande, den Myrtenkranz im Haare, mit geſchloſſenen Augen auf dem ſchwarzen Kiſſen liegen.

„Ja,“ brach Eduard tiefbewegt aus, „das iſt meine Nelly! Seht, wie ſchön und fromm ſie iſt, ſchön wie die weiße Roſe, die ſie in der Hand hat. Ja, es iſt wahr: die Pouletts fochten für die weiße Roſe, und Du, des armen Eduard Pouletts ſchöne Gattinn nimmſt, unſer Wappenzeichen mit ins Grab. Nein, Phantaſus, laß ſie liegen! Es wäre Sünde, im heiligen Gotteshauſe hölliſche Zauberkünſte zu treiben; laß Gott behalten, was er ſich einmal genommen hat. Sie iſt glücklich! Rufe ſie nicht zurück in das unſelige Mißgeſchick des Lebens! Wir begingen Frevel an ihr. Beim Himmel! Sie rührt ſich! Phantaſus, halt inne mit Deiner Zauberei! Grab, behalte Deine ſchöne Beute!"

Und raſch ſetzte er den Deckel wieder auf den Sarg, und eilte aus der Kapelle,

„Alles iſt verloren," ſagte der Doktor, indem er den Deckel wieder abnahm und zugleich mit dem jungen Mediciner Nelly aus dem Sarge heraushalf, „Äſkulaps Kräuter ſind keine Roſen. Ich hoffte, gute Nelly, wenn ich Eduarden nichts in den Weg legte, ſondern mich nach ſeinen Launen richtete, allmälig Herrſchaft zu gelangen über ſeine Gedanken, und ihm zur Geſundheit wieder hinzuleiten, aber mein Eifer iſt nicht mit günſtigem Erfolg belohnt worden. Für den Augenblick iſt nichts weiter zu thun, wir müſſen den Zeitraum eines Jahres vergehen laſſen, und dann neue Verſuche anſtellen."

ags darauf reiſte Dokter F. mit Eduard zum hauſe zurück, und die Familie des Stamm- verſank in Betrübniß; ſelbſt Jakob war geſtimmt als gewöhnlich, und es ſchien, als irgend etwas Gefahrvolles im Sinne habe.

ines Mittags fand Nelly ein Brieſchen auf Tiſche, deſſen kurzer Inhalt folgender war: onnen Sie mir heute Abend eine Unterredung Thiergarten. Etwas Wichtiges hat Ihnen theilen

Ihr Jakob Poulett.

lls Nelly Abends auf dem Wege zur Jasmin- war, begegnete ihr Jakob in dem Baum- e, und bat ſie, ihm aufmerkſames Gehör und auen zu ſchenken, er wolle ihr Bruder und ützer ſein. „Was ich Ihnen jetzt mittheile,“ er, „habe ich ſchon dem würdigen Dokter ertraut, und er billigt meinen Entſchluß. Als er F. im Wagen ſaß mit meinem unglück- Bruder, und ihm die Nachricht gab, daß Hochzeit hier auf dem Schloſſe ſein ſolle, Eduard, ob viele Gäſte zu der Feierlichkeit laden wären. Der Dokter antwortete: Nie- ! Sein Sie unbeſorgt! — Niemand? er wiederte da mein armer Bruder. Doch jemand! Gott kommt, Gott iſt allenthalben zugegen. — Und wahrlich, liebe Nelly, Gott war zugegen, und wirkte auf den Seelenzuſtand meines Bruders ſo, daß zu Ihrem Glücke aus der Verbindung nichts wurde. Es ſchmerzt mich, daß ich meinen Eltern Schlimmes nachreden muß, aber ich darf es Ihnen nicht verſchweigen, daß ich eine höchſt frevelhafte Unterredung meiner Eltern belauſcht habe. Ihre Geburt, Nelly, war, wie Sie wiſſen, der Anſtoß und das Hinderniß Ihrer Verheiratung mit meinem Bruder. Er ward wahnſinnig; und nun wünſchten meine Eltern ihn durch die Verbindung, welche er ſo innig begehrt hatte, wieder zu Verſtande zu bringen. Sobald dieß aber geſchehen und die Hochzeit vollzogen wäre, merken Sie auf, hatte Vater und Mutter beſchloſſen — Ihnen Gift zu geben, um ſo die bürgerliche Schwiegertochter los zu werden. Der Tod, Nelly, hat über ihrem Haupte geſchwebt."

„Mein Gott," rief Nelly, „können Menſchen ſo verrucht ſein?"

„Es iſt die reine Wahrheit," rief Jakob munter, aber ging von der Luſtigkeit plötzlich zum ver-

ſt über, „und woher wiſſen Sie, Nelly,
nicht ſchon Gift bekommen haben und
n Adern herumtragen? — Nein, wer-
nicht bange! Es war ein einfältiger
mir — ſein Sie ruhig, Sie ſind bis
gut davon gekommen, aber hören Sie
ath! Ich ſelbſt bin des Lebens hier in
n müde. Ich bin hier der Diener und
rer, und werde, als jüngerer Sohn,
genthümer einer einzigen Scholle Landes
rd iſt der Univerſalerbe. Von meinem
e ich nichts als Grobheiten, und von
utter ſpöttiſche und ſpitze Feinheiten zu
Nelly, ich reiſe dieſe Nacht nach Lon-
rathe Ihnen, mich zu begleiten.“

anke Ihnen,“ flüſterte Nelly, „ich ver-
n, und begleite Sie. Aber wie wollen
mmen?“

s zwölf Uhr werden Sie mich im Hin-
en. Rüſten Sie ſich, und laſſen Sie
seinander gehn,“ antwortete Jakob und
davon.

s nun die Nacht ihre monotone mora-
nkelheit über Land und Meer ausbrei-

tete, grade in der Stunde, wo ſo manches kleine Fahrzeug von dem größeren Dreimaſter überſegelt wird im Kanal, der die beiden, jahrhundertlang feindlichen, nun erſt durch Talleyrands Klugheit verſöhnten Nationen trennt, in dieſer abſonderlichen Eulenzeit ſtand im Hinterhofe auf Poulettshain der ſchönſte von den Prunkwagen des alten Poulett, mit vier trefflichen Schimmeln beſpannt. Jakob, mit einer Dame am Arm, ſtieg mit ihr in den Wagen und rief: „Fahr nun zu, guter Kutſcher, und knalle mit Deiner Vierpferdepeitſche tüchtig unter den Fenſtern meines lieben Vaters!“ Der Kutſcher ſchwang die Peitſche knallend, und der Wagen rollte nach London zu mit Jakob und Nelly und mit mehreren Sachen von Werth, die der muntre Sohn heimlich aus dem väterlichen Hauſe mitgenommen hatte.

Bei ſeiner Ankunft in London miethete Jakob ſogleich ein Quartier für ſich und Nelly, doch in zwei verſchiedenen, wiewohl aneinanderſtoßenden Gaſſen; und als dieß nun vollbracht war und demnächſt das Silberzeug, das er mitgenommen hatte, und der prächtige Wagen mit den vier koſtbaren Schimmeln in guter geſetzlicher engliſcher Form

war, gab er Nelly'n eine runde Geldſumme,
häftigte ſich nun eifrig damit, den Reſt des
an den Mann zu bringen. Jakob hatte
Stolz ſeines Vaters richtige Rechnung ge=
Der alte Poulett war zu ehrbegierig, um
Augen der Welt das Vergehen ſeines Soh-
fzudecken, und verſchwieg die ganze Ge-
und begnügte ſich — mit dem Ärger.

ob genoß ſeine Unabhängigkeit in London
em Maße. Er war nie zuvor in dieſer
adt geweſen. Was Wunder, daß er auf
llard Partien und Wetten verlor, daß er
Spielhäuſern ſeine Guinee'n ließ, daß er
ater von Taſchendieben beſtolen wurde, daß
t, um es mit Einem Worte zu ſagen, bet=
war? Auf ſeinem Zimmer fand ſich nicht
ick mehr, das ihm gehörte, in ſeiner Taſche
n Schilling mehr; aber ſeine Munterkeit,
bensluſt, ſeine Laune? ja, die beſaß er

war eines Nachmittags, halb fünf Uhr,
ohne des Tages zu Mittag gegeſſen zu ha=
ohne Hoffnung zu Abend eſſen zu werden,
in ſeinem leeren Gemache ſaß. „Guter

Magen,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „verlangt dich nach den ägyptiſchen Fleiſchtöpfen in Poulettshain? — Schweig! Es klopft. Herein!“

Ein Lazarone trat herein und überreichte ihm einen Brief von Nelly, worin ſie ihm für das dankte, was er bisher für ſie gethan habe, aber ihm zugleich meldete, daß ſie ihm nicht länger läſtig fallen oder irgend eine Unterſtützung von ſeiner wohlthätigen Hand annehmen könne oder wolle: ſie habe ſich ein kleines „Ämtchen“ auf dem Lande verſchafft. Eingeſchloſſen war in den Brief ein einfaches Andenken, eine Locke von ihrem reichen Haar.

Jakob hatte dieſen Brief kaum durchflogen, als er es abermals, aber weniger beſcheiden, ſondern ſtark anklopfen hörte. „Herein!“

Der Eintretende war des Beſuchempfängers eigener Wirth, der die Miethe einfordern wollte. „Ich komme“ — begann der Wirth. —

„Vergeſſen Sie nicht, was Sie ſagen wollen,“ unterbrach Jakob ſeinen magern, knochenhändigen Wirth, „aber ſtören Sie mich nicht in meiner Verdauung. Ich komme eben von der Frühſtückstafel des Herzogs von Ormond; es war ein un-

gleichliches Diner, Vogelwild aus Norwegen,
aſteten aus Straßburg, Ragout aus Paris und
kaierwein — ich bin ſo ſatt, ſo ſatt! Wiſſen
ie, Hochverehrter, was in alten Zeiten mein
ößtes Vergnügen in Poulettshain war? Ich will
Ihnen ſagen: Weihnachten gab es immer große
apperjagd, da mußten die rothen Füchſe daran.
ach der Jagd wurde köſtlich zu Mittage geſpeiſt,
d nach Tiſche gingen alle Gäſte — die Herren
ein' ich — ins Billardzimmer, und da konnte
ſitzen, mein Freund, hinausſchauend über den
anal tief in das naheliegende Waldrevier, wo
r Kronhirſch wanderte mit dem hohen Geweih,
konnte ich ſitzen auf dem Sofa, ganz verſun-
n in das heilige Geſchäft der Verdauung — doch
ſſen Sie, was ich vermißte? — nichts, als daß
miſche Sklaven auf dem Schloßhofe draußen mit
m Diskus warfen, oder ein Thiergefecht, ja ſo
was —"

„Ich komme" — unterbrach ihn nun ſeiner-
ts der Wirth, und das war wohlgethan vom
irth, denn warum ſoll ein Wirth nicht ſeine
ausmiethe haben?

„Vergeſſen Sie nicht, was Sie ſagen wollen!"

rief Jakob, „aber thun Sie mir den Gefallen, wenn des Herzogs von Orutond reichgalonnirter Diener Nachmittags kommt und nach mir fragt, ihn an meiner Stelle zu empfangen, und die hundert Guinee'n in Verwahrung zu nehmen und zu quittiren, welche der edle Herzog versprochen hat, mir auf meines Vaters Anweiſung auszahlen zu laſſen.“

„Ei, ganz gewiß, Herr Poulett, ich werde nicht eher das Haus verlaſſen, als bis der Diener hier geweſen iſt,“ antwortete der Wirth. Jakob begleitete ihn lächelnd bis zur Thür und ging dann ſelbſt hinunter auf die Straße längs der Themſe. Unwillkürlich blieb er vor einem großen Hauſe ſtehn, in deſſen untern Fenſtern man eine Menge herrlicher Arbeiten in Gold und Silber ſehen konnte, denn es wohnte dort ein reicher Juwelier. Als er ſo daſtand und die innerhalb und außerhalb aufgeſtellten und hangenden Prachtwaaren betrachtete, öffnete ein Diener ehrerbietig die Thüre des Ladens, und eine junge, ungemein ſchöne Dame trat heraus. Sie blieb draußen ſtehn, zog eine Börſe aus der Taſche und gab einem Diener Geld mit den Worten: „Chriſtoph, hole nun, was

bei der Modehändlerinn beſtellt habe, ich werde
lein nach Hauſe gehn.“ Chriſtoph machte ſich
rtig davon und war bald verſchwunden; es war
in Menſch zur Stelle außer der ſchönen Dame
nd Jakob — im Augenblick faßte Jakob einen
reiſten Entſchluß. Höflich näherte er ſich der
ungen Dame, die mit Wohlbehagen ſeine lebhaf-
n, hübſchen Züge zu betrachten ſchien, ſie ſelbſt
h außerordentlich munter aus; aber ihr ſchelmi-
hes Lächeln verwandelte ſich plötzlich in eine lieb-
iche Bläſſe, als Jakob ihr raſch die Börſe aus
er Hand zog, und mit einem tiefen Bücklinge
olgende Worte an ſie richtete: „das gnädigſte
Fräulein muß nicht glauben, daß ich ein Taſchen-
ieb, ein Mörder und Straßenräuber von Pro-
feſſion bin. Es iſt nur eine unbehagliche Wahr-
nehmung in meinem Magen, eine gewiſſe Empfin-
dung, ſehr ähnlich dem, was man Hunger nennt,
die mich veranlaßt, bei Ihro Gnaden eine ganz
kleine gezwungene Anleihe zu machen. Belieben
Sie, hier iſt die Börſe zurück! Sie werden ſehen,
ich habe nur eine einzige Guinee genommen.“

Das junge Mädchen faßte ſich ſchnell und
konnte nicht umhin, bei des jungen Mannes lo-

miſcher Anrede in Lachen auszubrechen. Gutmütig antwortete ſie noch immer lachend, indem ſie ihm die Börſe wieder hinreichte: „Sein Sie ſo gut, und geniren Sie ſich nicht! Nehmen Sie nur noch einige! Hunger, ſagt mein Vater, ſoll nach einem rechten Durſt das Schlimmſte ſein, was man leiden kann. Eine Guinee kann Ihnen wohl heute helfen, aber wovon ſollen Sie morgen leben? Da, nehmen Sie die ganze Börſe!“

Es lag ſo viel Herzensgüte und ſo viel jugendliche Lebendigkeit in ihrer Stimme, daß Jakob ſich auf einmal ſeines Streiches ſchämte; er ſchwieg, reichte die eine Guinee, welche er genommen hatte, der ſchönen Unbekannten wieder hin, und ſagte: „Nein, lieber hungern, als Sie plündern!“

„Nicht doch, nicht doch!“ rief ſie, „wenn Sie doch plündern müſſen, ſo thun Sie es bei mir lieber als bei einem Andern! Denken Sie, wenn Sie das einer alten Dame gethan hätten, der Schlag hätte ſie vor Schrecken rühren können; aber mir hat es nichts geſchadet. Überdieß, zwanzig Guinee'n machen mich nicht reich noch arm.“

Sie drang ihm die Börſe auf.

Schöne Miß!“ ſagte Jakob, „wer ſind Sie?
all ich dereinſt im Stande ſein ſollte Ihr
on zurückzuzahlen, — ſagen Sie mir Ihren
n!“

ie ſah ihn an und antwortete: „Camilla
nd.“

akob fuhr zurück: „Ormond? Ormond? eine
r des reichen Herzogs?“ Sie nickte beja
„Wunderlich!“ rief er unwillkürlich aus
achte: „eine Tochter des Mannes, bei wel-
ich heute frühſtückte!“

Frühſtückte?“ fragte Camilla verwundert.

Ja,“ antwortete Jakob, „es war freilich nur
eingebildete Mahlzeit; „und nun erzählte er
ffenherzig die Geſchichte mit dem Wirthe, der
Hausmiethe haben wollte. Beide lachten.
ar ſchon ein ganz freundſchaftliches Verhält-
zwiſchen den beiden jungen Leuten entſtanden.
„Hier iſt meine Wohnung,“ nahm Camilla
das Wort, und ſtand ſtill vor einem großen
aſt, an deſſen Seite ein Garten lag hinter
n großen Eiſengitter, „Dank für gute Beglei-
! — Aber wie heißen Sie?“

„Hm, ſchöne Miß,“ antwortete er verlegen.

„ich bin grade kein Herzogsſohn, aber mein Vater ſitzt doch im Unterhauſe, mein Vorname iſt Jakob, mein Zuname darf unter jetzigen Umſtänden der Welt nicht zu Ohren kommen.“

„Hören Sie,“ ſagte Camilla, „Herr — Herr Jakob, kommen Sie doch hier zur Hauptpforte übermorgen Abend um acht Uhr!“ Eine leichte Röthe färbte ihre Wangen; ſie öffnete das Schloß der Hofpforte und verſchwand. Aber Jakob blieb noch lange auf demſelben Platze ſtehen und ſah dem ſchönen Mädchen nach.

Langſam ging er dann nach Hauſe, ganz anders geſtimmt als da er ausgegangen war. Der muntere Jüngling war plötzlich mutlos geworden; es war, als ob die ernſten Sterne auf ſeine Seele niederſchienen und ihr einen feierlichen Glanz gäben. Er aß ein wenig in einem Speiſehauſe, trank eine ganze Flaſche Wein, und ging nach Hauſe, wo ihn der Wirth unruhig erwartete. „Es iſt kein Diener des Herzogs von Ormond hier geweſen,“ murmelte er. — „Aber ich habe mir das Geld ſelbſt von dem Herzog geholt,“ rief Jakob luſtig, indem er die Miethe bezahlte. Als er nun allein war, warf er ſich auf ſein Bett, und zum erſtenmal ſeit ſeinen Knabenjahren — weinte er. „Sie iſt eines Herzogs Tochter," dachte er bei ſich, „iſt ungeheuer reich — Diplomaten, junge reiche Fürſten nähern ſich ihr — himmliſch iſt ſie, herablaſſend, freundlich — und was bin ich? Ich hätte etwas werden können, aber meine Eltern haben mich zu Nichts gemacht! Und doch" — hier richtete er ſich halb vom Lager auf — „doch gab ſie mir Armen Geld, doch, und das iſt das Wichtigſte, doch beſtellte ſie mich auf übermorgen Abend." — Woher kam es wohl, daß Wehmut ſeine Stirn umflorte? Leſer! habe Achtung vor Jakob Pouletts Schwermut, ſie hatte ihren Grund in — der erſten Liebe.

Es war kaum ſieben Uhr, als Jakob an dem beſtimmten Abend ſchon vor dem Eiſengitter ſtand; alles war ſtill im Garten. Jakob wanderte bis Mitternacht auf und ab; aber es kam keine Camilla — ſie hatte vielleicht in übereiltem Leichtſinn ihn in April geſchickt.

Am folgenden Abend kam er wieder zur Eiſenpforte und blickte durch das Gitter die ſchönen Blumen an auf den Beeten in dem Garten des Herzogs. Die Malven blühten noch mit den ſtolzen Georginen des Herbſtes. Plötzlich hörte er ein Raſcheln in den Büſchen und ſah, wie Camilla auf das Eiſengitter zuhüpfte. Sie öffnete ihm die Pforte, und der Glückliche ſtand nun im Garten bei dem jungen Mädchen. „Jakob!“ ſagte ſie, „Sie ſind gewiß böſe auf mich, aber ich konnte nichts dafür, daß ich Sie geſtern Abend täuſchte. Mein Vater nahm mich ganz unerwartet mit, um einige Beſuche zu machen. Waren Sie hier?“

„Jakob ergriff ihre Hand, und bedeckte ſie mit Küſſen: „Ich war hier.“

„Und nun ſind Sie wieder hier,“ rief ſie mit einer eiſigen Kälte, „und die Eiſenpforte iſt verſchloſſen, und meines Vaters Diener liegen im Gebüſch, um ſich Ihrer zu bemächtigen — Sie haben mich ja neulich gezwungen, Ihnen mein Nadelgeld zu geben, meine ſchönen Guinee'n!“

Unwillkürlich griff Jakob in ſeine Bruſttaſche und riß ein großes Jagdmeſſer heraus: „Ich ergebe mich nicht ohne Widerſtand, meine junge Herzeginn, aber es iſt nicht hübſch von Ihnen, den Vogel mit freundlichen Zeichen ins Garn zu locken.“

amilla lachte und antwortete ängſtlich: „mein
er Herr, ſchreien Sie nicht ſo! Sie haben
s von Dienern zu fürchten. Sagen Sie mir,
geht es Ihnen?“

„Jetzt und hier geht es mir gut.“

Sie erröthete leicht und ſagte ziemlich ernſt:
kob, wie iſt Ihr Zuname? Kann ich etwas
Sie thun? Vertrauen Sie mir!“

„Ich heiße Jakob Poulett,“ erzählte nun der
e Mann, „mein Vater iſt Stammherr und
glied des Unterhauſes, aber ich bin der jüngſte
der!“

„Armer!“

„Arm? Das bin ich nicht. Glücklich bin ich,
t ich richtig ahne.“

Zwei Stunden lang ging das junge Paar
Garten zwiſchen den ſchon verwelkten Brem-
büſchen; ſie wußte ſeinen Namen, ſie kannte
Gefühle, ſie hatte ſeine Noth und ſeinen
mmer gehört. Seit dieſem Abend trafen ſie ſich
Nacht im Garten und ſprachen mit einander;
endlich, im Anblick der feierlichen herbſtlichen
cht, in welcher die Natur vor ihnen ausge-
et lag, ſagte Camilla mit tiefer Bewegung:

„Jakob, ich will es wagen! Ich will Ihrem lieben Geſicht, Ihren ehrlichen Augen trauen. Ich könnte vielleicht die Gattinn eines Fürſten werden, aber ich werfe meine herzogliche Krone weg. Bedenken Sie jedoch, daß Sie — in den Augen der Welt erwerben, worauf Sie nach Ihrer Stellung nicht Anſpruch machen konnten, und daß ich es Ihnen aus Liebe und Vertrauen ſchenke. Ich breche Ihretwegen mit meinem Vater; ich will Sie lieben von meinem ganzen Herzen; aber täuſchen Sie mich nicht! Morgen Vormittag gehen Sie zu meinem Vater und halten um mich an. Will er mich Ihnen nicht geben, ſo verlaſſe ich ſein Haus, und bin morgen Abend die Ihrige.“ —

„Nächſten Tages ſtand Jakob um elf Uhr im Vorgemach des Herzogs von Ormond und bat einen von den Dienern ihn bei dem Herzog zu melden.

„Seiner Gnaden ſind beim Frühſtück.“

„Ah, und laſſen Sich vermutlich in Ihrer Andacht nicht ſtören,“ antwortete Jakob, „ſo kann ich warten — oder hören Sie, gehen Sie hinein und ſagen Sie ihm, daß Squire Jakob Poulett Seiner Gnaden etwas vorzutragen hat, das die

e zeitliche Wohlfahrt ſeiner Tochter Camilla
ſſt. Gehn Sie nur! Wenn der Herzog den
ammenhang hört, wird er gewiß äußerſt dank-
gegen den ſein, der ſo raſch einen ſo wichtigen
en, wie ich bin, bei ihm eingelaſſen hat."

Der Diener eilte und kam bald mit dem Be-
d zurück, daß Herrn Poulett eine Audienz
igſt vergönnt ſei. Jakob ging die großen
e hindurch, wo Marmorſtatüen, Gemälde und
e Spiegel in goldnen Rahmen deutlich anzeig-
daß hier ein engliſcher Pair wohnte.

Der Herzog von Ormond, der jetzt etwa zehn
e todt iſt, war damals ein alter Podagriſt,
ſtets vortrefflich frühſtückte, ohne daß man doch
ſagen können, er laſſe ſich bei der Mittags-
Abendtafel etwas abgehen. „Wer ſind Sie?"
te der Herzog, indem er den Flügel eines Or-
as hinunterſchlucken wollte.

„Ein Sohn Johann Pouletts auf Pouletts-
, Mitglieds des Unterhauſes."

„Des hoffärtigen, ſtreitſüchtigen, heilloſen Lum-
" murmelte der Herzog und fügte lauter hin-
„Und was haben Sie mir vorzutragen?"

„Ich wünſchte die Tochter Ihrer Herrlichkeit, Camilla, zur Frau."

Das Geſicht des Herzogs ſpiegelte jetzt alle Zeichen der Überraſchung. Die Gabel fiel ihm aus der Hand, und der Ortolanflügel blieb ihm faſt im Halſe ſtecken, ſo daß es eines ſehr bedeutenden Glaſes Portwein bedurfte, um ihn niederzuſchlucken. „Devil and darnness!" „Hölle und Teufel!" brach der Pair aus, „ſind Sie toll?"

„Nein," antwortete Jakob ganz ruhig, „das iſt mein Bruder Eduard; der ſich im Irrenhauſe befindet; aber es iſt nicht hübſch von Ihrer Herrlichkeit, an ſo unangenehme Familienangelegenheiten zu erinnern."

„Richard! Johnſon! Tom! Wilkins!" brüllte der Alte, „herein, hier iſt ein wahnwitziger Menſch, der meine Tochter entführen will, ſchafft mir den Kerl aus meinem Pallaſt!"

Die vier Diener kamen auf ſeinen Ruf und wollten Hand an Jakob legen, aber indem öffnete ſich eine andre Thür, und Camilla trat lachend ein. „Was geht hier vor, Papa?" fragte ſie, „laßt den Herrn, Tom und Wilkins, es iſt ja ein artiger junger Mann!"

„Ja, aber er hat einen verdammten Fehler, er iſt toll!" rief der Herzog.

„Wollte er vielleicht Papa's Ortolan ſpeiſen?" fragte Camilla lachend.

„Nein, aber er will Dich zur Frau haben!"

„Nun, ich bin bereit, es iſt ja ein ſehr hübſcher Mann."

„Was! Was!" fuhr der Herzog auf, aber beſann ſich und dachte an die Ausgelaſſenheit ſeiner Tochter, fügte jedoch, von einem plötzlichen Argwohn ergriffen, hinzu: „Camilla, haſt Du dieſen Herrn ſonſt ſchon geſehen?"

„Ich ſehe ihn ja jetzt," antwortete ſie, „und eben jetzt kommt er mir ſo wacker vor, daß ich mich wohl bequemen könnte, ſeine Frau zu werden."

„Teufelswild iſt ſie, wie meine ſelige Frau," murmelte der Herzog in ſich hinein, „das ſollte möglich ſein, daß ſie — — holla, mein junger Herr, Sie ſind ja nach Ihrer eigenen Ausſage ein Sohn des Sir Poulett auf Poulettshain! Wiſſen Sie, daß Ihr Vater vor acht Tagen geſtorben iſt?"

„Mein Vater?" fragte Jakob raſch, aber fügte beſonnener hinzu, „nun wohl, ſo iſt mein Bruder

Eduard Stammherr, und ſo bedarf ich eines neuen Vaters. Mylord, wollen Sie es ſein?"

„Vater!" ſagte Camilla, indem ſie des Patriciers dicke Hand küßte, „ich bitte auch darum!"

Vergeſſen war der Reſt des Ortolans; vergeſſen war der ſchöne Karpfen, der nach dem Ortolan hatte verzehrt werden ſollen, vergeſſen war der ſüße Portwein ſammt der künſtlich ſpätreifen Melone. Der Herzog merkte jetzt, daß es Ernſt war, und gebot dem Freier in einem ſtrengen Tone ſich aus dem Pallaſt zu entfernen.

„Ich gehe," ſagte Jakob, „aber erwarte Ihrer Gnaden Beſuch in — meinem eigenen Hauſe."

Ormond ging heftig im Saale auf und ab; Camilla lehnte ſich, etwas blaſſer als gewöhnlich, an des Vaters Geldſchrank. Ormond blieb vor ihr ſtehen, ſelbſt erblaßt. Der Appetit war ihm vergangen, er hatte endlich einmal Zeit gehabt — zu denken, denn denken konnte er; er war keineswegs dumm. „Camilla!" ſagte er, und legte ſeine Hand auf ihr Haupt: „Deine Mutter war leichtſinnig, und Du biſt es auch, Deine Mutter heiratete mich wegen meines Reichthums und Wohllebens, laß Du Dich nicht aus Mitleiden mit einem armen hübſchen Manne hinreißen. Ich habe keine Söhne. Du biſt mein einziges Kind. Es iſt meine Abſicht, Dich mit dem natürlichen Sohne König Georgs, dem Herzoge von C., zu verheiraten. das iſt eine Partie für Dich. Ich eſſe gut, ich bin, was man einen Bonvivant nennt, aber glaube deßhalb nicht, daß ich vergeſſen habe, ein wachſames Auge auf Dich zu haben. Ich habe bis jetzt mit Dir geſcherzt, ich habe Dich wie ein Kind betrachtet, ich habe Deine Natur ſich frei entwickeln laſſen; aber jetzt merke ich, daß Du achtzehn Jahr biſt, daß ich ernſtlich mit Dir ſprechen muß, daß ich in Dein Leben eingreifen und Dich väterlich leiten muß. Du mußt den Herzog von C. heiraten, es wird Dir leicht werden, dieß widerliche Abenteuer zu vergeſſen. Wo und wie Du dieſen Poulett geſehen und kennen gelernt haſt, will ich nicht einmal wiſſen. Ormonds Tochter darf keinen Bettler lieben. Morgen Abend beſucht mich der Herzog von C., putze Dich, wir Drei ſpeiſen den Abend zuſammen." Und damit ging er hurtig aus dem Zimmer, ſeine aufgeregte Stimmung verbergend.

„Nein, mein Herr Vater," ſagte Camilla, als ſie allein war, „das ſoll nie von mir gehört werdem, daß ich den Herzog von C. heirate. Bei Gott, das wird nimmer geſchehen!“ — Sie ging auf ihr Zimmer und ſchrieb einen langen und zärtlichen Brief an Jakob. —

Aber am Abend des nächſten Tages wurden bei Ormonds große Zurüſtungen gemacht, um jenen Herzog von C. zu empfangen; beſonders hatten die Köche zu thun. Die armen Kapaunen mußten ihr Leben laſſen. Lampreten waren aus weiter Ferne gekommen, die große ſilbernen Schüſſel zu ſchmücken. — Jetzt war es acht Uhr und beide Herzoge kamen Arm in Arm aus Ormonds Kabinet, um in das Wohnzimmer zu gehen, wo Camilla ſie erwartete. Als ſie eintraten, ſtaunten ſie beide über die Pracht, womit das junge Mädchen ihre natürliche Schönheit erhöht hatte. Sie war in ein weißes Silbergewand gehüllt und hatte weiße Schuhe an; Hals, Arme, und Handgelenke waren von Diamantenſchmuck umgeben; ein Myrtenkranz bedeckte ihre Schläfen.

„Iſt mein guter Vater mit ſeiner Tochter zufrieden?“ fragte Camilla, „Du wünſchteſt mich geſchmückt zu ſehen für dieſen Abendbeſuch — deßhalb habe ich mich wie eine Braut geſchmückt.“

„Du biſt mein gutes Kind,“ antwortete Ormond, „und ein vernünftiges Mädchen.“

„Und ſchön wie eine der glänzendſten Schöpfungen der Phantaſie,“ brach der Bräutigam aus, entflammt von dem Anblick der ſchönen weiblichen Geſtalt.

Man ging zu Tiſche, aber beide Herren waren ſo mit Eſſen beſchäftigt, daß ſie das feine, liſtige Lächeln nicht bemerkten, das um Camilla's Mund ſpielte. Aber als nun die Herren den erſten gierigen Hunger geſtillt hatten, ſchenkte Ormond Cyperwein in drei Gläſer, winkte dem Freier und ſagte: „Camilla, ich habe einen Toaſt vorzuſchlagen!“ Indem ſchlug die prächtige Stubenuhr neun; Camilla erblaßte, ihre Augen füllten ſich mit Thränen; der Vater glaubte, es ſei der Gedanke an Pouten, der ſie in dieſem Augenblick bewege, aber ſie ſtand auf, warf ſich weinend in ihres Vaters Schooß, und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen. „Faſſe Dich, Kind,“ ſagte Ormond aufmunternd; „eine Heirat iſt nichts, das man zu beweinen hat.“ — „Gleich, mein Vater,“ antwortete Camilla und verließ das Zimmer; Ormond glaubte, ſie gehe nur weg, um ihre Thränen zu trocknen. Etwas bewegt ſtürzte er ein Glas Wein hinunter und ſtand nach einigen Minuten auf, um an dem offenen Fenſter die aus dem Garten einſtrömende erfriſchende Herbſtluft einzuathmen. Aber als er ſo ſtand und zwiſchen die Bäume hinſah, bemerkte er eine weißgekleidete Geſtalt, der eine dunklere folgte, nach dem Gitter hineilen, hörte die Eiſenpforte auf- und wieder zuſchließen und nach augenblicklicher Stille einen Wagen hurtig davonrollen; das Raſſeln der Räder auf dem Steinpflaſter erſtarb allmälig; aber Camilla und Tony waren im ganzen Pallaſt nicht zu finden." —

In einer kleinen Dorfkirche, wenige engliſche Meilen von London entfernt, war die vornehme Braut mit Jakob Poulett getraut worden; ein Jahr lang hatten ſie nun zuſammengelebt, ſtill, munter, ſelbſtzufrieden, innig einander liebend, in einer kleinen Stadt an der Seeküſte. Unbekannt mit den Menſchen, die ihre Umgebung bildeten, machten die beiden Glücklichen eine kleine vollkommene Welt für ſich ſelbſt aus. In ihrem ganzen einjährigen Eheſtande war auch nicht ein einziges böſes Wort zwiſchen ihnen über die Lippen gegangen. Sie hatten nicht Pferde und Wagen, und nur ein einziges Dienſtmädchen, die treue ſchwarze Tony. Die Flucht Camilla's mit dem jungen Poulett hatte anfangs wohl eine ungetheilte Aufmerkſamkeit in den vornehmen Cirkeln der Hauptſtadt erregt und den Gegenſtand allgemeiner Unterhaltung gebildet, war aber nun vergeſſen und durch andre ſogenannte Skandale verdrängt. Der alte Poulett war wirklich, wie der Herzog von Ormond zu Jakob geſagt hatte, todt; ſeine ſteifſinnige Frau gleichfalls, und Poulettshain war, als Eigenthum des wahnſinnigen Eduards, unter Adminiſtration geſetzt.

Es war ein heller Novembertag, als Jakob im Wohnzimmer ſaß und ſich damit beſchäftigte, eine franzöſiſche Broſchüre für ein Londner Tageblatt ins Engliſche zu überſetzen; Camilla hatte zum erſtenmal nach ihrer Niederkunft von einer kleinen Tochter das Bett verlaſſen, welche ſogleich getauft und nach dem Herzog von Ormond, welcher Albert hieß, Albertine genannt war.

Jakob legte die Feder nieder und ſagte, indem er ſeine Gattin zärtlich anſah: „Wer hätte es vor zwei Jahren ahnen können, daß Du, die reiche Herzogstochter, dahin kommen würdeſt, dies ärmliche Haus zu bewohnen und durch Sticken für unſern Unterhalt zu ſorgen, während Dein Mann an ſeinem Theil zur Erhaltung der Wirthſchaft — überſetzt. Wahrlich, Camilla, mich gereut es, Dich entführt zu haben. Du ſitzeſt da in einem wollenen Kleide.“

„Gereut es Dich?“ fragte Camilla ernſt. „Wie Du auch ſprichſt! Überdieß entführteſt Du mich nicht, ſondern ich ging ja freiwillig mit Dir. Unſer ärmliches Haus, ſagſt Du! Sieh aus dem Fenſter! Haben wir nicht die grenzenloſe, im Sturm und bei der Windſtille prachtvolle Nordſee vor unſern Augen? Haben wir ſchon gehungert, oder ſagt Jemand, daß es ſoweit mit uns kommen wird, Mangel zu leiden? Bin ich häßlich, weil ich in Wolle gekleidet bin und meine Diamanten verkauft habe? Warſt Du denn jemals in meinen Glanz, oder nicht vielmehr in mein Geſicht verliebt? Schäme Dich, mutloſer Jakob!“

„Bei Gott,“ rief Jakob, „ich bin nie mutlos geweſen, ehe ich Dich kennen lernte; es iſt meine Liebe zu Dir, meine Unruhe und Beſorgniß für Deine und Albertinens Zukunft, die mich meiner Munterkeit beraubt hat.“

Nein, Jakob, komm doch einmal

nſter,“ brach Camilla aus, „und ſieh in den of hinab, und Du wirſt den ſeltſamſten Men en erblicken, der Dir jemals vorgekommen iſt.“

Jakob ſprang hurtig auf und guckte aus dem nſter, aber fuhr zurück mit einem Ausruf der erwunderung, und in einem Augenblick war er r Thür hinaus und hinunter, führte den Frem n mit ſich in's Zimmer und ſtellte ihn ſeiner rau vor mit den Worten: „mein Bruder Eduard!“

Eduard hatte traurige Tage im Irrenhauſe erlebt, aber zuletzt hatte die Natur ſich ſelbſt ge lſen, nicht vollkommen, aber doch zum Theil. er wackere Doktor Z. hatte ihn fortwährend be cht und gefunden, daß die Gedanken des Un ücklichen nach grade ſich erhellten, und auf den eg der natürlichen Ordnung zurückkehrten; der gentliche Wahnwitz ſchrumpfte in die einzige fixe dee zuſammen, daß es nichts Gefährlicheres für n Menſchen geben könne als Geld zu beſitzen. och mehr zu verwundern war es, daß es den nſchein hatte, als ob ſeine Leidenſchaft für Meliſ ährend der letzten Zeit ſeiner Geiſtesverwirrung nz verſchwunden war; höchſtens erwähnte er ih als einer theuren Freundinn, daß einſt ein geheres Verhältniß zwiſchen ihm und der ſchönen Schmidstochter ſtattgefunden habe, ließ ſich gar nicht mehr aus ſeinen Äußerungen abnehmen. Als nun ſein Zuſtand ſich bis zu dieſem Grade verbeſſert hatte, hielt der Doktor F. es für das Beſte, den Gefangenen ſeiner Haft zu entledigen, und ihn ſelbſt und ſeine gute Natur auf einer langen zerſtreuenden Reiſe das Werk der Heilung fortſetzen und beendigen zu laſſen. Eduard war mit dieſem Vorſchlage zufrieden und ſagte zu dem Doktor F.: „Lieber Doktor, Sie können ſich meine Angſt und Verzweiflung nicht vorſtellen, als ich vor etwa vier Wochen, nach einem tiefen nächtlichen Schlaf beim Erwachen zum erſtenmal meinen Aufenthaltsort und meine traurigen Umgebungen betrachtete. Ich ſahe, daß ich mich unter Menſchen befand, denen Gott ein ſchweres Mißgeſchick auferlegt hat. Ach, dachte ich, Du mußt Dich vermutlich ſelbſt in dieſem Zuſtande befunden haben; und nun traten vor mein Auge Geſtalten, wohlbekannte, einige, die ich fürchtete, andre, die ich liebte. Es war auch ein Mädchen darunter, aber ſie lag in einem dreifachen Sarge, und der Prophet Daniel betete bei ihr — es däuchte mir, als ob ich ſie, wie ſie am Leben war, geſehen habe, unter glücklichern Umſtänden, unter einem helleren Himmel. Aber da ſtieg aus den Flammen zu Hauſe in Poulettshain eine andere weibliche Geſtalt mit Blut in den langen Locken, die ſprach einen Fluch über mich aus und ſetzte meinen Bruder Jakob auf den oberſten Platz, wo der Vater im Ritterſaal zu ſitzen pflegt, wenn das ganze Geſchlecht verſammelt iſt — da ſtürzte ein Ritter in eherner Rüſtung in den Saal und rief drohend: „Angelika, das darf nicht geſchehen!“ und damit verſank er heulend tief in den Boden und es war mir, als ob die Burg meiner Väter in Feuer und Flammen aufging. — Ich habe gewiß ein großes Herzeleid gehabt, Doktor, und das hat wohl meine Einbildungskraft verwirrt, und nachher meine Gedanken, und zuletzt meinen Verſtand. Doch was mir begegnet iſt, welch ein Unglück es eigentlich iſt, das mich getroffen hat, ob ein Mann oder ein Weib daran Schuld iſt, das kann ich nicht ſagen und mag es auch nicht wiſſen. Es ſchwebt wohl eine liebe Geſtalt vor meinen Blicken, ein junges, liebes Mädchen, einſt, wie es mir vorkommt, beſtimmt, mich glücklich zu machen, aber nun will ich ſie nicht ſehen; dämoniſche Mächte haben mich umtanzt und bezaubert und beſchworen; ich bin geweſen, wo kein lebendiger Menſch vor mir geweſen iſt, tief mitten in der Erdkugel, wo das Schattenreich der Unterwelt liegt, ich habe dort geſehen, was meine Zunge nie ausſprechen kann, Schrecken und Reue, Mord und Peinigungen. Ich bin nun zerrüttet, ich tauge nicht mehr, unter Menſchen zu ſein, ich will reiſen." — Mit zärtlicher Bruderliebe frägte er darauf den Doktor, wie es mit Jakob ſtehe, und hörte mit Verwunderung, was geſchehen war. —

Und jetzt ſtanden Eduard und Jakob einer vor dem andern, Auge in Auge, in dieſer höchſt ärmlichen Wohnung. Etwas Wildes lag noch in des Erſteren Augen; geſchwollen funkelten ſie, wie ein rother Karniol, in welchen der Wahnwitz ſein adliges Wappen eingegraben, und ſein Bild darauf geprägt hatte. Seine Kleider waren grob, und überdieß etwas ſonderbar: ſein lichtbrauner Frack hatte einen grasgrünen Sammetkragen, ungeheure Waſſerſtiefeln verbargen ſeine abgemagerten Beine; auf dem Rücken trug er einen [illegible], in der Hand einen Regenſchirm, im Gürtel eine große Reiterpiſtole. Mit ſichtlichem Wohlbehagen verweilte ſein Auge auf Camilla und auf dem Hausgeräth in dem ärmlichen Gemach. Beinahe begeiſtert brach er aus: „Wie ſchön Du es haſt, Jakob! Deine junge Frau ohne eitles Geldgepränge im groben Alltagskleide!“ Hier erröthete die Herzogstochter, es war doch ein kleines Körnchen Adelsſtolz in dem kleinen Lockenkopf. „Und,“ fuhr Eduard fort, ſieh einmal die Stühle von braunem Buchenholz mit fleckigen Bezügen, ſieh die alte ehrwürdige birkene Kommode, und dort im Fenſter im thönernen Topfe die Pflanze der Armut, das Symbol des Hungers, der Goldlak, der bei dem Dürftigen gedeiht, fern vom Sonnenlicht in Sand gepflanzt, und ſelten begoſſen! Er könnte auch wohl ein Bild des Edelmuts ſein, denn der Menſch thut nichts für ihn, und dennoch erfreut er den Menſchen. O Jakob, Du biſt wohl daran, Du biſt in des Wortes eigentlicher Bedeutung reich!“

„Ja, lieber Eduard,“ antwortete Jakob lächelnd, „ſo reich, wie ein bischen Armut mich machen kann.“

Eduard ging ein paarmal heftig in der Stube auf und nieder, zuletzt hemmte er ſeine Schritte und ſagte: „Jakob, Du begreifſt nicht, wie gut Du es haſt; ſo ſollſt Du denn ſelbſt erfahren, wie wenig Gutes und wie viel Schlimmes der Reichthum mit ſich führt. Ich reiſe weiter, hier iſt eine Verſchreibung in geſetzlicher Form, die in meiner Abweſenheit Dich einſetzt als unbeſchränkten Verwalter und Nießnutzer des Stammhauſes Poulettshain. Annoch haſt Du nur den Nießbrauch deſſelben; aber ich ſterbe bald und dann erhältſt Du das Eigenthumsrecht."

„Bruder!" rief Jakob.

„Stille, Jakob! Was Robert Poulett geweiſſagt hat, wird geſchehen. Iſt das Dein Kind?"

„Ja, meine kleine Albertine."

„Ich werde nicht Vater werden. Laß mich das Kind küſſen! Ah, ſiehſt Du, das Kind fürchtet ſich vor mir. Die hohen Götter haben mein Angeſicht gezeichnet, Jeder erſchrickt, wenn er mich ſieht. — — Sage mir, Jakob, nur eins" — hier flüſterte er — „es war einmal ein Mädchen, ihr Name fing an mit N — Hammer und Zange — erinnerſt Du Dich? Wo iſt ſie?"

„Ich weiß es nicht."

„Es iſt etwas in mir, das mir ſagt, ſie iſt glücklich. Siehſt Du ſie, ſo grüße ſie. Jetzt gehe ich nach Schottland. Leb wohl! Verwalte die Beſitzung gut, wenn nicht meinet-, doch ihret- und ihretwegen.“ Er zeigte auf Camilla und Albertine und eilte fort. Tief erſchüttert ſahn die Gatten einander an, und als Jakob ſeine Faſſung wiedergewann und dem Bruder nachſtürzte, war dieſer ſchon verſchwunden.

Er kehrte zu Camilla zurück und beſah die Verſchreibung. Sie war in guter Ordnung und in völlig geſetzlicher Form. Beigefügt war eine Schrift von der Verwaltung zu Poulettshain, welche eine Einladung für Jakob enthielt, ſich ſchleunigſt einzuſtellen, die Rechnungen in Empfang zu nehmen und der Verwaltung des Stammgutes ſelbſt vorzuſtehen. —

Zwei Jahre waren dem jungen Paare in Poulettshain verfloſſen in demſelben zärtlichen und einträchtigen Verhältniß. Da hörte Camilla, daß ihr Vater ſehr gealtert und in der letzteren Zeit ſogar bedeutend gekränkelt habe; dieß beſtimmte ſie, ihren Mann zu einer Reiſe nach London zu bewegen, und ſie reiſten mit der kleinen Albertine ab:

die Tochter wollte verſuchen, ihren Vater zu verſöhnen.

Es war an einem trüben Herbſttage ſpät Nachmittags, als Camilla, Jakob und Albertine vor der Eiſenpforte ſtanden. „Komm nur in einer Stunde wieder!“ ſagte Camilla zu ihrem Manne. „Ich will indeß ſuchen, meinen Vater auszuſöhnen, aber er darf Dich nicht gleich ſehen.“ Jakob entfernte ſich.

Nun ging Camilla in den Hof und ſtand bald mit ihrem Kinde im Vorgemach. „Hat mein Vater geſpeiſt und den Nachmittagsſchlaf gehalten?“ fragte ſie den erſtaunten Diener. Tom ſtammelte einige unverſtändliche Worte, die Camilla's Frage bejahten, und zugleich andeuteten, daß er die Angekommene melden wolle. „Bleib hier!“ bat Camilla, und ging darauf leiſe in das Cabinet ihres Vaters. Der Herzog ſaß in einem Lehnſtuhl, tief in Betrachtungen verſunken, und merkte nicht, daß Jemand eingetreten war. Die Tochter betrachtete jetzt ihren Vater mit Schrecken, und entdeckte, wie der zuvor ſo beleibte Mann zu einem Gerippe eingeſchrumpft war, auf deſſen Geſicht die Haut in Falten hing, wie der Vorhang um ein Bette.

Tief ergriffen, mit aufrichtiger Reue, ſtürzte ſie weinend ihrem Vater zu Füßen und rief: „Nein, hätte ich das geahnt, ſo würde ich nicht gethan haben, was ich gethan habe. O mein Vater, ſieh mich und die kleine Albertine an, und verzeihe mir!“

„Was iſt das?“ brach der Alte aus, „Camilla, was willſt Du? Fort!“

„Ich hörte, Du ſeiſt krank, Vater, und ich wollte doch die Probe machen, ob Du keinen Funken von Zärtlichkeit mehr übrig hätteſt für Deine Tochter. Deine Abſicht, Vater, bei Deinem Wunſche mich mit dem Herzog von C. zu vermählen, war ja, mich glücklich zu machen; ich bin es aber mit Poulett geworden. Wüßteſt Du, wie er in den drei Jahren mich geliebt, für mich geſorgt, mich in meiner Kränkheit gepflegt hat, Du würdeſt ihm gut ſein. Denke, Vater, wir haben uns in drei Jahren nicht einmal entzweit; und doch hat jedes Jahr viele Tage, und jeder Tag viele Stunden, und jede Stunde eine kleine Verſuchung zum Verdruß und zum Ärger. Und gewiß, Du haſt Dich nach mir geſehnt, es kann nicht anders ſein, und Du biſt mir noch gut, ich kann es deutlich ſehen, und nun ſollſt Du meiner kleinen Albertine Deinen Segen geben und mich küſſen!“

Der Alte war überwunden. Er küßte ſein Kind und Kindeskind, und verſprach, ſeinen Schwiegerſohn freundlich zu empfangen. —

Indeſſen war Jakob in den nächſten Gaſſen umhergewandert; ihm war ſchlecht zu Mute, denn er hoffte nicht eben auf die Sinnesänderung des Herzogs. Plötzlich hörte er ſeinen Namen aus einem Keller rufen; er ſah nach dem Schilde; der Keller gehörte einem Milchhändler. Eine junge Frau mit einem Knaben an der Bruſt ſtand in der Kellerwölbung. „Aber kennen Sie mich nicht mehr, Herr Poulett?“ fragte ſie verſchämt.

„Mein Gott, Nelly! Biſt Du hier? Biſt Du verheiratet?“

„Ja, mit dem Milchhändler. Sein Sie ſo gut, und treten Sie ein!“

Jakob ſtieg hinunter in einen ſehr reinlichen Keller; ein großer hübſcher Mann, der, wie Jakob aus ſeiner Haltung ſchloß, zuvor in der engliſchen Garde oder wenigſtens in einem der Linienregimenter gedient haben mußte, nahm mit einem forſchenden Blick auf ſeine Frau ſeine Mütze ab.

„Tobias!“ ſagte Nelly fröhlich, „das iſt Herr Jakob Poulett!“

„Iſt er das?“ antwortete Tobias, und reichte dem Gaſte treuherzig die Hand. „So muß ich Ihnen danken, was Sie ehemals für meine Frau gethan haben. Sehn Sie, ſie war vernünftig; ſie ſah ein, daß nichts Gutes herauskommen würde, wenn ſie ſich ſo hoch bettete; und dann ſahe ſie auch, was aus ſo vielen andern Londoner Nähmädchen wird — und dazu war ſie mein Seel zu gut. Aber wie geht es dem Kapitän? Ich habe ja unter ihm gedient.“

„Ich weiß nicht, ob er noch lebt oder ſchon todt iſt,“ ſeufzte Jakob, und Nelly wandte ihr Geſicht ab, damit der Mann die Thränen, die ihr ins Auge traten; nicht ſehen ſolle.

Tobias gab dem Geſpräche eine andere Wendung, indem er ſeinem Gaſte freundlich ein Glas Bier anbot, und es ihm zutrank mit den Worten: „Nun, Herr Poulett, auf die Geſundheit des Falken, der dem Adler das Junge aus dem Neſte nahm!

Jakob lachte und ging nach einem herzlichen Abſchied von dem großen und dem kleinen Tobias und Reilly, zu Ormonds Pallaſt, wo er ganz anders und viel beſſer aufgenommen wurde, als er ſich Hoffnung gemacht hatte. —

Es bleibt dem Erzähler noch übrig, Eduards ſpätere Schickſale zu berichten. Er hatte nach ſeiner Trennung von Jakob, eine Fußwanderung nach Schottland gemacht und ſich dort den Winter über aufgehalten. Beim Anbruch des Frühlings ging er mit einem Wallfiſchfänger nach den Küſten Sibiriens. Als er hier einſt ans Land ſtieg und zu lange ausblieb, war das Schiff ohne ihn abgeſegelt. Wie er in dieſer Heimat des Froſtes, der Wölfe und Schakale eine Zeit von beinahe anderthalb Jahren ſein Leben hatte friſten können, weiß Niemand. Soviel berichtete indeſſen der Kapitän des Schiffes, das ihn aufnahm und nach England zurückbrachte, „daß er ſich ſehr wunderlich und heftig benommen und ſich ſehr geneigt bezeigt habe, tief in die Flaſche zu gucken, wenn er Gelegenheit dazu hatte.“

Kaum auf Englands Boden angekommen, begab ſich Eduard ungeſäumt zu Fuß nach Northumberland und langte in Poulettshain auf dem Stammgute grade einen Tag nachher an, als Jakob mit Frau und Kind nach London gereiſt war. „Wo iſt Jakob?“ fragte er den alten Verwalter, der den armen Wahnwitzigen trotz ſeiner Matroſenkleidung doch augenblicklich wiedererkannte.

„In London!“ lautete die Antwort.

„In London? In London?“ brach Eduard raſend aus, „und nicht hier? Nimmt er ſo meine Angelegenheiten wahr in meiner Abweſenheit? Schwelgt er in London, und läßt das Landgut für ſich ſelbſt ſorgen? Jakob, ich entſage Dir!“ und damit ging er eilig fort.

Aber in der Nacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, brach ein dicker Rauch aus allen Fenſtern und Schornſteinen auf Pouletshain; bald ſchlugen die Flammen zum Dache hinaus; das Kornmagazin und die Heuböden loderten empor. Aber oben auf einem Giebel ſtand der wahnwitzige Mordbrenner Eduard Poulett und rief: „Nun geht in Erfüllung, was Angelika meinem Stammvater Robert prophezeite, daß der jüngere Sohn einſt den ältern ablöſen und beerben ſolle; aber es geht auch in Erfüllung, was ich ſelbſt im Irrenhauſe im Traum ſah, daß meines Vaters Burg von

Flammen verzehrt ward! Und hiemit ſtürzte er ſich in die Glut hinab.

Das verzehrende Feuer vernichtete alle Gebäude und ließ erſt da ab, wo der Tod ſelbſt ihm in den Weg trat — bei der Grabkapelle. — Jetzt hat Jakpb ein neues Gebäude aufgeführt, und bewohnt abwechſelnd ſeines Schwiegervaters Güter und das neue Stammhaus in Northumberland.

◆

Druck von Fr. Oldecop's Erben in Oſchatz.

Däniſche Novellen

und

Erzählungen.

Deutſch

von

K. L. Kannegießer.

◆

M 1914. 1197

Dritter Band.

Leipzig,
bei Chriſtian Ernſt Kollmann.
1841.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Druck der Bädeker'ſchen Officin zu Eſſen.

Inhalt:

Seite.

Meines Bruders Leben. Von Joh. Harring. 1.

Wahrhaftige Chronik von dem norwegiſchen Spielmann Eyvind. Von Paul Möller. 217.

Meines Bruders Leben.

Von

Johannes Harring.

I.

Nun ſagt mir, wie entſcheidet ihr das,
Kann Liebe ſich verwandeln in Haß?
Willſt anſchaun heut mit Zornesgelüſt,
Dem geſtern du Mund und Wange geküßt?

Der Pfarrer war noch nicht gekommen, einer von meines Vaters und einer von meiner Mutter Blutsfreunden, gingen ſtumm auf und ab im großen Saal auf dem Herrenhofe, bald ſich räuſpernd, bald aus dem Fenſter ſtarrend, aber keiner von Beiden ſprach ein einziges Wort zum Andern. Ich erinnre mich ganz genau, daß meiner ſchönen Mutter Bildniß, das an der Wand im Saale hing, mir an dieſem Tage ein beſonders trauriges Anſehn zu haben ſchien; ſie hatte ihre lächelnde Miene in einen wehmütigen Zug verwandelt, in ein kummervolles Geſicht — vielleicht war die Beleuchtung Schuld daran: wenn man ein Junge von ſechs Jahren iſt (ſo alt war ich damals gerade,) ſo verſteht man ſich nicht ſonderlich auf den Betrug, am wenigſten auf den optiſchen.

Endlich rollte ein Wagen in den Burghof; neugierig ſtieg ich auf einen Schemel, um zu ſehen, wer der neue Gaſt wohl ſein möchte, und ich entdeckte, daß es der Pfarrer war. Ich hörte, wie der Gottesmann meinen Vater ernſthaft begrüßte; ich ſah, als Beide in den großen Saal eintraten, daß noch eine Schneeflocke in des ehrwürdigen Pfarrers Augenbrauen hing. Der Schnee ſchmolz, doch glaube ich, daß dem Pfarrer zugleich Thränen entrannen — die ganze Scene erregte meine Neugierde. Vermutlich ſollte ich nicht Zeuge ſein deſſen, was vorfiel; aber alle Parteien waren ſo in ſich vertieft, daß ſie meine Anweſenheit nicht bemerkten.

Kaum war der Pfarrer einige Minuten im Saale geweſen, ſo trat meine Mutter herein; ſie ſah blaß aus und hatte verweinte Augen. In ihrem Geſichte war nicht mehr jene jugendliche Munterkeit und Lebensluſt zu ſehen, welche einige Jahre früher Jeden entzückt hatte, der in ihre Nähe kam. Auch mein Vater ſah aus, als ob er nicht in der beſten Laune wäre; es machte mich ſtutzig, daß er an dieſem Tage ſeine Kapitänsuniform trug; ich hatte ihn ſonſt nur ein einzigesmal in meinem Leben darin geſehen. Meine Mutter eilte hin zu ihrem Blutsverwandten, einem Schiffskapitän, Cornelius, und ich bemerkte, daß ſie ſich feſt an ihn anklammerte, als ob ſie ſeinen Schutz anrief gegen eine bevorſtehende Gefahr.

„Kalt Wetter heute,“ wandte ſich mein Vater zu dem Pfarrer, aber dieſer ſandte ihm einen ſtrafenden Blick und antwortete mit bebender Stimme: „ein andermal, Herr Kapitän, vom Wetter; möchte ich hieher gekommen ſein, um bloß davon zu ſprechen! Schwerlich dachte ich, dachten auch Sie wohl, Herr Kapitän, damals vor elf Jahren, als ich Sie und die gnädige Frau trauete, daß ich nach elf Jahren hieher kommen ſollte, um — Sie zu ſcheiden.“ Hier brach meine Mutter in Thränen aus, und, wie klein ich auch damals war, ahnte ich doch, daß uns Allen eine finſtere und betrübte Umwälzung in unſern Familienverhältniſſen bevorſtand.

Ich ſehe mich indeſſen genöthigt, damit der Leſer den Anfang meiner einfachen Erzählung vollkommen verſtehe, eine kurze Überſicht über das

Leben meines Vaters mitzutheilen, ſo wie ſie mir meine Mutter und Kapitän Cornelius ſpäterhin gegeben haben.

An dem Tag, wo mein Vater Lieutenant wurde, ſtarb ſeine Mutter, Wittwe eines Gerbers in Kopenhagen; ihre Habſeligkeiten wurden von dem Erbtheilungsgericht in Verwahrung genommen, und ſie inſolvent erklärt. Mein Vater empfing alſo ſein Portd'epee in einen Trauerflor eingehüllt; aber er ſcheint nicht viel Kummer empfunden zu haben um den Verluſt ſeiner einzigen Blutsverwandtinn; er verlebte ſeine erſten Officiersjahre in dem nächſten Umgange mit Kopenhagens luſtigſten und wildeſten jungen Menſchen. Nach Verlauf von ein paar Jahren fand er, wie er ſich ausdrückte, „daß er ſich auf das Furchtbarſte mit ſeinen Finanzen brouillirt hatte," und ſah ſich deshalb ängſtlich nach einem Auswege um, der ihn in den Beſitz „einiger Münze" brächte.

Grade in dieſem kritiſchen Zeitpunkt geſchah es, daß mein Vater zufälligerweiſe den im Anfang unſrer Erzählung erwähnten Verwandten meiner Mutter, den Schiffskapitän Cornelius, antraf, einen raſchen Kerl und Oſtindienfahrer. Der Seemann fand Gefallen an dem jungen Lieutenant; er war auch wirklich ein hübſcher junger Mann, der, außer unzähligen andern Vollkommenheiten eine verteufelte Menge Grog verſchlingen, Braus und Polniſch Paß ſpielen und gute Anekdoten erzählen konnte. Des Cornelius Enthuſiasmus für meinen Vater ging endlich ſo weit, daß er eines Abends beim Genuß einer bedeutenden Quantität Eierpunſch und einer wo möglich noch größeren Anzahl von luſtigen Hiſtorien aus dem Munde meines Vaters, ihm freie Hin- und Herfahrt auf ſeinem ſchönen Schiffe, Eſther, anbot, das nächſtemal — und das war binnen höchſtens fünf Wochen — wann es nach Oſtindien abgehen ſollte. „Schon übermorgen,“ antwortete mein Vater entzückt, „komme ich ein mit meinem Abſchiedsgeſuch und folge ihnen. Vielleicht finde ich ich im fernen Aſien, was mein Auge in dem kälteren, ärmeren Europa nicht entdecken kann. Der viele Grog hat überdieß meine Bruſt etwas mitgenommen — die Seeluft wird ſie vielleicht heilen — ich reiſe!“

Beinahe hätte jedoch ein unglücklicher Zufall meinen Vater an der Reiſe verhindert. Er ſtürzte mit dem Pferde und erhielt eine ſchwere Quetſchung am Kopfe, und Einige glaubten ſeit dieſer Zeit — nur auf Augenblicke — eine Verwirrung in ſeinen Gedanken und Vorſtellungen zu bemerken. Wenn er hitzig ward, kam es Manchen vor, als ob ein ſeltſamer Stral des Wahnwitzes aus ſeinen ſchwarzen Augen ſchieße, daß etwas Leidendes ſich über ſeine ſchönen Züge verbreite; ein finſtrer Dämon ſchien dann neben ihm zu ſtehen; er ſah ſich ängſtlich um, als ob er dem Angriff einer überlegenen Macht ſich entziehen wollte.

Unmittelbar nachdem ihn dieſer Unfall betroffen hatte, war er jedoch fähig ſeinen Abſchied nachzuſuchen, (den er mit Kapitäns Charakter erhielt) und zu großer Freude für Hans Cornelius die Eſther zu beſteigen. Die Hinreiſe war glücklich; nur beklagte ſich Cornelius, daß mein Vater ſeine gute Laune verloren zu haben ſchien. Es kam ihm deßhalb nicht ſo ungelegen, als es unter andern Umſtänden geweſen ſein würde, daß mein Vater mit der Eſther nicht zurückkehrte, ſondern dagegen in Oſtindien bleiben wollte, wo er die Bekanntſchaft einer jungen, reichen Wittwe gemacht hatte. Cornelius reiſte alſo, und mein Vater blieb da.

Es waren ein paar Jahre verfloſſen, ſeit Cornelius aus Oſtindien zurück war; er hatte ſeine Fahrten dorthin aufgegeben und ſeinen Blick nach Amerika gewandt. So war er eben von Weſtindien wieder daheim und ſaß zu Hauſe an einem dunkeln Herbſtabend, und vertrieb ſich die Zeit damit, das Leben Morcroſſe's zu leſen. „Ein Teufelskerl!“ murmelte der Seemann, „kenne Keinen, gar Keinen, der mit ihm zu vergleichen wäre; ja, er doch vielleicht, er war ein desperater Burſche — ſpielte meiſterlich Domino. — Armer Schelm, ſeit der Sturz mit dem Pferde ihm ganz ſeine Couleur raubte! — vorher roth, wie eine Roſe, nachher ſchwarz wie die Erde. Gott weiß, wo er jetzt iſt. Hatte damals ewig Spektakel mit Wächtern und Gläubigern!“ —

Dieſer Monolog ward unterbrochen durch des Kapitäns Brudertochter Olivia, die dem Junggeſellen die Wirthſchaft führte, und nachmals die Frau meines Vaters, und meine und meines Bruders Mutter wurde, welche hereinkam und meldete, daß ein großer, hübſcher Mann draußen ſtehe und „mit dem Oheim“ ſprechen wolle.

„Er ſoll kommen!“ rief der Kapitän, und

herein trat — der Oſtindier, der Kapitän, mein Vater.

Cornelius erkannte den Eintretenden nicht ſogleich; auch hatte er ſich bedeutend verändert. Sein Anzug war reich; indem er eintrat, warf er einen großen blauen Mantel auf einen Stuhl, wobei die maſſive goldne Kette ſichtbar wurde, die über dem Kleide hing, und deren Enden, an die Uhr geheftet, ſich in der Weſtentaſche verbargen. Sein Haar war etwas dünner, die Hautfarbe etwas dunkler, ſeine Backen färbte keine Röthe, ſondern vielmehr Napoleons bekannte Bronzecouleur; ſein Blick war melancholiſch. Er reichte dem Cornelius ſeine von Ringen blitzende Hand hin und ſagte: „Guten Tag, Du!“ während ein ſchwaches Lächeln um den Mund zitterte.

„Was Teufel, Harring!“ brach der Seemann aus, „biſt Du es? Du haſt Dir prächtige Kleider zugelegt, Krabatt, ich kannte dich beinahe nicht — he, Olivia, Grog für Harring, nein, es iſt wahr, Du trinkſt am liebſten Eierpunſch, aha, ich denke noch an die alten Tage im „Holger, dem Dänen,“ da war es —“

„Stille, Cornelius,“ unterbrach ihn mein Vater, „ich trinke jetzt Waſſer — aber haſt Du nicht gehört — wußteſt Du nicht, daß ich hiehergekommen war?“ — und ein konvulſiviſches Lächeln kam wieder zum Verſchein.

„Nicht ein Wort!“ erwiederte der Kapitän, „ich habe krank gelegen die vierzehn Tage, die ich wieder hier bin — komme eben von Jamaica — verdiente gute Piaſter, aber freilich nicht ſo viele wie Du.“

Auf einen Wink des Oheims verließ Olivia das Zimmer und nun überhäufte er meinen Vater mit Fragen, insbeſondere: ob er verheirathet ſei?

Ein dunkler Schatten lief über meines Vaters Geſicht und mit einer ſtarken Betonung des zweiten Wortes in der vierten Zeile ſagte er die alten Reime her:

Mußt gut geboren ſein
Doch mehr iſt gute Zucht,
Das Schönſt' iſt gut zu frein —
Vorm Tod gilt keine Flucht.

Und damit barg er ſein Angeſicht hinter ſeinen beiden Händen und brach in Weinen aus, und erſt nach Verlauf von einer Viertelſtunde ſchien er ſich gefaßt zu haben.

„Aber, mein Gott!“ rief Cornelius, „was

iſt aus Dir geworden? Iſt Dein Schiff auf den Sand gerathen, ſo ſag' es, und ich werde ja ſehen, ob ich Dich wieder flott machen kann.“

Mein Vater dankte ihm für ſeine Freundſchaft, ſah im Zimmer umher und flüſterte dem Kapitän leiſe zu: „Wir ſind doch allein?“

„Jawohl,“ lautete die Antwort.

„Ja,“ nahm mein Vater geheimnißvoll das Wort, „ich will Dir ſagen, daß ich in den letzten Wochen nicht einen einzigen Augenblick allein geweſen bin. Du mußt wiſſen: ein verborgener Feind verfolgt mich — in verſchiedenen Formen — bald wie ein ungeheurer Vampyr, der ſeine Flügel über mich ausbreitet und mich an ſeinen zottigen Leib drücken will, um mir das Blut auszuſaugen; bald wie ein Ritter in weißer Silberrüſtung mit einer hochrothen Schärpe; der iſt doch beſſer, er fordert mich heraus, das iſt partie égale, er will mich doch nicht überwältigen; bald, und das iſt das Schlimmſte — bald wie ein junges weibliches Weſen mit einem Buckel auf dem Rücken — ſobald ich in Affekt komme, ſage ich Dir, und Du kannſt es mir glauben, kommt eine von dieſen Geſtalten — und was das Ärgſte iſt, das iſt, daß ich in meinen lichten Augenblicken mir ſelbſt bewußt bin, daß ich mich irre, daß das Ganze ſich auf einen Selbſtbetrug von meiner Seite gründet — aber, Cornelius, was bedeutet dieſer Selbſtbetrug? Er bedeutet, daß mein Verſtand auf dem Nullpunct ſteht, daß ich zu gewiſſen Zeiten verrückt bin — und Wahnwitz iſt ein ſolches Unglück — man kann in dergleichen Augenblicken über ſich ſprechen — — —"

Eine lange Pauſe folgte, und Cornelius ſaß in ſtummer Verwunderung, blies gewaltige Tabakswolken von ſich, warf dann die Pfeife auf den Tiſch, legte ſeine beiden Hände auf meines Vaters Arm und ſagte im freundlichſten Tone von der Welt: „Weßhalb biſt Du hergekommen? Biſt Du krank? Was kann ich nach Deiner Meinung für Dich thun?"

„Du ſollſt für mich thun, was Du ſonſt gethan haſt," lautete die Antwort, „Du ſollſt mein Freund ſein!"

„Ja," rief der Kapitän froh und begleitete ſeinen Ausruf mit einem nachdrücklichen Handſchlag, „das will ich trotz Tod und Teufel ſein, aber dann mußt Du auch ſein, wie Du ſonſt warſt."

„Siehſt Du," begann nun mein Vater, „ich komme hieher beinahe wie ein Fremder; alle meine Bekannten ſind fort. Nur Du, hörte ich, nur Du lebteſt hier in der Stadt. Nun weißt Du, es iſt ein Inſtinkt, der uns zuflüſtert: ſuch' einen Freund, mit dem Du ſprechen kannſt. Da dachte ich an Dich und an Claus Sölberg, den Müller, der die Mühle der Frau Z. pachtete."—

„Ja, die Pachtung ging bald über Bord," unterbrach ihn Cornelius, „nach Verlauf eines Jahres mußte er die Mühle verlaſſen. Er kommt jetzt zu mir und bettelt, und verſichert mir beſtändig, daß die Urſach, warum er von der Mühle gemußt habe, ſei geweſen, daß das ganze Jahr, wo er die Mühle in Pacht hatte, kein Wind geweht habe. Neulich bekam er einen noch ziemlich guten Hut von mir; Tags darauf, als er mich wieder beſuchte, hatte er ſeinen alten Deckel wieder auf und den Hut — wahrſcheinlich — durchgebracht. Ich fragte darnach. „Ach" — antwortete er — „als ich geſtern über die hohe Brücke ging, kam ein fürchterlicher Windſtoß und nahm mir den Hut weg."— Schade, antwortete ich, daß der Wind nicht damals kam, als Ihr die Mühle hattet. Haha, Du kannſt glauben, da ward ihm der Kamm roth."

Mein Vater lächelte ein wenig und bat Cornelius, ihm ein Glas Punſch machen zu laſſen. „Ich bin jetzt ruhiger," ſagte er, „und erzähle vielleicht beſſer, wenn das ſtarke Getränk meine Lebensgeiſter geweckt hat."

Der Punſch kam und mein Vater begann:

„Du wirſt Dich noch erinnern, daß ich Dir Geld ſchuldig bin, ich komme zum Theil deßwegen, um zu bezahlen. Deine Güte und Freigebigkeit ſetzte mich in Stand die Stadt zu verlaſſen, ſie führte mich über's Meer; als Du nach Dänemark zurückreiſteſt, gabſt Du mir zweihundert Thaler — ich habe es nicht vergeſſen. Die Urſache, weßhalb ich nicht wieder mit nach Hauſe wollte, war, wie Du weißt, meine Bekanntſchaft mit der jungen Wittwe Fanny S—. An dem Abend, wo ich ihr erzählte, daß wir binnen vierzehn Tagen nach Dänemark zurückſegeln wollten, geſtand ſie mir ihre Liebe und verſicherte mir, daß dieſe weder Grenze noch Maaß kennte, und, weiß Gott, ſie ſprach die Wahrheit. Sie erbot ſich, ihren Reichthum mit mir zu theilen; ich heirathete ſie, und ſie liebte mich mit jener orientaliſchen Wärme, gegen welche ſelbſt die ſpaniſche und italieniſche Liebe matt und farblos ſcheint. Ihr verſtorbener Mann war Kaufmann geweſen, und der Handel hatte in ihren Händen, unter der Leitung eines trefflichen Fakters, nicht verloren; ich ſollte ihn nun übernehmen, aber merkte bald, daß es mir an Luſt und Kenntniſſen fehlte. Überdieß ſehnte ich mich nach meinem Vaterland, die Sonne ſchien in Indien zu heiß, es war nicht Dänemarks gemäßigtes Klima; Dänemarks Nächte däuchten mir ſchöner; die Menſchen ſelbſt, bildete ich mir ein, waren beſſer in meiner Heimat — ich wagte es meiner Frau vorzuſchlagen, den Handel aufzugeben, unſer Eigenthum zu Gelde zu machen, nach Dänemark zu reiſen und dort ein Landgut zu kaufen; ich erzählte ihr, wie ſchön es in Dänemark ſei, und verſprach ihr, uns an der Küſte anzukaufen, denn ſie war gewohnt, eine freie Ausſicht über das ſtolze Meer zu haben. Sie ward tief erſchüttert von meinem Vorſchlag und willigte mit Thränen ein. „Ach,“ klagte ſie, „ich habe es längſt erwartet, doch warum ſollteſt Du auch Dein Vaterland miſſen? Laß uns reiſen, aber bedenke, Harring, daß Du, wenn Du mich meinem Vaterlande entreißeſt, Dir noch ſtärkere Verpflichtungen auflegſt mich zu lieben. Hörteſt Du hier auf mich zu lieben, ſo könnte ich mich doch damit tröſten, Verwandte und Freunde zu haben, die mir einigermaßen dieſen Verluſt erſtatteten; aber da drüben kenne ich Niemanden, da habe ich nur Dich, und wenn Du mir dort treulos würdeſt, o ſo wäre es beſſer für mich geweſen, Dich nie kennen gelernt zu haben.“ —

Hier leerte mein Vater ein großes Glas Punſch, als ob er darin Kraft ſuchen wollte, ſeine Erzählung zu vollenden; und in Wahrheit, der ſchlimmere Theil war noch übrig.

„Die Seereiſe nach Europa,“ fuhr mein Vater nach einer Pauſe fort, „war günſtig bis auf einen gräulichen Sturm im Kanal. Fanny war die ganze Reiſe über ſehr ſtill, und ich merkte, daß ſie Nachts oft weinte. Wir hatten eben den Kanal verlaſſen, als ich einmal Abends zwei Steuermänner von mir und meiner Frau ſprechen hörte. — „Schade, ſagte der eine, daß ſie bucklig iſt.“ — „Thut nichts,“ entgegnete der Andre, „wenn der Buckel mit Piaſtern gefüllt iſt.“ — „Ich möchte wohl des hochmütigen Kapitän Harrings Geſicht ſehn," nahm der Erſtere wieder das Wort, wenn er ſeine Frau in Geſellſchaft bringt und alle über den Buckel lachen. Er hat ſie bloß des Geldes wegen genommen — hübſcher Mann ſonſt." — — Dieſe Worte waren wie Dolchſtiche in den empfindlichſten Theil meines Körpers. Daran hatte ich nicht gedacht. Allerdings war ſie bucklig, nicht ſehr, aber doch ſo, daß es Jeder bemerken konnte; übrigens war ihre Figur und ihr Geſicht ſehr hübſch, und es leuchtete eine unbeſchreibliche Güte aus ihren Zügen. Ich hätte mich auf die beiden Matroſen ſtürzen und ſie morden können, welche es wagten, von dieſem Gebrechen zu reden, dieſem Nolimetangere meines Herzens. Ich glaubte von dieſem Augenblick an durch die Verbindung mit einem — Ungethüm mich dem Gelächter und Spott der Welt, und mit Recht ausgeſetzt zu haben. Ich verlor beinahe alle Neigung zu der armen Fanny; ſie merkte meine Lauigkeit und härmte ſich; die dunkelbraunen Roſen auf ihren Wangen ſchwanden — ſie ward häßlich! — Ich entzog mich den Äußerungen ihrer Zärtlichkeit; der bloße Anblick ihres Gebrechens erregte mir

Ekel, die Berührung Erbitterung — und ſie iſt in der That ſehr unglücklich geweſen."

Mein Vater ſtieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort mit bebender Stimme: „Wir ſtehen nun am Schluſſe meines Berichts, ſei gefaßt, das Schlimmſte zu hören. — Vor etwa vier Wochen um Johannis, um zehn Uhr Abends, kamen wir auf die Rhede. Es war zu ſpät ans Land zu fahren und wir mußten die Nacht noch auf dem Schiffe ſchlafen; aber ich hatte keine Ruhe, ich ſtand auf und ging auf dem Verdeck umher. Morgen, ſagte ich zu mir ſelbſt, beginnen deine Leidenstage, morgen werden die Leute ſagen: da geht er mit der buckligen Frau, die er des elenden Mammons wegen genommen hat: wenn man ihr über den Buckel fährt, fallen Dukaten heraus. — Indem hob ich meine Augen empor und vor mir ſtand Fanny in betrübter Stellung und betrachtete mich mit Thränen. Ha, rief ich, was willſt Du hier? — „Dich um etwas bitten." — So ſprich, flüſterte ich ungeduldig. — „Harring," nahm ſie das Wort, „wir wollen offen mit einander ſprechen. Du brauchſt nicht länger Dich zu bemühen, um es mir zu verhehlen, daß Du mich nicht mehr liebſt. Vier Nächte nach dem Sturm im Kanal haſt Du es mir im Schlafe geſagt — mich, Deine Frau, Deine treuliebende Frau, mich nannteſt Du — einen Wechſelbalg. Du wollteſt Dich mit dem duelliren, der Dich verlachte und Dich zum Beſten hätte. Dein Benehmen gegen mich im wachen Zuſtande hat es beſtätigt, daß Deine ſchlimmen Worte Dir aus dem Herzen kamen. Höre mich nun, Harring. Ich will nicht, daß Du Dich Deiner Frau zu ſchämen habeſt. Gieb mir die Hälfte des baaren Geldes, das Du haſt, ſo reiſe ich zurück in mein liebes Vaterland zu den Meinigen. Ich habe ſchon mit dem Schiffskapitän hier geſprochen, er will im Frühjahr nach Oſtindien fahren, wenn ich ihm eine bedeutende Summe gebe. Ich will mich indeß bei ihm aufhalten. Gib mir nur das Geld, ſo ſollſt Du mich nie mehr ſehn. Dein Vaterland ſoll Dir meinetwegen nicht widrig werden." — Biſt Du toll, Fanny, rief ich, wir Beide können uns in dieſem Leben nicht trennen. — „Wir können es," nahm ſie weinend das Wort, „gib mir nur Geld, Harring, oder ſcheint Dir die Hälfte zu viel zu ſein, ſo gib mir nur ſechstauſend Thaler, ſo viel fordert der Kapitän für die Überfahrt. O Harring, gib mir meine Heimat wieder, gib mir meine Schweſtern zurück; erinnerſt Du Dich nicht, was ich an jenem Abend zu Dir ſagte, wo Du mich bateſt, Dir nach Europa zu folgen? Bat ich Dich nicht treueſt in Deiner Liebe zu ſein, weil ich ſonſt drüber zu Grunde gehen müßte?" — Närriſches Weib, rief ich erbittert, Du bekommſt weder die Hälfte, noch ſechstauſend Thaler, Du biſt meine Frau und bleibſt bei mir. — Ich ergriff ſie ärgerlich beim Arm und wollte ſie zu ihrem Lager zurückführen, aber ſie entrang ſich meinen Händen. — „Du haſt mich nie geliebt," rief ſie, „Du haſt mich aus meinem warmen Geburtslande gelockt, um in Deinem kalten Norden mit mir übel umzugehen, aber ich will nicht gemißhandelt werden. Du haſt mich des Mammons wegen genommen, und Gott vergebe Dir Deine Sünde — — —""

Mein Vater ſchwieg; geſpannt fragte Cornelius: „Nun, und wie weiter?"

Da ſtand mein Vater auf, erzitterte am ganzen Leibe, ſah ſich ängſtlich im Zimmer um, neigte den Kopf zu Cornelius' Ohr und flüſterte: „und ſo ſprang ſie in die See — — —"

„Erbarmender Gott!“ rief Cornelius, „und was thateſt Du da?“

Mein Vater ſetzte ſich wieder nieder und fuhr fort: „Siehſt Du, ich befand mich in dieſem Augenblick in einem ſeltſamen Seelenzuſtand, ich war nicht Meiſter meiner eignen Gedanken. Ach, Cornelius, es gibt Augenblicke, worin die Hand eines Mächtigern ſchwer liegt auf meinem armen Haupte. Noch ſo eben bin ich Herr meiner Sinne und meines Willens, und in der nächſten Minute wirſt Du mich vielleicht anders ſehn. Es iſt, als ob ich, wie Mazeppa, auf einen wilden Hengſt gebunden wäre, der mit mir fortraſt durch dicke, unwegſame Wälder, über hohe Berge, über Ströme und Fluten hinab in den ſchwarzen Abgrund des Wahnwitzes; es iſt, als ob ein großer Adler mich in ſeinen gelben Rieſenkrallen hielte, ſich hoch mit mir in die Luft emporſchwänge und mich dann aus den Wolken des blauen Himmels niederfallen ließe in das kalte Meer. In ſolchen düſtern Augenblicken werde ich Dich nicht kennen; Dein ehrliches Geſicht wird mir fremd ſein. Furcht, weißt Du, daß ich ſonſt nicht kenne; aber in jenen ſchweren Minuten bebt mein Herz, als ob ich ein

Kind wäre, das vor den Augen ſeines zornigen Vaters ſteht. Iſt das am Tage, ſo kommt es mir wie Nacht vor, und umgekehrt wird der Mond vor meinem Blick zu einer brandrothen Sonne. Da bin ich es nicht ſelbſt, welcher ſpricht: ein fremdes Weſen legt mir Worte auf die Zunge, von denen mein eignes Ich nichts weiß. Glaube nicht, Cornelius, glaube um Gottes Willen nicht, was ich in dergleichen unſeligen Augenblicken ſage, denn die Unwahrheit ſitzt dann auf meinen Lippen. Glaub' es nicht, verſprich mir nur das, verſprich es mir, und meine Dankbarkeit ſoll ohne Grenzen ſein."

Mein Vater war ſehr bewegt; indeſſen tröſtete des Cornelius ſanfte Zuſprache ihn einigermaßen, und er ſetzte ſeine Erzählung etwas ruhiger fort.

„Meiner ſelbſt nicht bewußt ſtürzte ich mich ihr nach," ſagte er, „aber als ich ins Waſſer hinabgefallen war, verlor ich die Beſinnung. Das Schiffsvolk war jedoch aufmerkſam geworden durch das Geräuſch; ich weiß nicht, was ich ſchrie, aber ſie verſicherten mir, daß ſie einigemal ein durchdringendes Schreien wie von einer weiblichen Stimme gehört hätten. Ich ſchwamm ans Land und ſtürzte beſinnungslos zur Erde auf der ſogenannten langen Linie. Hier fand man mich am Morgen und brachte mich in die Weinſchenke der Zollbude, wo ich erwachte und mich von einem Arzt und zwei Polizeidienern umgeben ſah. Ich fuhr auf und beſann mich; nachgerade traten die Begebenheiten der vergangenen Nacht vor mein inneres Auge. Ich übergehe das Polizeiverhör; ich übergehe den fürchterlichen Auftritt, als man mich unvorbereitet in ein Gemach führte, wo meine arme Fanny leblos ausgeſtreckt auf einer Bahre lag; eine Waſſerpflanze hatte ſich durch ihr ſchwarzes Haar geſchlungen. Dieſer grüne Kranz im Verein mit ihrem weißen Nachtgewande erinnerte mich an den frohen Tag, wo ſie meine Braut war. Todt und kalt lag ſie nun da, die auf Erden mich innigſt geliebt hatte; fern von ihrem theuern Aſien, fern von Verwandten und Freunden fand ſie ein frühes Grab in den kalten Fluten, und — ich war die unſelige Urſach ihres Todes.“—

Cornelius hörte mit großer Gemütsbewegung meines Vaters Erzählung an, und fragte darauf, welche Dienſte er ihm unter dieſen Umſtänden leiſten könne. Mein Vater antwortete: „viele und groſſe Dienſte. Kann es Dich wundern, wenn die Zahl meiner düſtern Augenblicke ſich vermehrt hat? Ich habe das groſſe Landgut Hoierup im nördlichen Seeland gekauft. Komm und beſuche mich, ich bedarf Zerſtreuung. Wenn Jemand bei mir iſt, iſt mir beſſer zu Mut. O könnte ich ſie aus Elyſium zurückkaufen, Cornelius, ich ſchwör' es Dir zu; ich wollte all mein Geld, all meinen Reichthum hingeben, ich wollte ein Bauer werden, hinter dem Pfluge gehn, und Freudenthränen weinen. Doch warum denke ich nur immer daran und wiederhole eins und daſſelbe? Willſt Du zu mir hinauskommen?"

Cornelius gelobte es, ſofern er ſeine Brudertochter mitbringen dürfte, eine Bedingung, in welche mein Vater ſogleich willigte. —

Meines Vaters Gut Hoierup lag auf der nördlichen Küſte Seelands. Es war ein ſehr groſſer Herrenhof, umgeben von Gräben, deren Waſſer jedoch nicht ganz klar war; urſprünglich ſoll es von einem Seeräuber gebaut ſein. Kleine Thürme ſtanden auf allen Flügeln des Hofes; eine ungeheure Scheune, gebaut aus groſſen viereckigen Kieſelſteinen, war das Erſte, das Einem ins Auge fiel, wenn man zum großen Steinthor mit den wunderlichen alten Verzierungen hineinfuhr. Auf der Scheune war eingehauen mit eiſernen Buchſtaben: Axel Arnfeldt, 1647. Unmittelbar vom Hauptgebäude konnte man in den Garten hinabgehn; Weinranken und Pfirſichbäume bekleideten die Mauern, ja man hatte eine Glasſcheibe herausgenommen und eine Ranke in die Gartenſtube geleitet, und es war hübſch anzuſehn, wie der Zweig, innerhalb des Gemaches, zeitig im Frühling grün ward, während der übrige Theil des Baumes draußen noch kalt und erſtorben war. Zur Linken des Gartens befand ſich eine engliſche Anlage, zur Rechten ein Thiergarten, und dicht vor dem Gebäude wogte brüllend das wilde, ſtürmiſche Kattegat.

Auf dieſem herrlichen Hoierup war es, wo Cornelius mit ſeiner Brudertochter, Olivia, ſich mehrere Monate aufhielt, um meinem Vater die finſteren Gedanken zu verſcheuchen, die ihn gewöhnlich zu plagen pflegten, hier war es, wo mein Vater Olivien genauer kennen lernte, hier war es, wo der Pfarrer an einem dunklen Herbſtnachmittag meinen Vater mit Olivien ehelich vereinigte, zu Cornelius großer Freude. Die Trauung geſchah in aller Stille, und der Pfarrer fuhr ſpät Abends nach Hauſe. Aber in der Nacht entſtand ein furchtbares Unwetter, es klang vom Kattegat herauf, als ob eine entſetzliche Muſik von tauſend Harfen, Poſaunen, Pickelflöten und Contrabäſſen aufgeführt würde; wer in Jütland gereiſt iſt und zwei Meilen von der Küſte den Weſtorkan zur Mitternacht hat heulen hören, der kann den Sturm in dieſer Brautnacht ſich vorſtellen. Mein Vater war finſter geſtimmt: „empört die ertrunkene Fanny die See?“ murmelte er vor ſich hin; „macht ſie noch Anſpruch auf meine Zärtlichkeit, und härmt ſie ſich, daß ich Olivien liebe? Lebt wohl ihr abgeſchiedener Geiſt im Meer, weckt ſie ihre Schweſtern, die weißen Meerfrauen, um das Brautlied draußen vor meinen Fenſtern zu ſingen?“ und gedankenvoll ging er halb zwölf Uhr in das Brautgemach.

Die Lampe brannte ſchwach im Schlafzimmer, als die Thür um zwei Uhr aufſprang und eine weibliche Geſtalt in weißen Kleidern, fadennaß,

mit ausgebreiteten Haaren, zu dem neuverheir
theten Paar hineinſtürzte, und um Hülfe, u
ſchnellen Beiſtand rief. Dieſer Anblick beraub
meinen Vater des Bewußtſeins. „Was will d
See auf dem Erdreich? Was will der Tod hi
im Leben? Verſinke wieder, Fanny, in die kal
See, und ſtöre nicht meinen Frieden!“ Und do
war ganz und gar keine Urſache zur Furcht u
zum Grauen da; denn das Grab, wie wir A
wiſſen, behält, was es einmal hat, und der W
führt wohl dorthin, aber nicht zurück. Des wei
lichen Weſens plötzlicher Eintritt in das Brautg
mach hatte eine ganz natürliche Veranlaſſung: d
Schiff Iris aus Newcaſtle, mit Steinkohlen bel
den, Kapitän Derly, war bei Hoierup geſtrand
Der Kapitän ſchwamm mit der Frau aus Lan
kehrte aber zurück, um ſeine Schweſter zu hol
Die Frau ging indeß ans Land, eilte durch d
Garten zum Hauptgebäude hinauf, wo das Li
ſie in das Brautgemach führte. Aber am folge
den Morgen, als die röthliche Herbſtſonne neug
rig aus den Wolken blickte, um zu ſehen, wel
Verwüſtungen der Sturm in der verwichenen Na
angerichtet habe, war die Iris geſunken; nur d

oberſte Theil des Maſtes ſtand über der Meeresfläche und die engliſche Flagge hing betrübt in die Wellen nieder, während des Kapitäns und ſeiner Schweſter entſeelte Körper mit dem Strom langſam der Küſte zutrieben.

II.

Wie blickt dein Auge ſonderbar,
Und wie iſt deine Wange blaß!
Ich irre nicht, mir iſt es klar,
Geheime Schuld bedeutet das.

Nach anderthalb Jahren genas meine Mutter eines Sohnes, welcher Arthur genannt wurde.

Und Du eben biſt es, lieber Arthur, dem, oder vielmehr Deinem abgeſchiedenen Geiſte, dieſe wenigen Blätter gewidmet ſind. Mir iſt es, indem ich hier in meinem alten Pfarrgarten ſitze, als ob ich eine zitternde Bewegung in der Luft über meinem Haupte merke. Iſt es Dein verklärter Geiſt, der mich in meiner Einöde beſucht? Wohl, wi ſchieden verſöhnt und der unnatürliche Bruderha hörte auf, ehe Du ſtarbſt.

Arthur ward ſofort meines Vaters Liebling Der kleine Arthur mußte mit dem Vater auf di Jagd und Fiſcherei gehn, der kleine Arthur mußt dem Vater die Tabackspfeife anzünden, und aus des Vaters Punſchglas nippen und — worauf am ſtrengſten gehalten wurde — der kleine Arthur durfte, wie unartig er ſich auch aufführen mochte, nie geſtraft, ja nicht einmal von ſeiner Mutter geſcholten werden. War es bei einer ſolchen Erziehung ein Wunder, oder richtiger geſagt, war es nicht natürlich, daß der kleine Arthur naſeweis gegen ſeine Mutter wurde, hochmütig gegen die Dienſtboten, und ſpäter, als ich zur Welt gekommen war, tyranniſch gegen ſeinen jüngern Bruder! Ich erinnre mich ſehr wohl, daß eine von ſeinen Hauptbeluſtigungen darin beſtand, des Morgens früh aufzuſtehn und eine Promenade durch die Schlafkammern der Knechte und Mägde vorzunehmen, wo er ſein Vergnügen daran fand, ihnen Waſſer in den offnen ſchnarchenden Mund zu gießen. Er überredete mich einmal, ihn bei einer ſolchen Morgenwanderung zu begleiten, und ich will nicht läugnen, daß es ein poſſirlicher Anblick war, wie die armen Menſchen plötzlich erwachten, dem Erſticken nahe, und wie ſie dann, das Geſicht krampfhaft verdreht, große Fontainen aus dem Munde ausſtießen.

Ich war zwei Jahre jünger als Arthur un
genoß, ohne von meinem Vater irgend gehindert
werden, meiner Mutter volle zärtliche Liebe;
ich könnte beinahe in Verſuchung ſein zu ſage
daß mein Vater nur Arthurn als ſein Kind betra
tete, während umgekehrt meine Mutter mich a
ihr eigentliches liebes Söhnchen anſah.

Meines Vaters üble Laune nahm mit d
Jahren zu, und zeigte ſich beſonders am häufigſt
im Herbſt, wenn die wilden Stürme das Kat
gat empörten. Wenn das Unwetter draußen
raſete, mußten mehrere von den Knechten des Lan
guts die ganze Nacht das Meerufer entlang rei
und ſpähen, ob nicht irgend ein Fahrzeug zu
blicken ſei, das in Gefahr wäre Schiffbruch
leiden. Im verneinenden Falle beruhigte ſich me
Vater einigermaßen. — —

Und nun können wir uns zum großen Sa
in Hoierup zurückwenden, wo, wie oben gemeld
meine Eltern, der Pfarrer, Kapitän Corneli
und ein entfernter Vetter meines Vaters verſa
melt waren.

Cornelius nahm das Wort: „Olivia,
haſt mir geſchrieben, und mich gebeten, eiligſt

Dir herzukommen; ich ſehe, daß Du auch den Pfarrer herbemüht haſt, ich ſehe noch einen andern mir unbekannten Herrn — was haſt Du auf dem Herzen? Denn ich hoffe, daß, was Du in Deinem Briefe an mich äußerteſt und worauf ſich des ehrwürdigen Pfarrers Worte vorher bezogen — eine Eheſcheidung — nein, Olivia, ſo weit kann es doch wohl nicht gekommen ſein?“

„Es iſt ſo weit gekommen, ich kann nicht mit Harring zuſammen leben!“ lautete die Antwort meiner Mutter.

„Und ich kenne,“ rief Cornelius etwas erbittert, „ich kenne ſeine guten und ſeine ſchwachen Seiten, und er iſt im Ganzen genommen ein guter Menſch. Iſt es ſeine unglückliche Krankheit, die ihm Deine Liebe entzieht? daß er davon geplagt wurde, wußteſt Du, als Du ihn heiratheteſt. Es iſt Deine Pflicht ihn zu pflegen, nicht ihn anzuklagen.“

„Ich darf nicht, lieber Onkel!“ ſtöhnte meine Mutter, „ich darf nicht mit ihm zuſammen leben.“

Mein Vater war bisher ſtill und geſpannt geweſen, aber nun ward die Unruhe ſichtbar in ſeinen Zügen, er ward leichenblaß; indem ließ ſich ein fürchterlicher Windſtoß hören, der an den Fenſtern rüttelte, und das Kattegat in vollem Aufruhr begann ſein entſetzliches Getöſe; da ſah ich, wie mein Vater bebte und ängſtlich nach dem Strand hinausſtarrte.

„Was meinen Sie, gnädige Frau,“ fragte jetzt der Pfarrer, „mit dem Ausdruck: daß Sie nicht dürften?“

„Weibergeſchwätz!“ murmelte Cornelius. Da rief meine Mutter: „Gelobt mir Alle, die ihr hier zugegen ſeid, daß das, was Ihr jetzt hören werdet, niemals über Eure Lippen kommen ſoll, ſchwört es bei dem, was Ihr, Jeder insbeſondre, am heiligſten haltet.

Und ſie ſchwuren.

Jetzt trat meine Mutter weiter vor. Sie hielt ſich nicht mehr feſt an Cornelius; ihr Weſen war frei, ihre Haltung ſicher, indem ſie ſich an meinen Vater wandte: „Harring, weßhalb fürchteſt Du den Sturm, weßhalb wird Dir angſt und bange, wenn das Kattegat im Aufruhr iſt? Deine erſte Frau ſtürzte nicht in die See, ſie ward in die See geſtürzt, und der es that, warſt Du!“

Ein ſtummes Entſetzen durchſchauerte die Anweſenden; meines Vaters Züge waren in fürchterlicher Zuckung.

„Du geſtandeſt es mir in der letzten ſtürmiſchen Nacht,“ fuhr meine Mutter fort, „Du flehteſt mich zuerſt an, Dein Geheimniß zu verſchweigen, aber nachher drohteſt Du mir mit demſelben Schickſal; Du empfandeſt Reue, es mir anvertraut zu haben, und — legteſt Hand an mich! Siehe, Oheim, die Spuren der Mißhandlung an meinem Hals, und ſag mir dann, ob Du es haben willſt, daß ich länger hierbleibe.“

„Nicht einen Augenblick,“ rief Cornelius, indem er mit Grauſen die blauen Flecken an dem weißen Hals meiner Mutter erblickte, „laßt meinen Wagen anſpannen, Du ſollſt in mein Haus zurückkehren. Verflucht ſei der Augenblick, wo ich auf den Einfall kam, ihn nach Oſtindien mitzunehmen!“

Da ſtarrte mein Vater wild um ſich, der finſtere Augenblick trat ein. „Was?“ rief er, „warum geh' ich in Uniform, wenn kein Krieg im Lande iſt? Es iſt nicht wahr, was Du ſagſt, ſie ſtürzte ſich ſelbſt in die See, aber ich habe keinen Frieden in mir, das iſt das ganze Unglück. Tief in den Wellen, da iſt es kalt und ſchwarz, und ſie hat weiſſe Kleider, ſiehſt Du, die ſcheinen durch da dunkle Waſſer. Ich war etwas hitzig, aber ich ſtürzte mich ja ſelbſt nach, um ſie zu retten. Kann ich dafür, daß ich ſie nicht fand! Wo iſt Arthur Du ſollſt ſchwimmen lernen, ſo kann Dein Feind Dich nicht erſäufen!" —

Aufs neue warf der Sturm ſich auf das Gebäude; da ſtürzte mein Vater bewußtlos rückwärt hin, wie von dem Windſturm niedergeſchmettert Alle entfernten ſich, mit Ausnahme des Vetter meines Vaters, und rüſteten ſich zur Abreiſe. Di Frage war nur, wer die Kinder haben ſollte, meinen Bruder und mich. Da kam meines Vater Verwandter zu uns in die Stube, und brach meiner Mutter die Nachricht, daß mein Vater ſich gekommen, aber doch zu Bette gegangen ſe übrigens ließ er meiner Mutter ſagen, daß ſie ſelb feſtſetzen ſolle, was ſie jährlich an Geld habe wolle; er bat ſie, ihm zu verzeihen, und ihn nic zu hart zu beurtheilen. Er ſtimmte aber mit i darin überein, daß eine Scheidung ſtattfinden müſſ er wollte ſelbſt nicht Gefahr laufen, ſie in ein dunkeln Stunde, ohne daß er es ſelbſt wüßte, mißhandeln. Nur um Eins bat er ſie, nämlich ihm Arthurn zu laſſen, er könne nicht ohne den Jungen ſein, und der Junge ſelbſt wolle am liebſten bei dem Vater bleiben.

Indem öffnete ſich die Thür, und Arthur ſtand vor uns. Er hatte geweint und ſchien ſehr aufgebracht zu ſein. „Die häßliche Mutter,“ rief er, „die ſchlimme Mutter hat dem Vater Verdruß gemacht, davon iſt der Vater krank geworden. Und mit Dir, Johannes,“ indem er ſich an mich wandte, „mit Dir werde ich ſprechen, wenn wir beide erwachſen ſind. Dann will ich mit Dir fechten, und Dich todtſchießen, weil Du nicht bei dem Vater bleiben willſt.“ Und damit ſchlug er die Thür zu, und wir hörten, wie er hinauslief in das Zimmer des Vaters.

Nach einer Viertelſtunde ſaßen wir drei, Cornelius, meine Mutter und ich in einem Wienerwagen und fuhren nach Kopenhagen. Meine Mutter ſah das herrliche Hoierup nie wieder, aber ich war im vorigen Jahre da. Die Beſitzung iſt in fremde Hände gekommen; der Hof iſt mit einer weißen Farbe angeſtrichen, vorher war er roth;

die langen Kaſtanienalleen ſind umgebauen, die Buchsbaumhecken zerſtört, der Blumenflor ausgeſtorben — kurz Alles ſchien mir verändert zu ſein; nur das unbändige Kattegat brüllte dicht am Garten.

III.

So fing des Kind's Baugrundlag' an,
Der Bau ſtieg auf;
Es legt' ihr Moſaik ſodann
Die Zeit darauf.

Das Jahr 1819 war für mich ein Jahr des Kummers, denn ich verlor meinen ſogenannten Oheim Cornelius; gegen den Winter ward ich meines Vaters beraubt, und am Weihnachtsabend meiner Mutter.

In der auf den Begräbnißtag meiner Mutter folgenden Nacht hatte ich Einen ſchauerlichen und Einen herrlichen Traum. In dem erſtern kam es mir vor, als ob ich vor dem Sarge meiner Mutter ſtand, der Sarg war geſchloſſen, aber ich entdeckte eine viereckige Öffnung in dem Schloſſe, ſo daß ich dadurch Kopf und Bruſt der Todten ſehen konnte, während mir das ſchwarze Holz den übrigen Theil des Leichnams verbarg. Da glaubte ich denn zu bemerken, daß Würmer und Ungeziefer plötzlich hervorkrochen aus dem frommen Geſicht und der vollen Bruſt meiner Mutter, und alles Fleiſch verzehrten, ſo daß zuletzt nur das Gerippe übrig blieb. Da fing das Haupt der Todten an zu nicken, ſie erhob ſich, bald kamen die dünnen Arme aus der Öffnung und endlich ſtrebte das ganze Skelet mit gekrümmten Rücken ſich aus der engen Ritze heraus zu preſſen. Indem erwachte ich, ein Schauder durchlief alle meine Gebeine und mein Lager war fadennaß von kaltem Angſtſchweiß.

Die andere nächtliche Offenbarung hatte eine mildere Form. Die Thüre ſchien mir ſich zu öffnen, und meine Mutter, in eine ſchöne zwanzigjährige Jungfrau verjüngt, in blaßrothem Gewande in die Stube zu treten. Sie hatte einen dreiarmigen ſilbernen Leuchter in der Hand, und betrachtete mich mit unendlich wehmüthigem Blicke. Aber allmälig verwandelten ſich ihre Züge, ſie wuchs ſo zu ſagen, an Herrlichkeit, und ein edles weibliches Weſen ſtand vor meinen Augen. „Was willſt Du von mir?“ rief ich ihr zu, wie mir däuchte. — „Trachte nicht nach dem, was Dir nie angehören kann,“ glaubte ich ſie ſagen zu hören.

Und ſie ſetzte ſich nieder auf mein Lager und eine himmliſche Muſik ſtrömte aus ihrem Munde, und wie jener Dichterkönig ſagt, den ich ſpäter kennen lieben und bewundern lernte: „Da war nicht ſo viel von meinem Vater in mir, daß ja meine ganze Mutter in mein Auge trat, — ich weinte.“ Und die Erſcheinung verſchwand, aber ſie lebt noch in meiner Erinnerung, ſie zeigt ſich noch täglich meinem Auge; man hat in der Mythologie keine Göttinn der Wehmut, — ſie war es, die ich jene Nacht ſah, und ihr Bild iſt ſeitdem nicht verdrängt, ſelbſt nicht durch Kratzenſtein — Stubs Halcyone auf der königlichen Bildergallerie zu Chriſtiansberg. Den Traum ſelbſt erlebte ich in der Wirklichkeit vor ein paar Jahren — kann es Dich da wundern, daß ich ihn liebe und daß mein Gedanke gewöhnlich bei ihm weilt? — —

Ich und mein Bruder bekamen bald einen Hof- und Staatsgerichtsprokurator zum Vormund; das ſchöne Hoierup ward verkauft. Die Urſach dieſes Verkaufs unſeres Eigenthumes weiß ich nicht, aber das erfuhr ich, daß mein Vater bei der Geldreduktion im Jahr 1813 bedeutend verloren hatte. In Folge deſſen verminderte ſich mein

Erbtheil von Seiten meiner Eltern auf funfzehntauſend Reichsbankthaler, aber ich hatte außerdem von meinem Oheim Cornelius fünftauſend Thaler geerbt.

Die Jahre eilten hurtig dahin, und ich beſtand nach einander das erſte, zweite und amtliche theologiſche Examen. Indeſſen war mein Bruder Cadet geweſen, Officier geworden, dann bei der Vermeſſung von Jütland geweſen, hatte aber ſpäter ſeinen Abſchied genommen und lebte in Kopenhagen theils von ſeinem Vermögen, theils von Unterricht in der Mathematik und in den lebenden Sprachen. „Er iſt,“ ſagte einer von unſern gemeinſchaftlichen Bekannten, ein Student Riegelſen, „ein herrlicher Kopf, aber obgleich mündig und erwachſen, ſo unbändig wie ein dreizehnjähriger Burſche. Er macht hübſche Verſe, aber er wirft ſie ſo hin in einem traulichen Augenblick an ſeine Freunde. Er geht fortwährend mit den luſtigſten Fegern in der Stadt um, nimmt Theil an ihren Gelagen und iſt vielmehr ihr Anführer, obgleich er oft, wenn das Gefühl ſeiner Geiſtesüberlegenheit bei ihm erwacht, ſie als ſeine Untergebenen behandelt und ſie mit Spott und Hohn überſchüttet. Er iſt ein großer Freund von dem ſogenannten ſchönen Geſchlecht; er hat die Gewohnheit ein ernſthaftes Geſpräch plötzlich abzubrechen und eine komiſche Frage an den zu thun, mit welchem er ſpricht. Er hat ſeinen Abſchied genommen aus einem gewiſſen Unabhängigkeitsfieber und — er macht ſich nicht das Geringſte aus Dir, obgleich Du ſein Bruder biſt!"

„Und wo ſiehſt Du ihn?" fragte ich Riegelſen weiter.

„Im Wirthshauſe zum ſchwarzen Hengſt, das iſt ſein und ſeiner Kameraden Verſammlungsort. Aber iſt es nicht wunderlich, daß er es ableugnet, daß Du ſein Bruder biſt? Er ſagt, er habe gar keine Blutsverwandte."

„Das darf ich glauben," antwortete ich etwas erbittert, „er grüßt mich nicht auf der Gaſſe, und ich habe mit ihm zum letztenmal geſprochen, als ich ſechs Jahre alt war."

„Ich will Dir einen von ſeinen Genieſtreichen erzählen," unterbrach mich Riegelſen, „der ihn vollkommen charakteriſirt. Kurz nachdem er vom Magiſtrat unmündig erklärt war — denn auch dieſe Fügung des Schickſals hat er leiden müſſen

— fing er an in der Lotterie zu ſpekuliren. Was geſchieht? Er gewinnt eine Terne von fünfhundert Thalern. Auf der Stelle ladet er ſieben von ſeinen Bekannten zu ſich — ich muß einräumen, daß er mich nicht ausließ — ſetzt ſich mit dieſen ſieben in einen Wagen, um mit ihrer Hülfe den Gewinnſt auf einer Reiſe in Seeland umher zu verthun. Doch das Schickſal lenkte es anders; denn wir kamen nicht weiter, als bis zum Blanſtrödkrug. Hier — Du weißt, es ſind einfache Leute, die Wirthsleute da — traten wir gerade in die Stube, als die Frau vom Hauſe einer Truthenne zwanzig Enteier unterlegte zum Ausbrüten. — „Hoi,“ rief da Dein Bruder, „ſeid Ihr Alle einig mit mir, ſo bleiben wir hier, bis die Entchen aus den Eiern kommen.“ — Wir willigten ſämmtlich ein, wurden aber gehindert, länger zu bleiben als vierzehn Tage, durch den unglücklichen Umſtand, — daß die fünfhundert Thaler in dieſer Zeit verbraucht waren.“

Schwermütig ſchwieg ich und verließ Riegelſen; ich wünſchte, daß er übertrieben habe.

IV.

Halb altklug, halb Tollkopf war er
Halb, — Gott weiß was:
Gleich einem Zauberbuch, und wer
Entziffert das!
Zu ſpielen mit Vaters Golduhr war
Dem Jungen die liebſte Freude,
Dann ward ihm die Stirne ſo licht, ſo klar,
Die Augen leuchteten beide,
Wohl war in dieſem Kinderſpiel
Die Zukunft prophezeit,
Weil Spiel mit dem Geld ihm immer gefiel,
Und oft auch mit der Zeit.

Man denke ſich meine Verwunderung, als ich den Tag nachdem ich mein theologiſches Zeugniß, und zwar das ehrenvollſte, erhalten hatte, folgenden Brief empfing:

Mein ſehr ehrwürdiger Herr Bruder,

Ich habe mit großem contentement und Wohlbehagen erfahren, daß Du die Amtsprüfung laudabiliter beſtanden haſt, ſofern Du mir nur nicht das Leid anthun wirſt, Dich zur Schaar der Heiligen zu geſellen. Haſt Du davon gehört, daß Graf H. zu H—g den König erſucht hat, ihn zum Küſter bei der Heiligengeiſtkirche zu kreiren? — Wir haben nicht brüderlich gegen einander gehandelt, wir haben einander nicht beſucht, ja, ſo zu ſagen, wenn wir aufrichtig ſein wollen, wir kennen einander nicht. In meines Vaters Sterbeſtunde bat er mich, Dich zu grüßen, er ſprach ſeinen Segen über uns Beide, über den Anweſenden, ſowie über den Abweſenden. Ich werde Dich nächſtens beſuchen. Du weißt doch, daß ich unmündig erklärt bin? —

Ohn' Bruder und Mutter allein zu ſtehn,
So dünkt' ich mich einſt am freiſten,
Nach eigener Wahl in die Welt zu gehn,
Wohin 's mir gefiel am meiſten,
Am Sund, am kleinen, am großen Belt,
Im Comptoir zu rechnen, zu ſchreiben,
Vielleicht mich auch in Shakſpears Welt
Auf dem Pegaſus umzutreiben.

Vielleicht auf der Kanzel nach altem Brauch
Zu ſchwatzen, wie 's machen ſo viele,
Vielleicht als Hamlet und Romeo auch
Zu toben im Bühnenſpiele.
So wollt' ich nach eigener Phantaſie
Mein Lebensloos mir erkieren;

Doch ward ich nicht frei, obwohl bis hie
Nicht Weib und Kind mich geniren.

Ich verſichre Dir, theurer Johannes, daß ich ſeit meines Vaters Tod mich für keinen lebendigen Menſchen intereſſirt habe. Nur ihn liebte ich aus vollem Herzen, für ihn konnte ich Alles thun, o wüßteſt Du, wie gut wir Beide mit einander auskamen! „Arthur," ſagte er oft zu mir, „nur Deinetwegen habe ich den Wunſch zu leben, denn Du biſt mein einziger Troſt." — Seit ich ihn beerdigte, iſt mein Herz ein Erdklumpen geweſen, wo kein Heilkraut, keine Blume gedeihen konnte; denn Du weißt ja, daß ich mich nie um meine Mutter kümmerte. Doch:

Jetzt kenn' ich nicht des Sohnes Luſt,
Und nicht die kindlichen Thränen,
Wollt' liegen nur der Natur an der Bruſt,
Mein Blut nur ihr entlehnen.
Was ich nicht kenne, verſchweig' ich gern,
Laßt Jeden nach Willkür thronen;
Des Kindes Gefühle ſind mir fern,
Wie fremde Religionen!

Eine andre Urſache, weßhalb ich nicht Deinen Umgang ſuchte, ſondern mich mit den wenigen Körnern begnügte, die ich im Hühnerhofe fand, kann ich ſo ziemlich ausdrücken:

Du wählteſt Dir Freunde für Deine Ruh.
Doch magſt Du Dich nicht betrügen!
Wähl' Einen, Zwei auch wähle Du!
An Dreien laß Dir genügen!

Meine Geſundheit iſt elend, denn meine Bruſt iſt krank, und eine hektiſche Röthe färbt meine Wangen, grade wie ein kalter Sturm die Herbſtblätter röthet, es deutet auf — meine bevorſtehende Vernichtung! Verſtehſt Du mich? Wir wollen Freunde werden, ehe wir uns trennen. Sei morgen Abend zu Hauſe, ſo komme ich zu Dir.

Kopenhagen, den — — ich habe
keinen Kalender — Du mußt entſchuldigen.

Dein Arthur Harring.

V.

Hieher, hieher! Der Wein, hier fließt er!
Wir trinken alle Flaſchen aus!
Wir ſind nicht ſchwarzvermummte Prieſter,
Uns lüſtet nur nach Saus und Braus.

Ich durchlas mehrmals dieſen ſonderbaren Brief, und ſuchte mir Arthurs Charakter aus den wenigen Zeilen zu entziffern. Leichtſinnig muß er im höchſten Grade ſein, dachte ich bei mir ſelbſt, aber es ſchien mir doch viel Herzensgüte aus dem Ganzen hervorzuleuchten. Was mich am meiſten ſchmerzte, war die Andeutung, daß ſeine Geſundheit zerſtört ſei; alles Andre ließ ſich herſtellen, aber dieß nicht. Er hatte indeß den erſten verſöhnenden Schritt gethan, und es ſtand nun bei mir, ſeinen freundlichen Gruß zu erwiedern; ich eilte deßwegen ohne Verzug zu Riegelſen, um von ihm Arthurs Wohnung zu erfahren, und er ſagte mir, daß es Nummer Zwanzig ſei am Weſterwalle.

Ich trat in die Hausthür und hörte einen unmäßigen Lärm oben im Hauſe, ich eilte die Treppe hinauf. Auf dem dritten Saal fand ich eine Thür mit der Bezeichnung: Lieutenant Harring; aber die Thür ward beſtürmt von einem Schuhmacherburſchen und einer ziemlich wohlgekleideten Frau.

„Iſt der Herr Lieutenant vielleicht nicht zu Hauſe?“ fragte ich.

„Ei was wollt' er nicht!“ antwortete die weibliche Furie, während der ſchwarze Schuſterburſche mit einem impertinenten Grinſen an die Thür hämmerte mit Händen und Füßen, „aber er will uns nicht aufmachen.“

„Heda, Herr Lieutenant,“ rief der Schuſterburſche zum Schlüſſelloch hinein, „ich ſoll von meinem Meiſter grüßen, er ſchickt die Rechnung. Ein Paar neue Stiefeln ſieben Reichsthaler und ein Paar vorgeſchuhte vier Thaler, ein Paar Tanzſchuhe (vermutlich abgeriſſen auf dem Tanzboden in einem langſamen Walzer mit der Mutter Waſchfrau Tochter Sybille) drei Thaler drei Mark, ein Stiefel verſohlt, acht Schilling, ein Hinterfleck zwölf Schilling — ſein Sie ſo gut und ſchließen

Sie auf, ich ſah Sie ja ſchon durch das Loch, wie Sie durch die Stube gingen."

„Und ich," fing die Frau an zu ſchreien, „ich darf mir wohl Ihre geneigte Aufmerkſamkeit ausbitten, während ich dem fremden Herrn, der hier draußen im Mantelkragen ſteht, deutlich Ihre Rechnung verleſe. Sie lautet ſo: drei Hemden (der Herr haben im Ganzen nur vier) à ſechs Schilling, ſechzehn Paar Manſchetten à drei Schilling, ein Paar wollne Socken vier Schilling — —."

Hierbei begab ich mich ſchleunigſt die Treppe hinab, denn ich hörte, daß mein Bruder den Schlüſſel drehte, um aufzuſchließen. Ich wollte um alle Welt nicht, daß er es erfahren ſollte, ich ſei Zeuge dieſer deklamatoriſchen Morgenunterhaltung geweſen. Aber eh ich ein Stockwerk die Treppe herunter war, ward der Schuhmacherburſche ganz ſäuberlich übers Geländer mir nachgeſchmiſſen; mein Bruder fuhr mir mit dem Jungen grade in den Rücken, ſo daß ich umſtürzte, während ein gewaltiges Klatſchen oben auf der Treppe die höchſt wahrſcheinliche Vermutung erlaubte, daß die Waſchfrau eine kräftige Ohrfeige bekommen habe. Wenn ich noch hinzufüge, daß ein ungeheurer Hund mir und dem Schuſterjungen nachfuhr, und mit ſeinem gigantiſchen Rachen uns zu verſchlingen drohte, ſo wird man ſich wohl nicht wundern, wenn ich ſammt dem Burſchen die eiligſte Retirade bewerkſtelligte. Eine Minute nachdem wir zur Thür hinausgeſchlüpft waren, kam auch die Waſchfrau, deren feuerrothe rechte Backe deutlich genug verrieth, welche Fatalität ſie im frühen Morgengrau hatte hinnehmen müſſen; aber oben auf der Treppe ließ ſich noch ein ſtarkes Bellen hören, das gegen wiederholte Beſuche warnte und endlich in ein banges Wimmern hinſtarb. „Ich laſſe ihn bei der Verſöhnungskommiſſion verklagen," jammerte die Frau. „Und ich," heulte der Burſch, „werde mich hüten ihm noch einmal eine Rechnung zu bringen, das kann der große Chriſtian thun." — —

Ich ging nach Hauſe, beſchloß aber doch Nachmittags einen neuen Verſuch zu machen, um Arthurn zu ſprechen, ehe er Abends zu mir käme. Ich ging deswegen wieder nach dem Weſterwall und ſtand nun abermals vor ſeiner Thür, mochte aber nicht hineingehen, weil ich einen verwirrten Lärm in der Stube hörte; ich horchte und ſuchte dieſes wunderſame babyloniſche Sprachgemenge zu entwirren, und das Ergebniß meiner Unterſuchung war, daß die verſchiedenen Laute durcheinander herrührten vom Anklingen mit den Gläſern, Raſſeln mit den Flaſchen, Auftrumpfen auf den Tiſch, Summen garſtiger Lieder, lautem Gelächter und Klappern der Würfel. Schwermütig kehrte ich um, und bereitete Alles zum Empfang des ſeltenen Gaſtes; ich hing einen friſchen Blumenkranz über das Bild meiner Mutter, ich deckte den Tiſch und ſetzte Wein unter den Ofen, und wartete nun geduldig auf die Ankunft des Gaſtes.

Aber der Wächter hatte ſchon Neun gerufen und noch immer war kein Arthur zu ſehen; ich ing an zu zweifeln — da plötzlich hörte ich mehere Inſtrumente auf dem Gange ſpielen. Die treichende und blaſende Muſik kam die Treppe hinuf; ich hörte eine abſcheuliche Clarinette, eine o möglich noch falſchere Geige, während eines aldhorns furchtbares Gebrüll die Mauern des aufälligen Hauſes zum Wanken brachte. Meine hür flog auf, und ein ganzer Zug trat ein.

Erſt kam Arthur mit einer Dame unter dem rm; ſie hatte einen kleinen ſchwarzen Mantel um nd einen Fächer in der Hand, und ſtützte ſich zärtlich und vertraulich auf Arthurs Arm. Arthur ſah erhitzt aus, und näherte ſich mir mit unſichern Schritten, das Zimmer füllte ſich indeß mit zehn bis zwölf Perſonen von ziemlich brutalem Äußern, und mitten unter ihnen bemerkte ich Riegelſen. Dieſer Letzte näherte ſich mir plötzlich, bückte ſich, und flüſterte mir zugleich ins Ohr: „Faſſe Dich, denn die Menſchen ſind betrunken.“ — Das Gelärm der Inſtrumente ward fortgeſetzt, nachdem die Kapelle eingetreten war, und noch verſtärkt durch jenes Bullenbeißers Heulen, deſſen Bekanntſchaft ich bereits am Vormittage gemacht hatte.

„Ich muß Dich etwas näher bekannt machen mit unſrer Geſellſchaft,“ nahm mein Bruder das Wort, indem er ſeine Gedanken zu ordnen ſuchte, „ich hoffe doch, daß ich die Ehre habe, mit meinem Bruder zu ſprechen, mit Herrn Johannes Harring! — Ja doch, ich kann es ſchon ſehen. Dieſe Dame iſt Jungfer Rieke T—.“

Ich bebte zurück, als er dieſen Namen nannte, ſie war eine von den berüchtigſten Weibern der Stadt. „Und mit ihr,“ rief ich, „gehſt Du unter dem Arm?“

„Ja, warum nicht?“ antwortete Arthur, „ich wüßte nicht, daß ſie einen Ausſchlag hätte, der anſteckend wäre. Übrigens tanzt ſie vortrefflich, das ſollſt Du gleich ſehn — na, Riekchen, tanz die bekannte Sarabande meinem Bruder vor, und Ihr, Muſikanten, ſpielt auf, ich werde ſelbſt die Violine traktiren."

Und nun fing die hölliſche Muſik wieder an, während mein Bruder zugleich die erſte Violine ſpielte und mit der Dame tanzte. Die Geberden der Donna waren natürlich ſehr unanſtändig, und mein Bruder gab ihr in dieſem Punkt eben nichts nach, ſo daß ich, wenn ich das Weib anſah, unwillkürlich an die Verſe in Arioſtos ſechſten Geſang denken mußte:

Su per la soglia, e fuor per le colonne,
Corron scherzando lascive donzelle,
Che se i rispetti debiti alle donne
Servasser più, sarian forse più belle.*)

Mit einem unvergleichlichen Aplomb drehte ſie ſich auf der Zehenſpitze und theilte kleine Ohrfeigen und andere zärtliche Liebeszeichen an das Orcheſter und die Zuſchauer aus. Plötzlich ſchwieg die Muſik; ſie hatte ſich müde getanzt und legte nun die Guitarre hin, mein Bruder blieb mitten im Zimmer ſprachlos und unbeweglich ſtehn. Er legte ſeine rechte Hand auf meinen Arm und zeigte mit der linken nach der Wand hin. „Ums Himmels Willen, Johannes,“ rief er, „wer iſt die Dame mit dem Kranz über dem Kopf?“

---

*) Schaut auf der Schwell' und an den Säulen Schaaren
Von Frau'n ſo kecken Laufs, mutwilliger Mienen,
Die, wollten mehr die Weiblichkeit ſie wahren,
Mir, wie ich glaube, reizender erſchienen.

„Unſre Mutter, Arthur!“ ſeufzte ich. Da ward ſein Geſicht kreideweiß, und zwei ſchwere Thränen rollten ihm die Wangen nieder. „O Mutter,“ jammerte er, „ſollten wir uns ſo wiederſehen? Als ich Dich das letztemal als neunjähriger Knabe ſah, war ich unartig gegen Dich, und jetzt, wo ich erwachſen vor Dir ſtehe, bin ich in dieſem Zuſtande! Ich kann Dich nicht anflehn um Deine Vergebung, denn Du hörſt mich nicht; ich kann Deine Hand nicht küſſen, denn ſie iſt verweſt und kalt. O Johannes, ſie muß ſehr böſe auf mich ſein, denn ich habe nicht an ſie gedacht ſeit dem Tage, wo ſie mit Dir von Hoierup abreiſte!“

„Erinnre Dich,“ tröſtete ich ihn, „daß Leidenſchaft und Zorn nicht ins Grab mitgenommen werden; die Züge des Todten ſind ſanft und ſein Antlitz ruhig. Nur Liebe lebt in der Urne; der Haß bleibt über dem Staube bei uns armen Überlebenden.“

„Laß das Gemälde kopiren,“ bat Arthur, „ich werde es Dir Anfangs nächſten Monats bezahlen. Hör, iſt es nicht putzig, wie man vom Rauſch zur Nüchternheit übergehen kann? Jetzt bin ich meiner mächtig, vorher wußte ich nicht, was ich that. Der Menſch iſt ein mehrſeitiges Talent, er kann nüchtern und betrunken ſein. Ich mache Ihnen mein Kompliment, meine ſchöne Mutter, wir werden uns alſo auf meinem eignen Zimmer wiederſehn!“ und hierauf wandte er ſich mit einem leichtſinnigen Bückling von dem Bildniß ab und betrachtete ſeine Begleiter mit ſichtlichem Wohlbehagen.

Dieſe würdigen Perſonen hatten inzwiſchen ſich um den Tiſch gruppirt, auf welchem die Arthurn und mir zugedachte Abendmahlzeit ſtand, und waren hier eifrigſt beſchäftigt, die größte Zerſtörung unter den Speiſen anzurichten. Beſonders ſtieg meine Erbitterung hoch, als ich Donna Rieke einen Kapaun mit Arthurs großem Hunde theilen ſah. Indeß faßte ich mich und ſpendete die Paar Flaſchen Wein, welche unter dem Ofen ſtanden. Signora Rieke proponirte des Wirthes Geſundheit und Arthur verſicherte, daß es ſehr unhöflich von mir ſein würde, wenn ich mit ihr und der übrigen Geſellſchaft nicht anſtoßen wollte. Nun machte ſich mein Bruder eine Poſaune aus einer Landkarte, die auf Pappe geklebt war; einer von den Begleitern ergriff die Violine, ein Andrer die Clarinette, während mein Bruder und ſein Hund wetteiferten die zumeiſt unharmoniſchen Töne hervorzubringen, und ſo wurde denn meine Geſundheit unter einer klingenden Fanfare getrunken. Aber als nun das Eſſen verſchlungen und der Wein ausgetrunken war, ſehnte ſich die Geſellſchaft nach einem größeren Tummelplatz ihrer Thätigkeit, ſie fingen an mit den Beinen zu ſcharren und ihr Mißbehagen darüber an den Tag zu legen, daß Arthur kein Signal zum Aufbruch gab. Da ergriff er mich beim Arm und führte mich ans Fenſter. „Johannes,“ ſagte er, „beurtheile mich nicht zu hart, ſondern bedenke, daß, wie ſich an einem Baum nicht zwei völliggleiche Blätter finden, es auch nicht zwei gleiche Seelen auf der Weltkugel gibt. Du haſt nicht dieſelben Gelüſte und Leidenſchaften wie ich, ſondern Dein Drang und Dein Sinn ſteht nach etwas ganz Anderem. Aber nun gibt es einige einfältige Menſchen, welche nicht begreifen können, daß Andere anders denken, wünſchen und handeln als ſie; weil ſie ſelber engliſchen Porter nicht leiden können, ſo wollen ſie daß alle Brauereien an der Themſe eingehen und die ganze Welt Theewaſſer trinken ſoll. Ich huldige dem Vergnügen; Du biſt ernſthaft; nun wohl, möge nur keiner von uns Beiden dem Andern in den Weg treten. Der Adler kann nicht ſchwimmen, das Rennthier kann nicht fliegen, der Fiſch kann nicht ſingen, und ich kann nicht weinen. Und nun, mein ernſthafter Bruder, jetzt mußt Du uns die Treppe hinunterleuchten, denn ich habe mir beinahe das Bein verrenkt beim Heraufſteigen."

„Laß Dich um Gotteswillen," rief ich, „den Fehltritt nicht abſchrecken, mich wieder zu beſuchen, und" — fuhr ich lachend fort — „glaube auch nicht, daß Dein Beſuch mir minder willkommen, minder intereſſant ſein wird, wenn Du künftig allein kommſt und ohne Harmoniemuſik."

„Ah," antwortete Arthur, „ich bin wie die Eule, Minerva's Vogel, ſobald ich Nachts der Welt mein ſchönes Antlitz zeige, ſammelt ſich gleich eine Schaar unbedeutenden Geflügels um mich, und begleitet meinen leichten Flug mit Geheul und Gekrächz."

Hiermit drückte er mir die Hand und ich ging dem Zuge voran mit dem Licht in der Hand die Treppe hinunter. Aber ach, was ich geahnt und befürchtet hatte, traf ein: die ganze Treppe hinunter ward wieder eine große Symphonie aufgeführt, wo Donna Rieke's Guitarre einen ſchallenden Wettſtreit erhob mit meines Bruders Hoboe. Die Hausleute guckten neugierig aus den Küchenthüren, aber ich flehte vergebens um Stille. Noch weithin die Straße hinab fuhren die tollen Menſchen fort zu ſpielen, bis die Wächterpfeife bewirkte, daß ſie ſich zerſtreuten; man hörte verwirrte Rufe, ein Laut wie von einer Violine erklang an der ſteinernen Brücke, man hörte Gelächter und eine laute weibliche Stimme, welche dagegen proteſtirte ins

„Loch" weggeführt zu werden. Und endlich, um meinen Ärger vollſtändig zu machen, ſtand mein Wirth an der Treppe, mich erwartend, um mir auf Veranlaſſung dieſes Spektakels in ſeinem Hauſe die Wohnung aufzuſagen.

VI.

Sobald der Wind weht, fortſegl' ich
Nach Fünen, und weiter wohl ein Stück;
Doch willſt Du mir etwas, ſo ſchreib' an mich
Ich bin Dein Bruder, ich ſchreibe zurück.

Vier Wochen nach dieſer Abendſcene ſtand ic
eines Vormittags mit der Kopie des Bildniſſe
meiner Mutter vor Arthurs Thür. Ein gan
junger Maler, W—z, hatte es kopirt und es wa
ihm ausnehmend geglückt. Wenige Jahre nachhe
reiſte der talentvolle Künſtler außer Landes —
Deutſchland beneidete uns ihn — er überſchri
die Alpen — ſein Sinn ſtand nach dem blaue
Italien, wo man (wie der Dichter ſagt) die fern
Vergangenheit aus der Erde aufgräbt — da ſtar
er, und Dänemarks Herz ward, da ſein letzte
Meiſterſtück in ſein Vaterland kam und in Fle
gehüllt, auf der Ausſtellung in Kopenhagen zu ſ
hen war, zugleich von Trauer und Bewunderun
erfüllt.

Ich horchte an meines Bruders Thür, hörte aber keine Menſchenſtimme; ich klopfte an —. „herein!"

Mein Bruder ſaß und las, und ihm zur Seite auf dem Sopha ſaß ein hübſcher kleiner Knabe und ſchrieb.

„Geh, Georg," ſagte Arthur zu dem Knaben, „ich werde Nachmittag mit Dir leſen. Kümmerliche Arbeit, Prügelmeiſter zu ſein, Johannes; aber ich bekomme es recht gut bezahlt, es iſt meines Wirthes Sohn. Ein Gläschen Wein, oder lieber Cognac?"

Ich dankte, aber ſetzte mich neben ihn. „Ich habe andre Anſichten als Du," ſagte ich, „in Betreff des Schul- und Erziehungsweſens, ja, ich bin ſogar ſo entgegengeſetzter Meinung, daß ich binnen acht Tagen die Stadt verlaſſe, um Hauslehrer auf einem Herrenhofe zu werden."

Arthur fuhr auf und bekreuzte ſich: „Biſt Du beſeſſen? Du, ein Kandidat der Theologie mit dem beſten Zeugniß, überdieß Beſitzer von zwölftauſend Thalern, Stundenlehrer in den erſten Schulen der Stadt, (ja, das laſſe ich allenfalls noch gelten,) Du willſt Kopenhagen verlaſſen, die luſtige Hauptſtadt, um —“

Hier ward an die Thür gepocht, Arthurs Geſicht verdunkelte ſich, aber klärte ſich ſofort auf, al er ſah, wer es war.

Der Eintretende war ein großer Mann i blauer Chenille; er hatte einen Schaden an de Augen, weil er einmal im Thiergarten — den er war als Charlatan hergekommen — ſich da Geſicht damit verletzt hatte, daß ihm bei eine Kunſtſtück etwas Pulver ins Geſicht ſprang.

„Ach,“ rief mein Bruder, indem er ſchmunzelnd den Kopf auf die eine Schulter legte un ſüßlächelnd dem vielleicht unangenehmen Gaſt mi dem Zeigefinger drohte: „Das iſt nicht hübſc von Ihnen, Herr G—! Erſt zwei Tage üb dem Termin, und gleich heimſuchen Sie mich Kann denn ein Menſch nicht eine Abhaltung haben? Sehn Sie hier, Undankbarer, hier iſt ein Liſte aller meiner Gläubiger, nein, ſehen Sie nun ſage ich. Wer ſteht obenan? Herr Schneidermeiſter G—. Sie ſollen zu allererſt bezahlt werden meine Ehre mahnt mich, daß es meine Pflicht iſ — Sie haben mir ja Credit gegeben, obgleich

Sie wußten, daß ich unmündig erklärt war. Ja, Sie können glauben, daß ich mit dem Unannehmlichkeiten gehabt habe, der hier mit Nummer Elf bezeichnet iſt. Er wollte Nummer Eins ſein, die Kanaille; aber ich antwortete: nein, mein ehrlicher Schneidermeiſter, Herr G—, ſoll Nummer Eins ſein. Fragen Sie meinen Bruder, ja, das iſt mein Herr Bruder, der da ſitzt, er kann es mir bezeugen, daß ich mich lange herumſchalt mit dem verdammten Nummer Elf — einem trotzigen Kerl. Übrigens, mein guter Herr G—, benutze ich die Gelegenheit, Sie auf das kräftigſte meinem Bruder zu empfehlen, ach, das iſt ein ganz andrer Mann als ich. Ich bin blaß und morſch wie eine weiße Rübe, er iſt geſund und roth, wie eine Runkelrübe — Alles eine Folge von der verſchiedenen Lebensart. Auch verſprach er, daß er ſich einen Sommerfrack von Ihnen wolle machen laſſen. Kann ich mehr für Sie thun, mein lieber, guter Herr G—?"

Während dieſer langen Rede ſah ich, daß Arthur ohne Aufhören einige dem Schneider nicht bemerkbare Handbewegungen nach dem Hunde hin machte, und das Thier verſtand die feinen Winke

vollkommen. Knurrend umſchnupperte er de
Schneider, bellte und zeigte ihm ab und zu ei
vortreffliches Zahnſyſtem; auch verhielt ſich Her
S— nicht ruhig dabei, ſondern zog ſich langſa
nach der Thür zurück.

„Schlimmer Hund,“ ſagte Herr S— mit ſe
nem Provinzialdialekt, „aba, der Lieutenant hab
kein Geld? Still, Hund, Ja ja, warten, b
das Geld kommen — ruhig, mein Hund, bin g
ter Freund, — mein Herr wollen haben ein
Sommerfrack, kenn gut Herrn Kandidaten v
Namen — ah, den Hund, den Hund — wa
darf ick Herrn Lieutenant aufwarten, näkſte Woch
Binnen vierzehn Tage? Ach es kommt ein We
ſel heute!“

Mein Bruder verſprach dem Mann, ſein G
zu allernächſt zu bezahlen, und Herr S— e
zum Zimmer hinaus, indem er ſcheue Blicke
den Hund warf.

„So muß man ſich durch die Welt ſchlage
rief Arthur lachend, als der Mann fort war;
nun zeigte er mir zehn, elf verſchiedene Liſten,
rauf die Namen der Creditoren ſtanden, auf j
aber in einer anderen Ordnung.

Aber ich war nicht zum Lachen geſtimmt. „Arthur!“ nahm ich das Wort, „Du biſt in Geldverlegenheit, wende Dich an Deinen Bruder, nichts iſt natürlicher. Komm mit, Du ſollſt ſo viel Obligationen haben, wie Du willſt.“

„Kümmre Dich nicht um ſo etwas,“ antwortete er noch heiterer, „und laß mich gewähren. Ich bin an dieſe Forderungen ſo gewöhnt, daß ich ſie nicht entbehren kann. Wie ich einmal gewohnt bin zu ſchlafen, zu eſſen, aufrecht zu gehn, Bücher zu leſen; ſo bin ich auch gewöhnt, Schulden zu haben, und Geldverlegenheiten ſind für mich Lebensbedürfniſſe geworden. Da bleibt der Geiſt in Bewegung, man hat keine Ruh, man iſt genöthigt zu ſpekuliren, ſich nach Auswegen umzuſehn, Entſchuldigungen ausfindig zu machen. Wenn ich davon ausgehe, daß Ruhe, Grabesſtille, Vernichtung die ſchlimmſten Übel, der traurigſte Zuſtand ſind, ſo muß ich mich nach den gedankenweckenden, belebenden, ſtimulirenden Schulden ſehnen, wie nach einem wirklichen Gute; ſie zwingen mich zur Thätigkeit, ſie kirren die erſchlafften Geiſtesfähigkeiten an, ich lebe ein potenzirtes Leben, und dieß Letzte

iſt mir um ſo wichtiger, da ich — nicht weit d
von bin, das Leben zu verlaſſen."

Dieß Letzte ſagte er mit gedämpfter Stim
und eine dunkle Röthe fuhr über ſeine Wang
mir traten die Thränen in die Augen. „Soll
gleich wieder verlieren," ſprach ich bei mir ſel
„was ich kaum gefunden habe, ſoll ich Armer
ſchnell aufs neue den nächſten Verwandten ein
ſten? Soll er, der noch in jugendlicher Mun
ſelt vor mir ſteht, ſo frühe den Weg gehen,
dem natürlichen Lauf der Dinge nach erſt im
ter betreten wird? Liegt etwa auf ſeinem unſ
digen Haupte ein Fluch aus den Tiefen des M
ein Fluch, der eigentlich zunächſt meinen V
hätte treffen ſollen? — Ich ward von ihm u
brochen.

„Siehſt Du dieſe unnatürliche Röthe, J
nes?" ſagte er munter, indem er auf ſeine W
zeigte, „glaubſt Du, daß das Geſundheit iſt?
mermehr! Haſt Du nicht im Frühjahr, g
wenn die Bauern die erſte Grasbutter au
Markt bringen, daß dieſe Butter ſo auff
gelb iſt? Hältſt Du die Farbe für natürlich
iſt Schmiere, es iſt Unnatur, und ſo iſt e

meine Röthe. Meine Bruſt, Johannes, die taugt nichts.'"

„Und wenn es ſo iſt," unterbrach ich ihn haſtig, „ſo mußt Du auf der Stelle reiſen, nach Frankreich, nach Italien; vielleicht bekömmt Dir das wärmere Klima, und Geld ſollſt Du von mir haben."

„Dank für Dein Anerbieten," antwortete er, „aber auch das muß ich zurückweiſen. Mir hilft keine Veränderung, kein Wechſel des Orts und Klima's mehr. Sterben werd' ich vermutlich bald, und da will ich doch hier ſterben, in Geſellſchaft meiner Freunde. Aber Gott im Himmel, iſt es nicht Montag heute? Hätte ich doch bald das Allerwichtigſte vergeſſen!" und mit raſchen Schritten ging er zur Thür hinaus und ich hörte ihn rufen: Claus!

Ich vernahm ein Flüſtern auf dem Gange; ich hörte meinen Bruder wiederholendlich einige Zahlgrößen nennen — endlich kehrte er zu mir zurück.

„Höre," ſagte er beſonders freundlich und einſchmeichelnd, „Du biſt mehr als mein Bruder, denn Du biſt mein — Freund. Ich bin nicht im

Stande geweſen, von Urſprung an, Dich zu meinem Bruder zu wählen; aber jetzt bin ich erwachſen, mündig (obgleich in juriſtiſcher Bedeutung unmündig) und mit reifer Überlegung wähle ich Dich zu meinem — Freunde; ich lege mehr Gewicht auf das Wort Freund als auf das Wort Bruder; denn das brüderliche Verhältniß beſtimmte Gott, aber ich, ich ſelbſt erſehe mir meine Freunde, ich ſchaffe meine Freundſchaft.“

Ich wunderte mich höchlich über dieſe Einleitung, aber begnügte mich ihm zu verſichern, daß ich mich nicht allein geſchmeichelt fühle, ſondern unbeſchreiblich glücklich ſei, daß ſeine Wahl mich getroffen habe.

„Ich ſehe es Dir am Geſicht an,“ fuhr er lachend fort, „daß Du Dich darüber wunderſt, wie wenig ich von der Verwandtſchaft halte; aber vergib! Ich habe meine Gründe. Ich weiß, daß Du zu unſrer gemeinſchaftlichen Tante kommſt, der Generalinn B —, aber Du weißt vielleicht nicht, daß ich in der ſpäteren Zeit nicht zu ihr gekommen bin bloß Deinetwegen, rein herausgeſagt, weil ich Deine Geſellſchaft ſcheute. Die Generalinn fühlte ſich piquirt über dieſen „Mangel an Aufmerkſamkeit," und es gefiel ihr, ſich aufs eklatanteſte zu revanchiren. Sie bekam zu hören, daß ich — ohne ſich darum zu bekümmern, ob das, was ſie von ihren Klatſchſchweſtern gehört hatte, wahr ſei oder nicht — meinen Abſchied ſuchte, und daß ich, wie man ſagt, öffentliche Häuſer beſuchte; augenblicklich breitet ſie das Gerücht aus, daß ich drei Monate lang nichts Anderes gethan habe als Karten geſpielt in den „drei Mandeln" und im „blauen Ochſen," Orten, wie Du wohl weißt, wo nur Knechte und Kutſcher ſich ihren kurzen Zeitvertreib ſuchen, und doch" — hier fuhr ein Blitz aus Arthurs Augen — „doch verſichre ich Dir, daß ich in der erwähnten Zeit von drei Monaten auf Vermeſſung in Jütland geweſen bin, viele, viele Meilen fern von ihrer Gnaden unangenehmer Nähe."

„Ich kann nicht läugnen," ſagte ich, als er mir ſteif in die Augen ſah, „daß ſie auch mir das erzählt hat."

„Siehſt Du, Johannes!" rief er ſchnaubend, „ſo ſind Verwandte die Erſten, wenn es gilt zu beſchuldigen, die Letzten, wenn es gilt den armen Blutsfreund zu vertheidigen, und die Allerletzten, ihm eine helfende Hand zu reichen, wenn er geſtolpert iſt, ja, ſo ſind ſie allzuſammen die nächſten Verwandten! — — Doch nicht davon wollen wir ſprechen. Du willſt reiſen? Wohin?"

Ich nannte ihm den Herrenhof in Jütland nebſt dem Namen des Eigenthümers. Er ſtutzte: „Dahin?" rief er, indem ein ungewöhnlicher Glanz in ſeinen Augen ſpielte, „reiſeſt Du dahin? — — Ich bin ſelber da durchgekommen — aber bei Nacht — hör, Johannes, wenn Du —"

Indem klopfte es an die Thür und ein Soldat trat ein mit einem Zettel in der Hand.

„Na, Claus," fragte mein Bruder, „gab's kein Hinderniß?"

„Ja freilich," antwortete Claus, „gabs das Hinderniß, daß der Herr den letzten Zettel nicht gelöſt hatte, weßhalb denn der Collecteur dieſen nicht ſchreiben wollte."

„So mußt Du das Geld auslegen," rief Arthur grimmig.

„Ich habe mein Seel nur ſechs Schilling," lautete die wehmütige Antwort, „aber ich habe ein Paar Reitſtiefeln von Ihnen bekommen, die will ich bei dem Collecteur verpfänden."

„Dummes Geſchwätz," rief mein Bruder, „der alte eisgraue Collecteur hat ja das Podagra."

Hier unterbrach ich das Geſpräch, indem ich Arthurn meine Brieftaſche reichte und ihn bat zu nehmen, ſo viel ihm beliebte. Er öffnete ſie ſchnell und fuhr in die Höhe mit allen Geberden der Überraſchung: „Himmel," rief er, „welch ein Anblick! komm, Claus, und ſchaue! Zehner, Fünfer, und, Gott vergebe mir alle meine Sünden, zwei Hunderte. Betrachte beſonders den letzten Zettel, es wird Dir nicht leicht wieder etwas Ähnliches vorkommen. Da iſt ein Zehner, lauf zum Collecteur, und — Du kannſt auch eine Bouteille Petit Bourgogne unterwegs mitnehmen. Eine Mark fällt für Deine Mühe ab." Der Kerl lief, als wenn ihn eine Bremſe verfolgte.

Ich war indeß ans Fenſter getreten und hatte höchſt betrübte Betrachtungen über Arthurs Benehmen angeſtellt. Als ich ihm Geld anbot zur Bezahlung ſeiner Schulden, wies er es zurück, als ich es ihm anbot, wo möglich ſein Leben damit zu retten, ſagte er gleichfalls Nein; aber jetzt nahm er es, und wozu? Zu einer Flaſche Wein und einem Lotteriezettel!

Als ich mich umwandte, ſtand er und betrachtete das Bild, das ich ihm mitgebracht hatte. „Wohl getroffen!“ rief er, indem er es neben das des Vaters hängte, „herrlich kopirt! ſchöne Mutter, ſo denk' ich Dich mir, und ich hoffe, wenn ich in Kurzem Dir in beſſern Räumen begegne, Dich ſo hübſch, ſo lebensfroh zu ſehn, wie Du Dich hier auf der ſteifen Leinwand mir zeigſt. Im Leben trennteſt Du Dich von ihm, an deſſen Seite Du nun im Tode friedlich hängſt; o Johannes, glaubſt Du wirklich, daß das Gerücht die Wahrheit ſagte, als es damals erzählte, daß er, der dort an der Wand hängt, und deſſen melancholiſche Züge andeuten eine gutmütige Geſinnung, einen ſchwärmeiſchen Geiſt und ein — ich möchte ſagen, — weibliches Herz, er, deſſen ſanfte Eigenſchaften auf Deinem frommen Geſicht vererbt ſtehn, ſag mir, glaubſt Du wirklich, daß er im Stande ſein konnte, trotz aller menſchlichen Gefühle, ſeine erſte Frau ins Meer zu ſtoßen? Ruft wirklich die Woge dem Geſtade zu, wo ſein kleines Grab iſt, und berichtet ſein Verbrechen? O, was iſt doch die menſchliche Natur, wenn auch er fallen konnte! Schweig, ſchweig! Er ſelbſt hat mir das

Ganze vertraut — und von dem Augenblick an ſchien mir die Welt dunkel und unheimlich, von der Minute an trauerte ich über die Menſchheit, von jener leidigen Sekunde an ſuchte ich meine finſtern Grübeleien zu erſäufen in —" hier klopfte Claus an die Thür — „in einem Ocean von Cognac, in einem Himmel von Rothwein."

Treulich überlieferte Claus ſeinem Herrn den Lotteriezettel, aber noch behender ſchenkte er den Wein in Gläſer, und vergaß nicht, ſich ſelbſt eines zu füllen.

„Trink, Johannes," ſagte mein Bruder zu mir, „und Du, Claus, ſchenk ein viertes Glas ein für meine Mutter. — Hör, ich kann es nicht leiden, daß die chriſtliche Religion das Leben ſo trennt vom Tode, als ob von uns kein Weg dahinginge, als ob wir in keiner Berührung mit der Urne ſtänden als durch einen dunkeln und zweifelhaften Nebelflor. Warum ſollten wir ſtets mit Kummer an unſre Lieben denken? Nein, Johannes, anders dachten die Alten: die Todten nahmen Theil an den Schmäuſen der Lebenden, das Stundenglas ſtand neben dem Becher, und das Alterthum hatte ſeine Libationen! Empfange, liebe Mutter, das erſte Glas Wein dieſer Flaſche — Dein Arthur meint es gut mit Dir!" und er warf das Glas auf den Boden, während er mit der andern Hand dem Menſchen winkte, daß er gehen ſolle. Seinem feuchten Blick ſah ich es an, daß er mit Andacht der Entſchlafenen gedachte — aber ob die Thräne von jugendlicher Schwärmerei herrührte, oder ob ſie durch eine große Nervenſchwäche hervorgetrieben wurde, ob Chriſtus in ſeinem Geſicht abgeprägt ſtand oder Bacchus, das möchte ich nicht mit Gewißheit beſtimmen.

Ich wagte in dieſem Augenblick ſeine Hand zu ergreifen und mit brüderlicher Zärtlichkeit ihm die Geringſchätzung vorzuwerfen, gegen ſeine Geſundheit und gegen ſeinen Körper; ich erwähnte, daß die Geſellſchaft, mit der er tagtäglich umginge, grade nicht die paſſendſte wäre; aber hiervon wollte er nichts wiſſen.

„Nimm Dich in Acht mit mir," ſagte er ernſthaft, „wenn Du wünſcheſt, daß unſre Freundſchaft von Beſtand ſei. Suche nicht, meine Freiheit einzuſchränken, und bitte mich ja nicht, meine Lebensweiſe zu ändern. Bedenke, daß ich Republikaner aus Grundſatz bin und meine Unabhängigkeit über alles Andere in der Welt ſetze. Die militäriſche Disciplin mißbehagte mir und ich nahm den Abſchied, will einer meiner Freunde mich hofmeiſtern, ſo hört er auf, mein Freund zu ſein; daß Niemand in der ganzen Welt zu mir ſagen kann: dieß ſollſt du thun! oder: hier ſollſt du bleiben! — das iſt der Herzſchlag meiner Freude. Was Tegnèr ſo ſchön ſagt von der politiſchen Freiheit, da, wo er die Muſe der Geſchichte anredet:

Du ſchickſalſchreibend Weib,
Schreib uns, ſchreib, was es ſei,
Gefahr ſchreib, Tod ſelbſt ſchreib,
Nur ſchreib nicht Sklaverei,

das wende ich auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe an.“

Es kam mir vor, als ob er von dieſem Augenblick an kühler gegen mich war, als zu Anfange meines Beſuches, und als ich in unſrer Unterhaltung auf meine nahe bevorſtehende Abreiſe überging, hörte er wohl mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und fragte mich genau aus, wen ich in jener Gegend von Jütland kenne, aber er ließ ſich nicht die geringſte Betrübniß über die Trennung merken.

Als ich gehen wollte, hielt er mich plötzlich in der Thür auf und ſagte: „Komm wieder um, i will Dir noch etwas ſagen. Es iſt Dir gew nicht entgangen, daß viele junge Leute grade i der blühendſten Lebensperiode am meiſten von d Ahnung eines nahebevorſtehenden Todes geplag werden. Ich geſtehe, daß ich, ob mit Grund od nicht, eine jähe und frühe Auflöſung erwarte. Ve ſprich mir, wenn meine Ahnung eintrifft, ve ſprich mir, daß Du Dich deſſen annehmen will der mich am meiſten auf Erden liebt, deſſen, a dem mein Herz mit ſeiner friſcheſten Liebe hän — Du wirſt lachen, es iſt mein Hund, me Mürat. Was für Hoffmann die Katze war, d iſt dieſer Hund für mich geweſen. Erinnre Di daß der große Byron im Garten der Newſtead abtei ein Marmordenkmal ſetzen ließ, für ſein todten Hund aus Newfoundland und darauf ſchrie ich habe nur Einen Freund gehabt, und der li hier. — Sei ihm meinetwegen gut, und ſo le wohl!“

Er ſagte dieß mit tiefem Gefühl, und k leichtſinniges Lächeln war in ſeinem Geſicht zu merken. So lange er lebte, ahnte ich nicht, we ein gutes Herz er beſaß; aber, wie es immer ge

„Der Tod hat eine reinigende Kraft.“ So geht man im Sommer manchmal an Hecken und Gebüſchen hin, und ahnt nicht, daß ein kleiner Vogel dort tief im Laube ſein Neſt hat; aber im Herbſt, wenn der Nordwind den Geſträuchen die Blätter abreißt, da ſieht man dann erſt das Neſt zwiſchen den kahlen Zweigen, da entdeckt man erſt, daß dort ein beflügelter Sänger wohnte. — In dieſem Augenblick liegt das gewaltige Thier dort am Ofen und ſchläft, — ich habe das Verſprechen gehalten, das ich meinem Bruder gab. — —

Den Tag nach dieſem Beſuche ſchickte ich Arthurn einen Brief, worin ich ihn bat, die beiliegende königliche Obligation von tauſend Thalern anzunehmen; dabei forderte ich ihn auf, mir offenherzig mitzutheilen, ob er mehr bedürfe, in welchem Fall ihm mein ganzes Vermögen zu Gebot ſtehe. Aber mein Bedienter kam zurück mit der Obligation und mit einer Einladung von meinem Bruder, ihm — — doch ich wage es nicht, die äußerſt unhöfliche Invitation hinzuſchreiben.

Ich ſahe nun, daß in dieſer Sache nichts weiter zu thun war, und reiſte von Kopenhagen ab.

VII.

Lichtroth nun blühet das Haidekraut,
Ganz Jütland hat es überſchlungen,
Der Schrei, ein ungewohnter Laut,
Iſt wohl von Auerhahns Neſt erklungen,
Und dort ſteht auf einſamen Flecke
Unfern der Haid' ein Predigerhaus,
Blaubeergebüſche bilden die Hecke,
Gedeihen wohl Jahr ein Jahr aus,
Mag noch ſo ſchlecht das Erdreich ſein.
Dort auf dem Hügel das Mägdelein,
Ihr Haar, es glänzt ſo blond ſo licht,
Doch Scherz und Lachen kennt ſie nicht, —
Es iſt des Pfarrers Töchterlein.

Weißt du, warum ſie ſo ſinnig ward,
Der keine ſonſt an Frohſinn gleich?
Warum ſie aus der Gegenwart
Hinſtarret nach dem Himmelreich?
Hät Vater und Mutter ſie verloren,
Iſt es der Krankheit Weh und Schmerz,
Die ihre ſchönen Wangen umfloren?
Nein, doch wund, wund iſt ihr Herz,
Wird von bittrer Erinnrung geplagt.

Komm und ſetz Dich, und wenn Dirs behagt,
Will ich mit wehmütigem Grau'n
Und verblümt es Dir vertraun,
Was von dem armen Mädchen man ſagt.

Endlich war ich in Jütland angekommen bei dem Gutsbeſitzer, deſſen Kinder ich unterrichten ſollte, und ich betrachtete neugierig meine Umgebungen, um mir die Verſchiedenheit zwiſchen Jütland und Seeland deutlich zu machen. Weit erſtreckt ſich die Ahlhaide mit ſeinem blaßrothen Kraute, und bedeckt die oberſten Höhen des unterirdiſchen, langgedehnten Bergrückens, der im Verborgnen die deutſchen Berge mit dem Kyälen und Devre verbindet. Und dieß glaubte ich an der ganzen Bevölkerung merken zu können: der Jütländer iſt wirklich ein Bergbewohner, größer und ſtärker als der ſchmächtige Seeländer, und weit freier in ſeinen Anſichten, und begabt mit einem lebendigeren Sinn für Unabhängigkeit. Aber wiederum iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Jüten und andern Bergvölkern, z. B. den Schotten und Norwegern, nämlich der, daß bei den Erſteren nicht ſo viel Aberglauben herrſcht wie bei den beiden Letzteren. Der Jüte, der Nachts einſam üb die Ahlhaide reitet, hört keine Zwerge in den unterirdiſchen Bergklüften auf dem Ambos hammern und Kronen für Könige ſchmieden; kommt ihm ein Laut des nächtlichen Windes ins Ohr, und klingt es wie raſſelnde Metallſtücke, ſo denkt er entweder: das iſt nur der Luftzug, der da ſauſt! oder: das iſt Gott Mammon, der ſeine Species zählt; — denn der Jüte kennt des Geldes Kraft und Werth vollkommen.

Der Gutsbeſitzer Thyeſen hatte erſt vor einem Jahre den Herrenhof gekauft, den er jetzt bewohnt: er war Pächter geweſen, aber eines reichen Oheims Tod und das daherfließende bedeutende Erbe ſetzte Thyeſen in Stand, ſich ſelbſtſtändig zu machen und dieß Landgut zu kaufen. Er war ein gutmütiger Mann, etwas auffahrend, aber leicht z verſöhnen. Er ſtand grade im Hof, als ich angefahren kam, und eilte augenblicklich zu mir hin und fragte mich, ob ich nicht, ehe ich ins Hau einträte, ihn ein wenig in den Garten begleite wolle.

„Ich muß,“ fing er an, als wir längs de Blumenbeeten hinwandelten, „ehe Sie in mein

Familie eintreten, Ihnen einige Mittheilungen machen über die Mitglieder derſelben. Ich ſelbſt bin eines Pächters Sohn und habe erſt vor Kurzem dieß Eigenthum gekauft, als ich meinen Oheim beerbte; zuvor war ich arm, ſehr arm. Sie können ſich alſo vorſtellen, daß ich keine vorzügliche Erziehung genoſſen habe, ſondern ſchlecht und recht wie ein Bauernſohn aufwuchs. Da ich als Pächter in ſehr bedrängten Umſtänden lebte, konnte ich auch meinen Kindern keinen Hauslehrer halten; ſie ſind deßhalb ſehr unwiſſend; doch glaube ich, daß ihnen das Herz auf der rechten Stelle ſitzt. Jetzt erſt ſeh ich mich im Stande, ihnen eine beßre Erziehung geben zu laſſen, ſofern es nicht zu ſpät iſt; denn ſie ſind alle erwachſen, ja meine älteſte Tochter iſt verlobt. Der älteſte meiner Söhne, Halvor, hat leider in Folge ſeiner früheren Lebensweiſe ſchon allen Sinn verloren für das, was man Unterricht nennt; an ihm werden Sie nichts mehr ausrichten, aber die Andern ſind nicht ſo wild und roh wie er. Sein Sie denn herzlich willkommen, und machen Sie, daß meine Kinder nicht, wie der Vater, in ſpäteren Jahren ſchmerzlich gewahr werden, daß ſie nichts gelernt haben."

Er drückte mir die Hand, und wir gingen nun in die Wohnſtube, ich in ziemlich finſteren Gedanken, daß ich mit lauter Erwachſenen und unter dieſen mit einer ſo formidabeln Perſon wie Halver zu thun haben ſolle.

In der Stube waren drei erwachſene Mädchen und ein junger Menſch von achtzehn Jahren mit einem ausgezeichnet gutmütigen Geſicht; alle Vier kamen mir entgegen und reichten mir freundlich die Hand. Ein großer Steinklumpen, eine ganze Reihe Sankt Gotthards fielen mir vom Herzen; denn Halver ſah gar nicht böſe aus. Aber doch nur kurz ſind die irdiſchen Freuden! Mir ward faſt weinerlich zu Mute, als ich den alten Thyſſen fragen hörte: wo iſt Halver? und die Antwort lautete: im Walde auf der Jagd. — Ach, leider, dieß war alſo ſein jüngerer Bruder Chriſtian.

Aber die Frau des Hauſes! Oder gab es vielleicht keine? Ja freilich gab es eine, und ich durchſchaute ſchnell ihren Charakter. Sie war herrſchſüchtig, und war ſeit der Erbſchaft ſtolz geworden; auch bemerkte ich bald einen nicht geringen Geiz an ihr und eine große Ungenirtheit, ihre Meinungen an den Tag zu legen (von beiden

ten gab ſie ein auffallendes Beiſpiel beim Mit
ſen). Sie trug die Reſte einer ſeltenen Schön
aber hatte, wie man ſagt, ſehr „eingelegt.“
Mann quälte ſie, aber Halvern fürchtete
Halver war der eigentliche Herr im Hauſe.
empfing ſie ſehr freundlich, und im Ganzen
mir Alle einen höflichen, ja beinahe herzli
Willkommen. Man ſetzte mir Frühſtück vor:
ahm Platz. Einen Augenblick darauf ging
artenthür auf, und zehn oder zwölf Hunde,
ſpiele, Dachshunde, Waſſerhunde, Hühner
, Möpſe und Spitze kamen plötzlich zum
ein, umringten mich und begrüßten mich mit
unerträglichen Bellen; ſie alle waren die
uſer, welche melden ſollten, daß Sieur Hal-
es beliebe, einen Beſuch eben im Zimmer
gen, wo übrigens ſeine vielfältigen Verrich-
n in Ställen, Schweinekoben, Wald, Moor,
erhof, Kornboden und Hechſelſcheune ihm nur
ſich aufzuhalten vergönnten, mit Ausnahme
Speiſezeiten.

nd eintrat nun Sieur Halver, „mit Stiefeln
Sporen.“ Er trug einen grünkalmuckenen
mit ruſſiſchem Leder am Kragen und um die

Handgelenke; um die Bruſt ſchlang ſich eine Hundepeitſche, während Pulverhorn und Schrotbeutel zierlich an der Hüfte hing. Obgleich ſeine Steifſtiefeln bis hoch zum Oberſchenkel hinaufgingen, ſahen doch die ungeheuren wollenen Strümpfe über den Beinkleidern noch ein gutes Stück über die Stiefeln hinaus, denn ſie waren bis zum Unterleib hinauf gezogen, und ganz oben war auf jedem derſelben mit rother Seide ein mächtiges H. T. genäht, um klar und deutlich zu bezeichnen, daß die Strümpfe dem Halvor Thyeſen gehörten und keinem Andern. Sein Geſicht war etwas gelb, die Naſe aufgeſtülpt, als ob ſie zur beſſern Heimat des Menſchen aufſteigen wollte, die Augen graublau, das Haar blond, welche letztere Eigenſchaft ich jedoch erſt eine Viertelſtunde nach ſeinem Eintritt entdeckte, denn ſo lange behielt er ſeine gewichtige Mütze auf dem Kopfe, bis über die Ohren gezogen.

„Halt's Maul, Hunde!“ rief er und gab zugleich einem kleinen Rattenhund einen ſolchen Fußtritt, daß er ſeiner erſchrockenen Schweſter in den Schooß fuhr, „iſt das der gelehrte Mann aus Kopenhagen? Guten Morgen und willkommen zu auſe! Sophie, gib mir Gabel und Meſſer, ich in hungrig. Mit Verlaub! Iſt es Wildpret!" amit ſetzte er ſich auf einen Stuhl und nahm it den Fingern einen ungeheuren Biſſen Braten us der Schüſſel. „Ja, richtig, ſo rühre Dich, ophie, wenn er gut iſt."

Und mit wölfiſcher Gefräßigkeit griff er nun ie Schüſſel an; ein Stück Fleiſch verſchwand nach em andern, ein Barſch nach dem andern, dabei rach er kein Wort, ſah ſich nicht um, ſchnob ch nicht einmal die Naſe, obgleich er es nöthig atte, nein, nur die Mahnungen des Bauches ümmerten ihn, er war **totus in illo.** Das inzige, wozu er ſich Zeit ließ, war, daß er allemach, wie der niedergeſchluckte Proviant den Magen ausweitete, den Frack aufknöpfte, ſodann en Rock darunter, endlich die Weſte, und aufichtig geſagt befiel mich tödtlichſte Angſt, daß er equemlichkeitswegen ſich endlich auch die Beinleider aufknöpfen würde. Nach vollendeter Mahleit ſammelte er alle Knochen (und er hatte unter ndern das vollſtändige Gerippe einer Ente auf einem Teller,) in einer Schüſſel, und warf ſie nitten auf den Boden des Zimmers, wo ſich denn ein hartnäckiger und blutiger Kampf zwiſchen den Hunden entſpann, welchen Kampf jedoch Halver, nachdem er ihm fünf Minuten mit Ergötzen zugeſehn hatte, dadurch endigte, daß er liſtigerweiſe einen von den großen Waſſerſtiefeln auszog und ihn unter die Hunde warf, gleich wie Jupiter einſt den Baumklotz unter die Fröſche hinunterſchleuderte. Groß war der Schrecken der Vierbeinigen, und Mops war ſo unglücklich, in ſeiner Verwirrung in den Stiefel ſelbſt zu flüchten, ſich aber feſt zu rennen, ſo daß er nicht zurückkonnte und nun, zu Halvers unbeſchreiblichem Vergnügen, die kläglichſten Töne innerhalb deſſelben ausſtieß.

Nachdem er ſich die Zähne gereinigt und die Beine aufs gemächlichſte ausgeſtreckt hatte, fing er an zu ſprechen, nicht zu einer beſtimmten Perſon, ſondern zu allen Anweſenden, in der vollen Überzeugung, daß ſein Bericht männiglich auf's Höchſte intereſſiren müſſe: „Eine ſchlechte Jagd heute! ich ſah die Blume eines Haſen draußen im Kohlgarten — aber der Teufel holte ihn. Michel mit der ſtinkenden Lunte entlief mir in den langen Graben. Ich ſchoß vor einem Bieſt von Krähe vorbei, und in der Verzweifelung feuerte ich die

Büchſe ab auf dieß verächtliche Geſchöpf, das ich weit lieber lebendig gehabt hätte.“ Ich verſtand damals dieſe Ausdrücke nicht und erfuhr erſt ſpäter, daß der Schwanz des Haſen in der Jägerſprache Blume, der des Fuchſes dagegen Lunte heißt. Darauf wühlte er in einer ungeheuren Seitentaſche des Fracks und warf mir verächtlich den Vogel in den Schooß; etwas betroffen über dieß Benehmen nahm ich den Vogel auf, beſah ihn und ſagte: „Das iſt ja ein Baumſpecht!“

Ein frohes Erſtaunen ſpiegelte ſich in Halvers Geſicht: ſeine Augen flimmerten und die Stumpfnaſe hob ſich noch mehr in die Höhe, gleichſam wie eines Soldaten Arm, der nach dem Chacot ſich emporſtreckt, um einem vorübergehenden Officier ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. „Was Teufel!“ rief er und reichte mir freundlich und mit einer Art von Ehrerbietung die Hand, „kennt der Herr Doctor den Vogel?“

Ich verſicherte ihm, daß ich ein großer Amateur ſei und daß ich in Kopenhagen eine Volière und eine fliegende Hecke gehabt habe; ferner bemerkte ich höflich, daß ich verſchiedene illuminirte Kupfer und manche Werke beſitze, die in das naturhiſtoriſche Fach einſchlügen, und — daß ſie ſämmtlich zu ſeiner freien Benutzung ſtänden, ſobald ſie ausgepackt wären.

„Ei Potz Kreuz und Leiden!“ rief er und ſprang auf. „Sophie, fort und hole mir meine Pantoffeln! Lieber Doktor, Sie müſſen auf der Stelle mit hinauf und meine Vögel ſehn! — Ach, mein Rabe iſt ſo krank! Zum Teufel, wie konnte ich glauben, daß ein Gelehrter ſich um Baumſpechte kümmerte! Es iſt doch mehr Menſchliches in ſolchem Bücherwurm, als ich mir vorgeſtellt habe.“ Indeſſen waren die Pantoffeln gekommen; er fuhr nur in Einen hinein, nämlich mit dem Beine, das zum Schrecken der Hunde ſeines Schmuckes beraubt war, des Waſſerſtiefels, und tanzte ſo mit einem Waſſerſtiefel und mit einem geſtickten Pantoffel mir voran die Bodentreppe hinan, und ſeine zwölf Hunde folgten ihm. Unterwegs fragte er mich, ob ich ein Freund von Hunden ſei. Ich bejahte es und merkte, daß er immer mehr in gute Laune kam. „Hören Sie, Doktor,“ rief er, „ich habe meine Hunde prächtig dreſſirt, das können ſie glauben. Haben Sie ſchon ſonſt einen

Menſchen außer mir auf die Jagd gehen ſehn mit zwölf Hunden von ganz verſchieden Raçen! Sehen Sie hier den Hühnerhund Ibor! Ibor, ici! ſitze! ſo — ſehn Sie, er ſitzt auf den Hinterbeinen! — Paſſen Sie nun auf den Windhund! Snap! ici! Will ſie ſpatziren! Sehn Sie, ſie geht aufrecht! — Paſſen Sie nun auf den Mops! Muſti, avance! Sehn Sie, wie er auf dem Bauch kriecht! Ach, es ſieht ſich herrlich an, wenn der Dachshund vor den Becaſſinen ſteht und wenn dieſer echte füniſche Spitz Kriechenten apportirt. Bisweilen mißglückts, aber dann gibts auch Prügel.“ — Und nun kamen wir in das Gemach, wo die befiederten Weſen ſich befanden. Freilich war das Dach nicht ſo hoch, wie das, unter welchem ihre freien Kameraden fliegen, aber ſie hatten es doch ganz comfortable darin. Kleine Tannenbäume waren in Zuber gepflanzt und Vögel von den kanariſchen Inſeln bauten ihre Neſter darin. Ich traf viele alte Bekannte an: den bunten Stieglitz, den lenzgrünen Zeiſig, den Mönch und den ſeltnen Goldpirol, die geblümte Droſſel und die ſchüchterne Schwarzamſel; Turteltauben kurrten und lachten mit heiſerem Gelächter; aber eingeſperrt in Käfige ſaßen der naſeweiſe Moccevit und der kleine highwaymen, der Neuntödter.

„Ein Vogel fehlt mir noch,“ brach er aus mit rohem Gelächter.

„Welcher?“ fragte ich, „vielleicht der Buchfink oder die grüne Bachſtelze?“

„Nein, die meinte ich juſt nicht,“ antwortete er, fortwährend tölpiſch lachend, „nein, ich meinte den ſchönen Seidenſchwanz; das iſt ein hübſcher Vogel, aber ſehr unreinlich. Inzwiſchen hab’ ich ein recht gutes Vertretungsexemplar unten in der Stube — an meiner Mutter!“ — Ich warf ihm einen zürnenden Blick zu, mußte aber ſpäterhin einräumen, daß die Vergleichung treffend war.

Wir gingen von der Vögelcolonie hinab in den Stall, wo Halvor, nachdem er einer lungenſüchtigen Stute ein Haarſeil durch die Bruſt gezogen und auf die vergnüglichſte Art von der Welt einer kranken Kuh ein wohlthuendes Klyſtier beigebracht hatte, zwei Pferde ſatteln ließ, um mit mir in Gemeinſchaft die Umgegend in Augenſchein zu nehmen. Und da hatte denn auf dieſer Tour mein Wegweiſer ſoviel zu thun, einen Haufen Grabenarbeiter zu inſpiciren, die unter Aufſicht eines tüchtigen Scheunenvogts arbeiteten (er ſchlug einen guten Stock), mündlich einen Häusler zurechtzuſetzen, der ſein Haus auf eine Art deckte, die vor den Augen des jungen Herrn nicht Gnade fand, und körperlich einen Viehwärter zu züchtigen, der nach einem weggelaufenen Schafe ſuchte, — daß wir erſt nach Hauſe kamen, als Halvor Ibyeſens liebſte Stunde des Tages, die Mittagsſtunde nämlich, jetzt endlich gekommen war.

Bei Tiſche ſah ich denn zum erſtenmal meine künftige Pflegemutter. Sie war, obgleich Mutter von fünf Kindern, wirklich noch hübſch; ſie betrachtete mich mit Wohlwollen, ob es nun geſchah, weil ich ein Laudabiliſt war mit zwanzigtauſend Thalern (allerdings eine ſeltene Erſcheinung in Dänemark,), oder weil ich ein ganz artiges Äußeres hatte, will ich nicht beſtimmen. Was das Letzte betrifft, muß ich inzwiſchen bemerken, daß, obgleich Andre gefunden haben, daß ich hübſch ſei bei etwas melancholiſchen Geſichtszügen mit ſchwarzen Augen, dunkeln Augenbrauen und einem anſtändigen Backenbart, ich ſelber doch geſtehe, weit hübſchere Geſichter bei den Unterofficieren der Garden zu Fuß bemerkt zu haben.

Wie die Dunkelheit bei der Schöpfung ſofort verſchwand, als Jehova rief: Es werde Licht! (Haydn hat das durch ſeine Töne gemalt,) alſo ward jeder Grützkloß und jedes Fleiſchſtück auf Halvors Teller vernichtet, ſo daß ſie in einem Nu leer waren, und er ließ ſich in ſeiner zerſtörenden Thätigkeit nicht unterbrechen, als ſeine Mutter mich mit folgenden Worten anredete: „Mein guter Herr Harring! ich ſehe Sie ſchon als ein Glied unſrer Familie an und bitte Sie deßhalb zwiſchen mir und meinem Mann zu entſcheiden in Betreff einer Familienſache, und das iſt dieſe: meine älteſte Tochter Sophie iſt mit dem Zehntenkommiſſar R— verlobt, einem ſehr wohlhabenden Mann, der zu Weihnachten dieſes Jahres Hochzeit zu machen denkt. Nun bekommt jede von unſern Töchtern jährlich achtzig Thaler um ſich zu kleiden; aber ich behaupte, daß Herr R— jetzt Sophien die achtzig Thaler bezahlen muß, und daß mein Mann ſie ihr nicht länger zu geben braucht; ich betrachte Verlobung und Verheiratung wie eins und daſſelbe? denn wer nicht heiraten kann, ſoll ſich auch nicht verloben — aber das einfältige Mädchen genirt ſich, das Herrn R— zu ſagen. Es iſt juſt nicht der achtzig Thaler wegen — denn Geld haben wir ja genug ———“

Hier fuhr Halver auf: „Was iſt das für Geſchwätz, Mutter? Verlobung und Heirat eins und daſſelbe? Das würde eine ſaubre Geſchichte, wenn Sophie und der Kommiſſar eben ſo ſprächen und ein Neſt voll Jungens bekämen, und der Kommiſſar ſie nachher ſitzen ließe. Nein, weine nicht, Sophie! Will der Vater Dir Dein Taſchengeld nicht geben, bei meiner Seelen Seligkeit, ſo werde ich es thun. Noch Eins! Sophie, mein Dirnchen, bringe mir den Kaffee in den Stall, ich muß nach der kranken Kuh ſehn — Du biſt immer ein gutes Mädchen geweſen. Leben Sie wohl, Doktor, und vergeſſen Sie die Bilder nicht!“

Und damit ſtand er unmutig auf und ging nach der Thür; aber als er bis dahin war, erinnerte er ſich, daß er auf ſeinem Teller ein fettes Stück Meerrettigfleiſch hatte liegen laſſen — das reizte ihn — er kehrte um, ſteckte den Klumpen in den Mund, ſtürzte zwei große Gläſer Bier nach, und ging dann gravitätiſch, alle Hunde zuſammenpfeifend, aus der Stube. Ich empfahl mich gleich nach der Mahlzeit, und ging auf mein

Zimmer, wo ich meine Bücher auspackte, und mich aufs bequemſte einrichtete.

Aber nun denke ich, daß ich es nicht länger aufſchieben darf, Halvor Thyeſens Charakteriſtik zu geben, und die lautet folgendermaßen:

Halvor Thyeſens Kenntniſſe der Thierarzneikunſt dürfen wohl den beiden erwähnten Thatſachen mit der Stute und der Kuh zufolge kaum beſtritten werden. Was ſeine leibliche Beſchaffenheit betrifft, ſo „zeigte er eine übermäßig gute Perſon," hatte breite Schultern und einen ſehr kräftigen Arm. Die linke Hand hatte er in ſeinem achtzehnten Jahre gebrochen, als er die fünf Finger in fünf Soldatengewehre ſteckte und ſie alle auf einmal mit ſteifem Arm aufheben wollte. Als Knabe hatte er Sperlinge mit dem Flitzbogen geſchoſſen, jetzt ſchoß er Schwäne mit der Büchſe. Er wußte, daß, wenn ein Schwein mit einem Strohwiſch im Maule läuft, um ſich ein Lager daraus zu machen, ſicher daraus auf Unwetter zu ſchließen iſt; es war ihm keineswegs unbekannt, daß, wenn die Fröſche im Frühjahr zu quaken anfangen, es Zeit iſt Hafer zu ſäen, aber wenn der Schwarzdorn ausſchlägt, das Korn in die

Erde muß; auch darfſt Du, lieber Leſer, ja nicht glauben, er habe nicht gewußt, daß die Lerche ſo lange nach Lichtmeſſen ſchweigt, wie ſie vorher ſingt, und daß es ein ſtrenger Winter wird, wenn die Vogelbeere übermäßige Frucht trägt. Gut wußte er auch damit Beſcheid, daß, wenn der Hund Gras frißt oder der Fuchs ſtark belfert, oder die Krähen ſich im Herbſt in großen Haufen auf dem Felde ſchaaren, daß das ſchlimme Witterung bedeutet. Prächtig verſtand er zu erzählen, wie ein trockner März, feuchter April und kalter Mai Scheuer und Haus fülle; klar wußte er zu berichten, daß, wenn die Wieſen rauchten und dampften, „das alte Weib im Sumpfe ihre Abendgrütze umrührte,“ und daß es dann den nächſten Tag heiß werden würde. Ferner war er in himmliſchen Angelegenheiten bewandert. Stand der Regenbogen im Süden, ſo prophezeite er Regen; ſtand er im Norden — trocknes Wetter; endlich hat er mir oft verſichert, daß ich nie den Kuckuck und das Siebengeſtirn zuſammenſehen würde. Er gab ſich von Herzen gerne den Freuden des Mahles hin, aber deſto ſeltner dem Leſen, wenn die Bücher nicht etwa handelten von Ackerbau, Jagd, Vögelfang, oder von Eulenſpiegel und Holger dem Dänen. Wenn ſein Geiſt den höchſten Flug nahm und er am meiſten romantiſch geſtimmt war, ſo wünſchte er ſich die Ritterzeiten zurück, frohlockte bei dem Gedanken an Turniere, wo man mit dem Schwert einen gewaltigen Gegner mittendurchhieb, und erquickte ſich an der Vorſtellung der „Schädeltrinkſchalen." Er trank nie Branntwein und fühlte ſich geſchmeichelt, daß ich, der Gelehrte, es auch nicht that. Er war ausnehmend gewaltſam in ſeinen Bewegungen und ſoll ſogar auf Veranlaſſung, daß ſein Vater ein nettes Milchmädchen verabſchieden wollte, Schimpfworte gegen den Paterfamilias gebraucht haben; auch waren beinahe all ſeine zwölf Hunde Invaliden, ſo hatte er ſie in ſeinen unbändigen Augenblicken gemißhandelt: Sna hinkte mit dem einen Vorderbein, Thor hatte nu Ein Ohr, Spitz einen eingeknickten Schwanz un Mufti war noch ſchlimmer dran. Gegen Büche und gelehrte Leute hatte er eine bedeutende Averſio aber er liebte die Natur, doch ohne dieſe ſeine Lieb ſelbſt zu ahnen; erſt wenn man ihn auf eine od andre Schönheit aufmerkſam machte, erſt dann faßt er ſie und eignete ſie ſich an, und er war dann ä ßerſt dankbar gegen den, der ihn darauf hingewieſen hatte. Unter allen Gelehrten, die er ohne Unterſchied Doktoren nannte, hegte er gegen die Theologen eine unbedingte Verachtung, er nannte ſie gradehin Heuchler, und ich erwarb mir erſt ſein vollkommnes Vertrauen, als er erfuhr, daß ich mit Leib und Seele der chriſtlichen Moral huldigte, aber den mirakulöſen Verzierungen nicht blindlings traute. Und nun, mein lieber Halvor Thyeſen, ſollteſt Du zufälligerweiſe oder vielleicht aus Wohlwollen gegen mich dieſen ſchlichten Bogen eines Blickes würdigen, ſo würdeſt Du beſtimmt ſagen: Johannes Harring, Du haſt mich richtig beſchrieben!

Wenige Tage nach meiner Ankunft auf dem Herrenhof fing ich meine Informationen mit den Töchtern und Chriſtian an, und meine Zöglinge machten mir die größte Freude. Es waren hauptſächlich die lebenden Sprachen, Franzöſiſch, Deutſch, und Engliſch, die ich ihnen beibrachte durch die ausgezeichnetſten Schriftſteller der verſchiedenen Nationen. Ich überredete einmal Halvorn, dieſen Stunden beizuwohnen, aber zuvor parlamentirte er mit mir, daß alle ſeine Hunde mit dabei ſein ſollten; er könne unmöglich eine volle Glockenſtunde ihre Geſellſchaft entbehren. Und als wir darauf anfingen zu leſen, gab es tauſend Zerſtreuungen für ihn: bald biß Snap Mufti'n in den Schwanz, bald kratzte ſich Spitz an der Wunde, die er auf dem Rücken hatte, bald wollte der Pudel dem Jagdhund, der eine Hündinn war, den Hof machen; und endlich verſicherte er mir, daß ſeine Bruſt ihm nicht eine anhaltende ſitzende Stellung erlaube, und begab ſich darauf eiligſt fort. Was die Bruſt übrigens betraf, ſo war die ein Gewölbe, nicht ungleich der Kuppel auf der neuen Kapelle an der Roeskilder Domkirche.

Ein andermal dagegen traf ich ſeinen Geſchmack beſſer: ich lud ihn ein zu einem naturgeſchichtlichen Vortrag. In einer populären Darſtellung ſtrebte ich bloß danach, meinen wenigen Zuhörern di Naturgeſchichte lieb zu machen, und ich richtet meine Rede beſonders ſo ein, daß Halvers Auf merkſamkeit immer geſpannt blieb. Ich erzählt ihm, daß Reiſende die Jahrtauſende lang bezweifelte und ſtreitige, ſchon von Älian beſchrieben viergehörnte Antilope wiedergefunden hätten; ic theilte ihm mit, daß ruſſiſche Schiffer nördlich vo Sibirien auf einem Stück Treibeis das gigantiſch

Mammuthsthier mit Haut und Haar, Fleiſch und Muskeln angetroffen hätten — das gewaltige Thier war durch den Froſt friſch geblieben und erhalten ſeit jener fernen Zeit, wo die Welt gegründet wurde; auch vergaß ich nicht, ihm vorzuleſen, wie die franzöſiſchen Naturforſcher bei Napoleons ägyptiſchen Feldzuge eine Mumie aufgruben, die eine Zwiebel in den Händen hielt; man pflanzte die Knolle in die Erde und ſie wuchs, und vor Napoleons und ſeiner anweſenden Marſchälle Augen prangte die Blume, die ſich wohl eigentlich vor dem ſtarrenden Blicke Cleopatra's und der Ptolemäer hätte entfalten ſollen. — —

An demſelben Abend kam Halvor zu mir in mein Zimmer mit einer Flaſche Wein und zwei Gläſern. „Doktor," ſagte er, „ich kann Sie gut leiden, und deßhalb wollen wir Brüderſchaft trinken, und ſo bin ich Dein Freund, und ſo kannſt Du Dich auf mich verlaſſen, und ſo Wehe dem, der Dir einen Verdruß anthut, wenn Halvor Thyeſen es ſieht." Und wir tranken auf Du und Du mit allen Formalitäten. — —

Es war ein heller Sonntagsmorgen in der ſchönſten Frühlingszeit, als ich gedankenvoll im

Thiergarten umherſchwärmte und am Ende einer Allee ſtehen blieb, von wo man die Ausſicht auf eine Wieſe hatte, die noch voll Waſſer ſtand. Ein paar einzelne wilde Enten flogen auf, als ſie meine Tritte hörten; in der Ferne läuteten die Kirchglocken der Dörfer, um die rothbäckigen Bauern zu verſammeln. Meine Seele war zur Andacht geſtimmt und ich gedachte der Worte meines Bruders Arthur, als er zu mir ſagte: „Johannes, ich bin ſtrenge genommen kein rechtgläubiger, oder, richtiger geſagt, kein vollſtändiggläubiger Chriſt. Unſre Kirchen bedünken mich zu enge; meine Domkirche iſt die maſſive Weltkugel, meine Altartafel iſt der unendlichwogende Ocean, wo die Fregatte mit vollen Segeln geht, und wo die Malerei beſteht aus der Abſpiegelung von Sonne, Mond und Sternen auf der Oberfläche deſſelben; meine Taufe iſt das Waſſer des Frühlingsregens, der den Blumenflor aus der Erde hervorlockt, meine Orgel das große Menſchengeſchlecht, und die Pfeifen der Orgel bilden ſich aus den einzelnen Metallſtimmen jeder edlen Bruſt.“

Meine Grübeleien wurden durch Halvors rauhe Stimme unterbrochen; ich erſtaunte, daß in ſeinem

Äußern heute eine gewiſſe Eleganz herrſchte, die er ſonſt jederzeit verſchmähte, aber am meiſten fiel es mir auf, daß von allen ſeinen Hunden kein einziger ihn begleitete. „Komm und geh mit mir, Doktor," fing er an, „wir wollen den Pfarrer beſuchen und bei ihm zu Mittag eſſen; ich habe es ſchon bei mir zu Hauſe angezeigt. Da ſollſt Du ſeine Tochter ſehn" — hier überzog eine glühende Röthe ſeine Wangen — „das iſt das ſchönſte Mädchen in der Gegend, aber ſie iſt etwas melancholiſch. Wollte Gott, daß ſie meine Frau würde, ſo veränderte ich mich gerne und putzte mich mehr, und läſe auch Franzöſiſch und Deutſch (das Engliſche kann ich beſtimmt nie ausſprechen lernen; meinſt Du nicht auch?) und prügelte meine Hunde nicht mehr." Es lag in dieſem Augenblick etwas ſo Rührendes in ſeiner rauhen Stimme, daß ich ihn erſtaunt anſah, und da bemerkte ich, daß er ſich die Augen trocknete.

„Und hält ſie denn gar nichts von Dir?" fragte ich nach einer Pauſe.

„Ach nein, freilich nicht," antwortete er ärgerlich, „ich bin ihr zu bäuriſch und zu garſtig — na zum Teufel, da haben die Kühe den Zaun niedergeriſſen — ich glaube eher, daß Du bei ihr Glück machen wirſt; und wenn das wäre, ſo wollte ich ſie Dir auch von Herzen gönnen, mehr als jedem Andern — ich habe ſonſt ſehr viel von dem Schützen Richard gehalten — ihr Vater iſt, was ſie Konſiſtorialrath nennen, gibts nicht etwas, das ſo heißt? das will ſo viel ſagen, daß er bald Biſchof zu werden hoffen kann? — ei ſo ſchlage Gott den Teufel todt! Mufti, hetz hetz, **allez, allez**, Thor, Snap, hetz hetz, ſeht doch den Fuchs — ach, das iſt ja auch ein Leiden, nun habe ich ſie alle oben eingeſchloſſen — er iſt auch Ritter vom Dannebrog — ich meine der Pfarrer, ein ſehr ſtolzer Mann, ein feiner Hofmann. Sie heißt Mathilde, und ſie hat zwei Augen, ſo dunkelbraun, als ob man in das ſchwärzeſte Moorwaſſer niederſähe. Komm, laß uns raſch zugehn, mich verlang ungeheuer, ſie zu ſehn, obwohl ich weiß, daß ſi ſich nichts aus mir macht — ſieh, da hüpft ei Rothbart!" —

Wir gingen mit raſchen Schritten auf das Pfarrgehöfte zu. Aus einem Loch in der Mauer de Pforte ſprang ein Hund und empfing uns mit lautem Bellen, aber ein Wink des großen Hundefreun des Halver verwandelte ſeinen Zorn gleich in ein freundliches Wedeln. Wir traten in das Wohnzimmer und da ſaß das blühende Mädchen, deſſen ſchöne Sterne beſtimmt waren, ſo bedeutungsvoll in meinem Horoskop zu glänzen.

VIII.

Im Walde ſtreifet das braune Hind,
Wie ſchön iſt's, fliehet es ſchnell wie der Wind;
Im Predigersgarten da wandelt ein Reh,
Dran hängt mein Herz mit liebendem Weh.

„Das iſt Doktor, ich meine Student und Kandidat Harring!“ begann mein Begleiter, indem er mich Mathilden mit dem Finger bezeichnete, als ob ich ein ausländiſches Thier wäre; zugleich ſcharrte er aus in der Liebe ſüßer Verwirrung und gab mir dabei einen recht fühlbaren Fußtritt. – War es nun meine oder Halvers Ankunft, was das ſchöne Mädchen in Bewegung ſetzte, genug es überfuhr eine brennende Röthe ihre Wangen, Hals und herrlichen Nacken; ein ſchmerzlicher Zug glomm in ihrem Geſicht, als ſie mich ſtarr betrachtete, und ſie antwortete nichts weiter als: „ich werde den Vater rufen.“

Als ſie die Stube verlaſſen hatte, fragte Halvor raſch: „Na, iſt ſie nicht hübſch?“

„Gewiß!“ antwortete ich ſinnend.

„Und auch herzensgut, nicht wahr?“ fuhr der Liebende fort.

Das kann ich noch nicht beſtimmen,“ antwortete ich lachend, aber ward gleich wieder ernſt, als ich ihr Bildniß zu Geſicht bekam, das an der Wand hing. Sie konnte jetzt wohl ein und zwanzig Jahre alt ſein, aber das Bild ſtellte ſie dar als ein ſechzehnjähriges Mädchen, das mit einem Eichkätzchen ſpielte. Es war dem Maler recht geglückt, juſt etwas Naives und Frommes in das fröhliche Geſicht zu legen; jetzt trug ſie das Haar geflochten, auf dem Bilde wallten die Locken nieder. Ein leichter Schauer durchbebte mich — ich hätte das ſchöne Bild küſſen können.

Die Thür öffnete ſich mittlerweile und der Konſiſtorialrath zeigte ſich mit der ganzen Feinheit eines Diplomaten. Er trug das Ritterkreuz grade auf derſelben Stelle, wo bei Halvor ein Pulvermaß an einem kleinen grünen Bande prangte. Herr Johnſen, ſo hieß Mathildens Vater, hatte ein braunes Kasket auf dem Kopf, weßwegen er ſich entſchuldigte; „ich habe mich in dieſen Tagen etwas erkältet,“ fing er an, „ich war nämlich ſo unvorſichtig, neulich durch einen Saal zu gehn, wo ein Fenſter offen ſtand — ſo kommt es, wenn ein alter Mann etwas wagt und thun will, was junge Leute ſich dreiſt zutrauen dürfen. Willkommen, Herr — — Herr Harring,“ hier bemerkte ich ein bittres Lächeln um ſeinen Mund, aber es ging bald vorüber und er wandte ſich an Halver mit den Worten: „Na, mein kecker Jäger, wie geht es mit der Jagd? Ich will doch hoffen, daß Mufti und Snap ſich wohl befinden?“

Halver nahm dieſe Fragen für baaren Ernſt und antwortete: „Mufti iſt friſch und geſund, aber Snap hat ſich übergeſſen in einigen Wurſtdärmen, derwegen er an Verſtopfung leidet. Was die Jagd betrifft, ſo habe ich, obgleich es um dieſe Zeit eigentlich eine Sünde iſt, da ſie Junge haben, einen Haſen geſchoſſen, den der Viehwärter Jens Ihrer Wohledlen überbringen wird“ —(dieſen Titel mußte Halver für beſonders ausgezeichnet und gebräuchlich halten ſelbſt gegen Juſtizminiſter und weſtindiſche Gouverneure, [Menſchen von einer und derſelben Art von Hoheit,] inſofern darin eine Hinweiſung auf Adel war) „übrigens iſt weiter kein Schade dabei, denn es war ein Rammler“ (mit andern verſtändlichen Worten: ein männlicher Haſe).

Der Pfarrer wendete ſich darauf an mich und ſagte, indem er mich ſcharf betrachtete: „Vor einigen Jahren war hier ein Lieutenant Harring auf Meſſung, kennen Sie ihn, oder ſind Sie vielleicht verwandt mit ihm?“

„Es iſt mein Bruder,“ antwortete ich erröthend, denn ich ahnte gleich, daß mein Bruder ſich hier einige tolle Streiche hatte zu Schulden kommen laſſen, die des Pfarrers Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und vielleicht ſeinen Unwillen erregten.

„Hat er ihnen nie meinen Namen genannt?“ fragte er mit einer inquiſitoriſchen Miene.

„Niemals,“ antwortete ich und zog den Conſiſtorialrath ans Fenſter. „Ich vermute indeß aus Ihrer Wohlehrwürden Frage, daß mein guter Arthur wohl ſeine gewöhnliche muntre Rolle hier geſpielt hat, wie er es noch in der Hauptſtadt macht. Beſteht jedoch ſein Vergehen darin, wie ich beinahe glauben möchte, daß er hier Schulden hinterlaſſen hat, ſo bitte ich inſtändigſt Ihre Wohlehrwürden, mir darüber Aufſchluß zu geben, inſofern ich unverweilt alle ſeine Rechnungen bezahlen würde, wie groß ſie auch ſein mögen.“

„Nein, ſo iſt es keinesweges gemeint,“ rief Jebuſen mit einem vibrirenden Lächeln, „ich weiß nicht das Geringſte von dergleichen, nein, ganz und gar nicht. Ich meinte nur, daß er ein übermäßig — luſtiger Menſch war; übrigens war er nur zwei Tage hier. — Hätten Sie wohl die Güte, mein guter Thyeſen, dem geehrten Gaſt ein wenig den Garten zu zeigen? Mein armer Kopf erlaubt es mir nicht in die friſche Luft zu gehn — ach, die Gicht, die Gicht, aber Mathilde wird gleich kommen.“

Es war mir etwas Unbehaglichvornehmes an dem Konſiſtorialrath, ſo daß ich mich mit Freuden ſeiner Anweſenheit entzog und in den Garten eilte.

IX.

Der Frühling iſt im Garten, ſieh Dich um!
Der laute Winterſturm iſt ſtumm,
Des Südens Vögel ſind all' erſchienen,
Und höre die ſummenden, brummenden Bienen
Überall Farben bunt und munter,
Schau nur dort von dem Hügel hinunter.
Das Laub wird dicht im Buchengang,
Die Lilie hebt ſich ſchlank und lang,
Erröthend ſteht die Levkoje hier,
Jede Blume fühlt neuen Drang,
Schaut verwundert auf zu Dir.
Wär'ſt ſelbſt Blume, friſch und froh,
Und nun traurig welkeſt Du ſo!

Der Frühling war dieß Jahr in Jütland köſtlich, und der Lachs im Randersfjord und der Wels, wenn er ſich noch findet, unter Flammen bei Soröſöe in munterem Bewußtſein, daß Flora wieder nach dem Norden heraufgekommen ſei, mußten meiner Überzeugung nach mehrere bedeutende Bocksſprünge gemacht haben, jeder in ſeinem Gewäſſer; beſonders aber ließ ſich, wie obengeſagt, das Bienenſummen deutlich hören.

Halvor bückte ſich, nahm eine Biene, brach ſie mittendurch, reichte das Hintertheil der — herbeikommenden Mathilde, und bat ſie — natürlich mit aller bäuerlichen Courtoiſie — zu ſchmecken, wie viel Honig ſie ſchon von den wenigen Frühlingsblumen eingeſogen habe. (Der Erzähler kann es beſchwören, daß er es mit der Einladung ehrlich meinte.)

Mir kam es vor, als ob ſie geweint hatte — vielleicht irrte ich mich.

Sie wandte ſich lächelnd an mich, (Halvors freundſchaftlichen Antrag nahm ſie nicht an) und erbot ſich, mit der an den Pfarrgarten zunächſt anſtoßenden Umgegend mich bekannt zu machen. „Hier,“ ſagte ſie, als wir auf einer Anhöhe des Gartens ſtanden, von wo wir Felder, Hügel, Wald und eine entfernte Haideſtrecke überſchauten, „hier ſehen Sie, Herr Harring,“ — hier zitterte ihre Stimme merklich — „zwölf oder dreizehn Anhöhen. Jetzt ſind ſie alle grün, wie vor drei — nein vier Jahren. — — Doch mir gefällt es hier am meiſten auf dieſen Hügeln — Sie müſſen wiſſen, daß ich, wie man es nennt, immer in romantiſcher Stimmung bin — das Liebſte für mich

n dieſem grünen Platz iſt die ſonderbare Sage,
e an dieſer Stätte haftet. Ein alter Eigenthü-
er des Hofes, den jetzt Ihr Vater beſitzt, Herr
hyeſen, ſoll nämlich einen ungeheuern Schatz in
nem der Hügel vergraben haben — ob es aus
rcht vor einem räuberiſchen Einbruch in das
ehöft geſchah, oder ob der Beweggrund niedriger
eiz war, meldet die Überlieferung nicht; nur ſo
l iſt gewiß, daß er, als er die Nähe ſeines
des bemerkte, ſeine einzige Tochter bat, mit ihm
ch den Hügeln hinauszufahren, welche damals
t Unterholz und Dorn bewachſen waren. Aber
dem Augenblick wo er die Höhen zu Geſicht be-
n und die Hand erhob, um mit dem Finger
Stelle zu bezeichnen, ſank er todt hin im Wa-
. Die Tochter ließ alle dreizehn Hügel umgra-
, aber es fand ſich nichts, und ſie ward wahn-
nig, die Arme. Der Bauer glaubt noch, daß
Mitternachts umgeht und nach dem Schatze
ht, und dieſer Aberglaube allein hält ihn ſelbſt
beim Schlage Zwölf den Spaten in Bewegung
ſetzen und das Verborgene ans Licht zu bringen.“

„Und, gnädiges Fräulein,“ erlaubte ich mir
bemerken, „ſtatt den Ort zu lieben, weil es

Ihre Heimat iſt, legen Sie das Reizende, das, was er Anziehendes für Sie hat, in die Sage, in ein einfaches Abenteuer?"

„Herr Harring," antwortete ſie, „von Kindesbeinen an hab' ich das Buch mehr geliebt als das Leben; erſt ſpät machte ich die Erfahrung, daß man am beſten thut, das Wirkliche mehr zu lieben als das Ideale. Ich liebe die Sage, aber ſuche die Stelle unbeachtet zu laſſen und zu vergeſſen, um welche ſich die Sage dreht. Ich liebe das arme wahnwitzige Mädchen, ich haſſe die dreizehn Höhen — ſie erregen allzubittre Erinnerungen in mir — bedenken Sie auch, Herr Harring, daß ich ein einſames und freudeloſes Leben hier in dieſer Gegend geführt habe, wo die Menſchen mehr den Thieren gleichen als denjenigen, welche nach Gottes Ebenbild erſchaffen ſein ſollen" — hier ſtampfte Halver auf die Erde und erlaubte ſich die Melodie des Bauernliedes zu pfeifen:

Drude war Schäferinn, klein war die,
Jeppe war Knecht auf dem Hofe wie ſie.
Drude, ſie wuchs und ward lieblich und hold
Jeppe zur Frau ſie haben wollt'.
Drude, ſie ſagt' auf der Stelle: Nein!
Geh Du zur Elſe, ich bleib' allein.

Ich bin zu klein, und zu groß biſt Du,
Vieh ſtirbt oft, Gras wächſt immer zu.

— „gebildete Menſchen," fuhr ſie fort, ohne auf Halvers Unzufriedenheit zu achten, „gibt es hier nicht in einem Umkreis von vier Meilen. Jedes Blatt erinnert mich daran, daß ich mich hier ſtets gelangweilt habe, und jeder Vogel, der über meinem Kopfe ſingt, ruft mir ins Gedächtniß, daß ich jeden Augenblick gähnte und dann in Schlaf ſank, im Fall ich mit dieſen handgreiflichen Redensarten mich Ihnen verſtändlich machen kann, Herr Halver Thyeſen." —

Wie oft junge Mädchen nur der Wiederſchein ihrer nächſten Umgebungen ſind, ſo ſpiegelt die Oberfläche des kleinſten Baches die grünen Ufer, und die Wolken und den Glanz des Himmels zurück — aber anders war es mit Mathilden: ihre ſchöne Seele prägte ihre Eigenthümlichkeit in jeder Bewegung, in der Anmut ihres ganzen Äußern ab, recht „wie ein Licht, das man in eine Alabaſtervaſe ſetzt, die weiße Steinmaſſe erleuchtet." Erſt ſpäter, als ich mit ihren Schickſalen bekannt wurde, verſtand ich vollkommen ihre durch traurige Erfahrungen erhöhete und veredelte Natur und fühlte ganz die Wahrheit deſſen, was Walter Scotts literariſcher Erbe und Nachfolger ſagt: „es gibt kein Geheimniß, das beſſer das menſchliche Herz öffnet, als Mißgeſchick — beſonders das Mißgeſchick, das aus Leidenſchaft entſprungen iſt. Flößt Dir ein Schriftſteller Erſtaunen ein durch ſeine Einſicht in Deine Natur, ſo ſei überzeugt, daß auch er einſt ſelbſt gelitten hat: dieſe Kenntniß erwirbt man in der Alchymie der Thränen.“

Aber bitter nagten ihre letzten Worte an Halvers Seele. Er wandte ſich zu ihr hin und ſagte mit bleichem Geſicht und thränenvollen Augen: „Wenn Sie ſo hart urtheilen über die, welche es ſo gut mit Ihnen meinen, ſo nehmen Sie auch das Pulvermaaß zurück, das Sie mir am letzten Markt gaben — ich will es nicht tragen, wenn es Sie gereut, daß Sie es mir als ein Zeichen Ihrer Freundſchaft gegeben haben, und wenn Sie mich mit meines Vaters Ochſen und Rindern vergleichen.“

Es ſchmerzte ſie, daß ſie Halvern gekränkt hatte, und ſie reichte ihm die Hand mit der Verſicherung, daß ihre Meinung nicht ſo ſchlimm ſei wie ihre Worte. Verſöhnt ſteckte er das Pulveraß wieder in das Knopfloch und küßte Mathil die Hand.

Während wir nun auf der Anhöhe ſtanden, en wir einen Bauerburſchen aus allen Kräften er das Feld laufen und auf die Stelle losſteuern, n wo wir die Gegend überſchauten. Als er s näher kam, rief er erhitzt und ſchnaubend: ch, liebes Fräulein, Mutter Dorthe liegt auf n Tod und bittet Sie um Gottes Willen zu zu kommen, ehe ſie den Geiſt aufgibt.“

Auf der Stelle!“ antwortete Mathilde. Der urſche lief zurück übers Feld, und wir eilten rch den Garten in den Pfarrhof.

„Dorthe Chriſtenſen iſt krank,“ ſagte Mathilde ihrem Vater beim Eintritt in die Stube, „und läßt mich bitten, doch noch zu ihr zu kommen, e ſie ſtirbt. Soll ich gehen, oder willſt Du elleicht?“

„Ja freilich, ich, mein Kind,“ antwortete der onſiſtorialrath raſch, „für junge Mädchen iſt es cht gut, Sterbende zu ſehn, überdieß mußt Du i unſern Gäſten bleiben. Alſo Dorthe liegt auf n Tod! Das muß dem Amtmann angezeigt erden, damit er das Nöthige veranſtalten kann.

Hole mir meinen Fuchspelz und auch die Galoſchen, Thildchen, und die wollene Mütze. Ich habe mich doch bedeutend erkältet. Meine Herren entſchuldigen; aber es iſt meine Pflicht, Leidende und Sterbende zu tröſten.“

Und damit packte die Tochter den Vater ein, und der wohlehrwürdige Konſiſtorialrath begab ſich durch den Hofplatz des Pfarrgehöftes zu der ſterbenden Frau; und es war ſpaßhaft zu ſehn, wie er in ſeinem Fuchspelz mit der hellen wollenen Mütze auf dem Kopfe, in ſeiner ſchmalen diplomatiſchen Taille, dicht eingehüllt in eine Wildſchur einem Ziehbrunnen glich, der im Winter auswendig mit gelbem Stroh umwickelt wird; überdieß ſtand die ſibiriſche Tracht in offenbarem Widerſpruch mit der Jahreszeit. Eine warme Sonne trieb die Saat aus der Erde, der Krokus hatte längſt abgeblüht, die Vögel bauten Neſter, der Stallknecht hatte die rothe Mütze abgelegt und den Hut aufgeſetzt; ja was noch mehr, der Dompfaff war längſt nach Norwegen geflogen. — —

So mag er wandern! —

Aber drinnen in der Stube ſaß ich allein mit Mathilden: denn Halver hatte in übler Laune das Zimmer verlaſſen, um in die Scheune zu gucken und zu ſehen, ob die Dreſcher auch fleißig wären (auch hatte der Pfarrer einen neuen Pflug bekommen — vielleicht wollte er als Landmann ihn näher in Augenſchein nehmen,) doch glaube ich, daß es Mathilde war, die ihn gekränkt hatte dadurch, daß ſie mich freundlich und lächelnd anſah; genug, Halver war draußen und ich war drinnen.

Und da ſaß ich und grübelte über Mathildens Geſicht: es glänzte eine Thräne in jedem ihrer beiden Augen, wie wenn eine Thauperle am Blatte eines Maulbeerbaumes hängt; es lag eine Wehmut auf ihrem Geſicht, wie wenn die Winterſonne durch ein Fenſter in der Hauptſtadt auf die in der Stube ſtehenden Zwiebeln ſcheint; es war ein Frühling in meinem Herzen, wie wenn die erſte Liebe ſich bei dem Menſchen einſchleicht, wie wenn der Flachshändlerburſch aus der Lehre geht, und Geſelle wird, wie wenn der Schüler Student wird. Da ſaß ich und ſog das ſüße Gift ein von ihren Lippen, während Halver ſich draußen in den Feldern fern umhertrieb, vermutlich von allen Qualen der Eiferſucht gepeinigt. Endlich kam der Pfarrer wieder; die kranke Frau war geſtorben. Wir aßen zu Mittag, als Halver von ſeinen ausländiſchen Reiſe zurückgekommen war, und Nachmittags ging ich mit ihm zuſammen nach dem Herrenhof zurück, aber Halver war ſtumm und ärgerlich, und ich merkte wohl, daß er mich bisweilen mit finſterem Blick anſah.

Aber ſeit dieſem Tag war Halver Ibyeſen mein Feind.

X.

Im Mondſchein, wo die Tanne ragt,
Wenn alle Vögel ruhn,
Da will ich gehn auf die Menſchenjagd,
Will das Verwegene thun.
Mein' Hand iſt ſicher, die Büchſe gut,
Da will ich ſehn des Verhaßten Blut.

Ein dunkelfarbiger, beinahe kohlſchwarzer Haß zeigte ſich in Halvors Geſicht ſeit jenem unſern gemeinſchaftlichen Beſuch bei dem Pfarrer; er brach allen Umgang mit mir ab, ſchickte mir alle Bücher, die er von mir geliehen hatte, zurück und beſchäftigte ſich ausſchließend mit der Landwirthſchaft.

Ich brachte inzwiſchen faſt jeden Sonntag bei dem Konſiſtorialrath zu, wiewohl mich der Mann eben nicht anzog, vielmehr eine unbeſchreibliche Sehnſucht, Mathilden zu ſehen, mich dahin trieb. Auch war ſie beſonders zuvorkommend gegen mich, und ich merkte, wohl, daß ſie gern mit mir ſprach.

Eines Sonntagabends ſaß ich ganz allein in der Wohnſtube des Pfarrers; der Pfarrer war nach Thyeſens zum Beſuch gefahren, und Mathilde in der Haushaltung beſchäftigt. Ich ergriff ein Pſalmbuch, das im Fenſter lag, es ſiel ein Papier heraus — es ſtanden Verſe darauf — die Handſchrift kam mir bekannt vor, doch konnte ich mich nicht erinnern, wo ich ſie geſehen hatte. Das Gedicht war nicht vollſtändig, Anfang und Ende fehlten; das Vorhandene handelte von den Erwartungen des kunſtbegeiſterten Schauſpielers und von ſeinen Täuſchungen.

„Und wer,“ fragte ich Mathilden neugierig, die grade wieder eingetreten war, als ich es geleſen hatte, „wer iſt wohl der Verfaſſer dieſes wackeren Gedichts? Ah, Sie erröthen? — — Vielleicht,“ fügte ich beinahe eiferſüchtig hinzu, „vielleicht ein ehemaliger Anbeter?“

„Keineswegs,“ lautete ihre Antwort, „aber — aber, lieber Harring, weshalb ich erröthe? Darum fragen Sie mich? Es war — es iſt, da Sie es entdeckt haben — eine von meinen Schwachheiten. Sehn Sie, von Kind auf hatte ich große Neigung zum Theater zu gehen; es ſchien mir ſo herrlich, das lebendige Organ zu ſein der Meiſter unter den Dichtern, der Moraliſt des ganzen Menſchengeſchlechts, der Maler jeder Leidenſchaft zu ſein, die ſchnell vorübergehende Spur der innern Gedanken und Gefühle feſtzuhalten. Ich vertraute mich einem — Vetter, ihm, der jene Verſe geſchrieben hat, aber er enttäuſchte mich freundlich durch dieſe Zeilen. Wenn der Mann ſo vielen Verſuchungen und Gefahren ſich unterziehen muß, und wenn er ihnen meiſtens unterliegt — wie ſollte da ich, ein Weib, ſie beſtehen können? Und doch könnte es mir wohl noch einfallen, den erwähnten Weg einzuſchlagen, wenn, und Gott gebe, ſpät — mein Vater in den Sarg gelegt wird. Dieß einfache Leben behagt mir nicht, ich habe ja allen Freuden deſſelben den Abſchied gegeben, ich habe mich von der Wirklichkeit abgewandt — was bleibt mir da anders übrig als die Kunſt?"

„Es bleibt Ihnen viel," antwortete ich mit Wärme, „es bleibt Ihnen noch viel von der Wirklichkeit übrig, Sie haben Jugend, Güte und Schönheit — und Sie haben einen Freund, wenn Sie es erlauben, in mir!"

„Habe ich das wirklich!" antwortete ſie weinend, indem ſie ihre Hand auf meine Schultern legte und mir ſtarr in die Augen blickte, „hat wirklich die arme Mathilde noch einen Freund, der ſie gut und jung und hübſch findet. O Harring, ich habe viel gelitten, und doch haſſe ich dieſe Welt nicht; weil Einer mein Herz gekränkt hat, mache ich es doch nicht wie viele Andre, die alle Menſchen verfluchen.“

„Ich will Ihnen erſtatten, Mathilde, was Sie gelitten haben,“ rief ich, ich werde Sie lieben treufeſt und in Wahrheit — —“

Da fuhr Todesbläſſe über ihr Geſicht und ſie ſtieß mich wie mit Schauder zurück. „Gehn Sie Harring,“ flüſterte ſie, „gehn Sie augenblicklich von hier, da kommt mein Vater!“ Und raſch reichte ſie mir den Hut und ſtieß mich beinahe aus dem Zimmer.

Betäubt ging ich durch den Hofraum und war ſchon halbweges nach dem Herrenhof zurück, als ich dem Pfarrer, der im Wagen ſaß, begegnete. „Ei, ei,“ rief er, „halt, Kutſcher, aber paß wohl auf die Pferde; Sie gehen ja ohne Überrock, Herr Harring, daß iſt unvorſichtig, mit den däniſchen

Nächten iſt nicht zu ſpaßen. Auf den Sonntag iſt mein Geburtstag, und ich hoffe Sie zu ſehen — alle Thyeſens kommen auch. Nicht wahr, Sie ſchlagen es nicht ab? Fahr zu, Kutſcher, mir däucht, der Thau iſt kalt.“

Und fort rollte der Pfarrer, ohne zu warten, ob ich Ja oder Nein ſagte. Gott bewahre! wie ſollte es auch einem Herrn Konſiſtorialrath einfallen, daß Jemand Nein ſagen dürfte, wenn er ihn zu einer Fête einlüde!

Ohne übrigens mich um den von dem Konſiſtorialrath ſo ſehr gefürchteten Thau zu bekümmern, beugte ich in ein Tannengehölz, das dicht am Herrenhof liegt. Es iſt, oder, richtiger geſagt, es war damals eine ganz junge Anlage, wo die kleinen Bäume kaum ſo groß waren wie ein erwachſener Menſch. Und wie ich nun ging, mit Unmut im Herzen und den Weg hinſchlenderte, mit meinem Stock den üppigen Brenneſſel und Huflattig abhauend, — fiel ein Schuß, und eine Kugel ziſchte dicht vor meinem Nacken vorbei. Nach mir hatte man geſchoſſen, ganz gewiß nach mir; aber wer war der Feind? Wer konnte wohl in der Gegend beleidigt ſein von dem friedlichen theologiſchen Kandidaten? — — — Ich ſtand einen Augenblick ſtill und hätte der Unbekannte mir wirklich ans Leben gewollt, ſo war dieſer Augenblick, wo ich, ohne eigentlich an die Gefahr zu denken, in Vermutungen verloren daſtand, vornüber auf meinen Stock gelehnt, horchend ob ich nicht ein Raſcheln der Büſche bei den Bewegungen des Fliehenden vernehmen könnte — ja in Wahrheit, dieſer Augenblick war völlig dazu gemacht, mein Leben einzubüßen. Ich ging ganz langſam nach Hauſe, aber nur bittre Gefühle bewegten meine Bruſt. Hatte ſie mich nicht jeder Hoffnung auf Gegenliebe beraubt, und war ich nicht, der ich keinen einzigen Menſchen beleidigt hatte, in dem einſamen Tannengehölz von einem Meuchelmörder überfallen?

„Du ſollſt es wiſſen, H —!“ dachte ich bei mir ſelbſt; aber ich dachte es nicht aus: der Anfangsbuchſtabe von Halvors Namen, dieſer leicht hingehauchte Buchſtab gab meinen Gedanken eine ganz neue Richtung. Wie, wenn der Meuchelmörder Halvor Thyeſen ſelbſt wäre?

Raſch lief ich die Treppe hinauf zu Halvers Gemach auf dem Boden (der Taubenſchlag lag ganz dicht daran). Ich wollte die Thür öffnen, aber ſie war verſchloſſen — er pflegte ſonſt immer bei offener Thür zu ſchlafen — — —

XI.

Ja wohl, den Tod wollt' ich Dir geben!
Jedoch von nun an ſoll mein Leben
Verſöhnlichkeit und Milde ſein.
Das Leben flüſterte, dünkt mich: Genieße!
Die Büchſe, ſie rief, ſo dünkt mich: Schieße!
Doch Du gewiß wirſt mir verzeihn.

Früh am folgenden Morgen trat Halver in mein Zimmer; aber ich erſchrak beinahe über ſein wildes Ausſehen. Er ſchien gar nicht zu Bette geweſen zu ſein; ſein Haar war ungekämmt; die Augen eingefallen, die Wangen bläſſer als ſonſt. Sein ganzer ſtarker Körperbau zitterte, die Stimme war gebrochen und auf ſeinem kalmuckenenen Frack hingen Tannennadeln. Mutlos ſtand er in der Thür und ſtarrte mich an mit einer Miſchung von Freude und Schmerz: „Harring,“ ſagte er, „ich war es, der in der Nacht nach Dir ſchoß, was wirſt Du thun?“

„Halver,“ antwortete ich, „Du taugſt nicht zum Verbrecher — was hatte ich Dir aber gethan, daß Du mich morden wollteſt?“

„Ach, was Du mir gethan hatteſt!“ brach er aus. „Nichts, gar nichts, es geſchah nur — es geſchah, weil ich ſah, daß Du Mathilden liebteſt, und daß ſie Dir gewogner zu ſein ſchien als mir. Hör, ich bin lange nicht mehr ein Menſch geweſen; wo ich ging und ſtand, in der Stube oder im Wald, auf dem Felde oder im Boot, ich dachte nur an Dich und an ſie. Das Pulvermaaß, das ſie mir den letzten Markttag ſchenkte, warf ich in meiner Raſerei in den Mühlbach, und tauchte nachher auf den Grund, um es wieder heraufzuholen. Meine Vögel — die armen Thiere — ſind verhungert, des Müllers verdammter ſchwarzer Hund hat den Snap ins Hinterbein gebiſſen, und ich habe die Beſtie noch nicht todtgeſchlagen — auch das iſt verſäumt. Ich haßte Dich bis zu dem Augenblick, wo ich die Büchſe auf Dich abſchoß, aber von dem Augenblick an bin ich Dir auch recht gut geweſen. Ich habe in der Morgenſtunde draußen vor Deiner Thür gelegen und auf Deinen Athemzug gehorcht. Gott im Himmel! wenn ich Dich verwundet hätte! Fordre von mir, was Du willſt, ich werde es thun, aber verzeih mir nur! Ich will noch heute zu Mathilden hingehn und ſie bitten, Dich zu lieben. Ich will ſie nie mehr ſehn, nur Du ſollſt die Erlaubniß und das Alleinrecht dazu haben. O Harring, Harring, ſei nicht mehr böſe!"

Er umarmte mich gewaltſam, und ich merkte, wie ſeine gewaltige Muskelbewegung krampfhaft in meinen Armen bebte. Ich nahm ſeine Hand und drückte ſie heftig: „Nein, Halvor," erwiederte ich, „glaube nicht, daß ich böſe bin, aber laß uns als redliche Nebenbuler um den Preis kämpfen. Vergeſſen ſei, was geſchehen iſt. — Ich habe eben nicht große Hoffnung, aber ich will auf den Sonntag — jetzt weißt Du es — auf des Pfarrers Geburtstag Mathilden erforſchen, ob ſie Dich wählen will, oder mich, oder keinen von uns Beiden. Handle Du, wie Du es fürs Beſte hältſt; geh hin und ſprich mit ihr, wenn Du willſt, noch heute, und übrigens laß das alte freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen uns Beiden wieder in Kraft treten."

Halvor ſah mich mit großen Augen an; er kennte es nicht faſſen, wie man einen Büchſen-

chuß ſo ſchnell verzeihen könne. Er drückte mir
ie Hand und flüſterte vertraulich: „Ja, ich will
eute mit Mathilden ſprechen.“ Und damit eilte
r aus dem Zimmer, und ich hörte, wie er die
Treppe hinunterſprang, ſeine Lieblingsarie ſummend,
en mehr oder minder bekannten Maimonatsgeſang,
vorin der gottesfürchtige Bauer dem lieben Gott
eine verſchiedenen Wünſche und Bitten vorträgt:

Milch, Butter, ſüßen Käſ' uns gib,
Buchweizengrütz ſegn' uns zu Lieb.

Gib Hühnereier gleicherweis
Zu Pfannenkuchen und Eierſpeis.

Die Gänſ' auch uns behüt zugleich,
Mach fett den Kohl, die Dunen weich.

Führ' hoch den Hopfen an Stangen Du,
Gib bittern Wermut auch dazu!

Kurz nachher ſah ich ihn über den Wirth-
haftshof laufen; aber ob er Mathilden einen Mor-
enbeſuch ablegen oder des Müllers ſchwarzen
Hund züchtigen wollte, wage ich nicht mit apo-
iktiſcher Gewißheit zu beſtimmen.

XII.

Für uns kann Freude haben
Nur künftge Zeit:
Vergeſſenheit
Soll, was geſchehn, begraben.

„Du kannſt nicht Troſt mir ſchenken,
O nein, o nein!
Doch Mildrung leihn
Wird mir das — Angedenken!“ —

Ich habe Halvor Thyeſen nie ſo „nett“ geſehen wie auf des Konſiſtorialraths Geburtstag im Pfarrhauſe: er hatte es bis zu einem blauen Rocke mit vergoldeten Meſſingknöpfen gebracht — und er trug — zum erſtenmal ein Paar ungeheure Vatermörder, aus welchen ſein Geſicht herausſtierte (blutroth durch das ſteife Halstuch) wie der Kopf eines Packhofknechts, der, mit einer rothen Mütze verſehen, ſich an einem Bodenfenſter zeigt, oder wie (ich halte viel von Vergleichungen) wie eine Tulpe in einem Waſſerglaſe. Es lag etwas wirklich

Triumphirendes in den Blicken, welche er mir zuwarf; ſie verriethen deutlich, daß er glaubte, mir einen bedeutenden Dienſt erwieſen zu haben — auf welche Weiſe? das konnte ich nicht errathen. — —

Und wie ich jetzt hier ſitze auf dem öden Pfarrhofe und das reine weiße Bienenkorbpapier bemale, bei meiner Frau, die am Fenſter ſitzt und näht, während der kleine Karl mit ſeinen Zinnſoldaten ſpielt und ab und zu nach Arthurs großem Hunde hinſieht, der den Kopf in die Höhe hebt und knurrend auf die Fußtritte der Ackerknechte im Hofe horcht, tritt vor meinen innern Blick die Erinnerung an jene wunderliche, auf mein Leben ſo einflußreiche, Nacht im Hauſe des Konſiſtorialraths.

Es waren ganz gewaltig viel „vornehme" Leute jenen Abend in der Pfarrbehauſung: da war ein verabſchiedeter Lieutenant, der ſich mit einem Mädchen von funfzehntauſend Thalern verheiratet und dann (natürlicherweiſe) ein kleines Landeigenthum gekauft hatte, (denn wer kann nicht ſein oder wenigſtens nicht werden ein — Landmann?) es war (natürlicherweiſe) nur ein ganz kleines Bischen Landeigenthum, das er gekauft hatte, und (natürlicherweiſe) ſo verſchwand er von dem Hofe ein paar Jahre nachher und ward (natürlicherweiſe) Zollbediente in Kopenhagen; aber jenen Abend, auf des Pfarrers Geburtstag, hatte er (natürlicherweiſe) Spornen, und in dieſen formidabeln Spornrädern ſaßen (natürlicherweiſe) verſchiedene Spitzengarnituren, die er (natürlicherweiſe auf kriegeriſche Manier) von den Muſſelinkleidern der Damen erobert hatte. Obgleich Mars zu ſeiner Zeit ein großer General und ein Officier von hübſchem Äußeren geweſen ſein ſoll, ſo glaube ich doch kaum, daß er in Betreff des Backenbarts ſich mit dem Herrn Lieutenant meſſen konnte.

Und ſo gab es da auch unterſchiedliche Geiſtliche aus der Nachbarſchaft; Einer von ihnen wird mir ewig unvergeßlich ſein. Er war ſechzig Jahr alt und hatte fünf und dreißig Jahre in einem und demſelben Amte zugebracht; es war ein echte Exemplar eines von den ganz „alten Landpredigern.“ Ich habe nie einen Menſchen in ſeinem Geſich einem Schwein ähnlicher geſehn, als es dieſer Se lenhirt war. Und ſo war denn auch eine Stumpf heit über ſein ganzes Weſen verbreitet, als ob e ſchon geraume Zeit ein Holzſtubben geweſen un in die Erde niedergelegt und mit Moos und Schim mel überwachſen wäre. Ich dachte in meinem Innern: aber iſt das wirklich auch ein Menſch? Iſt es nicht vielmehr ein Kleiderſchrank oder ein Spucknapf, der eine menſchliche Geſtalt angenommen hat und umherſchleicht in einer Verkleidung, in einer dichten Maske?

Und ſo war auch der Amtmann daſelbſt anweſend, ein ſchmächtiger,

„Ein kleiner Mann, im Staate groß gerathen,
Und für den Satan ein ſchöner Braten.“

Er grüßte in der Verſammlung umher mit einer Freundlichkeit, mit einem Lächeln, daß man gewiß nicht hätte glauben ſollen, es ſei zweimal nach ſeinem Wagen geſchoſſen, weil er, wenn er die Steuern bei den Bauern eintreiben ließ, und dieſe Armen, wenn ſie nicht zahlen konnten, ſie bei Waſſer und Brod abſitzen ſollten, die Bauern erſt im Winter einſperrte, „weil die Gedärme von Hunger mehr bei der Kälte litten, als bei der Wärme.“ Wie geſagt, man hätte es nicht glauben ſollen, daß er „der König auf dem Lande“ war.

Und mitten im Kreiſe bewegte ſich auch ein ſchmunzelnder Doktor. „Mein Gott!“ rief er einem rothbäckigen Zollbedienten zu, „wie elend ſehn Sie aus! Sie haben gewiß nicht mehr die kühlenden Pulver gebraucht, die ich Ihnen zuletzt verſchrieb!" — „Ja, weiß Gott, das habe ich," ſtotterte der Zollbediente, der bis auf dieſe Minute ſich ſehr wohl befunden hatte, „aber es kommt mir ſelbſt ſo vor, als ob ich mich jetzt nicht mehr ſo ganz munter befinde — es wäre vielleicht das Beſte, wenn ich gleich nach Hauſe reiſte?" — „Ohne Zweifel!" rief der Doktor, „ich werde Ihnen zur Nacht Ihre Frau zu Wagen nachbringen. Die Arme, ſie müßte doch wohl ein Tänzchen erſt mitmachen." — Und heim fuhr der Zollbediente mit einem friſchen Recept in der Hand — mag er fahren! —

Außerdem war in dem Haufen ein Prokurator. Zufälligerweiſe traf er in der Geſellſchaft ſeinen Mandanten und verſicherte dieſem, daß ſeine Sache bei dem höchſten Gericht nicht verloren gehen werde (dieß beſtätigte übrigens das Urtheil des Oberlandesgerichts).

Und ſo waren denn noch viele Andere da, auch ein jütländiſcher Pächter, der aber von nichts zu ſprechen wußte als von der Frühlingsſaat und von ſeinem Kalbskopf von Kutſcher; vor dem Amtmann bückte er ſich aufs tiefſte und kaute Tabak.

Aber bald wandte ſich mein Blick zu Mathilden. Ihr kaſtanienbraunes Haar kontraſtirte herrlich mit dem feinen Teint; ſie trug ein hellrothes Kleid, und der ſchöne Hals war von einer weißen Perlenſchnur umſchlungen. Sie kam mir gleich entgegen, als ich eintrat, und reichte mir vertraulich die Hand: und es waren gewiß Viele in der Geſellſchaft, die mich beneideten; aber Thyeſen wandte ſich um und ſah zum Fenſter hinaus nach des Pfarrers „Geldgrube,“ dem großen Miſthauſen. Traurig, faſt mit Thränen, dachte ich insgeheim: ach, warum kann ſie dich doch nicht lieben! — Indeß weilten ihre Augen fortwährend auf mir, und, wie es ſchien, mit Zärtlichkeit und Liebe.

Nach dem Thee ward geſpielt, und ich tanzte mit dem ſchönen Mädchen. „Mathilde,“ ſagte ich bittend, „erlauben Sie mir eine Unterredung mit Ihnen auf ein paar Augenblicke draußen im Garten, ich wünſchte, daß Sie ſich erklärten; meine Ruhe, mein Glück, die ganze Hoffnung meiner Jugend iſt dahin, wenn Sie mir dieſe Bitte abſchlagen.“

Sie nickte betrübt, und ich ſah ſie bald das

Zimmer verlaſſen; Halver lächelte, als er mich zur Gartenthür hinausgehn ſah; und bald ſaß ich mit Mathilden im Jasminluſthauſe — ich bat ſie um Hand und Herz.

„Lieber, lieber Harring,“ erwiederte ſie, „von allen Menſchen, die ich um mich ſehe, ſind Sie derjenige, den ich am meiſten liebe, und auf deſſen Freundſchaft und Achtung ich den höchſten Preis ſetze. Aber,“ — fügte ſie hinzu, mich dünkt, mit bebender Stimme — „es iſt nicht Leidenſchaft, glauben Sie es nicht, es iſt ſchweſterliche Zärtlichkeit, es ſind die freundlichen Gefühle naher Verwandtſchaft, die mich beſeelen. Betrachten Sie mich wie eine hübſche Gegend, eine geſchmackvolle Bildſäule, eine glänzende Blume — Sie ſagen ja, lieber Harring, daß ich hübſch bin, und o es freut mich, daß ich Ihnen gefalle. Sehn Sie, wenn man eine hübſche Gegend recht mit Liebe betrachtet, ſo kommt es Einem vor als ob die Gegend, je länger man ſie anſieht, an Schönheit zunimmt, gleichſam als wenn die Natur ſich Mühe gäbe in den Augen ihres Anbeters reizend auszuſehn — eben ſo freut es mich auch, daß Sie von mir halten; aber laſſen Sie es ſich nicht einfallen, mich heirathen zu wollen, das kann nie geſchehn — eben ſo gut könnten Sie eine hübſche Gegend, eine Bildſäule, eine Blume heirathen wollen, oder" — indem hörten wir den Amtmann fortrollen in ſeinem Wienerwagen; und Mathilde fügte ſchmerzlich lachend hinzu — „oder ſeiner Hochwohlgeboren reizenden Wienerwagen. Laſſen Sie ſich an meiner Freundſchaft genügen, ich bitte Sie."

Sie beugte ſich indem zu mir hin, und ich fühlte einen leiſen Kuß auf meiner Wange, ſo daß es mir durch Mark und Bein ging. Plötzlich fuhr ſie auf: „Ha," rief ſie entſetzt aus, „es war an dieſem Ort, an dieſem Tag, in dieſer Stunde, vor vier Jahren! Kommen Sie, laſſen Sie uns zurückkehren!"

Ich fragte, was ſie ſo in Bewegung geſetzt habe; aber ſie gab mir keine Antwort, und bald ſtanden wir im Tanzſaal. Mit Verwundrung bemerkte ich, daß Mathildens Benehmen gegen mich ganz anders, kalt und abgemeſſen, in der Geſellſchaft war, als da ich mich mit ihr allein im Garten befand. War ſie vielleicht ungehalten, daß ihre Gefühle im Luſthauſe ſie überwältigt hatten? Sie war auf einmal ernſt geworden; entwichen war aus ihren Zügen Frohſinn und Lächeln, und die ſeidenen Locken hingen nieder über die ſchönen Wangen, wie Cypreſſen oder Thränenweiden über die Urne des Todten.

Ich ſtand in einer Fenſtervertiefung in Gedanken verſunken, da hörte ich Pferdegetrappel draußen im Hofe, und als ob Jemand nach einem Hunde pfiffe: es war Halvor, der nach Hauſe ritt. — —

Aber gleichwie zu einer ordentlichen Feſtmahlzeit Wachslichte, Langeweile und Livreebedienten gehören, ſo iſt auch ein Geſang unzertrennlich verbunden mit der ganzen Komödie, und dieß hatte denn auch einer von den Geiſtlichen gefühlt, aus welcher Urſach der fromme Mann etwas in gebundnem Styl aufgeſetzt hatte, worin ſich ein Überfluß von „ſilbergrauem Haar und Abendröthe" befand, aber woraus die eigentliche Poeſie totaliter verbannt war: ein vollkommner Winterreif.

Nach Tiſche tanzte ich Fandango mit einer ſchweren Dame, der plumpen Tochter eines Waldreiters — der Fußboden war glatt, ich fiel und verrenkte mir den Fuß. Man mußte mich auf ein Sopha tragen, und drei Doktoren zogen den

Fuß wieder ins Gelenk; aber der Eine erklärte, daß ich die Nacht im Pfarrhofe bleiben müſſe, und weder zurückreiten, noch fahren, noch gehen dürfe. Ich proteſtirte, aber Mathilde erklärte, daß ich bleiben ſolle, wo ich wäre. „Wer weiß,“ ſagte ſie, wozu eine Unvorſichtigkeit führen könnte! Ich würde Sie ungern hinken ſehn. Wollen Sie nicht bleiben, wenn ich Sie darum bitte?“ Dieß Letzte flüſterte mir beinahe ins Ohr, das Gaſtzimmer ward in Stand geſetzt, die Geſellſchaft verabſchiedete ſich allmälig, und ich ſchlief erſt ein, nachdem alles ſtill geworden war: erſt nachdem der Konſiſtorialrath ſeinem Stubenmädchen ihren Dienſtlohn bezahlt hatte (das will ſagen, nachdem das Mädchen die Kartengelder eingeſammelt hatte) erſt da neigte ſich Morpheus auf mein Haupt hinab.

XIII.

Sie ſchlafen allzuſammen nun,
Wohl in den Tag hinein,
Nur Ein' iſt trüb und kann nicht ruhn,
Mathilde wacht voll Pein.

Es mochte wohl zwei Uhr ſein, als ich von einem Laut erwachte, als ob die Thür ſich öffnete und knarrte; ſchläfrig wollte ich mich nach der Wand umkehren, als ich bemerkte, daß das Zimmer, worin ich lag, plötzlich helle ward. Ich wandte mich um und ſah — — —

Vor mir ſtand lichtlebendig jener ſchöne Traum, den ich in der Nacht nach meiner Mutter Begräbniß gehabt hatte. In hellrothem Gewande, blendenden Reizes, mit dem dreiarmigen ſilbernen Kronleuchter in der Hand, ſtand das herrliche weibliche Weſen vor mir, trauervoll, mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den Mund, Stillſchweigen andeutend, bald erröthend, bald erbleichend, ſchamhaſt, aber ſchön in ihrer Trauer. Es war nicht das verjüngte Geſicht meiner Mutter, nein, es war ein andres, ein — Gott vergeb' es mir! — ein mir beinahe noch liebꝛerer Anblick — es war Mathildens.

„Johannes Harring!" begann ſie, „mit Recht betrachten Sie mich mit Verwunderung. Was könnte ich auch bei Ihnen wollen um dieſe Zeit? Aus Ihrem eigenen Munde habe ich gehört, daß Sie mich lieben; Ihren Augen habe ich es angeſehen, daß meine beſtimmte Erklärung, Ihnen nie angehören zu können, Sie ſchmerzlich verletzt hat. Ich komme jetzt, dieſen Schmerz zu mildern, den ich Ihnen wider meinen Willen bereitet habe; ich komme, mich ſelbſt anzuklagen, meinen eigenen Werth zu verringern, Ihre Achtung und Liebe aufzugeben. Die Mathilde, welche jetzt vor Ihnen ſteht, iſt nicht die, für welche Sie ſie halten; ſie iſt nicht das unſchuldige Mädchen, das Ihnen als ſolches erſcheint; auch deren Füße haben das ſumpfige Gebiet des Vergehens betreten, aber ſie iſt noch edel genug, Sie nicht täuſchen, Ihnen nicht kalbariſches Erz für Gold verkaufen zu wollen. Je hannes, ich bin ſchon einmal — Mutter geweſen!"

„Gott im Himmel!" rief ich, „und wer?"

Da antwortete ſie mit klangloſer Stimme: „Er heißt — Arthur Harring!"

„Und das Kind?"

„Das iſt wohl aufgehoben," antwortete ſie weinend und in die Höhe zeigend, „das iſt bei Gott im Himmel!" — —

Lieber Leſer, Du wirſt Dir vorſtellen können, welchen Eindruck ihre Worte auf mich machten. Sie, die ich bis jetzt wie eine Marmorvaſe betrachtete, ſie ſollte ich von nun an für ein ſchlechtes irdenes Gefäß halten; ich hatte mir eine ſchöne idealiſche Welt geträumt, inkarnirt in ihrer holden Geſtalt, und ſie war erniedrigt zu einem wendiſchen Götzenbilde, fern von allen griechiſchen ſymmetriſchen Formen: ſie hatte alſo das Antlitz der Tugend auf dem Rumpfe des Laſters! — —

Jetzt erinnerte ich mich, daß Arthur ſtutzte, als er hörte, in welcher Gegend von Jütland ich mich aufhalten würde; jetzt dachte ich an Mathildens befremdendes Benehmen, als ich ſie das erſtemal ſah; jetzt erſchien es mir ganz natürlich, daß der

Pfarrer nach Arthurs Befinden fragte, und jetzt erſt erkannte ich Arthurs Handſchrift in dem Gedichte, das ich in Mathildens Pſalmbuch fand. Alle dieſe Gedanken ſtrömten betäubend auf mich ein, und ich ſank auf mein Lager zurück mit unendlich bitteren Gefühlen.

Nach einer langen Pauſe nahm Mathilde wieder das Wort: „Sie kennen nun mein Geheimniß, und ſehen ein, daß ich mich nie verheirathen kann. Beurtheilen Sie mich jedoch nicht zu ſtrenge! Bedenken Sie, daß ich nur ſechszehn Jahre alt war, als Arthur in der Jasminlaube mir ewige Treue ſchwur. Ich war ja nicht viel mehr als ein Kind; aber es iſt wahr, was Öhlenſchläger in Erich und Abel ſagt: „Man lernt viel, wenn man älter wird!“ — übrigens, wenn Sie einmal Ihren Bruder wiederſehen, ſo grüßen Sie ihn von mir, und ſagen ihm, daß ihm ſchon längſt verziehen habe und ihn nur um eins bitte, um Verſchwiegenheit! Es wäre doch ſündhaft, wenn er meine Schande offenbarte, ſo daß die Leute mit Fingern auf die arme Mathilde zeigten, und ſie eine Bulerinn nennten; nicht wahr, Johannes, das wäre zu hart? überdieß, wenn die

Sache auskäme, würde mein ſtolzer Vater den Tod davon haben. Geburtshelferinn war die alte Frau, welche an dem Tage ſtarb, da Sie das erſtemal unſer Haus beſuchten. Mein Vater, ein alter treuer Knecht, Arthur und Sie ſind die Einzigen, welche um dieß Geheimniß wiſſen, und Sie, davon bin ich überzeugt, werden es nicht verrathen. Erſticken Sie Ihre Liebe zu mir, aber erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft.“ —

Leiſe, wie ſie in mein Zimmer eingetreten war, verließ ſie es wieder, und ich blieb in einem fieberhaften Zuſtande zurück. Als ich meiner wieder mächtig war, weinte ich wie ein Kind. Dieſe Pfarrwohnung, bisher mein Bajä, mein Paradies es war nun entweiht — und die Morgenſonne beleuchtete meine Thränen.

Mein verrenktes Bein war völlig hergeſtellt, als ich am nächſten Morgen in das Wohnzimmer trat. Mathilde war nicht da, aber der Konſiſtorialrath erſchien ſogleich und ſagte zu mir: „Junger Mann, ich weiß, welchen Beſuch Sie dieſe Nacht gehabt haben, Mathilde hat mir heute Morgen Alles vertraut. Sie will Sie heute nicht ſehen, das arme Mädchen, ſie ſchämt ſich;

in einer romantiſchen Stimmung hat ſie geſtern gethan, was ſie heute bereut. Habe ich Ihnen übrigens von Anfang unſrer Bekanntſchaft etwas Kälte gezeigt, ſo vergeben Sie einem gekränkten Vater. Ich habe Sie immer gerne gehabt, und — ich verlaſſe mich darauf, daß Sie ſchweigen.“

Ich verſicherte ihm Verſchwiegenheit, nicht allein von meiner Seite, ſondern ſogar (was ich doch eigentlich keinesweges verbürgen konnte) von Seiten meines Bruders. Übrigens war ich in einer ſo üblen Laune, daß ich nicht einmal die Herzlichkeit beachtete, mit welcher der alte Pfarrer zu mir ſprach. Ohne ihm einen Gruß an Mathilden aufzutragen, eilte ich fort. Ach, ich dachte nicht daran, daß dieſe meine Kälte Mathilden ſchlafloſe Nächte bereiten würde. Das arme unglückliche Geſchöpf! Ich war der Einzige von allen ihren Umgebungen, den ſie liebte, der Einzige, um deſſen Achtung ſie ſich kümmerte, und ich war grauſam genug, das Haus, welches ſie bewohnte, zu verlaſſen, ohne ihr einen brüderlichen Handdruck zu geben, ohne ihr zu verſichern, daß ihr Geſtändniß meine gute Meinung von ihr keinesweges verringert habe — daß ich ſie gleichwohl liebe, daß ſie doch ſtets die ſei, welche ich für das reinſte Weſen halte, das mir bisher vorgekommen ſei. Denn wohl war das Mädchen verſchwunden, aber ich mußte ſie nun doch immer noch betrachten als eine reizende — Wittwe.

Den Konſiſtorialrath ſah ich nie wieder. —

Ich hatte nicht geſchlafen, ich hatte viel geweint, und noch mehr getrauert. Der Frühling, deſſen unendliche jütländiſche Fülle und Reichthum vor meinen Augen ausgebreitet lag, die leichtfüßige Flora — ich bekümmerte mich nicht um ihre duftenden Gaben. Heim wollte ich, aufs eiligſte heim, und weßhalb? Um mich zu vertiefen im — Byron. Nur er hat den Menſchen und das Leben von der richtigen Seite geſehen, dachte ich; fort, häßlicher Öhlenſchläger, und Du, niedrigſliegender Neuplatoniker, Ingemann, Ihr ſeid es, von welchen Byron ſagt:

„These are the madmen, who have made men mad!“

O ich erinnere mich noch der entſetzlichen Gefühle, der ſchneidenden Schmerzen, die in mein innerſtes Weſen griffen, als ich aus der Pfarrwohnung zurückkehrte. Wohl hatte ich den Himmel über mir und die Erde unter mir, aber ich hatte auch die Hölle in mir. Ein Bauer kam grade bei mir vorüber, ich kannte ihn, aber aus bloßem augenblicklichen Unmut wollte ich ihn nicht grüßen, ſondern ſtarrte ſteif vor mir hin.

„Guten Morgen, Doktor," rief er, denn Halvor Thyeſens Benennungen waren von dem ehrſamen Bauernſtand angenommen, „Ihr kommt wohl von Pfarrers?"

„Ja!" antwortete ich. „Verwünſchter Bauerntölpel!" dachte ich, unterließ es jedoch dieſen hübſchen, poetiſchen, höflichen Gedanken in deutliche Worte einzukleiden.

„Es hat wohl geſtern Abend geſtaubt beim Tanze, Doktor, Eure Augen ſind ganz roth," fuhr mein unangenehmer Begleiter fort.

„Ja freilich ſtaubte der Fußboden, aber doch nicht ſo ſehr, wie Euer verwünſchtes Pferd jetzt, zum Satan, warum reitet Ihr nicht zu?" war meine nicht hofmänniſche Antwort.

„Der Doktor iſt heute nicht in guter Couleur," fuhr Chriſten Hanſen fort.

„Nein!" und ſo verwünſchte ich unwillkürlich

Halvor Thyeſens Favorität, „nein, hole mich der Teufel, das bin ich nicht, und ſo laßt mich gehn!"

Ganz phlegmatiſch fuhr der Bauer fort, neben mir zu reiten und ſchien ſehr geneigt, das Geſpräch zu verlängern. „Mit Verlaub," fing er wieder an, „iſt es wahr, daß Ihr des Pfarrers Tochter heirathet? denn in dem Fall hätte ich ein paar Worte zu ſagen, guter Mann!"

Hier verging mir die Geduld. „Nein, zum Henker werde ich!" rief ich und ſchlug das Pferd über's Kreuz mit meinem Stock, daß es in ſcharfem Trab davon lief, und mit ſeinem bumpelnden Ritter verſchwand.

XIV.

Schwarz iſt mein Himmel,
Mich fliehet das Glück.
Fort denn ins Gewimmel
Der Hauptſtadt zurück!
Kein Kraut, kein Pflaſter,
Kein Arzt heilt mich.
Du Stätte der Laſter,
Ich grüße Dich!

Iſt es wahr, was ein deutſcher Profeſſor (Gerlach in Halle) ſagt, die Logik ſei, wenn auch nicht eine **medicina mentis**, doch eine allgemeine Polizei im Reich des Verſtandes, ſo muß ich mit Reue und Wehmut einräumen, daß auf dem ganzen Rückwege bis zu Thyeſens Hof in meinem Gehirne ein völlig geſetzloſer Zuſtand, eine pſychologiſche Anarchie herrſchte.

Ich ging gradezu auf mein Zimmer und bald darauf beſuchte Halver mich. Seinem Geſicht ſah ich es ſogleich an, daß in ſeinem Innern ein gewaltiger Kampf ſtattgefunden hatte; und ſo iſt denn die menſchliche Natur beſchaffen, daß Halver ſich offenbar über meine fehlgeſchlagene Hoffnung freute. Jetzt hatte er doch einen Gefährten der unglücklichen Liebe! Und auf der andern Seite war es mir nicht unwillkommen, einen Unglücksgenoſſen in ihm zu finden. Ich theilte ihm übrigens nur ſo viel von der Sache mit, daß ich von Mathilden eine völlig abſchlägliche Antwort erhalten habe, und daß ſie ſich erſt nach ihres Vaters Tode für Einen oder den Andern beſtimmen wolle.

„Übrigens," ſagte ich, „muß ich Dir anzeigen, mein guter Thyeſen, daß ich nicht lange mehr in Deines Vaters Wohnung bleiben werde. Darf ich frei herausreden? und willſt Du mir verſprechen, Deiner Familie nicht zu hinterbringen, was ich Dir jetzt vertraue? Nun wohl, Dein Handdruck iſt mir eine ſichre Bürgſchaft. Ich habe lange gemerkt, daß Deine Mutter eine Verbindung zu Stande zu bringen ſucht zwiſchen Deiner Schweſter Charlotte und mir; Deine Mutter hat ſeit längerer Zeit — es iſt mir nicht entgangen — Mathilden bei mir anzuſchwärzen und bei allen Gelegenheiten ſie zu verkleinern geſucht; ſie ſähe es vielleicht lieber (und das kann ich ihr auch nicht erdenken,) daß Mathilde Deine Frau würde. Was nun Deine Schweſter Charlotte betrifft, ſo ſt ſie ein ſehr braves Mädchen, deren freundliche Geſinnung ihr gewiß — früher oder ſpäter — inen Mann erwerben wird, und einen beſſeren nd edleren als ich; aber ſie lieben, das kann ch nun einmal nicht. Endlich — und das iſt er Hauptgrund, weßhalb ich Jütland ſchleunigſt erlaſſen muß — ſo habe ich einen Brief aus Kopenhagen erhalten, worin mir gemeldet wird, aß mein Bruder Arthur bedenklich krank iſt.“

Dieſe Erklärung, wie ich deutlich ſehen konnte, etrübte Halvern nicht wenig. Gleichwie er nun inmal gewohnt war, jeden Mittwoch und Sonn- ag Socken und Hemden zu wechſeln, gleichwie es un einmal bei ihm Sitte und Brauch war, zu gewiſſen Tageszeiten den Kuhſtall zu beſuchen, und zu andern beſtimmten Zeiten (und dieſe beobachtete r ſtrenge) Frühſtück und Mittagseſſen zu ſich zu nehmen, — ſo war er es nun einmal gewohnt geworden, täglich mich zu ſehen, mit mir zu ſprechen und mir zu vertrauen, wie ſehr er Mathilden liebe, und wie leid es ihm thue, daß das kleine Füllen, das den Tamerlan, einen ausgezeichneten

Raçehengſt zum Vater habe, mit der Zeit ein Krippenbeißer werden ſolle. Der Gedanke an dieſen Verluſt eines guten Freundes betrübte ihn in dem Maaße, daß er die Augen aufriß und daß dieſe ſo groß wurden wie zwei vollwichtige Speciesthaler, und daß ſein Mund ſich ſo weit öffnete, daß ein Wagen mit vier Pferden gut und gern hineinfahren konnte, ſelbſt mit bedeutender Contrebande (die Zollbedienten ſind ja nicht ſo ſtrenge). „Ih! oh!“ waren die einzigen Laute, das einzige ſchallende Symbol der Verwunderung, das Halver herverzuſtammeln vermochte, und langſam verließ er das Zimmer.

Vor meiner Abreiſe lag mir noch die Erfüllung einer ſchweren Pflicht ob, nämlich an Mathilden zu ſchreiben. Mit der zarteſten Schonung berührte ich kaum ihr Geheimniß — o der Brief machte mir viele Mühe! — „Glauben Sie nicht,“ ſagte ich unter Andern, „daß Sie entwürdigt ſtehn in meinen Augen, Ihr ganzes Vergehen fällt auf Arthurs Haupt: den Verführer darf man verachten, aber nicht die Gefallene. Inzwiſchen will ich augenblicklich von hier abreiſen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht wiederſehen will. Ich will eine

Zeit hingehn laſſen, um Sie dann mit der alten Begeiſtrung zu betrachten. Jetzt kann ich dagegen nicht anders als ſchmerzliche Gefühle nähren, wenn Sie vor mir ſtehn. Und kann Sie das verwundern? Bin ich nicht plötzlich aus meinen herrlichſten Hoffnungen geriſſen worden, habe ich nicht ein verbrecheriſches Geheimniß entdeckt, deſſen dunkle Flecken meinen eigenen Bruder entehren! Und was habe ich zu hoffen, was für die Zukunft zu erwarten? Liegt nicht vor meinen Augen eine ungeheure Sandwüſte ausgeſtreckt, ohne eine einzige Oaſe, ohne eine einzige erfriſchende Quelle? Ich habe nie zuvor geliebt, ich bin jetzt kein Brauſewind mehr; mein Verſtand iſt entwickelt, deſto ſtärker, deſto inniger waren auch die Gefühle, welche ich für Sie hegte. Es war nicht eine Ballinklination, nicht eine jugendliche Schwärmerei, es war die reinſte Liebe. Doch um Eins muß ich Sie bitten: erlauben Sie mir mit meinem Bruder zu ſprechen. Ich habe doch eine Vermutung, daß Sie ihn noch lieben. Wer weiß, ob er nicht reuevoll zu Ihnen zurückkehrt, und ob Sie nicht ſeine wilden Leidenſchaften zügeln, und ſein rettender, guter Engel werden könnten? Ich entſage jedem

Anſpruch auf Sie, ich will, was es mir auch koſten möge, Sie als eine jüngere Schweſter betrachten lernen. Des Einen aber können Sie gewiß ſein, daß Sie beſtändig in mir einen aufrichtigen Freund finden werden; auch rechne ich darauf, daß Sie in Verlegenheiten ſich nie an einen Andern wenden wollen, als an Ihren Johannes."

Dieſen Brief ſandte ich ab, eine halbe Stunde vorher, ehe ich ſelbſt abreiſte. Ich wollte eben keine Antwort haben, ich wollte nicht, daß ſie mir meine Bitte abſchlüge: ich wollte mit Arthur ſprechen.

Kurz nachdem ich den Brief abgeſchickt hatte, kam Halvor, um mir Lebewohl zu ſagen. „Ach," ſagte er, „wer ſollte es gedacht haben, daß Du uns ſo bald verlaſſen würdeſt! Jetzt ſind wir mitten im Sommer, und ich hatte mich ſchon darauf gefreut, daß wir gegen den Herbſt zuſammen auf die Jagd gehen würden; Du kannſt glauben, Doktor, daß es grimmig viel Füchſe im Sipperupbuſch gibt. Den Tag, da — ich nach Dir geſchoſſen hatte, den Tag darauf meine ich, ging ich zu Mathilden hin und bat ſie, wenn ſie die geringſte Güte für mich hätte, oder wenn ſie den Anfang von ein bischen Liebe zu mir fühlte, ſo ſollte ſie um Gottes Willen dieſe Leidenſchaft in der Geburt erſticken, und dagegen einzig Dich lieben, aber ſie lachte mich aus. Doch hoffe ich, Dich auf den Winter in der Stadt zu beſuchen; ich bin nie in Kopenhagen geweſen und ich habe gehört, daß da eine große Vögelſammlung in der Sturmgaſſe ſein ſoll; die möchte ich doch noch ſehn, eh ich ſterbe, was mir wohl bald bevorſteht, denn die verdammte Liebe hat mir allen Appetit und allen Schlaf benommen.“

Der alte Thyeſen und alle ſeine erwachſenen Kinder nahmen freundlichen Abſchied von mir, aber die Frau des Hauſes ſchnarrte mich an; denn Charlotte war ja noch nicht verlobt, und ich beſaß ja circa zwanzigtauſend Thaler, welche, Gott Lob! nicht in der Begräbnißwittwenkaſſe ſtanden.

XV.

Der König trägt die Krone,
Der Becher gehört dem Jüngling,
Die Königinn hat Diamanten,
Und wie das Kind des Thales.
Freude hier beim Mahle
Beut ſich frei der Jugend.
Künftig wollen wir ſorgen;
Heut noch ſcheinet die Sonne.

Haben wir keine Schätze,
Luſtig ſind wir dennoch;
Denn zum Mahle ſchießen
Schillinge wir zuſammen.
Zwiſchen dünnen Mauern
Müſſen bisweilen wir ſitzen;
Stärker kann die Sonne
Dann auf die Locken uns ſcheinen!

Näher ſchließt zuſammen
Uns die Nacht, als das Tageslicht.
Laut zwar rufet der Wächter
Draußen vor dem Fenſter;
Aber lauter ſingen
Wir am Tiſche ſitzend:
Einſt ſchon wollen wir ſorgen,
Wenn nicht ſcheinet die Sonne!

Tief im Leuchter und dunkel
Zittert des Lichtes Flamme,
Und als junge Burſche
Machen wir Lärm und Aufruhr.
Laßt uns lachen und leben
Luſtig im kleinen Zimmer:
Später wollen wir ſorgen,
Wenn nicht ſcheinet die Sonne.

Mögen dieſe Zeilen den Übergang bilden von meinem friedlichen Landleben zu dem unruhigen Aufenthalt in Kopenhagen, in deſſen wildeſten, ſchmutzigſten Kneipen ich meinen Bruder aufſuchen ſollte. Ich werde eben in dieſem Kapitel ſolch eine Behauſung betreten und einen Bericht abſtatten, den vielleicht mehrere von meinen Leſern übertrieben und unwahrſcheinlich finden werden, und der doch wahr und begründet iſt auf Begebenheiten, die unter meinen eigenen Augen vorgefallen ſind. Viele Beamte der höhern Klaſſen, viele zierliche junge Damen wiſſen nicht, daß mitten in der Hauptſtadt, vielleicht nur vier oder fünf Häuſer von ihrer eigenen Wohnung, ſich Orte finden, wo Rohheit und Liederlichkeit, Kartenſpiel und Rundgeſang beſchäftigen — möglicherweiſe ihre eigenen Söhne, und nicht unmöglich ihre eigenen Liebhader. Es iſt kein Gegenſtand, der einen Correggio begeiſtern kann, aber es iſt eine Scene für Hogarth, und ich will nicht ſäumen, mein Bild den Augen der feinen Welt näher zu rücken, in der Hoffnung, daß der Leſer eben ſo wohlwollend einige vielleicht ſelbſt plumpe Ausdrücke der Schmausbrüder verzeihen wird, wie er ſchon früher mit Halver Thyeſens bäuriſcher Sprache Nachſicht gehabt haben wird. —

*

Aufrichtig geſagt, eilte ich eben nicht damit, zu meinem Bruder zu gehn: ſowie ich allmälig mich mehr und mehr von dem theuern Jütland entfernte, fühlte ich, daß ſie mir theurer und theurer wurde. Wie bitter bereuete ich es nicht, daß ich ſie ohne ein mündliches Lebewohl verlaſſen hatte! Es ſchien mir, als ob ich mich wie ein unartiges Kind benommen habe, das in ſeiner Bosheit ſein liebſtes Spielzeug zerſchlägt und ſich ſein beſtes Vergnügen ſelbſt zerſtört. Bei meiner Abreiſe war ich ungewöhnlich kalt gegen ſie geſtimmt geweſen, aber allmälig mit dem Verlauf der Zeit, ſchien mir ihr Bild ſich täglich in meiner Einbildungskraft zu verſchönern und zu verherrlichen, und ſeine urſprüngliche Reinheit, ſeinen erſten anziehenden Reiz wiederzugewinnen.

Und was ſollte ich meinem Bruder ſagen? Hart oder mild mit ihm ſprechen? Ich beſchloß zu handeln, wie es mir der Augenblick eingeben würde, und nachdem ich dieſen kraftvollen, eines Mannes würdigen Entſchluß gefaßt hatte, begab ich mich an einem dunkeln Herbſttage nach dem Walle hin, wo mein Bruder wohnte — aber zu meinem großen Schrecken und gleichwohl, wenn ich ehrlich ſein will, zur ſchwachen Freude für mich (denn dadurch ward ja das unangenehme Geſpräch ein paar Stunden aufgeſchoben,) war Arthur ausgezogen, und Niemand wußte, ob er ſich auf dem Lande oder in der Stadt aufhielt, über oder unter der Erde. Ich wußte nicht, wo Riegelſen wohnte; da kam ich auf den Gedanken, in den „ſchwarzen Hengſt“ zu gehn, da hatte ja die luſtige Geſellſchaft ſich ſonſt verſammelt und ihre Bacchanalien gehalten. Ich eilte hinaus, aber Alles war öde und ſtille. Nur ein einzelner Gaſt trippelte in der Stube umher, und der Marqueur hatte ein unbeſchreiblich wehmütiges Anſehen. „Hier ſind ja keine Leute,“ dachte ich.

„Apparent rari nantes in gurgite vasto*)!“

Hier finde ich Arthurn ſchwerlich. „Marqueur, ein Glas Wein!“

„Alten Wein?“ fragte er.

„Pfui Teufel, nein, rothen!“ — Er bracht mir ein Glas. „Sie haben doch wohl nicht feh gegriffen und mir Eſſig gebracht?“ fragte ich aber der Marqueur verſicherte Nein, und nu fragte ich, ob hier nicht ein Lieutenant Harrin herkäme.

„Freilich!“ antwortete er und pfiff auf de Fingern, „ja, als er mit vier und zwanzig Tha lern angekreidet ſtand, ging er ſeines Wegs mi ſeiner ganzen Sippſchaft. Sie ſind allzuſamme ſchuldig. Da war der Kieler Student, der ſchu det neun Mark, und der Mäkler, der ſchuldet fün Thaler, dann der Schiffer von Eckernförde, d ſchuldet funfzehn Mark; ja, von der ganzen gut Geſellſchaft iſt noch der Barbier und der Schar richter der reellſte — der Scharfrichter ſitzt übrige in der andern Stube, falls der Herr wollen —

„Nein, nein, ich danke! Übrigens unendli verbunden!" brach ich eiligſt aus, „aber was ich ſagen wollte, der Lieutenant hat mich abgeſchickt das Geld zu bezahlen — hier iſt es — ſein Sie ſo gut und ſchaffen Sie mir eine Quittung von dem Wirth — und — und" (hier kam das Ehrgefühl des Studenten mit in das Spiel) nehmen Sie auch die neun Mark an für den Kieler Studenten, er hat mir gleichfalls aufgetragen, ſeine Schuld zu berichtigen."

---

*) Aen. 1, 118. Sparſam zeigen ſie ſich von de flutenden Meere getragen!

Verblüfft eilte der Marqueur zum Wirth hinaus, und kurz darauf ſah ich ſieben bis acht Perſonen der Familie zur Thür hineingucken um den reichen Ambaſſadeur des Lieutenants in Augenſchein zu nehmen, und im Nebengemach hörte ich ſie alle mit einander flüſtern, als ob ein paar hundert Füße am Boden hinſcharrten und mehrere Quadrillen einen glänzenden Ball begönnen.

Mit freudeſtrahlendem Geſicht zeigte nun der Wirth ſelbſt ſeine kleine Figur mit der Papageiennaſe und bückte ſich vor mir, ſo daß der lange blaue Frack, der wie ein Bettvorhang um ihn herhing, beinahe den Fußboden berührte. „Gott gebe," expectorirte er ſich, „daß alle Menſchen ſo reell und ſo voll von Galantität wären wie Lieutenant

Harring! o ſein Sie ſo gut und kommen Sie, und trinken Sie ein Glas Wein, Herr — ich weiß Ihren Namen nicht." Und das Mädchen kam nun herein mit drei Gläſern Tintenwein, eins für den Wirth, eins für mich, und eins für — ja für wen?

O Gott, für den Scharfrichter! Er näherte ſich ſchon, der kleine runde Mann mit der ganz beſondern Haltung des rechten Arms. „Man muß denn mitnehmen, was Einem in dieſer gedrangen Zeit geboten wird!" begann der würdige Schwertführer, „es gibt denn freilich nicht eben viel zu verdienen in dieſer Zeit, wenigſtens iſt die Arbeit nur kümmerlich für mich. Mein Herr, Sie kommen mir vor wie ein ſtudirter Mann, mit Verlaub, glauben Sie nicht, daß die Urthel des oberſten Gerichtshofes zu gelinde ſind? Oder ſollte die beſchränkte Anzahl von Enthauptungen etwa ſeinen Grund darin haben, daß die Menſchheit ſich verbeſſert und endlich einmal die Ohren öffnet der Stimme der Ehre, der Vernunft, der Moralität, der Religion und des Schwertes, he? Ihre Geſundheit, mein guter Herr!" — Und wir ſtießen an.

„Hier iſt die Rechnung ehrerbietigſt quittirt!"

ließ ſich der Wirth vernehmen und händigte mir ein Papier ein; ich las den Inhalt, und dieſer lautete folgendermaßen:

S. T. Herre Leytenandt Harring!
für Bekommende ſpeiſende und beſonders trinkende Waren contanter bezahlt vier und zwanzig Reichsthaler
ſehr erbietigſt
Nepomuk Möller
herberger und gaſtwirt in ſchwarzem Hingſt.

„Aber laſſen Sie mich nun ſehn,“ fuhr der freundliche Wirth fort, „daß Sie ſich ſelber auch einmal bei uns blicken laſſen, hier iſt nichts als provere Geſellſchaft.“

„Ja,“ unterbrach ihn der Scharfrichter, „ſollte Einer von uns Ihnen einen oder den andern kleinen Dienſt erzeigen können, ſo verlaſſen Sie ſich ganz ſicher auf uns; wenigſtens ſteht meine Hand und mein Arm ſtets zu Ihrer Dispoſition.“

„Ich will ſtracks Ihr gütiges Anerbieten benutzen,“ nahm ich augenblicklich das Wort, „und Sie um die Gefälligkeit erſuchen, mir zu ſagen, wo der Student Riegelſen wohnt, — ich weiß, daß er ſonſt bei Ihnen aus- und eingegangen iſt, und vielleicht noch.“

„Gleich daneben!“ rief der Wirth.

„Zwei Häuſer von hier!“ verſetzte der Scharfrichter, „ich werde Sie mit Vergnügen dahinbegleiten.“

„O, ich bitte,“ rief ich in tödtlicher Angſt; denn was würde man ſagen in der Stadt, wenn man **Candidatum theologiae laudabilem, Johannem Harring,** Arm in Arm mit dem Scharfrichter gehn ſähe? „Nein, nicht ich, ſondern einer von meinen Bekannten wünſchte mit dem Mann zu ſprechen,“ und damit empfahl ich mich aufs eiligſte.

Ich lief zu Riegelſen hinauf und traf ihn zu Hauſe. „Wo kann ich meinen Bruder finden, lebt er oder iſt er todt?“ fragte ich, nicht ohne eine gewiſſe Ängſtlichkeit.

„Er lebt,“ lautete die tröſtliche Antwort, „aber wo er wohnt, kann ich Dir nicht ſagen, denn ich weiß es nicht. Er und ich ſind gegenwärtig etwas über den Fuß geſpannt; aber willſt Du mich heut Abend begleiten, ſo will ich Dich nach der **taberna** hinführen, die er und ſeine Geſellſchaft beſuchen.

Wo wohnſt Du? Ich werde Dich um ſieben Uhr abholen."

Riegelſen hielt Wort und holte mich zur beſtimmten Zeit und Stunde ab. „Es wird Dir Spaß machen," ſagte er unterwegs, „die luſtige Geſellſchaft kennen zu lernen. Willſt Du mir folgen, ſo halte Dich eine Weile im Hintergrunde verborgen, damit Du das ganze närriſche Getümmel überſehen kannſt. Wenn wir in die vorderſte Stube kommen, ſetzeſt Du Dich hin und bleibſt da, während ich hineingehe in die Hinterſtube, um zu ſehen, ob er ſo geſtimmt iſt, daß Du es wagen kannſt, Dich ihm zu nähern. Du weißt ja, daß er ſeine Launen hat."

Ich billigte Riegelſens Vorſchlag und bald ſtanden wir vor dem Wirthshauſe, wo man grade Licht anſteckte. Ich ſetzte mich in die Vorderſtube, Riegelſen ging ins Allerheiligſte. Da lag eine alte Staatszeitung (Gott weiß, wie das elende Blatt zu dem Namen gekommen iſt), ich las ſonſt nie dieß vorzügliche Blatt, aber wie mein Auge über die Seite hinfuhr, hielt ich inne bei einem Namen — das Blut ſtieg mir ins Geſicht, es war mir, als ob die Erde unter mir bebte, während mein Blick an Zimmerdecke und Wänden umherſchweifte. Die Bekanntmachung, welche mein Innres ſo ſehr bewegte, war eine Ankündigung eines Todesfalls, die ſo lautete: „Sonntag den 11. November 18 — entſchlief nach kurzem Krankenlager mein lieber Vater, der Konſiſtorialrath und Ritter vom Danebrogorden, Eduard Johnſen. Die Gemeinde verlor ihren Hirten, aber die Tochter ihren Vater, ihren einzigen Blutsverwandten, ihren treueſten Freund. — Mathilde Johnſen.“ — —

Und das konnteſt Du übers Herz bringen zu ſchreiben, Mathilde? konnteſt den kalten, vorſichtigen, vornehmen Prieſter, ihn Deinen treueſten Freund nennen! Bin ich denn ſo gar nichts für Dich? Kümmerſt Du Dich nicht um die Qualen, die ich täglich leide, wenn meine Seele an Dich denkt? Sein Blut lag ſtill wie Eiswaſſer, meins rollt wie des Geiſers kochende Wogen; er liebte Dich, wie ein Vormund ſich eines fremden reichen Kindes anzunehmen pflegt, aber ich ſah einmal in Dir jenes Ideal, das nur einmal im menſchlichen Hirn hervorgezaubert werden kann —

Meine Träumereien wurden unterbrochen durch einen Geſang im anſtoßenden Zimmer; ein kreiſchender Tenor ließ ſich hören:

„Treibt mich der kühle Wind aus meinem Lande,
So treibt er mich doch nicht aus meinem Stande!
In der Luſt Luſt leb' ich,
In der Luſt Luſt ſchweb' ich,
Und wer in Luſt Luſt lebt, der iſt mein Bruder*)!“

Ich ging in das Zimmer, aus welchem der Geſang erſcholl; da ſaßen Zwei und ſpielten Piquet. Der deutſche Tenorſänger war — wie ich ſpäter erfuhr — kein Andrer, als der Kieler Student, für den ich bei dem Wirth zum ſchwarzen Hengſt die neun Mark bezahlt hatte. Es war ein derber Kerl mit einem ſtattlichen Kopf, deſſen ſtarkmarkirte Züge noch barſcher wurden durch eine ungeheure Narbe auf der einen Backe. Sein Mitſpieler war ein Jütländer mit einem tiefen Baß, ausnehmend kaltblütig, von ausgezeichnet kräftigem Körperbau. Er ſprach ſehr langſam und ſchnarrte den guten Buchſtaben R ſo ſehr, daß ich, um den Leſern einige Vorſtellung davon zu geben, genöthigt bin, drei R's in denjenigen Wör-

---

*) Urſprünglich deutſch, und ſo im Original ſtehend.
D. Üb.

tern zu gebrauchen, wo ſonſt nur eins ſteht, un vier, wo urſprünglich zwei ſich finden.

„Das ſind mirr nurr rranzige Liederr," ſing de Jütländer an, „dieſe deutſchen, mein Frreund un Herrr Brruderr! Es iſt nicht das Errz darrin das in unſerrn rredlichen däniſchen Liederrn un Melodieen oft arrmſelig genug iſt!" Und dami begann er, um ſeine Behauptung zu beweiſen gleich einer ungeheuren Hummel, die bekannte Stro phe zu brummen:

Mancher trägt ohne Verdienſt den Namen,
Mancher iſt ſtolz auf ſein bischen Geld.
Laßt es mich ſagen mit Ja und mit Amen:
Voll iſt von Bettlern die ganze Welt.
Der bettelt Schlüſſel, der bettelt Band,
Der bettelt Stern' aus Königes Hand!

Plötzlich fuhr der Kieler Student vom Stuh auf: „Nein," rief er, „ich dulde das nicht, Svendſen! Du ſitzeſt und prellſt mich vor meinen offenen Augen. Ich will nicht mehr ſpielen!"

Ganz ruhig antwortete Svendſen bloß: „Nu gut, willſt Du nicht ſpielen, ſo kannſt Du e bleiben laſſen. Setz Dich inzwiſchen nieder un gieb Karten, ich habe die Vorhand." Der Kiele ſetzte ſich und ſie ſpielten wieder, aber ohne einen Laut von ſich zu geben.

„Es iſt erſchrecklich," fing Svendſen wieder an, „wie hitzig und aufſätzig ſolche junge Menſchen ſind wie Du, lieber Bruder, und Deines Gleichen."

„Halt!" ſchrie der Kieler wieder und fuhr heftig in die Höhe, „da mogelſt Du wieder, Du ſpielſt falſch, Du Eſel! Es iſt abſcheulich und zeigt einen niedrigen Charakter an."

„Aber es iſt doch etwas unbillig," entgegnete Svendſen ganz phlegmatiſch, daß Du allein die Erlaubniß haben willſt zu mogeln? Du wirſt nie hören, daß ich Dir Vorwürfe mache, wenn Du falſchſpieleſt, und doch machſt Du einen ſolchen Spektakel, wenn Du mich betriffſt. Nein, mein Freund und Bruder, mogle Du nur wie gewöhnlich, aber verbiete mir nicht, Repreſſalien zu gebrauchen. Willſt Du geben, oder ſoll ich?" —

Ich hörte nichts weiter von dieſer Unterhaltung, denn Riegelſen kam indem mich abzuholen in das ἄδυτον, oder in die penetralia. „Komm," ſagte er, „es hindert nichts. Es wird heut Abend ein Abſchiedsſchmaus ſein auf Veranlaſſung eines holſteinſchen Schiffers, der morgen abreiſt. Setze Dich in den Hintergrund, wenn wir hineinkommen, hör' und ſieh, und Du wirſt unfehlbar Deine Luſt haben."

Wir gingen nun durch die Billardſtube, wo zwei hinkende Perſonen, ein Kriegsaſſeſſor und ein verabſchiedeter Konſul, Polyder ſpielten: plötzlich ſtand ich vor meinem Bruder.

Mein lieber Bruder war, dicht an den Ofen gelehnt, in behaglichen Schlummer gefallen; vor ihm ſtand ein Schnapsglas und ein Bierglas; letzteres war noch beinahe voll.

Ich betrachtete Arthurn genauer und fand, daß ſeine Geſichtsfarbe ſehr bleich, oder vielmehr gelb war. Er glich, wie es mir vorkam, frappant meinem Vater, ſo wie dieſer jenes Abends auf Hoierup ausſah, als ihn meine Mutter anklagte. Mein Vater hatte ſeine erſte Frau ermordet; mein Bruder, dem ich gegenüberſtand, hatte die Unſchuld gemordet und das zeitliche Wohl eines trefflichen Mädchens vernichtet. Meine Mutter klagte meinen Vater an, aber ich trat gegen meinen Bruder auf, und es kam mir in dieſem exaltirten Augenblick vor, als ob ich der Bluträcher von Mathildens Ehre, als ob ich der ſein ſollte, der nach der Vorausbeſtimmung des Schickſals gegen ſein eignes Geſchlecht raſen müßte; und ich war, wie mich dünkte, in dieſem Augenblick weit ſtärker als ich eigentlich war. Ich ſtand und ballte die Hände krampfhaft und ſtarrte mit Haß und unendlich bittren Gefühlen auf meines Bruders fahles Geſicht hin. Schlummerte er, der kalte Verbrecher, nicht ruhig! Ein bittres Lächeln ſchwebte über ſeinen Mundwinkel, ſo daß mir einige Zeilen einer Ode einfielen, die einer meiner Schulkameraden auf die Göttinn des Schlafes machte, worin er ſie anredet:

Der Gedanke wandelt ſich,
Oft ein Herzenswurm, durch Dich,
Eint die kleinen Brüder all,
Und ſo drehet ſich der Schwall,
Und in dem erfüllten Raum
Bildet ſich ein Göttertraum.

Heilig, heilig iſt Dein Fleiß
In der Nacht verſchwiegnem Kreis,
Unſchuld iſt Dir lieb zu meiſt,
Oft zu klug des Mannes Geiſt;
Deßhalb von dem Sternenzelt
Suchſt Du auf die Kinderwelt.

„Nein, bleicher Bruder,“ dachte ich bei mir ſelbſt. „Du kannſt nicht ruhig ſchlafen! Der weinenden Mathilde Geſtalt ſchwebt vor Deinem innern Blick. Das kleine Kind im Sarge tritt jede Mitternacht vor Dich hin; deßhalb kannſt Du des Nachts nicht ſchlafen, und mußt es bei Tage nachholen: deßhalb wagſt Du nicht allein auf Deinem Zimmer zu ſchlafen, ſondern thuſt es hier mitten im Menſchengetümmel; deßhalb liebſt Du Deinen Hund ſo ſehr, weil er das einzige Weſen iſt, das Dich liebt. Gelb iſt Dein Antlitz! Ha, ich habe bei Oken geleſen, daß die Symbolik der Farben naturphiloſophiſch ſo iſt: Roth iſt Feuer, Liebe — der Vater; blau iſt Luft, Treue und Glaube — der Sohn; grün iſt das Waſſer, das bildende Princip, die Hoffnung — der Geiſt: das ſind die drei Haupttugenden. Aber gelb, Arthur, gelb iſt die Erde, das Unbewegliche, das einzige Laſter — Satan! Es gibt drei Tugenden, aber nur Ein Laſter. — Du haſt entweiht, was ich am höchſten ſtellte von allem, was ich bisher geſehen hatte; Du haſt meine ſchönſten Hoffnungen vernichtet; in meiner Einbildung hatte ich mir einen Tempel von Marmor errichtet, aber ſieh! Die Säulen brachen und die Kuppel ſtürzte und das große Haus der Götter ſchrumpfte zuſammen:

zu einem — Katafalk. Und Du, ein Verbrecher aus Grundſatz, ein ekler Wollüſtling, ein Egoiſt mit Leib und Seele, ein Zweifler und Betrüger, Du haſt noch die Alleinherrſchaft über Mathildens Neigung, während ich, der Reine, der Einzige in der Welt, der es gut mit ihr meint, zurückſtehen, und vergebens nach ihrer Liebe ſeufzen muß. Sie liebt mich, und warum? Weil ich Dir gleiche, weil ſie in mir wiederzuerkennen ſcheint einen Schimmer Deines Geſichts, einen einzelnen Strahl Deiner Augenſterne, ein Wort Deiner Rede.“

Es ſaßen in der Stube, in welche ich mit Riegelſen eingetreten war, nur noch vier Andre außer meinem Bruder, aber bald füllte ſich das Zimmer mit neuen Gäſten, Riegelſen miſchte ſich unter ſie, und Niemand bemerkte mich in meinem Winkel. Der Wirth trat ein mit einer großen Bowle Punſch, ſo daß es mir klar war, das Feſt werde jetzt ſeinen muntern Anfang nehmen. Der Kieler Student, der auch mitgekommen war, ſchlug vor, daß er den Lieutenant Harring wecken wolle, aber zu gleicher Zeit ſolle die Geſellſchaft einen gewiſſen Geſang anſtimmen. Die Propoſition ging durch, und der Kieler nahm nun ein Stück grau Papier aus der Taſche, falzte es in Form eine Fidibus, zündete es an, löſchte es wieder au und hielt das rauchende Ding Arthurn unter di Naſe. Der ekelhafte, ſtickige Geſtank that ſein Wirkung: mein Bruder erwachte und nieſte, ve galt aber dieſen Freundſchaftsdienſt mit einer kla ſchenden Ohrfeige. Das mußte indeß in der G ſellſchaft hergebracht ſein, denn Niemand von de Anweſenden nahm es übel, und der Kieler ſelb lachte; zugleich begann der Geſang und mein Bru der ſtimmte ſehr jovialiſch ein. Später erfuhr ic daß Arthur ſelbſt der Verfaſſer des Liedes war.

Als es zu Ende geſungen war, nahm Arthu das Wort: „Ich bin heut Abend in gutem Hu mor und fühle mich dadurch veranlaßt, etlich Titel und Vergünſtigungen auszutheilen. D Kieler, ſollſt Herzog von Genèvre ſein, (bücke Dic und bedanke Dich, Du Bieſt) Svendſen ſoll Prin von Cognac ſein, Bertel Fürſt von Anis, un wenn mein Bruder, das Vieh, der ſich aufs Trin ken nicht verſteht, zugegen wäre, ſo ſollte er Ge neralinſpecteur der pontiniſchen Sümpfe werden.

Ohne Zweifel würde dieſe erbauliche Rede noc länger gedauert haben, wenn nicht der erwartete Schiffer Eſpeſen von Eckernförde eingetreten wäre und hinter ihm der Wirth, der eine friſche brennende Bowle brachte, ſo daß der gute Schiffer einem Kometen mit einem flammenden Schweiſe nicht unähnlich war. Riegelſen gab mir einen Wink, noch nicht hervorzutreten, und ſo blieb ich ſitzen. Ich konnte deutlich merken, daß Arthur Eſpeſen nicht leiden konnte, ſondern daß er darauf ausging, den Mann auf alle Weiſe zu chikaniren. Der Schiffer war ein kleiner breitſchulteriger Mann, ganz glatzköpfig und ungeheuer blatternarbig; er ſprach halb deutſch und halb däniſch, und ſchnitt auf und log aufs beluſtigendſte.

Man trank, und Arthur wendete ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Rede an den Schiffer. „Bei näherer Betrachtung Ihres Geſichts, Herr Admiral,“ ſagte er, „erinnere ich mich an einen ausgezeichneten Künſtler und Jongleur, der vor einigen Jahren im Thiergarten war.“

„Und wie det?“ fragte der Schiffer.

„Ja,“ antwortete Arthur, „er war, wie Sie ſchrecklich pockennarbig, aber dieſen Naturſchaden wandte er dazu an, ein ſchönes Kunſtſtück zu machen. Er hatte nämlich eine Schüſſel mit Äpfelſcheibenteig bei ſich ſtehen, und mit dieſem Teig beſchmierte er ſich das ganze Geſicht; dann nahm er eine glühende Kohle in den Mund, ließ ſich von einem kleinen Jungen mit einem Blaſebalg in das Hintertheil blaſen, und verfertigte und verkaufte ſo die herrlichſten Äpfelſcheiben.“

Ein ſchallendes Gelächter folgte auf dieſe Geſchichte, und der Schiffer wollte auf Arthur losfahren; aber dieſer rief lachend: „O bleiben Sie ſitzen, ich will keine Maulſchelle haben: chose de main, chose de vilain! Geſundheit, lieber Broer! Na, und morgen reiſen Sie?“

„Jo, jo!“

„Sagen Sie mir einmal,“ fragte Arthur weiter, ſind Sie in Meſſina geweſen?“

„In Meſſina, jo jo!“

„Wie ſchien Ihnen die Umgegend?“ fuhr mein Bruder fort.

„Ah, jo jo, die Omegn, jo, det war ſo en Nebel, da ich mich dort opholdt, daß ich gar nichts ſehen kunde.“

Arthur ſchmunzelte, aber fragte ſehr höflich weiter: „ſind Sie in Konſtantinopel geweſen?“

„In Konſtantinopel, jo viſt, zu wiederholten Malen in Konſtantinopel geweſen.“

„Und die Omegn, iſt ſie ſmuk, Ärewärdigſter?“ ſetzte Arthur ſeinen Examen fort.

„Jo, jo,“ antwortete der Schiffer, „det Omegn, o Herr Wirth, en Bowl Punſch — jo, det war in Konſtantinopel, daß jeg havde den Fatalität, min Been zu brechen.“

„Und wie das?“ fragte Arthur mit ungemeinem Intereſſe.

„O Herr Lieutenant,“ lautete des Schiffers Antwort, „es geſchieht viel Wunderbares in der Welt. Seer de, ich wohnte im vierten Stockwerk, und jeg ſchlummerte des Nachts ganz ruhig im Bette. Des Morgens früh ſtand jeg op und erwartete nichts Unbehagliches oder Widerwärtiges; aber was iſt in den ſchwarzen Stunden geſchehen! Das ganze Haus, min Etage ausgenommen, iſt ganz und gar durch eine fürchterliche Feuersbrunſt vernichtet worden. Ich will die Treppe betreten, und bemerker nicht, daß keine Treppe mehr da iſt. Nur die Balken des niedern Hauſes waren ſtehn geblieben, aber die Böden und alle Gemächer waren eingeſtürzt, nur min Etage was gerettet.

Nun jeg, der ich von gar nichts wußte, träde ud und ſlyrter ned, bräck min Been, und werde in Schutt und Waſſer begraben."

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus übe die unverſchämte Lüge. Arthur wendete ſich an Svendſen und ſagte: „Hör, iſt es nicht ſchändlich, daß ſolch ein Vieſt uns für ſo dumm häl und es wagt, uns ſo etwas aufzubinden? Hört," und nun wandte er ſeine Rede an den Schiffe ſelbſt, „Ihr Kerl, wenn Ihr wieder ſolche Geſchichte erzählen wollt, ſo erzählt ſie einer Geſellſchaft von ſolchen Köpfen, wie Ihr Einen in Eurem eigenen Hut finden werdet." — Und dami ſetzte er den Hut auf den Tiſch, worin ein friſche Lammskopf lag, neugierig und ärgerlich guckt Schiffer Espeſen in den Hut hinein und brach aus: „Wie, das mir? ein Lammskopf?" Hitzig nahm er den Lammskopf und ſchleuderte ihn nach meinem Bruder, aber dieſer wich aus, indem er ſic geſchmeidig nach rechts beugte.

„Hör, Kamerad," rief nun Arthur, indem er den Wirth anhielt, der grade mit einer Bowl brennenden Punſches hereinkam, „glatzköpfige Mann, Du ſollſt nun eine Perücke haben!" Und damit ergriff er die große Kumme, worin der ſiedende Punſch flammte mit ſeiner ſchwefelblauen Lohe, und ſetzte raſch und behende den umgewendeten ungeheuren Napf auf den Scheitel des Schiffers, als ob es eine Nachtmütze oder ein Hut geweſen wäre. Da ſtand nun der Schiffer mit der Bowle auf dem Kopf, während das flammende Getränk ihn röthend über das Geſicht herabſtürzte, ſo daß dieß dem Bilde eines Fürſten auf einer Goldmünze nicht unähnlich war.

Doch — dieß blieb nicht ungerochen. Raſend griff der Schiffer nach einer Flaſche, die mit Bier gefüllt war und warf ſie Arthurn an die Stirn; im nächſten Augenblick ſtieß er den Tiſch um, ſo daß alle Lichter erloſchen und wir uns in kohlſchwarzer Finſterniß befanden. Ich fuhr aus meinem Winkel auf, um Arthurn Beiſtand zu leiſten, aber empfing in der Dunkelheit und im Getümmel eine derbe Ohrfeige. Die ganze Geſellſchaft ſtürzte auf den Schiffer, aber man konnte ja nicht ſehen, ſo daß man auf einander losſchlug, in der Hoffnung, Espeſen zu treffen. Und ſo ſtürzte denn, wie vom Himmel nieder, ein Platzregen von

Ohrfeigen, ein Hagelſchauer von Stockprügel un
ein Donnerwetter von Puffen und Stößen.“

So tummelte ſich der ganze Wirrwarr dur
die Billardſtube und die übrigen Gemächer z
Pforte hinaus durch die Gaſſen in vollem Au
ruhr und Schlägerei; aber da der Wirth, welch
hatte Frieden ſtiften wollen und dabei einige grim
mige Hiebe ins Geſicht bekommen hatte, wied
mit Licht in die Stube eintrat, lag Arthur bluten
mit einer Kopfwunde bewußtlos ausgeſtreckt a
dem Boden; nur Svendſen und ich waren i
Zimmer. Der Jütländer betrachtete meinen Br
der ſehr kaltſinnig und ſagte nur die wenig
Worte: „Da liegt err, am Leibe gut zugericht
und tüchtig derr Pelz ihm zerrwalkt und zerriſſen!
Und damit nahm er ſeinen Hut und ging.

XVI.

Getroſt, mein junger Fuß, tritt vor,
Raſch über Wurzel, Knorr' und Moor!
Iſt ſteil die Tief' und rauh der Stein,
Und geht's in finſtre Nacht hinein –
Wenn aus der Seele Dämmrungsweben
Nur Morgenſtrahlen ſich erheben,
Wird auch der ſchwache Fuß nicht beben.

Und ſeufze nicht, du ſtille Bruſt,
Weil dieſe fehlt und jene Luſt,
Und ihre heilge Wölbung, nie
Bewohne Schwermuts Natter ſie!
Graun iſt und Qual oft drin verbündet,
Doch glaube, daß, der ſie gegründet,
Sie nicht zur Hölle Dir gerundet!

Und lachen euch, ihr Augen, nicht
Zwei andre an mit ſüßem Licht,
So ſtarrt nicht nieder, denn fürwahr,
Ihr ſeid nicht aller Liebe baar!
Mit hellerm als der Augen Scheine,
Weit tröſtender, wenn Du alleine,
Strahlt dort des Himmels ewge Reine!

Und Du, mein junges, edles Herz,
Sink nicht in menſchenſcheuen Schmerz!

Manch treues Herz, o glaube mir,
Wohnt hier und dort, unfern von Dir.
Und wenn ſie dann um Dich ſich regen,
Und nahe bei Dir ſich bewegen,
Schlägt eines traun auch Deinetwegen.

Ermattet verließ ich meinen Bruder, nachdem ich zwei Tage bei ihm gewacht und Riegelſen gebeten hatte, mich auf dem beſchwerlichen Poſten abzulöſen. —

Ein freundlicherer, ein reinerer Himmel öffnet ſich jetzt für den Leſer. Es ſind Mathildens Gedanken, die ich, ſchwach genug, in den über dieſem Kapitel als Motto ſtehenden Zeilen ausgedrückt habe. Wir werden ihr ſehr bald begegnen. —

Es war ſchon hoch am Tage und ich ſchlie noch, aber keinen ruhigen Schlaf. Bald ſah ic Mathilden in ſchwarzem Anzuge auf dem Kirchho umherwandeln, bald glaubte ich den Kieler Studenten zu ſehn, wie er ein ungeheures Oxhof Rothwein aufhob und meines Bruders Stirn damit bedrohte; endlich kam es mir vor, als ob di Thür aufginge und Halvor Thyeſen einträte. Ic rieb die Augen und bemerkte, daß ich wach war und Halver Thyeſen wirklich vor meinem Bette ſtand.

„Aber biſt Du von Sinnen, Doktor,“ rief er mir lachend zu, „zwei Nächte haſt Du nicht zu Hauſe geſchlafen, und heute liegſt Du noch im Bett, obgleich es ſchon halb Eins geſchlagen hat. Du führſt mir ein erbauliches Leben! — Ach, meine Füße, Doktor! Das Blut ſchnurrt darin wie das Waſſer in einer Theemaſchine; ich bin gewohnt auf ſanftem Erdreich zu gehen, aber nicht auf dem verwünſchten Steinpflaſter. Oh, oh, mit Verlaub, daß ich Deine Pantoffeln anhabe, oh, oh!“

„Aber ſag mir,“ brach ich aus, als ich meine Überraſchung einigermaßen überwunden hatte, „erkläre mir nur, wie Du eigentlich nach Kopenhagen gekommen biſt, lieber Halver?“

„Ja, wie?“ antwortete er, „kannſt Du es mir ſagen, denn ich weiß es, hol mich der Henker, nicht,“ und als ob ihn ein unangenehmer Gedanke plötzlich durch den Kopf ginge, keilte er mit dem Stiefelknecht, den er grade aufgenommen hatte, dermaßen auf den Ofen in ſeinem Unmut ein, daß dieß äußerſt nützliche Möbel in Stücke ſplitterte. „Nur ſo viel weiß ich,“ fuhr er nach dieſer Kraftäußerung fort, „daß ich auf die Nachricht von Mathilde Johnſens Abreiſe nach der Stadt eine unwiderſtehliche Luſt bekam — di Vögelſammlung in der Sturmgaſſe zu ſehn."

„Was?" rief ich, von meinem Lager auffahrend, „Mathilde iſt hier in der Stadt? und wo?"

„Ja, das weiß ich juſt nicht," antwortete e ganz ärgerlich.

„Ich will ſie ſtracks aufſuchen," brach ic aus und kleidete mich augenblicklich an. Währen meiner Toilette fragte ich Halvorn um Neuigkeite aus ſeiner Heimat, und der würdige Landman kramte bereitwillig ſeinen Vorrath aus. „Carine," fing er an, „hat ſieben Junge geworfen un Meierskens Elſe iſt geſtorben. Ich habe ſcho drei Füchſe im Sipperupholz geſchoſſen, aber de Marder richtet fürchterliche Verwüſtungen im Hüh nerhof an. Der Weizen war dieß Jahr theuer und auf Weihnachten macht meine Schweſter Hoch zeit mit dem Zehntenkommiſſarius. Kürzlich wa Auktion von des Pfarrers Nachlaß und ich kauft ſeinen Fuchspelz, es wurden auch eine eklige Meng ſchimmlicher Bücher verkauft."

„Von wem iſt aber dieſer Brief an mich, de hier liegt?" fiel ich ihm in die Rede, und erbrach das Siegel. Ich las:

„Verzeihen Sie mir, lieber Herr Harring, wenn ich mich an Sie wende, aber ich habe keinen Freund als Sie; Sie haben mir überdieß verſprochen, mit Rath und That mir beiſtehen zu wollen, wenn ich in Verlegenheit wäre. Kommen Sie recht bald zu Ihrer Mathilde Johnſen."

Knapſtedshof, den — 18 —.

Ich zeigte Halvern den Brief; er las ihn ſchnell, und fing an, eine von ſeinen Lieblingsarien zu ſummen:

Der däniſche Landſoldat, ja der
Iſt wie ein wildes Thier;
Doch liebt ein ſchönes Kind er ſehr,
Iſt er allein mit ihr;
Sein Mut iſt nicht gering,
Faldera!
Legt um des Feindes Hals einen eiſernen Ring!"

Doch plötzlich hielt er mit ſeinem Geſang inne und wandte ſich zu mir mit einem Blick voll innerlichem Schmerz. „Sie hat Dich gewählt, und nicht mich," ſagte er, „ich ſehe es deutlich, und hiebei iſt nichts zu thun. Ich will ſie nicht ſehn, ich will auf der Stelle nach Jütland zurückreiſen, und die Vögelſammlung dem Teufel und ſeiner Großmutter überlaſſen. Nimm ſie denn, aber ſe gut gegen ſie; denn Halvor Thyeſen würde fuchswild gegen Dich werden, wenn es ihm zu Ohren käme, daß ſie ſich über Dich beklagte.“ Er drückte mir die Hand und ging ſtill zur Thür hinaus; ich ſah ihn erſt in Jütland wieder.

Und nun eilte ich nach Knapſtedshof und fragte nach Mathilde Johnſen; man wieß mich oben in ein Zimmer, und da ſaß Mathilde, die Hand unter der Wange, die Augen voll Thränen. Sie ſtieß einen Freudenſchrei aus, als ſie mich ſah. „Endlich, endlich,“ ſagte ſie, „ich glaubte, daß auch Sie mich verlaſſen hätten; zwei Tage habe ich Sie vergebens erwartet, Gott ſei Lob und Dank, daß Sie kommen.“ Sie reichte mir die Hand aber ich umarmte ſie und bedeckte ihr Geſicht und ihre Hände mit Küſſen. Doch bald riß ſie ſich los, und ſagte erröthend: „Johannes, wir vergeſſen uns Beide. Sehen Sie hier!“

Ich warf meinen Blick in die Richtung, wohin ſie zeigte, und verwundert entdeckte ich einen reizenden Knaben. Er konnte wohl vier Jahre alt ſein. „Was heißt das?“ fragte ich erbleichend.

„Der Mann, der da ſteht," ſagte jetzt Mathilde, zu dem Knaben, „der will Dein Vater ſein! Aber geh jetzt in die Billardſtube hinunter, und ſieh zu, wie ſie ſpielen!" Sie küßte den Knaben noch, eh er hinunter ging, und wir ſetzten uns auf das Sopha.

„Das iſt Arthurs und mein Kind," ſagte ſie ſchmerzlich.

„Aber Sie erwähnten ja gegen mich, daß es todt ſei?" brach ich aus.

„Ich wußte es ja ſelbſt nicht anders," antwortete ſie. „Mein Vater hatte mich getäuſcht."

Im folgenden Kapitel wird der Leſer erfahren, was Mathilde mir erzählte; möchte er es nur mit demſelben Intereſſe hören, wie ich es damals vernahm.

XVII.

Arme Verlaßne, gedrückt von Harm,
Ach, Dir fehlet des Vaters Arm!
Wie Dein Herz ſich auch ermannt,
Wird es Dir frommen im fremden Land?

„Stille, du Stimm', einen Vater hab' ich,
Liebenden Vater ſtets für mich,
Über den Wolken da kannſt Du ſehn,
Seinen Thron, den funkelnden, ſtehn!“

Arme Verlaßne, nicht iſt Dir's bewußt,
Wie man ſich ſchmiegt an der Mutter Bruſt;
Nimmer ſahſt Du — o Trauergeſchick! —
Freud' in der Mutter glänzendem Blick!

„Eine Mutter? Ich hab' auch die,
Allethalben ja ſchau ich ſie,
Aber draußen im Freien nur,
Meine Mutter, ſie heißet Natur!

Ungefähr vier Jahre vor dem Jahre, wo die zuletzterzählten Begebenheiten vorfielen, ſtand Mathilde Johnſen mit verweinten Augen vor ihrem Vater, dem Konſiſtorialrath. „Ich darf es Dir nicht länger verhehlen, Vater,“ ſagte ſie mit bebender Stimme, „daß Lieutenant Harring mich betrogen hat. Und nicht allein bin ich von ihm berückt, er hat mich auch verlaſſen, und iſt nach Kopenhagen gereiſt.“

Das frappirte freilich den alten Vater, aber — das Unglück war nun einmal geſchehen, und konnte nicht ungeſchehen gemacht werden; — ein Fehltritt, um den Niemand weiß, iſt kein Fehltritt: es kam nur darauf an, ihn der übrigen Welt zu verheimlichen.

Und als nun der erwartete Augenblick für die bange Mathilde gekommen war, ſetzte ſich der Pfarrer in ſeinen bequemen Fuhrſeſſel, um die Wehmutter zu holen. Der alte Hans war Kutſcher, ein treuer Diener, der von Kind an bei dem Konſiſtorialrath im Dienſt geſtanden hatte: kein Wunder alſo, wenn der Pfarrer dem alten Diener das ganze Unglück vertraute, und Hans war auch treu und ſchwieg.

„Du fährſt gewiß zu ſtark, Hans,“ ſagte der Pfarrer unterwegs, „laß um Gottes Willen die Pferde nicht ſtürzen!“

„Die können nicht ſtürzen, Herr,“ antwortete Hans und peitſchte wieder darauf los.

„Ja, bei Gott, das können ſie wohl," rief der bekümmerte Vater.

„Nein, Herr," beruhigte ihn der Kutſcher, „nein, jetzt können ſie nicht ſtürzen. Wenn man die Wehmutter holt, kann kein Pferd ſtürzen; ſo viel hält doch der liebe Gott von den kleinen Kindern, das weiß ich beſſer!"

„Ach," ſeufzte Johnſen, „der gemeine Mann hat oft einen ſtärkern und ſchönern Glauben, als ſelbſt der Generalſuperintendent."

Als der alte Pfarrer bei der Wehmutter eintrat, war ſie ſchon zu Bette. Sie wurde geweckt und der Pfarrer ſagte zu ihr: „Meine Tochter Mathilde bedarf Deiner Hülfe, und Du mußt ihr bedienſtlich ſein. Komm alſo gleich mit. Aber ſobald das Kind zur Welt gekommen ſein wird, ſollſt Du es mitnehmen und Mathilden nachher ſagen, daß es todt iſt. Es ſoll in einer einfachen Bauernfamilie untergebracht werden, denn ich werde bei meinem Ableben nicht ſo viel hinterlaſſen, daß das Kind eine Erziehung bekommen kann, die dem Stande der Mutter entſpricht. Überdieß will ich um alles in der Welt nicht, daß irgend Jemand meiner Tochter Schande erfährt. Für das Kind aber werde ich gut bezahlen, und für Deine Verſchwiegenheit obenein reichlich — das todte Kind wird bald vergeſſen ſein, aber das lebende würde Mathilden täglich und ſtündlich ängſtigen und martern."

Als nun die Niederkunft überſtanden und der Pfarrer das Kind mit dem Namen Karl Peterſen getauft hatte, übergab er es kaltſinnig der Wehmutter, um es bei einer einfachen Bauernfamilie in Pflege zu geben; als aber Mathilde nach ihrem Kinde fragte, antwortete der Vater, daß es todt ſei.

Mathilde weinte, aber tröſtete ſich gleichwohl zuletzt damit, daß das Kind doch nun nicht ſo unglücklich wäre, Schande vor der Welt zu leiden und vielleicht ein kümmerliches Daſein zu friſten. Man zeigte ihr ein kleines Grab, das für des kleinen Karls Grab ausgegeben wurde, und oft ging Mathilde ſpät in der Nacht hinaus und legte Blumen um den grünen Hügel und beweinte den kleinen geſunden Burſchen als todt, der indeß in rothen Beinkleidern ſich in dem kleinen Garten eines wohlhabenden Landmanns herumtummelte und mit einer zahmen Elſter ſpielte. Nach Verlauf von vierthalb Jahren ward die Wehmutter, Dorthe Chriſtenſen, krank und ſah ihrem ſchleunigen Tode entgegen. Die „kluge Frau" hatte vergebens ihre ganze äskulapiſche Geſchicklichkeit angewandt, und man wartete ſchon auf den Schreiner, der ihr noch bei ihrem Leben Maß zum Sarge nehmen ſollte; da trat ein alter Kirchenvogt auf und gab ſeinen weiſen Rath. „Es geht jetzt grade auf Neumond los," ſagt er, „da können wir mit Dorthen wenigſtens einen Verſuch machen. Mein Vater hat zu ſeiner Zeit mir erzählt, daß wenn der Doktor einen Kranken ganz aufgegeben hat, ſo ſoll man, wenn es grade Neumond werden ſoll, ein Grab graben auf ungebautem Felde und den Kranken in das Loch hineinlegen, und dann einen Pflug dreimal über den Kranken wegziehen, und wenn der Kranke das überlebte, ſo wäre er für dasmal vom Tode errettet." —

Die alten Bauern trugen hierauf um Mitternacht (denn ſo befiehlt es noch heut zu Tage der Aberglaube dem jütländiſchen Bauer dergleichen zu verrichten) die Kranke aufs Feld hinaus und gruben ein Grab, und der Mond ſtand grad zwiſchen Alt und Neu, und das Symbol des Le bens, der werkthätige Pflug, ging dreimal über die Kranke weg; aber das Lebensprincip konnte der Sterbenden nicht eingepfropft werden, und die Eule heulte in dem nahen Tannenwald, und der Schreiner zimmerte raſch auf den Sarg los; denn Beide hatten eine Ahnung davon, daß Dorthe Chriſtenſen doch ſterben müſſe.

Die alten Bauern trugen die ſterbende Frau nach Hauſe, aber nun verlangte ſie mit Fräulein Mathilde zu ſprechen. Stracks lief ein kleiner Burſch (wie oben erwähnt) übers Feld zu Pfarrers hin, aber der Burſche traf Mathilden, Halver Thyeſen und mich an, grade als wir auf der Anhöhe im Pfarrgarten die dreizehn Hügel betrachteten, wo des Gutsbeſitzers Schatz verſcharrt ſein ſollte.

Als nun die Predigertochter nicht gleich kam, und die kranke Frau fürchtete, ſie werde ſterben, ehe ſie käme, ließ ſie den erwähnten Familienvater rufen, bei dem der kleine Karl in Koſt war, und redete dieſen ſo an, nachdem ſich alle aus der Stube hatten entfernen müſſen: „Das Kind, das Du in Deinem Hauſe haſt, iſt Fräulein Mathildens Kind; denn ſie hat es zur Welt gebracht.

Ich ſage Dir dieß, damit Du es, wenn der Pfarrer geſtorben iſt, aber nicht eher, dem Fräulein erzählen kannſt, daß ihr Kind am Leben iſt und nicht unter der Erde. Hier unter meinen Kopfkiſſen nimm die hundert und funfzig Thale für die Pflege des Kindes, aber es muß es au gut haben. Es wäre Sünde, wenn der klein Karl, der ſo hübſch zeichnet, einmal Soldat werden ſollte; es wäre Sünde, wenn die Mutter ih Kind nicht wiederſehen ſollte, und es wäre Sünd wenn das Kind ſeiner Mutter und ſeines Vater Beſitz nicht erben ſollte.“ — Und damit gab Dort Chriſtenſen den Geiſt auf und die alten Bauer frauen entkleideten die Leiche, und der Schrein kam mit ſeinem Sarge nach knapp einer vollen Gl ckenſtunde, nachdem die Alte geſtorben war.

Aber den Tag nach des Konſiſtorialraths Te kam ein Bauer in die Stube zu Mathilden u hatte einen hübſchen vierjährigen Knaben an d Hand (es war derſelbe Bauer, den ich des Mo gens antraf, nachdem ich mir den Fuß auf de Balle in der Pfarre verrenkte) und ſagte zu M thilden: „Mein gutes Fräulein, Sie haben I ren Vater verloren, aber ich will Ihnen dafür nen Sohn geben; denn Dorthe Chriſtenſen hat auf ihrem Sterbebett den kleinen Karl für Ihren Sohn erklärt. Dazu ſo gab mir die ſelige Frau (eine ſeltne Frau, ſo lang ſie lebte, und hat meine Frau ganzer achtmal aufs flinkeſte bedient) ſie gab mir hundert und funfzig Thaler, wovon ich für des Kindes Bedürfniſſe zwei und zwanzig Thaler verbraucht habe, und hier iſt der Reſt! Übrigens kann das Fräulein ſich bei dem alten Hans erkundigen, ob es nicht alles wahr iſt, was ich geſagt habe.“

XVIII.

Im Sünder noch ſchläft ein göttliches Licht,
Das Gute, ſo ganz vertilgt es ſich nicht.
Im wildeſten Tanz auf dem Hamburgerberg
Vernahm oft Mozart ich, freilich den — Zwe

So lautete Mathildens Erzählung in Kürze, u
ſie war grade beendet, als der Knabe wieder h
aufkam. Ich betrachtete ſein Geſicht etwas
nauer und fand viele von Arthurs Zügen, a
gemildert und verſchönert durch eine liebliche V
ſchung mit Mathildens freundlichem Geſicht. V
glichen mit Arthurs und Mathildens Antlitz w
dieſes Knabengeſicht einer ſchönen Landſchaft gle
die, urſprünglich eine Wildniß, durch menſchlic
Anbau in eine fruchtbare reizende Gegend verwa
delt war. Ich küßte das Kind und rief a
„Karl, willſt Du recht von mir halten und
guter Junge werden, ſo will ich auch Dein Va
ſein.“ Der Knabe ſah mich verwundert an u

ging in die andre Stube, wo er ſich über einige Bilderbogen freute, welche die zärtliche Mutter ihm ſogleich angeſchafft hatte.

„Und was iſt Ihre Abſicht nun?“ fragte ich Mathilden.

„Meine Abſicht,“ antwortete ſie mit beſtimmtem Tone, „iſt, meine Pflicht zu erfüllen. Dieß arme Kind ſoll nicht zum Bauer erzogen werden; es ſoll nicht, wenn es erwachſen iſt, den rothen Rock anziehen, um vielleicht von einem jungen Laffen von Lieutenant gemißhandelt zu werden; es ſoll nicht, ſo weit ich im Stande bin, es zu verhindern, von Hunger und Durſt zu Verbrechen verleitet werden. Es hat keinen Vater, aber es ſoll erfahren, daß es eine Mutter hat. Ich will arbeiten und Geld ſchaffen für ſeine Unterhaltung und ſeinen Unterricht, und deßwegen eben habe ich Sie gebeten, lieber Harring, zu mir zu kommen. Thun Sie mir die Gefälligkeit und gehn Sie zur Theaterdirektion und melden Sie mich als eine Perſon, welche eine Probe zu machen wünſcht.“

„Zum Theater?“ ſeufzte ich.

„Erinnern Sie ſich,“ nahm ſie nun das Wort, „daß ich wie ein Schatten aus einer entſchwundenen beſſern Zeit zu betrachten bin, daß ich meine Umgebungen nicht liebe, ja vielleicht nicht einmal verſtehe. Für Andre meines Geſchlechts und meines Alters gibt es Liebe, aber ich werde ſie nie erfahren; denn welche Liebe ſollte ich Jemandem bieten können? Es hängt mir ein Makel an, der nie getilgt werden kann; und wenn ſelbſt Jemand aus Liebe mir mein Vergehen verziehe, müßte ich nicht beſtändig fürchten, daß er bei der geringſten häuslichen Uneinigkeit ſich daran erinnerte, und mir mit Hohn den Fehltritt meiner Kindheit vorwürfe? Nein, Johannes, mein ſtiller Lebenslauf iſt abgeſchloſſen, und von nun an will ich ein ganz neues Leben beginnen, gewidmet nicht mir ſelbſt und meinen beſondern Neigungen, ſondern ausſchließlich geweiht meinem Karl und — der Kunſt Noch jung und hübſch, noch warm von Leidenſchaft, will ich mit einem glänzenden Äußern, von einem hohen Standpunkt, die Welt vielleicht blenden, ſo daß ſie, begeiſtert von dem Anblick meiner Kunſt und meines Talents, mir die Schuld vergebe. Ich habe nie ſtärker meinen innern Beruf gefühlt als grade in dieſem Augenblick."

„Aber wenn nun mein Bruder," unterbrach

ich ſie, „voll Reue Sie um Verzeihung bäte und Ihnen ſeine Hand böte?“

„Und Sie fragen mich ſo, Johannes?“ ſagte ſie erblaſſend. „Glauben Sie wirklich, daß ich ihm jemals angehören möchte? Er hat von dem erſten Anbeginn ſeiner Bekanntſchaft mit mir es offenbar darauf angelegt, mich zu verlocken; er hat kalt und herzlos mit einer teufliſchen Ironie meine warme, unſchuldige, ſchwärmeriſche Liebe betrachtet; er hat ohne Mitleid mich in dem Augenblick verlaſſen, als er hörte, daß er mich grenzenlos unglücklich gemacht hatte, da er meinen Jammer und meine Verzweiflung ſah; er hat in dieſen vier Jahren kein Wort von ſich hören laſſen, nicht einmal ſich erkundigt, ob er ein Kind habe, — und da muß ich Sie noch fragen, ob ich jemals dieſen Menſchen lieben könne? O ich ſpreche viel zu milde von meinem Verführer, aber es geſchieht nur, weil es Ihr Bruder iſt.“

„O, liebe Mathilde,“ ſagte ich mit zitternder Stimme, „wenn nun Arthur auf den Tod läge? wenn nun der Gedanke an die nahe Auflöſung ſeine Wildheit gebändigt, wenn der raſch herbeieilende Augenblick, wo er vor den erzürnten Richter treten ſoll, ihn geängſtigt hätte? wenn nun Ihre trauernde Geſtalt an ſeinem Sterbebette ſtände und ihn marterte? wenn Sie nun zu ſeiner Beruhigung ihm vergäben und ihm die Hand reichten, und Sie dadurch ſich ſelbſt und Ihr Kind von dem ſchwärzenden Makel befreien könnten — wollten Sie da nicht ſich vermählen mit dem — Sterbenden?"

Sie ſchauderte und weinte. „Ja, ja," rief ſie, „meines Kindes wegen würd' ich es, meines Karls wegen. Das Kind ſoll nie des Vaters Verbrechen erfahren; ich will ihm keinen Haß gegen ſeinen Vater einflößen. Ja, Harring, ich würde es."

„Mathilde," ſagte ich, „ich melde Sie nicht beim Theater, — aber ich gehe ſofort zu meinem Bruder." Ich umarmte ſie heftig und verließ das erröthende Mädchen, um Arthurn zu beſuchen.

Auf der Treppe in meines Bruders Wohnung traf ich ſeinen Arzt, einen jungen Homöopathen L—, einen Schulkameraden von mir. „Ihr Bruder," ſagte er, „iſt nicht zu retten. Seine Bruſt iſt zerſtört, und das Übel hat bei dieſer Veranlaſſung Gelegenheit gefunden auszubrechen. Sein Kopf iſt bedeutend beſchädigt, ſo daß Sie, wenn

Sie meinem Rath folgen wollen, augenblicklich einen ältern Chirurgen als ich bin rufen müſſen. Ich ſchlage den Profeſſor C— vor, obgleich er Barbier iſt. Wollen Sie übrigens ein vernünftiges Wort mit Ihrem Bruder ſprechen, ſo thun Sie es heute, ja in dieſem Augenblick, denn es iſt leicht möglich, daß eine Gehirnentzündung erfolgt, und dann kommt er natürlicherweiſe von Sinnen.

Ich eilte die Treppe hinauf und trat in meines Bruders Gemach. Er lag im Bette, aber Claus, ſein alter Bedienter, las ihm laut den Eulenſpiegel vor. „Du ſollſt Dank haben,“ ſagte der Kranke, „daß Du mich zu beſuchen kommſt! Ja, ich werde verhimmeln. **Je m'en vais chercher un grand peut-être!** Da,“ und nun malte er ſich auf ſeine Weiſe den Zuſtand in der beſſern Welt aus, „da iſt ja Alles vollkommner als hier! Da redet man die Könige nicht an mit: Ihre Majeſtät! ſondern da ſagt Gott zu Friedrich dem Zweiten Du, und zu Harald Blauzahn Er, und zu Ludwig dem Vierzehnten vielleicht Schlingel! Da iſt ein herrliches Leben: die Flaſche wird nie leer, und man wird des Morgens mit Sardellen und Heringsſalat gratis bewirthet: Jungfer Coccinella mit dem rothen Rock und den rothen Gardinen iſt nicht mehr Metze, und wohnt nicht mehr auf dem Saal, ſondern trägt ſtatt des kurzen Rockes eine hochhalſige, äußerſt anſtändige Drapperie. Da ſpielt man L'hombre, aber da gibt es keine Codillen, denn Alle gewinnen. Da iſt ein ewiger Durſt, aber da ſind auch ewigſprudelnde Weinquellen. Da laxirt man Dukaten und vomirt Species. Da gibt es unbeſchränkte Druckfreiheit und man kennt weder Wächter noch Polizeidiener. Da hat man kein Kopfweh nach einer durchſchwärmten Nacht — da, Johannes, werde ich meinem und Deinem Vater begegnen — ach, ich hätte doch mein Leben beſſer anwenden können! O meine Bruſt und mein Kopf thun mir bisweilen gräulich wehe."

„Unglücklicher Bruder," nahm ich jetzt das Wort, „ſammle Deine Kräfte und richte Deine Gedanken auf den Ernſt und nicht auf bittern Scherz mit dem Heiligen. Gewiß, Du hätteſt Deine Talente beſſer anwenden können, doch kannſt Du Einen Fehltritt noch gut machen. Ich will Dir nicht verhehlen, daß Dein Leben in Gefahr iſt, und daß Du vielleicht nur noch einen kurzen Lebensreſt haſt. Weißt Du, daß Du Vater biſt?"

„Vater?" fragte er verwundert, „nein, die Würde habe ich mir nicht zugetraut! Was meinſt Du damit?"

„Haſt Du Mathilde Johnſen vergeſſen?" rief ich mit Bitterkeit.

„Das Kind iſt todt," antwortete er finſter.

„Es lebt, Arthur," ſagte ich, „es iſt mit der Mutter hier in der Stadt, und ich fordre Dich auf, Dich noch heute mit Mathilde trauen zu laſſen, und dadurch dem Kinde ſeine Ehre und ſeine Berechtigungen zu ſchenken: es ſoll Dich beerben."

„Lebt es wirklich?" ſeufzte er, „ach, weßhalb erfahre ich das jetzt erſt? Es iſt eigentlich eine Thorheit, ſich gegen das Ende ſeines Lebens mit Gefühlen abzugeben; da ſoll man ſeinen Verſtand gebrauchen. Das Herz ſoll von den Jungen und Lebenden gebraucht werden, aber der Kopf und der Mut ziemt den alten Leuten und den Sterbenden. In dem Augenblick, wo der Sterbende ſich dem Gefühl hingibt, ſetzt er ſeinen Thron in ſeine Wiege. Inzwiſchen hole das Kind und die Mutter und einen Pfarrer, und Du und der Doktor, Ihr könnt Brautführer ſein.“

Ich machte die nöthigen Anſtalten, fürchtete aber ſehr, daß die Bewußtloſigkeit zu ſchnell eintreten würde.

XIX.

Den dunkeln Weg er drauf erkor,
Wo der Zweifel zertritt der Hoffnung Reis:
Verwandelt ward ſein Maienflor
In Grabdecembers Eis.

Ungewöhnlich früh traf der Winter dieß Jahr ein: der erſte Schnee knirrte unter den Wagenrädern, als ich mit Mathilden und dem kleinen Karl zu Arthurn hinfuhr. Es war, als ob die Natur ſelbſt ein weißes Sterbelaken für meines Bruders entſeelten Körper weben wollte.

„Und denken Sie wohl daran,“ fragte ich Mathilden, „daß ich eine betrübte Pflicht erfülle? Ich führe die, welche ich am höchſten auf Erden liebe, als Braut in des Sterbenden Arme. Ich übergebe Sie einem Manne, der ſich nicht um Sie bekümmert, in wenigen Stunden wahrſcheinlich ſind Sie, das ſchöne blühende Weib im weißen ſeidenen Kleide, mit dem Roſenkranz im Haar, in wenigen Minuten ſind Sie in eine ſchwarzbeſterte Wittwe verwandelt. Einem Andern überliefere ich mein Glück, nur das Leid behalte ich für mich ſelbſt. Wenige Menſchen gewiß können das mit Geduld und Ruhe ertragen, was ich thue.“

„Sein Sie gewiß,“ antwortete ſie mir, indem ſie ihren weißen Handſchuh auszog und mir ihre kleine zarte Hand reichte, „daß ich dankbar ſein werde, wenn ich kann. Jetzt ſehe ich ein, daß Ihre Liebe aufrichtig iſt; möchte ſie einen edleren Gegenſtand getroffen, oder möchte ich Sie kennen gelernt haben, ehe ich Ihren Bruder ſahe!“

Stumm und wehmütig fuhren wir zu dem ſterbenden Mann, aber da wir vor Arthurs Wohnung hielten, klammerte ſich Mathilde feſt an mich an, und fragte mich mit beklemmter Stimme, ob es nicht beſſer ſei, es ganz zu laſſen? Ich antwortete Nein, und nun ſtanden wir am Krankenlager.

Der Pfarrer war ſchon da, und der Arzt, als der zweite Brautführer, ſtand am Bette. Der Letztere näherte ſich mir eilig und flüſterte: „Was Sie thun wollen, das thun Sie bald. In dem nächſten Augenblick kann der Wahnwitz eintreten.“

„Hier komme ich mit Deiner Braut," ſing ich an. Arthur wandte ſich um, und betrachtete Ma- hilden ſtarr.

„Biſt Du die, welche ich tödtlich beleidigt habe?" ſagte er zu ihr. „Ja, ich ſehe es. Dieſe Wangen habe ich geküßt, dieſe Stirne habe ich berührt, dieſe Hand habe ich gedrückt, aber nun muß ich ſterben. Es kriecht mir ins Gehirn, als ob tauſend lebendige Würmer darin wimmelten. Iſt das mein Sohn?" Hier brach er in Thränen aus. „Ja, ich bin Dir ein ſchlechter Vater geweſen. Karl, Karl, wenn Du erwachſen biſt, und ich unter der Erde modere, da gedenke an das, was ich Dir in dieſem feierlichen Augenblick ſage: werde Deiner Mutter ähnlicher als Deinem Vater! — Pfarrer, thun Sie Ihre Pflicht!"

Und der Pfarrer traute das kontraſtirende Paar, ſie mit Roſen auf den Wangen und er mit den eingeſunkenen Augen, aber während dieſes kirchlichen Geſchäfts überfiel mich ein grauſendes Beben. „Ha!" dachte ich da, „wenn er nicht ſtürbe, wenn die ärztliche Kunſt dem ſinkenden Organismus helfen könnte! Wenn er dann Anſpruch machte auf ſeine Gattin und mit ihr leben wollte! Wenn ich es ſehen müßte, daß ſie ihm angehörte!" – — — Ein ähnlicher Gedanke durchzuckte oh Zweifel Mathilden, denn ſie ſtierte ängſtlich na mir hin, und betrachtete mich wehmüthig.

Die Trauung war zu Ende — die Grabve mählung geſchehen. Da ſtierte Arthur wild a die Braut. Eine plötzliche Luſt zu leben, und m ihr zu leben, mit dem ſchönen Weibe, erwac in dem halbgebrochenen Herzen. „Doktor," ſch er heftig, „ich will leben, ich will ſie lieben, will mich beſſern! Nur Ein Jahr will ich no leben mit meiner reizenden Frau, nur Einen Mo nat — vermag Deine Kunſt denn gar nichts?"

Der Arzt zuckte die Schultern. „So fahr z Hölle," ſchrie Arthur, „Du Doktor mit dem ſchwa zen Haar und dem rothen Backenbart. Auf D nem Kopf hat der Rabe oder der Fuchs geba Der Fuchs bildet den Leuten ein, daß er die A zeneiwiſſenſchaft verſteht — Gott helfe uns! — u der Rabe ſtielt den armen Patienten das Ge Murat, mein armer Hund! Johannes, ſorge f ihn und den kleinen Karl!" — Er ſank einen A genblick zurück, aber fuhr plötzlich in die Höhe, u jetzt hatte der ſchwarze Trauerflor des Wahn hes ſeinen Scheitel bedeckt: „Was iſt das?“ rief er, „was will das bucklige Weib? Iſt Aufruhr in der Stadt? Ja, ja doch! Truppenbewegungen auf Königs Neumarkt: der Kommandant ſpricht zu den Leuten. Wir ſtürmen die Tuillerien und den Schuldthurm. Da bekommt die Polizei ausgedehnte Gewalt, und darf prügeln, und nicht drei Menſchen dürfen auf dem Markt zuſammenſtehn und plaudern. An alle dem iſt die Druckfreiheit ſchuld — — — ha, mein Vater, mein lieber Vater!“

Er ſtreckte ſeine Arme aus und ergriff unwillkürlich meine und Mathildens Hand, legte ſie ineinander, betrachtete uns mit erſtaunter und doch ruhiger Miene, ſeufzte tief, und — war nicht mehr. Karl weinte, und hielt ſich feſt an der Mutter Kleide, der große Hund richtete ſich auf die Hinderbeine und ſchnob umher auf den Kiſſen um meines Bruders Geſicht; der Arzt fühlte bedenklich den Puls an, und horchte nach dem Athemzuge; aber ich umfing Mathilden und ſtarrte ſteif hin auf das bleiche Geſicht des Bruders, und es fielen mir Ovids Worte ein:

Jam cinis est et de tam magno restat Achi
Nescio quid parvam quod non bene co
pleat urnam.*)

(Aſch' iſt alles anitzt, und es bleibt von dem gr
Achilles
Kaum ein Häufchen zurück, der Erinnerung Urn
füllen.)

---

*) Ovids Metamorphoſen, 12, 615 u. 16.

XX.

Öffne, Gräber, mir die Pforte,
In den Garten möcht ich hin,
Drinnen liegt am ſtillen Orte,
Seine Lippen ſonder Worte,
Arthur mit dem muntern Sinn.

Vöglein mit des Frühlings Schimmer
Zeigen all aufs neue ſich,
Kehrſt Du aus dem Dunkel nimmer,
Haſt vergeſſen Du auf immer
Deinen Freund und Bruder, mich?

Arthurs muntrer Geiſt, erſcheine,
Komm nur zum Beſuche her!
In dem ſchattigen Lorbeerhaine
Sitzen wir vertraut alleine,
Iſt doch ganz der Kirchhof leer!

Vogel warſt von klarem Tone,
Voll die Bruſt von Sang und Klang!
Nimmer in des Waldes Krone,
Selbſt in Perſiens warmer Zone,
Hörte wohl man ſchönern Sang!

Gräber, Pſyche, harrt und ſtrebet, —
Ob der Fittig ihr entſchwand?

Iſt gen Süd die Stimm' entſchwebet,
Ob in Spaniens Hain ſie lebet? —
Hier doch war ihr Vaterland.

Kurz nach meines Bruders Tode ward ich Pfarrer in dem Orte, von wo ich dieſe Skizzen ausſende. Mathilde ging nicht zum Theater, ſonder ein Jahr, nachdem ich mein Amt angetreten hatte heirathete — — — — — — — — — —

Nachſchrift.

Ich ward in meiner Schreiberei unterbroche durch die Ankunft eines Mannes zu Pferde, de in den Pfarrhof hineinritt, um mir einen Beſuc abzuſtatten. Er war mit des Konſiſtorialraths Fuchspelz bekleidet, und ſah poſſirlich genug aus, al er zu Pferde ſaß. Der Gaſt war Halver Thyeſen Er erröthete ſichtbar, als er meine Frau grüßt und iſt eben damit beſchäftigt, ihr eine Meng Kohlrabi- und Knoblauchſaamen von ausgezeichneter Güte zu verehren; aber ich habe der Buchhandlung verſprochen, ihr noch heute den letzten Boge des Manuſcripts zu ſchicken, und ſo mag es vielleicht Manchem ſcheinen, daß mein Buch keine Schluß hat. In Gottes Namen denn:

„Parve, nec invideo, sine me, liber, ibis
in urbem!“*)

(Büchlein, ohne mich gehſt du (ich neide dich nicht,)
in die Hauptſtadt!)

---

*) Ovid. lib. Trist. 1, 1.

Wahrhaftige Chronik

von

dem norwegiſchen Spielmann

Eyvind,

mit dem Beinamen der Skalde; luſtig, aber
doch kläglich, heidniſch im Anfang und Fortgang,
aber zum Schluſſe erbaulich und chriſtlich,
und überhaupt ſehr ergötzlich zu
leſen, beſchrieben

von

Paul Möller.

Zum Druck befördert in dieſem Jahr.

Harald Haarfager war ſehr alt, aber fand noch viel Geſchmack an dem Umgange mit dem weiblichen Geſchlecht. Daher kam es, daß der Alte in ſeinem ſiebenzigſten Jahre ſich den größten Teil des Jahres in Finnmarken aufhielt, während ſeine Ehefrauen zu Hauſe blieben auf Stordör, welche Inſel im Hardangerfjord liegt. Denn Rogna und Gyda welche jetzt alt und runzlig waren, konnten ihren Eheherren nicht mehr ſo lebhaft unterhalten, wie damals als ſie jung und roth und weiß von Geſicht waren. Doch ſahen ſie ſcheel und konnten es nicht ertragen, wenn Harald auf junge Mädchen freundliche Blicke warf. Deßhalb meinte der alte König, daß beiden Theilen am beſten damit gedient wäre, ſich außer den Augen zu ſein. — Man ſollte glauben, daß es bei einem alternden Manne hart gehalten habe, bei dem weiblichen

Geſchlechte noch Glück zu machen, und Harald war ſelber des Glaubens geweſen. Dieß hatte ihn auch zum Theil bewogen zu den Finnen zu ziehen, um die dort durch Geld zu bewegen, die in den ſchwarzen Künſten wohl erfahren waren, daß ſie die Herzen der finniſchen Weiber für ihn bethörten. Aber es ging ihm dennoch beſſer in dieſer Hinſicht, als er erwartet hatte; denn Männer von einigermaaßen leiblichem Äußern ſind ſehr ſelten in dieſem Lande, wo die meiſten ausſehen wie Haut und Knochen, und Flecken auf der Haut haben wie verwitterte Blätter im Herbſte. Der König dagegen hatte gute, grade Gliedmaßen, und noch kein eben übles Geſicht; denn ſeine Backen waren wohl etwas eingeſchrumpft, und ſeine Stirn ein wenig runzlich; aber etwas röthliche Farbe hatte er doch noch. Sein Haar war freilich auch etwas mehr weiß als gelb, ſo daß ſeine Locken, die der Skalde in ſeiner Halle ehemals mit Goldfäden verglichen hatte, jetzt mehr dem Reif glichen, der frühmorgens auf den Anger fällt; aber — er drückte die Goldkrone tiefer über die Stirn, und das machte, daß die finniſchen Mädchen die graue Farbe ſeines Hauptes nicht merkten. Eines Tags reiſte er in Halogaland zu Schlitten, der nach Landesſitte von einem Rennthier gezogen wurde. Dieß Thier ward wild und riß das Sielenzeug entzwei, ſo daß er mit Mühe und Noth ſein Leben rettete und zu einem von den Höfen gelangte, die zwiſchen den Schneebergen hie und da zerſtreut liegen. Sobald er die Thür öffnete, ſah er in der Rauchſtube ein hübſches Mädchen, mit Namen Tora, deren Haut, obgleich ſie in vielem Dampf und Rauch ſaß, doch weißer war als Schnee; auch glänzten ihre Augen faſt wie ein paar Sterne, da ſonſt die Augen der finniſchen Weiber ſtets thränen, als ob ſie immer betrübt wären. Der König ward gleich ſo von ihr eingenommen, daß er auf ſie zuging und ihr in die Wangen kniff und ſie fragte: ob ſie wohl auf einige Zeit ſeine Allerliebſte ſein wolle? Als ſie ſeinen hohen Stand vernahm, ſagte ſie grade nicht Nein dazu, obgleich ein reicher Finnlappe, der ſeine Rennthiere kaum zählen konnte, ſich ſehr ſtark um ihre Hand beworben hatte; denn ſie konnte ihn nicht leiden, weil er ſich ſo viel mit Zauberei abgab. So blieb denn der König dieſelbe Nacht bei der Jungfrau, und fuhr weiter nach Norden zu. Als aber Zeit und Stunde verlaufen waren, merkte die Jungfrau, daß ſie werde Mutter werden. Nun hatte ſie Furcht, daß ihre Eltern ihre Schande entdecken und ſie todtſchlagen würden. Deßhalb ſtand ſie um Mitternacht von ihrem Lager auf, und wandte ihre Augen nach dem Nordſtern, den Herald ſie gebeten hatte zum Wegweiſer zu nehmen. Und da es nun um die Jahreszeit war, wo die Sonne in Finnmarken nicht aufgeht, ſo behielt ſie dieß ſtarke Himmelslicht Tag und Nacht im Geſicht und wanderte geduldig zu Fuße fort; denn ſie hatte es nicht über ihr Herz bringen können, ein Rennthier mitzunehmen, das ihren alten Eltern gehörte, obgleich ſie ziemlich wohlhabende Leute waren.

Indeß hatte Svarteſind, ſo nannte man da zu Lande mit einem Spitznamen den Mann, der um ſchöne Tora geworben hatte, denn er war von grimmigem Anſehn, wie eine dunkle Wolke, — von dem, was mit dem Mädchen vorgegangen war, Wind bekommen. Die Nacht, wo Harald bei Tora geweſen war, hatte er nicht Ruhe gehabt vor ſeinen ſtarken Träumen. Er war da von ſeinem Lager aufgeſtanden und in ſeine Zauberhöhle oder Halle gegangen, wo er den Satan im Bilde eines großen Holzklotzes anbetete, auf welchem das Geſicht eines Bären ausgehauen war. Er nahm eine kleine Schachtel hervor, die man eine Ganſchachtel nannte, und mit einer Art Hexenfliegen, mit Namen Ganfliegen gefüllt war. Erſt rief er, als er in die dunkle Grotte eintrat, die tief unter einem Felſen hinging: „Es werde Licht!“ und ſogleich leuchtete ein bleiches Nordlicht auf in dem Hintergrunde der Halle. Dann ſang er von neuem:

Fliegen, ihr,
Blaue, hier
In der Felſenkammer,
Flugs auf Botſchaft fort von hier
Wo iſt Tora? ſagt es mir!

Da wimmelte das Ungeziefer heraus aus der Schachtel und fing an zu brummen und zu ſummen, ſo daß Svarteſind vor dem Singſang keinen Laut hören konnte. Da ſtampfte er auf den Boden mit beiden Beinen und rief:

Fliegen neunzehn ſchließt das Maul!
Eine Fliege brauch' ihr Bein,
Eine brauche ihre Schwingen,
Eine ſoll mir Botſchaft bringen!

Da hängten ſich alle die neunzehn ſtill an die Felſenwand, und indeſſen fing die eine an, welche ſehr groß und ſtahlblau unter den Flügeln war, im Kreiſe um Svarteſind zu fliegen und ganz leiſe zu brummen. Da ward er wieder zornig und rief: Sprich rein heraus aus dem Bart! Da ſummte und brummte ſie, ſo daß es weit hin über das Feld ſchallte, aber Niemand konnte es verſtehn als ihr Herr, der ſtracks die Sprache ſeiner Fliege errieth. Aus ihrem Sang nahm er ſich folgenden Sinn:

Das Wort, das ich bringe,
Wohl nicht geringe,
Wie Dornen es ſticht.
Den Sinn dir es härmet,
Ich wag' es faſt nicht.
Beim Mädchen wärmet
Der Alte ſich dicht,
Ein Goldring umſpielt
Des Alten Haar,
Der Alt' er befiehlt
Der Jünglinge Schaar.

Da ward Svarteſind ſo raſend, daß er das Maul weit aufriß und die Ganfliege mit ſeinen Zähnen zermalmte; aber ſie flog ohne die mindeſte Beſchädigung heil und ganz aus ſeinen Naſenlöchern hinaus, und alle Fliegen ſangen nun im Chor:

Beim Mädchen wärmet
Der Alte ſich dicht!

ſo daß er viele Mühe hatte, ſie wieder in die Schachtel zu bringen. Svarteſind legte ſich nun vor Betrübniß platt nieder auf den Felſenboden und konnte weder eſſen noch trinken, ſo viel hatte er zu grübeln auf Rache gegen die ſchöne Tora. So lag er die neun Monate lang, ehe Tora niederkam. Im neunten Monate hörte er leichte Weibertritte über dem Steindach ſeiner Grotte, und das war nichts anders als die ſchöne Tora, die darüber hinwanderte zum alten Haken. Müde von dem langen Gang ſetzte ſie ſich nieder, um auszuruhen. Sobald der Zauberer das vernahm, ſchickte er eine Gauſliege aus, die zu ihrem großen Schrecken ſie dreimal umflatterte und brummte:

Vom Leben kommt Leben,
Doch Leben wird Tod,
Wenn vom Leben kommt Leben.

Dieſe Rede prophezeite ihr den Tod, ſie verſtand ſie aber nicht, blieb deßwegen gemächlich ſitzen. Aber als der Mond gegen Mitternacht aufging, ſchien er nieder auf ein kleines Knäbchen, das in ihren Armen lag, aber ſie ſelbſt war ohne Leben.

Der ſchwarze Mann kam aus ſeinem Loche

hervor, um ſich an dieſem Anblick zu erquicken; aber da er nun keine Freude mehr auf dieſer Welt erwarten konnte, ging er in die Höhle und rief: „Werde Finſterniß!“ Sodann nahm er eine Ganſliege und ſchickte ſie in den Berg hinein, welche dort barſt und über ihn ſank, und er ſelbſt ward zu Stein und liegt ſo einen Tag und alle Tage. — Doch das Geräuſch lockte manche Kleinſinnen aus ihren Höhlen heraus, und ſie fanden da das kleine weinende Kind, das ſie mit Tannennadeln zudeckten, damit es nicht fröre, tanzten darum herum und ſangen:

Schwarze Männer, ſchwarze Fraun,
Kommt heraus, ſollet ſchaun,
Kommt heraus, ſeht o weh!
Das Königskind liegt auf bloßem Schnee.
Insgeheim
Wuchs der Keim,
Er wird groß, wird gedeihn,
Spottet alle Welt auch ſein.
Er wird ſtark, er wird weiſe,
Aller Welt einſt zum Preiſe,
Wird ein Mann, herrſcht ob Land,
Und ſo kommt vom Salzmeer er zum Strand.
Schwarze Männer, ſchwarze Fraun!
Kommt heraus! Sollet ſchaun!
Kommt heraus! Seht, o weh!
Das Königskind liegt auf bloßem Schnee.

Am Morgen kamen einige von Haralds Leuten und fanden den ſplitternackten Knaben, lebhaft von Anſehn, eben auf einem Schneehaufen ſchlafen in den vielen Blättern. Sie nahmen ihn und die Leiche auf und trugen ſie fort zu Harald. Als der das todte Weib ſah, zerriß er ſeinen Purpurmantel in Stücken und brach in Thränen aus; aber als er das kleine Kind gewahr wurde, wiſchte er die Thränen wieder von den Wangen und beſchloß den Sohn ſeines Alters wohl zu pflegen. Er ließ nun den Jungen an die Bruſt eines Rennthiers legen, da mit Ausnahme von einigen ſchwarzen alten Weibern keine Frauen in der Nähe waren, zu denen der König viel Zutrauen hatte. Ein halbes Jahr ward der Kleine von dem Rennthier geſäugt; bis Harald von einem Blutsfreunde, mit Namen Find, der am Hardangerfjord wohnte, Nachricht empfing, daß deſſen Frau einen Knaben Namens Eyvind nähre, und dorthin gen Süden zog, um ſeinem Kinde etwas Frauenmilch zu verſchaffen. Er trat in Finds Stube, wickelte den Knaben aus ſeinem Mantel und bat Finds Ehefrau, dieſem Sohne ſeines Alters doch endlich etwas Muttermilch zu geben. Die Frau ſchien dazu eben nicht geneigt zu ſein, ſondern gab dem Könige kurze Worte, als er ſie bat, den Sohn ſeines Kebsweibes zu ſäugen. Nun begab es ſich, daß Harald, während er mit Finds Ehefrau redete, ihr ſeinen Sohn hinreichte und ihr eigner kleiner Eyvind ihr am Halſe hing. Da ließ Eyvind die Mutter los, und beide kleinen Kinder ſchlangen auf einmal, wie aus innerem Trieb, die Hände ſich gegenſeitig um den Hals und drückten Mund feſt auf Mund. Hierüber wurde die Frau ſo gerührt, daß ſie beſchloß, die Knäbchen ihre Milch mit einander theilen zu laſſen. Späterhin, als es ſich zeigte, daß es nicht um Nichts war, daß die Knaben einander umarmt hatten, legten die Skalden mehr Gewicht auf die Freundſchaft, welche ſo zeitig bei ihnen verborgen geweſen war. — Von dieſer Zeit an machte die Frau keinen Unterſchied unter den beiden Kindern; denn den einen Tag legte ſie Eyvind an die linke Bruſt und das Königskind an die rechte, und den nächſten Tag wechſelte ſie um, ſo daß ihr Loos daſſelbe war. Sie gediehen auch beide ſo daß es eine Luſt war anzuſehen, und als das Jahr verfloſſen war, und als die Säuglinge anfingen auf den Beinen zu ſtehen und zu gehen un

Keſſelſpeiſe zu eſſen, ſchickte ſie Harald beide nach ſeinem Gehöfte zu Sterdöe. Er hatte ſein Land damals ſchon ſo unter ſeine Kinder vertheilt, daß Erich obenanſaß und das Ganze beherrſchte. — Es war nun nichts mehr übrig für Tora's Sohn, ſo daß die Söhne und Schwiegerſöhne des Königs fürchteten, er würde ihnen etwas Land abnehmen und es ſeinem jüngſten Sohne geben. Deßwegen waren alle dem Jungen gram, und wenn Harald den Rücken wandte, ſo kniffen ſeine Frauen den Jungen, und ſeine Söhne ſpieen ihm ins Geſicht, obgleich es das hübſcheſte Kind war, das Jemand mit Augen ſehen konnte. Der König merkte es wohl, aber er verſchluckte ſeinen Gram, um Frieden auf ſeinem Hofe zu haben; denn er wußte es wohl, daß es für den alten Eber nicht gut ſei, ſich mit den jungen zu raufen. Deßhalb haßten Große und Geringe den kleinen Feind, und es ward erfüllt, was die Finnen auf dem Berge geſungen hatten:

Er wird groß, wird gedeihn,
Spottet alle Welt auch ſein.

In dieſer Zeit ſtand Athelſtan an der Spitze der Geſellenſchaft in Bretland. Er war den Norwegern nicht gewogen, denn ſie landeten häufig an ſeinen Küſten, und nahmen Weiber und Vieh mit. Von dem kam ein Bote an König Harald, trat hinein in die Halle, neigte ſich vor ihm und ſprach ſodann folgendermaßen: „Heil Dir, nordiſcher Herrſcher! Bretlands Gebieter ſendet Dir Botſchaft, ob Du willſt ſein Geſchenk annehmen.“ Damit zog er ein Schwerdt hervor mit goldnem Handgriffe und mit goldnem Gurt, eingelegt und gewirkt mit rothen und blauen Edelſteinen. Um die Klinge recht zu beſehen, faßte der alte Herr den Griff mit der rechten Hand; da rief der Knecht laut: „Nun biſt Du König Athelſtans Mann und Schwerdtträger, denn ſo empfangen ſeine Diener die Wehr aus ſeiner Hand!“ — Das Blut ſtieg dem König in die Wangen vor Erbitterung; aber er beſann ſich, denn ſo war immer ſeine Weiſe, und er fraß ſeinen Ärger fürs erſte in ſich. Doch konnte er ſich nicht enthalten, den Griff und Bügel darüber ſo zuſammenzudrücken, daß es in ſeinen Händen ſo biegſam ausſah wie eine dünne Ruthe. Er gab dem Boten die Antwort: „Sage Deinem Herrn, wie die Gabe, ſo der Dank!“ Darauf ſaß er drei Tage und grübelte auf Rath

Am dritten Tage ſtand Erich in der Stube bei dem Vater, riß dem Sohne Tora's eine Locke vom Kopfe und ſagte: „Mein Vater, biſt Du auch gewiß, daß dieſer Burſche Dein Sohn iſt! Es ſieht doch ſeltſam aus, daß ein grauköpfiger Mann einen gelblockigen Buben haben kann.“ Harald ſchwieg, aber ſchlug dreimal mit dem Stahl auf den Schild, und herein trat da: „Hauk, der ſchlaue.“ — „Hör,“ — ſagte Harald, — „biſt Du bange für Dein Wams, Hauk?“ — „Das ſollte mich kein andrer Mann zweimal fragen,“ antwortete der Kämpfer. „Ich weiß wohl, daß es nicht Deine Gewohnheit geweſen iſt,“ — ſagte der König, — „Du haſt manches Geſchäft für mich beſorgt, von welchem nicht drei Männer im Norwegsland, außer Dir, den Kopf heimgebracht hätten; aber wenn ein junger Mann ein alter Mann wird, ſo wird er oft ein alter Narr, und vergißt, daß er Sehnen am Arm und ein Schwerdt an der Lende hat.“ — Als der König das ſagte, warf er einen grimmigen Blick auf Erich, zog die Brauen, und der Kopf zitterte ihm vor Erbitterung. Kämpfer Hauk ſprach dagegen: „Nicht alles alte Holz wird faul, etwas wird zu Stein, und ich meine, daß Niemand, der mich nicht anzuknurren wagte, da ich ein Knabe war, mich jetzt beißen wird, da ich grau geworden bin unter der Kappe. Darum ſage nur Dein Gebet an. Kann irgend einer in Norweg es ausführen, ſo kann es Hauk, und manchmal brachte er zu Ende, was kein Andrer wagte anzufangen.“ Da ward der König über die Maaßen froh und ſagte: „Geh hin und bringe dem König Athelſtan mein Kebskind und bitte ihn, mir den Jungen aufzufüttern. Es iſt freilich Knechtswerk, aber Hohn wird am beſten mit Hohn vergolten. Und ich möchte ungern eine Schuld mit mir hinaufnehmen, da ich bis in mein hohes Alter mich mit jedermann völlig aufs Reine gebracht habe.“ Da rüſtete Hauk eine Schnecke*) und ſetzte zwanzig junge Leute darein, und trat dann wieder in des Königs Hof. Harald nahm den Knaben in die Arme, drückte ihn an ſich und küßte ihn, und Einige wollen ſagen, daß ihm Thränen in den Augen ſtanden, aber das konnte man nicht ſo recht ſehen, weil er den Königsreif nieder über die Brauen ſchob. So überlieferte er das Kind an Hauk, und dieſer lief mit gutem Fahrwind auf dem Waſſer und näherte ſich Bretland. Als ſie den langen Fjord hinausfuhren, hörten ſie Glockenklang von einem großen Gotteshauſe, das in einem Haine ſtand. „Wunderlich!" ſagte Hauk, „in Norweg hängen wir die Glocken nur unſern Ziegen an den Hals, wenn ſie Grashalme in den Felsſpalten abnagen; aber hier haben ſie die Sitte, ihrem Gott eine Glocke anzuhängen, damit er nicht weglaufen ſoll, denn ich habe oft ſolch Geläute aus ihrem Gotteshauſe gehört. Sie thun auch wohl daran; denn ſie haben nur den einen, und es würde ihnen übel damit gedient ſein, wenn er das Land räumte." In einem Walde war das große Haus aufgebaut aus rothen Steinen, und es ragte ein hoher Thurm zwiſchen den Eichenwipfeln in die Höhe, belegt mit blauen Platten. „Ihr Gott muß etwas lang gewachſen ſein," — ſagte der Mann, der zunächſt an Hauk ſtand, — da ſie ihm ein ſo hohes Haus aufrichten." — „Wir könnten ja hineingehn und ihm einen Beſuch ablegen," ſagte Hauk. „Ich denke, er wird es nicht übel nehmen, denn man ſagt, daß es ein ſehr freundlicher Mann iſt." — So ſtießen ſie das Fahrzeug auf den Sand, und es war juſt in der Stunde, wo die Tagmädchen den Himmel in Oſten röthen. Am Strande begegneten ſie einem Hirtenknaben, der ihnen erzählte, daß der König ſelbſt im Gotteshauſe wäre und mit ſeinen Hirtenleuten ſänge. Da gebot Hauk ſeinen Leuten ihre Mäntel umzunehmen, daß das Schwerdt darunter verbergen werden könnte. „Nein," ſprach einer von den Burſchen, laßt uns ihnen gleich die Klinge weiſen, ſo laſſen ſie uns wohl in Frieden aus- und eingehn." — „Nicht doch," ſagte Hauk, „die Klinge brauchen ſie nicht zu ſehen, die bekommen ſie zeitig genug zu fühlen, wenn ſie ſie nicht in der Scheide halten. Wenn die Biene ſtechen will, ſo braucht ſie den Stachel nicht vorher zu zeigen." — Sie gingen nun zu dem Hauſe hin, und es ſah wunderlich aus, wie das Licht durch die vielen kleinen Gläſer fiel, die in der Steinmauer angebracht waren. Sie ſtanden ein Weilchen draußen, da hörten ſie die Mönche drinnen ſingen:

---

*) Fahrzeug.

Nach einem Retter trug Verlangen
Die Welt, von Sünden übermannt;
Doch ließ ſie an dem Kreuze hangen
Den Sohn, den ihr Gott ſelbſt geſandt.

Sein Blut troff nieder von dem Holz,
Die Mutter ſein in Thränen ſchmolz.

Mit Müh hat er das Haupt gebogen,
Daß er die liebe Mutter ſeh,
Die Augen waren blutumzogen,
Die Seele voll von Angſt und Weh;
Da rief er ſeinem Liebling zu:
Der Sohn Maria's ſei nun du!

„Das klingt fein," ſagte Hauk. „Die bretländiſchen Leute haben faſt Weiberſtimmen. Schmetternder klingt es doch in unſrer Königshalle, wenn der Skalde mit der Fauſt in die Bärenſehne greift." Drinnen unter der Wölbung, die einige Ähnlichkeit mit dem Himmel hatte, fanden ſie König Athelſtan auf den Knieen liegen und ſingen, mit abſonderlichen Runen in der Hand. Da ging Hauk zum König hin und legte ſchweigend den Knaben in ſeinen Arm. Athelſtan, der weich von Gemüt war, ſah das Kind ſanft an, das ihm recht freundlich zulächelte, und als es ihn mit den großen Augen anblickte, ſagte er: „dieß Kind hat keinen Knechtsblick." — „Nein," ſagte Hauk, „es iſt der unechte Sohn König Haralds, der Dich bitten läßt, ihn zu erziehen." Da ward Athelſtan entrüſtet über einen ſolchen Sohn, und nahm ein kleines Meſſer mit goldenem Schaft aus ſeinem

Gürtel, um dem Leben des Kindes ein Ende zu machen, aber der Kleine lachte ſo munter auf ſeinem Arm, daß ſeine Hand etwas zögerte, und die Mönche ſangen am Altare:

Vergieb, o Vater, ihnen! rief
Am Kreuze, Jeſus, und entſchlief.

Da brach der König in Thränen aus und als er nun das Kind auf den Schooß nahm, ſagte Hauk: „Nun haſt Du es auf den Schooß genommen, nun iſt es Dein Schooßkind. Du kannſt es nun ſchlachten oder damit machen, was Dir gutdünkt, aber noch ſind nicht alle Haraldsſöhne todt.“ Darauf kehrten ſich die Normänner um, und der, welcher zuletzt hineingekommen war, ging zuerſt hinaus, ſodann die Andern, wie ſie folgten, und zuletzt Hauk, der ſchlaue. Aber Athelſtan ließ die Mönche den Knaben mit Waſſer taufen und nannte ihn Hakon, und erzog ihn wie ſeinen eigenen Sohn. — Mittlerweile erwuchs in Norwegen Eyvind Findſohn und ward geſund und blühend, aber er war nicht juſt ſo gliederſtark wie Hakon. Doch gediehen weder Hakon noch Eyvind im erſten Jahre; ſie waren wie zwei Tauben, die lange im Käfig zuſammen geſeſſen haben und dann auf einmal getrennt werden; da haben ſie denn nicht recht Luſt zum Eſſen noch zum Trinken. Eyvinds Mutter war eine ſehr kluge Frau, wohlerfahren in alten Sagen, ſo daß Find oft ſagte: „meine Frau könnte leicht an Königs Hof als Skalde dienen, wenn ſie Stimme genug hätte, um das Schwerterklirren zu übertönen.“ Sie ſaß mit Eyvind auf dem Schooß in den langen Winterabenden, und erzählte ihm Sagen, und lehrte ihn Runen, was der Knabe alles mit ungewöhnlich ſeltener Schnelligkeit faßte. Auch lehrte ihn Find den Bogen ſpannen und das Schwerdt ſchwingen, aber dazu ſtellte er ſich weniger geſchickt an. Wenn er ſich mit andern Jungen balgte, die zum Spaß zuſammen in den Krieg zogen auf den Schneefeldern, ſo zog er oft den Kürzern und benahm ſich dabei verkehrt; aber bisweilen fuhr auch plötzlich gleichſam Feuer in ihn, und da war er denn wie ein Sturm, und Alles mußte ſich vor ihm beugen. Deßhalb ſagte Find: „Ich weiß nicht, was ich mit dem Burſchen anfangen ſoll, denn meine Lehre ſchlägt nicht recht bei ihm an; ſeine Fähigkeit iſt nicht recht in ſeiner Macht. Bisweilen führt er das Schwerdt, als ob er noch nie eins zuvor geſehen hätte, und zwiſchendurch iſt es, als führe ein Kobold in ihn, und da haut er ſo gewaltig, als ob er ein alter Berſerker wäre.“ Die Mutter beſtand immer darauf, daß ein Skalde aus ihm werden müſſe, denn er habe einen guten Kopf, meinte ſie, und könnte alle alten Normannsſchlachten auf den Fingern herzählen. Dieſe Skalden pflegten bei Königen und Jarlen zu dienen, und ſtanden am Ende der Tafel in der Halle mit der Harfe in den Händen und vergnügten den Häuptling und ſeine Mannen. Außerdem zogen ſie zu Felde mit den Kriegsmännern und flößten ihnen Mut ein durch Geſang und Saitenſpiel. Sie mußten es verſtehen, ihre Worte ſo zu ſetzen, daß ſie Kraft und Nachdruck hatten, aber doch zugleich Vergnügen machten. Darum verſahen ſie ihre Lieder meiſtens mit Reimen, damit es ſchön in die Ohren klänge. Auch mußten ſie, wie geſagt, eine ſtarke Bruſt haben, denn ſonſt konnte man ſie nicht hören, wenn man die Schilde zuſammenſchlug; ja man konnte ſie nicht einmal in der Halle verſtehen, wenn ſie ſachte ſprachen; denn es war große Bewegung und Geſprächigkeit in der Halle, wenn die Kämpfer friedlich in Haufen auf den Bänken ſaßen. Und wenn ſie da recht laut ſangen, ſo daß es zur Decke ſcholl, ſo kamen die Worte von ſelbſt, ohne daß ſie darauf zu denken brauchten. — Die größten und berühmteſten von ihnen haben behauptet, daß es Gott Bragi wäre, der es ihnen eingäbe, aber bis jetzt hatten die Kämpfer nicht ſonderlich Glauben daran.

Es fing auch bald an, ſich in Eyvind zu rühren, als ob er recht zum Skalden geſchaffen ſei. Oft lag er im Winter ganz ſtill auf dem Stroh der Bank, ſo daß Find glaubte, er ſchlafe, und ihm harte Worte gab wegen ſeiner Schläfrigkeit. Aber wenn der Vater hinausging, ſang er der Mutter ein Lied vor, das er indeß erdacht hatte. Als Eyvind zwölf Jahre alt war, ſtarb Harald Haarfager in hohem Alter, und er hätte noch länger gelebt, wenn nicht das Herzeleid über die Unthaten ſeines Sohnes Erich ihn ins Grab gebracht hätte; denn ehe er ſtarb, waren ihm alle Haare ſeines Hauptes bloß vor Kummer ausgefallen. Erich ward nämlich zum Böſen angehetzt von ſeiner Ehefrau Gunild, die in Finnmarken geboren und die ärgſte Zauberin war, die man ſich nur denken kann. Deßhalb kämpfte der König allezeit

mit ſeinen Brüdern um Land und Leute, u
tödtete viele von denen, die ihm in die Hände f
len. Ebenſo behexte Gunild auch einige vom k
niglichen Geſchlechte, ſowohl Männer als Weibe
Jungfrauen ſaßen da in den Tannenwäldern un
zwitſcherten auf den Äſten, und Jünglinge ginge
unten in Geſtalt von Bären und brummten. A
nun Harald todt war und im Grabe lag, un
ein Kranz von Steinen auf den Hügel geſetzt wa
kamen viele Männer aus allen Winkeln Norwegen
zu ſeinem Trauermahl und ſetzten ſich im Krei
auf die Steine und weinten; aber als die Hörne
anfingen umherzugehn, trockneten ſie die Auge
allmälig, und fingen an, von ſeiner Mannhaftig
keit und Biederkeit zu ſprechen. — Da ſtand den
mancher Skalde auf, griff in die Saiten, währen
die Leute im Kreiſe um ihn ſaßen, ſtach ein Meth
horn aus und ſang ein Drava*). Der eine ſan
beſſer als der andre, und alle Männer riefen ein
mütig, daß ſeit alter Zeit man keinen Herrſcher ſ
herrlich beſungen habe. Da erhob ſich zuletzt de
junge Eyvind, ſtach drei Gläſer Meth aus un
ergriff die Harfe eines Spielmanns, obgleich dieſe

---

*) Ehrengedicht.

ihn ſchief anſah, mit den Worten: Kinderlieder könne man nicht brauchen für Helden, die in der Grube lägen; denn Eyvind ſchien ihm nicht viel mehr als ein Knabe zu ſein. Aber alle horchten doch, und er begann zu ſingen:

Stolz ſteht ein Schloß,
Roth ſaß ein Held
Im ſtolzen Schloß;
Grün ſteht das Grab,
Weiß liegt der Held
Im grünen Grab,
Und ſchwarz ſteht das Schloß.
Gelb, gleich dem Metalle,
Ward vom Haarſchwalle
Die Schulter umwallt.
Da wuchs wohl den Frauen
Bei ſolchem Schauen
Der Liebe Gewalt.
All weibliche Herzen liefen Gefahr,
Rollt' ihnen vor Augen ſein lockiges Haar.
Im Pelze des Bären
Lag nach Begehren
Der Krieger jetzt,
Nachdem die Schneide
Des Schwerts auf der Haide
Den Feind zerfetzt.

Gemäſtet ward Rothfuchs und ſchwarzer Rab'
Als Feinds Aas ihnen Harald gab,
Wenn jenen winken
Mit Schwerdtes Blinken
Die Helden ſahn.

Die Vikinger*) kommen,
Wind muß ihnen frommen,
Um flugs zu fliehn;
Denn Harald ſtand hoch in der Schnecke Ra
Und roth rann der Strom in den weißen Schau

Mag ſchallen doch helle
Der Schweden Gebelle!
Wie klifft es und klafft!
Ihr Fleiſch ſoll verjüngen,
Das Thal ſoll es düngen,
Daß Heu es uns ſchafft!
Und Erich ſteht für die Flucht uns ein,
Daß löchrig die Stirnen, zerſchellt manch Be
Nun mögt ihr nicht wehren,
O Frauen, den Zähren,
Ihr Männer, nun weint!
Denn ruhig nun weilet
In Frieden und heilet
Die Wunden der Feind.
Held Harald ſprengt mit dem Rappen em
Und klopft mit dem Hammer an Odins Tho

So ſang Eyvind mit lebhafter Stimme,
die Verſammlung blieb lange ſtumm; aber end
hörte man die Schwerdter ſo gegen die Sch
donnern, als ob es Aukathor**) ſelbſt wäre,
mit Gepraſſel über die Wolken hinführe, und
Männer kletterten in die Bäume und bogen

---

*) Seeräuber.

**) Der im Wagen fahrende Donnergott Thor.

mzweige nieder, wovon ſie Kränze um Eyvinds
upt ſchlingen wollten; aber er war ſchon fort
m großen Troſte der alten Skalden, die es ſehr
el aufnahmen, daß ein ſo junger Mann die
re empfangen ſollte, die, wie ſie meinten, ihnen
komme. Eyvind ging heim zu ſeinen alten El-
n, und that als ob nichts geſchehen wäre; aber
erfuhren bald das für ihren Sohn ſo rühm-
he Ereigniß, und waren davon über die Maa-
erfreut. Find meinte endlich, daß Eyvind
Haralds Hof gehen und Dienſte als Skalde
hen ſolle; aber dazu hatte dieſer wenig Luſt,
Erichs Leben ihm ſehr ſchlecht behagte, und er
öthigt ſein würde, anders zu ſprechen, als er
meinte; doch, da der Vater eines Tags ihn an-
g und ihm ſagte, daß er es mit dem Könige
n abgemacht habe, ſo ließ es ſich nicht mehr
dern, und er mußte ſich darein fügen. „Nun
ßt Du auf ein Lied bedacht ſein," ſagte Find,
as einen guten Ton hat, und den Ohren Erichs
hlthut. Freilich iſt Erich der ärgſte Mann, der
f dem Königsſtuhl ſitzen kann, aber wenn
ch ſein Herz ſchwarz iſt, ſo iſt doch ſein Gold
ht minder roth, und er wird weder beſſer noch

ſchlimmer durch all Deine Lobpreiſung.“ Ey
ſchwieg dazu ſtill; aber er dachte deſto mehr.
mit er in guter Muße auf einen Sang ſin
könne, ließ Find ihn in der Stube bleiben
Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und ſ
ſelbſt Waldhühner vom Baume, um ſie ihm
tragen zu laſſen. Drei Tage ſaß Eyvind und
belte, wie er etwas zu Erichs Ruhm ſagen kö
ohne zuviel dabei zu lügen; aber auch nicht
einziger Reim fiel ihm auf die Zunge. Find ſ
ihn einen unnützen Burſchen und gab ihm ſchli
Worte, ſo daß er beſchloß zum Könige zu zie
und zu ſingen, was ihm augenblicklich einf
würde. Als Eyvind durch einen Fichten
wanderte, um zur Burg zu gelangen, ſa
einige hübſche Vögelchen auf den Zweigen
putzen und ganz allerliebſt ſingen, aber eins
doch vor allen munter und hatte auch das ſch
Gefieder von allen. Eyvind blieb ein Wei
ſtehn und horchte; denn er war für dieſe
Muſik ſehr eingenommen und hörte die Vögel
men immer gern, da es ihm ſtets vorkam,
könne man ſich etwas daraus nehmen. Aber
ſer Vogel ſang nun ſo übermäßig fein. Wi

ſo ſtand und horchte und nach dem Thierchen hinſah, das über ſeinen ganzen Leib weiße Federn und auf dem Kopf einen goldnen Büſchel hatte, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Nie in meinem Leben ſah ich anmutigere Vögel, ſie müſſen von königlichem Geſchlecht in ihrer Nation hier im Walde ſein.“ Da merkte der Vogel auf Eyvinds Worte, drehte ſeinen Kopf zierlich und ſagte:

Ehmals war ich ein Mägdelein
Ehmals näht' ich das weiße Lein.
Hunger und Kälte leid' ich nun,
Singen, nichts weiter hab' ich zu thun.
Braunen Meth trank ich ehdem,
Jetzt iſt mir Quellwaſſer genehm.
Jetzo den ausgeſchlagenen Tag
Mein Gezwitſcher mich freuen mag.
Bole, die ſchwarze, verklag' ich laut,
Die mich geſchloſſen in Vogelhaut.
Rings und Königs beraubte ſie mich,
Thut im Pallaſt, als wäre ſie ich,
Während ich pick' am Apfel der Tann'
Und dem Hunger kaum wehren kann.

„Das ging ſchön,“ dachte er; „aber hübſche Sachen waren es nicht, die da an den Tag kamen.“ Denn er vernahm nun, daß es eine von Königsgeſchlecht war, die Gunild durch ſchwarze Künſte verwandelt hatte. „Bei dieſem Vogel hätte

ich doch Luſt, mehrere Tage hintereinander zu bl
ben, aber Vaterswille geht eigenem Belieben vo
doch hoſſe ich wohl, die Stunde wird kommen, n
ich mit dieſem Vogel nähere Bekanntſchaft mache.
Er ging nun weiter, und dachte bei ſich ſelbe
„es wird ſchwer halten, dem Könige und ſein
Frau, die ſolch Gewerbe treibt, etwas Angene
mes zu ſagen; es ſollte mir mehr Freude mach
ihnen die Seele aus dem Leibe zu ſingen.“ Z
letzt kam er bei Erich an, der damals auf Stordi
hofhielt. Als er den König ſah, übergoß es ih
bei ſeinem Ausſehn, das ſehr finſter und häßli
war, und er war nicht im Stande, ihm ein
guten Gruß zu ſagen, ſondern nickte ihm ſchwe
gend zu. Lange ſaß er ſtill auf der Bank;
ſagte Erich: „wenn Du uns keinen Gruß zu en
bieten haſt, Eyvind, ſo hätteſt Du lieber zu Hau
im Aſchenwinkel bleiben ſollen. Ein Skalde oh
Rede taugt ſoviel wie eine Scheide ohne Schwerd
zunge.“ Eyvind wollte nun etwas ſingen, ab
er konnte den Mund nicht aufthun, bis er oh
es ſich ſelbſt bewußt zu ſein, ſagte:

Vole, die ſchwarze, verklag' ich laut,
Die mich geſchloſſen in Vogelhaut,

Alle Männer in der Halle fingen an Geſichter zu ziehen und ſagten, er ſei im Skaldengeſang wenig geübt; da ward Eyvind zornig vor Scham, ſtach ein Horn aus, und ſang mit Dreiſtigkeit, ohne daß es noch in ſeiner Macht ſtand, was er ſingen würde. Zuvor ſagte er: „Gerne hätte ich geſchwiegen; aber nun habt Ihr mich gereizt und werdet wenig Vergnügen finden an dem, was ich nun vorbringen werde; aber nun kann ich die Zunge nicht länger im Zaum halten; denn mein Geiſt treibt mich.“

Drach' in dem Wind fährt Harald daher,
Weinend mit Wehegeſtöhne,
Harald, er reitet, ſein Sinn iſt ſchwer,
Ein in das Grab der Söhne,
Harald, er ſitzt, ein Schatt', auf dem Stein,
Spielt mit der Söhne ſchneeweißem Gebein.

Erich, Du blutiger, denn von Blut
Stets iſt die Axt Dir naß.
Mehr als des Quellſtroms perlende Flut
Scheinet das Blut Dir baß.
Drum in der Halle bei Dir in der Nacht
Sitzet ſo mancher Schädel und lacht.

Schamlos zur Gattin nahmeſt Du Dir
Die ſchlimmſte der Zauberinnen:
Mit ſchwarzen Katzen fahren zu ihr,
Auf ſchwarzem Wagen die Zinnen.

Dann brauen ſie Tränke bei Sternenſchein,
Den Königen ſoll's zum Verderben ſein.

Der Alte ſchläft nicht im Erdenſchooß,
Er reitet und ſchwärmt in den Schlüften,
Er weint um des Königsgeſchlechtes Loos,
Geſchlachtet liegt's in den Grüften.
Drum ſitzet er auf dem Grabesſtein,
Und ſpielt mit der Söhne Todtengebein.

Erich ſagte: „Hör' auf, Eyvind! Es iſt genug für dießmal!" Dabei biß er mit den Zähnen ſo ſcharf in die Lippen, daß ihm das Blut durch den Bart floß. Eyvind merkte, daß der König böſe war, und ſagte deßhalb: „Wenn Dir mein Lied nicht gefallen hat, ſo mußt Du es mir nicht zum Fehler anrechnen, denn Gott Bragi iſt ſchuld, er hat mir jedes Wort in den Mund gelegt, das ich geſungen habe." — „Das iſt ja ſchnurrig," antwortete Erich, „daß wir zwei Beide ſo in der Gewalt eines Gottes ſtehn, daß wir, wenn wir etwas thun, nicht dafür können. Thor iſt mein Gott. Nun reiß' ich Dir die Zunge aus dem Halſe; aber Du mußt das nicht auf meine Rechnung ſchreiben, wenn Du findeſt, daß es Dir nicht gut thut, denn ich bin nicht mein eigner Herr." Damit faßte er ſein Schwerdt mit beiden

Fäuſten und führte einen Hieb auf Eyvinds Stirn; aber dieſer hob ſein Saitenſpiel in die Höhe, ſo daß das Eiſen dahineinfuhr und alle Saiten einen lauten Schall von ſich gaben, die groben wie die feinen. Die Kriegsmänner baten nun für ihn, ſo daß er Erlaubniß erhielt wegzugehen; aber zuvor ſagte der König zu ihm: „Es iſt nicht gut für Dich, daß Du zum zweitenmal in meine Pforte trittſt; denn da könnte es ſich ereignen, daß ich beſſer zielte, und dann möchteſt Du einen Fall thun, daß Dir die Beine nicht beiſtänden hinauszugehen.“ Eyvind ging, aber er hatte nicht große Luſt, zum Vater heimzukehren; er ging vielmehr am Hardangerfjord entlang einen ganzen Tag und ann darüber nach, wohin er ſich wenden ſolle. Da kamen ihm einige Kaufleute zu Geſicht, die hr Segel aufgezogen. Er ging hin und fragte e, wo die Reiſe hinginge? „Nach Bretland,“ ant- orteten ſie. „Kann ich da nicht mitfahren?“ agte Eyvind; denn es fuhr ihm durch den Kopf, aß ſein lieber Milchbruder Hakon, der ſich ſeiner ohl erinnern würde, dahin gefahren war. „Du hſt nicht aus, als wenn Du viel Fracht bezahlen nnteſt,“ ſagte der Herr der Schnecke; „aber es ſoll nicht darauf ankommen; wenn Du uns die Zeit mit Spiel und Geſang kürzen willſt, ſo nehmen wir Dich mit, und Du kannſt mit den Burſchen hier an Bord eſſen.“ Eyvind meinte, das ſei dankenswerth, und ſegelte mit ihnen davon. Als ſie die Hälfte des Weges gemacht hatten, begab es ſich, daß ſich der Steuermann einen guten Rauſch in altem Biere getrunken hatte, während auch die Übrigen nicht nüchtern waren. Da mußte Eyvind das Steuer verſehen; aber es ward dunkel, und er wußte nicht, wo er war. Da kamen einige ſtolze Schnecken vorbeigejagt mit prächtigen Verdecken und rundumher mit gemalten Schilden bekränzt. Dieſe rief Eyvind mit dem Horne an, und eine von den Schnecken legte ſich an die ſeinige, Seite an Seite. Er fragte nach dem Wege, und bekam Antwort von einem trefflichen, jungen, goldlockigen Mann, der auf dem Verdeck des ſtolzeſten Fahrzeuges ſtand. Sowie er ihn anblickte, dünkte es ihn faſt, daß er dem verſtorbenen König Haarfager gleiche. Da rief er ihm fröhlich zu: „O ſtarker Mann, Du biſt gewiß Athelſtans Zögling, Hakon.“ Der Andre rief indem auch: „Und Du, freundlicher Mann, biſt wohl kein anderer als mein lieber Bruder Eyvind.“ Da umfingen ſie einander herzlich, und Eyvind ſagte: „Das iſt wunderſam genug; wie meine Mutter mir erzählt hat, daß wir die Arme um einander legten, als wir klein waren, und daß wir plötzlich mit Umarmung uns begegneten; ſo begegnen wir uns hier wieder halbwegs mitten auf dem großen Waſſer.“ Haken ſagte: „Damals theilteſt Du die Milch mit mir, ſo wollen wir von nun an Gutes und Böſes mit einander theilen. Erſtlich denn theile ich Dir Gold mit, da ich davon einen großen Überfluß habe. Nachher kannſt Du den Kampf mit mir theilen, den ich jetzt in Norwegen vorhabe; denn ich habe ſtarken Mut, zu proben, ob das Glück mir ſo hold ſein wird, mein väterliches Reich in Beſitz zu nehmen: Als Haken von Eyvind erfuhr, daß Erich Blutaxt in der Bucht hofhielt, ließ er ſeine Schnecken nach Drontheim laufen. Dort hielt er ſich bei Jarl Sigurd auf, der ganz Norwegen zu einem großen Gericht zuſammenrief. Erichs Leute liefen haufenweiſe von ihm weg, und alle nach Norden zu, um ein Wort mitzuſprechen im Gericht, und es war Tag und Nacht ein Gedränge von Männern über die Felſen hin. Eines Abends ſpät, als das größte Gewimmel durch Hordaland zog; meinten ſie, daß ſie auf Harald Haarfagers Grabhügel die Nacht über raſten wollten; aber da ſie im Kranz rund um den Hügel ſaßen und Feuer anzünden wollten, denn ſie konnten zum Eſſen nicht ſehen, weil der Mond ganz unter Wolken war, da trennten ſich plötzlich die Wolken, und der Mond ſchien nieder auf das Denkmal, das ringförmig auf dem Königshügel ſtand. Da erblickten ſie einen ſchlanken, jungen Mann, der auf dem höchſten Stein ſtand und eine Harfe hoch in Händen hielt, und der Mond ſchien mit ſonderlicher Klarheit auf ſein Haupthaar. Da wurden Alle ſehr verwundert und hätten beinahe geglaubt, es ſei einer von Haralds erſchlagenen Söhnen, der ſeinen Vater im Grabe beſuchen und mit ihm klagen wolle; aber der Mann rührte indem die Saiten mit den Händen und ſang alſo:

Eile, Norwegs Kämpfer, eile!
Jetzo iſt nicht Zeit zur Weile,
Säume, ſäume nicht, ſei munter!
Berg hinauf und Thal hinunter.
Längſt dem grünen Grabeshügel
Iſt entflohen Haralds Flügel,
Odins Wohnung flog er zu,
Sprach: „o Vater, hab' Erbarmen,

Meine Söhne, ſchau die armen!
Nicht im Grabe hab' ich Ruh.
Gern befreit' ich meine Leute,
Die vermummt in Bärenhäute;
Doch nicht hab' ich Fleiſch noch Bein.
Gib mir Sehnen in die Lenden,
Laß mich Norwegs Schickſal wenden,
Zum Gericht will ich, zum Stein."
Schlachtenvater hat Erbarmen
Mit dem Norwegvolk, dem armen,
Gab ihm Sehnen in die Lenden
Zum Gericht ſich froh zu wenden,
Und nun ſitzt er auf dem Stein.

„Schaut nun des Herrſchers Bild an hier im
tein," ſagte der fremde Mann weiter, „und
wahret es wohl im Herzen. Verſammelt Ihr
ch dann um Sigurd auf dem großen Gericht,
ſollt Ihr ſehen, daß er leibhaftig mitten unter
n Tröndern ſitzt, um ſich kieſen zu laſſen. Nun
ll ich vorangehn und wir wollen die Beine nicht
enen, da werdet Ihr Euren Retter bald zu Ge-
te bekommen." Die Normänner nahmen ſich
fremden Mannes wackre Rede ſehr zu Herzen
d traten raſch in ſeine Spuren, um zum Ge-
t zu eilen. Sie kamen nun zu dem großen
de, wo die vielen Steine im Kreis lagen, kleine
große, alle nach dem Stande der Männer,

die darauf Platz nehmen ſollten. Hakon ſtieg nieder von ſeinem überaus hohen Steinſeſſel und ging ihnen entgegen. Den fremden Mann, der kein anderer war als Eyvind, umarmte er ſogleich und ſagte: „Lieber Vetter, ich war faſt böſe auf Dich weil ich glaubte, Du wollteſt mich verlaſſen; aber nun ſehe ich, daß ich Dich vielmehr bitten muß, mir es nicht übel zu deuten, daß ich ſo ſchlimm von Dir denken konnte, grade während Du dieſe lange Wanderung zu meinem Beſten unternahmeſt. Nun wirſt Du es nicht zurückweiſen, wenn ich Dir als Reugeld ſo viel Geld anbiete, als Du auf einem Schlitten wegfahren kannſt." Eyvind antwortete: „Ich mache mir nicht viel aus Deinem Geld; denn es iſt nicht gut für einen Skalden viel davon zu beſitzen, da er doch ſchon genug Kopfbrechens hat. Aber willſt Du mir etwas ſchenken, ſo gib mir etwas von dem feinen Holz, das Du aus Bretland mitgebracht haſt, und laß mir davon eine Harfe machen, deren Boden recht klingen wird." Der König antwortete: „Es geſchehe, wie Du geſagt haſt!" Nun ſtieg Hakon wieder ſeinen Stein hinauf, und gelobte den Normannen, daß er jedem Landeigenthümer das Erbgut und die Freiheit wiedergeben wolle, die ihm genommen wären, wenn ſie ihm helfen wollten, die Blutaxt aus dem Lande zu vertreiben. Da ward er von allen Männern erwählt und es ward beſchloſſen, die Waffen gegen Erich zu führen, als der aber vernommen hatte, daß nur Wenige geneigt wären, bei ihm zu bleiben, nahm er die Hexe Gunild, ſeine Kinder und manche Koſtbarkeiten, und ließ ſich auf den Orkneyinſeln nieder, von wo er Raubzüge machte und viel Gold auf Kauffarteiſchiffe brachte.

Als nun Haken auf dem großen Stuhl feſt ſaß und ſeines Vaters Reich vollkommen beherrſchte, dachte er recht viel Ergötzlichkeit durch Eyvinds Spiel und Geſang zu haben; aber da trat Eyvind vor Haken hin und ſagte: „Nun mußt Du mir Urlaub geben, mein König und Freund; ich habe keine Luſt, hier zu bleiben in dieſer vergoldeten Halle, hier iſt es mir zu gedrange.“ Da antwortete Haken: „Nein, Du darfſt mich bei Leibe nicht verlaſſen, mein guter Spielmann. Das würde mir wenig frommen, daß ich Macht hätte über die nordiſchen Wälder, wenn ich den hübſcheſten Vogel, den ich darin gefangen habe, aus der Hand fliegen ließe. Dabei ſcheint es mir doch auch, das Dach auf meiner alten Burg ſitze hoch genug, daß ein Spielmann darin herumſpatzieren kann, ohne ſich den Kopf zu ſtoßen.“ Eyvind antwortete: „Ich gehe doch lieber im Freien, denn ich will Dir ſagen, mein König, ich habe es gern ſo hoch wie dort bis zum Dach und ſo weit bis zu den Wänden, und wiewohl dort nur Ein Licht brennt, ſo gibt es doch wohl ſo guten Schein, wie alle Deine bretländiſchen Gläſer.“ — „Wie Du willſt,“ ſagte Hakon, „ich will keinen Skalden an meinen Tiſchfuß binden, wiewohl es mir däucht, es müßte hübſch klingen, wenn Du in Deine neue Harfe griffeſt hier zwiſchen den langen Steinpfeilern, die mein Dach tragen.“ — „Komm nur mit hinaus ins Freie,“ ſagte Eyvind, „da ſollſt Du ſehen, mein König, daß es ſich noch beſſer ausnimmt zwiſchen den Felſen, wenn alle Zwerge aus den Bergen anfangen nach meinen Tönen zu ſingen. In den Käfich mußt Du mich nicht ſetzen; mein Neſt will ich gern unter Deinem Dache haben, und, ob ich auch nach Oſten oder Weſten fliege, Du wirſt mich doch nicht aus dem Andenken verlieren, mein geliebter Herr und Bruder! Grade wie ein

ukuk oder anderer Vogel nie ſo weit davon fliegt,
aß er nicht den Weg zu ſeiner Allerliebſten wie-
rfände.“ Als nun Haken ſah, daß er mit kei-
n Gründen im Stande war, Eyvind von ſei-
m Beſchluß abzuziehen, nahm er ihn in ſein
ämmerlein und ſuchte, ihn mit manchem guten
orte dahin zu bringen, daß er an den gekreu-
ten Herrn Chriſtus glaubte, dem er in Bretland
nen Schwur geleiſtet hatte; aber Eyvind wollte
ht gerne daran. „Was hilft es, daß ich mei-
Kopf martre, an alle dieſe wunderlichen Er-
lungen zu denken,“ ſagte er. „Es kann ja
nem reichen Herrn gleich gelten, ob ein armer
ielſkalde an ihn glaubt oder nicht. Und wenn
ſagſt, daß er für meine Sünden geſtorben iſt,
ätte er das nicht nöthig gehabt, ſintemal Je-
ann weiß, daß ich ein ehrlicher Menſch bin,
mit ſeinem Saitenſpiel umhergeht, und daß
nich wohl in Acht nehme, Jemandem zu nah
eten. Iſt dieſer weiße Herr ein vernünftiger
n, was ich nicht bezweifle, ſo denke ich, er
es nicht übel nehmen, daß ich mein Hand-
treibe, und nicht die Zeit damit verſchwende,
n zu denken.“ Da nahm der König wieder

das Wort: „Was mir den größten Kummer macht, Eyvind, iſt dieß, daß mir die Mönche geſagt haben, die, welche nicht an Chriſtus glaubten, würden von ihm zum ewigen Feuer verdammt, wo ſie mit allen Sünden brennen müßten.“ — „Was das betrifft,“ ſagte Eyvind, „ſo haben die Mönche entweder eine ſchändliche Lüge geſagt, oder ſonſt muß dieſer Chriſtus ein ſchlechter Menſch ſein, und dann wird der oberſte Gott einem ſo ſtrengen Herrn nicht lange das Regiment führen laſſen.“ — Der König ſchwieg ein Weilchen ſtill, aber endlich brach er mit Thränen aus: „Übel wird nun meine Hoffnung in Erfüllung gehn, als ich meinen Quernbeißer aus der Scheide zog, um Norwegen dem böſen Erich zu nehmen, und dann alle Leute im Guten oder im Böſen dahin zu bringen, ſich vor dem Kreuze zu bücken; denn wenn ich ſo vielen Widerſtand bei Dir finde, der Du ein ſo gutmütiger Menſch biſt, wie wird es mir da bei den andern Steifnackigen gehn, die immer gewohnt ſind, mit dem Stahl auf dem Eiſen zu ſpielen. Bedenk' es Dir doch, mein lieber Eyvind! Kann es Dich nicht rühren, wenn Du alles das We betrachteſt, das Chriſtus auf ſich nahm für di ganze Welt?" Da ſagte Eyvind: „Soll ich Dir die Wahrheit ſagen, ſo geht es mir wohl etwas zu Herzen wenn ich das höre, aber mich dünkt doch, es iſt wie die wunderlichen zarten Gedanken, die man wohl hat, wenn man gegen Morgen halb im Schlaf und Traum liegt. Ich kann doch nicht begreifen, wie ein geſunder Mann, der ſeine Glieder noch rührt und wache Sinne hat, an dieſen ſchwermütigen Sagen Freude finden kann. Es iſt alles ſo trübſelig zu erzählen, und ganz und gar nichts Männliches darin. Ich für mein Theil will lieber mein ganzes Leben lang Odin gegen die häßlichen Rieſen kämpfen helfen, als über die Dornenkrone zu weinen, die ſie dem morgenländiſchen Herrn aufſetzten." Hakon merkte nun, daß kein Auskommen mit Eyvind war, ſo ließ er ihn denn für dießmal fahren, und drückte ihm die Hand hart aber doch liebevoll zum Abſchied. Wohin Eyvind ging, kann man wohl errathen. Er hatte das kleine goldbüſchlige Vögelchen im Tannenwalde nicht vergeſſen, ſondern ſehnte ſich danach, ſich mit ihm näher beſprechen zu können. Der Tag neigte ſich ſchon ziemlich, als er den Bäumen nahte und er ging ziemlich lange darin umher die Kreuz und die Quere, ohne Vogelgeſang oder Brummen und Heulen zu hören, wovon doch ſonſt der Wald voll war. „Hier iſt es heute abſcheulich ſtille, die Vögel pflegen doch ſonſt nicht ſo früh ſchlafen zu gehen.“ Als er dieß geſagt hatte, legte er ſich nieder bei einem Quell, um ſeine Beine auszuruhn, und die Dämmerung ſenkte ſich indeß ſtärker und ſtärker vom Himmel und rabenſchwarze Wolken zogen hin und her dicht über den Baumwipfeln. Da kam es ihm vor, als ob an einer Stelle eine Wolke ſich öffnete und eine häßliche Weibsperſon niedergefahren kam auf einem Beſenſtiel, die der Gunild nicht unähnlich war. Eyvind ſagte zu ſich ſelbſt: „Das war ein ſeltſamer Ritt. Hätte man mehr ſolche Pferde, ſo brauchten ſich arme Leute kein Reitzeug zu halten; denn dieſe Klepper verlangen wenigſtens keinen Bauchriemen, dafür ſind ſie zu mager.“ Auch wollte er ſeinen Augen noch nicht recht trauen, ſondern meinte beinahe, er ſei ſchon in Schlaf gefallen, und, während er ſo lag und die Augen aufriß, fielen ſie ihm auch wirklich zu. Er erwachte wieder, denn es plätſcherte etwas im Waſſer, und das waren weiße Jungferngeſtalten, die ſich eintauchten; da ſchlich er ſich ganz leiſe etwas weiter weg, damit ſie ſich nicht ſchämten vor ſeiner Gegenwart; aber da er ſich wieder auf das Gras hinſtrecken wollte, ſah er Federn von verſchiedenen Farben auf dem Boden liegen, und als er ſie in die Hand nahm, ſah er, daß es lauter Vogelbälge waren, und erkannte auch darunter den mit dem Goldbüſchel, und ward darüber gerührt von Betrübniß, denn er konnte ſich nichts Anders denken, als daß ein Adler oder andrer Raubvogel ſie kläglich zerriſſen habe. Da hörte er, wie die häßliche Steckenreiterinn den badenden Mädchen zurief mit einer Stimme, die er als Gunilds Stimme erkannte:

Frauenzimmer,
Zeit iſt um,
Eitel immer!
Schnell nehmt drum
Bälg' aufs neu!
Sonder Warten!
Sonſt mit Reu
Fühlt den harten
Beſen ihr, mein gutes Pferd.
Auf denn, raſch! Zurückgekehrt!

Da eilten alle Jungfrauen ſehr erſchrocken auf m grünen Platz zu, wo ſie ihr Federgewand

wohl verwahrt zu haben glaubten. Als ſie ab
den Spielmann gewahr wurden, fuhren ſie in gr
ſter Beſtürzung in die Büſche hinein, um ſich
verſtecken. Eyvind merkte es kaum; denn er ſ
verſenkt in trübſelige Gedanken und betrachtete
weißen Federn, die er in Händen hatte. Aber
ward dadurch aufgeſtört, daß Gunild mit gräu
chem Geſchrei auf ihn losfuhr. „Willkomme
Spielmann!“ ſagte ſie zu ihm, „Du erhiel
keine Bezahlung für Deine Muſik, als Du
liebliche Weiſe an Erichs Hof ſpielteſt. Nun ſo
Du Deinen Lohn bekommen, den Du Dir verdi
haſt, ſowohl dafür, und auch, weil Du hier
gebeten Dich in meine Abendgeſellſchaft eingefun
haſt.“ Sie hob ihren Hexenſtab, und als Eyv
ihn von ſich ſchlagen wollte mit einem klei
Schwerdte, das er zur Seite an einem Rie
hängen hatte, legte die Schneide ſich um,
eine Wunde machen zu können, und das S
war ſo weich in ſeiner Hand wie eine Weiden
Das kam davon, daß Gunild die ſchwarze K
verſtand, alle Arten von Waffen abzuſtump
Da hob Eyvind beide Hände in die Höhe und
laut:

Gott Bragi, hör mein Flehen!
Wolle mich wahren!
Soll ich denn hier vergehen
In den Gefahren?
Aſathor voll Stärke,
Laß Deinen Hammer fallen,
Walhalls Berſerke;
Mit mächtigem Erſchallen,
Falls ihr zum kühnen Streiten
Das Heer geführet,
Und ich die guten Saiten
Mit Fleiß gerühret.
Wenn man an Eurem Feſte
Den Stier erſchlagen,
Hab' ich der Lieder beſte
Euch vorgetragen.
Wie? Sollen mich die leid'gen
Kobolde tödten!
Eu'r Schild wird mich vertheid'gen
In meinen Nöthen.

Er hatte kaum angefangen in die Saiten zu greifen, als er einen übermäßig lauten Lärm hörte und bemerkte, daß Gunild fort war. Er ſah ungeheuer große Wolken mächtig auf einander losrücken, einige waren weiß, andre ſchwarz; aber alle hatten die Geſtalten von Menſchen, ausgenommen, daß ſie viel größer und höher als Menſchen waren. Da ward ihm ganz gewaltig freudig zu Mute und er ſang wieder:

Runen Walhallens
Lieſt nun der Seher,
Mächtigen Schallens
Bläſet der Späher.
Heimdal*) pfeifet
Auf Stürmen daher,
Odin greifet
Zu Roß und zu Speer.
Walhalla glühet
Den Rieſen entgegen,
Der Kobold verſprühet
Sein Blut verwegen.
Sieh, Wolken entwinket
Ein eiſerner Stab;
Der glimmet und blinket
Rothglühend herab.

Das iſt Thor, er ſchüttelt
Die Schilde ſammt Speeren,
Wie Donner rüttelt
Die Berge, die hehren.

Die Schwarzen fliehen
Der Weißen Chor.
Schau roth erlohen
Des Himmels Thor.
Das iſt Rieſenblut!
In der Wolken Schwall
War die Schlacht voll Wuth,
Und der Rieſen Fall.
Nun ſchreien ſie Ach
An den Felſenecken

---

*) Gott der Vorſicht, Hüter des Regenbogens.

Unterm Klippendach,
Wo ſie bang ſich verſtecken.
Da halten ſie Haus,
Bis die Götter entwallten:
Dann ſchleichen heraus
Die ſchwarzen Geſtalten.
Und ſtürzen mit Haſt
Auf den Wanderer gleich,
Wie der Habicht vom Aſt
Auf die Ent' im Teich.
Doch hegt man Vertrauen
Nur feſt auf dem Himmel,
Läßt Heimdal uns ſchauen
Der Götter Gewimmel.

Als Cyrinds Lied zu Ende war, ſah er keine Wolken mehr und der Himmel war ſo blank und rein, als ob er gefegt wäre. Zugleich ſchien der Mond ſo hell, daß man jedes Blatt auf den Bäumen ſehen konnte. Da kamen alle Jungfrauen hm entgegengegangen, und er wunderte ſich ſehr über ihre große Anmut; doch war eine ſowohl an Wuchs als an Weiße ausgezeichnet vor allen, und e hatte weiße Kleider an, und ihr Haar war dem Golde ſehr ähnlich, nur daß es mehr ins Lichte el. Sie ſchritt auch ſo leicht auf ihren Schuhen, aß Fliegen und andres kleines Gewürm, das im Graſe kroch, keinen Schaden davon nahm, wenn e darauftrat. Cyrind erfreute ſich ſo an ihrem

Anblick, daß er nie in ſeinem Leben früherhin ſo viel Vergnügen empfunden hatte. Nun kamen ſie alle zu ihm hin, dankten ihm in freundlichen Worten als ihrem Erretter und als dem, der durch ſein Harfenlied ihre Verzauberung gelöſt habe und faßten ihn bei der Hand. Nur das weiße Fräulein gab ihm nicht die Hand, ſondern neigte ſich in einigem Abſtand vor ihm; doch war er darüber nicht minder erfreut, als über den Händedruck, den er von den Anderen empfing. Sie hatte nicht Zeit ihm ſo ſehr zu danken wie die übrigen, da ſie eine Stelle gefunden hatte, wo der Quell ſehr klar war, ſo daß ſie ſich darin ſpiegeln konnte, und da ſtand ſie nun und brachte ihren Schmuck in Ordnung. Er erfuhr jetzt, daß ſie alle von königlichem Geblüt waren, und erbot ſich, ſie zu begleiten, was ſie auch annahmen. — Als Eyvind Eine Nacht fortgeweſen war, und Hakon den Tag darauf allein zwiſchen ſechs Hofleuten ſaß, guckte der Eine aus dem Fenſter und ſagte zu den Andern: „Entweder trügen mich meine Augen, oder ich ſehe den Harfenſpieler kommen mit einer Schaar von Mädchen. Da meinte Hakon und ſeine Genoſſen, daß er ihnen etwas weiß machen wolle.

oder zu viel Meth getrunken habe; aber ehe ſie ſich noch darüber ausließen, kam Eyvind richtig über die Schwelle geſchritten mit den Mädchen. Das erregte allerlei wunderliche Mutmaßungen. Einige meinten, daß Eyvind einen Raubzug gemacht habe und daß dieſe Mädchen ſeine Beute wären. Aber Andre ſagten: „Nein, der Sinn des Spielmanns pflegt nicht nach dergleichen zu ſtehen, vielmehr iſt zu glauben, daß es Schildjungfrauen ſind, die ihn gefangen haben.“

König Hakon, der nun erfuhr, daß dieſe Mädchen mit ihm verwandt waren, nahm ſie alle wohl auf. Aber als er ſah, daß es ihrer ſieben waren, und daß er grade auch ſieben Mannsleute bei ſich hatte, wenn er den Eyvind zu ſeinen ſechs Hofleuten hinzurechnete, ſagte er: „Man ſollte glauben, der Spielſkalde habe hier eine ſiebenfältige Hochzeit veranſtalten wollen, da er eine ſo paßliche Zahl Mädchen mitgebracht hat. Da muß denn Eyvind die erſte Wahl haben; denn er iſt es doch eigentlich, der dieſe guten Kinder aus Vögeln zu Jungfrauen gemacht hat.“ Eyvind ſchwieg ſtille, aber ſowohl der König als deſſen Gefährten merkten wohl, daß er die Augen von der weißen

Jungfrau nicht wegwandte. Zuletzt ſtand er auf, ſtimmte ſeine Harfe, und ſang ſo:

Gerne vernahm ich der Vögel Lied
In der Tannen Grün,
Gern auf der Wieſ' und der Au' und dem Ried
Seh ich Blumen blühn;
Doch jetzt bei Farb' und Lerchenſang
Wird mir die Zeit ſo lang, ſo lang.

Laſſ' ich dich, ſchwärzt ſich mein Himmel mit Leid
Weile der Augenblick;
Schau ich dich, wird ſo kurz mir die Zeit
Wird hell mein Geſchick.
Mich dünkt, es ſei wohl die größte Luſt
Zu ruhn an deiner ſanften Bruſt.

Nicht kann ich dichten den Sang ſo fein,
Mit lieblicher Zier;
Denn niemals koſtet' ich ſüßen Wein,
Nur Meth und Bier.
Drum frag' ich kurz und gut, wie ich kann:
Beliebt dem Fräulein der Harfenmann?

Die Jungfrau ward ſehr vergnügt und konnte es wohl leiden, daß Eyvind ſie in Aller Augen ſo hoch pries. Die letzten Worte dagegen ſchienen ihr nicht anzumuten. Hakon fragte: „Was ſagt Ihr dazu, Alvilde?“ (ſo hieß die ſtattliche Jungfrau.) Sie ſchwieg ſtill und ſah etwas ſauer aus, daß man ihr einen Spielmann zum Gatten geben wollte; als ihr aber Hakon ſagte, daß das der Mann ſei, aus dem er am meiſten im Norwegslande mache, und den er ſo hoch wie ſeinen eigenen Bruder achte, antwortete ſie: „Nun ja, warum ſollte ich ihn nicht nehmen? Wenn Ihr, mein Herr, ihm ſo viel ſchenken wollt, daß ich ein Leben führen kann, wie es ſich für eine Jungfrau von königlichem Stamm geziemt.“ — Alles ward nun ins Reine gebracht, daß Eyvind mit Alvilde einen von Hakons Höfen bewohnen und ſie ſich ſtracks einander heiraten ſollten. Hakon wandte ſich nun zu den andern Jungfrauen und ſagte: „Ich weiß, daß jedes erwachſene Madchen gerne ſich vermält, wenn ſie einen Mann findet, der ihr gut genug däucht. Nun könnt Ihr Euch meine Hofleute anſehn, ob ſie nach Eurem Wunſche ſind, oder ob Ihr etwas an ihnen auszuſetzen habt.“ Sie ſuchten ſich nun, ohne Bedenken, jede ihren Mann aus, da ſie nicht ſo hochmütig waren wie Alvilde. — Da wurde denn mehrere Tage lang ein großer Schmaus bei Hakon gehalten, und es kamen auch einige Handelsleute aus Jämteland hin, die Zobel, Marder und andre koſtbare Sachen für das junge Weibsvolk feil hatten, und es kaufte einer von den Hofleuten einen überaus theuren Pelz für ſeine Hausfrau, Alvilde aber fühlte großen Neid, daß ſie ihn nicht bekommen hatte, ſo daß ſie drei ganze Tage nicht froh war und ihre bittern Thränen vergoß. Dieſe Kaufleute gehörten übrigens zu den Vornehmſten ihres Landes, und hielten gute Freundſchaft mit Hakon, weil er ein ſo fröhlicher und beredter Herr war. Er ſagte eines Tages zu ihnen: „Hört, Ihr guten Leute aus Jämteland, wie lange wollt Ihr ſo zwiſchen den Norwegern und Schweden ſtecken und die Kappe auf beiden Schultern tragen? Fürchtet Ihr nicht, daß eine von beiden Parteien mit dem Eiſen in der Hand kommen und Euch mit Gewalt zum Gehorſam bringen wird, da Ihr nicht mit Güte wollt? Vernünftig wäre es doch, wenn Ihr Euch mir unterwürft, da norwegiſches Blut in Euren Adern fließt.“ Die Jämtlinger lachten; aber er rief Eyvind und ſagte: „Bruder mein! Nimm Deine Harfe, und mache dieſen Männern etwas Muſik, und erzähle ihnen dabei, was Du von ihrer Herkunft weißt.“ Da hub Eyvind an:

Herr Oiſten mit den Rittern
Zog über Dovre her.

Die Tränder mußten zittern
Vor ihm und ſeinem Heer.
Es ſtrömten Blutes Wogen
Wie Regen von dem Dach;
Fraun waren ſie gewogen,
Und küßten ſie gemach.

Als nun das Feld begliſſen
Mit manchem blutgen Stral,
Und Norwegs Fleiſch zerbiſſen
Genug von Oiſtens Stal;
Da ward ſein Horn vernommen:
Was Manngeſchlechtes wär,
Zu Hauſe ſollt' es kommen,
Doch ſonder Schwerdt und Speer.

Von Steinen war im Grunde
Ein mächt'ger Kreis gemacht.
Herr Oiſten ſtand im Runde,
Die Tränder gaben Acht:
„Wollt meinem Sohn Ihr dienen,
So will ich milde ſein;
Wo nicht, hat Euch beſchienen
Der letzte Sonnenſchein.“

Da krönen ſie den Knaben,
Geloben nach Gebot
Zum König ihn zu haben
Im Leben wie im Tod.
Verſchwunden war ihr Bangen,
Zu End' ihr Herzeleid,
Daß ſie vor Freuden ſangen
Mit großer Munterkeit.

Doch murrte man und lachte
Verächtlich hier und dort:

Ins Ohr auch ſagten ſachte
Sie ſich wohl dieſes Wort:
„In ſolchem harten Stande
Ertragen wir den Herrn,
Doch ſprengen wir die Bande,
Wenn König Oiſten fern.“ —

Wohl pries ſein gutes Glücke
Des Oberlandes Held,
Herr Oiſten, und zurücke
Kehrt er ob Dovrefjeld. —
Den Knaben ohn' Erbarmen
Nahm dann ein ſtarker Mann,
Schleppt' ihn den kleinen Armen,
Den grünen Berg hinan.

Um Gnad' in ſolchen Leiden
Bat wohl das Königskind;
Doch aus den Augen beiden
Ob auch die Thräne rinnt,
Der harte Tronder eilte,
Ergriff ihn bei dem Schopf,
Legt' auf den Block ihn, theilte
Vom Rumpf ihm dann den Kopf.

Der Rumpf blieb auf der Klippe,
Dieweil er klein nur war;
Doch macht' ihn zum Gerippe
Gefräßge Geierſchaar.
Das Haupt rollt meerhernieder,
Ob es dem Fiſch behagt,
Zum Rumpf kommt's nimmer wieder,
So lange File ragt. —

Als das Gerücht erſchallet
In König Oiſtens Haus,

Hebt er die Fauſt geballet,
Sein Fuchshaar reißt er aus;
Und auf die Tafel ſchlug er,
Das war ein Schlag fürwahr!
Von allen Fingern trug er,
Der Tiſch, die Spuren klar.

Es kamen von dem Graſe
Die Pferd' und von dem Korn
Auf Königes Geblaſe
Ins krumme Ludurhorn.
Ob Dovrefjeld ſie zogen,
Herr Oiſten ritt geſchwind,
Und, es iſt nicht gelogen,
Sie flogen wie der Wind.

Das Feuer fuhr aus dem Dache
Mit Licht und Flamm' und Ruß.
Bei Praſſeln und Gekrache
Sang man von Mädchenkuß.
Bei rothen Hahnes Glanze
Und Krähn ſprang man mit Luſt,
Der Bogen war die Lanze,
Die Geige war die Bruſt.

Als Oiſten ſo gelaſſen
Der Rache grimmen Lauf,
Lud er die Landesſaſſen
Zum Anger all zu Hauf;
Dann ſprach in bitterm Mute
Vom Stein er in dem Ring:
„Ein Herr von Königsblute,
Der ſchien Euch zu gering.

Gar keinen Menſchen wollt Ihr
Zum Herrſcher nehmen gern.

Wohlan! Empfangen ſollt Ihr
Ganz einen andern Herrn.
Schnell überlegt's den Alle,
Wen Ihr zu meiſt begehrt,
Ob Euch mein Hund gefalle,
Ob vorzieht Ihr mein Pferd!" —

Das war ein ſchlimmes Wählen!
„Schnell macht die Wahl mir kund!"
Da ließen ſie's nicht fehlen,
Sie huldigten dem Hund.
Man gab ihm eine Krone,
Setzt' ihn zum Thron hinauf.
Er knurrete zum Lohne,
Weit riß das Maul er auf.

Dann kam zu guter Stunde
Ein Mann aus Finnenland,
Anhexte der dem Hunde
Dreimännrigen Verſtand.
Nun ſprach er; doch man fragte,
Was ſeine Meinung ſei?
Denn wenn er Ein Wort ſagte,
Gleich bellt' er ihrer zwei.

Einſt in Pallaſtes Glanze
Lag er vergnügt und kirr,
Fraß, wedelnd mit dem Schwanze,
Aus ſilbernem Geſchirr.
Da hub man an zu fragen:
„Wünſcht heut in Wald und Au
Die Majeſtät zu jagen?"
Er ſagte: „Ja, wau wau!"

Nun waren naß die Pfade,
Das that dem König Harm.

Dem Marſchall ward die Gnade,
Er nahm ihn auf den Arm
Als weiter nach Begehren
Sie zogen allzuſamm,
Sahn ſie ein Paar von Bären,
Das fraß ein zartes Lamm.

Da rief man ſchlauen Mutes:
„Herr König, wollt Ihr ſchaun!
Weh des unſchuldgen Blutes!
Ein Schauſpiel iſts voll Graun!
Norwegens Männer preiſen
Deine Gerechtigkeit,
O wolle ſie erweiſen
Denn auch zu dieſer Zeit!“ —

Da fletſcht er mit den Zähnen,
Und knurrte grimm hervor;
Mit edlem Racheſehnen
Hob er den Schwanz empor.
An Mut nicht ließ ers fehlen,
Sprang nieder hin zum Paar.
Man konnte ſichs nicht hehlen,
Gar groß war die Gefahr.

Was wird der König leiſten?
Vergnüglich war's doch auch.
Der Marſchall lacht am meiſten,
Daß er ſich hielt den Bauch.
Mit Sprüngen, raſchen, flinken,
Naht' itzt der Hund mit Wut,
Biß an die Bärenſchinken,
Und trank ihr rothes Blut.

Da wenden ſich die Petzen
Auf Hinterfüßen, ſchau,

Wie Schläge ſie verſetzen
Dem Herrn mit ſchwarzer Klau!
Sie brummen gar vermeſſen,
Weit hört man's durch die Au,
Und eſſen ihn und freſſen.
Er klagte: „Ach, wau wau!“

Wohl muß den Tröndern bangen
Vor Oiſtens Schwerdt und Stahl.
Was iſt nun anzufangen?
Wohl kommt er abermal.
Es iſt nicht wohl zu ſcherzen
Mit König Oiſtens Wut.
Wie bebten ihre Herzen!
Doch Ketil's Rath war gut.

Ob Kjölens Höhn mit Eile
Flohn ſie, und machten Halt,
Wo ſie mit Pflug und Beile
Durchlichteten den Wald.
Sie nannten jene Gauen
Jämtland, und bauten dort
Sich Hütt' und Haus, und bauen
Noch heut' an ſelbem Ort.

Eyvind ſang dieß Scherzlied mit größtem Ernſt, und die Jämteländer wurden ungemein luſtig darüber, zumal da ſie viel Bier und Meth getrunken hatten. Und ſie kamen ſo ins Lachen, daß ihnen der Speck beinahe im Halſe ſitzen geblieben wäre. Hakon ſagte da zu ihnen: „Nun habt Ihr Eure Herkunft erzählen gehört, und es iſt ja aus dieſer

agſt ganz klar, daß Ihr Flüchtlinge ſeid, und
re norwegiſchen Häuſer im Stiche gelaſſen habt;
rum hoffe ich, daß Ihr Euch nicht weigern wer-
, den Normannenkönig als Euren rechten Her-
anzuerkennen.“ Die Jämteländer ſtanden al-
ald auf und ſchwuren dem Hakon zu gehorchen
d zu dienen in Einem und Allem, und ſie wur-
ſeine allertreueſten Leute, da ſie nicht durch
s Schwerdt, ſondern durch freundlichen Umgang
vonnen waren. Als Hakon und Eyvind allein
ren, ſagte der König: „Lieber Eyvind, ich
ube, die Götter haben Dich zu mir herabge-
dt, um meine Macht und meinen Wohlſtand
beſchirmen und auszubreiten. Wie ſoll ich Dir
länglich danken für alle die Dienſte, die Du
erwieſen haſt! Es iſt doch klar, daß es zu-
ſt Deine luſtige Weiſe war, die mir die Macht
r die Jämteländer verſchaffte.“ Eyvind ant-
rtete: „Gnädiger Gebieter und Freund! Möge
nur Deine Liebe mir bewahren, und mögeſt
mit mir leben, bis ſie mich in die Erde gra-
, ſo verlange ich nichts Anderes hier auf der
lt; denn Du biſt mir ſo lieb wie meine Frau,
noch mehr. Aber wenn ich Dich verlieren

ſollte, ſo wäre es aus mit meinem Spiel und meinem Geſange.“

Eyvind hielt ſich noch einige Monate mit ſeiner Gattinn bei Hakon auf, und der König ſprach inzwiſchen oft mit ihm und redete ihm zu, daß er ſich taufen ließe; aber er wollte ſich durchaus nicht dazu bewegen laſſen. „Warum,“ ſagte er, „ſoll ich mich ſo großer Betrübniß ergeben, da es die Götter doch ſo gut hier auf der Erde für mich eingerichtet haben. Ich habe Fähigkeit zu Spiel und Geſang, womit ich mich ſelbſt und Andre vergnügen kann. Ich habe einen Freund und ein Weib, die ich über Alles liebe. Was ſollte mich da bewegen abzulaſſen und die Welt nicht zu lieben? Ich für mein Theil halte dafür, daß es viel beſſer iſt, einen guten, ſtarken Körper zu haben, und ſich leiblich zu vergnügen, als zum Schatten zu werden.“ Der König merkte, daß es nichts half und daß er ſeine Worte verlor, darum ließ er ab von dieſen Reden. Als ſie nun ſich trennen ſollten, ſprach Hakon noch mit dem Skalden von deſſen Hausfrau Alvilde, und ſagte zu ihm: „Wenn Du dieſe Frau in Ruhe beſitzen willſt, ſo mußt Du Dich etwas mehr um ſie bemühen; aber

Du gehſt ſo oft in die Wälder und ſtreifſt umher und kommſt ſpät nach Hauſe, wenn ſie ſchon eine gute Stunde geſchlafen hat. Das geht nicht an. Du mußt ſie im Gegentheil hätſcheln und ihr liebkoſen. Du mußt zu ihr gehen und ſie zärtlich in die Backen kneipen, und ſtreicheln und ſie necken und mit ihr tändeln auf alle nur erſinnliche Weiſe.“ — „Da müßte ich mich ja ſchämen, wenn ich das thäte,“ ſagte Eyvind, „dazu gebe ich mich nicht her. Ich bin zu alt für ſolche Kindereien. Überdieß iſt meine Frau ſo edel von Anſehn, daß ich ein niedriger Menſch wäre, wenn ich jemals an ihrer Treue zweifelte; die ſteht mit großen Buchſtaben ausgedrückt in ihren Augen.“ — „Was das betrifft,“ ſagte der König, „ſo habe ich mehrmals Weibsleute geſehen, die glatte Haut und klare Augen hatten, aber auf die man ſich doch eben nicht verlaſſen konnte. Aber wir wollen davon abbrechen, und ich will Dich nur bitten, hin und wieder einmal an das zu denken, was Dir Hakon geſagt hat.“ — „Das wäre ſchlecht gethan, wenn ich das thäte,“ ſagte Eyvind, „und das ſoll mit meinem Willen mir niemals in den Sinn kommen, ſo daß Du dieſer Sache wegen

Dir den Mund nicht hätteſt zu zerreden brauchen; aber nichtsdeſtoweniger danke ich Dir für Deine Fürſorge." — Nun reiſte Eyvind mit Alvilde ab, und ſie hofften zu dem Hofe hinzukommen, den ihnen Hakon gegeben hatte, ehe es Abend würde. Aber wie ſie im beſten Fahren mitten in dem Walde waren, wo Gunild ſonſt ihr Spiel getrieben hatte, ſprang ein ſchwarzes Ungeheuer aus einem Buſch und ſchlug ſeine Klauen in das Rennthier. Alvilde ſchrie: „Schlage zu mit der Harfe!" Aber Eyvind war bange, daß die Saiten Schaden leiden möchten, wenn die Beſtie mit den Klauen daran käme, denn es ſchien ihm nicht zu bezweifeln, daß ſie nicht ſo zart darein greifen möchten, wie ſeine Finger es pflegten. Er ſuchte deßhalb nach einem kleinen Schwerte, das er in das Stroh geſteckt hatte, das um Alvildens Füße herumgeſtopft war; aber ehe es ihm glückte, es zu finden, lag das Rennthier ſchon auf dem Rücken und ſtreckte alle Viere von ſich. Da zerraufte Alvilde ihr langes Haupthaar und ſagte: „So bin ich denn ſo unglücklich in die Hände eines Mannes gefallen zu ſein, der um ein elendes Stück Holz zu ſparen, mich in eine ſo große Lebensgefahr bringt. Wie willſt Du uns nun aus dieſer Noth erretten!“ Eyvind ward ſehr betrübt über dieſe liebloſen Worte; aber er nahm ſich doch zuſammen und ſagte: „Geliebtes Weib! Laß uns doch den Göttern danken, daß das Unthier wieder das Gebüſch ſuchte, und ſie helfen uns wohl auch nach unſerm Wohnorte hin, wenn wir ſie darum anrufen.“ — „Glaubſt Du denn,“ ſagte Alvilde, „daß ich ein ſolches Landſtreicherleben gewohnt bin, wie Du führſt? Glaubſt Du, daß ich mich bequemen werde, mit meinen Füßen den hohen Schnee zu durchtreten die ganze weite Strecke, die wir noch bis zu unſerm Hofe haben?“ — „Holde Freundinn,“ antwortete Eyvind, „ich bin weit davon entfernt, Dich gehen zu laſſen, ſo lange ich bei Kräften bin. Ich will Dich auf meine Schultern nehmen; denn ſo lange ich die Füße rühren kann, ſollſt Du keine Beſchwerde leiden.“ — Damit nahm er die Harfe in den linken Arm, und die Frau in den rechten, und fing an, ſich durch den hohen Schnee zu arbeiten. Da er eine gute Strecke gemacht hatte, fing der Schweiß an ihm über die Backen zu laufen, und er ſtöhnte laut. Alvilden klapperten dagegen die Zähne im Munde, und ſie zitterte wie die Blätter an einer Weide, ſo daß es recht wunderlich anzuſehen war, wie ihre Leiber den Herzen ähnlich waren, ſofern Eyvinds Liebe auch ſehr heiß war, Alvildens dagegen völlig kalt. Eyvind war nahe daran, vor Müdigkeit ohnmächtig zu werden, aber fand ſich doch mit großer Geduld darein, während die Frau bitterlich zu weinen anfing, und wünſchte, daß Eyvind ſie lieber hätte ſitzen laſſen als Vogel im Walde, in welchem Zuſtande ſie doch Federn gehabt hätte zum Schutz gegen die Kälte, während ſie jetzt todt frieren müßte. Der Harfner ſetzte ſie einen Augenblick nieder, um zu Athem zu kommen, da verlangte ſie, daß er Feuer anmachen ſolle, weil ſie ſonſt vor Froſt rein verkommen müſſe. Ihr Gatte ſtellte ihr vor, daß ſie jetzt in einem geräumigen Thale wären, weit von allen Bäumen, und daß es ihm folglich eine Unmöglichkeit ſein würde, einen Scheiterhaufen zu Wege zu bringen. Da ſchlug ſie ihm vor, das Saitenſpiel anzuzünden, wodurch ſie etwas Wärme würde bekommen können. Da entſetzte ſich Eyvind und ſagte: „Meine Allerliebſte, wie kannſt Du es übers Herz bringen, ſo etwas von mir zu verlangen? Wie könnteſt Du im Stande ſein, mich der höchſten

ſt und Freude meines Lebens zu berauben, um
n paar Augenblicke dadurch erwärmt zu werden?"
ber ſie fuhr fort ihn zu bitten und ſagte: „Sie
nne es gar nicht begreifen, warum er ſie zur
rau haben wolle, wenn ſie ihm ſo gleichgültig
äre, daß dieſes Spielwerk ihm theurer wäre als
r Leben und ihre Geſundheit." Da ſagte Eyvind:
Obgleich mir das ſo ans Herz greift, daß ich
nicht überkommen werde, will ich mich doch
gen, wenn Du mir nur zuvor erlauben willſt,
n Lied zu ſpielen, um von dieſer alten Freundinn
bſchied zu nehmen. Da zog er die Harfe dicht
die Bruſt und ſang:

Den Thränen läßt am Grabe
Der Greis den Lauf,
Gekrümmt am Krückenſtabe
Im Kämpferhauf.

Es ſinkt zur Grabeskammer
Ein neuer Krug.
Wen klagt er? Ach ſein Jammer
Verkündet's gnug.

Den Sohn vorm Rabenſchwarme
Verwahret er,
Faßt nicht in ſeine Arme,
Hört nie ihn mehr.

So wollt auch ihr mich laſſen
Ihr Saiten, ſtolz?

Ich ſoll euch nicht mehr faſſen
  Auf braunem Holz.

Wie iſt dein Ruf erklungen
  Mit wildem Schall?
Liebling der Schlacht, verklungen
  Iſt nun dein Hall.

Und wenn nun Eyvind klaget,
  Still ſitzt und ſtumm,
Und Mann und Mädchen fraget:
  Spielſt nicht? Warum?

Blöd ſchaut dann Eyvind nieder
  Und ſagt kein Wort.
Begleit'rinn meiner Lieder,
  Mein Troſt, mein Hort.

O ſo zerbrich mit Dröhnen,
  Dein Tod erſcheint.
Es iſt dein letztes Tönen,
  Und Eyvind weint.

Als er dieß geſungen hatte, that er einen ſo heftigen Griff in die Saiten, daß ſie allzumal borſten, und er zerſchmetterte zugleich die Harfe an einen ſcharfen Stein, ſo daß ſie einen Laut wie einen wilden Schrei von ſich gab, und Alvilde darüber erſchrak. Dann ſchlug er Feuer an und ſchichtete ſtillſchweigend einen Scheiterhaufen, und die Frau ſprach inzwiſchen auch nicht ein Wort. Als ſie ein wenig am Feuer geſeſſen hatten, kam ein brittiſcher Kaufmann mit mehreren Schlitten gefahren. Dieſer Mann war in köſtliche Gewänder gekleidet, die mit rothen, weißen und blauen Steinen beſetzt waren. Als er Eyvind und ſeine hübſche Frau einſam auf dem Felde in der großen Kälte fand, ließ er ſeine Knechte einen großen Brand machen und bat jene, ſich bei ihm niederzulaſſen. Er ließ ſodann auch ſeltene Eßwaaren und feine Getränke vom Schlitten herbei bringen, womit ſie ihre Lebensgeiſter auffriſchten. Beſonders goß er dem Eyvind ſtarke Tropfen in den Becher, die ihn ſchläfrig machen ſollten, und da nun der müde Spielmann bald eingeſchlummert war, nahm er deſſen Liebſte bei der Hand und pries mit vielen ſüßen Worten ihre anmutige Geſtalt. Das gefiel Alvilden wohl; denn ſie ſah, daß der Kaufmann ein ſehr leckerer Herr war. Ja, als er den Mund ihr zuwendete und ſie küſſen wollte, that ſie nur geringen Widerſtand. Am Morgen, als Eyvind ſeine Augen aufſchlug, war der Kaufmann ſammt Alvilden fort. Er ſprang erſchrocken auf und rief ſie bei Namen, ſo daß es weit über das Feld ſcholl; aber er empfing keine Antwort, nicht einmal von den Zwergen, da kein Berg in der Nähe war, woher ſie antworten konnten. Er lief lange umher, bis er an einen kleinen Bach kam, wo er ſich niederſetzte, aber er fürchtete ſich vor ſeinem eigenen Geſichte, das ſich darin abſpiegelte und das ſo gewaltig jämmerlich ausſah, daß er wieder aufbrach, ohne zu wiſſen wohin.

Hakon und ſeine Leute ritten in Wald und Thal umher, und jagten wilde Thiere, da der König ſich gerne die Grillen vertreiben wollte, die ihm Eyvinds Abweſenheit verurſachte. Während Hakon nun einmal ſtand mit dem Rücken gegen eine Tanne und das Kinn auf den Schaft ſeines Spießes legte, hörte er, wie ſeine Hofleute riefen: Da haben wir den Spielmann! — Der Normannenkönig lief verwundert hin, und ſah denn auch wirklich den Eyvind ſtumm an der Erde liegen. Alle fragten ihn, warum er hier ſo allein läge; aber er war nicht eben aufgelegt zum Sprechen und ſagte nur einige einzelne Worte. Da ſprach einer von den Rittern: „Was murmelt er da in den Bart? Er ſpricht von einem brittiſchen Kaufmann. Wir erleben es noch, daß er ſeine Frau und ſein Saitenſpiel an einen Handelsmann verkauft und dafür Kalk genommen und ſich damit die Backen angeweißt hat." Ein Andrer ſagte: „Nein, es ſieht eher aus, als ob ihm das Geſicht erfroren und er ſich eins von Schnee geliehen und das an die Stelle geſetzt hat." Ein Dritter ſagte: „Nein, ich denke, daß er Alvilden todtgeſchlagen und hier in die Erde vergraben hat und ſich nun an ihrem Grabe aufſtellen will als ein Marmorſtein zu ihrem Andenken." Bei dieſen Worten ſchlugen ſie ein unmäßiges Gelächter auf. Aber da der König den Zuſammenhang der Sache gehört hatte, verſuchte er Eyvind zu tröſten und beſchloß ſeine Worte damit: „Nun haſt Du doch etwas weniger Urſache die Welt über Alles zu lieben, und könnteſt Dich aus dieſem Grunde wohl Chriſtus zu eigen geben." Aber Eyvind ſagte: „Wie ſollte ich nicht die Welt lieben, wenn ich darin einen ſolchen Freund habe, wie Du biſt? Der Verluſt einer Frau muß einem Normann nicht lange die Laune verderben. Eine Harfe, wie die, welche ich hatte, bekomme ich nicht wieder, denn ſie paßte ſo ganz zu meinem Sinn und Herzen; aber ihre Saiten waren vielleicht zu zart, um in die Ohren der nordiſchen Berſerker zu poltern. Jetzt mögt Ihr mir drei rauhe Äſte von einem

Tannenbaume brechen und ſie zuſammenfügen, und dem grimmigſten Bären, der in Norwegens Wäldern geht, die Stirn ſpalten. Dem will ich die Gedärme aus dem Leibe reißen und daraus Saiten machen. Und nun herauf, Ihr nordiſchen Kämpfer, herauf an das wilde Ufer, und es ſoll poltern vor Euren Ohren, und Ihr ſollt merken, daß Eyvind noch nicht verkümmert iſt.“ Man folgte ſeinem Worte, machte ein ſolches Geräth, wie er verlangte, das nachher wegen ſeines dumpfen Klanges Brummbaß genannt wurde. Darauf zog Hakon, Eyvind und alle Heermänner nach Stordöe, wo ſie in großer Freude und Luſt lebten. Als ſie einſt am Frühſtückstiſche ſaßen, ward Eyvind von einem der Tagwächter herausgerufen, welche auf einer hohen Warte ſtanden und immer ausſchauten über den Strand hin, um dem Könige zu melden, wenn Gunilds Söhne ans Land kämen. Dann ſollten Lauffeuer angezündet werden von einem Ende des Landes bis zum andern, und alle Männer, welche das Schwerdt zu tragen vermöchten, ſich um den König verſammeln. Aber damit nicht Lärm um Nichts gemacht würde, hatte der König beſtimmt, daß derjenige, der falſche Zeitung anſagte von einem feindlichen Überfalle, einen Kopf kürzer gemacht werden ſollte. Deßhalb riefen die Knechte, die auf der Warte ſtanden, den Eyvind zu ſich, zeigten mit den Fingern hinaus über das Waſſer und fragten ihn, ob es ihm nicht ſchiene, daß feindliche Fahrzeuge ankämen. Er fragte dagegen, ob ſie blind wären, da ſie noch Zweifel hätten an dem, was jeder, der Augen hätte, ſehen könnte. Zugleich ſchalt er ſie ſehr wegen ihrer großen Treuloſigkeit, daß ſie aus Furcht für ihr jämmerliches Leben, zu großer Gefahr für ihren edlen Herrn, die Feinde ſo nahe ans Land hätten kommen laſſen, ſprang dann hurtig in des Königs Hof, ſprengte die Thüre mit dem Fuße und rief, als er auf der Schwelle ſtand:

Jetzo Speiſ' und Trank vergeſſen!
Weg mit Meth und fetten Schinken!
Andres Trinkgelag und Eſſen
Seht ihr auf dem Felde blinken.

Auf, und laßt die faulen Bänke,
Ziehet an die blanken Hoſen.
Hängt die Schwerdter ins Gehenke,
Raſch heraus, und pflanzet Roſen!

Eiſern laßt der Roſen Krone
Mit dem Glanz des Morgenrothes!

Wer das Leben einer Bohne
Werth hält, iſt nicht werth des Brotes.

Südher kommen Geierſchaaren,
Stahlblank ſind die Klaun der Gäſte,
Wollen nahn den Königsaaren,
Sie zu tödten in dem Neſte.

Da ſprang der König auf, warf den Tiſch um, und ſchlug auf ſein Schwerdt. „Ich kenne Eyvind als einen zu guten Burſchen,“ ſagte er, „daß er uns nicht eine Heeranzeige bringt, die nicht wahr wäre.“ Nun zog der König ſeinen Panzer an, gürtete ſich mit Quernbeißern, und ſetzte aufs Haupt einen Helm von getriebenem Golde der einen übernatürlichen Glanz hatte. Da ward Eyvind von Schrecken ergriffen und ſagte zum Könige: „Willſt Du denn, mein König, mit Gewalt Dein Haupt zum Ziel für die Pfeile des Feindes machen? Der Hut, den Du aufhaſt, leuchtet ja ſchier wie die Sonne, und die Feinde können immerhin das eine Auge zumachen und doch noch mit ihren Bogen auf Dich zielen.“ — „Laß ihn nur glänzen, wie die Sonne,“ ſagte der König, „deſto beſſer wird er meinen Kämpfern in die Augen fallen, und ich denke, ſie ſollen keinen krummen Weg gehen, wenn ſie mir folgen. Und wenn ſie wahrnehmen, daß dieſe Sonne untergeht, mögen ſie ſehen, daß ſie in voller Röthe untergeht, ſo wie die, welche am Himmel iſt." Darauf führte er ſeine Leute grade gegen den Feind, und ihm zur Seite ging ein tüchtiger Kämpe, mit Namen Torjolf, und dicht hinter dem Könige ging Eyvind mit dem Saitenſpiel in der Hand und ſang, ſo daß es von dem einen Flügel der Kämpferreihe bis zum andern gehört werden konnte. Als ſie weiterkamen, merkten ſie, daß der Feind ſo ſtark war, daß ſie nur einen Mann gegen ſieben ſtellen konnten. Hakon fragte deshalb ſeine Mannen: „Ob ſie lieber mit Ehren fallen oder mit Schande fliehen wollten, da ſie keine Ausſicht hätten das Leben zu behalten im Kampfe mit ſo vielen." Alle riefen da einſtimmig: „Daß ſie ihrem theuren König in Leben und Tod folgen wollten, und daß ſie gehen würden, ſo weit ſie die Beine trügen." Hakon dankte ihnen und ward dadurch gutes Mutes. Auch Eyvind ward gewaltig luſtig, ſprang herum und rief: „Er ſei froh daß er endlich Gelegenheit habe, zu erproben, ob ein guter Klang in ſeinem Brummbaß wäre."

Seht, Schweine kommen
Aus däniſchem Walde,
Salzfluten durchſchwommen
Auf ſchäumender Halde.

Der Blauzahn achtet
Zu feiſt ſchon die fetten:
Sie werden geſchlachtet
Auf Norwegs Stätten.

Nun arbeiteten ſie mit aller Kraft entgegen, und Hakon ſtrengte ſich ſo an, daß ihm der Schweiß bald die Stirne niederlief. Da zog er den Harniſch aus und warf ihn weit weg in das Feld, worauf Beide, er und Torjolf, das Schwert in beide Hände nahmen, weit vor dem Banner vorausgingen, und ſich links und rechts durch das Heer Bahn brachen. Helme und Schilde brachen unter ihrem ſchweren Hieb; denn der König und Torjolf waren gleich ſtark. In dem feindlichen Heer thaten ſich Alf Askmann und Evind Skerja eben ſo wacker hervor, und da der König erkenntlich war an dem vergoldeten Helm, nahmen ſie ihren Weg nach der Gegend, wo ſie ihn flimmern ſahn, da ſie den meiſten Mut hatten, ihm zu begegnen. Als Eyvind, der Skalde, ſah, daß ſo viele den König bedrohten, ſo daß ſie ihn wohl leicht überwältigen könnten, warf er ihm eine Kappe über den Helm, ohne daß es jener gewahr wurde. Und dann ſang er wieder:

Laßt, Streiter, euch mahnen!
Auf rauchenden Bahnen
Laßt blinken den Speer!
Der Schwerdter Gebeier
Mit Harfengeleier
Klingt herrlich und hehr.

Den Herrſcher umſchlingen
Mit Hauen und Singen
Im Kranze wir all,
Mit Schwerdtern, den blanken,
Mit Lanzen, den ſchlanken,
Ein ſchimmernder Wall.

Ha, ſchämt euch, ihr Memmen!
Wie? Laßt ihr euch hemmen
Weil Froſt euch bezwang?
Hört Halvern euch mahnen,
Den Weg euch zu bahnen
Durch dichteſten Drang.

Seht, Einer muß zagen,
Sein funkelnder Kragen,
Er ſpaltet und bricht.
Sein Werk iſt gegraben
Mit rötblichen Staben
Auf Feindes Geſicht.

Herr Torjelf, der lange,
Macht, Dänen, euch bange
Mit zorniger Glut.

Er wirft ſie zur Erde
Er ſtampft gleich dem Pferde,
So kühlts ihm den Mut.

Greis Odin, erſcheine,
Zur Hülfe vereine
Der Aſen Schaar.
Mit Blute der Stiere,
Der fetten, verziere
Ich Deinen Altar.

Es ſchütz' im Geſilde
Den Herrn mit dem Schilde
Ein jeder Genoß.
Das iſt eine Mauer
Von feſterer Dauer
Als ſteinernes Schloß.

Als Evind Skerja Hakons Helm nicht mehr ſah, ſchrie er: „Verbirgt ſich Norwegs König, oder iſt er gefallen, oder hat er das Feld geräumt?“ Und nun führte er und ſein Bruder Alf Askmann ſo wildes und verwegnes Volk herbei, und ſie hieben und ſchlugen um ſich, daß Niemand ihnen zu nahe kommen durfte. Als Hakon hörte, daß Frage nach ihm war, rief er: „Wehre Dich gegen den Du forderſt, Evind, Du ſollſt den Normannenkönig finden.“ Und wie ein Blitz fuhr er nach der Stelle hin, von wo der Ruf kam. Torjolf wollte den Kampf ausfechten; aber der König ſagte: „Mich hat er gerufen, ſo will ich es auch mit ihm aufnehmen.“ Während ſie ſo noch beide mit einander wetteiferten, kam Evind gelaufen mit aufgehobenem Schwert und hieb nach Hakon, aber Torjolf gab ihm einen ſolchen Stoß vor die Bruſt mit ſeinem Schild, daß er taumelte. Indem ſchlug der König ihn mit den Quernbeißern ſo auf den Scheitel, daß die Schneide zwiſchen beide Augen niederging, ſo daß das Haupt in zwei Stücke geſpalten wurde, welche zu beiden Seiten auf die Schultern niederfielen, und zu gleicher Zeit ſtieß Torjolf ſeinen Spieß dem Alf Aſkman ins Herz. — Als der Feind ſah, daß ſeine beiden oberſten Hauptleute erſchlagen waren, fing er an, den Norwegern den Rücken zu wenden; aber er kam nicht ohne Schaden davon; denn Hakon und ſeine Mannen waren ihm beſtändig auf den Hacken und ſchlugen ihn mit der Schärfe des Schwerdts. Als Gunilds Söhne ihre Schiffe faſt erreicht hatten, ſah man ein wunderbares Geſicht. Eine Wolke zog beſtändig dem Hakon nach und Einige wollten auf ihr ein altes Weib ſehen auf einem Stabe mit einer Harfe in der Hand. Auf einmal flog aus dieſer Wolke ein Pfeil, der lange in der Luft ſchwebte, und endlich den König traf, ſo daß er zu Boden ſtürzte, und in demſelben Augenblick ging die Sonne unter. Nun wurden die norwegiſchen Kämpfer völlig raſend und geriethen faſt alle in die Berſerkerwut. Nur einige wenige blieben mit Eyvind, dem Skalden, bei dem Könige zurück. Andre fuhren wie wilde Thiere unter die Feinde, welche vor Schrecken eine ganze Strecke ins Meer hineinliefen, und in der Hitze folgten mehrere Normänner nach, ſo daß ihre Schwerdter ſich unter den Wellen trafen, ehe das Waſſer ſie erſtickte. Als die Normannen ſahen, daß keine lebendigen Feinde mehr auf dem Lande waren, ſondern daß ſie ſich alle auf die Schiffe gerettet hatten, gingen ſie zurück zu ihrem Könige. Er lag in Eyvinds Armen und ſchwamm in ſeinem Blute, das ſich auf keine Weiſe wollte hemmen laſſen. Der König ward immer blaſſer und blaſſer, und Eyvind desgleichen. Alle Kämpfer ſtanden ſtumm im Kreiſe um ſie her, ſo daß es ſo ſtill war, wie im Grabe bei einem Todten. Da ſprach Hakon mit ſchwacher Stimme dieſe Worte:

„Nordiſche Männer und Brüder! Die Sonne die jetzt unterging, iſt, wie ich ſpüre; die letzte, die ich mit dieſen meinen Augen geſehen habe, da alle Flüſſigkeit, die in mir war, hier auf das Gras ausgeſtrömt iſt. Merket deshalb auf meinen letzten Willen. Hier iſt der königliche Ring, den mein Vater getragen hat, und den Sigurd Jarl mir an die Hand ſteckte; den mögt Ihr Gunilds Söhnen bringen; denn es iſt Königsblut in ihren Adern. Möchten ſie meinen Freunden nichts Leides thun, denn ſie gingen heute ſo hart mit ihnen um, ſondern durch Milde ihre Herzen zu gewinnen ſuchen, wie ich es that; und ſie werden dann in dieſen wackern Kämpen eine Bruſtwehr haben gegen aller Widerſacher Hieb und Stich. Ich habe immer gehofft, von chriſtlichen Geiſtlichen mit Sang und Klang zur Ruhe gebracht zu werden, und unter einem Grabhügel mit dem Kreuze darauf zu liegen innerhalb weißer Chriſtenmauern; aber ich bin es nicht würdig, denn ich habe wie ein Rohr geſchwankt zwiſchen Odin und Chriſtus, und wer von ihnen beiden meine Seele bekommen wird, weiß ich nicht. Deshalb könnt Ihr immerhin meinen Leichnam auf Eure Schultern nehmen und mit meiner Rüſtung bekleidet, wie ich hier liege, in ein Heidengrab legen auf wildem Felde nach Eurer Väter Weiſe; denn will der weiße Chriſtus mir ſeine Thür aufſchließen, ſo findet er mich, wo ich auch verborgen ſein mag.“ Darauf hob er ſich aufrecht empor mit der Hand auf der Wunde, und ſagte mit heiſerer Stimme: „Und nun lebe wohl, mein geliebtes Volk! Dank für Eure feſte Treue gegen mich! Wüßte ich, daß Gunilds Kinder es ſo gut mit Euch meinten, wie ich es gemeint habe, ſo wollte ich mit Freuden meine Augen ſchließen. Und Du, mein ſanfter Bruder und Freund Eyvind, der Du allezeit meinem Herzen am nächſten geweſen biſt in Wohl wie in Weh! Du haſt nun weder Harfe, noch Weib, noch Freund, und Du kannſt ſie nie wieder gewinnen außer von dem Gekreuzigten.“ Hier verſagte ihm die Stimme, er ſah noch einmal rundum die Seinigen an und ſprach: „Lebt wohl, meine Kinder!“ Zuletzt heftete er ſeine Augen auf Eyvind, aber hiemit ſchloſſen ſie ſich auch, und er fiel zurück ohne Leben. — Einige von den Männern weinten laut und hielten ihre Schilde vors Geſicht, andre ſtanden, die Arme gelehnt auf ihre Hellebarden und ſahen mit verwilderten Augen zur Erde, als ob ſie auf die Nornen zürnten, daß ſie

Land Norwegen ſo übel berathen hätten. Andre ſtanden ganz ſteif wie Säulen, von traurigem Schrecken ergriffen und verloren Äxte und Schwerdter aus den Händen. Drei Tage lang gruben ſie eine Gruft in Nordhordaland und weinten bei jeder Schaufel voll Erde, die ſie aufwarfen, und ſetzten ihn hinein, ſo wie er in die Schlacht gegangen war. Aber Eyvind ſtand oben auf dem Hügel mit betrübtem Geſicht und ſang:

Verbirg die Wange, die naſſe nicht,
Der Tanne Bruder, und weine!
Beim Tode der Eltern ja zeigt ſein Geſicht
In Thränen das Söhnchen, das kleine.
Wir klagen um Hakon, den kühnen,
Bald wird ſich ſein Hügel begrünen.

Ja recht wie das Vögelchen auf dem Aſt
Ums Liebchen ergießet die Klagen,
So klagen wir mindernd der Schmerzen Laſt:
Die Hex' hat den Herren erſchlagen.
Ihr Saiten, klinget mit Leide
Gleich Tönen des Hirten der Weide.

Du warſt wie des Thales Lamm ſo ſanft,
Wenn friedlich du ſaßeſt im Zimmer:
Doch ſtandſt du an raſſelnden Streites Ranft,
Blieb mutig der Schwächling nimmer.
Schlaf ſanft, du ſtarker und milder,
Du Taub' und Berſerker, wilder!

Aufs neu geht Mancher in Kampfes Lob,
Verſcheuchend das Leid aus dem Herzen;
Doch Eyvinds Seele wird nimmer froh,
Kann nicht den Geliebten verſchmerzen,
Im Gemach von Erd' und von Steine
Tief liegen ſeine Gebeine.

Eyvind war nicht zugegen, als ſie Harald, Gunilds älteſten Sohn, zum Könige von Norwegen ausriefen, obſchon dieſer es ſehr übel nahm, daß er, der doch ſein Verwandter war, nicht, wie Hakons übrige Herrmannen, zu ihm kam, um ihn um Verzeihung zu bitten und in ſeine Dienſte zu treten. Aber Eyvind konnte es ihm nun und nimmer vergeſſen, daß er an ſeines guten Königs Tod ſchuld geweſen war. Harald ließ ihn denn zu ſich holen und bat ihn, ein Lied zu ſingen. Da ergriff Eyvind die Gelegenheit, dem Harald die reine Wahrheit zu ſagen. „Ich habe,“ ſagte er, „einſt eine Weiſe für Deinen Vater gedichtet, die ich nicht zu Ende brachte, jetzt kann ich mit Deiner Erlaubniß den Schluß ſingen. „Und er begann:

Herr Erich war blutig; es war von Blut
Allzeit die Axt ihm naß;
Mehr als des Quellſtroms perlende Flut
Bedünkte das Blut ihm baß.

Nachts ſaßen bei ihm in der Halle
Der Brüder Häupter drum alle.

Schamlos zur Gattin nahm er ſchier
Die ſchlimmſte der Zauberinnen!
Mit ſchwarzen Katzen fuhren zu ihr
Auf ſchwarzem Wagen die Finnen.
Dann brauten ſie Tränke bei Sternenſchein,
Den Königen ſoll's ein Verderben ſein.

Ihr Sohn iſt wahngeſchaffen und träg,
Der Rücken geſtählet dem Sohne.
Gleich Krämern durchſtrich er Weg und Steg.
Jetzt hat er geſtohlen die Krone.
Wie Andre verſcharren die Todten,
Verſcharrt er die Schätze, die rothen.

Wie lauſchet der Fuchs im dunkeln Wald,
Vom rothen Pelz umfangen:
So ſchlug er den König mit Zaubergewalt,
Als Eulen und Hexen ſangen.
Der Held muß im Grabe zerſtieben;
Ein Neidhart iſt übrig geblieben.

Harald rief, daß er ſich nicht viel daraus mache, ob ihn ein ſolches Hündchen anbelle oder nicht, da er glaube, Macht genug zu haben, um ihm den Mund zu ſtopfen. Aber Eyvind ließ ihn wiſſen, daß der Hund, von dem er ſpräche, deſto mehr ſich beſtreben werde, ſeinen Mund zu gebrauchen, während es ihm noch möglich wäre. Da hätte Harald den Harfenſpieler gleich tödten mögen, aber er durfte es ſeiner Krieger wegen nicht, deßhalb verſchloß er den Haß im Herzen bis auf eine andre Gelegenheit. Eyvind ging nun in den wilden Wald und baute ſich eine Hütte, wo er drei Jahre wohnte; und keine Freude war auf ſeinem Geſichte zu ſehen ſeit dem Augenblick, wo Hakon im Felde fiel. Er ſaß den ganzen Tag mit den Ellenbogen auf den Knieen und das Kinn in der flachen Hand, und dachte an ſeinen unvergeßlichen Freund und Herrn. — Harald ſchickte ihm Botſchaft, ob er Freundſchaft mit ihm machen und in ſeiner Geſindeſtube ſingen wolle; aber Eyvind ließ ihm zurückſagen, er habe einem zu guten Könige gedient, als daß er Luſt hätte, einem andern zu dienen. Der König meinte, er ſolle ſich doch bedenken, im Fall ihn der Hunger aus ſeinem Verſteck triebe. Aber hierin irrte er, weil Eyvind ſich nicht ums Eſſen bekümmerte, denn es ahnte ihm, daß er ſeinen Freund nicht lange überleben werde. Die Isländer hatten ihm aber einen ſilbernen Dolch geſchenkt, weil er ihnen ein gereimtes Lied zu ihrem Ruhm gemacht hatte. Den gab er nun weg für Brod, damit er in Ruhe und Einſamkeit ſitzen und ſich ſeiner Betrübniß überlaſſen konnte. Er dachte, den letzten Worten des Königs zufolge, daß Chriſtus ihm vielleicht alles Heil auf dieſer Welt genommen habe, damit er ſich gläubig an ihn wendete. Aber nun war ſein Herz von Betrübniß verhärtet und erkältet, ſo daß er bei ſich ſelbſt ſagte: „Wenn Chriſtus meint, mich durch dieſes Leiden zu ſeinem Dienſt zu zwingen, ſo hat er falſche Rechnung gemacht; da halt ich mich lieber an den alten einäugigen Mann*), obgleich er mir in der letzten Zeit wenig zu Hülfe gekommen iſt.“

In dem Walde, wo Eyvind wohnte, ſchlich bisweilen ein einzelner Mönch furchtſam zwiſchen den Bäumen hin und her. Es war ein Reſt von denen, welche Hakon aus Brittanien mitgebracht hatte, und welche noch nicht von den Heiden erſchlagen waren, und alle Zeit, die ſie in der Welt zu leben erwarten durften, der Verbreitung der Gemeinde Chriſti gewidmet hatten. Einer von dieſen kam zu Eyvind frühmorgens, als dieſer am wenigſten erwartete, einen Beſuch in ſeinem Waldhauſe zu erhalten. Er war deßwegen ſehr verwundert, einen Mann in einer großen ſchwarzen Kappe mit einem etwas krankhaften Ausſehen daherkommen zu ſehn, und glaubte feſt und gewiß, daß es ein Waldkobold ſei. Der Mann fing an, von Chriſtus zu predigen; aber Eyvind hieß ihn ſeines Weges gehen. Als der Mönch merkte, daß der Spielmann ſo ſteifgeſinnt ſei, fing er an mit ihm zu ſprechen von der ewigen Pein der verdammten Seelen und bedrohte ihn hart. Da ward Eyvind böſe, erhob ſeine große Harfe, und ſchlug ihn damit in das blaſſe Geſicht, ſo daß der Schallboden dröhnte, und daß der Mönch rücklings in Ohnmacht niederſtürzte. Eyvind wartete, daß er wiederaufſtehn würde; aber er rührte ſich eine Weile nicht im mindeſten. Da ſagte er bei ſich ſelbſt: „Ich will doch nicht hoffen, daß er ein ſo mürbes Gehäuſe hat, um von einem ſo kleinen Schlage zu brechen!“ ging hin und ſtieß ihn mit den Füßen und ſagte: „Steh auf, Chriſtenmann! Hier haſt Du kein bequemes Kopfkiſſen zum Ausruhen.“ — Der Mönch kam wieder zu ſich, und ſprach indem er wegging: „Unſer Herr verlaſſe Dich, weil Du ſeinen Diener ſo gemißhandelt haſt! Ich zürne deßwegen nicht auf Dich, da Du ein ſo blinder Heide biſt, daß Du nicht mehr Verſtand haſt, und ich weiß, es wird Dir zum größten Leid gereichen, wenn Chriſtus uns zum Gericht ruft.“ Dem Eyvind deuchte es eine wunderliche Art für den zu bitten, von dem uns die Stirne ſo eben zerſchlagen iſt, aber er konnte doch nicht läugnen, daß es edel gethan ſei, und es reute ihn, dem ſchwarzen Mann einen ſo kurzen Beſcheid gegeben zu haben. Deßhalb nahm er andre Mönche beſſer auf, die in den Wald kamen, und hörte geduldig die heiligen Erzählungen an, die ſie immer im Munde führten, weil er glaubte, ihnen damit einen Gefallen zu thun. Aber als er nun mehrere derſelben gehört hatte, gingen ſie ihm allmälig zu Herzen, und wurmten ihm im Kopfe, wenn er ſchlief. Eines Abends ſaß er ſehr bewegt, und dachte an ſeinen Freund Hakon, an ſeine Gattin Alvilde und an ſeine brittiſche Harfe, als die Worte ihm ins Gedächtniß kamen, welche Hakon vor ſeinem Ende geſagt hatte, daß er nichts von dem, was er verloren habe, wiederbekommen könnte, wenn nicht aus den Händen des Gekreuzigten; aber er konnte in dieſe Worte keinen Sinn bringen. Während er ſaß und darüber grübelte, fiel er in Schlaf. Im Traum erſchien ihm Chriſtus wie ein anſehnlicher Mann mit ſchwarzem krauſem Haar, als ob er in der Thür ſeiner Hütte ſtände, und fragte, ob er Luſt habe, Freund und Ehefrau und Harfe wiederzuſehn. Da ſchien es ihm, als ob er hinging und Chriſtus die Hand küßte und ſagte, wenn das geſchähe, wollte er an ihn glauben und ſelig werden. Da ging Chriſtus hinaus und kam zurück mit einem ſchmucken Knaben an der rechten, und einem kleinen Mädchen an der linken Hand, die wie Hakon und Alvilde ausſahn. Das kleine Mädchen war viel weißer von Farbe, als Alvilde jemals geweſen war, und trug einen Korb mit Roſen und Lilien. Der Knabe hatte auch einen Korb mit reifen Äpfeln und rothen Birnen. Da ſagte Eyvind verwundert: „O meine Geliebten, mein Weib und mein König, warum ſeid Ihr ſo klein? Wie habt Ihr Blumen pflücken können zur Winterzeit?“ Sie ſchwiegen ſtill und ſahn ihn freundlich an: aber Chriſtus nahm das Wort und ſagte: „Sie kommen vom Paradieſe. Alle die dorthin kommen, werden Kinder, und dort ſind die Äpfel immer roth.“ Und der Knabe nahm eine Harfe, die ſeiner verbrannten glich, aber von Gold und blauen Sapphiren ſchimmerte, und ſagte: „In dieſe Harfe habe ich die Töne der Nachtigall des Paradieſes eingeſchloſſen.“ — „Wie kommt man denn in dieſen köſtlichen Garten?“ fragte Eyvind. Chriſtus antwortete: „Ich bin Thürwächter und hier habe ich den Schlüſſel, um Dich einzulaſſen!“ und hierbei hob er ſein Kreuz hoch emvor. Eyvind rief: „Gelobt ſei Chriſtus in Ewigkeit!“ Dieſe Worte rief er ſo laut, daß er davon erwachte, und der Traum verſchwand; aber in der Thüre ſtanden die beiden Kinder noch und antworteten: „Amen!“ und ſeine Hand ruhte auf einer Goldharfe. Torjolf, der ſtarke, trat an ſein Lager mit ſeinem Kreuzhammer in der Hand und ſagte: „Deine Gattin Alvilde iſt zur Nacht heimgekommen vom Brittenland, um Dich um Verzeihung zu bitten; denn ſie hat ſich in England taufen laſſen; aber die Mönche wollen ſie nicht in das hohe weiße Haus hineingehn laſſen, das, wie Du weißt, im Haine ſteht, als bis ſie ſich mit Dir verſöhnt hat. Sie hatte Deine kleine Tochter bei ſich, die ſie in Brittenland geboren hat, und welche auch Alvilde heißt, und dieſes Bürſchchen, das Hakon heißt, den Sohn unſres braven Gebieters, der im Grabe liegt, den er mit einer brittiſchen Prinzeſſin erzeugt hat. Sie kommt ſelbſt gleich nach, aber trug mir auf, Dir die Kinder vorwegzubringen, und ſie hatte eine neue Harfe mit, die ſie in Brittanien gekauft hat und Dir ſtatt der alten geben will, um die ſie Dich gebracht hat.“ — Eyvind ſprang betroffen auf, küßte den kleinen Hakon und die kleine Alvilde, und ging zu dem Kreuze hin, das der Mönch, den er einſt auf die Stirne ſchlug, vor der Thür aufgepflanzt hatte.

---

*) Odin.

Da ſtand er ſtill und fragte Torjelſen mit wunderlichen verwirrten Mienen, ob er die Nachtigall des Paradieſes wollte ſingen hören. Torjelf erſchrak und ſagte: „Ich war doch unbeſonnen, daß ich ihm dieſe Botſchaft ſo plötzlich brachte. Bleibt bei Eurem Vater, er hat ſeinen Verſtand verloren und ſpricht irre; ich will ſeine Gattinn holen, ob ſie ihn nicht durch ihre Reden wieder zurecht bringen kann.“ — Torjelf ging, und die Kinder fingen an zu weinen; aber als er anfing, die Saiten zu berühren, hörten ſie auf. Das was Eyvind ſang, kann Niemand ihm nachſingen, denn ſeine Seele war in den dritten Himmel verzückt und er ſang von allen Geheimniſſen des Himmels. Als ſein Geſang zu Ende war, flog ein Pfeil aus dem Gebüſch ihm ins Herz. Er ward von einem Mann abgeſchoſſen, den Harald dazu gedungen hatte und Eyvind fiel wie ein Lamm unter dem Kreuz. Als Leute kamen, ſaßen die beiden Kleinen zu Seiten des Todten, und weinten nicht mehr; aber ſie lebten nicht lange mehr, denn ſie hatten die Töne des Paradieſes gehört, und die Mönche dort im Walde nahmen ſie alle drei und legten Eyvind in ein großes köſtliches Grab; aber die beiden Kinder beſtatteten ſie in kleinen Gräbern zu beiden Seiten des Sängers.

Ausgewählte

Dramatiſche Schriften

von

J. L. Heiberg.

Aus dem Däniſchen

von

Prof. Dr. K. L. Kannegießer.

Erſter Theil.

Ein Abenteuer im Roſenborger Garten.
Die Elfen.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1844.

Dramatiſche Schriften

von

J. L. Heiberg.

[illegible]
Berlin

Johann Ludwig Heiberg

ward geboren zu Kopenhagen den 14. December 1791. Seine Aeltern waren der in der däniſchen Literatur als dramatiſcher Dichter und ſatiriſcher Schriftſteller bekannte Ueberſetzer Peter Andreas Heiberg und Thomaſine Chriſtine Buntzen, Tochter des Strandrichters Buntzen in Kopenhagen. In einem Alter von wenig mehr als acht Jahren ward Heiberg ſeines Vaters beraubt, der im Jahre 1800 auf Grund der Uebertretung des Preßgeſetzes nach Urtheilsſpruch des Landes verwieſen wurde und ſodann in Paris lebte, wo er unter der kaiſerlichen Regierung in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Translateur angeſtellt war. Kurz nachher ward der Sohn auf des Vaters Wunſch einſtweilen deſſen vertrautem Freunde, dem bekannten Dichter und Gelehrten Knud Lyne Rahbek übergeben, bei welchem er ſo zwei ſeiner früheſten Kindheitsjahre auf dem ſogenannten Bakkehuus (Hügelhauſe) zubrachte, das durch Rahbek und die Geſellſchaft, welche ſich dort verſammelte, eine Art von Berühmtheit in Dänemark erhalten hat. Aber weder Rahbek noch ſeine geiſtreiche Frau, Karen Margarethe Heger, waren dazu geeignet, ein Kind zu erziehen. Der junge Heiberg verließ deßwegen nach Verlauf von zwei Jahren dieſe Umgebungen und kam zu einer Tante in's Haus, wo er gleichfalls ein Paar Jahre zubrachte, während ſeine Mutter auf dem Lande lebte. Im Jahre 1809 ward Heiberg als Student eingeſchrieben, nachdem er ſich dem ſogenannten examen artium unterworfen hatte, und machte ein Jahr nachher das examen philosophicum, beide mit dem beſten Zeugniß. Inzwiſchen hatte ſeine Mutter, nachdem ihre erſte Ehe aufgelöſt worden war, ſich zum zweiten Mal verheirathet mit dem wegen ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung gegen König Guſtav den Dritten bekannten Baron Ehrenſvärd, der, gleichwie die Grafen Horn und Ribbing, nach dem Ausgange der Kataſtrophe, eine ſichere Freiſtätte in Dänemark fand, wo Ehrenſvärd ſeiner Mutter Familiennamen Gyllenborg annahm. Wie Heiberg ſchon als Kind unter ſehr anregenden und gebildeten Umgebungen aufgewachſen war in ſeines Vaters Hauſe — das einen Sammelplatz der meiſten in der Literatur jener Zeit namhaften Männer.

und einige Jahre lang der damaligen franzöſiſchen republikaniſchen Diplomaten bildete, — ſo lebte er ſpäter bei Rahbek mitten in einem literariſchen und äſthetiſchen Kreiſe, der ſich auf Bakkehuus-verſammelte; und in ſeines Stiefvaters Hauſe, das beſtändig von verſchiedenen adeligen Familien aus Stockholm beſucht wurde, hatte er Gelegenheit, ſich in den freieren und eleganteren Formen der vornehmen Welt zu bewegen. Schon in ſeiner früheſten Jugend hatte Heiberg Bekanntſchaft gemacht mit dem Phyſiker Hans Chriſtian Örſted, durch welchen er auf den berühmten Aſtronomen Tycho Brahe aufmerkſam gemacht wurde. Dieſes merkwürdigen Mannes Perſönlichkeit, das Romantiſche und Wunderbare in ſeinem Leben, Wirken und Schickſale machte tiefen Eindruck auf Heiberg's lebendige Phantaſie, und er beſchloß, dem weltberühmten Aſtronomen ein dichteriſches Gedächtniß zu ſtiften. Er wählte hierzu die dramatiſche Form, und ſo entſtand (1811—1812) Heiberg's erſtes Schauſpiel, „Tycho Brahe's Weiſſagung", ein mit Geſang und Romanzen vermiſchtes idylliſches Drama, wovon nur Bruchſtücke, einzelne Scenen und Geſänge in die, acht Jahre ſpätere, auf dem Königlichen Theater in Kopenhagen aufgeführte Umarbeitung übergegangen ſind.

Ein zufälliger Umſtand hatte, ungefähr in derſelben Periode ſeines Lebens, Heiberg zu einem früheren Jugendvergnügen zurückgeführt. Eine ernſtliche Krankheit, welche ihn befiel, gab nämlich Veranlaſſung, ihm zur Zerſtreuung während ſeiner Geneſung ein Marionettentheater zu verehren. Dies Spielzeug ward im Anfange des Jahres 1812 wieder vorgeſucht, um eine ſchwediſche Dame an ihrem Geburtstage mit einer Marionettenkomödie zu unterhalten. Hierzu wurde ein nach Moliere's berühmter Komödie „le festin de Pierre“ in verſificirtem Dialog umgearbeitetes Schauſpiel in 4 Acten, „Don Juan“, benutzt. Ein etwas ſpäteres, mehr eigenthümliches Dichterwerk derſelben Art iſt: „Töpfer Walter“, ein romantiſches Schauſpiel in 5 Acten, geſchrieben 1813, herausgegeben 1814 zugleich mit Don Juan unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Marionettentheater von J. L. H. — Das zuletztgenannte Gedicht zeigte zum erſten Male die in Heiberg's poetiſcher Natur ſo merkwürdige Vereinigung zweier Beſtandtheile, ſeines natürlichen, herzlichen und kindlichen Gefühls, ſeiner idylliſch-naiven ſubjectiven Lyrik, ſeiner reinen rückſichtsloſen Luſt und Munterkeit und ſeiner komiſchen Ironie, mit ſeinem witzigen Verſtande, ſeiner ſcharfen, klugen Auffaſſung des Objectivlächerlichen und ſeiner ſicher treffenden Satire. Zugleich zeigte Heiberg mit ſeinem „Töpfer Walter" eine für einen ſo jungen, zum erſten Male vor dem Publicum auftretenden Dichter ſehr deutliche Anlage für die poetiſche Kunſtform, und ein großes Talent für den correcten und rhythmiſchen Versbau. Im Jahr 1815 ſchrieb Heiberg „Weihnachtsſpaß und Neujahrsſcherze", Komödie in 2 Acten mit einem Intermezzo, die von dem Dichter ſelbſt eine Fortſetzung von Oehlenſchläger's „St. Johannisabendsſpiel" genannt wurde. Das Publicum konnte nicht ſogleich dieſe Miſchung des Romantiſch-abenteuerlichen und des Poetiſchkomiſchen mit einer beinahe ariſtophaniſchen Satire auffaſſen, und erſt ſpäter, als der Dichter Namen und Anſehen gewonnen hatte, wurde dies Gedicht nach ſeinem vollen Werth erkannt. 1817 kam der erſte Theil der „Pſyche" heraus, eines mythologiſchen Schauſpiels, worin Heiberg einen antiken Gegenſtand in einer größtentheils romantiſchen Form behandelt hatte. Leider iſt dieſes Werk nie vollendet worden. In demſelben Jahr ſchrieb Heiberg die Disputation, welche er nach akademiſchem Herkommen ausarbeiten mußte, um den philoſophiſchen Doctorgrad zu erlangen: „De poëseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca, principo dramaticorum. Hafn. 1817. pp. 158. 8.“ Inzwiſchen hatte ſich unſer Dichter mit einer Menge anderer heterogener Gegenſtände beſchäftigt. So hatte er ſich nach der Naturgeſchichte auf die praktiſche Mathematik gelegt, hatte einige Jahre Medicin ſtudirt, und endlich auch gewünſcht auf der diplomatiſchen Laufbahn angeſtellt zu werden, ſo daß man mit Wahrheit ſagen kann, Heiberg habe in ſeinem 27. Jahre noch ſelbſt nicht gewußt, ob er Poet werden wollte oder Aeſthetiker, Arzt oder Naturforſcher, Feldmeſſer oder Diplomat. Glücklicherweiſe wollte Heiberg's Beſchützer und Gönner, der Staatsminiſter Roſenkranz, ihn nicht als Diplomaten benutzen, und ſo ward er der Aeſthetik gerettet. Im Jahre 1819 unternahm Heiberg mit öffentlicher Unterſtützung eine Reiſe in's Ausland, die jedoch, einen kurzen Beſuch in London abgerechnet, ſich auf einen dreijährigen Aufenthalt in Paris beſchränkte. Hier wohnte er bei ſeinem Vater, nahm Theil an deſſen Lebenskreis und Lebensweiſe, und obgleich er weit mehr als ſonſt ſein Leben auf ſich ſelbſt concentrirte, konnte er ſich doch nicht bequemen, einen beſtimmten Plan in ſeinen Studien zu befolgen, indem er bald mit großem Eifer bei täglichem Beſuch des Jardin des plantes Zoologie ſtudirte, bald das Theater fleißig beſuchte, und die franzöſiſche dramatiſche Literatur in allen ihren Richtungen ſtudirte, bald ſich auf die Muſik legte, als ob dieſe Kunſt ſein Auskommen ſichern ſollte. Letzteres ging auch wirklich zum Theil in Erfüllung, indem er beinahe ein ganzes Jahr in Paris als „professeur de guitarre“ lebte und im Spiel dieſes Inſtruments Unterricht gab.*) Für die Poeſie war Heiberg's Aufenthalt in Paris nicht eben fruchtbar, ungeachtet er dort ſein Schauſpiel „Nina“ ſchrieb, eine Arbeit, über welche die Meinungen ſehr getheilt ſind. Die däniſche Regierung war inzwiſchen auf ein ſo vielſeitiges Talent wie Heiberg aufmerkſam geworden, und man fand es paſſend, ihm eine feſtere und beſtimmtere Richtung zu geben. Er ward deßhalb im Jahr 1822 als Lector in der däniſchen Literatur auf der Univerſität zu Kiel angeſtellt. Hier gab er 1823 ſeine „Formenlehre der däniſchen Sprache“ heraus, und die Vorleſungen, welche er über die nordiſche Mythologie hielt, waren Veranlaſſung, daß er ein Paar Jahre ſpäter eine leichtfaßliche und intereſſante Darſtellung dieſer Götterlehre in deutſcher Sprache herausgab: „Nordiſche Mythologie, aus der Edda und Oehlenſchläger's mythiſchen Dichtungen dargeſtellt.“ Schleßwig 1827. Mit 3 Kupf. 332 S. in 8. Während ſeines dreijährigen Aufenthalts in Kiel fing Heiberg an, die Hegel'ſche Philoſophie zu ſtudiren, und während eines kurzen Aufenthalts in Berlin machte er Hegel's perſönliche Bekanntſchaft, und ſuchte und fand bei ihm und Gans Aufklärungen über jeden Zweifel und jede Dunkelheit in der Hegel'ſchen Lehre. Bei ſeiner Zurückkunft ward er mit den damals in Kopenhagen durch eine pſychologiſche Unterſuchung des Profeſſors Howiß erregten deterministiſchen Streitigkeiten bekannt und ſchrieb auf dieſe Veranlaſſung eine Abhandlung „über die menſchliche Freiheit“, die erſte däniſche Schrift, welche einen Blick in einen Theil des Hegel'ſchen Syſtems gewährte. Das Jahr darauf nahm jedoch Heiberg's Thätigkeit eine neue Richtung, oder entfernte ihn wenigſtens auf einige Zeit aus der ſpeculativen Region. Er war nämlich auf den Gedanken gekommen, einen Verſuch zu machen mit der Einführung einer bisher in Dänemark unbekannten dramatiſchen Dichtungsart auf das däniſche Theater, des Vaudeville, einer Form, worauf die lyriſch-dramatiſche Richtung ſeiner Dichternatur ihn zugleich hinwies.

---

*) Seltſam genug mußte auch der große Heiberg ſich einige Zeit in Paris mit ſeiner Geige ernähren.

Sein erſter Verſuch dieſer Art, „König Salomo und Jürgen Hutmacher“, aufgeführt das erſte Mal den 28. November 1825, glückte über Erwartung, und ward noch funfzehn Mal bei überfülltem Hauſe und mit ungewöhnlichem Beifall wiederholt. Später hat Heiberg eine Menge andrer Vaudevillen geſchrieben, die beinahe alle ſich eines glänzenden und anhaltenden Beifalls erfreuten, eine eigenthümliche nationale Geſtalt haben, und in der Regel ſich durch eine meiſterhafte Behandlung des lyriſch-muſikaliſchen Elements auszeichnen. Es konnte indeſſen nicht anders ſein, als daß dieſe neue und ungewöhnliche dramatiſche Form eine heftige Oppoſition bei einzelnen Rigoriſten hervorrufen mußte; und um ſeine Sprößlinge zu vertheidigen, ſchrieb Heiberg auf dieſe Veranlaſſung ſein Buch: „Ueber Vaudevillen als dramatiſche Dichtungsart und deren Behandlung auf der däniſchen Bühne. Kopenhagen 1826. 98 S. 8.“ Die beſte Vertheidigung hat Heiberg jedoch durch Publicum und Theaterkaſſe gefunden. Die ſatiriſch-polemiſche Richtung, welche in der erwähnten Abhandlung herrſcht, findet ſich fortgeſetzt und erweitert in dem äſthetiſch-kritiſchen literariſchen Wochenblatte: „Kopenhagens fliegende Poſt“, welche der Dichter in den Jahren 1827 und 1828 herausgab, und welche als ein äſthetiſches Oppoſitionsblatt betrachtet werden kann. Aber während Heiberg mehrere Jahre fortfuhr ſeine komiſche Muſe in Vaudevillen und Satiren ihre Kräfte üben zu laſſen, hatte er bei Gelegenheiten, wo das Theater-Vorſtellungen ernſterer Art verlangte, ſein dramatiſches Talent in einer anderen Richtung gezeigt. „Elverhoi (Elfenhöh)“, ein Schauſpiel in 5 Acten, wurde das erſte Mal den 6. November 1828 aufgeführt, und riß das ganze Publicum zu einem begeiſterten Beifall hin. Dies ächt nationale Schauſpiel, das durch und durch von einem lieblichen poetiſchen Duft durchweht wird, hat ſpäterhin beſtändig einen glänzenden Beifall ſich erhalten und hat weit über funfzig Vorſtellungen auf der Königlichen Bühne erlebt. Des Dichters nächſte bedeutende Arbeit für das Theater, „Prinzeſſin Iſabella“, Luſtſpiel in 3 Acten, war eine Nachbildung der ſpaniſchen Komödie und ward mit Kälte aufgenommen. Im Jahr 1829 ward Heiberg, nachdem er ſchon früher ſeinen Abſchied als Lector in Kiel genommen hatte, als Theaterdichter und Ueberſetzer am Königlichen Theater in Kopenhagen angeſtellt, und, da das folgende Jahr die militäriſche Hochſchule errichtet wurde, zugleich an dieſem Inſtitut als Docent für Logik, Aeſthetik und däniſche Literatur mit dem Titel eines Profeſſors. Letztere Anſtellung führte ihn mit erneuertem Eifer zu den philoſophiſchen Studien zurück, und 1832 erſchien als Leitfaden für ſeine Vorleſungen an der Hochſchule: „Grundriß für die Philoſophie der Philoſophie oder die ſpeculative Logik. 126 S. in 4.“, worin der Verfaſſer gewiſſermaßen die Grundlehre der Hegel'ſchen Logik in ſchematiſcher Form dargeſtellt hat. Während der philoſophiſchen Studien ſchwieg die komiſche Muſe; doch 1835 betrat der Dichter eine neue dramatiſche Bahn durch die Herausgabe ſeines ſchönen Schauſpiels „die Elfen, Zauberkomödie“, in welchem er durch Zuſammenſtellung des ſtarken und launenhaften Komiſchen mit dem romantiſchen und kühnen Abenteuerlichen einen ganz neuen und originellen dramatiſchen Effect auf der Bühne erreichte. Später hat er ſich noch einmal zu dieſer Gattung zurückgewandt in der Zauberkomödie „Fata Morgana (1838)“. In dieſen Zeitraum fällt auch die Herausgabe des philoſophiſchen Journals „Perſeus“, das jedoch bald aufhörte. Im Jahre 1831 heirathete Heiberg die Schauſpielerin Johanne Luiſe Pätges, welche ſchon damals eine der erſten Zierden der Bühne war, und die ſpäterhin ihr außerordentliches Talent noch mehr entwickelt hat. Der Dichter hat ſelbſt (1833—1836) eine ungemein vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Arbeiten veranſtaltet, wovon die lyriſchen Gedichte 2 Bände, und die bis 1835 erſchienenen dramatiſchen Arbeiten 6 Bände einnehmen. In den beiden letzten Jahren gab Heiberg eine periodiſche äſthetiſche Zeitſchrift heraus unter dem Titel „Intelligenzblatt“, die jedoch jetzt wieder aufgehört hat. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er ſeit lange vollkommen verſtummt (wenn man ſein 1839 erſchienenes romantiſches Schauſpiel „Siebenſchläfertag“ ausnimmt). Aber noch muß hier als eine in der däniſchen Literatur bedeutende und einflußreiche Wirkſamkeit dieſes Dichters die Herausgabe der allgemein beliebten Novellen von dem Verfaſſer einer Alltagsgeſchichte erwähnt werden. Man nimmt jetzt allgemein an, daß Heiberg ſelbſt der anonyme Verfaſſer iſt.

Ein

Abenteuer im Roſenborger Garten.

Operette in Einem Act.

(Zum erſten Mal aufgeführt auf dem Königlichen Theater
in Kopenhagen den 26. Mai 1827.)

Perſonen.

Fellmark, Sekretär auf einem Königlichen Comptoir.
Charlotte, ſeine Frau.
Friederike, ſeine Schweſter.
Humlegaard, ein junger Chirurgus, Fellmarks Vetter.
Winter, ein alter Penſionär.
Peter, ſein Bedienter.
Madame Sommer, Hebamme.
Chriſtine, ihre Tochter.
Eine Amme.

Die Handlung geht vor im Roſenborger Garten zu Kopenhagen

Der Schauplatz ſtellt einen Platz im Roſenborger Garten vor, zwiſchen dem Cavalier- und Damengang, für die Zuſchauer ſo gelegen, daß ſie im Hintergrunde den Cavaliergang querüber ſehen. In dieſem bemerkt man Spaziergänger hin- und herwandeln. Ganz hinten erhebt ſich das Schloß über den Baumgruppen. Im Vordergrunde ſind zwei Bänke, auf jeder Seite des Theaters eine.

Erſte Scene.

Die **Amme** ſitzt auf der Bank zur Rechten (von den Zuſchauern) und hat ein kleines Kind auf dem Schooße. Einige andre Kinder laufen umher und ſpielen. **Fellmark** und **Humlegaard** treten ein.

Amme (zu den Kindern).

Na, lauft nur immer ein Bischen umher, Ihr kleinen Lämmer, aber daß Ihr mir nicht zu weit wegrennt!

Humlegaard.

Bei Sommerhitze
Wie kühl iſt's hier!

Fellmark.

Auf Sylphenſitze
Verweilen wir.

Humlegaard.

Im Ueberſchwange
Der Blumen Flor!

Fellmark.

Auch labt mit Sange
Der Vögel Chor.

Humlegaard.

Die Blüthendolde!
Du Vöglein da!

Fellmark.

Und Mädchen, holde!
Nicht wahr?

Humlegaard.

Ja, ja!

Beide.

Bei Sommerhitze
Wie kühl iſt's hier!
Auf Sylphenſitze
Verweilen wir.

Humlegaard.

Sieh' Roſenborg! Wie magiſch es ſich hebet
Dort hinter'm Hain an des Himmels Feld!

Fellmark.

Ein Traumesſchloß, das hoch in Wolken ſchwebet,
Ein Feenpallaſt, ein Königsſommerzelt!

Beide.

Es lebe Chriſtian! Ja, er war ein Held.

Süß umweht in dieſem Raum
Zephyr uns die Wangen;
Und zurück ruft jeder Baum
Alles, was vergangen.
Dennoch ſchmückt der Frühling treu
Jährlich dieſe alten:
Menſchenherzen ſchlagen neu,
Keine Stirn hat Falten.

Humlegaard.

Ja, mein guter Fellmark, das muß ich geſtehen, dieſer Garten hat bedeutend gewonnen durch die letzten Veränderungen, und ungeachtet ich die Tuilerien und St. James noch in friſchem Andenken habe, gefällt mir doch der Roſenborger Garten jetzt mehr.

Fellmark.

Ja, erfahrne Leute ſind gut zu bewirthen. Solch ein gereiſter Herr wird nun gleich bei jeder Gelegenheit Vergleichungen anſtellen, um einen armen ſtillſitzenden Sekretär fühlen zu laſſen, daß er noch nicht den Fuß geſetzt hat auf des heiligen römiſchen Reichs Grund und Boden.

Humlegaard.

Ja vivat das Reiſevergnügen — und das Reiſegeld! Erſt auf Reiſen bildet man ſich, zumal wenn man Chirurg iſt.

Fellmark.

Verſteht ſich. Die vortrefflichen Hospitäler — —

Humlegaard.

Ganz recht! Ja, Paris, das iſt eine Stadt! Da ſollteſt Du die Hospitäler ſehn! Da gehn uns jetzt die barmherzigen Schweſtern zur Hand. O die ſind ſehr barmherzig!

Fellmark.

Auch gegen die Aerzte?

Humlegaard.

Ja, grade! ha ha ha! — Hör', ich verſichre Dir, ſelbſt in den anatomiſchen Vorleſungen habe ich prächtige Frauenzimmer unter den Zuhörern geſehn.

Fellmark.

Du biſt und bleibſt doch ein flatterhafter, leichtſinniger Vogel. Aber für ſo leichtſinnig hätte ich Dich nicht gehalten, wie ich jetzt merke, daß Du es biſt.

Humlegaard.

Wie ſo?

Fellmark.

Nach mehrjähriger Abweſenheit kommſt Du zurück, und biſt nun ſchon acht Tage hier geweſen, ohne mich zu beſuchen, Deinen leiblichen Vetter, und, was noch mehr iſt, Deinen Jugendfreund. Ich weiß kein Wort von Deiner Ankunft, und muß nun dem Zufall danken, daß ich Dir begegne, und wo? im Königlichen Garten.

Humlegaard.

Ja, ich geſtehe, der Schein iſt gegen mich, aber wenn Du wüßteſt — — —

Fellmark.

Höre, weißt Du was? Ich hätte darauf geſchworen, daß Du gleich vom Dampfſchiff aus bei mir einſprechen würdeſt — — — . .

Humlegaard.

Das war auch meine Abſicht — — —

Fellmark.

Ja, aber weißt Du, weßhalb ich darauf geſchworen hätte?

Humlegaard.

Weil Du ein Recht hatteſt, es zu erwarten, — — — weil Du mein Freund, mein Vetter biſt — —

Fellmark.

Nein, keineswegs! Das hat nichts mit Freundſchaft und Vetterſchaft zu thun.

Humlegaard.

Nun weshalb denn?

Fellmark.

Das will ich Dir ſagen. Weil Du wußteſt, daß ich ſeit zwei Monaten verheirathet bin mit einem jungen, hübſchen, liebenswürdigen Mädchen.

Humlegaard.

Beſter Freund, wie kannſt Du nur glauben — — —

Fellmark.

O ich kenne Dich hinreichend! Ich weiß, Du brennſt vor Begierde ſie zu ſehen und ſie Dein ſchmuckes Couſinchen zu nennen. Ich weiß ja, daß Du jedes hübſche

Frauenzimmer Couſine nennſt, wenn die Verwandtſchaft auch kaum mit einem Scheffel Erbſen auszurechnen iſt.

Humlegaard.

Ja, das verſteht ſich. Das Blut iſt nie ſo dünne, daß es nicht dicker als Waſſer wäre. Aber was Deine Frau betrifft — — —

Fellmark.

O Du brauchſt Dich nicht zu entſchuldigen. Und eigentlich ſollte ein junger Ehemann wohl nicht nach ſolchen Umgangsfreunden verlangen, wie Du einer biſt.

Humlegaard.

Hahaha! Du biſt noch der Alte. Deine Eiferſucht kannſt Du nicht verläugnen. Ich habe nie einen eiferſüchtigeren Menſchen gekannt als Dich.

Fellmark.

Ja, ich geſtehe, daß das ein Grundfehler meines Charakters iſt.

Humlegaard.

Ja, aber das Spaßhafteſte iſt, daß Du bei alle dem gern mit dem prahlſt, was Du liebſt. Ein Andrer würde es verbergen, aber Du machſt vor Allen Parade damit, und ſtirbſt indeß vor Eiferſucht, die Du Dir ſelbſt verurſacht haſt.

Fellmark.

Ja, beſter Humlegaard, Du haſt Recht. Wie ſehr hab' ich die Wahrheit davon in dieſen beiden Monaten meiner Ehe gefühlt! Ich liebe meine Charlotte ſo innig; es iſt mir ein ſolches Bedürfniß, daß Alle, Alle ſie ſehen und bewundern; ich führe ſie in Geſellſchaft, ſie beſucht die Komödie, die Promenaden, oft ſogar ohne daß ich ihr Geſellſchaft leiſte, und dann bin ich eigentlich am Ruhigſten, denn ich habe die unbedingteſte Achtung vor ihr. Aber jedes Mal, wenn ich es mit eigenen Augen ſehe, wie man ihr die ſo ſehr von mir gewünſchte Huldigung darbringt, iſt es mir, als ob ich von einem giftigen Pfeil durchbohrt würde.

Humlegaard.

Hahaha! Das nenne ich inconſequent. Nun, ich werde bald erfahren, wie Du Dich in Deine kritiſche Lage ſchickſt, und um es nicht länger aufzuſchieben, lade ich mich heute ſelbſt bei Dir zum Abendeſſen ein.

Fellmark.

Komm lieber zu Mittag, es iſt noch ſo lange bis Abend.

Humlegaard.

Mittag? Nein, das iſt mir unmöglich.

Fellmark.

Wo ſpeiſeſt Du denn?

Humlegaard.

Das weiß ich noch nicht.

Fellmark.

Warum kannſt Du denn nicht kommen?

Humlegaard.

Ich habe Geſchäfte.

Fellmark.

Wo?

Humlegaard.

Hier.

Fellmark.

Geſchäfte in dieſem Garten?

Humlegaard.

Freilich!

Fellmark.

Biſt Du Gärtner geworden?

Humlegaard.

Ganz recht! Ich cultivire Amors Garten.

Fellmark.

Pfui!

Humlegaard.

Pfui ſagſt Du? Das ſollteſt Du nicht thun. Nein, Fellmark, Du irrſt Dich. Es ſind ſehr anſtändige wohlerzogene Mädchen, Damen comme il faut.

Fellmark.

Was für Mädchen? Was für Damen?

Humlegaard.

Die ich liebe.

Fellmark.

Sie? Wie viel denn an der Zahl?

Humlegaard.

Zwei.

Fellmark.

So? Das iſt raiſonnabel.

Humlegaard.

Ja, Filzigkeit kann ich nicht leiden.

Fellmark.

Freilich! Habſucht iſt eine Wurzel alles Uebels.

Humlegaard.

Aber ich fühle doch, daß mein Herz ſich ganz und gar auf Eine von Beiden beſchränken könnte.

Fellmark.

Nun wohl, ſo liebe denn nur Eine.

Humlegaard.

Natürlich! Ich liebe nur Eine, das verſteht ſich von ſelbſt; aber ich weiß noch nicht welche von ihnen.

Fellmark.

Hahaha! Aber Du wirſt Dich doch bald entſcheiden. Ich werde Dich mit größerer Ruhe in meinem Hauſe ſehen, wenn Du an einem andern Ort vor Anker legſt.

Humlegaard.

Ja, mein Freund, ich liege allerdings vor Anker, aber es iſt ein doppelter.

Fellmark.

Aber erzähle mir doch etwas mehr davon.

(Humlegaard ſieht ſich um. Einige von den Kindern haben ſich auf die Bank zur Linken, der Amme gegenüber, geſetzt.)

Humlegaard.

Höre!, das Einzige, was ich gegen dieſen Garten habe, iſt, daß er ſo erſchrecklich voll iſt von Ammen und Kindern. Nicht eine einzige Bank iſt leer.

Fellmark.

Laß uns anderswo hingehn.

Hamlegaard.

Nein, es iſt mir grade darum zu thun, in Beſitz dieſes Platzes zu gelangen.

Fellmark.

Ach, ich verſtehe Dich! Ein Stelldichein!

Hamlegaard.

Schaff' mir die Amme weg mit ſammt ihrem Gefolge.

Fellmark.

Da weiß ich, meiner Seele, nicht, wie ich das anfangen ſollte.

Hamlegaard.

Ei, das iſt ja eine Kleinigkeit. Willſt Du nicht, ſo werde ich es ſelbſt thun.

Fellmark.

Nun, das bin ich doch begierig zu ſehen.

Hamlegaard (zur Amme).

Wem gehört das allerliebſte Kind?

Amme.

Einem Speckhöker in der Adelgaſſe.

Hamlegaard.

Einem Speckhöker! Das iſt wohl nicht möglich! Alle Teufel! wie ſollte ein Speckhöker zu einem ſolchen Kinde kommen?

Amme.

Ja, es iſt aber doch gewiß ſeines.

Humlegaard.

Aber irrt Sie ſich auch nicht?

Amme.

Das dächte ich nicht.

Humlegaard.

Ich meine nur, iſt es denn auch ſo ausgemacht, daß der Speckhöker wirklich — — —

Amme.

Ja, darauf darf ich ſchwören.

Humlegaard.

Verſtehe Sie mich recht, ich will ſagen, es iſt ja ſehr gewöhnlich, daß kleine Kinder umgetauſcht und verzaubert werden von Kobolden und Unterirdiſchen.

Amme.

Nein, das mag vordem geſchehen ſein, jetzt nicht mehr.

Humlegaard (zu Fellmark).

Das iſt eine aufgeklärte Amme, mit der iſt kein Auskommen. (Zur Amme.) Nein, was iſt das doch für ein engliſches Kind! (Zu Fellmark.) Komm her! Haſt Du jemals ein ſo wunderhübſches Kind geſehen?

Fellmark.

Ach, laß mich aus dem Spiele!

(Die Amme hält das Kind in die Höhe und läßt es tanzen.)

Humlegaard.

O laſſe Sie mich dem hübſchen Mädchen einen Kuß geben!

Amme.

Wenn's beliebt! Ida, küſſe den fremden Herrn! (Humlegaard thut, als ob er das Kind küſſen wolle, küßt aber ſtatt deſſen die Amme. Sie ſteht zornig auf.) Nein, ſeh' mir Einer die verwünſchten kopenhagenſchen Windbeutel! (Zu den andern Kindern.) Kommt, Kinder, laßt uns wo anders hingehn!

Humlegaard.

Geh Sie zum Springbrunnen, Mutter! Da iſt der rechte Ammenklubb!

Amme.

Schon gut! Ich brauche keinen Wegweiſer.

(Ab mit den Kindern zur Rechten.)

Zweite Scene.

Humlegaard. Fellmark.

Humlegaard.

Der Platz iſt unſer.

Fellmark.

Man merkt gleich, daß Du aus der Fremde kommſt. Du haſt ein ſo determinirtes Weſen, Du weißt zu imponiren.

Humlegaard.

Höre nun, mein Freund! Aber Verſchwiegenheit, Verſchwiegenheit!

Fellmark.

Du haſt nichts zu beſorgen.

Humlegaard.

Ich war noch am Tage meiner Ankunft auf der Ausſtellung; denn ich bin ein großer Freund von Gemälden — — —

Fellmark.

Und auch von den jungen Damen, die dahinkommen.

Humlegaard.

Ganz recht. Ich ſah dort zwei niedliche Mädchen, beide von dem alleranſtändigſten Aeußern — — —

Fellmark.

Und da gingſt Du ihnen nach?

Humlegaard.

Natürlicherweiſe. Ich bekümmre mich nie um Andre. Ich folgte ihnen auf dem Fuße. Standen ſie vor einem Gemälde ſtille, ſo ſtand ich auch ſtille; gingen ſie weiter — — —

Fellmark.

So gingſt Du mit.

Humlegaard.

Aber, wenn Du ſchon Alles weißt, ſo brauche ich Dir es nicht zu erzählen.

Fellmark.

Weiter! Ich ſchweige.

Humlegaard.

Sie merken meine Zudringlichkeit und erröthen. Endlich ſtehn wir allein vor einem Bilde. Ich rufe aus: O welche Schönheit! — Sie gingen fort, ohne mir zu antworten. Bei dem raſchen Weggang verliert die Kleinſte, welche ich für die jüngere Schweſter halte, ihr Taſchentuch. Ich nehme es auf, und überreiche es ihr ſehr höflich. Eine kleine Verbeugung; aber kein Wort, kein Blick.

Fellmark.

Das iſt empörend.

Humlegaard.

Ich werde böſe, und beſchließe mich zu rächen.

Fellmark.

Sehr natürlich.

Humlegaard.

Die Gelegenheit bietet ſich bald dar. Denn nun verliert die Andre, welche ich für die Aeltere halte, ein Armband. Ich nehme es auf, aber ſtatt es ihr zu überreichen, laufe ich damit hinaus in das nächſte Zimmer, das voll von Menſchen iſt. Meine beiden Schönheiten kommen langſam nach und ſchicken mir drohende Blicke zu. Ich nähere mich dem Ausgange. In der Thüre ziehe ich das Armband vor, drücke es an meine Lippen, ſtecke es in den Buſen und eile fort.

Fellmark.

Eine gewaltige Expedition! — Du wirſt nächſtens in der Adreßzeitung leſen: Der Dieb, welcher einer Dame ein Armband ſtahl, wird erſucht, daſſelbe zurückzuſtellen, widrigenfalls ſein ganzer Name, da man ihn wohl kennt, hier genannt werden wird.

Humlegaard.

O das hat keine Noth! Ich bin ja kein Dieb; ich denke ihr das Armband zurückzugeben, ſobald ich ſie ſehe; grade dadurch bekomme ich Gelegenheit, mit ihr zu ſprechen.

Fellmark.

Ja das wird freilich eine angenehme Unterredung werden.

Humlegaard.

O eine entzückende. Dieſer große Augenblick nähert ſich. Denn als ich heute Morgen an meinem Fenſter ſtehe, ſeh' ich meine beiden Schönheiten auf der Straße grade unter meinem Fenſter, ohne daß ſie mich bemerkten. „Ja," ſagte die Aeltere zu der Jüngern, „ſo bleibt es denn dabei, wir treffen uns halb ein Uhr" — aber ich konnte nicht hören, wo — „und gehen nachher ein wenig in den Königsgarten." Denke Dir mein Glück! Es iſt jetzt zwölf Uhr vorbei und in wenigen Minuten hab' ich ſie. Deßhalb geb' ich mir Mühe, dieſen Platz leer zu halten. Hier iſt ein ſchattiger Ort. Ich ſetze mich her; die Damen ſehen mich, wenn ſie vorbeigehen; denn es läßt ſich nicht zweifeln, daß ſie hierdurchkommen oder nahe vorbeigehn. Sie bemerken mich, ſie kommen näher, um zu ſehn, ob ich es wirklich bin, dann ſteh' ich auf, gehe ihnen entgegen und bitte um Verzeihung meines Vergehens.

Fellmark.

Nicht übel! Aber laß mich das Armband ſehen!

Humlegaard.

Ich habe es nicht bei mir.

Fellmark.

Was kann es Dir dann aber helfen?

Humlegaard.

Was es mir helfen kann? — O mein Freund, Du biſt und bleibſt ein unerfahrener Menſch; Du biſt zum Ehemann geſchaffen. Daß ich das Armband nicht bei mir habe, das iſt ja grade die Feinheit.

Fellmark.

Was für eine Feinheit?

Humlegaard.

Kannſt Du denn nicht begreifen, daß, wenn ich es nicht bei mir habe, ſo muß ich nach Hauſe gehn und es holen, und das verſchafft mir denn eine neue Zuſammenkunft, ein ordentliches Stelldichein zur beſtimmten Zeit und Stunde?

Fellmark.

Auf meine Ehre, das iſt fein ausgedacht.

Humlegaard.

Wenn auch nur Eine von ihnen ſchwach wird und in Ohnmacht fällt, ſo wäre mein Glück gemacht.

Fellmark.

Wie ſo?

Humlegaard.

Nun, dann käm' ich ihr mit meiner Kunſt zu Hülfe, und ich würde vielleicht Hausarzt.

Fellmark.

Ja Ihr kaum nach Hauſe gekommenen Chirurgen lauft wie brüllende Löwen der Praxis auf der Spur nach.

Humlegaard.

Bin ich nicht dazu genöthigt? Ich bin ja für den Augenblick brodlos.

1.

Das Herz, ſo ſagt man, hat nicht Platz
Für Zwei zu ſelber Stunde,
Wiewohl Gott Amor ſeinen Satz
Beweiſt mit dieſem Grunde:
Man ſieht ja für Einen ſchwärmen Mehr',
So kann auch Einer wohl ſchwärmen für Mehr'.
Der Schluß iſt richtig
Und wichtig.

2.

Derſelbe Sack, behauptet man,
Kann nicht zwei Groſße faſſen.

Nun gut, ſo wird man doch alsdann
Mich dies behaupten laſſen:
Ein Großer und Kleiner wird doch drein gehn,
Und große Säcke, ſie faſſen wohl zehn.
Was könnte man hegen
Dagegen?

Fellmark.

Dein Herz iſt alſo ein großer Sack?

Humlegaard.

Ja, aber ein elaſtiſcher. Mag Eins oder Mehreres darin ſein, er ſchließt ſich dicht um ſeinen Inhalt zuſammen, ſo daß es immer ausſieht, als ob nicht für Mehr darin Platz ſei.

3.

Doch Vortheil ſchafft es ſicherlich,
Auf Doppeltes zu denken.
Man flüchtet zu dem Zweiten ſich
Dann vor des Erſten Ränken,
Und von des Anderen Laun' und Tück'
Kehrt zu dem Erſteren man zurück.
So ſchützet man, dächt' ich,
Sich mächtig.

Fellmark.

Deine Gründe ſind unumſtößlich. Aber die Zeit eilt, ich muß auf das Comptoir, und ich will überdies Dein Stelldichein durch meine Gegenwart nicht ſtören. Lebe wohl! Wir ſehn uns — — —

Humlegaard.

Am Abend.

Fellmark.

Nun ja, dann gewiß. Aber komm doch lieber ſchon Mittags, das heißt, wenn Deine Geſchäfte es erlauben.

Humlegaard.

Ich werde wenigſtens alles Mögliche thun, ſie zu beſchleunigen.

(Fellmark geht rechts ab.)

Dritte Scene.

Humlegaard. Winter. Peter.

(Winter kommt langſam und ſchwerfällig, er hat Petern angefaßt und in der andern Hand einen Stock, worauf er ſich ſtützt. Humlegaard ſteht an der Kuliſſe, ſieht ſeinem Freunde nach und nickt ihm zu, ſo daß er Wintern und Petern nicht gewahrt, welche von der linken Seite kommen.)

Winter.

Uf! Es iſt heute heiß. Und — das verdammte Podagra!

Peter.

Ja, der Herr mag wohl klagen. Hitze, Podagra und Liebe können einem ſchwächlichen Menſchen zu thun machen. (Er hat Wintern auf die Bank links niedergeſetzt und bleibt vor ihm ſtehen.) Aber wenn der Herr ſich eine Frau nimmt, ſo iſt es gewiß mit allen dreien vorbei.

Winter.

Ach ja! Wenn es nur erſt ſo weit wäre! Wenn meine Verſuche nun endlich durch eine glückliche Verheirathung gekrönt werden ſollten, ſo wären die ſieben Mark und acht Schilling gut angewandt.

Humlegaard

(ſich umwendend und die Beiden erblickend).

Was Tauſend! Wieder Leute hier! Das iſt doch ordentlich verdrießlich! (Setzt ſich auf die Bank zur Rechten.)

Peter.

Ja, Herr, es iſt unverſchämt, was ſie Einem auf dem Adreßcomptoir abfordern.

Winter.

Meinſt Du? Ich dächte doch, ich könnte nicht klagen. Mein Avertiſſement war lang, ſehr lang. Alle die Tugenden und Vollkommenheiten, die ich wünſchte, hatte ich darin aufgezählt.

Peter.

Und auch das kleine Kapital, das nahm einen groſſen Platz ein.

Winter.

Ja, von meiner Penſion kann ich nicht leben mit Frau und vielleicht Kindern.

Peter.

Vielleichtkinder? Was iſt das für eine Art Kinder?

Winter.

Poſſen! Du verſtehſt mich ſchon. Du biſt nicht ſo dumm, Peter, wie Du ausſiehſt.

Peter.

Weiß der Herr, woher das kommt?

Winter.

Nun?

Peter.

Weil ich nicht ſo klug ausſehe, wie ich bin.

Winter.

Aber um auf das Avertiſſement zurückzukommen, ſo ſtand darin von einem guten Ruf, von einem unſträflichen Wandel, von Ergebenheit gegen den Mann, von Thätigkeit, von Beſcheidenheit — — (Sieht Humlegaard.) Was iſt nun das nur?

Peter

(der beſtändig vor Winter geſtanden und Humlegaard den Rücken zugekehrt hat).

Beſcheidenheit? Das iſt die Tugend, wodurch der Menſch — — —

Winter.

Nein, ich frage danach nicht. Ich meine, was iſt das für ein Mann, der da ſitzt?

Peter (ſich umwendend).

Das iſt ein Mann.

Winter.

Ich ſah ihn nicht, als ich kam.

Peter.

Nein, ich auch nicht.

Winter.

Das iſt recht unangenehm. — Du haſt doch den Brief, Peter?

Peter (giebt ihm einen Brief).

Ja, hier iſt er.

Winter (lieſt die Aufſchrift).

„Glück der Zukunft, Nr. 940.“

Peter.

Das iſt eine hohe Nummer, die das Glück hat.

Winter.

Ja, das magſt Du wohl ſagen. Eine Quaterne in der Lotterie iſt eben ſo leicht vorher zu wiſſen. (Oeffnet den Brief und ſieht hinein.) Im Königsgarten will ſie mich treffen, im (murmelt Einiges unverſtändlich) vom Springbrunnen wenn man aus der Kronprinzeſſinſtraße kommt, zwiſchen dem Kavalier- und Damengang. (Sieht ſich um.) Richtig! (Sieht wieder in den Brief.) Sie will mich daran erkennen, daß ich eine Roſe im Munde habe. — Haſt Du die Roſe, Peter?

Peter (zieht eine Tüte aus der Taſche).

Belieben Sie!

Winter

(nimmt eine Roſe heraus und ſteckt den Stiel in den Mund).

So! (Im Verfolg der Unterredung nimmt er die Roſe jedesmal heraus, wenn er ſpricht, und ſteckt ſie nachher wieder hinein.) Nun mag ſie immer kommen. — Was machteſt Du mit den andern Briefen, Peter?

Peter.

Der Herr ſagte ja, ich ſollte ſie nur immer an einen Krämer verkaufen. Es war über ein Pfund Papier.

Winter.

Ja, es iſt unglaublich, wie viele Liebhaberinnen ſich gemeldet haben.

Peter.

Aber dem Herrn ſchien es nicht werth auf andre zu reflektiren als auf dieſen.

Winter.

Nein, dieſer Brief iſt der ſolideſte.

Humlegaard.

Wenn ich nur wüßte, wie ich den alten Patron los werden ſollte. Mit Küſſen ſchafft man ihn nicht fort, eher mit Püffen.

Winter.

Der Menſch, der da ſitzt, genirt mich ſehr. Könnteſt Du nicht, Peter, höflich zu ihm hingehn und ihn bitten, ſeiner Wege zu gehn?

Peter.

Ich, Herr? Er wäre im Stande, mich mit Ohrfeigen und Maulſchellen zu bedienen. Er kommt mir überdies wie ein tüchtiger Feger vor und hat ein ſpaniſches Rohr in der Hand.

Winter.

Na, ich habe auch ein ſpaniſches Rohr in der Hand. So will ich mit ihm ſprechen. (Er ſteht mit Mühe auf.) Du hilfſt mir ja nicht, Peter.

Peter.

Ach, Herr, ich bin ſo bange vor Zank und Prügelei.

Winter.

Kujon! — Man fängt mit Höflichkeit, mit Conduite an, aber zeigt zugleich, daß man den Stock in der Hinterhand hat.

Peter.

Ja, in der Hinterhand, das hilft was Rechtes.

Winter.

Nu, das ſollſt Du ſehn. (Geht auf Humlegaard zu.)

Peter.

Das muß wahr ſein, da kann man doch ſehen, daß Liebe Kourage giebt. Ich habe Herrn Winter nie ſo kuragiös geſehen wie heute.

Winter (zu Humlegaard).

Mit Erlaubniß!

Humlegaard (ſteht auf).

Was beliebt?

Winter.

Darf ich fragen, habe ich nicht das Vergnügen zu ſprechen mit — — — mit — — —

Humlegaard.

Zu dienen.

Winter.

Na, — — — ja — das dacht' ich wohl. Hören Sie, mein Herr, Sie könnten mir eine große Gefälligkeit erzeigen.

Humlegaard.

Laſſen Sie hören, worin ſie beſteht!

Winter.

Bagatelle! Nichts Andres, als ob Sie vielleicht die Artigkeit haben wollten, einen Augenblick ſich zu entfernen?

Humlegaard.

Weiter nichts?

Winter.

Nein, wirklich weiter gar nichts. Denn ſehn Sie, Sie haben hier vermuthlich keine beſtimmte Verrichtung?

Humlegaard.

Und Sie?

Winter.

Ja, ich habe grade hier auf dieſem Platz etwas zu thun. (Bei Seite.) Ich kann ihm ja immerhin die Wahrheit ſagen. (Laut.) Ich habe ein Stelldichein.

Humlegaard.

Sie?

Winter.

Ja, grade ich. Iſt das ſo zu verwundern? Ich werde die Ehre haben Ihnen zu ſagen: „Ach, Sommer, als Du mich verließeſt — — —

Humlegaard.

Iſt das lange her?

Winter.

Zwölf Jahre, accurat.

Humlegaard.

So iſt Ihr Winter nun zwölf Jahre alt?

Winter.

Nein, mein Winterchen iſt vierzehn Jahr alt, im Fall ſie noch lebt.

Humlegaard (bei Seite).

Der Mann iſt verrückt.

Winter.

Aber ſie führt nicht meinen Namen, muß ich Ihnen ſagen. Sie heißt Sommer.

Humlegaard.

Hören Sie, mein Herr, ich verſtehe kein Wort von dem, was Sie ſagen.

Winter.

I, das iſt doch leicht zu verſtehn. Kennen Sie mich nicht?

Humlegaard.

Nein, ich habe nicht die Ehre.

Winter.

Ei, ja doch, Sie kennen mich. Sie nannten mich ja bei meinem Namen. Sie ſagten ja Winter, ſagten Sie.

Humlegaard.

Alſo das iſt Ihr Name?

Winter.

Ja freilich iſt er das. Und da rief ich ja eben aus: „Ach, Sommer, als Du mich verließeſt!“

Humlegaard.

Ja, das habe ich gehört.

Winter.

Ich meinte aber Madam Sommer. Sie müſſen wiſſen, das war ein Frauenzimmer, mit der ich lebte.

Humlegaard.

So!

Winter.

Ja gewiß! Und mit der ich ſodann ein Kind hatte.

Humlegaard.

So!

Winter.

Eine Tochter.

Humlegaard.

So!

Winter.

Und ſie hieß Chriſtine.

Humlegaard.

So!

Winter.

Und ich that denn alles, was mir möglich war, für Mutter und Kind; aber die Mutter war ein hitziger

Satan, und ſo ward ich denn einmal böſe. Da ſchlug ſie mich, und ich ſchlug ſie wieder (er fuchtelt mit dem Stock) — denn ich hatte gute Kräfte, muß ich Ihnen ſagen, und ſo ging meine Sommer denn fort von mir.

Humlegaard.

Und ließ Ihnen den Frühling?

Winter.

Frühling?

Humlegaard.

Ich meine das Kind.

Winter.

Aha! Nein, das nahm ſie mit.

Humlegaard.

Und ſo blieb der Winter allein.

Winter.

Ganz richtig.

Humlegaard.

Und nun ſehnt ſich der Winter aufzuthauen?

Winter.

Zu ſchmelzen, Freundchen, zu ſchmelzen. Ich denke, mich in eine ordentliche Ehe einzulaſſen.

Humlegaard.

Nun ja, in Ihrem Alter läßt ſich das hören.

Winter.

Das denke ich auch.

Humlegaard.

Aber für mich zum Beiſpiel würde es ſich nicht paſſen.

Winter.

Nein, Sie ſind zu jung, zu jung! — Sehn Sie, nun habe ich ein Avertiſſement in die Adreßzeitung einrücken laſſen.

Humlegaard.

Bravo!

Winter.

Hier iſt die Antwort. Wollen Sie belieben zu leſen, ſo werden Sie ſelbſt ſehen, weßhalb ich allein zu ſein wünſchte. (Reicht ihm den Brief. Zu Peter) War das nicht fein?

Peter.

Ueber die Maßen!

Winter (zu Humlegaard).

Ja, ich habe noch viel mehr Briefe bekommen, gewiß über hundert! Sie können mir es glauben. Aber dieſer iſt nur der, woran ich mich halten will.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Charlotte und Friederike laſſen ſich im Kavaliergange ſehn, aber bleiben am Gitter und blicken nach dem Vordergrund hinüber. Humlegaard lieſt den Brief, ohne die Damen zu ſehn; Winter blickt mit in den Brief.

Friederike.

Siehſt Du? Ich irre nicht. Er iſt's, der Eine.

Charlotte.

Er iſt's fürwahr; doch iſt er nicht alleine.

Humlegaard (leſend).

Ha ha ha ha ha ha!

Winter.

Nun nu! Sie lachen ja.

Peter.

Seht nur! Er lacht, ja ja.

Humlegaard.

Der Brief iſt wohl geſchrieben.

Charlotte.

O Schweſter, wag' ich's doch?

Winter.

Ja ja, wenn Sie belieben.

(Er ſchaut in den Brief.)

Friederike.

Komm nur! Was weilſt Du noch?

Humlegaard.

Sie hat auch Geld in Händen.

Charlotte.

O welche Qual und Noth!

Friederike.

Laß uns die Sache enden!

Winter.

Gewiß, ſie hat ihr Brod.

Humlegaard (parlando).

Anſtändigkeit, Ehrbarkeit, gute Erziehung, Redlichkeit, Treue, Ergebenheit, Beſcheidenheit, wenig Jugend, mehr Schönheit — — —

Ha ha ha ha ha ha!

Winter.

Nun, nun! Sie lachen ja.

Peter.

Seht nur! Er lacht, ja ja.

Charlotte. Friederike.

Ich ahne die Gefahren,
Jedoch man muß zum Ziel.
Mag Gott uns nur bewahren
In dieſem Wageſpiel!

Peter (zu Winter).

Ich ſeh' dort ſchöne Damen,
Und wie ſie freundlich ſcheinen!
Das iſt ſie, möcht' ich meinen.

(Zeigt auf den Brief.)

Winter.

Wohlan, in Gottes Namen!

(Nimmt die Roſe in den Mund und bückt ſich vor den Damen.)

Hm hm hm hm hm hm!

(Charlotte und Friederike gehn.)

Humlegaard (ſich wendend).

Was wird daraus nur werden?

Peter.

Weg ſind ſie. Sehn Sie da!

Winter
(mit der Roſe im Mund nähert ſich dem grünen Gitter möglichſt, ſtellt ſich auf die Zehen und ſieht den Damen nach).
Hm hm hm hm hm hm!
Humlegaard.
Traun, Papachens Geberden!
Winter (die Roſe herausnehmend).
Was ſagen Sie, Papa?
Humlegaard.
Ha ha ha ha ha ha!
Winter (mit der Roſe im Mund).
Hm hm hm hm hm hm!
Peter.
Weg ſind ſie. Sehn Sie da!
Humlegaard (den Brief zurückgebend).
Der Brief, wenn Sie belieben.
Winter.
Iſt er nicht gut geſchrieben?
Humlegaard.
Vortrefflich höchſt! O ja!
Ha ha ha ha ha ha!
Winter.
Nun nun! Sie lachen ja!
Peter.
Seht nur! Er lacht, ja ja!
(Charlotte und Friederike kommen von rechts in den Vordergrund.)

Charlotte und Friederike.

Wir dürfen nicht ſcheiden,
Hier treten wir ein.
Bald werden wir Beiden
Erkannt von ihm ſein.

Humlegaard.

Ich bin zu beneiden!
Die Groß' und die Klein',
Sie ſind's, und von Beiden
Erkannt werd' ich ſein.

Winter und Peter.

Das kann ich wohl leiden,
Sie treten hier ein.
Ich will es beeiden,
Sie muß, muß es ſein.

1.

Humlegaard.

Ihr fliehet vor der Sonnenſchwüle,
Ihr Pſychen, holdes Mädchenpaar!
Hieher! Es bieten milde Kühle
Die Wipfel dieſer Bäume dar.
Sehn die Dryaden Euch, Ihr Beiden,
Die Ihr ſo liebenswürdig ſeid,
Sie werden wahrlich Euch beneiden;
Doch ſtrafet nicht zu hart; verzeiht!

2.

Charlotte.

Wie auch der Zorn, die Rache glühte,
Wer reuig iſt, verdienet Schutz.
Doch will man Nachſicht, will man Güte,
So zeige man nicht Hohn, noch Trutz.
Doch nichts von Pſyche, von Dryade!
Dergleichen wird nicht mehr geglaubt,
Man weiß, wer eine Gunſt ſich raubt,
Begehret nichts von unſrer Gnade.

3.

Humlegaard.

Ich werde ängſtlicher und zager.

Charlotte.

Klar iſt's, was mich verſöhnen kann.

Friederike (bei Seite).

Er liebt die Frau von meinem Schwager,
Ach der beklagenswerthe Mann!

Alle Drei (jeder für ſich).

Ihr Bäume, die ihr Zeugen waret
Von Furcht ſchon oft, von Hoffnung auch,
Daß ihr ſelbſt nicht mit leiſem Hauch
Verrathet, was ihr jetzt erfahret!

Winter.

Hm hm hm hm hm hm!

Humlegaard. Charlotte. Friederike.

Nun iſt, wenn ich nicht irre,
Das Abenteu'r im Gang.

Winter.

Hm hm hm hm hm hm!

Peter.

Bei alle dem Gewirre
Wird mir die Zeit ſchon lang.

Winter.

Hm hm —
Doch, mich narren Teufelsmächte!
Soll ich ſtehn hier wie ein Thor?

Peter.

Herr, es iſt auch nicht die rechte,
Mir kommt's lange ſchon ſo vor.

Winter.

Wart' ich länger noch?

Peter.

Ohn' Zweifel.

Winter.

Hole dieſe dann der Teufel!

Alle.

Hier hilft Eile nur mit Weile,
Nur Beſonnenheit allein.
Daß ſie führe mich zum Heile,
Muß das Herz erſt ruhig ſein.

(Winter ſetzt ſich auf die Bank zur Linken. Peter bleibt in ſeiner Nähe ſtehen.)

Charlotte

(langſam und mit Würde zu Humlegaard).

Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr, und ich werde auch nie danach forſchen, wer Sie ſind. Aber Ihr Aeußeres, Ihre Art ſich auszudrücken, ſcheint es mir zu verbürgen, daß Sie ein Mann von Bildung und Ehre ſind. Wenn ich Sie nicht für einen ſolchen hielte, würde ich mir gewiß nicht den Schritt erlauben, den ich in dieſem Augenblick thue; denn Sie ſehen wohl ein, daß mir noch andre Wege offen ſtehen, um wieder zu dem Beſitze deſſen zu gelangen, was Sie mir geraubt haben. Aber ich ziehe es vor, Sie um gutwillige Rückgabe zu erſuchen. Nicht wegen des unbedeutenden Werthes verlange ich mein Armband zurück, ſondern weil es mir große Unannehmlichkeiten verurſachen könnte, wenn es vermißt würde. Ueberdies iſt darin — wie Sie wohl bemerkt haben, eine verborgene Kapſel, welche eine Haarlocke von einer Perſon enthält, welche mir theuer iſt.

Humlegaard (bei Seite).

O weh, ſie trägt das Haar eines Andern. (Zu Charlotte.) Von einer lieben Freundin vermuthlich?

Charlotte.

Es kann Sie wohl nicht intereſſiren, das zu erfahren.

Humlegaard (bei Seite).

Sie hat einen Liebſten.

Charlotte.

Zum letzten Mal alſo frag' ich Sie, ob Sie mir mein Armband zurückgeben wollen?

Humlegaard.

Mein ſchönes Fräulein, es giebt nichts, das ich nicht gern thun wollte, um Ihre Verzeihung zu erwerben. Selbſt das Opfer deſſen, was mir ſo lieb, ſo theuer iſt — — —

Charlotte.

Ich muß Sie bitten zu bemerken, daß hier nicht die Rede iſt von einem Opfer. Es iſt mein Eigenthum, das ich zurückverlange.

Humlegaard.

Ja, Sie haben ein Recht dazu. Aber ich frage Sie: Hat meine Bewunderung Ihrer Perſon, meine unbeſchränkte Ergebenheit gegen Sie, haben die keine Rechte?

Friederike (bei Seite).

Na nun ſagt er es ja grade heraus.

Charlotte.

Sie antworten mir nicht auf meine beſtimmte Frage.

Humlegaard.

Aber Sie antworten mir auch nicht auf die meinige.

Charlotte.

Ihre Dienerin! (Will gehn.)

Hamlegaard.

Nein, bleiben Sie, ich beſchwöre Sie. Verlaſſen Sie mich nicht im Zorn! Ich habe ja ſchon geſagt, daß ich Alles thun will, um Ihre Vergebung zu erhalten. Ich will Ihnen das Armband zurückliefern. Aber ich habe es in dieſem Augenblicke nicht bei mir.

Charlotte.

Kann ich mich auf die Wahrheit Ihres Wortes verlaſſen?

Hamlegaard.

Bei Allem, was heilig iſt, ich habe es nicht. Es liegt zu Hauſe in meiner Schatulle in einem Schubfach, das nichts Andres enthält als lauter liebe und theure Andenken.

Charlotte.

Da Sie ſo viele andre haben, kann ich mich damit tröſten, daß der Verluſt dieſes Einen Ihnen nicht fühlbar ſein wird.

Hamlegaard (bei Seite).

Ich benehme mich dumm dabei. (Zu Charlotte.) Sie mißverſtehn mich, Fräulein! Die Andenken, von welchen ich ſpreche, ſind eine Locke vom Haare meines Vaters, ein Ring, den meine Tante mir gegeben hat, meines Großvaters Tabaksdoſe, ein Brief von meiner Aeltermutter, ein — — —

Charlotte.

Sie brauchen mir nicht Rechenſchaft abzulegen. —

Wie lange Zeit brauchen Sie, um nach Hauſe zu gehn, das Armband zu holen, und es hieher zu bringen?

Humlegaard.

Eine halbe Stunde, wenn ich auf den Flügeln der Sehnſucht eile.

Charlotte.

Gut, es ſoll Ihnen erlaubt ſein, dies Beförderungsmittel zu gebrauchen, da es das hurtigſte iſt. Ich bleibe ſo lange hier im Garten. In einer halben Stunde werden Sie mich wieder auf dieſer Stelle finden. Ich werde ja dann erfahren, ob ich mich in dem Glauben an Ihr Ehrgefühl getäuſcht habe.

Humlegaard.

Ich eile Ihrem Befehl nachzukommen. (Er empfiehlt ſich. Bei Seite, indem er abgeht) Sie iſt verlobt, ich will darauf ſchwören. Uebrigens geht es gut genug. Vielleicht iſt die Jüngere noch frei! — Ja, das Abenteuer iſt noch lange nicht zu Ende. (Ab.)

Fünfte Scene.

Winter. Peter. Charlotte. Friederike. Die beiden Letzteren gehen Arm in Arm den Gang auf und nieder, und ſprechen leiſe miteinander.

Winter.

Höre, Peter, ich ſchäme mich ordentlich, hier zu hen, wo ſo viele Menſchen mich ſehen. Wenn nun meine zukünftige Braut herkommt, ich die Roſe in den Mund nehme und nahe daran bin, vor Schwärmerei und Entzücken zu vergehen, ſo werde ich vor Scham ganz verlegen werden.

Peter.

O das wird der Herr nicht werden. Der Herr kann glauben, daß die Meiſten, die hierherkommen, Leute ſind, die auf Liebesabenteuer ausgehn; aber ſie haben nicht Alle ſo redliche Abſichten, wie der Herr.

Winter.

Ja das kann wohl ſein, aber gleichwohl — — — Höre, Peter, da fällt mir etwas ein. Ja, das wäre meiner Treue nicht ſo dumm. (Steht auf und nimmt etern untern Arm.) Es iſt am Beſten, daß ich ein wenig weggehe, aber in der Nähe verweile, und daß Du an meiner Stelle hier bleibſt.

Peter.

Ich, Herr?

Winter.

Ja. So kannſt Du ſehen, was es für ein Frauenzimmer iſt, ob etwas daran iſt, denn man kann doch nicht wiſſen — — — und dann giebſt Du mir Beſcheid. So ſehe ich denn, ob es der Mühe werth iſt, ſich mit ihr einzulaſſen.

Peter.

Soll ich mich da für den Herrn ausgeben?

Winter.

Ja, thue das, Peter. Du ſagſt, daß Du dreihundert Thaler Gnadengehalt haſt, und daß Du noch ein raſcher und rühriger Mann biſt, und was Du im Uebrigen Gutes von mir mit Wahrheit ſagen kannſt.

Peter.

Na, das wäre doch ein närriſcher Spaß.

Winter.

Erſt nimm die Roſe in den Mund.

Peter.

Ja, Gott behüte, daß ich das nicht vergeſſe.

Winter.

Begleite mich nur erſt bis zur Bank am Exercirhauſe, da iſt eine angenehmere und ruhigere Stelle; da will ich Dich erwarten. So triffſt Du ſie denn hier und kommſt dann zurück und bringſt mir Beſcheid.

Peter.

Herr Jemine! Was man doch erleben kann!

(Sie gehen ab zur Linken.)

Sechſte Scene.

Charlotte. Friederike.

Charlotte.

Ich verſichre Dir, Friederike, ich zittre noch am ganzen Leibe.

Friederike.

Du zeigteſt Dich doch ſehr gefaßt.

Charlotte.

Gott weiß, wie mir das gelungen iſt; denn ich war entſetzlich bange.

Friederike.

Freilich mag es kein Spaß ſein, ſolche Liebeserklärung anzuhören.

Charlotte.

Ach, Liebeserklärung!

Friederike.

Ja, das iſt ja offenbar, daß der junge Mann in Dich verliebt iſt.

Charlotte.

Verliebt! Der! — Es iſt ein Narr, der allen Frauenzimmern den Hof macht, und allen daſſelbe ſagt.

Friederike.

Ein Narr? Der allen daſſelbe ſagt? Wie kannſt Du das wiſſen? Mir zum Beiſpiel hat er nichts geſagt. Du kennſt ihn ja nicht. Mir däucht, daß er ein recht hübſcher Menſch zu ſein ſcheint.

Charlotte.

Wer anders als ein Narr, ja als ein unverſchämter Narr, könnte es wagen, einem anſtändigen Frauenzimmer, das er nicht kennt, einen Schmuck vorzuenthalten, den ſie aus Verſehen verliert, und das noch dazu auf öffentlicher Straße?

Friederike.

Das hätte er freilich nicht thun ſollen. Aber er glaubt, Du biſt unverheirathet, er nennt Dich Fräulein.

Charlotte.

Es iſt mir ſehr gleichgültig, was er glaubt. Wäre nur dies Abenteuer erſt überſtanden! — Gott! — Wenn Fellmark — — — Du kennſt ſeine unſinnige Eiferſucht über nichts, ſeine Heftigkeit — — — wenn er wüßte, daß ich in dieſem Augenblick mitten im Königsgarten einen jungen fremden Menſchen eingeladen habe!

Friederike.

Gott behüte und bewahre uns! Davon ließe ſich eine Erzählung ſchreiben mit dem Titel: Die junge Frau, die einem jungen Herrn in Roſenborg eine Zuſammenkunft gewährt, und doch eine gute Ehefrau und brave Dänin.

Charlotte.

Aber welchen andern Ausweg hatte ich? Wenn Fellmark in dergleichen vernünftig dächte, ſo hätte ich ihm die Wahrheit ſagen können. Aber ſo — wenn ich ihm ſagte, daß ein junger fremder Mann im Beſitze des Schmuckes wäre, den er ſelbſt mir geſchenkt hat, worin ſein eignes Haar iſt — — — Gott, er ruhte nicht Nacht noch Tag, bis er ihn gefunden hätte. Ich mag nicht daran denken, welch ein ſchreckliches Ende das nehmen könnte! (Sie ſetzt ſich gedankenvoll auf die Bank zur Linken.)

Friederike.

Nein, das iſt gewiß, Du hätteſt es nicht geſcheidter machen können als ſo. Sei nur ruhig, meine gute Charlotte! Du ſollſt ſehen, es wird zur Befriedigung aller Parteien enden. Und was iſt es denn auch weiter? Wenn der junge Menſch ſich ein Bischen in Dich verliebt hat, iſt denn das ein ſo großes Unglück? Ich würde mir die Sache nicht ſo nahe nehmen.

Amor geht umher bei Mädchen
Wie ein Bettelbub' und blind,
Der mit ſeinen Schwefelfädchen
Zutritt überall gewinnt.
Links und rechts und aller Orten
Klopft an Fenſter er und Pforten,
Wandert, ſelbſt im rauhſten Wind,
Ach ein halberfroren Kind.

Mit tiefem Bückling macht er Scherz,
Mit holden Worten, holden Tönen,
Und bang erſeufzt dazu ſein Herz.
Dann ſpricht er: Helft mir, liebe Schönen!
Gebt, ſollt's auch noch ſo wenig ſein!
Zu keiner Gabe ſag' ich: Nein!

„Burſche, fort aus Haus und Stübchen!
Fort mit Seufzer und Geſtöhn!
Weißt Du denn, daß ich noch Mädchen?
Weißt Du, ob ich hold und ſchön?

Mädchen, Frauen, Grobe, Feine,
Jung' und Alte, Groß' und Kleine,
Allen in demſelben Ton
Sagſt Du auf die Lection."

Drauf ſpricht er: Holdes Frau'ngeſicht,
Nicht dieſe zürnenden Geberden!
Nein, was Du biſt, das weiß ich nicht,
Wohl aber, was Du mir kannſt werden.
Wer mitfühlt meines Seufzers Leid,
Wer freundlich lindert meine Schmerzen,
Iſt jung und lieblich allezeit,
Allzeit ein Mädchen — meinem Herzen.

Darum muß man nimmer ſchelten
Den, der bittend zu uns trat,
Denn es trifft ſich ja nicht ſelten,
Daß es Amor war, der bat.
Niemand ſollen wir betrüben,
Gegen Alle Mitleid üben,
Selber einſt, leicht kommt die Zeit,
Flehſt Du um Barmherzigkeit.

Charlotte (von der Bank aufſtehend).

Ja, Du haſt Recht, Friederike! Ich glaube auch, daß Amor umhergeht und in allen Häuſern bettelt. Aber gerade deshalb muß man ſich vor ihm in Acht nehmen, denn er ſieht ſich die Gelegenheit ab, und ſtiehlt, was man ihm nicht geben will.

Friederike.

Mit Hülfe guter Spione bekommt man das Geſtohlene zurück.

Charlotte.

Ja, Du biſt ein guter Spion; Du warſt es, die mich auf die Spur brachte. Weißt Du was? Ich könnte leicht auf den Argwohn kommen, daß Du ſelbſt in den jungen Menſchen verliebt biſt.

Friederike.

Argwohn? Mein Gott, haſt Du denn nicht mein Glaubensbekenntniß gehört? Ich dächte, das wäre deutlich genug geweſen. Mithin haſt Du keine Urſache, Argwohn gegen mich zu haben.

Charlotte.

Da kommen Leute. Laß uns ein wenig weggehn und zur beſtimmten Zeit zurückkommen.

(Beide ab zur Linken.)

Siebente Scene.

Madame Sommer und Chriſtine kommen von der rechten Seite. Madame Sommer iſt verſchleiert.

Mad. Sommer.

So, nun ſind wir zur Stelle. Zum Glück gingen die beiden Damen weg; denn es iſt doch wunderlich, bei einer ſolchen Angelegenheit fremde Zeugen zu haben.

Aber es iſt ſchon über der beſtimmten Zeit und er iſt noch nicht da. Das iſt ein gutes Zeichen; ich kann einen präciſen Ehemann nicht leiden; das genirt im Hauſe. Ja, meine gute Tochter, es iſt eben ſo ſehr Deinetwegen, daß ich dieſen Schritt thue. Du biſt nun bald ein erwachſenes Mädchen und ſollſt Dein Glück in der Welt machen. Aber wer fragt wohl nach einem armen vaterloſen Kinde, das nicht einmal ſeines Vaters Namen führen darf? O Du böſer alter Winter! Du Verführer meiner Jugend! Gott weiß, ob er noch lebt. Aber ich kann nicht denken an den ſchlechten Menſchen, ohne daß mein Blut in Aufruhr kommt. Er verließ mich und Dich. Und warum? Weil ich ihn daran erinnerte, unſre Verbindung geſetzlich zu machen und ihr den Segen des Himmels ertheilen zu laſſen. O Du Böſewicht! Ja ſolches Mannsvolk, Kind! Was hätten wir beiden armen Verlaſſenen wohl angeben ſollen, wenn ich mich nicht bei Zeiten auf die Hebammenkunſt gelegt hätte? Da würden wir verhungert ſein. Aber die Perſon, die dies Avertiſſement geſchrieben hat, ſcheint ein verſtändiger und vernünftiger Menſch zu ſein. Ja, mein Kind, bald ſollſt Du nicht länger Chriſtine Sommer heißen; Du wirſt einen andern, ehrenvolleren Namen bekommen, vielleicht Sternenſchild, Goldlack, Löwenzahn — — —

Chriſtine.

Das iſt alles recht gut, Mutter, wenn Du es mir nur erlaſſen wollteſt, mit dem fremden Herrn ſtatt Deiner zuſammenzukommen.

Mad. Sommer.

Nein, Kind, darein mußt Du Dich finden. Ich bin viel zu ſchamhaft, um mich den Blicken eines jungen, ſchmucken Herrn auszuſetzen, und ich bin auch viel zu vorſichtig dazu. Man kann ja doch nicht wiſſen, was es für eine Perſon iſt. Aber wenn Du ihn nun geſehen und mit ihm geſprochen haſt, ſo kannſt Du mir ſagen, ob er jung iſt, ob er hübſch iſt, wie viel er Einnahme hat, und ſo weiter. Ich ſetze mich indeſſen bei dem Springbrunnen hin, und Du kommſt dann und bringſt mir Beſcheid.

Chriſtine.

Ja, aber ich ſehe ja ſo jung aus. Er glaubt gewiß nicht, daß ich es bin, und beſonders wenn ich ſage, daß ich Hebamme ſei.

Mad. Sommer.

Das brauchſt Du ja auch nicht zu ſagen. Du ſollſt bloß ſagen, daß Du Dein reichliches Auskommen haſt von wegen eines kleinen Nahrungszweiges, den Du beſitzeſt. Mehr brauchſt Du nicht zu ſagen. Es giebt viele Menſchen, die vor einer Hebamme eben ſo bange ſind wie vor Schorſteinfegern. Aber wenn wir nur erſt einig ſind, und er mich zu ſehen bekommt, da wird ihn ſchon die Liebe lehren, ſich über meinen Stand wegzuſetzen.

1.

Hier auf die Bank mußt Du Dich niederlaſſen;
Schau Jedwedem, der hier kommt, in's Geſicht.

Chriſtine.

Sollt' ich den Rechten nun in's Auge faſſen?

Mad. Sommer.

Dennoch ſteh nicht auf, deſſen bedarf es nicht.
Wenn er hoch dann ſchwört und Liebe geſtehet,
Daß Dein Mund ja lächelt, und Nein nicht ſpricht!

Chriſtine.

Aber, wenn er dann um ein Küßchen flehet —

Mad. Sommer.

Das nicht, denn deſſen bedarf es nicht.

2.

Alles Gute mußt Du von mir ihm ſagen;
Auf den Nahrungszweig, da lege Gewicht.

Chriſtine.

Aber ſollte nach dem Gewerb' er fragen — —

Mad. Sommer.

Sag's nicht, denn deſſen bedarf es nicht.
Sinkt auf die Knie er, von Lieb' überwunden,
Rufe, gleich ſelbſt komm' ich auf Deinen Bericht.

Chriſtine.

Sollt' er ſich aber nach Eurem Alter erkunden — —

Mad. Sommer.

Sag' ihm, ich tanze; mehr bedarf es nicht.

Lebe wohl, mein Kind! Laß mich nun ſehn, daß Du Dich nach dem richteſt, was ich Dir geſagt habe.

(Ab zur Rechten.)

Chriſtine (allein).

Das iſt eine eigene Commiſſion, Gott weiß, wie ich damit zurecht komme. Aber ſieh', da kommt ja ein hübſcher, junger Menſch gegangen. Sollte er das etwa ſein? Er hat auch eine Roſe, aber er hält ſie in der Hand.

Achte Scene.

Chriſtine. **Peter** mit der Roſe in der Hand kommt von der linken Seite.

Peter.

Da ſteht ja ſchon Eine und wartet. Sollte ſie das ſein? I du grundgütiger Gott, — — das iſt ja ein blutjunges Kind. Immerhin! Probiren iſt keine Kunſt. (Will die Roſe in den Mund nehmen, aber bedenkt ſich.) Nein, Reinlichkeit iſt doch eine gute Sache. (Nimmt ſein Taſchenmeſſer heraus, ſchneidet von dem Stiel ein Stück ab und nimmt die Roſe in den Mund.)

Chriſtine.

Das iſt er! (Sie nähern ſich einander etwas.)

Peter.

Darf ich fragen, ob Sie diejenige ſind — — —

Chriſtine.

Ja, das bin ich.

Peter.

Die ſich verheirathen will?

Chriſtine (nickend).

Ja.

Peter (bei Seite).

I, die könnte ich wohl leiden! (Zu Chriſtine) Na, da wir denn nun die Ehre haben einander zu finden, ſo erlauben Sie vielleicht, daß ich die Roſe aus dem Munde nehme.

Chriſtine.

Ja, ſein Sie ſo gut.

Peter (indem er ſie wegwirft).

Denn der Stiel ſchmeckt nicht gut, muß ich Ihnen ſagen.

Chriſtine.

Geniren Sie ſich nicht!

Peter (bei Seite).

Ein liebes Kind, ein liebes! (Zu Chriſtine) Aber was ich ſagen wollte ohne zu lügen — Fragen iſt ſchon erlaubt: die Jungfer iſt doch wohl halt confirmirt?

Chriſtine.

Ja, das bin ich.

Peter.

Na, das iſt nur gut. Denn ich muß Ihnen ſagen, ſonſt könnte ich nicht wohl die Ehre haben — — —

Chriſtine.

Ich ward ſchon Michaelis confirmirt.

Peter.

So jung! (Bei Seite.) Es wäre doch unverantwortlich, wenn ſich mein Herr eine ſo junge Jungfer nähme.

Chriſtine.

Sie ſehen juſt auch nicht alt aus.

Peter.

Nein, was das anbetrifft, ſo darf ich wohl ſagen, daß ich in meinem beſten Flor bin.

Chriſtine (bei Seite).

Sollte ſich meine Mutter mit einem ſo jungen Menſchen verheirathen wollen? (Zu Peter) Hören Sie, darf ich Sie fragen? Sie ſchrieben ja, daß Sie Ihr gutes Auskommen hätten.

Peter (bei Seite).

Sie iſt intereſſirt, der kleine Teufel! (Zu Chriſtine) Ja, meine rare Jungfer, ich habe ein Gnadengehalt von dreihundert Reichsthalern.

Chriſtine.

Ein Gnadengehalt! In ſo jungen Jahren?

Peter.

Ja, Sie müſſen wiſſen, daß ich nicht ſo jung bin, wie ich ausſehe.

Chriſtine.

Sie ſagten ja doch, daß Sie in Ihrem beſten Flor wären.

Peter.

Sagte ich das? (Bei Seite.) Das allerliebſte Ding macht, daß ich mich und meine Rolle vergeſſe. (Zu Chriſtine) Ja, hab' ich das geſagt, ſo bin ich es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber bei alle dem, ſo wie ich hier vor Ihnen ſtehe, bin ich doch über ſechszig Jahre.

Chriſtine (bei Seite).

Er will mich vexiren. Das iſt gewiß ein luſtiger Burſche.

Peter.

Aber, mit Verlaub! Die Jungfer ſchrieb ja, daß ſie in einer guten Nahrung ſäße. Dürfte man vielleicht das Vergnügen haben, etwas Näheres davon zu erfahren?

Chriſtine (bei Seite).

Er heirathet nach Geld. (Zu Peter) Ja warum nicht? Meine Profeſſion bringt mir in Jahr und Tag etwas Anſehnliches ein.

Peter.

Dürfte ich vielleicht, ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, fragen: wie viel?

Chriſtine.

Ja, das iſt verſchieden. In den ſchlechteſten Jahren habe ich doch nicht weniger als dreihundert Thaler eingenommen. Aber ein gutes Jahr wirft oft das Doppelte ab.

Peter.

Das Doppelte! Das läßt ſich hören. Ein gutes Jahr, ſagt die Jungfer, das will ſo viel ſagen als: ein fruchtbares Jahr.

Chriſtine.

Allerdings.

Peter (bei Seite).

Sie handelt mit Mehl und Grünzeug, oder auch mit Butter, das läßt ſich begreifen. (Zu Chriſtine) Das iſt aber etwas Seltenes, daß man ſchon als eine ſo junge Jungfer die Füße unter den eigenen Tiſch ſetzen kann.

Chriſtine.

O ich bin auch nicht ſo ſehr jung!

Peter.

Nicht? Ich dächte doch, die Jungfer ſagte, daß ſie erſt letzte Michaelis confirmirt wäre.

Chriſtine (bei Seite).

Ich habe mich verrennt. (Zu Peter) Nein, da haben Sie wohl falſch gehört. Ich habe vielleicht geſagt, daß ich Michaelis confirmirt wäre, aber nicht das letzte Jahr; nein, es iſt ſchon manches Jahr her.

Peter.

Wie viele Jahre? Wie alt iſt denn da die Jungfer?

Chriſtine.

Ich bin ſieben und vierzig Jahre alt.

Peter.

Sieben und vierzig! (Bei Seite.) O die Schelmin! Das iſt wahrhaftig ein munteres Mädchen. (Zu Chriſtine) Ja, nun ſehe ich wohl, daß die Jungfer ein Spaßvogel iſt, und ſo ſpricht, weil ich vorhin ſagte, daß ich über ſechszig Jahre alt wäre. Aber es iſt eine andre Sache mit mir: Ich habe eine Tochter von vierzehn Jahren.

Chriſtine.

Ja und ich auch.

Peter (bricht in Lachen aus).

Iſt denn die Jungfer früher ſchon verheirathet geweſen?

Chriſtine.

Ich bin Wittwe.

Peter.

I, das iſt ja prächtig. Ich bin ſo halb und halb Wittwer.

Sie ſind zum Foppen nur befliſſen,
Doch ſprechen Sie die Wahrheit nun!

Chriſtine.

Ich ſprach nach meinem beſten Wiſſen,
Und werd' auch itzt nichts Andres thun.

Beide.

Das iſt 'ne luſt'ge Seele,
Auf Spaß verſteht {er / ſie} ſich!
Die ich mir ſelbſt erwähle,
{Sie / Er} paßt ganz gut für mich.

Chriſtine.

Sie ſind zum Foppen nur befliſſen;
Doch ſprechen Sie die Wahrheit nun!

Peter.

Ich ſprach nach meinem beſten Wiſſen,
Und werd' auch itzt nichts Andres thun.

Beide.

Das iſt 'ne luſt'ge Seele u. ſ. w.

Peter (bei Seite).

An Thalern hat im ſchlechten Jahre
Dreihundert ſie, im guten ſechs,
Für Butter und für grüne Waare —
's iſt eine kleine prächt'ge Hex'!

Chriſtine (bei Seite).

Penſionirt in jungen Tagen,
Er iſt traun ein verdienter Mann;
Das Mädchen kann von Glücke ſagen,
Die ihn zum Gatten ſich gewann.

Peter.
Kann ich das Mädchen adreſſiren
Mama?

Chriſtine.
Kann ich den Herren tituliren
Papa?

Beide.
O nein, o nein!
Das kann nicht ſein!

Peter (bei Seite).
Mein Herr wird, denk' ich, ſich nicht grämen.

Chriſtine (ebenſo).
Wohlan, ich mache meinen Plan.

Peter (ebenſo).
Ja, ſie wird mein

Chriſtine (ebenſo).
Ich werd' ihn nehmen.

Beide.
Ja das geht an.

Peter (zu Chriſtine).
Beſchloſſen iſt's in meinem Herzen,
Mit Seel' und Leib empfange mich! (kniet.)

Chriſtine (ihn erhebend).
Beſchloſſen iſt's in meinem Herzen,
Und aus dem Staub erheb' ich Dich.

Peter.
So ſagſt Du Top?

Chriſtine.

Ich ſage Top.

Peter.

Top!

Chriſtine.

Top!

Beide.

Heil, Heil denn unſerm Glücke!
Der unnennbaren Luſt!
Ich drücke, ja ich drücke
Dich, {Theurer, Theure,} an die Bruſt.

Winter (von außen).

Peter!

Peter (zur Linken gewandt).

Das iſt mein Herr, o Wehe!

Mad. Sommer (von außen).

Chriſtine!

Chriſtine.

Mama iſt's, ich verſtehe.

Peter (zurückkommend).

Was iſt es?

Chriſtine (gleichfalls).

Was iſt es?

Beide.

Unbedeutend Wort.

Peter.

Ich muß fort.

Chriſtine.

Ich muß fort.

Peter.

Nach dort.

Chriſtine.

Nach dort.

Peter.

Zurück komm' ich ſofort.

Chriſtine.

Zurück komm' ich ſofort.

Peter.

Halt' Wort!

Chriſtine.

Sofort!

Peter.

Leb' wohl!

Chriſtine.

Leb' wohl!

Winter (von außen).

Peter!

Mad. Sommer (von außen).

Chriſtine!

Peter.

Ich komme.

Chriſtine.

Ich komme.

Peter.

Leb' wohl!

Chriſtine.

Leb' wohl!

(Peter zur Linken, Chriſtine zur Rechten ab.)

Neunte Scene.

Charlotte kommt von der linken, und **Fellmark** von der rechten Seite, ohne einander zu ſehen.

Charlotte (bei Seite).

Das wird ja immer ſchlimmer. Da kommt Fräulein Wismar und nimmt mir Friederiken ab, ſo daß ich nun allein hergehn muß, denn länger durfte ich nicht warten, weil die halbe Stunde gleich abgelaufen iſt.

Fellmark (bei Seite).

Ich möchte doch wiſſen, ob Humlegaard noch hier wäre. Vielleicht könnte ich ihn doch noch überreden, heute Mittag bei mir zu eſſen.

Charlotte.

Gott! Mein Mann!

Fellmark.

Meine Frau! — Du hier! Allein im Königsgarten!

Charlotte.

Ich bin nicht allein. Meine Schweſter iſt mit mir.

Fellmark.

Ich ſehe ſie nicht.

Charlotte.

Sie geht zum Schloß hinauf mit Fräulein Wismar, die mit ihr allein zu ſprechen hat.

Fellmark.

Nichts weiter! Das hätte ſich doch wohl aufſchieben laſſen.

Charlotte.

Sie ſagte, das Glück ihres Lebens hinge davon ab. Sie hatte einen Brief bekommen, worüber ſie mit Friederike berathſchlagen wollte.

Fellmark.

Einen Brief? Einen Heirathsantrag wahrſcheinlich! Und ſolcher Narrenspoſſen wegen ſoll ſich meine Frau dem Gerede der Leute ausſetzen! Warum gingſt Du nicht gleich nach Hauſe? Das wäre doch das Vernünftigſte geweſen. Warum bleibſt Du im Garten? Warum ſuchſt Du dieſe einſame Stelle auf?

Charlotte.

Um mich der Aufmerkſamkeit der Leute zu entziehen.

Fellmark.

Charlotte, Du betrügſt mich.

Charlotte (bei Seite).

Gott, was ſoll ich thun? — Wenn der fremde Mann nun kommt — — —

Fellmark.

Was giebt es denn? Du zitterſt, Du wirſt roth und blaß. Charlotte, dahinter ſteckt etwas, Du kannſt Dich nicht verſtellen. Sag' mir die Wahrheit, wenn Du nicht willſt, daß ich — — —

Charlotte.

Ruhig, um des Himmels Willen! Mache doch keinen Lärm hier im Garten. Ich will Dir Alles ſagen. Aber verurtheile mich nicht, bis Du mich zu Ende gehört haſt! Unterbrich mich nicht in meiner Rede — — —

Fellmark.

Sprich, ſprich, ich ſtehe auf Kohlen.

Charlotte.

Als ich neulich auf der Ausſtellung war — — —

Fellmark.

Auf der Ausſtellung? Nun?

Charlotte.

Verlor ich dort eins von meinen Armbändern —

Fellmark.

Ein Armband! — Gott behüte und bewahre!

Charlotte.

So faſſe Dich doch! Was ich erzählt habe, iſt ja noch kein ſo großes Unglück.

Fellmark.

Weiter, weiter!

Charlotte.

Ein junger, fremder Herr, den ich nie zuvor geſehen hatte — — —

Fellmark.

Aber den Du nun ſahſt — — —

Charlotte.

Nahm es auf und ging damit ſeiner Wege.

Fellmark.

Das iſt meine Frau, die auf Eroberungen Jagd macht! O ich unglücklicher Menſch!

Charlotte.

So höre mich doch erſt zu Ende!

Fellmark.

Ich brauche nicht mehr zu hören. Du haſt das Armband verlangt; er hat geantwortet, er habe es nicht bei ſich; Du haſt ihn gebeten, nach Hauſe zu gehn und es zu holen; und nun warteſt Du darauf, bis er damit zurückkommt.

Charlotte.

Woher weißt Du das?

Fellmark.

O das kann ja ein Kind begreifen! Das iſt ja ein Alltagskniff, von dem ſelbſt Bedienten Gebrauch machen, um in Geſpräch zu kommen mit ehrbaren Frauenzimmern, die ſie übrigens nicht der geringſten Aufmerkſamkeit würdigen.

Charlotte.

Mein lieber Freund, ich kann mich beinahe nicht enthalten, über Deine Heftigkeit zu lachen. Wenn Du weißt, wie das Ganze zugegangen iſt, ſiehſt Du ja meine Unſchuld. Wie kannſt Du Dich darüber erzürnen?

Fellmark.

Warum ich mich darüber erzürne? Weil Du hier biſt, weil Du auf der Ausſtellung warſt, weil Du das Armband verlorſt, weil ich es Dir gegeben habe, und wegen meiner Liebe zu Dir, und wegen meiner grenzenloſen Eiferſucht.

Charlotte.

Da haben wir's. Von allen Gründen, die Du eben aufrechneteſt, iſt der letzte der einzig haltbare. Deine grenzenloſe Eiferſucht! Ja, darüber haſt Du Grund Dich zu erzürnen, aber einzig und allein gegen Dich. Und um mich nun vollkommen zu rechtfertigen vor Deiner Unbeſonnenheit, verlange ich, daß Du hierbleibſt und mit eignen Augen das Ende des Abenteuers ſeheſt. Du ſetzeſt Dich auf die Bank dort, und ich auf dieſe, und wir thun, als ob wir einander nicht kennten.

Fellmark.

Gut, das will ich thun. (Bei Seite.) Ich will doch ſehn, was der Galgenvogel für Augen macht, wenn er erfährt, daß es meine Frau iſt, die er mit ſeiner Zudringlichkeit verfolgt.

Charlotte.

Aber Du mußt ruhig bleiben, und den Ausgang nicht durch Deine Heftigkeit ſtören. Wenn er nicht ahnt, daß Du mein Mann biſt, ſo wird er ohne alle Zurückhaltung ſprechen, und Du müßteſt ſehr unerfahren ſein, um nicht daraus auf die Geſpräche zu ſchließen, die zuvor zwiſchen uns geführt ſind.

Fellmark.

Gut, gut! Ich ſitze ſchon.

(Setzt ſich auf die Bank zur Rechten.)

Charlotte.

Und ich hier. (Setzt ſich auf die Bank zur Linken.) Von jetzt an kennen wir einander nicht.

Fellmark.

Nein, ganz und gar nicht.

Zehnte Scene.

Charlotte. Fellmark. Winter kommt von der linken Seite.

Winter (in der Kuliſſe).

Ja, das iſt gut, Peter! Bleib nur, wo Du biſt. Ich werde mich ſchon ſelbſt aufklären. (Kommt näher.) Das ſind wirklich gute Nachrichten, die mir Peter gebracht hat. Ja, das iſt grade eine Frau für mich. (Sieht Charlotte.) Da ſitzt ſie. J, das iſt ja dieſelbe, die vorher hier war. Ja, das ſagte mir mein Herz wohl, daß die es ſein müßte. Davon ſagte Peter nichts, daß es dieſelbe wäre. Ja, aber mein Herz ſagte es, und das verſteht mehr von ſolchen Sachen als Peter. Jetzt begreife ich, warum ſie vorher ſo kalt gegen mich war; es geſchah, weil der fremde Haſenfuß dabei war. Nein, nun wird es ſchon anders werden. Da ſitzt aber auch wieder eine Mannsperſon. Na der ſitzt und ſpekulirt und iſt vertieft bis in den ſiebenten Himmel. Das iſt ein Student, der im Examen durchgefallen iſt, das kann man ihm anſehen; er bekümmert ſich nicht um uns. — Ich will mich zu ihr ſetzen.

(Er ſetzt ſich neben Charlotte.)

Fellmark (bei Seite).

Warum ſetzt ſich der alte Kerl grade neben meine Frau?

Elfte Scene.

Die Vorigen. Madame Sommer kommt von der rechten Seite.

Mad. Sommer.

Chriſtine hat die Commiſſion recht gut ausgerichtet. Ja, das iſt ein handliches Mädchen, auf die man ſich verlaſſen kann. Sie ſagte, es habe ihn Jemand gerufen, aber er würde gleich zurückkommen. (Sieht Fellmark.) Das iſt er. Eine junge hübſche Mannsperſon! — Ganz wie Chriſtine ihn mir beſchrieben hat. — Schade, da ſitzen Leute auf der andern Bank. — O Gott ſteh mir bei! Das iſt der alte Böſewicht, von dem ich glaubte, er ſei längſt todt. (Sie zieht den Schleier über's Geſicht.) Da ſitzt er nun bei einem jungen Frauenzimmer, die er vielleicht in dieſem Augenblick im Begriff iſt zu verführen. Ja wenn ich nur ſeinen Lebenslauf erzählen wollte, ſo würde er bald andere Saiten aufziehen müſſen. Na, das kann ich noch immer nachher thun; erſt muß ich an das denken, was wichtiger iſt. Ich will bei meinem Zukünftigen Platz nehmen.

Fellmark (bei Seite).

Nun um Gottes willen! Man kann doch hier im Garten nie allein ſein.

(Madame Sommer ſetzt ſich ziemlich weit ab von Fellmark. Auch Winter ſitzt entfernt von Charlotte. Bei jedem Redewechſel rücken ſie etwas näher, und jedes Mal rücken Fellmark und Charlotte etwas weiter ab.)

Winter (zu Charlotte).

Herrlich Wetter heute!

Charlotte.

O ja.

Mad. Sommer (zu Fellmark).

Wir haben heute recht ſchönes Wetter.

Fellmark.

Daran iſt kein Zweifel.

Winter.

Ja, Sie ſind aber halt nicht des Wetters wegen gekommen. Sie wären gekommen, und wenn es auch mit Mulden gegoſſen hätte, hi hi hi!

Charlotte.

Meinen Sie?

Fellmark (bei Seite).

Das war recht. Das iſt die Frucht von dem ewigen Spazieren hier im Königsgarten. Meine Frau wird ſchon zum Garteninventarium gerechnet.

Mad. Sommer.

Ich habe Sie doch nicht allzulange warten laſſen, mein Guter?

Fellmark.

Wen? Mich?

Charlotte (bei Seite).

Das Frauenzimmer ſcheint meinen Mann ziemlich genau zu kennen.

Winter.

Ich muß Ihnen ſagen, mein Diener hat mir viel Gutes von Ihnen geſagt.

Charlotte.

Ihr Diener, mein Herr?

Winter.

Dienerin, meine Schöne! (Lacht in den Hut.)

Fellmark (bei Seite).

Sie kennt ſeinen Diener! Was muß ich hören?

Mad. Sommer.

Alles, was meine Tochter mir von Ihnen geſagt hat, ſpricht ſehr zu Ihrem Vortheil.

Fellmark.

Sie ſind in Irrthum.

Charlotte (bei Seite).

Ihre Tochter! Nun, das iſt etwas Schönes, was ich von meinem Ehegemahl erfahre.

Winter.

Sie entſchuldigen, daß ich nun nicht länger das verabredete Zeichen benutze; deſſen bedarf es nun nicht mehr, denn Sie erkannten mich ja kurz vorher daran.

Charlotte.

Ich verſtehe Sie nicht.

Fellmark (bei Seite).

Das wird immer beſſer. Ein verabredetes Zeichen! O ich möchte raſend werden!

Mad. Sommer.

Meine Tochter ſagte mir, daß Sie ganz richtig die Roſe gezeigt hätten, wie Sie wohl wiſſen; daher will ich es Ihnen auch verzeihen, daß Sie es jetzt verſäumt haben.

Fellmark.

Aber was iſt denn das für ein Narrenſpiel?

Charlotte (bei Seite).

Na, mein Mann ſoll nicht mit der Sünde ſterben!

Winter.

Ich höre, daß Sie mit Mehl, Grünzeug und Butter handeln.

Charlotte.

Ich?

Fellmark (bei Seite).

Nein, das geht doch zu weit!

Mad. Sommer.

In ſo jungen Jahren haben Sie ſich ſchon ausgezeichnete Verdienſte um das Vaterland erworben? Sie haben eine Staatspenſion.

Fellmark.

Verſchonen Sie mich mit Ihren Komplimenten!

Charlotte (bei Seite).

Eine Penſion! Und das verheimlicht er mir!

Winter.

Und Summa Summarum: Ich liebe, ich bete Sie an.

Mad. Sommer.

Wohlan, laſſen Sie uns der Sache ein Ende machen! Ich bin die Ihrige auf ewig.

Charlotte.

Hören Sie, wenn Sie mir noch näher kommen, ſo behalte ich keinen Platz zum Sitzen und werde genöthigt aufzuſtehn.

Fellmark.

Wenn Sie mir noch mehr auf den Leib rücken, ſo drängen Sie mich von der Bank herunter!

Winter.

O nein! (Ergreift ihre Hand und küßt ſie.)

Mad. Sommer.

O nein! (Umarmt ihn.) (Charlotte und Fellmark ſpringen auf.)

Fellmark.

Zum Henker! Laſſen Sie mich, oder — — —

(Er läuft zu Winter.)

Alter Herr, beeilt Euch fortzurücken,
Denn nicht länger ſeh' ich ruhig zu,
Und ich ſchlag' Euch Arm' und Bein' in Stücken,
Laßt Ihr mir nicht meine Frau in Ruh'!

Winter und Mad. Sommer.

Seine Frau?

Charlotte und Fellmark.

Seine } Frau!
Meine }

Winter und Mad. Sommer.

Was fällt dem Menſchen ein?

Alle Vier.

Nur ſtille! Nur ſtille! Das will beſprochen ſein.

Charlotte (zu Fellmark).

Zähme Dich! Wetz' aus die eignen Scharten!
Soll hier Jemand ſchelten, bin's nur ich.
Rendezvous haſt Du allhier im Garten;
Mutter, Tochter, Beide kennen Dich.

Fellmark.

Verleumdung!

Charlotte.

Nein, Wahrheit!

Fellmark und Winter.

Was fällt den Menſchen ein?

Alle Vier.

Nur ſtille! Nur ſtille! Das will beſprochen ſein!

Winter (zu Fellmark).

Wenig acht' ich Ihres Zornes Blitze,
Deß ich lache, muß ich frei geſtehn,
Da ich dieſer Dame Brief beſitze;
Kommt mein Diener, ſollen Sie ihn ſehn.

Charlotte.

Wie ſo denn?

Fellmark.

Wie ſo denn?

Charlotte. Fellmark. Mad. Sommer.

Was fällt dem Menſchen ein?

Alle Vier.

Nur ſtille! Nur ſtille! Das will beſprochen ſein.

Mad. Sommer.

(zu Charlotte, indem ſie auf Fellmark zeigt).

Er begehrte mich nicht bloß zum Scherze,
Drum nicht brieflich er's mich wiſſen ließ.
Nein, es ſteht vielmehr mit Druckerſchwärze
In dem hieſ'gen Stadtadreßavis.

Alle Vier.

Wir ſtehen, wir ſtehen
Hier ganz verzweiflungsvoll!
Ich kann's nicht verſtehen,
Ich glaub', ich werde toll.

Winter (zu Charlotte). **Mad. Sommer** (zu Fellmark).

Dürfen einen andern Schatz Sie nehmen,
Wenn Sie bindet noch ein früh'rer Eid?
Nichts jedoch ſoll meinen Unmuth zähmen,
Ich vergeſſe jede Zärtlichkeit.

Fellmark (zu Charlotte).

Einen ließeſt Du Dein Armband nehmen,
Und hier Dieſer ſchwört Dir Zärtlichkeit!
Von wie Vielen ſoll ich's noch vernehmen?
Doch zu Aller Mord bin ich bereit.

Charlotte (zu Fellmark).

Nicht nur Alten, ohne Dich zu ſchämen,
Schenkſt Du, ſcheint es, Deine Zärtlichkeit,
Scheinſt die Tochter noch dazu zu nehmen,
Und wer weiß wen noch? Das geht zu weit.

Winter und **Mad. Sommer.**

Dürfen u. ſ. w.

Fellmark.

Einen u. ſ. w.

Charlotte.

Nicht nur, u. ſ. w.

Fellmark (zu Winter).

Piſtol oder Säbel, was wählen Sie?

Winter.

Nu nu!

Fellmark (faßt ihn bei der Bruſt).

Piſtol oder Säbel?

Winter.

Sie laſſen mich in Ruh'!
Reſpect hab' ich vor beiden,
Und laſſ' im Königsgarten Seel' und Leib nicht ſcheiden.

Charlotte.

Aus der Verwirrung werde klug, wer's werden kann,
Doch Unrecht that ich meinem Mann. —
Gieb mir den Arm, mein Freund, und laß uns gehn!

Winter und **Mad. Sommer.**

Ja geht!

Fellmark.

Ich geh'; doch kehr' ich, und dann werd' ich ſehn.

(Giebt Charlotten den Arm und geht mit ihr ab.)

Zwölfte Scene.

Winter. Madame Sommer.

Winter (Madame Sommer betrachtend).

Wie das zuletzt noch enden wird, na na!
Hm, wie bekannt ſcheint mir die Dame da!
Vom Avertiſſement auch ſprach ſie ja.
Ich kann mich jetzt nicht von der Meinung trennen,
Sie lud mich ein, ich muß dafür ſie halten.

Mad. Sommer (bei Seite).

Mein Schleier birgt mich vor dem Blick des Alten,
Er kann mich nicht erkennen.

Winter (bei Seite).

Wohlan, ich gehe hin,
Nach einer Frau, ich ſag' es, ſteht mein Sinn.

(Rückt an ſeiner Kleidung, die Fellmark in Unordnung gebracht hat.)

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Peter und Chriſtine kommen zuſammen und bleiben hinter Winter und Madame Sommer ſtehn.

Peter (auf die Alten zeigend).

Die Sach' iſt ſchon im Gang, 's wird gut zu Ende gehn!

Chriſtine.

Nimm Dich in Acht! Die Mutter wird uns ſehn.

Mad. Sommer.

Komm, alter Herr, komm nur mit Deinen Finten!
Ich kenne Dich von vorne wie von hinten.

Winter (zu Mad. Sommer). **Peter** (zu Chriſtine).

Laß mich Dich drücken
Feſt an die Bruſt,
Holdes Entzücken,
Zärtlichkeitsluſt!

Mad. Sommer.

Mein Herr, das kommt mir doch wider Erwarten.

Winter.

Im Stelldichein war doch die Rede vom Garten.

Winter und Peter.

Die Herzen, ſie knüpfen das zärtliche Band.

Mad. Sommer.

Potz tauſend! Nun wird mir die Sach' erſt klar.
(Zu Winter)
Sie ſind's, der geſchrieben?

Winter.

Ja, Theure, fürwahr.

Winter und Peter.

O gieb mir die Hand!

Chriſtine.

Da iſt die Hand!

Mad. Sommer.

Da iſt die Hand! (Sie giebt ihm eine Ohrfeige.)

Winter.

Au au! Au au! Unhöflich fürwahr!

Mad. Sommer.

Nicht eine verdienſt Du, nein wahrlich ein Paar!
(Sie giebt ihm noch eine Ohrfeige.)

Winter.

Die Sommer! Was ſeh' ich?

Mad. Sommer.

Als Richter hier ſteh' ich.

Peter und Chriſtine.

Laß mich Dich drücken
Feſt an die Bruſt!
Holdes Entzücken,
Zärtlichkeitsluſt!

Winter.

Alte Taube!

Mad. Sommer.

Alter Täuber!

Winter.

Abſchaum!

Mad. Sommer.

Schächer!

Winter.

Puderhex'!

Mad. Sommer.

Laps!

Winter.

Betrüg'rin!

Mad. Sommer.

Dieb und Räuber!

Beide.

O $\left\{\begin{matrix}\text{er}\\ \text{ſie}\end{matrix}\right.$ macht mich ganz perplex!

(Winter ſetzt ſich auf die linke, Mad. Sommer auf die rechte Bank.)

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Humlegaard und Friederike.

Friederike.

Nun, mein Herr, nun ſonder Weile,
Her das Band! Es muß geſchehn.

Hamlegaard.

Wollten Sie doch mir zum Heile
Meines Herzens Wunſch verſtehn!

Friederike.

Fort nun, fort nun, es gilt nun Eile!
Her das Band, denn ich muß gehn.

Hamlegaard.

Holde, woher dieſes Zagen?
Sind Sie doch bald roth, bald bleich.

Friederike.

Wohl! Ich will die Wahrheit ſagen;
Doch dann laſſen Sie mich gleich!

Hamlegaard.

Ja, dann laſſ' ich Sie ſogleich.

Friederike.

Doch dann laſſen Sie mich gleich.
Meine Schweſter ſeh' ich eben,
Ihren Mann auch.

Hamlegaard.

Mann?

Friederike.

Ja, Mann.

(Bei Seite, mit einem Blick auf Hamlegaard)

Das wird er nicht überleben,
Bald fängt er zu raſen an.

Humlegaard (bei Seite).

Ah, das war ein falſches Streben!
Doch es fängt zu dämmern an.

Friederike.

Bald fängt er zu raſen an.

Funfzehnte Scene.

Die Vorigen. Charlotte und Fellmark.

(Die Perſonen gruppiren ſich ſo, daß Humlegaard und Friederike vorn in der Mitte ſtehn zwiſchen Winter und Madame Sommer, die, Jedes auf ſeiner Bank, ſitzen. Hinter ihnen ſtehen links Peter und Chriſtine, rechts Fellmark und Charlotte.)

Charlotte.

Friederike läßt ſich ſchauen!

Fellmark.

Humlegaard! Nicht irr' ich mich.

Beide.

Stille, ſtille! Nur Vertrauen!
Alles löſt wohl glücklich ſich.

Peter und Chriſtine.

Stille, ſtille! Nur Vertrauen!
Nichts verrathen Du und ich.

Humlegaard.

Vivat, Victoria! Nun kommt mein Herz in Ruh'.

Friederike.
Was ficht denn nun Sie an?

Humlegaard.
Und ſie hat traun einen Mann?

Friederike.
Ja, ſie hat traun einen Mann.

Fellmark und Charlotte.
Stille! Hören wir doch zu!

Humlegaard.
Vivat! Victoria! Nun kommt mein Herz in Ruh'!

Fellmark.
Er iſt noch guten Muthes.

Charlotte und Friederike.
Er fängt zu raſen an.

I.

Humlegaard (zu Friederike).
Als ich ſie ſah beiſammen,
Dahin war meine Ruh',
Mein Herz entglomm in Flammen,
Flog beiden Schweſtern zu.
Wie gerne wählt' ich Eine,
Doch wußt' ich's nicht zu thun;
Das Schickſal that das Seine
Und wählet für mich nun.

Friederike. Fellmark. Charlotte.
Er raſet nicht, er ſpricht verſtändlich,
Wohl kommt er zu Vernunft noch endlich.

7.

Humlegaard
(zu Friederike, indem er ihr das Armband giebt).
Das Armband reicht mit Bangen
Hier eines Büßers Hand.
O laſſen Sie empfangen
Mich bald ein andres Band.

Friederike.
Ich nehm' es ſonder Weile.

Humlegaard.
Und bringt es nichts mir ein?

Friederike.
Ich muß nun fort. Ich eile.

Humlegaard.
Antworten Sie!

Friederike.
O nein!

Humlegaard.
Hurra!

Fellmark (bei Seite).
Hurra!

Charlotte und **Friederike** (bei Seite).

Victoria!

Humlegaard. Friederike. Fellmark. Charlotte.

Alles iſt gut, wenn das Ende nur gut.

Chriſtine.

Hold biſt Du mir.

Peter.

Ewig nur Dir.

Alle Sechs.

Nun darf ich hoffen, ich faſſe jetzt Muth.

(Winter und Madame Sommer ſtehen auf.)

Winter.

Welch ein Geſicht!

Mad. Sommer.

Schön biſt Du nicht!

Beide.

Geht $\left\{\begin{array}{l}\text{er}\\ \text{ſie}\end{array}\right.$? Das Beſt' iſt's gewiß, wenn $\left\{\begin{array}{l}\text{er's}\\ \text{ſie's}\end{array}\right.$ thut.

Humlegaard. Fellmark. Peter.

Hurra! Hurra!

Charlotte. Friederike. Chriſtine.

Victoria!

Alle Acht.

Alles iſt gut, wenn das Ende nur gut.

Humlegaard. Friederike. Winter und **Madame Sommer** (indem ſie ſich umwenden).

Was ſeh' ich?

Friederike (zu Charlotte).

Du hier?

Humlegaard (zu Fellmark).

Du hier?

Mad. Sommer (zu Chriſtine).

Du hier?

Winter (zu Peter).

Du hier?

Charlotte. Fellmark. Chriſtine. Peter.

Gewiß, ja glaubet mir.

(Alle gruppiren ſich vorn in Einer Reihe.)

Fellmark

(ſtellt Charlotten dem Humlegaard vor).

Meine Frau.

Charlotte.

Mein Mann.

Humlegaard.

Ich hör' es wohl. Was dann?

Fellmark

(ſtellt den Humlegaard ſeiner Frau vor).

Mein Vetter Humlegaard.

Charlotte.

O Himmel!

Friederike (bei Seite).

O Schickſal!

Humlegaard.

Nun ſchäm' ich mich noch gar.

Chriſtine

(Petern der Madame Sommer vorſtellend).

Mein Bräut'gam.

Peter

(Chriſtinen dem Winter vorſtellend).

Meine Braut.

Winter und Mad. Sommer.

Das nenn' ich aufgeſchaut!

Alle Acht.

Hell ward's nun mit Einem Schlage,
Denn das Schickſal giebt es frei;
Die Verwirrung kam zu Tage,
Und der Wirrwarr iſt vorbei.
Hilft es, daß man rennt und flieget?
Jeder doch empfängt ſein Theil.
Oft, wenn ſchon der Würfel lieget,
Trifft uns noch ein Donnerkeil.

Hymlegaard (zu Charlotte).

Ich muß Ihnen geſtehen, meine ſchöne Couſine — — —

Fellmark.

Dachte ich das nicht? Sagte ich das nicht?

Hymlegaard.

Was?

Fellmark.

Daß Du ſie Deine ſchöne Couſine nennen würdeſt?

Humlegaard.

Das war auch keine Kunſt vorherzuſagen. Daß Deine Frau ſchön iſt, wußteſt Du ja ſelbſt am beſten. Alſo, meine ſchöne Couſine, ich muß geſtehen, daß ich über das Vorgefallene etwas verlegen bin.

Charlotte.

In Wahrheit, es iſt ein Abenteuer — — —

Humlegaard.

Ich hätte es mir nicht träumen laſſen, daß ich auf dieſe Weiſe zu Ihrer Bekanntſchaft gelangen würde.

Charlotte.

Sie waren mir übrigens wohlbekannt; Fellmark hatte mir ſo viel von Ihnen erzählt, und mich auf Ihre Ankunft vorbereitet.

Humlegaard.

Aber doch wohl kaum von dieſer Seite? — Nicht wahr? Jetzt kennen Sie mich ſchon mehr als vom Hörenſagen?

Charlotte.

Und habe Grund, zu finden, daß das Gerücht nicht gelogen hat.

Humlegaard (zu Fellmark).

Lieber Freund, Du biſt ſelbſt mein Vertrauter in dieſer Sache geweſen; Du weißt folglich, ſo gut wie ich, Alles, was vorgefallen iſt. Ich hoffe, Alles bleibt zwiſchen uns beim Alten.

Fellmark.

Alles beim Alten! (Giebt ihm die Hand.) Meine Eiferſucht ward einen Augenblick in Bewegung geſetzt, aber die Flamme auch gleich erſtickt, zumal da ich bemerkte, daß Deine Doppelliebe eine Richtung zu nehmen anfing, die mir nicht anders als lieb ſein konnte.

Humlegaard.

Dir nicht anders als lieb ſein? Nun der Himmel ſei gelobt! (Zu Friederike) Mein ſchönes Fräulein, darf ich hoffen?

Friederike.

Hoffnung läßt Niemand zu Schanden werden.

Humlegaard (ihr die Hand küſſend).

O ſo bin ich der glücklichſte Menſch!

Charlotte.

So wird meine Schweſter vor meinen Augen nur ſo fortgegeben? Hab' ich kein Wort dabei zu ſagen? — Herr Humlegaard, Sie haben ſich gegen mich in einem ſehr leichtſinnigen Lichte gezeigt.

Humlegaard.

Ich gebe es zu; aber von heute an habe ich ausgeraſt. Sie ſollen ſehen, ich werde der ordentlichſte Ehemann.

Charlotte.

Nun wohl, das wird ſich zeigen.

Fellmark.

Aber Eins iſt mir noch unerklärlich: Was fiel dieſen beiden alten Leuten ein, meine Frau und mich mit Liebeserklärungen zu beſtürmen?

Winter.

Es war ein Irrthum, mein Herr! Ich hatte ein Heirathsavertiſſement in die Zeitung einrücken laſſen; da meldete ſich Eine, die mich hieher beſtellte, und ich hielt Ihre Frau dafür — — —

Mad. Sommer.

Aber ich war es. Und ich glaubte, Sie wären es — — —

Winter.

Aber ich war es.

Mad. Sommer (zu Charlotte).

Denken Sie, liebe Frau, was man für Unglück haben kann — — —

Winter (zu Fellmark).

Denken Sie, mein Herr, wie übel es Einem gehen kann — — —

Mad. Sommer.

Wenn man grade einen Mann ſucht — — —

Winter.

Wenn man grade eine Frau ſucht — — —

Mad. Sommer.

Und Einem nun die Liebeszuſammenkunft im Sinne ſchwebt — — —

Winter.

Und man nun vor Verlangen bebt, die Geliebte zu umfangen — — —

Mad. Sommer.

Wenn man dann auf den ſchlechten Menſchen trifft, der meine Jugend hintergangen und mich vor zwölf Jahren verſtoßen hat.

Winter.

Wenn Einem dann der Teufel die alte Hexe an den Hals wirft, deren ich ſchon vor zwölf Jahren ſatt und müde war.

Fellmark.

Da hat ſich der Zufall ja aber recht vernünftig gezeigt, Sie zuſammenzuführen, die vereinigt werden ſollten.

Winter.

Den Teufel auch — vernünftig!

Mad. Sommer.

Eine ſchöne Vernunft, wahrhaftig!

Winter (zu Peter).

Du biſt es, Du Gaudieb, der mich gefoppt hat. Eigentlich ſollte ich das junge Mädchen dort haben.

Mad. Sommer.

Ja, das glaube ich. Er wollte ſich wohl gar mit ſeiner eigenen Tochter verheirathen?

Winter.

Meine Tochter!

Mad. Sommer.

Ja wohl, ſeine Tochter, ſeine arme Tochter!

Winter.

Meine Chriſtine?

Mad. Sommer.

Ja, ſeine Chriſtine.

Winter.

Die vierzehn Jahre alt iſt?

Mad. Sommer.

Ja, vierzehn Jahre.

Winter.

Iſt's möglich? Komm, mein Kind, laß Dich umarmen! (Er umarmt ſie.)

Mad. Sommer.

So erwacht doch endlich das Vatergefühl! Nein, ſo verſtockt iſt kein Sünder, daß er ſich dagegen verhärten könnte.

Winter.

Ja, das Blut läßt nicht.

Mad. Sommer.

Aber Du haſt mich gefoppt, Chriſtine. Ich hätte den jungen Burſchen bekommen ſollen.

Chriſtine.

Ja, Mütterchen, ich weiß nicht, wie es kam; aber ich konnte ihn ſelbſt ſo gut leiden. Er iſt ein junger Menſch von Verdienſten, er hat ſchon ein Gnadengehalt von dreihundert Reichsthalern.

Winter.

Der? Er mag den Henker haben!

Chriſtine.

Iſt es nicht wahr?

Peter.

Nein, mein Kind, das iſt es freilich nicht, aber was thut's? Wir können ja reichlich auskommen mit Deinen drei bis ſechshundert Reichsthalern.

Mad. Sommer.

Sie hätte drei bis ſechshundert Reichsthaler?

Peter.

Ja, das hat ſie, Madame. Wenn das Jahr ſchlecht iſt, hat ſie drei, und wenn es fruchtbar iſt, hat ſie ſechs.

Mad. Sommer.

Sie mag den Henker haben! Ich bin's, die ſo viel hat.

Peter.

Sie? So ſind Sie die Butterhändlerin?

Mad. Sommer.

Ach was! Butterhändlerin! Ich bin Hebamme.

Winter.

Hebamme! Das fehlte noch.

Peter.

Na, nun verſteh' ich die Fruchtbarkeit.

Winter.

Aber es iſt gleich — Hebamme oder nicht — willſt Du mich haben, ſo nimm mich, des Kindes wegen.

Mad. Sommer.

Des Kindes wegen! — Top, das iſt ein Wort.

Winter.

So komm denn in meine Arme!

Mad. Sommer.

Hier bin ich!

Peter.

Und wir Beide?

Chriſtine.

Du haſt mich gefoppt.

Peter.

Und Du haſt mich gefoppt.

Chriſtine.

So kann es ja aufgehen.

Peter.

Komm in meine Arme!

Chriſtine.

Hier bin ich!

Fellmark.

Hier giebt's drei Hochzeiten zu feiern.

Humlegaard.

Hochzeit! O meine Friederike! (Umarmt ſie.)

Fellmark (zu Charlotte).

Die unſre iſt ſchon geweſen, aber ſie iſt noch ſo jung, daß wir uns mitrechnen können als das vierte junge Brautpaar. (Umarmt Charlotte.)

Schlußgeſang.

1.

Hamlegaard.

In Jugendträumen
Hofft man verwegen
Sie zu gewinnen
Im Abenteu'r.
Doch ach nicht immer
Kommt uns entgegen
Die Einzigeine
Im Abenteu'r.

Fellmark.

Oft rettet Thorheit den jungen Mann,
Der auf Verſtand nicht bauen kann.
Sein Herz zwar denket
Hoffnungverſenket;
Doch's Liebchen ſchenket
Das Abenteu'r.

Chor.

Sein Herz zwar denket u. ſ. w.

2.

Friederike.

Zu Tod ſich quälen,
Das iſt romantiſch.
Schön mag es klingen
Im Abenteu'r.

Doch lügen, ſtehlen,
Und wildromantiſch
Den Andern zwingen:
Wer zweifelt, daß ſolches auch geſcheh',
Vermeldet's auch nicht La Motte Fouqué.
Doch was geneiget
Sich uns bezeiget,
Das nicht verſchweiget
Das Abenteu'r.

Chor.

Doch was geneiget u. ſ. w.

3.

Winter.

Mit den Aviſen
Iſt ſchlimmer ſcherzen,
Als mit Romanen
Und Abenteu'r.
Eis ſchmilzt vor dieſen
Sammt eiſ'gen Herzen.
Den Weg ſie bahnen
Zum Abenteu'r.

Mad. Sommer.

Verliebt ſpricht ſelber franzöſiſch man,
Warm fühlt das Herz doch und däniſch dann,
Spricht von Procenten
Und guten Renten,

Nebſt Subſcribenten
Im Abenteu'r.

Chor.

Spricht von Procenten u. ſ. w.

4.

Peter.

Man ſieht geſchmückt ſich
Mit Gold und Kronen;
Doch waren's Schäume,
War Abenteu'r!

Christine.

Man fühlt beglückt ſich
Durch Penſionen;
Doch waren's Träume,
Nur Abenteu'r.

Peter.

Man ſpitzte die Lippen nach Butter und Grün.

Christine.

Man ließ ſich belügen, und log ſelbſt kühn.

Peter.

Lügner und Diebe!
Die Kraft der Liebe
Hat ſtärk're Triebe,
Als Abenteu'r.

Chor.

Lügner und Diebe! u. ſ. w.

5.

Charlotte (an das Publicum).

Seht, die Vereinung
Von Wort und Tönen
Ward hier geſendet
Auf Abenteu'r.
Ihr, deren Meinung
Und Spruch uns krönen,
Ihr erſt beendet
Das Abenteu'r.
Zur Freude wird unſere Furcht und Sorg',
Und dieſes Haus uns zur Roſenborg,
Wenn Ihr uns ehret,
Beifall gewähret,
Und oft begehret
Dies Abenteu'r.

Chor.

Wenn Ihr uns ehret,
Beifall gewähret,
Und oft begehret
Dies Abenteu'r.

Die Elfen.

Feenkomödie

in Einem Act.

Perſonen.

Coronata, Königin der Elfen.
Zerina, }
Zeretta, } Elfen.
Martin, ein Landmann.
Thereſe, ſeine Frau.
Marie, ihre Tochter.
Kuno, ein alter Bergmann.
Kunigunde, ſeine Frau.
Heinrich, ihr Enkelſohn.
Grimmemann, Pritſch- und Schulmeiſter.
Mannegrimm, gleichfalls.
Johann, Martin's Großknecht.
Ein Gnom.
Elfen, Feen, Berggeiſter, Landvolk.

Erſte Scene.

Eine ländliche Gegend, von Bergen umgeben. Im Hintergrunde, auf der rechten Seite (für die Zuſchauer), eine Brücke, welche über ein kleines Waſſer führt, das den Ort, wo die Handlung vorgeht, von einem die ganze Tiefe des Hintergrundes einnehmenden Berge trennt. Ein ſchräger Fußſteig führt von der Brücke aufwärts nach dem gegenüberliegenden höchſten Punkt des Berges. Vor der Brücke, dicht im Winkel daneben, ſteht ein neugepflanzter, ganz kleiner und zarter Baum. Vor demſelben iſt eine kleine Bank. In der Mitte rechts iſt Grimmemann's kleines, verfallenes, ärmliches Haus. Dieſem grade gegenüber auf der linken Seite iſt Martin's neues, ſtattliches, glänzend angeſtrichenes Haus. Daran ſtößt ein neuangelegter Garten, umgeben von einem vorn offenen Gitter, und längs dem Gitter ſteht kleines Buſchwerk. Zwiſchen dem Garten und Grimmemann's Haus iſt ein mit loſen Brettern bedeckter Niedergang zu einer Bergwerksgrube.

In dem Garten ſieht man Kinder tanzen. Marie, an einem leichten, weißen Anzug und einem rothen Roſenkranz, den ſie auf dem Kopf trägt, zu erkennen, iſt unter den Tanzenden. Eine Gruppe von Landvolk ſteht auf dem Platz und ſieht zu; unter ihnen befinden ſich Kuno und Kunigunde. Muſikanten ſpielen.

Chor des Landvolks.

Seht den muntern, hurt'gen Tanz!
Wie die lieben Kinder ſpringen
Bei der Geig' und Flöte Klingen!
Echo hallt vom Bergeskranz!
Alle Welt,
Au' und Feld
Lächelt unſerm Tanzgewimmel,
Und der Himmel
Wölbt um unſern Saal ſein Zelt.

Während dieſes Geſangs ſieht man Zerina und Zeretta den Bergpfad entlang in den Hintergrund und über die Brücke kommen und durch das Gitter und Buſchwerk gucken. Sie ſpringen auf ein Geſträuch hinauf, um beſſer zu ſehen. Beim Schluß des Chors gehen ſie nach dem Vordergrunde bis zu der Oeffnung des Einganges in den Garten und winken Marien.

Zerina.

Marie!

Zeretta.

Marie!

Zerina.

Komm doch ein wenig heraus!

Marie (kommt heraus).

Zerina.

Da iſt ſie!

Zeretta.

Da iſt ſie!

Zerina.

Und geputzt wie eine Braut ſieht ſie aus!

(Sie umarmen Marien und tanzen mit ihr, während die andern Kinder ihren Tanz fortſetzen. Zugleich fängt der Chor von Neuem an zu ſingen):

Seht den muntern, hurt'gen Tanz u. ſ. w.

(Die Muſik und der Tanz hören auf. Zerina und Zeretta ziehen ſich zurück. Marie folgt ihnen. Sie ſetzen ſich alle drei auf die Bank unter dem kleinen, neugepflanzten Baum.)

Kuno

(indem er aus dem Garten tritt).

So iſt's recht, Kinder! Laßt nun das Tanzen ein wenig! Wir wollen auch einmal dazwiſchen trinken! Das iſt ein Vergnügen, woran Alle, Jung und Alt, Antheil nehmen können.

(Einige kleine Tiſche, mit Getränken verſehen, werden in den Garten geſetzt; das Landvolk lagert ſich darum her.)

Grimmemann, in hellgrauer Tracht, mit einer Ruthe unterm Arm, kommt aus ſeinem Hauſe und geht auf den Tanzplatz zu.

Kuno

(fortfahrend, indem er dem Grimmemann auf die Schulter ſchlägt).

Nicht wahr, Schulmeiſter?

Grimmemann.

Was beliebt?

Kuno.

Ihr ſeid doch meiner Meinung? Wenn man auch zum Tanzen zu alt iſt, ſo iſt man doch nicht zu alt zum Trinken.

Grimmemann.

I nu, Papa Kuno, ich bin noch nicht ſo alt wie Ihr; meine Beine ſind noch ganz rührig; doch meine Amtswürde verbietet es.

Kuno.

Verſteht ſich, Ihr ſeid ein Schulmeiſter.

Grimmemann.

Und zur Zeit Pritſchmeiſter. Einige nennen mich ſo, Andre ſo; die Meiſten geben mir jedoch beide Titel, welche mir zukommen.

Kuno.

Nun gut denn, Herr Schulmeiſter oder Pritſchmeiſter — — —

Grimmemann.

Nein, das iſt falſch! Ihr müßt ſagen: Herr Pritſchmeiſter und Schulmeiſter. Pritſchmeiſter muß vorangehen, und die Titel müſſen nicht durch das Wort oder getrennt, ſondern durch das Wort und verbunden werden, denn dieſe beiden Aemter ſind bei mir nicht getrennt, ſondern verbunden.

Kuno.

Bei meiner armen Seele, da muß man ſich an viel erinnern, ehe man Jemandem einen Becher Wein anzubieten wagt.

(Ein Paar junge Kerle bringen einen Tiſch aus dem Garten in den Vordergrund, und ſetzen eine Weinkanne und Becher darauf.)

Grimmemann.

Nicht doch! Es war nicht böſe gemeint. So traktirt Ihr heute? Und in Martin's Haus?

Kuno

(indem er für ſich und Grimmemann einſchenkt).

Nein, ich bin nur auf einen Augenblick Schaffner geworden. Martin und ſeine Frau ſind in's Feld gegangen,. um das Vieh anzubinden; mittlerweile ſorge ich für ihre Gäſte. Es iſt ja ihrer Tochter, der kleinen Marie, Geburtstag; ſo muß ich mich des Hauſes annehmen, da ich ja mit zur Familie gehöre auf gewiſſe Weiſe.

Grimmemann.

Auf welche Weiſe, meint Ihr?

Kuno.

Meine Frau iſt ja des Kindes Pathin. Und überdies müßte ich mich ſehr irren, oder aus der kleinen Marie und meinem Enkelſohn Heinrich wird einmal ein Paar werden. Der Burſche ſieht immer ſo verliebt nach ihr hin, daß es eine Luſt iſt.

Grimmemann.

Das werdet Ihr doch wohl nicht zugeben, da das Mädchen ſtumm iſt.

Kuno.

Warum nicht? Iſt ſie doch ſehr hübſch und verſtändig. Und wenn die Frau nicht ſprechen kann, ſo plagt ſie den Mann wenigſtens nicht durch unnützes Geſchwätz.

Grimmemann.

Die Sprache iſt es doch, die den Menſchen vom Thiere unterſcheidet.

Kuno.

Es giebt aber auch Menſchen, die durch Sprechen erſt recht beſtialiſch werden.

Grimmemann.

Nu nu, Papa Kuno, es kann noch manch Waſſer an den Strand laufen, ehe die Kinder ſo alt werden, um zu heirathen. Marie iſt erſt elf Jahr — — —

Kuno.

Und mein Heinrich iſt funfzehn.

Grimmemann.

Wo iſt er? Ich ſehe ihn nicht.

Kuno.

Ja iſt das nicht ein Teufelsjunge! Wahrhaftig, ich glaube, er iſt nach der Oſtgrube gelaufen und da die Stiege hinabgekrochen, weil er weiß, daß ich heute nicht da bin, und ihn nicht zurückprügeln kann, wie ſonſt. Doch was ſoll man ſagen? Es iſt ſeines Großvaters Blut, es iſt mein Blut, es iſt die Bergmannsnatur, die in ihm ſteckt. Er ſagt wohl, daß er Jäger werden will wie ſein Vater, mein armer Sohn, Gott habe ihn ſelig! der auf der Gemſenjagd umkam; aber ich ſage, er wird nicht Jäger, und ich habe Recht. Er iſt zum Bergmann beſtimmt, wie ich.

Grimmemann.

Es iſt ein wilder Burſche. In der Schule iſt er immer voran, um Spektakel zu machen. Er muß dieſe oft ſchmecken. (Er zeigt ſeine Ruthe.)

Kuno.

Ja, das kann nicht anders ſein. Er muß Spektakel machen, und ich muß ihn dafür prügeln. Das iſt der Gang der Natur.

Grimmemann.

Da Ihr meiner Meinung ſeid, ſo will ich auf der Stelle nach der Grube eilen, und wenn er da iſt, ihm einen Vorſchmack von dem geben, was Ihr ihm zugedacht habt.

Kuno.

Das iſt nicht nöthig. Er wird ſchon von ſelbſt kommen. Und wenn Ihr ihm dann eine gute Tracht Prügel geben wollt, ſo will ich's Euch danken.

Grimmemann.

Das verſpreche ich Euch. Er ſoll ſie ſo gewiß bekommen, als ob er ſie ſchon hätte.

(Kunigunde kommt aus dem Garten.)

Kunigunde.

Hat Niemand meine kleine Pathe geſehn? Während des Tanzens verſchwand ſie, und ich weiß nicht, wo ſie geblieben iſt.

Kuno

(ſieht nach dem Tanzplatz hin).

Ach, was wollte ſie nicht da ſein!

Grimmemann.

Da ſollte ſie wirklich ein Bischen hievon bekommen (er hebt die Ruthe in die Höhe), wenn ſie ſo davon gelaufen wäre!

Kuno (ruft).

Marie!

Grimmemann (gleichfalls).

Marie!

Jerina und **Beretta**

(erheben ſich von der Bank und ſchlüpfen etwas zurück in's Gebüſch).

Kunigunde

(indem ſie Kuno und Grimmemann, welche ſuchen, zurückhält).

Seht doch! Da ſitzt ſie unter dem kleinen Baum, den ſie ſelbſt heute an ihrem Geburtstag gepflanzt hat. Sie ſitzt in tiefen Gedanken, als ob ſie in die Bäume und in ihre eigne Zukunft hinausſtierte.

(Kuno geht in den Garten.)

Grimmemann.

Das taugt nichts; ſie iſt nur zu geneigt, ſich ihren Gedanken und Träumereien hinzugeben. Aber ich werde ſie bald wecken. (Er geht mit der Ruthe auf ſie zu.)

Kunigunde (ihm nachlaufend).

Ihr ſollt das Kind nicht ſchlagen!

Marie

(fährt auf und flüchtet in den Vordergrund; Grimmemann kehrt um und verfolgt ſie).

Zeretta

(ſpringt hervor, läuft zwiſchen Marie und Grimmemann, reißt ihm die Ruthe aus den Händen, wirft ſie auf die Erde und ſchlüpft in ihr Verſteck zurück).

Grimmemann

(der über Zeretta beinahe gefallen wäre).

Was war das? Es war, als ob ein Maulwurf mir zwiſchen die Füße lief, und als ob mir die Ruthe aus den Händen geſchlagen würde.

Kunigunde

(in deren Armen Marie Zuflucht geſucht hat).

Das war ein Zeichen vom Himmel; das bedeutet, daß Ihr das Kind nicht an ſeinem Geburtstag ſtrafen dürft, wo es Vergnügen haben und froh ſein ſoll. Arme kleine Marie! Magſt Du ſo gern unter Deinem kleinen Baum ſitzen?

Marie (nickt).

Grimmemann

(indem er die Ruthe aufnimmt).

So kann ſie doch wenigſtens vorher ſagen, wohin ſie gehn will!

Zerina und Zeretta

(kommen hervor und bedrohen Grimmemann, ohne daß er es ſieht. Sie winken Marien zu, und tröſten ſie durch Zeichen. Sie paſſen beſtändig auf, um ſich zurückzuziehen, ſobald ein Andrer als Marie nach der Stelle hinſieht, wo ſie ſich befinden.)

(Der Dialog geht beſtändig fort, ohne durch die ſtumme Handlung unterbrochen zu werden.)

Kunigunde (zu Marien).

Geh Du nur hin, mein Kind, und ſetze Dich unter den Baum! Aber haſt Du nicht Luſt, Deine Puppe mitzunehmen, die Du heute als Geburtstagsgeſchenk bekommen haſt?

Marie (nickt).

Kunigunde.

Nun ſo geh hinein und hole ſie. So haſt Du doch Geſellſchaft, und wirſt nicht in Gedanken ſitzen.

Zerina und Zeretta

(ſpringen hoch auf vor Freude).

Marie

(läuft in Martin's Haus und kommt mit der Puppe heraus).

Zerina und Zeretta

(kommen ihr entgegen und beſehen die Puppe mit Neugierde. Sie nehmen alle drei Platz unter dem Baume wie vorher).

Grimmemann.

Ich kann Euch verſichern, Frau Kunigunde, daß, wenn Ihr das Kind auf dieſe Weiſe verziehen wollt, ſie bald ſo aufſätzig werden wird, daß Ihr ſie nicht regieren könnt.

Kunigunde.

Und wenn Ihr mir rathen dürftet, ſo wolltet Ihr wohl die Ruthe bei allen Gelegenheiten gebrauchen?

Grimmemann.

Das iſt das Einzige, was helfen kann.

(Kuno iſt indeß zurückgekommen.)

Kunigunde

(fortfahrend zu Grimmemann).

Ich weiß nicht, wie Ihr es über's Herz bringen könnt, ein ſo armes Kind zu ſchlagen.

Kuno.

I nu, Mutter, wenn es nur mit Maß geſchieht. Zucht muß ſein, wenn Kinder gedeihen ſollen.

Grimmemann.

Zumal, wenn man Pritſchmeiſter und Schulmeiſter zugleich iſt — — —

Kuno.

So wie Meiſter Grimmemann.

Grimmemann.

So hat man einen doppelten Grund zu ſchlagen. Wollt Ihr meine Beſtallung ſehn? Darin ſind Prügel ausdrücklich vorgeſchrieben. Ich trage ſie allezeit bei mir; ich will ſie Euch vorleſen. (Nimmt ein Papier aus der Taſche.)

Kuno.

Ja, laßt uns hören! (Ruft nach dem Tanzplatz hin) Heda! Mehr Wein, und ein Paar Bänke zum Sitzen!

(Ein Paar junge Burſche bringen das Verlangte. Die eine Bank wird hinter den Tiſch geſetzt, der Länge nach, die andre rechts davon, ſo daß ſie mit der erſtern einen Winkel bildet.)

Grimmemann.

Das macht Ihr recht, denn man ſetzt Kräfte zu, wenn man ſtehend lieſt, und man wird auch leicht trocken im Schlunde.

Kunigunde.

Ich kümmere mich nur wenig um das, was in der Beſtallung ſteht. Doch das weiß ich, daß meine kleine Pathe hart genug von unſerm Herrgott geſtraft iſt, und daß ein Menſch deßwegen doppelt nachſichtig gegen ſie ſein darf.

Grimmemann.

Alles gut, Frau Kunigunde; aber die Obrigkeit und die Jugendlehrer ſind auch von unſerm Herrgott eingeſetzt; deßwegen iſt jede Beſtallung göttlich und muß pünktlich befolgt werden. Nun ſollt Ihr hören.

(Er ſetzt ſich auf die Bank, welche rechts vom Tiſche ſteht, ſo daß er ſeine linke Seite dem Publicum zuwendet. Kunigunde und Kuno nehmen Platz auf der andern Bank hinter dem Tiſche.)

Laßt mich nur meine Brille aufſetzen! (Er legt das Papier und die Ruthe neben ſich auf die Bank und ſucht in der Taſche nach der Brille.)

Zerina und Zeretta

(nähern ſich vorſichtig. Die Eine nimmt das Papier weg, die Andre die Ruthe. Jede zeigt Marien ihren Raub triumphirend, welche aufgeſtanden iſt und in einiger Entfernung die Handlungen der Elfen mit Lachen betrachtet. Dieſe werfen Papier und Ruthe weit von einander auf die Erde.)

Kunigunde.

Ich liebe das Kind, als wenn es mein eigen wäre. Wenn meine Marie nur ſprechen könnte, ſo ſolltet Ihr hören, welche Klugheit ſie an den Tag legen würde. Doch das arme Ding! Als ſie noch ganz klein war und eben zu meiner und ihrer Aeltern Freude das erſte Wort auszuſprechen angefangen hatte, ward ſie plötzlich der Stimme beraubt, und bekam ſie ſeitdem nicht wieder. Ich bin überzeugt, daß ſie eine Erſcheinung gehabt haben muß, wodurch ihr die Sprache vergangen iſt; deßwegen geht ſie noch immer ſo tiefſinnig und ernſthaft umher, als wenn ſie in eine andre Welt ſehen könnte.

Kuno.

Ja, ich erinnre mich wohl daran. Es ſind nun mehr als neun Jahre her; es war in demſelben Jahr, als wir uns den leeren Keller gruben.

Grimmemann

(der indeß ſeine Brille auf den Tiſch gelegt hat und ſeinen Becher austrinkt).

Ihr meint die Grube draußen vor meinem Hauſe?

Kuno.

Freilich, die wir ſeitdem verlaſſen mußten, weil wir kein Metall darin fanden.

Grimmemann.

Und worüber Ihr ein Paar morſche Bretter hingelegt habt, ſtatt ſie mit einer Thüre und mit einem Vorlegeſchloß zu verſchließen. Und das iſt für mich ſehr unangenehm, der ich dicht daran wohne, und täglich darüber gehen muß.

Kuno.

Ihr könnt ja drum herum gehn. Auch ſind die Bretter ſicher genug; wenn Niemand ſie wegzieht, fällt Niemand hinein.

Grimmemann.

Es muß ein eignes Gefühl ſein, hineinzufallen in eine Tiefe von — wie tief iſt es?

Kuno.

Vierzehnhundert Fuß.

Grimmemann.

Hu! der Athem geht mir aus ſchon beim Gedanken daran.

Kuno.

So laßt das Denken daran!

Grimmemann.

Als Obrigkeit hier in der Gegend könnte ich zur allgemeinen Sicherheit befehlen, daß die Grube gewiſſenhaft mit Thür und Schloß verſehen würde.

Kuno.

Nein, Meiſter Grimmemann, ſo weit geht Eure Autorität nicht. Wir Bergleute haben unſre eigne Obrigkeit und unſre eignen Geſetze. Ueberdies ſoll die Grube nächſtens auf's Neue unterſucht werden, damit wir erfahren, ob die Kobolde und Berggeiſter weggezogen ſind, oder ob ſie noch dort hauſen und uns die Metalle verbergen.

Grimmemann.

Kommt Ihr nun wieder mit Eurem Aberglauben? Kobolde! Berggeiſter! Die giebt's hier zu Lande ſo wenig wie hier auf meiner Hand.

Kuno.

Was wißt Ihr davon? Steckt die Finger ſo tief in die Erde wie ein Bergmann, und ſeht, in welchem Lande Ihr ſeid; ſo werdet Ihr einen andern Beſcheid erhalten.

Grimmemann.

Der Aberglaube iſt hier in der Gegend allzuweit ausgebreitet. Die Bergleute glauben an Gnomen, und das Landvolk an Elfen.

Kunigunde.

Ja, Elfen giebt es auch ganz gewiß. Hier leben noch ein Paar alte Leute, die verſichern, daß ſie in ihrer Jugend Elfen geſehen haben hier zwiſchen den Bergen jenſeits des Waſſers. Da leben ſie in einem fruchtbaren Bergthale, wo ew'ger Sommer iſt. Doch in unſern Zeiten ſind die Leute nicht ſo dreiſt wie ehmals. Niemand wagt ſich ſo weit; die Berge ſind zu ſteil und unzugänglich.

Grimmemann.

Aber wißt Ihr wohl, daß es mir aufgetragen iſt, dieſem ungereimten Aberglauben ein Ende zu machen? Das ſteht auch in meiner Beſtallung. Nun werde ich ſie Euch vorleſen. (Er ſetzt die Brille auf.) Und kraft meiner Autorität befehle ich Euch, nicht daran zu glauben, weder an Elfen noch an Gnomen. (Er faßt auf der Bank nach dem Papier.) Was heißt das? Wo iſt meine Beſtallung? (Er legt die Brille ab und auf die Bank, indem er unter dem Tiſche ſucht.)

Zerina und Zeretta

(nähern ſich, wie zuvor, nehmen die Brille von der Bank und werfen ſie in Grimmemann's Becher, während er ſelbſt zugleich mit Kuno und Kunigunde unter dem Tiſche ſucht. Sie ziehen ſich zurück und winken Marien.)

Grimmemann.

Aber das iſt doch unbegreiflich? Das wäre eine hübſche Geſchichte, wenn meine Beſtallung fort wäre!

(Alle drei entfernen ſich vom Tiſch und ſuchen auf der Erde. Zerina und Zeretta kriechen halb in das Verſteck hinter den Büſchen.)

Kunigunde.

Hier liegt Eure Ruthe.

Grimmemann.

Was für Dinge! Wie iſt ſie dahin gekommen?

(Nimmt ſie auf.)

Kuno.

Und hier liegt Eure Beſtallung.

Grimmemann
(indem er hingeht und ſie aufnimmt).

Aber was ſind das nur für Geſchichten? Der Wind muß wohl alle beide weggeblaſen haben.

Kunigunde.

Der Wind? Es rührt ſich ja kein Lüftchen.

Kuno.

Dazu gehörte ja ein Sturm, um eine ſo große Ruthe ſo weit fortzublaſen.

Grimmemann.

Na, gleichviel! Laßt uns nun wieder hinſetzen! So werde ich Euch vorleſen.

(Sie nehmen ihre Plätze am Tiſche. Grimmemann legt die Ruthe darauf.)

Zerina und Zeretta
(nähern ſich auf's Neue).

Grimmemann
(ſucht nach ſeiner Brille).

Aber was iſt das? Nun iſt ja meine Brille fort! Vielleicht habe ich ſie in die Taſche geſteckt. (Er ſucht in der Taſche.) Nein, hier iſt ſie nicht. Ich habe nichts weiter in der Taſche als meine Tabaksdoſe. (Setzt die Tabaksdoſe auf den Tiſch, und ſucht von Neuem in der Taſche.)

Zerina und Zeretta
(nehmen die Tabaksdoſe, öffnen ſie, ſchütten den Tabak heraus und werfen die offne Doſe unter die Bank, auf der Grimmemann ſitzt. Dann ziehen ſie ſich wieder zu Marien zurück.)

Grimmemann.

Nein, das iſt auch rein zu arg. Ohne die Brille kann ich ja eben ſo wenig leſen, wie ohne das Papier.

Kuno.

Es iſt des Himmels Wille nicht, daß Ihr leſen ſollt Es kommt uns auch eben nichts darauf an. Die Brille finden wir nicht. Laßt uns indeß unſern Becher leeren! Angeſtoßen, Meiſter Grimmemann.

Grimmemann

(indem er mit Kuno anſtößt).

Manche Tage iſt es, als ob Alles verkehrt wäre. (Er will trinken, ſpringt aber plötzlich auf.) Was Teufel! Hier liegt ja die Brille in dem Becher.

Kuno.

Hahaha! Wie in aller Welt iſt ſie denn da hineingekommen?

Grimmemann

(indem er ſie herausnimmt und auf die Naſe ſetzt).

Das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich nahe daran war, ſie zu verſchlucken. (Er ſetzt ſich.) Alſo, wollt Ihr nun hören — — — aber wartet einen Augenblick, laßt mich erſt eine Priſe nehmen! (Er ſucht die Doſe.) Aber ich glaube wahrhaftig, daß heute Alles verhext iſt! Nun iſt meine Tabaksdoſe fort. (Er ſucht in der Taſche; die Andern ſuchen unter dem Tiſch.)

Zerina und Zeretta

(haben ſich auf eine paßliche Weiſe genähert und freuen ſich über Grimmemann's Verlegenheit).

Kyno.

So müſſen wir abermals ſuchen.

(Alle drei ſtehen auf und ſuchen auf der Erde, Zerina und Zeretta verſtecken ſich.)

Marie

(geht zu Grimmemann, faßt ihn beim Arm und zeigt hin unter die Bank).

Kunigunde.

Ja wahrhaftig! Das Kind hat Recht, da liegt Eure Doſe. Sie iſt unter die Bank gefallen.

Grimmemann

(hingehend und die Doſe aufnehmend).

Und aller Tabak verſchüttet! Was iſt das nur für ein verwünſchter Platz, worauf wir ſitzen! Alles verſchwindet ja hier! (Er ruft in den Garten.) Schafft uns dieſen Tiſch und dieſe Bänke weg! Ich glaube, der Teufel ſitzt darin.

(Ein Paar junge Burſche tragen ſie fort.)

Kunigunde.

Marie, wo iſt Deine Puppe?

Marie

(zeigt auf die Bank unter dem Baum, wo ſie liegt).

(Man fängt an den Tanzplatz aufzuräumen.)

Kunigunde.

Das iſt recht! Laß ſie nur da liegen; denn nun fangen ſie wieder an zu tanzen, und Du mußt dabei ſein.

(Muſik.)

(Eine Anzahl Elfen zeigen ſich auf dem Bergſteige und winken Marien.)

Jerina und Jerelia

(halb verſteckt im Buſche, geben Marien ein Zeichen, den Elfen zu folgen).

(Alle ſehen nach dem Tanzplatz; nur Marie, welche auf Kunigundens Seite ſteht, iſt aufmerkſam auf das, was im Hintergrunde vorgeht.)

Marie

(macht ein Paar Bewegungen, als wollte ſie den Elfen folgen, doch bedenkt ſie ſich und bleibt ſtehen).

Kunigunde.

Aber, liebes Kind, wonach ſiehſt Du? Was haſt Du?

Grimmemann.

Sie will nichts Anderes als wieder fortlaufen, damit man wieder Ungelegenheit haben ſoll, ſie zu ſuchen. Wißt Ihr was, Frau Kunigunde? Ich komme auf meinen alten Spruch zurück: Nichts Anderes kann helfen als dies hier! (Er hebt die Ruthe in die Höhe.)

Marie

(die nun zurückgekommen iſt zu Grimmemann und Kunigunden, läuft hurtig über die zugedeckte Grube und über die Brücke. Die Elfen auf dem Bergſteige geben zugleich ein Zeichen der Freude und ziehen ſich weiter zurück auf demſelben Wege, den ſie gekommen waren, und winken ihr).

Zerina und Zeretta
(folgen jubelnd nach; doch am Fuß der Brücke bleiben ſie ſtehen und ſehen zurück).

Kunigunde
(zu Grimmemann, ohne daß der Dialog ſtockt).

O pfui! Ich will nichts davon hören.

Grimmemann.

Ja, ich gebe Euch mein Wort darauf: es iſt das einzige Mittel.

Kunigunde (ſich umwendend).

Aber wo bleibt ſie denn nun?

Grimmemann.

Ja, da könnt Ihr ſehn! Sie iſt ſchon wieder fort.

Marie
(läuft in dieſem Augenblick über den Bergſteig den Elfen nach).

Kunigunde.

Mein Gott, da läuft ſie ja über den Berg!

Grimmemann.

Da haben wir's! Nu, ſo will ich doch auch wahrhaftig — — —

(Er läuft mit emporgehobener Ruthe ihr nach, und nimmt, gleich ihr, den Weg über die Grube.)

Zerina und Zeretta
(eilen zur Grube, nehmen die Bretter weg, und laufen dann über die Brücke Marien nach).

Grimmemann
(fällt die Grube hinab).

Alle

(ſchreien auf, indem ſie auf den Rand der Grube hinſtarren. Einige von den jungen Burſchen ſpringen in Eile über das Gitter).

Zweite Scene.

Der Berggeiſter Metallkeller. Große, hervorſtehende Felſenblöcke in ſeltſamen Bildungen von Gold, Silber und andern Metallen. Die Bühne iſt halbdunkel; ein unterirdiſches Feuer leuchtet bisweilen durch den Abgrund. Im Hintergrunde ſteht ein kleiner, zweirädriger, mit Metallen beladener Wagen.

Grimmemann, mit der Ruthe in der ausgeſtreckten Hand, fällt von oben zwiſchen den Felſenblöcken nieder auf den Boden.

(Die beim Schluß der vorigen Scene angefangene Muſik hört auf.)

Grimmemann

(unten an einem Felſenſtück).

Au! au! (Er kriecht fort, richtet ſich mit Beſchwerlichkeit auf, ſtreckt ſich und fühlt nach ſeinen Gliedern.) Das war des Teufels ſein Fallen! Wer das aushalten kann, iſt nicht zu vertilgen! Vierzehnhundert Fuß! War es nicht ſo? Sagte ich nicht, daß den Brettern nicht zu trauen ſei? (Er ruft nach oben.) Heda! Papa Kuno! Seht Ihr nun, daß ich Recht hatte? — — Papa Kuno! — — Er kann mich wahrhaftig nicht hören; es iſt zu tief. Gott helfe mir! Wie ſoll ich wieder hinaufkommen? —

— Papa Kuno! — — Frau Kunigunde! — — Martin! Thereſe! Burſche und Mägde! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

(Ein Gnome kommt.)

Gnome.

‚Was iſt das für ein Geſchrei? Was iſt da los?

Grimmemann.

Was ſehe ich? Sind hier unten Menſchen? Das iſt ja ſehr vergnüglich!

Gnom.

Du irrſt, ich bin kein Menſch.

Grimmemann.

Was ſeid Ihr denn, wenn ich ſo dreiſt ſein darf zu fragen?

Gnom.

Ich bin ein Gnom, zu dienen.

Grimmemann.

Gnom! Das ſind Mährchen! Es giebt keine Gnomen!

Gnom

(indem er ſich auf einen Platz ſtellt, wo die Flammen des Abgrunds ihn beleuchten).

So ſieh denn, ob es mich nicht giebt?

Grimmemann (ſich abwendend).

Hu!

Gnom.

Wovor biſt Du bange? Wie kannſt Du Dich vor etwas fürchten, das es nicht giebt?

Grimmemann.

Mein guter Freund, Ihr ſeid ein garſtiger, und ausnehmend häßlicher und mißgeſchaffener Menſch, vor dem man wohl bange werden kann, wenn man ihm zum erſten Mal begegnet, und zumal auf einer einſamen Stelle, ſo wie hier, vierzehnhundert Fuß unter der Oberfläche der Erde; aber ein Menſch ſeid Ihr dennoch zuverläſſig. Doch Ihr braucht Euch nicht darum zu grämen, daß Ihr häßlich ſeid, mein guter Freund! Wenn Ihr nur anſtändig ſeid, ſo könnt Ihr immerhin glücklich in dieſer Welt und vielleicht einſt ſelig in jener Welt werden.

Gnom.

Ich bin nicht Dein guter Freund. Du irrſt Dich darin, wie in allem Uebrigen. Was Du da ſagſt, paßt gar nicht auf mich, ſondern auf Dich. Du biſt ein Menſch, ein garſtiger und ausnehmend häßlicher Menſch, recht was man einen grimmigen Mann nennt.

Grimmemann.

Mein Name iſt Grimmemann, aber deßhalb — —

Gnom.

Siehſt Du! So trägſt Du Deinen Namen mit Ehren.

Grimmemann.

Ich bin Pritſchmeiſter und Schulmeiſter — —

Gnom.

Dänach fragen wir hier unten nicht.

Grimmemann.

Hier ſeht Ihr meinen Scepter (hält die Ruthe in die Höhe), und hier habe ich meine Beſtallung (ſchlägt ſich an die Taſche). Ich fordre Reſpect und dulde keine Beleidigungen, oder daß man Du zu mir ſagt.

Gnom.

Hahaha!

(Das Lachen wiederholt ſich mehrmals in dem Berge.)

Grimmemann (etwas furchtſam).

Pfui, welch ein häßliches Gelächter! Es iſt ſehr unpaſſend, der Obrigkeit grade in's Geſicht zu lachen. Ihr müßt Euch an beßre Sitten gewöhnen, und vor Allem müßt Ihr damit anfangen, Euren Aberglauben abzuſchwören. Denn das gehört mit zu meinem Amte, den Aberglauben zu vertreiben. Ihr müßt erklären, daß Ihr nicht ein Gnom ſeid, ſondern ein Menſch.

Gnom.

Nennſt Du das Aberglauben, an ſein eigen Daſein zu glauben? Fange damit an, Dich ſelbſt zu bekehren. Weißt Du, wer Du biſt?

Grimmemann.

Ich habe es ja ſchon geſagt.

Gnom.

Ja, aber Du irrſt. Du biſt ein Mauleſel. Das kann man ja an der Farbe ſehen.

Grimmemann.

Ein Mauleſel? Iſt das erhört?

Gnom.

Glaubſt Du es nicht?

Grimmemann.

Nein, nimmermehr!

Gnom.

So ſollſt Du den Glauben bald mit Händen greifen. (Er klatſcht in die Hände und ruft:) Kameraden!

(Ein Haufe Berggeiſter erſcheint plötzlich von verſchiedenen Seiten.)

Grimmemann.

Hu! Welche Menge! Nu, das geht zu weit! — — Doch das iſt unmöglich! — — Ich träume; ich träume ganz beſtimmt. Ich habe auf dem Kinderball zu viel getrunken, und liege nun und ſchlafe, und habe unruhige Träume. Ich liege gewiß auf dem Rücken. Doch kann ich mich nicht wenden? Wenn doch Jemand da wäre, der mich tüchtig ſchüttelte, um wieder Leben und Bewegung in mich zu bringen!

Gnom (zu Grimmemann).

Dein Wunſch ſoll erfüllt werden. (Zu den Andern) Was dünkt Euch zu dem Burſchen, der durch unſern Schornſtein zu uns heruntergefallen iſt?

Alle Berggeiſter.

Ha ha ha!

Gnom.

Könnt Ihr ſehen, daß es ein Mauleſel iſt?

Alle Berggeiſter.

Ha ha ha!

Gnom.

Er will es ſelbſt nicht glauben; doch nun wollen wir verſuchen, es ihm zu beweiſen. (Zu Grimmemann) Höre, Landsmann, — — —

Grimmemann.

Landsmann? Wir ſind nicht aus demſelben Lande.

Gnom.

Wir haben einen andern Mauleſel hierunten, einen ordentlichen, vierbeinigen, langohrigen, den wir hier brauchen, um den Wagen da zu der Elfenkönigin zu ziehen. Er iſt mit Gold, Silber und Edelſteinen beladen, die ihren Palaſt ſchmücken ſollen. Doch wir haben ſchon ſo manche Laſt gefahren, daß der arme Gaul matt iſt und im Stalle ſteht. Nun kannſt Du ihn einſtweilen ablöſen. Kameraden, ſpannt ihn vor!

(Die Berggeiſter umringen ihn.)

Grimmemann.

Keine Handgreiflichkeiten! — Soll ich einen Wagen ziehen? Soll ich einen Mauleſel ablöſen?

Gnom.

Hier hilft kein Schwatzen. Es geſchieht zu Deinem eignen Beſten, damit Du zur Erkenntniß kommſt, was Du biſt.

Grimmemann.

Na, wenn mich das nicht überzeugte, daß ich träume, so könnte ich in den äußerſten Zorn gerathen.

(Die Berggeiſter führen ihn zum Wagen und fangen an, ihn vorzuſpannen.)

Gnom (zu den Andern).

Laßt ihn nun ſo viele Laſt ziehen, als er im Stande iſt, von jetzt bis morgen Nachmittag, die ganze Nacht durch. Eine Stunde um die andre könnt Ihr ihn ſich ein Bischen verpuſten laſſen und ihm eine Metze Hafer, einen Eimer Waſſer und ein Bund Heu geben.

Grimmemann.

O Du gerechter Himmel!

Chor von Berggeiſtern

(während ſie Grimmemann an den Wagen ſpannen).

Ha ha ha! Ha ha ha!
Doch wo kommt er her? Na!
Iſt er von dem Mond gefallen?
's iſt ein prächt'ger Gaul!
Aber iſt er faul,
Laſſen wir die Peitſchen knallen.
Na na, geh, na na!
Haha haha ha!

(Sie knallen mit den Peitſchen. Grimmemann, noch mit der Ruthe in der ausgeſtreckten Hand, zieht den Wagen über die Bühne. Alle folgen ihm nach.)

Dritte Scene.

Garten außerhalb dem Palaſte der Elfenkönigin.

Marie, umringt von **Zerina**, **Zeretta** und den übrigen Elfen.

Zerina.

Du Engelskind, nun hab' ich Dich hier!
Sag', liebſt Du mich? Antworte mir!

Marie (umarmt ſie).

Zeretta.

Und mich doch auch? Du biſt auch mein!
Sag', willſt Du meine Schweſter ſein?

Marie (umarmt ſie).

Zerina.

Was Elfe rund umher nur heißt,
Liebt mehr Dich, als Du glaubſt und weißt.

Alle Elfen

(ſchließen eine dichte Gruppe um Marien und ſtrecken die Arme nach ihr aus).

Zerina.

Sieh' unſer Paradies nun, ſieh'!
Sturm giebt's, und Eis und Schnee hier nie!
Im ewig ſommerlichen Raum
Welkt nimmer Strauch und Blum' und Baum.
Zwar, ob auch Alles hold und ſchön,
Verlangt uns doch nach Euren Höh'n,
Nach Eurer Welt, wo Nichts beſteht,

Wo Alles wechſelt, kommt und geht.
Zumal der ſpielenden Kinder Hauf'
Lockt uns den Mund zu küſſen hinauf;
Es funkeln die Augen in lieblicher Gluth!
Wie friſch ſind die Lippen von irdiſchem Blut!
Welch ſchöne Farben roth und weiß!
Wie über alles Lob und Preis!
Nur kommt es uns ſo drollig vor,
Wie ſchnell Ihr wachſt und ſchießt empor!
Eh' man ſich's träumt, iſt Euch der Schurz,
Das Kleid zu eng geworden und kurz,
Und reicht nicht um den Arm mehr juſt,
Und hüllt nicht mehr ſo recht die Bruſt.
Wir Elfen wachſen nicht, nein, nein!
Sind ewig jung und ewig klein.

Peretta.

Doch kein Kind, das wir oben ſahn,
Hat uns, wie Du, es angethan.

Perina.

Sobald Du gelernt dann ſtehn und gehn,
Da ließen wir täglich uns bei Dir ſehn,
Wir folgten Dir nahe, wir folgten Dir fern,
Und Du ſahſt unſre Geſellſchaft gern,
Wenn wir Dich umarmten nach Eurem Brauch;
Verſtandeſt bald unſre Sprache auch.
Du, nur Du ſahſt und hörteſt uns hier,
Allen Andern blieben verborgen wir;

Und wenn Du verriethſt uns durch ein Wort,
So müßten von hier wir flüchten fort,
Und weit, gar weit nach Oſten ziehn:
So iſt's vom Schickſal uns verliehn.
Früh drum berührt' ich Deinen Mund,
Da wurdeſt ſtumm Du zu ſelber Stund'.
Jetzt aber kommt hieher ſogleich
Die Königin von unſerm Reich.
Sie weiß, Du biſt hier, ſie kommt hieher,
Sie iſt ſo hold und liebt Dich ſehr;
Sie will, das iſt uns ſchon bekannt,
Will löſen Deiner Zunge Band;
Denn nun, Du liebe Schweſter Marie,
Nun biſt Du vernünftig, und wirſt uns nie
Verrathen, nichts ſagen von unſerm Verſteck,
Denn, ach, ſonſt ſcheuchteſt von hier Du uns weg.
Gewiß, Du betrübſt uns nicht ſo ſehr;
Dann ſähn wir einander ja nimmer mehr.
Doch, o wie freu' ich mich jetzt darauf,
Wenn Du den Purpurmund thuſt auf!
Die Stimme zu hören, o welche Luſt,
Die Dir erklingt aus tiefer Bruſt!

Marie

(hat beim Schluß dieſer Rede ihre Freude darüber ausgedrückt, daß ſie die Sprache wieder erhalten ſoll, ſowie die Verſicherung, daß ſie dieſelbe nicht zum Verrath ihrer Freundinnen mißbrauchen wird).

Zeretta.

Das war eine fröhliche Botſchaft! Nicht?
Nun mach' auch nicht länger ſolch ernſthaft Geſicht!

Zerina.

Nun ſei auch fröhlich, und lächle doch!

Zeretta.

Sonſt bringſt Du uns Beide zum Weinen noch.

Zerina.

Du warſt hier ſo froh, es iſt noch nicht lang,
Bei der Vögel tauſendſtimm'gem Geſang,
Als wir die Elfenblumen gepflückt,
Dergleichen Du nimmer dort oben erblickt.
Zum großen Palaſt führt' ich Dich ja,
Und zeigte Dir alle Zimmer da,
Nur nicht der Königin Saal, denn blind
Wärſt Du von dem Glanze geworden, mein Kind!
Dich blendete ja des Lichtes Macht
Faſt ſchon in der andern Gemächer Pracht.
Das war wohl eine köſtliche Schau!
Die Säulen ſo golden, ſo himmelblau,
Rubinen, Smaragden die Decken all',
Die Wänd' und Spiegel von Bergkryſtall!
Du ſahſt in der Kuppel den Käfig ja wohl,
Und den Vogel darin, deß Lied erſcholl
So trillernd, und deſſen Federn ſo bunt;
Sahſt nieder zu Berges tiefſtem Schlund.
Ich führte hinab Dich zur unterſten Gruft,

Wo Quellen murmelnd entſpringen der Kluft,
Und all das Gewäſſer, das dort ſich ergießt,
Und ſegnend hinauf nach oben fließt.
Ich zeigte Dir des Stromes Natur,
Der unter Deines Vaters Flur
Der Pflanzen Wurzel nährt geheim,
Befruchtend Hains und Kornes Keim.
Im Schacht ſahſt Du der Gnomen Schar,
Häßlich, doch arbeitſam fürwahr.
Was in der Kluft ſich bergen mag
Von Pracht, ſie bringen's an den Tag,
Sie nähren hier der Berge Brand,
Durchwühlen dort das tiefe Land,
Dort folgen ſie den Flüſſen weit,
Und miſchen Wärm' und Fruchtbarkeit.
Im Berg' auch ſahſt Du den Grimmemann,
Als Eſel, da fingſt Du zu lachen an.
(Marie drückt durch Zeichen aus, wie ſie ſich dort vergnügt hat.)
Ich weiß, daß wohl Dir die Zeit verfloß
Im Garten, im Berg und Elfenſchloß;
Doch quälte Dich endlich Sehnſuchtsharm,
Zu ruhn einmal in Mutters Arm,
Den Vater und Heinrich zu ſehn, und was nur
Dir lieb in jener ird'ſchen Natur.
Sei ruhig! Bald ſiehſt Du ſie ſicherlich!
Zurück zur Heimath bringen wir Dich.
Wart' nur auf die Königin! Deren Hand

Wird löſen Deiner Zunge Band.
Doch darauf wollen wir denken anjetzt,
Wie mittlerweile man Dich ergetzt.
Noch haben wir, glaub' ich, Dir nicht gezeigt,
Wie die Blume ſo ſchnell in die Höh' hier ſteigt.

(Zu den andern Elfen)

O Schweſtern! Ein Bischen Samen!

(Zu Marie) Nun, Kind,
Nun ſollſt Du ſehn, wie es wächſt geſchwind!

(Muſik.)

(Ein Elfe bringt eine goldne Schale. Zerina giebt ſie Marien. Dann legt ſie etwas Samen in die Erde; ſogleich wachſen blühende Pflanzen empor. Marie äußert ihre Verwunderung; die Elfen freuen ſich darüber. Bald geht Mariens Verwunderung in Freude über; ſie tanzt um die plötzlich aufgeſproſſenen Blumen; die Elfen folgen ihr in verſchiedenen Gruppen.)

(Die Muſik ſchweigt.)

Zerina

(indem ſie Marien die Schale abnimmt und darin ſucht).

Hier liegen ja Körner! Nun gieb Acht,
Ich hab' etwas Schönes uns Beiden erdacht!

(Sie nimmt zwei Körner heraus, giebt Marien das eine und behält das andre ſelbſt. Die Schale reicht ſie einem Elfen.)

In den Wipfeln der Bäume nun ſiehſt Du Dich bald,
Der ſingenden Vögel Aufenthalt.
Hoch über die Waldung ſiehſt Du da,
Und biſt dann unſerem Himmel nah.

(Die Muſik beginnt von Neuem.)

(Zerina und Marie, ſeitwärts bei einander ſtehend, legen jede ihr Korn in die Erde und treten darauf. Zerina umſchlingt Marien mit den Armen. Zwei verſchiedenartige Baumſtämme, deren Kronen ſich vereinigen, ſchießen plötzlich in die Höhe und nehmen Zerina und Marien mit in den höchſten Gipfel. Die andern Elfen tanzen um die Stämme. Auf einen Wink von Zerina ſinken die Bäume wieder in die Erde. Marie und Zerina treten heraus, wo ſie von den Elfen empfangen werden, die ſie jubelnd umringen.)

(Allgemeiner Tanz, unter welchem die Elfen von den vorher aufgeſproſſenen Pflanzen Blumen abpflücken, und ſie Marien darbieten.)

(Man hört eine Harfe.)

Zeretta.

Horch! Die Königin, ſie naht!

Zerina.

Raum gemacht! Fort, Zauberſaat!

(Auf einen Wink Zerina's verſinken die Blumen in die Erde.)

Coronata kommt, begleitet von Feen.

(Die Muſik ſchweigt.)

Coronata (zu Marie).

Liebes Mädchen! Wie Du eilſt!
Will Dich hier nichts mehr erlaben?
Doch, ſo lange wir Dich haben,
Ja, ſo lange Du noch weilſt,
Sieh mich an! Ich hab' Dich gerne,
Wenn Dein ſchwarz Gelock ich ſeh',
Und die Haut ſo weiß wie Schnee,
Und die braunen Augenſterne!

Wie erfreut mich Deiner warmen
Roſenwangen lieblich Licht!
(Marie ſinkt ihr zu Füßen.)
Nein, zu meinen Füßen nicht!
Ruh' in Coronata's Armen!
(Sie hebt Marien auf und umarmt ſie.)

Marie
(tritt ehrerbietig zurück und drückt ihre Dankbarkeit aus).

Coronata.
Wie mit Mienen ſie ſo ſchön
Mir von ihrem Dank giebt Kunde!
Schöner doch aus ihrem Munde
Kläng' er mit des Worts Getön!
Liebes Kind, das holde Glück,
Die Gefühl' in Deinem Herzen
Auszudrücken, Luſt und Schmerzen,
Du erhältſt es bald zurück.
Kommſt Du in der Heimath an,
Sei der Zauber weggeſchwunden,
Nicht die Stimme mehr gebunden.
Aber binde ſelbſt ſie dann!
Nimmer, nimmer mach' es kund,
Was Dein Auge hier erſchaute,
Sprich es aus mit keinem Laute,
Lege Schweigen auf dem Mund!
Mädchen, nimm in Acht Dein Heil!
Strafen müßt' ich ſolch Vergehen,

Fühlt' ich ſelbſt auch Schmerzens Wehen,
Träfe Dich der Rache Pfeil!
Nein, ſieh', wie ich milde bin!
Will ich Dich doch nicht betrüben!
Strenge brauch' ich nur zu üben,
Wenn Du zeigteſt falſchen Sinn. —
Coronata nennt man mich,
Und gekrönet auch bin ich.
Doch wenn Hörner mächtiglich
Ueber See und Hain erſchallen,
Hunde bellen, Peitſchen knallen,
Speere ſauſen, Hirſche fallen,
O dann horch' auf Luſt und See!
Da iſt's, wo ſie recht mich kennen,
Mich mit wahrem Namen nennen.
Denn Diana war ich eh,
Jagdgottheit und Wälderhort!
Doch als Chriſtus kam zur Erden,
Mußt' ich Heidin flüchtig werden,
Suchen einen Zufluchtsort.
Und in Feenſchwarms Geleit,
Nymphen waren's, mit mir fliehend,
Fand ich, durch die Klüfte ziehend,
Dieſe Abgeſchiedenheit,
Wo dies holde Elfenchor,
Wohnend einſt im Morgenland,
Unſers Stammes Heimathſtrand,

Mich zur Königin erkor.
Jetzt auch bin ich nicht mehr ſo,
Wie dereinſt, ich duld' und ſchone.
Während ich hier unten wohne,
Macht mich nur die Milde froh.
Ich bewirke Heil und Segen,
Mache Gras und Bäume grün,
Laſſe bunte Blumen blühn,
Gebe Wärme, gebe Regen,
Laſſe klar die Sonne ſcheinen,
Halm' und Aehren auf der Flur.
All die Milde der Natur
Dankt man mir und meinen Kleinen.
Aber ſollte unſer warten
Undank und Verrätherei,
Dann entflöhn wir! Wüſtenei
Würde dann der Elfengarten,
Alle Quellen würden trocken,
Keine Ernte prangte mehr,
Flur und Anger wäre leer,
Alles Leben würde ſtocken!
Wenn ich in der Feen Geleit
Schmerzvoll flüchtete gen Morgen,
Würdet ihr bald klagend ſorgen,
Fühltet ſelbſt bald ſtarres Leid.
Liebes Mädchen, nicht erſchrick!
Du biſt treu! Sei's nun geſchieden!"

Zieh zum Heimathland in Frieden!
Schweigſamkeit gelobt Dein Blick.
Oft auf Deines Vaters Flur,
Wenn Du einſam gehſt im Haine,
Soll ein Elf im Abendſcheine
Folgen Deiner leichten Spur,
Rufen Dich mit leiſem Ton,
Von den Freundinnen Dich grüßen,
Dich erinnern an die ſüßen
Freuden, die ſo ſchnell entflohn.

Chor von Feen

(während die Elfen Marien zum Abſchied umarmen).

Ade, Du ſüße Augenweide,
Mit Himmelsgüt' im ird'ſchen Blick.
Das Schickſal will's, drum ſcheide, ſcheide!
Die Elfen, frei vom Todesleide,
Sie ſehnen ſich nach Dir zurück.
Ade, ade!
Der Sehnſucht Weh
Wird Abends Dich zur Dämmerſtunde
Umflüſtern oft aus Elfenmunde.
Ade, ade!

(Marie geht, begleitet von Elfen und Feen.)

Vierte Scene.

Die ländliche Gegend der erſten Scene, doch mit folgenden Veränderungen. Statt Grimmemann's alten verfallenen Hauſes ſteht ein großes, neues und ſchönes da. Martin's Haus, das neu und glänzend war, ſieht nun alt aus und hat eine ſchmutzige Farbe bekommen. Garten, Gitter und Buſchwerk, wovon es umgeben war, ſind verſchwunden; ſtatt deren haben ſich einige Brennneſſeln eingefunden. Der zarte, neugepflanzte Baum, im Hintergrunde an der Brücke, iſt groß geworden und hat einen dicken Stamm bekommen. Ueber der Bergwerksgrube iſt eine Luke mit einem eiſernen Ringe, und umher ein niedriges Gitter mit einer kleinen Thür.

Junge Burſche, unter ihnen Johann, ſtehen auf der Bühne in einem Haufen, mit gefüllten Bechern in den Händen und mit Mädchen am Arm. Ein Paar Aeltre haben Geigen und andre Inſtrumente. Martin und Thereſe außerhalb ihres Hauſes. Heinrich, in Jägertracht, ſitzt auf der Bank unter dem Baum im Hintergrund. Alle, ausgenommen Heinrich, welcher ſitzen bleibt, treten vor, nachdem die Decorationen ſich verändert haben.

Johann (ſingt).

Wohl iſt die Traube die beſte Frucht,
Iſt die Feindin der Klage;
Wein iſt's, der uns Alle verſucht,
Sei's bei Nacht oder Tage.
Hurra, hurra bei Bechers Klang,
Hoch bei dem luſt'gen Gelage
Kling' unſer Sang!

Chor.

Hurra u. ſ. w.

Johann.

Seht, das Feld gab reichlichen Zoll,
Früchte belaſten die Aeſte.
Seht, wie die Scheune von Garben voll!
Ladet zum Schmauſe die Gäſte!
Hurra, hurra bei Bechers Klang,
Hoch bei dem jubelnden Feſte
Schall' unſer Sang!

Chor.

Hurra u. ſ. w.

Johann.

Winkt nicht die Freud' auf des Bechers Grund?
Seht dort lächelnd ſie glänzen!
Mit unſrer Lippe nahn wir dem Mund,
Dem wir den Becher kredenzen.
Hurra, hurra bei Bechers Klang,
Hoch beim Gelag und bei Tänzen
Tön' unſer Sang!

Chor.

Hurra u. ſ. w.

Martin.

Das iſt recht, Johann, daß Du die Leute zur Luſtigkeit aufmunterſt. Denn wer der Flinkſte bei der Arbeit iſt, der muß auch der Flinkſte ſein, den Lohn der Arbeit zu genießen. Die Ernte iſt geſegnet geweſen. So muß auch die Erntegeſellſchaft munter ſein! Laßt Euch den Wein gut ſchmecken, Kinder!

Johann.

Ja, Herr Wirth, das laſſen wir uns nicht zweimal ſagen.

(Mannegrimm kommt aus der neuen Wohnung. Er iſt ganz ebenſo gekleidet wie Grimmemann, und hat auch eine Ruthe in den Händen.)

Mannegrimm.

Was iſt doch das für ein unerträglicher Lärm und Getümmel! Glaubt Ihr, daß die Kinder bei einem ſolchen Aufruhr leſen können?

Martin.

I nu, Herr Schulmeiſter —

Mannegrimm.

Ich bin Pritſchmeiſter und Schulmeiſter.

Martin.

Ich bitte um Verzeihung. Ich wollte nur ſagen, daß es nur einmal im Jahre iſt, daß man Erntekranz hat; und wenn unſer Herr Gott gnädig gegen uns geweſen iſt, ſo iſt es auch in der Ordnung, daß wir uns etwas zu Gute thun. Doch nun ſollt Ihr nicht mehr davon hören. Nun zieht Alle hin in die große Scheune; die iſt grün ausgeputzt; da könnt Ihr bis in die Nacht hinein tanzen.

Mannegrimm.

Ja, nun iſt es mir auch gleich; denn ich habe die

Kinder ſchon aus der Schule entlaſſen. Es war nicht möglich, ſie bei Aufmerkſamkeit zu erhalten. Meinetwegen könnt Ihr nun eben ſo gut hier tanzen.

Martin.

Hier? Wohl gar in dem Garten, der voll Brenneſſeln ſteht?

Mannegrimm.

Warum habt Ihr auch alle Bäume umgehauen? So lange die hier ſtanden, hatte ich doch eine hübſche Ausſicht aus meinen Fenſtern. Nun ſeh' ich dagegen nichts Anderes als Eure alte, verfallne Hütte.

Martin.

Ja, nun ſeid Ihr hochmüthig geworden, ſeitdem Ihr Euer neues ſchönes Gebäude aufgeführt habt. Das ſticht das meinige aus; aber es war eine Zeit, wo meines das Eurige ausſtach. (Er geht hin und ſpricht mit Johann und den andern Landleuten.)

Thereſe.

Ach, Meiſter Mannegrimm! Ihr könnt glauben, wenn unſre Tochter Marie noch lebte, da ſollte weder das Haus verfallen ſein, noch der Garten voll Brenneſſeln ſtehen. Aber für wen ſollte man ſchmücken und putzen, wenn man kein Kind hat, worüber man ſich freuen kann?

Martin

(zu Johann und den Landleuten).

Jetzt geht nur in die Scheune und beluſtigt Euch mit Tanzen. Wir werden bald nachkommen und Euch zuſehen.

Johann und die Landleute

(indem ſie gehn)

Hurra, hurra!

Thereſe (bei Seite).

Die können luſtig und vergnügt ſein! Ich werde es in meinem Leben nicht mehr. (Zu Martin) Ach, ich ſpreche ſo eben wieder mit Meiſter Mannegrimm von unſerm Kummer und Unglück.

Martin.

Ja, Frau, was ſoll man da ſagen? Da iſt nichts dabei zu thun. Geduld in Leiden iſt das Einzige.

Mannegrimm.

Das iſt ſehr wahr. Ihr ſprecht wie ein Buch, wie ein gutes Buch von einem claſſiſchen Verfaſſer.

Thereſe.

Aber eine Mutter kann doch nicht aufhören ſich über den Verluſt ihres einzigen Kindes zu bekümmern. Es ſind nun ſieben Jahre, ſeit meine kleine Marie verſchwand — — —

Martin (zu Mannegrimm).

Juſt in demſelben Augenblick, als Euer Vorgänger, der ehemalige Pritſchmeiſter und Schulmeiſter, in die Grube dort ſtürzte und ſich todt fiel. Noch bis jetzt weiß Niemand, wie die Bretter, die darüber lagen, weggekommen waren.

Mannegrimm.

Und damit es mir nicht eben ſo ginge, fing ich meine Amtsthätigkeit damit an, daß ich das Loch gehörig mit einer Fallthür verſchließen und ein Gitter herumſetzen ließ. Sonſt hätte der Abgrund noch einen von Euren Beamten nach dem andern verſchlingen können.

Thereſe.

Herr Gott! Daß wir auch im Felde ſein mußten, als das Unglück geſchah. Niemand hat geſehen, wo das Kind geblieben iſt, ausgenommen die alte Kunigunde, die verſicherte, daß ſie ſie hätte über den Bergpfad laufen ſehn nach dem geheimnißvollen Lande, wohin kein Sterbensmenſch kommen darf.

Mannegrimm.

Das glaube ich nicht; denn man bricht den Hals, wenn man über die Klippen gehn will.

Thereſe.

Ach ja! Aber die alte Kunigunde, die erklärte das anders. Sie meinte, daß das Kind zu den Elfen gelaufen ſei, die dort in den Bergen wohnen ſollen.

Mannegrimm.

Freilich, die gute Frau war voll Aberglauben, und ebenſo ihr ehrwürdiger alter Mann. Seitdem jenes Ehepaar heimgegangen iſt, hat der Aberglaube hier in dieſer Gegend bedeutend abgenommen, und das freut mich; denn in meiner Beſtallung iſt es mir ausdrücklich aufgetragen, für die Ausrottung des Aberglaubens zu ſorgen, und Dank ſei es meinen Beſtrebungen: das neue Geſchlecht glaubt weder an Elfen noch an Berggeiſter.

Martin.

Ja, das iſt wahr, Herr Pritſchmeiſter und Schulmeiſter! Und es ſoll wahrlich Niemand weder mich noch meine Frau beſchuldigen, daß wir an ſolche Ammenmährchen glauben.

Thereſe.

Ach ja! Man darf nur nicht, ſo gern man auch wollte.

Mannegrimm.

Was ſagt Ihr? Gerne wollte?

Martin.

Frau, was iſt das für Geſchwätz?

Thereſe.

Iſt das zu verwundern? So lange es noch Elfen hinter den Bergen gab, konnte ich noch Hoffnung haben, daß meine Marie bei ihnen lebte und vielleicht noch einmal zurückkäme. Aber Gott ſei's geklagt! Nun iſt ja Alles aus. Sie iſt ja nun todt, und ich ſehe ſie in dieſem Leben nicht wieder. Herr Gott! Jetzt wäre ſie achtzehn Jahre, wenn ſie noch lebte!

Martin.

Aber, Frau, es kann ja nichts nützen, daß Du

Dich darum grämſt. Gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt.

Mannegrimm.

Aber wißt Ihr was, Frau Thereſe? Ohne auf den leidigen Katechismus des Aberglaubens zu ſchwören, könnt Ihr Euch ja doch mit der Hoffnung tröſten, daß Eure Tochter noch lebt und daß Ihr ſie wiederſehen werdet. Es iſt ja möglich, daß ſie ſich verlaufen hat und in eine fremde Gegend gekommen iſt; und da ſie ſtumm iſt, kann ſie es nicht ſagen, woher ſie gekommen iſt und wo ſie zu Hauſe gehört; denn wie ich höre, hatte ſie noch nicht ſchreiben gelernt, ungeachtet ſie ſchon elf Jahre alt war. Ja, iſt es nicht ſkandalös! Mein ſeliger Amtsvorgänger muß ein rechter Faulenzer geweſen ſein — — Uebrigens kann es ja auch ſein, daß ſie von Zigeunern oder von anderm Pack geſtohlen iſt, denn es wimmelte hier ja von Landſtreichern, ehe ich in's Amt kam. Wie geſagt, mein ſeliger Vorfahr muß ein großer Faulenzer geweſen ſein, ſowohl in dem einen Stück als in dem andern. Doch grade deßwegen habe ich Hoffnung, daß das Kind noch lebt.

Thereſe.

Gebe Gott, daß es ſo ſei! Ich denke oft wie Ihr; es kommt mir unmöglich vor, daß Marie todt iſt, und um ſo mehr — ja nun werdet Ihr gewiß über mich lachen — um ſo mehr, wenn ich ſehe, welch ein kräftiges Leben in dem Baum iſt, den ſie an ihrem Geburtstage gepflanzt hat, an demſelben Tage, wo ſie verſchwand. Seht nur, was für ein dicker Stamm das geworden iſt, ganz über die Maßen groß und ſtark in dieſen ſieben Jahren!

Mannegrimm.

Aber, wenn dem auch ſo iſt, was hat das damit zu thun?

Thereſe.

Ihr wißt wohl nicht, man ſagt, es ſei eine geheime Verbindung zwiſchen dem Leben der Menſchen und der Gewächſe, die von ihnen gepflanzt und gepflegt ſind.

Mannegrimm.

O, der Aberglaube iſt nicht ein Haar beſſer, als der, welchen Ihr abgelegt habt. Der Baum gedeiht gut, weil Alles gut gedeiht in dieſer Gegend, weil es ein geſegnetes Erdreich iſt. Man braucht nur ein Reis hineinzuſtecken, und es wächſt gleich und wird zu einem ganzen Walde. Und woher kommt alle dieſe Fruchtbarkeit? Daher, daß Ihr eine weiſe Obrigkeit habt, auf deren Veranſtaltung hier die Wechſelwirthſchaft eingeführt iſt und die Knochenmehldüngung und die Stallfütterung mit Kartoffeln. Und nachdem der Boden fruchtbarer geworden iſt, kann er auch mehr Menſchen ernähren. Mir könnt Ihr danken für die erhöhete Ergiebigkeit des Ackers, und nicht blos für den bedeutenden Zuwachs an Holz, ſondern auch für die zunehmende

Volksmenge in den letzten ſieben Jahren — — — Doch iſt das nicht Heinrich, der dort unter dem merkwürdigen Baum ſitzt, und in's grüne Laub hinausſieht und ſpeculirt?

Martin.

Ganz richtig! Das iſt er! (Ruft) Heinrich! He! Warum ſitzeſt Du da ſo einſam?

Heinrich

(indem er ſich aufrichtet und näher kommt).

Wollt Ihr Etwas von mir, Vater Martin?

Martin.

Nichts Anderes, mein Junge, als Dich zu fragen, ob Du nicht Luſt haſt, in die Scheune zu gehen und einmal herum zu tanzen, ſtatt daß Du da unter dem Baume ſitzeſt und in Nachdenken verſinkſt?

Heinrich.

Ihr wißt ja, daß ich mir aus dem Tanz nichts mache.

Martin.

Aber das iſt nicht recht. Junge Leute müſſen munter ſein, und wenn man die grüne Jägerjacke anhat, muß man allen Grillen den Abſchied geben.

Heinrich.

Aber wenn es nun grade die war, welche an dem Schuld iſt, was Ihr meine Grillen nennt?

Martin.

Wie ſo?

Heinrich.

Ich bereue es beinahe, daß ich nicht meines ſeligen Großvaters, des alten Kuno, Rath befolgt habe, Bergmann zu werden. Das beſchwerliche Leben tief unter der Oberfläche der Erde muß für das Gemüth wohlthuend ſein. Denn im Walde kann man bisweilen ganze Tage gehn, ohne eine Spur anzutreffen; da fällt man in Gedanken; und überdies — ich weiß nicht, wie es iſt, aber der Anblick des grünen Waldes, der Andre aufmuntert und anſpricht, macht mich nachdenklich, ja betrübt, zumal Abends nach Sonnenuntergang, wenn der Mond heraufkommt, und die Sterne anfangen zu funkeln.

Martin.

Das iſt ja ſonderbar.

Mannegrimm.

Das iſt eine Krankheit, die Ihr zur Thüre hinaus jagen müßt. Ihr müßt etwas brauchen.

Heinrich.

Ich habe noch keine Arzenei dagegen gefunden, und bisweilen kommt es mir beinahe vor, als ob es nicht eine Krankheit wäre, ſondern vielmehr eine Geſundheit.

Mannegrimm.

Das iſt Schwärmerei, mein guter Freund, und alle Schwärmerei grenzt an Aberglauben.

Martin.

Wer ſollte das von Dir glauben, Heinrich? Du warſt ſonſt ein wilder und toller Burſche. Ich glaube, der ſelige Meiſter Grimmemann ſchlug mehr Ruthen an Dir entzwei als an allen andern Schulkindern zuſammen.

Thereſe.

Doch ſo wild er auch war, hatte er ſchon damals etwas, was man wohl hätte ſchwärmeriſch nennen können. Wenn unſre Marie bei ihm ſaß mit ihren großen klaren Augen, da war er plötzlich gezähmt, und hatte daſſelbe ernſthafte Geſicht wie in dieſem Augenblick. Ach ja, der Himmel beſtimmt es anders als wir Menſchen.

Heinrich.

Ihr habt Recht, Mutter Thereſe! Ich ſelbſt fühle es manchmal, daß der Zuſtand, in welchem ich mich befinde, nicht neu iſt, daß etwas mein gegenwärtiges Leben mit meiner Kindheit verbindet. Iſt es die Erinnerung an meine verlorene Jugendgeſpielin? Iſt es eine Ahnung, daß ſie nicht verloren iſt? Oder iſt es etwas Anderes, das ich noch nie gewagt habe, Jemandem anzuvertrauen, aus Furcht, daß man in mein Wort Mißtrauen ſetzen, oder mich als einen Träumer betrachten würde? Ich weiß es ſelbſt nicht.

Thereſe.

Etwas Anderes? Was meinſt Du?

Martin.

Laß hören, was es iſt!

Mannegrimm.

Um's Himmels willen, Menſch, ſo ſprich!

Heinrich.

Ging Abends ich allein einmal
Bei Sternenſchimmer;
Es blaßte vor des Halbmonds Strahl
Faſt ihr Geflimmer.
Ich ging den wirren Felſenſteg,
Laut klang auf meinem ſtummen Weg
Der Nachtigall Getriller.

Ich legte mich am Waldesſaum,
Die Nacht war ſtille.
Auf mein Geſicht floß durch den Baum
Des Mondlichts Fülle.
Die Jägertaſche war mein Pfühl,
Mein Hund bei mir, mild war's und kühl,
Mein Auge ſank in Schlummer.

Jetzt Berg und Thal von Waldhornsklang
Hört' ich erbeben,
Dann leiſe Stimm' und leiſen Gang
Mir dicht zuneben.
Ein Mädchen oder Engel war's,
O Reiz des blondgelockten Haars,
O hehrgewölbte Stirne!

Ein Jägerbogen war ihr Stab,
Sie ſah hernieder;

Sie neigte über mich hinab
Die holden Glieder,
Drückt' auf den Mund mir einen Kuß,
Und ſchwebt' in Mondes Strahlenfluß
Empor zum blauen Himmel.

Und Sehnſucht hat ergriffen mich
Im ſtillen Haine;
Zu wallen wünſch' ich inniglich
Stets ganz alleine.
Nur bei Mariens Baume weicht
Die Qua', es wird das Herz mir leicht
In ſeinem grünen Schirme.

Mehr weiß ich nicht. Nun laſſet mich
Ja, laßt mich gehen!

(Er geht, die Andern ſehen ihm verwundert nach.)

Mannegrimm.

Es muß wohl eine Schraube bei ihm losgelaſſen haben; es war ja kein geſunder Menſchenverſtand in dem ganzen Abenteuer. Läßt uns nun hinaus in die Scheune gehn und ein Paar Becher Wein ausſtechen. Da weiß man doch, was es iſt; das Andre weiß man nicht.

(Martin, Thereſe und Mannegrimm gehen.)

Muſik hinter der Scene.

Marie zeigt ſich auf dem Bergpfade, von Feen begleitet.

Chor der Feen (hinter der Scene).

Leb' wohl, leb' wohl!

(Man ſieht Marien von den Elfen Abſchied nehmen, welche ſich dann zurückziehen. Marie eilt im ſtärkſten Lauf den Bergpfad hinab über die Brücke um den Baum auf die Bühne. In dem Augenblick, wo ſie auftritt, iſt ſie plötzlich gewachſen. Man ſieht einen Roſenkranz in ihrem Haar.)

(Die Muſik hört auf.)

Marie.

So bin ich denn wieder hier! — O, nun kann ich ſprechen! (Sie ſpringt hoch auf vor Freude.) Wie ſich meine Mutter nur freuen wird, und alle die Andern! — — Gott! Meine Mutter iſt gewiß recht bange um mich geweſen; ich glaube faſt, daß ich über einen halben Tag weggeweſen bin. Ich will eilen, ſie zu beruhigen. (Sie eilt nach dem Hauſe, ſteht aber ſtille.) Es iſt wahr! Ich muß meine Puppe mitnehmen! Ich habe ſie auf der Bank vergeſſen. (Sie läuft nach dem Baume.) Aber ſie iſt nicht hier! Es mag ſie wohl Jemand mitgenommen haben — — Aber was iſt das? Das iſt ja nicht *mein* Baum — — O je, ſie haben meinen kleinen Baum weggenommen und einen andern großen an ſeine Stelle geſetzt! (Sie geht langſam in den Vordergrund.) Ich glaube, daß ich träume! — — Wo iſt der Garten, wo wir noch ſo eben tanzten? Wo iſt das Gitter — — und der Buſch? — Das iſt ja doch meines Vaters Haus? Nur ſteht es ſo ſchlecht aus, nicht angeſtrichen; als ob es alt geworden wäre — — — Und was iſt das? Das iſt ja nicht die Schule? Das iſt ja ein ganz andres Haus! (Sie hält ſich die Augen zu und ſinnt ein wenig nach; dann ſieht ſie ſich wieder um.) Ich bin wahrhaftig nicht geſcheidt im Kopfe — — ich will zu meiner Mutter laufen! (Sie läuft in das Haus, aber kommt flugs zurück mit der Puppe in den Händen.) Es war Niemand drinnen, außer Caroline (ſie zeigt die Puppe); — ſie lag auf einem Kiſſen auf dem Schrank. (Sie betrachtet die Puppe.) Gott! Was iſt ſie alt und häßlich geworden! Iſt es denn möglich, daß ein Menſch ſich ſo ſchnell verändern kann?

(Martin, Thereſe und Mannegrimm kommen.)

Mannegrimm
(im Geſpräch mit den Andern).

Ja, das geht ja recht luſtig zu; das kann ich leiden. Ihr müßt nicht von mir glauben, daß ich munteres Weſen haſſe.

Marie
(die inzwiſchen ſich den Kommenden genähert und ſie aufmerkſam betrachtet hat).

Nein — — ich glaube doch nicht — Ja — ich weiß nicht — — (Furchtſam) Darf ich fragen, ob nicht hier Martin und ſeine Frau Thereſe wohnt?

Martin.

Ja doch! Habt Ihr uns etwas zu ſagen?

Mannegrimm.

Was iſt das für ein Frauenzimmer?

Thereſe.

Und wie hat ſie nur Mariens Puppe in den Händen!

Marie.

Ja, das iſt ſie! (Sie wirft die Puppe weg und eilt zu Thereſen und umarmt ſie.) Ich erkannte Dich an der Stimme. Aber wie biſt Du alt geworden! — — Gott! Mutter! Du biſt ja klein geworden. Sonſt reichte ich ja nur ſo weit an Dich heran, und jetzt bin ich ja beinahe ſo groß wie Du.

Thereſe (zurücktretend).

Was bedeutet das?

Martin.

Was will das Weibſen?

Mannegrimm.

Was iſt das für ein Menſchenkind?

Marie.

Aber Gott im Himmel! Kennt Ihr denn nicht Eure Tochter, Eure kleine Marie?

Thereſe.

Marie!

Martin.

Marie!

Thereſe (ſie betrachtend).

Ja zuverläſſig! So ſah ſie aus! Und grade ſo war ſie an dem Tag gekleidet, wo ſie verſchwand!

Marie.

Ich habe mich ja auch nicht umgekleidet, Mutter!

Thereſe.

Auf dem Kopf einen Roſenkranz — — aber er iſt welk.

Marie

(nimmt ihn aus den Haaren und betrachtet ihn).

Iſt er welk? — — Ach! Es hat ſich auch Alles verändert! (Sie läßt ihn auf die Erde fallen.)

Thereſe.

Um des Himmels willen! Betrüge mich nicht! Biſt Du wirklich meine Marie, ſo komm an mein Herz — — (umfängt ſie) und der Himmel ſei ewig gelobt! — — Doch ſprichſt Du nicht die Wahrheit — (ſtößt ſie von ſich) ſo mag Gott Dir die Schmerzen vergeben, die Du mir zufügſt.

Marie.

Liebes, ſüßes Mütterchen, wie kannſt Du zweifeln? Frage doch meine Pathe, die alte Kunigunde! Die hält ſo viel auf mich, ſie wird mich gewiß wieder erkennen.

Martin.

Kunigunde? Unſrer Marie Pathe? Was iſt das für ein Geſchwätz? Die iſt ja todt.

Marie.

Iſt ſie todt? — — O die gute Frau, die ſo viel auf mich hielt!

Martin.

Es ſind mehr als fünf Jahre, daß ſie ſtarb.

Marie.

Fünf Jahre! — Aber wie groß iſt denn da ein Jahr?

Mannegrimm.

Grade ſo lange Zeit, als man denſelben Kalender über dem Spiegel hat.

Marie.

Das iſt ja nicht möglich! — — Iſt denn der alte Kuno auch todt?

Martin.

Ungefähr eben ſo lange.

Marie.

Gott bewahre! Wie lange glaubt Ihr denn aber, daß ich fort geweſen bin?

Martin.

Sieben Jahre ſind es, ſeit wir unſre Tochter vermißten.

Marie.

Sieben Jahre! Hahaha! Nun muß ich lachen! Es ſind ja kaum ſieben Stunden her.

Thereſe.

Mein Gott, wenn es unſre Tochter iſt, ſo iſt ſie wahnwitzig geworden. (Zu Marie) Wie alt glaubſt Du denn, daß Du biſt?

Marie.

Elf Jahre, das weißt Du ja.

Thereſe.

Kannſt Du denn nicht ſehen, daß Du ein erwachſenes Mädchen biſt?

Marie

(indem ſie ſich ſelbſt anſieht).

Ich glaube beinahe auch.

Thereſe.

Weißt Du nicht, daß unſre Tochter Marie ſtumm war?

Marie.

Das war ich auch. Erſt in dieſem Augenblick habe ich die Sprache bekommen. (Zu ihnen allen dreien) Ich verſichre Euch, daß das wahr iſt; ich habe mit Niemand noch geſprochen außer mit Euch.

Thereſe.

Wie ging denn das zu, daß Du die Sprache bekamſt?

Marie.

Das will ich Dir ſagen. (Bei Seite) Es iſt wahr; das darf ich nicht ſagen. (Zu Thereſe) Ich weiß nicht recht, wie es kam.

Mannegrimm.

Ein Wort, meine ſchmucke Jungfrau! Der Ausſage der Frau Thereſe zufolge hattet Ihr ja daſſelbe Kleid an, als Ihr fortlieſt. Iſt das richtig?

Marie.

Ja das verſteht ſich.

Mannegrimm.

Wie iſt denn das zugegangen, daß das Kleid zugleich mit Euch gewachſen iſt?

Marie

(nachdenklich, indem ſie ihr Kleid betrachtet).

Das weiß ich nicht. — — Ich wußte ja nicht einmal, daß ich ſelbſt ſo groß geworden war.

Mannegrimm (zu den Andern).

Jetzt iſt ſie in der Klemme. (Zu Marien) Könnt Ihr nun nicht aus allen Umgebungen ſehen, daß Ihr mehrere Jahre weggeweſen ſein müßt? Seht Ihr nicht, daß der Baum an der Brücke gewachſen iſt, daß Martin's Garten umgehauen iſt, daß hier ein neu Gebäude aufgeführt iſt für den Pritſchmeiſter und Schulmeiſter, daß die Bergwerksgrube verſchloſſen und mit einem Gitter umgeben iſt? Seht Ihr nicht die unzähligen Verbeſſerungen, die unter der neuen Adminiſtration hier eingeführt ſind? Seht Ihr endlich nicht, daß hier ein neuer Pritſchmeiſter und Schulmeiſter angekommen iſt? Seht Ihr nicht, daß ich ein Andrer bin und anders als der vorige?

Marie.

Ja, ich ſehe das Alles miteinander — —

Mannegrimm (zu den Andern).

Sie iſt eine Betrügerin.

Marie (fortfahrend).

Das Letzte freilich — —

Mannegrimm.

Das Letzte?

Marie.

Ich ſehe keinen großen Unterſchied zwiſchen Euch und dem vorigen Schulmeiſter. In der Schule hieß er immer Grauſperling, und ich ſehe nicht, warum Ihr nicht denſelben Namen führen könntet.

Mannegrimm.

Grauſperling! Hat man dergleichen gehört? Doch ich werde Euch zuverläſſig lehren, vor der Obrigkeit Reſpect zu haben.

Thereſe.

Ach Herr Gott! Sollte ich noch dieſen peinlichen Zweifel erleben?

Mannegrimm.

Ruhig, Frau Thereſe! Hier bedarf es keines Zweifels. Sie iſt eine Betrügerin, eine Landſtreicherin.

Martin.

Daran iſt kein Zweifel.

Marie.

Wie ſo? Mein Vater! Du kannſt glauben — —

Mannegrimm.

Stille, Jungfer Naſeweis! Sie iſt eine Betrügerin! Sie iſt hergekommen, um dieſen gutmüthigen Leuten einzubilden, daß Sie ihre verlorene Tochter Marie iſt. Sie weiß, daß ſie nicht mehr Kinder haben, und Sie konnte wohl Luſt bekommen, deren Erbe zu werden.

Marie.

Iſt es möglich!

Thereſe (zu Mannegrimm).

Seid doch etwas ſanftmüthig — —

Mannegrimm.

Seid ruhig! Ich werde die Delinquentin noch examiniren. (Zu Marien) Sie räumt alſo ein, daß Sie mehrere Jahre fortgeweſen iſt?

Marie.

Ja, ich kann ja nicht anders.

Mannegrimm.

Will Sie da ſo gefällig ſein anzugeben, wo Sie ſich all die Zeit aufgehalten hat?

Marie.

Wo ich mich aufgehalten habe?

Mannegrimm.

Ja gewiß, wo Sie ſich aufgehalten hat. Hat Sie Ihren Paß bei ſich, ſo gebe Sie her; ich bin es, der ihn viſiren wird. — Na, hurtig! Bedenke Sie ſich nicht lange! (Zu den Andern) Sie ſtudirt auf eine Lüge.

Marie.

Ueber die Berge hin flüchtet' ich ſchnell,
Kam in der Dämm'rung zum brauſenden Quell.
Sonne ging unter, mein Fuß war matt;
Aber das Gras gab Ruheſtatt.

Als ich erwacht, war's Morgen kaum,
Wunderlich klang mir's unter dem Baum,
Waldhornklang, da wollt' ich hinweg;
Aber man fing mich im grünen Verſteck,

Führte zum König mich, ſagte ſodann:
König, ein trefflicher Jägersmann
Biſt Du, und jagteſt wohl manches Wild,
Doch nicht ein ſolches, ſo lieblich und mild.

Freundlich wurde des Königs Geberd',
Und er ſetzte mich auf ſein Pferd,
Ritt durch die Büſche, die waren ſo dicht,
Alles ihm nach, doch erreicht' es ihn nicht.

Führt' an der Hand er mich in den Palaſt:
Königes Tochter ſpann dort mit Haſt:
„Sieh, was ich bring'! Ein Geſchenk gar fein!
Nimm dieſe Puppe, ſie ſei nun Dein!"

König befahl; — nicht mehr war ich ſtumm,
Sprach mit der Tochter, ging mit ihr um;
Mit der Prinzeſſin näht' ich und ſpann.
Wie Augenblicke das Jahr verrann.

Doch nach der Mutter verlangte mich,
Durch den Wald drei Tage ging ich,
Ueber die Berge mit großer Begier,
Kam in die Heimath, — nun bin ich hier.

Mannegrimm.

Iſt das das Ganze?

Marie.

Ja.

Mannegrimm.

Dann muß ich um eine andre Lüge bitten; denn die hier taugt nichts.

Marie.

Eine andre?

Mannegrimm.

Ja gewiß, eine andre und ohne langes Beſinnen.

Marie.

Ich flüchtete über die Berge,
Ich kam in fremdes Land;
Ich wanderte, bis mich hemmte
Des Meeres ferner Strand.

Und nächtens ſchlief ich in Höhlen,
Im Wald ſo wild und graus;
Ich hörte den Löwen brüllen,
Ging er auf Beute aus.

Tags ging ich durch die Wälder,
Früh bis zur Dämmerung;
Die Büſche gaben mir Beeren,
Der Bergquell klaren Trunk.

Einmal, es war ſpät Abend,
Rauſcht's oben irgendwo,
Ein Vogel war's im Baume,
Und liſtig ſprach er ſo:

Du armes fremdes Mädchen,
Gehſt einſam wie im Traum,
Willſt werden meine Schweſter,
Willſt wohnen hier im Baum?

Und willſt meine Schweſter Du werden,
Und wohnen auf dem Aſt,
In meinem Neſt hier oben,
Das uns allbeide faßt? —

Er ſchlug die ſtarken Flügel
Um meinen Leib ſogleich,
Und führte mich zu dem Neſte,
In Laubes gewölbtes Reich.

Da hauſt' ich warm und ſicher,
Lag unter'm Fittig da,
Wo Nachts ich über dem Haupte
Die klaren Sterne ſah.

Es ſpielte der Wind mit dem Neſte,
Und wippt' es bald hoch, bald tief;
Das war die tüchtigſte Wiege,
In der je einer ſchlief.

Mich küßte des Vogels Schnabel,
Mir löſte die Stimme ſich:
Da konnt' ich mit ihm ſprechen,
Und er verſtand auch mich.

Doch ſehnt' ich mich nach der Heimath,
Nach lieber Mutter mein:
Da nahm er mich unter die Flügel,
Flog über Fluß und Hain.

Ich ſah tief unten die Erde,
Wir flogen ſo hoch und hehr,
Wohl über die höchſten Berge,
Wohl über das tiefſte Meer.

Da endlich ſetzt' er mich nieder,
Und flog weit weg von mir.
Ich ſah mich um verwundert,
Und ſeht! — nun bin ich hier!

Mannegrimm.

Iſt die Hiſtorie aus?

Marie.

Ja.

Mannegrimm (zu den Andern).

Könnt Ihr noch daran zweifeln, daß ſie eine Betrügerin iſt?

Martin.

Nicht doch! Das iſt ganz klar.

Thereſe.

Ach du barmherziger Gott! Warum mußte ich dieſen Kummer erleben?

Marie.

O Gott, ſo bin ich denn fremd unter meinen nächſten Anverwandten und landflüchtig in meiner Heimath?

(Heinrich kommt in den Hintergrund.)

Martin (indem er ihn ſieht).

Heinrich, komm doch und ſieh, was hier vorgeht. Kannſt Du errathen, wofür ſich dies Frauenzimmer ausgiebt?

Marie (Heinrich betrachtend).

Heinrich!

Heinrich.

Marie!

(Sie eilen einander in die Arme. Die folgenden drei Strophen müſſen ſehr hurtig recitirt werden.)

Heinrich.
Und mich erkennt Dein Blick?

Marie.
Von fern.

Heinrich.
Und Du, Du kehrſt zurück?

Marie.
Wie gern!

Heinrich.
Du kennſt mich, Liebe, Schöne?

Marie.
Glaub' mir!

Heinrich.
Und haſt nun Sprach' und Töne?

Marie.
Wie Ihr!
Und Du auch dachteſt meiner?

Heinrich.
O ſehr!

Marie.
So ſehr wohl, wie ich Deiner?

Heinrich.
Weit mehr!

Marie.
Von Allen hier verlaſſen —

Heinrich.
Trau' mir!

Marie.
Darf Deine Hand ich faſſen?

Heinrich.
Hier, hier!

Marie.
Ich muß von hinnen gehen
Sofort.

Heinrich.
Nur Liebe kann verſtehen
Dein Wort.

Marie.
Ich flieh'!

Heinrich.
Mit laß mich gehen!

Marie.
Mit mir!

Heinrich.
Durch Wälder!

Marie.

Ueber Seen!

Heinrich.

Mit Dir!

Mannegrimm.

Nun, mit günſtiger Erlaubniß! Daraus kann nichts werden. Es iſt meine Pflicht, ſie hier arretiren zu laſſen.

Heinrich.

Wie? Das wäre!

Mannegrimm.

Sie iſt eine Landſtreicherin, eine loſe Perſon; ſie iſt mit keinem Paß verſehen; ſie kann nicht ſagen, woher ſie kommt. Bald erzählt ſie, daß ſie bei einem Könige und einer Prinzeſſin geweſen iſt, bald daß ſie in einem gemeinen Vogelneſte gelegen hat, im achten oder neunten Stockwerk; ſie macht ſich aus der einen Unwahrheit los, um ſich in die andre zu verwickeln. Sie iſt eine Betrügerin, die ſich für Martin's verlorne Tochter ausgiebt, um auf eine geſetzwidrige Weiſe deſſen Vermögen zu erben. Sie iſt in Martin's und Frau Thereſens Wohnung und in deren Haus geweſen, um zu rauben, und hat bereits dieſes koſtbare Spielzeug entwendet, das ich hiemit aufbewahren will als corpus delicti. (Er nimmt die Puppe auf und ſteckt ſie in die Taſche.) Ihr Ausſehen, ihre Kleidertracht, ſelbſt ihre verwirrten

Ausſagen beweiſen, daß ſie das verlorene Mädchen gekannt haben muß und daß ſie Aufklärung über dieſelbe geben kann. Doch Alles ſoll unter peinlichem Verhör an den Tag kommen. Marſch in's Gefängniß!

Heinrich.

Nicht einen Schritt!

Mannegrimm.

Was ſoll das heißen? Wollt Ihr Euch unterſtehen —

Heinrich (zu Martin und Thereſe).

Seid Ihr denn verblendet? Könnt Ihr nicht ſehen, daß es Marie iſt? Könnt Ihr einen einzigen Augenblick daran zweifeln?

Thereſe.

Heinrich, was ſagſt Du? Darf ich Deinem Worte glauben?

(In dieſem Augenblick hört man Lärm in der Bergwerksgrube. Grimmemann ruft und donnert an der zugeſchloſſenen Fallthür.)

Grimmemann.

Aufgeſchloſſen! Aufgemacht!

Martin.

Was iſt das für eine Stimme?

Grimmemann.

Aufgeſchloſſen! Aufgemacht!

Mannegrimm.

So wahr ich lebe, es iſt ein Menſch, der unten in der Grube ſchreit!

Martin.

Und mir ſcheint es, daß mir die Stimme bekannt iſt.

Grimmemann.

Aufgeſchloſſen! Aufgemacht!

Mannegrimm (rufend).

Geduld! Nun komm' ich. Ich bin es, der den Schlüſſel zur Grube hat. Nun werden wir Neues hören.

(Er nimmt einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnet damit Thür und Gitter, das die Grube umgiebt, geht hinein und ſchließt die Fallthür auf.)

(Grimmemann, mit der Ruthe in den Händen, kriecht heraus und tritt auf. Mannegrimm folgt ihm und ſieht ihn mit Verwunderung an. Grimmemann bleibt ſtehn und reibt die Augen.)

Martin.

Na bei meiner armen Seele! Das iſt er wirklich!

Thereſe.

I du mein gütiger Himmel! Iſt es möglich?

Marie (zu Heinrich).

Nun bin ich gerettet! Er kann bezeugen, daß ich Marie bin.

Grimmemann.

So! Nun bin ich wach! (Er ſieht ſich um.) Wo iſt Heinrich?

Martin.

Heinrich? Hier iſt er.

Grimmemann.

Ich habe ihm eine Tracht Prügel verſprochen, und es iſt Zeit, daß ich mein Wort halte (Er hebt die Ruthe in die Höhe.) Wo iſt er? Wo? ſage ich.

Martin.

Hier ſteht er ja.

Grimmemann

(läuft mit der Ruthe auf Heinrich los, ſteht aber ſtill, als er ihn ſieht).

Was für Dinge? Iſt das Heinrich? (Er tritt zurück.) Aber ich träume wohl noch?

Mannegrimm

(der beſtändig um Grimmemann herumgegangen iſt und ihn betrachtet hat).

Hört! Ich frage Euch, wer ſeid Ihr? Und wie ſeht Ihr aus?

Grimmemann

(der jetzt erſt ein Auge auf Mannegrimm wirft).

Ja, wie ſeht Ihr ſelber aus? Und wer ſeid Ihr?

Mannegrimm.

Wollt Ihr mich vorſtellen? Wollt Ihr mich zum Narren haben?

Grimmemann.

Das frage ich vielmehr Euch, da Ihr mich vorſtellen, und mich zum Narren haben wollt.

Mannegrimm.

Ich bin Pritſchmeiſter und Schulmeiſter.

Grimmemann.

Ihr irrt; ich bin es, der Pritſchmeiſter und Schulmeiſter iſt.

Mannegrimm.

Ihr ſeid des Teufels!

Grimmemann.

Das mögt Ihr ſelbſt ſein. Doch was habt Ihr ſonſt für einen Namen?

Mannegrimm.

Mannegrimm.

Grimmemann.

Ich frage nicht, ob man grimmig iſt; ich frage, wie Ihr heißt?

Mannegrimm.

Und ich antworte Euch: Mannegrimm.

Grimmemann.

Und ich antworte Euch wieder, daß, wenn man

Grimmemann heißt, es ſich nicht ſchickt, ſich ſagen zu laſſen, daß man grimmig iſt.

Mannegrimm.

Wollt Ihr mir einbilden, daß Ihr der vorige Pritſchmeiſter und Schulmeiſter Grimmemann ſeid?

Grimmemann.

Das will ich Euch nicht einbilden, ſondern beweiſen. Hier iſt meine Beſtallung. (Er nimmt ſie aus der Taſche.)

Mannegrimm.

Und hier iſt meine (er zeigt ſie), ſie iſt neuer als die Eurige. Der Poſten iſt mit mir beſetzt nach Eurem Tode.

Grimmemann.

Tolles Zeug! Nach meinem Tode?

Mannegrimm.

Könnt Ihr läugnen, daß Ihr dort in der Grube den Hals gebrochen habt?

Grimmemann.

Wenn ich aber hier vor Euch ſtehe, ſo ſeht Ihr doch wohl, daß ich den Hals nicht gebrochen habe?

Mannegrimm.

Das geht mich nichts an; er iſt gebrochen, und er ſoll gebrochen ſein. Das iſt die einzige Entſchuldigung, die Euch berechtigen konnte, ſieben Jahre lang wegzubleiben.

Grimmemann.

Sieben Jahre! Geht hin und ſchlaft den Rauſch aus!

Mannegrimm.

Ihr mögt ſelbſt betrunken ſein, nach Euren Reden zu urtheilen.

Grimmemann.

Kein Beamteter kann billigerweiſe abgeſetzt werden, wenn er ein Paar Stunden ausgeblieben iſt, um ein Schläſchen zu machen.

Mannegrimm.

Wartet nur erſt, bis Ihr aus dem Schlafe kommt!

Grimmemann.

Ich habe ausgeſchlafen. Ich fordre Reſpect vor meiner Beſtallung; ich will in mein Haus und in mein Amt.

Mannegrimm.

Und ich fordre denſelben Reſpect vor meiner Beſtallung, und weiche nicht, weder vom Hauſe, noch vom Amte.

Grimmemann.

Das will ich Euch lehren. (Er ſchlägt ihn mit der Ruthe.)

Mannegrimm.

Das wollen wir doch ſehen. (Er ſchlägt ihn wieder mit ſeiner Ruthe. Martin und Heinrich bringen ſie auseinander.)

Martin.

Ruhig, ruhig! Die Obrigkeit muß Andern nicht mit einem ſo ſchlechten Exempel vorangehn. (Zu Mannegrimm) Wißt Ihr was? Das iſt wirklich Meiſter Grimmemann, das kann ich beweiſen.

Thereſe.

Und ich auch.

Heinrich.

Ich auch.

Marie.

Ich auch. Guter Meiſter Grimmemann! Nun könnt Ihr mir einen wahren Dienſt erzeigen. Sagt, wer ich bin!

Grimmemann.

Wer Sie iſt? Wie ſollte ich das wiſſen? Darf ich doch nicht einmal das Recht haben, zu wiſſen, wer ich bin.

Marie.

Könnt Ihr denn nicht ſehen, daß ich die kleine Marie bin?

Grimmemann.

Sie iſt denn doch nicht mehr ſo klein.

Marie.

Aber ſo ſprecht doch! Bekräftigt die Wahrheit meiner Worte! Keiner kann das thun, ausgenommen Ihr, da kein Andrer mich geſehen hat.

Grimmemann.

Poſſen!

Marie.

Wir ſind ja an demſelben Orte geweſen.

Grimmemann.

Was meint Sie mit dem Orte?

Marie.

Aber warum wollt Ihr es läugnen? Könnt Ihr Euch nicht erinnern, wie freundlich ich Euch zunickte, als Ihr den kleinen Wagen ziehen mußtet und wie ein Mauleſel ausſahet?

Grimmemann.

Mauleſel? Das iſt ja aber etwas, was ich geträumt habe. Wie kann Sie denn meinen Traum kennen?

Marie.

Herr Gott, wie iſt denn das zugegangen, daß Ihr wieder aus der Grube gekommen ſeid, in welche Ihr hinabgefallen war't?

Grimmemann.

Die verfluchten Berggeiſter brachten mich herauf und ſetzten mich rittlings auf ein Felsſtück dicht unter der Fallthür.

Mannegrimm.

Berggeiſter? Aberglaube!

Grimmemann.

Nein, nein! Ich bin nicht abergläubiſch. Es iſt nur etwas, was zu meinem Traum gehört.

Mannegrimm.

Doch wie, zum Teufel, ſeid Ihr denn heraufgekommen?

Grimmemann.

Ich weiß es nicht. Quält mich nicht mit Euren Fragen!

Marie.

Mein beſter Meiſter Grimmemann! Ihr habt ja doch Augen, damit zu ſehen, und Ohren, damit zu hören! Ihr ſaht mich ja, da ich Euch in der Grube beſuchte; Ihr ſpracht ja mit mir, als Ihr den Wagen hinaufzogt zum Palaſte der Königin.

Grimmemann.

Das war ein Traum; ich ſage, das war ein Traum; das war, mein Seel', ein Traum!

Thereſe.

Was für eine Königin? Was für ein Palaſt?

Marie.

Die Elfenkönigin! Ihr Palaſt ſteht hinter den Bergen dort! Dort ſind wir Beide geweſen, er in dem Berge bei den Gnomen, ich im Garten bei den Elfen. Schon von meiner frühſten Jugend an haben die Elfen mich beſucht, aber Niemand konnte ſie ſehen als ich. Deshalb machten ſie mich ſtumm, damit ich ihr Geheimniß nicht ausplaudern ſollte.

Thereſe.

Großer Gott! Sollte das wahr ſein?

Grimmemann.

Aberglaube!

Mannegrimm.

Dummes Geſchwätz! Das iſt die dritte Lüge, und ſie iſt nicht beſſer als die von der Prinzeſſin und von dem Vogelneſte.

Zerina und Zeretta ſtehen plötzlich hinter Marien. Sie haben den Hut auf dem Kopf, die Reiſetaſche an der Seite, und den Wanderſtab in den Händen. Keiner ſieht ſie außer Marie.

Zerina.

Marie! Dein Eid!

Zeretta.

Du hielteſt ihn nicht!

Zerina.

Thu' nun auf die Sprache wieder Verzicht!

(Sie berührt Mariens Mund mit den Fingern.)

Zerelia.

Nun müſſen wir in's Morgenland gehn — —

Zerina.

Und werden nimmer Dich wiederſehn.

(Sie gehn über die Brücke den Bergpfad hinauf.)

Thereſe.

Mein Gott, was ſoll ich nur denken?

Grimmemann.

Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich eile zu dem Fürſten; er ſoll mir Recht und Gerechtigkeit ſchaffen, und mich wieder in mein Amt einſetzen.

Mannegrimm.

Und ich gleichfalls. Ich werde Euch zuvorkommen und Ihr werdet den Kürzern ziehen.

(Sie halten gegenſeitig einander auf.)

Grimmemann.

Warum haltet Ihr mich auf?

Mannegrimm.

Ja warum haltet Ihr mich auf?

Grimmemann.

Wollt Ihr wohl gleich loslaſſen?

Mannegrimm.

Ja, wenn Ihr mich loslaſſet, will ich Euch auch loslaſſen.

Grimmemann.

Ihr habt jüngere Beine. Mir kann nicht damit gedient ſein, daß Ihr eher als ich zu dem Fürſten kommt.

Mannegrimm.

Ihr habt längere Beine; mir kann eben ſo wenig damit gedient ſein, daß Ihr eher zum Fürſten kommt als ich.

Grimmemann.

Wollt Ihr loslaſſen?

Mannegrimm.

Wollt Ihr ſelber loslaſſen?

(Sie laufen Beide fort, indem ſie einer dem andern vorzukommen ſuchen und ſich mit den Ruthen ſchlagen.)

Thereſe.

Marie; mein Kind, o ſprich die Wahrheit! Ich bitte, ich beſchwöre Dich.

Marie

(ſchüttelt den Kopf).

Thereſe.

Sprich doch, ſprich! Reiße mich aus meinem Zweifel, im Fall Du kannſt.

Marie
(drückt aus, daß ſie ſtumm iſt).

Thereſe.

Wie?

Martin.

Was nun?

Heinrich.

Sie kann nicht ſprechen, ſie iſt ſtumm.

Martin.

Nun geht es zu weit! Es iſt klar, daß ſie eine Betrügerin iſt. Nun glaubt ſie, daß wir ſie für Marie halten werden, nun thut ſie, als ob ſie ſtumm wäre — — — Fort! Komm mir nicht mehr vor die Augen. (Er geht in ſein Haus.)

Thereſe.

Wer Du auch immer ſeiſt, der Himmel vergebe Dir Deine Schuld. (Sie geht Martin nach.)

Heinrich.

Liebes Kind, Du Arme, Zage!
Kehrteſt heim, doch ſonder Hort.
Nicht einmal durch Schmerzenswort
Darfſt Du lindern Deine Klage.
Hör'! Ich ſage:
Zieh' mit mir in fremdes Land,

Deſſen Strand
Glänzt von beſſ'rer Sterne Licht!
Folgſt dem Jugendfreund Du nicht?
Willſt Du? Haſt Du Dich ermannt?

Marie
(drückt ein Ja aus).

Heinrich.
Will dem Mund ſich nicht entwinden,
Was im Herzen ſich verhehlt?
Wenn das Wort der Stimme fehlt,
Ausdruck wird die Lippe finden.

(Er küßt ſie.)

Laß verbinden
Dieſen Kuß nun Dich und mich!
Und wie ſich
Deine Lippen mir gewähren,
Mag ich leicht das Wort entbehren,
Das mir ſagt:

Marie.
Ich liebe Dich!

Coronata, Elfen, Feen und Berggeiſter ſtehen plötzlich auf der Bühne, alle mit Hüten, Reiſetaſchen und Wanderſtäben. Alles zeigt ſich in einer fremden, traumartigen Beleuchtung.

Heinrich (zu Marie).
Du redeſt?

Marie.

Ja.

Coronata.

Es weicht die Zauberei.
Du, Jüngling, haſt bezwungen meine Macht!
Einſt in dem Walde, nahe war die Nacht,
Schwebt' ich an Dir vorbei;
Du ſchliefſt in Thales Grund.
Mit flücht'gem Kuß berührt' ich Deinen Mund;
So wurde Deinen Lippen
Die Macht, zu überwinden
Die mein', und meinen Herrſcherſtab zu binden.
Darum zur ſelben Stunde,
Wo Du berührteſt liebend mit dem Munde
Mariens Mund, den ſtrafend ich gebunden,
War auch der Strafe Zaubermacht verſchwunden. —
Lebt wohl! Nun wiſſet Ihr,
Wo wir gewohnt, und fort nun müſſen wir;
Jedoch mit Haß nicht ziehen wir von hier,
Weil mich zu freundlichem Verzeihen bringt
Der Talisman, der meine Macht bezwingt.
Nie zieh' ich ab von Euch die Hand.
Der Ort, den ich umfriedigt, ſoll nicht welken;
Ich ſend' Euch Boten einmal jedes Jahr,
Zu ſchützen Euch vor jeglicher Gefahr;
Zugvögelchen, die ſchnellen,
Sie ſoll'n bewahren Land und Luft und Quellen.

(Zu ihrem Gefolge)
Hinweg, mein Volk, zum fremden Strand!
Zum neuen Blumenreiche fliege,
Hinweg zur Phantaſieenwiege,
Zum Morgenland!

(Sie entfernt ſich mit ihrem Gefolge über die Brücke, und man ſieht ſie auf dem Bergpfade erſcheinen, wo ſie ſich nach einem anderen höheren Pfade hinziehen, der in der entgegengeſetzten Richtung von dem gewöhnlichen läuft, und auf welchem ſie ſich zwiſchen den Bergen verlieren. Erſt nachdem ſie alle die Bühne verlaſſen haben, kehrt die gewöhnliche Beleuchtung zurück, und nur im Hintergrunde ſieht man noch die fremdartige.)

Chor von Feen und Berggeiſtern
(während der Zug ſich entfernt).
Hinweg, hinweg zum fernen Strand!
Zum neuen Blumenreiche fliege,
Hinweg zur Phantaſieenwiege,
Zum Morgenland!

Marie.
Der Zauber, Heinrich, iſt beſiegt durch Dich.

Heinrich.
Durch eine höh're Macht iſt er gebrochen.

Marie.
Errettet hat ja Deine Liebe mich.

Heinrich.
Die Liebe? Ja, da haſt Du wahr geſprochen.

Johann und alle Landleute kommen eilig auf die Bühne. Martin und Thereſe treten aus ihrem Hauſe.

Alle Landleute.

Was war das? Was war das?

Johann.

Was für wunderbare Töne?

Martin.

So habt Ihr es auch gehört? Iſt das nicht ſonderbar? Was ſoll man glauben und denken?

Thereſe.

Es klang wie ein ferner Geſang, als ob die ganze Luft in einer zitternden Bewegung wäre.

Martin.

Wir fielen Beide wie in einen Schlummer, und als wir erwachten, war es, als ob Alles vor uns in einem andern Lichte ſtände als zuvor.

Thereſe (Marien ſehend).

Marie, meine Tochter! (Umarmt ſie.)

Martin (gleichfalls).

Marie! Ja wahrhaftig! Nun kenn' ich ſie!

(Er umarmt ſie.)

Thereſe.

Wie konnte ich ſo verblendet ſein! Da iſt ja das kleine Maal, das ſie unter dem Kinn hat, wie eine Erdbeere! O laß mich das liebe Zeichen küſſen, und Dich um Verzeihung bitten, daß ich es nicht eher geſehen habe!

Märtin.

Das iſt ja auch wahr. Danach hatte ich ganz vergeſſen zu ſehen.

Marie.

Seht Ihr nun, daß Ihr mir Unrecht thatet?

Johann.

So iſt das wirklich Eure Tochter?

Thereſe.

So wahr, als ich ich bin.

Landvolk.

Hurra, hurra!

Chor des Landvolks.

Hurtig zurück zu des Feſtes Glanz!
Sorge, ſie flieht, wenn uns rufet der Tanz.

Chor von Feen und Berggeiſtern
(vom Bergpfade).

Hinweg zur Phantaſieenwiege,
Zum Morgenland!

Landvolk.

Still!
Wie es wallt!
Wie es ſchallt!
Wie es hallt! — — —
Hurtig zurück zu des Feſtes Glanz!
Sorge, ſie flieht, wenn uns rufet der Tanz!

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Dramatiſche Schriften

von

J. L. Heiberg.

Ausgewählte

Dramatiſche Schriften

von

J. L. Heiberg.

Aus dem Däniſchen

von

Prof. Dr. K. L. Kannegießer.

Zweiter Theil.

Fata Morgana.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1844.

Vorerinnerung.

Ungeachtet der Gegenſtand dieſes Schauſpiels des Dichters eigne Erfindung iſt, hat er ihn doch an den arioſtiſchen Sagenkreis angeknüpft.

Arioſto ſagt, gleich in den erſten Verſen ſeines Orlando furioso, indem er dem Hippolyt von Eſte ſein Gedicht zueignet, daß er die berühmten Vorfahren ſchildern will, von welchen ſein angeſehenes Fürſtenhaus abſtammt. Dieſe ſind der Held Ruggiero und die Heldin Bradamante, die Hauptperſonen des arioſtiſchen Gedichts. Die Fee Alcina verliebt ſich in Ruggiero, den ſie (im 6. Geſang) in ihren Zauberpalaſt lockt, wo er ſich einem ſybaritiſchen Leben ergiebt, bis er, auf's Neue der Stimme der Ehre folgend, ſie verläßt und auf neue Ritterthaten auszieht. In einer Erſcheinung, welche die Zauberin Meliſſa für Bradamante (im 3. Geſang) heraufbeſchwört, zeigt ſie ihr Ruggiero's und ihre künftigen Abkömmlinge in ununterbrochener Linie bis auf Alſons und Hippolyt von Eſte, welche des Dichters Zeitgenoſſen waren. In dieſer Reihe wird Albertazzo genannt, welcher den Berengarius von dem angemaßten lombardiſchen Thron verjagen half, und eine Tochter Kaiſer Otto des Erſten, mit Namen Alda, zur Gemahlin erhielt. — Eine von Alcina's Schweſtern iſt Fata (d. h. Fee) Morgana (welche im Gedichte jedoch nur eine Nebenrolle ſpielt, und weiter nichts andeutet, als daß die mit ihrem Namen bezeichneten Lufterſcheinungen ſchon damals ihr zugeſchrieben wurden).

Auf dieſer Grundlage iſt das vorliegende Schauſpiel gebaut. Ein Kenner des berühmten arioſtiſchen Gedichts wird außerdem andre nur obenhin benutzte Züge bemerken.

Fata Morgana.

Dramatiſches Mährchen

in fünf Acten.

Perſonen.

Fata Morgana, Feenkönigin.

Fata Alcina, ihre Schweſter.

Dioniſio, Herzog von Palermo.

Prinzeſſin Margarita, ſeine Tochter.

Arlecchino, Intendant der Kunſtinſtitute Palermo's.

Pierrot, Präſident der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften daſelbſt.

Alonzo, Graf von Syrakus.

Lotario, Hofmann im Gefolge des Grafen Alonzo.

Bartolomeo, Korallenfiſcher in Trapani.

Olivia, ſeine Gattin.

Cletaldo, ihr Sohn.

Eine Fee im zweiten Act.

Zwei Sylphen im dritten Act.

Ein Sylphe im vierten Act.

Drei bewaffnete Männer.

Sylphen, Feen, Fiſcher mit ihren Frauen, Hofleute, Soldaten, Volk.

Die Handlung geht in Sicilien vor.

Erſter Act.

Ein Fiſcherdorf bei Trapani.

Im Hintergrunde Meer und weiter Horizont. Auf der einen Seite im Hintergrunde ſieht man Bartolomeo's Hütte.

Erſte Scene.

Gewitter; es ſtürmt, donnert und blitzt. Fiſcherfrauen ſind verſammelt und ſehen mit Angſt über das Strandufer hinaus. Olivia und Clotaldo miſchen ſich unter ſie.

Chor der Frauen.

Weh, wie es blitzet, donnert und brauſet!
Himmel und Erde zittert und grauſet,
Finſter iſt Land und iſt Waſſer umher!
Fern in dem Meer
Treiben die Fiſcher, die Boote zerſchellen
Dort an dem Riff, das die Wogen umſchwellen.
Wen ſie ergriffen, die Stürm' in den Wellen,
Sterben muß er.

(Bei dem Schluſſe des Chors hat ſich das Gewitter gelegt, und der Himmel fängt an, ſich aufzuklären.)

Einige.

Doch fühlt der Sturm die Flügel ſchon gebunden,
Des Donners Zorn ermattet offenbar,
Die Luft wird heiter ſchon, der Himmel klar.
Heil, die Gefahr, ſie iſt verſchwunden.

(Der Himmel iſt jetzt ganz klar. Die Lufterſcheinung einer großen Stadt zeigt ſich plötzlich am Himmel, hoch über dem Horizont.)

Eine Frau (erſchrocken).

Fata Morgana!

Eine Andre (ebenſo).

Fata Morgana!

Eine Dritte (ebenſo).

Fata Morgana!

Alle (mit Schrecken).

Fata Morgana!
Am Himmelsbogen
Droht ein Geſicht.
Sturm, Blitz und Wogen
Sind ſchlimmer nicht.

(Sie knien.)

Die Du, o Hehre,
Viel ſtärker biſt,
Madonna, wehre
Der Zauberliſt!

Schenk' uns Erbarmen
In unſrer Noth,
Errett' uns Armen
Von ſchnödem Tod.

(Sie ſtehen auf.)

Olivia.

O welch ein Unglück! Fata Morgana baut ihre Luftſchlöſſer! Was iſt das für eine Stadt, die ſie uns zeigt?

Clotaldo

(der lange dageſtanden hat in ſchweigender Betrachtung der Lufterſcheinung).

Es iſt Palermo.

Olivia.

Palermo! Ja zuverläſſig!

Mehrere Frauen.

Ja, es iſt Palermo.

Olivia.

Palermo, das mehr als zwölf Meilen von hier iſt!

Clotaldo.

Die Entfernung iſt nur geringe für Fata Morgana.

Olivia.

Das iſt wahr; ſie zeigt uns bisweilen die afrikaniſche Küſte.

Clotaldo.

Und Städte, die ſo weit von hier ſind, daß Niemand ſie geſehen hat, oder ſie zu nennen weiß.

Olivia.

Die unglücklichen Fiſcher, denen dieſe neue Gefahr droht, wenn dies Blendwerk ſie betrügt, wenn ſie einen falſchen Weg einſchlagen und ihr Leben zuſetzen an den gefährlichen Korallenbänken!

Clotaldo.

O liebe Mutter, hier in Sicilien ſind ſolche Lufterſcheinungen ja ſo gewöhnlich; unſre Fiſcher ſind ſo daran gewöhnt, und laſſen ſich nicht leicht davon täuſchen.

Olivia.

Ueber die böſe Fee, die ihre Freude daran hat, die armen Menſchen in's Unglück zu führen!

Clotaldo.

Nein, Mutter, ſie iſt nicht böſe; ſie will im Gegentheil die Menſchen erfreuen durch die bezaubernden, himmliſchen Erſcheinungen, welche ſie vor ihre irdiſchen Augen heraufbeſchwört.

Olivia.

Es ſteht Dir wohl an, ſo zu ſprechen, Dir, der Du hier ruhig und gemächlich am Meeresufer ſtehſt und des Himmels Zorn betrachteſt, während Dein armer Vater ſich demſelben ausſetzt und vielleicht ſeinen Tod in den Wellen findet!

Clotaldo.

Werde nicht böſe, liebe Mutter! Niemand kann Alles thun; der Himmel hat Jedem verſchiedene Gaben zugetheilt, und mich hat er nicht zum Korallenfiſcher beſtimmt.

Olivia.

Ich möchte aber wiſſen, wozu er Dich beſtimmt hat, da Du Dich ſchämſt, Deines Vaters ehrliches Gewerbe zu ergreifen.

Clotaldo.

Ich hole nicht aus tiefem Meer
Die glänzende Koralle;
Nicht aus dem Bergſchacht bring' ich her
Die funkelnden Kryſtalle;
Mit ungewohnter Hand mag ich
Nicht Diomanten ſchleifen;
Nicht zur Levante waget ſich
Mein banges Schiff zu ſchweifen.

Ich habe weder Spieß noch Schild,
Noch auch den Pflug erküret;
Doch wohnt in meiner Bruſt als Bild,
Was in der Welt ſich rühret.
Wie luſt'ge Schlöſſer aufgeſtellt
Die Fee auf Himmels Auen,
So iſt ein klares Bild der Welt
In meiner Bruſt zu ſchauen.

Sie faſſen feſten Fuß dort nie,
Wo Mond und Sonne thronen,
Bald zieht hinab die Schwere ſie

Zu tiefen Regionen.
Doch hat auf leichtem Wolkenreih'n
Das Bild ſich abgedrücket;
O gönne mir den Zauberſchein,
Der meinen Himmel ſchmücket!

Olivia.

Bilder, und nichts als Bilder! Das kann gut g nug ſein zur Beluſtigung für Kinder; aber für erwac ſene, vernünftige Leute muß die Sache ſelbſt wichtig ſein als ihr Bild. Was iſt ein Bild? Nur Betru Und was iſt Morgana's Lufterſcheinung? Auch n Betrug. Aber Du biſt ein Schwärmer, ein Träum geworden, der den Schein für die Wirklichkeit nimm Das kommt daher, daß Du, ſtatt Deines Vaters Han thierung zu lernen, nach der Provence zogſt an den H des Grafen Raimund in Toulouſe, wo Du Troubadou wurdeſt. Und was kann das helfen? Ja, wenn D Fürſt, wenn Du Graf oder Baron wärſt, oder wenigſtens Rittersmann! Aber eines armen Korallenfiſcher Sohn, der Troubadour iſt, das iſt gegen die Ordnun der Natur und das führt zu Nichts.

Elotaldo.

Ich folgte meinem Berufe; eine unwiderſtehliche innere Stimme — — —

Olivia.

Ja ſo ſagt man immer, aber die Folge wird Dei nen Irrthum hinreichend beweiſen. (Sie geht in den Hintergrund zu den andern Frauen.)

Clotaldo.

Fata Morgana, biſt Du nur Betrug?
Iſt meine innre Bilderwelt nichts Andres?
Doch giebt es nicht Betrug auch, den man ſchön nennt,
Und iſt die Schönheit ſelbſt nicht ein Betrug?
Und iſt ein ſolcher beſſer nicht als das,
Was Wahrheit die bethörte Welt benennt?
O wer nichts als das Wirkliche ergreift,
Der wird betrogen von dem falſchen Schein.
Das Ewige, das iſt das ſchöne Bild,
Das Fleiſch und Blut nicht hat, noch Mark und Bein.
Der trägen Welt beflügelter Gedank' iſt
Das klare Luftbild dunkler Wirklichkeit.

(Den Himmel betrachtend)

O ſchönes Bild hoch an des Himmels Wölbung!
Mein Herz bezauberſt Du, ſowie mein Auge!
Palermo ſeh' ich! Da iſt's, wo ſie wohnt,
Den Herzogsthron mit ihrem Vater theilend!
O Margarita, Du, der Mädchen Perle,
Die ich geſchaut in der Provence Thälern!
Du, auch ein Luftbild, glänzend, — ſchnellverſchwindend!
Mit Dir erſchienen alle Nachtigallen!
Du flohſt, und alle Haine ſtanden leer.
Nicht durft' ich Red' und Wort zu Dir erheben,
Geſang nur ließ ich von der Lippe ſchweben:

(Mit leiſer Stimme)
Sommer läßt ſich ſchauen,
Stimmt die Harfe rein,
Streut auf Thal und Auen
Blumen, groß und klein.
O die ſchönſte kenn' ich,
Laßt ſie grüßen mich!
Dich, o Jungfrau, nenn' ich,
Margarita; Dich!

Chor von Fiſchern (hinter der Scene).
Still iſt's jetzt!
Unverletzt
Sind wir all' geblieben.

Olivia und die andern Frauen.
Da ſind ſie! Da ſind ſie!
(Sie eilen alle nach der Seite hinaus, von wo der Geſang kam. Clotaldo folgt ihnen.)

Fiſcher (hinter der Scene).
Was wir ſahn,
Von der Bahn
Hat's uns nicht vertrieben.

Zweite Scene.

Bartolomeo und die andern Fiſcher treten auf, begleitet von **Olivia**, den andern Frauen und **Clotaldo**.

Chor der Fiſcher.

Trug hat uns die Fee geſendet,
Doch wir preiſen unſer Glück;
Denn wir ziehen heimgewendet
Nun zu Weib und Kind zurück.

Fiſcher und Frauen.

Trug hat uns die Fee geſendet,
Doch wir preiſen unſer Glück;
Denn wir ziehen heimgewendet
Nun zu Weib und Kind zurück.

(Die Fiſcher verlaſſen Arm in Arm mit ihren Frauen die Bühne. Während des Chors fängt die Lufterſcheinung an zu verſchwinden, und verſchwindet während der folgenden Scene völlig.)

Dritte Scene.

Bartolomeo. Olivia. Clotaldo.

Bartolomeo.

Nun ſeht! Da habt Ihr mich wieder. Für diesmal ging es gut. Weder das Gewitter noch Morgana's falſche Meeresſtille haben mir ein Haar gekrümmt.

Olivia.

Der Himmel ſei gelobt! Aber wir haben auch die Madonna recht für Euch angerufen.

Bartolomeo.

Das war wohlgethan; das hat geholfen. — Aber was fehlt Dir, Clotaldo? Du ſiehſt ja ganz verzagt aus.

Clotaldo.

Das bin ich auch; ich bin mißvergnügt — — —

Bartolomeo.

Mißvergnügt? Und worüber?

Clotaldo.

Ueber mich ſelbſt. Eben erſt ſchalt mich meine Mutter, und was noch ſchlimmer iſt, ich fühle, daß ſie Recht hat.

Bartolomeo.

Ja ſo! Und weßhalb ſchalt ſie denn?

Olivia.

O nein! Ich ſchalt nicht; ich erinnerte ihn nur an ſein müßiges Leben.

Clotaldo.

Und mit Grund. Ich ſchäme mich, daß ich zu keinem feſten Entſchluß kommen kann. Ihr, mein Vater, müßt Tag und Nacht Euch abarbeiten, Euch Gefahren und Beſchwerden ausſetzen, um für meine Mutter und mich Brod zu verdienen. Und ich, ich lege die Hände in den Schooß, lebe in meinen ſtillen Träumen, und habe bisher meinen Platz in der Welt nicht finden können.

Bartolomeo.

Du wirſt ihn ſchon finden, Clotaldo! Von Dir hab' ich mir immer gute Hoffnung gemacht, gleich von Deiner erſten Kindheit an. Es ahnt mir, daß Du einmal etwas Großes wirſt, und Deinen alten Aeltern Glück bringſt.

Clotaldo.

Möchte Eure Ahnung Euch nicht täuſchen!

Bartolomeo.

Das hat keine Noth. Aber die Wege in der Welt ſind ſo mannigfaltig; es bedarf Zeit, um den rechten zu finden. Wer weiß? Vielleicht findeſt Du Deinen Platz bei Hofe.

Clotaldo.

Bei Hofe? Wie ſo?

Bartolomeo.

Ei nun, Du biſt ja Troubadour, und ein Troubadour iſt beinahe ein Edelmann, ein Ritter. Wenn Du Deine kleine goldne Harfe auf der Schulter trägſt, ſiehſt Du ja ganz adlig aus; es fehlt Dir nur das Ritterſchwert an der Seite.

Olivia.

Ja, das iſt wahr, er ſieht hübſch aus, beſonders mit der Harfe auf der Schulter.

Clotaldo.

Aber das, was mir fehlt, das Ritterſchwert, woher ſoll ich das bekommen?

Bartolomeo.

Ei nun, dazu kann auch wohl einmal Gelegenheit ſich finden. — — O hör', ich bin heute ſo vergnügt, wie ich lange nicht geweſen bin. Ich habe einen Plan zu unſerm gemeinſchaftlichen Glück; es betrifft Dich, Clotaldo.

Clotaldo.

Nun?

Olivia.

Laß hören!

Bartolomeo

(indem er einen unter ſeinen Kleidungsſtücken verborgenen Beutel hervorſucht).

Ich habe heute einen Fang gemacht, einen ſo ausgezeichneten, ſo ſeltnen Fang, wie ihn mir das Meer nie zuvor beſchert hat. Hier ſind die reichſten, die ſchönſten Korallen, die jemals auf unſrer Küſte gefiſcht ſind; ſie ſind von großem Werth; aber grade deßwegen will ich ſie nicht verkaufen. Ich habe einen beſſern Plan damit. (Er verbirgt den Beutel unter ſeinen Kleidern.) Ihr ſollt ſie nachher zu ſehen bekommen, wenn wir in der Hütte ſind; ich habe ſie vor den andern Fiſchern geheim gehalten, um ihre Mißgunſt nicht zu erregen.

Olivia.

Aber was iſt denn Deine Meinung?

Bartolomeo.

Nun, Ihr ſollt hören. Wir legen die Korallen in ein hübſches Käſtchen von Palmenholz, und Clotaldo geht damit nach Palermo.

Clotaldo.

Nach Palermo!

Bartolomeo.

Ja, nach Palermo. Du gehſt zum herzoglichen Palaſt hinauf — —

Olivia.

Zum herzoglichen Palaſt!

Bartolomeo.

Ja gewiß, ohne Weiteres. Du verlangſt, bei der Prinzeſſin vorgelaſſen zu werden.

Clotaldo.

Bei der Prinzeſſin!

Bartolomeo.

Ja, iſt das ſo wunderlich? Du kennſt ſie ja von Touloufe, wo ſie zum Beſuch war mit ihrem Vater, dem Herzog Dioniſio, zu derſelben Zeit, als Du Dich bei dem Grafen Raimund aufhielteſt.

Clotaldo.

O nein, mein Vater, ich kenne ſie nicht.

Bartolomeo.

Wie ſo?

Clotaldo.

Oder richtiger geſagt, ſie kennt mich nicht. Ich habe ſie am Hofe des Grafen Raimund geſehen, ich habe ihre Schönheit bewundert, ich habe es ſogar gewagt, ſie zu beſingen; aber ich habe nie mit ihr geſprochen. Unbemerkt ſtand ich hinter dem bunten Schwarm von Fürſten und Rittern, welcher ſie umgab. Wie hätte ich in meiner demüthigen Stellung es wohl vermocht, mich durch ihre glänzende Umgebung zu drängen? Nur wenn Aller Harfen zu ihrem Preiſe erklangen, wenn die Bewunderung, welche ſie erregte, alle Stimmen vereinigte, wagte auch ich meine Töne in den allgemeinen Chor zu miſchen.

Bartolomeo.

Nun wohl, ſo mußt Du ſie daran erinnern.

Olivia.

Ja, Bartolomeo hat Recht, ſein Plan iſt prächtig; denn nicht wahr, habe ich recht gemuthmaßt? Die Korallen ſind ein Geſchenk für Prinzeſſin Margarita?

Bartolomeo.

Verſteht ſich, ein Brautgeſchenk.

Clotaldo.

Wie? Brautgeſchenk?

Bartolomeo.

Ja gewiß, bei Gelegenheit ihrer bevorſtehenden Hochzeit mit Graf Alonzo.

Clotaldo.

Der Graf von Syrakus? Ich habe wohl davon erzählen hören, aber ich habe es nicht recht glauben können. Wie kann ein Lehnsmann des Herzogs von Palermo —

Bartolomeo.

Er iſt nicht Lehnsmann. Der Graf iſt ein unabhängiger Fürſt, dem Herzog nur ſteuerpflichtig.

Clotaldo.

Aber der Graf iſt bekannt wegen ſeiner Ehrbegierde; er hat keine andre Leidenſchaft. Wird er einen Schatz wie Margarita zu würdigen wiſſen? Wird er ſich ihrer Liebe werth machen?

Bartolomeo.

Was weiß ich das? Und was geht Dich das an? Du kannſt ſie doch nicht bekommen.

Clotaldo.

Ach nein!

Olivia.

Er ſeufzt ordentlich dabei.

Bartolomeo.

Der Diener will hoch hinaus, das kann ich wohl leiden, aber, verſteht ſich, Alles mit Maß.

Clotaldo.

Aber nicht Jeder ſeufzt über das Loos der ſchönen, der liebenswürdigen Prinzeſſin.

Bartolomeo.

Wie ſo? Sie wird ja vermählt.

Clotaldo.

Aber mit einem Unwürdigen, der ſein Glück nicht zu ſchätzen weiß. Durch Margarita's Hand will er ſich den Weg bahnen zu dem Herzogsthrone von Palermo, und hierdurch zur Oberherrſchaft über ganz Sicilien.

Bartolomeo.

Miſche Dich darein nicht, mein Sohn, ſondern beſchränke Dich darauf, meinen Auftrag auszurichten. Geh zur Prinzeſſin, überliefere ihr das Käſtchen mit Korallen, und ſage, es ſei ein demüthiges Brautgeſchenk von dem alten Korallenfiſcher Bartolomeo in Trapani. Sie wird Dich hinreichend dafür belohnen, und vielleicht machen wir unſer Glück damit.

Clotaldo.

Ihr glaubt alſo, mein Vater — —

Bartolomeo.

Ich glaube, ja ich glaube gewiß — — — daß Du Dich nach meinem Willen zu richten haſt.

Olivia.

Ja gewiß, darüber kann es nicht zwei Meinungen geben. Macht es Dir kein Vergnügen, die Prinzeſſin wiederzuſehen und Dich mit ihr zu unterhalten?

Clotaldo.

O unbeſchreiblich! Aber dies Glück iſt ſo groß, daß ich beinahe — davor zurückbebe.

Bartolomeo.

Laß das Herz nicht ſinken und faſſe Muth. Und höre, Clotaldo! Du ſagteſt nur ſo eben ſelbſt, daß Du Dich Deiner Unthätigkeit ſchämteſt; wohlan, jetzt haſt Du Gelegenheit Dich anzubringen. Ich habe die Korallen gefiſcht, Du ſollſt ſie der Prinzeſſin bringen; zu dem Erſteren taugſt Du nicht, zu dem Letzteren tauge ich nicht. Komm, Frau, und laß uns unſern kleinen Schatz einpacken. (Er geht mit Olivia in ſeine Hütte.)

Vierte Scene.

Clotaldo allein.

Fata Morgana, Du biſt kein Betrug.
Dein Luftbild zeigte mir Palermo's Thürme.
Nun werd' ich ſehn ſie auf dem Grund der Erde.
Dein Luftbild hieß mich an ein Mädchen denken,
Das mir ſo unerreichbar wie das Schloß war,
Das Du auf goldnem Wolkenſaume baueſt,
Und jetzt, o jetzt werd' ich ſie nahe ſchau'n,
Mit ihr dieſelbe Luft einathmen, ja

Mein Wort ſoll mit dem ihren ſich vermiſchen! —
O Poeſie, die Zunge löſe mir!
Hell' auf den Blick mir, laß zu Füßen ihr
Ausſingen mich die ganze Seele beld!
Auf, daß die Harf' ich um die Schulter hänge!
Der Würfel liegt, des Glückes Rad, es rollt,
Und Du beſchirme mich, Gott der Geſänge!
(Er geht in die Hütte.)

Zweiter Act.

Alcina's Zauberinſel.

Im Hintergrunde ein Hain von verſchiedenartigen Bäumen, durch welche die Meeresfluth ſchimmert.

Erſte Scene.

Feen von Alcina's Gefolge ſtehen in einer Gruppe aufgeſtellt zu ihrem Empfange. Alcina tritt bald nachher von der Seite auf.

Eine Fee (zu dem Gefolge).

Alcina kommt!

(Alcina tritt auf.)

Feen.

Heil, hohe Königin!

Alcina.

Geht zu des Meeres Rand und gebet Acht!
Morgana will, ihr wißt es, mich beſuchen;
Sie kommt die Fluth entlang in einem Boot.
Jedoch es krümmt und ſchlängelt ſich die Fluth,
Und hohe Bäume kränzen rings das Ufer,

Mit ſchrägem Wuchſe ſtrecken ſie die Zweige
Hin über's Waſſer, ſpiegeln ſich darin,
Und bilden dort ein umgekehrtes Laubdach,
Doch bergend unſerm Blick die Bahn des Waſſers.
Ihr ſeht Morgana drum nicht, bis ſie landet;
Doch wenn Ihr ihre Sylphen ſingen hört,
So wißt Ihr, daß ſie naht. Erwiedert dann
Mit Eurem Chor den Sang, den Ihr vernehmt,
Daß meine Schweſter daran merkt, ſie werde
Von uns erwartet und ſie ſei gemeldet.

(Das Gefolge geht in den Hintergrund.)

Alcina.

Ihr ſchattenreichen Bäume,
Daß mich erquickten eure Schattenräume!
Daß ich doch könnte wandern
So ruhig wie die Andern!
Die kalten, leeren Herzen,
Sie fühlen nicht der Liebe bittre Schmerzen.
Der Bäume jeder flüſtert
Ein Wort mir zu, ſobald der Abend düſtert,
Das ich ſo gern vergäße,
Wenn nicht geheimen Laut der Wald beſäße.
Fee bin ich, ſinke ſterbend nicht zuſammen;
Ein Gut, das mir entzogen,
Sinkt nicht in Lethe's Fluthen,
In Fegefeuers Flammen;
Erinn'rung muß begleiten

Mich, da ich ewig leb', auf ew'ge Zeiten.
Mein Herz litt Schmerz und Qualen
Von manchem Erdenſohne,
Für Lieb' empfängt Untreue man zum Lohne.
Ach, wohl zu hundert Malen
Hofft' ich, ſie würde dauern,
Und hatte Trug und Leichtſinn zu betrauern.
Da ward mein Zorn erreget,
Ich brauchte Zaubermächte,
Womit an denen, die ich warm geheget,
Und die die Treue brachen, ich mich rächte.
Verzaubert ſind in Bäum' hier ſie im Haine,
Stehn mit der Pflanzenwelt nun im Vereine,
Und müſſen Wurzel faſſen
Zur Strafe, daß ſie flüchtig mich verlaſſen.
Ein Einziger von Allen
Steht nicht als Baum in dieſen Laubeshallen.
An ihm, dem ſtolzen Krieger,
Ruggiero, ward allein ich nicht zum Sieger.
Du löſteſt die Umſchlingung meiner Arme,
Und ließeſt mich zurück mit meinem Harme.
Beim Kampftrompetenklange
Griffſt Du nach Speer und Schwert mit Mannesdrange,
Zu Ritterthaten eilend;
Indeß in Thränen weilend
Ich nicht als Baum Dich bannte,
Nein, bei Dir ſah die Heldin Bradamante.

Sie ward Dein Weib! Nun flohen hundert Jahre,
Seit Dich und Bradamante trug die Bahre,
Doch ſchweigt nicht meine Rache;
Zur Rachebeute mache
Dein ganz Geſchlecht ich. Jeglicher ſoll fühlen,
Daß keine Zeit Alcina's Zorn kann kühlen.

Chor von Morgana's Sylphen
(hinter der Scene).

Wir wiegen, von Zweigen
Umwölbt, uns wohl ab und wohl auf!

Chor von Alcina's Feen
(im Hintergrunde auf der Scene).

Sie ſingen, wir ſchweigen!
Nun kommt er, der luſtige Hauf'.
(Alcina geht in den Hintergrund zu ihrem Gefolge.)

Sylphen (hinter der Scene).

Voran muß uns eilen
Der Vogel da droben ſo hehr,
Und freu'n ſich und wellen
Und plätſchern im wogenden Meer.

Feen.

Willkommen den Düften
Der Blumen, der bunten, am Strand!
Willkommen aus Lüften
Alcina's bezaubertem Land!

Sylphen (hinter der Scene).

Wir hören die Lieder.

Feen.

Antwortet darauf!

Sylphen (hinter der Scene).

Auf wiegt ſich und nieder
Nach dorten der Hauf'.

(Morgana, begleitet von ihren Sylphen, kommt in einem Boote ruhend auf dem Waſſer an und landet im Hintergrunde.)

Zweite Scene.

Die Vorigen. Morgana und die Sylphen auf dem Lande; ſie treten alle in den Vordergrund.

Sylphen.

Wir kommen —

Feen.

Willkommen —

Beide Chöre.

Den Düften
Der Blumen, der bunten, am Strand!

Sylphen.

Wir kommen —

Feen.

Willkommen —

Beide Chöre.

Aus Lüſten
Alcina's bezaubertem Land!

(Alcina und Morgana haben ſich indeſſen begrüßt.)

Alcina (zu Morgana).

Nicht wahr, wir ſprechen wohl allein zuſammen?

Morgana.

Wie Dir's gefällt.

Alcina (zu den Feen und Sylphen).

Geht auf die Wieſe dort,
Und ſpielt da miteinander, bis wir rufen.

(Feen und Sylphen entfernen ſich.)

Dritte Scene.

Alcina. Morgana.

Alcina.

Dank, Schweſter, Dank Dir, daß Du mich beſuchſt!

Morgana.

Ich weiß ja, daß Du nicht zu ſetzen wagſt
Den Fuß in meinen luftigen Palaſt.

Alcina.

Mein Zauber hat nur auf der Erde Macht,
Jedoch auf Deinen leichten Wolken nicht,
Wo ſelbſt Alcina's Fuß nicht Boden findet.

Morgana.

Doch ich, die ſonſt in luft'gen Schlöſſern wohnt,
Darf dreiſt den Fuß auf Deine Inſel ſetzen.
Hier bin ich. Sprich! — Doch deſſen braucht es nicht,
Ich kann errathen, was Du auf dem Herzen haſt.

Alcina.

Du biſt auf rechtem Weg. Den Abkömmlingen
Ruggiero's ſchwur ich ew'gen Haß.

Morgana.

Wie ich,
Der's klar iſt, meinen Zauber werde einer
Des Stammes einſt vernichten.

Alcina.

Mir wird ſchwindlig,
Denk' ich, daß einſt ein Enkel des Verräthers
Einen erhabnen Thron beſteigen ſoll,
Und Glanz und Ehre finden vor den andern
Fürſtlichen Stämmen Welſchlands insgeſammt.
So weiſſagt doch des Schickſals dunkles Buch.
Ich blickt' in meine zauberiſchen Karten
Nicht ein-, nein hundertmal, und jedesmal
Sah ich in Flammenſchrift den Namen Eſte.
Doch wenn mein Blick mit fortgeſetztem Spähn
Das Zeichen einer großen That entdeckte,
Ward trüb die Schrift, und ich verſtand ſie nicht.
Welch eine That denn iſt's, die ich nicht faſſe?
Giebt's etwas Großes außer Waffenglanz?

Sind es nicht Ritterthaten, die die Welt ſchätzt,
Und giebt's bei einem Ehrenkranz wohl Frieden?

Morgana.

Unmöglich! Friede hat zwei Mittel nur,
Den ruhigen gemächlichen Genuß
Und Quälerei um's liebe Brod tagtäglich;
Doch keins verſchafft von beiden Ehrenkränze.
Der Lorbeer wächſt nur auf dem Feld des Kampfes.
Was Frieden wirken kann, iſt nicht die That,
Die That iſt von heroiſcher Natur.
Doch jedes Streben dieſer Erdenkinder,
Sei's, was es woll', es iſt ein Blendwerk nur,
So flüchtig, wie das flüchtigſte der Bilder
Am klaren Himmelsſpiegel, die ich zaubre.
Phantom nur iſt die ritterliche Ehre,
Phantom iſt der gemächliche Genuß,
Phantom iſt des Erwerbens Quälerei;
Bald fliegt der Menſch auf Adlersfittigen
Zum Heer der Stern', und glaubt ſie zu ergreifen,
Bald ſitzt und legt die Händ' er in den Schooß,
Und meint, daß er den Augenblick genieße;
Bald rennt er gleich der Ameiſ' in dem Hügel,
Und ſammelt Vorrath, den er nicht genießt.
Doch mag er fliegen, ſitzen oder rennen,
Beſtrickt doch wird er von demſelben Glanz,
Und dient mir, mir, der Täuſchung Königin.
Das Scheinbild zeig' ich ihm, das goldene,

Gedank' und Auge wird getäuſcht, geblendet.
Klug iſt er, wenn er ſich darum nicht kümmert,
Denn wenn das Scheinbild er durchblicken will,
Und Wahrheit ſuchen auf der andern Seite,
So ſchafft er ſelber ſich das ärgſte Blendwerk.
Für ihn giebt's keine Wahrheit ſonſt als die,
Von der mein Luſtbild ſich den Umriß leiht.
Das Zauberſchloß, das ich ihm zeig' am Himmel,
Das kann verwirklicht auf der Erd' er finden.
Doch glaubt er, eine Wahrheit ſei noch hinter
Dem Himmelsbild, die nicht der Erd' entlehnt iſt,
Und die von obenher dem Luſtbild zukommt,
Und dringt ſein Blick hindurch, um ſie zu ſehn,
Da weiſt er mich nur an, und ich zerſchmettr' ihn.

Alcina.

Und doch haſt Du vorausgeſehn, daß Einer
Von dem verhaßten Stamme tilgen wird
Einſt Deine magiſchen Erſcheinungen.

Morgana.

Wenn's möglich iſt! Der Zukunft Buch iſt dunkel;
Vielleicht verlas ich mich. Indeſſen bin
Ich aufmerkſam gefolgt mit wachem Auge
Ruggiero's Enkeln in der Zeiten Lauf.
Es brauchte wenig glänzend Blendwerk nur
Biſchen, um dieſe Sterblichen zu feſſeln.
Die Einen lockt der Ehre falſcher Glanz,
Nach falſchem Glück ſtrebt eine andre Zahl;

Die Erſtern buhlten um den Lorbeerkranz,
Die Andern leerten Schüſſel und Pokal;
Die Erſtern fielen oft von Feindes Schwert,
Die Andern lebten ſchlaff und ſonder Werth.

Alcina.

Doch Albertazzo?

Morgana.

Du haſt den genannt,
Der einzig uns gefährlich werden konnte.
Denn er hat einen edlen Geiſt, wie ſo
Die Welt es nennt. Nicht für die eigne Ehre
Führt er das Schwert; nur für das Vaterland.
Durch ihn ward Berengarius verjagt,
Der Uſurpator des Lombardenthrons.
Im Streit doch, der das Vaterland befreite,
Fiel er als Opfer ſelbſt.

Alcina.

Nun, und ſein Sohn,
Den ſeine Gattin, Kaiſer Otto's Tochter,
Nach Albertazzo's Tod erzog?

Morgana.

Du meinſt
Clotaldo?

Alcina.

Ihn, ja.

Morgana.

Mein iſt nicht die Schuld,

Wenn er noch lebt; doch iſt er nicht gefährlich.
Hinflüchten wollt' ihn ſeine Mutter Alva
Zu Kaiſer Otto's Hof, dort eine Freiſtatt
Dem zarten Sohn zu ſchaffen, daß er ſich,
Wenn aufgeſproßt zum Jüngling, wenden könne
An ſeines Vaters hartbedrängten Thron.
Er ging an Bord; da ſandt' ich einen Sturm.
Drei Tage ward das Schiff umhergeſchleudert,
Getrieben von der Fluth des Adria
Zur Straße von Meſſina. Einen Nebel
Ergoß ich flugs, die Küſten zu verhüllen,
Daß, wo er war, der Steuermann nicht wußte.
Doch über'm Nebel auf dem klaren Himmel
Ließ ihn Livorno's Bild mein Zauber ſehn.
Frohlockend rief die Mannſchaft: „Ha, geendet
Iſt unſre Noth! Dort iſt Livorno's Hafen!“
Sie ſteuerten auf die Erſcheinung los,
Die aber ſtand grad' über Scylla's Klippe.
Das Schiff ſtieß gegen deren harte Bruſt,
Und ſcheiternd ſank's mit Allen in die Tiefe.
Die Müden ſtrengten an die letzten Kräfte,
Und wollten an die nahe Küſte ſchwimmen.
Der Schiffshauptmann, die Hand Alva's ergreifend,
Schwamm raſch mit ihr davon; jedoch der Strom
Trieb Alle zur Charybdis, deren Wirbel
Sie insgeſammt zum Meergrund niederzogen
Als Beute für die gierigen Polypen.

Alcina.

Jedoch das Kind?

Morgana.

Von unbekannter Macht
Vielleicht geſchützt, kam's nach Catania.
Ein Käſtchen, drin es lag, trieb es zum Ufer.
Ein Fiſcher fand den Knaben, nahm ihn mit ſich
Als eignes Kind, Clotaldo ihn benennend.
Erwachſen jetzt, ahnt er nicht ſeine Herkunft.

Alcina.

Doch hat ihm nicht ein Nachbar dort geſagt,
Daß jener Fiſcher nicht ſein Vater iſt?

Morgana.

Der wohnt ſchon lange nicht mehr in Catania.
Er zog noch in des Knaben erſter Kindheit
Weſtlich die Küſt' hinab; dicht bei Trapani
Hält er ſich auf; der Weſtküſt' herrlicher
Korallenfang hat ihn dorthin gelockt.

Alcina.

Doch ſoll Clotaldo frei ausgehn?

Morgana.

Gewiß nicht.
Doch hab' ich ihn bisher nicht faſſen können.
Er iſt nicht Fiſcher, wie ſein Pflegevater,
Er geht nicht auf das Waſſer, und Du weißt,
Zu Lande kann ich blenden, doch nicht morden.

Alcina.

Ich aber, ich?

Morgana.

O ja! Durch Liebe könnte
Man ihn auf Deine Inſel locken, dort
Du ihn wie All' in einen Baum verwandeln.
Jedoch nimm an, daß ſeine Schützerin
Die Zauberin Meliſſa ſei. Beſinn' Dich,
Wie einen Ring ſie dem Ruggiero gab,
Der ihm, wenn er ihn trug, die Wahrheit zeigte
In jedem Blendwerk!

Alcina.

Laß mich das vergeſſen!

Morgana.

Da ſah er, daß Du alt und häßlich warſt,
Und Deine Schönheit Hexerei nur war.
Und er entfloh.

Alcina.

O ſchweig, Morgana, ſchweig,
Wenn Du mit mehr Verſtand nicht reden willſt.
Von wem empfing er jenen Ring? Meliſſa,
Sie war's, die Zaub'rin, die den Ring ihm gab,
Den ſie behext; nur durch die Zauberkunſt
Erſchien ich häßlich, ohne Zauber ſchön.
Und denke nicht, daß ich Clotaldo locke
Zu meiner Inſel. Er iſt mir verhaßt,

Und ich muß lieben den, den ich verlocke.
Doch Du, entgegenhandelnd eignem Herzen,
Du, die Du falſch ſein kannſt, und freundlich ladeſt
Den Dir Verhaßten, Du, Du kannſt mir helfen.

Morgana.

Das will ich thun, und hab' es ſchon gethan.

Alcina.

Wie ſo?

Morgana.

Willſt Du es wiſſen?

Alcina.

Sprich!

Morgana.

Jüngſt von meinem Wolkenſchloſſe
Sah ich nieder auf das Land,
Und mein Blick fiel auf Clotaldo,
Als er wanderte am Strand.
Vom Barett nickt' eine Feder,
Auf der Schulter war zu ſehn
Eine Harfe, welche lieblich
Klang in Windes ſanftem Wehn.
Seine Link', ein goldbeſchlagnes
Käſtchen trug ſie ſorgſamlich,
Und auf eine ſchlanke Gerte
Stützt' er mit der Rechten ſich.
Von dem Ufer ab ſich wendend

Ging zu einem Berg er fort,
Welchen ſchwarze Tannen deckten
Auf und ab, und hier und dort.
Ueber'm Gipfel ſchwebten Raben,
Krächzend böſen Warnungsſang;
Quellen ſtürzten von den Klippen,
Schäumend mit ſeltſamem Klang.
Und zu dieſen finſtern Stätten
Zog der Jüngling dreiſt bergan,
Als, ſchau', eine Räuberbande
Einſchloß raſch den Wandersmann.
Unbewehrt ausliefern mußt' er,
Denn ihn zwang die Uebermacht,
Jenes Käſtchen, das laut Auftrag
Er der Fürſtin ſonſt gebracht.
Und man öffnet's; von Korallen,
Gleich dem Gold von hohem Werth,
Die mit rothem Lichte glühten,
War das Käſtchen reich beſchwert.
„O beraubt mich nicht des Schatzes!“
Fleht' er an die Räuberbrut,
„Dieſe blendenden Korallen
Sind mein beſtes Hab' und Gut.
Bringen ſoll ich ſie der Fürſtin,
Daß ſie rings ſich ſchlingen ihr
Um den Leib, und um die Arme
Schaukeln als des Buſens Zier.

Hängen wie ein Purpurtropfen
Unter'm lilienweißen Ohr,
Und ſich um die Knöchel kreiſen
Nah' der Finger Schweſternchor." —
Lautes Lachen ließ erſchallen
Da der ganze Räuberzug:
„Die Prinzeſſin, traun, beſitzet
Der Korallen mehr als g'nug.
Doch wir Armen, wir gebrauchen,
Was uns in die Hände fällt.
Jener Schatz daher bleibt unſer,
Du geh hin, wo Dir's gefällt.
Danke Gott, daß wir Dich ſchonten,
Daß Dein Leben Dein noch iſt,
Sammt der Harfe, die Du trägeſt,
Drauf, ſo ſcheint es, ſtolz Du biſt." —
Mit der Beute gehn die Räuber,
Nur Clotaldo bleibt noch ſtehn;
Mit Verzweiflung in dem Herzen
Will er nun von hinnen gehn.
Statt zu ziehen nach Palermo
Eilt der Aeltern Hütt' er zu;
Doch Ermattung beugt ihn nieder,
Und er ſinkt in Schlaf und Ruh'.
Einen Sylphen ſandt' ich jetzo
Hin zu ihm, mit leiſer Hand;
Jenem Schlafenden im Graſe

Schlingt er um ein gold'nes Band.
Mitten drauf war eine Perle,
Werther tauſendmal und mehr
Als die prächtigſten Korallen
An den Bäumen tief im Meer.
Er erwacht, und ſpricht betroffen:
Nach Palermo eil' ich itzt,
Dieſe Perl' iſt würdig, daß ſie
In dem Haar der Fürſtin blitzt.

Alcina.

Wie? Du ſtrafſt auf ſolche Weiſe
Des verhaßten Stammes Sohn?
O Morgana, keine Strafe
Scheint mir das, mir ſcheint es Lohn.

Morgana.

Dennoch irrt Dich Deine Meinung.
Uns iſt des Clotaldo Sinn
Ganz gefahrlos; wie im Traume
Wallt er ſtill den Weg dahin.
Nicht Geſchäftigkeit verlockt ihn,
Auch die Ehre nimmermehr;
Er gehört zu den Genießern.
Aber was iſt ſein Begehr?
Nur zu träumen, nur zu ſchwärmen,
Nach der Wahrheit ſtrebt er nie,
Es beſteht ſein ganzes Leben

Nur in Lieb' und Poeſie.
Doch von allen Zauberblumen,
Die am Traumeshimmel glühn,
Giebt es keine wohl, die leichter
Oder eiliger verblühn.
Darum iſt er mein auf immer,
Denn mein Netz hat ihn umwirrt,
Ihn berücken Täuſchungsbilder,
Die zu zaubern leicht mir wird.
Darum ſtärk' ich ſeine Liebe
Zu Palermo's Lilienfluth;
Darum ſchenkt' ich ihm die Gabe,
Opfern mög' er ſie voll Gluth.
Doch die Perle, mußt Du wiſſen,
Sie iſt aus der Zauberwelt;
Drum ſie mit dem Reich der Täuſchung
Ihn noch mehr verknüpft und hält.
Nicht vergaß ich das Verſprechen,
Siehſt Du, das ich Dir gethan.
Fort! Zu meinen Lüften eil' ich,
Und zu meinem Ocean.

Alcina.

Dank! Ade! Dein Wort war tröſtlich.

Morgana.

Fort! Auf bald'ge Wiederkehr!

(Sie ruft)

Sylphen!

Alcina (ebenſo).

Feen!

Beide.

Hierher! Erſcheint!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Feen und Sylphen.

(Morgana und die Sylphen beſteigen das Boot; Alcina begleitet Morgana bis zum Strande.)

Chor von Feen und Sylphen.

Ade, ade!
Ruft abendgeröthet der Sylph' und die Fee,
Am Strande ſich wiegend,
Dem grünen, und fliegend
Mit Luſt und mit Heil in die See.

(Morgana und die Sylphen verſchwinden rudernd.)

Dritter Act.

Schloßgarten in Palermo.

Auf der einen Seite Eingang zu einem Flügel des herzoglichen Palaſtes.

Erſte Scene.

Clotaldo allein. Er trägt ſeine Harfe auf der Schulter; in der Hand hält er die Perle mit dem goldnen Band und betrachtet ſie.

Clotaldo.

O Perle, höchſt verwunderliche Perle!
Ich habe Deine ſeltne Schönheit gleich
Sammt Deinem hohen, hohen Werth erkannt.
Und doch haſt Du noch größre Schönheit, als
Der Kenner ſieht und größern Werth noch, als
Der Juwelier vermuthet. Ein Geſchenk

Biſt Du fürwahr aus gutem Feenreich,
Dem Träumenden zur Erd' hinabgebracht.
Denn magiſch iſt der Glanz, womit Du blendeſt.
Biſt ſelber eine ſchöne Fee Morgana,
Ein Himmelsbogen Deine Schale, ſpielend
Mit Perlemutters reichen Farben allen,
Gleich Wolken in verſchiedenſter Beleuchtung.
Und zwiſchen Wolken dorten ſteht ein Luftbild
Nicht einer Burg, noch einer Stadt auf Erden,
Auch nicht Palermo's, nein, jedoch des Beſten,
Des Herrlichſten, was Burg und Stadt beſitzen,
Des Edelſten, was in Palermo wohnt,
Des engelholden Anblicks Margarita's.
Es ſchwebet zwiſchen dieſen Irisſtrahlen
Gleich einem Engelshaupte zwiſchen Wolken,
Es wiegt ſich auf der blanken Perlenfläche,
Es nicket und es lächelt mir entgegen.
O ſelbſt des größten Künſtlers Pinſel möchte
Solch Leben ſchwerlich ſeinen Bildern leihn.
Und ich, ich ſollte trennen mich von dieſem
Zaubriſchen Bildniß, von der theuren Perle,
Die Andre nicht verſtehn nach Werth zu ſchätzen?
Nein, nimmer! — Heil, daß es noch nicht zu ſpät iſt!
Schon ſteh' ich ja am Ziele meiner Wandrung,
Am fürſtlichen Palaſt, wohin ich bringe
Als Opfer dieſes unſchätzbare Kleinod.
Doch jetzt, jetzt will ich ſelber es behalten

Und feſt dran halten, wie an meinem Leben
Und mich davon nicht eh'r als ſterbend trennen

(Er bleibt ſtehn in Betrachtung der Perle, und be
Prinzeſſin Margarita nicht, die aus einem S
des Gartens kommt, um in den Palaſt zu gehn.

Zweite Scene.

Clotaldo. Margarita.

(Margarita ſteht ſtill, als ſie den Clotaldo erblic

Margarita (bei Seite).

Ein Troubadour? — — Clotaldo! Ja, er

(Ganz leiſe, indem ſie ſtehend ihn betrachtet)

„Sommer läßt ſich ſchauen,
Stimmt die Harfe rein,
Streut auf Thal' und Auen
Blumen, groß und klein.“

Clotaldo (indem er ſie ſieht).

Prinzeſſin!

(knieend)

Fürſtin, o vergieb
Dem Dreiſten, der in dieſes Heiligthum
Unangemeldet tritt.

Margarita.

Steh auf!

(Clotaldo erhebt ſich.)

Ein Sänger iſt willkommen unſerm Hof.
Was iſt ein Hof wohl ohne Poeſie?
Ein Nachtgewölb' des Himmels ſonder Sterne,
Ein hehrer Tannenwald, doch ohne Vögel.
Geſchmückt mit Sommers Blumenreichthum ſteht
Im Garten des Palaſtes jedes Beet;
Doch wenn die Poeſie betritt die Auen,
Nur dann erſt denkt man: „Sommer läßt ſich ſchauen."

Clotaldo.

Wenn Poeſie der Sommer iſt der Seele,
Wann iſt der Sommer denn der Poeſie?
Nicht, wenn es grün iſt, wenn es ringsum blüht,
Denn Blatt und Blume ſchlingt ſich um die Harfe,
Und fleht: Gieb Seele mir und leih mir Worte! —
Doch wenn ein ſchön, ein edel Bild ſich ſenket
Vom Himmel her in ird'ſchen Auges Ring,
Wenn Seel' und Wort der Poeſie es ſchenket,
Da ſinget wohl, wer ſolche Gab' empfing:
„Sommer läßt ſich ſchauen!"

Margarita.

„Stimmt die Harfe rein,
Streut auf Thal' und Auen
Blumen, groß und klein."

Clotaldo.

O ſüßer Nachhall von entſchwundnem Sang,
Verſchönernd und verſtärkend ſeinen Klang:
„O die ſchönſte kenn' ich,
Laßt ſie grüßen mich!
Dich, o Jungfrau, nenn' ich,
Margarita, Dich!"

Margarita.

„Jüngferchen im Mooſe
Strahlt wie Sonnenblitz,
Und Provence's Roſe
Auf dem Königsſitz."

Clotaldo.

Fahr' fort, fahr' fort!

Margarita.

Mir fällt nichts weiter ein
Doch ja, noch etwas, zwar es wünſcht mein
Der Sänger trüge ſelber ſeine Verſe vor.

Clotaldo.

„Ein' im wunderſamen
Flor ich nicht vernahm,
Tauſendſchön von Namen,
Margarita's Nam'."

Margarita.

Fahr' fort, fahr' fort!

Clotaldo.

Mir fällt nichts weiter ein.
Bei'm Anblick der im Lied beſungnen Dame
Verſtummt das Wort und ſchweigt der Harfe Klang.
Als ich wagte zu beſingen
Eurer Schönheit holden Schein,
Stand ich zaghaft im Verein,
Der Geringſte der Geringen,
Die um Euren Glanz ſich reihn.
Darf ich, Holde, mich erkühnen,
Deuten Eures Namens Sinn?
Südens Sternenkönigin,
Perle, Jungfräulein im Grünen,
Tauſendſchön und Tauſendmian', —
All dies wußt' ich zu vereinen
Durch des Reimes holden Fug,
Und in jedem Athemzug
Läßt mein Wort mir nun erſcheinen
Euer Bildniß ſonder Trug.
Oft von Liedern fühlt' ich beben
Meine Lippe ſanft und leiſ',
Meine Bruſt, von Sehnſucht heiß,
Wenn mein unverſtandnes Streben
Schwärmte wild umher im Kreis,
Und mein Lied erneute immer
Dieſes Bild, das nimmer ſchwand,
Das ich auf den Wellen fand,

Auf dem Laub' und Blumenſchimmer,
Auf des Himmels Wolkenrand.
Aber jetzo, da ich ſchaue
Euer liebliches Geſicht,
Acht' ich meine Lieder nicht,
Welkt die falſche Blumenaue
Vor dem wahren Roſenlicht;
Zieht Dein Bild auf Wolkenzügen,
Meer und Blatt und Blumenheer
Sich erneuend hin und her, —
Alle doch, ſie alle lügen,
Blatt und Blume; Wolk' und Meer,
Weil Natur nur dunkel faſſet
Geiſtes ſelbſtbewußte Macht,
Schwach und matt iſt, was ſie macht,
Vor der Seel' im Aug' erblaſſet
All die reiche Farbenpracht.
Von den Blumen will ich keine,
Die im Reim ich band zuvor.
Nur die Perle zieh' ich vor;
Sie behalt' ich, ſie alleine,
Trenne ſie vom Blumenflor.

(Er betrachtet die Perle, die er in der Hand hält.)

Dieſes Bild, o nein, es lüget
Nimmer! Eine Perle, ja,
Kommt des Lebens Ausdruck nah'.

Margarita.

Hat denn, da Dir nichts genüget,
Werth noch eine Perle da?

Clotaldo.

Keine außer dieſer theuren,
Die ich halt' in meiner Hand,
Zierde hier auf gold'nem Band,
Weil allein in ihr ich Euren
Geiſtes Abbild hab' erkannt.

Margarita.

Und wie ſo?

Clotaldo.

Weil ſie bei weitem
Schöner iſt ganz offenbar,
Als ſonſt irgend eine war.
Hoch ſtrahlt ſie vor jeder zweiten;
Keine macht mit ihr ein Paar.
Drum nur ſie den Namen führet
Margarita, ſonſt iſt werth
Keine, daß man ſie verehrt,
Sie vor allen iſt erküret
So durch Schönheit wie durch Werth.
Und doch iſt's nur Bild, nicht Wahrheit.
Wer ſie ſelbſt ſieht, hoch und hehr,
Dem gilt dieſes Bild nichts mehr,
Wenn vollkommen auch die Klarheit,

Wenn's auch noch ſo ähnlich wär'.
O ſo laſſet denn die Habe,
Die ihm gab des Glückes Hauch,
Opfern Euren Diener auch,
Heute, wo die beſte Gabe
Jeder bringt nach altem Brauch.
Mit dem Perlbild war verſchränket
Meine träumende Natur;
Alltagsmenſch bin ich jetzt nur,
Wenn ich dieſen Schatz verſchenket,
Nur ein armer Troubadour.
(Er überreicht Margarita die Perle.)

Margarita
(ſie nehmend und betrachtend).
Wollt Ihr ſie nicht ſelbſt behalten?
Denn ſie macht Euch reich.

Clotaldo.
Bisher
Dacht' ich ſelbſt ſo; doch nunmehr
Kann ich nichts für Reichthum halten,
Was nur Bild iſt, und nichts mehr.
Dieſen Schatz müßt faſſen laſſen
In der Kron' Ihr mittenin.
Denn ich fühle frei den Sinn.
Um den wahren Schein zu faſſen,
Giebt man gern den falſchen hin.

Chor von Sylphen
(hinter der Scene).
Weh, Weh, Weh!

Margarita.
Horch, ein Seufzer, eine Klage!

Clotaldo.
Welch ein Klang voll Zaubermacht!

Margarita.
Dennoch hab' ich deß nicht Acht,
Nehme, was am Sommertage
Mir der Troubadour gebracht.

Sylphen
(hinter der Scene).
Weh!

Clotaldo.
Wieder dieſer Töne Wehen!

Margarita.
Durch die Luft erklingt ein Weh.

Clotaldo.
Neckt uns etwa eine Fee?

Margarita.
Zu dem Vater will ich gehen,
Daß den Werth der Perl' er ſeh'!
Wenn ich dann von Euch ihm ſage,

Wird ſein Herz gewiß nicht ruhn,
Etwas Liebes Euch zu thun.

Sylphen
(hinter der Scene).
Weh!

Margarita.
Dreimal nun die gleiche Klage!

Clotaldo.
Gleiche Klage dreimal nun!

(Margarita geht in den Palaſt, Clotaldo eilt nach der entgegengeſetzten Seite ab.)

Dritte Scene.

Einige Sylphen kommen hurtig auf die Bühne.

Erſter Sylphe.

Weh! Weh! Weh!
Der feſſeln ihn ſollte, der Glanz, er erblich,
Er trennte vom Kleinod, dem magiſchen, ſich.
Den Schein für die Wirklichkeit gab er dahin.
Fort, daß wir es künden der Königin!

Zweiter Sylphe.

Und dennoch iſt, dünkt mich, verloren noch nichts.
Selbſt ſchuf er ſich neue Täuſchung des Lichts;
Denn Liebe, ſie iſt nach meiner Meinung
Auch Fata Morgana, auch Schein der Erſcheinung.

Erſter Sylphe.

Wohl wahr! Doch verlaſſen wir jetzo den Ort!

Zweiter Sylphe.

Ja! Eilig tragen die Kunde wir fort!

Chor.

Weh! Weh! Weh!

(Sie eilen davon.)

Vierte Scene.

Arlecchino, in ſchwarzatlaßner Hoftracht, ſchwarzen Schuhen, ſchwarzem Hut mit ſchwarzer Feder, nebſt buntfarbiger Ritterkoppe, kommt mit einem Spiegel in der Hand, worin er ſich betrachtet.

Arlecchino.

Γνῶϑι σεαυτόν, das heißt: Kenn' dich ſelbſt! —
Ein gold'ner Wahlſpruch, den ich nicht verachte.

Er gilt für Jedermann, jedoch vor Allen
Für Dichter, und, — nun ja, ich bin ein Dichter.
Ich bin ſo lange Intendant geweſen
Von allen Kunſtanſtalten in Palermo,
Daß mir zuletzt die Luſt ankam, und ich
Mir vornahm, ſelbſt die Kunſt zu produciren.
Man ſagt, bei'm Eſſen kommt der Appetit.
Ein andres Sprichwort ſagt: Verbinde nicht
Das Maul dem Ochſen, der gedroſchen hat!
Und wenn man Tag für Tag Kunſtwerke ſchau'n darf,
Bekommt man Luſt — nicht mehr zu obſerviren,
Nein, ſchönen Dank! vielmehr zu produciren.
Der Kunſtgenuß iſt nur ein Dreſcherleben,
Iſt Sklavenarbeit, macht den Menſchen matt.
Doch produciren iſt ein Herrſcherſtreben,
Wiewohl im Grund' es auch Beſchwerden hat.
Ehrlich geſagt — denn nicht recht ehrlich war
Mein Selbſtgeſpräch ſo eben offenbar —
Ich hör' in meiner Bruſt den Wunſch erſchallen:
Fort mit den fremden Kunſtgebilden allen!
Nur was ich ſelbſt gemacht, kann mir gefallen,
Und Andere bewundern mögen Laffen!
Es iſt doch intreſſanter, ſelbſt zu ſchaffen,
Als ſich in fremde Werke zu vergaffen! —
Ein Künſtler nun, ein Dichter muß ſich kehren
Einwärts, ſich ſelber über ſich belehren,
Was ich denn treulich durch dies Spieglein thu'.

Zeig' meine Fehl' und Tugenden mir Du!
Ja, lehre Du mich das geheime Weſen,
Die Schrift auf meinem Angeſicht zu leſen,
Zu deuten Augen, Naſe, Mund, Geberden!
Ein Pſycholog muß Arlecchino werden.
(Bleibt ſtehen mit dem Spiegel vor den Augen.)

Fünfte Scene.

Arlecchino. Pierrot in weißatlaßner Hoftracht, mit einer Ritterkoppe gleichen Stoffs und gleicher Farbe, ſtarkgepudertem Haar, weißem Hut mit weißer Feder, und weißen Schuhen, tritt ein, in ein Teleſkop guckend, das er vor ſich in die Höhe hält.

Pierrot
(mit dem Teleſkop vor den Augen gehend).

Nein, ich kann Nichts ſehen; es löſt ſich beſtändig in Nebel auf. (Er ſtößt mit Arlecchino zuſammen.)

Arlecchino.

Und Ihr geht auch ganz gehörig im Nebel.

Pierrot.

Um Vergebung! Aber das iſt Eure eigene Schuld. Was hattet Ihr da vor?

Arlecchino.

Ich vertiefte mich in Selbſtbetrachtung.

Pierrot.

Ja, das iſt eben das Unglück. Im Fall Ihr, ſo wie ich, die Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände hingewendet hättet, und nicht auf Euch ſelbſt, ſo würdet Ihr mich als einen äußern Gegenſtand haben kommen ſehn und mir aus dem Wege gegangen ſein.

Arlecchino.

Welch ein Geſchwätz! Wenn Ihr wirklich die Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände hingewendet hättet, ſo mußtet Ihr mich ja als einen äußern Gegenſtand bemerkt haben, und hättet nicht nöthig gehabt an meinen Arm anzurennen.

Pierrot.

Herr Intendant! Sollte ich gegen meinen Willen mich irgend unpaſſend gegen Euch benommen haben, ſo bitte ich ſehr um Entſchuldigung.

Arlecchino.

Vergeben und vergeſſen, guter Präſident; denn Alles wohl bedacht, ſind wir Beide ja Ein Leib und Eine Seele; wir tragen, wie man ſagt, unſre Lumpen auf Einen Haufen. Es iſt ein großes Glück, daß Ihr Euch einzig und allein mit den äußeren Gegenſtänden, mit der Natur beſchäftigt, ſo wie ich einzig und allein mit dem Innern, mit meinem Ich; denn wenn man nun unſre entgegengeſetzten Beſtrebungen addirt — — —

Pierrot.

Das geht nicht an; zur Addition werden gemeinſame Benennungen erfordert; aber das Innere und Aeußere ſind entgegengeſetzte Benennungen. Ich kann nicht ſagen, daß drei Schafe und zwei Kühe fünf ſind.

Arlecchino.

Ich bitte um Verzeihung, ich kann ſagen, daß es fünf Stück Vieh ſind. Die Beſtrebung nach dem Innern und die Beſtrebung nach dem Aeußern machen beide zuſammen zwei Beſtrebungen.

Pierrot.

Ja, das iſt wahr, Ihr habt Recht.

Arlecchino.

Wenn man alſo unſre entgegengeſetzten Beſtrebungen addirt, ſo kommt eine Summe heraus, die nicht weniger beträgt als das ganze weſentliche menſchliche Beſtreben hier auf Erden. Ich repräſentire die Idealität und Ihr die Realität; ein Drittes giebt es nicht; wir Beide ſind Alles, das heißt, wenn man uns zuſammenlegt.

Pierrot.

O welch ein ſtolzer Gedanke! Wir Beide ſind Alles. Laßt mich Euch umarmen.

Arlecchino.

Mit Vergnügen! Laßt die Idealität der Realität einen Kuß geben! Jetzt ſind wir das Abſolute.

Pierrot.

Einen Augenblick, Signor Arlecchino! Laßt Eure Phantaſie Euren Verſtand nicht überflügeln! Das Abſolute kann von endlichen, irdiſchen Weſen niemals realiſirt werden; man kann ſich ihm nur nähern in ewig erneuetem Fortſchritt zur unerreichbaren Vollkommenheit. Bedenkt, daß, wenn wir einander auch noch ſo feſt halten, wir doch nie in Ein Weſen zuſammenfallen. Wir werden niemals Eine einzige graue Figur, obgleich Ihr ſchwarz ſeid und ich weiß bin.

Arlecchino.

Ihr habt Recht, Signor Pierrot! Aber zur innerlichen Verſchmelzung wollen wir ewig hinſtreben, zum Grauen, zum Idealen.

Pierrot.

Ja, zum Idealen, dem ewig unerreichbaren! (Nimmt ſeinen Hut ab.) Nehmt Euren Hut ab, Arlecchino!

Arlecchino

(ſeinen Hut abnehmend).

Das iſt nicht mehr als billig.

Pierrot

(ſeinen Hut aufſetzend).

O welch ein Augenblick in meinem Leben!

Arlecchino (gleichfalls).

Und in dem meinigen! — Aber hört nun, Signor Pierrot! Was war es, wonach Ihr ſaht, als Ihr hereinkamt und in das Teleſkop guckte**t**?

Pierrot.

Ich ſah nach einer Fata Morgana, die am Himmel erſchien. Ich will verſuchen ſie zu durchforſchen mit Hülfe des ſcharfen Glaſes, um wo möglich dahinter zu kommen, worin dieſes Phänomen eigentlich beſteht. Es iſt meine Abſicht, in der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, deren Präſident ich bin, eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand vorzuleſen.

Arlecchino.

Ja, es iſt wahr, Ihr ſeid ja Meteorolog. Iſt es Euch damit gelungen?

Pierrot.

Diesmal nicht. Sie löſte ſich in lauter Nebel auf. Aber ich verliere deßwegen den Muth nicht. Wir Naturforſcher müſſen unſre Obſervationen und Experimente einmal über das andre vornehmen, und es abzupaſſen ſuchen, ob wir nicht einmal die Natur in einem unbewachten Augenblick überraſchen können, wenn ſie gleichſam im Negligée iſt, und ſich ohne alle Kunſt zeigt, wie ſie wirklich beſchaffen iſt.

Arlecchino.

Ich für meinen Theil ſehe die Natur vielmehr, wenn ſie ihren Schnürleib anhat und geputzt iſt. Ein Phänomen wie die Fata Morgana muß nach meiner Meinung am beſten von der äſthetiſchen Seite betrachtet werden, wie etwas, das auf eine angenehme Weſe unſre Sinne afficirt. Iſt es nicht ein ſchöner, ein äſthetiſchrichtiger Gedanke, daß es eine Fee iſt, welche dieſen farbigen Luftſchein hervorbringt?

Pierrot.

Poſſen! Das iſt ja ein Kindermährchen.

Arlecchino.

Aber es iſt doch ſchön.

Pierrot.

Schön? — — Ja ſo — — Ja, ſchön mag es wohl ſein, aber wahr iſt es nicht.

Arlecchino.

Das ſoll es auch nicht ſein. Vergeßt nicht, daß Ihr die ganze Wahrheit für Eure Betrachtung behaltet, und ich die ganze Schönheit für die meinige.

Pierrot.

Ihr habt Recht, ich vergeſſe beſtändig, wie wir alteinander getheilt haben. Alles, was mich betrifft, iſt unſchön.

Arlecchino.

Alles, was mich betrifft, iſt unwahr.

Pierrot.

So ſoll es ſein. So tritt der Eine dem Andern nicht zu nah'.

Arlecchino.

Eure Hand darauf!

Pierrot.

Hier iſt ſie. (Sie drücken einander die Hände.)

Arlecchino.

A propos, mein Freund, Ihr ſeid ja Meteorolog, wie geſagt.

Pierrot.

Ja, ich habe die Meteorologie vorzugsweiſe zu meinem Studium gemacht; denn dieſe Wiſſenſchaft iſt noch in ihrer Kindheit.

Arlecchino.

So laßt mich Euch einmal eine Frage vorlegen. Ihr müßt wiſſen, daß ich Luſt habe, morgen eine Landpartie zu machen. Wollt Ihr nun wohl ſo gut ſein und mir ſagen, wie das Wetter morgen ſein wird?

Pierrot.

Mein höchſtverehrter Freund! Ich wiederhole, was ich ſo eben mir die Freiheit nahm Euch zu ſagen, nämlich daß die Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit iſt. Was für Wetter wir morgen haben werden, kann weder ich noch irgend ein Sterblicher Euch ſagen. Aber ich habe ſeit vielen Jahren ſorgfältige Beobachtungen angeſtellt, und kann Euch deßwegen ſagen, wie das Wetter an demſelben Tag vor einem, vor zwei, vor drei, vor vier, vor fünf Jahren geweſen iſt.

Arlecchino.

Ja, was kann das helfen? Ich bekümmre mich nicht um das Wetter, das geweſen iſt, ſondern um das, welches kommen ſoll.

Pierrot.

Durch Induction und Analogie kann man bisweilen von dem Vergangenen auf das Künftige ſchließen.

Arlecchino.

Ja, das iſt eine andre Sache; ſo laßt hören!

Pierrot.

Seht Ihr, es iſt morgen der funfzehnte. Am funfzehnten vorigen Jahres war es Regenwetter; vor zwei Jahren Sonnenſchein; vor drei Jahren erſt Regenwetter, dann Sonnenſchein; vor vier Jahren erſt Sonnenſchein, dann Regenwetter; vor fünf Jahren weder

Regen noch Sonnenſchein. Weiter reichen meine Beobachtungen rückwärts nicht.

Arlecchino.

Was darf man daraus für morgen ſchließen?

Pierrot.

Daß wir zugleich Regen und Sonnenſchein haben werden; denn das iſt die einzige Combination, die in dieſem Ambenſpiel noch übrig iſt; aber, wie geſagt, verlaſſen kann man ſich darauf keineswegs; denn wie unſre Kenntniſſe im Allgemeinen nur Stückwerk ſind, ſo gilt dies beſonders von der Meteorologie. Im Ganzen ſind wir noch weit davon entfernt, die Witterung auf gewiſſe beſtimmte Tage vorauszuſagen. Für längere Perioden wird es ſchon leichter. So wird der Reſt dieſes Sommers aller Wahrſcheinlichkeit nach warm und feucht werden, denn bisher war der Mittelſtand ſowohl der Temperatur als der Feuchtigkeit — — —

Arlecchino.

Denkt nicht mehr an den Mittelſtand; denn da kommt der Herzog mit dem ganzen Hofſtaat.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Dionisio, Margarita, Alonzo und Lotario kommen aus dem Palaſt.

Dionisio

(die Perle betrachtend, die er in der Hand hält).

Nein, ſolch ein Schatz ward nimmer noch geſehn.
Die Perle, die Aegyptens Königin,
Kleopâtra, in ihrem Wein zerſchmelzen ließ
Bei der Begrüßung des Antonius,
War nicht ſo groß, ſo koſtbar nicht wie dieſe.
O ſie iſt Millionen werth! Nicht wahr?

Alonzo

(ſie in Dioniſio's Hand betrachtend).

Ich denke nicht ſo ſehr an ihren Werth,
Als an den wundervollen Schein und Glanz.
Ich denke, wie ſie ſich ausnehmen wird
Inmitten einer gold'nen Fürſtenkrone.
Nicht wahr, Lotario?

Lotario.

Ja, hoher Herr,
Es iſt ein ſeltner Schatz im Kronenreif.

Pierrot.

Was iſt es?

Arlecchino.

Darf man Euer Gnaden fragen?

Dioniſio.

Ah, ſeid Ihr's? Pierrot und Arlecchino!
Nun, das iſt gut; ich ſehnte mich nach Euch,
Um Euch zu zeigen dieſe Seltenheit,
Und Eure Meinung zu vernehmen. Seht
Dies Meiſterſtück hier der Natur! Bewundert's!

Pierrot.

Laßt mich *zuerſt* es ſehn, Herr! Die Natur
Mit ihren Meiſterſtücken iſt mein Fach.

Arlecchino.

Laßt mich *zuerſt* es ſehen! Die Bewundrung
Iſt mein, nicht aber ſein beſtimmtes Fach.

Pierrot.

Wenn es ein Kunſtwerk iſt, ſeid Ihr der Erſte,
Doch bei'm Naturproduct hab' ich den Vorrang.

Dioniſio.

Vergleicht Euch brüderlich, und ſchaut, und ſagt
Mir Jeder ſeine Meinung, Arlecchino
Von dieſer Perle Schönheit, Pierrot
Von ihrem Werthe ſammt Beſchaffenheit.
(Er ſtreckt die Hand aus, indem er die Perle an einer Schnur hält. Arlecchino und Pierrot betrachten ſie.)

Arlecchino.

Begeiſtrung, nicht blos in der Bruſt mir glimme,
Brich aus und ſchaff' dir Ausgang in der Stimme!
Ja, das iſt Schönheit, Schönheit unvergleichlich,
Aeſthetiſch faſſend Jeden unausweichlich.
's iſt Schönheit! ſag' ich, und mehr ſagt' ich nimmer,
Und ſchaut' ich heut und morgen und für immer.
Jedweder Zuſatz wird doch müſſen weichen
Dem Einen Wort: 's iſt Schönheit ſonder Gleichen.
Wenn Kenner ſind recht ſehr paſſioniret,
So wird das Urtheil niemals motiviret.
Doch hätt' auch vierzehn Wunderwerk' und mehr
Die Welt ſtatt ſieben, doch gäb' ich den Preis
Der Perle hier. Ich weiß wohl, was ich weiß.
Für ſie fühl' ich ſo heilig und ſo heiß,
Als ob ich ſelbſt des Kleinods Schöpfer wär'.

Pierrot.

Ihr ſeid nun fertig?

Arlecchino.

Ja.

Pierrot.

Nun komme ich an die Reihe. Was ich bei dieſer Gelegenheit zu ſagen habe, iſt nicht bedeutend. Die Naturwiſſenſchaften ſind trotz der Fortſchritte, welche ſie gemacht haben und täglich machen, doch in mehreren Hinſichten noch ſo weit zurück, daß es Vieles giebt, worauf man nicht hinreichend Beſcheid geben kann. Aber bei dem in alle Ewigkeit ungehemmten Fortſchritt u dem großen Ziele wird es immer beſſer und beſſer werden. Was die Perlen im Allgemeinen betrifft, ſo ind die Naturforſcher nicht einig über die Art und Weiſe der Entſtehung dieſer merkwürdigen Erzeugniſſe. Daß die Perle ſich in einer gewiſſen Art von doppelſchaligen Conchylien oder Muſcheln erzeugt, iſt ausgemacht; aber Einige meinen, daß es eine Krankheit iſt, eine anomale Excrescenz bei dem Thiere, während Andere dafürhalten, daß ein ſolcher Auswuchs zur Natur des Thieres gehöre, und keineswegs als eine Krankheit betrachtet werden dürfe; daß es im Gegentheil eine elende Conchylie, ein Lump von Muſchel ſei, die nicht dieſe ſogenannten Perlen hervorbringt. Und dieſe ſind nun höchſt verſchieden an Größe und Werth. Die größten, die man bisher gefunden hat, waren ſo groß wie eine kleine Wallnuß oder ein Taubenei. Aber da nun dieſe Perle hier beinahe ſo groß iſt wie ein Hühnerei — und da ſie — — und da ſie — —

Arlechino.

Seid Ihr fertig?

Pierrot.

Nein, aber es thut nichts.

Arlechino (zu Dioniſio).

Erlaubt mir, hoher Herzog, Euch zu fragen,
Woher Ihr dieſes ſeltne Kleinod habt.

Dioniſio.

Bei Gott, die Art, wie ich's empfangen habe,
Iſt faſt ſo wunderſam wie dieſe Perle.
Ein Troubadour, der nicht einmal ein Ritter,
Der nur ein armer Sänger, Dichter iſt,
Hat meiner Tochter ſie gebracht als Brautgab'.

Pierrot.

Ein Dichter? Iſt es möglich? Das iſt ſelten,
Daß etwas Andres ein Poet verehrt
Als ſeine Verſ'; und denkt nur dieſen Schatz,
So unvergleichlichen! Von einem Dichter!

Arlecchino.

Wo iſt er, dieſer wunderſame Dichter?
Ich muß ihn ſprechen, und er ſoll mir ſagen — —

Dioniſio.

Ich habe einen Boten ſchon nach ihm
Geſchickt; denn fürſtlich will ich ihn belohnen.

Lotario.

Das iſt es wohl, der in den Garten eintritt,
Denn um die Schulter trägt er eine Harfe.

Dioniſio.

O welch ein edler Anſtand! Ritterlich
Iſt er in Aeuß'rem, Mien' und Gang!

Arlecchino.

Man könnte
Ihn einen Phönix der Poeten nennen.
Welch ein Verlangen hab' ich zu erfahren,
Wie ſich der Dichtkunſt Ideal in ſolche
Realität verwandeln können.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Clotaldo, der auftritt und vor dem Herzog kniet.

Dionifio.

Nein, nein, Ihr ſollt nicht knieen! Stehet auf!
(Clotaldo erhebt ſich.)
Und wenn Ihr meinen Dank empfangen habt,
Und warmen Dank für Eure ſeltne Gabe,
So ſagt mir, wer Ihr ſeid, woher Ihr kommt,
Und wie zu dieſem Kleinod Ihr gelangtet.

Clotaldo.

Mein Herzog, ich bin nur ein Fiſcherſohn,
Bartolomeo meines Vaters Name.

Er wohnt zu Trapani; von daher komm'
Ich nach Palermo. Ich ſelbſt — wie Ihr ſeht —
Bin Troubadour. Am Hofe zu Toulouſe
Verweilt' ich ein'ge Jahre; dort genoß ich
Das Glück, mein edler Herzog, Euch zu ſehn,
Als Ihr mit der Prinzeſſin Margarita
Bei'm Grafen Raimund zum Beſuch war't.

Dionisio.

Wie?
Und ich, ich hätt' Euch dorten nicht bemerkt?

Clotaldo.

Ich war nicht Rittersmann; ich ſtand entfernt
Im Haufen, wagte nicht mich vorzudrängen.

Dionisio.

Wie heißet Ihr?

Clotaldo.

Clotaldo.

Dionisio.

Wohl, Clotaldo,
Du ſollſt nicht länger fern im Haufen ſtehn;
An jedem Hofe ſollſt Du von jetzt an Dich
Dem Centrum nähern dürfen, wo der Glanz ſtrahlt.
Denn in den Ritterſtand erheb' ich Dich,
Ernenne zum Baron Dich.

Clotaldo (knieend).
Hoher Herr!

Dionisio.

Ja, kniee nur, denn dieſes Ritterſchwert,
Getragen von mir ſelbſt, will ich Dir ſchenken.
So führ' es denn mit Ehre!

(Bindet ſein eignes Schwert ab.)

Margarita!
Damit ich dieſer Gabe Werth erhöhe,
Mag er's empfangen aus der Schönheit Hand!

(Giebt das Schwert an Margarita.)

Margarita

(indem ſie Clotaldo'n das Schwert überreicht).

Dem väterlichen Wink gehorch' ich gerne;
Denn wer das Schwert verdient, ſoll auch es führen.

Clotaldo

(indem er aufſpringt und das Schwert an ſeine Schärpe befeſtigt).

Ein Glück wird mir, wie ich es nicht verdiene!
Doch will ich lernen dieſes Glück verdienen.
Dies Schwert ſoll eine ſtete Mahnung ſein
Des Kampfs, der für die Wirklichkeit geführt wird,
Und nicht ſoll ſich in ſeiner Bilderwelt
Der Dichter in Illuſion verſtricken,
Nein, kämpfen für das Wahre, Wirkliche.

Pierrot
(leiſe zu Arlecchino).
Verſteht Ihr das?

Arlecchino.
Nur halb.

Pierrot.
Ich ganz und gar nicht.

Arlecchino.
Es war wohl dunkel, aber hoch und ſchön.

Alonzo (zum Herzog).
Ihr lohnet fürſtlich; aber allzuviel
Iſt nicht geſund, ſowie das Sprichwort ſagt.

Dionisio.
Was iſt zu viel für eine ſolche Gabe?
Dämpft Eure Furcht, Alonzo!
(zu Clotaldo)
Herr Baron,
Erzählt mir nun, wie Ihr die Perl' erhieltet.

Clotaldo.
Mein edler Herr, ich weiß es ſelber nicht.

Dionisio.
Wie ſo? Ihr wißt es nicht?

Clotaldo.
Ich lag im Schlaf.

Und als ich wiederum erwachte, war
Dies Kleinod hier mir um den Hals geſchlungen.

Pierrot.

Höchſt wunderſam!

Arlechino.

Merkwürdig!

Pierrot.

Kurios!

Arlechino.

Wie ſchön! Ja wohl, es kommt das Glück im Schlaf.
Da bringt die Muſe Dichtern ihre Gabe.
O, ich will ſchlafen, ſchlafen wie ein Stein,
Und früh zu Bett gehn, ſpät das Bett verlaſſen.
Vielleicht, daß ich ein gleiches Glück erträume!

Clotaldo.

Von einer Fee rührt das Geſchenk her, glaub' ich.

Pierrot.

Von einer Fee! Welch kindiſche Vermuthung!

Arlechino.

Von einer Fee! Warum nicht? Das iſt artig!
Fee'n ſind äſthetiſchſchöne Fictionen.

Pierrot.

Doch ohne Wahrheit.

Arlecchino.

Immerhin! Was thut's?
Sie ſind doch ſchön.

Pierrot.

Ja, darin habt Ihr Recht.

Dionisio
(indem er die Perle aufmerkſam betrachtet).

Gewiß, die Perl' iſt einer Fee Geſchenk.
Das iſt das Werk nicht eines Sterblichen.
Und ohnehin, je mehr ich ſie betrachte,
Um deſto klarer wird mir die Magie.
Es iſt ein Glanz, ein ſeltſam Farbenſpiel.
Es iſt, als ob der ſeltne Schatz der Perle
Noch andre Schätz' einſchlöſſ' und gleichfalls große.
Sie zeigt auf einen Quell von Gold; es wimmeln
Ununterbrochne Strahlen draus hervor,
Und, ſeh' ich recht, geprägtes Gold; es ſteht
Ganz aus wie Rollen von Dukaten. Himmel!
Was iſt doch das für ein holdſel'ger Anblick!
Was iſt wohl ſchöner anzuſehn als Gold?
Giebt's eine ſtärkre Macht, als Goldes Macht?
Sieh, Margarita, ſieh!

Margarita
(nachdem ſie die Perle genommen und betrachtet hat).

Ich ſehe Gold,

Doch nicht Dukaten. Eine Harf' iſt's ja,
Ja, eine gold'ne.

(Bei Seite)

Gott! Ich ſeh' Clotaldo!
Sammt ſeiner Harfe ſchwebt er auf der Perle.

Dioniſio.

Was hat Dich ſo erſchreckt?

Margarita.

Mein Vater, nichts.

Dioniſio.

Nein, nein, geprägtes Gold iſt's, keine Harfe.
Seht, Graf Alonzo!

Alonzo

(die Perle nehmend).

Ja, wohl ſeh' ich Gold,
Doch nicht Dukaten, und auch keine Harfe.
's iſt eine gold'ne, eine Herzogskrone,
Was ich dort ſehe. Ach, wie ſchön, wie prachtvoll!
Wie würdig für das Haupt, das einen wird
Einſt die zerſtreuten Fürſtenthümer alle
Als Oberhaupt von dieſem Inſelland.

Dioniſio.

Was ſprecht Ihr da? Bedenket doch, Herr Graf,
Daß der Verein ſo gut wie ſchon geſchehn iſt.

Palermo's Herzog, ich, der Einzige,
Der Herzogsrang im ganzen Lande hat,
Bin Oberhaupt.

Alonzo.

Da müßt Ihr doch bedenken,
Daß unſre Grafen ſouveräne Herrn ſind.

Dioniſio.

Wohl wahr; indeß zollpflichtig ſind ſie mir.
Es iſt jedoch nicht werth, darum zu ſtreiten,
Die Perle hat die Augen Euch geblendet.
Denn keine Krone iſt darauf zu ſehn.

Alonzo.

Doch eine Krone!

Dioniſio.

Laßt die Andern ſchau'n!

Alonzo.

Sieh Du denn her, und ſprich, Lotario!

Lotario

(die Perle nehmend).

Wohl ſeh' ich einen gold'nen Schein, doch nicht
Dukaten, Harfen oder Herzogskronen.
Ich ſehe einen Mond.

Dioniſio.

Was?

Alonzo.

Einen Mond?

Lotario.

Ja.
Ein Halbmond iſt's, das Zeichen Mahomeds.
Er ſchwebt in einer Wolk', und hinter ihr,
Sie öffnet ſich, erblick' ich ſchöne Mädchen,
Zum Paradieſ' hinwinkend des Propheten.

Alonzo.

Ziemt einem Chriſtenritter ſolche Rede?

Lotario.

Entſchuldigt, doch ich muß die Wahrheit ſprechen.

Dioniſio.

Mich dünkt, daß Ihr mich alle närren wollt.
Ich kann doch ſelber ſehn mit meinen Augen.

Alonzo.

Und ich nicht minder; und ich weiß gewiß,
Ich ſehe richtig.

Dioniſio.

Sage ſelbſt, Clotaldo!
Ihr, der die Perle brachtet und ſie kennt,
Sagt, was ſie Euch zeigt!

Clotaldo.

Nichts, mein hoher Herzog.
Mir gar nichts! Einmal glaubt' ich zwar, daß ſie
Ein paradieſiſches Geſicht mir zeigte,
Zwar kein mahomedaniſches. Doch jetzt iſt's
Mir klar, daß es Betrug der Sinne war.
Für mich iſt ganz die Zauberei verſchwunden.

Dionisio
(auf Arlecchino und Pierrot zeigend).

Zum Glücke hab' ich jene klugen Männer,
Die Alles richtig zu beurtheln wiſſen
Vom Künſtler- und vom Wiſſenſchaftlerſtandpunkt.
Schaut hier die Perl', und ſagt mir Eure Meinung.

Arlecchino (zu Alonzo).

Erlaubt!

(Nimmt die Perle.)

Nein, das iſt doch merkwürdig!

Dionisio.

Nun?

Arlecchino.

Wohl iſt es etwas Gold'nes, was ich ſehe;
Doch was ich ſeh', iſt nur mein eigen Bild.

Alonzo.

Was hör' ich?

Arlecchino.

Ei, betrachtet es nur ſelbſt!
Nicht wahr! Es ſieht mir ähnlich! Ganz und gar.
Es iſt mein eignes, wohlgetroffnes Bild,
Doch in der allerfeinſten Miniatur.
Wie ich die Perl' auch drehe, immer ſchwebt
Mit bunter Kapp' ein kleiner, niedlicher
Kunſtintendant daher im gold'nen Licht.

Pierrot.

Das iſt natürlich und erklärt ſich leicht,
Denn wie ein Spiegel reflectirt die Perle.

Dionisio.

Ja, Pierrot hat Recht; ſein eigen Bild
Kann Jeder auf der Perle ſehn; jedoch dahinter,
Was ſieht man da? Herr Präſident, von Euch
Erwart' ich nun die gründlichſte Erklärung.

Pierrot

(nachdem er die Perle von Arlecchino empfangen hat).

Ja, das iſt Gold, man ſieht's.

Dionisio.

Da könnt Ihr hören.

Alonzo.

O darin ſind wir einverſtanden alle;
Doch welcher Gegenſtand iſt's?

Pierrot.

Ja, — laßt ſehn!
O Himmel, welch ein Schauſpiel ſeh' ich da!
Heil mir, daß ich erlebte dieſe Stunde!

Dioniſio.

Nun alſo!

Alonzo.

Sprich!

Lotario.

Laß hören!

Arlecchino.

Sprich, Pierrot!

Pierrot.

Ach, mir verſagt der Laut, nicht Worte find' ich.
Ich ſehe — eine Schraube.

Dioniſio.

Wie? Was?

Alonzo.

Schraube?

Lotario.

Schraub'?

Arlecchino (bei Seite).

Ei, bei ihm iſt eine Schraube los.

Pierrot.

Doch keine allgemeine und gemeine,
Nein, eine gold'ne, göttliche! Ich ſeh' —
Des Archimedes Schraube ſonder Ende.

Dioniſio.

Von welcher Schraube ſprecht Ihr denn, Pierrot?

Pierrot.

Gnädigſter Herr! Ich brauche Euch nicht zu ſagen, daß Sicilien ſtolz iſt, den großen Mechaniker Archimedes hervorgebracht zu haben, welcher vor mehr als tauſend Jahren lebte. Nun wohl, er hat eine Schraube erfunden, welche ganz anders iſt als alle andern Schrauben. Ich ſetze voraus, daß Euer Gnaden wiſſen, wie eine gewöhnliche Schraube beſchaffen iſt. Ihr wißt dann, daß ſie ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt hineinſchrauben läßt und dann ſtehen bleibt und nicht weitergeht. Die archimediſche Schraube dagegen iſt unendlich. Man kann damit fortfahren zu ſchrauben durch die Ewigkeit der Ewigkeiten in Einer Göttlichkeit, und man kommt mit der Schraube nie zu Ende.

Dioniſio.

Was iſt denn daran Erbauliches?

Pierrot.

Gnädigſter Herzog! Seht Ihr nicht ein, daß dieſe Schraube ein Sinnbild iſt von dem Fortſchritt des menſchlichen Wiſſens durch die Ewigkeit der Ewigkeiten zu einem in aller Ewigkeit unerreichbaren Ziele? Wie die Schraube ſich in einen Baum, oder was es ſonſt ſein mag, einbohrt, ſo bohrt unſer Wiſſen ſich hinein in die Welt und deren Gegenſtände, und kommt nie zu einem Punkt, wo es ſtehen bleibt.

Dioniſio

(die Perle von Pierrot empfangend).

Gnug! Ich will den Narrenſtreichen
Länger nicht die Ohren leihn.
Nur aus Streitluſt widerſprecht Ihr,
Klar und deutlich ſeh' ich's ein.
Gold, gemünztes, zeigt die Perle;
Und das iſt's, drauf ich beſteh'.

Alonzo.

Eine Krone.

Lotario.

Einen Halbmond.

Pierrot.

Eine Schraube.

Arlecchino.

Mein Portrait.

Dioniſio.

Schweiget Alle!

Alonzo.

Beſter Herzog!
Nicht uneinig mach' uns dies.
Glaube Jeder nach Gefallen,
Was die ſchöne Perl' ihm wies.
Mir iſt's auch gleichgültig gänzlich,
Ob gemünztes Gold ſie weiſt,
Oder Harfen, oder Kronen,
Oder drin der Halbmond gleißt,
Ob drin ewiglange Schraube,
Oder Arlecchin erſcheint.
Nichts wird ſie vermuthlich zeigen,
So wie der Baron vermeint.
Einem Jeden aber weich' ich,
Fein und höflich will ich ſein.
Nur erlaubt, daß ich die Perle
Nehm' anitzt, denn ſie iſt mein.

(Er will die Perle aus der Hand des Herzogs nehmen.)

Dionisio
(zurücktretend).

Iſt ſie Euer?

Alonzo.

Das verſteht ſich;
Da ſie der Baron, bedenkt,
Als Brautgabe der Prinzeſſin,
Wie Ihr ſelber ſagt, geſchenkt.

Da ich nun Eu'r Eidam werde,
Daß, o Herr, verſprachet Ihr,
So gehört die Perl' als Brautgab'
Auch mit vollem Rechte mir.

Dioniſio.

Da verkennt Ihr Eure Rechte,
Und das iſt ein falſcher Satz;
Denn als Kronregal verbleibet
Sie im herzoglichen Schatz.

Alonzo.

Dieſes Urtheil iſt nicht billig.
Spreche der Baron doch, wem
Er die Perle gab, der Tochter
Oder Euch, wenn's ihm genehm.

Clotaldo.

Ja, ich gab ſie der Prinzeſſin,
Wie man hohen Göttern giebt,
Was in unſre Hand zu legen
Von dem Glücke ward beliebt.
Doch als Brautgeſchenk nicht hab' ich
Sie gebracht.

Alonzo.

Was fällt Euch ein?

Clotaldo.

Keineswegs war's meine Abſicht.

Alonzo.

Das iſt auch gleichgültig.

Dioniſio.

Nein.
Wenn nicht Brautgab' iſt die Perle,
Habt Ihr auch kein Recht dazu.

Alonzo.

Das thut gar nichts hier zur Sache.
Ich erklär's Euch leicht. Hört zu!
Des Barons wahrhafte Rede
Bringt an's Licht die Wahrheit itzt.
Der Prinzeſſin ſchenkt' er jene
Perle, die ſie nun beſitzt.
Wenn ich die Prinzeſſin führe
Nun mit mir als Mann und Hort,
Geht nach Syrakus auch Alles,
Was das Ihre, mit mir fort.

Dioniſio.

Nimmer, nimmer!

Alonzo.

Beſter Herzog,
Das verwehrt Ihr nimmer mir.

Dioniſio.

Meint Ihr? Seht denn, ich verwehre
Euch es auf der Stelle hier.

Ich verweigr' Euch meine Tochter,
Selber löſ' ich dieſes Band,
Meine Gnade nur verlieh Euch
Meiner Margarita Hand.

Alonzo.

Wie? Was hör' ich? Iſt es möglich,
Daß Ihr ſo wortbrüchig ſeid?
Sind Euch heilig nicht Gelübde?
Brecht Ihr den geſchwornen Eid?

Margarita.

Dank der Perle! Denn ſie hat mich
Frei gemacht! Ja, ich bin frei!

Clotaldo (bei Seite).

Sie iſt frei. Du zeigeſt, ſchöne
Perle, Deine Zauberei.

Dioniſio.

Hört Ihr's? Selber ſagt ſie, daß ſie
Euch nicht liebt noch wünſcht zu frei'n.

Alonzo.

Früher ward ſie nicht gefraget,
Ihr erlaubtet ihr kein Nein.
Eure Tochter laßt Ihr gerne,
Haltet ſchwerlich ſie zurück,
Wenn Euch nur die Perle bleibet,
Darein ſetzt Ihr Euer Glück.

Dioniſio.

Schweigt, Verworfner!

Alonzo.

Laßt mich ſprechen!
Mehr noch geb' ich Euch Beſcheid.
Ihr erregt durch Eure Habſucht
Dieſe Zwietracht, dieſen Streit.
Ich verſteh's, den Pfeil zu ſenden
In der Habſucht Bruſt. Hört an,
Welcher Weiſ' ich Eure gier'ge
Habſucht langſam quälen kann.
Denn von nun an werd' ich zahlen
Keinen Deut an Euch mehr, ſchaut!
Treulos ſeid Ihr ja, Ihr raubet
Mir die Perle ſammt der Braut.

Dioniſio.

Da in dem, was Ihr mir vorwerſt,
Ihr Euch recht mit Luſt ergeht,
Sollt Ihr zur Vergeltung hören,
Worin Euer Fehl beſteht.
Bin ich geizig? Meinethalben!
Doch Ihr ſeid ehrgeiz'gen Muths;
Denn ſchon längſt habt Ihr getrachtet
Frei zu werden des Tributs.
Ungern nur erkennet Ihr mich
Als den Oberherren an,

Der von Euch und allen Grafen
Jahrstribut verlangen kann.
Euer Trotz ſoll mich nicht ſchrecken.
Jener Punkt behebt ſich bald.
Zahlt Tribut Ihr nicht mit Güte,
Hol' ich mir ihn mit Gewalt.

Alonzo.

Gut! Das hör' ich mit Vergnügen.
Sprecht Ihr aus des Krieges Wort?
Daran ſoll es Euch nicht mangeln,
Krieg ſollt haben Ihr ſofort.
Hab' ich hundert doch Vaſallen,
Horchend meinem Herrſcherlaut;
Alle kommen noch Palermo
Mir zu holen Perl' und Braut.

Clotaldo.

Frecher Prahler, nicht ein Wort mehr!
Denn die Rache weilt nicht fern.
Hier iſt Jemand, der da ſchützet
Dieſes Land und ſeinen Herrn.
Herzog, Ihr habt mir geſchenket
Euer blankes Ritterſchwert:
O vergönnt, daß ich im Kampfe
Eurer Gabe werde werth!

Alonzo.

Laßt Ihr gröblich Euch vernehmen,
Neugebackner Rittersmann?

Glaubt ein Knabe, daß das Land er
Und den Herrn beſchützen kann?

Clotaldo.

Ha, bei'm Himmel! — —

Dioniſio.

Schweiget Beide!
Ich auch ſprech' ein einz'ges nur!
Graf Alonzo, geht, und laßt mich
Nicht betreffen Eure Spur!

Alonzo.

Mögt Ihr Euch nur ſelber hüten!
Nun genug! Lebt wohl! Ich geh'.
Bitter werdet Ihr's bereuen,
Trifft Euch künftig Leid und Weh.
(Geht hurtig ab, von Lotario begleitet.)

Achte Scene.

Dioniſio. Margarita. Clotaldo. Arlecchino.
Pierrot.

Dioniſio.

Er geht mit Trotz? Geſchehe, was da will!
Die Tochter iſt gerettet ſammt der Perle.

Pierrot.

Ach, lieber Gott, ſo ſoll es Krieg nun geben?
Der hemmt ja unſres wiſſenſchaftlichen
Fortſchritts unendliche Progreſſion.

Arlecchino.

Der Kunſt auch. Inter arma silent Musae.

Clotaldo.

Im Krieg' erwacht der Mann erſt zur Bewußtheit,
Im Kriege zeigt der Dichter ſich als Held.

Arlecchino.

Glaubt Ihr?

Clotaldo.

Gewiß! Die Dichtkunſt iſt heroiſch,
Heroiſch alle Kämpfe für die Schönheit.

Margarita.

Krieg löſt die Band'; in Kämpfen und in Kriegen
Kann ſelbſt ein Mädchen Freiheit ſich erſiegen.

Dioniſio.

Wohlan! So laßt uns denn Maßregeln nehmen.
Auf Vorſicht kommt es doch vor Allem an.
Ich ſelber will beſchirmen meine Tochter;
Die Perl' indeſſen, dies koſtbare Kleinod,
Will ich im Ritterſaal' mir aufbewahren,
Und drum die Wache dort verſtärken laſſen.

(Zu Arlecchino und Pierrot)

Euch, meine treuen und gelehrten Diener,
Beſtell' ich dort als Wache für den Schatz.
Ihr ſollt ihn mir bewachen Tag und Nacht.
Im Ritterſaal ſollt Ihr Euch niederlaſſen
Zum Schutz jedweden dort verborgnen Schatzes,
Jedoch beſonders jener ſeltnen Perle.
Ihr bürgt mit Eurem Haupt mir männiglich!

(Ab mit der Prinzeſſin; die Andern folgen.)

Vierter Act.

Ritterſaal auf dem Schloß in Palermo.

An den Wänden hängen Bildniſſe von Rittern, ganze Figuren in Lebensgröße. Drei von dieſen Gemälden ſind auf der Wand angebracht, welche den Hintergrund bildet, und mit einem ſeidenen Vorhang verdeckt, welcher nur die reichen goldenen Rahmen ſehen läßt. Thüren finden ſich nur an den Seitenwänden. Im Vordergrunde ſtehen zwei einfache Feldbettſtellen für Arlecchino und Pierrot, eine auf jeder Seite; und zwiſchen den Betten iſt eine Erhöhung, worauf ein goldenes Gefäß ſteht, in welchem ſich die Perle befindet.

Erſte Scene.

Arlecchino und Pierrot, ſitzend, jeder auf dem Seitenbrett ſeines Bettes.

Arlecchino.

Guten Morgen, Pierrot!

Pierrot.

Guten Morgen — — (indem er aufſteht und einige

Schritte macht) Aber was iſt das für eine Rede! Es iſt ja nicht Morgen, es iſt eher Abend.

Arlecchino.

Ach ja! Das iſt ja auch wahr. Aber ich hatte grade ein kleines Schläfchen gemacht.

Pierrot.

Ihr ſchlaft zu viel, Arlecchino!

Arlecchino.

Und doch bin ich noch nie aufgewacht mit einer Perlenſchnur um den Hals.

Pierrot.

Ja, wenn Ihr mit der Abſicht ſchlaft, ſo könnt Ihr fortfahren zu ſchlafen bis zum jüngſten Gericht.

Arlecchino

(indem er aufſteht und vortritt).

Sagt das nicht! Das Glück kann eben ſo gut zu dem Einen wie zu dem Andern kommen.

Pierrot.

Denkt doch nicht mit Ernſt an dergleichen. Sagt lieber, daß Ihr ſchlaft, weil Ihr Euch langweilt; das iſt ein gültiger und hinreichender Grund.

Arlecchino.

Ja, das weiß Gott! Er iſt mehr als hinreichend. Es war auch ein verzweifelter Einfall von dem Herzog, uns Tag und Nacht in dieſem großen Ritterſaal einzuſchließen, wo Einem ganz wunderlich zu Muthe wird, daß man in Geſellſchaft iſt mit des Herzogs hochſeligen Vorfahren, die hier an der Wand hängen und herunterglotzen, als ob ſie die Abſicht hätten aus den Rahmen herauszutreten und zu uns nieder zu ſpazieren.

Pierrot.

Ihr habt eine allzulebhafte Phantaſie.

Arlechino.

Das iſt unmöglich. In meiner Stellung, in meinem Fache kann ich ſie nicht lebhaft genug haben. Ihr dagegen müßt darauf ſehen, ſie bei Euch zu erſticken, gleich bei dem kleinſten Funken.

Pierrot.

Das iſt auch mein Bemühen.

Arlechino.

Und es glückt Euch herrlich.

Pierrot.

Bei alledem könnte es mir in dieſer Einſamkeit wohl zu gut kommen, im Fall ich, wie Ihr, im Stande wäre, ein Bischen zu träumen und zu phantaſiren; es würde mich doch einigermaßen unterhalten.

Arlechino.

O, das iſt eine ſchauderhafte Unterhaltung! Beneidet ſie mir nicht!

Pierrot.

Ja was zum Henker ſoll man denn vornehmen? Man ſieht keinen Menſchen, man hört nichts Neues. Verſprach nicht Baron Clotaldo geſtern Abend, uns zu beſuchen?

Arlecchino.

Ja, das iſt wahr! Er wollte den Ritterſaal mit allen ſeinen Seltenheiten ſich anſehn.

Pierrot.

Das iſt doch ein Troſt; denn aufrichtig geſagt, Arlecchino, wir langweilen uns fürchterlich gegenſeitig.

Arlecchino.

Das thun wir auch. Wenigſtens kann ich es von meiner Seite verbürgen.

Pierrot.

Und ich von meiner Seite.

Arlecchino.

Wenn wir alſo unſre gemeinſchaftliche Langweile addiren — Ach Herr Gott, was fällt mir da ein! Wir, die wir durch Addition das All werden ſollten, das ganze menſchliche Beſtreben, das Abſolute ſelbſt, wie iſt es möglich, daß wir in unſerm gegenſeitigen Umgang Etwas vermiſſen können? Wenn wir ſelbſt Alles ſind, ſo iſt ja Nichts außer uns.

Pierrot.

Sehr wahr; aber das, was wir anſtreben, ſind grade einige Nullen, die zu unſrer Zahl hinzugefügt, nur deren Werth erhöhen können.

Arlecchino.

Glücklicherweiſe höre ich ſchon eine Null ſich nähern, ich meine einen Menſchen, der nicht wir iſt.

Pierrot.

Das iſt gewiß der Baron.

Arlecchino.

Gott ſegne ſeine Null!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Clotaldo.

Pierrot.

Willkommen, Herr Baron!

Arlecchino.

Willkommen! Es freut uns recht, Euch zu ſehen.

Pierrot.

Was giebt es Neues in der Stadt?

Clotaldo.

Das Neueſte iſt, daß Graf Alonzo aus ſeiner Drohung wirklich Ernſt gemacht hat, und daß er mit einem bedeutenden Heer in Anmarſch iſt. Das Gerücht geht ſogar, daß er in der Nacht ganz heimlich bis zur Umgegend hergekommen ſei und ſeine Truppen hinter den Bergen verſteckt halte. Ungeachtet dieſem Gerücht Niemand Glauben ſchenkt, hat der Herzog doch einige Ritter zur Recognoscirung abgeſchickt.

Pierrot.

I du großer Gott!

Arlecchino.

Das wäre ja erſchrecklich!

Clotaldo.

Es hat keine Noth, das Gerücht iſt übertrieben; laßt uns nicht mehr daran denken. Ich komme, Eurer Einladung zufolge, um dieſen Saal und alle die Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen, die der Sage nach darin aufbewahrt werden.

Arlecchino.

Das iſt uns herzlich lieb. Niemand kann beſſern Beſcheid darüber geben als wir.

Pierrot.

Denn ſowie dieſe nationale Kunſt- und Naturalienkammer ſtets unter der Aufſicht des Kunſtintendanten und des Wiſſenſchaftspräſidenten ſteht, ſo wißt Ihr auch, daß dieſe Aufſicht uns noch ſpecieller anvertraut iſt in dieſen Tagen und Nächten.

Arlecchino.

Sonſt pflegen wir durch einen Bedienten die Fremden umherführen zu laſſen, die dieſe Raritäten zu beſichtigen wünſchen; aber was Euch betrifft, Herr Baron, da rechnet es ſich Jeder von uns zur Ehre, in eigener Perſon Euer Cicerone zu ſein.

Pierrot.

Um ſo mehr, da wir keinen Augenblick das Gebäude verlaſſen dürfen.

Arlecchino.

Die Raritäten ſind theils hier in dem Rittersaal ſelbſt aufbewahrt, theils in den großen Korridoren, durch welche Ihr gekommen ſeid, als Ihr hierhergingt. In einem von den Korridoren werdet Ihr ſchon die herzogliche Münzſammlung bemerkt haben, welche unter meiner perſönlichen Inſpection ſteht.

Pierrot.

Und in einem andern Korridor werdet Ihr die herzogliche Sammlung von ausgeſtopften Thieren entdeckt haben, welche ſämmtlich unter meiner Protection ſtehen.

Arlecchino.

Aber weder die Münzen, noch die ausgeſtopften

Thiere ſind würdig hier in das Allerheiligſte hereinzukommen, wo man nur die Bildniſſe von unſers großen Herzogs hochſeligen Vorfahren aufbewahrt.

Pierrot.

Und von jetzt an zugleich die koſtbare Perle, die unläugbar die theuerſte und wunderbarſte von allen Raritäten iſt, die hier aufbewahrt werden.

Arlecchino.

Seht hier! Sie hat über Nichts zu klagen. Hier liegt ſie auf einer goldenen Schüſſel auf dieſer Erhöhung, welche in der Mitte zwiſchen unſern Betten errichtet iſt, damit wir ſelbſt im Schlaf ſie in unſrer Nähe haben.

Pierrot (ſeufzend).

Ihr wißt, daß wir mit unſerm Leben dafür einſtehen ſollen.

Arlecchino (gleichfalls).

Ach ja!

Pierrot.

Iſt es Euch nun gefällig zuerſt Alles zu beſehen, was ſich hier im Saal findet, ſo werden wir nachher die Ehre haben, Euch in den Korridoren umherzuführen.

Arlecchino.

Hier ſeht Ihr eine Sammlung von Familienbildniſſen, gemalt von berühmten Künſtlern, welche jetzt alle todt ſind. Hier hängt der ſelige Herzog, Vater des jetztregierenden; hier hängt der Großvater, hier der Aeltervater, hier der Urältervater.

Clotaldo.

Wer ſind die drei, welche dort an der Wand mit einem ſeidenen Vorhange verdeckt ſind?

Pierrot.

Die wollte ich Euch grade jetzt zeigen.

Arlecchino.

Dieſe drei Gemälde waren bisher der größte Schatz, welchen der Herzog beſaß, und ſind nun, nachdem die Perle dazugekommen iſt, der nächſtgrößte.

(Pierrot und Arlecchino ziehen den Vorhang weg; man ſieht drei Figuren von gleicher Größe und in gleichen Ritterharniſchen wie die andern.)

Pierrot.

Dieſe drei Bildniſſe ſind beſonders merkwürdig wegen des Alterthums; denn ſie ſind ſo alt, daß Niemand zur Zeit weiß, wen ſie vorſtellen.

Arlecchino.

Und ſie ſind nicht minder merkwürdig wegen der vortrefflichen Arbeit, denn kein neuerer Maler vermag einen ſolchen Pinſel zu führen. Ich halte dafür, daß ſie koſtbare Ueberbleibſel der griechiſchen Malerkunſt ſind, von welcher ſonſt ſo gut wie keine Spur mehr vorhanden iſt. Meine Hypotheſe gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie viele Colonien die alten Griechen nach Sicilien geſchickt haben. Iſt doch ſogar dieſer ganze herzogliche Palaſt auf den Ruinen eines ehemaligen griechiſchen Tempels erbaut.

Pierrot.

Des Herrn Intendanten Hypotheſe iſt ſehr ſinnreich. Aber was dieſe Figuren vorſtellen, darüber habe ich noch nie irgend eine befriedigende Meinung gehört. Weder die Kunſtakademie noch die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat es bis jetzt ergründen können. So viel darf man jedoch einigermaßen als abgemacht annehmen, daß ſie keinen von den herzoglichen Vorfahren vorſtellen; denn, wie Ihr ſeht, hat jeder von ihnen Flügel an den Ferſen, und dieſes Attribut dürfte doch kaum ſelbſt den Allerälteſten des herzoglichen Stammes zugekommen ſein.

Arlecchino.

Ihr ſeht, daß ſie alle Drei in Rüſtung und bewaffnet ſind, aber auf verſchiedene Weiſe. Der Eine iſt in leichter Rüſtung und trägt Pfeile und Bogen; der Andere iſt in etwas ſchwererer Rüſtung und hat ein Schlachtſchwert in der Hand; der Dritte hat eine noch ſchwerere Rüſtung und iſt mit Spieß und Schild verſehen.

Clotaldo.

Es iſt ſonderbar, daß mir dieſe Figuren ſo bekannt vorkommen; ich muß ſie früher geſehen haben.

Pierrot.

Früher geſehen haben? Ha! ha! ha! Nein, mein guter Freund, davor könnt Ihr ruhig ſein. Wenn dieſe Gemälde Bildniſſe ſind, ſo müſſen die Perſonen, welche ſie vorſtellen, lange vorher gelebt haben, ehe Ihr geboren wurdet, zu einer Zeit, da die Menſchen Flügel an den Ferſen hatten, — — im Fall eine ſolche Zeit jemals geweſen iſt.

Arlecchino.

Und wenn ſie, wie es wahrſcheinlich iſt, nur Allegorien ſind, ſo könnt Ihr ſie um ſo weniger geſehen haben. Ich will Euch meine Hypotheſe zum Beſten geben.

Pierrot.

Ich habe 'allerdings eine andre, aber in einer ſo zweifelhaften Sache iſt es gut, die entgegengeſetzten Anſichten zu hören.

Arlecchino.

Sofern mein Kennerblick nicht iſt von neulich,
Sind dieſe drei Figuren allegoriſche;
Und ſo viel iſt denn eben das Notoriſche,
Und Jedem zeigt ſo viel ſein Auge treulich.

Jedoch der Künſtler hat bezweckt faſt gräulich
Durch ſeiner Farben Spiel das Illuſoriſche;
Der Geiſt des Schreckens zeigt ſich, der hiſtoriſche,
Durch ſeinen Pinſel, den ich nenn' jungfräulich.

O welche Dreiſtigkeit in dieſen Zeichnungen!
Und welch ein Studium in den Strahlenbrechungen!
Und welche perſpectiviſchen Berechnungen!

Schaut ſtaunend Pfeil' und Bogen hier, die mächtigen,
Spießes und Schlachtſchwerts blutige Bezeichnungen, —.
Und Euer Herz — wird ſich des Sinns bemächtigen.

Pierrot.

Mit Verlaub, ich kann Euch hierin nicht ganz beipflichten. Nach meiner unvorgreiflichen Meinung ſtellen dieſe drei Figuren die drei Winde vor, welche beſonders die Witterung beſtimmen. Deßwegen haben ſie Flügel an den Ferſen. Die Figur in der leichten Rüſtung mit Pfeil und Bogen bedeutet den leichten Weſtwind, den flüchtigen Zephyr. Die etwas ſchwerere Figur mit dem Schlachtſchwert ſoll der Oſtwind ſein, der oft ein ſehr gewaltſamer Wind iſt. Endlich die ſehr ſchwere Figur mit dem Spieße iſt der Nordwind, der unſre Kleider und unſre Häuſer gleichſam mit ſcharfen Spießen durchdringt. Daß kein viertes Bild da iſt, um den Südwind vorzuſtellen, iſt nach meiner Anſicht ein ſprechender Beweis von dem hohen Alterthum

der Bilder; denn wahrſcheinlich ſind ſie in einem
alter gemalt, wo der vierte Wind noch nicht
war.

Arlecchino.

O ja, das läßt ſich hören; aber ich bleibe be
ner Meinung.

Pierrot.

Wie dem auch ſein mag, laßt uns den V
wieder vorziehn. Unſer Herr bewahre ſie davor
den zu nehmen.

(Arlecchino und Pierrot ziehen den Vorhang vor
Gemälde.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Lotario kommt, begleitet
einigen Soldaten.

Lotario.

Schön! Das gelang vollſtändig! Trefflich! Herrl
Hier iſt der Ritterſaal, — und hier die Perle!

Pierrot.

Bewahr' uns Gott!

Arlecchino.

Was giebt's?

Clotaldo.

Lotario!

Lotario.

Ah, ſeh' ich recht? Ihr beiden braven Männer,
Die Ihr die Perle ſo getreu bewacht!
Und auch der Herr Baron? — Ei, das iſt ſchön!

Arlecchino.

Ihr kommt auf's Neu'?

Pierrot.

Und mit Soldaten?
Was ſoll das bedeuten?

Clotaldo (bei Seite).

Welche Ahnung!

Lotario.

Ihr führt fürwahr ein eingezognes Leben;
Ich muß Euch wohl die Neu'gkeit erzählen,
Die ſchon die ganze Stadt weiß?

Clotaldo.

Nun?

Arlecchino.

Laßt hören!

Pierrot.

Gott ſegn' es Euch! Erzählt uns etwas Neues!

Lotario.

Mit liſt'ger Ueberrumplung hat mein Herr,
Der edle Graf Alonzo, Stadt und Schloß
Mit Handſchlag weggenommen. Paniſch war
Der Schrecken, der Palermo's Heer ergriff.
Zum offnen Feld ergriffen ſie die Flucht,
Und alle Wachen in der Stadt und Plätze
Sind nun von Graf Alonzo's Heer beſetzt.

Clotaldo.

Doch die Prinzeſſin und der Herzog?

Lotario.

Beide
Sind über Hals und Kopf davongeflohn.
Man ſah, wie ſie zum Meeresufer eilten.
Der Graf hat ihnen Mannſchaft nachgeſandt.
Bald werden ſie erſcheinen als Gefangne.

Clotaldo

(die Hand an das Schwert legend).

Helft, helft! Zum Beiſtand!

Lotario.

Stille!

(Die Soldaten umringen Clotaldo.)

Wenig nützt

Euch jeder Widerſtand, ſowie Ihr ſeht.
Heraus könnt Ihr nicht kommen; doppelte,
Dreifache Wache ſteht vor jeder Thür.

Vierte Scene.

(Es fängt an dunkel zu werden.)

Die Vorigen. Alonzo, gleichfalls von Soldaten begleitet.

(Arlecchino und Pierrot bücken ſich ſehr tief vor dem Grafen.)

Lotario.

Was Ihr befahlt, Herr Graf, es iſt geſchehn.
Der Ritterſaal iſt jetzt in unſrer Macht,
Und unbeſchädigt liegt die Perle hier.

Alonzo.

Ei, ſchön, Lotario! Ich weiß, auf Dich
Kann ich, wie auf mich ſelber, mich verlaſſen.

Lotario.

Fing man den Herzog? Fing man die Prinzeſſin?

Alonzo.

Nein! Als zum Meere meine Boten kamen,
Da hatten beide ſchon ein Schiff beſtiegen,

Das auf der Rhede lag, und lichteten
Die Anker flugs und ſegelten hinweg.

Clotaldo.

Dem Himmel Dank für dieſe frohe Botſchaft!
Nun kann ich ruhig ſein.

Alonzo.

Wer ſpricht da? Ah,
Der neugebackene Baron! Nun, das iſt hübſch!
So iſt er auch in unſerer Gewalt.
Das geht vortrefflich! — Heute Abend will ich
Mit Euch nicht ſprechen; heut' hab' ich nicht Zeit.
Indeß ich will Euch nicht vergeſſen. Morgen
Bei Sonnenaufgang ſollt Ihr von mir hören.
Kaum möchtet Ihr den Untergang noch ſehn.
Ich ſchuld' Euch Antwort auf gewiſſe Worte,
Die jüngſt Ihr an Palermo's Hof geſprochen.
Gründlich ſoll meine Antwort ſein. Alonzo
Scherzt nicht mit ſeiner Drohung, wie Ihr ſeht.
Er weiß auch ſeine Drohung auszuführen.

(Zu Arlecchino und Pierrot, welche noch vor ihm ſtehn und ſich bücken)

Ihr Guten, Eure Huld'gung nehm' ich an.

Pierrot.

O gnädigſter Herr Graf, wir ſehn in Euch
Unſern Befreier.

Arlecchino.

Ja, unſern Befreier!
Wir haben uns ſo fürchterlich gelangweilt.

Alonzo.

Wohl war es ein langweilig Regiment,
Doch nun iſt es vorbei, und ich bin Herrſcher.
Ihr ſeid ein braves Paar und ſehr gelehrt,
Genies, die immer ſich gebrauchen laſſen.
Drum will ich Euch in meine Dienſte nehmen,
Wenn Ihr mir Treue ſchwört und Huldigung
Als Eurem neuen Souverän.

Arlecchino und Pierrot.

Wir ſchwören!

Alonzo.

Wohlan, ſo ſeid Ihr denn auf's Neu' beſtätigt
In Eurem Amt, und Alles bleibt beim Alten.
Ihr bleibt im Ritterſaal auf Eurem Poſten
Bei Tag und Nacht, und paßt wohl auf die Perle,
Auf die Gemälde, wie auf alle Schätze.
Und dann noch Eins! Clotaldo bleibt bei Euch
Auf dieſe Nacht, nicht länger. Er iſt ſelbſt
'ne Rarität, die man bewachen muß.
Bewacht ihn eben ſo ſorgfältig, wie
Die andern Schätze. Thut er Widerſtand,
So ruft die Wachen, die dort an der Thür:

Poſtirt ſind. Und nun gute Nacht, Ihr Herrn!
Ihr bürgt mit Eurem Leben für Clotaldo,
Wie für die Perle, die Gemäld', und Alles.

(Ab, begleitet von Lotario und allen Soldaten.)

Fünfte Scene.

Arlecchino. Pierrot. Clotaldo.

(Die Dunkelheit nimmt allmälig zu, ohne doch in Nacht überzugehn.)

Arlecchino.

Sieh da! Das war alſo das Ende dieſer Staatsumwälzung!

Pierrot.

Ja, das mögt Ihr wohl ſagen! Es iſt accurat, als ob Nichts paſſirt wäre.

Arlecchino.

So können wir uns denn zur Ruhe legen, und unſer langweiliges Leben von vorn anfangen.

Pierrot.

Hab' ich's nicht gedacht? Das eine Regiment iſt nichts beſſer als das andre. Man könnte eben ſo gern behalten, was man hat.

Clotaldo.

Er droht mir mit dem Tode! — Ich ſoll ſterben!
Und jetzt, jetzt möcht' ich doch ſo gerne leben!

Arlecchino (zu Clotaldo).

Ihr müßt Euch zu faſſen ſuchen.

Pierrot.

Bedenkt, daß wir den Weg zuletzt Alle machen.

Clotaldo.

Ich führ' an meiner Seit' ein Schwert, und hätte
Doch nicht die Macht, das Leben mir zu retten?

(Zieht das Schwert. Arlecchino und Pierrot fahren zurück.)

Du Gabe meines Herzogs, aus der Hand
Der Schönheit, ſei du meines Lebens Schutz!
Doch, wenn ich ſterben ſoll, ſo laß mich fallen
Mit dir im Kampf für den rechtmäß'gen Herrn!
Wie Albertazzo fiel im blut'gen Kampf
Durch Berengar, des Thrones Uſurpator,
So laß ankämpfen mich dem Uſurpator,
Und ihn verjagen und dann rühmlich ſterben
Gleich jenem, deſſen Ruf mich hat begeiſtert!

(Arlecchino und Pierrot nähern ſich ihm vorſichtig.)

Arlecchino.

Menſch, was habt Ihr im Sinne?

Pierrot.

Was wollt Ihr mit dem bloßen Schwert?

Arlecchino.

Es iſt ein Verſehen, daß man Euch nicht die Waffen abnahm, als Ihr arretirt wurdet.

Pierrot.

Fort mit dem Schwert!

Clotaldo.

O nein, laßt's mich behalten! Ich gelob' Euch,
Es niemals gegen Euch zu brauchen.

Arlecchino.

Das iſt ſchon gut.

Pierrot.

Aber gegen wen denkt Ihr es denn zu brauchen?

Clotaldo

(plötzlich niedergeſchlagen).

Ach, gegen Niemand! Waffenlos ja bin ich,
Obſchon den Stahl in meiner Hand ich trage.
Ich bin ein Vogel in dem Käfig. Was
Vermöcht' ich gegen jene Wächter draußen?

Arlecchino.

Sehr wahr!

Pierrot.

Das ſolltet Ihr bedenken.

Clotaldo.

Ich habe dieſe Nacht nur noch zu leben.
So will in letzter Stund' ich mich erfreun
Am Anblick dieſer Gabe, die mein Herzog
Mir ſchenkte; laben ſoll mich die Erinn'rung
An die daran geknüpfte ſchöne Hoffnung, —
Die ſchöne, ach, ſo herb getäuſchte Hoffnung!

Arlecchino (zu Pierrot).

Der Menſch ſcheint mir ganz zahm zu werden; ich denke, wir können ihm dies letzte Vergnügen in dieſem Leben gönnen.

Pierrot.

Warum nicht? Das Riſiko iſt ja nicht groß, denn draußen ſind Leute genug, ihn in Reſpect zu halten, falls es nöthig wäre. Sollen wir zu Bette gehn?

Arlecchino.

Woran denkt Ihr? Unſre Verantwortlichkeit iſt zu groß. Die Nacht müſſen wir wachen, oder höchſtens nicken, aber uns nicht auskleiden, nicht zu Bette gehn. Wir müſſen bei dem geringſten Laut bereit ſein.

Pierrot.

Ja, es iſt wahr. Wir haben einen neuen Herrn bekommen, und neue Beſen fegen gut. So will ich mich denn auf die Bettkante ſetzen, und ſehen, ob ich auf die Art etwas Ruhe finden kann.

Arlecchino.

Das will ich auch. Und ſollte es geſchehn, daß wir ein Bischen einnickten, ſo hätte es auch nichts zu ſagen.

(Sie ſetzen ſich, jeder auf die Kante ſeines Bettes, und fangen bald an mit den Köpfen zu nicken.)

Clotaldo

(im Vordergrunde zwiſchen ihnen ſtehend, indem er ſich auf das gezogene Schwert ſtützt).

Was iſt die Quelle dieſer ganzen Noth?
Die Perle! Ja nichts Andres als die Perle,
Die ihren Werth ſchon ganz für mich verlor,
Seitdem die wahre Perl' ich hier geſchaut.
O Margarita, welche Ahnung nahm
Mir die beglückte Bruſt ein. Ja, um Dich,
Dich zu beſitzen hätt' ich kämpfen wollen,
Dich mir erſiegen, Du, der Perlen Perle,
Du Seelenabdruck, Wahrheitsphänomen,
Du Bild des Geiſtes, kein erlogner Glanz,
Kein Spiel der dunkeln Kräfte der Natur,
Wie dieſes falſche Bild, die Perle hier,
Die ird'ſchen Werth nur hat, und dennoch Haß
Und Zwietracht wecken kann. Unſelig war
Die Stunde, da ich träumend dich empfing,

Und auch die Stunde, wo ich dich gebracht
An dieſen Hof. Du wardſt ein Zwietrachtsapfel.
Durch dich hat dieſes unglückſel'ge Land
Den rechten Herrſcher eingebüßt und iſt
Der blutigen Gewaltthat preisgegeben.
Durch dich iſt Margarita mir geraubt;
Durch dich muß morgen ich den Tod erleiden.
War's eine Fee, die mir die Perle gab,
So iſt ſie gütig nicht, nein, böſ' und grauſam!
Hier ſteh' ich, eingeſperrt, und ohne Rettung,
Belacht von dieſem Schwert, das nur ein Spielzeug
In meiner Hand iſt. Nun ſo ſpiel' ich denn,
Beim Himmel, auch damit, da ich's noch kann.
Du ſchlechtes Blendwerk, Mutter du der Täuſchung,
Zur Hexe fort mit dir, von der du kamſt!

(Er haut die Perle mit ſeinem Schwert in Stücke.)

Chor von Sylphen
(hinter der Scene).

Weh! Weh! Weh!

(Muſik, welche von jetzt an bis zum Schluß des Acts an gewiſſen Stellen melodramatiſch einfällt.)

(Arlecchino und Pierrot ſpringen auf.)

Arlecchino.

Was war das für ein Ton?

Pierrot.

Die Perle iſt in tauſend Stücken.

Arlecchino.

Die Perle! Das koſtet mir das Leben!

Pierrot.

Das koſtet mir das Leben!

Cistaldo.

Stille! Seht!

(Ein Roſenbaum ſchießt auf durch die Erhöhung auf der Stelle, wo die Perle lag.)

Arlecchino.

Was iſt das? Da wachſen ja Blumen in die Höhe!

Pierrot.

Das iſt eine Roſe — — — das iſt die rosa canina.

(Der Roſenbuſch öffnet ſich und macht einem Sylphen Platz, der ſich auf die Spitze des Buſches erhebt, wo er in einer ſchwebenden Stellung verbleibt.)

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Sylphen.

Pierrot.

Aber was iſt doch das für Hexerei? Träum' ich oder bin ich wach?

Arlecchino.

Ihr träumt, und ich zugleich.

Sylphe

(beſtändig auf der Spitze des Roſenbuſches ſchwebend).

Du haſt, Clotaldo, mit dem Schwert zerſplittert,
Was mit der Täuſchung Band Dich hielt zuvor;
Morgana ſieht's von ihrer Wolk' und zittert.

Die Roſe wuchs auf Deinen Schlag empor;
Der Wahrheit Bild, die Roſ', erglüht im Scheine,
Doch quillt ihr Geiſt auch als Gedüft hervor.

Ich aber, eingeſchloſſen in die reine,
Die klare Perl', entſchweb', einſt Magd, nun frei
Von der Magie, nun aus dem Roſenhaine.

Und wie Du löſteſt mich von Zauberei,
Weißt Du zum Wahrheitswort mich auch zu zwingen.
Denn mit der Täuſchung Macht iſt es vorbei.

Laß mit der Wahrheit Ruf den Gruß Dir bringen:
Heil Albertazzo's hohem Fürſtenſohn!

Elsalde.

Wie? Seinem Sohn?

Sylphe.

Vernimm die Botſchaft klingen!

Er zahlte mit dem Tod des Sieges Lohn,
Sie, Deine Mutter, Alba, hinterlaſſend,
Die junge ſchöne. Ach, wiewohl entflohn

Ertränkte ſie Morgana. Bitter haſſend
Iſt Feenhaß — — — Still! Was ich itzt geſehn,
Vernimm es, meine wahre Rede faſſend!

Morgana ließ furchtbaren Sturm entſtehn;
Dein Herzog war zu Schiffe fortgezogen,
Der Sturmwind raſ't, das Schiff muß untergehn.

Doch Margarita'n hebt ſie aus den Wogen
Zu ihrem Schloß; die Sylphen im Verein
Sind der Prinzeſſin allzumal gewogen.

Morgana haſſet Dich und all was Dein,
Du willſt nicht ſitzen mehr am Täuſchungsfeſte,
Sie will, die Wahrheit ſoll Dein nimmer ſein.

Ruggiero's Sprößling, Samen vom Stamm Eſte!
Sie will, weil Deine Liebe Wahrheit iſt,
Dir mit dem Gegenſtand entziehn das Beſte.
Clotaldo, Heil Dir, wenn Du Sieger biſt!
(Der Sylphe entflieht, der Roſenbaum verſchwindet.)

Siebente Scene.

Arlecchino. Pierrot. Clotaldo.

Clotaldo.

Morgana, falſches Weib, die mir die Mutter
Gemordet, und geraubt mir die Geliebte.
Mit dieſem Schwert wird Albertazzo's Sohn
An Dir ſich rächen und die Braut befrei'n.
Zum Kampfe mit den Feen! Auf, zu den Wolken!

Arlecchino (ihn anfaſſend).

Menſch, nehmt doch Eure Vernunft zu Hülfe! Wie wollt Ihr in die Wolken hinaufkommen?

Pierrot.

Er iſt wahnwitzig geworden, aber das kann dem Beſten begegnen nach dem, was ihm paſſirt iſt.

Clotaldo.

Laßt mich! Ich will hinauf zum Wolkenſchloß,
Wo Margarita des Befreiers harrt.
Zu Hülfe! Wer gewährt mir Hülfe?

Drei Stimmen
(aus dem Hintergrunde).

Wir!

Pierrot.

Was war nun das?

Arlecchino.

Wer antwortete?

(Der Vorhang vor den drei Gemälden im Hintergrunde zerreißt. Die drei gemalten Figuren bekommen Leben, treten aus den Rahmen und gehen zu Clotaldo hin.)

Achte Scene

Die Vorigen. Die drei bewaffneten Männer.

Arlecchino.

Hu, Herr Jemini!

Pierrot.

Welche furchtbare Spukerei!

(Arlecchino und Pierrot werfen ſich jeder in ſein Bett, und ziehen die Decken über die Köpfe.)

Erſter bewaffneter Mann
(zu Clotaldo).

Herr, ich bin Dein Sklav, zu dienen
Hab' ich Deiner Worte Schall;
Du biſt Dichter, deßhalb bin ich
Dein beſtändiger Vaſall.
Drum vor Dir mit Pfeil und Bogen
Beug' ich mein gehorſam Knie;
Denn ich bin der hurt'ge, leichte,
Der Trochäus bin ich, ſieh!

Zweiter bewaffneter Mann.

Ich Jambus, in der Hand das ſtarke Schwert,
Bin gleichfalls Dein Vaſall, bereit zu tragen
In raſchem Flug empor Dich zu den Wolken.

Dritter bewaffneter Mann.

Eidſchwur ſchwört drauf zuletzt Dir, Herr, auch der Moloſſus!
Den Spieß führ' ich, den Schild führ' ich, ſchwer geht mein Fußtritt.
Hoch geht mein Flug, des Aars Flug geht ſogar ſo hoch nicht.

Clotaldo.

Und könnt Ihr durch die Wachen ungeſehn
Mich bringen, die jedweden Ausgang ſperren?

Zweiter bewaffneter Mann.

Das iſt nur leicht, o Herr! Wir haben Flügel
An unſern Ferſen, nehmen Dich im Arm,
Und fliegen wind- und pfeilſchnell mit Dir fort.
Im offnen Feld erſcheinen auch die Brüder.
Der Daktylus, der Bruder des Trochäus,
Kommt augenblicks; ich habe drei der Brüder,
Den Anapäſt, den Kretikus, den Päon.
Doch der Moloſſus bringt die größte Schar.
Zahlreich iſt ſein Geſchlecht an Choriamben,
An Epitriten, an Parapäonen,
Und an den bacchiſchen Jonikern.
Verſammelt bilden wir ein mächtig Kriegsheer
Und Du biſt unſer Feldherr. Sprich! Wir führen
Auf unſern Flügeln Dich zum Wolkenreich.

Clotaldo.

Dann bin ich ſtark! Wohlan denn! Folget mir!

(Er eilt aus der Thür, die drei bewaffneten Männer folgen ihm.)

Neunte Scene.

Arlecchino. Pierrot.

(Sie gucken unter den Bettdecken hervor und ſchleichen ſich vorſichtig aus den Betten.)

Pierrot.

Die Spukerei ſcheint ſich verzogen zu haben.

Arlecchino.

Aber Clotaldo ſcheint ſich auch verzogen zu haben.

Pierrot.

Gott bewahr' uns! Er iſt fort.

Arlecchino.

Und die Gemälde gleichfalls! Da hängen die leeren Rahmen.

Pierrot

(die Augen reibend).

Aber das muß ja ein Traum ſein.

Arlecchino.

Aber ein Traum, der uns den Hals koſtet. Alles was wir bewachen ſollten, iſt verloren: die Perle iſt verloren, die Gemälde ſind verloren, und Clotaldo iſt verloren. Jeder von uns hat dreimal ſein Leben verwirkt.

Pierrot.

So laß uns wenigſtens verſuchen, Clotaldo herbeizuſchaffen! Wir wollen ihm nachlaufen, ihn feſthalten, uns an ihn anklammern — — —

Arlecchino.

Und ihm nachfolgen, wohin ſein Weg auch geht!

(Sie eilen zur Thür hinaus.)

Fünfter Act.

Morgana's Palaſt in den Wolken.

Der ganze Schauplatz iſt mit Wolken bedeckt von unten bis oben. Zwiſchen den Wolken ragen luftige, phantaſtiſch gebildete Spitzen und Zinnen des Palaſtes hervor. Eine von den Wolken zum Theil bedeckte, ſehr leicht gebaute Brücke, von der man annimmt, daß ſie die beiden Flügel des Palaſtes vereinigt, geht quer über das Theater in den Vordergrund, ungefähr in der Mitte zwiſchen dem Boden und der Decke. Die Sonne erhebt ſich und wirft ein röthliches Licht auf die Wolken und die andern Gegenſtände.

Erſte Scene.

Sylphen kommen über die Brücke flüchtend.

Chor von Sylphen
(auf der Brücke).

Ha! ha! ha!
Die Wolken betritt der Erde Kind!
Er folgt uns! Wohin entfliehn wir geſchwind?

(Indem ſie nach der Seite ſehn, woher ſie kamen)

Da! da! da!
In Mannesarm hält er die Braut,
Sie lehnt ſich an ſeine Bruſt vertraut.
Da! da! da!
Die Königin ſelbſt kommt flüchtig daher,
Sie irrt verzagt ob Land und Meer!
Ha! ha! ha!

(Sie eilen über die Brücke.)

Zweite Scene.

Morgana kommt fliehend auf die Brücke von derſelben Seite wie die Sylphen. Mitten auf der Brücke bleibt ſie ſtehn und wendet ſich nach der Seite hin, woher ſie kam.

Morgana.

Iſt's möglich? Darf ich meinen Augen trauen?
Giebt's auch ein Blendwerk für Morgana ſelbſt?
Clotaldo ſetzt den Fuß auf meine Wolken?
Er ſinkt zur Erde nicht, wird nicht zerſchmettert?
Er dringt zu mir in den Palaſt, er reißt
Aus meiner Sylphen Armen die Prinzeſſin.

Sie müſſen vor ihm fliehn und ich! — Was hat er
Für einen Talisman? Wer ſteht ihm bei?
Will er, der Sklave der Illuſionen,
Der Herrin der Illuſionen trotzen?
Nein, nein! Das iſt unmöglich! Er muß fallen,
Muß büßen die Verwegenheit. — Da iſt er!

Dritte Scene.

Morgana, mitten auf der Brücke ſtehend. Clotaldo, mit gezogenem Schwert in der einen Hand und Margarita'n mit der andern umſchlungen haltend, kommt auf die Brücke von derſelben Seite wie die Sylphen und Morgana.

Clotaldo (zu Margarita).

Sei ruhig, Theure! Fallen ſollſt Du nicht.
Ich ging ſchon einmal über dieſe Brücke,
Dich vom Palaſt zu holen. Ob ſie gleich
Nur leicht gebaut, wird ſie uns tragen.

Morgana
(den Arm gegen ihn ausſtreckend).

Steh!

Schwacher Sterblicher, bethörter,
Der mein Eigenthum betritt!
Ueber dieſe Wolkenbrücke
Führt Dich nie zurück Dein Schritt.

Clotaldo.

Schwaches Weib, das ſich zu ſtellen
Waget gegen einen Mann!
Mache Platz, da mit dem Schwert ich
Sonſt den Weg mir bahnen kann.

Morgana.

Steck' es in die Scheid', Elender!
Feen kannſt Du tödten nicht.
Wiſſ', Du ſtehſt hier vor Morgana!
Zittr' und ſchau' mir in's Geſicht!

Clotaldo.

Ha, Du falſches Weib, Morgana,
Traun, es ſchafft mir große Luſt,
Daß ich ſteh' vor Deinem Antlitz,
Und daß Du mich hören mußt.
Du, die Mörd'rin meiner Mutter,
Meines Stamms Verfolgerin,
Daß ich Obermacht jetzt habe,
Und daß ich voll Rache bin.

Morgana.

Was bedeutet Deine Drohung,
Was haſt Du für Obermacht?

Clotaldo.

Dir, daß all Dein falſches Blendwerk
Jetzo wird von mir verlacht.
Herrin der Illuſionen
Biſt Du, dadurch ſtark, nicht wahr?
Und weil ich Illuſionen
Durch und durch ergeben war —
Denn gefangen hat die Liebe
Mächtig mich und Poeſie —
Glaubſt Du, daß ich Dein auf ewig,
Und mich kann befreien nie.
Doch Du irrſt, und der Gedanke
Wird Dir ſchwer zu faſſen ſein,
Daß dem falſchen gegenüber
Steht der hohe, wahre Schein.
Deine Bilder leihen Wahrheit
Von der irdiſchen Natur,
Die nur ein vergänglich Sein iſt,
Wirklichkeitsverhüllung nur.
Meine ſind des Geiſtes Bilder,
Aufgeprägt dem Staube klar,
Um den Geiſt zurückzuführen
Zu dem Licht, worin er war.
Lieb' iſt Blendwerk nicht, obwohl ſie
Hier im Staub verſchleiert geht;
Poeſie iſt Wahrheit, wenn ſie
Auch in Bildern nur beſteht.

Und nun höre, wie's wird enden,
Denn mir blinkt der Zukunft Licht.
Meine Augen konnt'ſt Du blenden,
Aber den Gedanken nicht.
Eſte's Haus ſteht in der Zukunft
Dunkel mit ſo lichtem Glanz,
Nicht durch Ritterthat und Waffen
Strebt es nach dem Lorbeerkranz,
Sondern durch des Friedens Künſte;
Selbſt ein Stoff für Poeſie,
Wird es ſich ein Reich begründen,
Drin der Lorbeer welket nie.
Große Dichter werden künden
Wahrheitslicht in Bilderpracht;
Schönheit ewig triumphiren
Trotz Morgana's Feenmacht.

Morgana.

Prahler, ſprichſt Du noch ſo trotzig?
Laß mich, ob Du Muth haſt, ſehn!
Wirſt, wenn ich die Brücke ſenke,
Du auf feſten Füßen ſtehn?

Clotaldo.

Laß ſie ſinken, laß ſie fallen!

Morgana.

Willſt Du von der Wolke Rand
Durch die luft'ge Bläue ſtürzen?

Clotaldo.

Auf der Wolke halt' ich Stand.
Mit der Macht von fremden Truppen,
Welche Beiſtand mir gebracht,
Hab' ich mehr als hundert Flügel.

Morgana.

Welcher Truppen? Welcher Macht?

Clotaldo.

Treue Helfer, Bundsverwandte,
Aber Du kannſt ſie nicht ſehn,
Die mich ſchützen vor dem Falle.

Morgana.

Wohl! So ſoll es denn geſchehn!

(Sie tritt ein wenig bei Seite, die Brücke ſtürzt zuſammen und fällt hinter den Wolken nieder. Clotaldo, Margarita's Leib umſchlingend, bleibt auf der Wolke ſtehn.)

Clotaldo.

Mit der Braut auf Wolken ſchweb' ich,
Senkte gleich die Brücke ſich.

Morgana.

Weh! Ein größrer Zaubrer iſt er
Als Morgana! Fliehn muß ich.

(Eilt fort nach der einen Seite.)

(Ein ſtarker Donnerſchlag läßt ſich hören, ein Blitz fährt durch die Wolken. Alles, was von Morgana's Palaſt ſichtbar iſt, Thurmſpitzen und Zinnen, fallen um und ſtürzen in den Abgrund. (Muſik, welche unmittelbar in den folgenden Chor übergeht.) Die Wolken zertheilen und verziehn ſich. Die Scene verwandelt ſich.)

Ein öffentlicher Platz in Trapani.

Ein Thron, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, ſteht mitten auf dem Platz im Vordergrunde.

Vierte Scene.

Clotaldo und **Margarita**, welche man während der vorhergehenden Verwandlung keinen Augenblick aus dem Geſichte verloren hat, ſtehen oben auf dem Throne, an deſſen Fuß eine Volksgruppe (Männer, Frauen, Ritter, Fiſcher u. ſ. w.) knien.

Chor des Volks.

Heil, Heil dem wahren Herrſcherpaar!
Zum Thron herab kamt Ihr vom Himmel.
Nun jubelt alles Volksgewimmel:
Heil, Heil dem wahren Herrſcherpaar!

(Während des Chorgeſanges ſind Clotaldo und Margarita vom Throne herabgeſtiegen.

Clotaldo (zum Volk).

Nein, beugt die Kniee nicht vor mir! Gerufen
Bin ich zu einem Thron, doch nicht zu dieſem.
Erhebt Euch! Schnell! wenn ich nicht zürnen ſoll.

(Alle ſtehn auf.)

Bedenkt, Trapani's Bürger, daß Ihr einen
Geſetzlichrechtmäßigen Herrſcher habt,
Den edlen Herzog Dioniſio.
Sein Thron iſt in Gefahr. Geht in den Kampf
Für Thron und Herrn, und ſelber folg' ich Euch,
Und kämpfe bis zum letzten Tropfen Bluts;
Denn ſein iſt dieſer Thron und keines Andern.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Dioniſio tritt hurtig ein; ihm folgen Bartolomeo und Olivia.

Dioniſio (zu Clotaldo).

Ja, und dereinſt wird er der Deine ſein.

Clotaldo.

Mein Herzog! Ihr ſeid hier?

Margarita.

Mein Vater, Ihr?

Dioniſio.

Clotaldo, lange ſolgte Dir mein Auge,
Ich ſah, wie auf dem Wolkenrand Du ſtandeſt,
Und, meine Tochter in dem Arme, gegen
Den Zauber kämpfteſt. Sag' mir, wer Du biſt,
Denn Du biſt nicht der Sohn hier dieſes Fiſchers.

Bartolomeo.

Nein, nein, er iſt mein Sohn auch nicht, o Herr,
Er iſt mein Pflegeſohn.

Dioniſio.

Weß Sohn denn iſt er?

Bartolomeo.

Ich hab' es nie erfahren; aber jetzt,
Jetzt ſeh' ich, daß er adliger Geburt iſt,
Und in dem Schutz von wundervollen Mächten.

Clotaldo.

Ich kann Euch meine Abkunſt nennen, Herzog.
Ein Sylphe, von Morgana in die Perle
Geſchloſſen, mußte mir die Wahrheit ſagen.
So wiſſe, daß ich Albertazzo's Sohn
Und Kaiſer Otto's Tochterſohn bin.

Dioniſio.

Wie?

Clotaldo.

Und Erbe nun des Throns der Lombardei.

Dioniſio.

Dann biſt Du ſeltnen Vaters ſeltner Sohn.

Bartolomeo.

Siehſt Du, Clotaldo! Hab' ich's nicht geſagt,
Daß etwas Großes Du noch werden würdeſt?

Olivia.

Mann, biſt Du bei Verſtand? Denk', daß der Herr
Nicht unſer Sohn iſt, ſondern Thronerbe!

Clotaldo.

Ihr lieben Aeltern, laßt mich mit dem Namen,
Den Ihr ſo wohl verdient, Euch Beide nennen!
Ja; Vater, wohl gedenk' ich Deines Worts.
Du fügteſt noch hinzu, daß ich einmal
Dein Glück, ſowie Oliviens würde gründen.
Nun wohl, Du ſiehſt, Dein Glaub' hat ſich beſtätigt.

Dioniſio.

Nicht ganz. Ich bin es, der hier handeln muß;
Denn dieſem braven Mann dank' ich mein Leben.
Er war zur See juſt, als ich Schiffbruch litt;

Er nahm mich in ſein Boot, und brachte mich
An's Land; und ich will jetzo ihn belohnen.

Bartolomeo
(ihm die Hand küſſend).

O hoher Herzog!

Olivia (gleichfalls).
Welch ein Glück für uns!

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Arlecchino und Pierrot, gehüllt in große Kappen von einfachem Zeuge, Arlecchino in eine ſchwarze, worauf einige bunte Farben angebracht ſind, Pierrot in eine weiße.

Arlecchino.

Gnädigſter Herzog, o wie freut es uns,
Daß Ihr aus der Gefahr errettet ſeid!

Pierrot.

Ganz unterthänigſt gratuliren wir.

Dioniſio.

Recht ſchön! Doch Ihr verließet Euren Poſten!

Wächter der Schätz' im Ritterſaale wär't Ihr.
Warum verließet Ihr Palermo denn?
Und wie ſeid nach Trapani Ihr gekommen?

Arlechino.

Wie wir hiehergekommen? Hoher Herr,
Wir wiſſen's ſelbſt kaum.

Pierrot.

'ſ iſt 'ne wunderliche
Und unbegreifliche Hiſtorie.

Dioniſio.

Erzählt ſie denn! Doch weh Euch, wenn Ihr lügt!

Arlechino.

Nein, Wahrheit ſollt Ihr hören.

Pierrot.

Zuverläſſig!

Arlechino.

Gnädigſter Herr! So müßt Ihr denn wiſſen, daß der Herr Baron, der hier ſteht, ſelbſt wird bezeugen können, daß er die Dummdreiſtigkeit gehabt hat, die Perle in Stücke zu hauen mit ſeinem Schwert, mit demſelben Schwert, das Ihr die Gnade gehabt habt, ihm zu ſchenken.

Pioniſio.

Was hör' ich? Iſt es möglich?

Clotaldo.

Ja, mein Herzog,
So iſt es. Doch durch dieſe Handlung ward
Die Wahrheit mir, erfuhr ich meinen Namen,
Gewann zum Kampfe mit Morgana Kraft,
Und rettet' Eure Tochter.

Pioniſio.

Der Verluſt doch
Iſt unerſetzlich.

Clotaldo.

Nein, er iſt Gewinn.

Pierrot.

Und demnächſt muß der Herr Baron gleichfalls bezeugen können, daß er auf eine wunderſame Weiſe die drei alten, koſtbaren Gemälde aus ihren Rahmen herausgelockt, und ſie mit ſich genommen hat, als er fortlief.

Pioniſio.

Wie ſo?

Clotaldo.

Sie dienten treu mir als Vaſallen;

Auf ihren Flügeln trugen ſie mich fort
Zur Höhe, zu Morgana's Luſtpalaſt.

Dioniſio
(zu Clotaldo).

's iſt eine dunkle Macht, die Dich beſchützt.

Clotaldo.

Nein, ſie iſt helldurchſichtig, klar wie Licht.

Arlecchino.

Und nun muß Euer Gnaden wiſſen, daß, da wir den Thäter aller dieſer Unthaten nicht ungeſtraft entſchlüpfen laſſen wollten, wir ihm nachliefen und uns feſt an ihn anklammerten.

Pierrot.

Aber da ging es uns denn freilich ganz anders. Er ſtieg in die Höhe, und da wir einmal mit ihm hinauf waren, mußten wir uns an ihm feſthalten, um nicht herabzuſtürzen und uns todt zu fallen. Wir machten die ganze Luftreiſe mit; es ging durch Wolken und Wolken, immer höher und höher.

Arlecchino.

Euer Gnaden können ſich vorſtellen, was ich dabei ausſtand, ich, der ich ſchwindlig werde, wenn ich nur eine Treppe hinaufſteige.

Pierrot.

Ich ward nicht ſchwindlig, das werde ich nie. Das Einzige, was mich verdroß, war, daß ich meinen Barometer nicht mithatte, um den Luftdruck zu obſerviren.

Arlecchino.

Als wir nun auf eine von den oberſten Wolken gekommen waren, ſetzte der Herr Baron den Fuß darauf, und blieb ſtehen, als ob es ein Fußboden wäre. Da dachten wir, daß wir es eben ſo machen könnten. Aber als wir ihn nun losließen und den Fuß auf die Wolken ſetzten, fielen wir durch, und ſtürzten kopfüber dergeſtalt, daß uns der Athem verging.

Pierrot.

Aber zum Glück hatten wir über der See geſchwebt. Wir fielen daher nur in's Waſſer und brachen nicht den Hals. Einige gute Leute auf dem Ufer kamen uns zu Hülfe und fiſchten uns auf.

Arlecchino.

Aber da wir naß waren, mußten wir die Kleider wechſeln; ſonſt hätten wir unſre Aufwartung nicht machen können. Bei dieſer Gelegenheit bemerkten wir, daß unſre Familien weit ausgebreiteter ſind, als wir ſelbſt uns geſchmeichelt hatten; denn ſelbſt unter den

Fiſchern fanden wir Angehörige, die uns einige Kleider liehen, die, ob ſie gleich einfach und grob ſind, doch in andrer Hinſicht unſrer ſtandesmäßigen Amtstracht entſprechen.

Pierrot.

Ja, das kann man wirklich ein unerwartetes Glück nennen.

Dioniſio.

Recht wohl! Doch Eins verſchweigt Ihr. Heute Morgen
Empfing ich eine Botſchaft von Palermo,
Daß Ihr dem Uſurpator Treu' geſchworen.

Arlecchino.

Gnädigſter Herr, was thut man nicht, wenn man in der Enge iſt?

Pierrot.

Er hätte uns ſonſt aufknüpfen laſſen.

Dioniſio.

Es thut mir leid, daß er es nicht gethan,
Denn ich muß ſeine Pflicht nun auf mich nehmen
Verräther will ich nicht behalten. Macht Euch
Bereit, um aufgehängt zu werden.

Arlecchino und Pierrot.

Gnade!

Clotalde.

Ich bitte für ſie.

Margarita.

Und auch ich, mein Vater.

Dionisio.

Nein, nein! Dem Rechte darf man den Lauf nicht hemmen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Lotario, entwaffnet, wird von herzoglichen Soldaten als Gefangener hereingeführt.

Dionisio.

Lotario! Was ſeh' ich? Als Gefangner
Wird er von dieſen Muth'gen mir gebracht?

Lotario (kniend).

Ja, Herr, theils als Gefangner, theils als Geiſel.

Dionisio.

Steh auf und ſprich!

Lotario
(ſteht auf).

Alonzo iſt beſiegt.
Die Nacht verſammelte ſich Euer Heer
Und trieb ihn aus der Stadt. Er iſt in Eil'
Nach Syrakus entflohn; und mich, der als Gefangner
Jetzt vor Euch ſteht, erſucht er Euch
Als ſichres Pfand und Geißel zu empfangen,
Daß nie er wieder brechen wird den Frieden,
Erkennend Euch als ſeinen Oberherrn,
Dem er Tribut beſtändig zahlen wird.

Dionisio.

Glückliche Botſchaft! Doch, Lotario,
Wer unter meinen Truppen war der Tapfre,
Der, an die Spitze tretend, ſie begeiſterte
Zum Kampfe für des Vaterlandes Thron?

Lotario.

Es war Clotaldo.

Dionisio.

Wie? Clotaldo!

Clotaldo
(verwundert).

Ich?

Lotario.

Wir ſahn ihn auf der dünnen Wolke ſtehn,
Wo ſelbſt des Vogels Fuß nicht Boden findet.
Die Wolke trieb ganz langſam vor dem Winde,
Und er mit ihr; jedoch zuletzt verſchwand ſie.
Da graut' es uns beim Anblick eines Helden,
Der's unternahm, Luftgeiſter zu bekämpfen.
Doch Eurem Volk, mein Herzog, wuchs der Muth,
Als einen Bundsverwandten ſie erblickten
Hinſegeln durch die Luft auf einer Wolke.
„O!“ riefen ſie, „der Himmel iſt mit uns,
Größere Macht als Graf Alonzo's Heer
Iſt unſer Schirm. Zum Kampf für Reich und Herrn!
Verjagen wollen wir den Uſurpator!“ —
Da ſtürmten ſie, Alonzo floh, und machten
Mich zum Gefangnen. — Dies iſt mein Bericht.

Clotaldo.

So kam es anders, als ich's mir gedacht.
Ich wollte kämpfen mit dem Ritterſchwert;
Doch des Gedankens Waffen führt' ich nur
Und ſo gewann den Sieg ich ohne Schwertſchlag.

Arlecchino.

Ach, guter Herzog!

Pierrot.

Sollen wir denn hängen?

Dioniſio.

Nein, Leute Eurer Art ſind allzu theuer;
Man muß ſie wahren bis zum Ziel der Zeiten.
Begnad'gen will ich Euch, denn dieſer Tag
Soll ſein für Jedermann ein Feſt der Freude,
Und keines Menſchen Auge ſoll ſich trüben.
Hier ſteht Clotaldo, hier ſteht Margarita.
Ihr guten Bürger, jetzo huldigt ihnen
Als Eurer Zukunft edlem Herrſcherpaar!
Denn er iſt Albertazzo's ächter Sohn,
Und Kaiſer Otto's Tochterſohn, und Erbe
Nicht blos des Fürſtenthrons der Lombardei,
Nein auch Palermo's, denn durch dieſe Hand

(Margarita's Hand nehmend)

Wird er der Erb' auch meines Herzogthums.

(Legt ihre Hand in Clotaldo's.)

Clotaldo.

Gekämpft, geſiegt hab' ich! O Margarita!

„Sommer läßt ſich ſchauen,
Stimmt die Harfe rein.“

Margarita.

„Streut auf Thal' und Auen
Blumen, groß und klein.“

Chor des Volks.

Heil ihm, dem kein Held ſich gleichet,
Edlen Vaters edlem Sohn!
Heil der Schönen, welche reichet
Ihm die Hand als Siegeslohn!

Carl Bernhard's

Geſammelte Werke.

Erſter Band.

Novellen.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Erſter Band.

Novellen.

Erſter Band.

St 1915. 981

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Erſter Band.

Die Hospital-Verlobung.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Die
Hoſpital-Verlobung.

Jn einem eleganten Hauſe in Kopenhagen lehnte ein Modeherr mit verſchränkten Beinen in einem bequemen Sorgenſtuhle, neigte ſich vorwärts, und nahm eben ſeine Cigarre aus dem Munde, um ſeinen etwas ältern Freund anzureden, der ihm gegenüber in tiefen Gedanken auf dem Sopha ſaß und mit den Bändern ſeines Schlafrocks ſpielte. Der Letztere hatte ſich in die Kiſſen gedrückt und heftete einen ſtarren Blick auf die Karnieße unter der Decke des zierlichen Zimmers, während er den bläulichen Dampf ſeiner Cigarre von ſich blies. — Ludwig hieß der jüngere, Otto der ältere Herr. — Ludwig hatte ſeinem Freunde eben ein, nach ſeiner Meinung intereſſantes Abenteuer erzählt, welches einer ſeiner Bekannten, ein gewiſſer Baron, erlebt hatte, und welches ſich um eine ſogenannte Liebesgeſchichte mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines Handwerkers, drehte. Otto fand viel an dieſem Abenteuer zu tadeln, und die beiden Freunde hatten lange hin und her geſtritten. Sie waren beide unabhängig und lebten von ihrem Vermögen. Der Aeltere verwandte ſeine Muße auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten, —

er war ein Dichter — der Jüngere die ſeine, zu leſen, was Andere geſchrieben hatten. Übrigens waren ſie ebenſo verſchieden, wie meiſtens ein Verfaſſer und ſein Leſer.

„Weißt du noch wovon wir redeten?“ fragte Ludwig.

„Ach ja, ich hab' es nicht vergeſſen,“ entgegnete Otto.

„Ich ſagte ausdrücklich von einer gewiſſen Claſſe.“

„Ich hört' es ſehr wol, aber dies Argument laſſ' ich keineswegs gelten. Nach meiner Anſicht iſt Familienfrieden gleich heilig in allen Claſſen, und eine nicht unbedeutende Quantität Herzloſigkeit gehört dazu, denſelben ſo gering zu achten, wie's heut zu Tage Mode zu ſein ſcheint. Könntet ihr jungen Herrn mit einem Blicke die lange Liſte all des von euch, einzig und allein aus langer Weile, aus Mangel an ernſthafter Beſchäftigung ausgeſäten Verderbens überblicken, ihr würdet zurückſchaudern; aber ihr ſeht nur das Einzelne, auch das nur, ſo lang' es euch intereſſirt, und euch intereſſirt allein, was euch einen angenehmen Zeitvertreib gewährt. Was bedeutet es überdies, jenes jämmerliche Claſſificationsſyſtem? Wo iſt die Grenze der von dir ſo dreiſt außerhalb des Geſetzes geſtellten gewiſſen Claſſe? Ihr müßt ſehr kurzſichtig ſein, wenn ihr nicht einſeht, daß es hier im Lande nur zwei Claſſen gibt, die Reichen, das heißt die Protegirten, und die Andern; ob dieſe Andern Secretaire, Grafen oder Schenkwirthe ſind, iſt durchaus gleichgültig. Wird der Schenkwirth reich, ſo avancirt er vor dem Graſen und dem Secretair vorbei, wird vornehm und erhält einen Rang; ſeine Frau und ſeine Tochter aber avanciren mit ihm. Nichts läßt ſich weniger berechnen als der Zufall, und deswegen kannſt du, der heute Vermögen beſitzt, morgen zur Claſſe der Andern gehören, und dann kann der Sohn des Schenkwirths von deiner Schweſter ſagen: „ſie iſt ein Mädchen von einer gewiſſen Claſſe," denn dazu haſt du ihm ein Recht gegeben. Soll die Titulatur die Frage entſcheiden, ſo ſteht dein Argument auf noch ſchwächern Füßen, denn unter einem ſo vornehmen Volke wie die Dänen überhaupt und die Kopenhagener insbeſondere, ſind von zehn Leuten ſicher acht titulirte Perſonen, und man hat die ſonderbarſten Exemplare von jeder Art von Titulados. Es gibt alſo keine gewiſſe Claſſe."

„Ja, Gott Lob, es gibt doch noch eine ſolche," entgegnete Ludwig lächelnd; „allerdings iſt die Erziehung jetzt beſſer, und deswegen trifft man häufig eine äußere Politur, die der Bildung höherer Stände gleicht, aber das iſt gerade das Piquante. Man ſollte kaum glauben, wie viele junge Mädchen, die ich zur gewiſſen Claſſe rechne, verſtehen, was man faire de l'esprit nennt. Blos eine kleine Liebesintrigue, und gleich fährt ein anderer Geiſt in ſie."

„Um ſo größer iſt eure Sünde, wenn ihr ſie verlaßt," entgegnete Otto.

„Das liegt in den Verhältniſſen, in der hochgelahr ten Erziehung, die gemeiner Leute Kinder jetzt haben ſollen. Aber bei allem dem begreife ich kaum, wie hieraus ſo glänzende Reſultate hervorgehen können; es will mir gar nicht recht zu Kopf.“

„Nein, es kommt nicht daher,“ erwiederte Otto; „es hat einen viel tieferen Grund, der weder mit dem Schulweſen noch mit der Schuldirection zu thun hat. Ich habe vor Kurzem ein engliſches Feenmährchen geleſen, in welchem der glühende Liebhaber ſich ſeiner Angebeteten zu Füßen wirft und der Dichter dann ſeinen Leſern zuruft: „„Ich wollte, ihr hättet den Feenprinzen knieen ſehen! Ihr würdet überzeugt worden ſein, daß ſeine Gefühle, ſeine Handlungsweiſe ganz denen der Menſchen glichen und dann nie mehr über die Liebe ſpotten.““ Dies fällt mir eben zur rechten Zeit ein. Die Liebe iſt bei uns in dem Grade feenartig, daß ſie ſich ſelbſt bei Feen nicht anders äußern kann, als bei Menſchen. Sie iſt eine ſo zauberiſche Kraft, daß ſie den Menſchen auf eine Höhe zu erheben vermag, welche ſogar außerhalb der Grenzen ſeiner Phantaſie liegt. Hat nicht Jeder von uns wenigſtens einmal in ſeinem Leben die gewaltige Kraft bemerkt, die das erwachende Gefühl für irgend einen edlen Zweck einem Individuum zu verleihen vermag, welches wir mit einer Art von Geringſchätzung betrachteten, weil wir uns bisher von ſeinen geringen körperlichen oder geiſtigen Gaben überzeugt hielten. Laſſ dieſes Weſen von einem ſtarken und wahren Gefühl ergriffen werden, welches ſich gewaltſam hindurchkämpft, ſo werden wir auch die Veränderungen bemerken, die dadurch entſtehen: die körperliche Häßlichkeit kann verſchwinden, die matten Augen können höheres Leben ſtrahlen, die Stimme gewinnt Klang, der Einfältige iſt nicht länger einfältig, der Ungebildete wird gebildet und wohlredend, wenn auch nicht in ſeinen Worten, ſo doch — und dies iſt wichtiger — in ſeinen Ideen; kurz, trotz unſern Zweifeln an der Möglichkeit ſolcher Wunder, ſind wir Zeugen einer gänzlichen Verwandlung geworden. Edle Gefühle ſind die Poeſie des Willens und können ſich ausſprechen, wo man es am Wenigſten erwartet. Wird dies ſchon durch andere Gefühle bewirkt, in wie viel höherem Grade noch durch die Liebe, das edelſte aller Gefühle. Aber dieſe Verwandlung kann nur durch ein wahres Gefühl bewirkt werden; Halbheit, mit der man ſich in allen andern Dingen ſo gut durch die Welt ſchleichen kann, hilft hier Nichts. Deswegen begreif' ich ſehr wohl, was du nicht verſtehen willſt, und deswegen behaupt' ich auch, daß ihr ein rindsledernes Gewiſſen haben müßt, wenn ihr ſolche Verhältniſſe ſo gleichgültig betrachten könnt. Schon bei dem Gedanken an die allgemeine Methode mit halben und ganzen Verlobungen kann ich mich in dem Grade erboſen, daß ich euch mit kaltem Blute auf öffentlichem Markt am Schandpfahl ſehen könnte. Heirathet, ſo thut ihr immer noch nicht mehr als eure verfluchte Schuldigkeit."

Ludwig trat ungeduldig mit dem Fuße den Takt, ließ ſich aber nicht überzeugen, ſondern meinte, daß kein Mädchen in einer ſolchen Lage ein ſolches Opfer verlangen könne, daß man nach ganz allgemeiner Übereinkunft einem ſolchen Mädchen den Hof mache, ſo lange es gefällt, und daß es ſich, wenn man dazu nicht länger Luſt fühlt, binnen acht Tagen über ſeinen Verluſt tröſte, beſonders wenn es einen neuen Shawl bekommen hat, ein Separationsgeſchenk, das es gleich zur Erjagung eines neuen Liebhabers anwendet.“

„Pfui, Ludwig, wie magſt du ſo gemein reden? Erſtlich meinſt du nicht was du ſagſt, und zweitens weißt du ſehr gut, daß es nicht in allen Fällen ſo geht.“

„In allen, ohne Ausnahme.“

„Wie kannſt du ſo Unſtatthaftes behaupten? Wie viele Fälle kennſt du, die dich berechtigen, ein ſo abſprechendes Urtheil zu geben?“

„Laß es gut ſein; ich kenne die Menſchen; Nichts wird leichter vergeſſen als eine kleine Liebesgeſchichte. Ainsi va le monde, partout!“

Ludwig hatte fleißig das Schauſpiel beſucht, als die franzöſiſche Truppe hier Vorſtellungen gab, und nun führte er unaufhörlich franzöſiſche Sentenzen im Munde, trieb es aber doch — um der Wahrheit treu zu bleiben — nicht ſo weit, daß er ſeine däniſchen Bekannten im Parquet franzöſiſch angeredet hätte.

Otto ſah ein, daß ſein jüngerer Freund, der im Ganzen nicht böſe, ſondern im Gegentheil „eine gute

Haut“ und ein „gentiler Cavalier“ war, eine Behauptung nicht fahren laſſen wolle, die in ſeinem Umgangskreiſe ſo allgemein galt, und ſuchte daher das Geſpräch abzubrechen, aber Ludwig glaubte ſich verpflichtet, die Verlobungen in dem Sinne, welchen er dem Worte lieh, zu vertheidigen, ſowie er urſprünglich die Stelldichein vertheidigt hatte. Er fuhr daher fort: „Man ſollte kaum glauben, wie leicht man verlobt werden kann, ohne es ſelbſt zu wiſſen; hat man das Unglück gehabt, ſich mit einem jungen Mädchen von Stand und Erziehung zu verloben, ſo will ich's noch paſſiren laſſen, wenn der arme Schlucker ſie heirathet, ohne ſelbſt raſend verliebt zu ſein, obgleich es immer eine Dummheit bleibt, hinzugehen und zu heirathen, blos weil man ſo unklug geweſen iſt, es zu verſprechen, und zwar warum? — weil man vielleicht nicht einmal einen jämmerlichen Kuß auf beſſere Bedingungen hat erhalten können. Man verſpricht ſo viel, aber — Verſprechen iſt ehrlich, Halten beſchwerlich! Um Gottes willen, laſſ' ſolche Maximen ſich bei uns nicht einſchleichen! Gott weiß, ich bin ſo liberal, wie es irgend Jemand nur ſein kann, aber ich würde es ſehr illiberal finden, wenn man in Liebesangelegenheiten ſeine Freiheit nicht anwenden dürfte. Jeder mag ſich vorſehen; dazu hat der liebe Gott uns Augen in den Kopf geſetzt.“

Der junge Herr war der Repräſentant vieler jungen Herrn, — und vieler alten Herrn dazu.

Otto ſchwieg; ſein Gegner fuhr fort, ſich über ſein

Lieblingsthema zu verbreiten, und kam immer wieder auf den abgedroſchenen Satz zurück: „hätte man noch einem Mädchen von Stand und guter Erziehung dieſes Verſprechen gegeben . . . .“ Endlich verlor Otto die Geduld.

„Aber zum Henker,“ rief er aus, „biſt du denn ſo gänzlich verblendet, daß du gar nicht einſiehſt, wie es ebenſo ſchlimm iſt, einem armen und geringen Mädchen einzubilden, daß man es liebe und heirathen wolle, als einer Comteſſe?“

„Nein, vergib, das kann ich wirklich nicht einſehen. Erſtlich glaubt jene es nicht, ſelbſt wenn ſie ſich ſo ſtellt, und zweitens ſind Verhältniſſe in dieſer Welt . . . .“

„Ach, geht zum Kuckuck mit euren Verhältniſſen, die ihr immer im Munde führt; es gibt keine Verhältniſſe, die einen ſchlechten Streich nobilitiren könnten.“

„Ich hab' immer geargwöhnt, daß du ein Anhänger veralteter, beſtäubter Principien ſeiſt, und es nicht recht von Herzen meinteſt, wenn du den Liberalismus vertheidigteſt. Nun entdeck' ich, daß du im Gegentheil ein Ultraliberaler biſt, der Comteſſen und Dienſtmädchen in dieſelbe Claſſe ſtellt.“

„Bleib' mir vom Leibe mit all' den hochtrabenden Phraſen, die du ſelbſt nicht verſtehſt und blos anwendeſt, weil ſie in der Mode ſind. Ja, ich ſtelle Comteſſen und Dienſtmädchen in dieſelbe Claſſe, inſofern beide Menſchen und Frauenzimmer ſind, aber nun kommen die oft citirten Geſpenſter, die Verhältniſſe, und ſcheiden ſie, und da mein' ich denn freilich, daß es viel ärger ſei, einem armen geringen Mädchen etwas weiß zu machen, als einem reichen und vornehmen. Sie glaubt euren Vorſpiegelungen vielleicht ſchwieriger; aber glaubt ſie erſt, ſo glaubt ſie auch von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Iſt eine heftige Liebe erſt einmal in ihrem Buſen entzündet, ſo iſt ſie ein unlöſchbares Feuer, welches das arme Herz zerſprengt, in dem es lodert — im geringern Grade ein verzehrender Krebs; — und dies muß ſo ſein, eben der Verhältniſſe wegen — weil die Erziehung ihr nicht die Beweglichkeit des Innern verliehen hat, die dem Kummer eine ſo wohlthätige Ruhe verſchafft, und weil ihre Unbekanntſchaft mit einem verfeinerten Leben nicht jene tauſend Kleinigkeiten zu ihrer Dispoſition ſtellt, mit denen wir Andern im Glück und im Unglück ſpielen können. Ich will Keinem meine Meinung aufdringen, und vielleicht haſt du Recht, ich Unrecht; indeſſen will ich meinen Glauben nicht gegen deinen vertauſchen, und bin allerdings der Anſicht, daß die von dir als „dumm“ und „unartikulirt“ bezeichnete Liebe eines ſolchen armen Mädchens in viel höherem Grade eine ernſthafte Sache, in viel höherem Grade eine mächtige und ſchickſalsſchwangere Leidenſchaft iſt, als unſere civiliſirten Liebeleien, denen wir durch hundert Mittel eine andere Richtung geben, wider welche die Verhältniſſe uns hundert Zerſtreuungen und tauſend Troſtgründe bieten. Willſt du den Grund wiſſen? weil dieſe Liebe einfältig und unartikulirt iſt, eben weil ſie jeder Beimiſchung von Phantaſie entbehrt, weil ſie keinen Ableiter beſitzt, weil ſie ſich feſtgeſogen hat an den innerſten Fibern des Herzens, weil ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit all ihrem Reichthum an Gefühl nicht einmal ein Organ beſitzt, weil ſie . . . .“

„Prrr, mein lieber Freund. Verzeihe! Es iſt gewiß ſpät, und ich muß nothwendig fort zu einem Rendezvous; ſonſt verſäume ich die Zeit. Darf ich mir dein ſechszehntes Weil für ein ander Mal aufbehalten? Du meinſt alſo, Summa Summarum, daß man Dienſtmädchen, Soubretten und Griſetten die Cour nicht machen darf. Nicht wahr? Den Ausdruck eine gewiſſe Claſſe darf ich ja nicht mehr gebrauchen.“

„Ach, ſtill doch mit deinen Soubretten und Griſetten! Ich meine . . . . Es iſt ja eigentlich gleichgültig, was ich meine,“ unterbrach ſich Otto, ganz verdrießlich über ſeine verlorene Wärme und verdorbene Zeit. „Sollt' ich zu einem Reſultat gekommen ſein, ſo wär' es, daß du und deines Gleichen den Mädchen, die ich meine, gar nicht gefährlich werden können. Geh du immer hin zu deinem Stelldichein und laſſ' dich nicht aufhalten.“

Hierin aber hatte er offenbar Unrecht, wie in Allem, was man in der Hitze ſagt, denn ſein Freund war ein hübſcher und wohlgekleideter junger Menſch von guter Familie; deswegen hatte dieſer auch vollkommen Recht, wenn er antwortete: „Nicht gefährlich? Laſſ' das nur gut ſein! Ich kenne den Griff beſſer als du und weiß, wie ich ſie nehmen ſoll. Eben heute Abend werd' ich mit einem allerliebſten jungen Mädchen zuſammentreffen, welches mir am Wall ein Rendezvous zugeſagt hat. Wenn du ſie ſäheſt, — du gingeſt gewiß zu meiner Partei über. Sie iſt ein allerliebſtes Kind! Zierlich angezogen, hübſche, kleine, farbige Schnürſtiefel — mein Gott, wie bin ich paſſionirt für Schnürſtiefel!"

„Hör' Ludwig," ſagte Otto, „du mußt mir doch geſtehen, du biſt ein großer — fat; (ich nehme an, daß du es lieber auf Franzöſiſch hörſt.) Um deinen Geſchmack für Schnürſtiefel zufrieden zu ſtellen, opferſt du vielleicht den Frieden und die Ruhe einer ganzen Familie und bürdeſt deinem Gewiſſen mehr auf, als es tragen kann, und doch biſt du im Grunde eine gute Seele; aber es liegt darin, du biſt ein Kopenhagener, das heißt, du haſt Nichts zu thun, und deswegen legſt du dich auf Schnürſtiefel, denn Müſſiggang iſt des Teufels Ruhebank und . . ."

„Pulvinar diaboli!" überſetzte Ludwig, „das erinnere ich mich noch aus der Schule. Du ſiehſt, daß ich meine Kinderlehre noch nicht vergeſſen habe, und käm' es darauf an, ſo könnt' ich vielleicht ſo gut moraliſiren, wie — mancher Andere."

Ludwig ſah nach ſeiner Uhr.

„Ich halte dich doch nicht auf?" bemerkte Otto; „Du weißt ja, daß man bei Mittagsgeſellſchaften, Duellen und Rendezvous präcis ſein muß, denn ſonſt wird die Suppe, der Muth und die Liebe leicht kalt. Es wäre ja doch eine dumme Geſchichte, wenn die kleinen Schnürſtiefel verſchwunden wären, und ich bin geneigt zu glauben, daß ihre Inhaberin ſehr flüchtig ſei."

„Das hat keine Gefahr; ſie wartet wohl. Die Frauenzimmer haben eine ganz unglaubliche Geduld mit uns," entgegnete Ludwig.

„Weil ſie ſich im Grunde wenig mit euch beſchäftigen und beſtändig ihre eigenen Ideale im Kopfe haben, welche ſie nur in eure Kleider ſtecken. Die Ideale haben bekanntlich niemals eine gute Garderobe gehabt, und die armen Mädchen, die ziemlich viel auf das Aeußere ſehen, (jedoch nicht ſo ſehr wie das ſtarke, ſolide Geſchlecht) möchten ihre Ideale gar zu gerne in hübſchen Kleidern erblicken. Daher kommt die Verwechſelung, daher die Geduld, und daher wiederum all die daraus entſpringenden Jämmerlichkeiten."

„Ah, c'est une autre affaire," entgegnete der nun erſt beleidigte Ludwig, indem er ſein Halstuch in die Höhe zog. „Alſo, wenn ein Mädchen in mich verliebt iſt, ſo iſt ſie eigentlich nicht in mich verliebt."

„Selten," antwortete Otto mit der größten Ruhe; „ſo ſelten, daß man gern unbedingt Nein! antworten könnte, und zwar aus dem guten Grunde, weil ſie dich nicht kennt. Sie flickt und ſchnitzelt vielmehr an ihrem Ideal, welches ſie durch und durch kennt, ſo lange bis es in deinen Rock paßt, und dann iſt dein Glück gemacht."

„Das iſt ſehr erbaulich . . ."

„Wie alle Wahrheit. Weh euch, wenn der Tag erſcheint, an dem die Frauenzimmer euch nicht mehr mit einem Ideal, fix und fertig, entgegenkommen. Das wird ein Unglückstag für euch werden, und ihm lauter andere Unglückstage folgen.“

Ludwig machte ein Geſicht, als hätte er ſagen wollen: „das hat Nichts auf ſich,“ — und das hat es denn wohl auch nicht. — „Man will an dir eine langweilige Tendenz altklug zu reden bemerken, die auch in deinen Arbeiten kenntlich iſt,“ entgegnete er nach einer kleinen Weile; „du ſollteſt ſuchen dir das abzugewöhnen.“

„Der Grund hierzu liegt darin, daß ich wirklich alt bin; ich muß mich darin ſchon finden, wie in ſo manches Andere.“

„Apropos, du haſt mir lange nichts vorgeleſen. Haſt du, der Andern ſo ſchöne Predigten hält, dich ſelbſt auf die faule Seite gelegt, oder findeſt du's vielleicht nicht der Mühe werth, durch Vorleſung deiner moraliſchen Schriften an meiner Verbeſſerung zu arbeiten?“

„Bisher hat es freilich nicht viel gefruchtet,“ entgegnete Otto lächelnd; „ich habe eine kleine Erzählung fertig, aber erſtens wird ſie dich nicht intereſſiren, da du ſie veraltet und philiſtrös finden wirſt, und zweitens ſteht ſie in directer Verbindung mit unſerer Unterredung. Da ich nun weiß, daß unſere Anſichten in dieſem Punkte ſo himmelweit verſchieden ſind und ſich wahrſcheinlich nie begegnen werden, ſo hab' ich, aufrichtig geſprochen, wenig Luſt, dir eben dieſe Arbeit vorzuleſen. Drittens ſollſt du ja zu deinem Rendezvous, und zwei Dinge kann man nicht auf einmal thun."

„Ei, was das betrifft, ſo habe ich noch eine ganze Stunde übrig! Laſſ' mich wenigſtens den Anfang hören, ich will ſchon ſelbſt die Zeit beachten und dir ſagen, wenn ich's nicht länger aushalten kann. Weil wir nicht einig ſind? — Das wär' auch ein Grund. Raison de plus für einen Verſuch zu meiner Bekehrung."

„Die hab' ich faſt aufgegeben," antwortete Otto lächelnd; „die muß von der Zeit bewirkt werden; auch hab' ich dieſe Erzählung nicht für dich und deines Gleichen geſchrieben. Aber ſei's drum; ich will dir gern den Anfang vorleſen, um deine heure perdue auszufüllen."

„In welchem Genre iſt die Erzählung?" fragte Ludwig, während Otto ſein Manuſcript hervorſuchte und ſich zum Leſen anſchickte.

„Das magſt du ſelbſt beurtheilen," antwortete Otto; „nur ſoviel will ich dir ſagen, daß die Geſchichte wahr und von einem Ende zum andern in Kopenhagen vorgefallen iſt."

„Schön," antwortete Ludwig; „Kopenhagen kenn' ich bis auf den Grund, und ich will dir ſchon ſagen, wenn du die Demarcationslinie überſchreiteſt. Fange nur an, denn nichts iſt koſtbarer als die Zeit."

Otto konnte ein Lächeln über dieſe Bemerkung nicht unterdrücken, die trotz ihres tiefen Ernſtes in Ludwigs Munde eine komiſche Kraft erhielt. Er legte die Cigarre fort, und fing an vorzuleſen.

Ein alter, oft wiederholter Spruch behauptet, daß ſtarke Schultern erforderlich ſeien, um gute Tage zu tragen. — Sollte alſo wirklich Glück den Menſchen mehr demoraliſiren als Unglück? Vielleicht könnte man in dem Bibelſpruch: „Wen Gott liebt, den züchtigt er,“ einen Grund finden, dieſe Frage mit Ja zu beantworten. Wenigſtens hatte das Glück Alfred King verderbt, und als er im Frühjahr 1807 nach Kopenhagen zurückkehrte, war er nicht mehr der liebenswürdige Jüngling, für den ſeine Bekannten ihn insgemein hielten, als ſie ihn im Jahr 1804 an Bord der Brigg begleiteten, die ihn nach Weſtindien führen ſollte. Der Grund der vorgegangenen Veränderung mochte wohl darin liegen, daß Alfred weniger ein edles Herz und wirkliche Liebenswürdigkeit beſaß, als durch einſchmeichelndes Weſen und geſchliffene Manieren liebenswürdig ſchien, denn er war immer in hohem Grade eitel und leichtſinnig geweſen. Bisweilen fühlte auch wohl der Eine oder der Andere ſeiner Bekannten ſich ſchmerzlich durch dieſe Fehler verletzt, brach dann in bittere Klagen über „die weſtindiſche Natur“ und „die weſtindiſche Erziehung“ aus, und meinte, daß ein Weſtindianer wohl hübſches Haar und kleine Füße haben könne, „daß aber doch im

Grunde nichts an der ganzen Race ſei.“ Solche bittere Bemerkungen galten dann ſtets für Eiferſucht, denn Alfred hatte ein einnehmendes Äußeres, und machte deshalb viel mehr Glück bei den hübſchen weiblichen Patienten, als irgend ein Anderer ſeiner Kameraden. —

— „Patienten?“ unterbrach Ludwig den Leſenden; „ſagteſt du Patienten?“

„Ganz richtig! ich ſage noch dazu, bei den hübſchen weiblichen Patienten. Alfred ſtudirte nämlich Chirurgie, und war als Volontair auf einem der Hospitäler in Kopenhagen angeſtellt. Ich wage nicht mit Beſtimmtheit zu behaupten, ob es damals allgemeine Sitte war, daß dieſe jungen Herren ihre Stellung gebrauchten — wenn nicht vielmehr mißbrauchten — um ihren Patienten den Hof zu machen, und eben ſo wenig weiß ich ob es jetzt Sitte iſt; daß aber im Jahr 1804 Einige ſich dieſe Freiheit nahmen, und Alfred King für einen der Glücklichſten unter ihnen gehalten wurde, weiß ich mit Gewißheit. — Ich erzähle hier eine alte Geſchichte, und proteſtire gegen jede Vergleichung mit unſrer Zeit, welche im Allergeringſten ein ſchiefes Urtheil über die letztere veranlaſſen könnte.“

„Schon gut, laſſe das nur auf ſich beruhen, und uns weiter gehen.“ —

— Alfred hatte ſeine Wiſſenſchaft ſchon einige Jahre ſtudirt, brauchte aber doch noch ohngefähr ein Jahr und ernſtlichen Fleiß, um ſich zu ſeinem Examen vorzubereiten. Gleichwohl war er nichts weniger als fleißig. Seine Familie beſaß bedeutendes Vermögen auf den weſtindiſchen Inſeln, das heißt, ſie war reich an Geld und Einfluß, was ja faſt immer zuſammenfällt, und ſein Vater, dem das lange Studiren eben ſo langweilig ſchien als dem Sohn, hatte demſelben daher im Herbſt geſchrieben, daß er im nächſten Frühling mit den bis dahin geſammelten Kenntniſſen nach Hauſe zurückkehren ſolle, weil ſich der Familie Gelegenheit darböte, ihm eine Carriere zu eröffnen. Damals war ein Examen nicht ſo nothwendig wie die chriſtliche Taufe, und man lebte noch in der „guten alten Zeit," wo man in Weſtindien Seide ſpinnen konnte; dieſe Zeit iſt jetzt ſo ziemlich entſchwunden, und die einzelne weſtindiſche Schwalbe, welche dort drüben noch Glück macht, ſchafft, um ſprüchwörtlich zu reden, keinen Sommer auf dieſen Eilanden. In dem Winter zwiſchen der Ankunft jenes Briefes und Alfreds Abreiſe war er ſehr fleißig, wenigſtens nahm er mit vielem Eifer an den Beſuchen auf den Krankenſtuben Theil, und zeigte ſich ſtets willig die beſchwerliche Nachtwache zu beſorgen — wahrlich keine Sinecure, denn oft wurden auf den Straßen zu Schaden Gekommene eingebracht, und noch öfter bedurfte der eine oder der andere Kranke ärztlicher Hülfe, wenn ſeine Schienen und Bandagen in Unordnung gerathen waren. Die andern jungen Volontairs behaupteten freilich, daß er ſich nur um der hübſchen Emilie Fogt willen ſo ſehr angreife, mit welcher er, nach ihrer Behauptung, in aller Stille eine „Hoſpitalsverlobung" geſchloſſen hätte. Ich habe mich ſehr bemüht zu erforſchen, ob der Ausdruck „Hoſpitalsverlobung“ zu jener Zeit allgemein gang und gebe war, denn es ſchien mir wichtig zu wiſſen, ob die Sache bereits ſo ſyſtematiſch behandelt wurde, daß ſie ſogar ihre eigne Terminologie hätte. Ich darf nun behaupten, daß jenes Wort in einer ziemlich ausgebreiteten Clique gebraucht wurde, die immer zuſammen hielt, in Fehlern wie in Tugenden. Die Krankenwärterinnen verſicherten freilich, daß Herr King freundlich und aufmerkſam gegen alle Patienten ohne Ausnahme ſei, gegen die hübſchen wie gegen die häßlichen, aber dieſe Damen waren vielleicht nicht immer ſo wachſam, wie man nach ihrem däniſchen Titel, den man wörtlich im Deutſchen mit Wachfrauen wiedergeben könnte, erwarten ſollte. Die wenigſten Titel reden die Wahrheit. Die einzige, welche vielleicht hierüber Licht hätte verbreiten können, war die Wärterin in Littera . . . . Ich habe den Buchſtaben vergeſſen, der die Stube bezeichnete, wo die hübſche Emilie Fogt lag; aber die Wärterin war verſchwiegen wie das Grab, denn dadurch konnte ſie ſich an dem übrigen Perſonal des Hoſpitals rächen, das ſie ihrer beſchwerlichen Ausſprache wegen verſpottete. Alfred verſicherte ihr hingegen, daß er ſie ſehr wohl verſtehe, und um dieſes Lob nicht zu verſcherzen, machte ſie ſtets eine kleine Pauſe, und verließ das Zimmer wenn Alfred kam, denn ſie wußte aus Erfahrung, „daß er nicht gleich wieder weglaufe, wie die andern Hansquaſte, die zu nichts taugen als Leute zu verſpotten.“

Emilie Fegt verdiente wirklich die niedlichſte Patientin im ganzen Hoſpital genannt zu werden. Ihr Vater war Portier bei einer gräflichen Familie, und Emilie als Kind Geſpielin der kleinen Comteſſen geweſen; ſelbſt dieſes unbedeutende Spiel hatte ihr eine äußere, bei Portierstöchtern eben nicht allgemeine Bildung gegeben, und da auch ihr Charakter vortrefflich war, hatte die Fürſorge der alten Gräfin ihr einen Platz in einer guten Schule verſchafft, woſelbſt ihre Schönheit ſie zum Liebling aller Lehrer machte, und man ſich mit ihr vielleicht eben ſo viel beſchäftigte, als mit den neun und vierzig andern Eleven zuſammen. Als ſie herangewachſen war, wurde ſie Kammerjungfer der jungen Comteſſen, aber das Verhältniß aus der Kinderzeit war entſchwunden, und die Strenge, womit die hübſche Kammerjungfer bisweilen von ihren weniger hübſchen Herrſchaften behandelt wurde, beugte ihren Sinn ſehr darnieder, und verbreitete eine Schwermuth über ihr ganzes Weſen, die ſie ſehr anziehend machte. Verſchlimmerte häusliche Umſtände ſteigerten noch dieſe Schwermuth: ihre Mutter nämlich, die viele Jahre hindurch eine geachtete und ordentliche Frau geweſen, bekam jetzt auf einmal die Grille in der Lotterie gewinnen zu wollen, verlor aber, was weit ſicherer eintrifft, und als ſie nach und nach ſo viel verloren hatte, daß ihre Leidenſchaft nicht mehr verborgen bleiben konnte, ſuchte ſie die Reue zu erſticken, und ſich durch betäubende Mittel über fehlgeſchlagene Hoffnungen zu tröſten. Lange waren die Verirrungen ihrer Mutter nur Emilien bekannt, welche dieſelben mit kindlicher Liebe und Sorgfalt ſo ſehr zu verbergen wußte, daß dies häusliche Unglück ſogar ihrem Vater ein Geheimniß blieb. Wie viele Aufopferungen, wie viele traurige Stunden und bittre Thränen ihr das koſtete, wußte nur Er, der die Thränen zählt, die im einſamen Kämmerlein geweint werden. Endlich aber ließen ſich die Fehler der Frau nicht länger den Blicken der Welt entziehn, und die Folge davon war, daß ihr Mann ſeinen Portierdienſt verlor. Die Eltern bezogen nunmehr eine Wohnung in einem der vielen Winkelgäßchen Kopenhagens, und der Vater mußte ſuchen ſein Brod als Tagelöhner zu verdienen. Emilie, die dieſen Schlag nicht hatte abwehren können, darbte ſich jetzt ſelbſt ab ſo viel ſie nur konnte, und brachte ihren Eltern manches kleine mit Kindesliebe geſammelte Scherflein, um ihre kummervolle Lage zu verbeſſern. Auf einer ſolchen frommen Abendwanderung fiel ſie auf der dunklen Treppe ihres Vaters und beſchädigte ihr Knie. Als ſie nach Hauſe kam, ſollten die Comteſſen friſirt und zum Ball angezogen werden; die Blumen ſtanden ihnen nicht, und das war natürlich nicht Schuld des Haares, ſondern der Blumen; Emilie mußte andre bei verſchiedenen Modehändlern aufſuchen, Bouquette nach Anweiſung der jungen Damen ordnen und ſelbige darauf friſiren und putzen. Sie konnte ſich kaum aufrecht halten, und als die Comteſſen in den Wagen ſtiegen, um auf den Ball zu fahren, brachte die mitleidige Köchin die Ohnmächtige zu Bett. Da der Arzt am folgenden Tage erklärte, daß ihre Beſchädigung bedenklich ſei, Ruhe und Pflege erfordere, und ihre Heilung ſich in die Länge zu ziehen drohe, ſchickte man ſie in einer Kutſche nach dem Hospital, „denn man kann ja ſeine Dienſtboten nicht krank zu Hauſe liegen laſſen, weil ſie ſich dann nie erholen, wenn auch aus keinem andern Grunde, aus Faulheit nicht.“ — Die arme Emilie! Sie war damals neunzehn Jahr alt, und lag mehre Monate in dem Hospital. —

— „Das ſcheint eine bürgerliche Miſère zu werden,“ ſagte Ludwig achſelzuckend, indem er mit gleichgültiger Miene den Rauch ſeiner Cigarre von ſich blies.

„Findeſt du nur Intereſſe an den Freuden und Leiden Vornehmer,“ entgegnete Otto, „ſo laß uns das Buch ſchließen, denn dann haben wir unſre Zeit verloren.“

„Nein, laſſ mich immerhin etwas mehr hören,“ antwortete Ludwig, „es kann mir vielleicht zu ſeiner Zeit nützen, wenn ich die liebe Bürgerſchaft ein wenig genauer ſtudirt habe. Nun iſt ſie alſo auf dem Hospital; lies nur weiter, ich höre zu.“ —

— Wenn man Abends ſpät an dem großen Hospitalsgebäude im öſtlichen Theil der Stadt, dieſem Tempel der Seufzer und Thränen vorübergeht, den ein eiſernes Gitter von der Straße ſcheidet, deren muntre Wirkſamkeit dann ausgeſtorben iſt, — wenn das hübſche, regelmäßige Gebäude ſo ſtill daliegt, und die Lampen ſo ruhig und beruhigend brennen; — wer denkt dann wohl an die vielen Körper- und Seelenleiden, die eben in dieſer ſtillen

Stunde hinter dieſem beſchirmenden Gitter, innerhalb dieſer ruhigen, erleuchteten Räume mit ungeſtörter Kraft thätig ſind? Meiſtentheils wohl nur Derjenige, der ſelbſt einmal innerhalb jener Mauern geſeufzt, oder am Krankenlager eines Freundes gewacht hat. Die übrigen Kopenhagener gehen eben ſo gedankenlos an dieſem Gitter vorüber, wie der Venetianer an der Seufzerbrücke; ſie ziehen blos ihren Mantel dichter um ſich zuſammen, denn „es zieht immer ſo abſcheulich hindurch, und weht es auch ſonſt nirgends, ſo darf man überzeugt ſein, daß es hier und beim Runden-Thurm wehen wird.“ —

An einem ſolchen dunkeln, kalten, ſtürmiſchen Winterabend war die Wachfrau in einem Krankenzimmer ſanft eingeſchlummert; ihren Stuhl hatte ſie an die Wand zurückgelehnt, um einen beſſern Stützpunkt für ihre Füße zu finden, welche am Bett eines Patienten ruhten. Die mitten unter dem Boden des großen Saals brennende Lampe zeichnete ihr Profil auf die Wand, und das ſah mit offnem Munde, mit langer Naſe und vorſtehendem Kinn recht dumm und carricaturmäßig aus. Ein Schirm umgab jedes einzelne Bett und bildete einen kleinen abgeſchloſſenen Raum, eine Zelle, worin der Kranke mit ſeinen Leiden allein ſein konnte. Schwere, unregelmäßige Athemzüge, die Begleiter des kurzen, abgebrochenen Schlummers auf dem Krankenlager waren die einzigen vernehmbaren Laute. Sechs Betten waren mit Patienten beſetzt, welche ſich alle in der Beſſerung befanden, das ſiebente aber nahm eine bejahrte Frau mit einem alten Krebsſchaden ein, der ihrem Leben bald ein Ende zu machen drohte, deshalb hatten ihre Schmerzen auch nachgelaſſen, und in dieſem Augenblick träumte ihr vielleicht, ſie ſei geſund, jung und hübſch. Vor der Mitte der einen Wand ſtand ein Bett zwiſchen zwei andern ledigen, und auf dieſem begünſtigten Platz lag Emilie Fogt. Sie ſchlief nicht; ihr einer Arm ruhte unter dem Kopf, und ihre Finger hatten ſich in braune Locken verwickelt, die wie kleine ſich kräuſelnde Ströme über das Kopfkiſſen hinabfloſſen, die andere Hand lag unbeweglich auf der Bettdecke, welche ihre Bruſt bis dicht an den Hals bedeckte. Sie war ſehr blaß, und heftete ihr großes, braunes Auge ſtarr an die Decke, auf welche die vom leiſen Luftzuge durch die Ventilatoren bewegte Lampe abwechſelnd bald kürzere, bald längere Schatten zeichnete. Ein wehmüthiges, vielleicht etwas ſchmerzliches Lächeln ſpielte auf der einen Hälfte ihres Geſichts, während eine klare Thräne auf der andern Wange perlte, und eine feuchte Spur, die ſie auf dem Wege von ihrer hübſchen Quelle zurückgelaſſen hatte, noch nicht ganz getrocknet war. Sie lag ganz ſtill und vielleicht bewirkte die Abweſenheit ihres Geiſtes und ihrer weit von den weißen Wänden der Krankenſtube entfernten Gedanken eben ſo ſehr dieſe Unbeweglichkeit, als die Bandagen um ihr Bein.

Auf dem ſteinernen Boden des Ganges vor dem Krankenſaal erſchollen die leiſen Töne ſchleichender Fußtritte; es klang als wenn eine Schlange ſich durch dürres, raſſelndes Laub windet. Sie hörte es nicht, bemerkte nicht einmal, daß die Thür ſich leiſe öffnete, und ein junger Mann mit faſt lautloſen Schritten durch den Saal ging, denn ſelbſt jener knirrende Laut hörte auf, als er den Bretterfußboden betrat. Er ließ einen ſpähenden Blick über die Betten der Kranken hingleiten, mehr um zu ſehen ob ſie ſchliefen, als um ihren Zuſtand zu unterſuchen, und ſtand in einem Nu hinter dem Schirmbett, welches Emiliens Lager umſchloß. Ein glühendes Roth überflog ihr bleiches Antlitz, denn eben der Gegenſtand ihres wachen Traumes ſtand plötzlich vor ihr, und ihr Auge glänzte, als fülle es ſich mit Thränen. Der Arm unter dem Kopf verließ ſchnell ſeinen Platz, die kleine weiße Nachtkappe wurde zurechtgezupft, und die Bettdecke noch dichter in die Höhe gezogen, — Alles mit der Schnelligkeit des Gedankens, und mit jener inſtinctmäßigen Genauigkeit, womit Frauen dergleichen Dinge zu ordnen pflegen, ſelbſt ohne daran zu denken.

„Wie befindeſt du dich, Emilie? Iſt dir beſſer? — Ich konnte mich nicht zur Ruhe begeben, ohne dich noch einmal geſehen zu haben. Haſt du dir von der Frau die Bandagen umlegen laſſen?“

„Sie ſind ſo gut, ſo beſorgt um mich, Herr King,“ entgegnete das junge Mädchen eben ſo leiſe und flüſternd, als ſie angeredet worden.

„Sie! und Herr King! zürnſt du mir weil ich ſo ſpät zu dir komme, und dich ſtöre?“

„Ach Gott, nein! ſollte ich zürnen weil Sie mich ſo freundlich pflegen? Sie zeigen mir nur zuviel Sorgfalt,' fügte ſie mit bebender Stimme hinzu.

„Zuviel? Nein, Emilie, ein Arzt kann nie ſorgfältig genug für ſeine Patienten ſein. Ich habe auch alle übrigen Stuben beſucht, ſonſt würde man ja merken, daß ich einzig und allein deinetwegen komme."

Das junge Mädchen erröthete noch tiefer, ſenkte die Augen, erhob ſie aber gleich wieder und heftete ſie auf Alfred, als wollte ſie ihn darin leſen laſſen, wie glücklich ſie durch dieſe Erklärung ſei.

„Dir iſt ſo heiß, dein Puls geht gewiß zu ſchnell," ſagte Alfred nach einer Pauſe, und ergriff ihre Hand, um nach ihrem Puls zu fühlen.

Nachdem er dies mit dem ganzen Ernſt eines alten geübten Arztes gethan hatte, behielt er mit aller Dreiſtigkeit eines jungen, geübten Courmachers ihre Hand in der ſeinigen; Emilie aber zog ſie leiſe zurück, und legte ſie wieder auf ihren vorigen Platz.

„Ich habe mich den ganzen Tag nach dir geſehnt, und faſt nur von dir geträumt. Einer Madame hätte ich beinahe das geſunde Bein ſtatt des kranken abgeſchnitten, bloß weil ich immerfort an meine kleine Emilie dachte. Wir haben heut ungeheuer viel zu thun gehabt. Der Dienſt hier auf dem Hospital wird immer beſchwerlicher, und es iſt faſt unmöglich die vielen Patienten zu beſorgen. Denke nur, heut allein haben wir drei Arme und fünf

Beine abgenommen, elf anderer gefährlicher Operationen zu geſchweigen."

„Ach, die armen, armen Menſchen!" rief Emilie aus, und wurde bei dem Gedanken an ſo viele Leiden wieder eben ſo blaß, wie ſie es vor Alfreds Eintritt geweſen war. Zwei große Thränen traten in ihre Augen, aber ſie wiſchte ſie ſchnell hinweg.

Der junge Arzt lächelte über dieſen Ausbruch ihres Gefühls, und ſagte mit einer coquetten Würde, die ihm nicht übel ſtand: „Es geſchah ja zu ihrem Wohl, liebes Kind; wir konnten ſie auf keine andre Weiſe retten. — Überdies geben wir uns nicht mit allen Beinen gleiche Mühe."

Emilie ſtaunte den jungen rettenden Aeſkulap, der über Leben und Gliedmaßen abgeurtheilt hatte, voll Ehrfurcht an, wie man hinanzublicken pflegt zu geiſtiger Überlegenheit ſo hohen Grades, daß man ſelbige nicht einmal zu faſſen im Stande iſt. Deswegen überhörte ſie den Schluß, welcher, wenn ſie ihn vernommen hätte, kaum die berechnete Wirkung gethan haben würde, dachte nur an die Sorgfalt und Pflege, welche ſie ſelbſt auf dem Hospital genoß, und trug ihre ganze Erkenntlichkeit dafür auf Alfred über. In dem Blick, mit dem ſie ihn, der ſie ſelbſt und ſo manche Andere von irdiſchen Schmerzen errettet hatte, betrachtete, lag das reine Dankopfer eines warmen Herzens; Alfred aber las darin nur Staunen über ſeine Wichtigkeit und ſeine Kenntniſſe. O Eitelkeit!

„Du liegſt nicht gut, Emilie," ſagte er, und bemühte ſich mit der Hand unter ihrem Kopfkiſſen ihr eine beſſere Lage zu geben. „Die Wärterinnen verſtehen auch gar nicht ſorgſam für ihre Patienten zu ſein. Laß mich dir helfen."

„O nein, nein!" rief Emilie erſchrocken; „ich liege ſehr gut. Ich danke Ihnen, Herr King; ich liege außerordentlich gut."

„Wie oft habe ich dich gebeten, mich du und Alfred zu nennen," ſagte der Arzt ſeinen Arm zurückziehend. „Iſt der Name ſo häßlich, daß du ihn nicht einmal ausſprechen magſt? Wie, Emilie?"

„Nein, nein! es iſt der ſchönſte Name den ich kenne," entgegnete ſie ſchnell und mit glühenden Wangen.

„So nenne mich denn Alfred. Ich werde dir für die Zukunft gar nicht antworten, wenn du mich nicht Alfred nennſt. Du ſollſt ſehen, daß ich feſt ſein kann. Glaubſt du, daß es mir Vergnügen macht von deinem Munde eben ſo genannt zu werden, wie von der ſchnarchenden Wachfrau und allen dieſen alten Weibern?"

Emilie zupfte an ihrem Taſchentuch und ſchwieg. Der junge Arzt betrachtete ſie unverwandt, und wenn ihr Auge dem ſeinigen auch nicht begegnete, ſo fühlte ſie doch die Wirkung ſeines Blicks. Eine glühende Röthe verbreitete ſich von ihrer Stirn aus über ihr Antlitz, und färbte ihren Hals, ſo daß ſie ihr Geſicht mit der Hand bedeckte, um dieſe Bewegung zu verbergen. Alfred ſpielte mit einer ihrer Locken und wickelte ſie um ſeinen Finger. Er hatte ſeinen Stuhl ganz dicht an ihr Bett geſchoben.

„Hör', Emilie; wenn du mich nicht Alfred nennſt, wenn wir allein ſind, ſo kann ich dich auch nicht Emilie nennen, ſondern muß Mademoiſelle Fogt und Sie zu dir ſagen. — 'Wie befinden Sie ſich heut' Abend Demoiſelle Fogt?' — Pfui, wie häßlich und fremd klingt das, wenn man gewohnt iſt Emilie zu ſagen. Du haſt mir ja doch ſelbſt Erlaubniß gegeben, dich du zu nennen, und ich habe es nicht gewagt, bevor ich dich gebeten hatte, es thun zu dürfen. Willſt du mir jetzt ein Recht wieder nehmen, welches mir ſo lieb geworden iſt? Könnteſt du's wirklich über dein Herz bringen?“

Emilie ſchüttelte den Kopf, ohne jedoch die Hand von den Augen zu ziehen. Alfred zog ſeine Verbindtaſche hervor, nahm eine Scheere, ſchnitt die Locke ab, welche er um ſeinen Finger gewickelt hatte, und drückte dann ſeine Lippen leiſe auf die Hand, welche ihr Geſicht bedeckte. Das erſchrockene Mädchen zog ſchnell dieſe von den Augen.

„Sieh, Emilie,“ ſprach er, ihr die Haarlocke zeigend; „ſieh, was ich dir geraubt habe. Ich will ſie indeſſen nicht behalten, wenn du mir ſie nicht freiwillig giebſt. Hier ſoll ſie liegen,“ fuhr er fort, indem er ſie, ohne ihre Einwilligung abzuwarten, in ſeine Verbindtaſche ſteckte. „Hier ſoll ſie liegen zur ewigen Erinnerung an Emilie, und wenn ich fortgereiſt bin, weit von hier, ſoll ſie mir die Augenblicke zurückrufen, welche ich bei dir ſo froh verlebte. — Ich ſoll bald fort von hier, Emilie, zum Frühjahr; mein Vater hat mir geſchrieben; ich ſoll viele hundert Meilen weit über die wilde ſtürmiſche See reiſen."

Das junge Mädchen, welches anfänglich die unerwartete Neuigkeit mit anſcheinender Ruhe gehört hatte, bedeckte wiederum ihre Augen mit beiden Händen, und häufige Thränen, die zwiſchen den Fingern über ihre Wangen hinabſtrömten, verriethen genugſam, daß dieſe Nachricht ihr keineswegs gleichgültig ſei. Alfred ſah es und fuhr fort die Bitterkeit des Abſchiedes zu ſchildern, und die Entfernung als einen ungeheuern Raum auszumalen, den ſelbſt der Gedanke kaum durchfliegen könne. Die ſtille Trauer, worin die Liebe des jungen Mädchens ſich ausſprach, rührte ſelbſt den jungen Weſtindier, und wer hätte wohl bei dem Gedanken ruhig bleiben können, der Gegenſtand dieſer heißen Thränen zu ſein.

„Aber ich bleibe nicht immer drüben," fuhr er tröſtend mit einer Stimme fort, die vom Herzen kam und zum Herzen ging. „Nach wenigen Jahren komm' ich zurück, denn hier iſt ja doch Alles was ich lieb habe."

„Dann haben Sie mich vergeſſen, aber ich Sie nicht," entgegnete Emilie mit faſt klangloſer Stimme.

Alfred zog ſachte ihre thränengebadeten Hände von ihrem Antlitz weg. Emilie war blaß, ihre Augen geſchloſſen, und ohne Widerſtand ließ ſie ihre Hände in den ſeinigen.

„Nein, Emilie, ich vergeſſe dich nie," flüſterte er.

Bei dieſen Worten erhob Emilie die geſenkten Augenlider, betrachtete Alfred mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag, und ſchloß darauf wieder ihre großen braunen Augen, nachdem ſie die Aufrichtigkeit ſeiner Verſicherung in den geliebten Zügen geleſen hatte, — denn was in dieſer Welt konnte ſie wohl noch mehr zu ſehen wünſchen?

Alfred beugte ſich über ſie, um ſie zu küſſen, riß aber bei dieſer Bewegung die Scheere vom Tiſch, welche klirrend auf den Boden fiel. Die alte Frau erwachte, denn der ſchlummernde Schmerz ſchläft nicht feſter, als der Raubvogel im Gipfel ſeines Baumes. Für die Wachfrau war das Geräuſch nur ein Sporn noch feſter zu ſchlafen, und ſie athmete ſchwer und tief, mit jener Regelmäßigkeit, mit der nur die Geſundheit ſchläft. Dieſer Contraſt mochte der alten Frau ihre Leiden noch fühlbarer machen, denn ſie drehte ſich ungeduldig im Bette um, und ſtöhnte: „Ach Gott, ach Gott, wie kann ein Menſch doch ſo ſüß ſchlafen, während ich ſo entſetzliche Pein erdulde. Ich habe die ganze Nacht kein Auge ſchließen können, und die Andern ſchlafen alle zuſammen.“

Alfred ſtand unbeweglich hinter dem Schirm, denn zu dieſer Stunde wollte er ungern neben Emiliens Bett betroffen werden; ihr hingegen fiel es gar nicht ein aus ſeiner Gegenwart ein Geheimniß zu machen, und da die alte Frau fortfuhr zu jammern, forderte ſie ihn ſogar ſelbſt auf, nach ihr zu ſehen; Alfred aber ſtellte ſich als hörte er ihre Worte nicht. Er beugte ſich über ihr Bett, nahm ihre Hand, und ſprach leiſe von ſeiner Reiſe nach Weſtindien. Indeſſen war der Augenblick verfehlt, und ſein Geflüſter machte daher auch keinen Eindruck; hörte ſie auch jedes ſeiner Worte, ſo ſchwebten ihre Gedanken doch nach dem Schmerzenslager der alten Frau hinüber.

„Ach, du mein lieber Jeſus,“ ſeufzte jene; „Keiner will mir helfen! Da haben ſie mein Bischen Trinken ſo weit weggeſetzt, daß ich es nicht erreichen kann. Wenn ich ſie nun wecke, ſo ſchilt ſie mich, und ich bekomme doch Nichts — ich kann's nicht langen; o, lieber Gott, wie brennt's in meiner Bruſt — au, das iſt ein Schmerz — ja, das iſt ein Schmerz! — Da haben ſie mir ein Pflaſter aufgelegt, welches mir rein das Bischen Leben abpeinigt — es brennt wie glühende Kohlen! — Ich kann's nicht aushalten.“

„Eine verfluchte Jeremiade!“ ſagte Alfred ungeduldig; „ſie mag ſich auf's andre Ohr legen, ſo fällt ſie wohl wieder in Schlaf.“

„Sehen Sie nach ihr, vielleicht könnten Sie ihr helfen; Sie können es ganz gewiß, denn ſchon Ihr Kommen iſt ein Troſt. Die Arme! Könnte ich doch einige ihrer Schmerzen übernehmen, ich liege hier ſo ruhig, und hab' es ſo gut.“

Die Klagen der Kranken waren in ein hohles Stöhnen übergegangen, und ſie ließ nur abgebrochene Seufzer hören, welche darauf deuteten, daß ſie für dieſe Nacht ſich in ihr Schickſal gefunden hätte. — Zur Beurtheilung ſolcher Übergänge gehört eine Erfahrung im Leiden, die man nur auf einem langen Krankenlager erwirbt.

„Sie wird ſchon in Schlaf fallen,“ entgegnete Alfred gleichgültig.

„Ach Gott, nein; ſie ſtirbt vielleicht. Es wäre doch ſchrecklich wenn ſie ohne Hülfe ſtürbe, während Sie bei mir ſind, Sie, der Rettung bringen könnte. Alfred, lieber Alfred, ich bitte Sie, helfen Sie ihr; thun Sie's um meinetwillen, wenn Sie's nicht um der alten Frau willen thun wollen. Aber ſo hart können Sie nicht ſein; o Gott, wie können Sie jetzt lachen — thun Sie's, lieber Alfred.“

Emilie hatte ſeine Hand ergriffen, und preßte ſie zwiſchen den ihrigen, ſie heftete bittend einen Blick auf ihn, in dem ſich die Überzeugung ausſprach, daß er ſichere Rettung bringen könnte — einen ſolchen Blick, wie die Italienerin ihn gläubig auf ihren Schutzheiligen richtet. — Alfred fühlte eine unbekannte Bewegung; er drückte ſchweigend ihre Hand an ſeine Lippen, nahm ſeine Verbindtaſche, und ging leiſe zur alten Frau hinüber, während Emilie ſich mit gefalteten Händen im Bett emporrichtete. Gleich darauf zeichnete der Schein der Lampe bewegliche Schatten neben dem ſteifen unveränderlichen Profil der Wachfrau auf die Wand, und ſie erkannte Alfred, der ſich mit der Kranken beſchäftigte. Emilie betrachtete dieſe Schatten ſo andächtig, wie die Bilder einer Altartafel.

„Gott ſegne Sie, lieber Herr Doctor,“ rief die alte Frau, auf welche ſchon der Anblick eines Arztes beruhigend einwirkte. „Welch eine Sorgfalt für eine arme alte Kranke wie mich! Dafür wird Gott Sie belohnen, und darum will ich ihn bitten, wenn ich vor ſeinem Throne ſtehe. Nicht wahr, Herr Doctor, mit meinem elenden Leben muß es ja bald vorbei ſein? Gott ſegne Sie für jede Hülfe! — Ja ja, das ſag' ich immer, Herr King iſt doch der beſte von all den Herren, denn er verläßt ſeine Patienten nicht, und iſt bei uns früh und ſpät. Nicht wahr, es iſt ſchon ſpät?“

„Ja, es iſt Zeit zum Schlafen; lege ſie ſich nun zur Ruhe, Mutter; gute Beſſerung; ſchlafe ſie wohl!“

„Nein, was das für ein lieber Menſch iſt,“ rief die Kranke weinend aus; „Gott ſegne und bewahre Sie.“

„Pſt, ſonſt erwachen die Andern; nach ihnen muß ich auch noch ſehen, eh ich gehe.“

„Nun iſt mir ſo wohl,“ ſeufzte die Kranke; „Gott ſegne Sie dafür.“

In Segnungen liegt eine Kraft, die das Herz bewegt, ſelbſt wenn ſie von uns gleichgültigen Weſen ausgeſprochen werden. Darum war auch Alfred bewegt, als er wieder an Emiliens Bett trat, die ſtill, durch Thränen lächelnd da lag. Auch dieſes Lächeln war eine Segnung. —

Leider dauerte dieſe Regung nur kurz, wie jede gute Regung in Alfreds Gemüth. Ja, das Vortheilhafte des Augenblicks drängte ſich ihm ſogar mit Stärke auf, und er ſetzte ſich auf den Rand von Emiliens Bett, welche ihm nicht wehrte, ſondern ſich nur weiter an die Wand zurückdrängte, als er ihre Hand ergriff.

„Dank, Alfred," ſprach ſie mit einem freundlichen Druck.

Alfred entdeckte erſt eben einen Blutflecken auf ſeiner Hand, die er an einer Stecknadel geritzt hatte. Faſt ohne ſelbſt an die Unwahrheit ſeiner Worte zu denken, ſagte er: „Ich holte mir dort einen Segen, und vielleicht zugleich — einen Paß für die andre Welt. Ja, ſie iſt vielleicht die Letzte, der ich eine hülfreiche Hand leiſte."

Emilie betrachtete ihn erſchrocken und fragend.

„Ich habe heute Morgen ſecirt," fuhr Alfred fort, als er dies bemerkte, „und mir dabei die Hand verletzt; dies iſt ſchon an und für ſich gefährlich genug, jetzt aber habe ich mir bei der armen Alten dort noch einen Zuſatz von dem anſteckenden Krebsſtoff geholt. Was kann ſie dafür? ſie iſt ja unſchuldig daran. Nun — eben ſo gut heut als morgen; ein Arzt muß immer reiſefertig ſein."

Das Kindiſche und Läppiſche in dieſer Coquetterie, welches auf die geſunde Emilie kaum einen Eindruck gemacht haben würde, entging ganz dem durch Krankheit geſchwächten und exaltirten Mädchen. Sie ſah in ihm nur den Geliebten, der ſich vielleicht aufgeopfert hatte, bloß um ihr gefällig zu ſein, und in ihren Augen trat er überdies der Gottheit noch einen Schritt näher, weil er ſein Schickſal mit dieſem Grade ſtoiſcher Ruhe trug. Der

Schrecken hatte ſie leichenblaß gemacht, und dies ſchmeichelte Alfreds Eitelkeit ſo ſehr, daß er ſich die Genugthuung nicht verſagen konnte, den Bogen noch ein Wenig ſtärker zu ſpannen.

„Ich fühle es recht gut," fuhr er fort, „das Gift arbeitet ſchon in der Wunde. Binnen vier und zwanzig Stunden wird ſich's wohl geben;" — und dabei machte er ein feierliches Geſicht, wie es zu dieſer Leichenpredigt paßte.

Emilie hielt ſeine Hand noch in der ihrigen, und betrachtete mit unnennbarem Entſetzen den kleinen Blutflecken; in Gedanken wiederholte ſie, was Alfred kurz vorher geſagt hatte, und rief dann plötzlich aus: „Ja, ſie iſt unſchuldig daran, aber ich bin nicht unſchuldig; ich, ich habe dies Unglück über uns gebracht, ich, die gerne mein Leben für das Ihrige dahingäbe."

„Liebe, gute Emilie!

Emilie hatte ſeine Hand auf ihre Stirn gelegt — die war brennend heiß; ſie drückte dieſelbe an ihre Augen — die glühten wie Kohlen. Plötzlich preßte ſie dieſelbe an ihre Lippen, ſo feſt, ſo dicht, als wollte ſie nimmer wieder loslaſſen. Alfred wollte die Hand zurückziehen, aber Emilie hielt ſie mit der Stärke der Verzweiflung, und er fühlte wie ihre Lippen ſich ſo gewaltſam anſaugten, daß die Zähne in das Fleiſch eindrangen. Der unbedeutende Schmerz erweckte ſein Schamgefühl, und er ſagte erröthend: „Was machſt du, Emilie? laſſ meine Hand los. Hörſt du, Emilie?"

„Laſſ' mich alles Gift aus deiner Wunde ſaugen, Alfred; was kümmert mich denn mein Leben, wenn ich dich retten kann, dich von dem das Wohl ſo Vieler abhängt. Mein Daſein iſt mir gleichgültig, wenn du nicht biſt, und ich will gern ſterben, wenn ich für dich ſterben kann."

Sie wollte ſeine Hand wieder an ihre Lippen führen, Alfred aber duldete es nicht, ſondern kniete leiſ' an ihrem Bett nieder, denn in dieſem Augenblick fühlte er tief, wie hoch ſie, die Reine, Unverdorbene, über ihm ſtehe. Der Blutfleck war verſchwunden, aber Emiliens Zähne hatten eine tiefe Spur im Fleiſch hinterlaſſen — ein Kainsmal, denn er hatte die Menſchheit verrathen.

Er fühlte dies, und ſein Mund verſtummte; Emilie hingegen rief faſt freudig:

„Jetzt kann ich dich du nennen, Alfred, und jetzt kann ich dir ſagen, wie ſehr ich dich liebe, denn jetzt werd' ich ja ſterben. Jedesmal wenn dir etwas Glückliches begegnet, jedesmal wenn du dich am Leben freuſt, wirſt du deiner Emilie gedenken, welche du ſo glücklich machteſt, und die dir mit dem Leben vergalt. Ja, Alfred, du haſt mich glücklich gemacht."

„Emilie, du betrügſt dich, du wirſt nicht ſterben; meine Hand iſt ganz geſund. Sieh, ihr fehlt Nichts. Du wirſt leben, um mich glücklich zu machen, um ſelbſt glücklich zu ſein. Wir wollen uns nie trennen; ich verlaſſe dich nicht, Emilie; nein, ich will dich nie verlaſſen, nie; ich reiſe nicht von dir."

Sie hörte ihn nicht, denn ſie war ohnmächtig geworden; ihr Körper war für einige Augenblicke den Anſtrengungen der Seele erlegen. Alfreds Betheurungen ſchwebten wie ein leerer Laut an ihrem Ohr vorüber, und doch ging eben jetzt jedes ſeiner Worte aus einem aufrichtigen Gefühl hervor. Er kniete noch vor ihrem Bett und küßte ihre Hand. Eine überirdiſche Ruhe war über das hübſche, bleiche Geſicht des jungen Mädchens gegoſſen, und ſie ſchien ihm ein ſchlummernder Engel. Leiſe zog er einen kleinen glatten Ring mit einem blauen Stein, kaum ſo groß wie das kleinſte Vergißmeinnicht, von ſeinem Finger, und ſteckte denſelben an den ihrigen. Emiliens Beſinnung kehrte vielleicht durch dieſe Berührung zurück; ſie ſchlug die Augen auf, und flüſterte lächelnd: „Ich war ſo glücklich!“ fügte aber, als hätte eine bittre Erinnerung in demſelben Augenblick den Zauber vernichtet, ſchmerzlich hinzu: „O Gott, Alfred!“ — und bedeckte dann ſchnell beide Augen. Er ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt, gab ihr die theuerſten Namen, die liebevollſten Verſicherungen . . . .

Als Alfred eine Stunde ſpäter die Stube verließ, war er mit Emilien verſprochen, die weſtindiſche Reiſe war aufgeſchoben, vergeſſen, und er hatte ihr ewige Treue gelobt. Berauſcht drückte er einen langen, den erſten, Kuß auf ihre Lippen. Die Wachfrau ſchlief noch eben ſo ruhig; Kummer und Freude, Verzweiflung und Glück hatten wechſelsweis ihre Rechte dicht neben ihr gehandhabt, aber ſie hatte von Allem Nichts bemerkt, und ihr Profil zeigte ſich noch eben ſo dumm und träg an der Wand wie zuvor; die alte kranke Frau ſchlief und träumte von ihrem mitleidigen Doctor. Alfred ſchlich ſich an den Schläfern vorüber, und flüſterte noch in der Thür ein Lebewohl ſo leiſe, daß nur die geſchärften Sinne der Liebe es vernehmen konnten. Emilie lauſchte, und dies Mal hörte ſie die leiſen knirrenden, nach und nach in den langen Gängen verhallenden Schritte auf dem ſteinernen Fußboden. Sie lehnte ſich zurück, und ihr freudeſtrahlender Blick ſuchte wieder die Decke zu durchbohren und zum Himmel zu bringen, denn ihre Gedanken waren ein ſtilles Gebet. Darauf betrachtete ſie den kleinen Ring mit dem lichtblauen Stein, und als ſie gegen Morgen einſchlummerte, ruhten ihre Lippen faſt eben ſo feſt auf dieſem Liebeszeichen, als früher an der Hand, die ihr den Tod bringen ſollte. —

Am nächſten Morgen war Alfred ungewöhnlich ſtill und ernſt. Als der Oberarzt mit ſeinem Candidaten- und Volontair-Stabe die Stuben beſuchte, machte er ſich ein Geſchäft, und vermied den Saal, wo Emilie lag, obgleich er ſelbſt nicht recht wußte warum. Emilie hatte eine ſo friſche Farbe, daß der Oberarzt ihr deswegen ein Compliment machte. Ihre Augen, die ſich nicht von der Bettdecke erhoben hatten, ſo lange die Aerzte ihr Lager umringten, überzählten ſpähend und verſtohlen die Weggehenden, und ſie freute ſich faſt, daß Alfred nicht unter ihnen geweſen, denn um keinen Preis hätte ſie ihn in Gegenwart der Andern erblicken mögen. Die alte Frau war in der Morgendämmerung geſtorben und in aller Stille fortgeſchafft worden. Emilie bemerkte dies erſt, als ſie ihre Klagen nicht mehr vernahm, denn niemand ſprach von ihr, die Wachfrau aber ſagte zu einer andern Wärterin: „Mich ſoll doch verlangen, wen ſie jetzt in Nummer Sieben legen; das Bett ſchlägt ſie todt wie Fliegen, und iſt eben ſo gut wie ein Sarg. Ich ſah das Ende ſchon voraus, als Mutter Chriſtenſen Nummer Sieben bekam.“

Als die jungen Volontairs bei einem ihrer Kameraden zum Frühſtück verſammelt, und die chirurgiſchen Neuigkeiten des Morgens verhandelt waren, bemerkte Einer von ihnen: „Ich habe ſo meine eignen Gedanken von Musje King; er macht ſich ſo viel mit der kleinen Fogt zu ſchaffen, aber das Mädchen iſt viel zu hübſch für ſolchen weſtindiſchen Windbeutel.“ Der Redende, ein ganz junger Volontair, der nur ſeit wenigen Monaten erſt das Hospital beſucht hatte, hieß Carl Meier.

„Der blaſſe Neid redet aus Ihrem Munde, mein hochzuverehrender Herr Fuchs,“ rief ein Anderer pathetiſch, indem er ein Glas hinunterſtürzte; „Emilie Fogt iſt ein verteufelt hübſches Mädchen; Gevatter hätte wohl nicht übel Luſt ſich ſelbſt ihrer zu erbarmen, wenn King nicht zuerſt zur Mühle gekommen wäre. Es lebe die Anciennetät! Weißt du übrigens, ob ſie nicht auch die Finger nach ihm leckt?“

„Ich habe heute einen Ring an ihrer Hand geſehen, der geſtern nicht da war, und den King bisher getragen hat. Ich liebe die Sitte nicht, mit Ringen Spiel zu treiben. Das Mädchen iſt viel zu hübſch und viel zu gut für eine Hoſpitalsverlobung. Es iſt ſchade um ſie, denn King iſt doch nur ein Weſtindier."

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür; King trat ein, um an dem Frühſtück Theil zu nehmen, und man empfing ihn mit allgemeinem Jubel, denn er hatte ſtets die Taſchen voll guter Cigarren, welche er direct aus Weſtindien bekam.

„Wir ſprachen eben von dir."

„So . . .?"

„Ein Quidam, ein Gewiſſer, ſagte, es wäre ſchade um die kleine Fogt, daß ſie in deine Hände gefallen ſei . . . ."

„Und daß Mädchen genug da wären, die es nicht beſſer verdienten; daß aber Emilie Fogt zu der Claſſe gehörte, die nur ein Flegel zum Beſten hat," fügte Carl Meier hinzu.

Alfreds Wangen glühten, und er betrachtete den Redenden mit funkelnden Augen, ſchwieg aber doch. „Carl behauptet, daß du dich betragen habeſt, sans comparaison, wie jener vertrackte Normann, welcher jedem hübſchen Mädchen ſo ins Blaue hinein ein Eheverſprechen gab, damit ſie nur mit ihm ſpazieren ginge," fuhr der Erſte fort. „Sag's nur ehrlich und aufrichtig heraus, ſo wollen wir uns verpflichten, dich nicht auszuſtechen. Biſt du verlobt mit Emilie Fogt?"

Alfred betrachtete die Fragenden und war ungewiß, welche Antwort er geben ſollte.

„Mit einer Portierstochter!" rief der Andere; „ſollen wir die Mariage des ſehr ehrenwerthen Sir Alfred King mit eines Portiers Tochter declariren?"

Das gab den Ausſchlag. Alfred wandte ſich zu dem geehrten Mitglied, welches zuletzt geredet hatte, und entgegnete lächelnd: „Nein, ich danke ganz ergebenſt! Ich bin nicht verlobt mit der tugendſamen Jungfrau, und ihr mögt ihr den Hof machen, ſo viel euch beliebt." Bei den letzten Worten ſchlug jedoch ſein Herz ſtärker als bei den erſten.

„Haltet ihr mich für wahnſinnig?" fuhr er nach einer kleinen Pauſe mit etwas mehr Faſſung fort. „Wohl Freundſchaft, aber keine Kameradſchaft! — Ich bin auf Ehre nicht mit ihr verlobt!" Sein beſſeres Gefühl gewann indeſſen für einen Augenblick die Oberhand, und er bildete ſich ein, Emilien durch den Zuſatz eine Art von Ehrenerklärung zu geben: „Es wäre auch Sünde um das Mädchen, wenn man ihr Ideen in den Kopf ſetzte; ſie ſieht ſo ehrbar aus."

„O, du mitleidige Seele; wie hübſch dich's doch kleidet den Tugendhelden zu ſpielen. Das wären eben Betrachtungen, die auf dich Eindruck machen ſollten! Haben alle die andern denn unehrbar ausgeſehn, denen du Ideen in den Kopf geſetzt haſt? Wilhelmine, die im vorigen Jahr ſtarb, und die Krampf-Mamſell, und die kleine Blonde, die nur du verbinden durfteſt, und die Tochter des Kammerraths, die ſich deinetwegen nicht ausſchreiben laſſen wollte, und endlich die heilige Cecilia, die dem bekannten Gemälde ſo ſehr glich, und in deren Dienſt als postillon d'amour die Wärterin ſich die Beine faſt ablief . . . .?

„Und die übrigen mille e tre," fügte ein Anderer lachend hinzu.

Dieſes Aufrechnen ſeiner Triumphe ſchmeichelte Alfreds Eitelkeit, und er verkaufte um dieſen Preis Emiliens Ruf, indem er mit verſtellter Beſcheidenheit, die ganz das Gegentheil ausdrückte, hinzufügte: „Bei Emilie Fogt habe ich ganz beſtimmt kein Glück gemacht."

„Und Ihr Ring, den ſie heute am Finger trug? Wollen Sie auch das läugnen?" fragte ſein junger Gegner, der noch nicht müde war, dieſe Sache zu verfolgen.

Der Augenblick, in welchem Alfred Emilien den Ring gegeben hatte, ſtand plötzlich lebend vor ſeiner Seele. Er ſah wieder das bleiche Mädchen ohnmächtig vor ſich liegen; die Stelle, wo ſie das vorgebliche Gift aus ſeiner Hand geſogen hatte, ſchmerzte ihn, und das Blut ſchoß glühend in ſeine Wangen.

„Gefangen," riefen die Andern; „da haben wir ihn! da erwiſchten wir einen alten Fuchs!"

Alle Extreme liegen bekanntlich nahe zuſammen; der Übergang von einem Contraſt zum andern iſt ſo natürlich, und Haß der Nachbar der Liebe. Daher läßt es ſich denn auch erklären, daß ein bittres Gefühl gegen Emilie in Alfreds Bruſt das liebevolle verdrängte, welches ihn wenige Minuten vorher durchglüht hatte. Die flüchtige Röthe verſchwand wieder aus ſeinem Antlitz, und er antwortete kalt und ruhig: „trägt ſie meinen Ring, ſo muß ſie ihn gefunden oder genommen haben. Ich habe ihn geſtern in einer der Stuben abgelegt, und vermiſſe ihn erſt jetzt, weil davon geſprochen wird. Ihre Aufführung gehört zu den gewöhnlichen Frauenzimmeralfanzereien. — Laßt es nun gut ſein mit dem Verhör. Wollt ihr Cigarren?“

Dies Anerbieten endete die Verhandlung. Alfred war verdrießlich und wortkarg, die Andern hingegen erzählten hundert luſtige Geſchichten, und hatten bald ihn und ſeinen Widerſacher in eine dichte Rauchwolke eingehüllt.

Indeſſen flogen Emilien die Stunden dahin wie Minuten; ſie dachte nur an Alfred, und zwar mit einem religiöſen Gefühl. Hatte ſie ja doch die Segnungen der alten Frau gehört, die, wie ſie wußte, jetzt vor Gottes Thron ſtand, eine dankbare Fürbitterin für denjenigen, der ihre letzten, ſchmerzhaften Stunden erleichtert hatte.

Als Alfred in der Dämmerung daſſelbe Zimmer wieder betrat, welches er am Abend vorher als beſſerer Menſch verlaſſen hatte, fühlte er eine Miſchung von Liebe und Verlegenheit, wie nimmer zuvor. Aber ſeine Verlegenheit verſchwand bald; er ſetzte ſich auf den Rand von Emiliens Bett, koste mit ihr, gab ihr tauſend zärtliche Namen, ſpielte mit ihren Fingern, hatte aber doch nicht Muth genug ſie des Ringes zu berauben, obgleich eine innere Stimme ihm beſtändig zuraunte, daß ſeine Ehre an dieſes Pfand gebunden ſei.

„Dieſer Ring iſt mein Kleinod," ſagte Emilie; „ich liebe ihn mehr als mein Leben, und nur Eins liebe ich noch mehr, — dich ſelbſt, mein Alfred." —

Geſtern war bei Emilien noch etwas von jener Ziererei, von jener unbewußten Zweifelſucht und jenem Argwohn übrig, welche den Inſtinct des Weibes gegen die Verführung ausmachen. Heute war Alles anders; Liebe, ſich ihrer ſelbſt nunmehr bewußte Liebe, hatte ihr ganzes Weſen geläutert, und jeden Zweifel, jede Bedenklichkeit verjagt; jeder Stoff zu weniger edlen Gefühlen war aus ihrem Herzen verſchwunden, und nur Zutrauen, nur Hingebung lebte und webte darin. Leider gleicht ein ſo geläutertes Herz nur all zu ſehr einer geſchleiften Feſtung, ohne Wehr und ohne Schutz.

Einer von Alfreds Kameraden ging eben an der Stube vorüber, und ſprach zu einer Wärterin. Alfred, der ſeine Stimme erkannte, und deſſen erſter Gedanke Emiliens Ruf war, ließ unwillkührlich ihre Hand los, und zog das Schirmbett dichter zuſammen, aber ſchon ſein nächſter Gedanke galt wieder dem Ringe. Sobald er aus den verhallenden Schritten ſchließen konnte, daß er ſicher ſei, nahm er wieder des Mädchens Hand und ſagte: „Gieb mir den dummen Ring, Emilie, ich will dir einen hübſchern bringen, dieſer iſt nicht gut genug für meine kleine Braut.“

Er wollte den Ring von ihrem Finger ſtreifen, Emilie aber ſchloß die Hand und entgegnete: „O nein, nein, nimm mir ihn nicht; ich bin abergläubiſch. Der Ring ſoll nie von meinem Finger kommen, weder Tag noch Nacht. Nicht wahr, ſo lange ich den Ring trage, haſt du mich nicht vergeſſen? Du ſagteſt einmal, blau ſei die Farbe der Treue; ich habe viel von dir gelernt; ehe ich dich kannte war ich ſo einfältig, aber nicht wahr? jetzt bin ich beſſer und vernünftiger?“

So viel Unſchuld rührte ſogar den Leichtſinnigen; er ließ ihren Finger los und ſprach: „Behalt' ihn, Emilie; behalt' ihn, ich bin dir treu.“

Die Liebenden flüſterten mit einander, aber kein ſterbliches Ohr konnte ihre Worte vernehmen. Endlich ſprach Alfred lauter: „Unſre Verlobung muß ein Geheimniß bleiben, bis ich weiß, was aus meiner Reiſe wird. Es giebt Verhältniſſe in der Welt, Emilie, welche . . . . Niemand darf es wiſſen, Emilie, Keiner als du und ich.“

„Keiner als wir Beide und Gott,“ fügte Emilie bewegt hinzu, ohne zu ahnen, wie weit Alfreds Gedanken eben jetzt von jenem ewigen unſichtbaren Zeugen entfernt ſtien. Er bückte ſich und ſah nach ſeiner Uhr. Ein Schwarm von Gedanken ſtürmte in dieſem lautloſen Augenblick durch ſeine Seele. —

„Wenn ich je dieſe Frömmigkeit mißbrauchen könnte . . . .“ er vollendete ſeine Rede nicht, ſondern verlor ſich in guten Vorſätzen. Leider ſind gute Vorſätze faſt immer Schößlinge, die ſich im Wachsthum verlaufen; ihre Früchte ſitzen feſt, ſo lange ſie unreif ſind, fallen aber ab, ehe ſie die volle Reife erlangt haben. Ich habe ſagen hören, daß der Weg zur Hölle von einem Ende zum andern mit lauter guten Vorſätzen gepflaſtert ſei. —

— Otto's nach und nach aufmerkſamerer und ernſterer Zuhörer verzog bei dieſen Worten ſeinen Mund zu einem Lächeln, welches jedoch vielleicht eben ſo unwillkührlich war, wie der Seufzer, der darauf folgte. —

— Mit Emiliens Ausſchreibung aus dem Hospital und ihrem Wiedereintritt in ihren Dienſt, begann kurz nachher ein neuer Abſchnitt ihres Lebens. Ihr Dienſtverhältniß hatte ſie früher nie gedemüthigt; jetzt ſchämte ſie ſich deſſen, weniger ihret- als des Geliebten wegen. Die beiden Liebenden konnten ſich im Hauſe des Grafen nicht ſehen, weil es Aufſehen erregt haben würde, und Alfred ſchlug daher ſeine Wohnung für ihre Zuſammenkünfte vor, aber dieſen Ausweg verwarf Emilie unter Thränen, denn es ſchmerzte ſie, daß die Verhältniſſe einen Vorſchlag auch nur möglich machten, der ihr Gefühl ſo ſehr beleidigte. Dahingegen ſchämte ſie ſich, Alfred bei ihren Eltern einzuführen; die dürftige Wohnung des armen Arbeitsmannes paßte nicht für den reichen Weſtindier, und war es nicht auch ohnehin ihre Pflicht, die Schwächen ihrer Mutter vor jedem uneingeweihten Auge zu verbergen? Konnte Liebe unter ſolchen Umgebungen gedeihen? Zum erſten Mal in ihrem Leben beweinte ſie mit bittern Thränen ihren geringen Stand, und hatte ſchon eine dunkle Ahnung, daß Alfreds Worte: „Es giebt Verhältniſſe in der Welt . . . .“ mehr bedeuteten, als ſie anfangs geglaubt. Dann dachte ſie zurück an die hellen, luftigen Säle des Hospitals, an das freundliche Schirmbett, welches ihren Alfred ſo manches Mal jedem neugierigen Blick verborgen hatte, die Krankenſtube verwandelte ſich in ihren Augen in einen Tempel der Liebe, und die alte Wärterin mit der lallenden Zunge und dem lahmen Bein in den guten Genius desſelben. „Damals war ich glücklich,“ ſprach ſie leiſe für ſich hin, und hätte ſich faſt an die Stelle der alten Frau mit dem Krebsſchaden gewünſcht, um wenigſtens die Freude haben zu können, in dem Hospital unter Alfreds Pflege zu ſterben.

Emiliens Mutter hatte eine Schweſter, die mit einem Schiffer verheirathet geweſen, und jetzt im Wittwenſtande lebte; dieſe einfache, gutmüthige Frau wurde beſtändig als vornehmſtes Glied der Familie betrachtet, und „Meine Schweſter, Madame Berg, ſagt ſelbſt . . . .“ bedeutete bei Emiliens Mutter eben ſo viel, als wenn ein Hofbedienter ſeine Behauptung auf die Autorität des Hofmarſchalls ſtützt, denn die hohe Stellung des Citirten ſchließt jeden Appell gegen ein ſolches Urtheil aus. Mit dieſer kräftigen Waffe ſchlug „Mutter Fogt“ — ſo nannte man in der ganzen Straße die vormalige Portiersfrau — die weiblichen Bewohner aller Keller in die Flucht, wenn ſie über die eine oder die andere Materie ins Gerede geriethen, denn die achtbaren Matronen wollten ſich von den ſtolzen Worten: „meine Tochter Emilie, die Kammerjungfer bei den Comteſſen der Gräfin,“ nicht immer verblüffen laſſen, ſondern verlangten eine reifere Autorität, wohl wiſſend, daß Jugend und Weisheit ſelten Hand in Hand mit einander gehen.

Emilie war froh, ſich dieſer ehrenwerthen Frau anvertrauen zu können. Sie weihte dieſelbe in ihre Verhältniſſe ein, und die liebevolle Muhme machte auch weiter keine Einwendungen, als ſie hörte, daß der Bräutigam ihrer Schweſtertochter ein Student, und kein Lieutenant ſei, denn nur gegen die armen Lieutenants nährte ſie ein unbeſiegbares Mißtrauen. „Laſſ' ihn zu mir kommen, Kind,“ ſagte ſie; „hier könnt ihr Beide ſitzen wie zwei Tauben in einem Käfig. Ein Student? Ein Doctor? J mein Gott, du biſt ja ein glückliches Mädchen. Nein, nein, es ging allerdings nicht an, ihn in das Haus deiner Eltern zu bringen; wir wiſſen ja Alle, daß deine Mutter nicht ſtets iſt, wie ſie ſein ſollte. Nun, weine nur nicht, Emilie; wir ſind ja alle Menſchen. Früher iſt ſie eine brave und häusliche Frau geweſen; ſie iſt auf

Abwege gerathen, aber mit Gottes Hülfe kann ſich das ändern. Laß ihn nur zu mir kommen; er ſoll in meinem Sopha ſitzen, und Thee aus dem Theezeug trinken, welches mein Seliger ſelbſt von den langen Reiſen heim gebracht hat."

Das arme Mädchen war ſo froh über dieſen Zufluchtsort, daß ihr gar nicht einfiel, wie die kleine freundliche Stube ihrer Muhme mit den ſchneeweißen Fußböden, mit den gebohnten Meubeln und den großgeblümten zitzenen Bezügen aus einer längſt verſchwundenen Zeit immer noch viel zu gering für Alfred ſei; aber ſeine Mienen bei ſeinem Eintritt, ſein flüchtig umhergeworfener Blick, und die Verlegenheit, womit ihre Muhme den jungen Mann empfing, der ihr nicht als ein grader, einfacher Student, ſondern mit einem ſteifen, abſtoßenden Weſen entgegentrat, belehrten ſie bald des Gegentheils. Es herrſchte ein drückendes Schweigen; Emilie war betrübt, und Alfred fühlte ſich genirt. Als die Muhme auf eine Weile das Zimmer verließ, ſagte Emilie: „Ach Alfred, jetzt fühle ich, daß ich viel zu gering für dich bin. Kann ich dich auch ſo glücklich machen, wie du es verdienſt?" — Bei dieſen Worten ſchlug ſie ihr Auge nicht empor, ſondern heftete daſſelbe auf ihren lieben Ring, gleichſam als fürchtete ſie, in Alfreds Blicken eine Beſtätigung ihrer Zweifel zu leſen. Eine klare Thräne, eine jener Thränen der Frömmigkeit und der Demuth, welche nach der morgenländiſchen Mythe von Engeln geſammelt und gen Himmel getragen werden, von wo ſie als Perlen auf die Erde zurückfallen, tröpfelte auf den Ring, und bedeckte den blauen Stein. Alfred ſah's, nahm ihre Hand, und küßte die Thräne weg. „Ja," ſprach er, „du kannſt mich glücklich machen, Emilie; thörichtes Mädchen, wie magſt du dir ſolche Grillen in den Kopf ſetzen? — Du zu gering? — Du könnteſt einen Fürſten beglücken."

Emilie lächelte durch Thränen. „Weißt du was ich wünſchen möchte, Alfred?" fragte ſie; „daß ich reich und vornehm, und eine Prinzeſſin wäre, und die halbe Welt beſäße, bloß um dir meinen ganzen Reichthum geben zu können."

„Liebe Emilie!" —

Als die alte Muhme wieder eintrat, ſprach Alfred freundlich zu ihr, und erzeigte ihr einige von jenen kleinen Aufmerkſamkeiten, wodurch junge Leute ſo ſicher das Herz einer bejahrten Frau erobern. Die Alte wurde geſprächig; Emilie war glücklich, weil ihre Muhme Alfred unaufhörlich lobte, bald ſeines feinen Weſens, bald ſeiner hübſchen Augen und ſeiner prächtigen Weſte wegen; Alles was ihm gehörte, war ja ein Theil ihrer Liebe. Alfreds Eitelkeit war nicht unempfänglich gegen den vortheilhaften Eindruck, den er auf die alte Schifferwittwe gemacht hatte; ſeine Hauptleidenſchaft war zufriedengeſtellt, und er gab ſich ohne Bedenken dem Leichtſinn, dem hervorſtechendſten Zuge ſeines Charakters hin. In ſolchen Augenblicken konnte er wirklich liebenswürdig ſein, und der

Abend verſtrich zur Zufriedenheit Aller. Als es ſo ſpät geworden war, daß Emilie an ihre Heimkehr denken mußte, begleitete Alfred ſie nach Hauſe. Dieſer einſame Gang gewährte ihnen wieder einige glückliche ungeſtörte Augenblicke, deren ſie ſeit jener Zeit entbehrt hatten, wo das grüne Schirmbrett ſie in der Kindheit ihrer Bekanntſchaft umſchloß, und als ſie am Thor des gräflichen Palais ſtanden, war ihr Geſpräch noch lange nicht geendet.

„Wir müſſen in dem ſchönen Wetter noch ein wenig länger ſpazieren gehn,“ ſagte Alfred; „laß uns durch die Breite-Straße und durch die Esplanade mit den großen ſchönen Bäumen gehen.“

„Ach nein, es iſt gar zu dunkel und einſam.“

„Närrchen, was fürchteſt du, wenn ich mit dir bin?“

„Auch wird meine Herrſchaft ſchelten, wenn ich ſo lange ausbleibe,“ ſagte Emilie, einen kleinen Seufzer unterdrückend.

„Nun, ich weiß doch, daß du keine Sklavin biſt,“ entgegnete Alfred halb beleidigt. „Warum mußt du mich immer an dieſe hochgräfliche Sippſchaft erinnern?“

Emilie ſchwieg, und folgte ihm ohne weitere Einwendungen, aber das Geſpräch war ins Stocken gerathen, und kam nach dieſem kleinen Zwiſt nicht wieder recht in Gang.

Als Emilie auf ihrem Zimmer allein war, dachte ſie an den herrlichen Abend zurück, konnte aber doch eine Thräne nicht unterdrücken, die freilich, wie ſie meinte, nur floß, weil ſie Alfred erſt nach drei Tagen wiederſehen ſollte. Nach ihrer nächſten Zuſammenkunft machte Emilie ohne Widerrede einen weiten Umweg mit Alfred, als er ſie zu Hauſe begleitete, und ſprach kein einziges Wort von der gräflichen Familie. Alfred war ſo liebenswürdig und intereſſant. Emilie weinte diesmal gar nicht, und träumte die ganze Nacht von ihm. —

Bald war Alfred ein täglicher Gaſt bei der alten Schifferwittwe, und Emilie erſann allerhand Vorwände, um jeden Tag einige Minuten bei ihrer Muhme zubringen zu können. Sie beſorgte faſt alle Gewerbe des ganzen Hauſes, bloß um fortzukommen. Bisweilen war die alte Frau nicht daheim, da Emilie aber im Hauſe bekannt war, fiel es Keinem auf, wenn ſie auch in ihrer Abweſenheit in ihren Zimmern geſehen wurde. Alfred merkte ſich bald, wann die Alte ausging, und konnte von jetzt an zu gar keiner andern Zeit das Hoſpital verlaſſen. „Jagſt du mich von dir, weil du meiner müde biſt?" ſagte er; „du weißt ja recht gut, wie gebunden ich auf dem Hoſpital bin; eben dies iſt meine einzige Freiſtunde, und ich habe mich ſo ſehr gefreut, ſie bei meiner Emilie zuzubringen." —

„Aber es geht nicht an, Mille," ſagte die alte Schifferwittwe, als Emilie ihr beichtete. „Ihr ſeid zu jung; was werden die Leute ſagen?"

„Liebe Muhme, du weißt ja ſelbſt, wie artig Alfred iſt; er hat mich nur ein einziges Mal geküßt," fügte ſie erröthend hinzu, „weil ich ihn bat, es nicht zu thun, wenn wir ganz allein wären."

„Ja Kind, ich weiß wohl, er iſt ein artiger junger Menſch," entgegnete die Muhme, „und keiner von dieſen allerwelts Lieutenants, auf die man ſich nie verlaſſen kann. Ja ja, freilich, Alfred iſt ein prächtiger junger Menſch; trocknet er ſich nicht jedesmal erſt eine halbe Viertelſtunde die Füße ab, um meine Diele nicht zu beſchmuzen? Glückliches Mädchen du, die einen ſolchen Mann bekömmt."

Emilie wurde blutroth, aber ihre Augen ſtrahlten vor Entzücken über das von ihrer Muhme ausgeſprochene, wenn auch ſchlecht begründete Lob. Sie beugte ſich über die alte Frau hin, und küßte ſie recht treuherzig und liebevoll.

Alfred ſprach oft von ſeiner Reiſe, aber ſein beabſichtigter Aufenthalt in Weſtindien wurde immer kürzer und kürzer, zuletzt beſchränkte er denſelben auf den Sommer, wollte mit dem letzten Schiff von Saint-Croix zurückkehren, und dann den Schleier des Geheimniſſes von ihrer Verlobung lüften. Ich will gern glauben, daß Alfred in ſolchen Augenblicken meinte, was er ſagte, aber ich weiß, daß es Augenblicke giebt, in denen das Herz redet, ohne daß die Beſonnenheit zuhört, und daß man dann leicht mehr ſagen kann, als man eigentlich meint.

Der Winter verſtrich, und das Verhältniß der Liebenden entwickelte ſich, wie alle ähnlichen, durch Zuſammenkünfte und Trennungen, durch Mißverſtändniſſe und Erklärungen, Zwiſte und Verſöhnungen. Man behauptet die Liebe werde dadurch geſtärkt, ich aber halte das Experiment für gefährlich; ſo lange man ſich gegenſeitig liebt, wird der Friede zwar leicht geſchloſſen, aber Wehe den langen Verlobungen und den alten Verbindungen. In dieſen wird der Friedensſchluß jedesmal ſchwieriger, und die Freundſchaft jedesmal kühler. Doch ihre Verlobung gehörte ja noch zu den jungen. Emilie bewahrte zu jeder Zeit ihre reine unbefleckte Liebenswürdigkeit, aber ihr Weſen war von Alfreds Willen abhängig geworden, und er konnte nicht unterlaſſen ſeine Macht über ſie zu mißbrauchen. Eine geiſtreiche Dame hat mir einmal geſagt, daß ſelbſt das vortrefflichſte Frauenzimmer ſich nicht entbrechen könne ihre Macht zu mißbrauchen, nur ein ganz klein wenig, und zwar weil die Macht erſt eben durch ihren Mißbrauch einen Werth erhält. Dieſer Satz, mein' ich, läßt ſich mit noch größerer Wahrheit auf die Männer anwenden. Nach meiner Kenntniß von meinen Mitbrüdern ſind wir Egoiſten, der Eine wie der Andere, und die edelſte unſerer Leidenſchaften hat zugleich den größten Zuſatz von Selbſtſucht. Wir ſind bereit unſrer Geliebten jedes Opfer zu bringen, aber wir fordern beſtändig ein noch größeres zur Vergeltung dafür; wir wollen ausſchließlich die Seligkeit genießen, den Gegenſtand unſrer Liebe zu dem glücklichſten Weſen zu machen, — ausſchließlich, denn ſie ſoll uns für Alles zu danken haben. Sind wir nun hiezu nicht im Stande, ſo finden wir einen Troſt darin ihr Kummer zu bereiten, und ihr die Freuden zu vergällen, welche andere ihr bereiten könnten. So ſind die meiſten Männer; wir ſind brutal von Natur, geborne Tyrannen, und die wenigſten von uns können Glück in der Liebe ertragen. Mindeſtens paßte dieſer Satz auf Alfred — doch demungeachtet liebte Emilie ihn, wenn möglich, noch inniger. Schwachheit, dein Name iſt Weib! —

Hat der Leſer das Vorurtheil gefaßt, daß ich Emilien als fehlerfrei ſchildern wolle, ſo bin ich mißverſtanden worden. Auch glaube ich, daß ihre Schwäche, Unbedachtſamkeit und Leichtgläubigkeit aus dem Vorhergehenden zu erkennen ſind, und dieſe waren vielleicht viel größere Fehler, als die Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit, welche ſie gleichfalls beſaß. Ich habe mich an die Wirklichkeit halten wollen, welche Engeln den Zutritt zur Erde nicht verſtattet. Die Mythologie erzählt uns eine Fabel von dem Rieſen Antheus, der unüberwindlich war, ſo lange ſeine Füße die Erde, alma mater tellus, berührten; aber da kam Herkules, und hob ihn in die Luft, und hin ſchwand ſeine Stärke, wie die Stärke Simſons, als Delila ihm in ihrem Schooße ſeine Locken abſchnitt. So geht's auch dem Dichter: ſo lange er ſich an die irdiſche Wirklichkeit hält und die Natur ſchildert, iſt er nicht ſo ganz leicht aus dem Sattel zu heben, verläßt er aber dieſe, um Phantomen in der blauen Luft zwiſchen Himmel und

Erde nachzujagen, dann geht's ihm wie Ikarus, der ſeine Flügel mißbrauchte, und nach der Sonne fliegen wollte. — Auf der andern Seite habe ich auch Alfred nicht mit all zu düſtern Farben ſchildern mögen, denn auch die Unterwelt iſt dem Sterblichen unzugänglich, und Cerberus bewacht ihre Thore mit ſechs nimmer einzuſchläfernden Augen. Alfred war nur jung, hübſch, leichtſinnig und eitel, legte nicht vielen Werth auf das, was man Herz nennt, und glaubte eine Liebesintrigue ſei einem jungen Cavalier eben ſo nothwendig, wie ein neuer Hut. Glücklich, wer zur Abwechſelung zwei neue Hüte und zwei Liebesgeſchichten hat! — So ſind die meiſten jungen Leute, — ich ziehe doch vor zu ſagen: die meiſten jungen Herren — aber die wenigſten ſind ſo hübſch und reich, wie Alfred.

In dieſem Jahr erſchien der Frühling ſehr zeitig; die Sonne ſandte ihre wärmenden Strahlen, die Blumen dufteten ſchon, und mehre Schiffe waren bereits nach Weſtindien abgeſegelt, ohne daß Alfred Miene gemacht hätte mit zu reiſen. Jetzt war nur eins übrig, welches in vierzehn Tage abgehen ſollte, und Alfred mußte ſich daher bequemen, ſeine Ueberfahrt auf demſelben zu machen. Emilie brachte dieſe Zeit mit Weinen und Wehklagen zu wenn ſie allein war, und befand ſich in Alfreds Geſellſchaft ſtets in einer exaltirten Stimmung. Die Liebenden machten jeden Abend lange Spaziergänge nach dem Friedrichsberger Schloßgarten, denn die Witterung zwang ſie nicht mehr, ſich mit der kleinen dumpfen Stube der

Muhme zu begnügen. Wie wehmüthig waren dann ihre Unterredungen von Trennung, Erinnerung, von Wiederſehn und Hoffnung auf künftige Zeiten. So kam der gefürchtete Tag näher und näher.

Morgen ſoll Alfred an Bord gehen. Morgen! Lebt wohl jemand, der nie in ſeinem Leben die herzbeengende Kraft dieſer beiden Sylben gefühlt hat, mag nun dieſes „Morgen" Freude oder Trauer in ſeinem Schooße tragen. — Dieſes Wort bringt uns ein Fieber, aber nur eine Zeit lang, denn die Gewohnheit, die Alles verflacht, verwiſcht auch die Wirkung des „Morgen." Mit dieſem Fieber in den Adern erwartete Emilie ihren Alfred, der ſie bei ihrer Muhme abholen ſollte, um mit ihr die letzte Abendwanderung für dies Mal zu machen. Die alte Frau war ausgegangen, und Emilie dankte Gott für die Ruhe, deren ſie ungeſtört genießen konnte. Nichts unterbrach ihre traurigen Gedanken, und ſelbſt die alte Wanduhr mit ihrem vernehmlichen abgemeſſenen „Tik! — Tak!" entging ihrer Aufmerkſamkeit, ja dieſer einförmige Fußtritt der ſchwindenden Zeit, deren Kürze ſie eben beweinte, verſenkte ſogar ihre Seele ganz in eine gedankenloſe Wehmuth. Beſtändig dies unveränderte „Tik! — Tak!"

Ich bin leider der Naturgeſchichte nicht ſehr kundig, ſonſt könnte ich das Raubthier, ſei's ein Vierfüßler oder eine Schlange nennen, welches die ewige Weisheit unſchädlich für jeden gemacht hat, der ſeine Aufmerkſamkeit nur recht anwenden will, denn einem kleinen Vogel iſt der Inſtinct beigelegt, ſich beſtändig in der Nähe des Raubthieres aufzuhalten, und durch ſeinen Schrei vor der drohenden Gefahr zu warnen. Die Zeit iſt eine Schlange, welche in vielfachen Windungen unaufhaltſam unſrer Spur folgt, ein Raubthier, das uns beſtändig auflauert. Die menſchliche Klugheit hat auch einen kleinen Vogel erfunden, der uns durch ſeinen Schrei vor unſerm Feinde warnt, ſie hat ihm eine Zunge gegeben, um mechaniſch einen abgemeſſenen Laut auszuſtoßen, den er in jeder Secunde hören laſſen muß. Beide Warner werden überhört; die Gewohnheit ſtumpft die Sinne der Thiere und der Menſchen gegen den oft wiederholten Ruf ab, und dann machen die Ungethüme ihre Beute. — Vergieb mir dieſe Bemerkungen über die Wanduhr der alten Muhme, lieber Leſer; ſie ſind ungereimt und vielleicht eben hier unnatürlich, denn Emilie ſtellte ſie nicht an.

Dahingegen halte ich mich zu einer andern Betrachtung verpflichtet, über die Wirkungen nämlich, welche ein ſtarker Duft auf Nerven hervorbringt, die für ſolche Eindrücke empfänglich ſind; ſie iſt ſowohl mental als phyſiſch. Der Dichter ſetzt „Blumenduft und alte Melodien“ als dasjenige neben einander, welches uns „mit der größten Zauberkraft“ die entſchwundene Vorzeit aus ihrem Grabe zurückruft; der Arzt aber warnt vor den betäubenden Wirkungen dieſes zauberiſchen Blumenduftes. Emilie ſaß auf dem Sopha der Muhme in der einen Ecke, und lehnte ihren Kopf an die dicht daneben ſtehende Wanduhr; auf der andern Seite deſſelben befand ſich ein offenes, mit Blumen geziertes Fenſter, das Gärtchen der Tante, beſtehend aus Heliotropen, Sireen und andern ſtarkduftenden Blumen; ſchwach riechende verachtete die Alte, denn ſie gebrauchte Taback. Da dieſe Blumen ſorgfältiger Pflege genoſſen und Sonne genug hatten, waren ſie bereits aufgeblüht, und bildeten eine dichte Hecke gegen die Straße, ihren Wohlgeruch aber führte ein durchs offene Fenſter hereinbringender Frühlingswind in einem wogenden Strom über Emiliens Haupt in die Stube. Dieſe Blumen erinnerten ſie an manche glückliche Stunde, in welcher Alfred ihr eine eben entfaltete Blume gebracht hatte, und dieſe Erinnerungen koſteten ihr bittere Thränen. Sie ſchloß ihre Augen, ihre langen Locken wallten über ihr Geſicht und badeten ſich im klaren Perlenthau, der reichlich ihre Wangen benetzte, aber bitter waren dieſe Thränen nicht mehr; jeder Windſtoß ſenkte gewiſſermaßen einen Troſt in ihr Herz, und gleichwohl weinte ſie. Der Schmerz wich einer ſanften Wehmuth, die Bitterkeit der Trennung verwandelte ſich in eine unnennbare Sehnſucht, die ſie mit faſt ertödtender Kraft ergriff, ohne ſie jedoch zu ſchrecken. Bald ſchwand jeder Gedanke in einem Nebel dahin; ſie öffnete die Augen, ſchloß ſie aber wieder in demſelben Nu, und ihre Thränen verſiegten. Mit der Hand auf dem Herzen ruhte ſie in dieſer Stellung, und eine Stunde enteilte ihr ſo raſch als ſei es eine Minute; das narcotiſche Gift der Blumen hatte ſie des klaren Bewußtſeins beraubt, und doch konnte man ſie nicht bewußtlos nennen.

Indeſſen befand Alfred ſich in einem Gelage muntrer Kameraden, die ſeine Abreiſe feierten. Obgleich die meiſten ihn recht gern ſahen, hatte er ſich doch an keinen angeſchloſſen, und dieſe Abſchiedsfeier entbehrte daher jenes wehmüthigen Anfluges, der ſonſt unzertrennlich von einem ſolchen Feſt iſt. Seine Abreiſe gab nur Veranlaſſung zu einem Schmauſe, welchen die jungen Ärzte im Jahr 1804 nie zu benutzen verſäumten, und ſie waren daher auch jetzt luſtig von ganzem Herzen. Plötzlich ſtimmte Einer aus der Geſellſchaft das alte, bei der Ladung der Weſtindienfahrer gewöhnliche Lied der Matroſen an:

„Nach Weſtindien ſoll die Reiſe gehn,
Sing ſali, halali hurrah,
Übers Jahr wirſt du uns wiederſehn,
Sing ſali, halali hurrah.“

Jeder Anweſende mußte mit den nöthigen durch die Umſtände gebotenen Veränderungen einen Vers improviſiren ſo gut er konnte, und dieſer Scherz gab Gelegenheit zu ſo vielen perſönlichen Angriffen und Hindeutungen, daß die jungen Leute am Ende wie beſeſſen wurden, die Beſinnung verloren, und ſich gar nicht wieder trennen mochten. Auch Alfred war ganz wirr im Kopf, erinnerte ſich aber demungeachtet ſeines Emilien gegebenen Verſprechens, ſie um ſieben Uhr abzuholen. Wenn man der Mittelpunkt eines Feſtes iſt, hat es aber ſeine Schwierigkeiten weg zu kommen, und als er ſich nun trotz dem erhob, rief Einer von der Geſellſchaft, der ſchon ſo weit gekommen war, daß er gereimte Zeilen nicht mehr von ungereimten unterſcheiden konnte:

„Nun ſoll er hin zu ſeiner Braut,
Das iſt Emilie Fogt;
Im nächſten Jahr iſt ſie ſein Weib,
Sing fali, halali hurrah."

„Ich gebe eurer Emilie Fogt den Henker," rief Alfred; „ich habe ſie mit meinen Augen nicht geſehn, ſeit ſie aus dem Hospital kam."

„Er ſoll reimen, oder trinken," rief der Erſte.

„Das war eine Allerwelts-Lüge," ſchrie ein Anderer; „ich habe Emilien in ſeinen Armen im Friederichsberger Garten ſitzen ſehen."

„Erſt ſoll er ſein Glas austrinken, dann können wir weiter davon reden."

Alfred trank.

„Bekenne Sünder! du haſt mit Emilie Fogt im Friederichsberger Garten geſeſſen, und ſie im Arm gehalten?'

„Schnick Schnack! mit eurer Emilie Fogt."

„Ja, wäre ſie nur unſre."

„Willſt du bekennen?"

„Wo iſt dein alter Ring mit dem blauen Stein?"

„Hospitalsverlobung!" entgegnete Alfred lachend, „laßt mich nun in Ruhe."

„Emilie Fogt und die Hospitalsverlobungen ſollen leben! Stoß an, du!“

„Keine Hospitalsverlobungen außerhalb des Hospitals!“ rief Carl Meier, der beſtändig gegen Alfred King opponirt hatte, aber gleichwohl an dem Gelage Theil nahm.

„Ei Wiſchi, Waſchi!“ ſagte Alfred ſein Glas leerend. „Hospitalsverlobungen über die ganze Welt. Die ganze Erde iſt ja doch nur ein Hospital.“

Endlich trennten ſie ſich.

Schwer im Kopf aber nicht in gleichem Maße ſchweres Herzens begab Alfred ſich gegen neun Uhr nach dem Hauſe, welches Emiliens Muhme bewohnte. Die alte Frau war noch nicht nach Hauſe gekommen, indem ſie eben heute Abend den Einfall hatte, Emilien auf dem Wege nach dem Friederichsberg entgegen zu gehen, wo ſie dem Verlobten zu begegnen hoffte. Freilich fand ſie ſich getäuſcht; da ſie aber einmal aus dem Thor gegangen war, ſetzte ſie ihre Wanderung fort, denn ſie wollte ſo ungern auf das gehoffte Vergnügen verzichten. Noch als Alfred die Hand auf den Griff der Thür legte und ſie öffnete, war er mit ſich ſelbſt nicht einig geworden, welche Beſchönigung ſeines langen Ausbleibens er vorbringen wolle. Emilie ſaß noch in derſelben Stellung, und bemerkte ihn nicht; ihr Kopf lehnte an der Stubenuhr, ihre Augen waren geſchloſſen, ihr Antlitz bleich, und ihre Arme ruhten unbeweglich auf dem Sophakiſſen. Alfred glaubte ſie zürne und weine, aber ihre Augen waren trocken, ihr

Athemzug hingegen ſchwer und tief. Um die Beleidigte zu verſöhnen ſetzte Alfred ſich neben ſie, und nahm leis ihre Hand, doch noch immer machte ſie keine Bewegung. Endlich ſchlang er ſeinen Arm um ſie, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen; bei dieſer Berührung ſchlug Emilie die Augen auf, und erblickte Alfred, mit dem ihre Seele beſchäftigt, der ihr ſchon lange im wachen Traum gegenwärtig geweſen war. Vielleicht war ſie nie ſo ſchön geweſen, als eben in dieſer Stunde. Das leichtſinnige, eben von Alfred ausgeſprochene Wort, „Hospitalsverlobung,“ fuhr wie ein flüchtiger Gedanke durch ſeinen Kopf, und flößte ihm ein bittres Gefühl gegen ſich ſelbſt ein, deſſen er jedoch nicht deutlich bewußt wurde; um ihr dies Wort abzubitten, drückte er ſie feſt an ſich, und ſeine Lippen glühten noch einmal auf den ihrigen. Emilie ſchlug ihre Arme um ſeinen Hals, und ſchloß wiederum die mit wehmüthigen, aber ſüßen Thränen gefüllten Augen. Hätte man in dieſem Augenblick die Gefühle in Alfreds Herzen anatomiren können, ſo würde man Liebe, und nur Liebe für Emilien in demſelben gefunden haben. —

Erſt ſpät Abends kündete die Stimme der Muhme auf der Straße ihre Rückkehr an, und gleich darauf erſchallten ihre ſchweren Tritte auf der Treppe. Emilie mochte ihrer Tante nicht begegnen, und ihre Vorwürfe wegen einer ſo ſpäten, einſamen Zuſammenkunft mit Alfred nicht hören. Sie ſtürzte daher erſchrocken aus dem Zimmer, und lief von Alfred begleitet inſtinctmäßig einige

Stufen der Treppe hinauf, während ihre Muhme ins Zimmer eintrat. Zitternd vor Dieben und Einbruch ſchlug die alte Frau die Hände zuſammen, als ſie die Thür offen fand, und rief aus: „I du mein lieber Gott und Vater! Alles ſteht offen, und ich bin ſchon gleich nach Tiſch ausgegangen. Ich arme Frau, daß ich doch auch den verzweifelten Einfall bekommen mußte, in den April nach Friederichsberg zu laufen. Hier iſt gewiß ein Unglück geſchehen!" —

— „Na, nun wird Emilie eine Predigt bekommen, die nicht ſchlecht ſein wird. So aus dem Hauſe zu laufen, und die Thüren offen zu laſſen," rief Ludwig aus.

„Der Begriff Unglück iſt relativ," antwortete Otto. „Als die Muhme ſah, daß ihre Siebenſachen unberührt auf ihrem gewöhnlichen Platz ſtanden, verflog ihr Zorn zugleich mit ihrem Schrecken, auf Emilie hingegen machte das Wort Unglück allerdings eine entſetzliche Wirkung."

„Und auf Alfred?" fragte Ludwig ſchnell.

„So viel ich weiß, gar keinen."

Ludwig runzelte die Stirn, und ſchwieg.

Otto betrachtete ihn einen Augenblick, ergriff darauf wieder ſein Manuſcript und las weiter. —

— Emiliens Herz pochte hörbar, und ſie zerfloß faſt in Thränen. Alfred wollte ſie die Treppe hinabführen, ſobald die Muhme in ihr Zimmer getreten war, aber der Schrecken hatte ihre Füße gelähmt; vergebens bat und flehte er ſie an ihm zu folgen; erſt als er darauf hindeutete, daß die Tante bald mit Licht zurückkommen würde, bekamen ihre Füße Flügel; ſie flog die Treppe hinab, ſtürzte wie verfolgt auf die Straße, und erreichte athemlos das Thor des gräflichen Hauſes; hier aber wurde ſie abermals von ihren Kräften verlaſſen, und wäre faſt ohnmächtig dahingeſunken. Schon früher habe ich bemerkt, daß Emilie ein heftiges und leidenſchaftliches Gemüth beſaß. Gewaltſam wechſelte das eine Gefühl mit dem andern, und gleichwohl war ſie ſo ſanft und gut, ſo liebenswürdig und hingebend. Alfred ſchwieg. Um die Qual kurz zu machen, zog er ſtark die Glocke, die ſcharf und mißtönend in dem gewölbten Thor wiederhallte. „Alfred!“ rief Emilie in dieſem Augenblick, ihn am Arm ergreifend. Es iſt mir unmöglich auszudrücken, was Alles in dieſen beiden Sylben lag. Für den Ausdruck ſind noch keine Accente erfunden.

Alfred ſchloß ihren Mund mit einem langen Kuß; der Portier regte ſich ſchon in ſeinem Zimmer, demſelben Zimmer, welches Emiliens Eltern bewohnt, woſelbſt ſie ihre ſchuldloſe Jugend verlebt hatte. Ihr Blick ſchwebte von den Fenſtern der Portierswohnung nach ihrem eignen Gemach in der oberſten Etage des Hauſes, und von da zum Himmel. In dieſem langſamen Blick ihrer thränenſchweren braunen Augen lag mehr, als in einem langen Geſpräch. Auf Alfred ruhte der Blick nicht, und doch hatte er in ihm geleſen; aber nichts in dieſer Welt wird ſo verſchieden gedeutet, wie ein Blick, denn wir leſen ihn durch alle möglichen Brillen, durch die Brille des Gewiſſens, des Ehrgeizes, des Eigennutzes, der Klugheit, aber ach, ſo ſelten durch die Brille des Herzens. Darum mißverſtand Alfred auch Emiliens Blick, und las Mißtrauen und Vorwürfe in demſelben. Als Antwort darauf drückte er eine Börſe in ihre Hand, die einen bedeutenden Theil ſeines Reiſegeldes enthielt und ſprach: „Du kannſt es vielleicht nöthig haben, meine ſüße Emilie! Im Herbſt ſehn wir uns wieder, mein kleines Liebchen.“ —

Emilie hörte nur die letzten Worte; mechaniſch hatte ſie die Börſe ergriffen, ohne zu wiſſen, was ſie in ihrer Hand hielt, und ließ ſie eben ſo mechaniſch wieder fallen um mit vollem Bewußtſein Alfreds Hand an ihr Herz zu drücken. Was kümmerten ſie alle Börſen der Welt! So fiel ſelbige denn unbeachtet zur Erde; das Knarren des ſich öffnenden Thors übertäubte den ſchwachen Laut, den einige zuſammengerollte Banknoten durch ihr Fallen erregen konnten, und ein Vorbeigehender hob am nächſten Morgen das Pflaſter auf, womit Alfred Emiliens, und auch vielleicht ſein eignes Gewiſſen hatte heilen wollen. —

— „Ach, es iſt doch auch entſetzlich unglücklich, daß ſie nicht feſthalten kann, was man ihr grade in die Hand ſteckt. Nun hatte Alfred ſie doch ganz honett behandelt,“ rief Ludwig.

Otto blickte auf, und entgegnete: „Nach geringen Kräften.“

„Ei, höre du, der größte Theil ſeiner Baarſchaft, die zu einer Reiſe nach Weſtindien ausreichen ſollte, muß doch immer ein ganz hübſcher Schilling geweſen ſein,“ antwortete Ludwig.

„Indeſſen fiel das Geld in andre Hände,“ ſprach Otto, „und ich meines Theils freue mich darüber, denn es würde mir herzlich leid um die arme Emilie gethan haben, wenn ſie die Demüthigung hätte ertragen ſollen, mit Alfreds Börſe in der Hand genau überzählen zu können, wieviel ihr an baarem Gelde für ein verlornes Leben geboten ſei. Aber das iſt nur meine geringe Meinung, und die Anſichten ſind verſchieden.“ —

— In der verwirrten Geſchäftigkeit, die dem Antritt einer Reiſe vorausgeht, ſchwankte Alfred am nächſten Morgen zwiſchen den beiden Alternativen, Emilien noch einmal zu beſuchen, oder an Bord zu gehen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen. Er hatte eine vollkommen klare Vorſtellung von ſeiner Pflicht, indeſſen ſchob er die Erfüllung derſelben von dem einen Augenblick zum andern auf, und erſt als er Schritte auf der Treppe hörte, ergriff er ſeinen Hut, und rief: „Ich muß ihr Lebewohl ſagen.“

Gleichzeitig aber ging die Thür auf und einige ſeiner Freunde traten ein, um ihn an Bord zu begleiten. „Sollſt du noch ausgehn?“ fragte der Eine.

„Ja, eigentlich ſollt' ich's,“ antwortete Alfred gedehnt; „aber es iſt gleichwohl zu ſpät,“ fügte er ſeinen Hut weglegend ſchnell hinzu. „Nun kann nichts daraus werden, und ich bleibe bei euch.“ — „Es iſt doch fatal,“ brummte er vor ſich hin (denn bei gewiſſen Gelegenheiten belügt der Menſch ſich unverdroſſen ſelbſt) „es iſt doch fatal, daß ſie nicht wegbleiben konnten. Nun geht es gar nicht an, ſie zu verlaſſen, es iſt abſcheulich ärgerlich.“ — Nach und nach kamen mehre ſeiner Bekannten.

Eine Stunde ſpäter ging Alfred an Bord, und ſeine Kameraden begleiteten ihn in einem Boot nach der jenſeit der Hafenbatterie Drei-Kronen vor Anker liegenden Brigg. Sie ſcherzten über Trennung und Wiederſehn, und waren alle ſehr aufgeräumt; einige hatten ihren geſtrigen Rauſch noch nicht ganz ausgeſchlafen. Als die Brigg ihre Segel beiſetzte und nördlich ging, ruderten die übrigen zurück, und ſprachen unterweges von den Annehmlichkeiten und der Langenweile einer ſolchen Reiſe. Den Meiſten that es leid Alfred zu verlieren, Carl Meier aber rief: „Pah! der Weſtindier! die Race iſt und bleibt ein für allemal ſchlecht.“

„Bei der Gelegenheit wird eine große Menge Mädchen zu Wittwen,“ ſagte ein Anderer, ohne auf dieſe Bemerkung einzugehen. „Nun werden wir ſehen, wie viele mit rothgeweinten Augen auf den Stuben liegen, wenn wir ins Hospital zurück kommen; nach meiner Rechnung beklagen wenigſtens drei, oder vier ſeine, ach! all zu frühe Abreiſe.“

„Laßt uns die armen Strohwittwen tröſten,“ ſagte ein Dritter; „es wäre wahrlich Sünde, ſie weinen zu laſſen. Die Krampfmamſell läßt ſich gewiß morgen ausſchreiben; das ſollt ihr ſehen.“

„Das wäre ein reeller Verluſt, denn ſie iſt unſtreitig die hübſcheſte.“

So wurde das Geſpräch fortgeſetzt, bis ſie bei der Zollbude ans Land ſtiegen.

Alfred ſegelte nach Weſtindien. In den erſten vierzehn Tagen dachte er oft mit Wehmuth an Emilie, aber eine Reiſe iſt ein Arcanum, beſonders gegen dergleichen Gemüthsanfechtungen, und Alfred war geheilt, ehe die Brigg noch bei Saint-Croix ankerte. Bisweilen fühlte er ſich gedrungen, ihr verſprochenermaßen zu ſchreiben, wenn er aber eben anfangen wollte, kam ihm immer etwas dazwiſchen, und was man lange aufſchiebt, führt man meiſtens nie aus. Gleichwohl wollte er ſich ſelbſt nicht eingeſtehen, daß er Emilie vergeſſen habe, — denn er war ja doch mit ihr verlobt. —

— „Hoſpitalsverlobt, wohl zu merken,“ fiel Ludwig ſchnell ein, als hätte er in dieſem Wort eine Entſchuldigung für Alfred ſuchen wollen.

Otto ſchüttelte leiſe den Kopf und entgegnete: „Er konnte nicht leugnen, daß er ernſtlicher verpflichtet ſei, als dies Wort bezeichnet. Da gedachte er der Börſe, welche er ihr beim Abſchied in die Hand gedrückt hatte, und zuletzt — dachte er gar nichts mehr. Hört man aber erſt auf an die Liebe zu denken, ſo iſt ſie hingeſtorben für ewig. — Für ewig? — Nichts iſt ewig! — Ja, eine hingeſtorbene Liebe. Alles kann ſich verändern, die widerſtreitendſten Gefühle können ſich ablöſen, Haß kann Freundſchaft, Verſchwendung Geiz, Muth Feigheit werden, aber eine abgeſtorbene Liebe erſteht nimmermehr aus ihrem Grabe; ſie gehört zu einer antediluvianiſchen Periode der Seele, eine neue Welt erblüht nach und nach über der verſchütteten, aber die ſelbe erſcheint nie mehr. Bringt auch eine Umwälzung in ferner Zeit einſt ein Denkmal jener früheren Periode wieder an das Tageslicht, ſo erblickt man nur eine kaum erkennbare Verſteinerung.

Und Emilie? Sie dachte nur an Alfred. Der Herbſt kam, aber Alfred nicht, und auch keine Nachricht von ihm; gleichwohl ſtand ihr Glaube feſt, und täglich erwartete ſie, daß der kommende Augenblick bringen würde, was der vorige verſagt hatte. Der Winter kam und verlief; Emilie verlor ihren Dienſt in der gräflichen Familie, und zog [illegible] ihrer Muhme, die ſie freundlich aufnahm, als die ganze Welt ſie verſtieß, weil die Tante ihre Leichtgläubigkeit theilte. Selbſt zwei Jahre nachher, als der kleine Alfred, ſeines Vaters unverkennbares Bild, ſeinen erſten Zahn bekam, und Emilie von dem großen Alfred immer noch nichts gehört hatte, zweifelte ſie doch noch keinen Augenblick an ſeiner Treue, denn ſie hatte ja ſeinen Ring mit dem kleinen blauen Stein, ſie liebte ihn ja ſo innig, und war ihm ſo treu wie Gold; und wenn ſie weinte, was denn faſt ſtets geſchah, dann floſſen ihre Thränen um den Geliebten, den ſie für todt halten mußte, deſſen Treuloſigkeit ſie ſich aber nicht einmal denken konnte. —

— „Nein, hör', nun wirſt du auf Ehre ungereimt; das wirſt du mir nimmer einbilden.“

„Nein, lieber Ludwig, es iſt nicht ungereimt, es iſt nur natürlich, denn in mehr als einer Beziehung gilt der Satz, daß die Verirrungen der Frauen faſt immer aus einem, ihrem Geſchlecht angebornen Glauben an Tugend und Wahrheit hervorgehen. Wir beſtreben uns denn freilich redlich, ihnen denſelben zu nehmen.“

„Laß uns die Zeit nicht mit einem Streit hierüber verderben,“ entgegnete Ludwig. „Lies nur weiter; ich werde dich ferner nicht unterbrechen.“

— In jenen Tagen ſtarb Emiliens Tante, und ſie ſuchte als letzte Zuflucht das Haus ihrer Eltern auf, deren Stellung keinesweges beſſer geworden war, denn auch bei ihnen hatte die Zeit ihr Recht geübt. Armuth und Fehler werden faſt ſtets von Unglücksfällen begleitet, und das beſtätigte ſich auch hier. Emiliens Vater fiel, als er mit dem kleinen Alfred ſpielen wollte, und brach das Bein. Eine langwierige und koſtſpielige Kur gab ihm ſeine vorigen Kräfte nicht wieder, und mit der abnehmenden Arbeit nahm die Armuth der Familie zu. Tag und Nacht ſaß Emilie freilich mit Handarbeit beſchäftigt, ihre Geſundheit wich, ihre Augen erloſchen, ihre Wangen fielen ein, aber gleichwohl vermochte ſie nicht, der gefürchteten Gottheit Penia den Eintritt über ihre Schwelle zu wehren. Auch der kleine Alfred ward krank, und in dem früh gereiften Blick, der ſolchen Kindern oft eigen iſt, las Emilie ihre Verdammung. Jede Spur früheren Wohlſtandes war vor längſt verſchwunden, Alles, was unter den jetzigen Umſtänden als Luxus betrachtet werden konnte, obgleich es vorher für eine Nothwendigkeit gehalten worden, hatte ſchon den Zauber jener Kraft gefühlt, die Hüte, Shawls und Kleidungsſtücke in Brod verwandelt. Die ehemalige, blühende Emilie in dem zierlichen Muſſelinkleide hatte mit der jetzigen, bleichen Emilie im Kittel von geſtreifter Leinwand nur zwei Dinge gemein: den Ring mit den Farben der Treue und das treue unwandelbare, liebende Herz. Die Nemeſis hatte alles Andere verſchlungen, alles Andere.

So ſieht die nackte Wirklichkeit aus! — —

Im Frühling des Jahres 1807 kehrte Alfred nach Kopenhagen zurück, aber ſtatt des weggereiſten Volontairs ſtieg bei der Zollbude ein junger Mann ans Land, deſſen Gouvernementspaß „Doctor King mit Frau und Domeſtiken" lautete. Alle leben in der Zeit aber nicht Alle blühen in der Zeit, der eine ſchreitet vor, der Andre rückwärts, Unglück verfolgt den Einen, Glück drängt ſich dem Andern auf. Im nördlichen Theil der Stadt war für den zurückkehrenden Nabob, welcher den Sommer in Kopenhagen zubringen wollte, um ſeine und ſeiner Frau Geſundheit zu ſtärken, eine Etage ſchon im Voraus gemiethet worden, und Herr Kings Commiſſionair hatte ſie mit all jener Pracht ausſtatten laſſen, die ein weſtindiſcher

Gentleman für eben ſo nothwendig hält, wie ein Bettler das tägliche Brot. Der Portier, welcher den Domeſtiken bei Abladung der eleganten Koffer und ſonſtigen fremdartigen Sachen behülflich geweſen war, wußte die feinen und zierlichen Geräthe, welche die Reiſenden mit ſich führten, nicht genug zu rühmen; ſie ſelbſt aber glichen nach ſeiner Meinung insgeſammt „Heiden und Komödianten.“

Allerdings war dieſe Familie etwas gefärbt, namentlich im Vergleich mit den flachshaarigen, gelbſüchtigen Kindern des Kellerbewohners und ſeiner Frau. Die verfloßnen drei Jahre hatten Alfreds bräunlichen Teint noch mehr nachgedunkelt; ſeine Frau ſtammte aus gemiſchtem Blut, aber ihr beinahe caſtilianiſches Äußeres, ihre kohlſchwarzen Augen und ihr glänzendes Haar verriethen dies Geheimniß nicht, ſo lange ſie Handſchuhe trug, und das that ſie faſt immer. Geſchah dies um den kleinen faſt unmerklichen Halbmond zu verdecken, den jeder Menſch an jedem ſeiner zehn Finger an der Wurzel des Nagels trägt, und deſſen Farbe die zuletzt verſchwindende Spur afrikaniſcher Herkunft zeigt? Ich weiß es nicht; gewiß aber trug die Frau Doctorin King beſtändig weiße Glacéhandſchuhe, und nicht einmal ihre Kammermädchen hatten ſie ohne dieſelben geſehen. Im Jahr 1807 herrſchten noch manche, jetzt zum Theil entſchwundene Vorurtheile, und jetzt können, ſo viel ich weiß, Weſtindier getroſt herüber kommen, ohne fürchten zu müſſen, daß man ihnen allzu genau auf die Finger ſehe.

Die Dienerſchaft beſtand aus zwei Mädchen und zwei Bedienten, alle Vier ſo ſchwarz wie Ebenholz, alle Vier ſo engliſch, daß ſie mit vereinten Kräften keine zehn däniſche Worte zuſammenbringen konnten, und daher galt der weſtindiſche Doctor in der ganzen Nachbarſchaft für einen „ungeheuer vornehmen Mann.“

Wenigſtens war er ein ſehr reicher Mann, und ſeine Frau hatte ihm ein Vermögen mitgebracht, das ihren Geſchmack für weiße Glacéhandſchuhe wohl rechtfertigen konnte. Alfred kannte keinen ſeiner alten Kameraden wieder, und begegnete er in der Breiten-Straße einem ſeiner früheren Nebenbuhler auf den Krankenſtuben, ſo ſtand die Sonne gewiß immer unvortheilhaft; die Beleuchtung war nie ſo, daß er denjenigen hätte wieder erkennen können, der in den verfloſſenen drei Jahren ſeine Studien vollendet, einen Platz auf dem Hospital als Candidat erhalten und jetzt ſeinem beſcheidenen, aber mühſeligen Beruf vielleicht in demſelben Rock nachlebte, in welchem er Alfred an Bord der Brigg begleitet hatte. Der reiche Mann blinzelte mit den Augen, begriff nicht gleich, wer ihn denn grüße, und ſetzte ſeinen Weg mit einer Entſchuldigung gegen ſeine Frau fort, deren Paraſol er derangirt hatte, als er ſeinen breitrandigen Hut lüftete. Der Candidat ſah ihm nach, und bewunderte der Frau Doctorin prachtvolle ausländiſche Tracht, den ſchwarzen Livrébedienten mit der leichten ſeidenen Mantille über dem Arm, die ſchwarze Wärterin mit buntfarbigem Turban, welche auf ihren ſchwarzen Armen ein kleines Kind in weißen Kleidern trug, die mit der ſchwarzen Einfaſſung, welche das zarte Geſchöpf wie ein Rahmen umſchloß, um ſo mehr contraſtirten, je blendender ſie waren, konnte aber nicht faſſen, wie es zuginge, daß Alfred King ihn nicht wieder erkannt habe; war er ja doch ſogar bis auf den Schnitt ſeiner Kleidung in den verfloſſenen drei Jahren ganz unverändert geblieben, und hatte er nicht in ihm ſo oft einen warmen Vertheidiger gefunden, wenn die Andern die „weſtindiſche Natur“ angriffen?

Das Kind war der niedlichſte kleine Knabe, den man ſehen konnte; die zierlichen feinen Spitzen und die ſeidenen Strümpfchen, womit er ſo coquet herausſtaffirt war, ſchienen ganz überflüſſig, und trugen zu ſeiner Schönheit nichts bei, denn der Knabe war eben am ſchönſten, wenn all dieſer Prunk zur Seite glitt und ſeine holden weichen Formen ſich zeigten. Er war erſt kurz vor der Abreiſe ſeiner Eltern von Weſtindien geboren worden, und trug noch alle möglichen Namen, denn jeder durfte ihn noch nennen, wie es am zärtlichſten in den Ohren des Zärtlichen klang. Das Kind ſollte getauft werden, ſobald Doctor King ſich nur ſo viel in Kopenhagen umgeſehen hatte, als zur Herbeiſchaffung der erforderlichen Anzahl „anſtändiger“ Gevattern nothwendig war, das heißt ſolcher Gevattern, die zu ſeiner Zeit dem Kinde eine Carriere eröffnen, und en attendant den Vater protegiren konnten. Der Taufact ſollte zugleich Doctor Kings Introduction ſein, und ihn in der Geſellſchaft auf den Fuß ſtellen, auf welchem er zu ſtehen wünſchte. Der kleine Knabe legte eine ausgemachte Vorliebe für die ſchwarze Farbe an den Tag; mit den Dienſtboten ſeiner Eltern konnte er recht zärtlich koſen, und ließ ſich von ihnen viel lieber tragen als von Weißen. Der Portier, ein Beobachter ohne es zu wiſſen, hatte herausgebracht, dies käme daher, daß ſeine Eltern ſich nur bei feſtlichen Gelegenheiten in Gegenwart von Fremden mit dem Knaben abgäben, ihn ſonſt aber den „kohlrabenſchwarzen Teufeln“ überließen; wären dieſe nur weiß geweſen, ſo hätte der gute Mann nichts dawider zu erinnern gefunden, denn nach ſeiner Meinung mußten „ſo vornehme Leute doch wenigſtens ſo viel vor Armen voraus haben, daß ſie ſich mit Kindergeplärr nicht zu plagen brauchten.“ Beſonders hatte die ſchwarze Marget, eine ältliche Negerin, die verachteten Mutterpflichten der Frau Doctorin übernommen; ſie lebte und athmete nur für das kleine Weſen, und bei ihr ruhte der Knabe gewiß in liebevolleren Händen als bei ſeiner Frau Mutter, die aus Toilettengründen ihr Kind nimmer ſelbſt ſäugte, ſondern es durch Marget mit einer Flaſche verſorgen ließ.

Endlich kam der Tag, welcher dem Knaben einen Namen geben ſollte. In der ganzen Straße war ein gewaltiges Treiben: glänzende Kutſchen fuhren ohne Ende hin und her, denn nach der Kindtaufe war Déjeuner dinatoire bei Doctor King. Der Knabe erhielt die ſechs

Namen des Kronprinzen, des Gouverneurs der weſtindiſchen Beſitzungen, des Finanzminiſters, des Generals **, des Admirals ** und des Chefs eines der größten damaligen Handelshäuſer in Kopenhagen, deren jeder einzelne ſo gut war, als eine Lebensaſſurance, und Doctor King war überzeugt, daß er wie ein guter Vater für die Zukunft ſeines Sohnes, zu Waſſer und zu Lande, in Krieg und Frieden, geſorgt habe. Mit Ausnahme des Kronprinzen ſtanden die Übrigen alle in eigner hoher Perſon Gevatter, und der große Tiſch war mit einem Kranz von Uniformen, Sternen und Bändern und von ſo vornehmen Leuten umgeben, daß Marget in ihrer Einfalt feſt überzeugt war, der Kronprinz, bei deſſen Namen das Kind überdies genannt werden ſollte, ſei perſönlich in der glänzenden Verſammlung zugegen. Das Frühſtück war ſehr prächtig, dauerte lange, bot Alles, was der feinſte Kenner nur wünſchen konnte, und man trank daher die Geſundheit des Wirths, der Frau Wirthin und des jungen Stammhalters mit beſonderem Enthuſiasmus. Marget mußte ihn hereinbringen, denn jeder der vornehmen Gäſte wollte durchaus höchſt eigenhändig ſeine kleine weiche Hand drücken; man wahrſagte ihm eine Zukunft, die Alfreds Vaterherz hochſchlagen ließ, und ſelbſt die Frau Doctorin betrachtete den künftigen Regierungsrath mit ſtrahlenden Augen; die treue Marget aber wurde über Alles dieſes ſo gerührt, daß helle Thränen über ihre ſchwarzen Wangen rollten.

Mitten in dieſem glücklichen Augenblick trat der ſchwarze John zu ſeinem Herrn hin, und raunte ihm einige Worte ins Ohr, die Alfred mit einem Kopfſchütteln beantwortete. John bückte ſich noch einmal, aber der Doctor wollte ihn nicht hören, und antwortete halblaut: „Morgen, ein ander Mal!“ — John ging, kam aber gleich zurück, und brachte offenbar mit Ängſtlichkeit ſeinem Herrn eine Botſchaft. Alfred hatte eben auf das Glück des künftigen Regierungsraths angeſtoßen und ſich wieder niedergeſetzt. John wiederholte ſeine Meldung und fügte furchtſam hinzu: „Herr, Kind ſein krank, arg krank.“

Alfred wandte ſich nach ihm um, um ihn zum zweiten Mal kurz abzufertigen, aber ein Blick auf den kleinen Friederich ſtimmte ſeinen Sinn milder, und er raunte John einige Worte zu, welche der Mohr mit offenbarer Zufriedenheit hörte; wenigſtens verzogen ſeine Mienen ſich zu einem gutmüthigen Grinſen.

Dieſe kleine Epiſode wurde von keinem der Anweſenden bemerkt, und als Alfred ſich eine Stunde ſpäter halb wirr im Kopf vom Tiſch erhob, um ſeinen Gäſten Lebewohl zu ſagen, hatte er dieſelbe ſogar vergeſſen. Ziemlich lange währte es, bevor alle Fremden den Saal verlaſſen hatten, und als Alfred, wohlgemuth ein Lied ſummend, ſich nach ſeinem ſogenannten Studirzimmer begab, woſelbſt alle möglichen Apparate des Luxus und der Gemächlichkeit mehr zu einer ruhigen Sieſta, als zu einem anſtrengenden Studium einluden, war es ſchon faſt dunkel. Die Kranke, welcher John Erlaubniß verſchafft hatte bis nach Beendigung der Tafel zu warten, war ſo ganz aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden, daß er beinah erſchrocken aus dem bequemen Sopha, worauf er ſich geworfen, auffuhr, als eine Geſtalt ſich von dem Stuhl neben der Thür erhob, und vor ihn hintrat. Der Fußteppich machte ihre Schritte unhörbar, und die dicken, die Fenſter beinahe ganz verhüllenden Gardinen hinderten ihn ihre Umriſſe zu erkennen. Ein lautes Schluchzen überzeugte ihn, daß ein Frauenzimmer vor ihm ſtehe. Verdrießlich erhob ſich Alfred mit den Worten: „Ach, es iſt wahr, ich hatte vergeſſen . . . . ſetzen Sie ſich; gleich wird Licht kommen. Mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen?“

Die Angeredete antwortete nicht, aber deutlich konnte man das Arbeiten ihrer Bruſt vernehmen. Alfred ſchwieg einen Augenblick, und fuhr dann gleichgültig fort: „Haben Sie die Güte ſich zu ſetzen, und ſuchen Sie wenigſtens ſo viel Faſſung zu gewinnen, daß Sie meine Fragen beantworten können.“ — „Man hat auch keinen Augenblick Ruhe,“ fügte er leiſe hinzu.

Mit einer Anſtrengung, die ſich auf ein einziges Wort concentrirte, welches daher aber auch eine ganz eigne Betonung erhielt, rief die Fremde ſeinen Namen: „Alfred!“ — Schon früher einmal, in einem bedeutungsvollen Augenblick, hatte er daſſelbe Wort von denſelben Lippen auf dieſelbe Weiſe ausſprechen hören, — und nun wieder! Drei Jahre waren plötzlich verſchwunden, die Vergangenheit war durch dieſe Stimme hervorgezaubert, — aber die erſtorbenen Gefühle erwachten nicht zu neuem Leben. Mit einer Verlegenheit, welche das Dunkel und Emiliens eigne Bewegung ihr noch verbargen, rief Alfred aus: „Ach! — ich glaube — Emilie! — Ja, die kleine Emilie Fogt! — Hm! — Es iſt lange, ſeit wir uns ſahen — es iſt drei Jahre her.“

„Drei lange, lange Jahre,“ antwortete Emilie ſo laut ſchluchzend, daß die Thränen faſt ihre Stimme erſtickten. „O, Alfred! wie habe ich mich nach dir geſehnt! Viel habe ich in dieſer entſetzlichen Zeit ausgeſtanden, aber meine Liebe zu dir hat mich geſtärkt Alles zu ertragen, und jetzt — jetzt iſt Alles vergeſſen.“

Emilie ſtand noch auf derſelben Stelle; Alfred trat ihr einen Schritt näher; der Laut ihrer klangvollen Stimme hatte in ſeinem Herzen eine Saite berührt, die in matten Schwingungen erbebte. Mitleidig ergriff er ihre Hand, und drückte ſie mit dem leiſen Ausruf: „Arme kleine Emilie!“ — In dieſem Augenblick lag eine Reminiſcenz an frühere Tage in ſeiner Stimme, und ein liebendes Herz bedarf nur wenig, um ſich Illuſionen zu ſchaffen. Emilie hatte erſt an dieſem Tage durch einen Zufall Kunde von Alfreds Rückkehr erhalten, und nach keiner genaueren Kenntniß ſeiner Verhältniſſe geſtrebt. Daß er zurückgekehrt ſei, war Alles, was ſie zu wiſſen brauchte, genug für ſie und für ihr Kind. Der mitleidige John, mit dem ſie nicht reden konnte, hatte ſie in ein prachtvolles Zimmer geführt, aber Alfreds Zimmer konnte das ja nicht ſein, denn ihn dachte ſie ſich noch ſtets als den weggereiſten Volontair vom Friederichs-Hoſpital, und überhaupt ſtellte ſie in den Stunden, in welchen ſie ihren Geliebten erwartete, nicht viele Betrachtungen über ihre eigne, oder Alfreds Lage an. Sie brachte die Zeit in einem ununterbrochenen Traume zu. Er mußte geſtern, oder eheſtens vorgeſtern gekommen ſein; er hatte ſie überall geſucht, aber nicht erfragen können; er war ihr eben ſo treu als ſie ihm, — das konnte ja gar nicht anders ſein. Wechſelsweis küßte ſie den kleinen Alfred und ihren lieben Ring, und als das Kind in dem großen Lehnſtuhl in Schlaf fiel, kniete ſie neben demſelben hin, und dankte Gott von Herzen, daß er endlich ihre Bitten erhört, und den Geliebten über das ungeheure Meer in ihre treuen Arme zurückgeführt hätte.

„Arme kleine Emilie!“ wiederholte Alfred mechaniſch.

„Ach, ich wußte es,“ fuhr Emilie mit der Beredſamkeit fort, die den Frauen eigen iſt, wenn die lange verſchloſſenen Tiefen ihres Herzens endlich geöffnet werden, — „ich wußte es ſicher und ganz gewiß, daß du mich nicht vergeſſen hätteſt; ich trug ja beſtändig deinen Ring, und auch keinen Augenblick iſt er von meinem Finger gekommen; aber ich fürchtete du ſeiſt todt, und wenn ich daran dachte erbebte mein Innerſtes, und dann wäre ich faſt geſtorben mit dir. Auch keine einzige Zeile hab' ich von dir in all den drei langen, unſäglich langen Jahren erhalten, aber geſchrieben haſt du mir, das weiß ich recht gut; die Briefe ſind nur verloren gegangen auf dem unendlichen Wege. Nicht wahr, Alfred, nun reiſeſt du nicht mehr weg von mir? O, reiſteſt du wieder weg, dann, glaub' ich, würde ich die Trennung nicht überleben, denn ich bin nicht mehr ſo ſtark wie früher; bisweilen bin ich ſo matt, ſo ſchwach, daß ich mich kaum durchs Zimmer ſchleppen kann — aber nun will ich nicht mehr daran denken, nun iſt ja Alles gut, da ich dich wieder habe."

Sie wankte bei dieſen letzten Worten, und lehnte ſich auf Alfreds Schulter. Ohne ſich der Lage bewußt zu ſein, in die das Zuſammentreffen mit Emilien ihn nothwendig führen mußte, ſchlang er ſeinen Arm um ſie, leitete ſie nach dem Sopha, und zog ſie neben ſich nieder. Emilie ergriff ſeine Hände, küßte ſie, und war vor Freuden außer ſich. Die Zukunft trat auch für Alfred auf einen Augenblick in den Hintergrund zurück, und einen Moment war er wieder der leichtſinnige Volontair; das Gefühl, daß er jene innige Zufriedenheit, welche er in verfloſſenen Tagen in Emiliens Umgang genoſſen, nie wieder im Umgang mit irgend einem Frauenzimmer empfunden habe, drängte ſich ihm gewaltſam auf; er drückte ſie an ſeine Bruſt, und zum erſten Mal ſeit ihrer Trennung fühlte er wieder die Bedeutung eines Kuſſes. Dieſer glühende Kuß ſchmolz die Eisrinde, welche bisher ſein Herz umſchloſſen hatte zum Theil, und mit mehr Wärme als früher ſprach er: „Du biſt ja noch ganz dieſelbe Emilie wie damals auf dem Hospital, hinter dem grünen Schirmbrett. Erinnerſt du dich wohl jener Zeit?"

Dieſe Rückerinnerung einer glücklichen, noch ſchuldloſen Vergangenheit, die, ach, ſchon ſo lange verſchwunden war, und mit dem jetzigen Augenblick ſo wenig gemein hatte, gab Emilien eine deutliche Vorſtellung von ihrer nunmehrigen Lage. Sie ließ Alfreds Hand fahren, und rief mit einem unbeſchreiblich kummervollen Ausdruck: „Ach, nein, ich bin ſehr verändert; du wirſt mich kaum wieder kennen. Damals war ich jung und hübſch — aber jetzt . . . . . Ich habe deinetwegen viel erduldet, Alfred, — das einzige Unveränderte an mir iſt meine Liebe zu dir."

Der Vorwurf in dieſen unfreiwillig ausgeſprochenen Worten und der kummervolle Ton, der ſie begleitete, verwundeten Alfreds Eigenliebe, und in dem „Hm," womit er halb beleidigt Emiliens Klagen beantwortete, lag ſchon eine bedeutende Kälte. Da hörte man Schritte im Nebenzimmer, und Alfred hatte eben noch Zeit genug vom Sopha aufzuſpringen, bevor John mit Licht kam und eine Scene entſchleierte, welche bisher ohne Antheil der Augen geſpielt worden war, deshalb aber auch jetzt nur um ſo greller hervortrat.

Emilie ſaß bleich und hohlwangig im Sopha; die braunen Locken, welche vorher über gerundete Wangen hinabrollten, waren jetzt unter eine ſehr einfache Haube zur Seite geſtrichen, die nicht einmal die hohlen Schläfe bedeckte. Ein verblichenes Tuch verheimlichte nur zum Theil, daß ihr geſtreiftes leinenes Kleid ſehr weit um ſie hänge, und die Sorgfalt, womit ſelbiges am Halſe mit einer Nadel zuſammengeheftet war, verrieth, daß es einen weſentlichen Theil ihrer Kleidung bilde, und keinen Faltenwurf vertrage. Es mußte vielleicht Shawl, Kragen und Handſchuhe zugleich vertreten; — und das Sopha, auf dem ſie ſaß, war bezogen mit prächtigem Damaſt, über ihm bildete ein Vorhang in reichen Falten eine Art Thronhimmel. — Die Armuth auf dem Prunkſeſſel des Überfluſſes! — In dem großen geſtickten Lehnſtuhl ſchlummerte ein kleines Kind, deſſen Daſein Alfred jetzt erſt erfuhr. Augenſcheinlich hatte die Mutter auf jedes entbehrliche Kleidungsſtück verzichtet, um ihren kleinen Abgott damit zu ſchmücken, und deſſen ungeachtet war der kleine Knabe nur äußerſt dürftig gekleidet. Bleich und mager war ſein Antlitz, ſchwarzblaue Kreiſe unter den Augen zeigten deutlich, daß alle Kinderkrankheiten, welche die Armuth begleiten, auch hier ihr Opfer gefunden hätten, und nur ein liebendes Mutterherz konnte das kleine Todtengerippe mit Entzücken betrachten.

Mitten zwiſchen dieſen beiden Weſen ſtand der junge, reiche Alfred in eleganter Tracht nach dem neuſten Schnitt. Ein großer Spiegel zeigte ihm ſein eignes Bild, und ein einziger Blick auf Emilien hatte ihn überzeugt, daß für die Zukunft durchaus kein Verhältniß mehr zwiſchen ihnen beſtehen könne. John ſtellte die Lichter auf das Marmorconſole unter dem Spiegel, betrachtete Emilien und das ſchlafende Kind mitleidig, zuckte die Achſeln und ſprach, als er die Thür wiederum hinter ſich geſchloſſen hatte: „Arme Frau ſein dürftig! Arm Kind ſchwer krank! Doctor ſoll helfen.“ Selbſt der Mohr war gerührt beim Anblick dieſes augenſcheinlichen Elendes.

Alfred ging einige Mal mit den Händen auf dem Rücken durchs Zimmer, und ſtand dann vor dem Spiegel ſtill, in welchem er Emilien betrachten konnte, die das Geſicht mit den Händen bedeckte und weinte. Hätte ſein Ring mit dem kleinen hellblauen Stein nicht als unverwerflicher Zeuge an ihrem magern Finger gehangen, ſo würde er ſie kaum wiedererkannt haben. So bedeckte ſie auch in jener Nacht mit ihren Händen das Geſicht, um ihre Thränen zu verbergen, als er ſie durch ſeine Küſſe zwang dieſen Schirm der hübſchen, gerundeten Züge wegzuziehen; eben dieſe Hände hatte er damals geküßt, eben dieſe, damals zarten Fingern zwiſchen den ſeinigen gehalten, als er ihr das Pfand der Treue an den Finger ſteckte, wo es noch ſaß, von wo es nie gewichen war — und jetzt! — Drei Jahr nachher — nur drei Jahr — ſchon drei Jahr — und dies Kind! Vor ſeiner Abreiſe hatte er ihr ja eine recht bedeutende Summe gegeben — faſt zwei Drittel ſeines Reiſegeldes. — Was wollte ſie denn eigentlich? — Verlobt? — Pah! im Hospital —

Sie wußte ja eben ſo gut als er, wie viel das zu bedeuten habe. Überhaupt, mochte Allem nun ſein, wie ihm wollte, jetzt war er ja verheirathet, und das entſchied die Sache. Die ganze Stadt wußte es ja, folglich Emilie auch — und ihm gleichwohl die Thür einzurennen — — um im Trüben zu fiſchen — Speculation auf alte Liebe — dazu iſt ſie nicht hübſch genug — von ihr iſt ja Nichts mehr übrig als die Stimme — warum hat ſie nicht für ihre Conſervation geſorgt? — Solch eine Liaiſon ohne Schönheit — und voll von Sentimentalität — nein, Gott bewahr mich!

Und nun war Alfred mit ſich ſelbſt darüber einig geworden, daß er ſuchen müſſe Emilien los zu werden, und zwar je eher je lieber.

Er wandte ſich um — ſie ſaß noch in derſelben Stellung. Mit einem Achſelzucken welches genugſam andeutete, mit wie großem Widerwillen er dieſe Sache in Richtigkeit brächte, trat er vor ſie hin, und ſprach: „Emilie, kleine Emilie, ſein Sie vernünftig! Trocknen Sie ihre Thränen, und finden Sie ſich in die Nothwendigkeit. — Glauben Sie mir, es thut mir leid zu ſehen — zu hören, daß Sie ſo viel erduldet haben, aber die Zeit iſt ja nun vorbei. — Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, ſo ſollen Sie mehr von mir hören."

Aber Emilie zog noch immer nicht die Hände vom Geſicht; ſie lehnte den Kopf auf eins der weichen ſeidenen Kiſſen, und ſtromweiſe floſſen ihre Thränen. Sie hörte nicht, was er ſprach; ihre Thränen waren eine Folge ihrer Schwäche, und floſſen um ihre verlorne Schönheit, denn Alfreds Blick hatte ihr gleich geſagt, wie verändert er ſie fände. Alfred blickte ungeduldig nach der Uhr, — einer eleganten Tafeluhr von Bronce, mit einem Amor, der mit verbundenen Augen einen Schmetterling verfolgt. Schon eine halbe Stunde hatte er an dieſe fruchtloſen Verhandlungen vergeudet. Mit einem Blick auf den blinden Gott, der die Sterblichen in ſo unſägliche Verwickelungen führt, mit einem andern auf Emilie, einem Blick, der vergebens eine Spur jener entſchwundenen Reize ſuchte, die ihn vor drei Jahren bezaubert hatten, ſetzte er ſich neben ſie, und nahm ihre Hand. Nach und nach verſchwand die Verlegenheit, mit welcher er das Geſpräch begonnen hatte, und er ſprach zuletzt mit einer Beredſamkeit, um die mancher Advocat ihn hätte beneiden mögen. Er wollte für ſie ſorgen, ihr monatlich ein Gewiſſes geben, ihr zur Erlangung einer guten Condition behülflich ſein, ihr ein Privilegium zu irgend einem Kramhandel verſchaffen, wenn ſie nur darüber einig werden könnte, womit ſie handeln wollte; ja, er erbot ſich ſogar ein kleines Capital in ihrem Betriebe anzulegen. Lange floß der Strom ſeiner Rede ungeſtört, denn Emilie regte ſich nicht; nur ein Mal hatte ſie den Kopf erhoben, und ihn angeblickt mit einem flüchtigen, ſcheuen, halb verwirrten Blick, als hätte ſie ſeine Worte nicht verſtanden, und Alfred wiederholte daher ſeine Anerbietungen mit größerer Deutlichkeit, aber gleich war ſie wieder in ihre vorige Stellung zurückgeſunken. Emilie hatte ihn wirklich nicht verſtanden, ſie verſtand ihn erſt als er ihr auseinanderſetzte, daß es ihm unmöglich ſei, ſie hier öfter zu ſehn, weil ſeine Frau dergleichen Zuſammenkünfte ſonderbar finden müßte — weil ſolches ſich für einen verheiratheten Mann nicht paßte.

„Verheirathet?“ — fragte Emilie plötzlich, ihren Kopf vom Kiſſen erhebend. Ihre Thränen waren verſiegt. „Verheirathet? Wer denn? Wo bin ich denn?“

„Bei mir; das wiſſen Sie ja, Emilie. Bei einem alten Freunde, der für Sie ſorgen will; aber es giebt Verhältniſſe in der Welt, — es giebt Verhältniſſe — welche — wenn man verheirathet iſt — ſo“ — Alfred ſtockte, und ein Blick auf Emiliens Augen zwangen ihn die ſeinigen zu ſenken.

„Verheirathet!“ wiederholte ſie langſam, „wenn man verheirathet iſt!“ — Sie legte die Hand mit dem Ring auf die Stirn, griff mit der andern Hand nach dem Finger, als wollte ſie ſich überzeugen, ob der Ring noch da ſei, und ſank auf das Sopha hin. Ehe ſie indeſſen noch die Kiſſen ganz erreicht hatte, erhob ſie ſich wieder mit Kraft und rief aus: „O Gott, ſei doch barmherzig, und ſage mir, wer iſt verheirathet?“

Alfred ſchwankte einen Augenblick; die Marmorbläſſe, welche ihre Wangen überzogen hatte, ſchreckte ihn, und er ſann, wie er ihr etwas ſchonend verdeutlichen könne, was ſie ſo ungern glauben wollte, und was er ſchon ſo ſchonungslos ausgeſprochen hatte; da er aber eben im Nebenzimmer wiederum Jemanden hörte, glaubte er, es ſei beſſer die Sache raſch abzumachen, damit er ſie nur deſto eher los werde, ſammelte daher ſeinen ganzen Muth und ſprach: „Sie wiſſen ja ſehr gut daß ich verheirathet bin; die ganze Stadt weiß es ja. Zeigen Sie ſich jetzt als ein vernünftiges Mädchen, liebe Emilie; wir müſſen uns alle in die Nothwendigkeit ſchicken. Es iſt mir ſehr unangenehm, Sie ſo betrübt zu ſehn; ein ander Mal werden Sie ſich beſſer ſchriftlich an mich wenden. Laſſen Sie mich bald mehr von Ihnen hören; Sie ſollen auch von mir hören, — nächſtens, — morgen, ja ganz beſtimmt morgen.“

Marget brachte den kleinen Friederich hinein, damit er ſeinem Papa gute Nacht ſage. Emilie erhob ſich raſch, und ſtand vor Marget, welche ſie mit halb erſchrockenen Blicken maß, und nicht recht wußte, ob ſie die plötzliche Bewegung für einen Angriff auf ihren kleinen Pflegling halten ſollte. „Verheirathet,“ rief Emilie noch einmal aus, und blickte die Wärterin und das Kind mit ſo ſtierem Blick an, daß die Mohrin zur Vertheidigung die Hand ballte. Marget verſtand das Wort nicht, aber der Ton, womit es ausgeſtoßen wurde, glich einem Kriegsgeſchrei, und eine drohende Reihe ſchneeweißer Zähne wurde ſichtbar in dem kohlſchwarzen Geſicht. Alfred ſchwieg, Marget wagte kein Auge von Emilien wegzuwenden, um nach ihrem Herrn zu blicken, und ſo verrann eine ängſtliche Minute. Emilie trat einen Schritt zurück, ihr Auge fiel auf ihr eignes ſchlummerndes Kind, und der Starrkrampf, welcher bisher ihren Körper aufrecht gehalten hatte, ſchwand augenblicklich dahin; ermattet ſtützte ſie ſich auf eine Stuhllehne, ihr Kopf ſank auf die Bruſt, und noch einmal, mit matter, klagender Stimme, aber ohne Thränen, wiederholte ſie jenes Wort, welches für ihr Daſein ein mordendes Gift geworden war. „Und mein Kind hat keinen Vater,“ fügte ſie dumpf hinzu, mehr als lauten Gedanken, denn als ausgeſprochene Worte. Alfred war bewegt; ſein von Jugend auf leichtſinniges und ſchwelgeriſches Leben hatte freilich ſeine Gefühle abgeſtumpft, ſeinen Glauben vernichtet, aber es giebt Saiten in jeder menſchlichen Bruſt, deren Klang ſich nie ganz unterdrücken läßt. Er trat zu ihr hin, und ergriff ihre Hand, um tröſtende Worte zu reden, doch Emilie, gleich als ob dieſe Berührung ihr neue Kräfte gegeben hätte, raffte ſich plötzlich zuſammen, ergriff ihr ſchlafendes Kind mit beiden Händen, und ſtürzte mit einem gellenden Schrei aus dem Zimmer.

Wenn die Seele von überwältigenden Eindrücken ganz befangen iſt, ſpüren wir bisweilen das Daſein eines Inſtincts, welcher ſchweigt, ſo lange edlere Kräfte im Stande ſind, die Schritte des Menſchen zu leiten. Vermöge dieſes Inſtincts fand Emilie den rechten Ausweg, die rechte Treppe, und erreichte die Straße. Marget war in den fernſten Winkel des Zimmers geflüchtet, und hatte ſich daſelbſt in eine, zur Vertheidigung geeignete Stellung geſetzt; Alfred kam erſt zur Beſinnung, als er mit der Negerin allein war. Emiliens Schrei gellte noch in ſeinen Ohren, und erweckte ein ſchreckliches Echo in ſeinem Gewiſſen. Unentſchloſſen ging er einige Mal im Zimmer auf und ab, und erreichte erſt dadurch ſo viel Faſſung, daß er John rufen und ihm gebieten konnte, Emilien nachzugehen und ihre Wohnung von ihr zu erfragen, aber John war nicht zur Stelle, und bevor Alfred ſelbſt Mantel und Hut ergriffen und die Straße erreicht hatte, war jede Spur verſchwunden, und nur das Rauſchen des Regens, der ſtromweis auf das Straßenpflaſter ſtürzte, erreichte ſein horchendes Ohr.

Alfreds Zuſammentreffen mit Emilien ereignete ſich am Schluß des Aprils, an einem jener Abende, wo ein wolkenbedeckter Himmel den im Kalender verſprochenen Mondſchein nicht zur Erde hinabläßt. Es war alſo pechdunkel, und man konnte die Hand vor den Augen nicht ſehen. Dicke, ſchwarze Wolken verhüllten den ganzen Himmel, der Regen ſtürzte in Strömen herab, die Goſſen waren angeſchwollen wie Gießbäche, und der Wind ſauſte in den Bäumen bei der Frauenkirche — denn damals zierten noch Bäume und ein hoher Thurm die Frauenkirche. Der Wind wehte durchdringend und kalt, und Emilie hatte ſorgfältig ihr Knäblein in den verblichenen Shawl gehüllt, denn Nichts vermag die zärtliche Sorge einer Mutter zu vernichten. Das arme Kind war alſo gegen den herabſtürzenden Regen beſchirmt, Emilie aber war nur um ſo mehr entblößt, und das Waſſer floß ſtromweis über ihren Hals und ihre Arme; doch ſie merkte nicht, wie naß ſie war, ſie merkte nicht, daß es regnete und ſtürmte, ſie ſah nicht, daß der Himmel ſchwarz und die Straßen dunkel waren — ſie war allein in der ganzen weiten Welt, ihr war die Welt geſtorben, oder vielmehr, ſie war der Welt geſtorben. Alles Äußere berührte ſie nicht mehr — ſie hatte keine Sinne. Bis an dieſe Stunde hatte ſie in einer einzigen Idee gelebt, in ihrem Vertrauen auf Alfred; ihr ganzes Leben, ihre ganze Liebe, ihr ganzes All hatte ſich in dieſem einzigen Gefühl concentrirt. Sie wurde vernichtet durch ein einziges Wort, und dieſes einzige Wort war auch ein zermalmender Schlag für den feinen, zuſammengeſetzten Mechanismus, der uns im Stand ſetzt zu denken und zu handeln, und unſer geiſtiges Daſein bedingt.

In Emiliens Seele war die innere Harmonie zerſtört; ohne Bewußtſein blieb ſie am Kirchhofe ſtehen, und lehnte ihre Stirn an das triefende Gitter; ohne Bewußtſein trugen ihre Füße ſie durch die finſtern, menſchenleeren Straßen; ſie wußte nicht wo ſie war, ſie dachte nicht daran irgendwo zu ſein; der thieriſche Inſtinct allein führte ſie in die Nähe ihrer Wohnung, aber ſie erreichte ſelbige nicht. Die ſchwache phyſiſche Kraft überlebte nur eine kurze Zeit die Vernichtung der geiſtigen; ſie ſchwankte von der einen Seite der Straße nach der andern, der geringſte Anſtoß mußte ihren Fuß ſtraucheln laſſen, und ein ſolcher fand ſich bald: ſie ſtolperte, ihre Arme öffneten ſich unfreiwillig, und leblos ſtürzte ſie zu Boden.

Die ganze Nacht floß der Regen in Strömen, kein Menſch kam auf die Straße, jeder Nachtwächter hatte Schutz geſucht vor dem raſenden Wetter, und erſt als die Morgenſonne die Wolken zertheilte, gingen einige Tagelöhner durch die einſame, von Waſſer überſchwemmte Straße. Das dämmernde Licht war kaum hinreichend, um ſie zwei Gegenſtände erblicken zu laſſen, die nicht weit von einander lagen. Der eine war ein Haufen Kehricht über den man leicht fallen konnte, der andere war nicht recht zu erkennen.

„Es iſt ein Frauenzimmer,“ ſprach der eine Arbeiter, nachdem er ſich niedergebückt und unterſucht hatte, was die zuſammengeſunkene Maſſe eigentlich ſei.

„Laſſ ſie liegen und den Rauſch ausſchlafen,“ entgegnete ſein Gefährte; „wie man ſich bettet, ſo liegt man. Es mag wohl eine von den Mamſellen ſein, die Nachts auf den Straßen herumſtreichen.“

„Gleichviel, es iſt doch ein Menſch. Gott im Himmel bewahre uns! ſie liegt auf einem kleinen Kinde; ſie hat es vor dem Regen ſchützen wollen, und nun hat ſie ihren Balg mauſetodt gedrückt. Er iſt ſteintodt.“

Menſchen, welche das Schickſal der Mutter nicht gerührt hatte, wurden bewegt von dem kläglichen Tode des Kindes. Sie hoben Emilien auf, riefen den Nachtwächter herbei, und beſchloſſen ſie aufs Polizeiamt bringen zu laſſen. Die Pfeife ſchrillte durch die öden Straßen, und die ſchwerfüßigen Herolde der Nacht verſammelten ſich, unter ihnen auch der Wächter aus der Straße, in welcher Emilie wohnte. Er kannte ſie, und da er für ihre Ehrſamkeit bürgte, kehrte Mitleiden in dieſe gefühlloſen Herzen zurück, und mit mehr Schonung als lange einem Menſchen erzeigt worden war, den man Nachts auf offener Straße in ſo kläglicher Lage gefunden hatte, wurde Emilie nach ihrer Wohnung gebracht. —

Wenn man glauben wollte, daß Alfred keine Schritte gethan, um Emiliens Aufenthaltsort ausfindig zu machen, ſo würde man ihm Unrecht thun; im Gegentheil machte er verſchiedene Verſuche, da der Menſch aber meiſtens erfinderiſcher iſt, wenn es die Erreichung ſchlechter, als guter Zwecke gilt, war er unglücklich in der Wahl ſeiner Mittel, und ſelbige führten zu keinem Reſultat. Da nun die Zeit, die alle Wunden heilt und manche Reue vergeſſen macht, Tag für Tag dieſe Begebenheit in weitere Ferne zurückſchob, dachte er endlich, was Manche (ich werde mich wohl hüten zu ſagen, ob ich neun Zehntheil, oder ein Zehntheil meine), an ſeiner Stelle gedacht haben würden, nämlich: „Gott ſei Dank, daß ich ſie los bin — kann ſie mich entbehren, ſo kann ich ihrer auch wohl entrathen.“ Aber dieſer Gedanke koſtete ihm doch jedesmal einen Seufzer, denn das Gewiſſen hat auch ſeine Stimme.

Unter den Dienſtboten hatte dieſer Beſuch, „eben an dem Tage, wo das Kind getauft wurde," viel Senſation erregt. Marget unterließ nicht die verſchwundene Fremde als eine entſetzliche Hexe zu beſchreiben, welche gewiß gekommen ſei, um Unglück über das Haus zu bringen. Sie hatte den kleinen Friederich mit glühenden Augen betrachtet, bei ihrem Verſchwinden hatte das ganze Gebäude gebebt, und der Doctor hatte ganz bleich und verſtört ausgeſehen. Und ſie hatte einen kleinen Wechſelbalg mitgehabt, der anſcheinend ſchlafend im Lehnſtuhl lag, Marget aber hatte deutlich geſehen, wie er Funken aus ſeinen beiden rothen, glühenden Augen ſchoß. Die beiden Negerinnen ſteckten den Kopf zuſammen, und ziſchelten mit bedeutungsvollen Mienen, und wer ſie am nächſten Abend innerhalb der Verhänge in Doctor Kings Kinderſtube beobachtet hätte, würde ſich über die geheimnißvolle Scene gewundert haben, welche dort Statt fand. Auf dem Tiſch ſtand ein Licht mit langer Schnuppe welche deutlich zeigte, daß es lange nicht geputzt worden ſei. Die beiden Negerinnen, die eine jung, die andre alt, ſaßen dicht neben einander, und ſtarrten aufmerkſam vor ſich hin; die ſchwarzen Geſichter, deren Augen man nicht bemerkte, glichen mit ihren unbeweglichen Zügen zwei Maſken; die braunrothen Lippen waren hoch empor gezogen, und die weißen Zähne verliehen ihnen einen drohenden Ausdruck. Auf dem Schooß der einen lag ein kleines Kind, deſſen ſchneeweiße Wäſche über die eine Schulter, welche faſt eben ſo ſehr ſchimmerte, wie die Leinwand, aufgekrämpelt war, und die ſchwarze Hand der Negerin ruhte darauf, wie eine Klaue. Ihre Hand und die Wäſche war mit Blut beſpritzt, und Blut floß von der Schulter des Kindes. Obgleich ſelbiges eingeſchlummert war verrieth ein ſchmerzlicher Zug und noch nicht ganz getrocknete Thränen an den Wimpern, daß es gelitten habe. Das Licht fiel am ſtärkſten auf den buntfarbigen Kopfputz der Negerinnen; zunächſt glichen ſie einem Paar Zauberinnen, welche im Begriff ſtehen einen Zaubertrank aus dem Blut eines Neugebornen zu bereiten.

Marget brach zuerſt das tiefe Schweigen, welches bisher im Zimmer geherrſcht; nachdem ſie mehrmals die Lippen ohne einen Laut hervorzubringen bewegt hatte, ertönten nach und nach ſchwache, murmelnde Gutturaltöne, und gingen demnächſt in einen einförmigen träumeriſchen Geſang über. Marget legte beide Hände kreuzweis über die Stirn und ließ den Kopf auf die Bruſt hinabſinken, die andre Negerin ahmte ihre Bewegungen nach, und ſtimmte denſelben, faſt wie ein Grablied klingenden Geſang an. In dieſer Ceremonie lag etwas Eigenthümliches, Wildes, welches ſich nicht beſchreiben läßt. Der Geſang dauerte ziemlich lange, und verhallte endlich in ein leiſes Murmeln; das Kind war indeſſen in Schlaf gefallen, und der ſchmerzliche Ausdruck ſeiner Züge hatte der lächelnden, feierlichen Ruhe Platz gemacht, welche gewöhnlich über die Geſichter ſchlummernder Kinder ausgebreitet iſt. Die Negerinnen blieben mit geſchloſſenen Augen und verſchränkten Armen faſt eine halbe Stunde ſitzen; ihre Lippen bewegten ſich nicht mehr, und keine Miene veränderte ſich in ihrem Geſicht. Ein Dieb an dem Licht war herabgefallen und ſchmelzte daſſelbe, ſo daß die Flamme hoch lodernd in die Höhe ſtieg, aber dieſer lebendige, flackernde Schein beleuchtete eine todte Gruppe, welche man für ein Grabmonument aus ſchwarzem und weißem Marmor hätte halten mögen.

Marget erhob zuerſt das Haupt, und ſprach: „Beß, die böſen Augen haben jetzt keine Macht mehr, der Geiſt wird ſie tödten.“

Die Angeredete ſchlug ihre großen funkelnden Augen auf, durchſpähte ängſtlich das Zimmer ringsum, erhob ſich dann vorſichtig, und ſtieß ein Fenſter auf — eine Bewegung, bei welcher ihre hohe, ſchlanke Figur, ihre hübſchen Arme und Füße ſichtbar wurden. Marget hatte das Geſicht des Kindes mit einem blutigen Tuch bedeckt, auf welchem ſich eine, durch herabträufelnde Blutstropfen abſichtlich gebildete Figur in Form eines Kreuzes zeigte. Das Fenſter blieb einige Minuten offen, während welcher die beiden Negerinnen mit der Hand das Antlitz bedeckten, um den Geiſt nicht zu ſehen, welcher die „böſen Augen“ vernichten ſollte. Der mondhelle, ruhige Himmel ſtand im auffallenden Gegenſatz gegen das dunkle, nur von dem faſt erloſchenen Licht erleuchtete Zimmer. Als Betſy das Fenſter mit derſelben Vorſicht wieder geſchloſſen hatte, nahm Marget das Tuch, und gab ihr daſſelbe, damit ſie es über dem Licht verbrenne, während Marget ein Gebet leiſe vor ſich hin murmelte. Betſy führte dieſes mit ganz beſonderer Sorgfalt aus, ſo daß auch kein Faden zurückblieb, und hütete ſich aufs Sorgſamſte, das mit der Feuerzange gefaßte Tuch zu berühren. Als Alles ſo vollbracht war, nahm ſie Marget gegenüber ihren vorigen Platz ein, und beide betrachteten aufmerkſam das Kind.

„Siehſt du, die böſen Augen ſind fort, nun ſchläft er ganz ruhig," ſagte Marget mit der Miene überlegener Klugheit. „Ich wußte wohl, daß es ſo kommen müßte; mein Ficki iſt nicht das erſte Kind, welches ich auf dieſe Weiſe kurirt habe. Daß mein armer kleiner Junge nur ſo viel leiden mußte, um der ſchlimmen Hexe willen," fügte ſie hinzu, indem ſie das Händchen des Kindes an ihre Lippen zog und einen Kuß darauf drückte.

„Um Gottes willen — laſſ' ihn doch, Meg, weck' ihn nicht!"

„Ich weiß wohl, was ich zu thun habe," antwortete Marget; „das Ei muß nicht klüger ſein wollen als die Henne; deine Mutter hat von mir gelernt."

„Aber ſeine Mutter, Meg, wenn ſie es ſieht!" rief Betſy nach einem augenblicklichen Schweigen mit ſichtbarem Schrecken.

„Ei was!" ſagte Marget mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen; „was kümmre ich mich um ſeine Mutter? Meg iſt nicht bange für ihre Herrſchaft; Meg thut, was Gott haben will, um ihren Jungen von den böſen Augen zu befreien. Seine Mutter verſteht Nichts, und kümmert ſich nur um Putz. Wann ſieht ſie ihr Kind? Meg ſieht es, und hat die böſe Hexe geſehen, während die Doctorin ſchlief.“

„Mag ſie mich immerhin peitſchen, es ſoll gar nicht weh thun, um deines Jungen willen, Meg,“ entgegnete Betſy mit Reſignation.

Marget brachte den kleinen Friederich in die Wiege; auf ſeiner linken Bruſt zeigte ſich ein, durch Punkte und Striche gebildetes, mit Farben eingeriebenes, blutrothes Kreuz. Die beiden Negerinnen blieben neben ihm ſitzen, und hielten Nachtwache über ihm, wie es mit zu der Ceremonie gehören mochte. Da der Knabe noch einen Monat nachher beſtändig munter und wohlauf war, fühl- en Marget und Betſy einen gewiſſen Stolz über ihre eimlichen Künſte. Der ganze Vorfall war bald vergeſſen, nd die einzige daraus entſtandene Folge war, daß der Namensgenannte des Kronprinzen tätovirt werden. —

Vier Monate nachher landeten die Engländer auf Seeland; die friedliche Ruhe war geſtört, und nur all zu utlich zeigte es ſich, daß keine Einheit in der Leitung r Angelegenheiten Statt finde. Man brauchte blos rch die Straßen von Kopenhagen zu gehen, um einzu- gen, daß die Aufopferungen der Bürger nutzlos ſein rden. Schon die zweite Nacht wurde die Stadt bom- rdirt, und diejenigen, welche ſolche Ereigniſſe nimmer erlebt haben, können ſich von ihrer Furchtbarkeit keine Vorſtellungen machen; ich aber habe ſie erlebt und kann deswegen aus Erfahrung von einer Zeit reden, welche mit Gottes Hülfe nie wieder über meine Vaterſtadt kommen wird. Bomben, Granaten und Brandraketen durchſauſten in dieſer furchtbaren zweiten Bombardementsnacht, in der Nacht vom dritten September 1807 die Luft, wie lang geſchweifte Kometen, und waren wirklich das, wofür jene Himmelskörper unſchuldigerweiſe ſo oft gegolten haben, untrügliche Vorboten der Zerſtörung. In der ſchönen, milden Herbſtnacht beleuchteten dieſe fliegenden Ungeheuer die vielen rauchenden Ruinen, die traurigen Werke der vorigen Nacht, und ſuchten heulend neue Opfer. Das Stadtviertel in welchem Alfred wohnte, hatte am Meiſten gelitten; dicke Rauchſäulen erhoben ſich über den öden Brandſtätten, und röthliche Feuersgluth beleuchtete den hohen ſchlanken Thurm der Frauenkirche — welcher zum Opfer der nächſten Nacht auserſehn war — mit ſeinen drei vergoldeten Kronen, der Zier der oberſten Spitze. Die Straßen waren mit Menſchen angefüllt, welche in Angſt und Verzweiflung ſich und ihr Eigenthum zu retten ſuchten, mit Packen beladene Träger rannten gegen einander, Spritzen und Brandleute lärmten überall, Eltern ſchrien nach ihren Kindern, Verwundete wurden unter kläglichem Ächzen fortgeſchleppt, und das Jammergeheul der chaotiſchen Menge ward bisweilen übertäubt von dem Gekrach zuſammenſtürzender Mauern. In dieſer Verwirrung beachtete Keiner einen ärmlich gekleideten Mann, der ſich beim Eingange der Sanct-Petrikirche niedergeſetzt hatte, und anſcheinend an den Begebniſſen um ihn keinen Antheil nahm. Der, wie ein Tagelöhner gekleidete Greis, mit einem Sack auf der Schulter, ſtützte die eine Hand aufs Knie, trocknete mit der andern den Schweiß von der Stirn, und rückte mehrmals mit allen Zeichen der Unentſchloſſenheit ſeinen Hut hin und zurück, indem er leiſe murmelte:

„Keine Arbeit — wer hat jetzt Zeit daran zu denken? — Das Haus leer — Frau und Kind leiden Noth — Hm! — Der Mann ſoll ſie ernähren — aber ehrlich und redlich, wohl zu merken, redlich — Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Gut! — Du ſollſt nicht begehren . . . .“ wiederholte der Mann, und trocknete wieder ſeine Stirn. — „Aber hier — hier geht's auf in Feuer und Rauch, und kein Menſchenkind hat Nutzen davon, — das Feuer verzehrt, was uns viele Tage Nahrung verſchaffen könnte. — Wenn das Feuer kommt, gehört's Keinem zu, ſagte Mutter — Hm! — Sie hat gut ſchwatzen. — Aber wer hat Nutzen davon? — Niemand. Wem nehm' ich's denn? Niemanden — Du ſollſt nicht begehren — Du ſollſt dich auf den Herrn verlaſſen in ll deiner Noth — ohne ſeinen Willen fällt kein Spering . . . . aber dieſe Noth — dieſer Hunger — Hunger inen ganzen Tag — einen ganzen Tag — zu Hauſe erwarten ſie mich — und hungern! — — Da drüben brennt's — die Leute haben nicht ausgeräumt. — All das koſtbare Gut brennt zu gar keinem Nutzen — Gottes Willen? — Du ſollſt nicht ſtehlen — Führ' uns nicht in Verſuchung. — Es brennt Alles zu keinem Nutzen — aber gieb uns auch unſer tägliches Brod — Hm — Hm — Ohne Gottes Willen kann ich Nichts ausrichten — gar Nichts — Ich könnte vielleicht Etwas verdienen, wenn ich — rettete — für die Leute ſelbſt — ich brauch' es ja nicht zu behalten."

Der alte Mann ſtand auf, ſetzte ſich aber gleich wieder. In dieſem Augenblick wurde ein großer Pack neben ihm hingeworfen, und ein wohlgekleideter Herr rief ihm zu: „Gieb Acht darauf, Freund; ich komme gleich wieder." Der Alte betrachtete das große Paquet, deſſen zurückgeglittener Umſchlag ihn eine Menge verführeriſcher Koſtbarkeiten ſehen ließ, ſtand unwillkührlich auf, warf den Sack von der Schulter und ſtreckte die Hand aus, dann aber ergriff er wieder ſeinen Sack, wühlte krampfhaft mit der Hand darin, und wiederholte einigemal die Worte vor ſich hin: „Es iſt anvertrautes Gut, — anvertrautes!" — und ohne daran zu denken verließ er unbeſchützt, was ſeinem Gewahrſam anvertraut war, und ging langſam die Straße hinunter, ohne ſich umzublicken. Er hatte dem Verſucher widerſtanden. Kaum hatte er ſich entfernt, da kam der Eigenthümer eilig zurück; als er ſein Paquet unberührt auf demſelben Platz fand, wo er es hingeworfen, griff er in die Taſche, und zog einige

Bankzettel hervor, um den alten Mann zu belohnen, der treu ſeine Schätze bewacht hatte, aber dieſer war im Getümmel ſchon verſchwunden. Eine einzige Minute hatte ſein Schickſal abgeſchloſſen; ſeiner Rettung kehrte er den Rücken, und ging in demſelben Augenblick ſeinem Untergang entgegen, wo er dem Verſucher widerſtanden zu haben glaubte.

In Doctor Kings Hauſe war Alles in der größten Verwirrung: hin und herlaufend ſchleppten die Dienſtboten die beſten Sachen ihrer Herrſchaft zuſammen, alle Thüren ſtanden offen, das ganze Haus wurde haſtig ausgeräumt, eine Kutſche hielt in der Pforte, und der Kutſcher trieb zur Eile, denn das gegenüberliegende Haus loderte in hellen Flammen, und die Pferde wollten ſich nicht mehr bändigen laſſen. Im Speiſeſaal wo die vielen vornehmen Gevattern vor wenigen Monaten dem eben getauften Kinde eine ſo glänzende Zukunft gewahrſagt hatten, ſaß die Doctorin vor Schreck faſt ohnmächtig im Sopha; Alfred, eine Eau de Cologne-Flaſche in der Hand und eine Reiſechatulle unter dem Arm, ſtand ungeduldig neben ihr. Die Fenſter dieſes Zimmers gingen nach dem Hofe hinaus; die Lohen von dem brennenden Hauſe des Nachbars ſah man nicht, aber ein röthlicher Schimmer zeigte ſich ſchon auf der gegenüber liegenden Wand, und mahnte die Bewohner, daß ihre Ruhe nur auf ſchwachen Füßen ſtände. Die Doctorin bemerkte es nicht, denn mit dem Taſchentuch bedeckte ſie ihre Augen.

„Liebe Elnor,“ redete Alfred ſie an, indem er die Hand auf den Arm ſeiner Frau legte; „liebe Elnor fühlſt du dich nicht ſtärker? — Wir können nicht länger warten; komm, laß uns nach dem Wagen gehen.“

„Ich kann nicht, ich bin zu ſchwach,“ — antwortete die Doctorin King ſtöhnend. „O, über die entſetzlichen Tage — Haſt du für alles geſorgt, mein Freund?“

„Das Beſte iſt in Sicherheit; komm nun, es iſt nicht länger Zeit zu zaudern.“

„Wo iſt Betſy? Ruf Betſy!“

„Wär's nicht beſſer, meine Beſte, auf dem Wege mit ihr zu reden?“

„Nein, nein, ruf Betſy; es iſt zu wichtig.“

Alfred ſtellte die Reiſechatulle auf den Tiſch, und verließ das Zimmer, in welches die Negerin gleich darauf eintrat.

„Betſy,“ ſagte die Doctorin, ohne das Tuch von den Augen zu nehmen; „iſt mein Juwelenkäſtchen im Wagen? und der chineſiſche Schrein? und das Silberzeug? und meine Hutſchachtel? und meine Shawls? und meine Toilette? und der große Spiegel? geſchieht dem großen Spiegel der geringſte Schaden, ſo werd' ich ein Wörtchen mit dir reden, das magſt du mir glauben.“

Die arme Betſy war all zu verwirrt, um auf dieſen Strom von Fragen genügende Antworten geben zu können.

„Vermiſſ' ich das Geringſte von meinen Sachen . . . . . .“ fuhr die Doctorin King in einem harten Ton fort. „Wozu halt' ich euch denn als um für meine Sachen zu ſorgen? Laſſ' John nach dem Wagen hinuntergehen, und bei dem Silberzeug ....“

Der Knall einer in der Nähe ſpringenden Bombe unterbrach die Befehle der Doctorin. Die Negerin ſtieß einen Schrei des Schreckens aus, und ihre Herrſchaft zog unwillkührlich die Glacéhandſchuhe von den Augen. Da ſie das ganze Zimmer von einem feuerfarbigen Schein erleuchtet ſah, der in jedem Augenblick bald ab bald zu nahm, ſchrie ſie noch lauter als Betſy.

„Wo iſt Alfred? Wo iſt mein Mann? Er verläßt mich; das iſt entſetzlich; das iſt empörend! Er weiß, daß ich nicht im Stande bin vor Mattigkeit einen Fuß zu rühren.“

„Der Herr ging zu Meg, um nach dem kleinen Friederich zu ſehen,“ entgegnete Betſy entſchuldigend.

„Er ſoll mich nicht verlaſſen; ich fürchte mich allein zu ſein. Marget ſorgt wohl für den Jungen; um den bräucht er ſich nicht zu kümmern. Ruf ihn, er muß gleich zu mir kommen.“

Betſy rannte mit einer Schnelligkeit, als hätte ſie aus dem Dienſt ihrer geſtrengen Herrſchaft deſertiren wollen. In demſelben Augenblick knallte noch eine Bombe; die Doctorin King ſprang mit dem Ausruf: „Betſy, wo rennſt du hin?“ auf, und flog wie ein Sturmwind aus dem Zimmer.

Gleich darauf trat Marget ein, gleichfalls mit verſtörten Mienen; der Schreck der verfloſſenen Tage hatte ihren pechſchwarzen Zügen einen aſchenfahlenen Anſtrich verliehen, ſo daß man im eigentlichſten Sinne des Worts von ihr ſagen konnte, ſie ſei verblichen. Unter dem Arm trug ſie mit der größten Vorſicht ein ſorgfältig eingepacktes Bündel, und blieb mitten im Zimmer ſtehen, um [illegible] bekümmerten Blick auf all die Verwirrung zu werfen, welche ſie umgab; alle Meubeln ſtanden offen, die Schiebladen waren herausgezogen und zum Theil geleert. Tiſche und Stühle waren von ihrem Platz weggeriſſen, und ſtanden wirr durch einander. Unter dem andern Arm trug ſie ein Bündel mit Kleidern. Schon mehrmals war aus dem Nebenzimmer nach ihr gerufen worden, ohne daß ſie es gehört hatte, nun aber erklang laut die Stimme der Doctorin, welche ihr befahl zu kommen, und Betſy beim Hinabtragen des großen Spiegels zu helfen. Marget warf einen verdrießlichen Blick auf die Thür, durch welche ihre Herrſchaft verſchwunden war, legte das Paquet neben der Reiſechatulle auf den Tiſch und ging. Einige Minuten herrſchte die vollkommenſte Stille, die röthlichen Flammen beleuchteten das Gemach ganz hell, und ein Brandgeruch verbreitete ſich nach und nach. Die Treppenthür wurde ganz leiſe geöffnet, und der alte Tagelöhner trat ein.

„Wo ſoll ich denn helfen, hier iſt ja Niemand? Der Bediente ſagte, ich ſollte hinaufgehen, aber hier iſt ja Niemand, gar kein Menſch glaube ich.“

Er blieb in der Thür ſtehen und blickte ſich um; der Sack hing noch über ſeiner Schulter. Mit vorwärts gebeugtem Kopf ſtand er lauſchend ſtill — er war ganz allein. — Plötzlich riß er den Sack herab, ergriff Margets Paquet, welches ihm zunächſt lag, ſteckte es in den Sack, warf dieſen über den Nacken, und verſchwand wieder. Kaum hatte er die Thür geſchloſſen bevor ein dröhnender Knall das ganze Haus erſchütterte, eine Bombe hatte das Dach zerſchmettert, ſchlug durch die Etagen, ſprengte die Decke des Speiſezimmers, zermalmte den Tiſch und die Reiſechatulle in tauſend Splitter, und platzte, ehe ſie noch den Fußboden erreicht hatte. Dieſe Exploſion vollendete das, von den übrigen begonnene Werk der Zerſtörung; als Marget durch die zerſchlagene Thür hineinzuſehen wagte, hingen die Gardinen in Fetzen, die Spiegel waren in Staub verwandelt, die Tapeten von den Wänden geriſſen, die Mobilien zerſplittert, und auf dem Platz, wo der Tiſch geſtanden hatte, lag ein Haufen Kalk und Schutt von der herabgeſtürzten Decke; von den Paqueten und Kleidern, welche den großen Tiſch noch eben bedeckt hatten, waren nur halbverbrannte Lumpen übrig. Alles war in erſtickenden Pulverdampf und eine dichte Staubwolke gehüllt. In der Wohnſtube war die Frau Doctorin in Ohnmacht geſunken, denn die Negerin hatte den großen Toiletſpiegel fallen laſſen, und die Glasſcherben bedeckten den Fußboden. Es war ein Spiegel von venetianiſchem Glaſe, und ungeheuer koſtbar. Als Marget die Zerſtörung erblickte, welche die Bombe im Speiſeſaal anerichtet hatte, fiel auch ſie in Ohnmacht.

Nur der erſte Schritt iſt ſchwierig. Als der alte Tagelöhner am Hauſe des Nachbars vorüberging, welches gleichfalls in hellen Flammen ſtand, und zwei große Brode im Fenſter liegen ſah, ergriff er ſie mit Dreiſtigkeit, und ſchob ſie zu Margets Paquet in den Sack, indem er mit einer Ruhe, die auffallend gegen ſeine frühere Bedenklichkeit abſtach, ſagte: „Sie verbrennen doch zu keines Menſchen Nutzen.“ Und nun ſetzte er eilig ſeinen Weg nach ſeiner Wohnung fort, durch brennende, durch zerſtörte Straßen, oft aufgehalten von Wagen und Spritzen, oft ſtehen bleibend um herabſtürzende Bomben zu vermeiden. Endlich erreichte er ſein eignes ruhigeres Viertel.

Es haben wohl wenige Leſer, wenn ſie auf einem Gange durch die Oſterſtraße einen flüchtigen Blick durch das immer offene Thor geworfen haben, welches nach Peter-Madſensgang führt, einen richtigen Begriff von dieſem Cloak alles Elendes und aller Verworfenheit, die hier etagenweiſe ſo hoch emporſteigt, daß unten in der ſchmalen Straße in kurzen Wintertagen faſt eine beſtändige Dämmerung herrſcht, und doch hat dieſer Gang noch ein Nebengäßchen, einen Sack der in einen viereckigen, auf allen Seiten von hohen, Einſturz drohenden Gebäuden und nackten Hintermauern ohne Fenſter eingeſchloſſenen Platz endet. Dieſer Theil iſt der hellſte, und hier kann man ſich auch bewegen, ohne in der Goſſe zu gehen, aber demungeachtet iſt er der ärmlichſte, und die Bewohner der Piſtolſtraße werden von ihren Nachbarn in der

Hauptgaſſe für weniger genteel angeſehen. Ariſtokratie herrſcht über der ganzen Erde, wo nur immer Menſchen zuſammen leben, warum ſollte ſie ſich denn nicht auch in Peter-Madſensgang finden?

Die Bewohner dieſer Straße, die einſt noch viel verfallener und häßlicher war, als jetzt, beſtanden entweder aus armen Arbeitsleuten, oder Herumtreibern, und mußten alſo bei einem Ereigniß, wie ein Bombardement auf den Füßen ſein, ſie mochten nun zur erſten oder zur zweiten Claſſe gehören; ſie waren daher jetzt faſt alle abweſend. Einige alte Weiber und ein Haufen Kinder ſteckten die Köpfe aus Fenſtern und Thüren, um die künſtlichen Meteore zu beobachten, welche einander an dem dunkeln Himmel kreuzten, von dem man in dem ſchmalen Gäßchen nur einen kleinen Theil überſehen konnte, zogen ſich aber ſchnell zurück, wenn der Knall einer platzenden Bombe ſie überzeugte, daß die Gefahr noch keineswegs vorüber ſei. Das Geſchrei und der Lärm welche ſonſt von einem ſo ſtark bevölkerten Quartier unzertrennlich ſind, waren verſtummt, denn Alt und Jung ſchwieg erſchrocken, und Keiner redete den alten Tagelöhner an, als er mit dem Sack über der Schulter, ohne rechts oder links zu blicken, in Betrachtungen vertieft durch die Straße ging. Erſt als er bei ſeiner eignen Thür angekommen war, ſtand er ſtill, und ließ mechaniſch einen Blick über das alte Haus von Bindwerk hingleiten, deſſen braun angeſtrichene Balken, niedrige Fenſter, zerſchlagene Scheiben und ſchiefe Thüren genugſam die Armuth ſeiner Bewohner bezeugten.

Die Treppe war ſo niedrig, daß er den Rücken krümmen mußte, um mit dem Kopf nicht anzuſtoßen; ſie hatte kein Geländer, und die Stufen waren ſo verſchliſſen und los, daß ſie bei jedem Schritt nachgaben und einen knarrenden Laut erregten, der jeden erſchreckt haben würde, den ausgenommen, deſſen geringſtes Elend eine ſo verfallene Treppe war. Die kleinen eingemauerten Scheiben, welche Licht geben ſollten, genügten um mitten am Tage eine ſchwache Dämmerung auf der Treppe zu verbreiten, jetzt aber war es natürlich ſtockfinſter auf derſelben, und bei jeder Wendung ſtieß der alte Mann mit dem Sack gegen die Wand, denn hier zeigte ſich der gänzliche Mangel eines Geländers am fühlbarſten, und ſogar derjenige konnte hier leicht zu Schaden kommen, welcher ſonſt dieſe Leiter zu erklettern gewohnt war.

Endlich erreichte er ſeine ärmliche Wohnung im Erker, ein geräumiges Zimmer, welches im Winter kalt genug ſein mußte, und größer ſchien, als es wirklich war, weil alles Hausgeräth fehlte. Das eine Fenſter war im Giebel des Hauſes, und hatte lauter ganze Scheiben aufzuzeigen, das andre war im ſchrägen Dach angebracht, und ging nach der Dachrinne des Nachbars hinaus, indeſſen waren doch die zerſchlagenen Scheiben deſſelben nicht mit Lumpen zugeſtopft, ſondern ordentlich mit Papier verklebt. Eine zerfetzte Gardine mit den traurigen Überreſten ehemaliger Franzen hing noch an einem Nagel in der einen Ecke, und bewegte ſich leis im Zugwinde hin und her. Im geſchirmteſten Winkel des Zimmers, neben einem verroſteten Beilegerofen, ſtand ein alter Lehnſtuhl, aus dem die Krollhaare längſt herausgepflückt, und durch Strohwiſche erſetzt waren, die hier und dort aus den Löchern des zerriſſenen Bezuges hervorguckten. Ein hölzerner Stuhl, deſſen Lehne bereits in den Ofen gewandert, ſtand neben einem gebrechlichen Tiſch, welcher, um nicht umzuſtürzen, an die Mauer lehnte; eine Bettſtelle von unbehobelten Brettern enthielt nur Stroh und einige ehemalige Pferdedecken nebſt einem alten Wagenpolſter von gepreßtem Leder. Im Winkel unter dem Dachfenſter befand ſich ein zweites ärmliches Lager, jedoch mit reinerem und friſcherem Stroh, deſſen lichtgelbe Farbe man mit Wahrheit die Elegance der Kammer nennen konnte, aber es lag auf dem bloßen Boden, und nur ein Bret, welches ein Dreieck vom Zimmer abſchnitt, ſchloß daſſelbe ein. So erhielt dieſe Schlafſtelle mehr das Ausſehn eines Lagers für ein Thier, als eines Bettes für einen Menſchen. Die Wände drohten Einſturz, die halbverwitterten Mauerſteine ſtachen überall hervor, wo der Kalk abgeſtoßen war, denn bezogen, gemalt oder bekleidet war dieſes Zimmer nie geweſen. Überall herrſchte die bitterſte Armuth, und doch entdeckte man noch Spuren einer Ordnung und Reinlichkeit, welche bewieſen, daß wenigſtens n guter Geiſt den unglücklichen Bewohnern ſeinen Schutz noch nicht ganz entzogen habe. In die Mauern waren große Nägel eingeſchlagen, an denen die wenigen Kleidungsſtücke der Familie, ein Paar alte Schuhe mit überall, wo ſie nicht durch Nägel beſchützt waren, durchlöcherten Sohlen, und eine kleine Kalkpfeife an einem Bindfaden hingen, denn nur auf dieſe Weiſe konnten die erbärmlichen Habſeligkeiten gegen die Ratten beſchützt werden. — So ſah dieſe Wohnung aus, und diejenigen meiner Leſer, die Kopenhagen nur von ſeiner Lichtſeite kennen, und deswegen dieſe Schilderung für übertrieben halten, die da wähnen, daß eine ſolche Noth nicht neben dem Luxus und dem Überfluß herrſchen könne, den ſie zu betrachten gewohnt ſind, mögen ſelbſt hingehen und ſich überzeugen; obgleich Jahre vergangen ſind ſeit dieſe Begebenheit ſich ereignete, herrſcht in denſelben Gränzen doch noch immer daſſelbe Elend.

Auf dem Lehnſtuhl im Ofenwinkel ſaß ein altes Weib mit beiden Händen unter dem Kopf, und ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch; vor ihr brannte in einer Flaſche, welche einen Leuchter erſetzen mußte, der Stumpf eines Talglichtes trübe; in Vergleich mit dem Geſicht der Alten aber ſah das Flämmchen doch noch lebhaft und luſtig aus, wie dunkel und matt es auch ſein mochte. Ihre Augen waren faſt zugefallen, die Mundwinkel ſenkten ſich gegen das Kinn hinunter, und die Hände, die Stützen des Kopfs, hatten die Wangen in die Höhe gedrückt; eine alte Nachtkappe bedeckte ihren Kopf, ein Tuch von unkenntlicher Farbe ihren Hals, den Reſt ihres Körpers aber verbarg die mitleidige Tiſchplatte und das Halbdunkel des Zimmers. Auf dem Tiſch ſtand ein leerer irdener Krug und eine Flaſche, deren Inhalt vielleicht beigetragen hatte, ihr dieſes erſchlaffte und kraftloſe Ausſehen zu geben; auf ihr, wenn irgendwo, weilte ihr Blick. Außer ihr fand ſich noch ein menſchliches Geſchöpf in dieſer ärmlichen Kammer — ein menſchliches Geſchöpf, welches indeſſen durch kein äußeres Zeichen zu erkennen gab, daß es von einem menſchlichen Geiſt beſeelt ſei. Es ſaß auf der Kante des Bretts, das ſein Lager begränzte, ſtützte die Ellenbogen auf die Kniee, und bedeckte die Augen mit den Händen. Unmöglich konnte man behaupten, daß es alt oder jung, groß oder klein, hübſch oder häßlich ſei; es ſaß zuſammengekauert, und glich entfernt einem Vogel, der ſich auf einem Zweige zur Ruhe begeben hat. Der Kopf war auf die Bruſt hinabgeſunken, und langes dunkelbraunes Haar hing wie ein Schleier über die Augen; ein nackter Fuß ſtach unter der Bekleidung hervor, und verrieth, daß Strümpfe und Schuhe zu Hauſe für Luxusartikel gälten. Obgleich die Bekleidung dieſes Weſens im höchſten Grade ärmlich war, erinnerte ſie doch an Madame de Sevignés hübſche Worte: La propreté est l'élégance des pauvres. — So wie die Geſtalten Blinder ft etwas Eigenthümliches haben, welches bewirkt, daß man mit Gewißheit behaupten darf, man ſehe einen Blinen vor ſich, wenn man auch nur den Rücken betrachtet, ſo haben auch Wahnwitzige etwas Eigenthümliches, wodurch die Abweſenheit des Geiſtes ſich leicht zu erkennen giebt, und Keiner würde nach einem auch nur flüchtigen Blick auf das ebenbeſchriebene Geſchöpf eine Secunde bezweifelt haben, daß es zu jenen Unglücklichen gehöre.

Als der alte Tagelöhner die Thür öffnete, und mit dem Sack auf dem Rücken eintrat, erhoben beide Anweſende den Kopf. Das wahnſinnige Geſchöpf ſah mit einem ſtarren Blick grade vor ſich hin, und die dunkelbraunen Augen traten faſt aus ihren Höhlen; ſeine Züge waren ſcharf, die Wangen bleich und eingefallen, das Kinn ſpitz, und zwei blaue Kreiſe unter beiden Augen waren die einzigen Farben in der farbloſen Maske. Mit einem nichtsſagenden Blick auf den Eintretenden bewegte es die Lippen mehrmals, wie das Junge eines Vogels, welches von ſeinem Verſorger bei ſeiner Rückkehr zum Neſt Nahrung begehrt; darauf ſenkte es wieder den Kopf, bedeckte die Augen mit den Händen, und nahm ſeine vorige Stellung ein. Bei dieſer Bewegung glitt das lange, ſchlicht herabhängende Haar zur Seite, und man erblickte einen Theil der abgemagerten Hand und — einen kleinen goldenen Ring mit lichtblauem Stein. — Kälte und Elend, Hunger und Durſt hatte Emilie ertragen, aber ſo wie die Treue nicht aus ihrem Herzen gewichen war, ſelbſt nachdem ſie das Bewußtſein für beſtändig verloren hatte, ſo war auch das Symbol der Treue unentheiligt an ihrem Finger bewahrt worden.

Das alte Weib hatte auch den Kopf erhoben. Ohne die Hand wegzunehmen, die ſie faſt am Reden verhinderte, richtete ſie einen ſtumpfen Blick auf den Sack, den der Eintretende von der Schulter genommen und auf den hölzernen Stuhl gelehnt hatte, und ſprach dann gedehnt: „Nun, das dauerte auch lange genug.“

Der Tagelöhner trocknete den Schweiß von der Stirn, und blickte ohne Antwort im Zimmer umher. Die alte Frau blieb in derſelben Stellung, erhob langſam ihr Auge zu ihm, und fragte: „Nun denn, was wird's? — Etwas, oder Nichts?“

„Etwas,“ antwortete der Alte. „Ich habe genommen, was eben brennen wollte; es gehörte Keinem, und wäre doch zu Grunde gegangen zu keines Menſchen Nutzen. Ich habe gethan, Mutter, wie du ſagteſt, und der liebe Herrgott mag's uns vergeben.“

„Der liebe Herrgott! der liebe Herrgott!“ wiederholte die Alte mit mehr Heftigkeit, als man ihr hätte zutrauen ſollen. „Gott hat allerdings . . . . Was für Gutes hat Gott uns wohl erzeigt? Sollten wir warten bis Gott uns hülfe, ſo . . . .“

„Herrjemine, Mutter, verſündig' dich nicht,“ entgegnete der Alte mit einem Blick auf die leere Flaſche vor ihr.

„Mich verſündigen?“ fuhr ſie fort; „ich habe Recht mich zu verſündigen, wenn ich will! Bin ich nicht Frau in meinem eignen Hauſe? Wer will mir verbieten mich zu verſündigen?“

Ihr Antlitz wurde gluthroth, ſie zog ihre Hände vom Geſicht, um ſie in die Seiten zu ſtemmen, und wiederholte: „Wer will mir verbieten mich zu verſündigen? Ich will mich verſündigen! Ich will ihn verfluchen, ihn, der all dies Unglück über uns gebracht hat; ich will wünſchen, daß er ſo elend werden möge, daß er nicht hat worauf er ſein Haupt lege, daß Peſt und Ausſatz ihn verzehren, daß er wahnwitzig werden möge, wie er unſre Tochter dort gemacht hat, und die Gaſſenbuben ihn durch den Rennſtein ſchleifen, wenn ſie ihn ſehen. Ja, er iſt es, der uns ſo elend gemacht hat, daß wir rauben und plündern müſſen, wie Diebsgeſindel, um nicht Hungers zu ſterben. Er hat das angerichtet! Hätt' ich ihn, die Augen wollt' ich ihm aus dem Kopf kratzen! wüßt' ich nur wo er iſt! Schändliches Spiel zu treiben mit einem ſo hübſchen Mädchen, einem ſo guten Mädchen, ſie ſitzen zu laſſen, und dann aus dem Lande zu laufen, wie ein Schuft! Ja, ich will wünſchen . . . .“ und nun ergoß ſie ſich in einen neuen Strom der gräßlichſten Verwünſchungen, bis ihr Kopf ermattet auf die Bruſt ſank, und die krampfhaft ſtockende Stimme ihr verſagte.

Der Alte hatte vergebens geſucht, ſie zu beſchwichtigen. Mit gefalteten Händen ſprach er das eine Mal über das andere: „Mutter, Mutter, bedenk' doch, was du ſagſt! Selbſt ſeine Feinde ſoll man ja nicht haſſen — Unſer Herrgott wird einmal richten zwiſchen ihm und uns;

— möge er dir nicht anrechnen, was du ſagſt in deiner Heftigkeit;" aber ſie hörte ihn nicht.

Die Wahnſinnige erhob ſich, und nahte furchtſam ihren Eltern mit einem fragenden Blick, als wollte ſie erforſchen, ob die heftige Rede ſie beträfe, oder nicht. Sie hob den Kopf ihrer Mutter in die Höhe, und wollte ſie küſſen, aber erſchrocken über den zornigen Ausdruck in den Zügen derſelben ließ ſie wieder los, und küßte nur ihre Hand. Der alte Mann nahm ſie in ſeine Arme und liebkoste ſie. Für einen Augenblick flog ein lichterer Ausdruck über ihre eingefallenen, verwirrten Züge, gleichwie ein Streiflicht über ein Feld, wenn zerriſſene Wolken an der Sonne vorüber ziehen, aber eben ſo ſchnell entſchwand er wieder. Ihre Arme ſanken herab, ihre ganze Geſtalt knickte zuſammen, ſie ſuchte wiederum ihren Platz auf der Kante des Brettes auf, und ſaß dort eben ſo untheilnehmend und in ſich verſchloſſen, wie früher.

Nachdem ſie einige Minuten geſchwiegen hatte, erhob die alte Frau den Kopf; ihre Thränen waren verſiegt, und jeder Zug ihres gerunzelten Geſichtes hatte wieder den vorigen ſtumpfen, nichtsſagenden Ausdruck. „Was iſt denn darin?" fragte ſie mit einem Blick auf den Sack; „laß ſehen, ob's auch den Gang werth war."

Der Mann öffnete ihn ſchnell, denn er wollte ſie durch Zaudern nicht wieder erzürnen. Als er die beiden großen Brode hervorlangte, verzog ihr Mund ſich zu einem ſpöttiſchen Lächeln, als hätte ſie ſagen wollen, eine beſſere

Wahl ſei wohl möglich geweſen; als er aber Margets großen Packt vor ſie auf den Tiſch legte, nickte ſie wieder verſöhnt mit dem Kopf. Der Alte lächelte zufrieden, und begann den Schatz auszupacken, aber es ging langſam. Da fuhren plötzlich ſeine Hände zurück, und er ſtieß ſtöhnend einen Seufzer aus. Seine Ehehälfte welche die ſchweren Augenlider geſchloſſen hatte, während er mit dem Auspacken beſchäftigt war, öffnete dieſelben wieder, und ſchlug vor Staunen die Hände zuſammen. „Ein Kind!“ rief ſie erbittert; „darnach rennt er durch die Stadt, einen Balg ſchleppt er uns auf den Hals, als gäb's hier nicht ſchon ſo Mäuler genug zu ſtopfen. I, Gott bewahr' uns! Mann, Mann, nein, das iſt zu toll; ich unglückliche Frau!“ Und nun fing ſie wieder an zu heulen und zu lamentiren. Der Tagelöhner ſtand wie verſteinert, und betrachtete das Kind. Es hatte ſo lange dicht eingepackt und ohne Luft im Sack gelegen, daß es leblos war. Endlich brach er aus: „Es iſt todt, mauſetodt; aber ich habe das Kind nicht gemordet, es iſt todt geweſen, als es auf dem Tiſche lag.“

„Und ſo nimmſt du ein todtes Aas, du Taugenichts!“ fuhr das erbitterte Weib fort, „du ſchleppſt uns mit Willen eine Leiche ins Hays, — und wir ſollten es vielleicht noch begraben, — als hätten wir nicht Koſten genug gehabt den kleinen Alfred in die Erde zu ſchaffen. Nein, nein, der Junge hat mir Unglück genug auf den Hals geſchafft; du brachſt das Bein ſeinetwegen und wardſt ein Krüppel, und ſie dort verlor den Verſtand, als er ſtarb. Ich ertrag' es nicht, Kinder zu ſehn. Ich ſage dir, ich will den Rangen keinen Augenblick in meinem Hauſe dulden. Fort damit, ich will Frau ſein in meinem Hauſe; fort mit ihm."

Dabei ſprang ſie auf, und ſtieß ſo gewaltſam gegen den gebrechlichen Tiſch, daß er umſtürzte. Kind, Krug, Flaſche, Licht, Alles verſchwand mit lautem Geklirr in pechſchwarze Finſterniß. Die alte Frau war ſelbſt erſchrocken über ihre gewaltſame Heftigkeit, und ſchwieg. Einen Augenblick nachher ging der Mann ſtill hinaus, um Licht zu holen.

Als der Tiſch umſtürzte blickte Emilie auf, da aber Alles dunkel und ſtill um ſie war, ſank ſie wieder in ihren vorigen Stumpfſinn zurück, nahm die Hände von den Augen, welche jetzt vom Licht nicht mehr geplagt wurden, und glaubte, es ſei Nacht. Gleich darauf trat ihr Vater mit einem brennenden Lichtſtumpf ein, und ihr Blick fiel gleich auf das kleine Kind, welches blutend dicht vor ihren Füßen lag; mit dem Kopf war es gegen die Kante des Bretts gefallen, und dieſer Aderlaß hatte ſein Leben gerettet, noch aber gab es kein Zeichen deſſelben von ſich. Emilie ſaß mit verſchränkten Armen. Langſam und vorſichtig beugte ſie ſich über das Kind hin, als fürchte ſie, es ſei ein Phantom, welches wieder verſchwinden könne, und ſtarrte daſſelbe mit verwilderten Blicken an. Ein unaufhörlich abwechſelnder Ausdruck des Wahnſinns ſpielte in ihren Augen. Jetzt war ſie grade über dem Kinde — da breitete ſie plötzlich die Arme aus, ſtürzte ſich über daſſelbe, und ſtieß in dem Augenblick, wo ſie es umarmt hielt, einen Schrei aus, einen Schrei der wildeſten Freude, ſo durchdringend, ſo gellend, daß die loſen Scheiben davon erklirrten. —

Eine Stunde ſpäter ſaß Emilie noch auf dem Rande ihres Lagers. Das Kind lag in ihrem Schooß; ihre ſorgſame Pflege hatte ſein Leben zurückgerufen, und eine Schaale Milch ſtand zu ihren Füßen. Unaufhörlich liebkoſte ſie das Knäbchen, und nannte es Alfred. Ihr Kind war es; ſie kannte es wohl wieder; ſie hatten es nicht in die Erde verſcharrt; es war im Himmel geweſen bei den Engelein, und hatte neue prächtige Kleider bekommen. Das war ſein Lächeln, ſeine hübſchen Augen, ſein Grübchen im Kinn und ſeines Vaters Züge. Zum erſten Mal ſeit vielen Monden ſah Emilie froh aus, und ſummte abgeriſſene Stücke eines Wiegenliedes, womit ſie ſo oft ihren kleinen Alfred in Schlaf geſungen hatte. Und als nun das Kind wirklich in ihrem Schooß einſchlummerte, da rief ſie aus: „Er kennt mich wieder! Er kennt das Lied das ich ihm ſo oft vorgeſungen habe. Mein Kind iſt es, mein Kind; o, es iſt mein kleiner Alfred!"

Ihre alten Eltern weinten beide; Emiliens wahnwitzige Freude war ſo rührend, daß ſie ſelbſt ein Herz von Stein hätte erweichen müſſen. „Das iſt die Strafe des Himmels, weil ich fremdes Gut rauben wollte," ſagte der Alte; „aber ſie ſoll das Kind auch behalten, und ich will arbeiten, bis das Blut aus meinen Nägeln ſpringt, um ſie Beide zu ernähren. Sie ſoll das Kind behalten, weil es ſie ſo froh gemacht hat,“ wiederholte er mit ſtärkerer Stimme, um zu zeigen daß er Mann im Hauſe ſei, denn ſeine Frau — ſchwieg eben.

„Meinſt du nicht, es wäre beſſer, das Kind ſeinen Eltern wieder zu bringen?“ fragte dieſe nach einer Weile. „So froh habe ich ſie allerdings ſeit Alfreds Geburt nicht geſehen, aber gleichwohl — ein Mund mehr ....“ und bei dieſen Worten warf ſie einen Blick ringsum auf die nackten Wände, der mehr ſagte, als die längſte Beſchreibung ihrer Armuth.

Der Tagelöhner bedachte ſich einen Augenblick. Auch ſein Blick glitt hin über die troſtloſe Öde ringsum, und fiel dann auf ſeinen lahmen Fuß, als derſelbe aber Emilien erreicht hatte, ſprach er: „Nein, ſie ſoll den Jungen behalten, wenn ſie will — ich weiß ja auch nicht einmal wo ich ihn nahm — in einem vornehmen Hauſe war's — aber ich war ſo verwirrt — nun hat es keine andern Verſorger als uns und den lieben Gott, der uns dieſes Kind gegeben hat. Sein Wille geſchehe!“

Und nun war der kleine Friederich, der Namensbruder des Kronprinzen, der Sohn des reichen Manns, dem eine ſo glänzende Zukunft gewahrſagt worden — aufgenommen in die Familie des armen Tagelöhners, und ſchlief auf Stroh neben der wahnſinnigen Emilie, und hieß Alfred — nach ſeinem Vater. —

Dies Kind verurſachte eine große Veränderung in dem elenden Winkel. Es wurde ein Glied, welches die zerriſſene Kette zwiſchen der alten, jetzt milder geſtimmten Frau und ihrer Tochter wieder verband, denn ihre Herzen begegneten ſich in der Sorge für das unglückliche Kind. Die Alte betrachtete das rothe Kreuz als ein heiliges Zeichen, das ihnen gewiß dereinſt Segen bringen müſſe, aber dieſer war zum Theil ſchon über ſie gekommen, denn Emilie war ruhiger und ſorgſamer für ſich ſelbſt, und binnen kurzer Zeit hatte ſie aus eignem Antriebe angefangen, Ringe von Pferdehaar zu flechten, welche ſie in der Stadt verkaufte, und da niemand über ſein Herz bringen konnte, ſie mit ihrer Waare von ſich zu weiſen, brachte ſie täglich einige Schillinge nach Hauſe, welche dazu beitrugen, die traurige Lage der Familie weniger fühlbar zu machen. Dieſe Arbeit beſchäftigte ſie unabläſſig, und ihre Eltern nährten die ſichere Hoffnung, daß ihre Geiſtesabweſenheit nach und nach verſchwinden werde. Ja ſie hielten ſich deſſen zuletzt ſogar ganz überzeugt, „denn ſie war jetzt doch viel vernünftiger als vor dieſer Begebenheit.“ —

In Doctor Kings Hauſe bildete das Bombardement, die Feuersbrunſt, die Räumung ihrer Wohnung und der Tod ihres Kindes — denn Keiner zweifelte daran, daß ſelbiges geſtorben ſei — ein unzertrennliches Ganzes. Dachte man an das Eine, ſo mußte man auch an das

Andere denken, und Nichts mildert einen Kummer mehr, als eine ſolche Zertheilung. Alfred trauerte eine kurze Zeit, vergaß aber bald dieſen Verluſt; ſeine Frau dahingegen ſchauderte noch beſtändig zuſammen und brach in Thränen aus, wenn eine Thür heftig zugeſchlagen wurde. Fremde glaubten dann, ſie weine bei der Erinnerung an ihr, von einer Bombe getödtetes Kind, aber der Arzt behauptete, es ſei ein Nervenübel, das davon herrühre, daß ſie ſich zu ſtark ſchnüre, und Betſy hatte ſie noch nie von ihrem Kinde reden hören, wurde aber tagtäglich bei dem Ankleiden regelmäßig geſcholten, weil ſie den großen Toiletſpiegel in Stücke geſchlagen. Marget war die einzige, die mit wahrer Pudeltreue noch Thränen über ihren kleinen „Ficki“ vergoß; ſie warf ſich beſtändig vor, daß ſie ihn aus ihren Armen gelaſſen hätte, und wenn Betſy ſie tröſten wollte, und ſagte, ſie habe ja nur ihre Pflicht gethan, indem ſie die Befehle ihrer Herrſchaft befolgt, ward ſie böſe, ſchalt die Doctorin einen weißen Teufel, der nie verdient hätte einen ſo ſchönen Jungen zu haben, und wünſchte, daß der böſe Geiſt ſie jede Nacht plagen, und ihr Träume von dem — Gott ſei Dank — zerſchlagenen großen Spiegel ſenden wolle.

Das Unglück, welches Kopenhagen betroffen hatte, hinterließ überall ſichtbare Spuren, und die allgemeine Niedergeſchlagenheit machte die Stadt nach dem Bombardement zu einem traurigen Aufenthaltsort. Alfred beſchloß daher mit ſeiner Frau, deren Geſundheit nie Langeweile ertragen konnte, nach Hamburg zu reiſen, aber auch dies war unter den damaligen Umſtänden mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Endlich wurden dieſe überwunden, und das ganze Hotel, welches Alfred nach dem Brande bewohnt hatte, gerieth in Aufruhr bei der Abreiſe des reichen engliſchen Doctors. Zwei Wagen hielten im Hofe, der eine für die Herrſchaft, der andre zur Beförderung der vier Schwarzen beſtimmt. Der Portier, der Tafeldecker, die Bedienten, die Mägde, die ganze Dienerſchaft im Gaſthofe war auf den Beinen, um das letzte Trinkgeld zu verdienen. Jeder wollte etwas tragen, und der Hof ſah faſt aus wie ein Markt.

Das ungewöhnliche Getümmel lockte eine Vorbeigehende hinein, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Frauenzimmer, welches ſich ſcheu und vorſichtig näherte, und oft ſtehen blieb, bevor ſie ſich in das Gewirr hineinwagte. Ihre Kappe mit breit herabreichendem Beſatz verdeckte die Hälfte ihres Geſichts, und die Haare hingen ihr faſt in die Augen; in der Schürze, die ſo aufgebunden war, daß ſich eine Vertiefung bildete, lag ein Kind mit bei weitem weniger bleichem und kränklichem Ausſehen, als die Mutter; ſeine blühenden, ſogar feiſten Wangen waren ein Beweis, daß mütterliche Sorgfalt ſelbſt bei der ärmſten Claſſe eine reiche Quelle des Segens enthält. Das kleine Kind ſchlief ruhig, und jede Bewegung der Mutter war darauf berechnet, dieſen wohlthätigen Schlummer nicht zu ſtören. Langſam näherte ſie ſich einer der Mägde, nahm mechaniſch, ohne aufzublicken, ein Band mit Ringen von geflochtenen Pferdehaaren aus der Schürze, hielt ihr daſſelbe entgegen, und ſprach mit einer Einförmigkeit im Ton, die zeigte, wie ſehr ſie an dieſe Formel gewöhnt war: „Hübſche Ringe, geflochtene Ringe, um Gottes willen, kaufen Sie einen für ihren Liebſten!“ und bei dieſen Worten zuckte ſie mehrmals bittend die Achſeln, um ihren Anträgen mehr Gewicht zu geben.

Die Angeredete, eine junge, hübſche, zierlich gekleidete Aufwärterin, nahm die Ringe mit jener ſchnippiſchen Miene, die ſich von ihrem Amt nun einmal nicht trennen läßt und entgegnete: „Ei ja! das wäre was Rechts damit zu kommen; nein, mein Liebſter nimmt ſolche Ringe nicht an.“

Die Arme hatte den ganzen Tag hindurch noch Nichts verkauft, und ſtreckte mit einem traurigen Blick auf ihr Kind die Hand aus, um ihr Eigenthum wieder in Empfang zu nehmen, aber das Mädchen fuhr fort die Ringe zu unterſuchen, und ſprengte einige von ihnen. „Das iſt auch ein ſchöner Quark die Stadt damit herumzulaufen,“ ſprach ſie; „das würden ſchlechte Verlobungsringe ſein; ſeh' ſie einmal wie zerbrechlich ſie ſind. Die Treue würde nicht einmal halten von der Vesper bis die Hühner auffliegen. Bringe ſie uns goldene Ringe, ſo wollen wir kaufen,“ — und mit dieſen Worten warf ſie ihr das Band wieder zu.

Emilie bückte ſich um es aufzunehmen, und entgegnete halblaut: „Selbſt goldne Ringe binden die Treue nicht, wären ſie auch mit blauen Steinen geziert.“ In dieſem Augenblick war ſie mehr bei Sinnen, als ſeit langer Zeit, das Mädchen aber verſtand die Bedeutung dieſer Worte nicht, und rief: „Sie iſt toll! ſcher’ ſie ſich ihres Wegs; hier iſt kein Tollhaus.“ Emiliens lichter Augenblick war verſchwunden, und ihr Geſicht nahm ſo verwirrte Züge an, daß die Aufwärterin laut ſchreiend zurückſprang. Einer der Bedienten wollte ſich galant bezeigen und ergriff Emilien am Arm, um ſie aus dem Thor zu ſchieben, ſie aber ſetzte ſich zur Wehr und wollte ſich losreiſſen, um zu flüchten. Nun umringte ſie der ganze Schwarm; der Eine wollte ſie für einen Schilling tanzen ſehen, der Andre ſich von ihr wahrſagen laſſen, und Alle vereinigten ſich dahin, ſie zu verſpotten und zu mißhandeln; ja der gutmüthige John und ſein ſchwarzer Kamerad nahmen ſogar Theil an dieſer allgemeinen Beluſtigung. Das kleine Kind erwachte und ſchrie, die Andern äfften ſeine Klagetöne nach. Indeſſen hatten Herr King und ſeine Frau von ihren Freunden, unter denen kein einziger war, der ihn bei ſeiner früheren Abreiſe begleitet hatte, Abſchied genommen, und kamen die Treppe herab, um in den Wagen zu ſteigen. Betſy lief mit dem Mantel der Doctorin voraus, Marget folgte langſam mit dem Juwelkäſtchen und einer Menge anderer koſtbarer Sachen, die ihre Arme beinahe nicht zu faſſen vermochten. Neugierig eilte Betſy zu dem Haufen hin, und blickte zwiſchen den Köpfen der Andern durch, um zu ſehen was vorginge.

„Ein toll Mädchen und ein klein Kind, ſchrein wie ein Kaiman im Röhricht," erklärte John mit lautem Gelächter über ſeinen eignen witzigen Vergleich.

„O, die Arme," rief Betſy mit einem mitleidigen Blick auf Emilie. Dieſe hörte es, und näherte ſich der einzigen Barmherzigen, um bei ihr eine Zuflucht zu ſuchen, die Andern aber wollten ſie zurückhalten. Dabei glitt das Tuch einen Augenblick von der Bruſt des Kindes zur Seite, und Betſys ſcharfer Blick hatte ein, von keinem Andern beachtetes, rothes Kreuz entdeckt. Erſchrocken ſchrie ſie laut auf: „Meg, Meg, um Gottes willen, komm, Meg!" Marget hatte es gehört und drehte den Kopf, aber Alfred und ſeine Frau hatten eben die letzte Stufe der Treppe erreicht, und die Doctorin rief, als ſie dieſen Tumult gewahr wurde: „Jagt doch das Bettlerpack aus dem Hofe, damit man in ſeinen Wagen kommen kann. Marget, ſie bleibt hier! ſetze ſie ſich auf den Vorderſitz, und halte ſie das Käſtchen auf dem Schooß; ſie iſt mit dafür verantwortlich."

Betſy rief noch einmal nach Meg, aber dieſe ſaß chon im Wagen. In ihrer Angſt lief ſie zu Alfred und ſprach: „Herr, die Tolle! die Tolle!" Mehr aber vermochte ſie nicht hervorzubringen. Die Doctorin zog Alfred in den Wagen, und ſchalt: „Beß, welche Aufführung? Augenblicklich ſetze ſie ſich in den Wagen oder ich werde es ihr lehren. Fahre zu, Kutſcher!" Mit einem Sprung ſaß die arme Betſy neben den beiden ſchwarzen

Bedienten im Wagen, denn der ſtrenge Blick ihrer Herrſchaft erlaubte keinen Widerſpruch, und ihre ſklaviſche Natur beugte ſich vor dem Despotismus. Als der Wagen durchs Thor rollte, lehnte ſie ſich hinaus, ſo weit es möglich war. Emilie, um die ſich Keiner mehr kümmerte, hatte ſich dicht an die Wand gedrängt, damit ſie nicht von den Wagenrädern verletzt werde, und drückte das Kind dicht an ſich, um es zu beſchützen. Betſy blickte ſo ſtarr darnach, daß ihre Augen faſt aus dem Kopf geſprungen wären, aber es war in die Schürze gehüllt, und ſie murmelte vor ſich hin: „Hätte Meg es nur geſehn! ſie iſt nicht bange vor der Herrin;“ und bei dem bloßen Gedanken an ſie zog das arme Mädchen ſchnell den Kopf in den Wagen zurück, und wagte nicht einmal mehr hinauszublicken.

Als Betſy auf der erſten Station Marget ihre Entdeckung mittheilte, wollte dieſe ihren Worten nicht glauben, da ſelbige aber bei ihrer Behauptung beharrte den kleinen „Fick“ mit dem rothen Kreuz auf der Bruſt leibhaftig geſehen, und ſein Weinen gehört zu haben, da wurde ſie nachdenklich und entgegnete: „Der große Geiſt hat es gethan; Meg hat ihren Jungen befreit von allem Böſen und allen böſen Augen,“ — und nun brannte ſie eben ſo ſehr von Verlangen nach Kopenhagen zurückzukommen, als ihre geſtrenge Herrin die unſchuldige, halb zur Brandſtätte gewordene Hauptſtadt verabſcheute.

Ihr Wunſch ſollte erfüllt werden, denn ein Geſchäft, welches Alfreds perſönliche Gegenwart nothwendig machte, zwang ihn wider Erwarten im Frühling 1808 vor ſeiner Rückkehr nach Weſtindien auf kurze Zeit nach Kopenhagen zurückzukehren. Seine Frau war zu eiferſüchtig, um ihn allein ziehen zu laſſen, und begleitete ihn daher troß aller Beſchwerden, welche in jener Zeit mit einer Reiſe verbunden waren. Zum großen Troſt der Negerinnen fuhr Alfred mit ſeinem gewöhnlichen ſchwarzen Gefolge, grade ein Jahr nach ſeiner letzten Landung bei der Zollbude, durch das Thor von Kopenhagen. Anfänglich war die Zeit ſeines Bleibens freilich nur auf wenige Wochen beſtimmt, aber zu Margets Beruhigung wurde ſie auf einen ganzen Monat verlängert. Drei Wochen waren ſchon verfloſſen, ohne daß Betſys und Margets Nachforſchungen zu einem Reſultat geführt hätten, obgleich ſie jedem Bettlerweibe nachliefen und alle kleinen Kinder begafften. Überall wurden ſie geſcholten und verſpottet, aber ihr frommer Eifer erkaltete nicht, und der kleine „Ficki“ und ſein rothes Kreuz waren der Gegenſtand all ihrer Geſpräche. „Könnten wir ihn doch wiederfinden,“ ſagte Betſy; „wie froh würdeſt du werden, Meg, wenn du deinen Jungen wieder hätteſt;“ aber nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, von der Freude ſeiner Eltern zu reden.

Eines Nachmittags in der Dämmerung ſtürzte Betſy athemlos zu Marget ins Zimmer, und konnte kaum die Worte hervorbringen: „Meg, Meg, dein Ficki!“ Lange dauerte es, ehe ſie Athem genug ſammeln konnte, um näher zu erklären, daß ſie das tolle Bettlerweib geſehen habe, und wiſſe wo ſie ſei. Marget wurde im erſten Augenblick ſo überraſcht, daß ihre Kniee zitterten und ſie kaum zu tragen vermochten, im nächſten aber waren beide ſchon auf der Straße, und Betſy führte den Zug an. Sie hatte Emilien in eine Bude hineingehen ſehen, und ſowohl ſie als das Kind ganz deutlich erkannt. Die Negerinnen liefen mehr, als ſie gingen, doch ehe ſie noch die Bude erreicht hatten, war dennoch die Frau mit dem Kinde ſchon wieder fort. Ein junges Mädchen ſtand hinter dem Tiſch, und beſorgte ihren Handel; Marget fragte, ob ſie nicht ein Weſen geſehen habe worauf Betſys Beſchreibung ſich anwenden ließe, aber die angegebenen Merkmale waren zu allgemein und paßten auf Tauſende. Marget ſchalt Beß, weil ſie unbeſonnen genug geweſen war die Frau aus den Augen zu laſſen, und Beß weinte helle Thränen über Megs Vorwürfe, während ſie vergebens in jede Bude hineinguckten. Marget nannte Beß ſchon eine Närrin, und zweifelte an dem Wunderwerk des großen Geiſtes; hatte ſie ja doch ſelbſt das Kind auf den Tiſch gelegt, und geſehn, wie derſelbe mit Allem, was ſich darauf befand, von einer Bombe zu Staub zermalmt worden war. Während die Mohrinnen noch einmal ihre Trauer über jene Schreckenszeit auffriſchten, wanderten ſie wieder nach Hauſe, und trockneten häufig ihre Augen. Da ergriff Betſy plötzlich ihre Freundin am Arm und hielt ſie an, indem ſie mit dem Finger vor ſich hin deutete: aus einem Nebengäßchen kam Emilie ihnen entgegen. Sorglos und unbekümmert wanderte ſie heim, nachdem ſie wieder einen Tag in Dürftigkeit und Stumpfſinn verlebt hatte; ihre Füße trugen ſie mechaniſch nach Hauſe, und faſt hätte man ſagen können, dieſe wären klüger als ſie ſelbſt, denn ſie verband ja keinen Gedanken mit allen dieſen Wendungen rechts und links, durch alle dieſe Gäßchen und Winkel. Das verfloſſene halbe Jahr hatte ihren Zügen einen älteren Ausdruck gegeben, und dieſelben waren noch mehr eingefallen, als zu jener Zeit wo Betſy ſie im Thor des Hotels erblickte. Der kleine Knabe lag wie gewöhnlich in der Schürze.

Marget blieb ſtehen wie angedonnert; ihre funkelnden Augen folgten jeder Bewegung der Kommenden, und ſie glich einem Raubthier, das auf ſeine Beute lauert.

„Sie iſt es," ſagte Betſy.

„Still, Beß! und der Junge — mein Ficki?"

„Er iſt es; ich will darauf ſterben; es iſt dein Junge, Meg."

„Still, Beß."

Emilie kam ihnen gerade entgegen; ihr Blick war unverwandt auf die Erde geheftet; ſie bemerkte die Negerinnen nicht; ihr Gang war ſchleppend, und von der ſchwebenden Sylphide, welche ehemals die Augen und die Bewunderung aller Vorübergehenden auf ſich gezogen hatte keine Spur mehr übrig. Für alles Äußere war ſie abgeſtorben, aber die Sorgfalt, womit das Kind eingehüllt war, bewies, daß Mutterliebe erſt mit dem organiſchen Leben dahin ſtirbt.

Marget ballte die Hand zum Kampf, öffnete ſie wieder zum Ergreifen, und dieſe Bewegung ihrer Finger war das einzige Zeichen, daß die ſchwarze, in der halb offenen Thür eines kleinen Hauſes verborgene Geſtalt ein lebendes Weſen ſei. Die Laternen auf der Straße waren noch nicht angezündet, und nur aus dem gegenüberliegenden Laden fiel ein heller Schein über die Gaſſe, der Emiliens Geſtalt vollkommen deutlich beleuchtete. In dem Augenblick, in welchem ſie ſich neben den Negerinnen befand, griff Margets kräftige Hand in ihre Schürze, und ehe ſie ſich noch überfallen wußte, erhob die ſchwarze Feindin das Kind hoch über ihren Kopf, ſprang mit einem langen Satz auf die Straße in den hellen Lichtſtreifen hinaus, riß die ärmliche Bedeckung von der Bruſt des Knäbleins zur Seite, und ſah mit eignen Augen das rothe Kreuz. Und als ſie nun ihrer Sache vollkommen gewiß war, da drückte ſie ihren Ficki feſt in ihre Arme, und ſchrie laut auf vor Freuden.

Im erſten Augenblick war Emilie von dem Überfall betäubt, im nächſten aber ſtürzte ſie mit erhobenen Händen und geſpreizten Fingern, mit wild rollenden Augen und gellendem Geſchrei auf Marget los, um ihr die Beute wieder zu entreißen. Auch Betſy ſchrie, aber vor Schreck, als ſie Marget von der Wahnſinnigen angegriffen ſah; ein Auflauf bildete ſich ſogleich, und als die Leute den

Kampf der Armen mit der reich gekleideten Negerin ſahen, die einen Knaben vertheidigte, welchen jene ihr entreißen wollte, da ſchlugen ſie ſich natürlicher Weiſe auf die Seite der Verunglimpften und vertheidigten — Marget! — „Sie iſt toll, ſie iſt lange wahnwitzig geweſen! Solch' eine ſollte nicht frei herumgehen dürfen, denn ſie fällt ja ſchickliche Leute an! fort mit ihr! halt ſie feſt! Es iſt vornehmer Leute Kind! Werft ſie zu Boden wenn ſie nicht loslaſſen will!" — ſo ſchrie man von allen Seiten. „Sie iſt toll, ſie will das Kind ſtehlen!" rief Betſy ununterbrochen. Ein handfeſter Kerl packte Emilien an der Bruſt, um ſie feſt zu halten, ein anderer gab ihr mit der geballten Fauſt einen Schlag auf den Kopf, ſo daß ſie ſchwankte. Marget riß jetzt das Kind ganz zu ſich, und die Unglückliche ſank zur Erde, da ſie die letzte Hoffnung aufgeben mußte dasjenige zu vertheidigen, was ſie einzig noch ans Leben kettete, aber indem ſie fiel, ſtieß ſie ein ſo fürchterliches Geſchrei aus, daß es ſelbſt den gaffenden Pöbel erſchreckte, welcher ſie umringt hielt und mißhandelte. Sobald Marget und Betſy ſich von ihrer wilden Feindin befreit ſahen, ergriffen ſie eilig die Flucht und Keiner hielt ſie auf, denn Aller Aufmerkſamkeit war ausſchließend auf Emilie gerichtet, die ſich noch heulend auf der Erde wand. Mitleiden trat jetzt an die Stelle der Härte, mit welcher ſie noch eben behandelt war; Jeder wollte ſie aufrichten, Jeder ihr beiſtehn, und ſo viele Hände vor Kurzem gegen ſie erhoben waren, eben ſo viele waren jetzt bereit, für ſie zu kämpfen. Aber Emilie blieb gleichgültig bei dieſer Theilnahme; da ſie Marget und ihren kleinen Knaben nirgends mehr entdeckte, ſchloß ſie die Augen, und ſank ohne ein Lebenszeichen zuſammen. — Jetzt erſt fiel es den Leuten ein, daß man ſie gewöhnlich mit einem kleinen Kinde in ihrer Schürze habe herumgehen ſehn, und daß ſie doch vielleicht die Angegriffene ſein könne.

Bewußtlos wurde ſie nach ihrer ärmlichen Behauſung geſchafft, bewußtlos die knarrenden Stufen der verfallenen Treppe hinangeſchleppt, und als ſie am nächſten Morgen auf ihrem Strohlager erwachte, und ihren Alfred nicht fand, da brach ſie aus in Klagen und Thränen, aber ihre Wildheit kehrte nicht wieder, denn ihre Kräfte waren erſchöpft, und ihr Wahnwitz hatte nichts Erſchreckendes mehr.

Viel geringer als Emiliens Schmerz über den Verluſt des verlornen Alfred, war die Freude über die Wiederauffindung des todtgeglaubten Friederichs in Doctor Kings Hauſe. Die Doctorin betrachtete das arme Kind faſt mit Abſcheu, und Alfred ſchüttelte mißtrauiſch den Kopf, als Marget und Betſy in Betreff des rothen Kreuzes ihr Bekenntniß ablegten. War der erſte Theil der Geſchichte wahr, — und er konnte ja keinen Grund haben, daran zu zweifeln, — ſo war das Kreuz ja unwiderleglich ein Kennzeichen, welches zwei Kinder von gleichem Alter und Ausſehen nicht leicht mit einander gemein haben konnten. Wie aber war der kleine Friederich von der Bombe gerettet worden? Dies ungelöſte Räthſel blieb immer gleich unauflöslich. — Er wandte ſich an die Polizei, um eine Aufklärung über die Frau einzuholen, bei welcher Marget das Kind gefunden hatte; aber die Beſchreibung der Negerinnen war ſo verwirrt und widerſprechend, daß ſich kaum eine Vermuthung darauf bauen ließ. Ich glaube gern, daß die jetzige, vortreffliche Polizei Emilien und ihren Aufenthaltsort mit größter Leichtigkeit aufgefunden haben würde, die damalige aber war — ſoviel iſt gewiß — dazu nicht im Stande. Verſchiedene in die Zeitungen eingerückte Bekanntmachungen führten auch zu keinem Reſultat, denn Zeitungen werden wohl nur ſelten von der Menſchenklaſſe geleſen, zu der Emiliens Eltern gehörten, und ſie waren ja die Einzigen welche dies Dunkel hätten aufklären können. So war und blieb die Sache ein Räthſel, wurde aber dadurch nur zugleich intereſſanter; ſie erregte Aufſehen, Kings Bekannte ſtrömten zuſammen, um das wiedergefundene Kind zu begrüßen, und Marget ward nicht müde, die fürchterliche Begebenheit mit allen ihren Umſtänden zu erzählen. Dieſer Eclat verſöhnte die Doctorin nach und nach mit dem Knaben, ja ſie lächelte demſelben ſogar zu, wenn Marget ihn in das Zimmer brachte, damit die Fremden das Wunderkind betrachteten, deſſen Rettung ſich nicht erklären ließ.

Emiliens Schmerz war ſtill und rührend; ſie weinte unaufhörlich ſo lange ſie zu Hauſe war, aber dann ſprang ſie plötzlich auf, ſtürzte die Treppe hinab, und durchrannte die Straßen mit eiligen Schritten. Das Bewußtſein, ſei's auch noch ſo umnebelt, iſt nie ganz ohne Erkenntniß. Emilie wußte, daß ihr Kind mit Gewalt geraubt ſei, alſo — Gewalt gegen Gewalt! Aufſuchen wollte ſie ihre Feindin, um Gleiches zu vergelten mit Gleichem; zwiſchen ihr und Marget beſtand ein Krieg auf Leben und Tod. Abends kehrte ſie nach Hauſe, um das Strohlager mit ihren Thränen zu netzen, und wenn ihr alter Vater ſie tröſten wollte dann küßte ſie ihn und ſprach: „Ich weine ja nicht mehr, Vater. Nicht wahr, morgen finde ich wohl meinen kleinen Alfred wieder?“ Stärker noch ſtrömten dann ihre Augen, und man hätte fürchten mögen, daß ſie hinſchmelze in Thränen. —

Einige Zeit war verfloſſen; Alfred beſaß zu viel Leichtſinn, um weiter an dieſe Begebenheit zu denken; da fand er eines Tages bei ſeiner Nachhauſekunft eine Vorladung, auf dem Polizeiamt zu erſcheinen. Warum leiſtete er derſelben faſt mit Entſetzen Folge? Erklären konnte er ſich das nicht. Er durchlief in Gedanken ſein früheres Leben, um eine Veranlaſſung der Vorladung zu finden, denn ſonderbar genug fühlte er ſich überzeugt, daß ſelbige mit ſeinen eignen Unterſuchungen über das Kind nicht in Verbindung ſtehen könne; da ſtrandeten ſeine Gedanken plötzlich an einer grauenerregenden Klippe, und die hieß — Emilie. Darum verletzte ihn der bündige und gebietende Ton der Vorladung auch nicht, der ſich mehr für einen

Befehl als für eine Bitte eignete. Das Gewiſſen ſuchte den reichen Mann heim mitten in ſeinem Überfluß. Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er Emilien verrathen und unglücklich gemacht habe, und erkannte in dieſem Augenblick in ſeiner unglücklichen Ehe eine gerechte Strafe. Als er die düſtern Säle betrat, wo faſt der Unſchuld ſelbſt zu Muth ſein muß, wie dem überzeugten Verbrechen, als er ſtehend, weit über die ihm beſtimmte Zeit, warten mußte, als er ſich umringt ſah von Menſchen, deren Züge den Stempel des Laſters und Verbrechens trugen, als die Handlanger der heiligen Gerechtigkeit höheren und niederen Grades ihn zum Gegenſtand ihrer forſchenden und durchdringenden Blicke machten, da perlte der Schweiß auf ſeiner Stirn, und zum erſten Mal ſeit langer Zeit dachte er recht ernſtlich an Emilie.

Seine Ahnung betrog ihn nicht. Durch die Entdeckung einer Hausdieberei waren früher einmal verſchiedene ihm gehörige Sachen, welche mit den beiden Buchſtaben A. K. bezeichnet geweſen waren an die Polizei gekommen. Nun ſollte Alfred ſich in Betreff einer gefundenen, mit denſelben Buchſtaben bezeichneten, vor mehren Jahren auf dem Polizeiamt abgelieferten Börſe erklären. Es war ſeine Börſe, dieſelbe, die er im Trennungsaugenblick Emilien gegeben hatte! Ein armer Arbeiter hatte ſie vor dem Thor des gräflichen Palais gefunden, woſelbſt er früher Portier geweſen war. Da Keiner aus der gräflichen Familie den Fund als ſein Eigenthum anerkannte, hatte er ihn zur Anſtellung weiterer Nachfragen gleich ins Polizeiamt geliefert, bisher aber war der Eigenthümer vergeblich geſucht worden. Der Mann war ſehr arm geweſen, und hatte ſehr wohl gewußt, welch ein Schatz in ſeine Hände gefallen ſei, denn er hatte die in der Börſe befindliche Summe genau angegeben, aber auch nicht ein Schilling fehlte daran.

Als Alfred mit der Börſe in der Hand den Saal verließ, ſchwindelte ihm faſt. Sie brannte ihn wie Feuer und ſchien ihm ſchwer wie Blei. Die Gewißheit von Emiliens Jammer und Noth alſo hielt er in ſeiner Hand; die letzte ärmliche, oft wiederholte Entſchuldigung, womit er vor ſich ſelbſt ſeine Handlungen beſchönigt hatte, war vernichtet. Auf Nichts hatte er ſich mehr zu ſtützen; er hatte geglaubt auf einem Balken zu ſchwimmen, und der Balken war verwandelt in einen Strohhalm, der zerknickte, als er ihn ergreifen wollte. Zwei Mal hatte er Emilien hülflos in die Welt hinausgeſtoßen, zwei Mal hatte er dies gethan, während er ſelbſt im Überfluß ſchwamm. Da fühlte er, was Reichthum iſt ohne Seelenfrieden; er drückte ſeine Börſe ſo feſt in ſeiner krampfhaft geſchloſſenen Hand, daß ihr feines Gewebe zerriß, aber kein tröſtender Gedanke wollte ſich in die Seele des Verzweifelnden ſenken. Der reiche Mann beneidete den armen Arbeiter, der ſeinen Reichthum verachtet und ihn für den Frieden ſeines Gewiſſens nicht hatte eintauſchen wollen. Jetzt erkannte Alfred, daß ein ewiger Lenker lebt, daß es eine Beſtrafung der Sünden, eine Belohnung des Guten giebt. Er hatte keinen Muth, dem ärmſten Bettler, dem er auf ſeinem Wege begegnete, den verſchmähten Reichthum anzubieten, denn er kam ſich ſelbſt vor, wie ein Gebrandmarkter in der menſchlichen Geſellſchaft, und zerſtreute lieber unbemerkt die Banknoten; als er aber das letzte Denkmal ſeiner Erniedrigung vernichten und die Börſe ſelbſt wegwerfen wollte, da hing ſie feſt an ſeinem Finger, der die Maſchen durchbrochen hatte, und die Erinnerung an ihre Geſchichte — konnte er die wohl von ſich werfen? —

Der Inſtinct, deſſen Daſein wir ſo oft bemerken, leitete endlich Emiliens Schritte in die Nähe von Kings Wohnung, und ſie ſah Marget mit dem kleinen Knaben auf dem Arm in die Pforte hineingehen; derſelbe Inſtinct ſagte ihr auch, daß nur Liſt ihr gegen die Übermacht Hülfe leiſten könne. Sie bekämpfte ſich, blieb in einiger Entfernung ſtehen, ſah das Kind verſchwinden, und behielt noch Macht genug über ſich ſelbſt, um den Schrei zu unterdrücken, der ſchon auf ihren Lippen ſchwebte; gewaltſam preßte ſie ihre magern Hände an das Herz, deſſen Schläge ihre Bruſt zu zerſprengen drohte, aber ſie ſchwieg. In großen Kreiſen bewegte ſie ſich beſtändig um das Haus, und als ſie Abends zu ihren Eltern heimkehrte, da warf ſie ſich an ihres Vaters Bruſt, und rief aus: „Ich habe meinen Alfred geſehen; Morgen bringe ich ihn wieder mit nach Hauſe!“ Aber als wären die Schwierigkeiten ihr eingefallen, die ihr dabei entgegentreten mußten, zog ſie die Augenbrauen zuſammen, ballte die Hände, und fügte hinzu: „Ich will ihn mitbringen und ſollt' ich auch die Schwarze morden, die ihn trägt.“ Der Gedanke an das erlittene Unrecht preßte wieder Thränen aus ihren Augen, und ſchluchzend rief ſie aus: „Ich habe nie den Menſchen Böſes gethan, und dennoch haben ſie mir zwei Mal mein Kind geraubt! O Gott! ſie haben mich Arme ſündlich behandelt!“ —

Es war Emilien eines Abends in der Dämmerung geglückt, ſich unbemerkt in den Hof des von Alfred bewohnten Hauſes einzuſchleichen. Im Schatten der umliegenden hohen Gebäude irrte ſie ſpähend umher, und betrachtete aufmerkſam die Fenſter. Sie ſtieg eine Hintertreppe hinauf, und unterſuchte unbemerkt jenen Theil der Wohnung, war aber doch ſelbſt nicht im Stande, ſich Rechenſchaft über ihre eigenen Beobachtungen abzulegen. Auch hier leitete das Schickſal jene Kleinigkeiten, aus denen die Begebenheiten des menſchlichen Lebens ſich zuſammenreihen. Betſy war in einem Geſchäft ihrer Herrſchaft ausgeweſen und ging bei ihrer Heimkehr über den Hof und die Hintertreppe hinan; die lauernde Emilie gewahrte es; mit wie leichten Schritten auch Betſy die Treppen hinauf lief, Emilie ging immer noch leichter, und nicht einmal die ſcharfen Sinne der Negerin bemerkten die Verfolgende. So entdeckte Emilie, in welche Thür Betſy hineinginge und innerhalb dieſer hörte ſie Margets

Stimme, und — wenigſtens bildete ſie ſich es ein — das Weinen eines Kindes. Ihr Kind war's, es war Alfred, der da weinte; jetzt litt er Ungemach und ſehnte ſich nach ihr, wie ſie ſich nach ihm ſehnte. Sie drückte das Ohr an die Thür, und große Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn, als ſie aber Schritte vernahm, ſtürzte ſie die Treppen wieder hinab, und floh aus dem Hofe.

Als Alles im Hauſe vollkommen ſtill geworden war, wollte ſie in ſelbiges zurückkehren, fand jedoch die Pforte verſchloſſen; verzweifelnd rüttelte ſie am Schloß, bis ihre Hände blutig waren; es gab nicht nach. Ja in ihrem wahnſinnigen Eifer verſuchte ſie ſogar, die ſchwere Pforte aus ihren Angeln zu heben; ſie warf ſich nieder auf die Straße, und preßte das Geſicht gegen das kalte Steinpflaſter, um durch die ſchmale Öffnung unter der Pforte hineinzublicken in den Hof, den das Licht aus Alfreds Fenſter beleuchtete. Die Schritte Vorübergehender verjagten ſie oft, aber immer kehrte ſie zurück und ſetzte ihre fruchtloſen Beſtrebungen fort, bis ſie dieſelben endlich ermattet aufgab, um ſie in der nächſten Nacht zu erneuern, und ſich mit dem Gedanken tröſtete, der bisher ihre Kräfte aufrecht erhalten hatte: „Morgen bekomm' ich meinen Alfred zu ſehen."

Die Nacht war dunkel, und die Laternen verbreite- en nur ein ſpärliches Licht über die Straßen. Emilie wollte in der Nähe von Alfreds Wohnung bleiben; an re Wohnung, an ihre Eltern dachte ſie nicht mehr.

Jeder Laut eines Fußtritts gab ihren Schritten eine andre Richtung. Jedes Zuſammentreffen mit Menſchen vermied ſie, als ſie aber über eine der Brücken gehen wollte, um einen einſameren Theil der Stadt aufzuſuchen, da hörte ſie plötzlich Schritte von mehren Seiten zugleich. Wie ein gejagtes, von Hunden verfolgtes und geängſtetes Reh fuhr ſie zuſammen, und als nun ihr Blick eben auf eine kleine ſchmale Treppe fiel, die ſich im Schatten des Bollwerks neben der Brücke hinabwand, betrat ſie dieſelbe, ohne zu wiſſen wohin ſie führte. Hätte ſie hinabgeführt in den kalten Strom, Emilie hätte ſich in den Wogen verborgen, denn Verborgenheit war ihr einziger Wunſch.

Vielleicht wiſſen nur wenige meiner Leſer, daß die meiſten Brücken der Hauptſtadt unterirdiſche Höhlen oder gewölbte Kammern verbergen, die an der Waſſerfläche liegen und unzugänglich ſind, wenn das Waſſer ſehr hoch im Canal ſteht und den ſchmuzigen, ſteinernen Fußboden überſpült. Zu einem ſolchen Cloak, deſſen gewölbte Decke Emiliens Kopf faſt berührte, führte dieſe Treppe hinab. Der Fußboden war noch feucht von der letzten Überſchwemmung, die ihn mit dickem Schlamm bedeckt hatte; ein kalter Zugwind pfiff durch das Gitterwerk, welches das eine Ende des Gewölbes verſchloß, die plätſchernden, unruhigen Wellen ſpielten am Rande des Fußbodens, und drohten jeden Augenblick die Unglückliche zu vertreiben, welche genöthigt war, in dieſem finſteren, ſtinkenden Grabe einen Zufluchtsort für die Nacht zu ſuchen; ein ſchmaler

Lichtſtreifen fiel von der Laterne neben dem Bollwerk durch den Eingang, und beleuchtete ſchwach einen, längs der einen Seitenwand befeſtigten Balken, auf welchem drei unbewegliche Geſtalten, ein Mann und zwei Frauenzimmer, ſitzend ſchliefen. Dieſe Umgebungen und dieſe Geſtalten erregten in Emilien einen unwillkührlichen Schauder; ſie wollte zurücktreten, aber in demſelben Augenblick rief der Wächter dicht neben der Treppe, auf deren unterſter Stufe ſie noch zauderte, die erſte Stunde des Tages. Erſchrocken legte ſie die Hand auf die Bruſt; die Furcht vor einer doppelten Gefahr gab ihr für den Augenblick ihr Bewußtſein wieder, denn vernünftige Leute und Sinnesſchwache ſtehen in umgekehrten Verhältniſſen: was jenen den Gebrauch ihres Verſtandes raubt, und ihre Seelenkräfte lähmt, giebt dieſen für eine kurze Zeit die verlornen geiſtigen Kräfte zurück. „Wer rettet mich von hier?“ flüſterte ſie vor ſich hin, und bei dieſen Worten hatte ſie ein vollkommen kla- es Erkenntniß ihres Unglücks. —

„Hilf uns, o Jeſu! tragen,
Zu deines Namens Ehr,
Des Kreuzes Laſt und Plagen,
Kein Heiland iſt ſonſt mehr —“

ef der Wächter mit lauter Stimme, indem er ſich zu- llig gegen die Treppe wendete, und wie eine Antwort s einer höheren Welt umſchwebten dieſe Töne Emiliens aupt. Sie verwieſen ſie zur Geduld, jenes Arcanum, lches die Welt dem Unglücklichen ſtets anzuempfehlen bereit iſt, und dies war ſchon hinreichend. Troſtloſigkeit umnebelte wieder ihre Sinne, und der lichte Moment war wieder entſchwunden. Sie war von dem Magnetismus berührt, der uns unempfindlich macht gegen körperliche Entbehrungen, denn nur in kleinen Unglücksfällen können Entbehrungen unſere Aufmerkſamkeit von dem eigentlichen Gegenſtand unſeres Unglücks ablenken und zerſtreuen, ohne daß wir deſſen ſelbſt recht bewußt werden, ſteigt aber das Unglück bis zur Seelenqual, dann haben wir keinen Körper mehr, wenigſtens fühlen wir ihn nicht, und ſchlafen eben ſo ſüß auf hartem Stein als auf weichem Flaum. Als Emilie das Gewölbe betrat, und einen unbeſetzten Platz auf dem langen Balken einnahm, geſchah dies mit jener Gefühlloſigkeit des Geiſtes gegen alles Andre als Alfreds Daſein, welche jetzt bei ihr zur Natur geworden war.

Sie ſchlief ein, und neben ihr ſchliefen zwei der verworfenſten ihres Geſchlechts und ein zerlumpter Dieb, und alle Vier ſchliefen gleich ſüß auf demſelben Balken, denn das Unglück macht Alle gleich, und nur das Glück begründet einen Unterſchied. Das Unglück macht Alle gleich — und die Träume. Emilie träumte von Alfred, von dem treuloſen Geliebten ihrer Seele; er ſaß neben ihr, drückte ihre Hand mit dem lieben Ringe an ſein Herz, und gab ihr die ſüßeſten Namen. Emilie blühte wie eine Roſe von Liebe und Glück, denn ſie war wieder neunzehn Jahr. Da drückte er ihre Hand, aber ſo feſt, daß es faſt ſchmerzte; ſie wollte die Hand wegziehen, aber er faßte ſie noch ſtärker, und ſprach: „Meine geliebte Emilie, lange ſind wir getrennt geweſen, aber jetzt laſſ' ich dich nicht mehr; wir wollen immer beiſammen bleiben, wir beiden und unſer kleiner Alfred.“ Und bei dieſen Worten preßte er ihre Hand ſo ſtark, daß ſie unfreiwillig emporfuhr.

Als ſie erwachte war ſie von den Dreien umringt, und dieſe hielten Rath über ſie; das eine Weibsbild hatte ihre Hand ergriffen, um ihr das Kleid abzuziehen, und da ſie es nicht bekommen konnte, ohne ſie zu wecken, rüttelte ſie Emilien unbarmherzig und ſchrie: „Her mit dem Kleide; du kannſt meinen Rock zum Tauſch bekommen und alle Löcher als Zugaben.“ Ihres Tuchs hatte die Andere ſich ſchon bemächtigt; entſetzt fuhr Emilie auf und wollte entfliehen, aber der Dieb ergriff ſie am Arm, und zwang ſie mit Gewalt ſich wieder auf den Balken nieder u ſetzen. Es ward ſchwarz vor ihren Augen, und ſie war nahe daran ohnmächtig zu werden. Unwillkührlich iß ſie ihre Hand los, und legte ſie auf die Stirn, aber ieſe Bewegung verrieth, daß ſie im Beſitz noch eines Din-es ſei, welches die Verworfenen reizen konnte. Eins von en Weibern ergriff ſie am Handgelenk, und wollte den Ring von ihrem Finger reißen, Emilie ſchloß krampfhaft e Hand zu, das Weib brach ſie wieder auf, und rief ch mehren vergeblichen Verſuchen ſich des Kleinodes zu mächtigen erbittert: „Den Ring will ich haben; ſtopf das Maul zu, und gebt mir ein Meſſer!“

So ſollte denn dieſer Ring, dieſes traurige Unterpfand, welches Emiliens Seelenfrieden gemordet hatte, auch noch ihr Leben in Gefahr bringen.

Der Zerlumpte ſuchte in ſeinen Taſchen: „Ich habe heute Meſſer genug geſehen, aber ſie liegen laſſen; hier iſt ein Feuerſtahl. — Der verfluchte Kram nützt zu nichts," und mit dieſen Worten ſchleuderte er ihn durch den Eingang hinaus ins Waſſer, und wellende Kreiſe bildeten ſich im Canal.

„Hinterher mit ihr!" ſchrie das erbitterte Weibsbild, und entſetzliche Eide und Scheltworte begleiteten dieſen Ausruf. „Hinterher mit ihr! Erſt aber will ich den Ring haben; haltet ſie feſt!"

Sie ergriffen Emilien; die Eine hielt ihr mit rauher ſtinkender Hand den Mund zu, die Andere hing ſich an ihrem Arm — ſchon fühlte Emilie ihre Kräfte abnehmen, aber es galt ihr Heiligthum; ihre Feindin biß ihr in die Hand, und der Schmerz zwang ſie dieſelbe zu öffnen, ſchon glitt der Ring am Finger, da raffte ſie verzweifelt all' ihre Kräfte zuſammen, ſchleuderte den Kerl auf den glatten Boden zur Seite und ſtieß einen gellenden Schrei aus, der in der düſtern Höhle wiederklang, und über das Waſſer dahin hallte. Augenblicklich ließen alle Drei los, und dachten nur an ihre eigne Rettung. So bald ſie ſich frei fühlte war Emilie in dem dunkelſten Winkel geflüchtet, aber hier brachen ihre Kräfte zuſammen, und erſchöpft ſank ſie auf den naſſen Fußboden hin. Das erbitterte Weib raufte ſich die Haare und ſchrie: „Stoßt ſie mit dem Fuß in den Canal ſammt ihrem elenden Meſſingring;" aber das war nur eine ohnmächtige Drohung, denn ſchon ertönten Fußtritte auf der ſteinernen Treppe, und Nachtwächter erſchienen am Eingang. Ohne viel Umſtände zu machen oder die Sache genauer zu unterſuchen, ergriffen dieſe den Zerlumpten und die beiden verworfenen Weiber, und ſchleppten ſie hinweg; ſie bemerkten Emilien, deren Ohnmacht ſie rettete, nicht.

Eben graute der Morgen und die erſten dämmernden Lichtſtrahlen fielen durch den Eingang, und erleuchteten den vorderſten Theil des Gewölbes; ein röthlicher Schimmer färbte die ruhigen Wellen des Canals, der Himmel war rein und wolkenleer, die Vögel verließen ihre Neſter, flatterten hin und her, und ſetzten ſich zwitſchernd auf die Maſten der kleinen, von einer plumpen, dicht neben der Brücke liegenden Baggermaſchine faſt verborgenen Jacht. Im goldigen Glanz ſchimmerten die Fenſterſcheiben der fernen Häuſer, und einer der friſchen Frühlingsmorgen entfaltete ſich, an dem der glückliche Menſch ausruft: „O Gott, wie iſt Deine Welt ſo ſchön!" — „O Gott, wie iſt Deine Welt ſo ſchrecklich!" rief Emilie, als ſie die Augen aufſchlug, und ſich einſam und verlaſſen, von Seelen- und Körperſchmerzen gepeinigt, mit einer wirren Erinnerung an ein ſchreckliches Begegniß in der kalten Wölbung auf dem feuchten ſteinernen Boden fand. Sie ſank hin auf ihre Kniee und faltete ihre Hände, nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß ihr Ring gerettet ſei, aber ſie betete nicht, und kein bewußter Gedanke feſſelte ihre Seele. Sie ſtützte den Kopf gegen die harte Mauer, und weinte bittere Thränen. —

Den ganzen Tag brachte ſie in einem Verſchlage in der alten Baggermaſchine zu, einem Zufluchtsort, den ſie geſucht hatte, ohne zu wiſſen, warum ſie ihn ſuchte, und was ſie gefunden hätte. Aufgerollte Taue und anderes, zur Maſchine gehöriges Werkzeug bildete ihr Lager. Einige ſteinharte Schiffszwiebacke, die ſie in einem Winkel fand, wo die Matroſen ſie hingeworfen und der Schiffshund ſie hatte liegen laſſen, weil er ſo ſchlechte Koſt verſchmähte, waren ihre Nahrung. Emilie verzehrte ſie, ohne zu wiſſen, was ſie genöſſe; wenn ſie dachte, dachte ſie nur an Alfred, aber oft dachte ſie gar nicht, und brachte manche Stunde grade vor ſich hinſtarrend mit dumpfem Hinbrüten zu. Der Tag ward ihr unendlich lang, denn ſie ſehnte ſich nach der Nacht, und ſobald es zu dunkeln begann, verließ ſie ihren Verſteck, und ſchlich ſich mit einem ſcheuen Blick auf das unheimliche, noch leere Gewölbe die Treppe hinan, und erreichte unbemerkt die Straße. Keiner beachtete die Unglückliche, die jeder menſchlichen Geſtalt auswich, wie einem reißenden Thier. Sie fand die Pforte in Doctor Kings Haus noch offen, ſchlich unbemerkt mit leiſen Schritten die Hintertreppe hinan, und blieb lauſchend vor der Thür ſtehen, die Alles verſchloß, was in dieſem Leben noch Werth für ſie hatte. Als ſie

Stimmen vernahm, zeigte ihr Geſicht rachſüchtige Züge; ſie ballte die Hand, und erhob ſie drohend gegen die verſchloſſene Thür, und dann ſchlich ſie ſich leiſe noch höher ins Haus hinauf, um ſich zu verbergen, bis Alles ruhig geworden. Sie gerieth auf einen Heuboden, der ihren ermüdeten Gliedern eine willkommene Lagerſtatt darbot, und Ermattung goß bald Schlummer über ihre Augen.

Erſt ſpät am Abend erwachte ſie, und alsbald war „Alfred“ ihr erſter Gedanke. Das Kind ſchlief in dem Zimmer unter ihr ruhig und ſicher in ſeinem Bettchen, ein Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und friſch blühten ſeine Wangen. Die eine kleine Hand ruhte auf der Decke, und umſchloß eine ſilberne Schelle, deren einförmiger Glockenlaut ihn in Schlaf gewiegt hatte; der weiße Nachtanzug war ſo weit zur Seite geglitten, daß man den Anfang des tätovirten Kreuzes auf ſeiner Bruſt erblickte. Marget ſaß an einem Tiſch, und wandte den Rücken der Thür, die Seite aber dem Bett des Kindes zu. Sie war beſchäftigt, die Bänder eines Reiſemantels abzutrennen und weiter zurück zu ſetzen, damit ihr Knabe beſſer gegen die Kälte beſchützt werde, denn morgen wollte der Doctor mit ſeinem ganzen Hauſe nach Weſtindien abreiſen. Dieſe Arbeit beſchäftigte ſie ganz und gar, die Strahlen eines Lichtes fielen auf ihr ſtrenges und ernſtes Geſicht, und glitten hinter ihrem Kopf vorbei auf das Bett des Kindes hin. — Während ſie die Bänder mit einem kleinen Taſchenmeſſer abtrennte, ſummte ſie leiſe ein Lied vor ſich hin, deſſen einförmige Töne ſie verhinderten zu hören, daß die Thür zur Treppe leiſe geöffnet wurde. Ein menſchliches Weſen trat gebückt und vorſichtig ins Zimmer.

Derſelbe Schimmer, der Alfreds Wiege beleuchtete, fiel auch auf Emilie, deren Augen vor Freude ſtrahlten, und ſich darauf mit langſam über die Wangen hinablaufenden Thränen füllten. Ihr Haar hing unordentlich über das Geſicht hinab, Diſtelblätter und Kleeblumen waren darin hängen geblieben, als ſie im Heu ſchlief, und ihr ganzes Äußeres hatte etwas Hexenartiges.

Auf den Zehen ſchlich ſie näher, und ſtand bald hinter Marget, deren Bewegungen verriethen, daß ſie nicht ſchlafe. Emilie beugte ſich ſo weit zur Seite, daß ſie das Profil der Negerin betrachten konnte, und als ſie in ihr die Räuberin ihres Kindes wieder erkannt hatte, ballte ſie die Hand mit einem drohenden, wilden Ausdruck ihrer Mienen, der aber wieder verſchwand, da ihre Blicke langſam auf die Wiege glitten. Mit gefalteten Händen beſchaute ſie den kleinen Knaben, und warf dann wieder einen flüchtigen, aber freundlicheren Blick auf die Mohrin, denn das friſche und geſunde Ausſehn des Kindes hatte für Margets ſorgfältige Pflege einen redenden Beweis abgegeben, deſſen Macht ſie nicht widerſtehen konnte. Darauf beugte ſie ſich vorſichtig nieder, um das Kind aus der Wiege zu heben.

Marget ſaß noch in derſelben Stellung; Emilie neigte ſich über die Wiege hin, zog mit der einen Hand

Decke weg, und ließ die andre unter die Kiſſen gleiten,
das Kind aufzuheben, ohne es zu erwecken. Es
ckte; der Kopf des Knaben berührte nicht mehr das
pfkiſſen, die Hand mit der Schelle ruhte in ihrer Hand.
ilie warf einen Blick auf die Thür, — ſie ſtand nur
gelehnt, Nichts hinderte ihre Flucht. Margets Geſang
r verſtummt, ihre Hand war in den Schooß geſunken,
Kopf war ſchwer geworden, ihre Augenlider zugefallen
ſie dem Einſchlummern nahe, — da ſchlug der Klöp-
der Schelle leiſe an. Der ſchwache Laut erweckte
rget, und unwillkührlich wandte ſich ihr Kopf; auch
ilie drehte ſich nach der Negerin um, und gehäſſig be-
neten ſich die Augen der beiden, einander dicht gegen-
rſtehenden Feindinnen. Während Marget mit dem
ſſer in der Hand aufſprang, wollte Emilie das Kind
der Wiege reißen, aber die Kräfte gebrachen ihr; mit
m dumpfen Schmerzensſchrei ließ ſie es zurückſinken,
ſtemmte ſich Marget entgegen, deren Fauſt ihre Schul-
gepackt hielt. Auch die Negerin ſtieß einen ſchwachen
rei aus, als ſie Emiliens verzerrtes Antlitz mit dem
räge der grimmigſten Erbitterung anſtarrte. Wie zwei
inen, mit ſprühenden Augen, mit dickangeſchwollenen
rnadern ſtanden ſie einander gegenüber. Marget ath-
faſt nicht, Emiliens Bruſt wogte krampfhaft und
ell. Sie wollte Marget zur Seite ſtoßen, aber dieſe
eibigte die Wiege wie ein wildes Thier ſein Junges,
Emiliens Kräfte waren die ſchwächeren. Sie ergriff

Margets linken Arm, und biß ein tiefes Mal hinein. Die Negerin wollte ſie mit der andern Hand von ſich ſtoßen, aber auch nach der biß Emilie, und die Schneide des kleinen Meſſers, welches Marget noch in der Hand hatte, fuhr zwiſchen Emiliens offene Zähne hindurch, und verſtümmelte ihre Zunge. Mit einem dumpfen Gurgelton ließ Emilie los, ihr Blut über die Wiege des Kindes hinſpritzend. Marget ſchwang zum andern Mal die Hand mit dem Meſſer, aber Emilie hatte ihren Angriff ſchon aufgegeben. Sie rang die Hände, ſtrengte ſich an zu reden, brachte aber keinen Laut hervor, ſchlug verzweifelnd die Hände über dem Kopf zuſammen, und verſchwand durch die offene Thür. Marget hörte ſie die Treppe hinabſtürzen, einen Augenblick nachher wurde die Pforte zugeſchlagen, und Alles war wieder ſtill. Sie verſchloß jetzt ſorgfältig die Thür, und durchwachte die Nacht mit Angſt und Grauen vor all dem Unglück, welches „ihrem Jungen in dem abſcheulichen Lande, voll Hexen und böſen Augen," noch zuſtoßen könnte. Als ſie am Morgen das Kind aus der Wiege nahm, fiel ein kleiner glatter Ring mit hellblauem Stein aus dem Kiſſen, den Marget mit Entſetzen aufnahm und in derſelben Schachtel verbarg, welche ihre Heiligenbilder bewahrte, weil ſie ihn für ein böſes Zeichen hielt. Am ſelben Tage trat Doctor King mit Familie ſeine Reiſe nach Weſtindien an. Als ſie in den Wagen ſtiegen, um wegzufahren, ſtieß Marget, die den kleinen Friederich trug, Betſy an, und zeigte ihr noch deutlich erkennliche Blutflecken auf dem Steinpflaſter. Betſy betrachtete ſie, und raunte: „Du haſt deinen Jungen gerettet, Meg;“ aber Margets Beſorgniſſe ſchienen noch immer nicht beſchwichtigt, denn ſie erwiderte kopfſchüttelnd: „Meine Hand iſt blutig geweſen, und mein Meſſer war ſcharf, aber Meg wagte nicht ſie zu tödten, auch wollte ich nicht.“ —

Als Emilie aus Doctor Kings Wohnung flüchtete, verirrte ſie ſich auf den finſtern Straßen, denn Thränen, erpreßt von Körper- und Seelenleiden, blendeten ihre Augen, und ſie wurde von den Wächtern ergriffen, die ſie in Gewahrſam bringen wollten. Sie verſuchten eine Angabe über ihre Wohnung von ihr zu erzwingen, da aber die Unglückliche nicht antwortete, weil ſie nicht konnte, ſchlug der eine ſie erbittert mit dem Morgenſtern auf den Kopf, ſo daß ſie ohnmächtig zuſammen ſank. In dieſem Zuſtande brachte man ſie auf das Polizeiamt, wo jedoch Keiner ſie kannte, Keiner Aufſchluß über ſie ertheilen konnte; ſtumpfſinnig ſtarrte ſie alle Umgebungen an, als hätte ſie dergleichen Dinge nie früher geſehen. Endlich hielt man ſie für eine Ausländerin, und redete ſie in allen möglichen Sprachen an, aber keine von allen ſchien ſie zu verſtehen. Wenn ſie kleine Kinder ſah, weinte ſie heftig, obald man ſie wegbrachte, verſiegten ihre Thränen. Eiige Monate ſpäter, als man immer noch keine Spur ntdeckt hatte, die zu Aufſchlüſſen über ſie leiten konnte, andte man ſie „bis auf Weiteres“ in ein Hospital für

Wahnſinnige, wo ſie ohne Namen, nach einer Beſchreibung, wie ein lebloſes Ding in das Regiſter eingetragen wurde.

Täglich ging ihr alter Vater nach der Langen-Brücke, um mit ſchwerem Herzen durch die Scheiben des dort belegenen kleinen Leichenhauſes zu gucken, wo die Überreſte der Selbſtmörder und Verunglückten vorläufig aufbewahrt werden. Die erſte Unkenntliche beweinte er als ſeine einſt jugendlich blühende, hübſche, liebevolle Emilie, die Hoffnung ſeiner alten Tage — ach, ſeine Hoffnungen waren nicht in Erfüllung gegangen! —

Der kleine Friederich ſtarb plötzlich auf der Überfahrt, aber die Doctorin King nahm ſich das gar nicht zu Herzen, denn ſie ſollte bald wieder Mutter werden, Marget jedoch weinte bitterlich über ihren Liebling. Auch Alfred war bisweilen betrübt, und um ihn, wie ſich ſelbſt, zu tröſten, ſprach Marget oft von dem Knaben, und behauptete bei einer ſolchen Gelegenheit, daß ein böſes Weib ihn durch einen Ring verhext habe. Alfred lachte über ihren Aberglauben, als ſie aber den Ring hervorzog, um ihre Ausſage zu bekräftigen, und ihm denſelben hinreichte, da wurde er ſelbſt augenblicklich wie verhext. Marget erzählte ihrer Freundin Beß, er ſei weiß im Geſicht geworden, wie eine getünchte Wand, habe ſich vor die Stirn geſchlagen, und den Ring angeſtiert, als ſollten die Augen aus ſeinem Kopfe ſpringen. Ob er ihn behalten oder ins Waſſer geſchleudert, wußte ſie nicht, aber ein Menſchenleben mußte der Ring wenigſtens gekoſtet haben, darauf wollte ſie ſterdem. „Wäre der nicht geweſen . . . .“ ſagte ſie kopfſchüttelnd zu Betſy, und Betſy nickte, in der Meinung ihre Hindeutung verſtanden zu haben. Auch Marget hatte Recht: „wäre der nicht geweſen!“ — —

Emilie wurde, wie ich erzählt habe, in ein von Kopenhagen weit entferntes Hoſpital für Kranke und Sinnesſchwache gebracht, wo man ihr ein Bett in der Ecke eines langen Saals einräumte. Dieſer Winkel war von Stund an beſtändig der reinlichſte und ordentlichſte in der ganzen Stube. Sie trägt dieſelbe dunkelbraune Kleidung wie alle Unglücklichen dieſer Stiftung, und ihr langes braunes Haar iſt abgeſchnitten; ihre Hände ſind feiner und weißer als die aller andern, und ſie betrachtet ſie bisweilen Stunden lang mit Aufmerkſamkeit. Die übrigen Wahnwitzigen beſchuldigen ſie des Stolzes und der Eitelkeit, weil ſie nie redet, und weil ſie ſich täglich Ringe aus einem Strohhalm flicht, den ſie auf ihrem Wege findet. Iſt ein ſolcher Ring ihr geglückt, ſo ſetzt ſie ſich ſtill und ruhig in einen Winkel, und ſcheint Jemanden zu erwarten, denn ihr Blick iſt erwartungsvoll auf die Thür geheftet, aber beſtändig ſieht ſie ſich getäuſcht. In dieſem Blick liegt etwas Unbeſchreibliches; er enthält ein fürchterliches Geheimniß. Dies iſt auch ihren Wärtern aufgefallen, und darum wird Emilie Jedem, der die Stiftung beſucht, im eigentlichſten Sinn des Worts wie ein ausländiſches Thier vorgezeigt, welches der Gegenſtand gleichgültiger Neugier iſt. —

— „Arme Emilie!“ rief Ludwig unwillkührlich alblaut.

„Du hatteſt Recht, Ludwig, als du ſagteſt, meine Geſchichte ſei eine bürgerliche Miſère,“ ſprach Otto; „von einer ſolchen Miſère macht man ſich keinen Begriff, wenn man ſie nicht geſehen hat. Eines Abends befand ich mich in der Nähe des Hospitals auf einer kleinen Reiſe, und machte Bekanntſchaft mit einem Arzte der Anſtalt; unſer Geſpräch fiel auf die Stumme, wie man ſie nannte, und da ich keine Zeit hatte meine Reiſe aufzuſchieben, begleitete ich ihn gleich, um ſie zu ſehen. Vergebens würde ich verſuchen dir den Eindruck zu ſchildern, den dieſe Abendwanderung auf mich machte. Wir traten in einen langen, ziemlich niedern und mit neben einander geſtellten Betten ſo dicht beſetzten Saal, daß nur der nothwendige Durchgang frei blieb, an deſſen Ende eine dämmernde Lampe brannte. Emilie lag und ſchlief; Jugend, Schönheit, Unſchuld und Liebenswürdigkeit waren verſchwunden, und ſie befand ſich wieder in einem Hospital; — in einem Hospital hatten wir ſie ja auch zuerſt kennen lernen. Aber hier kniete kein beredter Liebhaber neben ihrem Bett, nur eine mürriſche Wachfrau, ſinnesſchwach wie alle Übrigen, ſaß ihrem Bett gegenüber, und ſchnarchte laut; ihre Beine hatte ſie in Emiliens Bett geſteckt, und den Stuhlrücken an die Wand gelehnt, um bequemer zu ſitzen. Vielleicht war es dieſelbe Wachfrau, die damals die junge hübſche Emilie Fogt ſo getreu bewachte, als ſie krank auf dem Friederichshospital lag. So unmöglich wäre das eben nicht, denn Wachfrauen ſehen gewiß ſo viel, daß ſie den Verſtand dabei verlieren können. Aus der andern Ecke des Saals ertönte das beſtändige Murmeln einer alten Frau, die in mehr als vierzig Jahren Tag und Nacht einen ungetreuen Liebhaber beweint hatte, welcher ſie und ihr Kind verlaſſen, um eine reiche Wittwe zu heirathen; ſie glaubt er ſei todt, und hält beſtändig eine liebevolle Leichenrede über ihn — beſtändig dieſelbe Leichenrede. Neben ihr lag eine andere Kranke im höchſten Grade der Auszehrung, weinend, weil der Arzt ihr nicht Erlaubniß geben wollte, aufzuſtehen und ſich zum Tanz zu begeben, wo ihr Liebhaber ſie erwartete. Die Übrigen ſchliefen, und mit ihnen Emilie, die von dieſen traurigen Umgebungen nichts bemerkte, denn der Bruder des Todes iſt faſt eben ſo mitleidig als der Tod ſelbſt. Ihre Züge waren noch hübſch, ihr Ausdruck edel, denn der Wahnſinn ſchlummerte in dieſem Augenblick zugleich mit dem erſchöpften Körper, aber eingefallen und mager waren ihre Wangen, und tiefe, unauslöſchliche Furchen hatte der Kummer um ihren Mund und auf ihrer Stirn gezogen. Niemals habe ich eine weißere Stirn geſehen. Sie ſchien mit einem Heiligenſchein umgeben, der ihre Unſchuld bezeugte.“ —

— Otto ſchwieg einen Augenblick, und da auch Ludwig ſchwieg: fuhr er in ſeiner Erzählung fort:

Einige Jahre ſpäter fanden Veränderungen im Perſonal des Hoſpitals ſtatt, und einer unſerer früheren Bekannten, Carl Meier, wurde daſelbſt angeſtellt. Dieſer junge, nachdenkende Arzt wollte Alles ſelbſt unterſuchen und ſich nicht auf Traditionen verlaſſen. Seit vielen Jahren hatte Keiner zu Emilien geredet, weil dies der allgemeinen Meinung nach nutzlos war, da ſie nicht antworten konnte, und auch ihm wurde ſie als „die Stumme“ vorgeſtellt. Ihr Anblick erweckte dunkle Erinnerungen, die er nicht gleich zu verknüpfen und zu verbinden wußte, beſtändig aber ſchwebte es ihm vor, als habe er ſie früher gekannt, und ihr geheimnißvolles Geſchick ſei ihm nicht fremd; daher beſchäftigte denn auch Keiner von den ſeiner Sorgfalt anvertrauten Patienten ihn mehr, als dieſe unbekannte Stumme, welche — das bemerkte er bald — nicht ſo ganz aller lichten Augenblicke entbehrte, wie man ihm geſagt hatte. Eines Tages, als ihr die Erlaubniß geworden war, im Garten des Hoſpitals ſpazieren zu gehen, traf er ſie auf einer ſchattigen Bank, wo ſie in traurige Betrachtungen und in Beſchauung eines Ringes verloren ſaß, den ſie ſich aus einem gelben Strohhalm geflochten hatte. Ein kleines blaues im Graſe gefundenes Vergißmeinnicht hatte ſie in das Geflecht hineingewebt, und ſo das Symbol der Treue nachgebildet. Carl näherte ſich ihr unbemerkt, und blickte über ihre Schulter. Da ging plötzlich bei dem Anblick des nachgeahmten Ringes, der ihn in ſeinen Volontairtagen ſo oft beſchäftigt hatte, ein Licht in ihm auf, und eine entſchwundene Zeit trat deutlich vor ſeine Seele. Der junge Mann hatte ſich damals ſelbſt in die hübſche Patientin verliebt, und ſeine Liebe könnte die arme Emilie vielleicht in einen ſichern Hafen geleitet, und ſie zu einer glücklichen Frau und Mutter gemacht haben, aber der hübſche und reiche Weſtindier trat zwiſchen ihn und die Jungfrau, die ihre Eroberung nicht einmal bemerkte. Als er Alfreds Ring auf Emiliens Hand erblickte, war das Schickſal zweier Menſchen entſchieden; ſeine Liebe verkümmerte nach und nach, aber ſein Unwille gegen den glücklichern Nebenbuhler wurzelte tiefer und tiefer in ſeinem Herzen. Viele Jahre hindurch hatte er nicht an dieſe vorübergehende Jugendneigung gedacht, jetzt ſaß der Gegenſtand derſelben vor ihm, in der braunen Kloſtertracht der Wahnſinnigen, verblüht und verſtummt, ausgeſchloſſen von dem menſchlichen Verein, eine arme Gefangene, die nie Befreiung hoffen durfte, und dennoch treu die Hand anbetete, die ihre Ketten geſchmiedet hatte. Ganz unwillkührlich rief Carl mit einem Ton des Vorwurfs: „Alfred!“

Wie ein plötzlicher elektriſcher Schlag durchzitterte dieſer Name Emilien; mit der Schnelligkeit des Blitzes drehte ſie den Kopf, und ſtarrte den Redenden an. Da ſie einen Fremden erblickte, ſchloß ſie die Augen, faltete die Hände ſo gewaltſam, daß der Strohring zerriß, und wiederholte halblaut: „Mein Alfred!“ Darauf ſank ihr Kopf auf die Bank, und ſie brach in Thränen aus.

In der langen Zeit ihres Schweigens waren ihre

Sprachorgane geheilt und hatten nach und nach ihre natürliche Biegſamkeit wieder erhalten, und ihre Stimme tönte wieder ſo klar wie damals, als ihr Silberklang Carls jugendliches Herz bewegt hatte; er ſetzte ſich neben ſie, ließ ihre Thränen ungehindert fließen, ergriff theilnehmend ihre Hand, und ſprach zu ihr von Alfred, von ihren Eltern, von ihrer Kindheit. Eine ſolche Theilnahme war in einer langen Reihe von Jahren der Unglücklichen nicht erzeigt, welcher alle Gerechtigkeit auf Erden verſagt worden war, und der Arzt wurde nun der Vertraute ſeiner Kranken.

Es blieb ein Geheimniß zwiſchen Emilie und Carl, daß ſie nicht ſtumm ſei, und dadurch wirkte er deſto ſtärker auf ſie ein. Nur in den einſamen Gängen des Gartens, entfernt von allen Geiſtesſchwachen und ihren Wärtern, löſte ſich Emiliens Zunge, und ihr Herz wälzte dann in vertrauten Geſprächen einen Theil der Laſt von ſich ab, welche es zuſammenpreßte. Ihre lichten Augenblicke wurden zahlreicher, aber von Alfred wollte ſie oft nicht reden, vermied dann ſeinen Namen, und beweinte ihr Unglück in allgemeinen Ausdrücken.

Mit der Zunahme ihrer Seelenkräfte ſchwanden die körperlichen hin; ſie ward krank, verfiel in ein langwieriges Nervenfieber, und erholte ſich zwar wieder unter der ſorgſamen Pflege des Arztes, der ihr ein beſonderes Zimmer verſchafft hatte, aber dieſe Krankheit ſchien Alles niedergebrochen zu haben, was die jüngſt verfloſſene Zeit aufgebaut hatte: Sie verſank von Neuem in Grübeleien, und war ſtumm, ſogar in Carls Gegenwart, der die Hoffnung auf ihre Heilung faſt aufgab, als er ſie nach einer vierzehntägigen, durch nothwendige Geſchäfte veranlaßten Reiſe nach Kopenhagen bei ſeiner Rückkehr ins Hoſpital ſo verändert wiedererblickte.

Indeſſen hatte er nur die Richtung nicht verſtanden, welche Emiliens Gedanken in dieſer Zwiſchenzeit genommen hatten. In ihrer Seele hatte ſich eine religiöſe Ruhe entwickelt, die ihre Gefühle geläutert und ſie vor jedem Rückfall geſichert hatte, aber ſie fühlte, daß dieſe Ruhe ihr Eigenthum ſei, und fürchtete, die Welt möchte ſelbige zerſtören, ſobald ſie ihr Daſein ahnete — ein Mißtrauen, welches man der Hartverfolgten leicht verzeihen wird. Darum ſchwieg ſie. Als aber Carl ihr eines Tages im Garten begegnete, ſich neben ihr in einem freundlichen Luſthaus niederließ, wo ſie den Reſt ihres Lebens zu verträumen wünſchte und mit affectirter Gleichgültigkeit ſprach: „Ich habe Doctor King in Kopenhagen geſehn,“ da konnte ſie ihren Gefühlen nicht länger gebieten, und rief mit Wärme: „Haben Sie ihn geſehn — ſo iſt er denn nicht mehr weit von mir entfernt.“

„Er war dort,“ antwortete Carl theilnehmend; „er iſt nicht mehr dort; er iſt wieder fort.“

Emilie blickte ihn fragend mit bittender Miene an, und legte ihre Hand ſanft auf ſeinen Arm. Carls Auge fiel auf dieſelbe und fand keinen Strohring mehr; ſeit ſeiner Zurückkunſt hatte ſie keinen mehr getragen.

„Er iſt wieder auf dem Wege nach der andern Hälfte des Erdballs,“ fuhr der Arzt fort; „Cain zieht unſtät umher mit dem Mal auf ſeiner Stirn, und vermag keinen Ort zu finden, wo er ſein Haupt zur Ruhe legen könnte.“

Emilie ließ ſeinen Arm fahren, und Carl bemerkte, daß ſie ihre Hände unter der Schürze faltete.

„Sie ſind gerächt, Emilie. Ich habe Alfred geſehen und ihn durchſchaut. Er iſt ein reicher Mann, ein ungeheuer reicher Mann, ſagen die Leute, und ein glücklicher Mann, fügen die Thoren hinzu. Er beſitzt Alles, was ein Menſch wünſchen mag von irdiſchem Gut und irdiſcher Herrlichkeit, die Regierung hat ihm ein Ritterkreuz und einen glänzenden Titel gegeben, er hat einen hübſchen Wagen und die beſten Pferde, aber er ſteht allein in der Welt, mitten in all dieſer Herrlichkeit, und würde Alles, Alles hingeben für eine einzige ruhige Nacht. Von ſeiner Frau kann er nicht geſchieden werden, obgleich ſie ihn peinigt und plagt, und obgleich er ſelbſt mit der ganzen Welt weiß, daß ſein eigener Diener ihr Liebhaber geweſen iſt. Sein zweites Kind iſt auch todt. Ein von ihm adoptirter Knabe wurde vergiftet, und nahm das entſetzlichſte Ende. Alles verwelkt um ihn her; er ſelbſt ſieht aus wie eine Schlange, leichenfahl, gelb und hohläugig, und ſein Haar iſt grau, wie das Haar eines Greiſes. —

Es iſt ein Bild des böſen Gewiſſens, und ſein Lächeln gehört zu dem Abſcheulichſten, was ich je geſehen habe. Vor Kurzem war eine große Geſellſchaft bei ihm; Alle waren luſtig, und er der Allerluſtigſte; er trank und ſpielte wie ein Raſender, man hätte glauben ſollen, daß er ſtrebe ſich zu Grunde zu richten, und daß es ihm nicht glücken wolle. Gott behüte und bewahre Jeden vor einer ſolchen Luſtigkeit! Nachts war er krank geweſen, und am Tage nachher wurde ich zu ihm gerufen, aber den Anblick vergeſſe ich nie. Ich hatte beſchloſſen, von Ihnen zu ihm zu reden, aber ich konnte es nicht über mein Herz bringen; laß ihn am Leben hangen, ſo lange er kann, ich mag ihn nicht tödten, und eine vollſtändige Kenntniß des Unglücks, das er verſchuldet, möchte doch ſelbſt für ſein Colonialgewiſſen zu viel ſein. — Ja, das iſt die weſtindiſche Natur und die weſtindiſche Erziehung!" — fügte der Arzt hinzu, als eine Reminiſcenz aus jener Zeit.

Emilie hatte ſchon längſt beide Hände vor das Geſicht gehalten. Als der Arzt ſchwieg, antwortete ſie: „Die Rache gehört dem Herrn, aber ſeine Barmherzigkeit iſt groß, und Er wird ihm vergeben, wie ich ihm vergeben habe. Nun weiß ich, warum ich Ihn anflehen ſoll, und Er wird mich auch erhören, denn Er allein weiß, was ich gelitten habe."

Emilie winkte mit der Hand und der Arzt ging. Den ganzen Tag blieb ſie allein, und brachte die Nacht auf ihren Knieen zu, im Gebet zum Leiter der Welt. Als

Carl ſie am Vormittage wieder beſuchte, ergriff ſie ſeine Hand mit den Worten: „Verſprechen Sie mir, daß Sie mir ſagen wollen, wenn er geſtorben iſt, und — daß ich beſtändig hier bleiben darf.“

„Das verſpreche ich Ihnen,“ antwortete Carl, und führte ihre verwelkte Hand an ſeine Lippen.

„Mein einziger Freund!“ flüſterte Emilie gerührt mit einem Händedruck; „möchten Sie mir bald jene Nachricht bringen können — Gott iſt barmherzig.“ —

Emilie iſt jetzt vollkommen geheilt und ſtets ſtill und ergeben. Die Arbeiten, welche ſie mit Kunſt und Fleiß ausführt, werden durch die Fürſorge ihres Arztes verkauft, und den Überſchuß vertheilt ſie unter Arme außerhalb des Hoſpitals. Sie ſpricht nur in Carls Gegenwart, und die Wärter zeigen ſie noch beſtändig, aber in weiter Entfernung, den Fremden als „die ſtumme Unbekannte, ohne Vaterland, ohne Namen und ohne Alter.“ Es iſt ſtreng verboten, ſie zu beunruhigen, und dieſem Befehl wird gewiſſenhaft nachgelebt, denn Emiliens Sanftmuth und Wohlthätigkeit haben Aller Herzen für ſie gewonnen. Carl Meier, der durch ſeine unermüdliche Sorgfalt endlich ihre Heilung bewirkt hat, genießt in der Stille ſeines Triumphs, denn er iſt zu beſcheiden, um mit dieſer glücklichen Cur zu prahlen, und ehrt Emiliens religiöſe Ruhe zu ſehr, um ſie zum Gegenſtand der Aufmerkſamkeit Anderer machen zu wollen. So hat denn Emilie endlich einen, durch ſchwere Prüfungen erkämpften Frieden gefunden. — —

Dir meine junge und hübſche Leſerin, die du ſchon der liebeheuchelnden Stimme eines einſchmeichelnden Liebhabers höhern Standes gelauſcht, die du ſchon die erſten Schritte unter jenen anlockenden Blumen gemacht haſt, ohne eine Ahnung von all den Dornen, die ſie verbergen, — dir, welche dieſes Verhältniß noch ſo ſüß anlächelt, der es noch ſo unſchuldig ſcheint, — dir ganz beſonders widme ich dieſe Blätter. Nimm ſie als ein Geſchenk von einem Freunde, der es gewiß eben ſo ehrlich mit dir meint, als dein Liebhaber. —

Otto ſchlug das Manuſcript zuſammen. Ludwig ſaß noch in derſelben Stellung mit der Hand vor der Stirn; Beide ſchwiegen. Endlich ſprach Otto: „Aber dein Rendezvous, Ludwig. Du vergiſſeſt, daß die kleine Dame mit den braunen Schnürſtiefeln deiner wartet.“

Ludwig zog ſeine Uhr aus der Taſche, und ſteckte ſie wieder ein, ohne nach den Zeigern geſehen zu haben. „Es iſt zu ſpät geworden,“ entgegnete er; „ich will einen Spaziergang über den Wall machen, denn ich bedarf der friſchen Luft.“

„Ich hoffe, daß ich deine gute Laune durch meine Erzählung nicht geſtört habe,“ ſprach Otto; „das wenigſtens war nicht meine Abſicht.“

„Nein, ich bin bei ſehr guter Laune," entgegne Ludwig mit demſelben ernſten Geſicht. „Lebe wohl, i will einen Spaziergang machen."

„Seh' ich dich morgen? Aber dann triffſt du vie leicht mit deiner Emilie, oder wie ſie ſonſt heißt, zuſammen. Alſo übermorgen vielleicht?"

Ludwig ſtrich ſich mit der Hand über die Stir reichte ſie dann Otto hin, und antwortete: „Ich komm morgen zu dir; mit dem Rendezvous iſt es vorbei. Le wohl Otto!" Damit nahm er ſeinen Hut und ging.

Otto warf einen Blick auf ſein Manuſcript, un ſagte im Selbſtgeſpräch: „Das war ein gutes Ome möchte es nur die Wahrheit verkünden!" —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

te
ch

el-
n-

n,
ne
s'

nd
n,

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zweiter Band.

Novellen.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Zweiter Band.

Eine Familie auf dem Lande.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
[illegible].

Carl Bernhard

Lebensbilder aus Dänemark.

Zweiter Band.

Lebensbilder
aus
Dänemark
in Novellen und Erzählungen

von

Carl Bernhard.

Zweiter Band.

Eine Familie auf dem Lande.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1840.

Eine

Familie auf dem Lande.

Novelle

von

Carl Bernhard

Verfaſſer der Novellen:
„Ein Jahr in Copenhagen" und „das Glückskind."

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

1840.

Eine Familie auf dem Lande.

Familiengemälde.

Das Königreich Dänemark iſt ein kleines Land; es ſteht in der Geographie, daß es nicht viel über tauſend Quadratmeilen enthalte, aber es ſteht ſo vieles in der Geographie; ſo auch, daß die Sprache, welche von den Einwohnern in dem dazu gehörenden Herzogthum Holſtein geſprochen wird, die plattdeutſche iſt, und jetzt hat man neulich ſowohl gehört als gedruckt geleſen, daß es die Schleswig-Holſteiniſche ſei, und daß dieſe Sprache ſich viel weiter erſtrecke, als man bisher geglaubt. Neue Entdeckungen erwecken immer ein eigenes Intereſſe; es iſt wenigſtens etwas Neues darin. Folglich ſind die alten Geographien, Gott ſei Dank, nicht zuverläſſiger als andre alte Ueberlieferungen, und man darf noch hoffen, es werde einmal, früher oder ſpäter entdeckt werden, daß Dänemark eigentlich nicht ſo klein iſt, wie Viele bisher geglaubt haben. Dies mag nun ſein wie es will, ſo iſt das Land immer groß genug, um darin ein Geheimniß zu verwahren, beſonders, wenn man ein bischen vorſichtig iſt; und da es innerhalb ſeiner Gränzen nicht weniger als neunzehn Grafſchaften und funfzehn Baronieen — obgleich hundert Mal mehr Grafen und Baronen — ſowie endlich Eintauſend und zwölf Güter einſchließt, ſo wird es wahrlich nicht ſo ganz leicht für den Leſer ſein, ausfindig zu machen, wo das Gut Holum des Barons Breide gelegen ſei. Sowohl der Baron als das Gut ſind nämlich hier mit Namen angeführt, die Island angehören; denn darin liegt eben das Geheimniß, was der Baron eigentlich heiße, und, wo das Gut eigentlich zu finden ſei. Für diejenigen, die dieſes wohlverwahrte Geheimniß zu entdecken wünſchen könnten, wird hinzugefügt, daß Island zu den oben erwähnten tauſend Quadratmeilen nicht mit hinzugerechnet iſt, ebenſo wenig wie die Färöerinſeln oder die Colonien in Aſien, Afrika und Amerika. Holum liegt innerhalb derjenigen Gränzen, welche gegen Norden ſind die Nordſee, gegen Oſten das Kattegatt, der Oereſund und die Oſtſee, gegen Süden die Elbe, Mecklenburg, Hamburg, Lübeck, und gegen Weſten die Nordſee, oder, wie man auch ſagt, das Weſtmeer. Aber demungeachtet liegt Holum nicht auf Bornholm; ich will die Neugierigen nicht auf Abwege führen und ſie zu einer fruchtloſen Reiſe von zwanzig Meilen hin und ebenſo viel wieder zurück verleiten. Und jetzt glaube ich, daß die geographiſche Lage beſtimmt genug angegeben iſt, beſonders für die Mehrzahl im Publicum, welche doch nicht mein Buch lieſt. —

Holum iſt ein ſchönes Beſitzthum. Wäre es mir geſtattet, mir ein Gut zum Wittwerſitz zu wählen, wenn ich ein Mal mein Leben, mit all deſſen reichlichem Kummer und ſparſamen Freuden begraben, dann würde ich Holum vorziehen, denn es liegt gerade ſo entlegen, daß ich wünſchen könnte, dort ein Daſein zu beſchließen, welches wohl zu jener Zeit von allen denjenigen Illuſionen, die ein Capital ausmachen, von dem ich bis auf den heutigen Tag gelebt, entblößt ſein wird. Jetzt liegt es mir aber etwas zu einſam. In alter Zeit hatte es einem mächtigen Geſchlechte zugehört, es hatte Könige und fürſtliche Perſonen innerhalb ſeiner Mauern geſehen, es war mit Thürmen geziert und ſein ſpiegelklarer Graben, wenn man die Windelbrücken aufgezogen hatte, eine ſtolze Wehr gegen den Feind geweſen. Aber Alles dieſes war damals. Jetzt iſt es in einem Style aufgebaut, welcher zur Zeit Friedrich's V. gewöhnlich war; denn eben damals brannte das Hauptgebäude gänzlich ab und die Thürme ſtürzten zuſammen. Ich könnte beinahe mich verſucht fühlen, dieſen Styl den jütländiſch-italieniſchen zu nennen; ein ſolcher Bau beſteht aus zwei hohen und maſſiven Etagen mit vielen Fenſtern und Kellern von Felſen aufgeſetzt: dieſes iſt das jütländiſche — ferner ein ziemlich flaches Dach, eine breite Treppe zu einer runden Veſtibule hinaufführend, und am Fuße der Treppe und auf dem grünen Platz vor dem Aufgange im Garten mythologiſche Figuren von Sandſtein: das iſt das italieniſche. Die Zimmer ſind mehr prächtig als gemüthlich, in allen Stuben findet man eine Menge Vergoldungen an Wänden und Thüren. Der jetzt lebende Baron Breide, deſſen Vater das Gut kaufte, hat die Wohnſtube und einige von den daranſtoßenden Zimmern moderniſiren laſſen, und zur Ehre unſerer Zeit muß man einräumen, daß dieß ebenſoviel heißt, als: ſie bequemer gemacht. Hier hält ſich die Familie ſtets auf, und da beinahe nie Geſellſchaft nach Holum kommt, ſo ſteht der übrige Theil des Gebäudes unbenutzt, zwei Zimmer in der oberſten Etage ausgenommen, welche von zwei jungen Damen und von einer Gouvernante, der früheren Erzieherin der Baroneſſe, welche nachher mit der Ausſteuer folgte, bewohnt werden. Die Gräben ſind voll von Schilf, und der Garten iſt ziemlich verfallen, denn der Baron, als ein tüchtiger Landmann, ſieht auf das Nützliche und verachtet das Angenehme; er hat nie den Horaz geleſen und weiß daher nicht, daß man das Eine mit dem Andern vereinigen kann. Trotzdem giebt es dort einen kleinen Fleck, nicht weit vom Hauſe, wo man eine ſorgſam gepflegte Sammlung von Blumen aller Jahreszeiten findet, von den erſten Schneeglocken und Aurikeln bis zu den letzten Georginen und Aſtern. Dieſer kleine Fleck iſt nur von einem einzigen Fenſter i der Wohnſtube aus bemerkbar, und an dieſem ſtehen ein kleiner Nähtiſch und zwei Tabourets, und in der tiefen Fenſterbrüſtung eine Reihe Blumentöpfe, deren grüne Blätter die Seiten der Fenſtervertiefung gleichſam mit einer Laubhütte umgeben. Man fühlt auf den erſten Blick, daß eine unſichtbare Verbindung zwiſchen dieſen zwei kleinen Gärten, dem im Fenſter und dem vor dem Fenſter, ſtatt finde.

Der Baron war in Holſtein geboren, wo ſein Vater Amtmann geweſen, er war alſo ein Holſteiner und ſprach deshalb natürlicherweiſe am liebſten Deutſch. Die Baroneſſe war in Schleswig geboren, wo ihr Vater ebenfalls Amtmann geweſen war, ſie war alſo eine Schleswigerin und ſprach deshalb am liebſten Däniſch. Daher kam es, daß ihre einzige Tochter, während ſie noch Kind war, eine Sprache redete, die wohl die eigentliche Schleswig-Holſteiniſche iſt, ſofern irgend eine Sprache auf der Erde ſo genannt werden kann. Um dies mit einem Beiſpiel zu erläutern, muß ich folgende Anekdote aus ihren Kinderjahren erzählen. Als ſie acht Jahre alt war, ſchickte ihr Vater ſie einmal zur Mutter, um ſeinen Hut, den er nicht finden konnte, aufzuſuchen. Sie verrichtete den Auftrag mit dieſen Worten: „Mutter! Hvor er Fatters Hut?" — Hiervon kann man wohl ſagen wie der Franzoſe, der in ſeiner Ueberzeugung, daß die civiliſirte Welt außerhalb der Gränzen Frankreichs aufhöre, ſich über die deutſche Sprache ſo äußerte:

ce n'est pas une langue, mais ceux qui parlent ce jargon, se comprennent entre eux. Als Sophie zwölf Jahre alt war, hatte inzwiſchen dieſe Sprachverwirrung aufgehört, und ſie ſprach jetzt ebenſo rein und fließend Däniſch, wie Deutſch.

Der Baron war ein ziemlich gewöhnlicher Menſch, wie man die Leute ſehr oft trifft. Er war eigentlich gutmüthig und ſanft, aber, wenn er heftig wurde, ſowohl gewaltſam als hart. Er hatte nicht ſonderlich viele Bildung, dagegen aber viel in der großen Welt gelebt und daher gute Manieren. Mit dieſem Mangel an Bildung verband er jedoch in ſeinem Herzen eine Verachtung alles deſſen, was er „Schulweſen" nannte, und dieß umfaßte mehr, als irgend eine Schuldirection ahnen könnte; dieſe Geringſchätzung zeigte ſich indeſſen nie durch die That. Er behandelte Prediger und Schullehrer mit zuvorkommender Höflichkeit und lud ſie nach der Reihe zu Tiſche ein; wollten ſie jedoch etwas aus Büchern beweiſen, ſo ſchüttelte er immer den Kopf mit den Worten: „Nun ja! theoretiſch, das kann das Schulweſen wohl ſein, aber praktiſch wird es nie werden;" und bei dem Worte „theoretiſch" machte er eine Miene, als wenn er noch gern etwas Schlimmeres ſagen wollte, als Göthe in den Worten: „Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum." — Seine Frau und Tochter liebte er wohl innig, doch fand keine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen ſtatt, ſeine Untergebenen dagegen hatten vollkommenes Zutrauen zu ihm, und die Bauern auf dem Gute rühmten ihn, als den gemeinſten, das heißt den umgänglichſten Mann der ganzen Umgegend. Er war ſelbſt überall gegenwärtig, um ſeine Wirthſchaft zu betreiben, und noch hatte Keiner der klugen Hufener ihn in praktiſchen Kenntniſſen der Landwirthſchaft übertroffen. Allein ſelbſt im Felde trug er hinten auf ſeinem Rocke eine große hellblaue Schleife, und auf derſelben einen vergoldeten Kammerherrnſchlüſſel, und deshalb würde es ihn auch nicht frappirt haben, daß ein däniſcher König, in einem beliebten däniſchen Roman, gleich wenn er aus dem Bette kommt, mit einer Krone auf dem Haupte umhergeht. Er hatte viele Eigenheiten und verſchiedene fixe Ideen, die ſich immer feſter bei ihm ſetzten, da Niemand ihm widerſprach; unter dieſen nahm folgende den erſten Platz ein, „daß Liebe nur ein Hirngeſpinſt der Poeten ſei, von ihnen erfunden, um etwas zu haben, womit ſie das Papier vollſchmieren und den Thoren das Geld ablocken könnten." Er haßte die Romane, denn er hatte einmal ein Tollhaus geſehen, und dort hatte man ihm geſagt, daß viele von den Patienten durch romantiſche Ideen den Verſtand verloren hätten; auch liebte er überhaupt die Lectüre nicht, deſſenungeachtet duldete er es, daß zuweilen des Abends in Marmontel's alten franzöſiſchen contes moraux laut geleſen wurde, „der Sprache wegen," weil es „moraliſche Erzählungen" von „wirklichen vernünftigen Perſonen" ſeien und — weil er ſo gut dabei einſchlief, ſo daß er, ungeachtet häufig darin geleſen wurde, doch nie mehr als die erſten Zeilen einer jeden Erzählung gehört hatte. Er ſpielte jeden Abend mit ſeiner Frau, der Gouvernante und einem Vetter, welcher ſich beinahe das ganze Jahr hindurch auf Holum aufhielt, ſeine beſtimmten drei Doppelrubber Whiſt. In den letzten Jahren ſpielte er Cayenne-Whiſt mit Grandiſſimo, und ſah hierin einen Beweis dafür, daß er mit der Zeit fortgehe.

Die Baroneſſe war eins von den ruhigen Gemüthern, welche, nachdem ſie dieſelbe unglückliche Liebe durchgemacht hatte, die zu erfahren nun einmal das gemeinſame Loos des ganzen Menſchengeſchlechts zu ſein ſcheint, und nachdem ſie ſich par dépit verheirathet, zu der ruhigen Ueberzeugung gelangt war, daß ein guter Mann, ein gutes Haus und ein Herz ohne Leidenſchaft das größte Glück der Erde ſeien. Ihre erſte Liebe hielt ſie für Theorie und betrachtete ſie beinahe mit denſelben Augen, mit welchen der Baron alle Theorien anſah; ihre zweite Liebe, wenn ſie mit dieſem Namen belegt zu werden verdient, war die täglich geprieſene Praxis des Lebens. Sie hätte ebenſo gut das Eine Poeſie, das Andere Proſa nennen können, aber das that ſie nicht. Sie haßte ebenfalls Romanlectüre, aber ſie hatte nie eine Irrenanſtalt geſehen, und ſie wußte, daß man den Verſtand nicht aus unglücklicher Liebe verliert, wenn ſie nur „vernünftig genommen wird.“ Sie meinte, es hätte mit der Liebe dieſelbe Bewandtniß wie mit dem Aberglauben: wenn man nicht ahnet, daß ſie exiſtiren, wird man auch davon nicht beunruhigt. Ammenmärchen und Romane gehörten nach ihrer Anſicht in dieſelbe Claſſe, beide waren auf Holum verboten, und als Sophie funfzehn Jahre alt geworden, konnte ſie ohne die geringſte Furcht im Dunkeln, wohin es immer ſein mußte, gehen und hatte nie etwas von Liebe gehört. Die Baroneſſe, ſelbſt nicht ohne Kenntniſſe, hatte, in Verbindung mit ihrer eigenen früheren Gouvernante, der Mademoiſelle Oberlein, welche gewöhnlich „die Mamſell" genannt wurde, die Erziehung Sophiens geleitet. —

Sophie war jetzt ſechszehn Jahre alt. Sie war ziemlich groß, aber fein gebaut. Wenn des Abends von der Mutter in Marmontel laut geleſen wurde, gab ſie nie Achtung, denn ſie hatte dieſelben Geſchichten von ihrem zehnten Jahre an gehört und verband daher keinen Gedanken mit den alterthümlichen Worten, welche an ihren Ohren vorbeiſauſten wie eine bekannte Melodie, zu deren Tact man ſeine eigenen Gedanken deſto beſſer pflegt. Dieſer Mangel an Aufmerkſamkeit blieb indeſſen ihr Geheimniß.

Charlotte war eine junge Verwandte, zwei Jahre älter als Sophie. Der Baron hatte ſie, da ihre Aeltern arm geſtorben waren, in ſein Haus genommen. Sie war vierzehn Jahre alt, als ſie nach Holum kam, und wurde die Geſpielinn Sophiens; die zwei jungen

Mädchen wurden zuſammen confirmirt und ſpielten noch das Jahr darauf mit Puppen. Charlotte hörte zu, wenn in Marmontel geleſen wurde; denn in den zwei Jahren, die Sophie angewandt hatte, die lieben contes moraux zu leſen und wieder zu vergeſſen, hatte Charlotte ſchon verſchiedene Romane aus der alten ſteifen Zeit, welche ſie in der Polterkammer unter ihres Vaters Büchern gefunden, geleſen. Charlotte iſt kleiner als Sophie und etwas ſtark.

Mamſell Oberlein iſt eine alte Dame; ſie iſt funfzehn Jahre älter als die Baroneſſe. Als dieſe verheirathet wurde, folgte, wie ich ſchon früher geſagt habe, die Mamſell mit der Ausſteuer und erhielt gleich ihr Zimmer in der oberſten Etage auf Holum, wo ſie ſpäter immer reſidirt hat. Die Autorität, welche ſie anfänglich, als die geweſene Erzieherinn der Baroneſſe, im Hauſe hatte, verlor ſich allmählig, und ſie hat ſie nicht einmal durch Uebernahme derſelben Function bei Sophien wieder erhalten. Die Mamſell theilt alle Anſichten der Baroneſſe, aber in einem noch ſtrengeren Grade, wie auch einen Theil derjenigen des Barons, ungeachtet ſie ihn überſieht. Die Mamſell Oberlein iſt eine Ausnahme von dem ganzen übrigen Menſchengeſchlecht; ſie hat nie eine unglückliche Liebe durchgemacht — auch nicht eine glückliche, denn ſie hat nie geliebt. Sie iſt die einzige Perſon, die mir vorgekommen iſt, auf welche der ganze Köcher des Amor ohne Nutzen hätte abgeſchoſſen werden können. Gott weiß, in welchem Styx ſie, um dermaßen ſchußfrei zu werden, getauft worden iſt. Sie hatte nie eine Idee davon gehabt, was Liebe ſei, ſie glich dem Blinden, welcher die Farben beurtheilen, oder dem Tauben, der von dem Laute ſprechen ſoll. In der Jugend der Baroneſſe, in ihrer Liebesperiode — in der theoretiſchen Zeit — bemerkte ſie wohl, daß etwas exiſtire, in das ſie ſich miſchen könne. Aber wie? — Das Verſtändniß, welches zwiſchen den zwei Liebenden vorhanden war, faßte ſie nicht; es kam ihr vor, wie die Rede dem Taubſtummen vorkommen muß — als etwas Aergerliches; ſie vermiſſen etwas, ohne begreifen zu können, was es iſt; ſie ſehen, daß Andere es haben und gebrauchen, und werden feindlich und neidiſch, weil ſie ſelbſt ſo unvollſtändig organiſirt ſind. Die Mamſell würde die unverſöhnlichſte und wirkſamſte Gegnerin der Baroneſſe geworden ſein, wenn dieſes Verhältniß ſich nicht von ſelbſt, freilich unter Verzweiflung, Seufzern und Thränen, aber doch eigentlich weil es der Flamme von beiden Seiten an Nahrung mangelte, aufgelöſt hätte. Die Mamſell ſpielte am Beſten Grandiſſimo in der ganzen Geſellſchaft, und in gewöhnlichem Whiſt war Niemand da, der ſo gut ſich erinnern konnte, in welcher Hand eine jede der zwei und funfzig Karten abſolut ſitzen müſſe.

Dieſe fünf Menſchen bildeten die Familie auf Holum, für welche, ohngeachtet ſie ſo abgeſondert lebte, die ganze Umgegend die größte Veneration hegte. Wo man von dem Hauſe des Barons Breide reden hörte, hieß es immer: „Das iſt eine ſehr nette und gebildete Familie, die des Barons auf Holum; die Leute ſind ſo höflich, ſo angenehm, ſo rechtlich, ſo wohlthätig, ſo vornehm, und doch ſo herablaſſend, man befindet ſich ſo wohl bei ihnen, ſo ganz als ob man zu Hauſe wäre.“ — Aber wenn zugleich an ihnen gerühmt wurde, daß ſie unterhaltend wären, ſo hatten ſie dem Vetter des Barons dieſes Lob zu verdanken.

Dieſer Vetter war Kammerjunker Adam Beſſer, ein Mann von 48 Jahren, klein und dick, mit einem Geſicht wie ein Vollmond; er war viele Jahre Jagdjunker, weil die Jagd bisher ſeine Hauptbeſchäftigung; in ſpäterer Zeit war er zum Kammerjunker avancirt, nicht aus Hoffart, wenigſtens nicht um am Hofe zu erſcheinen, aber weil ſein voriger Titel ihm zu jugendlich ſchien, und vielleicht weil ſeine zunehmende Corpulenz ihn mehr an die Stube als an den Wald feſſelte. Er beſaß ein kleines Fideicommiß, welches ihm eben erlaubte, unabhängig als unverheiratheter Mann zu leben; er war der gutmüthigſte Menſch von der Welt, der vorſätzlich Niemandem, auch nicht einmal einer Katze etwas zu Leide that, ausgenommen, wenn er ſie auf der Wildbahn traf, denn dort kannte er keine Barmherzigkeit, und ſelbſt die Lieblingskatze der Mamſell war als ein Opfer ſeiner Jagdliebhaberei und der billigen Wuth des Junkers, ſie innerhalb der Gränzen des Thiergartens zu treffen, gefallen. Den größten Theil des Jahres brachte er auf Holum zu, wo ſeine Geſellſchaft dem Baron beinahe zum Bedürfniß geworden; denn letzterer ſchrieb ihm unaufhörlich, wenn er zuweilen auf einen Monat abweſend, und dieſe Briefe waren die einzigen, welche Breide im Laufe des ganzen Jahres mit ſeinem guten Willen ſchrieb. Der Kammerjunker war nämlich der einzige Menſch, der den Baron vergeſſen machen konnte, daß die Uhr des Abends zehn war, die gewöhnliche Bettzeit auf Holum; denn befand er ſich abweſend, ſo vermißte der Baron die regelmäßige Bewegung für ſein Zwerchfell, welches er gewohnt war durch die Späße ſeines Vetters erſchüttert zu ſehen. Der Kammerjunker war nämlich ein großer Spaßmacher und ſeine Herrſchaft uneingeſchränkt. Er gehörte zu denjenigen Menſchen, welche ſtets auf einen Streich ſinnen; man findet dieſe Leute einzig und allein auf dem Lande, in den Städten hört ihr Regiment auf, weil es ſich mit einer wohlgeordneten Polizei nicht verträgt. Er ſtellte andrer Leute Mobilien hinaus, während ſie abweſend waren, und häufte eigenhändig Holz vor ihrer Schlafkammerthüre; er ſetzte einen Hahn oben auf den Betthimmel in dem Gaſtzimmer, damit die Fremden des Morgens erfahren könnten, wann die Sonne aufſtehe; er ließ die Katzen mit Wallnußſchalen unter den Pfoten und einer Schelle an den Schwanz feſtgebunden laufen, dieſes machte des Nachts auf den Treppen einen

Teufelslärm; er vertauſchte andrer Leute Briefe und ſchickte ihnen alte Zeitungen ſtatt neuer, ſo daß die Politik der ganzen Umgegend, zur großen Freude des Barons, der die Politik haßte, in ihrer Grundlage erſchüttert wurde. Er ſtreuete Spreuſtaub in die Betten der Mädchen, zog dem Verwalter das Taſchentuch weg, wenn er ſeine Naſe ſchnäuzen wollte, befeſtigte die Brille des Barons an dem Mops der Baroneſſe, und ließ jenen darnach ſuchen, während der Mops im Sopha abret machte; er nähete die Bettdecke der Mamſell zuſammen, ſo daß ſie nicht ins Bett kommen konnte, ſondern entkleidet im Dunkeln ſitzen mußte, um die Naht wieder aufzureißen, wenn ſie unvorſichtigerweiſe ihr Licht ausgemacht hatte. Den nächſten Tag war ſie dann ungeheuer erkältet. Er zog der Charlotte den Stuhl weg, wenn ſie ſich ſetzen wollte — kurz, er trieb mit Jedem einen Spaß, und dieß ganz ohne Rückſicht auf die Perſon. Wollte dann der Gemißhandelte zürnen, lachte er aus vollem Halſe, ſah zu gleicher Zeit dumm und gutmüthig aus und ſagte ein Mal über das Andere: „Es iſt zum Todtlachen!" Die Anderen lachten dann mit ihm, und um nicht eine allzu flaue Rolle zu ſpielen, mußte endlich derjenige, über den es herging, auch anfangen zu lachen. Er war Einer derjenigen Menſchen, mit denen man ſich hüten muß ſowohl in Freude wie in Leid in Berührung zu kommen, denn ſie verſtehen nichts von beidem und verderben es ohne irgend einen andern Zweck, als einen

Spaß machen zu wollen. Der Kammerjunker war indeſſen wegen ſeines luſtigen Talents ebenſo beliebt in der ganzen Umgegend wie auf Holum; er nahm Theil an allen Jagden, Hochzeiten und Verſammlungen im Umkreiſe vieler Meilen und bildete das verbindende Glied, welches die ſonſt iſolirte Familie des Barons mit der übrigen Welt verband. Ueberall ſetzte er die Leute in die angenehme Spannung, ſich hüten zu müſſen, ſelbſt zum Narren zu werden, oder zu gewärtigen, daß Andere lächerlich gemacht würden. Die Mamſell ging jeden Abend in dieſer Ungewißheit zu Bett und hatte ſich einen beſondern Stock angeſchafft, der immer neben ihrem Bette ſtand, um, ehe ſie ſich zur Ruhe begab, damit alle Winkel zu unterſuchen, ohngeachtet ſie bei Tage doch ſtets den Schlüſſel zu ihrem Zimmer bei ſich trug. Aber ſie kannte den wirkſamen Geiſt des Kammerjunkers und wußte aus Erfahrung, daß er den Wahlſpruch des Kaiſers Titus zu dem ſeinigen gemacht hatte, indem er, wenn er im Laufe des Tages keine Gelegenheit gefunden, Jemandem einen Streich zu ſpielen, ſagte: „Ich habe dieſen Tag verloren." Diejenige Perſon, der es am leichteſten war Poſſen zu ſpielen, war gewiß Sophie, aber deſſenungeachtet hatte man kein Beiſpiel davon, daß er ſie jemals zum Gegenſtand ſeiner Schelmſtücke gemacht hatte. Eine Jungfräulichkeit und eine Unſchuld war über Sophie verbreitet, welche bewirkte, daß er es ſtets wieder aufgab, wenn er auch zuweilen daran dachte, ſie dem gemeinſchaftlichen Loos ihrer Umgebungen zu unterwerfen. Und hierdurch glaube ich zugleich, dem Leſer einen bedeutenden Beitrag meiner kurzen Beſchreibung der Perſönlichkeit Sophiens geliefert zu haben. Niemand, kaum Sophie ſelbſt, hatte auf jenes beneidenswerthe Privilegium Acht gegeben; indeſſen hatte es bei ihr ein unbewußtes Zutrauen zu dem guten Herzen ihres Onkels, und bei letzterem einen gewiſſen, ihm ſelbſt unerklärlichen Reſpect vor der Meinung Sophiens entwickelt.

Der Kammerjunker theilte keinesweges das Vorurtheil ſeines Vetters in Anſehung der Schädlichkeit der Lectüre, im Gegentheil hielt er ein Käſebuch, wie er es nannte, für ein herrliches Verdauungsmittel nach Tiſche. Er war deshalb in dem letzten halben Jahre Mitglied einer Leſegeſellſchaft in der nächſten Stadt geworden und bekam regelmäßig einmal die Woche neue Bücher zugeſchickt. Der Baron hatte ihm ſtrenge auferlegt, ſeine Lectüre nicht in die Wohnſtube herunterzubringen, ſondern dieſe ſeine geiſtige Speiſe auf ſeinem eigenen Zimmer zu verzehren. Dieſes Zimmer war in der zweiten Etage, nicht weit von dem der jungen Mädchen. Der Kammerjunker richtete ſich nach dem Befehl ſeines Vetters, aber ſeine Thüre ſchloß er nicht ab, und ſo geſchah es, daß er ſeine Bücher nicht ſtets an derſelben Stelle, wo er ſie hingelegt hatte, wiederfand. Die jungen Mädchen laſen heimlich im Garten und beklagten in ihrem Herzen, daß der Onkel Adam nicht ſchon viel früher in die Leſegeſellſchaft getreten ſei, und der Onkel war ſo gutmüthig, daß er oft den zweiten Theil eines Buches verlangte, ohne den erſten geleſen zu haben, weil er bemerkt hatte, daß der erſte drei ganze Tage unangerührt auf dem Tiſche liegen geblieben war, alſo wohl ausgeleſen ſei. Zufälligerweiſe hatten ſie nur vortreffliche Bücher getroffen, eben ſolche, die eine jede Mutter in ihrer Tochter Hand wünſchen muß. Ein guter Genius hatte ſie bewacht. Aber dieſe heimliche Uebereinkunft wurde nicht mit einem einzigen Worte berührt. Die Bücher kamen nie in die Wohnſtube; der Onkel Adam freute ſich daran, wie er ſeinen vorſichtigen Vetter ſowie deſſen kluge Frau und die ſuperkluge Mamſell anführe, lachte bei ſich ſelbſt und ſagte wie gewöhnlich: „Das iſt zum Todtlachen! Sie ſind angeführt Alle zuſammen.“ —

Dieſe Bücher hatten Sophien eine Welt geöffnet, in welche die verworrenen Berichte der beleſeneren Charlotte nicht vermocht hatten ſie zu verſetzen. Aber ſie hatten nicht einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, daß ihre kindliche Munterkeit dadurch im Mindeſten geſtört worden wäre. Bei Charlotte war dieſes dagegen nicht der Fall, und wenn Sophie des Abends am See, ohne ein beſtimmtes Ziel zu haben, blos um ſich der Luft, des Waſſers, des Duftes der Blumen, ihrer eigenen Jugend und Friſche und der ganzen Herrlichkeit der Natur zu erfreuen, herumlief, ſaß Charlotte ſtill und träumend und dachte noch über das Schickſal des Helden und der Heldin, was Sophie ſchon in dem Augenblicke, wo ſie die Schönheit ihrer Umgebung bemerkte, vergeſſen hatte. Aber des Abends ſchlief Charlotte über ihre Gedanken an Held und Heldinn gleich ein, während Sophie viele Stunden noch lag und ſinnend über ihre Lectüre das leere, einſame Holum mit der liebenswürdigſten Geſellſchaft bevölkerte.

An einem Abend im Septembermonat war die ganze Familie in der Wohnſtube verſammelt. Der Spieltiſch ſtand vor dem Sopha, der Baron und die Baroneſſe, die Mamſell und der Onkel Adam ſpielten Cayenne-Whiſt mit Grandiſſimo, und dieſes Spiel wurde wie gewöhnlich mit pflichtmäßigem Ernſt getrieben; man hörte keine andern Worte als die einförmigen: „Pas — Pas — Ich wähle Treff — Ich ſage Grandiſſimo“ — u. ſ. w. Nur wenn das Spiel beendigt war und die Karten wieder rund gegeben wurden, verbreitete man ſich in Betrachtungen über den beſonderen Gang deſſelben und ſtellte Suppoſitionen auf über die möglichen Fälle, wenn die Mamſell die Renonce des Barons wieder hätte ſpielen können, oder wenn die Baroneſſe den König eingeſetzt hätte, als Onkel Adam auf die Dame invitirte. Solche ſupponirte Manöver ſind für die Theilnehmer intereſſanter als für Perſonen, welche nicht mitſpielen, deshalb gaben auch Sophie und Charlotte nicht ſonderlich Acht darauf. Die beiden jungen Mädchen ſaßen in dem einen Fenſter, deſſen Vorhang noch nicht heruntergezogen war, Charlotte ſtrickte, Sophie hatte ihr Strickzeug auf den Nähtiſch gelegt, der zwiſchen den zwei Tabourets ſtand, auf welchen ſie, um an eine ungebückte Stellung ſich zu gewöhnen, ſaßen. Sie hatte den Ellenbogen auf die Fenſterlehne geſtützt, und ihr Geſicht war gegen den Garten, der eben von dem ſchönen Septembermondſchein erleuchtet wurde, gewandt. Die glänzende Scheibe des Mondes ſtand gerade vor dem Hauſe und beſchien das Fenſter; das Licht, welches durch dieſes hinein auf die Fußdecke der Wohnſtube fiel, war klarer als das der Kerzen auf dem Spieltiſche. Draußen im Garten ſah man die Bäume, die Blumen in Sophiens kleinem Garten, der eben dieſem Fenſter ſchräg gegenüber lag, und die weißen Figuren, die auf dem Raſenplatze vor dem Aufgange ſtanden. Beſonders erſchien die Diana mit ihrem Hunde deutlich auf dem dunkeln Grunde, der von den Bäumen im Garten, die hinten mit einem kleinen Gehölze zuſammenhingen, gebildet wurde. Wenn Du, mein Leſer, eben an dieſem Abend in Holums vernachläſſigtem Garten ſpazieren gegangen wäreſt, würdeſt Du Dich doch gleichwohl durch den ſchönen Anblick, der ſich Deinem Auge dargeboten hätte, befriedigt gefühlt haben. Gerade vor dem mit Statuen gezierten Grasfleck hätteſt Du ein Fenſter bemerkt, innerhalb deſſen das Licht der Wachskerzen mit dem Mondlicht um die Wette ſtritt, und zwiſchen den Blumen und dem Laube, von denen das Fenſter nach allen Seiten umgeben war, würdeſt Du ein Geſicht geſehen haben, das Dir ähnlich dem eines Engels, oder dem Bilde einer jungen blühenden Flora mitten in ihrem Reichthum an Farbenpracht und Blumenduft gedäucht hätte. Aber Du warſt nicht da an jenem Abend, wohlwollender Leſer, und jener ſchöne Anblick hatte keinen Zuſchauer, denn bei Tage kam beinahe Niemand in Holums Garten, geſchweige denn des Abends; auch will ich Dir rathen, vorſichtig zu ſein, wenn Du Abends auf Entdeckungen gehen willſt, der Garten iſt mit Gräben umgeben, und die beiden Brücken, die ihn mit dem Hölzchen verbinden, befinden ſich nicht gerade im beſten Zuſtande. Der Baron hat davon geſprochen, im nächſten Frühjahr zwei neue Brücken zu bauen. Das mag wohl auch Noth thun; denn über die eine darf Niemand, außer Sophie, ruhig gehen; ſelbſt nicht einmal Charlotte betritt ohne ängſtliche Vorſicht dieſelbe, und Onkel Adam ermangelt dann nie, auf ſie wegen ihres embonpoint zu ſticheln.

Die beiden jungen Mädchen waren mitten in einer Unterredung, welche ſie flüſternd über den Nähtiſch führten, ſtehen geblieben. Sophie ſah noch aus dem Fenſter und überdachte die Antwort; darauf ſagte ſie, während ſie in derſelben Stellung ſitzen blieb: „Nein, ich mache mir nichts daraus, verheirathet zu werden, um nach Kopenhagen zu kommen. Ich bleibe lieber hier auf Holum.“

„Mein Mann müßte mich in die Welt führen,“ ſagte Charlotte und ſtrickte dabei ſo eifrig, als wenn ſie ſchon an der Ausſteuer arbeitete. „Ich würde reiſen, nach Kopenhagen gehen und Bälle beſuchen. Gott! Bälle in Kopenhagen. Nein! ich kann mir nichts Herrlicheres denken. Da kommt der König und alle die Prinzen und Prinzeſſinnen, das iſt etwas Anderes als unſere jämmerlichen Bälle“....

„Auf welchen wir uns doch göttlich amüſiren“, verſetzte Sophie. Und glaubſt Du, daß ſie in Kopenhagen ein ſo herrliches Mondlicht haben, einen ſo ſchönen Himmel und ſo ſchöne Bäume und Blumen? Nein, da iſt ein Haus höher als das andere, und man ſieht nichts als Mauerſteine, Ziegelſteine und Pflaſterſteine. Ich bedanke mich für eine ſolche ſteinerne Glückſeligkeit; mit der will ich nicht mein liebes Holum vertauſchen.“

Indem Sophie ſo ſprach, betrachtete ihr Auge voll frommer Ergebung den Mond, den Himmel und die Bäume. Charlotte warf einen flüchtigen Blick aus dem Fenſter und antwortete: „Aber dann bekämeſt Du es ja gerade ſo, wie Du es jetzt haſt.“

„Ich wünſche mir auch nichts Anderes,“ ſagte Sophie; „ich bin ſo glücklich, als man es nur ſein kann. Ich weiß nicht, wie ich anders glücklicher werden könnte.“

„Aber warum wollteſt Du Dich denn verheirathen?“

„Darnach frage ich auch nichts, es iſt ja nicht geſagt, daß alle Menſchen heirathen ſollen. Die Mamſell iſt ja gleichfalls nicht verheirathet.“

„Pfui, die Mamſell!" ſagte Charlotte. „Ich wollte doch lieber mit dem rothnaſigen Verwalter oder mit Onkel Adam verheirathet ſein, als dem Beiſpiele der Mamſell folgen."

Sophie ſchwieg und ſah aus dem Fenſter. Kurz hernach fuhr Charlotte fort: „Aber wenn Du nun heirathen ſollteſt, wäre es Dir denn nicht lieber, in Kopenhagen zu ſein, als auf Helum zu bleiben?"

Sophie ſchüttelte den Kopf. Charlotte ließ das Strickzeug in den Schooß fallen und ſetzte hinzu: „Aber ſage mir doch, Kind, womit würdeſt Du hier auf Helum Dir und Deinem Manne die Zeit vertreiben?"

Sophie, ihren Kopf vom Fenſter abwendend, warf ihren Blick auf den Tiſch und antwortete: „Ich würde ihn lieben und anbeten." — Dieſe Worte ſagte ſie mit einem ſolchen ſchwärmeriſchen Ausdruck, daß der Baron Ach und Weh gerufen haben würde, wenn er gehört hätte, daß die Ueberſpanntheit, die er blos in Romanen zu finden glaubte, trotz aller ſeiner Vorſicht doch in ſein Haus ſich eingeſchlichen habe. Dieſe Ueberſpanntheit entwickelt ſich in einem gewiſſen Alter von ſelbſt in der Bruſt eines jeden jungen Mädchens — Geduld! Sie wird ſchon in kurzer Zeit wieder erſtickt werden. Charlotte ſetzte ihre Inquiſition fort.

„Aber geſetzt, er wäre langweilig und flau."

„Ja, aber das wäre nicht möglich."

„Aber wenn es doch ſo wäre; man hat früher langweilige und ſlaue Männer geſehen. Wenn es nun ein ſolcher wäre?

„So würde ich ihn doch gleichwohl lieben und anbeten.“

„Aber wenn er ſich nun gar nicht um Dich kümmerte?“

„Das wäre einerlei, ſo würde ich ihn doch lieben, weil er mich geliebt hat.“

„Aber wenn er nun untreu würde und ſich in eine andere verliebte? Dann, das weiß ich, würdeſt Du doch lieber nach Kopenhagen ziehen.“

Sophie ſah mit ihren ehrlichen Augen in die Höhe und antwortete wehmüthig: „Nein, ich möchte doch lieber hier auf Holum bleiben. Ich würde ihn gleichwohl lieben und anbeten und jedesmal, wenn ich ſeinetwegen weinen müßte, weit in das Gehölz hinunter gehen, damit er es nicht zu ſehen bekäme. Und ich würde ihn gleichwohl lieben,“ wiederholte ſie noch ein Mal und ſchlug den Blick zur Erde, als wenn ſie ſich faſt ſchämte, dem Untreuen ſo viele Liebe zu zeigen.

Charlotte wieder ihr Strickzeug ergreifend gab die halblaute franzöſelnde Antwort: „Mais vous êtes une folle, ma chère. So unglücklich zu ſein und ihn doch zu lieben; ſo etwas habe ich in meinem Leben weder gehört noch geleſen. Wahrhaftig, mein mari dürfte das nicht von mir erwarten.“

„Marie? Was habt Ihr da wieder für eine Geſchichte von Marie? Das iſt wohl die Materie, worüber Ihr Euch ſo eifrig in der letzten halben Stunde unterhaltet?“ fragte die Baroneſſe, die gerade in dem Augenblicke, wo ſie ihre dreizehnte Karte hinwarf (die ſich einem brillanten Grandiſſimo anſchloß, in welchem ſie mit dem Kammerjunker die Gegenſpielenden klein Slam gemacht und ein Quadrupel, und ich glaube noch dazu zwei aufs Neue gewonnen hatte), von den letzten beinahe ganz laut geſprochenen Worten der Charlotte ganz deutlich nur das „mari“ und „nicht erwarten“ gehört hatte.

Die zwei jungen Mädchen waren ſo erſchrocken, als wenn der Blitz gerade vor ihnen niedergeſchlagen wäre.

Eine kleine Pauſe trat ein; darauf gab Onkel Adam folgende Erklärung: „Wie die Mädchen doch unvorſichtig ſind,“ ſagte er, „man kann Frauenzimmern auch nie etwas mittheilen, ſie können nicht ſtillſchweigen. Nun habe ich hier den ganzen Abend ſitzend Grandiſſimo geſpielt und habe doch nicht mit einer Sylbe der unglücklichen Geſchichte, daß die Meierin Marie in ihrer unglücklichen, wieder erwachten Liebe zu dem Verwalter heute eine große Portion Gift geſchluckt hat, Erwähnung gethan — gleichwohl ſollte es ausgeplaudert werden.“ —

Die Baroneſſe, welche im Begriff war, die Karten zu geben, erſchrack ſo, daß ſie ſich vergeben mußte; die Mamſell bekam zwei Karten ſtatt einer, und die des Barons fielen offen. Kaum hatte der Onkel Adam dieſe Wirkung ſeines Spaßes geſehen, als er in ſein gewöhnliches Gelächter ausbrach, rufend: „Das iſt zum Todtlachen! Couſine glaubte es. Nein, das iſt wirklich zum Todtlachen!“

Couſine wurde halb verdrießlich, die Mamſell und der Baron lachten zugleich mit Onkel Adam. Die zwei jungen Mädchen blieben, mit blutrothen Geſichtern, ſitzen; ſie lachten nicht, denn ſie wußten noch nicht, ob das Verhör damit zu Ende ſei, und was ſie antworten ſollten? Sie waren nicht an's Lügen gewöhnt, aber glücklicherweiſe auch nicht an ſolche Fragen, die ſelbſt einen Heiligen von der Wahrheit Bahn abbringen. Die Gefahr war indeß für dies Mal überſtanden. Kurz hernach bat die Baroneſſe Charlotte, ihr etwas zu holen, denn Charlotte hatte gerade die Woche zur Beſorgung der kleinen Hausgeſchäfte, des Thee- und Kaffeſchenkens u. ſ. w.; die jungen Damen hatten nämlich dieſe Arbeiten unter ſich wochenweiſe getheilt.

Sophie blieb am Fenſter ſitzen. Mit einem abbittenden Blick auf ihre Mutter, gegen die ſie in ihren Gedanken unredlich gehandelt hatte, und mit einem dankbaren Blick auf den guten Onkel Adam, der ihr aus dieſer Verlegenheit geholfen, kehrte ihre Seele zu dem eben geführten Geſpräch zurück. Sie drehte den Kopf wieder nach dem Fenſter, und indem ſie denſelben mit der Hand ſtützte, betrachtete ſie den Mond, der ſich in ihren dunkelblauen Augen abſpiegelte. Sie dachte daran, daß Charlotte vielleicht Recht habe, daß ſie einmal heirathen müſſe, und daß ſie das Loos treffen könne, Vater und Mutter zu verlaſſen und mit ihrem Manne von Helum wegzuziehen. Dieſer Gedanke ſtimmte ſie halb wehmüthig. Das ſchöne Helum, das ſie ſo ſehr liebte, und ihren kleinen Blumengarten zu verlaſſen; und dieß Alles eines Mannes wegen, den ſie noch nicht kannte — Wie ſollte ſie ihn kennen lernen? Wie ſollte ſie beurtheilen können, ob er der rechte ſei? Ach! das würde ihr Herz ihr ſchon ſagen; — er könnte ja auch nicht auf gewöhnliche Art hervortreten, wenigſtens nicht das erſte Mal — er durfte nichts mit allen denjenigen Menſchen, die ſie bisher gekannt, gemein haben, weder mit den Predigern, noch mit den Schullehrern, noch mit den langen tabackrauchenden Söhnen auf den benachbarten Gütern, deren einziges Talent darin beſtand, mit einer Peitſche gut zu klatſchen und damit einem Strohhalm einen Streich zu verſetzen — er durfte vor Allem auf keine Weiſe dem Onkel Adam, der ſo klein, ſo dick und ſo lachluſtig war und mit den Leuten immer Späße treiben wollte, ähnlich ſehen. Er mußte dagegen ſein — und jetzt zeichnete Sophie in Gedanken auf dem dunkeln Hintergrunde von Laub und Stämmen einen Adonis, mit allen möglichen Schönheiten und Vollkommenheiten, und dieſer ſtand ſo deutlich und klar da, wie das Ideal eines jeden jungen Mädchens in einem ſolchen Moment vor ihrer Seele ſteht. Ihre Augen füllten ſich mit unfreiwilligen Thränen, die für einen Augenblick den neugeſchaffenen Halbgott verdunkelten; aber als Sophie recht feſt die Quelle dieſer Thränen verſchloſſen hatte, ſo daß die langen dunkeln Augenwimpern ihre Wangen berührten, da ſtand das Bild wo möglich noch klarer vor ihrer Seele. Die Stirn an das Fenſter lehnend blieb ſie lange in dieſer Stellung ſitzen. Ein halb hörbarer Laut, wie ein leiſe gepfiffenes Signal, nur aus zwei Tönen beſtehend, weckte ſie wieder aus ihren Träumereien.

Als ſie die Augenlider hob, fiel ihr Blick auf die gerade vorſtehende Statue; dieſe ſtellte Diana, die Göttinn der Jagd, mit dem Halbmond auf dem Kopfe, dem Bogen in der Hand und ihrem Hunde zu Füßen ſitzend vor. Sophie glaubte beinahe, daß die Göttin lebendig würde, wenigſtens ihr Hund, denn ſie ſah deutlich, daß dieſer quer über den Grasfleck in dem hellen Mondſchein lief und hinter dem Fußſtück, welches die Statue trägt, wieder verſchwand. Und in demſelben Augenblick ſaß er doch am Fuße der Göttinn, in derſelben Stellung, die er ſchon ſeit der Zeit des hochſeligen Königs Friedrichs V. eingenommen hatte. Sie mußte über ihre eigenen Viſionen lächeln; indeſſen hatte dieſe kleine Epiſode das Bild, welches ſie ſelbſt hervorgerufen, geſchwächt. Sie ſchloß die Augen wieder, aber es war vergebens; ſie öffnete ſie wieder. — Das Bild ließ ſich nicht mehr feſthalten, es war verſchwunden. Ein neues trat jedoch in demſelben Augenblick an deſſen Stelle.

Es war eine Geſtalt, die ſich bisher hinter der Statue der Göttinn verſteckt hatte, und welche ſich jetzt im Schatten der weißen Figur hervorwagte, um Holum zu beſchauen. Das Geſicht war gegen das Gebäude gewandt, vielleicht betrachtete es eben in dieſem Augenblicke Sophien. Ein weißer Hund trat auch hervor und ſetzte ſich mit der Verſicht eines wohldreſſirten Jagdhundes neben ſeinem Herrn hin. Sophiens Herz fing an zu klopfen, es war nicht aus Furcht, und doch wurde ihr Athemzug immer kürzer; ſie betrachtete ſteif die unbewegliche Figur; da nahm dieſe allmählig die Züge und Umriſſe des verſchwundenen Bildes an — ſie wurde ihr Adonis, dieſelben Geſichtszüge, ungeachtet des großen Abſtandes, dieſelben Locken, ungeachtet er im Schatten ſtand, dieſelben Vollkommenheiten, ungeachtet er ſo unbeweglich blieb, als ob er von Stein ſei. Wenn ich nicht befürchten müßte, allzu proſaiſch genannt zu werden, würde ich mir die Bemerkung erlauben, wie dieſer Augenblick ſo vortheilhaft war, daß der Verwalter mit der rothen Naſe oder Onkel Adam ſelbſt auf derſelben Stelle ganz dieſelbe Figur geſpielt haben würden. Aber für Sophie war es ihr Adonis, das namenloſe Ideal, das ſie eben ſelbſt geſchaffen; es war vollſtändig bis zu den kleinſten Umſtänden, es war ſelbſt übervollſtändig, denn den Hund hatte ſie ſich nicht gedacht, da ſie aber große Hunde lieb hatte, ſtörte dieſer Umſtand ſie nicht in ihrem Traume.

Es war ein ſtummes gegenſeitiges Beſchauen, welches mehrere Minuten dauerte, von magnetiſcher Wirkung, das fühlte Sophie, ohne doch zu wiſſen, daß etwas exiſtirt, was man Magnetismus nennt. Sie war ſich bewußt, daß der Adonis ſie betrachtete, ſo wie ſie ihn; dieſes Bewußtſein ängſtigte ſie, aber es freuete ſie noch mehr. Endlich trat die Geſtalt ganz aus ihrem Verſteck hervor. Es war ein hoher, ſchlanker Mann in einem kurzen Ueberrock, über die Schulter trug er eine Jagdbüchſe; und jetzt entdeckte ſie erſt, daß ſie ſich ihren Adonis gerade in einem kurzen Ueberrock gedacht hatte, nicht in einem ſolchen langen, um die Beine ſchlotternden Rocke, wie der war, den ihr Vater gewöhnlich trug, und auch nicht in einer abgeſtutzten Jacke, der Jagdkleidung des Onkels Adam, die nur dazu diente, deſſen unvortheilhafte Figur noch mehr hervorzuheben. Aber gerade ſo — bis zum Knie, und weder länger noch kürzer. Der Jäger bewegte ſich langſam, im Schatten der hohen Lindenbäume, gegen Sophiens kleinen Blumengarten; hier kam er wieder zum Vorſchein und blieb ſtehen. Sophie ſah, daß er, ſich zu ihren Blumen herunterbückend, eine von den zunächſt ſtehenden weißen Sternblumen pflückte und ſie in das Knopfloch ſeines kurzen Ueberrocks ſteckte. Ein Strahl des mitleidigen Mondes fiel durch das Laub und erhellte, einen kurzen Augenblick, den weißen Stern auf ſeiner Bruſt, und da kam es Sophien vor, als wenn die Strahlen dieſes Sterns ihr Herz berührten. Sie legte unwillkührlich die Hand auf die Bruſt. In demſelben Moment verſchwand der Jäger hinter den großen Stämmen; nach einem Augenblick hörte man daſſelbe gepfiffene Signal, und der gehorſame Hund, der bisher wie verſteinert an der Seite der Statue ſitzen geblieben war, fuhr in die Höhe, folgte ſpürend ſeinem Herrn, kam noch ein paar Mal zwiſchen den Blumen zum Vorſchein und verſchwand darauf. Alles war wieder ebenſo ſtill wie vorher, aber es kam Sophien vor, als wenn der Garten leer wie eine Wüſte, der Mond dunkler und die Statue der Diana grau anſtatt weiß geworden ſeien. Sie athmete tief; in demſelben Augenblick trat Charlotte in die Stube und nahm gleich darauf ihren Platz ihr gegenüber wieder ein. Sie warf noch einen Blick in den Garten, überzeugte ſich bald, daß die Erſcheinung für immer verſchwunden ſei, freute ſich, daß ſie nicht nöthig hatte, dieſes Geheimniß mit der Freundin, der ſie ſonſt nichts verheimlichte, zu theilen, und ſeufzte wieder, indem ſie ebenſo eifrig ſtrickte, wie vorhin Charlotte.

Sie beſchäftigte ſich den ganzen Abend mit Stricken und kehrte dem Fenſter den Rücken zu. Ich weiß nicht, welche Gedanken ſie in dem Netz der feinen Maſchen fing, aber das weiß ich, daß ſie die ganze Nacht träumte.

Den nächſten Morgen war Sophie lange vor allen Andern im Garten. Der Gärtner war aber noch früher auf geweſen, und hatte gerade diejenigen Gänge, die dem Hauſe am nächſten lagen, geharkt, was ſonſt nur ein oder zwei Mal im Sommer geſchah. Eine jede Spur war verſchwunden. Nur an der Seite der weißen Sternblume fand ſich der Eindruck von einem Fuße, der in das Beet hineingetreten war. Sophie betrachtete ihn genau, es war als wenn dieſe Spur ſie erſt davon überzeugte, daß der Jäger eine wirkliche Perſon, und nicht eine leere Erſcheinung, die ihre Phantaſie ſich gebildet, geweſen wäre, und es entſtand durch die Entdeckung dieſer Wirklichkeit ein frohes Gefühl in ihrer Seele. Nachdem ſie ſich genau dieſes Merkzeichen eingeprägt hatte, ergriff ſie ihren kleinen Rechen und verwiſchte es, als ſei ſie neidiſch darauf, daß irgend ein Andrer es ſehen könnte. Es war ein damit verwandtes Gefühl, welches ſie dazu trieb, die noch übrig gebliebenen Sternblumen abzupflücken. Niemand ſollte dieſe Blume entweihen. Sie verſteckte ſie in ihrem Gebetbuch; als ſie jedoch mit der Ordnung dieſes Herbarii fertig war, verdroß es ſie, daß ſie nicht eine Sternblume hatte ſtehen laſſen — nur Eine.... Für den möglichen Fall, daß der Jäger wiederkäme? — Dieſen letzten Theil des Gedankens geſtand ſie ſich nicht ſelbſt, es iſt deshalb eigentlich eine große Indiscretion von mir, daß ich's wage, dem kleinen Seufzer, der ihn begleitete, eine ſolche Bedeutung beizulegen.

So lange der Mondſchein dauerte, blieb die Rollgardine im Fenſter der jungen Dame aufgezogen. Sophie wich nicht von ihrem Platze: dieſes Mondlicht war ſo lieblich, der Garten nahm ſich ſo gut aus, und ſie liebte ſo ſehr das Licht, welches durch die Miſchung zweier verſchiedener Beleuchtungen hervorgebracht wurde.

„Zieht es aber nicht an dem Fenſter," ſagte die Baroneſſe. „Es hat den ganzen Sommer offen geſtanden."

„La lune, der Mond," ſagte die Mamſell. „Im Franzöſiſchen iſt es féminin, im Deutſchen aber masculin." Die Mamſell verſäumte keine Gelegenheit, ihren Beruf als Françaiſe zu erfüllen.

Der Onkel Adam gab eben die Karten. Er lallte den erſten Vers eines alten verliebten Liedes zum Lobe des Monds. Der Baron aber unterbrach ihn und ſagte, indem er ſeine Pfeife, die ausgeraucht war, wieder anzündete: „Gewäſch, Vetter, lauter dummes Zeug, von den hungrigen Poeten erfunden, um damit die Seiten voll zu ſchmieren und den einfältigen Menſchen das Geld aus der Taſche zu locken. Sieh' aber einmal, ob die Kerls uns erklären können, was für eine Einwirkung der Mond auf Ebbe und Fluth hat, oder warum das Fleiſch, wenn es im Mondſchein hängt, viel ſchneller als ſonſt verdirbt. Ich ſage Grandiſſimo."

Der Mondſchein hörte auf, aber der Jäger ließ ſich nicht wieder ſehen. Sophie behauptete ihren Platz und blieb am Fenſter ſitzen, ſelbſt nachdem die langen Abende den Garten in einen undurchſichtigen Schleier gehüllt hatten, und die Rollgardine ſchon lange heruntergezogen war. Ihre Augen thaten ihr ein bischen weh, und die Lichter ſchmerzten ſie, — „aber es iſt nur unbedeutend,“ fügte ſie ſchnell hinzu, als ſie den betrübten Blick ſah, den ihre Mutter ihr vom Spieltiſch zuwarf. Und um ſich ſelbſt zu beſtrafen, ſtand ſie auf und ſetzte ſich an die Seite der Baroneſſe, mit dem Rücken gegen das Licht. Doch der nächſte Abend traf ſie wieder am Fenſter, und wenn der Wind die alte, verroſtete, eiſerne Wetterfahne auf dem Meiereigebäude bewegte, glaubte ſie oft in dem pfeiffenden Laut das Signal des Jägers wiederzuerkennen; ein langer, anhaltender Ton, der recht traurig in Sophiens Ohren lautete, überzeugte ſie indeſſen jedesmal, daß ſie ſich geirrt hatte, und brachte das durch dieſen Sinnenbetrug in die Höhe getriebene Blut wieder zum Sinken. Indeſſen blieb die alte Wetterfahne doch ein Mittel, welches anfänglich recht oft ihre Gedanken auf die Erſcheinung zurückführte, die ſich in einem Augenblick, der für Sophie nicht ganz ohne Bedeutung war, ihr gezeigt hatte. Selbſt als die ſchwindende Zeit den Eindruck geſchwächt und die Farben gebleicht hatte, bewahrte ſie treu in ihrer Bruſt dieſes kleine Abentheuer, und jedes Mal, wenn es ihr einfiel, es der Charlotte mitzutheilen, ſchien ihr eine Stimme zuzuflüſtern, daß ſie kein Recht hatte, denjenigen, der ſo deutlich gezeigt, daß er im Schatten verſteckt zu ſein wünſchte, ans Licht zu ziehen.

Die Wintermonate fingen an, und mit ihnen die ganze Stille, die auf dem Lande dieſe Zeit, welche in den Städten die am meiſten bewegte iſt, begleitet. Die Erntefeier war ſchon lange vorbei, Sophie hatte recht aus Herzensluſt getanzt und ſich göttlich amüſirt; Charlotte hatte auch getanzt, und es war ihr dabei nicht Zeit geblieben, Betrachtungen über die ſo ſehr gewünſchten Kopenhagener Bälle anzuſtellen. Man hatte gepflügt und geſäet, der Baron ging nicht mehr alle Tage aufs Feld, und Onkel Adam ging faſt nie auf die Jagd, denn es war zu kalt geworden. Es herrſchte auf Holum eine Todtenſtille; doch in dieſer Ruhe liegt auch ein wohlthuendes Element; ſie entwickelt mit doppelter Kraft die Häuslichkeit, und man lernt dann recht die Bedeutung einer lieben Heimath ſchätzen. Die Dreſchmaſchine war in Gang geſetzt, und das monotone Klappern derſelben der einzige Laut, der die Stille unterbrach; ſie ging aber auch par force, denn der Baron hatte einen guten Handel über eine bedeutende Parthie Korn, die zur beſtimmten Zeit abgeliefert ſein ſollte, abgeſchloſſen. Er war täglich zugegen, und wenn die Arbeit recht flink von der Hand gegangen war, gab er den Leuten ein Geſchenk; daher arbeiteten ſie auch, daß es eine Luſt zu ſehen war.

Onkel Adam war oft gegenwärtig und hatte wie gewöhnlich unzählige Pfiffe vor; der Baron forderte ihn beſtändig auf, mit ihm in die Scheune hinüberzugehen, denn ſeine Gegenwart trug beinahe mehr als die Belohnungen zur Aufmunterung der Arbeiter bei. An einem Tage ſtanden die zwei Vettern neben demjenigen Arbeiter, der die Garben auf der Maſchine zurecht legte. Der Knecht hatte eine Mütze von Fuchsbalg auf dem Kopfe, die er ſich erſt neulich angeſchafft, und worauf er ſehr ſtolz war; dieſe nahm Onkel Adam, und, ſie oben auf das Stroh werfend, rief er: „Nun wollen wir den Fuchs in die Enge treiben!“ Die Walze drehte ſich und ehe der beſtürzte Arbeiter wußte, wo ſeine Mütze geblieben, bog ſie ſich ſchon und war ganz nahe daran, zu verſchwinden. Der Kammerjunker ſah das erſchrockene Geſicht des Knechts, ſetzte ſeine beiden Hände in die Seiten und rief wie gewöhnlich: „Das iſt zum Todtlachen!“ In demſelben Augenblick langte der Knecht, um ſein Prachtſtück zu retten, nach der Mütze. Es gelang nicht, ſie verſchwand, aber mit ihr auch die linke Hand des Knechts, welche die unbarmherzige Maſchine mit weggemahlen hatte.

Der arme Kammerjunker ſtand wie verſteinert, als er entdeckte, wozu dieſer Streich Veranlaſſung gegeben hatte. Der Baron ſchimpfte, das ganze Haus war eifrig beſchäftigt, den armen Arbeiter, der in dem jämmerlichſten Zuſtande nach Hauſe gebracht wurde, zu verbinden und zu beklagen. Er war der Sohn einer Witwe, deren Haus auf dem Felde nicht weit vom Hofe lag. Sophie nahm ihr zuſammengeſpartes Geld, um es der armen Frau zu bringen; ſie und Charlotte baten ſich des

Nachmittags die Erlaubniß aus, einige Erfriſchungen hinübertragen zu dürfen. Onkel Adam wollte ſie begleiten, aber Sophie zürnte ihm und verbat es ſich ſo beſtimmt, daß der Kammerjunker nicht weit davon war, es abzuſchwören, je wieder einen Spaß zu machen, da dieſer ihm die Unfreundlichkeit Sophiens zugezogen, was ihn beinahe ebenſo ſehr ſchmerzte, als das Unglück, welches er verurſacht hatte.

Die beiden jungen Damen eilten durch den Garten, eine jede ihren Korb am Arme tragend, als es beinahe zu dämmern anfing. Charlotte ging etwas langſamer als Sophie, und daher kam letztere zuerſt auf das Feld, von wo man das Haus der Hüttenmargarethe (ſo wurde die Frau genannt, weil ſie einmal in einer noch kleinern Kathe entfernter vom Hofe gewohnt hatte) ſehen konnte In demſelben Augenblick ſchien es ihr, als ob ſie das Signal höre, das noch oft in ihren Ohren ſeit jenem Herbſtabende tönte. Kurz darauf ſprang ein weißer Jagdhund bei ihr vorbei und verſchwand wieder hinter einem Zaune. Sophie ſtand erſchrocken ſtill. Jetzt hatte Charlotte ſie erreicht und ſagte: „Was fehlt Dir? Wovor wurde Dir bange?"

„Es war ſein Hund, — der weiße Hund," ſtammelte Sophie.

„Weſſen?" verſetzte Charlotte und ſah hinter ſich. „Weſſen Hund?"

Niemand war da, Alles ringsum ſtill. Dieſe Stille ſchreckte Charlotte, und ſie ſagte: „Es iſt abſcheulich, ſo allein zu ſein. Wir hätten Onkel Adam mitnehmen ſollen. Laß uns zurückkehren."

Aber Sophie wollte nicht zurückkehren, ohngeachtet die Furcht der Freundin auch ſie anzuſtecken begann, denn dann würde es noch länger dauern, ehe der Kranke die Erfriſchungen, welche ſie ihm zugedacht, und deren er ſo ſehr bedürftig war, bekäme.

Der Kranke befand ſich beſſer, von Hüttenmargarethe wurden ſie mit Segenswünſchen und Dankſagungen empfangen, ihr Kummer war aber ſchon gelindert worden. Von einem jungen Herrn, der das Ausſehen eines Jägers hatte und bei ihnen geweſen war, hatten ſie Geld empfangen; er hatte von dem Unglück, das ihrem Sohne zugeſtoßen war, gehört und ſie deshalb aufgeſucht. „Das war ein recht ſchöner junger Graf," ſagte die Bauerfrau.

„Kannteſt Du ihn?" fragte Sophie ſchnell.

„Nein, Gott behüte, dazu war er zu vornehm; aber ich konnte recht gut an ſeinem feinen Anſtande ſehen, daß es ein Graf war. Der herrliche Menſch! Das wäre recht ein Mann für die kleine Baroneſſe; könnte ich nur den Tag erleben!"

Charlotte lachte und ſagte: „Die Baroneſſe will ſich nicht verheirathen, ſie will Holum nicht verlaſſen. Es iſt beſſer, daß Du ihn mir beſtimmſt."

Sophie wurde ganz roth; die Bauerfrau küßte ihre Hand und ſagte: „Daran erkenne ich wieder meine eigene kleine Baroneſſe; deshalb iſt da auch Niemand auf dem Gute, der ſich bedenken würde, für ſie durch's Feuer zu gehen. Es würde uns ſehr ſchmerzen, wenn ſie ſich anderswohin verheirathete."

Sophie wollte die Lobſprüche der Frau abwehren und ſagte: „Was wollte der Graf denn? Du willſt ja durchaus haben, daß es ein Graf ſein ſoll."

„Er fragte, wie mein Sohn zu dieſem Unglück gekommen ſei, und dann wollte er wiſſen, ob Niemand vom Hofe hier geweſen wäre, um ſich nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen, und als ich nein ſagte, ſagte er..... Nein, es paßt ſich nicht, daß ich der Baroneſſe ſage, wie er ſich äußerte."

„Sage mir es nur," verſetzte Sophie mit klopfendem Herzen, „ſonſt muß ich glauben, daß er etwas ſehr Schlimmes von mir geſagt hat."

„Nein, Gott bewahre," ſagte die Frau. „Er meinte nur, daß es im Dienſte der Herrſchaft und durch ihre Unvorſichtigkeit geſchehen ſei, daß mein Sohn zu Schaden kam, und .... dann ſchien ihm .... dann ſagte er...."

Die alte Frau ſchwieg. Sophie ſchwieg auch, aber Charlotte fragte ſie aus über den naſeweiſen Jäger. Margarethe konnte keine Auskunft über ihn geben, ſie hatte nicht einmal bemerkt, ob er groß oder klein war; dagegen wiederholte ſie, daß er wie ein Graf ausſah.

„Ja wohl, ein Graf!" ſagte Charlotte. „Das iſt wohl ein Jägerburſch oder ſo einer geweſen; ein Graf war es gewiß nicht."

Es war Sophien unangenehm, daß Charlotte den Stammbaum des Unbekannten bezweifelte, ſie ſchwieg indeſſen. Doch ſchmerzte es ſie, daß er eine ſolche Anfrage geſtellt und darauf eine verneinende Antwort bekommen hatte. Eine Fremde ſollte mehr Mitleiden fühlen als ſie ſelbſt! — Der langweilige Onkel Adam mit ſeinem dummen Gelächter; er allein war an Allem Schuld.

„Und er ſaß ſo lange drinnen bei meinem Sohn und tröſtete ihn,“ ſetzte die Frau hinzu, „und er verſprach, ihn ſchon zu verſorgen, wenn er oben auf dem Hofe nicht wieder ſollte Arbeit kriegen können.“

Sophie erröthete und antwortete ſchnell: „Dafür ſoll er nicht nöthig haben zu ſorgen, mein Vater nimmt ſich ſchon der Leute an, die in ſeinen Dienſten zu Schaden gekommen ſind.“

„Nein, wie naſeweis,“ verſetzte Charlotte; „führt er nicht eine Sprache, als wenn er Herr auf dem Gute wäre.“

Die Bauerfrau fuhr fort, ſich in Lobſprüchen über die Güte des fremden Grafen zu verbreiten, da ſie aber immer daſſelbe wiederholte, und Sophie die Hoffnung aufgeben mußte, mehr zu erfahren, als was ſie ſchon drei Mal gehört hatte, kehrte ſie mit dem Bewußtſein nach Holum zurück, daß der unbekannte Graf ſo gut — ſo herzensgut ſei, wie ſie es kaum von ihrem Ideale angenommen hatte. Charlotte ſprach auf dem Heimwege ſehr viel über dieſen Beſuch, ich glaube, daß es am Meiſten geſchah, um ihre Angſt über das ſpäte einſame Ausbleiben zu dämpfen, aber Sophie antwortete nicht, denn ſie ging, in ihre eigenen Betrachtungen verſenkt, und dieſes Stillſchweigen erhöhte noch mehr die Furcht bei Charlotte.

Als ſie beinahe athemlos nach Holum zurückgekehrt waren, meldete ihnen das Kammermädchen, daß Fremde angekommen wären.

„Fremde?“ fragte Charlotte verwundert. „Wer kann das ſein?“

Sophiens Herz fing an zu klopfen, ſie glaubte zu wiſſen, wer es ſei.

„Ein fremder Herr,“ antwortete das Mädchen, „die Baroneſſe hat mir befohlen, es den Fräulein zu ſagen, ſobald ſie hereinkämen.“

„Iſt er jung oder alt?“ fragte Charlotte. „Wie ſieht er aus?“

„Es iſt ein junger Mann — gegen dreißig Jahre ohngefähr.“

„Dann müſſen wir uns umkleiden,“ ſagte Charlotte, „wir ſind ja von dem naſſen Gras ganz beſchmutzt. Sieh einmal, welchen Rand ich unten an meinem Kleide habe.“

„Ich glaube, ich will oben auf meinem Zimmer bleiben — ich habe Kopfweh — ich glaube, ich bekomme Zahnſchmerzen,“ ſagte Sophie halb leiſe.

„Die Frau Baroneſſe wünſchte, daß die Fräulein ſich ſputeten, herunterzukommen,“ fuhr das Mädchen fort. „Der Theetiſch iſt ſchon gedeckt.“

„Es iſt Deine Woche,“ ſagte Charlotte. „Das iſt auch langweilig, daß wir es nicht bis Morgen aufgeſchoben hatten, Krankenbeſuche zu machen. Iſt er ſchon lange hier?“

„Eine gute Stunde; aber er bleibt, es iſt ein Zimmer für ihn zurecht gemacht, neben dem des Kammerjunkers.“

„Dann hat es ja auch nicht ſo ſehr Eile,“ ſagte Charlotte und ging hinauf, um ſich umzukleiden. Sophie folgte ihr langſam. Auf der Treppe lag ein großer weißer Hühnerhund, er war zu faul, um aufzuſtehen, er wedelte aber doch, als ſie vorübergingen, mit dem Schwanze. Charlotte ging weiter, Sophie aber bückte ſich und ſtreichelte ihn. Als ſie die Thüre zu ihrem Zimmer zumachen wollte, war der Hund ihr gefolgt und machte Miene mitzugehen. Ungeachtet der Einwendungen Charlottens gegen den fremden Hund, ließ Sophie ihn doch herein — denn ſie mochte ſo gern große Hunde leiden, und dieſer ſah gut aus und hatte ſo fromme Augen.

Charlotte war zuerſt fertig, ſie hatte Sophien nie ſo langſam und zaudernd geſehen wie heute; aber dieſe ſpielte auch, anſtatt ſich anzukleiden, zu lange mit dem großen Hunde. Um zu helfen, bot Charlotte ſich an, hinunterzugehen und für ſie dieſen Abend Thee zu ſchenken. „Aber dann mußt Du auch mir in der nächſten Woche einen Abend abnehmen," ſagte ſie. Sophie verſprach es gern.

Als ſie allein war, ſpielte ſie nicht mehr mit dem Hunde. Sie mußte ſich ja ankleiden. Aber welches Kleid ſollte ſie wählen? Ein ſeidenes? Das wäre zu elegant. Das blaue Muſſelinkleid? Das ſaß nicht gut am Halſe. Das rothe? Das ſtand ihr unſtreitig am Beſten, aber es war doch eigentlich ein Ballkleid; es gehörten auch helle Aermel dazu, und das gefiel ihr nicht. Ein weißes? Das paßte ſich ja nicht im Winter. Was für eins hatte wohl Charlotte angezogen? — Sie erröthete, als ſie ſich, ungeachtet die Umkleidung vor ihren Augen vorgegangen war, geſtehen mußte, daß ſie es nicht wußte. Sie mußte die ganze Garderobe Charlottens unterſuchen, um aufzufinden, daß dieſe ein ausgeſchnittenes, hellgrünes, ſeidenes Kleid angezogen. Und nun wählte Sophie ein hoch am Halſe ſchließendes, von dunkelgrünem Merino — denn der Fremde brauchte ja nicht zu wiſſen, daß ſie oben geweſen ſei, um ſich umzukleiden. Es war eins ihrer täglichen Kleider. Als ſie endlich ihre Toilette vollendet hatte und bedachte, daß ein jedes längere Zaudern auffallen würde, ſtreichelte ſie noch ein Mal den weißen Jagdhund und ging in die Wohnſtube hinunter; der Hund folgte ihr. —

Charlotte hatte ſchon den Thee gemacht. Der Fremde ſaß im Sopha neben der Baroneſſe; Onkel Adam und der Baron ſprachen mit ihm über die Landwirthſchaft. Als Sophie eintrat, ſtand er auf, und ſie ſah jetzt, daß es ein hoher, ſchlanker Mann ſei, in einem grünen Jagdrock, der eben bis an's Knie reichte. „Er iſt es," flüſterte ihr Herz; zu ihrem eignen Aerger wurde ſie feuerroth, und es kam ihr vor, als wenn ihr Gruß ſich linkiſch ausgenommen haben müßte. Sie wollte zurücktreten, um Charlotten zu helfen, aber war dabei ſo unglücklich, den Jagdhund auf den Fuß zu treten, daß dieſer aus allen Kräften heulte. Der Fremde ſagte: „Hector! ici! couche! Ich bitte Sie um Verzeihung, Fräulein, wegen der Maladreſſe meines Hundes." Eine ſo harte Stimme hatte ſie ihm nicht zugetraut. Der Hund kroch unter das Sopha, und Sophie wünſchte, daß ſie daſſelbe hätte thun können, ſo verſchämt war ſie; denn es kam ihr vor, daß der Fremde mit Recht den Hund als Mittel benutzt hatte, um auf ſie, weil ſie ſo ungeſchickt ſich introducirt hatte, zu ſticheln. Das arme Mädchen ſuchte ihren alten Winkel in der Fenſtervertiefung auf, und hier blieb ſie den größten Theil des Abends ſitzen. Hector folgte ihr jedoch bald in dieſe freiwillige Verweiſung, und ſie ſtreichelte ihn verſtohlen, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte.

Der Fremde hieß Graf Albert Oſtenfeldt. Er war mehrere Jahre Legationsſecretair in Deutſchland geweſen und hatte an verſchiedenen kleineren Höfen gelebt. Jetzt war er zurückgekehrt, um ſich ein Gut zu kaufen und eine Frau zu nehmen; er verheimlichte Nichts von dieſen Abſichten. Er war von hohem Wuchs und ſchönen Zügen, er hatte eine gebogene Naſe, braune Augen, gewölbte Augenbrauen, einen ſchönen krauſen Backenbart, eine ſehr hohe Stirn, die beinahe allzu hoch zu werden drohte, denn ſeine Haare waren ziemlich dünn, und auf dem Scheitel hatte er ſie gänzlich verloren. Aber es ſtand ihm nicht ſchlecht. Sein Anzug war ſehr ſoignirt, ſein Jabot wurde auf der Bruſt durch einen Diamanten feſtgehalten, ein Solitaire und ein Siegelring mit ſeinem Wappen ſchmückten ſeine Hände, die ſehr fein und weiß waren. Das Geſicht des Grafen drückte vorzugsweiſe Klugheit und Feſtigkeit aus, aber es kam Sophien, die im Stillen ihre Betrachtungen über die fremde Perſon anſtellte, vor, als ob ihm der Ausdruck von Milde und Güte abgehe, den ſie ihrem Ideale an jenem Abende, als die Statue der Göttin das Original deſſelben in ſeinem Schatten verſteckt, beigelegt hatte. Ihm ſelbſt mangelten jedoch dieſe Eigenſchaften nicht, denn er hatte ja den ſo übel zugerichteten Arbeiter in der einſamen Hütte aufgeſucht und getröſtet. Sie ſtreichelte wieder Hectors großen Kopf, den er in ihren Schoos gelegt hatte, und das dankbare Thier leckte ihre Hand.

Der Graf war von Kopenhagen gekommen, um auf einer Auction über ein Gut in der Nachbarſchaft, die in einigen Tagen ſtatt haben ſollte, mitzubieten. Der Baron ſprach von dem Boden, von den Meiereigebäuden, von der Wiederaufführung des verfallenen Herrnhauſes und von den Kirchenzehnten, die das Gut zu entrichten hatte. Der Onkel Adam ſchwieg, nachdem Sophie eingetreten war; er bereute ſeinen Spaß, der dieſen Vormittag ſo unglücklich abgelaufen war. Der Graf betrachtete mit Aufmerkſamkeit Charlotten, ſie ſtand am Theetiſch mit dem Rücken der Geſellſchaft zugewendet; darauf ſuchte ſein Blick Sophien. Die Baroneſſe fragte, ob er früher in dieſer Gegend geweſen ſei, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er ſeine Verwandten nicht eher beſucht habe: die Mutter des Grafen Oſtenfeldt war nämlich mit einem Onkel des Barons verheirathet geweſen. Der Graf bückte ſich und ſagte: „Ich habe erſt neulich erfahren, daß ich den liebenswürdigſten Theil meiner Familie auf Holum ſuchen müßte. Nur ein Mal, und das nur auf wenige Stunden, war ich früher in dieſer Gegend.“

Sein Blick fiel, indem er ſo ſprach, auf Sophien; ſie ſchlug die Augen nieder und wurde roth. Darauf ſprach er von anderen Sachen und richtete den ganzen Abend hindurch nur ein Mal das Wort an Sophien, um ihr für die Sorgfalt, die ſie ſeinem Hunde zeigte, zu danken. Der Mamſell zeigte er ſehr viele Aufmerkſamkeit.

Als die jungen Mädchen wieder auf ihrem Zimmer waren, ſagte Charlotte: „Gott, was iſt das doch für ein liebenswürdiger Mann! So ſchön, ſo artig, ſo gebildet. Und von allen möglichen Hauptſtädten kann er etwas erzählen. An ihm kann man leicht bemerken, daß er auf Reiſen geweſen. Ich möchte wiſſen, ob er hier lange bleiben wird?"

Sophie antwortete nicht. Sie konnte ſich ſelbſt nicht erklären, warum ſie ſo ungeſprächig war; ſie hatte aber durchaus keine Luſt, eine Unterredung anzuknüpfen. Charlotte fuhr fort in ihren Lobeserhebungen und ſagte endlich: „Nun, wie hat er Dir denn gefallen?"

„Ziemlich gut! — Ich kenne ihn ja gar nicht, was ſoll ich denn von ihm ſagen?"

„Du biſt immer ſo kalt und abgemeſſen," ſagte Charlotte.

Durch dieſen Vorwurf wurde Sophie getroffen, und ſie fügte daher hinzu: „Ich finde ihn recht hübſch, ja ſelbſt ſehr hübſch!"

„Nun das war noch gut. Ich finde ihn außerordentlich hübſch."

Charlotte hätte gern die Unterredung fortgeſetzt, aber Sophie war ſchon zu Bette, und ſie bekam auf ihre Fragen keine Antwort. Doch ſchlief Sophie nicht, und noch lange, nachdem Charlotte zuletzt eingeſchlafen war, lag ſie wach, und jener Mondſchein-Abend, der Jäger, der weiße Hund, die Ankunft des Fremden endlich, und ſein mitleidiger Beſuch bei dem kranken Arbeiter, alles dies beſchäftigte ihre Gedanken.

Am folgenden Tage ſollte der Garten beſehen werden. Der Graf rühmte die kleine Anlage Sophiens, und bat um die Erlaubniß, eine Blume nehmen zu dürfen; er pflückte eine weiße Sternblume und ſteckte ſie ins Knopfloch. Sie ſtand ihm gerade am Nächſten, aber wie ſchlau hatte er nicht gewußt, dieſe Bemerkung gerade in dem Augenblicke zu machen, als dieſe Blume die nächſte war. Könnte er glauben, daß Sophie ihn an jenem Abend geſehen hatte? — Ja, er wußte es, er hatte geſehen, welche Aufmerkſamkeit ſie ihm geſchenkt, denn gleich hernach berührte er es, wie ſchön Holum im Mondſchein ſich ausnehmen müſſe. Sophie wurde feuerroth; ſie ſchämte ſich und fand es zugleich unbeſcheiden vom Grafen, daß er die Hindeutung ſo plump handgreiflich machen wolle. Sie ſchwieg, und Oſtenfeldt wandte nun ſeine Aufmerkſamkeit zu Charlotten, die ihm die Antwort nicht ſchuldig blieb. Sophie blieb etwas zurück und ließ die Anderen vorausgehen. Onkel Adam wollte die Gelegenheit ergreifen, um ſich mit ihr zu verſöhnen, aber in dieſem Augenblick war ſie nicht aufgelegt, die Entſchuldigungen zu hören, mit denen er die Ereigniſſe des geſtrigen Tages ſchmücken wollte, und ſie fragte daher in einem Tone und indem ſie den Kopf auf eine ſolche Art zurückwarf, wie man es mitunter bei jungen Mädchen, wenn ſie ihre Ungnade zu erkennen geben wollen, findet, ob er den Kranken ſchon beſucht habe. Onkel Adam wurde verwirrt, denn daran hatte er nicht gedacht. Er ſtammelte und ſpielte eine ſehr klägliche Figur. Gleich hernach ſah Sophie ihn durch den Garten und über's Feld gehen; ſie konnte ſich aber nicht enthalten, eine Vergleichung anzuſtellen, die zum Vortheil des Grafen ausfiel — denn dieſer Mann hatte keinen Antheil am Unglück; der Andere aber, der gedankenloſe Spaßmacher .... und jetzt folgte ihr Blick mit einem Ausdruck von — ja, ich könnte faſt ſagen von Verachtung dem kleinen dicken Onkel Adam, der, Sophiens Vergebung zu gewinnen, ſich faſt über ſeine Kräfte beeilte. Eine Balance iſt nun einmal in dieſer Welt nothwendig, und daher ſtieg die Wagſchale des Grafen in demſelben Verhältniß, als die des Kammerjunkers tiefer ſank. —

Oſtenfeldt machte ſich es recht bequem auf Holum. Er hatte das oben erwähnte Gut, welches nur anderthalb Meilen entfernt, gekauft; weil aber das Hauptgebäude verfallen war, ſo wollte er es herunterreißen und ein neues nach ſeinem eigenen Geſchmacke aufführen. Dieſe Arbeit wurde gleich begonnen, um die erſten Tage des Frühjahrs zur Errichtung des neuen Gebäudes zu benutzen. Der Baron hatte ihn gebeten, auf Holum zu bleiben, von wo aus er die Arbeiter beaufſichtigen könnte, und Oſtenfeldt ließ ſich dies nicht zwei Mal ſagen. Bald hieß es in der ganzen Gegend, daß die Baroneſſe Sophie den Grafen auf Ingeberg haben ſollte, und Sophie war vielleicht die einzige, welche Nichts davon ahnete. Man behauptete, daß der Graf mit der Zeit die zwei großen Güter, deren Felder an einander grenzten, vereinigen wolle, um eine Grafſchaft zu errichten, wobei die Namen vereinigt werden ſollten, ſo daß er heißen würde: „Graf Breide-Oſtenfeldt zur Grafſchaft Oſtenbreide,“ wogegen jedes einzelne Gut ſeine alte Benennung behalten ſollte. Und es war in dieſem neuen Namen wahrlich eben ſo viel Klang, wie in dem mancher alten Grafſchaft. Der Baron, die Baroneſſe, die Mamſell, Onkel Adam, Niemand von ihnen Allen hatte Etwas gegen eine Verbindung, die eine ſo glückliche Zukunft weiſſagte, und ihnen es möglich machte, ihre Sophie ſo gut wie unter ſich zu behalten. Charlotte allein theilte nicht dieſe allgemeine Zufriedenheit; ſie hatte auch zuerſt bemerkt, daß der Graf Sophien den Hof machte.

Sophie ahnete, wie ſchon geſagt, von Allem dieſem Nichts, und daher entwickelte ſich, je mehr ſie ſich daran gewöhnt hatte, den Grafen täglich zu ſehen und ihn als ein Mitglied des Hauſes zu betrachten, ihre kindliche Liebenswürdigkeit in ihrer ganzen Fülle. Die ſtets gleich große Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, die er einem Jeden, von der alten Mamſell an bis zu dem niedrigſten Dienſtmädchen herab, zeigte, trug nicht wenig hierzu bei, und man mußte geſtehen, daß der Graf ſich als ein feiner und routinirter Courmacher zu benehmen wiſſe. Eben daher entging es aber der Aufmerkſamkeit Sophiens, die bisher keinen andern Spaß- und Courmacher als den

Onkel Adam zu ſtudiren Gelegenheit gehabt hatte, daß der Graf ihr den Hof machte. Nicht einmal der Umſtand öffnete ihr die Augen, daß der Graf auf einer Fahrt, welche die ganze Familie zugleich mit Oſtenfeldt nach Ingeberg machte, überall nach ihrer Meinung fragte und eine jede Beſtimmung ihrer Approbation unterwarf. Ihr Herz war nämlich ganz frei geblieben, und als der erſte verlegene Eindruck verſchwunden war, hatte ihr geſunder Verſtand bald eingeſehen, daß der Mondſchein eigentlich eine verrätheriſche Beleuchtung iſt, und daß man dabei ſich leicht einbilden könne, ein irdiſcher Menſch ſei ein himmliſcher Gott. Jener Abend war beinahe ganz in Vergeſſenheit gerathen, wenigſtens hatte er alle ſeine Poeſie in Sophiens Augen verloren und das Schickſal gehabt, zu einem blos zufälligen Zuſammentreffen von ungewöhnlichen Umſtänden herabgeſetzt zu werden. —

Die Liebenswürdigkeit des Grafen war nicht ohne Eindruck auf Charlotte geblieben. Sie hatte für Alles, was mit ihm in der entfernteſten Berührung ſtand, einen bewunderungswürdigen Blick; ſeine Mütze, ſeine Stiefel, ſeine Uhr, ſeine Lorgnette, alle dieſe Kleinigkeiten intereſſirten ſie beinahe ebenſo ſehr, als ſeine Augen, ſein Lächeln, ſeine ſchöne Naſe, und ſeine gut gewählten Worte. Anfänglich hatte ſie geglaubt, daß die Aufmerkſamkeit des Grafen ihr gälte — wie liebte ſie damals Sophie! Beinahe noch ein Mal ſo ſehr als ſonſt; und doch konnte ſie ſich nicht überwinden, der Freundin ihr

Glück mitzutheilen. Bald bemerkte ſie indeſſen, wie unbeſtändig die Huldigung der Männer iſt, und jetzt war ſie nicht weit davon, die unſchuldige Sophie zu haſſen, „die die Naive ſpielte, die ſtets das zu ſagen wußte, was ihr am beſten ſtand, die luſtig war, wenn ſie ernſt, die ihr nicht die geringſte Schonung zeigte.“ Aber Charlotte war ein gutes Mädchen, und dieſer Anfall eines böſen Dämons dauerte nur kurz. An deſſen Statt trat eine Schwermuth ein, die nicht dazu beitrug, Charlotte liebenswürdiger zu machen, denn ſie hängt wie ein bleiern Gewicht an jeder Bewegung, an jedem Worte, und raubt ihnen alle Anmuth. —

Eines Tages war Sophie allein bei der Hüttenmargrethe geweſen, um dieſer die Unterſtützung zu reichen, welche ſie ihr, ohne daß Jemand, ſelbſt nicht einmal Charlotte, die entfernteſte Ahnung davon hatte, wöchentlich von ihrem zuſammengeſparten Gelde ſchenkte. Der Sohn war ſchon geneſen; ſeine Hand aber auf immer unbrauchbar geblieben. Die Bauerfrau hatte ihr von „dem fremden Grafen“ erzählt, der neulich wieder da geweſen war; dieſes Mal aber hörte Sophie das Lob mit Gleichgültigkeit an. Inzwiſchen bat ſie Margrethe, einem Jeden, und beſonders dem Grafen zu verſchweigen, daß *ſie* ihr Unterſtützung verabreicht habe. Dieſe verſprach es auch, aber ein größerer Menſchenkenner, als Sophie, hätte ihr leicht anſehen können, daß ſie ſchon aus der Schule geſchwatzt. Es fiel Sophie nicht ein, denn der Graf hatte ja nie dieſen Fall berührt.

Auf dem Heimwege traf ſie Charlotte im Holze ſpazierend; es war ein ſchöner milder Wintertag, ein ſolcher, wo die Wolken den ganzen Himmel bedecken, und ſo niedrig hängen, daß der traurige Menſch ſich doppelt niedergedrückt fühlt, wohingegen es dem frohen ſcheint, als ob der Himmel, ſein Glück zu theilen, zur Erde ſich herabgeneigt habe. Sophie hatte Frieden in ihrem Herzen, ſie fühlte ſich mit ſich ſelbſt und dem ganzen Menſchengeſchlechte zufrieden, ſie hatte ſich eben über das ſchöne milde Wetter gefreuet, als ſie Charlotten begegnete, die zu verhehlen ſuchte, daß ſie geweint.

„Es iſt ein ganz abſcheuliches, drückendes Wetter heute,“ ſagte Charlotte. „Es wird Einem ſo beklommen zu Muthe.“

„Dann biſt Du krank, Lotte. Es iſt ja das herrlichſte Wetter, das man ſich denken kann. Ich kenne nichts Schöneres als einen ſolchen Tag, wo der Himmel trübe iſt, und Alles ſo ruhig und ſtill wie gerade heute. Schau', kein Lüftchen rührt ſich, und die Wolken rühren ſich beinahe nicht von der Stelle.“

Charlotte warf einen Blick um ſich her und ſeufzte. Wie es kam, daß das Geſpräch ſich zuletzt auf Liebe wandte, weiß ich nicht; aber ich vermuthe, daß zwei junge Mädchen ſich nicht oft mit einander unterhalten, ohne daß dieſes Thema in den verſchiedenſten Modulationen durch das Geſpräch geht. Charlotte ſtellte den Satz auf, daß Liebe kaum glücklich mache.

„Nicht glücklich?“ verſetzte Sophie. „Liebe Lotte, verſündige Dich doch nicht! Was ſollte denn glücklich machen, wenn es nicht der Himmel auf Erden wäre?“

Charlotte ſah in die Höhe und betrachtete ihre frohe Freundin mit einem ſtarren forſchenden Blick. Sophie wurde halb verſchämt ob ihrer eifrigen Vertheidigung eines Gefühls, das ſie bisher kaum dem Namen nach gekannt, und wovon ſie höchſtens nur eine dunkle Ahnung hatte. Sie fügte daher hinzu: „Es iſt ja albern von mir, daß ich davon ſpreche. Die Liebe iſt doch etwas Anderes, als die, welche wir für unſere Aeltern und Freunde empfinden, aber was ſie iſt, das weißt weder Du noch ich. Zuweilen habe ich freilich geglaubt, daß ich es wüßte; aber das war im Mondſchein“ fügte ſie lächelnd hinzu, „und wenn die Sonne aufging, war es wieder vorbei, und ich gerade ſo dumm und unwiſſend wie vorher. Sollte ich aber ein Mal verliebt werden, dann werde ich Dir es gewiß genau erklären.“

Charlotte betrachtete ſie mißtrauiſch. Sophie bemerkte es nicht und ſagte: „Ich glaube, daß die Liebe plötzlich kommt, der erſte Eindruck muß ihr Schickſal entſcheiden. Sie muß auf eine ungewöhnliche Art hervortreten und gleich ſich des Herzens bemächtigen. Aber dabei muß man ſich wohl hüten, dem erſten Eindruck nicht mehr Gewalt zuzuſchreiben, als er wirklich hat,“ fügte ſie hinzu, denn es fiel ihr gerade in dieſem Augenblick aufs Gewiſſen, daß ſie ſehr nahe daran geweſen, dieſen Fehler zu begehen.

„Du ſprichſt mit ſolcher Erfahrung," ſagte Charlotte ſpitz."

„So weit erſtreckt ſie ſich eben," antwortete Sophie lachend. „Aber damit iſt ſie auch zu Ende."

„Wirklich?"

Sophie antwortete nicht, ſie dachte an dem verrätheriſchen Mondſchein. Charlotte nahm dieſes Stillſchweigen für eine Antwort, und ſagte: „Und der erſte Eindruck, den der Graf auf Dich machte, wenn man in einer ſo delicaten Sache fragen darf?"

„Das habe ich Dir ja eben geſagt."

„Alſo liebſt Du ihn!" brach mehr bekräftigend als fragend Charlotte aus.

Sophie ſah ſie mit großen Augen an und antwortete: „Den Grafen? Graf Oſtenfeldt? J, daß Gott erbarme, wie kannſt du auf ſolch ungereimtes Zeug fallen? Glaubſt Du denn von mir .... Nein, das iſt ein bischen zu arg!"

Charlotte wurde roth und ſtammelte: „Ich glaubte — Du ſagteſt — ich meinte." —

„Nein, was Du ſagteſt, war nicht Deine Meinung, kleine Lotte," ſagte Sophie. „Ja gewiß liebe ich den Grafen, aber Notabene ſo wie ich Onkel Adam und alle andere gleichgültige Menſchen liebe, und ſo wie zum

Erſatz der Herr Graf meine geringe Perſon liebt, anders nicht.“

„Charlotte ſeufzte tief, und das Lächeln, das der erſte Theil des Satzes hervorgerufen, verſchwand bei dem letzten. Sie ſchwieg einen Augenblick; darauf ſagte ſie: Aber wenn er jetzt um Dich anhielte?“

Sophie lachte und ſagte: „Aber das thut er gewiß nicht.“

„Wenn er es nun aber thäte?“

„Dann müßte er ſich darein finden, einen Korb zu bekommen. Du biſt toll, Mädchen, mit Deinen naiven Einfällen.“ Und Sophie lachte mit der Freimüthigkeit eines jungen unſchuldigen Mädchens, das keine Ahnung davon hat, daß ein Korb oft ein noch traurigeres Geſchenk als ein Sarg ſein kann.

Charlotte fühlte ſich beruhigt und holte wieder Athem. Mit einer ihr unbewußten Schlauheit, wovon ſie ſich keine Rechenſchaft abgelegt, fügte ſie noch hinzu: „Ich glaube auch nicht, daß der Graf eine Frau glücklich zu machen vermag, dazu iſt er viel zu eitel.“ Und ohne daß ſie es ſelbſt wußte, hatte ſie eben in dieſer Beſchuldigung die wahre Swäche des Grafen entſchleiert und eine Seite berührt, die bei Sophien wiederhallte, denn ſie antwortete: „Ob er eitel iſt oder nicht, darauf habe ich nicht Acht gegeben; aber das weiß ich, daß eitle Männer mißlungene Geſchöpfe ſind?“

Die beiden jungen Mädchen ſetzten Arm in Arm den Spaziergang fort. Charlotte fand, daß Sophie recht hatte, und daß das Wetter göttlich war. Es war ſo herrlich, ſo allein und ungeſtört zuſammen zu ſpazieren, Charlotte hatte doch Niemanden ſo lieb als Sophien, und ſchenkte Niemandem ein ſolches Zutrauen. Dieſes bildete den Uebergang zu einer Vertraulichkeitsſcene, in welcher Charlotte Sophien ihre Gefühle für den Grafen, trotz ſeiner Eitelkeit, trotz ihrer Furcht, daß er ſeine Frau nicht glücklich zu machen vermochte, mittheilen wollte. Aber in demſelben Augenblicke fiel ein Schuß nicht weit von ihnen, und ſie hörten Onkel Adam aus vollem Halſe rufen: „Das iſt zum Todtlachen! Er glaubte, daß es ein Haſe ſei!“

Onkel Adam hatte den Grafen, der kurzſichtig war und mit Lorgnette jagte, überredet, nach einem Feldſteine, den er für einen Haſen ausgab, zu ſchießen Der Stein hatte vortheilhaft gelegen, war aber doch nicht vom Grafen getroffen worden. Die Schützen begleiteten die Damen nach Hauſe, aber der Augenblick war ungünſtig und es herrſchte ein allgemeines Stillſchweigen. Sophie ſchwieg, weil dieſes ihr einen neuen Beweis der Unverbeſſerlichkeit des Onkels Adam lieferte; der Schuß war nämlich ziemlich nahe am Garten gefallen. Onkel Adam hatte ihre Gedanken verrathen und ſchwieg; er war wieder auf einer Dummheit ertappt, und damals, als er den Plan entwarf, hatte er doch darin ein Meiſterſtück von Schlauheit gefunden. Der Graf ſchwieg, weil ſeine Eitelkeit als Jäger verletzt worden und die jungen Damen Zeugen ſeines Mißgeſchickes geweſen; Charlotte ſchwieg, weil ihr Herz ſo voll war.

Bei Tafel war Charlotte munter. Des Nachmittags wurde muſicirt, ſie ſang ein Duett mit dem Grafen, und Sophie machte Abends die Bemerkung, daß ihre Stimme ſich nie beſſer ausgenommen habe. Charlotte küßte ſie ob dieſes Urtheils, ſie wollte ihr wieder mittheilen, was der Spaß des Onkels Adam unterbrochen hatte, aber ehe ſie die Einleitung zu Stande gebracht hatte (und dergleichen Sachen ſind mitunter ſchwierig einzuleiten), wurde die Thüre aufgeſtoßen, und die jungen Damen, die im Begriff ſtanden, ſich zu entkleiden, flohen eine jede hinter ihr Bett. Dieſes Mal hörten ſie jedoch nicht das wohlbekannte Gelächter des Onkels Adam. Es war Hector, der Sophien nachgeſpürt und jetzt wedelnd ſich ihr näherte. Sophie war indeſſen böſe auf den vierbeinigen Gaſt, und wollte ihn wieder hinausjagen. Schon ſeit längerer Zeit hatte Hector eine jede Liebkoſung von Sophien ſich erzwingen müſſen. Charlotte rief den Hund und wollte ihn behalten — ſo hatten ſich die Meinungen geändert. „Laß ihn bleiben, Sophie,“ ſagte ſie, „ich mag jetzt eben ſo gern große Hunde leiden wie Du. Laß ihn nur bleiben, ich will Dir Etwas ſagen.“

Aber Sophie wollte Nachts nicht des Grafen Hund in ihrem Zimmer beherbergen, er könnte ſie erſchrecken

— der Graf könnte ihn vermiſſen — kurz ſie jagte den Hector fort und verriegelte darauf die Thüre. Charlotte nahm dies ein bischen übel und ſagte: „Gott, wie Du ſpröde thuſt!“ Und jetzt war ihre Zutraulichkeit zum zweiten Male unterbrochen worden, und dieſes Mal hatte Sophie ſie ſelbſt zurückgeſtoßen. „Es ſoll lange dauern, ehe ich zum dritten Mal kommen werde“ dachte Charlotte; und ſie hielt Wort. —

Das häusliche Leben auf Holum hatte unvermerkt eine andere Geſtalt angenommen. So geht es beinahe immer, wenn ein Fremder Hausgenoß einer Familie wird. Die Grandiſſimos wurden noch immer jeden Abend pflichtmäßig geſpielt, aber jetzt mußte ſtets Einer austreten. Die Baronin war am gewöhnlichſten diejenige, welche auf ihre Partie verzichtete, denn die drei Anderen konnten nicht des lieben Cayenne-Whiſts entbehren; aber oft entſchuldigte ſich der Graf; in den gegenſeitigen Complimenten, die dadurch veranlaßt wurden, ſiegte er ſtets, und die Baronin nahm ihren alten Platz ein. Der Graf las entweder, oder unterhielt ſich mit den jungen Damen, die ihn ganz intereſſant fanden, und mit Begierde aufhorchten, wenn er die Hoffeierlichkeiten beſchrieb, denen er in ihrer wahren Heimath, bei den kleinen deutſchen Souverainen, die je kleiner ihr Land iſt, deſto mehr auf die Etikette halten, beigewohnt hatte. Charlotte fand beſonders Vergnügen an ſolchen Geſprächen, und es war daher eine Selbſtfolge, daß das Wort oft an ſie gerichtet wurde. Es kamen auch zuweilen Fremde nach Holum, die mit dem neuen Herrn auf Ingeberg Geſchäfte abzumachen hatten, und dieſe wurden von dem Baron ſtets eingeladen zu bleiben. Alles dieſes hemmte die alten vertraulichen Abendgeſpräche, die ſonſt, wenn man mit dem Grandiſſimo recht in Gang gekommen war, ſtattgefunden hatten, und, ohne daß ſie es ſelbſt merkten, hatte ſich zwiſchen Sophie und Charlotte etwas Fremdes eingeſchlichen, das jede Mittheilung ihrer inneren Gefühle hinderte. Sie fanden auch in den neuen Bekanntſchaften, die Oſtenfeldt ans Haus gezogen, hinreichenden Stoff zur Unterhaltung. Und doch hatten ſie für keine von dieſen ein Intereſſe, denn es waren lauter unbedeutende und nichtsſagende Alltagsmenſchen. —

Der Baron hatte ſchon lange geſagt: „Dieſer Oſtenfeldt iſt ein charmanter Mann, ſo vernünftig, ſo praktiſch; er hat Nichts von dem modernen Weſen, das mir ſo widerlich iſt, an ſich. Es iſt ein Mann mit tüchtigen Kenntniſſen, und ganz frei von der unerträglichen Schulfuchſerei, die man jetzt ſo häufig bei jungen Leuten findet.“

Dieſes Lob wiederholte er wieder an einem Tage, als die ganze Familie beim Frühſtücke verſammelt war, Oſtenfeldt ausgenommen, der ſich zu Pferde nach Ingeberg begeben hatte.

„Es iſt ein completer Cavalier,“ ſagte die Mamſell, „man ſieht gleich, daß es ein Mann iſt, der in der

Welt gelebt. Niemand wird von ihm negligirt, er hat ſo viele Attention, ſo viel .... savoir faire, dafür hat man im Däniſchen kein Wort.“

„Und eine herrliche Laune,“ ſagte Onkel Adam, „man kann zuweilen nahe daran ſein, ſich über ihn todt zu lachen. In der letzten Zeit ſchoß er auch nicht mehr ſo ſchlecht, ungeachtet er faſt ſtaarblind iſt, und einen Feldſtein für ei.....“ —

Onkel Adam hielt verdutzt inne, denn es fiel ihm ein, wie leicht der erwähnte Schuß diejenigen, die damals im Garten gingen, hätte treffen können. Sophie bemerkte es und konnte ein Lächeln nicht zurückhalten. Ihre Mutter glaubte, daß dieſes Lächeln auf die Oſtenfeldtſche Panegyrik Bezug hatte, und fügte hinzu: „Ja, gewiß iſt es ein liebenswürdiger Mann. Glücklich iſt das Mädchen, das ein Mal ſeine Frau wird. Er iſt ſo angehm, ſo unterhaltend, ſo ergeben.“ Dieſe Hindeutung war die erſte, welche die Baroneſſe ſich erlaubte.

Und gut und beſcheiden,“ fügte Sophie hinzu, die an ſeinen Beſuch beim kranken Arbeiter und an die Geheimhaltung, die er dabei beobachtet, dachte. Sie wollte dem Grafen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die ihm zukam.

Charlotte blickte von ihrem Teller auf und dachte: „Sie hat mich betrogen; ſie liebt den Grafen.“ Sie ſchwieg aber, um nicht die Bewegung zu verrathen, worein dieſes allgemeine Lob ſie verſetzt, und wozu ſie gern ihren Antheil geſpendet hätte.

Des Nachmittags ſollte ſie ein Terzett mit Oſtenfeldt und Sophie ſingen. Es war eine unbedeutend kleine Nummer, die ſie ſchon viele Male geſungen; es wollte aber nicht gehen. Sie ſang ſchlecht und es ſchien ihr, daß die Stimme Sophiens göttlich ſei. Es kam dem Grafen wahrſcheinlich auch ſo vor, denn gleich darauf machte er Sophien den Vorſchlag, ein Duett, das er ſonſt mit Charlotten zu ſingen pflegte, zu prüfen. Aber Sophie ſchlug es aus. „Aus Schonung,“ dachte Charlotte. „Sie bemitleidet mich; wer ſollte glauben, daß Sophie ſo falſch ſein kann!“ — Sie ſchützte Kopfſchmerzen vor und ging zu Bette. Als Sophie ſpäter hinaufkam, um zu ſehen, wie ſie ſich befände, ſchloß ſie die verweinten Augen, und ſtellte ſich, als ob ſie ſchliefe. Sophie ſchlich leiſe wieder fort, um ſie nicht zu wecken; als Charlotte ſie auf der Treppe halblaut ſingen hörte, floſſen ihre Thränen noch ſtärker; der Engel der Freundſchaft wandte ihr in dieſer Nacht den Rücken, und die Furien füllten ihr Herz mit bitteren und gehäſſigen Gefühlen. —

Damals als Charlotte fragte: „Aber wenn er nun um Dich anhielte?“ gab Sophie zur Antwort: „In dem Falle müßte er ſich darein finden, einen Korb zu bekommen.“ Wie ging es denn zu, daß Graf Oſtenfeldt keinen Korb bekam, da er doch wirklich um Sophie warb? — Es läßt ſich durch den unendlich großen Unterſchied zwiſchen den Gedanken der Frauen und ihren Handlungen erklären. Sie leben ein ideales Leben, bilden ſich eine Welt, in welcher Alles nach Regeln geht, die ſie vom Mond und von den Sternen gehabt haben, aber dann eines ſchönen Tages kommt die Wirklichkeit und fällt mit der Thüre ins Haus, und in der Verwirrung, die dadurch entſteht, geht gar häufig ein ganzes früheres Leben zu Grunde.

Sophiens Herz war noch frei, ſie kannte ihre eigenen Gefühle nicht. Als ſie von der Baroneſſe gerufen wurde, und dieſe ihr den Antrag des Grafen mittheilte, erſchrack ſie heftig. Es war, als ob eine ganze Welt in demſelben Augenblick ſich vor ihr erhob, und ſie beſtürzt machte.- „Es iſt Liebe" ſagte die Baroneſſe, als Sophie ſtammelnd ſich zu erklären ſuchte.

Sie weinte, es war ihr nicht möglich, dieſe Thränen zurückzuhalten. Die Baroneſſe nahm ſie in ihre Arme, ſie beſänftigte ſie, und ſprach von dem Lohne ihrer *vieljährigen* Beſtrebungen — und Sophie war doch erſt ſiebzehn Jahre alt. Es that der Tochter wohl, ihr Herz der Mutter auszuſchütten; ſie theilte ihr des Grafen geheimen Beſuch im Garten, an jenem Abende im Mondſcheine, mit, aber bat ſie zugleich, daß nie davon geſprochen werden möchte.

„Es iſt Liebe," ſagte die Baroneſſe, „er hat Dich ſchon damals geliebt."

Sophie ſprach von ihren Gefühlen, als ſie ſeine geheimen Wohlthaten gegen die arme Margrethe und ihren unglücklichen Sohn erfahren hatte.

„Es iſt Liebe,“ ſagte die Baroneſſe. „Du haſt ihn ſchon lange geliebt.“

„Liebe?“ wiederholte Sophie langſam. „Dieſe Ruhe, womit ich ſpäter jeden Tag den Grafen geſehen habe? Ich hatte mir die Liebe als ein Gefühl gedacht, welches das ganze Herz erfüllte, und keinen andern Raum übrig ließ, — als eine Kraft, die die Seele weit über die Erde heben ſollte — als etwas Zauberiſches.“

„Das ich ein flüchtiges Aufbrauſen, das den Sinnen ſein Daſein verdankt,“ ſagte die Baroneſſe; „aber das, was Du gefühlt haſt, iſt die Liebe der Seele, auf Achtung und Freundſchaft gegründet. Sollte ich meine Tochter erzogen haben, den Betrug ihrer Sinne höher zu ſtellen, als die Ueberzeugung ihrer Seele?“

„Aber dieſes Gefühl iſt wieder ganz verſchwunden,“ antwortete Sophie leiſe, „ich habe ſpäter nicht die geringſte Bewegung gefühlt.“

„Es iſt unmöglich,“ ſagte die Baroneſſe verſichernd. „Auch nicht, wenn Du mit ihm ſangſt? Das ſchöne Duett zum Beiſpiel, das ihr noch geſtern geſungen?“

Sophie bedachte ſich einen Augenblick, darauf ſagte ſie: „Ja, aber das iſt, weil das Duett wirklich ſo ſchön iſt. Die Worte ſind ſo rührend. Und die Muſik!“

„Nein, mein Kind, verlaſſe Dich auf Deine Mutter, die nur an Dein Glück denkt, die nur lebt, um ſich in Dir zu erfreuen. Es iſt Liebe.“

„Liebe," wiederholte Sophie noch ein Mal, und je
hatte ſie ſich ſchon an den Laut gewöhnt; dieſes Wo
machte nicht mehr ihr Herz bis zum Zerſpringen klopfe
Aber Liebe war ja auch nicht das, was ſie ſich eing
bildet hatte.

Die Baroneſſe ſprach von ihrem eigenen und ihr
Mannes Tode, von ihrem frohen Alter in der Nähe e
ner geliebten und glücklichen Tochter, von der Erfüllu
ihres höchſten Wunſches u. ſ. w. u. ſ. w. Sophie z
floß in Thränen, ihr Herz war bewegt, es umfaßte d
ganze Menſchengeſchlecht mit Liebe — auch den Grafe
Sie verſprach Alles, was man verlangte, und war m
dem Grafen Oſtenfeldt verlobt.

Der Baron kam hinzu; er küßte ſie mit väterlich
Liebe, und es war eine Innigkeit in ſeinen Worten, die m
nicht gewohnt war, bei ihm anzutreffen. Es war n
einmal ſein Princip, Gefühle zu denjenigen Dingen
rechnen, die er aus ſeiner Nähe gebannt hatte; dieſ
Mal fand eine Ausnahme ſtatt.

Der Graf trat nach einem von der Baronin gegeb
nen Zeichen in die Stube. Seine beſcheidene Freud
ſeine ſchmeichelnde Dankbarkeit berührte wohlthuend Soph
und ſie ließ ihn, ohne den geringſten Unwillen dabei
verſpüren, einen goldenen Ring an ihren Finger ſtecke
Der Ring war glatt und auf der innern Seite derſelb
die zwei Buchſtaben A. und O. angebracht. Seine Ei
fachheit gefiel Sophien, die ſonſt nie Ringe trug. D

Kette war alſo geſchmiedet. In Sophiens Herzen herrſchte ein Gefühl, das ſie mit Zufriedenheit erfüllte. „Es iſt Liebe," dachte ſie, — „lieben heißt glücklich machen." —

Charlotte hatte die Stube verlaſſen, als Oſtenfeldt zur Baronin gerufen wurde. Ein neidiſches Gefühl, das ein ſicherer Dolmetſcher iſt, hatte ihr geſagt, daß ihr Schickſal entſchieden war. Sie flüchtete ſich weit in den Garten hinunter und weinte. Aber Charlotte beſaß vielen Stolz, und dieſer erwachte alsbald. Sie wollte ihre Demüthigung verheimlichen, Niemand ſollte wiſſen, wie viel ſie litt, ſie wollte munter und froh ſein — ſie wollte es ſein. Es liegt in dem Stolze eine mächtige Kraft, und ſo fand Charlotte wirklich hinreichende Feſtigkeit, um ihre Gefühle zu verbergen. Vielleicht war ihre Liebe auch mehr die Wirkung des Stolzes, als eines edleren Gefühls. Aber das konnte ſie unmöglich erkennen, und in dem Augenblick, wo ſie auf Oſtenfeldts Hand verzichtete, ſtand ihr Leben wüſt und leer vor ihren Blicken da. Deſſenungeachtet vermochte ſie zu lächeln, als ſie den Ring an Sophiens Finger ſah, und ihre Gratulation in wahrhaft zierlicher Rede auszudrücken. Das entging auch der Aufmerkſamkeit des Grafen nicht. Und dieſes Mädchen war nicht älter als neunzehn Jahre. Das iſt das ſchwache Geſchlecht! —

Es wurde natürlicherweiſe eine Verlobung auf Holum celebrirt; viele Leute aus der Umgegend fanden ſich dabei ein, es ging ſtill und ehrbar her, wie es bei ſolchen Geſellſchaften gewöhnlich der Fall iſt, die Haushälterin hatte kunſtfertig einen Kuchen mit zwei brennenden Herzen geſchmückt, das eine mit A. D., das andere mit S. W. gezeichnet, auf der andern Seite waren Tag und Jahreszahl angebracht, — die Geſundheit der Verlobten wurde getrunken, Sophie erröthete dabei, die alten Eltern waren glücklich, und Alles ging wie gewöhnlich. Es war gehörig langweilig, und nur Charlotte die einzige, welche ſich munter, faſt ausgelaſſen zeigte. —

Wenn man Albert und Sophie zuſammen ſah, ſo glaubte man kaum, daß ſie verlobt ſeien. Ein ſteifes und ceremonielles Verhältniß fand zwiſchen ihnen ſtatt, das indeſſen Sophien mit den getäuſchten Erwartungen verſöhnte, denn ſie hatte nicht nöthig, Gefühle zu heucheln, die ſie nicht nährte. Albert behandelte ſeine Verlobte mit feiner Aufmerkſamkeit, und ſie gewöhnte ſich allmählig daran, Alles dies für Liebe zu halten. „Es iſt nun einmal nichts Anderes," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „aber ſo hatte ich mir dieſes Verhältniß nicht gedacht. Gott weiß, woher andere Verlobte ſo viel Geheimes einander zu ſagen haben; das, wovon ich und Albert mit einander ſprechen, könnte gern die ganze Welt hören." —

Gott ſei Dank, daß es ſo abgelaufen iſt, ohne Sentimentalität und all das Teufelszeug, das ſonſt den Verlobungen anhängt," ſagte der Baron eines Abends zu ſeiner Frau, als er gerade im Begriff ſtand, ſich auszuziehen, um ſich zur Ruhe zu begeben.

„Sophie wird in unſerer Nähe bleiben, und ihr Glück iſt, dem Himmel ſei Dank, ſicher begründet. Ihr Leben wird ruhig und ſtill verfließen, keine Leidenſchaften werden ſie beunruhigen, und darin liegt gerade das wahre Glück," antwortete ſeine Frau, indem ſie ihr Corſett zuſammenlegte.

„Dafür können wir uns ſelbſt danken," ſagte der Baron, „weil wir das Haus frei von den verdammten Romanen gehalten haben. All das jämmerliche Zeug der hungrigen Poeten, womit ſie Leute anführen! Nur in den Tollhäuſern, nicht im praktiſchen Leben kann es benutzt werden. — Wo iſt meine Nachtmütze geblieben? Ich will verdammt ſein, wenn ich meine Nachtmütze finden kann."

„Du haſt ſie ja auf dem Kopfe; Du haſt ſie ja ſchon lange aufgehabt," ſagte die Baroneſſe lachend. „Ich glaube, Du wirſt ganz ausgelaſſen."

„Du haſt Recht, ich habe ſie wahrlich auf. Na! Herrgott, man kann wohl einem frohen Vater vergeben, daß er extravagirt und ein bischen zerſtreut wird." —

Ganz Holum lag kurz hernach im tiefſten Schlaf. Sophie ſchlief, ſobald ſie den Kopf aufs Kiſſen gelegt; Charlotte ſchlief nicht, ehe ſie ſich müde geweint hatte — und wie ungeduldig machte es ſie, als ſie zwei Stuben weiter Onkel Adam ſchnarchen hörte. Der Kammerjunker war der entſetzlichſte Schnarcher von der Welt. Aber er behauptete immer, es ſei nicht wahr. Er hatte es freilich nie ſelbſt gehört. Die Mamſell hatte wie gewöhnlich ihr Zimmer mit dem Stocke unter dem Bette, hinter dem Bette, über dem Bette, im Bette, unter dem Sopha, überall viſitirt; ſie ſtellte Betrachtungen über die Paſſivität des Kammerjunkers an, und konnte nicht begreifen, daß er ſich ſo lange ruhig verhalten. Ueber dieſe Betrachtungen ſchlummerte Mamſell Oberlein ein. Sie wußte nicht, daß er denſelben Tag den Hahn an der Theemaſchine, die das Stubenmädchen trug, verdreht, ſo daß dieſe ſich dabei den Fuß verbrannt hatte. Aber Niemand bekam es zu wiſſen, denn Onkel Adam ſchenkte ihr, um ſich ihres Stillſchweigens zu verſichern, ein neues Tuch. Der Graf war des Abends am längſten auf, er ſchrieb Briefe und rauchte Cigarren, daher erſchien er des Morgens auch zu allerletzt; er ſtand eben im Begriff, ſeinem Onkel, der in Dresden Miniſter war, zu ſchreiben, um dieſem zu melden, daß ſeine Hochzeit früheſtens im nächſten Herbſt ſtatt finde, denn Ingeberg konnte nicht früher für die Aufnahme ſeiner Bewohner in den Stand geſetzt werden. Ein andrer Brief befahl dem Verwalter auf Ingeberg ein Paar Zimmer einzurichten, damit er acht bis vierzehn Tage jedes Mal ſich dort aufhalten könne, um die Handwerker anzutreiben, und über eine Waſſerleitung, die nach ſeiner eignen Zeichnung conſtruirt werden ſollte, die Aufſicht zu führen.

Ein dritter Brief meldete die ganze Familie zu Gaſt beim Kammerherrn Paper auf Engesholm, wo ſie acht Tage ſpäter, am Faſtnacht Montag, der heuer um die Mitte Februars fiel, einzutreffen gedachten. Als dieſe Briefe fertig und verſiegelt waren, begab der Graf ſich zur Ruhe, und ſchlief bald ebenſo ſüß, wie alle die Anderen.

Engesholm lag drei und eine halbe Meile von Holum entfernt. Dieſer Abſtand, der den Kopenhagenern eine ganze Reiſe ſcheint, wird auf dem Lande für nichts gehalten; aber die Familie des Barons Breide hatte beſtändig ſo ſtill gelebt, daß ſie faſt als Kopenhagener in dieſer Beziehung zu betrachten waren, und es wurde im voraus von dem Beſuche auf Engesholm, wo ſie nie geweſen waren, geſprochen, als ob dieſe Fahrt Epoche in ihrem Leben machen würde. Der Kammerherr Paper war ein Schwager des Legationsraths Zickſack, der mit der älteſten Schweſter Oſtenfeldts verheirathet war — auf dem Lande wird eine ſolche Schwägerſchaft der nahen Verwandtſchaft gleich geſetzt. Onkel Adam war außerdem ein Schulcamerad des Kammerherrn geweſen, und hatte vor mehreren Jahren einer oder zwei großen Treibjagden auf Engesholm beigewohnt; er konnte ſich nicht genug über die Liebenswürdigkeit der Engesholmer verbreiten, und erzählte von dem luſtigen Leben, das „in alten Tagen" bei Papers ſtattgefunden hatte, ehe die erwachſenen Kinder das elterliche Haus verließen. Er war unendlich vergnügt, daß der Kammerherr durch Sophiens

Verlobung Veranlaſſung genommen hatte, die ganze Familie einzuladen. „Dort werden wir uns amüſiren," ſagte er, „es wird zum Todtlachen werden."

Am Tage vor der Reiſe nach Engesholm — es war der Sonntag vor Faſtnacht — ging es auf Holum luſtig zu, denn das Geſinde hatte an dieſem Tage jährlich ein Feſt. Sophie war lange nicht bei Hüttenmargrethe, die ſonſt mit ihrem Sohne an dieſem Tractamente Theil zu nehmen pflegte, geweſen; da fiel es ihr ein, daß dieſer Tag gerade traurig für die Bewohner der kleinen Kathe ſein müſſe. Sie wollte Margrethe beſuchen und ihr ein Faſtnachtsgeſchenk bringen. Als ſie ſich anſchickte, hinzugehen, kam Oſtenfeldt auf die Treppe hinaus, um zu Pferde zu ſteigen; er wollte nach Jngeberg hinüber.

„Jch wußte nicht, daß Du ſpazieren gingeſt," ſagte er zuvorkommend," ſonſt hätte ich nicht daran gedacht, wegzureiten."

Sophie erzählte, daß ſie blos etwas bei einer alten Frau, Namens Hüttenmargrethe, zu beſorgen hätte.

„Hüttenmargrethe?" wiederholte der Graf.

„Die außerhalb des Gartens, in der erſten Kathe auf dem Felde wohnt — ſie, deſſen Sohn im Herbſt die eine Hand verlor; Du weißt wohl, wen ich meine."

Sophie lächelte. Der Graf wollte ſie nicht verſtehen. „Jch will Dir folgen, um zu erfahren, wo es iſt," ſagte er.

Er warf den Zügel um den einen Arm, gab Sophien den andern, und nun gingen ſie den Weg längs der Landſtraße nach Hüttenmargrethens Haus. Hector folgte ihnen. Sophie foppte den Grafen, als ob ſein Geheimniß entdeckt worden wäre, er verſtand ſie nicht. Zuletzt that es Sophien faſt Leid, daß ſie eine Sache erwähnt hatte, die er in einen ſo geheimnißvollen Schleier einzuhüllen wünſchte. Aber dieſes Verlängern des Guten, das er im Stillen that, ſo daß kaum die linke Hand wußte, was die rechte gab, ſchien Sophien ſehr liebenswürdig. Als ſie in der Nähe des Hauſes waren, nahm ſie von ihm einen freundlichen Abſchied, er küßte ihr die Hand, bat ſie, ihn Hüttenmargrethen zu empfehlen, behielt ſich vor, bei Gelegenheit bei ihr introducirt zu werden, und ritt fort. Sophie blieb ſtehen und ſah ihm nach. Hector verweilte bei ihr, aber Oſtenfeldt pfiff, und der Hund gehorchte dem Signale. Da fiel es Sophien ein, daß der Graf dem Hector ſtets in einem langen, ſcharfen und anhaltenden Ton nachpfiff. Daran hatte ſie früher nicht gedacht. Sie wandte ſich um, in das Haus zu gehen, als ſie auf ein Mal die zwei alten hinſichtlich der Perſon unbekannten, aber ſonſt doch wohlbekannten Töne hörte, die gleich darauf wiederholt wurden. Sophie drehte noch ein Mal den Kopf. Oſtenfeldt ritt weit oben auf dem Wege, Hector eilte ihm nach; aber ein andrer weißer Hund, etwas größer als Hector, ſchoß in demſelben Augenblicke quer über's Feld und verſchwand hinter dem Zaun, wo Sophie ſchon ein Mal ihn hatte verſchwinden ſehen. Margrethe hatte ſie geſehen, und öffnete jetzt die Thüre mit den Worten: „Nun eben ging der Graf von hinnen, und dann wußte ich wohl, daß die Baroneſſe Sophie heute zu mir kommen würde. Es iſt, als wenn das Schickſal eine Hand mit im Spiel hätte, denn die zwei guten Wohlthäter kommen ſtets an einem Tage, es ſchlägt nie fehl. Sei ſo gut, kleine Baroneſſe, einzutreten.“ —

Als Sophie nach Hauſe kam, ſcherzte ſie nicht mehr mit Oſtenfeldt wegen Hüttenmargrethen, und als er fragte, ob ſie ihr Geſchäft zur Genüge beſorgt hätte, wurde ſie verlegen. Sie war den ganzen Tag ſtill und gedankenvoll, und dieſe Stimmung wich nicht einmal den wiederholten Ermahnungen der Mamſell, daß man Geſellſchaften beſuchen müſſe, um ſich und Anderen eine Freude zu machen, und nicht mit Unluſt, ſo daß Sophie den nächſten Tag eben ſo ernſt, wie ſie Hüttenmargrethens Haus verlaſſen hatte, in den Wagen ſtieg, um nach Engesholm zu fahren. —

Alle Bewohner auf Engesholm waren ſehr luſtig, mehrere junge Leute dort, die Kammerherrin eine zuvorkommende Frau, eine der Töchter warf gleich ihre Neigung auf Sophien, die, ohne daß ſie es faſt bemerkte, in die allgemeine Luſtigkeit hineingezogen wurde, und ſo hatte ſie, nach dem Aufenthalt einiger Stunden auf Engesholm, ihre alte, ungezwungene, unſchuldige Herzlichkeit wieder gewonnen. Die Mamſell war nicht mit gefahren, „ſie war zu alt für eine ſo lange Reiſe.“ Charlotte war ebenfalls zu Hauſe geblieben, „ſie klagte über Kopfweh,“ mochte es nun wirklich oder erdichtet ſein.

Onkel Adam konnte ſich nicht beſſer befinden als hier, er wollte nicht Karten ſpielen, ſondern ſich mit der Jugend amüſiren. Allerhand Weihnachtsſpiele wurden aufgeführt, zuletzt wurde auch getanzt. Oſtenfeldt nahm nicht Theil daran, er ſpielte l'Hombre. Sophie war über dieſen kleinen improviſirten Ball recht vergnügt. Aber Onkel Adam wollte die Weihnachtsſpiele abſolut wieder hervorziehen. Um ihn zufrieden zu ſtellen, wählte man einen Mittelweg, der Beides vereinigte; die Herren gingen nämlich in die eine Stube und die Damen in die andere, Einer Perſon von jeder Parthei wurden wechſelweiſe die Augen zugebunden und dieſe in den Saal geführt, und der Geblendete ſollte nun entweder errathen, mit wem er tanzte, oder ein Pfand geben. Dieſes machte die Geſellſchaft ſehr luſtig, und die Munterkeit brach dann beſonders jedes Mal recht hervor, wenn errathen wurde, denn vorher durfte Niemand den geringſten Laut von ſich geben. Sophie war glücklich geweſen, ſie war zwei Male gewählt worden, und errieth beide Male richtig, erſt Oſtenfeldt, der vom Spieltiſche geholt worden war (er tanzte ſteif und abgemeſſen — diplomatiſch, ſie hatte früher mit ihm gewalzt), nachher Onkel Adam, der ſtöhnend ſich im Saale herumſchleppte, zum großen Aerger der jungen Herren, die ihn um ſeine liebliche Tänzerinn beneideten. Er tanzte, um eine einfache, aber bezeichnende däniſche Redensart zu gebrauchen, wie ein Kleiderſchrank bei einem Erdbeben.

Sophie wurde zum dritten Mal gewählt. Einer der Söhne des Hauſes ſtand ſchon da, um ihr Cavalier zu werden, als ein fremder Herr eintrat, der in dieſem Augenblick nach Engesholm gekommen war, und noch nicht wußte, was man vorhatte. Ein großer weißer Hund folgte ihm auf den Ferſen — denn auf dem Lande haben die Hunde in den beſten Häuſern Zutritt — und beſchnüffelte knurrend Hector, der bisher ruhig hinter dem Ofen gelegen hatte. In demſelben Augenblick wurde die Thüre aufgemacht, Onkel Adam nahm den Fremden bei der Hand, führte ihn in den Saal hinein, gab ihm die Dame, deren Augen mit einem Tuche verhüllt waren, in den Arm und ſagte: „Tanz!“ Eine der Töchter des Hauſes ſpielte einen Walzer, und der fremde Herr walzte mit der unbekannten Dame.

Die ganze Geſellſchaft beobachtete das tiefſte Stillſchweigen, die Augen des Onkels Adam ſtrahlten vor Freude: dieſes Mal ſollte es Sophien nicht ſo leicht werden zu errathen. Die Walzenden ſchwebten durch den Saal, es ſchien, als ob der Walzer keinem von Beiden mißfiele. Dieſer Herr tanzte leicht und flink; er führte ſie ſo ſicher. Noch hatte Sophie nicht errathen; ein Lächeln um ihren Mund verrieth, wie ſchwierig es ihr wurde. Inzwiſchen hatte Onkel Adam die Thüre zum Cabinette geöffnet, ſo daß Hector und der fremde Hund plötzlich bellend hineinſtürmten, und ſich mitten im Saale herumbalgten. Die zwei Tanzenden hielten inne. Bisher hatte Niemand von ihnen einen Laut von ſich gegeben, aber nun pfiff der Herr zwei Male und ſagte: „Wachtel! ſtille!“ Weder der Hund noch die Geſellſchaft hörte es, denn Onkel Adam ſchlug ſein gewöhnliches Gelächter auf und rief: „Das iſt zum Todtlachen.“ Aber Sophie hatte es gehört. Dieſe zwei Töne nahmen ihr das Bewußtſein; ſie wurde ſchwindelig, und ſank faſt in die Arme des fremden Herrn, der ſie noch umfaßt hielt. Die Damen liefen hinzu, ſie führten ſie auf's Sopha, beſprengten ihr das Geſicht mit kaltem Waſſer, und die Herren jagten die Hunde hinaus. Als man Sophien das Tuch abnahm, wurde der Fremde faſt eben ſo blaß, als ſie war, und als er die Thränen ſah, die ſtromweiſe von ihrem Geſichte herunterfloſſen, erröthete er eben ſo ſtark, als er vorhin ſich entfärbt hatte.

Die Wirthin eilte in den Saal. Indem ſie vorbeiging, redete ſie den Fremden an: „Guten Abend, Forſtjunker Wilnau! Ja, das iſt eine ſchöne Verwirrung, welche Sie mit ſich bringen. Wie ſteht es mit Bareneſſe Breide?“

„Sie erſchrack über die Hunde,“ ſagte Onkel Adam. „Ich kann wahrlich nicht begreifen, wie das ſie erſchrecken konnte, ſie iſt ſonſt gar nicht ängſtlich von Natur; aber ſie iſt ein paar Tage nicht wohl geweſen — Uebelbefinden, das geht wohl vorüber.“

Oſtenfeldt kam auch vom Spieltiſche herein. Als Sophie die Augen aufſchlug, ſtand er an ihrer Seite, mit den Karten in der einen Hand, in der andern hatte er eine Flaſche Eau de Cologne, die die Kammerherrin ihm zu halten gegeben. Sophie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wenn ſie andeuten wolle, daß ſie keiner Hülfe bedürfe, und ſchloß wieder die Augen, indem ihr Geſicht feuerroth wurde.“ Sie ſchämt ſich der Störung, welche ſie der allgemeinen Freude gebracht,“ ſagte ihre Mutter, ſich an die verſammelte Geſellſchaft wendend, die ſo artig war, ſich auf dieſen Wink zu zerſtreuen.

Der Fremde war inzwiſchen in einer Fenſtervertiefung ſtehen geblieben, von welcher aus er Sophien ſehen konnte. Es war ein hoher ſchlanker Mann von drei oder vierundzwanzig Jahren. Er war eigentlich nicht hübſch, ſeine Naſe war etwas zu kurz, ſeine Stirn zu niedrig; aber er ſah gleichwohl gut aus, und hatte ſchönes Haar, ſchöne Zähne und ſchöne Augen. Der Hauptausdruck in ſeinem Geſichte war Güte; an der Stirn und den Augenbrauen fanden ſich einige ernſte Züge, die dieſe Güte nicht zu der nichtsſagenden Art ſtempelte, welche man in ſo vielen guten Geſichtern ſieht, ſondern ihr einen feſteren Charakter verlieh. Als Oſtenfeldt an ihm vorbeiging, um beim Spieltiſche wieder ſeinen alten

Platz einzunehmen, blieb er unbeweglich mit untergeſchlagenen Armen ſtehen, ſie grüßten einander nicht — es war alſo klar, daß ſie einander nicht kannten.

Als Sophie ſich ein Bischen wieder erholt hatte, begriff ſie nicht, wie ſie ſo hatte können ergriffen werden. Sie ſchämte ſich ihrer Kinderei, und dankte ihrem Gott, daß die Hunde die Schuld trugen und daß Niemand wußte, welcher alberne Grund dieſes plötzliche Uebelbefinden erzeugt. Ihre Freimüthigkeit war wieder zurückgekehrt, und als ſie den Fremden, der ſie ſo in Bewegung gebracht hatte, mit den Augen ſuchte, geſchah es mit dem frohen Gedanken, daß ſie nun endlich erfahren werde, wer der heimliche Wohlthäter ſei, der ihre Sorge für Hüttenmargrethe getheilt hatte. Weit davon, daß dieſes ihr gemeinſchaftliches Geheimniß ſie verlegen machte, gab es ihr im Gegentheil eine Sicherheit, die ſie bisher vermißt hatte, und als Forſtjunker Wilnau endlich ſich ihr vorſtellen ließ und ſich wegen des Schreckens entſchuldigte, den ſein Hund ihr verurſacht, empfing ſie ihn wie einen alten Bekannten, mit einer Gradheit, die den jungen Mann entzückte, und es freute ſie recht, als ihre Mutter beim Abſchiede ihn bat, ſie auf Holum zu beſuchen, das nicht weit von dem Diſtricte lag, wo er neulich angeſtellt worden. Dieſe Begebenheit ließ keine Spur in der Geſellſchaft zurück, und war bald vergeſſen. Der Abend verſtrich eben ſo munter, wie er angefangen hatte, und als die Bewohner Holums am nächſten Tage nach

Hauſe fuhren, dachte Sophie faſt nicht mehr an die neue Bekanntſchaft; ſelbſt dann, als ſie in aller Gutmüthigkeit mit Onkel Adam zankte, den ſie ſpaßhaft ihren böſen Genius nannte, der ſtets ſtörend in ihr Leben griff, verband ſie den Ernſt damit, wozu wohl Veranlaſſung vorhanden war. Dieſes iſt einer der merkwürdigen Widerſprüche, deren es bei jungen Mädchen ſo viele giebt; er wird vielleicht von Vielen für unnatürlich gehalten werden, aber jedes junge Mädchen wird die Möglichkeit davon einräumen, deſſen bin ich überzeugt. Acht Tage ſpäter dagegen hatte dieſes Zuſammentreffen, und die beſondere Art, wie es ſich geſtaltet, wieder ein verſtärktes Intereſſe bei Sophien gewonnen, und doch war hierzu kein äußerer ſichtbarer Grund vorhanden. Sie ſehnte ſich nicht nach der Ankunft des Forſtjunkers, ſie fürchtete ſich auch nicht davor, ihr Herz war vollkommen ruhig, und doch wünſchte ſie, daß er käme, und zuletzt fürchtete ſie faſt, daß er wegbleiben würde.

Vierzehn Tage ſpäter hatte der Forſtjunker noch nicht Viſite auf Holum gemacht und die Baronin hatte ganz vergeſſen, daß ſie ihn eingeladen. Sophie hatte es nicht vergeſſen, aber ſie kehrte ſich auch nicht mehr daran; hätte er keine Luſt zu kommen, ſo könnte er es bleiben laſſen. Indeſſen war ſie doch ein Bischen verdrießlich. Die Mamſell wollte ſie zerſtreuen, nahm ſie mit auf ihr Zimmer, und fing an, ihr aus einem alten franzöſiſchen Buche, das in Briefen die Vorſchriften einer Mutter für ihre in die Welt tretende Tochter enthielt, vorzuleſen. Das Buch war, glaube ich, aus dem nächſtvorhergehenden Jahrhundert. Die Mamſell bemerkte, daß Sophie jetzt in einem Alter und in einer Stellung ſich befände, wo ſie nothwendig wiſſen müſſe, welche Forderungen die Welt an ſie mache. Es war ein unvortheilhafter Augenblick, den Mamſell Oberlein gewählt, Sophie hatte noch nie daran gedacht, daß die Welt berechtigt ſei, Forderungen an ſie zu machen, und jetzt erfuhr ſie es zum erſten Mal, jetzt wo ihre Bruſt ſich beängſtigt fühlte, ohne daß ſie ſich erklären konnte, was es ſei, das ſie ſo ängſtige. Und welche Forderungen? Lieber Leſer, ſchlage nach in einer franzöſiſchen Erziehungsſchrift aus Ludwig's XIV. Zeiten und lies blos vier Seiten darin, und Du wirſt begreifen, warum Sophie heimlich ihre Augen trocknete, während Mamſell mit größter Salbung las. Das arme Mädchen wußte nicht, daß dies Alles ſchon lange aus der Mode war, ihr war dieſes Buch die neueſte Schrift über dieſen Gegenſtand. „Aber iſt das Etwas, was ich nothwendig wiſſen muß?" fragte ſie endlich.

„Die Gräfin Oſtenfeldt wird eine Stellung in der Welt einnehmen, die die Augen Aller auf ſie zieht," ſagte die Mamſell feierlich, „und wenn ich ein Mal in meinem Grabe liege, wird man noch fragen, wer dieſer Dame ſo viel savoir-faire beigebracht hat."

„Aber hier auf dem Lande, auf Holum?" ſagte Sophie. „Wer ſollte hier darnach fragen?"

„Und auf Ingeberg und in Kopenhagen,“ antwortete die Mamſell mit demſelben Ernſt. „Dein Mann ſteht in bedeutenden Verbindungen, die vornehme Welt wird ſich bei Euch verſammeln, Du mußt im Hauſe die Honneurs machen, und wenn Dein Mann ein Mal eine Grafſchaft erzigirt hat, wird er in eine brillante Laufbahn kommen.“

Es war das erſte Mal, daß Oſtenfeldt als Sophiens Mann genannt worden war. Dieſes directe Hindeuten auf eine Zeit, die eine vollſtändige Veränderung in ihrer Stellung und ihren Verhältniſſen bewirken ſollte, berührte ſie unangenehm. Es war ihr bisher faſt nicht eingefallen, daß das Schickſal ſie fern von dem lieben Holum führen könnte. Deshalb antwortete ſie auch: „Wenn die Welt ſo ausſieht, wie es in dem Buche ſteht, dann bedanke ich mich dafür, mit ihr zu thun zu haben.“

Die Mamſell nannte ſie ein eigenſinniges und verhätſcheltes Kind, beklagte, daß ſie nicht ſchon früher darauf bedacht geweſen ſei, ſie in der Richtung zu leiten, die ihre zukünftige Stellung forderte, und beſtimmte einige Vormittagsſtunden zur Fortſetzung dieſer Vorleſungen. Sophie war nun recht verſtimmt und übel zu Muthe geworden. Aber das Gefühl, daß ſie in dieſem Augenblicke nicht war, wie ſie ſein ſollte, bemächtigte ſich ihrer und verdroß ſie; wenn Oſtenfeldt auf Holum gegenwärtig geweſen wäre, würde ſie ihn aufgeſucht haben, aber er war gerade heute mit Onkel Adam zu Pferde nach Ingeberg, wo ſie acht Tage verweilen wollten, um wilde Enten zu ſchießen. Etwas Gutes wollte Sophie indeſſen thun, aber was? Da kam ihr in den Sinn, Hüttenmargrethen zu beſuchen. Sie machte ſich gleich fertig, und ließ die Haushälterin einen kleinen Korb, den ſie der armen Frau bringen wollte, zurecht packen. — Darauf fiel es ihr ein, Charlotte zu fragen, ob ſie mitgehen wollte, denn Sophie fühlte einen innern Drang, ſich mit Liebe ihrer Umgebung anzuſchließen. Gleich nachher ſtanden die beiden jungen Mädchen außerhalb des Gartens, in Mäntel und Tücher eingehüllt, denn ohngeachtet man ſchon die erſte Woche des März erreicht hatte, war es doch kalt, und der Schnee lag noch überall auf den Feldern.

Da Niemand von ihnen ſich aufgelegt fühlte, das Geſpräch anzufangen, ſchwiegen ſie noch Beide. Endlich ſagte Charlotte: „Du biſt ſo ſtille heute, Sophie, das iſt ganz gegen Deine Gewohnheit.“

„Findeſt Du das? Ja, ich bin eigentlich auch nicht bei guter Laune.“

„Weil Dein Bräutigam auf acht Tage verreiſt,“ ſagte Charlotte in einem ſcharfen Tone. „Ja, das iſt auch ein ſchreckliches Unglück!“

„Gar nicht deshalb,“ antwortete Sophie etwas beleidigt; „meinetwegen könnte er gern noch acht Tage hinzulügen.“

„O, die kalte, gefühlloſe Seele,“ dachte Charlotte bei ſich, „ſie erkennt nicht einmal ihr Glück!“ — „Ach ſo!“ fügte ſie laut dieſen Gedanken hinzu.

Sophie blieb einen Augenblick ſtehen, darauf ſagte ſie: „Du haſt Recht, Lotte, es war dumm von mir geſprochen. Das meinte ich auch nicht. Aber die Mamſell hat mich den ganzen Vormittag geplagt, und das hat mich in eine üble Laune verſetzt. Du biſt doch viel beſſer als ich, meine eigene kleine Lotte.“

Sie ſchlang den Arm um ſie. Bei dieſem Complimente mußte Charlotte, die ſelbſt fühlte, daß ſie es nicht verdiente, erröthen, und das Geſpräch war wieder zu Ende.

Hüttenmargrethe freuete ſich, die lieben jungen Fräulein wieder zu ſehen, ſie hatte ſich ſo ſehr nach ihnen geſehnt. Ihr Sohn war ſo glücklich geweſen, auf einem der königlichen Güter nicht weit von da, bei einem Jäger, eine Stelle zu bekommen; er ſollte dort die Hunde warten. „Dieſes hatte der gute Graf, den Gott ſegnen möchte, ihm verſchafft.“ Ihre Lobreden über die Güte dieſes vortrefflichen Mannes nahmen kein Ende; während Sophie ſich ein wenig ſowohl darüber ärgerte, daß der erwähnte Graf nicht Oſtenfeldt war, auf den ſie gern, wenn ſie es hätte können, die Worte „den Gott ſegnen möchte,“ bezogen, als auch, weil ſie Nichts zum Beſten des armen Krüppels verſucht, und alſo von einem Fremden in Wohlthätigkeit gegen einen der Gutsangehörigen übertroffen worden, fuhr Margrethe fort zu erzählen, und ſchloß endlich mit dem Bericht, daß der Graf in der letzten Zeit beinahe jeden zweiten Tag, wenn er auf der Jagd geweſen, zu ihr gekommen ſei, und in ihrer Stube ſein Frühſtück eingenommen habe. Ja, er hätte ihr ſelbſt Kaffeebohnen geſchenkt, und jetzt ſollten die lieben Fräulein ſeine Wohlthaten ſchmecken.

„Ich möchte doch ein Mal das Wunder von einem Holzvogtsſohn ſehen, das Margrethe abſolut zum Grafen machen will," ſagte Charlotte, als die alte Frau hinausgegangen war, den Kaffee zu machen.

„So nahe bei Holum — jeden zweiten Tag —" dachte Sophie. „Das iſt nicht höflich."

Margrethe blieb lange weg, man hörte ſie in der Küche Anſtalt machen. „Es ſcheint, daß es lange dauern wird," ſagte Charlotte. „Warum ſagteſt Du auch nicht Nein, dann wären wir jetzt wieder zu Hauſe geweſen. Ich wäre am Liebſten mit ihrem ſchlechten Kaffee verſchont."

„Laß ihr die Freude, uns zu bewirthen," antwortete Sophie. „Es erleichtert ja die Verbindlichkeit, die ſie uns ſchuldig zu ſein glaubt. Eine Taſſe ſchlechten Kaffees zu trinken, um Jemanden damit zu erfreuen, heißt doch die Dankbarkeit wohlfeil kaufen."

Charlotte hatte ſich an den Ofen geſetzt. Sophie blieb am Fenſter ſtehen, von wo ſie das ſchneebedeckte Feld überſchauen konnte. Ein ſtarker Reif war in der Nacht gefallen, und hatte alle die zarten Zweige in der großen Befriedigung, die längs dem Wege ſich befand, mit einem weißen Staub überzogen, die Sonne beſchien ſchön und klar dieſe weißen Korallen, und wenn die kleinen Sperlinge ſich auf die Aeſte ſetzten, wurden ſie auf einen Augenblick in einen leichten weißen Nebel eingehüllt, den ſie jedoch bald von ſich abſchüttelten. Eine ſo weite Ausſicht wie hier hatte man nicht von Holum aus, das auf der einen Seite von dem Garten, und auf der andern von dem großen Meierhof begrenzt wurde.

Dieſes Gemälde betrachtete Sophie mit ſo viel innerer Freude, daß es faſt ihrer Aufmerkſamkeit entging, als ein Jäger mit ſeinem Hunde von der entgegengeſetzten Seite langſam über's Feld kam, und ſich dem Hauſe näherte. Es war ein hoher, junger Mann in einem kurzen Jagdrock. Ueber der Schulter trug er eine Jagdtaſche und eine Flinte, das Pulverhorn und der andre Apparat, der für einen wohlausgerüſteten Jäger erforderlich iſt, hingen an der Seite und auf der Bruſt an hellgrünen Bändern. Der Jagdhund zog Schritt vor Schritt hinter ihm her, es ſchien, als ob er einen langen Weg zurückgelegt habe und müde ſei. Der junge Mann ging langſam und blickte nicht in die Höhe — vermuthlich weil die Sonne ihm gerade in die Augen ſchien, und er keinen Schirm an ſeiner Pelzmütze hatte. Er ſah gut aus. Sophiens erſtes Gefühl, als ſie den Forſtjunker ſah und wiedererkannte, war eine faſt an Angſt gränzende Beſtürzung, aber dieſe verſchwand in demſelben Augenblicke; ſie wandte ſich ruhig zu Charlotten, und ſagte munter, indem ſie ſich an ihre Seite ſetzte: „Jetzt kannſt Du Deinen Wunſch erfüllt ſehen, liebe Lotte. Dort kommt das Wunder, wie Du ihn nannteſt; aber das iſt weder ein Graf, noch ein Holzvogtsſohn, ſondern der Forſtjunker Wilnau ſelbſt.“

„Wie? Du kennſt ihn?“ brach Charlotte verwundert aus. „Das haſt Du ſehr geheim gehalten.“

Dieſes Wort verwirrte Sophie und ſie antwortete: „Geheim? Ich ſehe nicht ein, wie Du das ſagen kannſt. Es war ſein Hund, der auf Engesholm mir den Todesſchrecken einjagte, ſollte ich ihn denn nicht kennen.“ Sophie wurde roth, ſie wich in dieſem Bericht etwas von der Wahrheit ab. Um die Urſache zu verbergen, fügte ſie hinzu: „Und jetzt begreife ich, daß nur er Margrethens Graf ſein kann, da er gerade auf's Haus zugeht.“

„Es iſt im Grunde doch fatal, daß er uns hier treffen muß,“ ſagte Charlotte, die ſich ſo ſehr für Oſtenfeldt intereſſirte, daß ein jeder andre Herr ihr gleichgültig war. Charlotte war ſchon nicht mehr ſo unſchuldig, wie ihre Freundin, deshalb legte ſie dem Zufalle eine Bedeutung bei, die Sophie ihm nicht einräumte, da ſie mit der Ueberlegenheit der Unſchuld antwortete: „Das ſehe ich wahrlich nicht ein. Mich ſoll es recht freuen, ihn hier zu treffen.“ Als ſie ſich aber umwandte, ſtand

Charlotte vor dem einzigen Spiegel des Hauſes, — einer kleinen dreieckigen Scherbe, die auf zwei großen vierzölligen Nägeln gegen die Wand aufgeſtellt war — und ſchlichtete ihr Haar, welches durch das Tuch, das ſie um den Kopf gehabt, in Unordnung gerathen war. Gleich hernach traten Margrethe, den Kaffeekeſſel in der Hand, und der Forſtjunker herein.

Die vortreffliche Redſeligkeit der alten Frau half den Dreien, die ſich in der kleinen Stube Margrethens zufällig begegneten, über die ernſten verlegenen Augenblicke hinweg, die, wenn man ſie auch nicht gerade mit Charlotte zu „den fatalen,“ deren man ſich zu ſchämen hat, zu rechnen braucht, doch immer von einem jeden ſolchen Zuſammentreffen unzertrennlich ſind. Der Kaffeetiſch wurde bald mitten in die Stube gerückt, der einzige Stuhl des Hauſes und zwei Bänke waren um denſelben geſetzt, das einfache thönerne Tiſchgeräth und die alte genietete Porzellantaſſe mit dem Candiszucker darin ſtanden auf dem groben Tiſchtuche, und Sophie ſchenkte mit ſo wenigen Umſtänden den duftenden bataviſchen Trank in die Näpfe, daß man die Mängel des Hausgeräths bei Margrethen ganz zu vergeſſen ſchien. So weit war die Idylle fertig. Der Jäger hatte ſeine Jagdtaſche auf Margrethens Bett gelegt, die Flinte hing auf einem Nagel unter der Decke, und Wachtel hatte ſich unter dem Ofen zuſammengekauert. Margrethe ſtand mit gefalteten Händen am Ende des Tiſches, ſie ließ ſich nicht überreden, bei ihnen Platz zu nehmen; ihr vor Freude ſtrahlendes Geſicht zeigte genugſam, daß ſie ihren Kaffee und ihr Glück con amore in dieſer Stellung genoß. Dazu warf noch die Sonne ſo ſchön ihre Strahlen durch die kleinen Fenſterſcheiben, und beſchien die hellblaue Küchenthüre gerade gegenüber, und vor ihnen lagen das große mit Schnee bedeckte Feld und der heitere Froſthimmel. Es war eine ſchöne Landſchaft und ein vortrefflicher Kaffee, echte gute Javabohnen; ſelbſt nicht einmal Charlotte konnte etwas daran auszuſetzen finden, ſie, die doch vorher ſo ſehr dagegen geweſen war, den ſchlechten Kaffee Hüttenmargrethens zu trinken.

Hätte der Forſtjunker eine gewöhnliche Viſite auf Holum, unter den gebräuchlichen Formen, gemacht, ſo würde ſeine Gegenwart vielleicht eine ganz andre Wirkung auf Sophien hervorgebracht haben; aber jetzt, wo ihr erſtes Zuſammentreffen in der kleinen Stube Margrethens unter einer Form, die kein Ceremoniell zuließ, ſtatt fand, fiel dieſe Wirkung ganz weg, und, ſo wie die Bekanntſchaft in einer Stunde weiter vorwärts rückte, als ſie vielleicht ſonſt in einem ganzen Jahre gethan haben würde, nahm ſie auch eine freundſchaftliche Geſtalt an, und man ſprach mit einander, als wenn man ſich ſchon viele Jahre kenne. Auf Wilnau machte dieſes Zuſammentreffen gerade die entgegengeſetzte Wirkung — denn er war ein Mann.

Der Forſtjunker richtete ſeine Entſchuldigungen, weil er noch nicht die Bewohner Holums beſucht hatte, an

Sophien, die ihrerſeits kein Hehl daraus machte, daß ſie ihn erwartet hätte. Wilnau verſicherte, er habe ſich recht geſehnt, Holum, das ihm bisher nur in der Entfernung gezeigt worden, zu ſehen. Er ſagte dieſes ſo gerade zu, daß Sophie in dieſem Augenblick ganz vergaß, daß er und kein Andrer die Perſon war, die voriges Jahr im Septembermonat Holum's Garten zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit beſucht, und alſo näher geweſen war, als er es jetzt geſtehen wollte. Charlotte war munter geworden und hatte ſich mit dem unerwarteten Gaſt verſöhnt, ſie trug weſentlich dazu bei, dem Geſpräch eine luſtige Wendung zu geben, und hätte ſie auf dem Wege nach Hauſe ehrlich beichten ſollen, ſo hätte ſie geſtehen müſſen, daß der junge Mann einen recht vortheilhaften Eindruck auf ſie gemacht habe.

Als ſie Margrethe verließen, begleitete die alte Frau „die zwei lieben Fräulein“ eine kleine Strecke Weges, und ich halte es für einen Beweis von Tact, daß Wilnau ihnen auch nicht weiter folgte, ſondern zugleich mit Hüttenmargrethen Abſchied nahm.

Den folgenden Tag machte der Forſtjunker eine Viſite auf Holum. Der Baron bat ihn zu Mittag, und der junge Mann wußte ſich ſo in die Gunſt des alten Herrn zu ſetzen, und ſprach ſo unermüdlich mit ihm von Forſtcultur und Bepflanzung der Befriedigungen, daß der Baron ihm nachrühmte „ein praktiſcher Menſch“ zu ſein, und ihn abſolut bei mehreren zweifelhaften Punkten die

Waldungen des Guts betreffend zu Rathe ziehen wollte. Aber heute war es zu ſpät geworden. Wilnau fand ſich gleich bereit, den Tag darauf, zu jeder dem Baron paſſenden Zeit, wieder zu kommen, und jetzt geſchah es ganz von ſelbſt, daß der Forſtjunker dieſe Conſultationen ſo in die Länge zog, ohne daß der Baron es bemerkte, daß ſeine tägliche Gegenwart fünf Tage nach einander nothwendig geweſen war.

„Das iſt ein charmanter Menſch,“ ſagte der Baron, „ſo beſcheiden, ſo gelehrig, und läßt ſich von älteren Leuten ſagen. Er war recht zu einer glücklichen Zeit gekommen, ſonſt wären wir mit unſerm Whiſt ſtecken geblieben; die Mädchen ſind ſo flüchtig, die kann man zu etwas Ernſtem nicht gebrauchen.“

„Ein netter junger Mann,“ ſagte die Mamſell, „ſo complaiſant. Aber er ſpielt noch nicht mit vieler Routine Grandiſſimo, er wird oft distrait. Geſtern Abend, als Sophie ihm helfen ſollte, confundirte er mir das Spiel ſo durch ſeine falſchen Inviten, daß er mir in einem fort Masque machte. Wir bekamen nicht mehr als drei Tricks, und wir hätten bequem ſechs haben können.“

Am fünften Tage hatte die Baronin durch eine der Predigerfrauen in Erfahrung gebracht, daß der Forſtjunker der nächſtälteſte Sohn des Kammerherrn Wilnau ſei, daß er alſo nicht das Stammgut bekommen würde, es wäre denn, daß der Stammherr, ohne Kinder zu hinterlaſſen, verſtürbe; aber die Baronin glaubte bemerkt zu haben, daß der Stern der Stammherren kein glücklicher ſei ...... Gleichviel, er würde auf jeden Fall eine anſtändige Apanage bekommen, und im Forſtweſen wohl avanciren, denn ſein Onkel, Geheimrath Munthe, bekleidete in dem Collegium einen hohen Poſten, und von ihm war es allgemein bekannt, daß er gut für ſeine Familie ſorgte. So etwas müßte man doch wiſſen; der Baron hatte nun ein Mal Charlotte an Kindes Statt angenommen, ihre Verſorgung lag ihm deshalb ob, und die Baronin glaubte bemerkt zu haben, daß der Forſtjunker Charlotten viele Aufmerkſamkeit erzeigte.

Daſſelbe glaubte auch Charlotte, und darin hatte ſie nicht ſo ganz Unrecht. Charlotte ließ ſich von dem Forſtjunker den Hof machen — wenn man ſeiner Aufmerkſamkeit einen ſo bedeutſamen Namen beilegen kann — weil es ihr dadurch leichter wurde zu verbergen, daß die Verlobung Sophiens ihrem Herzen eine Wunde beigebracht, die zu verheimlichen ihr Stolz war.

Oſtenfeldt und Onkel Adam waren inzwiſchen auf Ingeberg geweſen, um wilde Enten zu ſchießen und Waſſerleitungen zu conſtruiren. Ungeachtet Holum und Ingeberg, deren Bezirke unmittelbar an einander gränzten, nur anderthalb Meilen aus einander lagen, kam der Graf doch nicht nach Holum hinüber, denn er hatte nun ein Mal ſeine Anweſenheit auf acht Tage feſtgeſetzt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er, der bei allen ſeinen Handlungen ſo viele kleinliche Betrachtungen anſtellte, ausfindig gemacht, ein geweſener Diplomat müßte ſich gerade ſo und nicht anders benehmen. Ungeachtet er Sophien wirklich lieb hatte, ſo ſehr er überhaupt fähig war, Jemanden zu lieben, ſo hatte das doch eben keine große Bedeutung; ſie war ein hübſches Mädchen, wohlerzogen, aus einer alten Familie, eine gute Partie — das war Alles, was er nöthig hatte; er hielt ſich in jeder Hinſicht für äquivalent, und wußte aus Erfahrung, daß ein älterer Herr, der einem jungen unerfahrnen Mädchen den Hof macht, gewöhnlich reüſſirt. Es fiel ihm nicht ein, daß es noch mehr zur Bewahrung dieſer augenblicklichen Flamme bedürfe, die höchſtens einem Strohfeuer, das im Augenblicke der Anzündung faſt wieder erliſcht, ähnlich war. Charlotte hatte Recht, als ſie ihn eitel nannte, und in dieſer Eigenſchaft lag der Keim der Schlingpflanze, die ſpät oder früh erſtickend um den jungen Baum der Liebe ſich ſchlängeln mußte, um ihn zu erſticken. Aber ein Baum, der ſich noch nicht entfaltet hat, wird ſchneller getödtet, als der, deſſen grünes Laub in jedem Blatte eine Kraft einſchließt, die erſt vernichtet werden muß — und Sophie hatte noch nie geliebt.

Am Tage vor Oſtenfeldt's Rückkehr ging die ganze Familie im Garten ſpazieren. Das Wetter war hell und ſchön, und der Baron wollte den Anderen zeigen, welche Veränderungen er, theilweiſe nach den Vorſchlägen des Grafen, im bevorſtehenden Sommer mit dem Garten vorzunehmen gedenke. Witnau war wieder an dieſem

Tage nach Holum gekommen. Während der Baron mit ſeiner Frau über einen vereinzelt ſtehenden Baum disputirte, den er wegnehmen laſſen wollte, den ſie aber zu erhalten wünſchte, näherte Wilnau ſich Sophien und ſagte: „Ich habe Ihnen, Fräulein, Etwas zu überliefern, was Ihnen gehört. Ich würde mich eines Raubes ſchuldig machen, wenn ich es länger behielte.“ Bei dieſen Worten zog er eine ihrer weißen Ohrringsglöckchen, die Sophie ſchon längere Zeit vermißt hatte, hervor.

„Es iſt das meine,“ ſagte ſie, „aber wie Sie dazu kommen, mir daſſelbe zu bringen, das begreife ich freilich nicht. Es iſt mir lieb, daß es ſich gefunden hat, denn es gehört zu den Ohrringen, die ich am liebſten trage.“

Als Sophie „über ſeinen Hund“ — ſo erklärte der Forſtjunker es — erſchrack und faſt in ſeinen Armen ohnmächtig wurde, war das Glöckchen, das vermuthlich durch das öftere Umbinden des Tuches ſich gelöſt hätte, an einem ſeiner Rockknöpfe hängen geblieben. Er hatte es gleich bemerkt, und — und — jetzt ſtammelte der arme Forſtjunker, der nicht daran gedacht hatte, wie er es entſchuldigen ſollte, daß er es ſo lange behalten.

Sophie nahm die Berlocke an. Sie hatte ſchon die Hand gehoben, um ſie an ihren Ohrring feſt zu machen, als ſie fühlte, daß ihr das Blut in's Geſicht ſteige; denn Nichts iſt in dem Grade anſteckend wie Verlegenheit, und das Stammeln Wilnau's machte es ihr in demſelben Augenblicke klar, daß es ihm gebührt habe, gleich — auf jeden Fall, als er das erſte Mal nach Holum kam, ihr die Berlocke einzuhändigen. Es war ihr auch anſtößig, daß er ihr dieſelbe ſo geheimnißvoll überlieferte, aber am Meiſten nahm ſie es vielleicht übel, daß er, in dem Augenblicke, wo ſie die Berlocke an den Ohrring anheften wollte, eine ſo frohe Miene annahm. Ich überlaſſe es einem Jeden, der Luſt dazu hat, dies anders zu erklären; ich erkläre es für eine derjenigen Warnungen, die ein guter Geiſt dem unbewachten Herzen zuflüſtert. Sophie ließ die Hand wieder ſinken, und verbarg die Berlocke in ihren Handſchuh. Als ihr Blick gleich hernach auf Wilnau fiel, ſah er ſehr ernſt aus, und es war Sophien nicht unangenehm, daß ſie in einem Augenblicke eine ſo plötzliche Veränderung hatte hervorbringen können. Der Forſtjunker blieb den übrigen Theil des Tages ziemlich ſtill, ritt früher als gewöhnlich nach Hauſe, und Sophie antwortete Charlotten, als ſie die Bemerkung machte, daß dem Wilnau etwas Unangenehmes begegnet ſein müßte: „Was ſollte das ſein? Er iſt vermuthlich ein Bischen launiſch.“ Und ſie ſah ſelbſt in dieſem Augenblicke ein Bischen launiſch aus.

Oſtenfeldt und Onkel Adam kehrten am folgenden Tage zurück. Sie hatten im Grunde lange Weile gehabt, aber das wollten ſie nicht geſtehen. Onkel Adam hatte auf Ingeberg nicht ein ſo wohlwollendes Publikum gefunden, wie auf Holum, und als er das erſte Mal dem Verwalter des Grafen, indem dieſer ſeine Naſe putzen wollte, das Tuch wegzog, hatte dieſer ihn gebeten, ſolche Späße nicht zu wiederholen. Oſtenfelde hatte erwartet, mit Verſicherungen, wie ſehr man ſich nach ihm geſehnt, empfangen zu werden; als dies nicht geſchah, wurde er mürriſch; und als der Baron ſehr viel von der neuen Bekanntſchaft, die er gemacht, ſprach, und der Graf erfuhr, daß dieſer Vogel Phönix mehrere Tage nach einander auf Holum geweſen, quälte ihn faſt die Eiferſucht. Hätten die Bewohner Holums ihm nur ſchöne Sachen wegen ſeiner Abweſenheit geſagt, ſo wäre er zufrieden geweſen, ſelbſt wenn ſie es auch nicht im Mindeſten ſo gemeint hätten; aber dieſes Stillſchweigen verwundete ſeine Eitelkeit. So geht es leicht mittelmäßigen Diplomaten, welche ſich daran gewöhnen, Alles in einer gewiſſen leeren Form zu ſuchen: aber dies rächt ſich, und ehe ſie es bemerken, ſind ſie ſelbſt eine leere Form, eine hohle Larve, ohne Gehalt. Dieſe Leere trifft man dagegen nicht bei tüchtigen Diplomaten, denn die wahre Diplomatie iſt nicht ein Wurm, der den Kern bis zur Schale verzehrt. Oſtenfeldt war jedoch zu ſehr Weltmann, um irgend einen Unwillen gegen Wilnau zu zeigen; er behandelte ihn im Gegentheil mit Höflichkeit, aber ließ dabei ziemlich deutlich die Ueberlegenheit durchblicken, die es einem jeden Aelteren in einer gewiſſen Stellung ziemlich leicht wird gegen Jüngere geltend zu machen, und welche Diplomaten von der obenerwähnten mittelmäßigen Sorte ſich ſtets zu Schulden kommen laſſen. Könnten ſie blos einſehen, wie ſchlecht es ihnen ſieht, wie lächerlich ſie ſich in ſolchen Augenblicken ausnehmen, dann würden ſie gewiß eine andre Art ſich hervorzuthun wählen. Aber das können ſie nicht einſehen — und deshalb hat man mit ihnen, wie mit allen Geiſtesſchwachen, Nachſicht.

Sophiens Geburtstag fiel in den April. Auf Holum war ein jeder Geburtstag ein Freudenfeſt, an welchem das ganze Haus, ſelbſt das Geſinde, Theil nahm, und dieſes Mal ſollte es noch feſtlicher hergehen, da es aller Wahrſcheinlichkeit nach der letzte Geburtstag war, den Sophie unverheirathet auf Holum zubringen würde. Dieſe Betrachtung hatte ein Jeder für ſich angeſtellt, aber Niemand es über's Herz gebracht, durch Worte Sophien ihre Freude zu verbittern; denn ſie wußten Alle, wie ſehr ihr Herz an dem lieben Holum hänge. Schon früh am Morgen war ſie geweckt worden, indem ein Korb auf ihren Tiſch vor ihr Bette geſetzt wurde; als die Thüre faſt wieder zugemacht war, glaubte Sophie in der Ueberbringerin Hüttenmargrethen wiedererkannt zu haben. Es war ein Strauß von ausgeſuchten lebenden Blumen, der, durch ein weißes Seidenband zuſammengebunden, im Korbe lag. Dieſes zierliche Geſchenk von der armen Frau rührte Sophien; ſie konnte aber nicht begreifen, woher Hüttenmargrethe dieſe ſchönen Blumen bekommen habe. Als Sophie in die Wohnſtube kam, wurde ſie mit Liebkoſungen und Geſchenken empfangen: ihre Eltern, Oſtenfeldt, Charlotte, die Mamſell, Onkel Adam, die Kammermädchen, Alles hatte Angebinde für ſie, und jedesmal, wenn die Thüre aufging, erhielt ſie einen neuen Beweis, wie allgemein ſie geliebt wurde.

Oſtenfeldt hatte ihr einen prachtvollen Halsſchmuck von koſtbaren Steinen geſchenkt, er lag neben dem Strauß Margrethens, der, zuſammengebunden wie er empfangen wurde, in ein Glas Waſſer geſetzt worden war. Später am Vormittage kam Wilnau, um ſeinen Glückwunſch zu bringen, auch die Predigerfrauen des Gutes fanden ſich ein. Letztere brachten Sophien auch einige kleine Gaben dar; der Einzige, der leer kam, war Wilnau. Onkel Adam war heute bei guter Laune, und als er ſah, daß der Forſtjunker der Einzige war, der Nichts mitbrachte, nahm er den Strauß Margrethens, und wollte eine Blume herausziehen, die Wilnau Sophien überreichen ſollte. „Ich will doch zuſehen, ob ich ein Vergißmeinnicht finden kann" ſagte er, und durchwühlte unbarmherzig den Strauß. Das Band ging los, und Onkel Adam, der ein Papier in der Hand behielt, rief: „Ein kleiner Brief! Nein ſieh — Ach! Er iſt ſo naß, wie ein erſoffener Pudel."

Sophie wandte ſich ſchnell um, und ſagte: „Ein Brief? Darf ich darum bitten, ich habe doch das Recht, ihn zuerſt zu leſen. Er iſt von Hüttenmargrethe."

„Es iſt zum Todtlachen," ſagte Onkel Adam, „Hüttenmargrethe ſchreibt franzöſiſche Briefe."

„Franzöſiſch?“ brachen Alle mit Verwunderung aus. „Laß nur hören!“ — Sophie nahm den Brief und las ihn leiſe für ſich. Ihre Wangen glüheten. Sie reichte ihn darauf der Baroninn, damit dieſe ihn laut vorleſen könnte. Er lautete ſo:

„Pouvais-je mieux qu'avec ces fleurs
Fêter votre jour de naissance?
Fraiches écloses, leurs couleurs
Semblent du moins de circonstance:

Le même jour Vous vit naître charmans
Du même éclat votre jeunesse brille,
Et — j'ai voulu qu'en Vous éveillant
Vous pussiez Vous croire en famille.“ —

Alle waren darüber einig, daß Margrethe einen geſchmackvollen Dolmetſcher ihrer Gefühle gewählt habe; aber Niemand konnte begreifen, daß dieſes Geſchenk wirklich von ihr gekommen ſei. Während die Baronin das kleine Gedicht vorlas, warf Sophie ſchnell einen verſtohlenen Blick auf Wilnau; ihre Augen begegneten in demſelben Augenblick den ſeinigen, und ſie ſchlug ſie, noch ſtärker erröthend, nieder. Auch Charlotte warf einen inquiſitoriſchen Blick auf den Forſtjunker und dann auf Sophien. Dieſe bemerkte es, und eine Verlegenheit, die ſie nicht bezwingen konnte, ſtimmte ſie faſt feindlich gegen den Geber, den ſie gleich errathen hatte. In demſelben Augenblicke ſagte der Graf: „Ah mit Erlaubniß, darf ich ein Bischen ſehen.“ Er las das Gedicht flüchtig durch und legte es mit dem Worten auf den Tiſch: „Es iſt wahrlich nett; aber la jour, das iſt ein garſtiger Schulſchnitzer. Der viel erwähnte Hofpoet Margrethens müßte doch wiſſen, daß es le jour heißt, und weiß er das nicht, ſo ſollte er das franzöſiſch Schreiben bleiben laſſen.“

Der Forſtjunker war eben ſo verlegen geworden wie Sophie, weil die Zeilen, die ihr allein beſtimmt und auf den frühen Morgen berechnet waren, auf eine ſo unglückliche Weiſe der Kritik des Tages unterworfen wurden. Er fühlte, daß Sophie ſeine Verlegenheit theilte, und dieſes war eine Strafe, die ihm viel härter erſchien als die Bemerkung Oſtenfeldt's. Er beantwortete deshalb dieſe mit einem gleichgültigen Lächeln. Vielleicht machte dieſes erſt Sophien das Kleinliche in der Kritik Oſtenfeldt's klar; ſie ſandte Wilnau einen Blick, worin eine dankbare Anerkennung ſeiner guten Abſicht lag. Der Baron hatte den Spott Oſtenfeldt's gehört; das Wort Schulſchnitzer machte ihn aufmerkſam, und er ſagte: „Weg mit der Schulfüchſerei! Es kann ja ſehr gut ein Schreibfehler ſein. Der Vers iſt hübſch tournirt, es iſt nichts von dem Ueberſpannten darin, und derjenige, der ihn geſchrieben hat, weiß gewiß, daß es le jour und la nuit heißt, das können Sie glauben.“

„Dann hätte er es ſchreiben ſollen,“ fuhr der Diplomat mit kindiſchem Starrſinn fort. „Ich halte mich an das, was geſchrieben ſteht. Uebrigens ſieht man ja gleich, daß der Abſchreiber nicht der Verfaſſer iſt. Es iſt bei meiner Ehre geſchmackvoll tournirt, darin haben Sie Recht.“

Onkel Adam hatte inzwiſchen einen neuen Spaß vor, der die allgemeine Aufmerkſamkeit von dieſer kleinen Epiſode ablenkte. Als der Forſtjunker ſpäter ſich dem Tiſche näherte, um heimlich das kleine Blatt, worauf die Verſe geſchrieben, wegzunehmen, war es verſchwunden. Der Strauß ſtand im Waſſerglaſe aufgelöſt, der Graf hatte ſich des weißen Bandes bemächtigt, und es, während er der Frau des Probſtes von ſeinen neuen Waſſerleitungen erzählt, ſo oft zwiſchen ſeinen Fingern zuſammengewickelt, daß bald nur Fäden übrig blieben, die er, ebenſo gedankenlos, wie er, um etwas in der Hand zu haben, das Band ergriffen hatte, jetzt auf den Fußboden fallen ließ. War vielleicht das Gedicht denſelben Weg gegangen? — Alle angekommenen Fremden wurden eingeladen, auf Holum zu bleiben. Wilnau erſchien den ganzen Tag ſehr ernſt; der Einzige, der ſich munter zeigte, war der Graf, und ſeine gute Laune nahm in demſelben Verhältniſſe zu, als er ſich überzeugt fühlte, daß er allein die ganze Converſation leitete. Allmählig hatte er alle die Andern verdrängt, aber dieſe Alleinherrſchaft trug eben nicht dazu bei, die Unterhaltung intereſſant zu machen. Sophie war auch ernſt; im Herzen ſchmerzte es ſie, daß Wilnau von Oſtenfeldt eines jämmerlichen Buchſtabens wegen ſo hart mitgenommen war, und es that ihr leid, daß dieſes ihretwegen geſchehen; aber ſie konnte ſich nicht überwinden, einen Blick über den Tiſch auf Wilnau zu werfen, ſie meinte, daß es ſeine Demüthigung vergrößern müſſe, wenn er ahnete, was ſie fühlte — denn ihr Gefühl war jetzt noch blos Mitleid.

In den folgenden vierzehn Tagen kam Wilnau nicht auf Holum. Es war ſchon längere Zeit von einer Klopfjagd geſprochen worden, ſie wurde jetzt endlich feſtgeſetzt, und der Forſtjunker gehörte natürlicherweiſe zu den Eingeladenen. Des Morgens verſammelten ſich alle Schützen in dem Speiſeſaal auf Holum zu einem Frühſtück bei den Damen, die Thee und Kaffe für diejenigen, die ſich mit ſolchen ſchwachen Getränken begnügen wollten, einſchenkten, und die Jagdtaſchen mit Rum und Cognac verſahen; denn es ſollte ein heißer Tag werden. Es war Sophiens Woche, und ſie ſah recht niedlich aus, als ſie, in einem hellblauen Morgenkleide, mit einer kleinen mit hellblauen Bändern gezierten Haube, vor dem Theetiſche ſtand. Das Leben, das immer in einer ſolchen Jagdgeſellſchaft herrſcht, fand auch auf Holum Statt, und ſtimmte die Gemüther zur Fröhlichkeit. Man hörte ein fortwährendes Geräuſch von Pferden und Hunden, neue Gäſte kamen an, der eine noch abentheuerlicher gekleidet als der andre, die Converſation wurde ſchon theilweiſe in der Jagdſprache geführt, altes Jägerlatein wurde auf die Bahn gebracht, die wunderbaren Schüſſe, die auf dieſer oder jener Jagd vor mehreren Jahren gefallen waren, wurden wieder in Gedanken abgefeuert, und diejenigen, welche früher den Haſen hatten paſſiren, oder ſich vom Michel hatten beſtechen laſſen, wurden gefoppt. Onkel Adam erregte allgemeine Freude, als er ſich in ungeheuren Stiefeln, einer kurzen Jacke, mit einer kleinen Mütze, und von oben bis unten mit Pulverhörnern, Hagelbeuteln, Hundepeitſche, Jagdmeſſer und allen erdenklichen Jagdapparaten behängt, ſehen ließ; welches Alles ſeiner kleinen dicken Figur ein poſſirliches Ausſehen verlieh. Er verſprach ſich von dieſem Tage recht vielen Spaß.

„Aber laß ihn, lieber Onkel, ohne Myſtificationen bleiben," ſagte Sophie ſcherzend; „Du erinnerſt Dich doch wohl noch, damals, draußen hinter dem Garten — des Feldſteins, der gerade neben mir und Charlotten lag."

Onkel Adam blinzelte mit den Augen, als wollte er den Pfiffigen ſpielen, und ſagte: „Es war Dein verehrlicher Bräutigam, mein Kind! Er hielt einen Feldſtein für einen Haſen. Aber der Schuß fiel, obgleich der Stein ganz nahe am Gehege lag, gleichwohl weit von Dir. Es war zum Todtlachen."

Sophie erröthete ein Bischen, denn Oſtenfeldt nahm es übel, daß dieſe alte Geſchichte wiederum, und in Gegenwart Fremder, auf's Tapet gebracht wurde. Sie wollte die Sache wieder gut machen und antwortete ſchnell: „O! kleiner Onkel Adam, mein verehrlicher Bräutigam weiß wohl, worauf er zielt." Aber es war das erſte Mal, daß ſie den Grafen ſo genannt hatte, und kaum waren die Worte ausgeſprochen, als ſie eine peinliche Verlegenheit über das, was ſie geſagt, fühlte. Sie wußte nicht, wo ſie ihre Augen laſſen ſollte, und bemerkte, als ſie ſie zufälligerweiſe in den Spiegel gerade gegenüber warf, daß Wilnau im Fenſter hinter ihr ſtehend, ſie mit einem wehmüthigen Geſichte betrachtete. In demſelben Augenblicke fiel es ihr durch eine dieſer unerklärlichen Ideenaſſociationen, wovon der Menſch ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben weiß, ein, daß ſie jetzt ſo bereitwillig geweſen wäre, Oſtenfeldt zu vertheidigen, und als Wilnau neulich ſo hart mitgenommen wurde, zum Theil weil er ihr eine Freude hatte machen wollen, nicht ein Wort zu ſeiner Vertheidigung geſagt habe. Ungeachtet ſie ſogleich ſich ſelbſt durch die Betrachtung widerlegte, daß Oſtenfeldt ſie näher angehe, Wilnau aber nicht, konnte ſie doch nicht unterlaſſen, dieſe Betrachtung mit einem Seufzer zu begleiten — einem der vielen Seufzer, die eben ſo unerklärlich, wie die oben erwähnten Ideenaſſociationen ſind, aber vielleicht eine eben ſo große Bedeutung haben. Gleich hernach machte die Jagdgeſellſchaft ſich auf den Weg; aber Oſtenfeldt, Onkel Adam und Wilnau waren nicht mehr ſo munter, wie ſie zu Anfange des Frühſtücks geweſen.

Die Jagd ging ihren gewöhnlichen Gang, ein Feld wurde durchgetrieben nach dem andern, die gehörigen Fehlſchüſſe waren gefallen, man hatte gelacht über die Laien, die von „Füßen" anſtatt von „Läufen," von „Ohren" anſtatt von „Löffeln" geſprochen, und die nicht wußten, daß der Schwanz eines Fuchſes „eine Lunte," der eines Haſen aber „eine Blume" heißt. Es war jetzt nur noch die letzte Suche, die dem Hauſe am nächſten, übrig; hernach ſollte man ſich nach Holum begeben, ſich umkleiden, und bei einer guten Suppe von den Ereigniſſen und Beſchwerlichkeiten der Jagd ſich unterhalten. Onkel Adam hatte ſeine gute Laune wieder bekommen, Oſtenfeldt ebenfalls, er hatte ein Paar glückliche Schüſſe gethan, und da Niemand zugegen war, behauptete er, ſie wären alle ſpitz von vorne gefallen. Wilnau hatte nichts geſchoſſen, er gab vor, daß nichts an ſeinem Poſten vorübergekommen ſei, aber einer der anderen Schützen beſchuldigte ihn der Unachtſamkeit, und daß er nicht geſehen, wie Michel, ihn anglotzend, zwei Male majeſtätiſch wie eine Magiſtratsperſon ihm vorbeipaſſirte. Die Poſten wurden wieder ausgeſetzt, und jetzt herrſchte die tiefſte Stille im Walde, bis die Klopfer endlich anfingen durchzugehen, und, ſchreiend und mit ihren Stöcken ſchlagend, das Wild vor ſich gegen die Schußlinie hin trieben. Wilnau war in einem Dickicht neben einem Holzſtubben poſtirt; aber ſeine Gedanken waren weit von der Jagd, und als er ſich mit der Flinte zwiſchen den Füßen auf den Stubben niederließ, hatte er ganz vergeſſen, auf die von den ſich flüchtenden Thieren im Laube rund um ihn herum gemachte Unruhe Acht zu geben. Neben ihm ſtand Oſtenfeldt und in einiger Entfernung Onkel Adam. Der Kammerjunker konnte wohl den Holzſtubben, aber nicht denjenigen, der auf demſelben ſaß, ſehen, und jetzt wollte er Sophien auf eine eclatante Art beweiſen, daß ihr verehrlicher Bräutigam doch nicht wiſſe, worauf er ſchöſſe. Es war ein Stubben, ſo breit und ſo groß wie einer. Onkel Adam bog ſich ſachte hervor und wiederholte ſein: „Hm! Hm! Paß auf!“ ſo oft, daß der Graf aufmerkſam wurde. Plötzlich zeigte er mit dem Finger nach dem Stubben hin. Oſtenfeldt konnte nichts ſehen und nahm ſeine Lorgnette hervor, ſie war aber belegt. „Es iſt ein Fuchs,“ flüſterte Onkel Adam, „er ſitzt ganz ſtill — jetzt bewegt er die Lunte — paß auf!“ — Der Graf ging in die Falle, der braune Holzſtubben ſchien ihm auch lebendig zu ſein; er zielte, langſam und vorſichtig, und ſchoß nach demſelben. In demſelben Moment fiel ein Schuß, ſichtlich von der andern Seite des Stubben. Onkel Adam rieb ſich die Hände vor Freude, und ſagte bei ſich: „Es iſt zum Todtlachen! Es ſind ihrer zwei. Dem armen Stubben iſt tüchtig auf den Pelz gebrannt worden.“

Als Oſtenfeldt nach dem Stubben hineilte, um nöthigenfalls Onkel Adam zum Zeugen aufzurufen, daß er derjenige ſei, der den vermeintlichen Fuchs, nach dem zwei geſchoſſen haben ſollten, getroffen, fand er Wilnau auf dem Stubben ſitzend. Das Gewehr lag zu ſeinen Füßen, er hatte die Hand auf dem Schloſſe gehalten, und der Schuß war in demſelben Augenblick, wo er ſich im Beine verwundet fühlte, in die Luft gegangen; dieſe Bewegung war ganz unfreiwillig geweſen. Das Blut lief ihm aus em Stiefel heraus, aber der Graf bemerkte es nicht. In einem Eifer fragte er kurz: „Wo iſt der Fuchs aber geblieben? Ich bin es, der ihn geſchoſſen."

„Sie?" ſagte Wilnau. „Dann muß ich geſtehen, daß Sie ein ausgezeichneter Schütze ſind, denn es iſt in der etzten halben Stunde hier Nichts geweſen, was einem Fuchſe ähnlich ſah."

„Kein Fuchs? — Herr Forſtjunker, ſparen Sie ihr Lob, bis Sie eine beſſere Anwendung davon machen können. Ich weiß wohl, wonach ich ſchieße."

„Das iſt etwas Anderes, das glaubte ich nicht," antvortete Wilnau. „Es war alſo mit Vorſatz, daß Sie nich in's Bein ſchoſſen? Haben Sie die Güte, Herr Graf, mir das noch ein Mal zu wiederholen. War es nit Vorſatz?"

Jetzt ſah Oſtenfeldt, daß das Blut, welches ſich durch en Stiefel drängte, ſchon das Laub vor dem Stubben efärbt hatte. Er wurde verlegen, aber verſuchte noch einen Ausweg. „Sie ſind vermuthlich ſelbſt ſo unglücklich eweſen — ich hörte Ihren Schuß — Sie haben vielicht ſelbſt," .....

„Erlauben Sie, Herr Graf, ich verſtehe wohl, mit iner Flinte umzugehen," ſagte Wilnau und fing an den Stiefel auszuziehen, um die Wunde zu unterſuchen.

Der Graf dachte an dem unbarmherzigen Spott Onkels ſdam und ſtammelte verlegen: „Es thut mir ſehr leid, venn ich es bin, der ſo unglücklich geweſen — ich kann es kaum glauben — aber wenn Sie es ſagen — es iſt mir ſehr unangenehm — die Uebrigen in der Geſellſchaft werden nicht begreifen, wie es zugegangen iſt — Sie kennen nicht die localen Umſtände — es wird mir ſehr unangenehm ſein, wenn ſie erfahren." —

Wilnau betrachtete den verblüfften Diplomaten, der ſo bange war, ſeinen Ruhm als Jäger für immer einzubüßen, und ſagte: „Wenn nichts Anderes im Wege iſt, dann kann ich Sie ſehr leicht beruhigen, Herr Graf. Ich will einen Handel mit Ihnen ſchließen. Wenn Sie mir meinen Stiefel ausziehen wollen, was mir ſelbſt unmöglich iſt, dann verſpreche ich Ihnen, daß ich Allen und Jeden erzählen werde, daß ich unvorſichtig mit meiner Flinte umgegangen und mir ſelbſt in's Bein geſchoſſen."

Die überlegene Miene des Grafen war gänzlich verſchwunden, als Wilnau ihm das Bein mit dem fettigen Jagdſtiefel entgegenhielt. Er faßte ihn freudig mit ſeinen weißen Handſchuhen an, indem er ihm verſicherte, daß es die Pflicht eines Cavaliers ſei, einem andern Cavaliere beizuſtehen. Der Schuß hatte das Bein geſtreift und ein großes Loch geriſſen, mehrere Hagel ſaßen noch im Fleiſche, die Wunde blutete ſehr ſtark. Wilnau verband ſie mit ſeinem Taſchentuche und verſuchte, das Blut durch Feuerſchwamm zu ſtillen; während deſſen ſtand Oſtenfeldt neben ihm, und betrachtete bald die Wunde, bald ſah er nach der Schußlinie hin, um ſie gegen Ueberrumpelung zu ſichern. Wilnau bemerkte ſeine Unruhe und wieder=

holte ſein Verſprechen eines ewigen Stillſchweigens. „Dann will ich mich auf Ihr Wort verlaſſen, Herr Forſtjunker," ſagte der Graf, „und mich nach meinem Poſten wieder hinſchleichen. Ich verſichere Ihnen, daß es mir ſehr leid thut — ich kann kaum glauben, daß ich es geweſen — da Sie es aber ſagen — c'est le plus malheureux jour de ma vie."

„Le jour und nicht la jour," ſagte der Forſtjunker und ſah ihm nach. Dann rief er: „Herr Graf, haben Sie die Güte, mir einen der Klopfer mit meinem Pferde hierher zu ſchicken; ich habe nicht im Sinne, allein im Walde zurück zu bleiben, und gehen kann ich nicht."

Oſtenfeldt drehte ſich um und ſagte: „Ich will Ihnen mein eigenes Pferd ſchicken, es trabt gut, ſie können mir es ja immer bei Gelegenheit herüber ſenden. Sie haben einen weiten Weg nach Hauſe."

„Meinen Sie, daß ich drei Meilen reiten will, ohne verbunden zu ſein?" fragte beſtürzt der Forſtjunker.

„Ich glaubte, Sie meinten — ich fürchtete, daß die Damen auf Holum erſchrecken würden, wenn — mir ſcheint, daß es am beſten wäre — es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Sie auf Ingeberg vorlieb nehmen wollen — mein ganzes Gut ſteht ganz zu ihrer Dispoſition. Ich will meinem Verwalter ſchreiben, Sie werden aufs Beſte gepflegt werden."

„Sie haben vielleicht Recht," ſagte Wilnau nach einer kleinen Pauſe, während welcher er den verlegenen

Grafen betrachtete. „Sie wollen mich gerne los ſein, Herr Graf. Fürchten Sie vielleicht, daß ich nicht Wort halte? Schaffen Sie mir mein Pferd, dann reite ich nach Hauſe; meinetwegen ſollen die Damen nicht in Schrecken geſetzt werden,“ fügte er, ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, hinzu. So hatte das Verhältniß ſich geändert, der Mann, der ihn bisher mit vornehmer Ueberlegenheit behandelt hatte, ſtand jetzt unter ihm. Der Graf beeilte ſich, den Auftrag zu beſtellen; es that ihm wirklich leid, daß er ſo unglücklich geweſen, den armen Forſtjunker zu verwunden.

Aber inzwiſchen wurde die Schußlinie eingezogen, und der andre Nachbar Wilnau's und Onkel Adam kamen bei ſeinem Poſten vorbei. Der Forſtjunker erzählte ihnen, daß er die Flinte unvorſichtig unter dem Arme gehalten, ſo daß ſie losgegangen wäre und ihn verwundet hätte. Onkel Adam glaubte dieſe Geſchichte nicht, ſchwieg aber. Der Baron kam hinzu, und als Oſtenfeldt mit dem Pferde des Forſtjunkers, das er ſelbſt auf Umwege ihm zuzuführen übernommen, zurückkehrte, damit nämlich kein Dritter in den Unfall, den er mit diplomatiſcher Vorſicht zu behandeln gedachte, eingeweihet würde, war es ſchon entſchieden, daß Wilnau nach Holum gefahren werden ſollte, wo der Baron ihn durchaus behalten wollte, bis die Wunde vollkommen geheilt. Der Forſtjunker dankte dem Grafen für ſeine ſorgſame Theilnahme, und wiederholte noch ein Mal die Geſchichte von ſeinem Unfall, die er recht ausführlich darſtellte und wahrſcheinlich zu machen ſuchte, um Oſtenfeldt alle Furcht zu benehmen. Als er dies gethan, nahm er das freundſchaftliche Anerbieten des Barons an, ungeachtet der Graf unumwunden auf den möglichen Schrecken der Damen und auf die beſſere Pflege zu Hauſe in eigener Wohnung hindeutete, ſo daß der Baron zuletzt ungeduldig wurde und in die Worte ausbrach: „Da möchte ich doch wiſſen, wer in meinem Hauſe ſo verhätſchelt iſt, um ſich von ſolchen Kleinigkeiten erſchrecken zu laſſen. Wir haben Gott Lob nicht mit Romanen zu thun gehabt. Und was die Pflege betrifft, da glaube ich doch, daß Wilnau ſie in meinem Hauſe eben ſo gut, wie irgend anderswo haben werde.“ Jetzt war die Sache abgemacht, und es wurde Wilnauen ein Zimmer in der oberſten Etage neben dem des Onkels Adam eingeräumt.

Als der erſte Schrecken, den das nach Hauſe Fahren eines verwundeten Schützen verurſacht, überwunden war, und der hinzugerufene Arzt die Hagelkörner herausgenommen und die Wunde verbunden hatte, kam die Rede auf die näheren Umſtände bei dieſem Unfalle. Wilnau hatte die Geſchichte von ſeiner Unvorſichtigkeit erzählt, und Oſtenfeldt hatte ſie mit Bemerkungen über junge Leute, die, ohne eine Büchſe handthieren zu können, auf die Jagd gehen, begleitet; er glaubte dadurch die Erdichtung, die er mit Wilnauen verabredet, unterſtützen zu können. Onkel Adam ſchwieg und machte eine bedeutungsvolle Miene; dies bemerkte Niemand außer Sophie. Sobald ſie daher den Kammerjunker unter vier Augen traf, fragte ſie ihn auf eine ſolche Art aus, als wenn ſie ſchon von dem, was vorgegangen, unterrichtet ſei, und beſchuldigte ihn geradezu, daß er an dem Unfalle Theil gehabt hatte.

„Du mußt nicht böſe werden, liebe Sophie," ſagte der Kammerjunker ganz muthlos, „ich folgte nicht Deinem Rathe, die Myſtificationen zu laſſen; aber es konnte mir nie einfallen, daß es ſo gehen würde."

„Ja, das dachte ich wohl," antwortete Sophie ernſt, „Onkel macht uns einmal Alle zuſammen unglücklich mit ſeinen heilloſen Späßen. Herr Gott! Sie haben ſchon Ein Mal einem Menſchen ſeine Glieder gekoſtet, und oft, wenn Du es am wenigſten glaubteſt, ſind Deine Myſtificationen uns Anderen zur Qual geweſen."

„Ja, damals drüben auf Engesholm, als ich Dir den Forſtjunker zum Tanzen brachte, und die Hunde in die Stube ließ," ſagte Onkel Adam, mit der Miene eines bußfertigen Sünders, „damals benahm ich mich freilich dumm und jagte Dir einen Todesſchrecken ein." „Laß uns nicht von damals ſprechen," ſagte Sophie erröthend, „es war eine Kleinigkeit, die ich ſchon lange vergeſſen habe. Aber damals, als Du Oſtenfeldt überredeteſt, nach einem Steine zu ſchießen, und er beinahe Charlotte und mich, als wir im Garten gingen, getroffen hatte, damals verſprachſt Du mir, ſolche Späße künftig zu unterlaſſen."

„Aber es iſt meiner Natur zuwider, ſo ruhig zu ſein, wie Du von mir verlangſt," ſagte Onkel Adam.

„Du verlangſt ja faſt, daß es ſo hergehen ſolle wie auf Ingeberg, wo ich mich kaum rühren durfte; dort konnte man mit keinem Menſchen ſcherzen. Du kannſt nicht glauben, wie die Leute drüben ungemüthlich ſind, ſie ſind eben ſo pedantiſch und ſteif wie“ — Onkel Adam hätte faſt geſagt wie Oſtenfeldt, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß dieſe Klage Sophien betrüben müſſe. Sie ſeufzte. Der Kammerjunker beichtete jetzt, wie er dem Grafen eingeredet, daß der große Holzſtubben ein Fuchs ſei, daß Oſtenfeldt es geglaubt, nach demſelben geſchoſſen, und Wilnau getroffen habe — aber darum hätte Onkel Adam ihn nicht gebeten, und was könnte er dafür, daß Oſtenfeldt ein ſo jämmerlicher Schütze ſei? „Du brauchſt alſo nicht auf mich böſe zu ſein, meine eigene kleine Sophie,“ ſchloß der Kammerjunker ſeinen Bericht, „denn der Schuldige iſt wahrlich kein Andrer als Dein eigener hochzuverehrender Bräutigam.“

„Hat — hat der Graf Wilnauen geſchoſſen?“ rief erſchrocken Sophie und holte tief Athem.

„Wie ich Dir ſage, aber laß es unter uns bleiben.‚

„Und Wilnau erzählt, daß er es ſelbſt gethan — und Oſtenfeldt moquirt ſich deshalb über ihn in Gegenwart der Fremden.“

„Lauter Großmuth,“ ſagte Onkel Adam, der nicht mehr als den erſten Theil des Satzes gehört, denn ſie ſprach den letzten faſt ganz leiſe aus.

Sophie ſchwieg. Onkel Adam hatte ſich von dem bedeutendſten Antheil an dem Unfalle gereinigt, er kam mit einer Ermahnung, deren er ſich zu erinnern verſprach, davon. Obwohl der Kammerjunker ſich nicht auf ähnliche Art von einem Andern hätte beſcheiden laſſen, ſo hegte er doch einen unbedingten Reſpect vor Sophiens Meinung, und als ſie ihm auferlegte, Wilnauen nicht zu eröffnen, daß ſie wiſſe, wie es zugegangen, verſprach er es unbedingt und hielt auch Wort, ungeachtet es ihm ſehr angenehm geweſen ſein würde, dieſem errathen zu laſſen, welchergeſtalt er in das Geheimniß eingeweihet worden.

Als Sophie Abends bei ihrer Arbeit ſaß, und am Spieltiſche wieder vom Patienten, der ein leichtes Wundfieber gehabt, die Rede war, ſagte Oſtenfeldt, indem er die Karten gab, mit affectirter Gleichgültigkeit: „Gebranntes Kind fürchtet ſich vor dem Feuer; das wird ihn lehren, ein ander Mal vorſichtiger zu ſein. „„Vorſichtig ſeynd mit Gewehr, Vernunft uns ſaget und Geſetz,““ ſagt ein alter Vers, der faſt eben ſo alt iſt wie das erſte Fibelbret.“

Sophie legte ihr Nähzeug nieder und ſeufzte. In demſelben Augenblick fiel ihr die Charakteriſtik, welche Onkel Adam von Ingeberg hingeworfen, ein: „die Menſchen drüben ſind ſo ungemüthlich, ſie ſind faſt eben ſo kalt und ſteif wie“ — ſie führte nicht den Satz in Gedanken zu Ende. Mit einem noch tieferen Seufzer ſtand ſie von ihrer Arbeit auf, um hinauszugehen, und den Bedienten bei Wilnau anfragen und ſich erkundigen zu laſſen, ob er Nichts vermiſſe. Aber der Forſtjunker befand ſich ganz wohl und hatte Alles, was er gebrauchte.

Am folgenden Tage konnte Wilnau ſchon wieder auf ſein, und bald war die Wunde ſo weit geheilt, daß er ſelbſt zuweilen, wenn die jungen Damen dies oder jenes vermißten, was er ihnen bringen wollte, zu hinken und ſich auf den Stock zu ſtützen vergaß. Gegen Charlotte war er beſonders aufmerkſam. Wenn er mit ihr ſprach, zeigte er ſich munter, lebendig, hatte gute Einfälle und ſtellte ſie auf eine ungezwungene Art dar; ſobald er dagegen in die Nähe Sophiens gekommen war, hörte ſeine Munterkeit auf, er wurde ſtill, antwortete verkehrt, konnte nicht das allerunbedeutendſte Apropos auftreiben, und war in ſolchem Grade wie an Leib und Seele gelähmt, daß er ſelbſt unaufmerkſam wurde und ſich täppiſch benahm. Sophie bemerkte es. Im Anfange that es ihr leid, aber bald glaubte ſie den Grund in der Liebe zu Charlotten, die ihn die ganze übrige Welt vergeſſen laſſe, gefunden zu haben; und als ſie ſich dieſe Erklärung gebildet, ward ſie wieder froh und machte ſchon Pläne, wie Charlotte einmal mit Wilnau, dem guten, natürlichen Menſchen, ſehr glücklich werden würde. Es gehört gewiß ein bedeutender Grad von Unverdorbenheit dazu, um ſich die glückliche Zukunft Anderer auszumalen, wenn unſere eigene uns weniger klar vorſchwebt, und doch nicht das geringſte neidiſche Gefühl zu hegen. So unverdorben war Sophie.

Einſt ſaßen die beiden jungen Mädchen an dem wohlbekannten Fenſter und näheten. Die Thür des anſtoßenden Zimmers ſtand auf, und an der entgegengeſetzten Seite der andern Stube ein Sopha ſo, daß es von dieſem Platze geſehen werden konnte. Wilnau ſaß, eine Zeitung in der Hand, im Sopha, aber er las beſtändig die oberſten Reihen, ſo daß ſeine Augen über den Rand der Zeitung hinwegſchwebten. Sophie hob den Kopf von der Arbeit, ihr Blick traf Wilnau, er erröthete und ließ ſeine Augen ſchnell zu den unterſten Reihen herabſinken; Sophie lächelte, denn ſie meinte, daß ſie ihn, indem er Charlotte betrachtete, ertappt habe. Dieſe bemerkte es.

„Worüber lachſt Du?" fragte Charlotte.

„Ueber Wilnau; er ſitzt und guckt nach Dir herein, und als ich es bemerkte, wurde er ganz verdutzt und verſteckte die Augen hinter ſeiner Zeitung."

„Nach mir? So? Das glaube ich kaum, daß es nach mir geweſen ſei."

„Ganz beſtimmt. Hör, weißt Du was, Charlotte, — ich habe jetzt entdeckt, warum Wilnau ſo ernſt iſt, wovon wir ſo oft geſprochen haben."

„Nun denn?"

„Er iſt in Dich verliebt, Lottchen."

„Oder in Dich, Sophiechen," antwortete Charlotte ſchnippiſch.

Sophie lachte laut auf. Darauf ſagte ſie: „Nein, laß uns jetzt ernſthaft ſprechen. Ich habe es lange bemerkt;

wenn Du zugegen biſt, iſt er ſtets munter und luſtig, und wenn Du einen Zwirnknäuel oder eine Stricknadel verlierſt, fliegt er gleich auf, als wenn es ſein Leben gälte, ſie zuerſt zu erwiſchen. Wenn ich in der Stube bin, weiß er nicht, ob er den Mund aufthun will, und laſſe ich mitunter etwas fallen, wovor ich mich ſonſt ſehr in Acht nehme, dann bemerkt er es kaum, oder kommt, wenn es zu ſpät iſt. Ich könnte recht Luſt haben, ihm zu ſagen, daß ich mir gut ſelbſt helfen kann, und daß ich ihn zu Gunſten meiner kleinen Couſine von allem Ritterdienſt gegen mich dispenſire."

„Und was ſchließt Du denn aus allem dieſem?" fragte Charlotte mit einer ziemlich gleichgültigen Miene, indem ſie einen Faden zerbiß.

„Daß er verliebt iſt. Es iſt Liebe."

„Ja vielleicht. Du mußt es wohl verſtehen. Du biſt ja jetzt ſo lange verlobt geweſen, daß Du Vorleſungen über Liebe mußt halten können."

Sophie ſchwieg, und ein kleiner Seufzer preßte ſich aus ihrer Bruſt hervor. Gleich hernach ſagte ſie: „O Gott, Charlott., was wollte ich nicht darum geben, daß Du recht glücklich, recht außerordentlich glücklich würdeſt."

„Wie Du zum Beiſpiel, die Du einen Grafen und einmal mit der Zeit eine Grafſchaft bekommſt. Ich danke für den guten Wunſch. Ich möchte wohl an Deiner Stelle ſein."

Sophie ſchwieg wieder. Charlotte ſah auf, ihre Augen begegneten denen Wilnau's, aber er ſchlug ſie nicht nieder. Darauf ſagte ſie: „Wilnau iſt eigentlich ein hübſcher Menſch."

„Und ein vortrefflicher Menſch," fügte Sophie hinzu.

„Aber er iſt nicht Graf," ſagte Charlotte. „Ich will Gräfin ſein, oder aber gar keinen Mann haben."

„Glaubſt Du denn, daß die Liebe in dem Titel oder in der Grafſchaft liege?" fragte Sophie. „Liebe" ....

„Ja wohl, Liebe, eine Hütte, ein Trunk Quellwaſſer und ein Jagdjunker," unterbrach Charlotte ſie. „Ich bedanke mich, ich wähle lieber eine Grafſchaft."

„Frägſt Du denn nicht im Mindeſten nach Lie — nach Wilnau?"

„Nein, nicht im Mindeſten, wenigſtens nicht eher, als er Graf wird," antwortete Charlotte. „Dann kann er ſich melden, früher aber nicht."

Sophie ereiferte ſich und brach in die Worte aus: „Ei, dann verdienteſt Du auch einen Grafen zu bekommen, einen recht langweiligen, trocknen, eingebildeten, pedantiſchen, flauen Grafen, der Dich von Morgens bis Abends ennuyirte, recht ſo einen" ....

Sie unterbrach ſich ſelbſt und wurde ganz roth, denn in dieſem Augenblick fiel es ihr ein, daß ſie außer Oſtenfeldt keine anderen Grafen kannte.

„Na, was für einen?" fragte Charlotte.

„Einen ſolchen, der ganz das Gegentheil wäre von dem, was Wilnau iſt,“ ſagte Sophie verlegen.

Der Forſtjunker legte die Zeitung hin, griff nach ſeinem Stock und näherte ſich den jungen Damen, indem er ſagte: „Bin ich wirklich ſo glücklich, ein Gegenſtand des Geſprächs der Fräulein zu ſein?“

Sie antworteten Beide nicht. Er ſah erſt nach Charlotten, ſie lachte, dann nach Sophien, ſie erröthete. Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er hinzu: „Um Verzeihung, ich bin indiscret geweſen,“ und ging aus der Stube.

Die beiden jungen Mädchen ſahen ihm nach. Als er die Thüre zugemacht, ſagte Charlotte: „Hm! das nahm er übel, daß man ihm nicht gleich offenbarte, wovon die Rede war.“

„Du hätteſt ihm auch wohl ein Wort ſagen können,“ ſagte Sophie. „Du bemerkteſt ja, wie flehentlich er zuerſt nach Dir hinſah. Er hatte doch gehört, daß wir von ihm ſprachen.“

„Ja, warum ſieht er nach mir, das kann er gern laſſen,“ antwortete Charlotte, „und warum lauert er?“

„Poſſen! Er hat gar nicht gelauert,“ ſagte Sophie choquirt.

„Eine ſolche ſchlechte Conduite hätte Oſtenfeldt ſich nie zu Schulden kommen laſſen,“ ſagte Charlotte. „Haſt Du ihn jemals ſo mit der Thüre in's Haus fallen ſehen? Aber er hat auch in der großen Welt gelebt, und nicht

Hüttenmargrethens Geſellſchaft frequentirt, mit der der Forſtjunker vorlieb genommen.

Dieſer Angriff auf Wilnau wegen ſeines Beſuches bei Hüttenmargrethen, wozu ihn doch allein ſein gutes Herz geleitet, war Sophien gehäſſig. Sie antwortete: „Er iſt ja auch Graf, und das iſt Wilnau nicht, aber deshalb iſt Wilnau auch nicht zu vornehm, um ein Herz zu haben.“ Aber kaum hatte ſie es geſagt, ehe es ſie verdroß; das Geſpräch gerieth ganz in Stocken, gleich hernach ſtand Sophie auf und ging auf ihr Zimmer.

Sie war verſtimmt und wehmüthig, ſie wußte ſelbſt nicht recht weshalb, und wurde vor Allem mißvergnügt mit ſich ſelbſt. Sie warf ſich auf's Bett und weinte. Die ganze Welt ſchien ihr verändert, ihre Mutter kam ihr fremd vor, Charlotte war kalt und gefühllos, Wilnau ſo ernſt geworden, Onkel Adam war immer verſtimmt, ſelbſt das Wetter war beſtändig traurig und finſter. Alles, nur nicht Oſtenfeldt, beſchäftigte ihre Gedanken. Mamſell Oberlein kam zu ihr herein, ſie wollte die ſo oft unterbrochenen Vorleſungen fortſetzen, aber Sophie entſchuldigte ſich mit Kopfweh und war endlich ſo glücklich, ſie zu entfernen. Und jetzt floſſen ihre Thränen noch häufiger als vorher. Sie weinte über die Welt — die große Veranlaſſung ſo vieler vergoſſenen Thränen. Sie weinte über den armen Wilnau, der Charlottens wegen ſich ſo unglücklich fühlte, und von ihr ſo hart mitgenommen wurde, weil er nicht Graf war; ſie weinte über die

Couſine, weil ſie ihr Glück von ſich ſtieß, denn Sophie konnte nicht zugeben, daß dieſes in einer Grafſchaft beſtand. Das arme Mädchen! Eigentlich weinte ſie, weil ſie ſelbſt nicht glücklich war, aber das hatte ſie ſich noch nie geſtanden — ſie war nicht mehr weit davon, dieſe Entdeckung zu machen.

Bei Tiſche war ſie ſtill, der Kopfſchmerz mußte wieder die Schuld tragen, ſowohl für das Stillſchweigen, als für die rothen Augen. Der Baron war ein Bischen mürriſch, es kam ihm vor, daß man in der ſpäteren Zeit mehr von Kopfſchmerz in ſeinem Hauſe ſprach, als er es früher zu hören gewohnt war. Es hatte des Nachts ſtark geſtürmt, Dächer und Schornſteine Schaden gelitten, und der Verwalter ihm eben eine lange Liſte der nothwendigen Reparaturen, die gleich vorgenommen werden müßten, gezeigt. Unter Anderm war der Schornſtein in einem Hauſe, das dicht außerhalb des Gartens lag, niedergeſtürzt. „Den laſſe ich nicht wieder aufführen,“ ſagte der Baron, „ich mache mir nicht viel aus der ganzen Hütte, ſie bringt doch Nichts ein.“

„Dann laſſen Sie uns ſie herunterreißen,“ ſagte Oſtenfeldt, der in der letzten Zeit ſich es angemaßt hatte, von Allem mitzuſprechen, und ſich faſt für mehr als für den zukünftigen Herrn auf Holum hielt. „Wenn das Haus wegkommt, braucht man nur den Zaun durchzuhauen, um Ingeberg hier von den Fenſtern aus ſehen zu können. Das würde eine ſchöne Ausſicht geben.“

„Eine ganz charmante Perſpective,“ ſagte die Mamſell.

„Aber die armen Bewohner,“ bemerkte die Baronin.

„Sie können ſich der ſchönen Ausſicht erfreuen,“ ſagte Onkel Adam. Das Geſpräch war allgemein geworden. Charlotte fragte, wer in dem erwähnten Hauſe wohne.

„Eine alte Hexe, die Hüttenmargrethe genannt wird,“ antwortete der Baron. „Sie bezahlt ſo gut wie gar keine Abgabe.“

Dieſer Name wirkte wie ein Zauber, wenigſtens auf die Hälfte der Anweſenden. Onkel Adam dachte an ihren verſtümmelten Sohn, und machte plötzlich ein ernſtes Geſicht; es verdroß ihn, daß er ſo leichtſinnig die Bewohner auf die ſchöne Ausſicht verwieſen hatte. Sophie und Wilnau brachen einſtimmig aus: „O, Hüttenmargrethe!“ Von beiden Seiten war dieſer Ausruf unwillkührlich.

Oſtenfeldt fiel dies auf, es ſchwebte ihm dunkel vor, daß Sophie einmal früher von Hüttenmargrethen geſprochen, er wußte aber nicht mehr in welcher Verbindung. Aber dieſer Ausruf ſchien ihm zugleich eine Oppoſition gegen ſeinen Vorſchlag zu enthalten, und eine ſolche konnte er nicht ertragen. Er ſagte daher in einem beſtimmten Tone: „Alſo laſſen wir die Hütte herunterreißen.“

Sophie ſah flehentlich ihren Vater an, doch Niemand bemerkte es außer Wilnau, und dieſer ſagte: „Die arme Hüttenmargrethe! Es ſcheint mir, als ob ihr Haus den Schlußpunkt der Ausſicht unten vom Garten von

Fräulein Sophiens Bank ausſchließe, und daß Etwas fehlen würde, wenn es wegkommt. Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich mich ſo frei äußere.“

„Das verdient keine Rückſicht,“ ſagte Oſtenfeldt; „wollte man ſich mit dergleichen Gründen begnügen, dann könnte man nie eine Aenderung vornehmen. Ich vertheidige meinen Vorſchlag, vom Standpunkte der Hauptgebäude aus, das Haus muß fort.“

„Und ich vertheidige das Haus vom Standpunkte der Bank,“ ſagte Wilnau in einem lebhaften ſcherzenden Tone, „und ſtimme deshalb dafür, daß es ſtehen bleibe.“

Sophie fühlte ſich Wilnauen verbunden, weil er mehr als Oſtenfeldt auf ihre Bank Rückſicht genommen hatte; deshalb warf ſie ihm einen dankbaren Blick zu, welcher aber auch auf ſeine muthige Vertheidigung der armen Frau Bezug hatte. Wilnau lächelte zufrieden, denn Alles, was er in dieſem Kampfe wünſchen konnte, nämlich Sophiens Beifall, hatte er gewonnen; dieſes Lächeln beleidigte jedoch Oſtenfeldt, der in einem mürriſchen Tone ſagte: „Dieſes Haus muß Ihnen ja ganz gleichgültig ſein.“

„Nein, keinesweges,“ antwortete Wilnau, der auf die Unart des Grafen, die auf eine verdrießliche Art alle Uebrigen berührt hatte, nicht Acht gab. „Ich vertheidige ſtets meine Freunde, und zu dieſen rechne ich, mit Ihrer Erlaubniß, Hüttenmargrethen.“

„Da möchte ich doch wiſſen, in welchem Verhältniſſe der Herr Forſtjunker mit dieſem Weibe ſtehen kann,“ fuhr der Graf fort.

„Wie ich Ihnen ſage, in einem ſehr freundſchaftlichen. Ich komme in das Haus.“

„Ei, ein ſehr gentiler Umgang. Chacun a son goût.“

„Chaque fou, heißt es im Sprüchworte; erlauben Sie mir dieſen Fehler zu verbeſſern.“

„Es iſt gar kein Fehler, es war eine Höflichkeit,“ ſagte Oſtenfeldt, der über die unveränderliche Kaltblütigkeit Wilnau's und über die neckende Artigkeit, mit der er jede ſeiner Repliken vortrug, aufgebracht war. „Aber Sie haben es vermuthlich im Umgang mit dieſer Bettelmargrethe, oder wie ſie heißt, nicht ſchätzen gelernt. Es kommt ſonſt nicht einem Fremden zu, ſich der Gutsunterthanen meines Schwiegervaters anzunehmen.“

Wilnauen kochte das Blut ein Bischen bei den letzten Worten Oſtenfeldts; doch ſeine Heftigkeit verſchwand augenblicklich, und er ſagte mit einem Lächeln, welches ſattſam ſeine Zufriedenheit mit dem, was er äußern wollte, offenbarte: „Ich verdanke dieſer Frau einen Freundſchaftsdienſt und einen der glücklichſten Augenblicke meines Lebens. Ich vermuthe, daß Sie dies für einen hinlänglichen Grund halten werden, um an ihrem Schickſal Theil zu nehmen — worüber ich ſonſt nicht im geringſten unruhig bin, da ſie ſo glücklich iſt, wie Sie ſelbſt bemerkten, zu den Gutsunterthanen des Barons zu gehören, und alſo einen milden und gerechten Herrn hat.“

Oſtenfeldt ſchwieg und ſchmollte. Der Baron ſagte: „Ei, gehorſamer Diener, ich danke für die gute Meinung. Ich will die Sache in Ueberlegung ziehen. Der Schornſtein wird allenfalls ſo ſein, daß ſie bis weiter darin kochen kann.“ Und jetzt wurde von der Sache nicht mehr geſprochen.

Wilnau's Erklärung hatte eine beſondere Wirkung auf mehrere der Anweſenden geübt. Bei dem Worte „Freundſchaftsdienſt“ blickten Onkel Adam und die Baronin ihn und hernach ſich an, es war augenfällig, daß ſie nicht wußten, worauf er zielte. Als Wilnau von einem der glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens ſprach, ſah Sophie nach Charlotten hin, ſie deutete es ſo: „Es iſt bei Hüttenmargrethen, daß er zum erſten Mal mit Charlotten geſprochen.“ Die Augen der Couſine ruheten unverwandt auf Wilnau, und als Sophie ihren Blick nach dieſem richtete, ſah ſie, daß er ſie ſtarr anſchauete. In demſelben Augenblick wandte Charlotte ihren Blick auf Sophie, als wenn ſie ſagen wollte: „Hörteſt Du? Sahſt Du? Dir galt es.“ — Sophie wurde verwirrt und ſchlug die Augen nieder. Dieſe verſchiedenen Blicke wurden in viel kürzerer Zeit gewechſelt und gedeutet, als wir hier gebraucht haben, um ſie zu verzeichnen.

Das Geſpräch nahm eine andere Richtung, es wurde ausſchließlich unter den vier Participanten am Cajennewhiſt geführt; Oſtenfeldt aß ſeinen zweiten Teller Suppe und ſchwieg. Sophie ſchwieg ebenfalls. Sie wollte ihre Gedanken auf Oſtenfeldt richten, ſie wußte ſelbſt nicht, daß es mit Anſtrengung geſchah, denn ſie entflohen ihr jeden Augenblick, und jetzt war es ihr auffallend, daß er ſeinen Teller mit einem ſchlürfenden Laut, der ihr zuwider war, leerte. Der Graf hatte ſtets Suppe gegeſſen wie heute, aber Sophie nie früher dieſe Untugend bemerkt, die ihr jetzt ſo auffiel. Sie machte ſich indeß Vorwürfe wegen dieſer Bemerkung, und als ſie vom Tiſche aufſtanden, näherte ſie ſich ihm freundlich. Oſtenfeldt war noch mürriſch; er küßte ihr flüchtig die Hand, ganz mechaniſch, ohne auf den leiſen Druck derſelben, mit dem ſie ihm die Gedankenſünde abbitten wollte, Acht zu geben. Sophie wurde betrübt, denn ſie fühlte, daß keine Sympathie zwiſchen ihnen herrſche. Als ſie ſich umwandte, ſtand Wilnau hinter ihr, und indem er ſich vor ihr bückte, hefteten ſich ſeine blaue Augen feſt auf die ihrigen. Sie wandte ſich darauf zur Seite, als wolle ſie dem Blick entgehen, und lief faſt in Charlottens Arme, die ihr zuflüſterte: „Nun, was ſagſt Du jetzt? Bin ich es, in die Wilnau verliebt iſt?"

Sophie erſchrack, ſie wollte das zu ſehen vermeiden, und die Gewißheit belagerte ſie auf allen Seiten; aber dieſer Kampf war ihrem Bewußtſein noch unklar, und ſie wußte ſelbſt nicht, daß ſie darin begriffen. Sie antwortete: „Gott, Charlotte, wie Du mich erſchreckteſt!" Aber

Charlotte war unbarmherzig, ſie ſchlug ihr den Arm um den Kopf, und ſagte, indem ſie ihren Mund gerade an Sophiens Ohr legte: „Wilnau iſt in Dich verliebt, und in Niemand ſonſt; warum glaubſt Du wohl, daß Oſtenfeldt ihn nicht leiden kann?“

Die arme geängſtigte Sophie flüchtete aus der Stube; ſie ſah weder rechts noch links. Auf der Treppe lief ſie plötzlich gegen Wilnau an, der auf ſein Zimmer gehen wollte. Sie ſchrie laut auf vor Schrecken, doch in demſelben Augenblicke mußte ſie wieder über ihre Angſt lächeln, und der Inſtinct, der das Weib nie verläßt, ſagte ihr, daß ſie nicht ſtillſchweigend an ihm vorbeieilen könne. Doch was ſollte ſie mit ihm reden? Da fiel ihr Hüttenmargrethe als ein glücklicher Ausweg ein, und ſie ſagte: „Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie die arme Frau vertheidigten.“ Aber durch dieſe Aeußerung hatte ſie ſich gerade gegen Oſtenfeldt erklärt — Alles ſollte auch für ſie an dieſem Tage einen unglücklichen Ausfall haben. Sie wurde wieder verlegen, und als Wilnau in demſelben Augenblick ihre Hand ergriff, einen Kuß darauf drückte, und ſagte: „Fräulein Sophie, dieſe Frau hat mich von dem vergewiſſert, was ich früher nur ahnete, daß Sie ein Engel ſind,“ — da riß ſie ſich ſchnell los, ſo ſchnell, daß ſie nicht weit davon war, den Forſtjunker umzulaufen, und floh die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. Und hier warf ſie ſich mit dem Geſicht aufs Bett und begrub die naſſen Augen in die Kiſſen, und ihre Hand brannte wie Feuer, ihre Wangen glüheten, ihr Herz klopfte. Jetzt ahnete ſie, daß Wilnau ſie liebte, und daß ſie — jetzt wußte ſie, daß ſie den Grafen nicht liebte. — Glückliche Unwiſſenheit! In die Fußtapfen des Wiſſens tritt ſo oft das Unglück. Sophie wußte jetzt, daß ſie unglücklich ſei. —

Als ſie ruhiger geworden, nachdem ſie ſich müde geweint, trat der Zweifel wieder wohlthuend vor ihre Seele: vielleicht liebte Wilnau ſie doch nicht — dann war Alles wie vorher, und ſie würde ſich weniger unglücklich fühlen, — aber doch bei weitem nicht glücklich, denn ſie wußte jetzt, daß ſie den Grafen nicht liebe. Charlotte hatte geſagt: „Warum glaubſt Du ſonſt, daß Oſtenfeldt ihn nicht leiden kann?“ — Oſtenfeldt war vielleicht eiferſüchtig, aber es konnte ja leicht ohne Grund ſein. Wilnau war nicht unfreundlich geſinnt gegen den Grafen, und Sophie glaubte ſich überzeugt zu fühlen, daß, ſo lange das nicht der Fall ſei, er ſie auch nicht liebte. Das war eine praktiſche Bemerkung, und doch von Sophiens unpraktiſchem Herzen ihr eingegeben — ſolch ein ſicherer Führer iſt die Natur. Sie blieb ungeſtört auf ihrem Zimmer, und war, ehe ſie zum Thee hinuntergerufen wurde, ſchon ſo ſehr über ſich Herr geworden, und hatte ihre vorige klare Beſinnung in dem Grade wiedergewonnen, daß ſie lächelnd ſagte: „Ich bin ein Kind. Wie kann ich mir ſolch' dummes Zeug einbilden. Charlotte würde mich recht auslachen, wenn ſie wüßte, wie leichtgläubig ich bin.“

Der Whiſttiſch war ſchon beſetzt; Oſtenfeldt hatte die Karten der Mamſell genommen, weil dieſe ſich erkältet hatte, und in einem fort nieſen mußte, wodurch das Feine des Spiels geſtört wurde. Wilnau war nicht anweſend, der Bediente ſagte, er ſei ausgeritten, was Niemand recht begreifen konnte, da er noch nicht zu Pferde geweſen. Aber ein Mal ſollte das erſte ſein," meinte Onkel Adam. Die Baronin fürchtete, daß er mit dem kaum geheilten Beine nicht würde feſtſitzen können. „Wenn er nur nicht zu Schaden kommt," ſagte ſie.

Oſtenfeldt ſah einen Augenblick von ſeinen Karten auf und ſagte: „Ah, das hat keine Noth, er iſt wohl vorſichtig geworden und hat die Flinte zu Hauſe gelaſſen; durch Schaden wird man klug."

Es lag ſo viel Verachtung in der Miene des Grafen, daß Sophie ſich aufgefordert fühlte, die Partei des Abweſenden zu nehmen. Eine unglückliche Eingebung veranlaßte auch den Grafen, gerade in dieſem Augenblick ſeinen oft wiederholten Spott über die Unvorſichtigkeit Wilnau's wiederum laut werden zu laſſen; eine eben ſo unglückliche Eingebung legte Sophien die ſchlimmſte Replik in den Mund, die ihr in dieſem Augenblicke einfallen konnte, denn ſie ſagte: „O, wenn er allein iſt, hat es gewiß keine Noth."

Onkel Adam blinzelte mit den Augen, er fürchtete, daß Sophie das Geheimniß verrathen würde. Oſtenfeldt fühlte ſich durch dieſe Antwort getroffen, er betrachtete ſie einen Augenblick ſteif, und ſagte dann: „Hm! Wir bekommen ihn wohl mit heiler Haut wieder. Gewiſſe Leute haben ſtets das Glück mit ſich, wie das Sprüchwort ſagt.“

Sophie hatte vielleicht früher nie in ihrem Leben die Luſt gefühlt, irgend einen Menſchen zu necken, doch jetzt wandelte ſie ein unwiderſtehlicher Trieb an, den Undankbaren zu necken, der ſich nicht damit begnügte, daß derjenige, den er gemißhandelt, die ganze Schuld auf ſich lud, ſondern noch obendrein ſich erlaubte, ihn mit Spott zu verfolgen. Sie ſagte daher: „Das hoffe ich. Es würde mir leid thun, wenn Wilnauen etwas zuſtieße — und es würde uns Allen gewiß leid thun.“

Sie betonte dieſe Worte ſo ſtark, daß ihr Ausfall gegen das harte Urtheil des Grafen unverkennbar war. Aber ehe er Zeit bekam, darauf zu antworten, ſagte der Baron: „Ja, das verſteht ſich, es würde uns Allen leid thun. Nun ſollt Ihr ein Grandiſſimo zu ſehen bekommen! Ihr werdet groß ſlam, Kinder, ſo wahr wie ich ſonſt verſtehe, was Grandiſſimo heißt. Groß ſlam, ſage ich. — Ah, Wilnau, Sie kommen gerade zur rechten Zeit, nun ſollen Sie ſehen, wie der Graf groß ſlam wird. Wir ſprachen gerade von Ihnen. Groß ſlam! Sophie war bange, daß Sie auf Ihrem Ritt zu Schaden gekommen wären. Der Graf wird groß ſlam, ſage ich Ihnen. Setzen Sie ſich hier neben mir hin, dann ſollen Sie einmal ein Spiel ſehen!“

Wilnau ſetzte ſich bei dem Spieltiſche nieder, aber ſeine Augen und ſeine Gedanken waren die ganze Zeit bei Sophien; auch der Graf ſchielte von Zeit zu Zeit nach ihr hin. Sophie ſchlug die Augen nieder und fuhr fort zu ſtricken.

Charlotte kam in die Stube und ſetzte ſich an das Fenſter, Sophie geſellte ſich zu ihr, ſie ſchwiegen Beide. Gleich hernach ſtand auch Wilnau auf, und trat zu den jungen Damen hin; doch in demſelben Augenblick bat Onkel Adam ihn, ſeine Karten zu übernehmen. Wilnau kehrte zum Spieltiſche zurück und nahm den Platz des Kammerjunkers dem Grafen gerade gegenüber ein. Sophiens Augen folgten Wilnau, und ſie ſah, daß Oſtenfeldt ſeinem Aide einen Blick zuwarf, der eben nicht freundlich war, und daß dieſer ihn mit einem gleichen erwiederte. Ihr Herz klopfte, als wenn ſie eine weite Strecke Weges gelaufen wäre, und während die Uebrigen einen Rubber Cajennewhiſt ſtillſchweigend ſpielten, hatten ihre Gedanken einen weiten Raum durcheilt und eine theuere Erfahrung gewonnen.

In der Nacht, welche dieſem Tage folgte, ſchlief Sophie faſt gar nicht; ſie dachte beſtändig an die feindlichen Blicke, die Wilnau und der Graf einander am Spieltiſche zugeworfen, und die Worte Charlottens vom Mittage her gewannen jetzt eine ganz andere Bedeutung. Sie unterwarf ihr Inneres einer ſtrengen Prüfung, und erſchrack, als ſie überall Wilnau's Bild antraf. Ohne daß ſie jemals daran gedacht, fand ſie jetzt, daß viele Kleinigkeiten in ihrer Erinnerung aufbewahrt waren, von denen ſie ſich bisher keine klare Vorſtellung gemacht hatte. Sein Gang, die unbedeutendſte ſeiner Bewegungen, ſeine Stimme, ſein Lächeln, ſeine Art mit dem Kopfe zu ſchütteln, wenn er Etwas verneinen wollte, Alles ſtand klar vor ihrer Seele, doch wenn ſie ſich den Grafen dachte, dann vermißte ſie dieſe Klarheit; ſie wußte nicht beſtimmt, wie ſein Gang ſei, ſie konnte in Gedanken nicht ſeine Stimme hören — ſie wußte nur, daß er ſchlürfe, wenn er Suppe äße. Jetzt erſchrack ſie über ſich ſelbſt, und betete andächtig zu Gott, daß er ſie beſchirmen und ihr Kraft verleihen möge, den Weg zu wandeln, den ſie für den rechten hielt. Als ſie ſich aber dabei überzeugt fühlte, daß ſie Wilnau liebte und nicht dieſelbe vollſtändige Ueberzeugung von ſeiner Gegenliebe hatte, ſo regte ſich ihr weiblicher Stolz, und ſie wurde von einem paniſchen Schrecken ergriffen, daß ſie vielleicht liebte, ohne wiedergeliebt zu werden, dieſer Schrecken unterbrach ihr Gebet und koſtete ihr bittere Thränen. Das iſt einer der vielen Widerſprüche in dem weiblichen Herzen. Aber Liebe iſt der ſtärkſte Magnet, und Alles leiſtet ihr Dienſte: Hingebung und Widerſtand, Gewißheit und Furcht, Glaube und Aberglaube. —

Als die Baronin ſagte: „Es iſt Liebe,“ und Sophie mit dem Grafen Oſtenfeldt verlobte, damals wußte Sophie nicht, was Liebe ſei. Aber jetzt wußte ſie es, denn ſie liebte unglücklich. Doch Wilnau durfte es nicht ahnen, Niemand durfte dieſes traurige Geheimniß ahnen — ſie fühlte, daß auch ſie den Muth beſitze, ihren Gram zu bezwingen und ihr Unglück zu verheimlichen, denn ſie gehörte ja zum — ſchwachen Geſchlechte.

Eine einzige Nacht hatte Sophien mehr Weltkenntniß gebracht, als ihr ganzes voriges Leben. Als ſie den nächſten Morgen aufſtand, geſchah es mit dem feſten Entſchluß, ſich des Mannes Vertrauen würdig zu zeigen, dem ihre Hand zugeſagt war. Sie wollte dieſen Plan gleich zur Ausführung bringen, und als Wilnau ſich ihr näherte, um ihr einige dankbare Worte wegen der Theilnahme, die ſie Abends zuvor ſeinetwegen geäußert haben ſollte, zu ſagen, empfing ſie ihn ſo kalt und abſtoßend, daß er augenblicklich ſich zurückzog. Es war ein ſicheres Zeichen, wie ſehr Sophien vor ſich ſelbſt bangte, daß ſie kein Mitleid mit dem betrübten Geſichte des armen Wilnau hatte, ja ſie gab gar nicht einmal darauf Acht, ſo ſehr war ſie nur mit ſich beſchäftigt. Charlotte bemerkte es und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Als Wilnau mehrere Tage vergebens erwartet, daß das Gewitter, das ſich auf Sophiens Stirn gelagert und deſſen Urſache er nicht begreifen konnte, ſich zerſtreue, faßte er den Entſchluß, Holum zu verlaſſen. Der Baron wollte ihn zurückhalten, und verſicherte ihm, daß er noch nicht ganz hergeſtellt ſei, doch Sophie beſaß Kraft genug, ihm zu ſagen, daß er Gott Lob jetzt eben ſo geſund, wie vor ſeinem Unfalle, denn ſie habe ihn geſtern über den

Graben, der hinter dem Garten wäre, ſpringen ſehen, und das könnte man mit einem kranken Beine nicht verſuchen. Wilnau ſah ſie erſtaunt an, ſelbſt dem Baron war dieſe Einmiſchung auffallend, und er ſagte: „Ich glaube wahrlich, daß Du Herrn von Wilnau aus dem Hauſe jagen willſt, Sophie!"

„Ich muß ſehr bedauern, daß meine Gegenwart dem Fräulein ſo lange beſchwerlich gefallen," ſagte Wilnau mit Bitterkeit. „Ich hoffe noch heute ihren Wunſch erfüllen zu können."

„Beſchwerlich?" ſagte Sophie. „Keinesweges. Aber ich kann mir wohl denken, daß Herr von Wilnau Pflichten hat, die ihn von hier rufen, und daß er wohl der Einförmigkeit Helums überdrüßig geworden ſein mag." — Ihre Stimme war vollkommen feſt, indem ſie dieſe Worte ausſprach, doch ihr Herz klopfte heftig.

Dieſe Scene fand Statt, gleich nachdem man vom Frühſtücke aufgeſtanden. Der Graf war anweſend. Er betrachtete Wilnau mit einem auffordernden Lächeln, und Sophie fühlte bei dieſem Lächeln ihren Muth ſchwinden. Sie war ein Frauenzimmer, und es ihr daher nicht ganz unangenehm zu bemerken, wie ihre Härte gegen Wilnau dieſen muthlos gemacht; aber es war ihr im höchſten Grade unerträglich, den Grafen über einen Sieg, an dem er ſo wenig Antheil hatte, und den er allein der Redlichkeit Sophiens verdankte, ſich erfreuen zu ſehen. Es fehlte nicht viel, daß ſie Wilnauen, als er mit einem ſtummen

Gruß Abſchied nahm, gefolgt wäre, um ihm zu ſagen, daß es Verſtellung ſei, wenn ſie ſeinen Blicken ausweiche, Verſtellung, wenn ſie gleichgültig mit ihm ſpreche und nicht zu hören ſcheine, was er ſagte, Verſtellung, wenn ſie ihn einem kalten Diplomaten, den ſie nicht liebte, aufopferte. Sie blieb mit dem Rücken gegen die Thüre in derſelben Stellung, in welcher Wilnau ſie verlaſſen hatte, ſtehen, und da ſie nichts thun konnte, um dieſen über ſeinen Irrthum aufzuklären, wollte ſie wenigſtens den Grafen dieſen theilen laſſen. Sie war leidend — und fand darin einen Grund, auch ihn leiden zu laſſen, ihn, um deſſen willen ſie ſo viel ertragen mußte. Doch das verwarf ſie bald; als ſie aber eine Munterkeit, die ihr bei weitem nicht natürlich war, erkünſtelte, geſchah es mit ſteter Rückſicht darauf, daß ſie hierdurch den Grafen hinſichtlich ihrer wahren Gemüthsſtimmung hintergehe, und ſie fühlte eine kindiſche Freude, ihn ſolchergeſtalt myſtifiziren zu können.

Ich weiß nicht, ob ich Sophien ſo deutlich dargeſtellt, wie ich es gewünſcht; wenn dies der Fall iſt, kann ich wohl in der Entwickelung dieſer Verhältniſſe weiter gehen, ohne befürchten zu müſſen, daß irgend ein verborgener Winkel in Sophiens Seele meinen Leſern dunkel geblieben. —

Alles kam auf Holum bald wieder in den alten Gang, aber die Meiſten vermißten doch Wilnau, und erſt als er fort war, lernten ſie erkennen, daß er ein angenehmer Geſellſchafter geweſen. Der Baron ſprach ſchon davon, bald wieder nach ihm zu ſchicken. Das alte Zuſammenleben, welches durch das erſte Eintreten des Grafen in die Familie war unterbrochen worden, kehrte nie wieder zurück, und Sophie beweinte dieſe Periode, das goldne Zeitalter ihres erblichenen Glückes. Das arme Mädchen kämpfte ihren harten Kampf allein, Niemand nahm an ihrem Kummer Theil, denn Niemand ahnete, was in ihrem Herzen vorgehe. Die Baronin war ſelbſt zu ruhig, um ſich hiervon irgend eine Vorſtellung zu machen, Charlotte beſchäftigte ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt und mit dem Grafen, bei dem dieſe Aufmerkſamkeit keinesweges ohne Eindruck blieb, denn wie alle eitlen Männer, wollte er von allen Damen vergöttert werden. Oſtenfeldt hatte gehört, wie Sophie Wilnauen gleichſam die Thüre gezeigt; daß dieſes ſeinetwegen geſchehen war, weil ſie bemerkt hatte, daß er den Forſtjunker nicht gut leiden könne, war ihm vollkommen klar, und er freute ſich, eine Frau zu bekommen, die ſo ganz in ſeine Anſichten einging, und ihn ſo ſehr vergötterte wie Sophie. O Blindheit, dein Name iſt — Mann! — Der Einzige von ihnen Allen, der auf Sophiens rothe Augen und bleiche Wangen Acht gab, war Onkel Adam; aber er war nicht der Mann, der ſeinen Gefühlen in Worten Luft zu machen verſtand, und ſeine Theilnahme beſchränkte ſich auf einen freundlichen Blick und ein ſachtes, bald wehmüthiges Schütteln mit dem kleinen runden Kopfe, welches Sophien indeß offenbarte, daß er durchſchaue, wie Alles nicht ſo ſei, wie es ſein ſollte.

Seit ſeinem achttägigen Aufenthalte auf Ingeberg hatte
r auf den Grafen und Alles, was demſelben angehörte,
egrollt, weil er drüben, wenn er ſpaßen wollte, überall
Widerſtand getroffen. „Es iſt keine Gemüthlichkeit drüben,
l maitre tel valet,“ dachte er, und dieſen Gedanken
eidete er Sophien ſo oft in Worte ein, daß er zuletzt
ur mit dem Kopfe zu ſchütteln brauchte, um ihr begreif-
h zu machen, daß er die zukünftige Frau auf Ingeberg
klage, die ihr Leben in herzloſen, ſteifen Umgebungen
ibringen ſolle, und Nichts haben würde, womit ſie ſich
öſten könnte, als prächtige Waſſerleitungen und Treib-
iuſer, die im Umkreiſe vieler Meilen ihres Gleichen ſuch-
n. Es war dumm von Onkel Adam, aber es harmo-
rte ganz mit ſeiner Natur; er hatte dabei auch nicht im
indeſten etwas Böſes im Sinne, und da Sophie wegen
ſes unverkennbaren Intereſſes für ihr Wohl und Wehe
nkel Adam ſtets mit größerer Vertraulichkeit behandelte,
ne ihm eigentlich Etwas zu vertrauen, ſondern bloß
il ſie in ihm eine Seele ahnete, die mit der ihrigen,
ſo ſehr des Troſtes bedurfte, mitfühlend war, — ſo
nd er darin ſowohl einen Lohn, als auch eine Billigung
nes Benehmens. Hatte er früher mit dem Kopfe ge-
üttelt, wenn der Graf Dieſes oder Jenes ſagte, was
nicht ſo gemüthlich fand, wie er es wünſchte, ſo
rde es jetzt viel ſchlimmer, und Oſtenfeldt konnte faſt
ht den Mund öffnen, um den allerunbedeutendſten Satz
zuſprechen, ohne daß Onkel Adam ſogleich ſeine fetten

Backen in Bewegung ſetzte. Wie ſehr er dadurch Sophie verwundete, die ſich vorgenommen hatte, gegen alle Anfechtungen ihres Herzens zu kämpfen, davon hatte er keine Idee. Wahrlich, er machte ihr, obgleich in der beſten Meinung, den Kampf unendlich ſchwer. Wenn er aber allein war, ſtellte er Betrachtungen an, die Niemand ihm zugetrauet hatte. „Das iſt die erbärmlichſte Verlobung, die an dem ganzen Unglück Schuld iſt,“ dachte er. „Es kann noch eine verkehrte Wendung nehmen. Das hat mein Vetter ſeiner ungereimten Angſt vor Romanen zu verdanken. Aus lauter Furcht, daß ſeine Tochter ihm einen Roman ſpiele, geht er hin und wirft ſie in die Arme des Erſten des Beſten, und ſpielt ſelbſt einen Roman, der vielleicht ein trauriges Ende nimmt. Und dann ſind ſie Alle zuſammen ſo blind, daß nicht ein Einziger von ihnen ſieht, was ſie jeden Tag gerade vor der Naſe haben. Er quält ſie zu Tode, der Kleinigkeitskrämer, mit allen ſeinen Einfällen und Miniſtergrillen. Das arme Kind! Sie weiß ſelbſt nicht, wie ſchlimm ſie daran iſt. Die verdammten Verlobungen! Wozu ſoll das, ein ſolches Kind zu verloben? Sie muß froh ſein, daß ſie mich zum Onkel hat, ſonſt wäre ſie ja ganz ohne Stütze. Ich weiß freilich nicht, wie ich ihr nützlich werden kann, das iſt leider wahr genug.“ —

So verſtrich einige Zeit, und Wilnau war in vollen drei Wochen nicht auf Holum geweſen. „Sollte er vielleicht wieder krank geworden ſein?“ ſagte der Baron.

„Das iſt auch Deine Schuld, Sophie, daß er uns verließ, Du jagteſt ihn ja faſt aus dem Hauſe."

„Ich, mein Vater?" ſagte Sophie, indem ſie feuerroth wurde.

„Ja, Du, meine Tochter. Aber ich weiß wohl, daß Du es nicht ſo ſchlimm meinteſt. Jetzt liegt die neue Anpflanzung, die er angefangen hatte, unvollendet, und Nichts will von der Hand gehen. Kannſt Du mir jetzt helfen? Kann es Onkel Adam? Kann es Dein Bräutigam? Nein, keiner von Euch Allen iſt ſo praktiſch wie Wilnau."

„Ich beſitze verſchiedene Werke über Forſtcultur," ſagte der Graf," es ſollte mich wundern, wenn der Herr Forſtjunker mehr wüßte, als was darin ſteht."

„Ah, Proſit, gehorſamer Diener! Nein, ich danke recht ſehr. Bleibt mir vom Halſe mit der Schulfüchſerei. Gebt mir einen praktiſchen Forſtmann, der iſt mir viel mehr werth, als alle dieſe hochtrabenden Theorieen," antwortete der Baron, indem er vor ſeinem Schwiegerſohne inen Bückling machte.

„Ich meinestheils ſehne mich nach ihm," ſagte Onkel Adam. „Es iſt ein gemüthlicher Menſch."

Der Graf, der ſeinem künftigen Schwiegervater keine inwendungen machen wollte, ergriff mit Begierde die Gelegenheit, um Onkel Adam zu widerſprechen." Hm! emüthlichkeit!" — ſagte er — „das iſt auch eine vor-ffliche Empfehlung für einen erwachſenen Menſchen."

Der Kammerjunker warf Sophien, der dieſe Worte ein Dolchſtich waren und einen tiefen Seufzer abpreßten, einen ſeiner bedeutungsvollen Blicke zu.

Vierzehn Tage ſpäter waren der Baron und Onkel Adam darüber einig, daß ein Schritt gethan werden müſſe, um Wilnau wieder auf Holum zu ſehen, da er von ſelbſt nicht kommen wollte. Onkel Adam ſchrieb eine Einladung an den Forſtjunker und bat ihn, am nächſten Tage zu Mittag zu kommen, und, der neuen Anpflanzung wegen, wenigſtens acht Tage auf Holum zu verweilen. Der Baron ſprach nicht davon, weil er es vergeſſen hatte, Onkel Adam ſchwieg, weil er aus dem plötzlichen und unerwarteten Beſuche des Forſtjunkers der Ungnade Oſtenfeldt's zum Trotze ſich einen Spaß zum Todtlachen machen wollte.

In dieſer langen Zeit hatte Sophie faſt nicht die Zimmer verlaſſen, ſie vermied in den Garten zu kommen, denn überall traf ſie Zeugen, die ihr den Kampf noch ſchwerer machten. Deshalb war ſie auch nicht bei Hüttenmargrethen geweſen. Doch jetzt machte ſie ſich Vorwürfe, weil ſie aus ſo egoiſtiſchen Rückſichten die arme Frau ihre Unterſtützung hatte miſſen laſſen, und die Folge dieſer Vorwürfe war, daß ſie den folgenden Tag Margrethe beſuchte.

Wie verſchieden war dieſer Beſuch von jenem, als ſie Wilnau bei Margrethen traf. So wie der Sturm inzwiſchen einen Theil des Hauſes verwüſtet hatte, ſo hatte der innere Sturm in Sophiens Seele Ruinen einer verſtrichenen glücklichen Zeit zurückgelaſſen, an die ſie mit Wehmuth dachte. Aber ſie ſollte noch ſchmerzlicher berührt werden, denn Margrethe war krank und viele Tage bettlägerig geweſen. Der verſtümmelte Sohn pflegte ſie, und erzählte Sophien, daß der Forſtjunker bei ihm in ſeinem neuen Dienſte geweſen und ihm Urlaub bewirkt hätte, damit er ſeine kranke Mutter, die ohne Beiſtand darniederliege, pflegen könne. Der Forſtjunker hätte auch den Arzt der Kranken zugeſchickt, aber dieſer noch nicht ſagen können, an welcher Krankheit die alte Frau leide. Der Forſtjunker ſelbſt ſei faſt jeden zweiten Tag bei ihr geweſen, und das letzte Mal geſtern; er ſei ſo ſorgſam, ſo freundlich, habe ihnen Geld gegeben und verſprochen, daß er wiederkommen wolle.

Sophie ſchwieg und heftete die Augen unverwandt auf den Boden. Ihre Bruſt war in ſtarker Bewegung; endlich ſagte ſie: „Und hat er nicht gefragt, ob für Margrethe von der Herrſchaft geſorgt werde?“ — Doch dieſe Frage wurde ſo leiſe ausgeſprochen, daß der Angeredete ſie kaum hören konnte.

„Nein, das hat er nicht,“ antwortete der Sohn.

„Hat er gar nicht gefragt?“

„Nein, gewiß nicht; nach Nichts, als wie es mit der Mutter ſtehe.“

Sophie ſchwieg einen Augenblick, darauf ſagte ſie mit einer gleichgültigen Stimme, als wenn es geſchehe, um

Etwas zu ſagen: „Wann pflegt er hierher zu kommen, der fremde Forſtjunker?“

„Es iſt immer früh am Morgen, lange ehe Sie auf Holum aufgeſtanden ſind.“

Sophie wandte ſich um und trocknete, ohne daß es bemerkt wurde, die Augen mit ihrem Handſchuh. „Ich will Deine Mutter wieder beſuchen,“ ſagte ſie; aber dann komme ich des Nachmittags,“ fügte ſie, mehr für ſich ſelbſt, als für denjenigen, mit dem ſie ſprach, hinzu. Gleich hernach verließ ſie die Kranke, die ſo angegriffen war, daß ſie kaum ſprechen konnte, und ging nach Hauſe.

Der Umſtand, daß Wilnau nicht nach den Bewohnern Holums gefragt, und daß er des Morgens früh kam, um Keinem von ihnen zu begegnen, beſchäftigte Sophie auf dem Heimwege weit mehr, als daß ſie Margrethe ſo krank getroffen, und ſich in ſo langer Zeit nicht um ſie bekümmert hatte.

Mittags war die Familie in der Wohnſtube verſammelt, als der Hufſchlag eines Pferdes, das über die Brücke nach dem Burghofe trabte, die Aufmerkſamkeit feſſelte. Onkel Adam und der Baron wechſelten einen Blick, in demſelben Augenblick ſtand Oſtenfeldt auf. Als er bemerkte, daß der Reiter Wilnau ſei, der eben vom Pferde ſtieg, zog er die Augenbrauen zuſammen. Sophie hatte ſchon errathen, wer der Kommende war, ehe ihr Vater ſagte: „Ich habe Wilnau zu Mittag eingeladen, und ich bitte ſehr, daß er ſo empfangen werde, wie es ſich gegen einen Mann, der mein Gaſt iſt, geziemt.“ Oſtenfeldt, der vielleicht dieſe Bemerkung für an ihn gerichtet hielt, ging in demſelben Augenblick aus der Stube. Sophie war beſchäftigt, Seide für die Mamſell zu halten, ihre Hand zitterte ſo, daß die Seide abglitt und in Unordnung gerieth, und die Mamſell ausbrach: „Aber Herr Gott, Kind! Du verdirbſt mir ja ein ganzes Quentchen Seide; ſei doch nicht ſo flüchtig!“ Sophie nahm die Seide und verſchwand damit, „um Charlotte zu bitten, ihr behülflich zu ſein, ſie wieder in Ordnung zu bringen.“ Als ſie aber auf ihr Zimmer kam, wo Charlotte Toilette machte, dachte ſie nicht mehr an die Seide der Mamſell, ſondern ſetzte ſich in eine Ecke, den Kopf in die Hand geſtützt.

„Was fehlt Dir?“ fragte Charlotte.

„Mir? Nichts. Ich bin ganz wohl.“

„Warum biſt Du ſo außer Athem?“

„Es kam Jemand — und dann lief ich ſchnell die Treppe hinauf.“

„Kam Jemand? Fremde? Wer kam denn?“

Sophie ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. Charlotte betrachtete ſie einen Augenblick ſtarr, und ſagte dann: „Ich will darauf ſterben, daß es Wilnau iſt.“ Und als Sophie noch nicht antwortete, ſondern die Hand vor die Augen hielt, ſagte Charlotte: „Aber Sophie, ſei doch vernünftig und vergiß nicht, daß Du ein verlobtes Mädchen biſt.“ Und jetzt hielt ſie ihr eine Vorleſung, von der Sophie nicht ein einziges Wort hörte, denn ſie dachte nur mit Schrecken daran, daß Wilnau wieder nach Holum gekommen ſei.

Mit Schrecken? — Ja, mit Schrecken; denn es war Sophiens voller und feſter Wille, ihre Liebe zu Wilnau zu bekämpfen, und ſie fühlte ſich noch zu ſchwach, um dieſen Kampf in ſeiner Nähe beſtehen zu können.

Bei Tiſche herrſchte eine allgemeine Verſtimmtheit, und die Unterhaltung gerieth jeden Augenblick in Stocken, ungeachtet Onkel Adam und der Baron Alles thaten, ſie zu unterhalten. Die Baronin war von Natur wenig geſprächig, heute dachte ſie außerdem an häusliche Angelegenheiten; Charlotte beobachtete in Einem fort Sophie und Wilnau, und Letzterer ſetzte ſein Stillſchweigen fort, weil Sophie ihm noch keinen einzigen Blick vergönnt hatte. Die Mamſell begriff, daß Etwas im Wege ſei, und nahm ſich vor, all ihre Aufmerkſamkeit anzuwenden, um ausfindig zu machen, was es denn eigentlich ſein könne. Oſtenfeldt, welcher, bloß um ſeinem Schwiegervater zu willfahren, den Forſtjunker mit einem Strome von Höflichkeit, bei der er Nichts dachte, empfangen hatte, glaubte ſich jetzt von jeder ferneren Verbindlichkeit frei, er ſchwieg daher, und ſchlürfte ſeine Suppe mit einem unangenehmen Laut, der das allgemeine Stillſchweigen noch auffallender machte.

Der Nachmittag und der Abend ſchlichen ſich auf dieſelbe Art hin; Wilnau zog vor, Grandiſſimo zu ſpielen, als Onkel Adam erbötig war, ihm ſeine Karten zu überlaſſen.

Die beiden jungen Mädchen ſaßen in der Fenſtervertiefung und ſtrickten, aber kein Wort wurde, wie in vorigen Zeiten, unter ihnen gewechſelt, denn die alte Vertraulichkeit war ſchon lange verſchwunden. Oſtenfeldt blieb faſt den ganzen Abend auf ſeinem Zimmer. Als Wilnau Abſchied nehmen wollte, widerſetzte ſich der Baron ſeiner Abreiſe, und die Baronin ſagte, daß ſein altes Zimmer für ihn ſchon zurecht gemacht ſei. So freundlich wie dieſe Einladung auch lautete, warf Wilnau doch einen Blick auf Sophie, ehe er ſie annehmen wollte; doch Sophie ſah vor ſich hin. Der Baron war dieſem Blicke gefolgt, er zürnte, daß eine Auctorität im Hauſe außer der ſeinigen gedacht werden könnte, und brach aus: „Sie ſollen hol' mich der Teufel bleiben, jetzt habe ich darauf geſchworen. Ich bin doch Herr in meinem eigenen Hauſe, ſollte ich meinen." Als Onkel Adam darauf bekannte, daß er während der ihm gebliebenen Muße das Pferd des Forſtjunkers in einen weit entlegenen Stall habe bringen laſſen, und den Dienſtknechten erlaubt, ſich zur Ruhe zu begeben, gab dies den Ausſchlag, und es wurde beſtimmt, daß Wilnau bleiben ſolle.

Sophie hatte ſich aus der Stube geſchlichen, doch ſie ging nicht auf ihr Zimmer, ſie ſetzte ſich in der Schlafkammer der Baronin hin und weinte bitterlich. Hier traf ihre Mutter ſie, als dieſe, mit dem Kopfe voll von hausmütterlichen Beſchäftigungen, nach den Beſchwerden des Tages ſich zur Ruhe begeben wollte. Die Baronin erſtaunte, als ſie Sophiens verweintes Geſicht ſah, und es dauerte lange, ehe die gute Frau den Grund von Sophiens Kummer faſſen konnte, da ihr am wenigſten träumte, daß es eine Herzensangelegenheit ſei, wegen der ihre Tochter zu ihr ſich geflüchtet habe. Endlich war das Geſtändniß abgelegt. Sophie hatte ihrer Mutter anvertrauet, wie ſie ſich darüber ängſtige, daß ſie mehr an Wilnau als an Oſtenfeldt denke, daß der Aufenthalt des Forſtjunkers auf Holum ihr deshalb peinlich ſei, und ihr den Kampf, den ſie zu beendigen ſich vorgenommen, unendlich bitter mache. Doch die Baronin konnte nicht die Möglichkeit dieſer Vorausſetzung begreifen.

„Du irreſt, mein gutes Kind," ſagte ſie, „Du darfſt nicht glauben, daß ein jedes Bischen Wohlwollen, das Du für einen Menſchen, der Dir in der Welt zufällig begegnet, empfindeſt, gleich Deiner Ruhe und Deinen Pflichten gefährlich werde. Wie ſollte das möglich ſein? Du biſt ja mit Oſtenfeldt verlobt."

„Ja, deshalb," ſagte Sophie weinend, „deshalb kann es wohl möglich ſein. Ich glaube auch nicht, daß meine Liebe zu Oſtenfeldt ſo groß iſt, wie ſie ſein ſollte," fügte ſie leiſe hinzu.

„Schon dieſe Furcht zeigt, daß Du ihn mehr liebſt, als Du ſelbſt glaubſt," ſagte die Baronin. „Dir iſt nicht recht wohl, mein Kind, morgen wollen wir nach dem Doctor ſchicken, leg' Dich jetzt zur Ruhe. Dein Puls geht ſchnell, Du haſt etwas Fieber, aber es wird wohl vorübergehen, wenn Du zu Bett kommſt."

Sophie verzweifelte faſt darüber, daß ſie ſo mißverſtanden wurde. Sie blieb mit den Händen vor den Augen ſitzen, und als die Baronin, die ſich inzwiſchen entkleidete, endlich ihre Aufforderung wiederholte, brach ſie ſchluchzend aus: „O Gott! wie unglücklich bin ich!“

Dieſer Ausbruch des Schmerzes rührte auch die Baronin. Sie nahm ſie in ihre Arme und küßte ſie und es gelang ihren vernünftigen Vorſtellungen, Sophie ſo weit zu beruhigen, daß dieſe wieder zuſammenhängend ſprechen konnte. Endlich kam die Baronin zu der Ueberzeugung, daß Wilnau wirklich im hohen Grade ihre Tochter intereſſire; aber ſie wußte aus eigener Erfahrung, daß eine ſolche Paſſion, „wenn ſie nur vernünftig genommen wird,“ bald vorübergehe. Sie räumte die Möglichkeit einer ſolchen flüchtigen Neigung ein, hielt es indeſſen zu gleicher Zeit für das Vernünftigſte, die Bedeutung derſelben zu beſtreiten, ja ſie war nicht ſehr weit davon, ſie als vollkommen erlaubt zu ſanctioniren, da es ihr ganz beſonders darum zu thun war, Sophien den Glauben einzuflößen, dieſe Neigung könne ihr auf keine Weiſe gefährlich werden.

„Aber er iſt es, der in jener Mondſcheinnacht, wovon ich Dir erzählt, im Garten ſich zeigte,“ ſagte Sophie ſtammelnd, „und da meine Blumen pflückte und ſie verbarg. Er hat mich ſchon damals geliebt.“

Dieſe Erklärung, die früher von der Baronin ſelbſt verſucht worden war, ſtimmte jetzt nicht mit ihrer vernünftigen Behandlung überein, und ſie antwortete daher: „Es iſt ja nicht geſagt, daß man verliebt iſt, weil man eine Blume im Mondſchein pflückt. Es iſt auch nicht von ihm, ſondern von Dir die Rede; es iſt gern möglich, daß er ſich in Dich verliebt habe, aber das bedeutet nicht viel bei den Männern, das vergißt er bald."

„Er iſt ganz gewiß in mich verliebt," ſagte Sophie ſchnell; „und ich glaube freilich, daß ich ihn gleich ſeit jenem Abend, als ich ihn zum erſten Mal im Garten ſah, geliebt habe," fügte ſie langſam hinzu.

„Ohne ihn zu kennen," ſagte die Baronin lachend. „Siehſt Du jetzt nicht ſelbſt ein, wie ungereimt es iſt? Mein liebes Kind, ſo Etwas bilden die meiſten jungen Mädchen ſich ein. Deine Mutter hat länger in der Welt gelebt als Du, traue ihrer Erfahrung, es hat nichts zu bedeuten. Sei ſtets ſo gewiſſenhaft gegen Dich ſelbſt und ſo aufrichtig gegen Deine Mutter; aber bilde Dir nicht ein, daß, weil ein junger Menſch Dich ein Bischen freundlich anſieht, gleich Gefahr vorhanden ſei."

„Aber es wird mir doch allzu ſchwer werden, täglich Wilnauen zu begegnen, und zu ſehen, wie unglücklich er ſich fühlt; denn daß ich mit Oſtenfeldt verlobt bin, macht ihn gewiß ſehr unglücklich," ſagte Sophie.

Die proſaiſchen Anſichten der Baronin hatten Sophien angeſteckt, und ſie überſah ihre Stellung mit einer Klarheit, die ſie bisher vermißt hatte.

Die Baronin bedachte ſich einen Augenblick, darauf ſagte ſie: „Vertraue nur ſicher Deiner Mutter, mein

Kind, ich kenne ja jetzt Dein Herz. Wilnau kann gern hier bleiben, da Vater ihn nun einmal invitirt hat. Es würde auffallen, wenn er wegreiſte, und Oſtenfeldt gewiß unangenehm ſein. Du weißt, wie ſehr er gegen Alles iſt, was Aufſehn macht. Du kannſt ja vermeiden, mit Wilnau zu ſprechen, und es iſt auch, beſonders einem verlobten Mädchen, eine leichte Sache, einem ſolchen jungen Herrn den gebührenden Platz anzuweiſen. Gieb aber Niemandem Grund zu glauben, daß Du ein Intereſſe für ihn hegſt, dann wirſt Du finden, daß es ſich verhält, wie ich Dir geſagt, Du biſt vor einem Schatten bange geworden, eben weil Du Oſtenfeldt ſo innig liebſt, daß Du befürchteſt, ihm auch nur den kleinſten Theil Deiner Liebe zu entziehen. Sei jetzt ein vernünftiges Mädchen und denke nicht mehr daran, ſondern geh' zu Bette."

Dieſes Raiſonnement war Sophien eben ſo unbefriedigend wie wahrſcheinlich auch dem Leſer. Sie ſchied mit ſchwerem Herzen von ihrer Mutter, und es wollte ihr nicht klar werden, daß ihre außerordentliche Liebe zum Grafen die indirecte Urſache aller dieſer Bekümmerniſſe ſei.

Als ſie auf ihr Zimmer kam, fand ſie Charlotte zu Bette und ſchlafend. Sophie zog die Gardine vom Fenſter weg und ſah in den Garten hinaus. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, und die Beleuchtung glich ſo ſehr der an jenem Herbſtabend, wo eine Viſion zum erſten Male ihre Ruhe geſtört hatte, um ſpäter ſo mächtig in ihr Leben einzugreifen. — Oder hatte ihre Mutter wirklich

Recht, und ſollten die Gefühle, die ihr Herz bewegten und ſie ſo betrübt machten, nichts Anderes als leere Einbildungen oder Erzeugniſſe eines krankhaften Zuſtandes ſein, die der alte Doctor Müller durch eine Medicin vertreiben könnte? — Sie ſtützte den Kopf in die Hand und verſank in Gedanken. Das Bild von jenem Abend trat wieder vor ihre Seele, und in dieſen Träumen vergaß ſie ganz ihren früheren Vorſatz, Allem auszuweichen, was ihre Gedanken dahin leiten könnte, wo ſie nur allzu willig ſich hinziehen ließen. Jetzt hörte ſie plötzlich, daß die alte verroſtete eiſerne Wetterfahne auf dem Meiereigebäude ſich ſchnarrend drehte. Dieſes Mal lautete es in Sophiens Ohren wie ein Unglück verkündendes Eulengeſchrei. Sie ſtand auf und jagte die Erſcheinungen fort, die bisher ihr Bewußtſein gefeſſelt hatten; aber jetzt trat die Wirklichkeit mit ihren Drangſalen wieder vor ihre Blicke. Die Wetterfahne ſchnarrte zum zweiten Male — doch dieſes Schnarren ähnelte nicht dem Signale, das ſo oft ihr Herz zum Klopfen gebracht hatte, es ähnelte vielmehr dem ſcharfen, anhaltenden Ton, womit Oſtenfeldt Hector zu ſich zu rufen pflegte. Und jetzt wieder — es war das dritte Mal. Sie zog die Gardine wieder vor das Fenſter, öffnete leiſe eine Schieblade, nahm ein Geſangbuch hervor und blätterte darin. Da fiel ein Haufen Sternblumen aus, die einſt friſch und weiß, jetzt aber trocken und farbenlos waren. Sophie betrachtete den kleinen verwelkten Haufen mit gefalteten Händen, indem eine Thräne langſam ihre Wangen herunterrollte, darauf ſammelte ſie ſie ſchnell, öffnete die Ofenthüre, warf ſie in den Ofen und ſteckte ſie mit dem Licht in Brand. Es herrſchte eine Eilfertigkeit in jeder ihrer Bewegungen, als wenn ſie ſich beeilen wollte, dieſe Autodafé zu vollbringen, ehe der Schritt ſie wieder gereue. Als aber die Flamme hoch aufloderte und die verwelkten Blumen verzehrte, da war es, als wenn der kniſternde Laut ihrer vernichteten Andenken ſie zu neuen Opfern aufforderte. Sie öffnete ſchnell die Schieblade, nahm ein Papier heraus, durchlief noch einmal die Zeilen, die darauf ſtanden, und drückte es flüchtig an ihre Lippen; darauf warf ſie es auf die faſt hinſterbende Flamme, die durch dieſe neue Nahrung wieder friſch aufloderte. Aber Sophie kehrte der Verwüſtung den Rücken zu und hielt die Hand vor die Augen — ſie wollte nicht ſehen, wie dieſe Erinnerungen bedeutungsvoller Augenblicke vernichtet wurden. Wäreſt Du neugierig geweſen, mein Leſer, und hätteſt Du den rechten Augenblick, als das Papier ſich über das Feuer bog, getroffen, ſo würdeſt Du noch dieſe zwei Zeilen, ehe ſie von den Flammen verzehrt wurden, haben leſen können:

Fraiches écloses, leurs couleurs
Semblent du moins de circonstance —

und Du würdeſt aus dieſem Bruchſtücke geſehen haben, daß es die armen franzöſiſchen Verſe waren, die das Sträußchen Hüttenmargrethens begleitet hatten, welche jetzt dem gierigen Elemente geopfert wurden. Bald war das Ganze ein Aſchenhaufen, worin die Funken noch einige Augenblicke hin und her ſchwärmten, als wenn ſie vergebens die Bedeutung ſuchten, die Sophien vermocht hatte, die jetzt vernichtete Form aufzuheben, um dann noch dagegen zu wüthen — und darauf erloſch der letzte Funke. Nach dem Kindermärchen iſt es ja der Schulmeiſter, der die Thüre ſchließt, nachdem alle Kinder die Schule verlaſſen; aber Sophien war es ein ganz neuer Abſchnitt ihres Lebens, der mit dieſem letzten Funken erloſch, und die Zukunft lag vor ihr wie ein Aſchenhaufen, der mit ſeinem ſchwarzen Schleier eine Ruine bedeckte. Sie ging unter Thränen zu Bett und ſchlief unter Thränen ein.

Traf der nächſte Tag Sophien noch betrübter und niedergeſchlagener? — Nein, im Gegentheil. Der nächſte Tag traf ſie ruhig und faſt heiter. Und dieſe Verwandelung war vollkommen natürlich. Sie hatte ja ihre beklommene Bruſt erleichtert, indem ſie die Urſache ihres Kummers derjenigen mittheilte, die ihre natürlichſte Vertraute in dieſer Welt war, und ihre Mutter hatte ihr keineswegs den Muth genommen, ſondern ihr vielmehr Abſolution von allen ihren Zweifeln ertheilt; ſie hatte alle die Andenken vernichtet, an welche ein verbanntes Gefühl ſich knüpfte, die Erfüllung einer Pflicht aber hat ſtets ein ermunterndes Element in ſich. Es kam auch Sophien vor, als wenn ihre Mutter wirklich Recht gehabt hätte, und als ob ihr Gefühl für Wilnau bloß ein Phantom geweſen ſei, das bei hellem Tageslicht beſehen verſchwinden mußte. Ungeachtet dieſe Betrachtung ihr einen unwillkührlichen Seufzer abpreßte, wurde ſie doch zugleich dadurch beruhigt, denn jetzt gab es nur noch Eins für ſie zu berückſichtigen, und das war Wilnau's unglückliche Liebe zu ihr. Daß dieſe wirklich exiſtire, daran zweifelte ſie keinen Augenblick — vielleicht war es dieſe Ueberzeugung, die den größten Troſt für ſie enthielt. Nun konnte ſie, — um mich eines der Ausdrücke ihrer Mutter zu bedienen, um ſo eher Wilnauen zur Raiſon zu bringen ſuchen.

Hatte Sophie aber auch Alles, was ſie an den vorigen Irrthum erinnern könnte, vernichtet? — Am geſtrigen Abend war eine Romanze, die Wilnau ihr abgeſchrieben, von ihr vergeſſen worden; dieſe hätte die allgemeine Verdammung getheilt, wenn ſie zur rechten Zeit in ihre Hände gefallen wäre. Sie jetzt, hinterher, zu verbrennen ſchien ihr eine unzeitige Barbarei. Sie wollte ſie offen auf's Fortepiano hinlegen, um ihr, indem ſie unter den übrigen Noten einen Platz bekam, alle Kraft zu benehmen. Demzufolge nahm ſie dieſelbe wieder aus der Schieblade hervor, worin ſie bisher wie ein Heiligthum war aufgehoben worden. Sie war zierlich auf einem Bogen Velinpapier abgeſchrieben. Während Sophie die ſchönen Buchſtaben und Noten betrachtete, ſang ſie in Gedanken leiſe die Melodie; aber plötzlich, als wenn dieſes Singen etwas Verbotenes wäre, brach ſie ab, und lief in die Wohnſtube hinunter, um das Blatt zu den übrigen Noten zu legen, denn in ihren eigenen Verhältniſſen wollte ſie es nicht mehr dulden.

Der Baron ſaß im Sopha und ſprach mit Wilnau. Als Sophie mit dem großen Blatte Papier in der Hand eintrat, glaubte ihr Vater, daß es eine Abrechnung des Verwalters ſei. Er ſtreckte die Hand darnach aus und ſagte: „Ich weiß, was es iſt; und am Beſten mache ich es gleich ab."

Sophie wurde verlegen, ſie wollte nicht, daß Wilnau ſehen ſollte, es ſei ſeine Romanze; um es zu verbergen, warf ſie nachläſſig das Blatt auf's Klavier und ſagte: „Es ſind nur einige alte Noten, Papa, die ich draußen auf der Diele fand." Darauf verließ ſie das Zimmer.

Doch Wilnau hatte das Blatt geſehen und erkannt. In den Worten: „Es ſind nur einige alte Noten, die ich draußen auf der Diele fand," glaubte er eine abſichtliche Kränkung zu finden; aber er wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, und deshalb, wenn eine Gelegenheit dazu ſich darbot, die Romanze zerreißen und die Stücke in Sophiens Nähkorb legen, und wenn dies geſchehen war, Holum für ewig verlaſſen, und nie wieder ſeinen Fuß in dieſes Haus, wo er ſeine Ruhe eingebüßt, ſetzen.

Ehe er indeß dieſen Entſchluß ausführen konnte, trat Sophie zugleich mit der Baronin wieder in die Stube. Dieſe Execution gerade vor ihren Augen vorzunehmen, ging doch nicht an, und unterdeſſen war Sophie ſo liebenswürdig, und richtete das Wort mit ſo vielem Wohlwollen an Wilnau, daß er ſich bald Vorwürfe machte, einen Entſchluß, deſſen Ausführung ſie ſo tief kränken mußte, gefaßt zu haben. Indem er dies that, bereuete er zugleich ſeine unſinnige Liebe zu einem verlobten Mädchen, deſſen Bräutigam freilich nicht den Schatz erkannte, den er beſaß, aber dennoch, obgleich er ein kalter und gefühlloſer Menſch war, durch ſeine äußere Stellung, in Beziehung auf welche Wilnau mit ihm zu rivaliſiren ſich nicht getrauen durfte, die inneren Mängel zum Theil erſetzte. —

Ueber die Ruhe Sophiens war nicht bloß ſie ſelbſt, ſondern auch ihre vernünftige Mutter im Irrthum. Die letztere war vollkommen davon überzeugt, daß ihre Ermahnungen gefruchtet hatten, und daß dieſe in der jungen Seele Sophiens entſtandene Neigung jetzt ſchon, „weil man ſie vernünftig behandelte,“ in der Geburt erſtickt worden ſei. Denn unglückliche Liebe iſt nichts als Einbildung, das wußte ſie ja ſchon aus eigner Erfahrung, und ſolche Romanabentheuer können nur dann, wenn ſie Nahrung bekommen, gedeihen. Man kann vielleicht die Ruhe, die ſich ſolchergeſtalt plötzlich in Sophiens Seele zeigte, mit der augenblicklichen Beſſerung vergleichen, die ein vertrauensvoller Kranker fühlt, wenn er vom betrügeriſchen Charlatan berührt wird, der es verſtanden hat, dem Leidenden einzubilden, daß er die Kraft beſitze, Wunder, wie ſie in den erſten Tagen des Chriſtenthums geſchahen, zu wiederholen. Das Zutrauen verleihet dem Abergläubiſchen eine Stärke, die ihn dazu bringt, die geſchwächten Kräfte zu ſammeln — er fühlt ſich fähig zu dem, was ihm vorher unmöglich war, und ſegnet daher den Betrüger.

Wenn aber dieſe eingebildete Beſſerung bald der Ueberzeugung weichen muß, daß ſeine Kräfte nicht länger die Betrügerei zu unterſtützen vermögen, dann wird plötzlich die ganze Hoffnung auf ſeine Beſſerung völlig vernichtet, und Alles, was er gewonnen hat, beſteht nur darin — daß er noch ein Mal ſo unglücklich iſt, als er vorher war. An dem Rande dieſes Abgrundes wandelte auch Sophie.

Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit deutlich, wie viele Gewalt ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf ihre Umgebung ausübe. Sobald ſie ihre gewöhnliche ſanftmüthige Ruhe wieder zeigte, war Alles wie von einer guten Fee bezaubert. Die Converſation gerieth nicht mehr in's Stocken, die Mamſell fand keine Nahrung mehr für ihre Obſervationen, Wilnau konnte ſie ohne Verlegenheit anreden, und wenn er auch nicht glücklich war, fühlte er ſich doch nicht beſtändig unglücklich, denn es war ihm wenigſtens erlaubt, in ihrer Nähe zu athmen. Onkel Adam ſchüttelte nicht mehr ſo oft den Kopf, ſondern ſann wieder nach, wie er Dieſem oder Jenem einen Streich ſpielen konnte — er hatte faſt vergeſſen, wie man dergleichen Späße ausführe. Selbſt Charlotte wurde irre, und der Gedanke, daß Sophie nur für ſich ſelbſt Liebe empfinden konnte, „weil ſie viel zu kalt und abgemeſſen ſei,“ ſetzte ſich immer feſter bei ihr. Dann beklagte ſie aus ihrem ganzen Herzen ſowohl Oſtenfeldt wie Wilnau, und härmte ſich, daß eine ſo gefühlloſe Seele zwei Anbeter habe, während manches andere Mädchen gar keinen finde. Oſtenfeldt aber, der in Sophiens ruhigem und einförmigem Benehmen gegen Wilnau eine Garantie dafür ſah, daß ſie ihn nur aus Willfährigkeit gegen ihren Vater duldete, fühlte ſich geſchmeichelt, eine Frau zu bekommen, die ſo viel Takt beſaß. Solchergeſtalt ging Alles auf Holum ohne Anſtoß, und Wilnau war ſchon über acht Tage dort geweſen, ohne daß die Ruhe Sophiens geſtört worden war. „Mama hat Recht,“ dachte ſie, „ich hatte ein Geſpenſt an die Wand gemalt und ſchreckte mich ſelbſt damit.“

Es war eine ſchon lange abgemachte Sache, daß die Hochzeit Sophiens im Herbſte ſtattfinden ſolle, wenn Ingeberg vollkommen in Stand geſetzt war, und deshalb wurde gar nicht mehr davon geſprochen, ſo daß Uneingeweihete leicht glauben konnten, man denke auf Holum noch gar nicht an eine Hochzeit. Zu den Uneingeweiheten könnte Sophie faſt ſelbſt gerechnet werden, denn da Jeder wußte, wie ſehr ihr Herz an Holum hänge, ſprach Niemand mit ihr von der Veränderung in ihrer Stellung, die täglich näher und näher rückte, und die Baronin, die ſich auf den guten Geſchmack des Grafen unbedingt verließ, hatte ſich daran gewöhnt, in allen die Ausſteuer betreffenden Angelegenheiten ihn um Rath zu fragen. Einſt ſaßen Sophie, ihre Mutter, Wilnau und Onkel Adam in der Wohnſtube, als Oſtenfeldt plötzlich eintrat. Die Baronin rief ihn und flüſterte ihm Etwas in's Ohr, worauf Oſtenfeldt ganz laut antwortete: „In dieſer Angelegenheit müſſen Sie, liebe Schwiegermama, ſich an meine zukünftige Frau wenden, ich habe keine Zeit, ich habe mit dem älteſten Paper eine Piſtolenwette gemacht, die Schlafkammergardinen gehören zum Departement der Frau.“ Darauf ſuchte er Etwas auf dem Fortepiano und ging wieder aus der Stube.

Die Baronin war über dieſe ungewöhnlich kurze Abfertigung etwas verlegen geworden, aber Sophie wurde feuerroth, und die Thränen traten ihr in die Augen. Eine Pauſe erfolgte, die allmählig peinlicher wurde, endlich konnte Sophie nicht länger ihre Thränen zurückhalten, ſie ſtand auf und ging aus der Stube. Onkel Adam ſah bald nach der Baronin, bald nach Wilnau, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Auch er fand in der Antwort des Grafen mehr Brutalität, als ſich für einen ſo feinen Mann geziemte. Sophie jedoch konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, dieſe Antwort hatte ihr plötzlich ihre ganze Stellung, die ſie bisher zu vergeſſen ſich bemüht, in Erinnerung gebracht, und bei einem jeden Piſtolenſchuſſe, der vom Garten auf erſcholl, floſſen ihre Thränen noch ſtärker.

Das Schießen war endlich vorbei, und der Graf mit dem Herrn von Paper auf ſein Zimmer gegangen. Sophie wollte aufſtehen, um in die Wohnſtube zurückzukehren, bevor der Graf ſich dort wieder zeigte; in demſelben Augenblick ſtieß Hector die Thüre auf, und legte ein großes Stück Papier, das er in der Schnautze ſchleppte, vor Sophiens Füße, denn Oſtenfeldt hatte ihn die Galanterie gelehrt, Sophien Sachen zuzubringen. Es war ihre Romanze. Der Graf hatte in derſelben ein paſſendes Stück Papier gefunden, um eine Scheibe daraus zu machen, ſie war mit ſchwarzen Kreiſen und in der Mitte mit einem großen ſchwarzen Fleck bemalt, und außerdem von Schüſſen durchbohrt. In dieſem Augenblicke machte dieſe Kleinigkeit eine ungemeine Wirkung auf Sophie; ſie ſah in der gemißhandelten Lieblingsromanze ein Bild ihres eigenen gemißhandelten Lebens, und ihre Thränen brachen mit erneuerter Kraft hervor, ja dieſe Betrübniß war ſo ſtark, daß ſie ſie nicht einmal zu ſtillen vermochte, als ihr Vater in die Stube trat.

Die Romanze mußte die Schuld tragen. Ungeachtet der Baron nicht finden konnte, daß eine ſolche Kleinigkeit ſo vieler Thränen werth ſei, hatte er gleichwohl vor dem Eigenthumsrecht einen großen Reſpect, und in demſelben Augenblick, wo er ihr einen Verweis gab, und ſie ein verhätſcheltes Kind nannte, zürnte er zugleich, weil man zu einem ſolchen Gebrauche genommen hatte, was ſeiner Tochter gehörte. Jetzt kam Oſtenfeldt die Treppe herunter. Der Baron nahm die Romanze und ging damit in's Nebenzimmer. Sophie hörte, daß er dem Grafen erzählte, wie ſie „wegen ihres vernichteten Liedes in Thränen zerflöſſe," und ihm vorwarf, daß er genommen, was ihm nicht gehöre. Der Graf meinte, daß es eine Kleinigkeit, und nicht des Nennens werth ſei, und daß man am beſten thäte, ſich anzuſtellen, als wenn man dieſe

„Frauenzimmergrillen“ nicht bemerke, dann gingen ſie wohl von ſelbſt wieder vorüber.

„Das mag ſein, aber trotz Allem dem weint ſie doch,“ ſagte der Baron, „und es iſt ja unläugbar ihr Eigenthum. Sie könnten wenigſtens hineingehen, und ſie um Verzeihung bitten — oder ihr ein gutes Wort geben. Sie können ja ſagen, daß Sie es nicht mit Vorſatz gethan haben.“

„Das wäre doch wirklich lächerlich,“ antwortete Oſtenfeldt. „Ich will ſie nicht an ſolche Kleinlichkeiten gewöhnen. Quel bruit pour une omelette!“

Die Worte: ſie gewöhnen riefen neue Thränen in Sophiens Augen hervor.

„Ja, aber das Lied iſt doch vernichtet, und da ſie ſo viel darauf hält, ſo hat dieſe Vernichtung, mag es auch kindiſch ſein, ſie doch betrübt,“ fuhr der Baron fort.

„Ich will ihr die dumme Arie aus Kopenhagen verſchreiben,“ ſagte Oſtenfeldt lachend. „Geben Sie mir ſie, ich will noch außerdem die Stücke ſammeln und ſie ſelbſt abſchreiben, dann weiß ich doch, daß ſie nicht mehr Satisfaction verlangen kann.“

„Das iſt etwas Anderes, nun ſprechen Sie wie ein galanter Cavalier,“ ſagte der Baron, „das wird ſie natürlich zufrieden ſtellen. Ja, Sie haben ganz Recht, die Frauenzimmer ſind kindiſche Geſchöpfe.“

Sophie hatte jedes Wort gehört. Dieſes Geſpräch erbitterte ſie. Sie trocknete ſchnell die Augen und trat lächelnd in die Wohnſtube, ſie wollte ſich nicht mehr um die Romanze bekümmern. Der Graf hatte ſie unter die Noten auf dem Fortepiano gelegt, und es wurde nicht weiter davon geſprochen. Aber Sophie ſchämte ſich, daß man ſie für ſo kindiſch hielt — ach, ihre Thränen hatten einen weit tieferen Grund. —

Damals als Sophiens Eltern ſie verlobten, und ihr Vater ſagte: „Gott Lob, daß es ſo abgelaufen iſt, ohne Sentimentalität, das können wir uns ſelbſt verdanken, weil wir das Haus frei von den verdammten Romanen gehalten haben," — damals ahnete Niemand von ihnen, daß ſie an dieſem Tage ſelbſt die Einleitung zu einem Romane vollendet hatten. Und als der Roman im vollen Gange war, hatten die Kurzſichtigen, die ſich erkühnten, in die Räder des Schickſals einzugreifen, keine Idee davon, daß er ſich der Kataſtrophe nähere.

Die ſo übel zugerichtete Romanze blieb unter den Noten liegen. Nachmittags erſuchte Herr von Paper Sophien, Etwas zu ſingen. Sie ſang die erſte Hälfte der Romanze auswendig, aber hielt dann plötzlich inne — ſie gab vor, daß ſie ſich des Schluſſes nicht erinnern könne. Es ſei ihre Lieblingsromanze, ſagte ſie. Darauf wurde der Spieltiſch zurecht geſetzt, und Sophie ſchlug nun ſelbſt vor, daß die jungen Leute auch Karten ſpielen ſollten. Sie und Charlotte ſpielten à moitié, als aber Sophie einige Touren geſpielt hatte, überließ ſie Charlotten die Parthie, und ſaß den ganzen Abend ſtill neben ihrer Mutter, auf deren Karten ſie ſtrickend ihren Blick heftete.

Die Ereigniſſe dieſes Tages hatten einen tieferen Eindruck auf das junge Mädchen gemacht, als Sophie ſich ſelbſt geſtehen wollte. Das Benehmen des Grafen füllte ihr Herz mit einer Bitterkeit, über die ſie in der nächtlichen Stille ſich zwar Vorwürfe machte, deren ſie aber doch nicht Herr werden konnte. Warum hatte ſie aber auch nicht die Romanze zugleich mit den übrigen Andenken verbrannt! Bereuen könnte ſie es doch nicht, denn ſie hatte dadurch eine Gelegenheit, die ſie bisher vermißt, bekommen, um auf Oſtenfeldt zu zürnen — früher hatte er ſie eigentlich nie beleidigt. Je mehr dieſer Gedanke ſich bei ihr entwickelte, deſto mehr fühlte ſie ſich auch beeinträchtigt. — Er wollte ſie nicht an ſolche Kleinlichkeiten „gewöhnen!“ Und er wollte ſelbſt ihr ſie abſchreiben! — Aber ſie wollte ſie nicht annehmen. Er ſollte ihr dieſe Bagatelle nicht erſetzen können, es ſollte ihm unmöglich werden! — In einem Sprunge war ſie aus dem Bette und kleidete ſich ſchnell an, um in die Wohnſtube hinunterzulaufen und ſich der Romanze zu bemächtigen. — Aber wenn er ſie ſchon weggenommen, um zu erſetzen, was er gegen ſie verſchuldet hatte? Ihr Herz klopfte ſtark bei dieſem Gedanken, und ſie vollendete nicht ihren Anzug. Mit einem Tuche über den Kopf und der Nachtlampe in der Hand ſchlich ſie aus der Stube die Treppe hinunter; es kam ihr vor, daß ſie erſt, wenn ſie die Romanze in der Hand halte, frei Athem ſchöpfen könne.

Die Thüren auf Holum hatten nie ſo geknarrt, wie in dieſer Nacht. Bei einer jeden, welche ſie öffnen mußte, klopfte ihr das Herz ſtärker, und als ſie die Hand auf den Griff der Thür zur Wohnſtube legte, war ihr zu Muthe wie einem Sünder, der im Begriff ſteht, irgend etwas Strafbares zu verüben. Und doch gehörte die Romanze ja ihr und Niemandem ſonſt. Sie war nicht weit davon, unverrichteter Sache wieder umzukehren, aber der Geiſt des Widerſpruchs ſiegte in ihr, und ſie öffnete die Thüre. Alle Möbeln ſtanden noch, wie man ſie verlaſſen hatte, und mit all ihrer Leere bekam die Stube durch dieſe Unordnung ein Leben, das ihr faſt geſpenſterhaft vorkam. Die Lampe zitterte in ihrer Hand und war nahe daran zu erlöſchen, ſie mußte ſich, um nicht ſchwindlich zu werden, niederſetzen. Der Zufall führte ſie gerade nach dem Lehnſtuhl, worauf Wilnau geſeſſen; auf dem Sitze lag ein vergeſſener Handſchuh. Sie nahm ihn und betrachtete ihn lange, ehe ſie ausfindig machen konnte, daß die zwei Buchſtaben, die darauf ſtanden, die Anfangsbuchſtaben von Wilnau's Namen ſeien. Mit einer krampfhaften Bewegung drückte ſie den Handſchuh an ihre Bruſt, als wenn ſie dadurch die gewaltſamen Schläge ihres Herzens ſtillen wollte; aber in demſelben Augenblick ſprang ſie auf und warf ihn weit von ſich, als wenn er ſie in der Hand gebrannt hatte. Ihr Blick fiel auf das Fortepiano, ſie führte die Hand zur Stirn, und trat, gleichſam als wenn ſie ſich jetzt erſt deutlich erinnerte, warum ſie die nächtliche

Wanderung unternommen, ſchnell zum Inſtrumente hin, um die Romanze zu erhaſchen. Dieſe war aber nicht da. Vergebens warf ſie die Noten unter einander, ſie fand nichts; ſie ſuchte mit einem Eifer, als wenn es das Heil ihres Lebens gelte — ſie war aber nicht da. Thränen des Unwillens und der Angſt traten ihr in die Augen, jetzt wußte ſie, daß Oſtenfeldt ihr zuvorgekommen war, ſie mußte ſie von ihm empfangen, und das ſchien ihr ein Unglück zu ſein. Ihre Thränen brachen heftig hervor. Da ſchien es ihr, als ob dieſe Thränen von einem entfernten Gelächter beantwortet würden, es rührte ſich in der Ecke, wo ſie den Handſchuh hingeworfen hatte, es war, als wenn eine unſichtbare, aber doch fühlbare Welt ſie umgab, es polterte im Nebenzimmer, es kam ihr vor, daß die Gardinen ſich bewegten. Erſchrocken ergriff ſie die Flucht, ihre Füße trugen ſie mechaniſch nach ihrem Zimmer, und hier verließ das Bewußtſein ſie, ſobald ſie den Kopf in die Kiſſen verborgen hatte.

Als Charlotte am Morgen erwachte, lag Sophie halb angezogen oben auf dem Bette und zitterte vor Fieberkälte; aus ihren verwirrten Antworten konnte man nur zuſammenſetzen, daß ſie erſchrocken worden war. Sie wurde zu Bette gebracht, und der Doctor Müller geholt. Er verſchrieb ihr einige nervenſtärkende Tropfen, die auch ſo wohlthuend wirkten, daß ſie Abends aufſtehen und in die Wohnſtube hinuntergehen konnte. Als ſie dort im Kreiſe ihrer Familie ſaß, konnte ſie nicht begreifen, daß dieſe Umgebungen ihr in der Nacht ſo geſpenſterhaft vorgekommen ſeien. Alles war wieder ſo freundlich und gemüthlich, Alle benahmen ſich ſo liebevoll gegen ſie, und bezeigten ihr ſo viele Theilnahme, daß es die Leichtbewegte faſt zu Thränen rührte. Ihr Herz war in dieſem Augenblick ſo voll, und ein freundliches Lächeln, wovon Jeder ſeinen Theil bekam, ſchwebte um ihre Lippen.

„Du ſuchſt wohl Oſtenfeldt,“ ſagte die Baronin, die den umherſehenden Blick Sophiens mißverſtand; „er iſt in Geſchäften nach Ingeberg geritten. Als er hörte, daß Du Dich erholt hätteſt, wollte er es nicht aufſchieben, aber er kommt morgen wieder.“

Sophie, anſtatt zu antworten, nickte bloß mit dem Kopfe. Sie wurde feuerroth, denn die Worte ihrer Mutter ſchienen ihr einen Vorwurf zu enthalten. Ihr Herz war zu voll geweſen, um an Oſtenfeldt zu denken, es umfaßte in dieſem Augenblick die ganze Menſchheit, und — hatte ihn vergeſſen.

Die Baronin meinte, dieſes Wechſeln der Farbe ſei ein Zeichen, daß das Fieber ſie noch nicht verlaſſen. Sophie verſicherte, ſie befände ſich ſo wohl, wie es in langer Zeit nicht der Fall geweſen. Als der Schrecken, den die gefährdete Geſundheit der Allgeliebten verurſacht, überſtanden war, wurden Alle froh geſtimmt, ſelbſt die Mamſell war munter, was ſonſt ſelten der Fall war. Onkel Adam zeigte ſich ganz ausgelaſſen, Wilnau und Charlotte wurden geſprächig, und die Unterredung ungemein lebendig, bis es unglücklicherweiſe dem Kammerjunker in ſeines Herzens Freude einfiel auszurufen: „das iſt wieder ein Mal einer unſerer guten alten Abende, wo uns die Zunge geläufig war und man ſprechen konnte, was man wollte. Es iſt lange her, ſeitdem wir ſo unter uns waren.“ — Onkel Adam wurde ſelbſt verlegen über das, was er geſagt, das Geſpräch gerieth in Stocken, und es trat eine derjenigen Pauſen ein, welche nur allzu deutlich verrathen, daß die Gedanken Aller einer und derſelben Richtung gefolgt ſind. Es war in dieſem Augenblick Keiner der Bewohner Holums, der nicht den Ausruf Onkel Adams als eine Anklage gegen den allein Abweſenden, gegen Oſtenfeldt betrachtete. Um dieſem peinlichen Stillſchweigen ein Ende zu machen, ſtand Wilnau auf und wünſchte gute Nacht, und die Familie trennte ſich mit der Ueberzeugung, die Mehrere von ihnen erſt an dieſem Abende gewonnen hatten, daß durch die Gegenwart des Grafen ein fremdes und minder vertrauliches Verhältniß in der Familie herbeigeführt ſei, welches jetzt erſt durch ſeine Abweſenheit recht deutlich würde.

Als Sophie am folgenden Morgen friſch und geſund zum Thee herunterkam, lag die Romanze auf dem Fortepiano. Oſtenfeldt war noch nicht von Ingeberg zurück. Sie war mit derſelben Sorgfalt, wie das erſte Mal, abgeſchrieben, und ähnelte der vorigen ſo ſehr, daß ein Jeder, der nicht geſehen hätte, wie ſie gemißhandelt worden, geglaubt haben würde, es ſei dieſelbe. Sophie erkannte gleich Wilnau's Hand. In das erkenntliche Gefühl, das in dieſem Augenblick ihr Herz erfüllte, miſchte ſich auch eine geheime Freude, daß ſie Oſtenfeldt für dieſe Aufmerkſamkeit nicht zu danken brauche. Während ſie noch die neue Abſchrift betrachtete, hörte ſie in dem vorderſten Zimmer ihres Vaters und Wilnau's Stimmen. Schnell ſteckte ſie ſie unter die anderen Noten, ſetzte ſich ans Clavier und ſpielte und ſang die Romanze auswendig. Als ſie ſie beendigt hatte, ſtand Wilnau hinter ihrem Stuhle; ſie wollte aufſtehen, aber er bat ſie, ſie noch einmal zu ſingen. Es war eine kleine franzöſiſche Romanze mit Muſik von Paer. Als ſie den Vers ſang:

D'où vient que par une pensée
Souvent je me laisse entraîner ?
D'où vient que toujours oppressée
Je sens du bonheur à pleurer ?
D'où vient qu'à peine je respire
Et suis plus calme un autre jour ?
D'où vient que seule je soupire ? ....
Non, ce n'est pas d'amour —

als ſie dieſen Vers ſang, zitterte ihre Stimme, und ſie konnte ihn kaum zu Ende ſingen. Auch Wilnau war bewegt. Zum Glück hatte der Baron, der ſonſt nicht ſonderlich viel Acht auf die Worte im Geſang gab, und der leicht einen Roman ſich hätte vorſingen laſſen können, ohne zu ahnen, wovon er handelte, doch das letzte Wort aufgefangen und rief aus: „L'amour, und immer l'amour! Gott bewahre uns, wie ſind die lamentabeln Lieder doch langweilig. Es iſt ganz wahr, was im Figaro ſteht, daß die Poeten alle Dummheiten, welche ſie ſich ſchämen, die Leute reden zu laſſen, ihnen als Geſang in den Mund legen. Und es gehört viel dazu, ehe ein Poet über eine Dummheit ſich ſchämt."

Sophie ſtand auf und ging aus der Stube. Es verdroß ſie, daß ſie nicht mit einem Worte Wilnau für ſeine Aufmerkſamkeit gedankt hatte. Es ahnete ihr nicht, daß er ſich hinreichend belohnt fühlte, indem ſie ausſchließlich für ihn geſungen. Als ſie vor Tiſche Toilette machte, fielen ihre Augen auf die Ohrglöckchen, die ſie ſeit jenem Abend, als ſie das eine auf Engesholm verlor, nicht getragen. Sie dachte an das betrübte Geſicht, das Wilnau gemacht, weil ſie die Hand ſinken ließ, eben als ſie im Begriff ſtand, die Berlocke, die er ihr gebracht, in's Ohr zu heften. Die Schachtel, welche die Berlocken einſchloß, in der Hand haltend verfiel ſie in Gedanken. Als ſie aber in demſelben Augenblicke zu Tiſche gerufen wurde, ergriff ſie ſie ſchnell, und, ſie in den Ringen befeſtigend, eilte ſie hinunter.

Dieſe kleine Belohnung — dieſe kleine Koketterie würde Charlotte geſagt haben, wenn ſie eine Ahnung davon gehabt hätte, denn ſie wußte, was Koketterie war — dieſe kleine Belohnung war Wilnau's Aufmerkſamkeit nicht entgangen, denn ein wahrhaft Liebender giebt ſelbſt auf den kleinſten Umſtand Obacht. Er legte es zu ſeinem Vortheil aus, und dies Bewußtſein machte ihn ſehr liebenswürdig, ſo daß Charlotte nach Tiſche Sophien zuflüſterte: „Der arme Wilnau, der immer in Dich ſo verliebt iſt! Thut es Dir nicht leid um den liebenswürdigen Menſchen? Heute übertraf er ſich faſt ſelbſt — es iſt nur Schade, daß er nicht Graf iſt. Aber ſo liebenswürdig wie Oſtenfeldt iſt er doch bei weitem nicht.“

Abends kam der Graf von Ingeberg zurück. Er war voll Sorgfalt für Sophie, und ſprach viel von ſeiner Sehnſucht und ſeiner Unruhe, legte aber zugleich in demſelben Athemzug Bericht ab über ſeine neuen Treibhäuſer und Waſſerleitungen. Wie durch einen Zauberſchlag war Alles wieder ſo, wie es vorher geweſen war, ſchwer und automatiſch. Oſtenfeldt ſprach allein, Charlotte gab nur darauf Acht, die Uebrigen ſchwiegen, und ſtellten vielleicht eine Vergleichung zwiſchen dieſem und dem geſtrigen Abende an, wozu die unüberlegte Aeußerung Onkel Adams von geſtern ſie wohl veranlaſſen konnte. Und wenn auch kein Andrer es that, ſo ſtellte doch wenigſtens Wilnau dieſe Vergleichung an, und ich darf wohl ſagen, daß dies ihm Veranlaſſung war, Holum früher zu verlaſſen, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Als der Baron beim Abſchiede ihn aufforderte, ſie bald wieder zu beſuchen, entſchuldigte er ſich mit Geſchäften, die ihn auf längere Zeit zu Hauſe halten würden; darauf ritt er ſchnell fort.

Die arme Sophie hatte viel zu bekämpfen. Wilnau war nun freilich fort, und ſie brauchte nicht ein jedes ihrer Worte mit einer ſolchen Angſt zu bewachen, wie ſie es in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes auf Holum gethan hatte. Sie hatte auch nicht ſeinen ſtillen Kummer beſtändig vor Augen, von dem ſie ſich kaum ſelbſt zu geſtehen wagte, wie ſehr derſelbe ſie gerührt hatte. Doch ſeine Abweſenheit drohte faſt ihrer Ruhe gefährlicher zu werden, als ſeine Gegenwart. Kein Tag verſtrich, ohne daß der Baron von Wilnau ſprach; der alte Mann hatte ſich ſo an ſeine Geſellſchaft gewöhnt, daß er ihn faſt nicht entbehren konnte, und ihn wie einen Sohn liebte. Onkel Adam ergriff jede Gelegenheit, um von ihm zu reden und ihn zu rühmen, theils weil es ſeines Herzens Meinung war, theils weil er bemerkt hatte, daß er damit Oſtenfelde necken konnte. Gott mag wiſſen, woher der Kammerjunker ſeine Nachrichten hatte, aber er kannte Wilnau's früheres Leben auf's Genaueſte. Er wußte, wie er von ſeiner Familie und ſeinen Untergebenen geſchätzt wurde, wie bereitwillig er war, Anderen, ſelbſt mit Aufopferungen, zu helfen, wie treu er einem Jugendfreunde geweſen, dem die ganze Welt den Rücken gekehrt, weil er arm wurde, wie muthig er ſich in der Cholerazeit, als ſelbſt die Beſonnenſten die Geiſtesgegenwart verloren, gezeigt hatte, wie kühn er ein Mal ein kleines Kind aus einem brennenden Hauſe gerettet hatte, wie geſcheidt er es verſtanden, der übertriebenen Protectionsluſt ſeines Onkels, des Geheimrathes Munthe, ohne dieſem ſeinem Wohlthäter mißfällig zu werden, auszuweichen, ſo daß er dadurch das Wohl derer gerade befördert, die, zum Vortheil ſeines Neffen, zu beeinträchtigen Jener eigentlich Willens geweſen. Er war außerdem freundlich und zuvorkommend gegen alle Menſchen, intereſſirte ſich für Alles, was gut und nützlich war, hielt ſich frei von Jeglichem, was Pedanterie genannt werden kann, war ein tüchtiger Jäger, ein kühner Reiter, ein ausgezeichneter Tänzer, mit einem Worte: „ein herrlicher Menſch,“ deſſen Fehler ſelbſt als Tugenden ausgelegt wurden. Und Onkel Adam hatte faſt in Allem, was er ſolchergeſtalt von Wilnau erzählte, Recht. Sophie bemühete ſich, dergleichen Bilder aus ihrem Gedächtniſſe zu vertreiben, aber dieſe Bemühungen band ſie noch feſter. Sie beſuchte Hüttenmargrethen, doch auch hier kam Wilnau's Lob ihr entgegen; die alte Frau verdankte ihm ihre wiedererlangte Geſundheit, und ihre Segenswünſche füllten Sophiens Herz mit einer Andacht, die ſie bisher nur in der Kirche fühlen zu können für möglich gehalten hatte.

Aber dieſer Kampf und dieſe Gemüthsbewegungen nagten allmählig an ihrer Geſundheit. Sie war längere Zeit ſehr blaß geweſen, jetzt färbten ſich ihre Wangen zwar roth, doch dieſe Röthe war ſcharf begrenzt und ängſtigte ihre Umgebungen faſt mehr, als ihre bisherige Bläſſe. Sie beklagte ſich nicht, und wenn man ſich nach ihrem Befinden erkundigte, verſicherte ſie ſtets, daß ſie vollkommen wohl ſei. Das Lächeln, welches dieſe Verſicherung begleitete, war jedoch oft ſo wehmüthig, daß es das Geheimniß, das es verbergen ſollte, verrieth. Ihre körperlichen Kräfte nahmen ab, ſie ging nicht mehr ſo häufig nach dem Garten wie früher; ihre Blumenbeete ſtanden vernachläſſigt und mit Unkraut bewachſen da. Sie litt an kurzem Athem, ſobald ſie nur von ihrem Zimmer nach der Wohnſtube ging. Charlotte bemerkte zuerſt dieſe Schwäche, aber Sophie antwortete auch ihr, was ſie dem Doctor Müller, der keine Veränderung an ihrem Pulſe verſpüren konnte, geſagt: daß ſie ſich vollkommen wohl fühle. Um es zu beweiſen, wollte ſie ihre Lieblingsromanze auswendig ſingen, aber ſie hielt plötzlich darin inne, denn „es amüſirte ſie nicht mehr, beſtändig Ein und Daſſelbe zu ſingen, und Etwas Neues hatte ſie ja nicht.“ —

Einſt hatte Sophie in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes ſich nach dem Garten hinunter geſchleppt, um Hüttenmargrethen zu beſuchen. Sie fühlte, wie ſehr ihre Kräfte abnahmen, und abwechſelnd beſchäftigten der Tod und die dadurch wiedererlangte Freiheit ihre Einbildungskraft. Sie ruhete aus auf der Bank neben ihren Blumen, von dort konnte ſie das Haus Hüttenmargrethens ſehen, und dieſe Ausſicht erinnerte ſie unwillkührlich an Wilnau's Vertheidigung, als Oſtenfeldt daſſelbe niedergeriſſen haben wollte. „Gott ſei Dank, daß es ſo lange ſtehen bleibt, wie ich lebe,“ ſagte ſie zu ſich, und fügte, die Hand auf die Bruſt legend und tief und langſam Athem holend, hinzu: „Nicht lange mehr werden meine Bank und meine Wünſche denjenigen Verbeſſerungen, die hier gemacht werden können, etwas in den Weg legen.“ Die letzten Worte ſprach ſie nicht ganz ohne Bitterkeit, indem ſie die Hand über die Augen gleiten ließ, als wollte ſie dadurch die hervorbrechenden Thränen erſticken. Sie warf noch einen Blick auf ihre verſäumten Blumen, bog ſich nieder und zog das Unkraut auf, welches einem Buſche weißer Sternblumen, die erſt im Herbſt — der Sommer war jetzt eben angegangen — blühen ſollten, am nächſten ſtand; doch dieſe Anſtrengung ermattete ſie, und ſie ſtand auf, um ihre Wanderung fortzuſetzen.

Hüttenmargrethe erſchrack heftig, ſie matt und kraftlos auf einen Stuhl hinſinken zu ſehen. Sie ſchlug die Hände ein Mal über das andere zuſammen und rief: „Gottes Kreuz! So jämmerlich war ich nicht einmal, als ich mich am Elendeſten fühlte. Ich glaube nicht, daß das Fräulein durchkommen wird.“

„Findeſt Du, daß ich übel ausſehe?“ ſagte Sophie lächelnd und betrachtete ihre eingefallenen Backen in dem kleinen dreieckigen Spiegel, den einſt Charlotte zur Ordnung ihres Putzes das erſte Mal, als die jungen Mädchen mit Wilnau in der kleinen Stube Margrethens zuſammentrafen, gebraucht hatte. „Ja, ich ſehe elend aus,“ antwortete ſie ſich darauf ſelbſt, „und Du haſt Recht, Margrethe, ich werde wohl auch nicht durchkommen.“

Margrethe wurde ſo bewegt, daß ſie in Thränen ausbrach. Aber in Sophiens Augen traten keine Thränen. Sie blieb vor dem Spiegel in tiefen Gedanken ſtehen, und ſtarrte ſich darin an, als wenn ſie in dem angelaufenen gefleckten Glaſe ihre Zukunft leſen könnte.

Sie hörte nicht das Schluchzen Margrethens, nicht den Hufſchlag eines Pferdes vor dem Hauſe, auch nicht, daß die Thüre geöffnet wurde, und Wilnau eintrat.

Indem er die Thüre öffnete, und unvermuthet Sophien ſah, machte er eine Bewegung, als wollte er zurücktreten; das Blut drängte ſich ihm nach dem Geſicht. Sie ſtand noch vor dem Spiegel, Margrethe ſtand am Fenſter und weinte. Er betrachtete ſie Beide einen Augenblick, darauf that er ſchnell einen Schritt in die Stube und ſchloß die Thüre hinter ſich. Dieſe Bewegung veranlaßte Sophien ſich umzuwenden; als ſie Wilnau ſah, färbten ſich ihre Wangen allmählig, und wer ſie in dieſem Augenblick geſehen hätte, würde der Thränen, die Margrethe ſo eben über ihre junge Baronin vergoſſen, geſpottet haben. Doch eine Todtenbläſſe überzog allmählig wieder ihr Geſicht, und jetzt fiel der Ausdruck des Hinſterbens, der über die ganze Perſon Sophiens verbreitet war, um ſo mehr in die Augen. Auch Wilnau wurde, wie eben Margrethe, davon ergriffen, und als er ausbrach: „Um Gottes willen, Fräulein Sophie, wie ſteht es mit Ihnen?“ — enthielten dieſe Worte faſt daſſelbe Urtheil, wie die einfache Aeußerung Margrethens. Da Sophie lächelnd antwortete: „Mit mir ſteht es gut, Wilnau, ich fühle mich nur ein wenig matt,“ — ſo lag in dieſer Antwort ohngefähr dieſelbe Bedeutung, wie in der, welche ſie vorher Margrethen gab: „Du haſt Recht, ich werde es wohl nicht überwinden.“

Sophie lehnte ſich an den Fenſterrahmen und betrachtete die alte Frau, die in Einem fort ſich die Thränen mit einem blaucarrirten Tuche abwiſchte. Wilnau ſtand neben ihr und ſtützte ſich auf ſeine Jagdflinte; ſein Blick ruhete mit Wehmuth auf dem jungen Mädchen. Sophie brach zuerſt das Stillſchweigen, das mehrere Minuten angehalten hatte.

„Weine doch nicht, Margrethe," ſagte ſie „ich werde mich ſchon erholen, wir Zwei werden einander noch manchmal beſuchen. Auch Sie betrachten mich als einen Gaſt aus der andern Welt — ach, der gehöre ich noch nicht an, aber ich fürchte auch nicht, ihr anzugehören. — Ihr zwinget mich ja durch Eure ernſten Geſichter, an mein Teſtament zu denken," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie ſich auf den einzigen hölzernen Stuhl des Hauſes geſetzt, lächelnd fort. „Laß mal ſehen, was ich Euch hinterlaſſen könnte? — Dir, Margrethe, vermache ich meine Sparbüchſe mit ihrem ganzen Inhalte, — und Ihnen, Wilnau — Ihnen vermache ich die alte Margrethe, unſere gemeinſchaftliche Freundin."

Der ſpaßende Ton, mit welchem ſie angefangen hatte, änderte ſich allmählig, und bei den letzten Worten bebte ihre Stimme. Auf die Zuhörer machte dieſes Teſtament eine verſchiedene Wirkung. Wilnau bückte ſich über Sophie, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen; er vermochte in dieſem Augenblick kein Wort zu ſagen. Sie entzog ihm mit einem ſchwachen, faſt unmerklichen

Druck ihre Hand, ihre Augenlider ſchloſſen ſich, und die Lippen bewegten ſich langſam. Aber Margrethe trocknete ſich die Augen und küßte der Baroneſſe die Hand, indem ſie ſagte: „Ei, ich muß doch über den Forſtjunker lachen. Was ſollte er mit mir alten Frau? Aber die Sparbüchſe, dafür danke ich vielmals, die werde ich nicht abzuholen vergeſſen, das glauben Sie nur, kleine Baronin.“ —

Sophiens Gedanken hatten ſich oft mit dem Tode beſchäftigt. Alle jungen Mädchen, welche ſich unglücklich fühlen, denken an den Tod und wünſchen ſich denſelben, als einzige Rettung in ihrem namenloſen Kummer. Der Gedanke, daß ſie früh dieſe Erde, deren Mängel ſie ſchon zu erkennen glaubte, verlaſſen ſolle, hatte ſich bei ihr feſtgeſetzt, und dieſer Glaube war noch beſonders durch das tägliche Schwinden ihrer Kräfte beſtärkt worden. Sie fühlte ſich verlaſſen und allein. Zwiſchen ihr und ihren Eltern herrſchte keine Vertraulichkeit, der Vater legte keinen Werth darauf und die Mutter verſtand ſie nicht; ihre Jugendfreundin hatte ihr Herz von ihr gewandt, und die Kälte, womit ſie der Annäherung Sophiens begegnete, verwundete das warme Gemüth der letzteren. Oſtenfeldt war ein Formmenſch, die Repreſentation ging ihm über Alles, die Form war ſein Abgott, und doch verſündigte er ſich ſo oft dagegen. Hatte er irgend je ein theilnehmendes Gefühl gehabt, dann war dies in Anſtandsübungen zu Grunde gegangen, und ſeine Geſpräche konnten mit den Dialogen, die man in den ſogenannten Sprech-

oder Redeübungen ſindet, verglichen werden. Onkel Adam war der einzige, der eine ſchwache Ahnung davon hatte, daß etwas mehr in Sophiens Seele ſich rege, als was die Mamſell ſie gelehrt, doch der unverbeſſerliche Hang deſſelben zum Spaßmachen hatte ſchon früh eine Schranke zwiſchen ihm und Sophien aufgeſtellt, welche eine jede Herzensergießung hinderte. Unter dieſen Verhältniſſen mußten die Feſſeln, die ſich um ihre Zukunft gelegt, ſie doppelt hart drücken — und der Tod blieb ihr einziger Tröſter. Aber erſt ſeit heute hatte ſie in Margrethens und noch mehr von Wilnau's unfreiwilligem Ausruf die Beſtärkung empfangen, daß ihre Lebenstage ſchon gezählt waren, und ſeit dieſem Augenblicke erſt faßte der Glaube Wurzel bei ihr. Er erſchreckte ſie nicht. Es war ihr vielmehr ein Troſt, ihr Urtheil von Wilnau's Lippen gehört zu haben, und gerade in dem Augenblick, wo er den Stab über ihr Leben gebrochen, fühlte ſie, wie tief ſie ihn liebe. Dieſe Liebe war eben ſo plötzlich geläutert worden, ſie enthielt nichts Irdiſches, es war die Liebe einer Schweſter zu einem geliebten Bruder, das einzig vollkommen reine Verhältniß, das Sterblichen vergönnt iſt; und demzufolge jetzt kein Grund mehr vorhanden, ſie zu verheimlichen. Indem dieſe Ueberzeugung bei ihr mehr und mehr Wurzel faßte, reichte ſie Wilnau die Hand und ſagte freundlich: „Es iſt lange her, ſeit Sie bei uns waren, Wilnau, wir haben uns Alle nach Ihnen geſehnt. Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie recht oft kommen wollen, wir wollen zuſammen ſpatzieren gehen und alle unſere Duette noch ein Mal durchſingen. Mein Vater hat Sie eben ſo ſehr vermißt wie ich — nicht wahr, Wilnau, Sie lieben meinen Vater wie ein Sohn? Wann ich geſtorben“ ....

Wilnau hielt ihre Hand in der ſeinigen und brach aus: „O, Fräulein Sophie! Sprechen Sie um Gottes willen nicht ſo. Sie hintergehen ſich ſelbſt über Ihren Geſundheitszuſtand. Sie müſſen noch viele Jahre leben, und ich hoffe zu Gott, daß Sie noch lange Zeit zu leben haben.“

„Aber ich kann doch nicht ewig leben,“ antwortete Sophie mit einem wehmüthigen Lächeln, ihre Hand zurückziehend. „Und wenn ich einmal geſtorben bin, ſpät oder früh, dann wollen Sie meinen Eltern ein Sohn ſein, ſie tröſten und mit ihnen von mir ſprechen, nicht wahr? Denn Sie müſſen mich überleben, Wilnau, Sie müſſen mich überleben, weil ..... weil ich fühle, daß ich Sie nicht überleben könnte ..... weil ich nicht ertragen könnte, irgend Jemanden meiner Freunde zu überleben,“ — fügte ſie, als ſie die Bewegung ſah, in welche ihre Worte ihn verſetzten, hinzu, — „ach, ich habe nur wenige Freunde, ich kann keinen von ihnen vermiſſen.“

Wilnau ſchwieg, doch ſeine Augen ſprachen für ihn. Sophie ſchlug die ihrigen nieder. Margrethe war bisher eine ſtillſchweigende Zuhörerin geweſen, jetzt brach ſie aus: „Gott! hat die Baroneß nicht viele Freunde? Hier iſt doch kein Menſch oder Hund auf dem ganzen Gute und in der ganzen Umgegend, der nicht für ſie durch's Feuer ginge, wenn es Noth thäte."

Es lag etwas ſo Treuherziges in der Verſicherung der alten Frau, daß Beide davon gerührt wurden. Sophie nickte Margrethen freundlich zu und ſagte, indem ihr Blick aus dem Fenſter ſchwebte und ſich in den Horizont der weit entlegenen Felder verlor: „O Gott, wie iſt es ſüß, geliebt zu ſein! Liebe iſt das einzige Glück."

Wilnau bückte ſich, ſo daß er faſt vor Sophien kniete, und flüſterte kaum hörbar: „Sophie! Sie ſind ein Engel!"

Sophie ſtand ſchnell auf, und ihr Geſicht überzog eine flüchtige Röthe. „Wilnau," ſagte ſie, „Sie dürfen mir die Freude, Sie hier unvermuthet getroffen zu haben, nicht verderben." Und als er noch in derſelben Stellung blieb und ſprechen wollte, unterbrach ſie ihn und ſagte ernſt: „Wenn man, wie ich, ſeine Stunden zählen kann, dann bekommt das Leben auch eine andre Bedeutung. Lieber Wilnau, laſſen Sie ſich denn ſagen, daß ich Alles weiß, was Sie vielleicht jetzt ausſprechen wollen — Alles," fuhr ſie mit Anſtrengung fort, indem ſie abwechſelnd erröthete und erblaßte — „Sie können mir nichts ſagen, was ich nicht ſchon weiß — deshalb bitte ich Sie zu ſchweigen."

Wilnau ſtand wieder auf, ergriff Sophiens Hand und küßte ſie, indem er die andre Hand aufs Herz legte, als wollte er etwas betheuern.

„Und Sie wiſſen auch Alles, was ich Ihnen zu ſagen haben könnte,“ ſagte Sophie nach einer kleinen Pauſe. „Ja, Sie wiſſen Alles, was mein Herz für Sie gefühlt hat,“ fuhr ſie mit Begeiſterung fort. „Laſſen wir denn alle dieſe Gefühle von dieſem Augenblicke an in unſerer Bruſt begraben liegen; ſie gehören uns erſt in der andern Welt. Aber hier .... in dieſer Welt .... für dieſe kurze Zeit“ ....

Die Stimme verſagte ihr, ſie ſchwieg und drückte die Hand gegen die Bruſt. Wilnau heftete ſeine Augen mit einem Ausdruck von Ernſt und Stolz auf ſie. Sophie ſah auf, ihre Blicke begegneten ſich. Darauf ſagte ſie lächelnd: „Ich hatte geglaubt, es ſei leichter, ſtark zu ſein, wenn man nur den Willen dazu hätte. Aber nicht wahr, Sie wollen mir helfen, die Stärke, die mir noch fehlt, zu erlangen, und wenn ich Ihnen meine Hand zum Zeichen einer ehrlichen Freundſchaft reiche, dann werden Sie ſie auch annehmen, und mir ein ehrlicher, treuer Freund ſein. Nicht wahr, Wilnau, das wollen Sie?“

Sophie reichte ihm ihre Hand. Wilnau griff ſie ſchnell und wollte ſie zu ſeinen Lippen führen, doch in demſelben Augenblick hielt er inne, drückte ſie in der ſeinigen, und ſagte bewegt: „Ja, Sophie, ich will Ihnen ein treuer Freund, — ein Bruder — nein, ein Freund ſein.“

In dieſem Moment bot Sophie ein wahres Bild der Vergänglichkeit des Lebens dar. Sie war blaß und matt, ſie athmete kaum. Wilnau dagegen hatte Alles, was in ſeinem Charakter erhaben und edel war, geſammelt, und ſtand vor ihr in ſeiner vollen körperlichen und geiſtigen Kraft. Dieſer Gegenſatz drängte ſich ſelbſt Margrethen auf, und ſie brach treuherzig aus: „Ach, Herr Gott, wie er ſtark und flink ausſieht neben dem armen Fräulein! Könnte ich nur den Tag erleben, Sie wieder ſo geſund zu ſehen.“

Sophie beantwortete dieſen frommen Wunſch mit einem Lächeln. Ihre Augen blickten noch einmal matt und langſam in der kleinen Stube Margrethens umher — es war ein Abſchiedsblick! — darauf ſtand ſie auf und ſagte: „Ich bin lange weg geweſen, das iſt unvorſichtig, ſie ängſtigen ſich vielleicht meinetwegen zu Hauſe. Kommen Sie, wir wollen nach Hauſe eilen, es wird ſie Alle freuen, daß ich einen guten Freund dem Hauſe wieder zuführe.“

Sie ſagte dies ſo ungezwungen, daß Alles, was noch von Verlegenheit vorhanden ſein könnte, in dieſem Augenblick unter ihnen verſchwunden war. Wilnau reichte ihr ſeinen Arm, ſie nahmen von Hüttenmargrethen Abſchied und gingen fort. Unterweges ſchwiegen ſie Beide. Als ſie Sophiens Bank im Garten erreicht hatten, ruhete ſie noch einmal darauf aus, und warf noch einen Blick nach dem kleinen Hauſe zurück, welches die Ausſicht ſchloß, die durch eine Oeffnung im Gehölze gebildet wurde. „Man ſagt oft im Spaß, was man ernſtlich meint,“ ſagte Sophie, „das war auch der Fall mit meinem Teſtament.

Ich weiß keine beſſere Hand, der ich das Schickſal Hüttenmargrethens übertragen kann, als die Ihrige, deshalb vermache ich Ihnen unſere Freundin.“

Wilnau machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopfe, es war ihm unmöglich, ihr mit derſelben Ruhe zu antworten. „Und da wir nun einmal von dergleichen Dingen ſprechen,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe, „ſo verſprechen Sie mir, dieſe Blume, wenn ich einmal geſtorben bin, auf mein Grab zu pflanzen — dieſe, und keine andere. Es iſt eine weiße Sternblume. Wollen Sie? Sehen Sie, das iſt für Leben und für Tod, wie man ſagt,“ fuhr ſie fort, „jetzt brauchen wir ein ander Mal nicht die Zeit damit zu verlieren. Kommen Sie, mein Freund, dort höre ich die Stimme Onkel Adams, er wird ſich freuen, Sie wieder auf Holum zu ſehen.“

Sie nahm wieder Wilnau's Arm an, und näherte ſich mit ihm dem Hauſe. Onkel Adam ſaß, ſeine Pfeife rauchend, auf der Terraſſe vor dem Gartenſaal. Als er Wilnau und Sophien ankommen ſah, wurde er ſeelenvergnügt und rief: „Ei! da kommen die Zwei in Parademarſch, wie wenn ſie bei einem Leichenbegängniß aſſiſtirten. Es iſt zum Todtlachen! Iſt das wirklich Wilnau? Darf ich meinen eigenen Augen trauen?“

Es lief Wilnau kalt über den Rücken bei dieſem Ausruf, doch Sophie ſagte freundlich: „Ich wußte wohl, daß ſie Alle froh ſein würden, Sie wieder zu ſehen.“

In demſelben Augenblick trat Oſtenfeldt aus dem Gartenſaal, und ſein Geſicht zeigte, daß wenigſtens Einer nicht die allgemeine Freude theilte. Er hielt ein Buch in der Hand, denn er hatte, nachdem er ſich vergeblich nach Sophien erkundigt, zur Lectüre ſeine Zuflucht genommen; aber es war nicht die Tagesſtunde, welche er in ſeiner abgemeſſenen Zeiteintheilung zum Leſen beſtimmt hatte. Als er ſie an Wilnau's Arm ſah, runzelte er die Stirn, und ſagte mit einem flüchtigen Gruß: „Bon jour Monsieur! — Ma chère Sophie, das iſt nicht recht von Dir, ſo allein ſpazieren zu gehen. Ich bin ſehr um Dich beſorgt geweſen. Und was müſſen die Leute denken, wenn ſie Dich allein gehen ſehen. Ich habe Dich ſo oft gebeten, den Bedienten mitzunehmen, wenn Du weiter als in den Garten wollteſt."

Der Friede, den Sophie heute mit ihrem eigenen Herzen und mit dieſer Welt abgeſchloſſen, ließ ſie das Kränkende in dieſem Vorwurf überſehen; ſie antwortete deshalb freundlicher, als ſie es in der ſpäteren Zeit wohl zu thun pflegte, wenn der Graf ſeine ungereimten Forderungen in Anſehung der Etikette durchſetzen wollte: „Vielen Dank für Deine Sorge, aber Du verhätſchelſt mich dadurch. Ich beſuchte Hüttenmargrethen, ſie wohnt ja eben außerhalb des Gartens. Wilnau iſt ſo gut geweſen, mich nach Hauſe zu begleiten."

„Aber es wäre mir lieber geweſen, wenn Du den Bedienten mitgenommen hätteſt, dann hätteſt Du nicht nöthig gehabt, Herrn von Wilnau zu geniren," fuhr Oſtenfeldt in einem mürriſchen Tone fort. „Du weißt, daß der eine von meinen Bedienten nichts Anderes zu thun hat, als Dich zu begleiten, ſobald Du es befiehlſt."

„Es iſt langweilig, einen ſolchen Klotz hinter ſich zu haben," ſagte Onkel Adam, der ſtets, obgleich in der beſten Meinung, mit ſeinen Repliken zur Unzeit kam, ſo daß er immer Oel in's Feuer goß. „Ich würde mich ſehr genirt fühlen, einen ſolchen Dromedar hinter mir den Takt treten zu hören. Und hier auf dem Lande, wo man ſo ſicher iſt, wie in Abraham's Schooß, wozu hier eine ſolche Suite von Livreebedienten?"

Der Graf wurde roth, denn es war klar, daß Onkel Adam ſeine Anordnung lächerlich zu machen ſuchte; er antwortete daher: „Wenn ſie auch zu nichts Anderm vonnöthen iſt, ſo kann man dadurch doch Zudringlichkeit, wovon man eben ſo wenig auf dem Lande, wie in den Städten, frei iſt, verhindern."

Auch Wilnau ſtieg jetzt das Blut zu Kopfe. Doch es war nicht ſeinet, ſondern Sophiens wegen, daß die ſchlechte Laune Oſtenfeldt's ihn irritirte. Konnte der unſinnige Menſch denn nicht ſehen, daß ihre Seele in dieſen formellen Kleinlichkeiten zu Grunde ging! Sie war ſehr blaß, und ſah leidend aus. Onkel Adam bemerkte es und ſagte: „Dir iſt nicht wohl, Sophie. Was fehlt Dir?"

„Mir iſt ganz wohl, Onkel."

„Das kommt von dem Laufen im Felde," ſagte Oſtenfeldt mit ſeinem gewöhnlichen Starrſinn. Der Graf hatte ein entſchiedenes Talent, jedes freundliche Gefühl für ihn in Sophiens Herzen zu erſticken. „Das iſt die Folge von dem Laufen im Felde, wenn man nicht wohl iſt."

Sophie ſchwieg. Wilnau betrachtete ſtarr den Grafen, darauf ſagte er: „Fräulein Sophie befindet ſich nicht wohl, und hat gewiß Ruhe nöthig. Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie hinauf nach den Zimmern begleite."

Indem er ihr den Arm anbieten wollte, trat der Graf plötzlich zwiſchen ſie und ſagte: „Sie erlauben, Herr Forſtjunker!" — Es war von Seiten Oſtenfeldt's vielleicht nicht ſo übel gemeint, doch dieſes plötzliche Hervortreten geſchah ſo ungraciös von dem allzu eifrigen Anhänger der graciöſen Formen, daß Sophie darüber erſchrack. Sie wollte zur Seite treten, um alle Hülfe auszuſchlagen, aber es wurde ihr grün und gelb vor den Augen, das Blut ſtrömte nach dem Herzen mit einer Gewalt, als wenn daſſelbe geſprengt werden ſollte, und mit dem Ausruf: „O Gott! Ich ſterbe!" ſank ſie in die Arme des Onkel Adam.

Während der Graf umhereilte, allenthalben klingelte, und nach Eau de Cologne und Waſſer rief, nahm Wilnau die ohnmächtige Sophie auf ſeine Arme und trug ſie nach dem Gartenſaale. Onkel Adam war weggelaufen, um die Baronin zu rufen. Sophie lag auf dem Sopha mit geſchloſſenen Augen, ſo weiß wie eine Marmorſäule;

Wilnau bückte ſich über ſie — ſie ſchien nicht zu athmen. Sie waren ganz allein. Er kniete neben dem Sopha, ergriff ihre Hand und küßte ſie. Sie war kalt wie Eis. Bei dieſer kältenden Berührung ſeiner warmen Lippen ſprang er erſchrocken auf, doch in demſelben Augenblick faßte er ſich, bog ſich über ſie und betrachtete ſie feſt und mit ſcheinbarer Ruhe. Oſtenfeldt's Stimme erſcholl wieder mit dem oft wiederholten Ruf nach Eau de Cologne — die äußerſten Thüren wurden auf und wieder zugeſchlagen, es war die zur Belebung der armen Sophie hinzugerufene Hülfe. Schnell bückte er ſich noch näher über ſie, drückte ſeine Lippen auf ihren kalten Mund, und flüchtete ſich nach dem Garten, als Oſtenfeldt, Charlotte, Onkel Adam und die Baronin in demſelben Augenblick durch verſchiedene Thüren hineinſtürzten. Niemand von ihnen hatte ihn geſehen; ſie fanden Sophie allein, wie eine Todte auf dem Sopha ausgeſtreckt. Aber Wilnau lief tiefer in den Garten, warf ſich auf die Bank, die er ſo eben mit Sophien verlaſſen, und weinte wie ein Kind.

Sophie war nicht verſchieden. Die ſchwachen Kräfte flammten wieder auf, doch in dieſem fieberhaften Zuſtande ähnelte ſie der unſteten Flamme eines Lichtes, das dem Erlöſchen nahe iſt. Sie ward zu Bette gebracht, und Alle fragten ſich, was ihr wohl fehlen möge. Sie waren nicht der Entwickelung ihres langſamen Hinzehrens gefolgt, und tappten jetzt im Blinden nach einem äußern Grunde — einer Erkältung, einem Schreck, vielleicht Beides, denn etwas Plötzliches mußte es ſein. Doctor Müller war gerufen worden, und Holum ſchnell in ein Krankenhaus verwandelt. Aber Onkel Adam ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Sieh ſo! Jetzt haben wir das Spiel in Gang. Ich dachte ſchon, daß es ſo kommen würde. Die verdammte Verlobung! Oder richtiger geſagt: der verdammte Bräutigam! Das iſt ein Holzmann, ein Klotz — ein Narr, ein — ein Miniſter. Aber das iſt ihre eigene Schuld. Sie hatten eine ſo große Furcht vor Romanen, und jetzt ſpielen ſie, um dieſen zu entgehen, ſelbſt Tragödien. Es ſchadet ihnen nichts. Wie man ſich bettet, ſo liegt man. Ueber den Unſchuldigen geht es aber immer her.“ — Und ſo fuhr Onkel Adam fort, ſeinem Aerger Luft zu machen — wenn Niemand zugegen war, der es hörte.

Ein Philoſoph hat geſagt, daß das Leben nur ein langſames Sterben ſei, und daß das Grab und die Feierlichkeiten bei unſerm Leichenbegängniß ſich uns in einem jeden Kampfe mit Krankheit zeigen. Denn die Bedürfniſſe jedes Tages fordern Erſatz für den Theil, von dem der Tod ſich nährt, während wir die ganze Nacht hindurch unſern Kopf in ſeinen Schooß legen und in ſeiner Vorhalle ſchlummern.

Holum war plötzlich ein Krankenhaus geworden, und die Veränderung, welche die Krankheit einer uns lieben Perſon ſtets verurſacht, auch hier vor ſich gegangen. Ach! In den geſunden Tagen ſind wir ſo überzeugt von der Dauer des Lebens, trotz deſſen gebrechlicher Eitelkeit, wir machen Pläne, und umfaſſen eine Welt damit, denn Alles in uns und um uns bildet ja einen Theil des ewigen, feſten, unveränderlichen Ganzen der Natur, das Nichts erſchüttern kann. Und ein einziger kleiner Bruch in dieſer Kette, eine feine Oeffnung, die allen Anderen in dem großen Gewühle dieſer Welt unſichtbar bleibt, benimmt in wenigen Augenblicken dieſer all ihren Glanz und zertrümmert die Grundſteine in unſeren ſtolzeſten Luftgebäuden. Dann iſt nichts mehr feſt und haltbar. Der Zauber der Sonne, der Luft, des Meeres, der Wälder und der Blumen iſt vernichtet, Alles iſt mit einem dunkeln Schleier bedeckt, die Richtung unſers Geiſtes und der Strom unſerer Gefühle ſind gehemmt und von ihrer gewohnten Bahn abgeleitet. Ein Krankenlager — und in einem noch höhern Grade ein Todesfall — der unſere Liebe berührt, trifft wie ein tödtender Schlag unſer geiſtiges Daſein; ich glaube jedoch, daß dieſer Schlag zugleich unſere moraliſche Natur mildert und uns dem Himmel näher bringt. Durch viele Bande werden wir an diejenigen geknüpft, welche gelitten haben, wie wir jetzt leiden, und von dem Daſein dieſer Bande hatten wir vorher keine Ahnung. Wir befreien uns unmerklich und ohne etwas zu vermiſſen von den kleinlichen Wünſchen des Lebens, und unſer thieriſches Hängen an denſelben und der Schmerz bauen gleichſam eine Brücke von Liebe zwiſchen Jugend und Alter, welches die entgegengeſetzten Pole des Lebens vereinigt.

Alles, was als unzertrennlich zu einem Hauſe gehört, in welchem Krankheit herrſcht, fand ſich auch hier. Man ging leiſe auf den Treppen, man öffnete und ſchloß die Thüren mit Vorſicht, man ſprach nur flüſternd mit einander, und die alte gewohnte Zeitordnung war verrückt. Man verließ das Wohnzimmer und wählte ein Zimmer in der oberſten Etage, nicht weit von dem der jungen Damen, zum regelmäßigen Aufenthaltsort der Familie, damit man ſolchergeſtalt Sophien näher ſein könne. Ihre Krankheit hatte noch keinen beſtimmten Charakter angenommen. Doctor Müller ſchüttelte den Kopf und ließ ſich nur in unbeſtimmten Ausdrücken aus: „Wir müſſen das anſehen, man kann nicht wiſſen, was es noch werden kann, aber bis jetzt iſt kein Symptom da, das auf eine Gefahr deutet, und man muß ja das Beſte hoffen,“ u. ſ. w. Doch die Patientin wurde täglich matter, und es war leicht zu bemerken, daß ſie ſelbſt kein Zutrauen zu ihrer Beſſerung hege. Man wachte bei ihr des Nachts, und ſie bekam die verſchiedenſten Medikamente zu regelmäßigen Zeiten, ohne daß man eine heilſame Wirkung davon verſpürte. Alle Tage wollte die Baronin den armen Doctor Müller nöthigen, der Krankheit einen Namen zu geben, denn ſie hatte keine Luſt, ſich mit ſeinen unbeſtimmten Erklärungen noch länger zu begnügen, und einſt ſagte derſelbe: „Ich kann aus dem Uebel nicht klug werden; ſoll ich ſagen, was ich eigentlich glaube, ſo iſt es Melancholie“

„Melancholie?" rief der Baron," ein Mädchen, das es ſo gut hat wie der Dotter im Ei? Wenn ſie melancholiſch wäre, dann wüßte ich wahrlich nicht, wer vergnügt ſein könnte. Nein, ſie weiß von dergleichen nichts. Sophie iſt nicht durch Romane verdorben worden, mein Freund, bemerken Sie das wohl." —

Dieſe ängſtliche Zeit machte eine verſchiedene Wirkung auf die verſchiedenen Glieder der Familie. Der Baronin war ſtets weinerlich zu Muthe, während der Baron ſeine Traurigkeit unter einer angenommenen Härte, welche oft ſeine natürliche Heftigkeit zum Ausbruch kommen ließ, zu verbergen ſuchte. Onkel Adam trauerte ohngefähr wie ein treuer Pudel. Da ſolche Charaktere ſtets von einem Extrem zum andern ſpringen, ſo ſchien ihm jetzt ein ſpaßhaftes Wort eine Blasphemie zu ſein, und ich glaube, daß er den Menſchen hätte ſchlagen können, der ſich erdreiſtet haben würde, Späße auszuführen, wie er ſie früher ſelbſt getrieben hatte. Wenn Doctor Müller ſagte: „Das iſt Melancholie," dann nickte Onkel Adam und dachte: „Ja, da haben wir es. Das habe ich vorausgeſagt." Mamſell Oberlein war noch einmal ſo ſteif und abgemeſſen wie ſonſt, aber ſie glaubte nicht an Melancholie, und ſchüttelte den Kopf, denn ſie war vollkommen davon überzeugt, daß ſie Sophien keine Vorleſungen über Seelenkrankheiten gehalten, und wo hätte ſie es denn lernen ſollen? Oſtenfeldt beobachtete Alles, was man von einem Grafen, der die Form auf's Genaueſte kennt, verlangen kann.

Jeden Morgen, eine Stunde ehe er ſelbſt aufſtand, kam ſein Bedienter vor Sophiens Thüre und erkundigte ſich nach ihrem Befinden, und eine Stunde nachdem der Herr aufgeſtanden war, kam er ſelbſt in eigner Perſon. Außerdem ließ er ſich täglich, ehe man zu Tiſche ging, bei ihr melden, zeigte viele Theilnahme, erkundigte ſich nach dem, was Doctor Müller geſagt, las ihr zuweilen des Nachmittags laut vor, und ſchrieb nach Kopenhagen, um einige Flaſchen von dem echten alten Rheinwein aus dem Schloßkeller auf Roſenburg zu erhalten. Jeden zweiten Tag ritt er nach Ingeberg hinüber, um die Arbeiter anzutreiben, damit Alles zum Herbſte, zu welcher Zeit man die Hochzeit anberaumt hatte, fertig ſei; wenn er aber zur Jagd auf den umliegenden Gütern invitirt wurde, antwortete er ſtets, daß er, weil ſeine Verlobte krank ſei, nicht die Ehre haben könnte.

Sophie war in der erſten Zeit ihrer Krankheit gegen Charlotte zurückhaltend geweſen; aber die aufrichtige Betrübniß der letztern und die Sorgſamkeit, womit ſie Sophien pflegte, hatte bald eine Verſöhnung der zwei Jugendfreundinnen veranlaßt, und das alte vertrauliche Verhältniß allmählig ſeine vorigen Rechte wiedererlangt. Charlotte that es leid, daß ſie oft bittre und neidiſche Gefühle gegen ihre glücklichere Freundin gehegt, und Sophie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihr jemals ihr unbeſchränktes Vertrauen entzogen hatte.

Einſt hatte Charlotte des Nachts bei Sophien, die gegen Morgen in einen ruhigen Schlaf gefallen war, gewacht. Charlotte ſchlummerte auch ein in dem großen Lehnſtuhl neben ihrem Bette. Die leiſe und knarrende Oeffnung der Thüre weckte ſie, ein Kopf guckte ſpähend in die Stube. Die Nachtlampe und das Tageslicht ſtritten noch mit einander, aber beide waren zu ſchwach, um die eintretende Perſon hinreichend zu beleuchten. Charlotte machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und hemmte dadurch den ſchweren Tritt Hüttenmargrethens, denn ſie war es. Sie bat Charlotten um Verzeihung, weil ſie ſich in die Stube hinaufgewagt, aber ſie müßte abſolut ſelbſt das Fräulein ſehen, damit ſie dem Forſtjunker ordentlich Beſcheid bringen könnte, denn ſonſt würde der arme Menſch über die junge Baronin ſich gewiß zu Tode grämen. Die Domeſtiken wollten ſie am Tage nicht hinauf laſſen, deshalb habe ſie ſich, während Alle ſchliefen, ins Haus geſchlichen. Sie bat Charlotte, ihr zu erlauben, ihr gutes Fräulein, das ſie ſo ſehr liebte, noch einmal, ehe es ſtürbe, zu ſehen.

Margrethe nahm die Schuhe in die Hand und ſchlich auf Socken nach Sophiens Bett. Die alte Frau betrachtete die Schlummernde, der der Schlaf eine Röthe gegeben, welche ſie ſonſt nicht beſaß; darauf faltete ſie die Hände und betete andächtig. Sie bückte ſich nieder und küßte das Bettuch, auf dem Sophie ruhete, und ſagte dann mit der gleichgültigen Stimme, welche Leute aus niederen Ständen, ſelbſt in Augenblicken, wo ſie am meiſten bewegt ſind, nie verläßt: „Nun kann ich dem

Forſtjunker doch erzählen, wie hübſch ſie da lag, recht wie ein entſchlafener Engel. Das wird den guten Herrn recht freuen; es vergeht fürwahr kein Tag, wo er nicht zu Pferde bei mir vorkommt, um ſich nach der Baroneſſe zu erkundigen."

Gleich nachdem Margrethe weggegangen war, erwachte Sophie. Sie ſah umher und ſagte mit matter Stimme: „Mit wem ſprachſt Du, Charlotte? Iſt er hier? — Ach, mir träumt noch."

„Wer?" fragte Charlotte. „Hier iſt Niemand."

„Nein, ich träumte und ſprach vielleicht im Schlaf. Das thue ich gewiß oft in dieſer Zeit. Ich träumte, daß hier Fremde ſeien, und daß ſie heraufkamen, um mich zu beſuchen."

„Wie befindeſt Du Dich jetzt, Sophie?"

„Gut, liebe Lotte, ich fühle mich nur ein Bischen matt." —

„Es wundert mich, daß Wilnau nicht hier geweſen iſt," ſagte ſie gleich hernach. „Er iſt hier gar nicht geweſen, ſeit ich krank wurde; befindet er ſich wohl?"

Charlotte hielt eine Weile mit der Antwort inne, ſie wußte nicht, ob ſie ihr vertrauen dürfe, was Hüttenmargrethe geſagt. Während ſie noch darüber nachdachte, wurde leiſe an die Thür geklopft.

Es war der Bediente Oſtenfeldt's, der ſeinen einförmigen Auftrag wiederholte: „Der Graf hat mir geſtern Abend befehlen, daß ich gleich heute Morgen anfragen ſollte, wie die gnädige Baroneſſe in der Nacht geſchlafen und wie Sie ſich befänden.“

„Ich laſſe grüßen und danken, ich habe gut geſchlafen und befinde mich ganz wohl,“ ſagte Sophie lächelnd, denn ſie wußte das Formular auswendig. Der Bediente ging fort. Als er die Thüre zugemacht, ſagte ſie: „Ein ſolches Formular kann lächerlich werden, wenn es einem Bedienten oft in den Mund gelegt wird. Und deſſenohngeachtet iſt der Gebrauch ſolcher Formen eine große Bequemlichkeit. Ich glaube, daß ich, wenn ich noch länger leben ſollte, zuletzt eine Anhängerin der Formen würde; jetzt brauche ich ſie ja nicht. Erſt während meiner Krankheit habe ich ſie ſchätzen lernen; früher glaubte ich ſtets, daß ſie nur zur Laſt wären. Ich bin ein unerfahrenes Kind geweſen, daher kommt es.“

Mittags waren Oſtenfeldt und die Baronin bei Sophien, als Doctor Müller ankam; ſie hatte Kopfweh und war ſehr heiß. Der Doctor ſagte, es würde wohl Scharlachfieber, doch nicht in bedeutendem Grade werden. Der Graf hatte eben Sophien laut vorgeleſen und ſaß neben ihrem Bette; er rückte den Stuhl zurück und legte das Buch zur Seite. Gleich hernach entfernte er ſich, um, wie er ſagte, dem Doctor Ruhe zu laſſen, mit der lieben Patientin zu ſprechen, die Gott Lob ſich beſſer befand und heute gerade wie eine Roſe blühete. — Aber gerade dieſe Blumen waren es, welche dem Doctor nicht gefielen. Als die Baronin Nachmittags Sophien beſuchte, hatte ſie viele

Grüße von Oſtenfeldt, er beklagte ſehr, daß er nicht zu ihr kommen dürfe, aber er habe das Scharlachfieber nicht gehabt, und, ungeachtet er keinesweges ſeinetwegen Anſteckung fürchte, ſo halte er es doch für eine Pflicht gegen die Familie, bei der er verweile, auf die Freude, ſie zu ſehen, zu verzichten. Sophie ſchickte ihm einen freundlichen Gruß.

Am folgenden Tage ritt der Graf früh nach Ingeberg hinüber, und blieb da den ganzen Tag. Und jetzt hatte die Arbeit plötzlich in dem Grade zugenommen, daß ſeine unausgeſetzte Gegenwart abſolut nothwendig war, wenn Alles zu dem anberaumten Hochzeitstage fertig ſein ſollte. Er blieb folglich auf Ingeberg, doch drei Male des Tages ſchickte er einen reitenden Boten nach Holum, um ſich nach Sophien zu erkundigen, und der Bote, der des Mittags kam, hatte ſtets ein kleines Billet für ſie, welches denn Charlotte oder die Baronin ihr vorlas.

Einſt hatte Charlotte ein ſolches Billet geleſen; indem ſie es auf Sophiens Bett legte, ſagte ſie: „Wie Du glücklich biſt, Sophie, ſo geliebt zu ſein.“

Sophie ſchwieg einen Augenblick und faltete das Billet zuſammen, darauf ſagte ſie: „Charlotte, jetzt frage ich Dich, wie Du einmal vor langer Zeit mich fragteſt: Liebſt Du Oſtenfeldt? — Aufrichtig, liebe Lotte. Mir kannſt Du es ſagen, denn ich nehme das Geheimniß mit mir. Liebſt Du Oſtenfeldt?“

Charlotte wurde feuerroth, ſie öffnete die Lippen, doch das kurze Wort wurde nicht hörbar ausgeſprochen.

„Ja, Du liebſt ihn," ſagte Sophie, die Charlottens Stillſchweigen für eine Affirmation genommen hatte.

Charlottens Wangen glüheten noch ſtärker, und ſie antwortete leiſe: „Wie kannſt Du fragen. Deinen Bräutigam! Sollte ich mich wohl mit Dir meſſen dürfen?"

Sophie hatte ſich ins Bett zurückgelegt. Es war ein heißer Sommernachmittag, die Thüren ſtanden, um die Luft zu erfriſchen, offen, und ein ſanfter Windhauch bewegte die Vorhänge des Bettes. Sophie zog, als wollte ſie ſich gegen dies Lüftchen, das ſie ſo eben ſelbſt gewünſcht, ſchützen, die Gardine vorne zu, ſo daß ſie ungeſehen hinter derſelben lag.

„Ich hoffe, daß er Dich einmal lieben und glücklich machen wird, wie ich es ihm ſelbſt wünſche," ſagte ſie. „Ich paſſe nicht für Oſtenfeldt. So klein und einfach dieſes Wort iſt, ſo enthält es doch entweder das größte Glück oder das größte Unglück. Gott wird mich von dem letzteren befreien, denn ich paſſe nicht zu Oſtenfeldt, und wir würden Beide unglücklich werden. Aber die Schuld liegt an mir, denn ich bin viel zu kindiſch für den Ernſt des Lebens. Alles dieſes habe ich erſt während meiner Krankheit einſehen lernen; ſo lange ich geſund war, machte es mich nur traurig, aber ich verſtand mich damals nicht ſelbſt. Bald ſoll Alles mir noch klarer werden."

Charlotte vergoß bittre Thränen, doch die mitleidige Gardine hinderte Sophien ihre Betrübniß zu ſehen.

„Ich will gegen Dich, Lotte, ganz aufrichtig ſein,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe. „Ich war ein Kind, als ich mit Oſtenfeldt verlobt wurde, ich wußte damals nicht, was Liebe ſei. Ich hätte es eigentlich wiſſen ſollen, denn Gott iſt ſo barmherzig geweſen, mich zu warnen, doch ich verſtand ihn nicht. Ich habe Oſtenfeldt viel abzubitten; ich habe einen Andern viel inniger geliebt als ihn, und ich bin wieder geliebt worden. Jetzt kann ich es ſagen, und ich will auch noch vor meinem Tode Oſtenfeldt davon Rechenſchaft ablegen, denn jetzt liebe ich jenen nur als Freund, alle irdiſche Liebe iſt aus meinem Herzen gewichen.“

„Ich hatte doch gehofft, ihn noch einmal zu ſehen,“ ſagte ſie gleich hernach,“ ich hatte ihn darum gebeten, — aber er iſt hier nicht ein einziges Mal geweſen.“

„Wilnau iſt hier geweſen,“ brach Charlotte aus, „alle Tage hat er bei Hüttenmargrethen nach Dir gefragt. Ich wußte nicht, ob ich es ſagen durfte.“

„Er iſt hier geweſen!“ ſagte Sophie, und ihre Augen glänzten von Freudenthränen. „Mein treuer Freund!“

Charlotte ſchwieg. Sophie faltete die Hände. Nachher ſagte ſie ſo leiſe, daß Charlotte es kaum hören konnte: „Armer Wilnau! — Aber das iſt nicht meine Schuld — Keins von uns Beiden ſollte in dieſer Welt glücklich werden.“

Sie winkte Charlotten, und dieſe rückte den Stuhl näher an ihr Bett. Das Geſpräch der beiden Freundinnen verwandelte ſich allmählig in ein leiſes Flüſtern. — —

Während die jungen Damen ihre Herzen einander ausſchütteten, ſaßen die Mamſell und Onkel Adam in dem Nebenzimmer, wo die Familie ſich gewöhnlich aufhielt; die Thüre war nur angelehnt, damit man hören konnte, wenn Sophie rief. Der Kammerjunker hatte die Zeitungen in der Hand, doch ſeine Gedanken folgten nicht der Politik, die Mamſell ſtrickte. Charlotte las den Brief Oſtenfeldt's Sophien vor, und dieſes einförmige Murmeln machte Beide aufmerkſam; als ſie ihn geendigt hatte und ſagte: „Wie Du glücklich biſt, Sophie, ſo geliebt zu ſein," hörten ſie ſowohl dieſe Worte, als auch Sophiens Antwort. Während Mamſell ſo eifrig ſtrickte, als wenn der Strumpf ihr Alles ſei, und Onkel Adam ſich ſo benahm, als wenn der Hamburger Correſpondent ihn ausſchließlich beſchäftige, horchten Beide, aber Keins verrieth dem Andern, was es gehört. Dies war gerade vor ihren Augen vorgegangen! Folglich hatte Doctor Müller doch Recht, als er ſagte, daß Sophiens Krankheit hauptſächlich in der Seele ihren Sitz habe. Aber nur Onkel Adam, der am nächſten ſaß, hörte, daß Wilnau's Name genannt wurde, denn Charlotte ſprach denſelben leiſe und furchtſam aus.

Sobald der Kammerjunker ſich davon überzeugt hatte, daß der übrige Theil des Geſprächs nicht bis an ſeine Gehörorgane reichen würde, ſtand er auf und warf die Zeitung von ſich mit einer Miene, als wenn er ſagen wollte: „Es war dies Mal eine magere Poſt.“ Gleich hernach verließ er die Stube, um allein zu meditiren. Er hatte alſo Recht — das hatte er vorausgeſagt. Aber warum hatte er es nur ſich ſelbſt und nicht Sophiens Eltern geſagt? — Doch, ſie würden in ihrer Verblendung ihm nicht geglaubt haben. Was war jetzt zu thun? Es galt natürlicherweiſe für ausgemacht, daß Ein Wilnau zehn Oſtenfeldt's vorzuziehen ſei. Wenn das Verhältniß ſo blieb, dann könnten ſie nächſtens Sophien ins Grab ſenken. — Während Onkel Adam in ſeinem Zimmer auf- und abging, hatte er ſonderbare Gedanken über die mögliche Art, wie die Sache ſich noch anders geſtalten könnte: Der Graf könnte überfallen und ermordet werden — aber von wem in unſerm friedlichen Lande? Er könnte in einem Duelle erſchoſſen werden — aber von wem? Der Graf war viel zu vorſichtig, um in einen ſolchen Streit je zu gerathen. Er könnte krank werden und ſterben — aber das war ebenfalls nicht leicht denkbar, denn er hatte ja eine eiſerne Geſundheit, und hütete ſich ſogar, naſſe Füße zu bekommen. Als Onkel Adam alle dieſe Fälle als wenigſtens für den Augenblick unwahrſcheinlich verwerfen mußte, war er nicht weit davon zu verzweifeln.

Mamſell dachte nicht mit ſo freundlichen Gefühlen an Sophie; ſie wurde über ihre Conduite indignirt, und jedesmal wenn ſie in Gedanken das Geſtändniß, das ſie ſo eben gehört, wiederholte, empörte ſich ihre Tugend, daß ein verlobtes Mädchen ſich ſo comportiren könnte. Und das war Alles um ſo unverzeihlicher, da ſie mit dem Grafen verlobt war, der ſo tout à fait ein Cavalier war, ſo gentil, ſo gebildet, ſo leutſelig, ſo ganz in der großen Welt routinirt, ſo angenehm im Umgange! Es war empörend! Und wo hatte ſie ſolche Streiche gelernt? Gott war ihr Zeuge, daß ſie die größte Gewiſſenhaftigkeit bei Sophiens Bildung beobachtet hatte, und dafür, daß ſie junge Mädchen bilden könnte, gab es Gott Lob einen Beweis in Sophiens Mutter, von der ſie mit Stolz ſagen durfte, daß ſie ſie zu dem gemacht, was ſie war. Aber das waren ganz andere Zeiten. Damals dachten junge Mädchen an ihre Zukunft und nahmen Raiſon an, aber jetzt! Alles, was eine alte Gouvernante, die ihre eigne Jugend, wenn ſie jemals eine gehabt, vergeſſen, bei ſolcher Veranlaſſung denken und ſagen kann, das dachte und ſagte Mamſell Oberlein in ihrer einſamen Kammer, und ebenſo wie Onkel Adam fühlte, daß in dieſem Falle gehandelt werden müßte, ſo drängte ſich dieſelbe Empfindung, obgleich aus einem andern Grunde, der Mamſell auf — denn ſie wollte nur, um die beleidigte Tugend zu retten, gegen dieſen Scandal in die Schranken treten.

Am folgenden Tage war das Gemüth Sophiens noch niedergeſchlagener, und als eine Folge davon ihr Befinden auch ſchlechter. Die Baronin nahm ſich vor, entſchiedene Gewißheit zu erlangen, ob die oft wiederholte Aeußerung des Doctor Müller, daß Sophie melancholiſch ſei, und daß nur dieſe Gemüthsſtimmung ihrer Geneſung im Wege ſtehe, begründet wäre. Sobald ſie mit der Kranken allein war, fragte ſie daher mit einer Gradheit, ob ſie noch vor der flüchtigen Neigung für Wilnau ſich fürchtete, die ſie ihr einmal anvertrauet hatte. Sophie antwortete erröthend: „Nein, liebe Mutter, jetzt habe ich deshalb keine Furcht mehr, jetzt weiß ich, daß man ſeine Neigungen bekämpfen kann. Ich ſehne mich, Wilnau zu ſehen, denn ich fühle jetzt, daß ich nur einen Freund in ihm habe, und daß dieſe Freundſchaft Oſtenfeldt nicht beleidigen kann."

Die Baronin wurde beruhigt. „Ich wußte es wohl," dachte ſie, „Sophie iſt ja ein vernünftiges Mädchen, und deshalb wird ſie auch glücklich werden. Nun ſoll Doctor Müller mir auch nicht mehr mit der Ausflucht kommen, daß es eine Gemüthskrankheit ſei. Sie iſt ja ſo ruhig, wie ein Menſch ſein kann. Wenn ſie nur nicht zu ſehr ſich nach Oſtenfeldt in der langen Quarantainezeit ſehnen wird; denn das Scharlachfieber iſt eine langwierige Krankheit."

Die Ueberzeugung Sophiens von ihrem herannahenden Tode, und ihre ruhige Zufriedenheit damit, hatte auch Charlotte angeſteckt. Sie weinte, wenn ſie an die Trennung von ihrer Jugendfreundin dachte, aber in dieſen Kummer miſchte ſich unwillkührlich das Bild einer helleren Zukunft, als ihr bisher geträumt hatte, und Sophiens Teſtament, worin ſie feierlich ihr Schickſal in die Hände Oſtenfeldt's gelegt, ließ ſie dieſes Band als die Erfüllung einer Pflicht gegen diejenige betrachten, deren frühen Tod ſie im Voraus beweinte. Sophiens Krankheit hatte, wie geſagt, das frühere vertrauliche Verhältniß unter ihnen wieder herbeigeführt, aber jetzt wurde es noch inniger, als es geweſen war, denn Sophie ſah in Charlotte diejenige, die Oſtenfeldten das Glück bereiten, das ihm zu bringen ſie ſich nicht ſelbſt im Stande fühlte, und Charlotte liebte Sophien als diejenige, der ſie die Erfüllung alles deſſen, was ſie in dieſer Welt wünſchte, verdanke.

Onkel Adam brachte inzwiſchen mehrere Tage in einer peinlichen Unruhe zu. Er war im Beſitze eines Geheimniſſes, das ihn zur Thätigkeit aufforderte; aber er, der ſich ſonſt rühmte, ein heller und tüchtiger Kopf zu ſein, wenn es darauf ankam, Leuten Streiche zu ſpielen, war jetzt nicht im Stande, wie ſehr er ſich auch abquälte, eine einigermaßen vernünftige Idee zu faſſen. Er durchlief in Gedanken alle diejenigen Romane, die er als Mitglied der Leſegeſellſchaft geleſen, aber dieſer Fall, der ſonſt ziemlich gewöhnlich iſt, ſchien ihm ganz neu, und Nichts wollte paſſen. Er ging zu Bett und ſtand wieder auf; doch die Nacht, die ihm Rath hätte geben ſollen, war verſtrichen, und Onkel Adam hatte wie ein Stein geſchlafen. Endlich entſchloß er ſich in Verzweiflung etwas zu unternehmen, und ließ ſein Pferd ſatteln. Schon dies war eine Kraftanſtrengung, und eine Viertelſtunde darauf ſah man ihn aus dem Hofe reitend, die Landſtraße nach der nächſten Stadt einſchlagen. Es war ſo lange her, ſeit Onkel

Adam das letzte Mal zu Pferde geweſen, daß er weder Sporen noch Reitpeitſche hatte finden können; aber er hatte auch nicht Zeit gehabt, lange danach zu ſuchen.

Doctor Müller wohnte in der Stadt nahe am Thore, und war, zum Glück für das arme Pferd, das den corpulenten Reiter eine ſtarke Meile in einem ungebührlichen kurzen Galopp hatte tragen müſſen, zu Hauſe. Als er Onkel Adam vom Pferde ſteigen ſah, ſprang er erſchrocken vom Stuhle auf und erleichterte ſein Herz durch einen Fluch. Der Kammerjunker konnte kaum warten, bis er die Thüre hinter ſich zugemacht, als er ausbrach: „Doctor, wirf alle Recepte zum Teufel und verſchone meinen Vetter mit der verdammten Apothekerrechnung. Aeskulap kann uns dies Mal nicht helfen, hier muß anderswoher Hülfe geſucht werden. Aber es iſt Pericles in morum, wie es auf Latein heißt, und was geſchehen ſoll, das muß gleich geſchehen."

Der Doctor faßte dieſe verwirrte Anrede nicht; doch endlich hatte er den Zuſammenhang heraus. „Es iſt alſo kaum Scharlachfieber," ſagte er ernſt. „Hm! die Symptome waren doch neulich da."

„Dafür ſollen die Symptome Dank haben, denn ſie haben uns den Grafen vom Halſe geſchafft. Ihm iſt ſo bange geworden für ſein Fell, daß er ſeine Reſidenz auf Ingeberg aufgeſchlagen hat, und es ſollte mich wundern, ob das nicht meinem Vetter die Augen öffnet, ſo daß es ihm klar wird, was für ein kühler Schwiegerſohn es iſt, den er ſeiner Tochter geben will. Gott weiß, ich habe den Menſchen mit allen ſeinen feinen Manieren nie leiden können."

Die zwei alten Herren ſprachen lange zuſammen. Als der Doctor endlich einen Plan entworfen hatte, dem Onkel Adam Beifall zollte, und er ſeinen Gaſt zur Thüre begleitete, ſagte er: „Audiatur et altera pars, wir müſſen doch auch wiſſen, was er im Schilde führt. Sie übernehmen es alſo, dies zu ſondiren." —

„Natürlicherweiſe, ich reite jetzt dahin. Puh! Einen ſolchen Ritt habe ich in vielen Jahren nicht gemacht. Aber es iſt am beſten zu ſchmieden, während das Eiſen noch warm iſt, denn morgen werde ich wahrſcheinlich ſo ſteif ſein, daß ich mich nicht vom Flecke rühren kann. Ach, leihen Sie mir eine Reitgerte, Doctor. Man muß doch, wenn man den Courier machen ſoll, das nothwendige Werkzeug bei ſich haben."

Der Kammerjunker war wieder in vollem Trabe, und Alle, die ihm begegneten, ſtaunten ob der Schnelligkeit, womit er wieder verſchwunden war. Die Reitgerte des Doctors war ihm ſehr nützlich, und die äußerſte Hälfte derſelben war ſchon verſchwunden, als er vor der Thüre des Forſtjunkers Wilnau anhielt. Mit dem Stummel in der Hand trat Onkel Adam in die Stube zu dem jungen Manne, der im Sopha, den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß. Eine komiſche Miſchung von Freude, ſeinen Liebling wieder zu ſehen, von körperlichen, durch den anſtrengenden

Ritt verurſachten Schmerzen und von Wichtigkeit ob ſeines Vorhabens war dem Geſichte des Kammerjunkers aufgedrückt.

Wilnau erſtaunte noch mehr als der Doctor über die Ankunft Onkel Adams. Sie ſprachen lange und flüſternd zuſammen, ungeachtet Niemand zugegen war, der ihnen ihre Geheimniſſe ablauern könnte. Der Kammerjunker ſchüttelte den Kopf, Wilnau ſah betrübt aus. Einzelne Wörter waren doch ab und zu hörbar, als Onkel Adam ſprach, z. B. „Mißverſtändniſſe — ungereimter Edelmuth — Romanideen — hinterher bereuen — todt und begraben“ — u. ſ. w. Was Wilnau darauf antwortete, konnte man dagegen nicht hören. Endlich rief der Forſtjunker und ließ ſein Pferd ſatteln. Der einarmige Sohn Hüttenmargrethens führte das Pferd vor, und Onkel Adam machte, als er ihn wieder erkannte, ein ſehr langes Geſicht. Als Wilnau ihm den Rücken zukehrte, griff er in die Taſche, und ſteckte unbemerkt alles Geld, was er bei ſich hatte, in die Hand des Verſtümmelten. Darauf beſtiegen ſie ihre Pferde und ritten fort. Die ſichere Haltung, die Onkel Adam gezeigt, als er ſeinen Einzug beim Forſtjunker hielt, hatte ihn jetzt verlaſſen. Das Geſpräch gerieth in Stocken, und während ein Jeder ſich mit ſeinen Gedanken beſchäftigte, gingen die Pferde im Schritt, bis ſie die Hausthüre Doctor Müllers erreicht hatten. Hier machten die Reiter Halt und ſtiegen ab. Der Doctor war in ungewöhnlich guter Laune; er drückte

Wilnau die Hand und ſah vergnügter aus, als ein Doctor auszuſehen pflegt, der einen Patienten hat, an deſſen Aufkommen er zweifeln muß. Aber Onkel Adam war durch ſeinen Ritt ſo übel zugerichtet worden, daß Doctor Müller ſeinen Wagen vorfahren laſſen mußte, und nur mit Mühe gelang es jenem, ſich in den gemächlichen Doctorſitz niederzulaſſen. Das Pferd wurde hinten angebunden, und als er jetzt zum Fortrollen bereit daſaß, ſtreckte er nach jeder Seite eine Hand aus, und Beiden die Hände drückend, ſagte er: „Wir können uns gute Hoffnung machen, meine Freunde, und wenn ich nicht ſo verſtümmelt wäre, daß das bloſe Athmen mir faſt Thränen abpreßt, dann würde ich ſagen, daß es noch zum Todtlachen werden kann.“

„Das verhüte Gott,“ ſagte der Doctor, der wohl wußte, welchen unglücklichen Ausgang gewöhnlich Alles, worüber Onkel Adam ſich recht luſtig machen wollte, zu nehmen pflegte. Doch der Kammerjunker hörte es nicht, denn der Wagen rollte ſchon mit ihm auf dem Wege nach Helum fort.

Während ſeiner Abweſenheit war die Revolution zu Hauſe ausgebrochen. Es war das erſte Geheimniß, in deſſen Beſitze Mamſell ſich jemals befunden, und ſie hatte es jetzt zwei ganze Tage bei ſich getragen. Im Gefühle ihrer Wichtigkeit, als die einzige, die um den wahren Grund der Krankheit Sophiens wiſſe, begab ſie ſich in die tägliche Stube herunter, um wo möglich die Laſt von ihrer Seele zu wälzen.

Der Baron ſaß an einem Tiſche und revidirte ſeine Contobücher. Als Mamſell Oberlein ihm gegenüber Platz genommen, und ſich mehrere Male, ohne Gehör zu finden, geräuspert, ſagte ſie: „Es iſt heute ſehr heiß.“

„Ja, ſehr heiß,“ antwortete, ohne aufzuſehen, der Baron.

„Es muß ſehr läſtig ſein, zu Bette zu liegen. Gott Lob, daß Sophie es ſo gut erträgt.“

„Sophie iſt ein gutes geduldiges Kind.“

„Hm!“ ſagte Mamſell bedeutungsvoll.

„Wie iſt es mit ihr?“ fragte ſchnell der Baron.

„Daſſelbe,“ ſagte Mamſell und zuckte die Achſeln.

„Das verdammte Scharlachfieber!“

„Hm! das hat wohl die geringſte Schuld. Ihr Gewiſſen leidet mehr,“ ſagte Mamſell mit einem Seufzer voll Salbung.

„Sie brauchen ſolche curioſe Ausdrücke, Mamſell Oberlein. Gewiſſen? Ja, wäre ihr Körper nur geſund! Mit Sophiens Gewiſſen hat es wahrlich keine Noth.“

„Glauben Sie das?“ — Als der Baron trotz dieſer indirecten Aufforderung nicht fragen wollte, ſagte Mamſell: „Nein, erlauben Sie, das weiß ich beſſer.“

„Nun, was wiſſen Sie denn? Ich möchte doch wiſſen, was Sie eigentlich meinen. Gewiſſen! Wollen Sie mein Kind zu einer geheimen Verbrecherin machen? Sie dürfen nicht böſe werden, aber ich kann es nicht laſſen, Ihnen gerade in's Geſicht zu lachen. Ueberlaſſen Sie dieſe Sache dem Doctor Müller, das iſt ein geſchickter Mann."

„Doctor Müller iſt nicht Dame, deshalb giebt es Vieles, was ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht, und was ich viel beſſer weiß."

Der Baron lächelte ihr ſo zu, wie er es ſtets zu thun pflegte, wenn er ſeinen Unglauben zu erkennen geben wollte, und Mamſell wußte aus Erfahrung, daß dieſes Lächeln einen weit bedeutenderen Widerſtand weiſſagte, als ſelbſt der längſte Widerſpruch.

„Ja, erlauben Sie mir, Herr Baron, ich weiß was ich weiß," ſagte ſie piquirt und nahm ihre allerpreciöſeſte Miene an.

„Nun, was wiſſen Sie denn?" fragte der Baron heftig. „Gott's Kringel und Krummbrod, ich glaube, Sie haben Ihren Verſtand verloren! Was wiſſen Sie denn?"

„Daß Sophie verliebt iſt, und daß ſie deshalb krank iſt," antwortete eben ſo eifrig die Mamſell.

„Bah, iſt ſie verliebt, dann iſt ſie ja auch verlobt und ſoll bald heirathen. Mich dünkt, daß Sie zu alt ſind, um an dergleichen überſpannte Narrheiten zu glauben. Iſt das Ihre ganze Damenkenntniß? Und ſollte ſie deshalb Gewiſſensbiſſe fühlen? Bah! Bah! Brauchen Sie doch Ihren Verſtand, Mamſell Oberlein."

„Aber es iſt nicht der Graf, in den ſie verliebt iſt," ſagte Mamſell, die auf's Aeußerſte erbittert wurde, daß man ihren Scharfſinn ſo mißverſtand. „Was ſagt der Herr Baron dazu?“

„Nicht in Oſtenfeldt? was? — Sie ſind wohl nicht bei Verſtande!“

„Nein, nicht in Oſtenfeldt, und das ſo gewiß, wie ich hier ſitze. Als ſie mit Oſtenfeldt verlobt wurde, war ſie ein Kind, ſie verſtand damals nicht, was Liebe ſei. Später iſt ſie gewarnt worden, aber gleichwohl hat ſie ſich in einen Andern verliebt, und das iſt es, worüber ſie ſich jetzt zu Tode grämt, denn den Grafen will ſie nicht haben, ſie wird mit ihm unglücklich.“

Der Baron betrachtete Mamſell mit großen Augen. Seine Stirnader ſchwell, und Alles verkündigte ein Donnerwetter.

„Und Charlotte iſt dagegen in den Grafen verliebt, und Gott weiß, ob er nicht wieder in ſie verliebt iſt,“ fuhr die Mamſell in ihrem Berichte fort, der auf eine verworrene Art aus dem, was ſie lauernd aufgeſchnappt, und dem, was ſie ſelbſt ſupplirte, zuſammengeſetzt war. „Und daher geht ſie auch und weint, und dies iſt vermuthlich der Grund, warum Oſtenfeldt nach Ingeberg hinübergefahren iſt. Sehen Sie, Alles das weiß ich, weil ich Frauenzimmer bin, und das iſt mehr, als Doctor Müller weiß.“

„Aber das iſt ja ein vollſtändiger Roman!“ rief der erbitterte Baron. „Hier? In meinem Hauſe, gerade vor meiner Naſe? Hier wollen ſie ſolche Romanſtreiche ſpielen!

Und daran nehmen Sie Theil, alte Perſon, der ich mehr Vernunft zugetrauet hatte? Ja, bei meiner Ehre, ich will ſie lehren, ſich in Andre als ihre eigene Verlobte zu verlieben! Das iſt ja zum Tollwerden!“

Der Baron klingelte, um ſeine Frau holen zu laſſen, dermaßen, daß das Band an der Schelle ſprang. Inzwiſchen benutzte die Mamſell immerwährend ihr Riechfläſchchen, denn die Kraft, welche ſie ſelbſt heraufbeſchworen, fing an ſie zu erſchrecken, und ihr ward bei der Heftigkeit des Barons gar nicht wohl zu Muthe.

Als die Baronin kam, brach ihr Mann aus: „Was ſind das für Romangeſchichten, die, wie ich jetzt erſt höre, hier im Hauſe vorgehen? Sie verlieben ſich und liegen nachher auf den Tod aus Launen und Grillen? Sophie hat ſich in einen Andern als ihren Bräutigam verliebt, und jetzt liegt ſie da oben, will nichts von dem Grafen wiſſen, und wird von ihrem böſen Gewiſſen gepeinigt.“

„Mein Freund, Sophie hat mir's ſelbſt geſagt,“ antwortete die erſchrockene Baronin; aber ich glaubte ....“

„Was? Du glaubteſt? Du weißt es? Du ſpielſt mit Deinem Kinde unter einer Decke gegen Deinen Mann! Du hältſt mir den ganzen Zuſammenhang geheim. Und Charlotte iſt in Oſtenfeldt verliebt, und er wieder in ſie, und Mamſell — Gott weiß, in wen ſie verliebt iſt, wohl in Onkel Adam. Aber ich werde das ganze Tollhaus kuriren, darauf könnt ihr euch verlaſſen!“

Mamſell war nicht weit davon, in Ohnmacht zu ſinken, als ſie ſolchergeſtalt der Liebe zum Kammerjunker verdächtigt wurde. Der Baron fuhr fort zu donnern, und die Baronin zu weinen.

Es war ſchon ſpät am Abend. Onkel Adam hatte ſeine Courierreiſe beendigt, und ſtieg, über dieſe ungewöhnliche Anſtrengung ſeufzend und wehklagend, im Burghofe vom Wagen. Da er viel zu lahm war, um die Treppen hinauf gerade nach ſeinem Zimmer gehen zu können, trat er erſt in die Wohnſtube, um dort vorläufig auszuruhen. Der Baron ras'te noch über die Entdeckung, die er gemacht, daß die Romantik, ohngeachtet aller ſeiner Vorſicht, doch in ſein Haus eingeſchmuggelt worden; aber ſein Zorn war ſchon im Abnehmen, weil er wohl zehn Male Alles geſagt, was er ausfinden konnte, und das zehnte Mal nicht mehr als das erſte. Als Onkel Adam die Thüre öffnete, lief der Baron ihm entgegen, und rief: „In wen biſt Du verliebt? Iſt es vielleicht in die Mamſell oder in meine Frau?“

Der Angeredete machte große Augen, und ſah bald nach der einen, bald nach der andern.

„Ja, hier fallen ſchöne Geſchichten vor,“ fuhr der Baron fort. „Sie ſind Alle zuſammen toll geworden. Sophie will plötzlich nicht den Grafen haben, Charlotte“ .... und jetzt folgte ein Strom von Worten, die wir ſchon kennen, der aber zu ſtark war, als daß man daran denken konnte, ihn zu hemmen. Onkel Adam ließ ihn ausraſen und ſich ſelbſt ermüden. Als der Baron endlich ſchwieg und ihn fragend anſah, ſagte er: „Ja, aber das iſt ja kein ſo großes Unglück. Laß diejenigen, welche ſich lieben, einander bekommen, dann werden alle Theile verheirathet und zufrieden.“

Die Ruhe des Kammerjunkers wirkte auch auf den Baron, und er ſagte weniger leidenſchaftlich: „Biſt Du auch toll? Glaubſt Du, daß man ſo mit Worten und Verſprechungen ſpielt? Sie ſollen einander haben, hier ſoll im Herbſt Hochzeit ſein, Sophie ſoll Gräfin Oſtenfeldt werden, und ſie ſollen einmal die Grafſchaft Oſtenbreide erigiren, dafür ſtehe ich ein.“

„Aber wenn Sophie inzwiſchen ſtirbt, was dann?“

Der Baron verſtummte bei dieſer unerwarteten Frage. Endlich ſagte er mit einer etwas unſicheren Stimme: „Stirbt? Ach, man ſtirbt nicht aus Liebe! Und es iſt beſſer, in Ehren zu ſterben, als wie eine Närrin zu leben.“

Die Baronin weinte. Onkel Adam machte dem Baron viele Vorſtellungen, die aber von geringer Wirkung waren: endlich ſagte er: „Darf ich Eins fragen. Findeſt Du, daß Oſtenfeldt's Benehmen bei dieſer Gelegenheit für Deine Tochter eine glückliche Zukunft erwarten läßt? Dünkt Dich, daß er wie ein liebevoller Schwiegerſohn euch behandelt hat, oder nicht vielmehr wie ein hochmüthiger Graf, der in dem Hauſe eines einfachen Kammerherrn, der ohne ſeinen gnädigen Beiſtand eine Grafſchaft zu erigiren wohl unterläßt, thun und laſſen kann, was er will? Stell' einmal eine Vergleichung zwiſchen ihm und Wilnau an, und antworte mir dann auf Ehre und Gewiſſen, wem von den Beiden Du am liebſten Deine Tochter geben würdeſt?

Schon der erſte Grund wirkte auf den Baron, der ſich auch über die Entfernung des Grafen formaliſirt hatte. Der zweite verwundete ſeinen kammerherrlichen Stolz, und machte ihn etwas bedenklich. Der dritte weckte plötzlich ſein Staunen und ſeine Vorliebe für Wilnau. Es war ihm gar nicht in die Gedanken gekommen zu fragen, wer der Nebenbuhler Oſtenfeldt's ſei. Als Onkel Adam Wilnau's Namen nannte, ſchlugen der Baron und die Mamſell auf einmal die Hände zuſammen, und brachen gleich verwundert in die Worte aus: „Iſt es Wilnau?“

„Ja, natürlicherweiſe,“ ſagte Onkel Adam, als wenn dies ſich von ſelbſt verſtünde. „Natürlicherweiſe, wer ſollte es ſonſt ſein?“

Das Geſpräch hatte ſchon eine weniger leidenſchaftliche Richtung genommen. Der Baron war für Gründe empfänglich geworden, ſein Vetter wünſchte, mit ihm „ernſtlich und vernünftig“ unter vier Augen zu ſprechen, und die Baronin ging zu Sophien hinauf, die ſtill dalag, ohne zu ahnen, daß das Geheimniß ihres Herzens ein Gegenſtand ſo vieler und ſo höchſt verſchiedener Unterhandlungen ſei. Die Mamſell kam herauf und nahm ein kühlendes Pulver. Charlotte war bei Sophien. Alle Herzen klopften an dieſem Abend in ängſtlicher Erwartung und ein Jedes behielt ſeine Gedanken für ſich; Sophie war die ruhigſte von Allen, — ſie hatte nichts zu erwarten, denn ihr bedeutete das Wort Zukunft nur einige abgemeſſene Augenblicke.

Am folgenden Morgen kam Doctor Müller früher als gewöhnlich zu Wagen nach Holum. Wilnau ſaß neben ihm, ſtieg aber außerhalb des Hofes ab und ging über's Feld nach Hüttenmargrethens Haus. — Der Doctor unterhielt ſich lange allein mit dem Baron. Die ungeſtörte Ruhe dieſer Nacht hatte Vieles in ſeinen Anſichten geändert, und er nahm die Gründe, welche der alte Doctor anführte, an. Darauf ging Müller zu der Kranken hinauf. Sophie hatte geſchlafen, das Fieber war weniger ſtark, doch ihr Gemüth eben ſo niedergeſchlagen, wie an den vorhergehenden Tagen. Der Doctor erklärte, daß ſie kein Scharlachfieber hätte und daß alle Quarantaine gehoben werden könnte; er behauptete, daß ihre Krankheit nur in Nervenſchwäche beſtände, die hart behandelt werden müſſe. Deshalb befahl er ihr aufzuſtehen und ſich in den Lehnſtuhl ſetzend ſo viele Viſiten zu empfangen, als da kommen wollten. Um einen Anfang zu machen, hätte er einen guten Freund mitgebracht, nämlich den Forſtjunker Wilnau, der ſeine Aufwartung machen wollte, ſobald das Parloir des Fräuleins zum Empfang von Cavalieren gehörig arrangirt ſei. Eine ſchwache Röthe überzog Sophiens Antlitz, als ſie Wilnau's Namen hörte, und ihr Puls, auf den der Doctor gerade in dieſem

Augenblick ſeinen Finger hielt, ging ſchneller. Der alte Mann machte darüber eine ſpaßhafte Bemerkung an die Baronin. Doctor Müller hatte ſeine Force in alterthümlichen Doctorwitzen; dieſe ſterben allmählig aus, die jetzigen Aerzte ſind viel zu tiefſinnig, um ihren Witz in den Krankenſtuben ſprudeln zu laſſen. Sophie verſetzte: „Er ſoll willkommen ſein, es wird mich recht freuen, ihn wiederzuſehen.“ Darauf bat ſie ihre Mutter, nach Ingeberg zu ſchreiben, um den Grafen wiſſen zu laſſen, daß ihre Krankheit nicht anſteckend ſei, und ihn einzuladen, zurück zu kommen. „Ich wünſche Alle, die mich lieb haben, um mich zu verſammeln,“ ſagte ſie. „Gott Lob, daß meine Krankheit nicht von der Natur iſt, daß ſie meine Lieben verhindern kann, ſich mir zu nähern.“

Während der Doctor bei Sophie verweilte, war Wilnau angekommen. Der Baron empfing ihn freundlich und war lange mit ihm allein in der Wohnſtube. Sie gingen auf und ab, und der Baron war ein Mal am Fenſter ſtill ſtehen geblieben, und hatte, den Forſtjunker um den Kopf nehmend, ihn geküßt. Das hatte der Gärtner unten vom Garten geſehen. Später ſei der Forſtjunker in den Garten hinuntergegangen und habe lange mit verſchränkten Armen auf Fräulein Sophiens Bank geſeſſen.

Der Doctor verließ das Krankenzimmer und ging hinab. Der Baron ſah ihn fragend an, aber der Doctor lachte und ſagte: „Ich habe wie ein Idiot curirt, ohne causam morbi zu kennen; aber die Sachen ſtehen doch nicht ſo verzweifelt — das heißt, es kommt darauf an, was wir ferner verordnen können. Dieſem Kummer kann ſelbſt die ſtärkſte Geſundheit nicht widerſtehen, und wenn man ihn nicht vertreibt, ſo haben wir eine Bruſtkrankheit oder eine galoppirende Schwindſucht im vollen Gange. Laßt uns deshalb, während es noch Zeit iſt, eingreifen. Alles verhält ſich, wie wir glaubten, ich habe den Finger auf dem Pulſe gehabt, um einen Verſuch anzuſtellen, ich weiß jetzt, woher der Wind kommt.“

Der alte Doctor machte eine pfiffige Miene und flüſterte dem Baron ins Ohr, obgleich ſie Beide ganz allein waren. Der Baron ſah nachdenkend aus und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn; darauf klingelte er und ſagte: „Laß vorſpannen, ich fahre nach Ingeberg hinüber.“ In demſelben Augenblick kam Onkel Adam mit einer neugierigen Miene hinein; als er den Befehl des Barons hörte, nickte er vergnügt mit dem kleinen und runden Kopfe. „Das wird eine penible Fahrt,“ ſagte der Baron, „ſo von einem Manne ſein Wort zurückzufordern — es iſt ſehr penible.“

„Nicht penibler als mein Ritt von geſtern,“ ſagte Onkel Adam, „und Du kannſt Alles auf ein Mal abmachen, ich dagegen werde noch viele Wochen den famöſen Ritt in meinem Körper verſpüren. Ich kann vor Pein kaum ein Glied rühren. Aber was thut man nicht unſerer kleinen lieben Sophie wegen.“

„Und die Grafſchaft Oſtenbreide, worauf er ſo ſicher gerechnet hatte,“ rief der Baron, ſeine Handſchuhe an- und dann wieder ausziehend, als wenn dieſer Umſtand ihn plötzlich wieder zweifelhaft gemacht hätte.

„Ach, die Grafſchaft Oſtenbreide,“ ſagte der Doctor, „iſt das Alles, worauf es ankommt, dann hat es keine Noth. Ich verſchaffe ihm eine andere Grafſchaft, wenn er Charlotten wirklich ſo lieb hat, wie ſie ihn.“

Der Baron und Onkel Adam betrachteten gleich verwundert den Doctor.

„Sie? Eine Grafſchaft?“ rief der Kammerjunker. Das wäre doch zum Todtlachen.“

„Ja, ich!“ ſagte Müller. „Wilnau's Vater iſt ein alter Mann, ſein Bruder ſteht faſt am Rande des Grabes und hat keine Kinder. In wenigen Jahren iſt Wilnau Erbe des Gutes Weſtendorf, das jenſeits Ingeberg liegt. Es iſt nicht ſo groß wie Holum, aber reicht doch immer zur Ausfüllung des Namens aus, und die Grafſchaft Oſtenweſten könnte ſich wohl hören laſſen: es iſt ein Name, der wenigſtens ins Breite fällt. Was ſollte Wilnau wohl dagegen haben, auf dieſe kleine Erbſchaft zu verzichten und ſie Charlotten zur Mitgift zu geben, wenn er ſelbſt Baroneſſe Sophien und Holum bekäme? Das möchte ich wohl wiſſen.“

Der Baron nahm wieder, den Kopf ſchüttelnd, ſeine nachdenkliche Miene an. Onkel Adam fand den Vorſchlag practicabel. Als der Wagen angeſpannt war, fuhr der

Baron mit ſchwerem Herzen nach Ingeberg hinüber. Er befahl aber dem Kutſcher recht langſam zu fahren, „weil die Pferde lange nicht aus dem Stalle gekommen ſeien."

Es ſtand geſchrieben im Buche des Schickſals, daß Nichts gehen ſollte, wie der Baron ſich es gedacht, und die lange Rede, welche er einſtudirt hatte, während die Pferde ihn die anderthalb Meilen nach Ingeberg zogen, kam gar nicht zur Anwendung. Das iſt nicht die erſte einſtudirte Rede, der es ſo gegangen iſt, ich will darauf wetten, daß die wenigſten von denjenigen, welche Kopfbrechen gekoſtet haben, gehalten worden ſind. Als Wilnau nach ſeinem Geſpräch mit dem Baron Holum verließ, ritt er nach Ingeberg hinüber; aber er ſtudirte unterwegs keine Rede ein. Er wollte ſelbſt dem Grafen entgegentreten und Sophiens Feſſeln löſen. Aber damit verband er keine egoiſtiſchen Rückſichten, es würde ihm genügen, daß Sophie ihre Freiheit erhielt.

Der Graf erſtaunte über dieſen unerwarteten Beſuch. Aber noch höher ſtieg ſein Staunen, als Wilnau in ſchonenden aber unzweideutigen Ausdrücken ihm ſagte, daß Sophiens Krankheit bedenklich ſei, weil ihre Seele in einem Verhältniſſe, das ihr ſtrengere Pflichten, als ſie ausüben konnte, auferlegte, unterlag. „Sie ſelbſt, Herr Graf, müſſen bemerkt haben, daß ein Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Ihrem Charakter und dem der Baronin Sophie ſtattfindet. Dieſer Mangel an Harmonie hat ihre Geſundheit untergraben, und ich bin davon überzeugt, daß

Sie zu ritterlich denken, um nicht dasjenige Opfer zu bringen, das ſie allein den Armen des Todes entreißen kann. Sie werden dann Sophiens Freundſchaft, ihre eigene Achtung — und die Freundſchaft Aller, die es mit Sophien ehrlich meinen, bewahren. Glauben Sie mir, Herr Graf," fuhr Wilnau fort, als Oſtenfeldt keine Miene machte, ihn zu unterbrechen, „glauben Sie mir, ich fühle Alles, was Sie in dieſem Augenblick fühlen müſſen; doch alle anderen Empfindungen müſſen untergeordnet ſein, wenn von Sophiens Rettung die Rede iſt."

„Ich danke für Ihre Theilnahme, aber ich hoffe, ſie nicht nöthig zu haben," ſagte endlich Oſtenfeldt, ſich vor Wilnau mit ſeinem gewöhnlichen überlegenen Lächeln bückend. „Alle anderen Gefühle, ſagen Sie? Auch die des Jagdetats, wenn ich fragen darf?"

„Wenn Sie mit dieſem übel angebrachten Spaß mich meinen, dann verſichere ich Ihnen auf meine Ehre, daß meine eigenen Gefühle nicht in Betracht kommen ſollen," antwortete Wilnau ruhig. „Ich handle offen gegen Sie, Herr Graf, und deshalb verheimliche ich Ihnen nicht, daß ich Sophien liebe. Aber ich liebe ſie nicht ſo egoiſtiſch, daß ihr Schickſal mir ganz gleichgültig wäre, und ich weiß wohl, daß die Stellung, die ich einem Mädchen anbieten kann, keinesweges glänzend iſt. Ich habe keinen Grund zu glauben, daß Sophie ein andres Gefühl als Freundſchaft für mich hegt, und ich verlange Liebe. Die will ich mir zu verdienen mich bemühen, und das ſoll kein Geheimniß ſein.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte der Graf, „daß das eine ganz abſonderliche Confidence iſt, welche Sie mir da machen. Sie erzählen mir, daß Sie in meine Verlobte charmirt ſind, und fordern mich zu einem Wettkampf auf, wer von uns Beiden ſie bekommen könnte. Ich will doch annehmen, daß ich dem Ziele ſo nahe bin, daß ich keinen Wettſtreit nöthig habe.“

„Wir ſind vielleicht Beide weit davon,“ antwortete Wilnau. „Sie mißverſtehen mich, Herr Graf, hier iſt nur von Sophiens gegenwärtigem Zuſtande und von dem Schritte die Rede, der nothwendig ſein wird, ſie zu retten. Unſere Hoffnungen für die Zukunft ſind noch auf einem ſehr loſen Grunde gebauet, ſo lange die Urſache ihrer Schwäche nicht gehoben iſt.“

Der Graf wurde heftig. Wilnau behauptete eine unveränderte Ruhe, welche Oſtenfeldten nur reizte, ſtatt ihn zu beſänftigen. Endlich ſagte er: „Herr Forſtjunker, Sie werden mich Ihnen ſehr verpflichten, wenn Sie ein Geſpräch abbrechen, das mir ſchon lange ridicül gebäucht hat.“

„Ich habe Ihnen geſagt, daß ein jedes andre Gefühl Sophiens Rettung nachgeſetzt werden muß,“ ſagte Wilnau, indem eine flüchtige Röthe ſein Geſicht überzog. „Ihre Worte ſollen mich deshalb nicht beleidigen, und ich erlaube mir zu glauben, daß es auch nicht Ihre Abſicht geweſen ſei. Unſer Geſpräch iſt zu ernſt, Herr Graf, als daß wir Rückſichten hineinmiſchen dürfen, die nur in der geſelligen Welt zu Hauſe gehören.“

„Sie eignen ſich ein ganz beſonderes Privilegium an,“ ſagte Oſtenfeldt in ſeinem gewöhnlichen unangenehmen Tone.

„Das ich wohl vertheidigen werde, wenn es Noth thut,“ ſagte Wilnau; „wann und wo Sie wollen, will ich ein jedes meiner Worte gegen Sie verantworten, aber ich hoffe, daß eine ſolche Verantwortung überflüſſig ſein wird.“

„Sie haben viele verſchiedene Arten von Hoffnung,“ ſagte Oſtenfeldt, „aber Sie ſind auch ein junger Mann.“

„Die Hoffnung beſchämt nicht“ ....

„Nein, und iſt das Paradies des Menſchen auf Erden,“ unterbrach ihn Oſtenfeldt; „jetzt glaube ich ohngefähr, daß wir Alles von der Hoffnung geſagt haben, was in den bekannten Kindervorſchriften ſteht. Sie ſehen, daß ich auch nicht meine Kinderlehren vergeſſen habe.“

„Ihre Eitelkeit, Herr Graf, umgiebt Sie mit einer harten Schale, welche Sie gegen alles Aeußere gefühllos macht. Ohne dieſe hätten Sie ſchon lange einſehen müſſen, daß Sie ein Mißverhältniß in eine Familie gebracht, die in Ihnen einen Sohn zu finden erwartet hatte, und daß Sie bitter die Erwartungen getäuſcht, womit Sie empfangen wurden. Nur ein Menſch, der ſo verblendet iſt, wie Sie, kann den Abgrund überſehen, der ſich vor ſeinen Füßen eröffnet hat. Noch iſt es Zeit, ich rathe Ihnen daher, um ſich zu ſchauen. Sophien haben Sie ſo oft von ſich geſtoßen, daß Sie ihr Herz für ewig verloren haben. Sie können ſie ins Grab legen, aber Sie können ſie nicht mit dem Leben verſöhnen, wenn ſie Ihnen zur Seite ihre Tage zubringen ſoll. Ihre Eltern erkennen, daß ſie in eitler Unwiſſenheit die Ruhe ihres Kindes gemordet haben, ſie bedauern ſie, aber wünſchen doch nichts ſehnlicher, als die Auflöſung eines Bandes, das ihrer Tochter ſo vielen Kummer gebracht. Wo wollen Sie hiergegen eine Stütze finden? In Ihrer eignen eitlen Kleinlichkeit? — Sie haben mich ſelbſt aufgefordert, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, indem Sie mich nicht haben verſtehen wollen. Möge dieſes Beiſpiel Ihnen zur Warnung dienen, und merken Sie ſich für die Zukunft, daß es Gefühle giebt, die ſelbſt durch den größten Glanz nicht befriedigt werden können. Vornehmheit und Herzloſigkeit ſind noch jämmerlicher als Niedrigkeit und Herzloſigkeit."

Oſtenfeldt biß ſich in die Lippen und ſchwieg erbittert; aber ſein höhnender Blick forderte ſeinen unerſchrockenen Gegner aufs Neue heraus.

„Ich würde meine Stellung mißbrauchen, wenn ich dieſes Geſpräch noch verlängerte," ſagte Wilnau. „Sie ſind hitzig und ich bin ruhig. Ich fordere Sie nur auf, Alles mit kälterem Blute zu unterſuchen, und ich will glauben, daß Sie dann einen Entſchluß faſſen, der Sie nicht beſchämen wird. Sollte aber Sophie jemals einen Vertheidiger nöthig haben, dann hat ſie in mir einen Freund, der ihrer Sache nie untreu wird."

„Und wenn es auch ein zwiſchen Ihnen verabredetes Spiel wäre," rief Oſtenfeldt heftig, „ſo ſoll es mich doch nicht ſchrecken."

Wilnau betrachtete ihn ſtarr, darauf ſagte er: „Wenn Sie, nach dieſem Worte nicht einen jeden Gedanken an Sophien aufgeben, dann werde ich Sie mit Waffen in der Hand dazu zwingen. Ein verabredetes Spiel! So wollen Sie ein Mädchen herabwürdigen, das ihr Leben einem Undankbaren opfert, der für ein ſolches Opfer kein Gefühl hat? Sie haben lange genug Sophiens Daſein verdüſtert. Ich weiß wohl, daß ein Duell mit Ihnen eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Sophien und mir erheben wird, wenn aber nur Piſtolen Sie bewegen können, Ihre unſinnigen Forderungen auf ihre Hand aufzugeben, nun wohl, dann ſollen Sie ihren Mann finden, und ich bin bereit, Ihnen auf Leben und Tod zu begegnen."

Der Baron war ſchon einige Male in dem prächtigen Vorgemach des neuaufgeführten Ingeberg auf- und abgeſchritten, ungewiß, wie er ſeine vortreffliche Rede, der gerade nur die erſten zwei einleitenden Worte mangelten, anfangen ſollte. Die unvermuthete Einmiſchung Wilnau's in dieſe delicate Sache hatte plötzlich den Knoten noch feſter geſchürzt. Das laute Geſpräch, das dabei geführt wurde, hatte ihn davon überzeugt, daß der Graf nicht ohne Widerſtand eine Verbindung, die für ihn ſowohl ehrenvoll wie vortheilhaft war, aufgab. Als aber die letzten Worte: „auf Leben und Tod," ſeine Ohren erreichten, wurde er erſchrocken und öffnete ſchnell die Thüre, um die Folgen dieſer Ausforderung abzuwehren. Es war auch hohe Zeit, denn Oſtenfeldt, welcher wußte, daß man wohl vor Scharlachfieber, aber nicht vor Piſtolenkugeln ſich fürchten darf, ſtand bereit, eine Ausforderung anzunehmen — der man nicht ſtets, wenn man ſie auch angenommen, Genüge thut. Der Eintritt des Barons gab den Streitenden eine paſſende Veranlaſſung, ein Geſpräch zu unterbrechen, das Beiden gleich unangenehm war. Der Graf empfing ſeinen Schwiegervater als einen Retter, der einen Scandal verhütet hatte, und von Allem fürchtete Oſtenfeldt nichts mehr als Scandal. Wilnau, der ſeine Gegenwart für überflüſſig hielt, nahm mit formeller Höflichkeit Abſchied.

Der arme Baron hatte zwar das Eis gebrochen gefunden, aber deſſenungeachtet war dieſe Unterhandlung nicht weniger ſchwierig geworden. Oſtenfeldt kämpfte für ſeine Götter; ſeine Eitelkeit, ſein Intereſſe, Alles, was ſich am Mächtigſten in dieſem Menſchen rührte, war verwundet, und es nothwendig, ihm entſchieden zu erklären, daß das Band gelöſt werden ſollte und müſſe, weil darauf Sophiens Leben und Geſundheit beruhete. Der Baron zeigte dabei ein diplomatiſches Talent, das Niemand bisher ihm zugetrauet hatte; er wußte gar ſchlau die verwundete Eitelkeit Oſtenfeldt's zu heilen, indem er den Eindruck, den er auf Charlotte gemacht, berührte, zu gleicher Zeit aber ihm das doppelte Hof machen, deſſen er ſich ſchuldig gemacht, vorwarf, ſo daß der Graf im Schiffbruche zu dieſem ſchwachen Troſte ſeine Zuflucht nahm. Nach einem anhaltenden Geſpräch von mehreren Stunden verließ der Baron Ingeberg, und jetzt ließ er den Kutſcher ſchnell fahren, „denn die Pferde waren ja beim Ausfahren geſchont worden.“ —

Als die drei alten Herren wieder bei Tiſche auf Holum verſammelt waren, betrachteten die beiden Anderen den Baron mit Stillſchweigen, als wollten ſie den Schluß dieſes ſchickſalſchwangeren Tages auf ſeinem Geſichte leſen. Endlich brach der Doctor aus: „Nun? Weiß oder Schwarz?“

„Grau,“ antwortete der Baron. „Ich will für die Erndte eines ganzen Jahres nicht wieder einen ſolchen Tag haben. Oſtenfeldt hat trotz ſeiner vielen Fehler Sophien gleichwohl geliebt, — er hat ſie auf ſeine Art geliebt. Aber es konnte ſie nicht glücklich machen, das geſtehe ich.“

Er nahm ein Papier hervor und öffnete es ſtill. „Das iſt an Sophie,“ ſagte er.

„Bravo,“ brach Onkel Adam aus, „das iſt der Verlobungsring. Ja, hätte man mich gefragt, dann hätte er ihn nie bekommen. Man ſoll mit Verlobungsringen noch vorſichtiger, als mit Pulver umgehen. Aber jetzt haben wir ihn, Gott ſei Dank; das iſt die beſte Medicin, die Sie der Patientin verordnen können, Doctor. Das habe ich gemacht, ich bin es doch, der ihm dieſen Streich geſpielt hat."

„Und hier iſt ein Brief an meine Frau," ſagte der Baron. „Ich müßte ſehr irren, wenn er nicht einen Antrag an Charlotte enthält; Oſtenfeldt ſprach etwas verblümt von der Lächerlichkeit, wenn er im Herbſte nicht Hochzeit halten könne, jetzt da Alles in Ordnung ſei, da ein Jeder wußte, wann der Tag anberaumt war, da es bei Hofe declarirt und im Auslande notificirt war. Sonderbar! Die Diplomaten glauben ſtets, daß die ganze Welt die Augen auf ſie gerichtet hat. Kann er aber in Charlotten einigen Erſatz finden, ſoll es mich freuen. Charlotte iſt ein vernünftiges Mädchen, ſie paßt freilich beſſer für Oſtenfeldt als meine Sophie, das kann ich nicht läugnen; ſie weiß beſſer ihren Verſtand zu gebrauchen."

„Und Sophie ihr Gefühl," ſagte Onkel Adam. „Nun, Dank dem Himmel, daß es in Richtigkeit gebracht iſt, dann können wir doch wieder Ausſicht haben, des Abends einen ordentlichen Grandiſſimo zu bekommen."

„Jetzt eſſen wir erſt zu Mittag," ſagte der Doctor. „Inzwiſchen bekommt die Baronin den Brief, ſie giebt Sophien ihren Ring, und Charlotten ihren mütterlichen Segen. Dabei ſind wir Herren ganz überflüſſig. Unterdeſſen, denke ich, wird Wilnau ſich einfinden. Wenn wir Kaffee getrunken, führen wir ihn zu den Füßen des

Fräuleins, das kann der Baron thun als zärtlicher Vater. Der Kammerjunker ſchließt die Thüre auf und zu mit der gehörigen Feierlichkeit, ich ſtelle mich hinten als Arrieregarde mit den Hoffmannstropfen für den Fall der möglichen Ohnmacht und die Mamſell kann Amen ſagen. Das Ganze könnte mit einem Tableau endigen, wenn wir nur zur Erleuchtung etwas bengaliſches Feuer hätten. Darauf hält Charlotte Hochzeit im Herbſte, und Sophie im nächſten Frühjahre, und dann hat man doch einmal die Satisfaction, daß die Geſchichte befriedigend geendigt iſt, und daß Numa ſeinen Pompilius bekommen hat. Sie kennen wohl die alte Anecdote von der Frau, die durchaus keinen Roman leſen wollte, worin der Held nicht die Heldin bekam, und daher, ehe ſie Florian's bekannten Roman anfing, fragte, ob es auch ganz gewiß ſei, daß Numa mit Pompilius verheirathet würde."

„Aber das iſt ſo romantiſch," brach der Baron kopfſchüttelnd aus. „Das iſt ja ein vollſtändiger Roman, den ihr in meinem Hauſe aufführet, und woran ich noch ſelbſt Theil nehmen muß. Und ich, der alle Romane und alles Hirngeſpinſt der Poeten gehaßt habe! Mein Gott, wozu kann man nicht, wenn man ein liebevoller Vater iſt, gebracht werden."

„Das iſt die Strafe des Himmels für dieſen unnatürlichen Haß," ſagte der Doctor. „Der Roman iſt zugleich mit der Erbſünde in die Welt gekommen, und jetzt folgen ſie treu einander. Derjenige, der den Roman verläugnen will, verläugnet das Leben."

„Sei Du nur ruhig, Vetter," ſagte Onkel Adam. „Unſer ganzes Arrangement iſt wahrlich ſo wenig romantiſch, daß ich mich über die darin herrſchende Proſa faſt ſchäme. Meine einzige Hoffnung iſt es, daß Sophie und Wilnau ein Bischen Poeſie hineinbringen. Wenn das nicht der Fall wäre, müßten wir in lauter Proſa zu Grunde gehen, und hätten dann keinen andern Troſt, als ſo liegen zu müſſen, wie wir uns ſelbſt gebettet hatten."

„Aber Sophie," ſagte der Baron unentſchloſſen, „kann ſie dieſe Erſchütterung ertragen? Werden wir ſie nicht tödten, anſtatt ſie zu retten? Was meinen Sie, Doctor?"

„Ich meine, daß man wohl aushalten kann, glücklich zu ſein. Auf meine Verantwortung, ich ſtehe für die Folgen ein."

Der Kaffee war endlich getrunken, und die drei gediegenen Proſaherren ſtanden vom Tiſche auf, um ihren Plan auszuführen. In demſelben Augenblick wurde die Thüre aufgemacht. „Da haben wir Wilnau, als wenn er gerufen wäre," rief Doctor Müller.

Es war aber Oſtenfeldt, der plötzlich vor dem erſtaunten und ſtillſchweigenden Triumvirate ſtand. Auch der Graf ſchwieg einen Augenblick. Sein Muth ſchien jedoch durch die Verlegenheit, welche ſeine Gegenwart verurſachte, zuzunehmen, und er ſagte mit Heftigkeit: „Nein, ich entſage nicht Sophien, ich kann ihr nicht entſagen. Ich fordere meinen Ring zurück. Sophie gehört mir und keine ſterbliche Macht ſoll dieſes Band zerreißen. Meine Ehre iſt daran geknüpft, ich werde lächerlich werden vor der ganzen Welt,- alle meine Pläne würden vernichtet werden. Ich entſage nicht Sophien."

Der Doctor war der Erſte, der ſeine Faſſung wieder bekam. Er nahm den Grafen bei der Hand und ſagte: „Lieber, beſter Mann, proſtituiren Sie ſich doch nicht. Es kommt viel zu ſpät, Sophie hat ſchon ihren Ring, und Sie können den ihrigen gewiß jeden Augenblick bekommen. Und wenn Ihr Brief an Charlotten einen Antrag enthält, dann ſind Sie vermuthlich in dieſer Minute verlobt, denn der Brief iſt ſchon ſeit zwei Stunden in Frauenzimmerhänden. Nun bitte ich Sie ſelbſt, zu bedenken, ob es wohl wahrſcheinlich ſei, daß es Charlotten, bei der Sie einen hohen Stern haben, ein Geheimniß geblieben, daß nicht Sophie, ſondern Sie der eigentliche Gegenſtand der unveränderlichen Neigung ihres warmen Herzens geweſen."

Der Graf wollte wieder auffahren, doch der Doctor unterbrach ihn und fuhr in einem ernſteren Tone fort: „Sie, mein beſter Herr, lieben nur ſich ſelbſt. Charlotte liebt Sie, und Sie bekommen in ihr eine Frau, die, wenn Sie nicht ſelbſt alle Harmonie vernichten, Sie glücklich machen kann. Charlottens Stellung iſt bei weitem nicht ſo unbedeutend, wie Sie vielleicht vermuthen, das muß ich der Wahrheit gemäß Ihnen ſagen, ungeachtet ich weiß, daß Sie keinesweges intereſſirt ſind. Sie bekommen eine Tochter aus dem freiherrlichen Hauſe und das Publicum iſt von Ihrem diplomatiſchen Talente myſtificirt, voilà tout. Ich ſehe nicht das geringſte Lächerliche darin; es hängt dagegen jetzt von Ihnen ſelbſt ab, ob Sie das Lächerliche auf eine ſo eclatante Art hervorrufen, daß Sie davon Ihr ganzes Leben hindurch verfolgt werden, oder ob Sie ſich jetzt in ein Schickſal finden wollen, welches Sie ſpäter vergebens zurückwünſchen werden.“

Oſtenfeldt ſchwieg und ſah mit einer finſteren Miene auf den Boden. Der Doctor fuhr fort: „Herr Graf, wir Alle hier wünſchen Ihnen eine glückliche Zukunft. Nehmen Sie den Rath eines alten Mannes an, der etwas von der Welt geſehen, wenn er auch nicht viele Meilen von ſeinem Geburtsorte entfernt war. Ziehen Sie von hier ruhig fort, und laſſen Sie nicht Uebereilung vernichten, was die Zukunft Ihnen noch aufgehoben haben kann. Suchen Sie eine Herrſchaft über die Formkrankheit zu gewinnen, die faſt Ihre Seele vernichtet hat, und benutzen Sie die Form als eine hübſche Einkleidung eines edlen Gemüths, nicht als eine gemalte, die nur die Leere des Herzens verbirgt. Bedenken Sie, daß Ihr zukünftiges Leben eine Wiederholung dieſes Tages werden wird, ſofern Sie nicht einer Abgötterei entſagen, die, in ihrem unerſättlichen Durſt nach Befriedigung, zuletzt ihren eigenen Anbeter verſchlingt. Die Gefühle des Herzens ſind eben ſo nothwendig für das geiſtige Leben, wie die phyſiſchen Functionen für das organiſche. Das Glück hat Ihnen alle ſeine Güter gegeben, aber Sie haben einen übertriebenen Werth darauf gelegt, und deshalb haben Sie dasjenige verachtet, was ſich jetzt wegen dieſer Geringſchätzung rächt. Lernen Sie für Ihre Mitmenſchen fühlen, und dann werden Sie dem Herzen, das jetzt vertrauungsvoll auf Sie ſich ſtützen will, keinen Kummer bringen. Und wenn Sie die Wahrheit dieſer Worte fühlen, ſo werden Sie auch nicht vergeſſen, daß ein alter Mann zu Ihnen aus einem liebevollen Herzen geſprochen, und daß Sie in ihm einen Freund haben, den Sie nicht hatten, als Ihr Herz denjenigen Gefühlen verſchloſſen war, die ihn in den Widerwärtigkeiten, die vom Leben unzertrennlich ſind, das Schickſal mag uns nun in eine höhere oder niedere Stellung geſetzt haben, aufrecht erhalten haben. Wenn Sie mit Ruhe zurückkehren und die Hand empfangen, welche, als eine Belohnung für dieſe Bemühungen, die ſo reichliche Früchte in ſich tragen werden, Sie erwartet, dann will ich Sie wieder in dieſen Kreis einführen, und dann ſollen Sie nicht wie ein Fremder unter uns ſtehen, ſondern unſere Hände ſollen nicht weniger freundlich, aber zufriedener zum Willkommen entgegengeſtreckt werden, als wir jetzt für eine kurze und, wie ich hoffe, für uns Alle wohlthuende Zeit ſie zum Abſchiede ausſtrecken."

Bei den letzten Worten dieſer langen Rede, die der alte Doctor in einem faſt predigenden Tone herſagte, nahm er freundlich die Hand des Grafen. Auch der Baron und Onkel Adam reichten ihm in einer bewegten Stimmung die Hände. Um dieſen verlegenen Auftritt abzukürzen, drängte der Doctor ihn mit freundlicher Gewalt gegen die Thüre, und Oſtenfeldt verließ Holum weit ruhiger, als er kurz vorher dieſe Stelle betreten hatte, wo ſo Vieles an einem Tage ſich für ihn geändert, und von wo er eine Lehre mitnahm, die für ſein ganzes Leben heilbringend war.

Als der Graf fort war, herrſchte ein allgemeines Stillſchweigen. Endlich ſagte Onkel Adam: „Nun ſind wir endlich unter uns; laßt uns denn die letzte Hand an's Werk legen. Aber es muß dem Doctor verboten werden, ſolche rührende Reden zu halten, denn das verdirbt ganz die heitere Stimmung. Laßt uns auf mein Zimmer gehen, dann ſind wir in der Nähe, wenn Wilnau kommt; denn ich kann nicht anders glauben, als daß er nach ſeiner eigentlichen Heimath zurückkehrt, wir haben ja ſein Herz zum Pfande.“

Die drei alten Herren gingen ernſt die Treppe hinauf. Onkel Adam blieb plötzlich ſtehen und ſagte: „Wart' ein Bischen! Ich will an Sophiens Thüre lauſchen, um zu ſondiren, wie die Sachen ſtehen. Das iſt nicht das erſte Mal in meinem Leben, daß ich gelauert habe.“

Die Anderen blieben ſtehen. Onkel Adam lief auf den Zehen nach der Thüre und legte das Ohr dicht an. Darauf zurückkehrend brach er aus: „Der Plan iſt geſtrandet. Sophie will nicht. Sie weint und ſchlägt

Wilnau aus, Couſine kann ſie nicht zufrieden ſtellen, und Charlotte weint."

„Was?" rief der Doctor, ſie will nicht? Sie ſoll, ſo gewiß wie ich Doctor bin und meinen Patienten ordiniren kann, was ihnen dienlich iſt. Was ſind das für Grillen?"

„Sie will nicht," wiederholte der Baron mißmüthig. „Ich dachte es wohl. Nein, mit den Frauenzimmern iſt nicht auszukommen. Jetzt fängt ſie einen Roman an."

In demſelben Augenblick öffnete der Kammerjunker die Thüre weit. Die Lauſchenden ſprangen erſchrocken zurück, Wilnau aber trat ihnen entgegen, nahm den Baron bei der Hand und führte ihn in's Zimmer. Sophie ſaß im Lehnſtuhle und reichte ihrem Vater die Hand, mit der andern bedeckte ſie ihre thränenvollen Augen. Die Baronin hielt einen Ring, den ſie heimlich dem Doctor zeigte, dieſer nahm denſelben, indem er vergnügt lächelnd ihr die Hand gab. Charlotte ſaß, einen Brief in der Hand, am Fenſter. Niemand von ihnen ſprach. Es war aber deutlich zu ſehen, was hier vorgegangen war — die Proſa war zu ſpät gekommen. — Onkel Adam, noch immer die Hand an den Thürgriff haltend, betrachtete ſie Alle mit einem ſtolzen Lächeln, als wenn er ſagen wollte: „Das iſt mein Werk." Doch er freute ſich ſo herzlich, daß er kein Wort zu äußern vermochte, und dies war das erſte Mal, daß er ohne ſeine bekannte Redensart ſeinen Triumph feierte.

Carl Bernhard's

Geſammelte Werke.

Dritter Band.

Novellen.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Dritter Band.

Novellen.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Dritter Band.

Der Eilwagen. Ein Sprichwort.

EGON NAY
BUCHHANDLUNG
[illegible]

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der Eilwagen.

Auf der Landſtraße zwiſchen Slagelſe und Soröe in Seeland ſtand vor einigen Jahren im Januar früh Morgens ein junger Mann in Reiſekleidern, ſich an ein Gitterthor lehnend. Alle Gegenſtände waren in einen dichten Winternebel gehüllt, und die ganze Gegend bekam dadurch ein rauhes und unfreundliches Anſehen. Es herrſchte eine ſcharfe Kälte, er ſchien es aber nicht zu bemerken, wenigſtens war er über eine Viertelſtunde unbeweglich, das Kinn in die Hand geſtützt, ſtehen geblieben, während ſein Blick ſich langſam von dem einen der mit Reif belegten Büſche zum andern bewegte. Nicht weit von ihm weilte ein ältlicher Bedienter, auf den die Kälte mehr zu wirken ſchien. Dieſer rieb ſich die Hände, hauchte ſie an, ſchnallte die Riemen eines Felleiſens auf und wieder zu, und legte wohl zehn Mal einen Reiſemantel in verſchiedene Falten zuſammen, um ſich die Zeit doch durch etwas zu vertreiben. Während er ſich ſo zu beſchäftigen ſuchte, unterließ er nicht, ab und zu einen ſehnſuchtsvollen Blick die Landſtraße entlang zu werfen.

»Da iſt er,« brach er endlich aus, »da haben wir ihn«

»Wen?« fragte der Gedankenvolle.

»Den Eilwagen,« antwortete der Andere. »Ich fürchtete faſt, daß er uns vorbeigefahren wäre, aber da kommt er mit allen Vieren die Anhöhe hinunter. Es geht gar flink. Ja, nächſte Weihnachten kommt der Herr Secretair wohl wieder zu uns hinaus, will ich hoffen.«

»Da iſt noch lange hin, Hans. — Kannſt du ſehen, ob viele Paſſagiere darin ſind?« *)

Hans hielt die Hand über die Augen. »Da ſind nur zwei auf dem einen Sitze, und ein kleines Mädchen, wenn ich recht ſehe. — Nein, das iſt doch unſchicklich, die zwei Herren laſſen ſie rücklings fahren, und machen es ſich auf dem beſten Platze bequem. Das iſt eine ſchlechte Lebensart," fuhr er fort, das Gepäck zuſammenſuchend, »ſo viel ich davon verſtehe, nicht wahr?«

»Es iſt nicht ſehr höflich, Hans, aber die Leute reiſen für ihr eigenes Geld, und glauben vermuthlich, daß, wenn ſie [illegible] nicht einer jeden Freiheit bedienen, ſie den Preis nicht herausbringen. — Haſt du mir den Platz bei dem Kutſcher beſtellt?«

»Ja, Herr Secretair, aber da ſitzt ein Hund und brüſtet ſich, ſo viel ich ſehen kann,« antwortete Hans; »der

---

*) Dieſe Wagen ſind auf Seeland in der Regel offen.

Herr wird wohl rücklings neben der Mamſell ſitzen müſſen.«

Der unförmlich große Wagen rollte inzwiſchen die Anhöhe hinunter und hielt ſtill. Hans warf den Nachtſack hinten hinein, und ſtieg auf's Rad, um den Reiſemantel auf den beſtellten Platz zu legen. Der Hund brummte und fletſchte die Zähne.

»Das iſt des Jagdjunkers Hund, der ſoll bis nach Ringſted neben mir ſitzen,« ſagte der Kutſcher. »Leg' den Mantel hinten hin.«

»Aber dieſen Platz habe ich ausdrücklich für den Herrn Secretair beſtellt,« antwortete Hans; »er will nirgend anderswo ſitzen, als bei dir.«

»Das geht mich nichts an, dann kann er hinterher laufen, der Hund des Jagdjunkers hat Nummer ſieben.«

Der alte Kerl ſah ſich fragend um; aber der junge Mann, der zu viel gereiſt war, um nicht zu wiſſen, daß ein Eilwagenkutſcher ein unumſchränkter Souverain, und eines Jagdjunkers Hund auf dem Lande eine Rangsperſon iſt, die in den angeſehenſten Häuſern Zutritt findet, beſtieg leicht grüßend den Wagen und ſetzte ſich auf den leeren Platz neben dem jungen Mädchen, das ſich ſo weit als möglich in die Ecke zurückzog. Als Hans eine glückliche Reiſe gewünſcht, und ihm zum Erſatz viele Grüße an »Alle zu Hauſe« aufgetragen waren, wurde der Wagen wieder in Bewegung geſetzt; die lange Peitſchenſchnur beſchrieb den gewöhnlichen Schnörkel über und zwiſchen den Köpfen der Paſſagiere, ohne daß es indeß dem Kutſcher gelang, einen Knall herauszubringen, der Hund des Jagdjunkers bellte aus vollem Halſe zwiſchen die zwei hinein, die rücklings fuhren, und die Herren, die aus Sorge für ſich ſelbſt beim Einſteigen des Secretairs die Füße an ſich gezogen hatten, ſtreckten ſie jetzt wieder in aller Gemächlichkeit aus und trampelten die ihnen Gegenüberſitzenden auf die Beine.

Die kalte Morgenluft macht ungeſellig; die zwei Herren verſanken bald in einen ſüßen Schlummer, oder richtiger geſagt in einen angenehmen Duſſel, das junge Mädchen ſaß beſtändig in die eine Ecke gedrückt, und ſchaute unverwandt nach der Seite hinaus, der Hund hatte ſich auf dem Sitze zuſammengerollt, und der Secretair den Mantel über beide Ohren geſchlagen, um ungeſtört ſeine halbmelancholiſchen Betrachtungen verfolgen zu können: er hatte vierzehn Tage während des Weihnachtsfeſtes auf dem Lande zugebracht und fuhr jetzt nach Kopenhagen, um wieder ſeinen alten Platz am Pulte in einem der Comptoirs der Rentenkammer einzunehmen. Wie beneidenswerth dieſer Platz auch einem jeden, der ihn nicht erreichen kann, ſein mag, ſo hat er doch, wie alle irdiſche Größe, ſeine beſchwerlichen Augenblicke, die den glücklichen Beſitzer niederdrücken, und in einem ſolchen Augenblicke war es, daß der junge Reiſende mit einem Seufzer eine Vergleichung zwiſchen den genoſſenen Freuden der Weihnachten und den ellenlangen Matrikelberechnungen, die ihn erwarteten, anſtellte, und, ach! er war weder verheirathet noch verlobt, ja gar nicht einmal verliebt! Die allmächtige Liebe, der es ein Leichtes geweſen wäre, ſelbſt die Matriculirungscommiſſion mit einem poetiſchen Glanze zu umgeben, hatte ſich noch keinen Tempel in ſeinem Herzen errichtet, und obwohl ſeine Zukunft klar und reell vor ihm lag, »wenn Gott ihm nur zu leben vergönnte,« ſo zeigte ſie ſich doch in keinem bezaubernden Lichte.

Dieſer Secretair, wohlwollender Leſer, war ich, der ich hier ſitze und dir eine Epiſode aus meinem Leben erzähle. Mein Vater war Beamter in Holſtein, und ich lebte in Kopenhagen, wo ich nach glücklich beendigten Studien es zu der Würde eines Copiſten gebracht hatte, welchen Poſten ich mit aller Gewiſſenhaftigkeit, »wie es ſich einem treuen und ehrliebenden Copiſten geziemt,« verwaltete. Als ein aufrichtiger Anhänger von Vergnügungen, verſäumte ich keine Gelegenheit, mir den Comptoirſtaub abzuſchütteln, doch eine ſolche kam nur ſelten vor, und ein Paar Jahre hindurch war eine kleine Reiſe um Weihnachten auf's Land der Yduns-Apfel geweſen, deſſen Genuß jedes Mal mein Daſein verjüngte. Ein junger Mann iſt es der Geſellſchaft ſchuldig, wenn er auftritt, und dabei einen leiblichen Empfang erwarten will, einige Aufklärungen über ſeine Stellung und ſeine öconomiſchen Verhältniſſe zu geben, nicht wahr? — Wiſſe denn, daß ich eine fünfjährige Anciennität hatte, nur Einen vor mir bis zum Bevollmächtigten, aber Eilf bis zum Comptoirchef, Neun und Zwanzig bis zum Commendirten, Sieben und Dreißig bis zum Deputirten, und jetzt kann ein Jeder leicht berechnen, wie Viele, bis ich Präſident werde. Eine mir von einem Oheim väterlicher Seite zugefallene Erbſchaft ſetzte mich in den Stand, mit Sparſamkeit von meinen Einkünften zu leben, und eine gute Geſundheit erlaubte mir dieſes öconomiſche Leben zu genießen. Ich wohnte zuſammen mit einem alten Freunde, der Muſicus war, und ein altes Mädchen, Namens Stine, führte unſere gemeinſchaftliche Haushaltung am Königs Neumarkt Nummer . . . ., doch die Nummer thut ja nichts zur Sache; außerdem war ich auch noch nicht ſo weit gekommen, ſondern fuhr noch auf der Landſtraße jenſeits Soröe.

Ein Wirtshaus macht doch auf einen Gourmand eine ganz beſondere, eigentlich blos phyſiſche Wirkung, und ebenſo wie viele Menſchen ein gewiſſes Uebelbefinden verſpüren, wenn eine Katze, auch ungeſehen, in das Zimmer kommt, ſo kann auch ein Eſſer von Profeſſion an einem gewiſſen Wohlbefinden bemerken, daß er in die Nähe eines Wirtshauſes komme. Der eine Paſſagier des Eilwagens ſchlug die Augen auf, und ſagte: »Wir ſind dem Krebshauſe gewiß ganz nahe, Herr Meyer; was meinen Sie von einer Pfeife Taback, ſie ſchärft den Appetit, nicht wahr?«

Der Angeredete, ein reicher moſaiſcher Kaufmann, wachte bei den Ellenbogenſtößen ſeines Nachbars auf, und ſtreckte ſich auf dem Sitze. »Gute Beförderung, dieſe Eilwagen,« ſagte er, »aber theuer. Gute Einrichtung, daß der ganze Wagen auf Federn ruhet, man ſitzt ſehr bequem; genire Sie doch nicht, Herr Branddirector?«

»Keinesweges, Hochgeehrter. Ja, das iſt eine angenehme Art zu reiſen. Man iſt ſo ungenirt.«

Um dieſen Satz zu beweiſen, ſtopfte er ſeine Pfeife, ſchlug Feuer und dampfte aus allen Kräften. Der Wind war unglücklicherweiſe ſüdoſt, und der Rauch wurde unſerer Reiſegefährtin gerade in's Geſicht geführt; ſie zog den Schleier noch dichter an.

»Ich denke, ein Boeuf im Krebshauſe wird nicht übel ſein, nicht wahr?« fragte der Branddirector.

Ein Boeuf außerhalb des Krebshauſes iſt ſehr übel — dachte ich bei mir ſelbſt, als der ſcharfe rothgelbe Liverpoolsrauch meine Nachbarin zu huſten zwang.

»Oder eine gute Sülze,« ſetzte dieſer Cavalier sans peur et sans reproche hinzu; »Madame Plambeck bereitet ſie ſehr gut, oder Beides, wenn's Ihnen beliebt, wie? Wie lange halten wir uns hier auf, Kutſcher?«

»Ah, eine kleine halbe Viertelſtunde,« antwortete der Dictator auf dem Bock.

»Das iſt verdammt kurz, du, man muß doch Zeit haben zu ſeiner Morgenandacht.«

»Ja, oder eine gute halbe Stunde, denn die Pferde müſſen doch verſchnaufen,« antwortete der Kutſcher. »Wir brauchen doch nicht vor zehn Uhr in Ringſted zu ſein.«

»Dann fahr' ein Bischen zu, mir ſcheint, ich ſehne mich nach einem Kratzer. Wollen wir um eine Flaſche Wein raffeln, Herr Meyer, blos zum Spaß.« Aber Herr Meyer ſchien dieſe freundſchaftliche Aufforderung zu überhören.

Der Wagen war in einen ſchnelleren Gang geſetzt, und wir hatten bald einen Bauerwagen erreicht, der langſam uns voranfuhr. Der Kutſcher rief dem Knecht zu, daß er ausbiegen ſollte, aber dieſer ſchlief vielleicht, er hörte es nicht.

»Gieb dem Lümmel einen Hieb, daß er wegkommt,« ſagte der Branddirector, deſſen Sehnſucht nach Beefſteack und Sülze mit jeder Secunde ſtieg. Die ſchwere Peitſche wurde über unſere Köpfe hin in Bewegung geſetzt und Jupiter ſchleuderte ſeinen Blitz nach dem ſchläfrigen Landmanne.

»Ich kann ihn meiner Seele nicht erreichen,« ſagte der Donnergott zornig; ein ſchmerzliches Geſchrei bewegte den Bauer ſich umzuſehen, der Wagen wurde aus der Spur gedreht, und, indem er auf den gefrornen Knollen hin und her rumpelte, bekamen wir Platz. Im Wagen lag eine alte Bauerfrau in Kiſſen und Federbetten eingehüllt. Jeder Stoß auf dem holperigen Wege preßte ihr einen ſtöhnenden Seufzer ab, und mit der einen magern Hand bedeckte ſie das Geſicht. Der Reif, womit das Bettzeug bedeckt war, zeigte, daß ſie die Nacht auf dieſer Reiſe zugebracht hatte.

»O Gott, die arme Frau!« ſagte halblaut und, wie es ſchien, unfreiwillig meine Nachbarin.

»Na, fahr' nur zu,« ſagte der Branddirector, »jetzt ſind wir bald da, ich kann ſchon ſo eben den kleinen See erblicken.«

»Das iſt angenehm, daß man nicht nöthig hat, auszubiegen,« ſagte Herr Meyer mit einem gleichgültigen Blicke auf den Bauerwagen; »gute Einrichtung dieſe Eilwagen.«

Der Hund des Jagdjunkers richtete ſich in die Höhe, ſtreckte ſich, ſo weit er konnte, aus dem Wagen, und bellte, während wir vorbeifuhren, der Frau gerade in's Geſicht.

»Warum braucht er die Peitſche, und nicht das Horn, wenn er Jemand vom Wege ab haben will?« fragte ich, um doch auch Etwas bei dieſer Gelegenheit, wo die Zungen der Menſchen und Thiere gelöſt wurden, zu ſagen.

»Nein, der Mund iſt mir kalt, und ein guter Hieb wärmt beſſer in dem kalten Wetter, wo er trifft,« antwortete der Kutſcher. Ich ſah das Dumme meiner Frage ein, und ſchwieg. Der Hund und der Branddirector ſchwiegen auch, und bald hielten wir vor der Thüre des Krebshauſes ſtill. Der Kutſcher warf die Zügel von ſich und ſtieg ab, der Stallknecht brachte die Leiter für die zwei Herren, welche bald die Thüre der Gaſtſtube hinter ſich zugemacht hatten, und der Hund verließ ſeinen uſurpirten Platz. Die Dame und ich waren die einzigen von allen Paſſagieren, welche zurückblieben.

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen herunter helfe?« fragte ich.

»Vielen Dank, aber ich wünſche ſitzen zu bleiben,« war die Antwort.

Das Geſpräch war damit zu Ende; um nicht zu geniren, ſchlenderte ich bei dem Hauſe herum, und zündete mir eine Cigarre an, aber zuerſt machte ich die Stränge los, um einem derjenigen Unfälle vorzubeugen, die vielleicht am häufigſten eintreten, und gegen welche unſere Kutſcher doch nie Vorſicht anzuwenden lernen.

Als ich wieder zurückkehrte, war der Wagen leer, und die junge Unbekannte ſtand am Bauerwagen, der inzwiſchen das Wirthshaus erreicht hatte. Sie war hoch und ſchlank, der grüne Schleier war zur Seite geworfen und flatterte im Winde, das dunkelbraune Haar war von gleicher Farbe wie die dunkelbraunen Augen, die theilnehmend auf dem Geſichte der alten Bauerfrau ruheten. Mit der kleinen weißen Hand ſtopfte ſie die Kiſſen zurecht um ſie herum. Der Handſchuh lag hingeworfen auf dem Federbett, und die Ründung deſſelben verrieth noch vollſtändig die Form, die ſie gebildet.

»Das iſt meine alte Mutter,« ſagte der Bauer. »Wir waren mit Korn nach Slagelſe gefahren, und dort fiel ſie und brach das Bein; wir haben noch eine Meile, ehe wir Bjernede erreichen, wo ich meine Stelle habe, müſſen Sie wiſſen. Wir können nur in Schritt fahren, denn ſie leidet wahrlich böſe Schmerzen.«

»Iſt ſie verbunden worden?« fragte ich.

»Nein, das iſt ſie nicht. Die Doctorhülfe iſt theuer für arme Leute, und zwei Doctors können wir nicht ſuchen; aber ſobald ich ſie nach Hauſe gebracht habe, will ich nach Ringſted fahren, den Diſtrictsarzt zu holen. Sie iſt wahrlich ſehr krank.«

»Ach, helf mir Gott, helf mir Gott!« ſtöhnte die Frau.

»Das wird er, gute Frau, wir wollen für Euch beten,« ſagte die junge Dame mit Thränen in den Augen. »Will ſie keinen Labetrunk haben?«

»Nein vielen Dank,« antwortete der Sohn, »ſie kann wahrlich weder eſſen noch trinken, ſo übel iſt ihr zu Muth vor lauter Pein.«

»Darben und miſſen, leiden und gemißhandelt werden!« ſagte meine Nachbarinn ſich gegend mich wendend. »Sehen Sie, ſie hat einen rothen Streif quer über das Geſicht, iſt das nicht abſcheulich!«

»Ja, das iſt abſcheulich, empörend!«

Die junge Dame drückte der alten Frau die Hand und ſagte: »Gott wird wohl mit Euch ſein, vertrauet ihm und verlieret nicht den Muth. Fahrt wohl!« In demſelben Augenblick deckte ſie ſie zu, und als ſie ihren Handſchuh nahm, bemerkte ich, daß ſie einen kleinen grünen Geldbeutel unter die Kiſſen herabgleiten ließ.

»Ach, Ach! ich werde nie wieder geſund,« ſagte die Bauerfrau weinend, »ich möchte am liebſten ſterben, um meinem Sohne nicht zur Laſt zu fallen.«

»Nun, Nun, Mutter, davon wollen wir nicht ſprechen, Gott kann es noch zum Beſten wenden,« ſagte der Sohn. »Jetzt iſt es wohl am gerathenſten, daß ich dich weiter fahre.«

Meine Nachbarin verließ den Wagen und trocknete ihre Augen. Unbemerkt bemächtigte ich mich des kleinen grünen Geldbeutels, und erſetzte ihn reichlich mit Bankozetteln, die ich im Namen der fremden Dame den Bauer bat zur Pflege ſeiner kranken Mutter zu verwenden. Jener war mir plötzlich ein Kleinod geworden.

»Gott ſegne ſie, ſie iſt ein gutes Kind,« ſagte die Frau.

»Und freundlich gegen arme Leute,« fügte der Sohn hinzu. »Jetzt wünſche ich eine glückliche Reiſe und ſage der Herrſchaft recht vielen Dank.« Und Schritt vor Schritt fuhr der Wagen weiter.

Die arme Frau war ein Vereinigungspunkt unter uns geworden, wir waren einander nicht mehr fremd. »Ich bringe Ihnen Segenswünſche,« ſagte ich, »die gute Früchte tragen werden. Die Freudenthränen des Unglücks werden von ihm gezählt, der allein die Thränen ſieht, die im Verborgenen vergoſſen werden; ſie ſind eine ſichere Anweiſung auf Glück und Zufriedenheit.«

»Wie viel Elend giebt es nicht in der Welt, beſonders in den niederen Ständen,« antwortete ſie erröthend. »Ewiger Kampf mit Mangel und Nahrungsſorgen, ſtrenge Arbeit und oft Mißhandlung, wenig oder gar keine Freuden, und faſt überall Ausſicht auf ein noch kummervolleres Alter. In Krankheit keine Pflege; in Sorgen keine Theilnahme; in der Noth keine Hülfe. Sie ſchleppen ſich faſt zu Tode, um uns Anderen das Brod zu verdienen, und wir belohnen ſie dafür mit Geringſchätzung und Undankbarkeit.«

Das Geſpräch wurde fortgeſetzt und die Zeit verſtrich ſo ſchnell, daß ich faſt »ſchon da« gerufen hätte, als der Branddirector, der Hund, Herr Meyer und der Kutſcher — denn was zuſammengehört, findet ſich ſtets in der Welt — auf einmal aus der Thüre kamen, und der Erſtere in die Worte ausbrach: »Sapperment, wir ſind über drei Viertelſtunden hier geweſen; ſpude Dich jetzt, Kutſcher, daß wir bei Zeiten Ringſted erreichen.«

Wir waren wieder in der Fahrt. — »Jetzt kommt die Verdauungspfeife,« ſagte der Branddirector, »ach, ſeien Sie ſo gut, mir ein Bischen Feuer zu ſchlagen, Herr Meyer. Das war ein guter Boeuf, aber die Sülze war noch beſſer; man muß weit reiſen, ehe man Jemanden findet, der es mit Madame Plambeck im Einmachen aufnehmen kann; aber Sie aßen nicht von der Sülze, das iſt wahr.«

Der Iſraelit lächelte und reichte den brennenden Schwamm ſeinem Nachbar; als aber das Feuer ſeinen

Fingern zu nahe kam, verlor er den Muth, und warf den Schwamm von ſich. Er fiel auf den Schleier meiner Nachbarin und brannte ſogleich ein kleines Loch.

»Um Himmels willen, ſehen Sie ſich vor,« rief mein vis-à-vis, deſſen Fach es war, Brandfälle zu behandeln, »nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht den Wagen unter uns anzünden, wir ſind nicht aſſecurirt.«

Ich nahm den Schwamm weg, und meine Nachbarin dankte mit einem Lächeln. Wir hatten einen Nebenweg erreicht, der Bauerwagen mit der kranken Frau ſchlug denſelben ein, und der Sohn nickte uns treuherzig zu; ſeine alte Mutter lag mit verſchloſſenen Augen, und der Hund des Jagdjunkers bellte wieder, vielleicht war es der rothe Streif quer über's Geſicht, der ihn an die Hundepeitſche erinnerte. Der Blick der jungen Dame ſchwebte über die Gegend hinaus und folgte dem Wagen.

»Dort liegt Bjernede,« ſagte ich, »mit ſeiner alten merkwürdigen Kirche. Sie iſt ein herrliches Andenken an die Abſaloniſche Zeit, und noch ganz ſo, wie ſie vor faſt ſiebenhundert Jahren von einem Vetter des Erzbiſchofs aufgeführt wurde; das war noch, bevor Waldemar der Große ſeinen Zug gegen die Wenden unternahm, um das Chriſtenthum einzuführen. Gerade vor uns liegt Sigerſted, wo Signelils Hügel uns noch an die treue Geliebte Habor's erinnert, und darüber erhebt ſich Fienneslöv, deſſen Kirche vormals zwei Thürme hatte; ſie iſt von der Mutter Abſalon's gebaut, und alſo die älteſte von allen. Von ieſer Kirche hat man die ſchöne Sage, daß Herr Aſker Ryg, als er auf den Feldzug nach Schweden zog, mit einem Eheweibe, der Frau Inge die Abrede getroffen, aß, wenn ſie inzwiſchen einen Sohn gebäre, ſie einen Thurm über der Kirche errichten, wenn es aber eine Tochter würde, nur eine beſcheidene Thurmſpitze darauf ſetzen ollte. Nach Verlauf vieler Monate kehrte der Ritter egend zurück. Sie erinnern ſich gewiß des ſchönen Lie- es von Oehlenſchläger, worin es nach dem Däniſchen Originale heißt:

Det var ſig Herr Aſker Rog
Saa liſtelig da han loe,
Der han kom paa den grönne Brink,
Da ſkued' han Taarne to;

enn Frau Inge hatte inzwiſchen Zwillinge geboren, den lugen Abſalon und den muthigen Esbern Snare.«

»Dort links liegt Alſted, die älteſte Stadt auf See- and, man weiß, daß ſie achthundert Jahre vor Abſalon xiſtirt hat; faſt ein jeder Fleck hier,« fuhr ich fort, mahnt uns an eine längſt verſchwundene merkwürdige Zeit, und es giebt vielleicht keine Gegend in ganz Seeland, die geſchichtlich ſo merkwürdig iſt, wie gerade dieſe.«

Meine Nachbarin folgte mit den Augen einer jeden meiner Hinweiſungen; wie ein Kranz lag eine Menge Dorfkirchen um uns herum, und die klare Winterſonne beſchien die zackigen weißen Giebel.

»Apropos von geſchichtlich,« ſagte der Branddirector,

»das iſt eine Teufels-Geſchichte, Herr Meyer, mit der Mühle neulich. Sie ſollen ſehen, der Patron wird die Verſicherungsſumme ausbezahlt erhalten, man kann nicht den geringſten Verdacht gegen ihn anführen.«

»Es giebt keine Beſitzungen, die ſo einträglich ſind, wie die Mühlen,« verſetzte Herr Meyer; »überall findet man ſie neu und im guten Stande.«

»Es giebt auch keine, die mit ſolcher Leichtigkeit ſich verkohlen laſſen, wie gerade die Mühlen. Es müßte ſehr unglücklich hergehen, wenn das ſollte bewieſen werden können. Ich halte es für eine reine Unmöglichkeit, und deshalb gehört ein Verhör über eine abgebrannte Mühle zu meinen bequemſten Geſchäften.«

Das Geſpräch wurde eifrig fortgeſetzt; diverſe höchſt intereſſante Brandſtiftungsfälle und die Actien der Brandverſicherungscompagnie kamen auf die Bahn; wäre ich hier ganz Ohr geweſen, hätte ich vielleicht mit Glück in dieſen Papieren ſpeculiren können, aber ich verſäumte dieſe Gelegenheit, wie ich ſo manche andre gute Gelegenheit, nützliche Kenntniſſe zu erwerben, in meinem Leben verſäumt habe. Ich ſchwieg ſtill! wärend deſſen erreichten wir bald Ringſted, wo unſere Geſellſchaft durch ein kleines Mädchen einen Zuwachs erhielt, bei dem deſſen Großmutter mich Unwürdigen zum Reiſevormund ernannte. Da es dem Hunde des Jagdjunkers beliebte, die Stadt mit ſeinem Aufenthalte zu beehren, wurde ſein Platz leer, ich überließ meine kleine Mündel der Geſellſchaft meiner ſchönen Nachbarin, und fuhr auf dem Kutſcherſitze nach Roeskilde.

Man könnte wirklich verſucht ſein, zu glauben, daß derjenige, der den Plan unſerer Eilwagenbeförderung entworfen hat, ein Probenreuter geweſen ſei, der ſich die nothwendige Zeit, um in einer jeden Stadt ſeine Empfehlungsviſiten zu machen, dabei berechnete. Der Mehrzahl der Reiſenden iſt dieſes lange Zögern ein Zeitverluſt und langweilig, und den Damen iſt es beſonders unangenehm, da die Gaſthäuſer, faſt ohne Ausnahme, höchſt mittelmäßig ſind. Dieſer Mangel wurde mir beſonders klar, als ich in der alten Hauptſtadt der Leirekönige meinen Damen — denn ich ernannte mich ſelbſt zu ihrem Ritter — aus dem Wagen half, nachdem wir glücklich und wohl durch ein Thor gekommen waren, wo wir unzweifelhaft ohne Barmherzigkeit geköpft worden wären, wenn nicht der donnernde Ruf des Kutſchers: »Nehmt die Köpfe in Acht!« uns den gewiſſen Tod vor den Augen gezeigt hätte, ſo daß wir in der größten Schnelligkeit uns auf den Boden des Wagens hinunterduckten. Wenn ein tauber Mann von gewöhnlicher Höhe einmal mit dem Eilwagen von oder nach Roeskilde reiſt, wird er unzweifelhaft, in dem eigentlichſten Verſtande des Wortes, um ſeinen Hals kommen. Wäre ich reich, ſo würde ich ein Legat ſtiften, von deſſen Zinſen die Koſten für die feierliche Beerdigung der Unglücklichen, die auf dieſe Weiſe um's Leben kämen, beſtritten werden ſollten.

Um einen Ausweg in dieſer Noth zu finden, ſchlug ich der unbekannten Dame und dem kleinen Mädchen vor, dieſe Raſtſtunde zu einem Beſuche der Domkirche anzuwenden. Mein Vorſchlag wurde angenommen, und wir wandelten alle drei nach dem kleinen Hauſe des Küſters, und von dort nach den alten Gewölben Sanct Lucii, die eine ſo glänzende Zeit überlebt hatten, als Macht und Hoheit rund um ſie herum thronte, und Roeskilde, jetzt ſehr gering und unanſehnlich ausſehend, fünfzehn Kirchen und eilf Klöſter hatte, und der Sitz der weltlichen und geiſtlichen Macht war. Ein armer Tagelöhner, ein Schüler mit ſeiner Gelehrſamkeit unterm Arme, und ein Bauerwagen von einem Paar mageren Pferden gezogen, waren die Einzigen, denen wir begegneten. Die Straßen, welche einſt von Trabanten und Mönchen, Rittern zu Pferde und ſtattlichen Wagen mit Frauen und Pagen darin wimmelten, ſtanden jetzt wüſt und verlaſſen: sic transit gloria mundi. —

Die Sonne war gerade im Begriff unterzugehen, und die rothe Scheibe warf ihren letzten Abſchiedsblick auf die rothen Mauern und ſegnete gleichſam die vielen hundert Schlafenden, die ſie in ihrem Schooße verbargen. Ein alter Graukopf öffnete uns die große Thüre, in welcher der gottesfürchtige Biſchof Wilhelm vormals den Svend Eſtridſohn aufzuhalten wagte — als der König, von ſeinen Trabanten umzingelt, am Neujahrs-Morgen dem Gottesdienſte in derſelben Kirche, die er durch die Ermorbung einiger verdächtigen Hofleute befleckt hatte, beiwohnen wollte, — und ihn feierlich in den Bann der Kirche that. Ich ſetzte meinen Fuß auf denſelben Tritt, auf welchem Dänemarks König im Pönitenzkleide ſein Knie gebogen, als er ohne Gefolge zurückkehrte und, ſich vor Gott demüthigend, ſeine Miſſethat abbat.

Die alte Domkirche mit ihren hohen, ſchmalen, arabiſch-alhambriſchen Pfeilern, mit ihren mächtigen Gewölben und ihren feierlichen Kapellen lag vor uns. Das eintretende Halbdunkel, die erſtarrende kalte Luft und das hohle Echo von unſeren eigenen Tritten erfüllte uns mit einem unbeſchreiblichen Gefühle.

Hier dürfte es heißen: „zieh' deinen Schuh aus, denn die Stelle, worauf du trittſt, iſt heilig," ſagte ich, und mein letztes Wort: „heilig," hallte von der Mauer zurück, wie eine überirdiſche Bekräftigung.

„Es giebt keine Zeit, die mich ſo zur Andacht ſtimmt," ſagte meine Begleiterin, „wie die Abenddämmerung beim Sonnen-Untergang, oder die frühe Morgenſtunde zur Frühpredigt bei Licht. Mitten am Tage kann ich die Kirche ohne die geringſte Andacht betreten, und es fällt mir dann oft ſchwer, ſelbſt während der beſten Predigt, meine Gedanken ungeſtört zuſammenzuhalten. Das iſt ein Fehler, ich geſtehe es, aber ich hoffe, daß Sie nicht Theolog ſind, und mir deßhalb um ſo leichter meine Gottloſigkeit werden vergeben können."

»Ich theile ohngefähr Ihre Meinung,« antwortete ich, »und bin alſo Ihr Mitſchuldiger.«

»Mein Vater war Prediger,« fuhr ſie fort; »unſere Wohnung lag gerade der Kirche gegenüber, und ich ging oft des Abends, ſobald der Glöckner in den Thurm hinaufſtieg, dort hinüber; wenn ich dann allein in der leeren Kirche ſaß, und der tiefe Glockenklang gedämpft zu mir herabtönte, war es, als wenn ein mächtiger und doch liebevoller Geiſt mich umgab. Dann war ich andächtig, und dieſe Augenblicke flößten mir manchen frommen Gedanken ein, aber während des Gottesdienſtes war es anders. Da ſtörten mich ſtets der näſelnde Geſang der Gemeinde und die blöckende Stimme des Küſters, ich zog daher vor, die Predigten meines Vaters hinterher zu leſen. Ich habe immer ſehr gut begreifen können, daß die ſtillen Meſſen der Katholiken ſehr feierlich ſein müſſen.«

»Sie werden doch wohl kein Apoſtat!« ſagte ich; »nehmen Sie ſich in Acht, daß ich dieſes Bekenntniß nicht der Geiſtlichkeit anzeige; der Abfall einer Predigertochter von der Kirche, das wäre ja ein Scandal.«

»Gott bewahre mich!« antwortete die Unbekannte; »wir haben nur Einen Theologen zu Hauſe, aber der macht mir ſchon viel zu ſchaffen.«

»In dieſen Pfeiler ſind die Gebeine des Königs Harald Blaatand eingemauert,« ſagte der Küſter; »er war der erſte Gründer der Kirche, und dort hinter dem Altare ruhet die große Königin Margarethe, ihr Bild liegt obenauf, in Alabaſter gehauen.«

»Die große Königin Margarethe muß eine ſehr kleine Perſon geweſen ſein,« bemerkte ich.

»Es hat mir immer gedäucht, vielleicht weil es mein Faſſungsvermögen überſteigt,« ſagte die Dame, »daß die ſogenannten großen Frauen Mißgeburten der Natur wären. Alles, was über ſeine Beſtimmung hinausſchweift, ſcheint mir verfehlt, und wie Vieles muß nicht erſt in einer weiblichen Seele erſtickt und ausgerottet werden, ehe ſie das wird, was die Königin Margarethe war. Gerade dasjenige, was in uns am meiſten Werth hat, müſſen wir dann zuerſt bekämpfen.«

»Hier unten liegt Chriſtian der Vierte,« fuhr der alte Mann fort, und öffnete die Fallthüre zu einem der unterirdiſchen Gewölbe. Er zündete eine Laterne an, und ſtillſchweigend folgten wir ihm in das Grab hinunter. In enger Verwahrung ſchläft der thätige König neben ſeiner Königin Anna Katharina. Dem Manne, deſſen viele ſtolze Gebäude uns und unſere Kindeskinder überleben werden, hat man nicht einmal einen Platz über der Erde eingeräumt. Sein Schwerdt liegt oben auf dem Sarge, und dieſes redet mehr, als alle die Basreliefs und Trophäen, mit denen viele königliche Sarkophagen geſchmückt ſind.

Der Mann mit der Laterne war am Eingange ſtehen geblieben, das kleine Mädchen ſtand hinter ihm und guckte furchtſam hinein, wir Beide waren die Einzigen, welche die unterirdiſche Wohnung des Todes betreten hatten.

»Sie werden mich auslachen und es eine geſchichtliche Schwärmerei nennen, die ſich für mich nicht paßt,« ſagte meine Begleiterin, »es iſt mir aber nicht möglich, dieſen Ort zu verlaſſen, ohne meine Hand auf das Schwerdt Chriſtian's des Vierten gelegt zu haben; ich habe von meiner früheſten Kindheit an ſtets den Vater der Eleonore Chriſtine Ulfeldt geliebt.«

Sie zog den Handſchuh aus und legte die Hand auf den Degengriff. Ein blanker glatter goldener Ring umſchlang den einen Finger; es war mir, als wenn ich eine Schlange geſehen hätte.

»Folglich verlobt,« dachte ich mit einem Seufzer bei mir ſelbſt, und wir verließen das Gewölbe, das mir dieſe unwillkommene Entdeckung gebracht hatte.

Wir betrachteten die Capelle Chriſtian's des Siebenten, meine Begleiterin meinte aber, daß dieſer Zuſatz von italieniſcher Bauart den Haupteindruck ſtöre; deſſenungeachtet iſt dieſe Capelle unbeſchreiblich ſchön, und macht ihren Baumeiſter, Harsdorff, unſterblich.

»Was in der ganzen Kirche mich am Allermeiſten rührt,« ſagte ich, »ſind die ſechs kleinen mit weißem Sammet überzogenen Särge, in welchen die Kinder unſeres Königs ruhen. Das längſtlebende von ihnen ward nur ein Jahr alt. Wie viele Hoffnungen, die der Tod alle vernichtete, wurden nicht an ihr kurzes Daſein geknüpft!«

Sie bückte ſich zu dem kleinen Mädchen nieder und küßte es, es kam mir vor, als ob ſie zu gleicher Zeit eine Thräne abtrocknete. Wir ſtanden wieder im Chore, wo eine Reihe brauner Domherrenſitze auf beiden Seiten des Altars uns zur Ruhe einlud.

»Hier ſaßen vor Jahrhunderten die alten Mönche, und von dieſen braunen Sitzen iſt manch' andächtiges Gebet zum Himmel geſtiegen. Sehen Sie den Gang hinunter, ein Leichenſtein ſchließt ſich dicht an den andern, und die Gräber bilden eine Fußdecke für die Lebenden. Welche Maſſe von Leidenſchaften und Plänen, welchen Luxus von Anſprüchen bedecken nicht dieſe Steine!«

»Und wie viele verwundete Herzen fanden nicht hier Ruhe! Sie genießen Alle einen ſüßen Schlaf,« antwortete ſie leiſe.

Wir ſaßen ſtillſchweigend und in Betrachtungen verſunken; die meinigen waren von einer außerordentlich angenehmen Natur, ich genoß ein Vorgefühl von Glück, das man nur in wenigen Augenblicken des Lebens fühlt. Der alte Mann lehnte ſich an das Gitter und ſah in den weiten Raum hinaus; vielleicht dachte er daran, wie ſchnell ſeines Lebens Abend herannahe.

Milde, leiſe, himmliſche Töne bebten über uns und weckten uns aus unſeren Träumereien. Es war ein gedämpftes Präludium, das allmählig in Melodie überging, und zuletzt folgte die wunderſchöne Romanze von Weyſe:

Es giebt ein Land im Leben,
Man nennt es Amors Vaterland,
Von Meer und Fels umgeben,
Gar Vielen unbekannt.

Bei den letzten hinſterbenden Tönen der Orgel ertönte die tiefe Abendglocke und kündigte dadurch an, daß der Tag zu Ende ſei. Der feierliche Metallklang, der vormals die frommen Väter zur Veſper rief, erinnerte uns, daß es an der Zeit wäre, den Eilwagen aufzuſuchen, um unſere Reiſe fortzuſetzen.

»Das iſt gewiß der Profeſſor Weyſe ſelbſt, der oft von Kopenhagen hier heraus kommt,« ſagte der Glöckner, »ſo ſchön kann der Organiſt wahrlich nicht ſpielen.«

»Ach Gott, wie ſchön war das,« ſagte meine Begleiterin. »Dieſe Freude habe ich Ihnen zu verdanken. Als ich meine Verwandte, bei denen ich zum Beſuch geweſen, verließ, war mir ganz bange, weil ich allein nach Kopenhagen reiſen mußte; ich wußte damals nicht, welch' großes Vergnügen mir bevorſtand.«

Lieber Leſer, willſt du dich in meine Gefühle verſetzen, ſo reiſe in dem erſten Stadium deines Verliebtſeins mit dem Gegenſtande deiner Liebe nach Roeskilde, geh' in der Abenddämmerung nach der Domkirche und laß den Profeſſor wiederholen, was er mir damals vorſpielte, — und ich will darauf wetten, daß du begreifſt, warum ich ſchwieg, während wir nach dem Poſthofe zurückgingen.

Das Läuten hörte auf, als wir den Eilwagen erreichten, gleichſam als wollte der freundliche Geiſt uns nicht weiter begleiten.

»Ei Hochgeehrter, Sie haben was verſäumt,« ſagte der Branddirector, »eine ſehr gute Kraftſuppe und einen excellenten Gänſebraten. Aber der Wein iſt nicht gut hier.«

»Sie haben villeicht einen Beſuch gemacht, haben vielleicht Familie hier in der Stadt?« fragte Herr Meyer. Die meiſten Iſraeliten ſind neugierig.

»Wir beſahen inzwiſchen die Domkirche,« antwortete ich.

»Viele prächtige Begräbniſſe,« ſagte Herr Meyer, »und ſehr koſtbare. Es ſind Särge da, die allein für viele hundert Thaler Silber enthalten.«

»Ja, und ein hölliſches Gebäude,« ſagte der Branddirector. »Denken Sie ſich, meine Herren, es iſt einmal im Dache Feuer geweſen, es ſtürzte ganz auf das Gewölbe hinunter, aber dieſes hielt den Stoß aus, ohne zu berſten. Daſſelbe war im Jahre 1806 der Fall mit der Kirche in Ringſted, die in Feuer gerieth, als das Ringſtedter Kloſter brannte; der Thurm ſtürzte ein, und oben auf dem Gewölbe blieben die Glocken liegen und ſchmolzen, es gab aber gleichwohl nicht nach. Man ſollte es nicht glauben, wenn man es nicht ſelbſt geſehen hätte. Das nenne ich Brandmauern!«

Ich wünſchte in meinem Innern dem Staate Glück zu einem ſo eifrigen Beamten, der in der Roeskilder Domkirche nur ein merkwürdiges Beiſpiel eines brandfeſten Gebäudes finden konnte. Ein ſolcher Mann läßt ſich ſchwerlich von ſeiner Phantaſie beſtechen.

Als der Wagen in Kopenhagen ſtill hielt, fand ich meinen Bedienten im Poſthofe, um mich zu empfangen: Die Dame ſah ſich vergebens nach einem bekannten Geſichte um; ich bemerkte ihre Verlegenheit.

»Man hat mich vermuthlich nicht erwartet,« ſagte ſie mit einem Ausdruck von Mißbilligung, als wenn dieſer Mangel an Sorgfalt von Seiten ihrer Umgebung ſie ſchmerzte.

»Wenn Sie es erlauben, ſoll mein Bedienter Sie begleiten und für Ihre Sachen ſorgen.« Gern hätte ich ihr meine Begleitung angeboten, aber ich fürchtete, ſie zu geniren. Es giebt eine große Menge Damen, denen es nie einfällt, daß es beſchwerlich ſein kann, ihr Suivant zu ſein, andere dagegen, die ſehr bange ſind, uns die geringſte Ungelegenheit zu machen. Es trifft ſich ſonderbar genug, daß dieſe Furcht im Allgemeinen bei denjenigen, welche wir am liebſten begleiten wollen, am ſtärkſten iſt.

»Sie werden es gewiß nicht als Unbeſcheidenheit auslegen, daß ich, bevor ich Abſchied nehme, Sie nach einem Namen frage, an welchen die Erinnerung eines glücklich verlebten Tages ſich knüpft?« — Wir wechſelten unſere Namen, ſie nannte ſich Anna Reeh und wohnte im Hauſe der Kammerräthin Müller in dem Wimmelſchaft.

Ich beneidete meinen Chriſtian, als er mit dem Nachtſacke unter dem Arme und dem Gepäcke auf der Schulter aus dem Poſthofe ging; ſelbſt hatte ich keinen Grund mich länger aufzuhalten, und mit meiner kleinen Mündel an der Hand — denn ich hatte ihrer Großmutter verſprochen, dafür zu ſorgen, daß ſie gut nach Hauſe komme — verließ ich den Eilwagen mit einem dankbaren Blick für die Freuden, die er mir geſchenkt hatte.

»Nur reiſen iſt leben, ſagt Goethe,« dachte ich bei mir ſelbſt, während wir die neue Straße entlang nach dem Wimmelſchafte wanderten: »Reiſebekanntſchaften haben etwas ganz Eigenthümliches, was allen anderen Bekanntſchaften, die unter den gewöhnlichen Verhältniſſen angeknüpft werden, abgeht. — Anna iſt ein hübſcher Name.«

Das letzte dachte ich vermuthlich laut, denn meine kleine Begleiterin fragte: »Wie meinen Sie?«

Ich hatte faſt vergeſſen, daß ſie exiſtirte. — »Ich frage, wo du hin ſollſt, mein Kind?« ſagte ich.

»Nach der Färberſtraße, wo der Branntweinbrenner wohnt, gerade Bartou gegenüber,« antwortete ſie.

Ah, und ich war in Gedanken auf dem Wege nach dem Wimmelſchaft, wo die Kammerräthin Müller wohnt. Wir kehrten wieder um, und ich ging mit ihr nach der Färberſtraße. —

Die Theemaſchine erwartete mich zu Hauſe, die alte Stine hatte Alles auf's Beſte zu meiner Rückkehr eingerichtet, und mein Contubernal, mein aufrichtigſter Freund, empfing mich mit einer langen Erzählung von dem, was während meiner Abweſenheit ſich in der Hauptſtadt ereignet hatte. Ich ſchützte aber Kopfſchmerz vor, um zu Bett gehen und ungeſtört die Begebenheiten dieſes Tages bis zu den kleinſten Umſtänden durchgehen zu können. Da fühlte ich, daß Anna Reeh einen Eindruck auf mich gemacht hatte, der ſich ſchwerlich verwiſchen laſſen würde.

Iſt die Reiſe vom Heckthor bis nach Kopenhagen dir zu weit vorgekommen, lieber Leſer, ſo vergiß nicht, daß es faſt volle zwölf Meilen ſind, und ſei nachſichtig gegen einen jungen Mann, der in funfzehn Stunden der Wirkung der bezaubernden Nähe eines ſchönen jungen Mädchens ausgeſetzt geweſen war. — —

Ich war ſchon vierzehn Tage zu Hauſe, aber noch konnte ich mich nicht an meinen alten Geſchäftsgang gewöhnen; meine Arbeiten verurſachten mir Langeweile, ein ungeheurer Actenſtoß häufte ſich auf meinem Tiſche, und eine Matrikelberechnung wurde mir nach der andern zugeſchickt, damit ich herausfände, worin der Fehler lag. Ach, das wußte ich nur allzu wohl. — Stine klagte über meine ungewöhnliche Gedankenloſigkeit, in den letzten zwei Wochen hätte ich fünf Taſchentücher verloren, das hätte ich in allen den Jahren, ſeit denen ſie mich gekannt, nicht gethan, ſie könnte nicht anders glauben, als daß ich in Heirathsgedanken vertieft ſei. Mein Contubernal klagte über verkehrte Antworten, kurz, ich war meiner ganzen Umgebung ein Räthſel geworden.

Eines Abends, als ich, wieder in tiefen Gedanken ſitzend, ſchon drei Male meine Pfeife angezündet hatte, ohne daß es mir gelang, ſie brennend zu erhalten, drehte mein Freund ſich auf dem Stuhle zu mir und fing ſein Verhör an.

»Schmeckt dir der Tabak nicht? es iſt ſonſt guter Oronoko.«

»Er ſchmeckt mir ſehr gut.« Die Pfeife war wieder aus.

»Oder biſt du nicht recht auf dem Strumpf?«

»Ich befinde mich ſehr wohl. Warum frägſt du darnach?« Ich war eigentlich über dieſe Examination ein Bischen verlegen.

»Was Teufel fehlt dir denn? Du biſt ja gar nicht, wie du zu ſein pflegſt, ſeit jener Landtour. Ich begreife dich nicht.«

»Ja, lieber Emil, ich begreife mich ſelbſt nicht einmal recht. Ich glaube, um aufrichtig zu ſein, daß ich verliebt bin.«

»Verliebt? Du biſt doch wohl nicht toll?«

»Hm! Mein Herz könnte doch wohl Haverei gelitten haben, ohne daß das Gehirn darin implicirt zu ſein brauchte,« antwortete ich.

»Nein, das iſt meiner Seele nicht möglich,« rief eifrig mein Freund. »Lieber Ludwig, ſei doch vernünftig, mache mir nicht den Kummer.«

»Ganz aufrichtig geſprochen, ich bin verliebt, und zwar in ein Weſen, ſo anmuthig, ſo liebenswürdig ...«

»Dann iſt es doch wohl kein Frauenzimmer,« unterbrach er mich.

»Ja, mein Freund, aber welches Frauenzimmer! Du ſollteſt ſie ſehen, ſie reden hören ...«

»Bah! ich kenne das Volk. Nicht ein Frauenzimmer verdient es, daß man ſeinetwegen eine halbe Meile geht, geſchweige denn, daß man ihm ſeine Freiheit aufopfern oder ihm auf ſeinen Namen Credit geben ſollte.«

»Wie kannſt du jetzt ſo ungereimt ſprechen. Das meinſt du ja nicht.«

»Gewiß, das meine ich,« ſagte Emil, indem er ſeine Stimme faſt zu einem Flüſtern herabſinken ließ. »Koketterie, Falſchheit und vor Allem Herzloſigkeit, ſieh das iſt der Kern, den eine glänzende Schale bedeckt. Laß dich von mir warnen. Vergiß nicht, daß ich deinem Vetter ſein Schickſal vorausſagte; traf es nicht zu? Ging es ihm nicht, wie ich geſagt hatte?«

»Ja, ganz richtig, aber die Neigung meines Vetters war unglücklicherweiſe auf ein Frauenzimmer ohne Bildung gefallen, das war ein ſinnliches Verhältniß, und von einem ſolchen läßt ſich leicht vorausſagen, daß es mit Verdruß endigen wird.«

»Biſt du vielleicht nicht ſinnlich? Iſt ſie nicht ein menſchliches Weſen von Fleiſch und Blut, wie alle Andern? Die Feſtigkeit eines Mannes bedeutet nicht viel, aber die eines Frauenzimmers gar nichts. Was bildeſt du dir ein? Was erwarteſt du? Du kennſt ſie nicht, aber ich kenne ſie.«

»Wie unbillig iſt es doch, Alle über einen Kamm zu ſcheren.«

»Unbillig? — Nur Ein Gefühl giebt es, das bei ihnen feſt und anhaltend iſt, und das iſt der raffinirteſte Egoismus. Abwechſelung iſt ihr Leben und nur die ſchärfſten Contraſte und die grellſten Uebergänge vermögen ſie zu befriedigen. Warte, ich verlange nicht, daß du mir allein glauben ſollſt, höre, was eine Stimme, gewichtiger als die meinige, dir zuruft.«

Er ergriff ein Buch, ſchlug es auf und las:

»Es iſt ebenſo wenig dem Weibe wie dem Manne gegeben, ſich von einem Gegenſtande, wie ausgezeichnet er auch ſein möge, feſſeln zu laſſen; die Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes geſtattet nicht einmal das ſtete Anhängen an ein ideales Weſen. Selbſt der vollkommenſte Mann würde nicht den Anforderungen eines Weibes genügen, und da es nicht über ihm wählen kann, ſo wählt es Einen, der in jeder Hinſicht unter ihm ſteht, denn es iſt der Contraſt, welcher anzieht. Und iſt man erſt zu den Contraſten gelangt, dann ſind die am Meiſten abſtechenden die beſten. Lies die Geſchichte Joconde's. Er war Prinz, jung, ſchön, reich, liebenswürdig; er verließ ſeine Frau, um eine Reiſe zu unternehmen, und als er zurückkehrt, hat ſein Lakai, der dumm, häßlich und ungeſtaltet iſt, ihm ein Geweih aufgeſetzt. Das iſt der Drang der Contraſte, das alte Gleichniß von der verbotenen Frucht in moraliſcher Anwendung.« —

»Was ſich von einer phyſiſchen Ungeſtaltetheit ſagen läßt, das gilt auch von der moraliſchen, und in einem noch höheren Grade; doch dies iſt ſchwieriger zu begreifen. Stelle dir vor, daß ein Ideal von einem vollkommnen Manne leidenſchaftlich ein junges ſchönes Weib liebt, dann wird ſie tauſend Mittel anwenden, um ihn mit Füßen zu treten, und ſeine erhabenſten Gefühle zu verwunden, denn nur ein unveränderlich tiefes Gefühl findet ſich bei dem Geſchlechte, und das iſt Eigenliebe. Denke dir, daß ſie mit einem einzigen Kuſſe einen Narren, einen Kretinen größer machen könnte, als den großen Mann, vorzüglich in deſſen eigenen Augen, wenn er ſich einem Kretin aufgeopfert ſieht, der das genießt, was man ihm verweigert; dann ſollteſt du ſeine Qual ſehen, ſeinen Jammer hören, und er wird ſie noch leidenſchaftlicher lieben, weil ſie ihn verlaſſen hat. Er verdammt ſeinen Ruhm, ſeinen Namen, ſeine Schönheit, ſeine Talente, ſeinen Reichthum, er, ein Dante, Byròn, ein Buonaparte, verdammt ſich ſelbſt und will mit Freuden ſein Blut und ſeine Seele hingeben, wenn er nur einen Augenblick, ja vielleicht ſein ganzes Leben hindurch dumm wäre, da ſeine Angebetete die Dummen den großen und ausgezeichneten Männern vorzieht, — und ſo weit hat ein Weib ihn gebracht.« —

»Und glaubt Ihr, daß irgend ein Weib der Verſuchung widerſteht, ſich ſelbſt ſagen zu können, daß ſie, während ſie ihr Haar ſtrählt, oder ihren Putz ordnet, den großen Mann, den Abgott einer Nation oder einer ganzen Welt, den Gegenſtand der Anbetung aller Männer und Weiber, ſo weit bringen kann, daß er die göttlichen Gaben, die ihn zu ſolcher Höhe gehoben, verdammt, und mit gefaltenen Händen Gott bittet, daß er ihn ebenſo elend mache, wie er ihn vorher gehoben, wenn er dadurch die Liebe ſeiner Angebeteten gewinnen kann? — Nein, nein! ich ſage Euch, dieſer Verſuchung widerſteht wahrlich keine von Eva's Töchtern.«

»Das Laſter iſt es, aber das lächelnde Laſter, das am Sicherſten dem weiblichen Geſchlechte gefällt, dieſes genügt für eine gewöhnliche Verbindung; eine große und mächtige Leidenſchaft wird aber nur durch Verbrechen erzeugt. Eine verdorbene Seele amüſirt ſie, eine verbrecheriſche erſchreckt ſie, und ihre Liebe beruhet meiſtens immer auf Schrecken oder Neugierde.« —

Er warf das Buch weit weg auf den Boden und rief heftig: »Verdammt, Verdammt! Aber jedes Wort iſt wahr! Sie ermorden Euch mit kaltem Blute, und feiern, den Dolch in der Hand, Bacchanalien.«

Mit dem Fuße die eben citirte Auctorität von ſich ſtoßend warf er ſich am Fortepiano nieder und ſpielte mit den wildeſten Accorden die alte wohlbekannte:

Heiſa, hoppſa! mein Mann iſt todt,
Und Wittwe bin ich geworden!

Aber allmählig während ſeines Spielens löſte ſich die harte Schale, die Accorde wurden milder, ſeine Phantaſien gingen in klagende Molltonarten über, und ſeine barſchen Züge nahmen wieder einen Ausdruck von wehmüthiger Schwärmerei an, welche nach der Verſicherung der Damen meinem Freunde »ganz allerliebſt« ließ. Mit einem tiefen Seufzer ſtand er auf, fuhr mit der Hand über das Geſicht, und ging in der Stube auf und ab.

Der arme Emil war verlobt geweſen; ſeine Braut hatte ihn verlaſſen eines Menſchen wegen, der in jeder Hinſicht weit unter ihm ſtand. Ungeachtet der tiefen Verachtung, die er für das weibliche Geſchlecht hegte, liebte er gewiß noch die Untreue mit all der Wärme, die ſeinem heftigen Charakter eigen war, er hatte aber mit Kraft ſeinen äußern Menſchen beſiegt, und dergleichen Ausbrüche ſeines gährenden Innern zeigten ſich äußerſt ſelten. Demjenigen, der den gewöhnlich ruhigen, und ſtets launigen und ſatiriſchen Emil ſah, würde es ſchwerlich einfallen, daß dieſe Ruhe eine Treibhauspflanze war, auf einem Vulkane hervorgetrieben.

»Er wird ſie noch leidenſchaftlicher lieben, weil ſie ihn verlaſſen hat,« wiederholte er leiſe, »er würde ſein Blut und ſeine Seele hingeben, ein Narr, ein Kretin werden, wenn er ſie dadurch wieder gewinnen könnte. Ach Gott, wie oft habe ich zu dir gefleht, mich zu einem ſolchen Narren, einem ſolchen Kretin zu machen! — So weit hat ein Weib mich gebracht.«

Mit einem tiefen Seufzer lehnte er ſich auf den Stuhl zurück, und ſchwere Thränen rollten ſeine Wangen herab. Thränen gewähren Linderung, und man darf ſie deshalb nicht zu hemmen ſuchen; ein perſiſcher Dichter ſagt: »die Hoffnung enthält die Farben des Lebens, von gebrochenen Strahlen und Thränen erzeugt. —

»Laß mein Beiſpiel dir, Ludwig, zur nützlichen Warnung dienen,« ſagte nach einer Pauſe mein Freund, »und vergeude nicht deine beſten Jahre, einem unerreichbaren Ziele nachzujagen; wahre Liebe iſt nur ein Phantom. Glaube mir, unſerer Kindererziehung haben wir es zu verdanken, daß die Liebe ſo ganz aus der Mode gekommen iſt, der Keim derſelben, der in der weiblichen Seele vorhanden war, iſt von Puppen und Kinderbällen erſtickt worden. Das Mechaniſche, das Praktiſche haben ſie gelernt, aber für die Theorie haben ſie kein Gefühl; was Liebe iſt, verſtehen ſie nicht, aber in der Liebelei ſind ſie Virtuoſinnen; Lächeln und Thränen haben keine Bedeutung für ſie, aber Schluchzen und Gelächter iſt ihre Seelennahrung.«

»Du malſt mit zu ſtarken Farben, lieber Emil. Mit welchen Farben willſt du denn uns ſchildern?«

»Uns? mit gar keinen, damit mag ich mich nicht incommodiren. Zu ſtarken? Nein! Giebt es einen Augenblick in unſerm Leben, der einigen Werth hat, dann iſt es gewiß der Moment, wo unſere Seele zu einem neuen Leben erwacht, und Alles, was hoch und edel iſt, in Ein Gefühl ſchließt; wenn unſere erſte, ſtille Liebe ihrer Gottheit einen Schatz von Glückſeligkeit und Anbetung zu Füßen legt. Dieſes Gefühl hat keine Sprache; hier muß die eine Seele die andere verſtehen. Und begreifen ſie das? Nein, bei weitem nicht! Sie verachten einen Cavalier, der nicht den Hof machen und ſeine Anbetung in ſchön ſtyliſirten Phraſen darbringen kann, und ziehen unbedingt den routinirten Terminologiſten vor; mit ihm ſind ſie nicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, fühlen zu müſſen, da können ſie mit dem Sprechen davon kommen. Und giebt es auch Eine unter ihnen, die wohl weiß, welchen Werth eine ſolche ſtille erſte Liebe hat, dann ſtürzt ſie cannibaliſch über ſie her, und verräth nur allzu bald, daß ſie, wie die Erlmädchen oder Nixen, ſo hohl wie ein Backtrog iſt, und mit dem erſten Kuſſe vergiftet ſie eine Liebe, die für das ganze Leben geſchaffen war.«

»Lieber Emil, deine gute Abſicht und deine Freundſchaft für mich erkenne ich vollkommen, aber es nützt nichts, den Brunnen zuzuwerfen, wenn das Kind ertrunken iſt.«

»Um's Himmels willen, Ludwig, du haſt dich doch nicht verplämpert?« rief mein Freund entſetzt aus

»Nein, ſo weit bin ich noch nicht gekommen; ich glaube außerdem, daß ſie ſchon verlobt iſt!«

»Nun, Gott ſei Dank! laß du ſie ihm, der den An-
lhaken angebiſſen hat, und danke deinem Schöpfer, daß
frei biſt.«

»Dazu bin ich aber nicht ganz geneigt,« ſagte ich.
Siehſt du, ich bin verliebt, wenn nicht alle Wahrzeichen
igen, und zwar in ein Mädchen, das gewiß zu den
tenen Ausnahmen gehört. Du biſt unglücklich geweſen,
ber Emil, aber deshalb iſt es nicht ausgemacht, daß
daſſelbe Schickſal haben ſolle. Es iſt mir eine Noth-
ndigkeit, genauere Nachrichten über dieſes Mädchen zu
kommen, meine Ruhe beruht darauf.«

Und jetzt erzählte ich ihm mein Zuſammentreffen mit
nna, beſchrieb ihm die ganze Reiſe und theilte ihm eine
be ihrer Aeußerungen mit. Ich endigte damit, daß es
n gefälliger Beiſtand ſei, deſſen ich bedürfte.

»Mein Beiſtand? Um von ihr Nachrichten zu bekom-
en? Wer iſt ſie denn?«

»Sie heißt Anna Rech,« antwortete ich.

»Ich habe nicht die Ehre, ſie zu kennen.«

»Sie iſt aber im Hauſe der Kammerräthin Müller,
e kennſt du doch.«

»Das iſt ein ſchlechtes Haus, ein thörichtes Weib.
ie lebt zum Theil davon, Damen in Penſion zu haben;
s iſt ein wahres Kloſter mit all der Jämmerlichkeit,
e dazu gehört!«

»Da iſt auch ein Sohn, der Theolog iſt, glaube ich,
icht wahr?«

»Wenigſtens hat er das theologiſche Examen gemacht,« antwortete Emil; »das iſt ein dummer Menſch, und ich freue mich, daß ich ihn losgeworden bin. Iſt er es, mit dem ſie verlobt iſt? — Und jetzt glaubſt du, daß ich zum postillon d'amour tauglich ſei?« fuhr er, ohne meine Antwort abzuwarten, fort. »Laß mich aus der Sache bleiben, ein jedes Frauenzimmer kann wohl für ſich ſelbſt kuppeln, das verſtehen ſie aus dem Grunde.«

»Pfui, Emil, wie kannſt du ſo ſprechen.« Er reichte mir ſtillſchweigend die Hand zur Verſöhnung.

»Was verlangſt du denn eigentlich von mir?« fragte er.

»Daß du das Terrain für mich ſondiren ſollſt; deiner Erfahrung und deinem Scharfblick will ich mehr vertrauen, als mir ſelbſt. Ueberwinde deinen Widerwillen, geh' wieder einmal zu Frau Müller, ſieh' mit eigenen Augen meine Anna — ja, Gott gebe, daß ich ſie die meinige nennen könne — unterſuche mit deiner Kritik die Verhältniſſe und bringe mir das Reſultat deiner Entdeckungen. Aber vergiß nicht, daß dieſes eine ſehr ernſte Angelegenheit iſt, und daß, wenn du dein Urtheil fällſt, du zugleich über mein geiſtiges Leben, wenigſtens auf lange Zeit, vielleicht für immer entſcheideſt. Mein ruhiger Charakter und mein leichter Sinn haben mir bisher durch die Welt geholfen, aber jetzt fühle ich, daß die Stunde gekommen iſt, wo auch ich mein Probeſtück machen ſoll. Anna iſt meine erſte Liebe, ungeachtet es faſt ein Scandal iſt für einen Menſchen von vier und zwanzig Jahren, der ſchon fünf

hre dem König gedient, geſtehen zu müſſen, daß er
ht, wenigſtens in noch einmal ſo langer Zeit, in Amors
enſten geſtanden. Wirſt du aber genöthigt, lieber
nil, den Stab über ſie zu brechen, dann bin ich davon
erzeugt, daß du es mit der Schonung thun wirſt,
lche nur derjenige zeigt, der es erfahren hat, wie ſehr
e Wunde der Art ſchmerzen kann.«

Ich hatte mich ſelbſt durch dieſe lange Rede ganz
hmüthig geſtimmt. Mein Contubernal reichte mir die
nd, und wir wurden darüber einig, daß er die erſte
legenheit ergreifen ſollte, die mit der Familie der Frau
üher abgebrochene Bekanntſchaft zu erneuern, um für
ch da zu ſehen, wo ich es ſelbſt nicht konnte. In-
ſſen hatten wir keine Luſt, noch länger einen Gegenſtand
berühren, über den wir ſo verſchieden dachten. Da
s Fortepiano oft einen Theil ſeiner Rede ausmachte,
ie die Muſik überhaupt ein Theil ſeines Lebens war, ſo
ehete er ſich zu dem Inſtrument und ſpielte die alte
elodie:

Die Menſchen wiſſen ſo wenig
Was ſie eigentlich wollen;

ch konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, und während er
ber ſein ſelbſtgewähltes Thema phantaſirte, ſaß ich im
ſopha und dachte an Anna, und ich kann dir verſichern,
eber Leſer, daß ich in dieſem Augenblicke ſehr wohl wußte,
as ich wollte. —

Mehrere Tage verſtrichen, während welcher ich mich in jenem fieberhaften Zuſtande befand, der von Furcht und Hoffnung, wenn ſie in unſerer Seele um die Uebermacht kämpfen, unzertrennlich iſt. Endlich brach Emil das Stillſchweigen und ſagte: »Geſtern bin ich denn bei Frau Müller geweſen.«

Er ſaß gerade an ſeinem Arbeitstiſche und kehrte mir den Rücken zu, ich konnte alſo nicht aus ſeiner Miene auf mein Schickſal ſchließen.

»Das Haus hat ſich conſervirt,« fuhr er fort, »es iſt eben ſo jämmerlich, wie es immer geweſen iſt.«

»Und Anna, ſahſt du ſie?« fragte ich, durch dieſen Anfang nur wenig ermuntert.

»Hm, ſie iſt recht hübſch, das geht; ſie iſt eigentlich ſehr hübſch.«

»Nun, und was weiter?«

Emil zuckte die Achſel. »Bah! ſie iſt ein Frauenzimmer.«

»Ja, Gott ſei Dank, das iſt ſie,« rief ich aus. »Iſt das Alles, was du entdeckt haſt, dann haſt du nicht Viel für deinen Gang. Rein mit der Sprache heraus, was ſagſt du von ihr?«

»Bleibe davon, Ludwig, das taugt meiner Seele nicht, ſie iſt eine Gans.«

»Aber iſt ſie verlobt?«

Mein Freund bedachte ſich einen Augenblick. »Laß uns bei der Wahrheit bleiben,« ſagte er, »ich glaube nicht, daß ſie verlobt iſt.«

»Nicht verlobt, und eine Gans! Lieber Emil, ich danke dir für dieſe Botſchaft!« rief ich und fiel ihm um den Hals. Ich war außerordentlich froh.

»Keine Urſache. Aber haſt du den Verſtand verloren? Iſt eine Gans eine ſolche rara avis in terra? Ich glaube, der Teufel plagt den Menſchen.«

»Eine Gans iſt ſie nicht, darauf will ich mein Leben verwetten; Gott Lob, daß du nicht härter über ſie urtheileſt! Und iſt ſie nicht eine Gans, dann iſt ſie ein Engel.«

»Eine vortreffliche Logik.« ſagte Emil verdrießlich, ſich wieder zu ſeiner Arbeit wendend, »und ein hölliſcher Sprung. Laß mich es wiſſen, wenn du deinen Verſtand wieder bekommſt.« —

»Höre einmal, Emil,« ſagte ich den Tag darauf, laß uns einen Accord mit einander machen. Wir wollen im Hauſe der Frau Müller Menſchenkenntniß ſtudiren, ich verſpreche dir, vernünftig zu ſein, und ſo ſkeptiſch, daß ſelbſt Pyrrho es nicht im höheren Grade war. Ich will mich dazu verpflichten, keine dummen Streiche zu machen — das iſt viel verſprochen — aber du mußt zum Erſatz mich in das Haus einführen, und des jungen Telemach Mentor ſein auf der Inſel Kalypſo's.«

Mein Contubernal machte viele Einwendungen und weigerte ſich mit der größten Hartnäckigkeit, ich nahm ihn aber endlich mit Sturm, und da ich ihm verſicherte, daß dieſes die einzige Bedingung eines vernünftigen Betragens ſei, willigte er endlich ein.

»Um dir zu beweiſen, daß es mein Ernſt iſt, vernünftig zu ſein, bitte ich dich, mir deiner Kenntniß Quelle zu eröffnen,« ſagte ich; Emil war durch das gezwungene Verſprechen, das er hatte geben müſſen, ſehr verſtimmt. »Nur ein Thor geht ohne Karten und Beſteck in See. Zeichne mir einmal das Fahrwaſſer, und gieb mir es ebenſo bunt, wie es iſt.«

Als Emil ſeine Pfeife geſtopft, fing er folgendermaßen an: »Möchten meine Worte dir die Familie verleiden, damit wäre uns Beiden gewiß am Beſten gedient; indeſſen verſpreche ich dir, nichts zu übertreiben. Du weißt, daß die Kammerräthin Müller Wittwe iſt, und daß ſie mit deinem früheren Comptoirchef verheirathet war; wenn ſie auch nicht ſein Leben verkürzte, ſo iſt es doch ganz gewiß, daß ſie es nicht verlängerte, und ſie lebten keineswegs glücklich zuſammen, denn ſie war verſchwenderiſch, unordentlich und ſehr eitel. Nach ſeinem Tode hat ſie immer eine Anzahl von Damen als Penſionärinnen im Hauſe gehabt, um durch dieſe Einnahme üppiger leben zu können. Sie iſt klatſchhaft, einfältig, bigott und habſüchtig; wenn du nicht unaufhörlich ihren Anzug, ihre Gardinen, ihr Abendeſſen und ihren böſen Mops, der den Leuten in die Beine fährt, rühmſt, ſagt ſie, daß du eine ungezogene Perſon ſeiſt, ohne Geſchmack und ohne Lebensart. Sie würde überall ein beſchwerlicher Gaſt ſein, aber ſie iſt eine noch beſchwerlichere Wirthin.«

weiß nicht Viel, bildet ſich aber ein, die ganze Weltweisheit verſchlungen zu haben, weil er eine ganze Maſſe verzweifelter Paradoxen zur Vertheidigung noch verzweifelterer orthodoxer Ungereimtheiten herzählen kann. Sich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen, iſt nicht beſſer, als ſich den Händen des Teufels für den Abend zu überliefern, denn man kann nicht wieder loskommen. Seit er einige Male zur Probe gepredigt, iſt es gar arg geworden, denn durch die ungeſtörte Ruhe, die er eine Stunde lang auf der Kanzel genoſſen, ohne widerſprochen zu werden, hat er für die ſalbungsvollen Reden Geſchmack bekommen, und er fordert von allen Anderen daſſelbe Opfer, das die Unglücklichen ihm gebracht, die der Küſter in einen Kirchenſtuhl, deſſen Thüre er verriegelt, eingetrieben hat. Das einzig Rühmliche, was ich von ihm weiß, iſt, daß er ſelten zu Hauſe iſt.«

»Und die Uebrigen? Die Penſionärinnen in dieſem Elyſium?« fragte ich.

»Urtheile ſelbſt. Der Frau Galle und ihrer Tochter muß ebenfalls der Hof gemacht werden; die Mutter iſt eine Kokette von mittleren Jahren, welche die Sentimentale und Aeſthetiſche ſpielt, ſie ſchwärmt für alle herzbrechenden Romane und Gedichte, aber die Adreß-Zeitung und der Staatscalender bilden doch ihre Lieblingslectüre; da ſie behauptet, ihren ſeligen Mann unbeſchreiblich glücklich gemacht zu haben, war es w[illegible] die Luſt zur iſt eine Miſchung von Ausgelaſſenheit und Maulhängerei, ſie iſt recht hübſch und ſehr von ſich ſelbſt eingenommen, ſie hat ihre Mütter offenbar zum Narren, und wird es vermuthlich ebenſo machen mit ihrem zukünftigen Ehemanne; ſie iſt ein verhätſcheltes Kind, das ſich einbildet, daß die ganze Welt zu ſeinem Vergnügen geſchaffen iſt; Romane leſen iſt ihr Leben, ſchneidern ihre Wirkſamkeit, und wenn ſie ſich eine Vorſtellung vom Himmelreich machen ſollte, dann würde ſie unzweifelhaft einen Clubball zum Modell nehmen. Um ſie mit einem Worte zu charakteriſiren, will ich dir nur ſagen, daß ſie ſich Freundinnen hält.«

Ich konnte mich bei dieſer Charakteriſtik des Lachens nicht enthalten. »Das waren ſchon drei, denen der Hof gemacht werden ſoll, das wird beſchwerlich werden.«

»Aber damit iſt es auch aus,« fuhr Emil fort, »denn das gewöhnliche Courmachen iſt bei Fräulein Selmer verlorene Mühe. Sie fordert Viſiten und Aufmerkſamkeiten in Maſſe, aber nicht als Cour, ſondern als Tribut, und man thut wohl daran, dieſen zu bezahlen, wie es die europäiſchen Mächte bei den Räuberſtaaten thun. Ungeachtet ihrer fünf und vierzig Jahre iſt ſie allzu feurig, um vernünftig ſein zu können; ſprichſt du in Oſten, dann antwortet ſie in Weſten, zwiſchen Weiß und Schwarz kann ſie nicht recht den Unterſchied finden, ſie will Alles [illegible] und [illegible] wiſſen, übrigens iſt ſie außerordent-

h das Allerverkehrteſte weiter trägt, ſo halte ich ſie für
ſchädliches Hausthier, um ſo mehr, da ſie in vielen
milien Zutritt hat. Charakteriſtiſch iſt es bei ihr, daß
unter dem Vorwande von Freimüthigkeit, wenn ſie
t Leuten ſpricht, gerade dasjenige auswählt, was dieſe
n Ungernſten hören mögen, daß ſie ſelbſt aber äußerſt
glich iſt hinſichtlich deſſen, was ſie ertragen kann. Und
ermit iſt die Beſchreibung zu Ende, und du kannſt dir
gt einen Begriff davon machen, wie angenehm das Haus
r Frau Müller ſein muß.«

Und das iſt Anna's Heimath, dachte ich mit wahrer
Betrübniß, armes Mädchen! — Die wenigen Züge ihrer
indheit, die ſie mir unterwegs mitgetheilt, deuteten alle
arauf hin, daß ſie dieſe in glücklichen und liebevollen
Verhältniſſen zugebracht hatte, und jetzt dieſes Fegefeuer!
Meine einzige Hoffnung war, daß Emil möglicherweiſe
eine Schilderung könne übertrieben haben.

»Gott mag wiſſen, wie Frau Müller ſie alle zuſam-
mengebracht hat,« ſagte er nachher, »denn ſie hat noch ein
Zimmer zu vermiethen und mich gebeten, es zu empfehlen.
Wenn du Luſt haſt, können wir Morgen Abend dahin
gehen, ich will dich dann als meinen Freund vorſtellen,
und zugleich als denjenigen, der beauftragt ſei, das Logis
für einen Andern zu beſehen. Die Ausſicht auf fünf
Thaler mehr im Monat wird dir ihre beſondere Gewogen-
heit zuziehen. Aber am liebſten wäre es mir, wenn du

Und jetzt bot Emil noch ein Mal ſeine ganze Ueberredungsgabe auf, um mich zu bewegen, von dieſer Bekanntſchaft abzuſtehen; da er mich aber unerbittlich fand, wurde der folgende Abend zur Ausführung unſres Plans beſtimmt. —

Als wir vor dem Hauſe ſtanden, klopfte mein Herz gewaltſam. Das Licht fiel ſo freundlich und vertraulich durch die rothen Gardinen, und ich wußte, das es innerhalb derſelben ſo ſchlecht ausſehe. Mein Begleiter hatte ungefähr denſelben Gedanken.

»Wie oft habe ich nicht in meiner unerfahrnen Jugend, wenn ich durch die Straßen ging, gewünſcht, hinter die erleuchteten Gardinen hineingucken zu können; ich meinte, daß wohlthuende Zufriedenheit, aufrichtige Freude und häusliche Glückſeligkeit die Geiſter ſein müßten, die innerhalb dieſer lächelnden Vorhänge ihre Myſterien hielten. Ich bin ſpäter zu beſſerer Kenntniß gelangt,« fuhr er fort, »und jetzt ſage ich: je mehr Gardinen, deſto beſſer; ſie mögen nun Fenſter oder Herzen bedecken, es fällt mir doch nicht ein, hinter ſie zu gucken, ich weiß nur zu gut, daß ſie nichts als Elend verbergen, und ſo lange ich dieſes zu ſehen meide, bekomme ich auch keinen Ekel davor. Schau' die lange Reihe hinunter, das eine Haus ſieht niedlicher und lächelnder aus als das andere, und wie viele frohe und unverdorbene Herzen bildeſt du dir ein, dort zu finden? — Es iſt ebenſo viel Elend und obendrein noch eine grundmauerne Jämmerlichkeit. — Komm, Ludwig, laß uns bei Zeiten umkehren.«

»Nein, Emil, ich kehre nicht wieder um; laß uns das unverdorbene Herz ſuchen, wo es zu finden iſt, wenn wir es auch im Tartarus aufſuchen ſollten.« Ich zog ihn mit mir, die Treppe hinauf.

Wir fanden die Familie um einen großen runden Tiſch verſammelt; eine Plenarverſammlung, denn ſie waren Alle zu Hauſe, den Sohn ausgenommen, der folglich nach Emil's Beſchreibung ſich heute von ſeiner rühmlichſten Seite zeigte.

Nachdem das Zimmer zum Schein beſehen und gelobt worden, nachdem Frau Müller uns mitgetheilt, wie vorzüglich ſie es dem künftigen Koſtgänger einrichten wollte, wo »der runde Spiegel,« den Gott kennen mochte, ſeinen Platz haben ſollte, und daß ſie »die blauen Gardinen« anſtatt der jetzigen weißen aufhängen wollte, lud ſie uns »auf eine Taſſe Thee und ein einfaches Butterbrod,« in die Wohnſtube ein, und ſtellte mich den anweſenden Damen vor.

»Das iſt Frau Galle, Fräulein Selmer, Fräulein Galle und die kleine Rech.« Ich bemerkte gleich, daß die Kammerräthin das Anciennitätsſyſtem liebte und gegen die bürgerliche Benennung »Mamſell« einen Widerwillen hatte.

Die kleine Rech erröthete, indem ſie meinen Gruß erwiederte; von einer unbewußten Politik geleitet zeigte ich

Nichts, was auf unſere frühere Bekanntſchaft bezogen werden könnte. Der Mops präſentirte ſich ſelbſt, er fuhr auf mich los und bellte, wenigſtens eine halbe Viertelſtunde, ungeachtet man ſich alle Mühe gab, ihn zu beruhigen und ihn mit den zärtlichſten Namen nannte; darauf ſprang er auf's Sopha und legte ſich zwiſchen beide Frauen.

»Das ſüße Thier,« ſagte Frau Müller, »es iſt mir ſo attachirt. O, mein kleiner Ami.« Emil's Vorſchrift nicht vergeſſend, fing ich an den Hund zu rühmen, machte dann den Uebergang zu Mobilien und Effecten, und ließ es nicht an Complimenten fehlen. Dies machte auch ſogleich ſeine Wirkung.

»Ich bin wahrlich Ihrem Freunde vielen Dank ſchuldig, daß er Sie uns zugeführt hat,« ſagte die Frau; »jetzt hoffe ich aber auch, daß Sie ſich hier wie zu Hauſe betrachten. Sie ſollen uns immer willkommen ſein, und werden ſtets einen häuslichen, vertraulichen Kreis bei uns finden. Wenn Sie Muſik lieben, können ſie auch die haben, Fräulein Galle ſpielt ſehr hübſch.«

»O Gott, Frau Müller, mein Spiel kann gewiß Niemanden amüſiren,« ſagte Fräulein Galle mit verſtellter Verſchämtheit.

»Sie ſind viel zu beſcheiden, mein Fräulein, ich bin davon überzeugt, daß Ihr Spiel ihn gerade amüſiren wird, er iſt ſehr muſikaliſch,« ſagte Emil. Ich wußte jetzt, daß es ſehr ſchlecht mit ihrem muſikaliſchen Talent ausſehen müſſe.

Der ganze Tiſch war voll von Nähzeug, Strickzeug, Stickereien und Kleidermuſtern. Die fünf Damen ſaßen ſo weit von einander als möglich, um beſſer für ihre mancherlei Sachen Platz zu bekommen; es ſchien, daß »die kleine Reeh« vom Tiſche verdrängt war, wenigſtens ſaß ſie auf dem dunkelſten Platze mit ihrem Nähkorb auf dem Schooße.

»Hier ſollen Sie eine ſchöne Arbeit ſehen,« ſagte Frau Müller, und nahm eine Stickerei hervor, die mir ziemlich zerknüllt zu ſein ſchien. »Sie geht zu der nächſten Ziehung in die Lotterie, Sie können ſie vielleicht gewinnen, wenn Sie Ihr Glück verſuchen wollen, die Nummer koſtet nur drei Mark. Das iſt die Arbeit des Fräulein Galle,« flüſterte ſie. »Das iſt allerliebſt, nicht wahr?«

Das Fräulein ſchien weder zu hören noch zu ſehen. Ich nahm zwei Nummern, und hatte jetzt alſo die Entrée bezahlt. Anna bückte ſich noch tiefer über ihr Nähzeug, vielleicht zählte ſie in dieſem Augenblicke die Fäden.

Ich haſſe die Lotterien,« ſagte Fräulein Selmer, »man lockt damit den Leuten das Geld aus der Taſche. Wollen Leute eine Nummer nehmen, dann meinetwegen gern, aber ich will mit dem Abſatz nichts zu thun haben.«

Emil machte einige Bemerkungen über die Probabilität, die uns Alle davor bewahrten, verlegen zu werden. Das Geſpräch nahm eine allgemeine Richtung, und ich bewunderte die Leichtigkeit, womit er von dem einen Gegenſtande zum andern ſprang, und von einem jeden etwas Unterhaltendes zu ſagen wußte; mir aber, der ihn kannte, war es eine Freimaurerſprache, und in einem jeden Spaße fand ich einen bittern Stachel wieder, der, indem er an den Andern abglitt, nur ihn ſelbſt verwundete. —

»Will keiner unſerer Herren eine freundliche Frau haben?« ſagte Frau Galle mit einem Blick auf die Lichter; wie viel Glück Freundlichkeit in einer Ehe verbreiten kann, weiß diejenige am beſten, die glücklich verheirathet geweſen; Sie ſind ſaumſelig, meine Herren.«

»Mein Freund iſt zu ſehr davon überzeugt, daß dieſe Tugend eine unzertrennliche Eigenſchaft des Geſchlechts iſt, und ich bin ſchon Hageſtolz,« antwortete Emil, »das muß zu unſerer Entſchuldigung dienen.«

Ich ſuchte die Lichtſcheere, ſie war aber verſchwunden; endlich fand ſie Emil, ſie war zwiſchen die Blätter eines armſeligen Buches hineingeſchlüpft, wo ſie ein Andenken ihres Aufenthaltes hinterlaſſen hatte.

»Darf ich darum bitten, das iſt mein Buch,« ſagte Fräulein Galle.

»Ich bitte um Verzeihung, Fräulein, aber das iſt gewiß nicht Ihr Buch; wenn es das Ihrige wäre, hätte es keine Flecke,« antwortete Emil. »Sie kennen doch wohl die alte Regel, daß der Zuſtand, in welchem die Bücher einer Dame ſich befinden, ein untrügliches Thermometer ihrer Geiſtesbildung ſei. Ich kannte einen Mann, der ſo ſehr an die Wahrheit dieſer Regel glaubte, daß durch dieſelbe ſeine Wahl, als er heirathen wollte, geleitet wurde. Ehe er um ihr anhielt, lieh er ſeine Angebetete ein amüſantes Buch, das in ſehr helles Papier eingebunden war, er bekam es aber ſtets in einem elenden Zuſtande zurück. Jetzt zählte er ſehr ſorgſam die Fettflecken, berechnete darnach, daß ſie unmöglich ſelbſt fleckenlos ſein könne, und jagte die Idee wieder aus dem Kopfe. So ging es ihm einige Jahre lang, endlich bekam er ein Buch wieder, das wohl conſervirt war. Den Tag darauf hielt er um das Mädchen, das es geliehen gehabt, an, und er fand wirklich ſein Syſtem beſtätigt. Er ſoll ein Büchergeſtell voll von ſolchen Charakteriſtiken haben, und iſt ſo boshaft geweſen, auf dem Einbande eines jeden Buches den Namen der Dame, die es geliehen, zu ſetzen. Nach dieſer Theorie behaupte ich jetzt, daß es nicht Ihr Buch ſei.«

»Ach, laſſen Sie nur! Nein, das iſt auch nicht mein Buch, ich habe es geliehen,« ſagte das Fräulein.

»Sehen Sie, daß ich Recht habe,« antwortete Emil mit einem ſchlauen Lächeln.

»Du ſollteſt es doch anders binden laſſen, ehe er es wieder bekommt,« ſagte, an die Zukunft denkend, die vorſichtige Mutter.

»Das thut wirklich nicht nöthig, er nimmt es mit mir nicht ſo genau.« —

Mit unendlich vieler Mühe wurde der Tiſch abgeräumt, ein Jeder bat für das Seinige, endlich ſtrotzte das Fortepiano von dieſer chaotiſchen Maſſe, und das Mädchen fing an zu decken. Die Frau vom Hauſe machte im Voraus viele Entſchuldigungen wegen der einfachen Bewirthung, und ich rühmte ſie pränumerirend, ehe ich noch einen einzigen Teller geſehen hatte.

»Spiel' uns etwas vor, mein ſüßes Kind, während der Tiſch gedeckt wird,« ſagte Frau Galle, »du haſt uns heute gar keine Muſik zum Beſten gegeben.«

Der Augenblick war vortheilhaft gewählt: Muſik und klappernde Theetaſſen! — Emil und ich vereinigten unſere Bitten mit denen der liebevollen Mutter. Das Fräulein ließ ſich endlich bewegen. Das Fortepiano wurde geräumt, und jetzt nahmen die Stühle und zum Theil der Fußboden das landflüchtige Nähzeug auf. Abwechſelung gefällt ſowohl Thieren, als Menſchen. Ami verließ das Sopha und ſuchte ſich einen Platz in dem größten Haufen auf, das »ſüße Thier« legte ſich auf die Stickerei Fräulein Galle's, die »auf die nächſte Ziehung gehen ſollte,« und wozu ich Nummern hatte. Unterdeſſen executirte das Fräulein ſelbſt über die Ouverture zum Don Juan im ſchlimmſten Sinne des Wortes.

Noch hatte ich kein Wort von Anna gehört, ſie war die Stumme unter dieſen wohlredenden Menſchen. Der Augenblick war günſtig, und ich näherte mich ihrem Stuhle.

»Sie ſind ſo ſtill, Fräulein, und ſo ganz in Ihre Arbeit vertieft,« bemerkte ich.

»Mamſell Reeh ſpricht nie viel,« berichtigte Fräulein Selmer mich, »ſie denkt und ſchweigt.«

»Sie haben Recht, Fräulein, das ſollte ich auch thun, wenigſtens ſo lange muſicirt wird.«

»Ei, Gott bewahre uns vor einer ſolchen Gêne, daran ſind wir hier im Hauſe nicht gewöhnt,« ſagte das Fräulein; »es war auch nicht ſo gemeint, denn Mamſell Reeh iſt nicht muſikaliſch.«

»Nicht?« Das wußte ich beſſer, ich verſchwieg aber, was ich wußte.

»Ich mag nicht Werſe's Muſik,« fuhr ſie fort, »ſie iſt mir zu traurig, ich haſſe das Melantriſte.«

»Gott! das iſt ja von Don Juan, liebe Selmer,« ſagte Frau Galle.

»Nun! ja, mir ſind ſie gleich langweilig. Sie ſind wohl muſikaliſch, mein Herr?«

»Es geht mir ebenſo wie Mamſell Reeh,« antwortete ich lächelnd. Ein flüchtiger Blick Anna's glitt über mein Geſicht hinweg in die Stube hin, und fiel wieder auf das Nähzeug.

Die Ouvertüre war vorbei, aber Frau Galle ſaß ſchon mit allen Variationen von di tanti palpiti auf dem Knie aufgeſchlagen da; unter ihnen lagen noch zwei geöffnete Notenbücher in Reſerve. Frau Müller bemerkte ihre gute Abſicht und wandte ſich ſchnell zu Emil.

»Bekommen wir nicht auch ein Stück von Ihnen zu hören, Sie ſpielen ſo hübſch,« ſagte ſie.

»Ich bin Ihnen unendlich verbunden wegen Ihres günſtigen Urtheils,« antwortete Emil; was befehlen Sie, daß ich ſpielen ſoll?«

»Ach, ſpielen Sie was Sie ſelbſt wollen, nur etwas recht Hübſches.«

Emil zauderte einen Augenblick, als wenn er ſich bedachte. »Spiele die erſte Romanze aus der Ludlams Höhle,« ſagte ich.

Als ob die Töne in die Saiten eingehaucht wären, ſpielte er das liebliche Harfenaccompagnement zu dem: Es giebt ein Land im Leben. Das war ein wohlthuender Uebergang von der vorigen Nummer, welche das Fräulein, den Fuß auf dem verſtärkenden Pedal, donnernd vorgetragen hatte.

»Das iſt für uns Unmuſikaliſche,« flüſterte ich Anna zu; »mir regt ſich bei einem jeden dieſer Töne eine angenehme Erinnerung.« Sie ſenkte das Nähzeug in den Schooß. Dieſe Romanze war unſer Geſpräch. Diejenigen meiner Leſer, welche die Zauberſprache der Harmonien kennen und jemals gefühlt haben, wie mächtig ſie zum Herzen reden kann, werden begreifen, mit welcher Andacht ich zuhörte und wie unwillkommen es mir war, daß Fräulein Galle mitten im erſten Verſe ausbrach: »Nein, ich werde ganz melancholiſch, wenn Sie nicht etwas Luſtigeres ſpielen.«

Emil ſchloß mit einem ſtarken Accord und ging augenblicklich in ein kleines als Canon geſetztes Thema über: »Deine Mutter hat Gänſe,« u. ſ. w., welches er ſehr poſſierlich variirte.

»Was war das? das war niedlich,« fragte das Fräulein, als Emil zu ſpielen aufhörte.

»Eine kleine Romanze von Weber,« antwortete er; ich glaube, ſie heißt: »Lob der Frauen.« Sie iſt recht hübſch und die Muſik paßt gut zum Texte.«

»Spielen Sie ſie nicht noch ein Mal, meinetwegen?«

»Ihretwegen, Fräulein Galle, ſpiele ich ſie zehn Male, wenn Sie es befehlen.« Die Theemaſchine wurde hereingebracht, und die muſikaliſche Unterhaltung hatte jetzt ein Ende. —

»Daß ich es nicht vergeſſe, haben Sie gehört, daß Herr Kruſe von ſeiner Frau geſchieden werden ſoll,« ſagte Fräulein Galle; »ſie ſoll ſterblich verliebt in einen jungen Doctor ſein, und hat ihrem Manne erklärt, daß ſie ohne ihren Anbeter nicht leben könne.«

Ihre Mutter und Frau Müller ſtaunten ob »der Immoralität der heutigen Zeit.«

»Da ſind Sie nicht wahr benachrichtigt,« ſagte Fräulein Selmer, »denn ſie ſind ſchon vorgeſtern vor dem Magiſtrate geweſen, und die Sache iſt bereits abgemacht. Das habe ich lange gewußt. Und was noch mehr iſt, ich kann Ihnen wahrlich erzählen, daß Herr Kruſe die komiſche Rolle des Großmüthigen geſpielt und ihr vollauf zu leben gegeben hat. Jetzt kann ſie ihren Doctor bekommen, wenn die drei Jahre um ſind, das heißt, wenn er vor Ablauf dieſer Zeit ihrer nicht ſchon ſatt geworden.«

»Das wird er ſchon werden, das hat keine Noth,« ſagte Fräulein Galle. »Das iſt ein verächtliches Frauenzimmer! Ihrem Manne gerade ins Geſicht zu ſagen, daß ſie in einen Andern verliebt iſt. Gott, ſie verdiente« ...

»Das iſt wenigſtens eine ſeltene Offenherzigkeit, welche ſie durch ein ſolches Geſtändniß an den Tag gelegt,« ſagte ich, die ſich ereifernde Dame unterbrechend, »und Herr Kruſe ſcheint auch dies erkannt zu haben. Ich mache mir von ihr die Vorſtellung, daß ſie einen heroiſchen Charakter haben muß, denn ſie wird doch wiſſen, daß ſie ſich dadurch der ſchärfſten Kritik ausſetzt, und daß die Schuld allein auf ſie gewälzt wird.«

Doch die Damen waren darüber einig, mir zu widerſprechen und die arme Frau Kruſe zu verdammen, die mit den ſchwärzeſten Farben und in den heftigſten Ausdrücken geſchildert wurde.

»Sie dürfen nicht vergeſſen, meine Damen, daß ich vorausſetze, daß ihr ganzes früheres Benehmen untadelhaft geweſen,« ſagte ich. »Darauf baue ich meine Vertheidigung, und ungeachtet ich ſonſt vollkommen der Meinung Madame Staël's beitrete, daß es nur den Männern erlaubt ſein kann, der öffentlichen Meinung zu trotzen, daß aber das Weib derſelben ſich unterwerfen muß, ſo glaube ich doch, daß man nicht ganz unbedingt Frau

Kruſe verdammen darf, da ſie mehrere Jahre mit einem Manne gelebt, denn ſie nicht geliebt, und gleichwohl der Verläumdung nie Stoff gegeben hat, ſie zu nennen.«

»Madame Stahl kenne ich nicht,« ſagte Frau Müller, ſie kann vielleicht ihre Gründe haben, ſie zu vertheidigen, aber die Frau Hammer, welche Frau Kruſe von Haus aus kennt, hat mir viele ſchöne Dinge von ihr erzählt, ſie iſt eine ihrer intimen Freundinnen geweſen.«

»Ach, wir kennen wohl dieſe Damen,« rief Fräulein Selmer mit tugendhafter Indignation.

»Der Umſtand, daß ſie Freundinnen hat, iſt das Schlimmſte, was von ihr noch geſagt worden,« verſetzte Emil. »Ich nehme daraus ab, daß ſie, am mildeſten geſprochen, unbedeutend ſein muß, den an demjenigen Frauenzimmer, das mehr als Eine intime Freundin hat, iſt nicht viel. Je mehr Freundinnen, deſto mehr Verläumdung; das ſehen die verſtändigen Frauenzimmer auch ein, und deshalb iſt ihr Ruf oft ſo wohl erhalten. Davon hätte Herr Kruſe im Voraus ſich unterrichten laſſen ſollen.«

»Dann muß Mamſell Reeh ein ſehr verſtändiges Mädchen ſein,« ſagte Fräulein Galle ſpöttiſch, »denn ich glaube wahrlich nicht, daß ſie eine einzige Freundin hat. Ich Arme dagegen, ich kann vierzehn ſolcher gefährlicher Schlangen in meiner Bekanntſchaft zählen.«

Anna wurde ganz roth, und noch mehr, als Emil, der ihr bei dieſer Bemerkung den erſten wohlwollenden

Blick ſchenkte, ſie anredete und ſagte: »Und mit welcher Parthei hält Mamſell Reeh es in dieſem Streite?«

»Ich kenne Nichts von den näheren Umſtänden,« antwortete ſie, »und habe vor heute Abend nie etwas von Frau Kruſe gehört; aber ich glaube, daß eine jede Verirrung auf Mitleid Anſpruch machen kann, und ich meinestheils beklage ſie vom ganzen Herzen.«

»Das ſoll immer ſo heilig ſein,« ſagte Fräulein Galle, »und daran ſind wir ja gewöhnt, daß Anna nie ſagt, was ſie meint.«

»Darin thun Sie mir Unrecht,« antwortete mit Sanftmuth Anna, »aber über Verhältniſſe, die ich nicht kenne, kann ich keine entſchiedene Meinung haben; ich bin außerdem davon überzeugt, daß eine jede Pflichtverletzung ihre Strafe in ſich ſelber trägt, vielleicht eine, die noch weit bitterer iſt, als die von der Welt auferlegte; dies ſcheint mir Grund genug, die Schuldige zu bemitleiden.«

»Seien Sie ſo gut, ich meinestheils weiß wohl, was ich von einer Frau denken ſoll, die eine ſolche Erklärung zu geben ſich erlauben kann,« ſagte das Fräulein ſchnippiſch.

»Es iſt eine ſchändliche Kränkung der Form,« ſagte Emil, »die Niemand billigen kann, und auf jeden Fall übertrieben. Hätte ſie klug eine Mittelſtraße eingeſchlagen, dann wären alle Theile zufrieden geweſen, und dieſer Scandal abgewehrt; daß ſie dieſe nicht gewählt, iſt mir um ſo unbegreiflicher, da ich die Ueberzeugung hege, daß ſelbſt das allervortrefflichſte Frauenzimmer den Schlupfweg, der ſich zwiſchen den Gränzen der Wahrheit und Lüge ſchlängelt, kennt und ſich durch denſelben zu ſchleichen weiß.«

Anna ſah ihn ernſt an, aber Fräulein Galle rief: »Ja gewiß, das iſt ja unerträglich, ich begreife nicht, daß irgend eine Dame ſie vertheidigen kann.«

»Um von anderen Sachen zu ſprechen, da wir doch nicht einig werden,« fuhr Emil fort, »iſt Jemand von Ihnen geſtern im Schauſpiel geweſen, das Rothkäppchen zu ſehen?«

»Ich und meine Mutter waren da,« antwortete das Fräulein, »es iſt ein allerliebſtes Stück. Gott, wie Cetti ſüß iſt, nein, das kann Niemand ſich vorſtellen. Ich will jedes Mal hin, wenn es gegeben wird, dies Gelübde habe ich abgelegt. Er ſpielt doch unvergleichlich ſchön, nicht wahr?. Beſonders in der Scene mit dem Ringe. Ich habe bei Gott die ganze Nacht davon geträumt.« Und jetzt fuhr das Fräulein, das in ſein Element gekommen war, fort, ſich über die Vorzüglichkeit des Rothkäppchens zu verbreiten, aber das Geſicht Emil's war ein Commentar zu ihrem Texte, der mich mehrere Male faſt aus der Faſſung brachte. —

»Nun, Ludwig, haſt du genug davon bekommen?« fragte Emil, als wir wieder auf der Straße ſtanden. »Was ſagſt du von dieſem Elyſium?«

Ich konnte nicht läugnen, daß Frau Müller's Haus ziemlich der Beſchreibung, die er mir gegeben, entſprach. »Aber Anna,« fragte ich, »was ſagſt du jetzt von ihr?«

»Wenn man nur zehn Worte in drei Stunden ſpricht, iſt es keine Kunſt, zu berechnen, was Effect macht,« antwortete er. »Dieſes ſtudirte Stillſchweigen gefällt mir nicht, es iſt leicht zu ſehen, daß es ſie genirt, und kein Frauenzimmer legt ſich ſelbſt die Qual auf, die Stumme zu ſpielen, wenn ſie es nicht auf den einen oder andern materiellen Gewinn abgeſehen hat. Ob es auf dich gemünzt iſt, will ich nicht gerade ſagen, es iſt indeß ganz glaublich, denn es iſt ihnen darum zu thun, Anbeter zu haben, das heißt Courmacher, die ihnen helfen die Zeit zu tödten, die mit ihnen auf den Klubbällen tanzen und Philippchen in Knackmandeln eſſen können. Je mehr, deſto beſſer, denn ſie rechnen unter einander wie die Bauern, die den Betrieb ihres Nachbarn nach der Pferdezahl, die ſich in ſeinem Stalle findet, anſchlagen. Deshalb verſchmähen ſie auch keinen Anbeter, die Zahl wird dadurch doch immer um Einen vermehrt, und das müßte ein wunderlicher Kauz ſein, von dem ſie gar keinen Nutzen zu ziehen wüßten, wenigſtens muß er doch gebraucht werkönnen, kleine Aufträge zu beſorgen, ſie geben ihm die laufenden Geſchäfte und verzinſen ſeine Schumacherrechnung mit himmliſchen Blicken; doch dieſe ſind nicht Münze, ſondern nur Aſſignate, welche verrathen, wie bankerot ſie ſind. Ach, über die Jämmerlichkeit!« —

Still und verſtimmt wandelten wir durch mehrere

Straßen, bis Emil vor einem Hauſe ſtehen blieb, deſſen erleuchtete Fenſter in den dunkeln Abend hinaus glänzten.

»Drehorgel-Ball!« rief er, »und das Abſchiedslied Bertrand's in einen Walzer umgewandelt! Ich gehe nie an dieſem Hauſe vorbei, ohne daß das Herz in meiner Bruſt ſtill ſteht. Wie oft bin ich nicht, wenn ich des Abends ſie, die mein einziger Gedanke war, verlaſſen hatte, zurückkehrend außen auf der Straße ſtehen geblieben, und habe nach den Schatten, die ſich innerhalb der Gardinen bewegten, bis das letzte Licht gelöſcht wurde, geſchauet. Damals war ich fromm, ich konnte eine ganze Religion in einen einzigen Gedanken einſchließen, und mein ganzes Weſen war Anbetung; aber jetzt bin ich gottlos, und die Gottloſen ſollen keine Gnade finden. — Warum tanzen ſie nicht lieber nach einem Trauerpſalme!« —

»Hier ſtand ich an dem Morgen, als ſie krank war, und ich bei ihr Nachts gewacht und Gott um ihr Leben, das der Tod mir entreißen wollte, gebeten hatte. Hier ſtand ich an dem Abend, als ihre Mutter mir geſagt, daß ſie unſere Verbindung aufzuheben beabſichtige, und das meine Liebe ſie nicht glücklich machen könnte, und ich liebte ſie doch bis zum Wahnſinn. — Kurz nach unſerer Verlobung veranſtaltete ihr Vater einen kleinen Ball für ihre Jugendfreundinnen. Zwiſchen den Tänzen ſchlichen wir hinter dieſe Gardine, wir waren zu glücklich, um nicht die Einſamkeit zu ſuchen, damit wir einander noch ein Mal die Verſicherung unſerer innigen Liebe wiederholen könnten; ein Orgeldreher ging gerade durch die Straße, er blieb unter dem Hauſe ſtehen und ſpielte die letzte Hälfte von Bertrand's Abſchiedslied. Die wehmüthigen Töne wurden nur von uns allein gehört, Hand in Hand horchten wir, bis ſie in der Ferne verhallten, da umarmte ſie mich heftig und ſagte: »Mein Gott, wie iſt es möglich, wenn man ſich wahrhaft liebt, die Trennung zu ertragen!« — Und jetzt tanzen ſie nach Bertrand's Abſchiedslied! — Alles hat ein Ende, Drehorgel-Ball, Glück, Leben und Liebe, doch die Parze ſchneidet nicht alle Fäden ſogleich. Dann geht es uns häufig wie den Krüppeln, die einen Arm verloren haben, ſie fühlen unaufhörlich Schmerzen in der Hand, der nicht mehr da iſt, und der abgeſchnittene Nerv hört nie auf, ſie an den erlittenen Verluſt zu erinnern.«

Emil wandte ſich heftig um und ging denſelben Weg, den wir gekommen waren, zurück. Da ich wußte, daß es das Herz erleichtert, von ſeinem Kummer zu ſprechen, leitete ich das Geſpräch auf die Zeit ſeiner Verlobung hin, wo wir noch nicht auf einem ſo vertrauten Fuße ſtanden, wie nachher. Er erzählte mir ſeine Liebesgeſchichte ſeit deren erſtem Anfange, und malte mir die kurze, glückliche Periode ſeines Lebens mit einem Reichthum von Gefühl und Phantaſie, durch die ich unwillkührlich hingeriſſen wurde. Armer Emil! Dieſer Reichthum war vielleicht das Grab ſeines Glückes, denn ſeine Geliebte hatte ihn nicht verſtanden, und er war jetzt die tägliche Qual, welche ſein Daſein verbitterte.

Ich ließ mich führen, und ohne daß es verabredet war, kamen wir bei Chriſtiansburg, dieſer unbewohnten Steinmaſſe, die ſich über alles Umliegende erhebt, vorbei, dann längs der Börſe, über die Knippels-Brücke und auf Chriſtianshafen hinaus. Vermuthlich war Emil dieſen Weg oft in glücklicheren Tagen gegangen, wenigſtens hielt er mehrere Male, während er erzählte, inne und ſah ſich um, gleichſam als wollte er die Erinnerung erneuen.

Wir waren bei der langen Seilerbahn, welche damals längs dem Walle gegen Amack hinaus gelegen war, angelangt. Wenn du, lieber Leſer, dieſen Weg jemals Abends gewandelt biſt, wird es deiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen ſein, daß die lange, wüſte und unbewohnte Strecke eine beſondere Wirkung auf das Gemüth macht. Man fühlt ſich ſo verlaſſen, wie an keinem andern Orte, und der klappernde Laut der Mühlenflügel, die in der Luft über dir ſauſen, in Verbindung mit dem heiſeren Geſchrei der Strandvögel von der nahe liegenden Küſte, dient nicht gerade dazu, dieſes Gefühl zu mildern.

»Hier wurde ich verlobt,« ſagte Emil, »bei dieſer matt ſchimmernden Laterne, die ſich jetzt ſchnarrend vor dem Winde in ihren Angeln dreht, als wollte ſie ein Klagelied über mein verſchwundenes Glück ſingen, empfing ich ihr Geſtändniß und den erſten Kuß der Liebe. Oh! Du ahneſt nicht, welches Maaß von Seeligkeit in dieſem

Augenblicke liegt, aber du ahneſt auch nicht, welch' unſägliche Bitterkeit ein getäuſchtes Herz erfüllen kann. Gott bewahre dich davor, es jemals zu fühlen!« —

»Es war an einem lieblichen Abend in der ſchönſten Sommerzeit,« fuhr er fort, indem wir in der kleinen Allee auf- und abgingen, »wir hatten eine Familie hier in der Nähe beſucht, wo ich ihre Bekanntſchaft gemacht hatte. Durch viele kleine Intriguen hatte ich es ſo weit gebracht, daß ich ſie nach Hauſe begleiten durfte; ich machte den Vorſchlag, den Weg über die Lange-Brücke zu nehmen. Man brauchte nicht zu lieben, wie ich, um in dieſem Augenblicke für Eindrücke empfänglich zu ſein; die klare Luft mit ihrem freundlich rothen Schimmer, der friſche Duft des neulich auf dem Wa[illegible]emäheten Heus, und der ferne Geſang jodelnder Stimmen von der See, gemiſcht mit dem Plätſchern der Ruder im Waſſer — das Alles war unbeſchreiblich ſchön. Selbſt die Schildwache, außer uns Zweien das einzig lebende Weſen, ſchien es zu fühlen; ſich auf ihr Gewehr gedankenvoll lehnend, ſang ſie leiſe, als wir an ihr vorüber gingen, eins der melancholiſchen jütſchen Volkslieder, die faſt alle in Moll ſind; der Sänger war ein hübſcher Kerl, der gewiß ein liebendes Herz in ſeiner Heimath zurückgelaſſen, dem er jetzt an dieſem ſchönen Abend die Ergießung ſeiner treuen Gedanken ſandte. Dort wurden wir verlobt.« —

»Und Ein Jahr hernach wurde die Verbindung gelöſt?« fragte ich.

»Zwei Jahre hernach. Während zweier Jahre bildete ich mir ein, daß Liebe ein Frauenzimmer glücklich machen könne; das war eine dumme Idee, aber ich war damals auch viel jünger, als ich jetzt bin. Unſer Leben iſt eine Alltagsgeſchichte in zwei Bänden, lieber Ludwig, der erſte enthält nichts als Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen ſollen, der zweite Band iſt voll von Klagen über ein Glück, das wir nicht genoſſen. Es iſt mir unbegreiflich, daß dieſe alte Geſchichte ſo viele neue Auflagen erlebt und noch immer ſo hoch im Preiſe ſteht. — Als ich hier zum letzten Male war, war es eine freundliche Sommerabend-Dämmerung, jetzt haben wir Winter, und die dicke Schneeluft hängt finſter über unſeren Köpfen; ich [illegible]e wieder bei derſelben Laterne, doch jetzt iſt ſie angezündet, und die Täuſchung verſchwindet bei Licht. Apropos von Licht, es iſt wohl ſpät geworden, laß uns nach Hauſe gehen, daß wir zu Bett kommen.«

Als wir auf der Lange-Brücke anlangten, erhob der Mond ſich aus den Wellen und warf längs dem Waſſer einen hellſchimmernden Streif. Das Pfahlwerk, das von dieſer Seite Kopenhagen einſchließt, und die einzelnen Stücke Treibeis, die dem Strome folgten, waren deutlich [illegible]tbar. Drüben in der Stadt ſtritten noch die brennenden Laternen mit dem Monde um die Uebermacht, und dieſe Miſchung von Licht machte eine ganz ſonderbare Wirkung. Auf dem höchſten Punkte der Brücke blieb ich ſtehen, um dieſen öden, raſtloſen Strom zu betrachten, der unter uns ſich wälzend gegen den Schlagbaum, durch den Abends die Durchfahrt verſchloſſen wird, ſchäumt. Ich mag gerne die Lange-Brücke; es mag Tag oder Nacht, hell oder dunkel ſein, ſo hat dieſer Ort etwas Eigenthümliches an ſich, was mich ſehr anſpricht.

»Sonderbar iſt es doch,« ſagte ich, »in die dunkle kalte Welt, von der wir ſo wenig wiſſen, hinabzuſehen. Das Meer hat für mich etwas Abentheuerliches, was das Land nur in meiner Kindheit hatte, ehe ich erfahren, wie es in der Welt zugeht. Ich kann von Nixen und Meerweibern träumen, die in der Tiefe wohnen und auf dem grünen Seegras ausruhen, und meine Phantaſie verleiht ihnen die lieblichſten Formen. Und [illegible] der Mond, wie heute Abend, ſich in den Wellen ſpiegelt, dann wird es ſo lebendig und zugleich ſo freundlich dort unten, daß ich leicht begreifen kann, wie Selbſtmörder die Tiefe zu ihrem Zufluchtsorte wählen.«

»Das begreife ich dagegen nicht,« antwortete Emil, »wie ich im Ganzen nicht faſſe, daß man, außer im Wahnſinn, in Verſuchung kommen kann, ſich an ſich ſelbſt zu vergreifen. Das Leben mag noch ſo beſchwerlich ſein, der Lebensinſtinct, der Selbſterhaltungstrieb iſt doch überwiegend, ſobald wir nur eine einigermaßen klare Beſinnung von unſerm Daſein haben. Und will man durchaus ſich von dieſer Laſt befreien, dann muß das Lebenslicht in einem Nu ausgeblaſen werden, und dazu iſt doch unläugbar eine Piſtolenkugel das am Meiſten paſſende Mittel. Das Widerliche, das mit dem Erhängen und Ertrinken verbunden iſt, des Langwierigen bei dieſen Todesarten nicht zu gedenken, findet ſich beim Erſchießen nicht, und Etwas ſoll man doch auch für die Ueberlebenden thun. Wollte ich mir das Leben nehmen, dann erſchöſſe ich mich, denn Blutvergießen iſt gentil, wenn es auch en gros geſchieht, und dadurch werde ich das ganze weibliche Geſchlecht auf meine Seite bringen.«

Der Mond ſtieg höher auf, und der Glanz der Wellen wurde ſtärker. »Sieh,« ſagte ich, »wie lockend ſie rollen und den kleinen Meerkindern ein Wiegenlied ſingen. Es geht mir wie der Agnete in der Ballade, die nie Ruhe hatte, wenn ſie in die Welle, die blaue, hinabſtarrte, und es ſollte mich nicht wundern, wenn eine Nixe aus der Tiefe aufſtiege, mit Haaren von dem feinſten Golde geſponnen, mit dem Auge ſo lieblich, mit der Miene ſo hold und mit dem ſchuppigen Buſen von Liebe ſo voll.«

»Lauter gute Eigenſchaften, ich fürchte aber, daß du zu Waſſer gehen mußt, wenn du ſie finden willſt,« ſagte Emil mit ſeiner gewöhnlichen Bitterkeit. Ich ſtellte mich, als ob ich es nicht hörte.

»Kannſt du dich erinnern, wie es in der Ballade heißt,« ſagte ich, »als Agnete den Himmel in der Tiefe ſah, und die Welle war ſo ſilberklar, und der Grund war ſo blau? Man kann ſich ja keine lieblichere Beſchreibung denken. Wandelt Einen nicht die Luſt an, die Fahrt mitzumachen, als er ihr Ohren und Mund zuſtopfte und mit der Schönen zum tiefen Meeresgrund hinunterfuhr, Mund an Mund ſie ſich umarmten und dort unten ſo ungeſtört ſich küßten.«

»Aber wie lange dauerte es, ehe ſie ſeiner ſatt wurde?« ſagte Emil; »gerade zwei Jahre, das iſt das Ultimatum weiblicher Beſtändigkeit ſowohl zu Lande, als zu Waſſer, und derjenige, welcher auf Mehr rechnet, macht die Rechnung ohne Wirth.«

»Dieſer Wellenſchlag lautet in meinen Ohren faſt wie Muſik,« fuhr ich, mich an das Geländer lehnend, fort, »es fällt mir dabei eine kleine franzöſiſche Romanze, von Lamartine glaube ich, ein; ſie heißt: Das Lebewohl an's Meer. Das Accompagnement drückt das Rollen der Wellen gegen die Küſte aus, und da, wo es lautet:

Ah, berce, berce, berce encore,
Berce pour la dernière fois,
Berce ton amant, qui t'adore ....

da kommt es mir ſo anlockend vor, in den Armen der Wellen gewiegt zu werden.«

»Nimm dich in Acht, daß du nicht beim Worte genommen wirſt,« ſagte Emil; »fehlt nur ein Haken am Geländer, da kannſt du alle die Romanzen und Balladen, die in deinem Gehirne ſpuken, im Kallebod-Strande prüfen. Da kommt Jemand, wir wollen hier nicht wie zwei Narren ſtehen, ſondern nach Hauſe gehen.«

Wirklich hörten wir in einiger Entfernung eilende Fußtritte wie von einem ſchnell Laufenden. Gleich hernach vernahmen wir hinter uns ein ſchweres Platſchen im Waſſer, ein erſticktes Geſchrei wurde ausgeſtoßen, und Alles war wieder ſtille.

Emil griff mich am Arme — wir horchten Beide mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit — endlich erblickten wir etwas Weißes, was ſich im Waſſer bewegte; es lag gerade in dem klaren Streif des Mondlichtes.

»Um's Himmels willen, es iſt ein Menſch, der hinein gefallen iſt; lauf', Ludwig, ruf' nach Hülfe,« ſchrie Emil, und lief ſelbſt nach dem Ende der Brücke, ein Boot zu ſuchen. Ich lief ihm nach und rief voll Angſt um Hülfe, doch Niemand hörte mich. Weit entfernt rief eine Schildwache ſein einförmiges: »Schildwache, gieb Acht!« und vom Waſſer hörten wir deutlich ein klagendes: »Oh Gott!« und den wallenden Laut, der zu erkennen giebt, daß Etwas unter die Waſſerfläche ſinkt.

»Hier iſt kein Boot zu finden,« rief Emil, »aber ich nehme das Floß dort. Hole mir etwas zum Rudern!« Ich lief wie wahnſinnig und donnerte vergebens an einige Thüren; endlich kam mir eine Nachtwächterleiter, die an dem Geländer der Brücke hing, zu Geſichte; ich ſprang zu ihm hinunter, und wir ſtießen vom Lande ab.

»Dort iſt es!« rief Emil; »dort, rechts, behalte es um Gottes willen im Auge!« und mit faſt übermenſchlichen Kräften faßte er an der Brücke an und ſchleppte das Floß längs den Pfählen, während ich mit der Leiter ruderte. Der Strom war uns entgegen, und der ſchwimmende Gegenſtand kam langſam näher, er trieb halb über und halb unter dem Waſſer.

»Es iſt ein Frauenzimmer, die Kleider verhindern ſie zu ſinken, jetzt ſtreckt ſie den Arm empor. Hol zu, Emil! — Holla!« rief er laut, um die Unglückliche von der herannahenden Hülfe zu benachrichtigen. Wir arbeiteten Beide mit der größten Anſtrengung, aber das unbequeme Fahrzeug wurde jeden Augenblick mit Waſſer überſpült und vom Treibeiſe gehemmt.

»Sie iſt wieder weg« — ſagte Emil, und ſeine Stimme ertönte, als wenn ſie aus dem Abgrunde des Meeres käme. Wir hielten an und horchten, ein wallender Kreis, der ſich immer mehr vergrößerte, bezeichnete, wo ſie geſunken war. Der Mond ſchien hell über die leere Fläche, und wir waren allein.

»Da iſt ſie!« riefen wir Beide auf Ein Mal. »Jeſus, es ſind zwei;« ſagte Emil erſchrocken. Ich kehrte mich um. In einiger Entfernung trieben zwei menſchliche Weſen auf dem Waſſer, ohne Lebenszeichen, ſie waren beide gleich weit von uns, der Strom führte aber das Eine ſchneller mit ſich, und unwillkührlich arbeiteten wir Beide nach Einem Ziele. Keiner von uns ſprach, wir concentrirten Alles in der Kraft, die wir darauf verwendeten, das Floß vorwärts zu bringen.

Wir erreichten das Ziel. Ohngefähr eine Klafter von uns entfernt ſchwamm eine weibliche Geſtalt in dem hellen Mondſchein wie eine Nixe auf dem Waſſer. Das Geſicht war uns zugekehrt, die Augen waren geſchloſſen, die Hände lagen matt auf den Wellen, jetzt waren wir nur eine Elle von ihr entfernt, da öffnete ſie die Augen, ſah uns mit einem hinſterbenden Blicke an, hob den Arm in die Höhe — und langſam ſank ſie hinab, und die ſchäumenden Wellen ſtiegen auf und überſpülten unſere Füße. Ich griff nach ihr, ach — mein Arm war zu kurz! —

Es war ein fürchterlicher Augenblick. Beſtürzt ſchlug Emil die Hände zuſammen, ſtieß mich zur Seite und ſprang hinab; die Wellen ſchloſſen ſich über ihm, ich warf den Blick über die See hinaus, als wenn von dort Hülfe zu erwarten ſei; weit von mir ſank in demſelben Augenblick die andre Verunglückte, und von vier lebenden Weſen, die ſo eben gekämpft hatten, war ich der einzig übrig Gebliebene.

Nach Verlauf einiger Minuten — ſie kamen mir vor als eben ſo viele Stunden — kam Emil wieder zum Vorſchein und rief nach Hülfe. Der Strom hatte ihn zur Seite getrieben und er konnte das Floß nicht erreichen. Mit der einen Hand hielt er die Ertrunkene über dem Waſſer, mit der andern arbeitete er gegen das Treibeis, aber die Kälte ermattete ihn ſchon. Inſtinctmäßig ergriff ich die Leiter und warf ſie ihm hinaus, ich war viel zu verwirrt, um es mit Ueberlegung zu thun, er konnte gerade die letzte Spreſſe erreichen, und langſam zog ich ihn zu mir. Einen Augenblick hernach ſtand er neben mir auf dem Floße, und die Verunglückte lag leblos zu unſeren Füßen. Stillſchweigend umarmten wir einander; es war vielleicht der feierlichſte Augenblick meines Lebens. —

»Wo iſt die andere, Ludwig, es waren zwei?« fragte Emil.

»Geſunken und weg,« antwortete ich, »und ſteht nicht mehr zu retten.«

»Nun, wir haben unſere Pflicht gethan, und haben uns nichts vorzuwerfen. Jetzt ans Land.« Mit großer Mühe brachten wir das Floß wieder an das Bollwerk zurück, und ſtiegen mit der Beute, die wir dem zornigen Aegir entwandt, hinauf. Emil zeigte fortwährend am Meiſten Beſonnenheit. »Hilf mir ſie auf die Schulter,« ſagte er, »ich will ſie tragen, denn ich brauche Anſtrengung nach dieſem kalten Bade; lauf du inzwiſchen nach dem Baumhauſe und klopfe die Leute auf. Schnell!«

Die Thüre wurde bald geöffnet, an dem mit Trinkgeſchirr beſetzten Tiſche ſaßen einige halbbetrunkene Fiſcher; als ſie hörten, daß es ein Menſch ſei, der verunglückt war, wieſen ſie mich an das Haus, wo die Ertrunkenen gewöhnlich einſtweilen zur Schau hingelegt werden, das am Ende der Brücke liegt, und lehnten es rund ab, uns aufzunehmen. Inzwiſchen kam Emil mit ſeiner vom Waſſer triefenden Laſt an, und ſeine Ruhe machte dem Zwiſte ein Ende. »Wie? wolltet Ihr vor

Gericht das verantworten,« ſagte er, »einen Menſchen, der noch gerettet werden kann, getödtet zu haben! Machet Platz, daß ich hineinkomme, ſie iſt ſchwer zu tragen. Wenn ich ſie aus der Tiefe heraufgeholt habe, ſo könnt Ihr wohl euer Haus hergeben, bis der Arzt kommt. Lauf' ſchnell, Ludwig, zu Martin hin und nimm ihn mit dir.«

Einer unſerer Freunde, ein junger Mediciner, wohnte auf Chriſtianshafen; ich lief zu ihm, klopfte ihn wach, und während er ſich ankleidete, erzählte ich ihm unſer Abentheuer. Mit den nothwendigen Inſtrumenten verſehen erreichten wir das Baumhaus, aber ſo bin ich nie in meinem Leben gelaufen.

Hier hatte unterdeſſen die Scene ſich verändert. Da Leute geringen Standes ſtets eine jede von den höheren Klaſſen ausgeführte kühne Handlung bewundern, ſo war der Unwille der Fiſcher zur Hochachtung geworden, als ſie erfuhren, daß Emil mit Gefahr für ſein eigenes Leben die Verunglückte gerettet hatte. Einige von ihnen waren weggegangen, um nach ſeiner Anweiſung die andre Leiche zu ſuchen, die Uebrigen umzingelten Emil, der in einer kalmukkenen Jacke und großen Fiſcherſtiefeln mit der Pfeife im Munde und der Branntweinkanne vor ſich, auf der Ofenbank ſitzend, ganz verwegen ausſah. Auf dem Tiſche lag das Mädchen, und die Frau des Baumhauspächters rieb und bürſtete ſie. Sie ſah aus wie eine Leiche, die langen Haare hingen faſt bis an den Boden hinunter und trieften von Waſſer, Arme und Finger waren ganz ſteif;

die Kleider waren in der größten Unordnung, und der ſchöne Hals ganz entblößt. Ein niedergebranntes Licht in einem Leuchter und ein anderes in einer Hornlaterne beleuchteten dieſe Scene, die durch den dicken Tabaksrauch aus den Pfeifen der Fiſcher ein eigenes Colorit bekam. Durch das Fenſterchen fiel noch der Schein des Mondes hinein, als wollte er das bleiche Geſicht, das er im Todeskampfe geküßt, noch einmal ſehen.

Martin unterſuchte die Gerettete, er ſchüttelte aber den Kopf und ſagte: »Hier iſt nicht viel Hoffnung, lieben Freunde, die Pulſation hat ganz aufgehört.«

»Thue du, was zu thun iſt,« ſagte Emil, »dann verlangt Niemand mehr von dir, aber ſchnell, jede Secunde iſt koſtbar.«

Alle gewöhnliche Mittel wurden angewandt, mehr als eine Stunde arbeiteten wir vergebens, endlich glaubte Martin ein ſchwaches Lebenszeichen zu verſpüren. Als Emil dies hörte, ſprang er, ſeinen Platz am Ofen verlaſſend, auf. »Lebt ſie wirklich?« ſagte er; »lieber Martin, du konnteſt mir nichts Erfreulicheres mittheilen, es iſt eine unbeſchreibliche Seligkeit, einen Menſchen gerettet zu haben. Durch mich iſt alſo eine Seele weniger verloren gegangen — Bah! es kommt doch darauf an,« fuhr er fort, »dieſe eine Seele kann vielleicht viele Seelen verderben. Wer ſagt mir, ob ich nicht ganz verkehrt gehandelt, indem ich die Rolle des Schickſals übernahm? Unſer Leben iſt voll Rechnungsfehler, und der Teufel

trolirt uns ſchon ſo, daß wir am Ende ein verkehrtes
it bekommen, wenn wir über unſer Tagewerk Rech-
g abſchließen ſollen. Vermuthlich hätte ich ihr einen
ßern Dienſt erwieſen, wenn ich ſie hätte liegen laſſen.«
So knurrte Emil und ſetzte ſeine eigene Handlung
ſt herab; als aber der Arzt anordnete, daß ſie zu
te gebracht werden ſollte, war er wieder behülflich und
e ſchnell mit der Frau ausgemacht, daß ein Zimmer
oben eingeräumt würde, und als wir ſie vor das Haus
austrugen, um ſie die ſchmale Treppe, die außen nach
Giebel führte, hinaufbringen zu können, zog er ſei-
Koller aus, ſie da[illegible]t noch beſſer zu bedecken, und
te keinem der Fiſcher erlauben, ſie zu tragen.

Nach Verlauf einiger Zeit kam der Arzt, der zugleich
der Frau des Baumhauspächters bei der Kranken ge-
ben war, zu uns hinunter mit der Nachricht, daß er
für ihr Leben ſtehen könne, es ſei langſam zurück-
hrt, aber noch befinde ſie ſich in einem ganz bewußt-
n Zuſtande. »Jetzt iſt es an der Zeit, daß Ihr über-
, was Ihr mit ihr thun wollt,« ſagte Martin, »denn
kann ſie ja nicht bleiben.«

Wir meinten Beide, daß man ſuchen müßte, ihre Ver-
dte zu erfragen, Martin ſtimmte uns hierin bei; dar-
forderte er uns auf, nach der ausgeſtandenen Anſtren-
g und Qualm die friſche Luft zu genießen. Erſt als
vor dem Hauſe allein, und die beſchwerlichen Zeu-
, die ein jedes unſerer Worte begierig aufgriffen, in

der Stube zurückgeblieben waren, ſprach er offenherzig mit uns.

»Es ſteckt mehr hinter der Geſchichte, als wir anfänglich geglaubt haben,« ſagte er, »und ich bin davon überzeugt, daß unſere Patientin nicht die iſt, die ſie zu ſein ſcheint. Unter der Bauerntracht, die ſie trägt, hat ſie die feinſte Wäſche, deren keine Hofdame ſich zu ſchämen brauchte, ihre Hände ſind zu weich, als daß ſie jemals ſchwere Arbeit verrichten haben können, um den Hals trägt ſie ein Geſchmeide von Gold mit Haaren darin, und ich will Zehn gegen Eins wetten, daß ſie geſtillt hat.«

Wir ſahen erſtaunt einander an. »Es iſt die eine oder andere Liebesgeſchichte mit im Spiele,« fuhr Martin fort, »ich will darauf ſterben, und dahin wird ſich Alles auflöſen.« — Wir drehten uns um und ſahen die Fiſcher nach ihrem langen Suchen mit der andern verunglückten Perſon zurückkehren, aber es war noch nicht hell genug, um deutlich ſehen zu können, was ſie trugen.

»Was habt Ihr dort, Leute?« fragten wir.

»Eine Leiche,« antwortete der Eine, »die nie mehr die Augen aufſchlagen wird.« Er trat in die Stube hinein und legte ſeine Laſt von ſich auf den Tiſch. Wir folgten ihm. »Unſer Herr, ſei der kleinen Seele gnädig,« ſagte der Andere, »es iſt ein Kind!« —

Ein kleiner Knabe lag in ſeinem Wickelzeug eingebunden, ein ſeliges Lächeln ſpielte noch um ſeinen Mund, aber die Wangen waren bleich und die Lippen blau. Die

Fiſcher umringten den Tiſch, und als Martin endlich die Hand auf die Stirn des Kindes legte und leiſe flüſterte: »Er iſt todt,« beobachteten ſie ein tiefes Stillſchweigen, und ich ſah manche Lippe ſich bewegen.

Die Nacht verſtrich langſam, und der Morgen fand uns noch im Baumhauſe. Emil lag auf einem Bette in der einen Ecke hingeſtreckt und ſchlief; ſeine ſtarke Natur hatte das kalte Winterbad gut ertragen können. In den groben Kleidern und den großen Stiefeln ſah er ſo hübſch aus, daß man ſich wundern mußte, daß die Königin des Meeres ihn nicht zurückgehalten hatte; das Bewußtſein einer guten That hatte einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Zufriedenheit über das Geſicht des Schlafenden verbreitet. Die Fiſcher waren an ihre Arbeit gegangen, Martin und die Frau waren noch oben bei der Kranken. Ich öffnete die Thüre und trat hinaus. Es war ein ſchöner, heller, aber kalter Morgen, das Waſſer kräuſelte ſich in tauſend kleinen Mahlſtrömen, der Himmel war wolkenleer, und die hervorbrechende Morgendämmerung hatte ſchon die gelbe Scheibe des Mondes gebleicht. Der und ich waren die einzigen Zeugen der nächtlichen Scene, wir ſuchten Beide den Punkt auf der beweglichen Fläche, wo eine Mutter ſich und ihr Kind hatte ermorden wollen; in einiger Entfernung trieben das Floß und die Leiter des Nachwächters herum, und oben auf dem Schaume, den die Brandung an die Steine ſpülte, ſchwamm eine kleine weiße Kindermütze mit hellrothen Bändern beſetzt.

Martin unterbrach mich in meinen Betrachtungen. Er brachte ein Päckchen Briefe, das in den Kleidern der Kranken ſich gefunden, und meinte, daß ſie uns Aufklärung über ihre Stellung und Verhältniſſe geben müßten; noch war ſie nicht zum Bewußtſein gekommen, aber die Ruhe, welche ſie in dieſem Zuſtande genoß, hielt er für äußerſt heilſam und wünſchte deshalb, daß dieſelbe lange anhalten möchte. Die Briefe waren alle mit der Aufſchrift an Charlotte Birch verſehen, und daneben Straße und Hausnummer auf Chriſtianshafen angegeben.

Ich weckte Emil und theilte ihm meine Zweifel mit; er meinte auch, daß es eine grobe Pflichtverletzung ſein würde, wenn wir den Inhalt der Briefe erforſchten, die Aufſchrift allein müßte zur Einziehung der nothwendigen Aufklärung uns genügen. Wir wurden darüber einig, daß ich Martin, der Medicin aus der Apotheke holen wollte, begleiten und ihre Wohnung aufſuchen ſollte; unterdeſſen wollte Emil bei der Kranken wachen. Die Frau des Baumhauspächters nahm das Lager ein, das er verlaſſen, die Thüre wurde hinter uns verriegelt, und jetzt ſah das Haus ſo ruhig aus, als wenn die Unfälle dieſer Nacht nicht dort Statt gefunden hätten.

Wir fanden bald das Haus und klingelten. Eine alte Frau öffnete ein Fenſter mit der Frage: »Biſt du es, Charlotte?« Ihre Stimme war faſt vor Angſt erſtickt.

»Es iſt Jemand, den Charlotte ſchickt,« antwortete ich, »ſie iſt ganz wohl.«

Das Fenſter wurde zugeſchlagen, die Thüre gleich hernach geöffnet, und die alte Frau führte uns die Treppe hinauf in die Stube. Ungeachtet die Morgendämmerung ſtark durch die Fenſter fiel, ſtand das halb niedergebrannte Licht noch auf dem Tiſche. Alles war einfach, aber äußerſt reinlich, nur einige einzelne Möbeln entſprachen nicht dem Uebrigen; die faſt geſchmackloſe Pracht, die auf ſie verwendet war, machte eine unangenehme Wirkung. Eine kleine Wiege mit einer grünen ſeidenen Decke ſtand in der einen Ecke — ſie war leer! Auf dem Tiſche lag ein kleiner rother unvollendeter Kinderſtrumpf, und an der Wand hing die Silhouette eines Mannes.

»Und das Kind? wo iſt das Kind?« fragte die Frau. Eine Nacht, in Verzweiflung durchwacht, hatte ſie faſt entkräftet, ſie mußte ſich an die Wand ſtützen, um nicht umzuſinken.

Martin zuckte die Achſeln, und ich benachrichtigte ſie allmählig, ſo ſchonend als möglich, von dem Vorgefallenen. Hier war nicht Zeit zur langen Vorbereitung, ſie errieth Alles, noch ehe ich es geſagt hatte.

Die alte Frau fing an zu jammern und zu klagen, ſie wollte gleich fort, ihr Kind zu ſehen. Es war herzbrechend, ihre Klagen und Bitten zu Gott um Vergebung für ihre unglückliche Tochter zu hören. Doch Thränen hatte ſie nicht mehr, die Quelle derſelben war in der langen einſamen Nacht verſiegt, und die brennenden Augen blieben trocken.

Die erſten funfzig Schritte liefen wir faſt, aber da waren ihre Kräfte erſchöpft, und ſie mußte ſich langſam an meinem Arme fortſchleppen. Unterdeſſen war ich bald über die Verhältniſſe im Reinen. Die Mutter Charlottens war die Wittwe eines früher wohlhabenden Handwerkers, der ſeinen Kindern eine gute Erziehung gegeben, bei ſeinem Tode aber ſie in kärglichen Umſtänden zurückgelaſſen hatte. Die Tochter hatte durch ihren Fleiß ſich und ihre alte Mutter ernährt, durch ihre Schönheit hatte ſie die Aufmerkſamkeit eines Herrn von Langenfeldt auf ſich gezogen, er ließ ihr brillante Anerbietungen machen, ſie ſchlug ſie aber aus. Mit einer unerhörten Ausdauer belagerte er ſie ein ganzes Jahr hindurch, endlich meldete er ſich bei der Mutter als Freier und hielt um ihre Hand an. Charlotte liebte ihn, und ſie wurden verlobt. Ohngefähr auf Ein Jahr nachher wurde die Hochzeit angeſetzt, und ſie kauften ſchon ein zur Ausſteuer, als Charlotte krank wurde und täglich hinſchwand; ein halbes Jahr nachher gebar ſie unter unſäglichen Schmerzen einen Sohn. Der Bräutigam verdoppelte ſeine Sorgfalt für ſie, aber von der Hochzeit wurde nicht mehr geſprochen; das Mädchen grämte ſich im Stillen, ſie machte ſich ſelbſt zu viele Vorwürfe, um ſich jemals über ihren Geliebten zu beklagen. Doch dieſes Verhältniß verwirrte ihren Verſtand, und da ſeine Beſuche ſeltener wurden, und ſeine Beantwortungen ihrer Briefe kürzer, ſah ſie aus, wie wenn ſie unter die Erde gebracht werden ſollte. Vor einigen Tagen kam ein guter Freund von ihm zu ihnen und ſprach lange mit Charlotte, ſeit der Zeit hätte ſie unaufhörlich geweint und kein Wort geſprochen, aber geſtern Abend ſei ſie plötzlich mit dem kleinen Julius verſchwunden; die Mutter hatte die ganze Nacht hindurch gewartet mit einer Angſt, die mit jeder Secunde zunahm, und die ſie faſt wahnſinnig gemacht hatte, als die Thürklingel ſie wieder ans Fenſter brachte, wo ſie ſo viele Stunden vergebens gehorcht.

Charlotte war noch nicht wieder zu ſich gekommen, ein wohlthuender, todähnlicher Schlaf feſſelte ihr Bewußtſein. Emil ſaß neben dem Bette und betrachtete ſie mit einer ſo unverwandten Theilnahme, daß wir vor ihm ſtanden, ehe er es bemerkte. Eine hohe Röthe überzog ſein Geſicht, gleichſam als hätten wir ihn in einer für einen Weiberfeind unpaſſenden Situation überraſcht, und ſeine Mienen verzogen ſich ſchon zu einem höhniſchen Ausdruck, womit er eine Entſchuldigung für das Gefühl, das er vorher gezeigt, machen wollte, als die alte Frau faſt knieend ſeine Hand ergriff, und, ehe er es abwehren konnte, ſie zu ihren Lippen führte. Emil erröthete noch ſtärker. Zweifelhaft, was er thun oder ſagen ſollte, hielt er einen Augenblick ihre Hand in der ſeinigen, und verließ darauf die Stube; ich ſah durch das Fenſter, welches an der Thüre angebracht war, daß er, das Tuch von dem todten Kinde, das des Baumhauspächters Frau in einen Korb gelegt, wegnehmend, ſich lange über daſſelbe hinbückte und mit der Hand über die Augen fuhr.

Die arme Mutter lag auf den Knieen an dem Bette ihrer Tochter. Die gefalteten Hände und die bewegten Lippen zeigten, daß ſie betete; um eines ſolchen Gebetes willen wird Gott gegen den Verirrten gnädig ſein. Der weiße, feine Arm Charlottens war über das Bett hinausgeglitten und hing leblos herab, die alte Frau bedeckte ihn mit Küſſen; es war ein Arm von Canova in Marmor, der nur ſchlecht zu dem groben Lager und den wollenen Fiſcherjacken, die an den Wänden hingen, paßte. Darauf ergriff ſie ein jedes einzelne Stück von den naſſen Kleidern der Tochter, gleichſam als wollte ſie ſich recht lebhaft die Gefahr, in der ihr Kind geſchwebt, vorſtellen.

»Ach, ſie wollte nicht gekannt ſein, wenn man ſie wieder fand,« ſagte ſie; »ſie hat ihre Bauermädchen-Tracht von jenem unglückſeligen Abend, als ſie mit ihm zur Maskerade war, angezogen. Von jenem Abend rührt all unſer Unglück her.«

Aber mir war dieſer Zug ein Beweis von Charlottens Gefühl, es war ihr Pönitenzkleid, das ſie angelegt, in dieſem wollte ſie vor ihrem Richter erſcheinen und ſagen: Herr, in dieſen Kleidern habe ich gegen deine Gebote geſündigt! —

Nachdem verabredet war, daß der Arzt kommen ſollte, und daß ich gegen Abend einen Wagen ſchicken wollte, der ſie nach Hauſe brächte, verließ ich die Unglücklichen, als Charlotte erwachte. Indem ich die Thüre zumachte, hörte ich ſie fragen: »Wo bin ich? Mutter, wo iſt Julius?«

Wir verſahen die mitleidige Frau des Baumhauſes reichlich mit Geld und ermahnten ſie, gut für ihre Gäſte zu ſorgen; das Haus verlaſſend hörten wir vom Giebelzimmer ein durchdringendes Geſchrei, es enthielt mehr als die längſte Leichenpredigt. Jetzt wußte ſie, wo Julius war. —

»Herr von Langenfeldt — hm! iſt er da wieder!« ſagte auf dem Wege nach Hauſe Emil. »Der Menſch zwingt mich einmal, ihn zu ... kennſt du ihn nicht?«

Ich verneinte es.

»Du wirſt ihn bei Frau Müller zu ſehen bekommen,« fuhr Emil fort, »er iſt ein Freund des Sohnes, obgleich älter als dieſer. Er iſt wohl etwas über vierzig Jahre, aber ſieht noch gut aus, und beſitzt außerdem ein ganz hübſches Vermögen. Er gehört zu denjenigen Krebsgeſchwüren in der menſchlichen Geſellſchaft, die man mit einem moderaten Namen Hageſtolze nennt, dieſen lebenden Zeugniſſen eines verfehlten Daſeins, die ausgerottet werden ſollten, wie man Wölfe ausrottet.«

Daß er in das Haus, wo Anna war, kam, gefiel mir nach dieſer Beſchreibung gar nicht.

»Dieſer Herr iſt einer von denen, nach denen überall ſehr gefragt wird, denn er iſt eine gute Partie. Seinetwegen müſſen die Töchter Künſte machen und ihre Talente zeigen, ſie müſſen eine ehrbare Miene annehmen und eine häusliche Rolle ſpielen, wie ſauer es ihnen auch ankommt; die Mütter erforſchen, was ſein Leibeſſen iſt, und ziehen ihn zu Rathe über die Erziehung ihrer Töchter, er iſt ein Orakel in den Häuſern, die er mit ſeinem Beſuche beehrt, wo er Allen mit Hoffnungen, an deren Erfüllung zu denken ihm nicht einfällt, ſchmeichelt; es iſt ein Menſch durchaus ohne Gewiſſen.«

Martin fand ſich, meiner Bitte gemäß, Abends beim Baumhauſe mit einer Kutſche ein, und brachte Charlotte und ihre Mutter in dem Wagen nach ihrem Hauſe. Das Kind lag in dem kleinen Korbe auf dem Sitze neben ihnen und Charlotte wandte nicht die Augen von ihm ab; ſie ſchwiegen Alle. Als ſie nach Hauſe kamen, legte ſie es in die Wiege und weinte bitterlich. Ihren ſtillen Schmerz beſchrieb er als herzerſchütternd, und verſchwieg nicht ſeine Furcht, daß er mit Wahnſinn endigen könnte, womit er ihren vergeblichen Verſuch, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, in Verbindung brachte. Er hatte dafür Sorge getragen, daß die Leute im Baumhauſe weder ihre Namen noch ihren Aufenthaltsort zu wiſſen bekamen. Emil war da geweſen und hatte unter den Fiſchern und den Leuten des Hauſes Geſchenke vertheilt, und ſie dadurch davon abgehalten, dem Wagen zu folgen und ihre Neugierde zu befriedigen; man durfte alſo vermuthen, daß dieſe unglückliche Geſchichte nicht Gegenſtand des Stadtgeſprächs werden würde.

Niemand iſt ſo wie der Arzt im Stande, für die leidende Menſchheit zu wirken; dieſen hohen Beruf ſollten die Ärzte erkennen, und wahre Humanität iſt die Tugend, ohne welche Niemand ſich dem Studium der Medicin widmen ſollte, denn nicht allein für den Körper, ſondern auch, und zwar ebenſo ſehr für die Seele haben ſie Gelegenheit zu ſorgen. Ich bat Martin, ſeine Beſuche bei Charlotten fortzuſetzen, um zu erfahren, wie ich ihr und ihrer Mutter wahrhaft nützlich ſein könnte, denn ich ſah wohl ein, daß ſie in dem Verhältniſſe, worin ſie bisher gelebt, nicht länger bleiben durften. Wenn ich ihre Lage erſt recht eigentlich kannte, dann wollte ich mit Emil überlegen, wie wir ſie verbeſſern könnten, und ich freute mich recht in meinem Herzen, daß meine Umſtände mir es geſtatteten, wirkſame Hülfe zu leiſten; aber vor Allem mußte ich wiſſen, auf welchem Fuße die Familie für die Zukunft mit Herrn von Langenfeldt zu ſtehen beabſichtigte, und was zunächſt die Veranlaſſung gegeben, daß Charlotte den unglückſeligen Entſchluß faßte, deſſen Ausführung wir ſo eben mit genauer Noth abgewehrt hatten.

Indeſſen hatten die verſchiedenen Eindrücke dieſer Nacht uns Beide ſtark afficirt, und Emil war, ebenſo wie ich, in den erſten Tagen wortkarg und verſchloſſen. Martin hatte mich zwei Male verfehlt, und ich war folglich ohne Nachricht, als Emil am Morgen des dritten Tages ſagte: »Ich ſprach geſtern Abend mit Martin, und er beſtärkte mich in dem, was ich mir gedacht, daß es eigentlich ein ſchlechter Dienſt war, den ich dem armen Mädchen erzeigte, als ich ſie aus dem Waſſer holte.«

»Wie ſo?« fragte ich.

»Wir müſſen ja Alle Einmal ſterben, und dieſer Proceß iſt nach der gewöhnlichen Meinung derjenige, welcher uns am meiſten zu Herzen geht. Iſt er aber erſt durchgefochten, dann iſt man geborgen. Womit ſoll ich ihr das erſetzen, daß ich ſie nöthige, zwei Male zu ſterben?«

Ich ſchwieg, denn auch ich war der Meinung, daß mißlungener Selbſtmord das größte alles erdenklichen Unglücks ſei.

»Es iſt vielleicht dumm, daß ich mich darein miſche,« ſagte nach einer Pauſe Emil; »man ſoll ſich überhaupt nicht in Frauenzimmer-Angelegenheiten miſchen, doch in dieſem Falle kommt es mir vor, daß ich meine Principien verlaſſen muß. Ich will dem Herrn von Langenfeldt einen Beſuch machen, willſt du mich begleiten? denn ich fürchte, hitzig zu werden, wenn ich ihn unter vier Augen habe, und dieſen Triumph ſoll er nicht davon tragen.«

Ich ging mit. Unterwegs war Emil ſehr munter und lachte im Voraus über das verwunderte Geſicht, das Herr von Langenfeldt machen würde, wenn er uns Beide anlangen ſähe. Als aber der Bediente hineingegangen war, zwei Herren zu melden, die ihm ihre Aufwartung machen wollten, war die Munterkeit fort, und Emil trat mit einem ſteinernen Geſichte hinein, das von einer Eisrinde überzogen war.

Wir fanden Herrn von Langenfeldt in einem dolce far niente, eine Cigarre rauchend; ungeachtet er bei dem Anblicke Emils innerhalb ſeiner Wände keine Freude verrieth, erhob er ſich doch gleich von ſeinem weich gepolſterten Lehnſeſſel, und empfing uns lächelnd, wie ein feiner Mann, mit vielen ſchönen Worten. Emil ſtellte mich als ſeinen Freund vor, und ich war Herrn von Langenfeldt gleich ſehr willkommen. Die vielen gütigen Anerbietungen von Cigarren, Chokolade, Omeletten und Madeira, die uns gemacht wurden, konnten wir nicht annehmen.

Herr von Langenfeldt iſt ein hoher, ſchöner Mann, ich ſage »iſt,« denn die wenigen Jahre, die ſeit meinem erſten Zuſammentreffen mit ihm verſtrichten ſind, haben keine Veränderung in ſeinem Aeußern bewirkt, und als ich ihm neulich auf dem Walle begegnete, ſah er ganz ſo aus wie an jenem Morgen. Das glatte lächelnde Geſicht, das von Backenbärten nicht verunziert iſt, giebt ihm ein jugendliches Anſehen, die gebogene Naſe und die hohe Stirn nobilitiren es, und die ungewöhnlich hübſchen — vielleicht verlorenen, das weiß ich indeß nicht — regelmäßigen Zähne ſind wohl der Grund einer Freundlichkeit, welche Männer mit dieſer Schönheit ihren Mitmenſchen zu zeigen nie verſäumen. Einem aufmerkſamen Beobachter würde es aber kaum entgehen, daß ſeine Züge das Gepräge einer gewiſſen Schlaffheit tragen, welches, in Verbindung mit dem ziemlich dünnen Haare, das in hübſchen Locken friſirt darauf berechnet iſt, die eigenen Mängel deſſelben zu decken, deutlich zeigt, welchem Mönchsorden er angehört, denn hieran erkennt man unſere Sybariten, wie umgekehrt in den katholiſchen Ländern die Franciskaner an ihren ſtrengen, ernſten und abgehärteten Geſichtern. Ex ungue leonem, heißt es ja. Ungeachtet Herr von Langenfeldt einen hübſchen Titel führt, ſo ziehe ich doch vor, ihn hier wegzulaſſen. Meine Leſer werden entſchuldigen, daß ich ihnen dieſen Beitrag zur Rangordnung vorenthalte, ich rechne dagegen für dieſe Weglaſſung auf die aufrichtige Dankbarkeit des Herrn von Langenfeldt.

»Wir kommen doch nicht ungelegen?« ſagte Emil; »Herr Dahl und ich hatten gerade einige Geſchäfte hier in der Nähe zu beſorgen, und da ich Ihnen meine Aufwartung zu machen wünſchte« . . .

»Bitte, lieber Wilſter, keine Entſchuldigungen, Sie ſind mir immer herzlich willkommen. Es iſt lange her, ſeitdem ich das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen, Sie haben ſich doch wohl befunden?«

»Ganz außerordentlich wohl, Herr von Langenfeldt, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme,« antwortete Emil mit einem eiskalten Geſichte, das auf ſeinen Nachbar wirkte, denn er erhob ſich, um nach dem Ofen zu ſehen, indem er die Bemerkung machte, daß es im Monat Februar hier zu Lande meiſtens kalt ſei. Emil folgte ihm, und ich betrachtete die ſchönen Gemälde, die an allen Wänden in vergoldeten Rahmen hingen; es waren lauter gute Stücke, denn Herr von Langenfeldt iſt Kunſtkenner; in einer Niſche ſtand eine Venus nach Thorwaldſen, und auf der Conſole unter dem Spiegel ein kleiner Amor, in dem Augenblick erwachend, wo Pſyche ihn mit Oel übergießt; es war eine ſchöne kleine Gruppe.

»Darf ich Ihnen meinen Glückwunſch abſtatten, Herr von Langenfeldt, Sie ſind ja verlobt worden, ſeitdem wir uns zuletzt ſahen,« ſagte Emil, ihm auf den Ferſen nach dem Ofen folgend.

»Ich? Nein, mein Freund, ich bin nicht verlobt. Sie meinen vielleicht, weil ich einen Amor in meiner Stube habe. Sehen Sie einmal, er iſt ſehr gut gearbeitet, einer unſerer jungen Künſtler hat die Figuren nach Antiken modellirt.«

Emil blieb ſtehen. »Ich habe andere Gründe,« ſagte er, »ich habe Ihr Portrait auf Chriſtianshafen bei Madame Birch geſehen; es ſieht Ihnen ſehr ähnlich.«

»Finden Sie das? Ah, das geht, ſo weit Silhouetten ähnlich ſein können. Ich habe dieſe Familie unterſtützt, die Frau iſt eine arme Wittwe, der Mann hat für mich gearbeitet, es war ein ſehr braver Mann; nein, meine Freiheit will ich um keinen Preis aufgeben.«

»Und Madame Birch hat mir doch ausdrücklich geſagt, daß Sie mit ihrer Tochter Charlotte verlobt wären. Sie hat ſogar davon geſprochen, daß Sie bald Hochzeit halten würden.«

»Allez donc! was glauben Sie denn? Eine kleine Liaiſon, nichts weiter. Die Leute nennen das gleich eine Verlobung. Ich habe bei meiner Ehre Viel auf dieſe Connaiſſance geſetzt, ſie hat aber meinen Erwartungen nicht entſprochen. Sie wiſſen wohl, wie die Frauenzimmer in Kopenhagen ſind.«

»Ich habe die Ehre, beide Geſchlechter ziemlich genau zu kennen.«

»Nun, dann werden Sie es nicht unglaublich finden, daß Einer meiner guten Freunde auf meinem Diſtricte gejagt und mich bei der kleinen Charlotte, für die ich wirklich viel gethan, ausgeſtochen hat. Jetzt habe ich mich zurückgezogen.«

»Wirklich? Das war ein wahrer Freundſchaftsſtreich. Aber ſind Sie deſſen auch ganz gewiß?« fragte Emil.

»Vollkommen. Er hat es ſelbſt geſtanden. Jetzt wollen ſie mich gern wieder ins Haus ziehen, aber ich ſage vielen Dank. Ich habe nicht im Sinne, il buono zu ſpielen, während der Andere il bello auf meine Rechnung macht. Es iſt wahr, Sie kennen ihn auch, es iſt unſer gemeinſchaftlicher Freund.«

»Das glaube ich kaum. Wenn wir Beide Etwas gemeinſchaftlich haben, ſo ſind es gewiß nicht Freunde. Aber das Kind, das rührt doch von Ihnen her,« fuhr der unbarmherzige Emil fort.

»Sie ſind ſehr wohl unterrichtet, lieber Wilſter, ich möchte faſt glauben, daß Sie ſelbſt ein Krupſchütze auf dem chriſtianshafenſchen Gebiete ſeien? Eh bien! Ich werde es nicht verrathen, vertrauen Sie mir,« ſagte Herr von Langenfeldt lächelnd. »Hm! Ich muß Ihnen ſagen, es iſt vermuthlich ungewiß, wer der Vater des Kindes iſt, indeſſen bin ich ſo höflich geweſen, es auf meine Rechnung taufen zu laſſen. Die Mutter iſt ein bischen gemüthskrank, und irre. — Lieber Gott! ich bin nicht intolerant, und wir ſind alle Menſchen. Aber Sie ſehen, daß Grund genug vorhanden iſt, dieſe Liaiſon abzubrechen.«

Emil betrachtete ihn ſtarr, er hatte aber gerade eine Unordnung am Ofenſchirm entdeckt, die er mit großer Sorgfalt redreſſirte; Charlottens Geſchrei, als wir das Baumhaus verließen, ertönte wieder in meinen Ohren, und es kam mir vor, als ob das Profil des Herrn von Langenfeldt dem Mephiſtophiles auf den bekannten Kupfern von Retſch zu Goethens Fauſt ähnlich ſehe; was thut nicht die Phantaſie!

»Haben Sie neulich Etwas von den Leuten gehört?« fragte nach einer Pauſe Emil. Seine Stimme war bei dieſer Frage faſt gleichgültig, aber es lag doch etwas in derſelben, das wie der Windſtoß, der einen Orkane vorangeht, klang.

»Noch geſtern,« antwortete Herr von Langenfeldt. »Sie überlaufen mich täglich mit Bettelbriefen. Die Mutter iſt, unter uns geſagt, ein intriguanter Satan; ſie möchte mir gern einreden, daß die Tochter ſich aus Liebe zu mir hat ertränken wollen, und dieſe Fabel ſollte ich jetzt theuer bezahlen. Aber dieſer Prellerei bin ich müde. Es war eine lange rührende Geſchichte von einem jungen Herrn, der ſie aus dem Waſſer gezogen hatte, und ſo weiter, einem Romane ſchlechtweg nacherzählt. Ich werde Ihnen die Stelle einmal bei Gelegenheit zeigen.«

»Aber es iſt doch nicht unmöglich,« ſagte Emil, »und wenn es wahr wäre, zeigt es doch auf jeden Fall viele Ergebenheiten von ihrer Seite.«

»Iſt es wahr, ſo iſt ſie toll, und dann adieu, mein gutes Kind, dann iſt es aus mit unſerer Bekanntſchaft. Aber es iſt nicht wahr, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Laſſen Sie ſich doch nicht dergleichen einreden, kein Mädchen ſpringt heut zu Tage aus Liebe in die See, und unſere jungen Herren können zur Noth wohl apoplektiſch werden, ohne daß ſie es im Canal zu holen brauchen. Nein, einen ſolchen Narren trifft man nicht in unſern aufgeklärten Zeiten.«

Herr von Langenfeldt lachte, und wir Anderen lachten auch, ungeachtet die Veranlaſſung gar nicht lächerlich war, aber es iſt nicht immer das Lächerliche, worüber man lacht. Dieſe muntre Stimmung gefiel ihm ſehr und er fuhr lange fort, uns »den herrlichen Zaun der Zähne,« wie Homer ſich ausdrückt, zu zeigen. Ich hätte ihm lieber in dieſem Augenblick in das Herz geſehen.

»Es iſt wahr, ich hätte faſt mein Gewerbe vergeſſen,« ſagte Emil, »ich habe eine Einladung an Sie.«

»An mich? Lieber Freund, Sie wiſſen, Sie haben über mich zu befehlen. Ich fürchte nur, daß es ſich unglücklich trifft, ich habe viele Engagements in dieſer Zeit, viele Stellen, wo ich hin muß. Man darf ſeinen Gönnern nicht mißfallen.«

»Wenn es Ihnen gelegen wäre, wünſchte ich Sie gern zu einem Leichenbegängniß auf Morgen Vormittag einzuladen. Charlottens Kind wird gerade beerdigt, es iſt zufällig geſtorben, und da Sie ſo höflich geweſen ſind, es auf Ihre Rechnung taufen zu laſſen ... war es nicht ſo, wie Sie ſich vorhin ausdrückten?«

Der feine Mann wurde bei dieſer Anrede ziemlich weiß im Geſichte, indeſſen verlor er nicht die Haltung. »Ach, ein Anfall von Krämpfen, kann ich mir denken, der Zähne wegen vielleicht,« ſagte er, »kleine Kinder ſind gebrechliche Geſchöpfe. Aber es giebt Gott Lob keinen Mangel an Kindern, und das Menſchengeſchlecht läuft ſchwerlich Gefahr, wegen fehlender Rekruten auszuſterben,« fügte er mit einem gewiſſen, ziemlich gezwungenen Lächeln, hinzu.

»Es iſt an Erkältung geſtorben, das Wetter iſt kalt, und man kann leicht naſſe Füße bekommen.« Indem Emil die Stimme ſinken ließ, als wenn ich es nicht hören ſollte, trat er dicht vor ihm hin. »Herr von Langenfeldt, wir Beide können unumwunden mit einander ſprechen, nicht wahr? Alſo ein Wort in Vertrauen. Ich kenne Ihr Verhältniß zu Charlotten, und weiß, welchen Namen Ihre Handlungsweiſe verdient. Ihr Agent wagt ſein Leben, wenn er öfter ſeinen Fuß zu einer Familie ſetzt, deren Unglück Achtung verdient; was Sie risquiren, können Sie ſelbſt berechnen, denn die Briefe ſind in meiner Hand, und nur Sie können ſie auslöſen. Ich bin der Narr, der Charlottens Leben gerettet, als ſie ſich es ſelbſt nehmen wollte aus Verzweiflung über Ihr — ritterliches Benehmen, und derjenige, der daran denkt, ſie zu beleidigen, hat es mit mir zu thun, mit Ihrer gütigen Erlaubniß. Ich werde ihm zeigen, daß ich mir keinen Schlagfluß im Kallebodſtrome geholt; es ſoll ihr wenigſtens geſtattet ſein, ruhig zu ſterben.«

Herr von Langenfeldt ſchwieg, ſein Geſicht drückte Nichts aus; es war unmöglich, zu beſtimmen, ob er Acht gab oder nicht.

»Dies iſt das zweite Mal, daß wir Beide zuſammenſtoßen,« fuhr Emil fort, »ſollte es das dritte Mal geſchehen, dann werde ich Ihretwegen meine Grundſätze aufgeben, und unſere ganze Zwiſchenrechnung auf ein Mal ſaldiren. Um Ihnen nicht öfter ungelegen zu kommen, darf ich Ihnen vielleicht dieſes Papier präſentiren. Es würde mir beſonders angenehm ſein, wenn es Ihnen gelegen wäre, es gleich zu leſen.«

Herr von Langenfeldt nahm den Brief, den Emil ihm reichte, an, und es ſchien mir, als ob ſeine Hand zitterte, wenigſtens funkelte auf ſeinem Finger ein Solitaire mit einem ſpielenden Glanze. Nachdem er es augenſcheinlich mehrere Male durchgeleſen, ſagte er: »Und die Briefe, lieber Wilſter?«

»Stehen zu Ihren Dienſten,« antwortete Emil, ein kleines Packet aus der Taſche ziehend.

»Aber nehmen Sie mir es nicht übel, mein Freund, die eine Null könnte gern wegfallen, Sie dürfen nicht übertreiben.«

»Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunſch nicht erfüllen kann.«

»Ja gewiß, verändern wir das, mit Ihrer Erlaubniß.«

Ich ſah, wie Emil das Blut kochte. »Menſch!« rief er, aber faßte ſich augenblicklich. »Um Verzeihung, Herr von Langenfeldt wollte ich ſagen, iſt es Ihnen gelegen, dieſe Sache gleich abzumachen, oder wünſchen Sie meine Viſite zum dritten Male?«

»Sie ſind mir immer ſehr willkommen, doch um Ihnen nicht öfter Ungelegenheit zu machen« .... Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, es ging aber mit dem Schreiben etwas langſam.

»Sie müſſen eingeſtehen, daß dies ein theurer Handel iſt,« ſagte er, einen Zug unter ſeinen Namen ſetzend.

»Sie haben ihn ſelbſt proponirt, Herr von Langenfeldt,« ſagte Emil, das Papier durchſehend. »Es iſt ganz richtig. Seien Sie ſo gut« ....

Er beſah das kleine Packet, das Emil ihm auf den Tiſch hinlegte, und wog es in der Hand, als wenn er ſagen wollte: »Du biſt gewogen und für zu leicht befunden worden.« Wir nahmen Abſchied von ihm, und es herrſchte dabei, wenigſtens ſo lange wir ihn ſehen konnten, ein gewiſſes freundliches Lächeln auf ſeinem Geſichte, und ſeine letzten Worte waren: »Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrn!«

So endigte unſer Beſuch bei dem Herrn von Langenfeldt. —

»Es iſt wirklich widerlich, Drohungen gegen einen ſolchen elenden Kerl gebrauchen zu müſſen,« ſagte Emil. »Es könnte mir doch nie einfallen, mich mit einem ſolchen Exemplar zu ſchlagen. Das iſt die perſonificirte Jämmerlichkeit.« Und jetzt erzählte er mir, daß Langenfeldt Charlotte an einen ſeiner guten Freunde abgetreten hatte, und daß dieſer ihr in ſeinem Namen einige Briefe abkaufen wollte, von denen er fürchtete, daß ſie in zu unvorſichtigen Ausdrücken abgefaßt wären, um das vollſtändige juriſtiſche Examen auszuhalten. Dieſer Speculant, der indeſſen nur den Abſcheu Charlottens erregt hatte, war kein Andrer als — der junge Müller, der ehrbare theologiſche Candidat, der ſich von ſeiner liebenswürdigſten Seite zeigte, wenn er abweſend war. Da er Offenherzigkeit für einen Nebenweg hielt, ſo hatte er in den undelicateſten Ausdrücken Charlotten über ihr wahres Verhältniß zu von Langenfeldt aufgeklärt und ihr die hülfloſe und herabwürdigende Lage, in der ſie ſich befand, vorgehalten. Dadurch war ſie zur Verzweiflung getrieben worden, und wir wiſſen, wohin dieſe führte.

Den folgenden Morgen bei Tagesanbruch fuhren Emil, Martin, ein junger Prediger und ich nach Chriſtianshafen hinaus. Der kleine ſchwarze Sarg ſtand mitten in der Stube, die Thüre des Nebenzimmers, wo die arme Charlotte krank lag, war geöffnet; Martin ſelbſt zweifelte an ihrem Aufkommen. Mit wenigen Worten, die alle an ſie gerichtet waren, weihete der Prediger die kleine Leiche dem Frieden des Grabes ein, darauf trugen wir ſie nach dem Wagen hinunter, und fuhren damit nach dem nahe liegenden Kirchhof. Theilnehmende Hände ſenkten den kleinen Julius in die Wiege, »die keine Flaumfedern und kein Gängelband hat,« herab, und die Freunde, die er im Tode gewonnen, verließen nur mit gerührten Herzen ſein kleines Grab.

An demſelben Tage übergab Emil der alten Frau den Betrag der Anweiſung des Herrn von Langenfeldt, den er gehoben; mit lumpigen tauſend Reichsbankthalern bildete dieſer Mann ſich ein, die verlorne Ruhe einer Tochter, vielleicht ihr Leben, bezahlt zu haben! Wir ſorgten für einige neue Mobilien ſtatt derjenigen, die am meiſten an eine zurückgelegte unglückliche Zeit erinnern könnten; auf dieſe Art hatten wir alles uns Mögliche gethan, unſere Theilnahme zu zeigen.

Als wir nach Hauſe gingen, blieb Emil auf der Langen-Brücke ſtehen und ſagte: »Hier war es, wo wir einen dummen Streich machten; noch gähnt der Abgrund und fordert ſeine Beute. Wir wollen den böſen Mächten der Unterwelt ein Opfer in effigie bringen, bis ſie das Original bekommen können. Fahre hin, du unreiner Geiſt!«

Mit dieſen Worten warf er die Silhouette des Herrn von Langenfeldt, die er von Charlottens Wand abgenommen, in's Waſſer; aber, gleichſam als wenn die Welle ſie verſchmähte, wurde ſie mehrere Male hin- und hergeworfen; endlich ſank ſie langſam. »Und hiermit begrabe ich meinen Haß gegen dieſen Menſchen,« fuhr er fort, »er iſt nicht des Haſſens werth. Er hat das Seinige dazu beigetragen, mich unglücklich zu machen, ich habe aber Rache an ihm genommen, denn ich habe ihn gezwungen, wohl zu thun, und er hat gefühlt, daß ich ihm überlegen ſei.« —

Trotz der vielen Einwendungen Emil's ſetzte ich doch meine Beſuche bei Frau Müller fort, wo man mich ſehr zuvorkommend empfing und ich daher bald ein täglicher Gaſt wurde. Anna's wegen fand ich mich in Alles, und gewöhnte mich allmählig ſo an das Haus, daß das Unangenehme verſchwand, und ich ſelbſt zuweilen Fräulein Selmer gutmüthig und Fräulein Galle unterhaltend finden konnte. Mit dem Sohne dagegen ſtand ich immer auf einem fremden Fuße, und wir unterließen ſelten, über dieſe oder jene gelehrte Materie zu disputiren; er war, abgeſehen von dem übrigen Unangenehmen in ſeinem Weſen, ein Pedant, und ich mußte deßhalb im Ganzen Emil Recht geben, »daß er, wenn er abweſend war, ſich am Liebenswürdigſten zeigte.« Seine Freundſchaft mit Herrn von Langenfeldt entfernte ihn außerdem von mir, wenn ſeine Perſönlichkeit es nicht ſchon gethan hätte.

Aber dieſe Beſuche dienten nur dazu, meine Liebe zu Anna zu befeſtigen, und die Hoffnung Emil's, daß mir endlich die Augen aufgehen würden, um zu ſehen, daß ich mich geirrt, blieb unerfüllt. Ich verließ ganz im Gegentheil nie das Haus, ohne an ihr einen neuen liebenswürdigen Zug oder einen neuen Beweis der wahren Bildung, die ſie ihrem vortrefflichen Vater verdankte, entdeckt zu haben. Letzterer war Prediger im Schleswig'ſchen geweſen, aber vor drei Jahren zugleich mit ſeiner Frau in einem kurzen Zeitraume an einer anſteckenden Krankheit, die er ſich in Amtsgeſchäften zugezogen, geſtorben. Ein Oheim, der auch ihr Vermund war, hatte die Ueberreſte des hinterlaſſenen Vermögens geſammelt; da er ſelbſt unverheirathet war, konnte er ſie nicht zu ſich nehmen, ſondern hatte, veranlaßt durch eine Anzeige in den Zeitungen, ſie bei Frau Müller in die Koſt gegeben. Eine verheirathete Tante, in der Nähe von Korſöer wohnhaft, war ihre einzige weibliche Verwandte. Sie kehrte von einem Beſuche bei dieſer zurück, als mein guter Genius uns auf dem Eilwagen zuſammentreffen ließ.

Ich konnte es nicht vermeiden, dort mit dem Herrn von Langenfeldt zuſammenzutreffen. Das erſte Mal affectirte er, mich nicht zu kennen, als aber Frau Müller mich als einen intimen Freund Emil's vorſtellte, ging ihm ein Licht auf, und er überſchüttete mich mit Freundlichkeiten. Es iſt im Allgemeinen leicht, mit dieſer Sorte von Menſchen umzugehen; wenn man nur die nothwendigſte Form einigermaßen gegen ſie beobachtet, ſind ſie zufrieden und nehmen ſelten Etwas übel: das würde gegen den bon ton ſein. Ich bemerkte bald, daß er während ſeiner Anweſenheit die Axe war, um die Alles ſich drehete. Frau Müller appellirte immerwährend an ſein Urtheil, ungeachtet ſie ſonſt immer darauf Anſpruch machte, eine Frau von Welt zu ſein, Frau Galle duldete es, daß er über eheliches Glück lachte, Fräulein Selmer hatte ihm noch keinen einzigen Beweis ihrer Freimüthigkeit gegeben, und Fräulein Galle erſchien ſeelenvergnügt, wenn er ſich ſtellte, als ob er ihre langen Variationen mit anhörte; Anna war die einzige, die ihm keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und daß ſie dadurch in meinem Herzen einen noch höhern Platz gewann, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen.

Allmählig, da ich mich in der Gunſt der älteren Damen, beſonders der Wirthin feſtſetzte, wagte ich unmerklich kleine Veränderungen in der Abendunterhaltung vorzunehmen, ich brachte Bücher mit, aus denen ich ihnen vorlas, und ungeachtet es eine äußerſt ſchwierige Aufgabe war, eine Lectüre zu wählen, die ſo verſchiedenen Menſchen, wie Anna und ihrer Umgebung, gefallen könnte, ſo gelang es doch zuweilen, mir den einſtimmigen Dank der Geſellſchaft zu erwerben. Ich ließ mir geduldig die unzähligen Unterbrechungen gefallen, wenn ſie auch bei Stellen, deren Schönheit dadurch gänzlich verloren ging, eintraten, und Frau Müller rühmte mich, nicht ein ſo »prätenziöſer Vorleſer« zu ſein, wie Emil zu ſeiner Zeit geweſen, »der verlangt hatte, daß man, wenn er laut verlas, gar nicht von anderen Sachen ſprechen durfte.«

So verſtrich der zweite Monat des Jahres, und ungeachtet ich dem Ziele keineswegs näher gerückt, war ich doch zufrieden, ich konnte ja Anna ſehen, zuweilen ein Paar Worte an ſie richten, und vor Allem mir eine Zukunft denken, die ganz meinen Wünſchen entſprach. Du wirſt es vielleicht unnatürlich finden, lieber Leſer, wenn ich dir vertraulich mittheile, daß ich deſſenungeachtet etwas vermißte, was meine Zufriedenheit ſtören konnte, und ich ſchäme mich faſt, dir zu geſtehen, worin es beſtand. So verſchieden iſt die menſchliche Natur, daß ich mir gerade dasjenige wünſchte, was ſo manchem andern Verehrer des ſchönen Geſchlechts das Leben verbittert: ich vermißte recht lebhaft einen Nebenbuhler, ich wollte Jemanden haben, mit dem ich um den Beſitz Anna's kämpfen könnte, in dieſem Kampfe wollte ich zeigen, wie unendlich meine Liebe ſei, denn ich hielt das Rivaliſiren für die Feuerprobe der Liebe und ſehnte mich recht darnach, in die Schranken zu treten. Iſt der Menſch nicht eine ſonderbare Zuſammenſetzung?

Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines der erſten warmen Tage in März, als das Frühjahr einen ſeiner lächelnden Elfen ausſchickte, ſeine Ankunft zu verkündigen;

ganz Kopenhagen war auf den Beinen, die Straßen waren faſt gedrängt voll von Spazierenden, und die Oſterſtraße, vom Königs-Neumarkt geſehen, ähnelte einem Bienenſtock in der geſchäftigſten Sommerzeit. Der einzige Unterſchied war, daß es hier vielleicht nur Drohnen waren, die müßig aus- und einflogen.

Ein kleiner Burſche kam mir mit einem Strauß Veilchen entgegen und bot ſie mir an mit den Worten: »Ei, guter Herr, kaufen Sie mal! — für Ihre Braut!« Ich fühlte, daß ich feuerroth wurde, und beeilte mich, Eigenthümer des Sträußchens zu werden. Mechaniſch drehete ich mich um, und der Orakelſpruch des Jungen ertönte noch in meinen Ohren, als ich auf der Treppe, die zur Frau Müller führte, ſtand.

Das Mädchen öffnete mir, und, mich benachrichtigend, daß die Frau jeden Augenblick erwartet würde, bat ſie mich, unterdeſſen in die Stube zu treten. Die Thüre ſtand nur angelehnt, die gedämpften Töne des Fortepiano machten mir es gleich begreiflich, daß es unmöglich Fräulein Galle ſein könnte, die da ſpiele, denn die entſchiedene Vorliebe derſelben für das ſtarke Pedal kannte ich nur allzu wohl. Ich blieb ſtehen und erkannte bald Anna's Stimme wieder, obgleich ich ſie noch nie hatte ſingen hören; ſie ſang, und zwar ziemlich leiſe, eine kleine Romanze aus Jeannot und Colin.

Durch den Thürſpalt konnte ich ſie im Spiegel ſehen. Das treuloſe Glas verrieth mir, daß Anna am Claviere ſaß, die kleine Hand, die ich das erſte Mal wohlthätig das Schmerzenslager der alten Bauerfrau hatte ordnen ſehen, ſchwebte über den Taſten und berührte ſie kaum, das ſchöne braune Haar lag unfriſirt einfach geſcheitelt an der Stirn und erhöhete den rührenden Ausdruck von Unſchuld, womit ihre Augen ſich auf die Wand dem Fortepiano gegenüber hefteten und durch dieſelbe gleichſam in den Himmel hinaufſahen, ihr Shawl war von den Schultern abgeglitten und lag wie ein Gewand um das zierliche Morgenkleid; ſowohl die Stellung, als auch die Draperie machten ſie der heiligen Cäcilie auf dem bekannten herrlichen Gemälde von Carlo Dolce ähnlich. Ich dankte in meinem Herzen dem braven Manne, der zuerſt Spiegel erfand.

Als ſie aber die ausdrucksvolle Zeile:

„jour et nuit je pense à Colin!“

wiederholte und ein tiefer Seufzer langſam ihre Bruſt bewegte, überlief mich ein Schauer und ich erſchrack bei dem Gedanken, daß derſelbe vielleicht dem Nebenbuhler gelte, den ich vermeſſener Thor ſo innig mir gewünſcht. Wenn dieſer Seufzer irgend einem menſchlichen Weſen geopfert ward, dann war mein Unglück gewiß. Es war einer derjenigen Seufzer, in welchem junge Mädchen den Reichthum von Gefühl ausathmen, der ſonſt das Gefäß, in dem er gährt, ſprengen würde; ein ſolcher Seufzer iſt aus vielen köſtlichen Elementen zuſammengeſetzt. —

Sie fuhr erſchrocken in die Höhe, als die Thüre bei meinem Eintritt knarrte, ich ſah, daß ſie erbleichte. Meine Entſchuldigungen, ihren Geſang belauſcht zu haben, beantwortete ſie zerſtreut und unterrichtete mich gleich davon, daß Frau Müller nicht zu Hauſe ſei; ich ließ mich aber nicht aus dem Felde ſchlagen und bat mir die Erlaubniß aus, ſie zu erwarten, da ich wiſſe, daß ſie bald zurückkehrte. Anna ſetzte ſich, ohne zu ſprechen, an das Fenſter, und ich nahm den Platz ihr gegenüber ein, aber das beſondere Intereſſe, das ſie dem Reflektionsſpiegel außerdem zeigte, verwundete meine Eitelkeit und gab meiner Eiferſucht Nahrung; ich fühlte ſchon, daß es ein verwegener Wunſch geweſen, einen Nebenbuhler haben zu wollen.

Nur langſam wurde ein Geſpräch in Gang gebracht, und es dauerte einige Zeit, ehe der ſteife Ton, den Anna angenommen, verſchwand. Da theilte ſie mir mit, daß ihr Erſchrecken weniger mir gegolten hätte, als dem Sohn des Hauſes und Herrn von Langenfeldt, die ein unglückliches Schickſal ihr, wenn ſie allein ſei, ſtets auf den Hals lade. Kaum ſind die übrigen Damen aus dem Hauſe, ſo fällt es dem Theologen ein, ein Stündchen in der Wohnſtube, in die er ſonſt ſelten kommt, zuzubringen, und er hält ſich für verpflichtet, die einſame Dame auf das Angenehmſte zu unterhalten. Herr von Langenfeldt dagegen hat für ſeine Operationen die Straße gewählt, und da er den größten Theil ſeiner Zeit dort zubringt, ſo kann Anna nie einen Laden beſuchen, ohne ihm zu begegnen; er will ſie begleiten, ihre kleinen Packete tragen, ihr Prä=

ſente machen und für ſie wählen, kurz: er macht ihr die gewöhnliche Straßen-Cour, die wir Alle kennen.

»Ich fürchte faſt allein zu Hauſe zu ſein und allein auszugehen, ſo bin ich dieſer beiden Menſchen überdrüſſig geworden,« ſagte Anna, »und es ſind mir immer die liebſten Augenblicke gewesen, wenn ich mir ſelbſt überlaſſen war; das trifft ſo ſelten hier im Hauſe ein, wo wir ſo Viele ſind.«

Emil hat Recht, dachte ich, das iſt ein verdammtes Haus. Und hier habe ich denn zwei Nebenbuhler für einen — doch, es ſind nicht Nebenbuhler, ſondern Banditen, die verſteckt verrätheriſche Pläne entwerfen und offene Fehde meiden; aber Ein Bandit iſt gefährlicher als zwei ehrliche Feinde, ſie müſſen mit aller Macht bekämpft werden.

Ich halte es, noch in dieſem Augenblick, für ſehr gemäßigt, daß ich nach dieſen Betrachtungen nicht mit der entfernteſten Hindeutung ſie Anna'n verdächtig zu machen ſuchte, und doch kannte ich ſie Beide ſchon ſo genau, daß ich mit vollkommner Sicherheit wußte, was ſie im Schilde führten. Die Verſuchung war ſo groß, daß Gott wiſſen mag, ob ich derſelben nicht zuletzt unterlegen wäre, wenn Fräulein Galle nicht ein Geſpräch unterbrochen hätte, das mich nur allzu lebhaft intereſſirte.

»Das war hübſch von Ihnen gehandelt, daß Sie nicht gleich wieder weggingen, weil ſie uns Alle nicht zu Hauſe fanden,« ſagte ſie. Folglich ahnete ihr nicht im Mindeſten, daß ich gerade Alles gefunden, was ich ſuchte. Eitelkeit macht blind.

»Welche liebliche Veilchen!« rief ſie und nahm mein Sträußchen, das ich auf den Tiſch neben Anna gelegt. »Veilchen ſind meine Lieblingsblumen. Nein, ſieh einmal! Haben Sie das ſchon bemerkt? Sie ſind wirklich allzu galant.«

Und jetzt eignete ſie ſich die Veilchen zu, ohne daß es ihr mit einem Gedanken einfiel, daß ſie möglicherweiſe nicht ihr beſtimmt ſeien. Ich konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, ungeachtet es mich ärgerte, daß dieſe lieblichen Frühlingsſprößlinge, die mir mit ſo ominöſen Worten entgegengetragen wurden, in ſo unwürdige Hände fallen ſollten. Eitelkeit macht auch dumm.

Anna wandte nicht die Augen von ihrer Arbeit, nicht ein einziger Blick begegnete den unzähligen, welche ich ihr zuwarf, um ihr zu verſtehen zu geben, daß dieſe Uſurpatrice einen Raub begangen, den ich mir nur gezwungen hatte gefallen laſſen. Meine Veilchen waren geopfert. —

»Es iſt wahrlich gut, daß Sie heute hierher kamen,« fuhr das Fräulein fort, »ich kann jetzt mit Ihnen Abrede treffen. Es iſt heute über acht Tage Frau Müller's Geburtstag, was geben Sie ihr?«

Dieſe Frage überraſchte mich, und ich geſtand, daß ich nicht daran gedacht hatte, ihr etwas Anderes als die beſten Wünſche für ihre Zukunft anzubieten.

»Davon wird ſie nicht fett werden,« ſagte ſie, »nein, da muß was Anderes hinzu. Sie können wählen zwiſchen Zeug zu einem Kleide von hellblauem Levantin, oder einem Sommerhut, mit Bändern beſetzt, aber ſie müſſen am liebſten gelb ſein — Glaſſing hat einige, die ſind allerliebſt, — oder ein Gedeck für Zwölfe, das weiß ich, daß ſie ſich gerade wünſcht.«

Ohne Zweifel würde Frau Müller noch mehrere unerfüllte Wünſche gehabt haben, wenn ich das Fräulein nicht unterbrochen hätte, um ihr zu ſagen, daß es mir ganz unmöglich ſein würde, ſolche Sachen zur Zufriedenheit der Damen zu wählen, ich verſtünde mich viel zu wenig auf Frauenputz.

»Ich werde Ihnen helfen,« antwortete ſie, »oder wir Zwei können uns zuſammenſchlagen, denn Mutter und Fräulein Selmer haben ſich über eine Lampe und einen Tiſchteppich vereinigt. Dann nehmen wir ein Kleid, ich werde es ſchon beſorgen und Ihnen ſagen, wie viel es koſtet. Ein hellblaues wird ihr am beſten ſtehen, und dann wird auch der winzige Kragen, deſſen Stickerei Anna ſo viel zu ſchaffen macht, gehoben.«

Anna, die während dieſes Geſpräches in der peinlichſten Verlegenheit geweſen war, wurde feuerroth. Faſt traten ihr Thränen in die Augen.

»Wir laſſen es gleich nähen,« fuhr das Fräulein fort, als ich ſchwieg, »dann iſt es gemacht und liegt fertig, wenn Jemand die Umſicht haben ſollte, uns zum Balle in der Freundſchaftlichen einzuladen, es iſt gerade an demſelben Abend, und Frau Müller iſt am liebſten davon befreit, Geſellſchaft zu geben. Gott! die Freundſchaftliche! Komme ich nicht dahin, ſo glaube ich, daß ich vor Kummer ſterben werde.«

In meiner Verlegenheit ergriff ich dieſen Ausweg; ich wäre ins Feuer gegangen, wenn es hätte ſein ſollen, um von dieſer Gemeinſchaft los zu kommen. »Die Freundſchaftliche« erſchien mir in dieſem Augenblick wie eine Hülfe vom Himmel geſandt.

»Sie nöthigen mich meinen Plan vor der Zeit zu verrathen,« antwortete ich; »es war meine Abſicht, meine Wünſche mit einer Einladung zum Balle zu begleiten, da Sie jetzt aber ſo gut ſind, mir anzubieten, an einem Geſchenk Theil zu nehmen, ſo muß ich Sie in dies Geheimniß einweihen, damit Sie meine abſchlägliche Antwort nicht übel aufnehmen.«

»Nach der Freundſchaftlichen!« brach das Fräulein begeiſtert aus. »Mich und meine Mutter und Frau Müller? Sie ſind wirklich allzu galant, tauſend Dank.«

»Und Mamſell Reeh und Fräulein Selmer,« fügte ich hinzu; »es ſollte mir leid thun, wenn ſie nicht Alle dabei ſein wollten.«

»Alle die? Nun, das kann man eine Invitation nennen! Es iſt wirklich faſt zu viel Artigkeit, aber wir werden die Ehre haben, zu kommen. Gott! wie herrlich! Aber es iſt doch am beſten, es im voraus der Frau Müller zu ſagen, ſonſt könnte ſie ein Wort darüber an Herrn von Langenfeldt fallen laſſen, dann bekämen wir zwei Invitationen auf ein Mal, und es iſt doch beſſer, ihn bis auf ein ander Mal zu ſchonen. Nicht wahr?«

Ich gab ihr natürlicherweiſe Recht, die Berechnung war ja nur allzu richtig.

Die älteren Damen kamen nach Hauſe, und während das Fräulein ſie von meinen noblen Geſinnungen in Kenntniß ſetzte, dankte Anna für meine Güte, aber ſchlug es aus, ſie in Anſpruch zu nehmen. Gründe, die ſie für ſich zu behalten wünſchte, waren die Urſache ihrer Weigerung, die ſo beſtimmt ausgeſprochen wurde, daß ich beinahe in Verwünſchungen über mein böſes Schickſal ausgebrochen wäre; indeſſen dankte ſie mir ſo zuvorkommend, daß ich ihr unmöglich zürnen konnte.

Alle die Anderen waren dagegen ſo gut, die Einladung anzunehmen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ſchwierig, eine gute Miene zu conſerviren. Nachdem ich Fräulein Galle auferlegt hatte, Alles anzuwenden, um Anna zum Mitgehen zu überreden, ging ich weg. Auf wie ſchwachen Füßen meine Hoffnung ruhen mußte, kann man aus ihren letzten Worten abnehmen. »Will ſie nicht mitgehen, dann laß ſie zu Hauſe bleiben, ſie ſchadet wahrlich Niemandem als ſich ſelbſt, wir werden uns doch gleichwohl amüſiren.« Ach, und dieſe war meine Bundesgenoſſin! —

Tauſend Pläne wurden gemacht und wieder verworfen, um entweder Anna mit auf den Ball zu bekommen, oder das ganze Unternehmen über den Haufen zu ſtoßen, aber der eine war ungereimter als der andere, und an dem dieſem gefürchteten Feſte vorangehenden Tage war ich noch nicht weiter gekommen. Noth bricht alle Geſetze, ſagt man ja, ich ermannte mich und verfaßte ein kleines Billet an Anna, in welchem ich ſie erſuchte, einen Entſchluß zu ändern, der unſere Freude ſtören würde, und ſich zu entſchließen, mitzugehen. Ich ſage mit Vorſatz verfaßte, denn dergleichen Billette ſchreibt man nicht. Ein Jeder, der in demſelben Falle geweſen, wird meine Unterſcheidung billigen. Es waren nur vier Zeilen, aber ſie koſteten mir faſt ebenſo viele Stunden; ich legte die Invitationskarte mit hinein.

Faſt vier Stunden, lieber Leſer! — und eine gute halbe Stunde, nachdem der Bediente gegangen war, brachte er mir ſchon die Antwort, die Anna ſelbſt geſchrieben hatte. Hier ſiehſt du den Unterſchied. Wenn ich Miniſter wäre, würde ich meine Expeditionsſecretäre unter den Damen wählen.

Es iſt etwas Allerliebſtes um ein ſolch' kleines Billet von einer weiblichen Hand; die Zuſammenfaltung, die Schrift, Alles, bis zu dem letzten ungewohnten Schwung auf der Adreſſe, iſt graziös, und die Oblate, die mit einem Fingerhut zuſammengedrückt iſt, die kleine roſenrothe Oblate, die ihre Farbe von den ſie berührenden Roſenlippen bekommen, iſt ein heimlicher Kuß, der Unſchuld entwandt; mit klopfenden Herzen drückte ich ſie an meinen Mund. —

Anna ſchrieb folgendermaßen: »Die ſchmeichelhaften Ausdrücke, mit welchen Sie ſo gut ſind, mir noch ein Mal eine Freude anzubieten, die ich nicht annehmen kann, gleichen faſt einer Satire, und ſetzen mich in Verlegenheit, wie ich Ihnen meinen Dank ſo aufrichtig, als ich ihn meine, bringen ſolle. Es iſt indeſſen keine Uebertreibung, daß Ihr Anerbieten mich ebenſo ſehr gefreuet hat, wie der Ball es im Stande geweſen ſein würde, und indem ich mir erlaube, Ihnen die Einladungskarte zurückzuſchicken, bitte ich Sie, die Verſicherung anzunehmen, daß ſie von meiner wärmſten Dankbarkeit begleitet wird.

Anna Reeb.«

Emil lachte mich aus, doch ſein Spott rührte mich nicht. Ich ſteckte das kleine Billet in den kleinen grünen Beutel und betrachtete entzückt meine Reliquien; mit wahrer Andacht betete ich ſie an.

»Pfui Teufel,« ſagte er, »werde nur nicht ſentimental, du machſt mir es in der letzten Zeit bunt genug, verſchone mich doch wenigſtens damit. Du weißt nicht, welchen eingewurzelten Haß ich gegen dieſe Gebrechen hege, in ihnen liegt wahrſcheinlich der Grund all' unſerer Jämmerlichkeit. Betracht' einmal die Nationen der Vorzeit, Sentimentalität war ihnen gänzlich unbekannt, und das waren Leute, deſſen Schuhriemen wir zu löſen nicht würdig ſind. Sentimentalität iſt außerdem die falſche Flagge, welche alle weiblichen Kaperböte aufhiſſen.«

»Daß die Nationen der Vorzeit nicht das kannten, was wir das Sentimentale in der Liebe nennen, halte ich für am wenigſten rühmlich für ſie,« antwortete ich. »Es hat ſeinen Grund im Heidenthum. Chateaubriand ſagt irgendwo: »die Sentimentalität ſei ein Gefühl, welches ſelten außerhalb des chriſtlichen Gebiets ſich finde, weil es nämlich mit der chriſtlichen Ueberzeugung, daß die Liebe geiſtiger Natur, und, wie der Geiſt ſelbſt, unſterblich ſei, in der genaueſten Verbindung ſtehe. In der Sentimentalität iſt der große Unterſchied zwiſchen der claſſiſchen und modernen Poeſie der Liebe enthalten, und bei der Wahl unter dieſen wirſt du doch keinen Augenblick ſchwanken.«

»Jene Aeußerung Chateaubriand's findet ſich vermuthlich in einem Liebesbriefe an eine der Damen der Congregation, worin er ſich vielleicht ein Rendez-vous nach den beſten claſſiſchen Muſtern ausbittet,« ſagte Emil ärgerlich. »Ich will dich nicht zu einem ſchlechten Chriſten machen, aber dir blos bemerken, daß du auf dem beſten Wege biſt, bei der Naſe herumgeführt zu werden. Du mußt ſo blind ſein wie ... wie ... ein verliebter Rentkammercopiſt, um nicht zu begreifen, daß ein junges Mädchen nicht einen Ball ausſchlägt, wenn ſie nicht ihre guten Gründe hat und die Zeit angenehmer hinzubringen weiß. Das geht mich ja aber nichts an.«

Er nahm ſeinen Hut und ging. Ich aber verriegelte meine Thüre, durchlas wohl hundert Male das Billet Anna's und zählte eine jede Maſche in dem kleinen Beutel; der Gedanke, daß ſie an mich geſchrieben, und in dieſem Augenblick ausſchließlich an mich gedacht, ſchob die vielen Betrachtungen in den Hintergrund, die zu machen ich wohl veranlaßt war, — denn am folgenden Tage ſollte ch auf den Ball in »der Freundſchaftlichen« mit inem Quadrifolium von Damen, das mein böſes Geſtirn mir aufgeladen. Abſcheuliche Frohnarbeit! —

Als ich aber den folgenden Abend vor dem Hauſe ielt, um meine Damen abzuholen, ſtand das Unglück lar vor meinen Augen, und ich blieb faſt auf jeder Stufe ſtehen, um es ſo lange wie möglich aufzuſchieben. ch! mir war zu Muthe, als wenn ich gehängt werden llte.

Fräulein Galle war ſchon fertig und ſchalt, weil die lteren Damen noch nicht ihre Toilette beendigt hatten; ſie edachte nicht, daß es in jedem Jahr, das die Dreißig berſteigt, ſchwieriger wird, ſich zu einem Balle paſſend zu eiden. Sie war wirklich nett, das kleine Fräulein, und ir konnte wohl damit gedient ſein, mit ihr den erſten Walzer zu machen, aber das wußte ſie auch ſehr gut ſelbſt. ch konnte mich der kleinen Bosheit nicht enthalten, zu klagen, daß Anna an unſerm Vergnügen keinen Theil hme.

»Sie würde ſich doch dort nicht amüſirt haben,« ſagte ſie. »Anna kennt faſt Niemand und iſt nicht en vogue, ſie thut wohl daran, hinter der Schirmwand zu bleiben, das iſt doch beſſer, als die ganze Nacht hindurch in der Freundſchaftlichen an der Wand zu ſitzen.«

»Hinter der Schirmwand?« fragte ich.

»Kommen Sie, dann ſollen Sie ſehen,« antwortete ſie, »aber leiſe, ſonſt wird ſie böſe, — denn ſie iſt freilich nicht in Ballanzug,« fügte ſie, einen Blick auf ihren eigenen Putz werfend, hinzu. Ich bemerkte gleich, daß die Luſt, bei dieſer meiner Vergleichung der geputzten und ungeputzten Dame in meinen Augen ihren Sieg zu leſen, für ſie der Beweggrund war zur Begehung dieſer Verrätherei; doch ſie täuſchte ſich.

Sie öffnete leiſe die Thüre und führte mich in die Schlafkammer hinein, wo Alles Spuren der Verwirrung trug, die ein Ball unter den Damen verurſacht; die verſchiedenartigſten Kleidungsſtücke lagen zerſtreut auf dem Bette und auf dem Fußboden, gleichſam als wären ſie von denen, die ſie getragen hatten, abgefallen; die Commoden lagen bedeckt mit künſtlichen Blumen und anprobierten Strümpfen.

Wir blieben gerade vor dem Spiegel ſtehen — auch hier war er mein Complice — das Fräulein zeigte ſich in demſelben und ſtellte ſich ſo hinter mich, daß ich neben dem Bilde Anna's das ihrige hatte; aber hinter ihr war wieder ein Chaos von Unordnung, das ihr nur zu einer ſchlechten Folie diente. Das gute Fräulein hatte die alte Hauptregel verſäumt, daß die Damen, wenn ſie nicht die Illuſion auf's Spiel ſetzen wollen, uns nie erlauben dürfen, einen Blick hinter die Couliſſen zu thun.

In der einen Ecke der dunkeln Stube war eine Schirmwand errichtet, die, eine kleine Zelle von dem übrigen Raum abtheilend, ein Bett, eine Commode mit einem kleinen Büchergeſtell und einen Stuhl einſchloß. Anna ſaß bei einem einzigen Lichte und las, den Kopf in die Hand geſtützt; das ſchwarze, hoch am Halſe aufgehende Kleid gab ihr ein nonnenartiges Ausſehen und erhöhete vielleicht ihre Bläſſe; ſie ſah ernſt, faſt traurig aus, und es kam mir vor, als ob ſie geweint habe. Ueber ihrem Bette hing ein Bild, mit ſchwarzer Kreide gezeichnet, einen Prediger mit der Bibel in der Hand vorſtellend; über dem Rahmen deſſelben waren zwei Kränze von Immortellen angebracht.

Hinter mir ſtand die lächelnde rothwangige Dame. Das roſenrothe Kleid umſchloß einen vollen Hals, deſſen weißen Schnee die Korallen nicht verminderten, ein Roſenkranz im Haare und ein Sträußchen, das am Buſen coquettirte, waren die Attribute der Jugend und Freude. Sie genoß recht ihren Triumph.

Ich wollte mich gerade ebenſo leiſe, wie ich gekommen war, zurückziehen, denn ich ſchämte mich ſchon meines Lauſchens, als Frau Müller in demſelben Augenblick ihre Stimme erhob, meine Begleiterin rufend. Das Fräulein eilte mit ſo wenig Vorſicht fort, daß Emil an meiner

Statt geſchworen haben würde, es wäre ihr nicht zuwider, wenn Anna entdeckte, daß ich ihren beſcheidenen Anzug mit dem ſchönen Ballcoſtüme verglichen hatte; er behauptet, daß alle Frauenzimmer feindliche Nebenbuhlerinnen ſeien.

Anna ließ das Buch ſinken und ſah auf; bei dieſer Bewegung ſchien das Licht in den Spiegel und ich war entdeckt. Durch den Anblick eines Fremden vor ihren Augen war ſie ſo erſchrocken, daß das Buch der Hand entfiel. Ich weiß nicht, was ich ſelbſt ſagte, denn ich ſtand wie ein armer Sünder, der auf friſcher That ertappt iſt. Erſt nach mehreren unbeholfenen Entſchuldigungen war ich im Stande, ſie um Verzeihung zu bitten, weil ich ſie zum zweiten Male belauſcht hatte; ein unzeitiger Spaß von Fräulein Galle, deren Unſchuld darzulegen jetzt zu weitläufig ſein würde, hätte mich dort hinein gebracht; ich bat ſie indeß, ihre Verdammung aufzuſchieben, bis ich mich zu rechtfertigen verſucht hätte.

Anna ſchwieg und ſah mich verwundert an. »Möchte meine Unbeſonnenheit Sie nicht beleidigen,« ſagte ich; »Sie wiſſen indeß nicht, wie es mich erfreuet, Ihnen für Ihre freundliche Antwort auf meine unbeſcheidene Wiederholung einer ſchon ein Mal ausgeſchlagenen Bitte danken zu können.«

»Sie haben mir eine Freude bereiten wollen,« antwortete ſie, wofür ich Ihnen dankbar bin, ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen dies noch ein Mal zu ſagen. Die

Gründe, welche ein armes Mädchen, wie ich, für ihre unbedeutenden Handlungen haben kann, können unmöglich Sie intereſſiren, und ich ſchweige deshalb darüber; nur darum bitte ich Sie, nicht zu glauben, daß Caprice oder böſer Wille meine Triebfedern ſind. Die Stellung, in welcher ich mich zu meiner Umgebung befinde, nöthigt mich, dieſe Erklärung zu geben.«

Ich nahm das niedergefallene Buch auf; es waren die Predigten Münſter's, mein Auge fiel gerade auf die Ueberſchrift: Erinnerungen an unſere verſtorbene Freunde. Ein Geraniumzweig mit vier verwelkten Blättern lag als Merkzeichen bei dieſer Stelle. Anna wurde verlegen, als ich das Buch auf die Commode legte.

»Es wundert Sie gewiß, mich mit dieſem Buche zu treffen, gerade während das ganze Haus wegen eines Bales, woran ich Theil zu nehmen ausgeſchlagen, in Aufruhr ſt,« ſagte ſie erröthend. »Ueberſpanntheit gehört zu denenigen Sachen, deren ich in Ihren Augen am wenigſten erdächtig ſcheinen möchte, und ich muß Sie daher in ein leines Geheimniß einweihen, das nur mich allein betrifft, nd das ich daher am liebſten bei mir allein bewahrt ätte.«

»Ehe Sie mir ein Vertrauen ſchenken, das mich unndlich glücklich machen wird,« ſagte ich, »erlaube ich ir, Ihnen zu ſagen, daß ich, ungeachtet unſerer kurzen Bekanntſchaft, Sie ſo ſehr zu kennen glaube, daß ich unmöglich irgend einen unvortheilhaften Gedanken von Ihnen hegen könnte. Keine Furcht irgend einer Art ſoll der Grund Ihrer Offenherzigkeit gegen mich ſein.«

Ich hatte dem Anſtande mein Opfer gebracht, doch fürchtete ich, daß es mir meinen Antheil an Anna's kleinem Geheimniß rauben würde.

Mit wenigen Worten ſagte ſie mir, was ich ſchon lange gemerkt hatte, daß aus Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen ihr und den übrigen Gliedern des Hauſes der Frau Müller, ein fremder Ton ſich hineingeſchlichen, der ihr täglich unangenehmer würde und eine jede Mittheilung verhinderte. »Ich habe mich daher« fuhr ſie fort, »daran gewöhnt, zu ſchweigen, und es ahnet Niemand, wie ſehr alle dieſe unſchuldigen Zubereitungen zu Ball und Freude mich während dieſer Tage gepeinigt, und mit wie ſchwerem Herzen ich ihnen geholfen. Vor vier Jahren lebte ich noch glücklich und zufrieden mit meinen Eltern, Unfreundlichkeit und andere Widerwärtigkeiten kannte ich kaum dem Namen nach, und mein größter Kummer war es, wenn der Marder meine Tauben ſtahl.«

Thränen traten ihr bei dieſen Erinnerungen in die Augen, ungeachtet ſie ſich Mühe gab, ſie zurückzuhalten; um ſie zu verbergen, bückte ſie den Kopf, doch die klaren Perlen fielen auf ihre Hand und verriethen ihre Bewegung.

»Es ſind in dieſen Tagen vier Jahre her, ſeitdem mein Vater von einem Beſuche bei Einigen ſeiner Pfarrkinder krank nach Hauſe zurückkehrte,« fuhr Anna fort. »Er hatte uns geſund und munter verlaſſen, und einige

Stunden nachher trugen ſie ihn nach Hauſe; die anſteckende Krankheit, die nachher noch weiter um ſich griff, hatte den ſonſt ſtarken und kräftigen Mann überwältigt, und er hing wie entſeelt in den Armen der mitleidigen Bauern. Er war nur kurze Zeit krank, dann ſtarb er, und meine Mutter, der ihn Tag und Nacht pflegte, bis auch ſie krank wurde, folgte ihm bald nach. Dieſe Zeit hat zu viele traurige Erinnerungen für mich, als daß Zerſtreuungen irgend einer Art mir angenehm ſein könnten, und darin liegt der Grund, daß ich eine Einladung ausgeſchlagen, die ... die ich unter anderen Umſtänden vielleicht auch nicht angenommen hätte,« fügte ſie, faſt verlegen über das, was ſie geſagt, hinzu.

»Auch nicht?« wiederholte ich fragend.

»Gewiß nicht aus Unerkenntlichkeit,« ſagte Anna, »ich bin aber an dieſe Art von Freuden zu wenig gewöhnt, um ihnen beſondern Geſchmack abgewinnen zu können. Ich bin nur Ein Mal in meinem Leben auf einem größeren Balle geweſen, fühlte mich aber da fremd, und freuete mich, als er vorbei war. In meiner Heimath tanzte ich oft, aber die einfachen Erntefeiern bei einem Prediger auf dem Lande haben nichts einem Balle in Kopenhagen Aehnliches, und es iſt ganz natürlich, daß derjenige, welcher an jenen Vergnügen findet, dieſe gar nicht zu ſchätzen weiß.«

Stillſchweigend ſtand ich vor Anna und betrachtete ſie noch, nachdem ſie zu ſprechen aufgehört hatte. Auch ſie ſchwieg; ihre Augen fielen auf das Portrait, das an der Wand über dem Bette hing.

»Dieſer Augenblick,« ſagte ich, das Geſpräch wieder anfangend, »hat mich recht lebhaft in Ihr früheres Leben eingeführt, und Ihre unverkennbare Aehnlichkeit mit Ihrem Vater läßt mich faſt glauben, daß ich ihn gekannt habe. Der milde, wachende, väterliche Blick, womit er uns betrachtet, ſieht ſo tröſtend, ſo beſchirmend auf uns herab, als wenn er einen jeden Kummer abwehren, und in allen Widerwärtigkeiten Troſt bringen könnte.«

»Mit dieſem tröſtenden, liebevollen Blick betrachtete er mich in ſeiner Todesſtunde — dieſes Bild iſt mein theuerſtes Kleinod,« ſagte Anna. »Und deſſenungeachtet fühle ich mich ſo oft verlaſſen und unglücklich, ich mache mir ſelbſt deshalb Vorwürfe, aber das Gefühl iſt allzu mächtig, und in einem ſolchen Augenblick könnte ich verzweifeln. Ach! es iſt hart, ſo allein in der Welt zu ſtehen, wie ich, ſo ganz allein. Niemand nimmt an meinen Freuden Theil, Niemand kümmert ſich um meine Sorgen, ich muß Alles in mir ſelbſt verſchließen, denn alle *die Meinigen* ſind vorangegangen, und ich blieb *allein* zurück.

Ihr Gefühl überwältigte ſie; ſie weinte bitterlich, indem ſie den Kopf auf den Arm legte, und die ſchweren Thränen rollten in ihren Schooß herab. Da war ich meiner ſelbſt nicht mehr mächtig; unwillkührlich beugte ich mein Kniee vor ihr, ergriff ihre Hand, und brach, indem ich dieſelbe zu meinen Lippen führte, in die Worte aus: »Nein! Sie ſind nicht allein, wenigſtens ein Herz kennt keinen höheren Wunſch, als ſein Leben Ihrem Schutze opfern zu können.« —

Anna zog ihre Hand aus der meinigen, und bedeckte damit ihre thränenvollen Augen.

»Laſſen Sie mich,« fuhr ich fort, »zu Ihren Füßen die Ergebenheit — die ganze Ergebenheit eines Bruders, wie ein Menſch ſie zu fühlen nur im Stade iſt, niederlegen. Ach! Anna, Sie wiſſen nicht, wie theuer Sie von dem erſten Augenblick an, als ich Sie erblickte, mir geweſen ſind. Verſchmähen Sie nicht die Ergebenheit eines ehrlichen Herzens, laſſen Sie mich glauben, daß Sie meine Freundſchaft nicht verwerfen, und vergeben Sie mir, daß ich Ihnen kummervolle Augenblicke verurſacht, wo ich Ihnen freudige zu bereiten gehofft hatte.«

Anna ſchwieg noch immer. »Geben Sie mir ein Andenken an dieſen Abend,« ſagte ich, »aus dem ich ſehen kann, daß Sie nicht mit Unwillen meiner gedenken. Darf ich ein Blatt von dieſem Zweig mitnehmen; ich will mir einbilden, daß er in Ihrer Heimath gewachſen iſt, Sie haben oft Ihre Gedanken daran geheftet, und er iſt Zeuge Ihrer ernſteſten Stunden geweſen. Geben Sie mir es zum Pfande, daß Ihre Güte ebenſo unveränderlich ſein wird, wie die Farbe dieſes Blattes.«

Mit zögernder Hand ergriff ſie den kleinen Geraniumzweig und brach ihn ab. »Ach!« ſagte ſie, »es iſt die

Farbe des Grabes, welche dieſe Blätter jetzt haben, ſie ſind aber auch auf dem Grabe, das mein frohes Jugendleben bedeckt, hervorgekeimt.« Indem ſie mir die eine Hälfte reichte, knarrte die Thüre der täglichen Stube, ich ſprang auf und verbarg meinen Schatz, und in dem nächſtem Augenblick ſtand ſchon Fräulein Galle vor uns.

»Kommen Sie jetzt,« ſagte ſie, »jetzt ſind die Alten endlich mit ihrem Putze fertig geworden. Aber was wird hier aufgeführt? Das iſt wahrlich ein erbauliches Geſicht, welches Sie zum erſten Walzer aufſtellen; Mamſell Lamentoſa hat Sie wohl angeſteckt.« Ohne daß es mir möglich wurde, Anna'n ein einziges Wort zu ſagen, zog ſie mich mit fort, und ehe ich recht wieder zur Beſinnung gekommen war, ſtand ich ſchon mitten im Ballſaale, und bald hernach mitten im erſten Walzer.

Ich tanzte ohngefähr ebenſo vergnügt, wie wenn ich durch Peitſchenhiebe dazu angetrieben worden wäre, und ſobald ich mich von meiner Geſellſchaft unbemerkt glaubte, ſchlich ich fort, um allein mit meinen eigenen Gedanken die Begebenheiten dieſes Abends durchzugehen. Das ſchöne Wetter lockte mich nach außen, und ich bekenne beſchämt, daß ich die Freundſchaftliche verließ, um auf der Straße herum zu ſpazieren; aber ein Verliebter iſt ja nicht recht bei Sinnen, das mag zu meiner Entſchuldigung dienen.

Wie die Erde ſich immer rund um die Sonne drehet, ebenſo bewegte ich mich rund um Frau Müller's Haus, und blieb jedesmal außen vor demſelben ſtehen, um zu den dunkeln Fenſtern hinaufzuſehen; ich war ja doch ſo Anna'n näher. Ich hatte wohl ungefähr eine Stunde damit zugebracht, und dachte ſchon daran, zu dem Balle zurückzukehren, als Herr von Langenfeldt, ohne mich zu kennen, dicht an mir vorüberging. Unwillkührlich zog ich meinen Mantel beſſer um das Geſicht zuſammen, und in demſelben Augenblicke befand ich mich neben Emil, der mich aufmerkſam betrachtete; aber, gleichſam als wenn er ſich beſann, daß trotz der Aehnlichkeit ich es doch nicht ſein könnte, ſeinen Gang wieder fortſetzte. Er hielt ſich immer in demſelben Abſtande von Herrn von Langenfeldt. War es zufällig oder mit Vorſatz? Nachdem ich, um nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, ein Paar Schritte weiter gegangen war, kehrte ich um, und ging auf das entgegengeſetzte Trottoir hinüber, und jetzt konnte ich deutlich ſehen, daß Emil ſeinen Gang nach dem des Herrn von Langenfeldt einrichtete und ihm wie ſein Schatten folgte. In einem jeden anderen Quartiere der Stadt würde es mir ziemlich gleichgültig geweſen ſein, in dieſem dagegen war es mir ſehr wichtig, und Herr von Langenfeldt ward jetzt, ohne es zu ahnen, mit zwei Schatten verſehen, die ihm gleich treu folgten.

Ganz richtig! Es war mir wichtig, denn er ging gerade nach dem Wimmelſchaft, blieb vor der Hausthüre der Frau Müller ſtehen, betrachtete das Haus und ging hinein. Emil ging vorbei, als wenn er nichts bemerkt hätte, aber gleich hernach blieb er ſtehen, kehrte um und ſtellte ſich in die Hausthüre, wo er wie eine Schildwache, die allen Ein- und Ausgang ſperren will, verweilte; ſeine Aufmerkſamkeit war indeſſen mehr nach innen gerichtet, und da er oft der Straße den Rücken zukehrte, konnte ich unbemerkt, ohne von ihm geſehen zu werden, auf- und abgehen.

So verſtrich eine Viertelſtunde, die mir ſo lang ſchien wie eine Ewigkeit, und wohl zehn Male war ich in Verſuchung, mich Emil'n, der noch immer gleich unbeweglich auf ſeinem Poſten ſtand, zu erkennen zu geben. Endlich wurde auch ihm die Zeit lang; gleichwie Herr von Langenfeldt trat auch er auf die Straße hinaus, betrachtete das Haus, und ſtieg die Treppe hinauf. Ich nahm gleich ſeinen Platz in der Thüre ein, hörte ihn bei der Etage der Frau Müller Halt machen, und jetzt war Alles wieder ganz ſtille. Das abſcheuliche, chaotiſche Dunkel, das auf den meiſten Treppen in unſerer guten Stadt herrſcht, und das ich ſo oft verwünſcht, war mir dies Mal ſehr willkommen; unter dem ſchützenden Schleier deſſelben wagte ich mich ſo weit hinein, daß ich eine jede Bewegung Emil's hören konnte.

Mein guter Freund ſtand auf der Lauer! Endlich klopfte er ſtark an, es dauerte ein Weilchen, ehe die Thüre geöffnet wurde, es kam mir vor, als wenn ich Anna's Stimme hörte, Emil klopfte wieder, ein Lichtſtreif fiel durch das Dunkel zu mir herab und verſchwand gleich, als die Thüre wieder zugemacht wurde.

Was in aller Welt bedeutet dieſer Aufzug? — Erlaubt Emil ſich zu lauſchen, dann kann ich es auch thun, dachte ich, und ſchlich ſo leiſe wie ein Dieb, oder, um ein edleres Gleichniß zu gebrauchen, wie ein begünſtigter Liebhaber, oder, um bei der Wahrheit zu bleiben, wie ein Eiferſüchtiger. Steht Herr von Langenfeldt ſo gut bei Anna angeſchrieben, daß er ſie beſuchen darf, wenn ſie ganz allein iſt, und um dieſe Zeit des Abends? — Ich verwarf dieſen Gedanken ebenſo ſchnell, als er entſtanden war. Das Geſpräch wurde lebhafter, oder die Sprechenden traten der Thüre näher, ich hörte am deutlichſten die Stimme Emil's, doch die abgebrochenen Sätze und Wörter, die zu mir hinausdrangen, waren allzu unzuſammenhängend, um eine nur conjecturirte Zuſammenſetzung zuzulaſſen. Wieder tiefe Stille. Emil ſprach mit lauterer Stimme; ach! es war mir, wie wenn ich von einem Dolche im Herzen getroffen wäre, als ich dieſe ſeine Worte vernahm: »Rendez-vous ... die Familie auf dem Balle ... ſchon lange verabredet ... ich hörte es mit meinen eigenen Ohren, ſage ich Ihnen« — und dabei Anna's weinende Stimme auf dieſe erſtaunliche Anklage antworten hörte. Ich begreife noch nicht, was mich abhielt, die Thüre aufzureißen und hineinzuſtürzen.

Jetzt vernahm ich Fußtritte unten auf der Diele, die Stufen knarrten, ein Menſch ſchlich leiſe die Treppen hinauf, kam näher und nöthigte mich, ebenſo leiſe nach dem oberſten Stock hinaufzuſteigen. Auch dieſe Perſon blieb bei der Etage der Frau Müller ſtehen, ein Schlüſſel wurde ins Schloß geſteckt und die Thüre geöffnet. In demſelben Augenblick hörte ich Emil laut lachen und ſagen: »Treten Sie nur näher, Herr Müller. Sie hatten es wohl kaum erwartet, Fremde hier zu treffen, aber kommen Sie nur herein,« — und jetzt wurde die Thüre wieder mit Heftigkeit zugeſchlagen. Es war alſo der zweite heimliche Anbeter Anna's, und der Dritte ſtand außenvor, und die Zähne klapperten ihm im Munde vor Kälte und Erbitterung. Wäre ich aufgelegt geweſen, die Sache von ihrer komiſchen Seite zu betrachten, dann hätte ich über das dramatiſche Zuſammentreffen der drei Liebhaber lachen müſſen, aber ich war dem Weinen näher, und hätte ich nur eine Hand vor mir ſehen können, ſo bin ich überzeugt, daß die Treppe vor meinen Augen ſich in die Runde gedrehet hätte.

Weg, weg von hier, dachte ich, ja, es iſt ein verdammtes Haus!

Mit der Hand taſtend ſtützte ich mich gegen die Wand und fing an hinunterzuſteigen. Da führte mein böſes Schickſal mir einen Glockenzug in den Weg, ich ſtieß dagegen an, und er gab nach; es fehlte nicht viel, daß ich, als ich die Glocke über mir Lärm machen hörte, über das Geländer hinausgeſprungen wäre. Ein Mann kam hinaus, ein Licht in der Hand, und rief mich an. Etwas verblüfft fiel es mir ein, daß ich am Beſten thäte, nach mir ſelbſt zu fragen, aber meine Verwirrung muß ihm auffallend geweſen ſein, denn ehe er antwortete, betrachtete er mich von oben bis unten, und erſt als er ſich vergewiſſert, daß mein Aeußeres nichts von dem eines gewöhnlichen Diebes hatte, benachrichtigte er mich davon, daß er mich nicht kenne und daß ich nicht dort im Hauſe wohne; »aber treten Sie nur hinein,« fügte er hinzu, »ich will im Adreßbuch nachſchlagen, wo Herr Dahl wohnt; er iſt in der Rentekammer, ſagen Sie ja?« Ich bat den Mann, ſich nicht zu bemühen, er wollte mir indeß durchaus leuchten, aber noch war das Schickſal nicht müde, mich zu verfolgen, und wir hatten kaum ein Paar Schritte gemacht, als ich Frau Müller's Magd ſingend die Treppe hinaufkommen hörte. Gekannt und Preis gegeben werden war unvermeidlich, ich kehrte deshalb ohne Weiteres wieder um.

»Vielleicht ſind Sie doch ſo gut, im Adreßbuch nachzuſehen,« ſagte ich.

Der Mann ſah mich verwundert an, er ging aber mit dem Lichte zurück, und das war es, was ich wünſchte. Während er nach meinem Namen in dem kleinen compendiöſen Adelslexicon ſuchte — denn ein jeder Bürger in Kopenhagen iſt ja privilegirt — wo ich ſehr wohl wußte, daß all ſein Suchen vergeblich ſein würde, hörte ich das Mädchen klingeln und rufen: »Ich bin es, Mamſell, machen Sie nur auf!« und als der Mann ſein Anerbieten, mir beim Hinunterſteigen zu leuchten, wiederholte, ſtürzte ich fort, in jedem Schritte vier Stufen faſſend, und war ihm bald aus dem Geſichte, ſo ſehr fürchtete ich, daß wieder ein Hinderniß meiner Flucht entgegentreten möchte. Als ich aber mit heiler Haut auf die Straße heruntergekommen war, da war es, als wenn eine Zauberei mich an das Haus feſtband; es war mir unmöglich, es ohne Aufklärung zu verlaſſen, und ich drückte mich daher in die Vertiefung des gegenüberliegenden Thors, damit Niemand das Haus verlaſſen könnte, ohne von mir geſehen zu werden.

Endlich ſchritt Emil langſam aus der Thüre, und ging, ohne zurück zu ſchauen, die Straße hinunter. Gleich wie ein Tiger ſich auf ſeine Beute wirft, ſprang ich nach ihm hinüber, ihn beim Arme ergreifend. Es fehlte nur zur Vollſtändigkeit dieſes erbaulichen Abends, daß er, dieſe meine Eilfertigkeit für einen Ueberfall haltend, mich tüchtig durchgeprügelt hätte; glücklicherweiſe ging er ſinniger zu Werke, und begnügte ſich, mich unter eine Laterne hinzuziehen.

»Aber was in aller Welt machſt du hier, Ludwig? Warum biſt du nicht auf dem Balle?«

»Bah, der Ball mag ſeinen eigenen Weg gehen. Sage mir nur um Gottes willen, hat Anna ein Rendez-vous mit Langenfeldt gehabt? Antworte mir ehrlich und aufrichtig.«

»Ehrlich und aufrichtig geſprochen, nein, wenigſtens nicht heute Abend,« antwortete Emil.

»Mit Müller denn? Führe mich nicht an, Emil, ſage mir es ebenſo gut gleich, du weißt es ja.«

»Nein, zum Teufel, auch nicht mit dem Theologen, wenigſtens nicht heute Abend, ſage ich dir, und überhaupt, ſo viel ich weiß, mit Niemand von dem ganzen Alphabet. Aber jetzt kommt die Reihe an mich zu fragen. Was machſt du hier? Schleichſt du vielleicht, um ein Rendez-vous mit ihr zu haben? Begegnete ich dir nicht vorher mit dem Mantel über die Ohren geſchlagen?«

Ich erzählte ihm Alles, was ſich ereignet, mein Geſpräch mit Anna, wie ich den Ball verlaſſen hatte, um allein zu ſein, bis dahin, wo ich von dem dienſtfertigen Manne mit dem Adreßbuche losgekommen war. Emil lachte mich aus.

»Das glückliche Mädchen, das drei ſolche Liebhaber hat!« ſagte er. »O, ihr jämmerlichen Kerls, könnet ihr denn nicht den Stümper aus dem Aermel ſchütteln, wenn ihr Liebesabenteuer beſtehen wollet.« Und jetzt fuhr er fort, mir den Text auf ſeine Manier zu leſen, es war gar kein Auskommen mit ihm, ich mußte mich darein finden, ohne alle andre Aufklärung zurückzukehren, als daß Anna gar keinen Theil an allen dieſen Thorheiten gehabt hatte. »Schiebe deine Neugierde auf bis Morgen,« ſagte er, »aber unterſtehe dich nicht, mich zu wecken, um mit mir eine Inquiſition anzuſtellen, ich gebe keine halbe Stunde von meinem Schlaf hin für das ganze weibliche Geſchlecht.«

Aeußerſt flau zu Muthe ſchlich ich nach dem Balle zurück, aber ein wahrer Unglückstag iſt gewöhnlich inhaltsſchwer, und meine Abweſenheit war entdeckt worden; das Fräulein hatte einen Tanz überſitzen müſſen, und die Uebrigen hatten Limonade gewünſcht. Alle waren gegen mich Armen aufgebracht, und ehe ich mit meiner Geſellſchaft nach Hauſe kam, hatte ich ſo viel ertragen müſſen, daß ich es abſchwor, jemals wieder meinen Fuß in die Freundſchaftliche zu ſetzen. Lieber Gott! das iſt eine unſchuldige Rache, bei der ich nur allein leiden kann. —

Als ich aber am folgenden Morgen erwachte, war ich allein, und die alte Stine erzählte mir, daß Emil mit einem ihn abholenden Boten faſt vor Tagesanbruch ausgegangen ſei; er habe ihr ausdrücklich verboten, mich zu wecken. Ich erwartete ihn mit Ungeduld den ganzen Vormittag, er kam aber nicht. Die Kaffeeviſite bei Frau Müller mochte ich nicht machen, bevor ich mit ihm geſprochen; ich mußte meinen Geſchäften nachgehen, doch Nichts wollte mir recht von der Hand, und mein Aerger ſtieg, als ich, nach Hauſe zurückkehrend, erfuhr, daß Emil dort geweſen wäre und nach mir gefragt; ſich aber mit Geld verſehen und gleich wieder ausgegangen ſei. Die verſchiedenſten Muthmaßungen durchkreuzten meinen Kopf, die eine ungereimter als die andere, ich konnte es nicht aushalten, allein zu Hauſe zu bleiben, und ſchlenderte daher durch mehrere Straßen, ohne Plan, um mir die Zeit bis fünf Uhr, wo er ſtets nach Hauſe zu kommen pflegte, zu vertreiben. Es war aber mein unvermeidliches Schickſal, heute allerlei Mißgeſchick erleiden zu müſſen. Während ich mich ſo herumtrieb, hatten meine Beine, von ſelbſt glaube ich, mich zu dem Wimmelſchaft geführt; zwei Wagen kamen von verſchiedenen Seiten herangejagt; in dem einen ſaß Martin neben einem fremden Mann. Als er mich ſah, rief er: »Halt, Kutſcher! Haſt Du mit Emil geſprochen, Ludwig? Gieb ihm dies! Fahr' zu, Kutſcher!« So ſprechend nahm er einen Zettel aus der Weſtentaſche und warf mir ihn zu. Der Wagen war ſchon wieder in Bewegung, das Papier fiel gerade zu meinen Füßen, als ich es aber ergreifen wollte, wurde es mir von dem vermaledeieten Zugwind, der auf der Ecke des Wimmelſchafts und der Kochſtraße immer ſein Weſen treibt, erhaſcht, und nachdem es längs dem Steinpflaſter einige Sätze, die ich treulich nachahmte, gemacht, erhob es ſich über die Heiliggeiſt-Kapelle, höher und immer höher, bis es zuletzt jenſeits der Kirche, Gott mag wiſſen wo, niederfiel. Mein einziger Troſt beſtand darin, demſelben einen tüchtigen Fluch nachzuſchicken. Welchen Weg der Wagen einſchlug, hatte ich bei allen dieſen Sprüngen vergeſſen nachzuſehen.

Ultra posse nemo obligatur dachte ich, aber dies geht zu weit. Die Uhr war faſt fünf geworden und ich beeilte mich des Königs Neumarkt zu erreichen, ohne indeß die nöthige Vorſicht aus den Augen zu ſetzen, denn bei jedem Schritte erwartete ich einen neuen Unfall, und in einem jeden die Gaſſenrinnen bedeckenden Brette glaubte ich eine Fallgrube zu ſehen, die mit der äußerſten Behutſamkeit überſchritten werden mußte. Ich langte mit heiler Haut an. Emil ſaß im Sopha, es war dies aber nicht mehr, als was der Himmel mir nach ſo viel erlittenem Mißgeſchick ſchuldete; ich hätte es nicht ertragen können, länger zu warten.

Mein Fragen nahm kein Ende, ich wollte Alles auf ein Mal wiſſen, und erfuhr daher gar Nichts; Emil war verſtimmt und antwortete mir nur halb. »Wenn Martin kommt,« ſagte er, »ſollſt du das ganze Geheimniß wiſſen.« Ich erzählte ihm mein Zuſammentreffen bei der Kirche und das unglückliche Schickſal des Billetchens. »Dann muß ich mich wieder auf den Weg begeben. Das iſt ein ſataniſches Laufen und Rennen. Dies iſt jetzt das dritte Mal in zwei Monaten, daß ich mich in Frauenzimmerangelegenheiten miſche; man ſollte glauben, der leibhaftige Teufel hätte einen Finger mit im Spiele, und wollte mich bekehren; thue ich es aber das vierte Mal, dann will ich mich verpflichten, zugleich in den heiligen Eheſtand einzutreten, darauf kannſt du dich verlaſſen.« Und ſo fuhr er fort zu ſchelten und zu brummen, bis wir auf die Straße gelangt waren.

»Nun, was iſt es denn, was du wiſſen willſt?« fragte er.

»Alles, was heute und geſtern, was dich und Anna betrifft.«

»Was ſoll ich dir zuerſt ſagen?«

»Wir wollen mit heute anfangen, und wenn du mich über das, was dir widerfahren iſt, beruhigt haſt, dann erzähle mir Alles, was du von Anna weißt.«

»Dieſem höflichen Wunſche kann ich aber nicht genügen,« antwortete er, »denn das Eine hängt ganz nahe mit dem Andern zuſammen.«

Ich ſeufzte tief über dieſen unbekannten Zuſammenhang. »Weißt du, daß Mariane endlich von ihrem Elende erlöſt worden?« fragte Emil.

»Iſt ſie geſtorben? Lieber Gott! Wann?«

»Heute. Das war das Beſte, was ſie thun konnte.« —

Ein Vetter von mir, ein junger, leichtſinniger Menſch, hatte, ſich über unſern Rath und unſere Ermahnungen hinwegſetzend, eine Verbindung mit einem armen Dienſtmädchen unterhalten. Da er nicht in der Stellung war, heirathen zu können, ſo hatte dieſes Verhältniß das gewöhnliche Schickſal gehabt: die Liebe verdunſtete allmählig, und ihre und eines kleinen Knaben Verſorgung laſtete ſchwer auf meinem armen Vetter. Der qualvolle Zuſtand, der hieraus entſtand, brachte ihn auf Abwege, er zerrüttete ſeine Geſundheit durch Saufen und ſtarb, ohne ihnen etwas zu hinterlaſſen. Glücklicherweiſe fiel ihm kurz hernach eine kleine Erbſchaft zu, und ſeine Familie war ſo edelmüthig, ſie Marianen und ihrem Kinde zu überlaſſen; dadurch fand ſie ſich für die Zukunft mit ihrem eigenen Gewiſſen ab. Jene war jetzt freilich nicht mehr dem Mangel ausgeſetzt, doch die Nemeſis verlangte ihr Opfer; ein innerer Krebsſchaden verzehrte ſie langſam unter unſäglichen Schmerzen, und wir hatten ſchon lange gewußt, daß ſie dem gewiſſen Tode entgegenging. Dieſes iſt, mit wenigen Worten, eine leider gewöhnliche Geſchichte.

Am vorhergehenden Nachmittage war Emil benachrichtigt worden, daß ſie plötzlich ſehr krank geworden war und mit ihm zu ſprechen wünſchte. Er ging zu ihr und bemerkte bald, daß ihre Erlöſungsſtunde herannahete. Martin, unſer treuer Freund und Leibarzt, wurde gerufen, und alles Mögliche gethan, ihr den Uebergang in ein beſſeres Leben zu erleichtern. »Auf dem Heimwege,« fuhr Emil fort, »kehrte ich bei einem Conditor ein, zu ſehen, was die Poſt gebracht hatte. Herr von Langenfeldt trat auch mit zwei jungen Herren ein, und ich konnte ihr Geſpräch hören, ohne daß ſie mich, der eine Zeitung in der Hand hinter der Thür ſaß, ſehen konnten. Seine Begleiter wollten ihn überreden, zu verweilen, aber Herr von Langenfeldt entſchuldigte ſich und vertraute ihnen mit all der Freimüthigkeit, die ſolchen Herren eigen iſt, an, daß er zu einem Rendez-vous im Wimmelſchaft ſich einſtellen müßte; eine kleine unſchuldige Predigerstochter vom Lande hätte beſchloſſen, da ihre Familie auf einem Balle war, dieſe ſchöne Gelegenheit zu einem tête à têto zu benutzen, und der Plan ſei zu gut verabredet, als daß er ihn aufgeben wollte. Ich habe den Kerl von alter Zeit her auf dem Korne, daher folgte ich ihm, als er wegging, bis nach der Thüre der Frau Müller, in der er auch, wie ich vermuthete, ganz richtig hineinging.«

»Ich weiß es, ich habe es geſehen. Weiter, Emil, ſpanne mich nicht auf die Folter. — Es iſt mir nichts verhaßter als Pauſen in einer Erzählung.« —

»Dann weißt du vermuthlich auch, daß ich nachfolgte. Es war mir allzuſehr darum zu thun, Gewißheit zu bekommen, ob Herrn Langenfeldts Prahlerei begründet war. Der Teufel iſt mächtig in den Schwachen, und dem Geſchlechte iſt nicht zu trauen; aufrichtig geſprochen, Ludwig, ich hoffte eine Entdeckung zu machen, die einem gewiſſen jungen Manne meiner Bekanntſchaft, der mir altem Kerl in Jahr und Tag vielen Kummer verurſacht, die Augen öffnen könnte.«

»Eine ſchöne Hoffnung, muß ich geſtehen. Danke für Deine freundſchaftlichen Geſinnungen.«

Emil reichte mir, treuherzig lächelnd, die Hand. »Der Teufel befreiet die Seinigen, ſagt man ja,« fuhr er fort; »ungeachtet ich ſo ehrlich, wie irgend ein Spion es thun kann, an der Thüre lauſchte, ſo hörte ich doch Nichts, was meiner chriſtlichen Hoffnung irgend eine Nahrung geben konnte. Herr von Langenfeldt war ein äußerſt unwillkommner Gaſt bei der armen verlaſſenen Mamſell, die wohl am wenigſten einen ſolchen Beſuch erwartet hatte, und als ich hereintrat und ſie von ſeiner Zudringlichkeit befreiete, wurde ich faſt empfangen, wie wenn ich einer der Erzengel hätte ſein können. Gleich hernach kam der Gottes Mann und wollte vermuthlich auch ſich der Einſamen annehmen, er wurde aber ſehr betreten, als er gewahrte, daß wir Zwei ihm zuvorgekommen waren. Hätte ich nur gewußt, daß du außen auf der Treppe ſtandeſt, dann hätte ich dich mit eingeführt, das Kleeblatt vollſtändig zu machen, und das ſo wahr, wie ich Emil heiße. Endlich kam das Mädchen hinzu, und wir gingen fort, ein Jeder ſeinen Weg. So endigte dieſes Abenteuer, das mir, und vielleicht auch dir durch zweite Hand, ein Paar Feinde mehr verſchafft hat.«

An dieſem Morgen bei Tagesanbruch hatte Emil ſich wieder zu Marianen begeben, von der er wußte, daß ſie in dem letzten Todeskampfe lag. Sie kannte ihn nicht mehr und richtete das Wort an mich, indem ſie mir übertrug, dem verlaſſenen Kinde Vater zu ſein; da er ihr Verſcheiden durch unnütze Bekümmerniſſe nicht verdüſtern wollte, ſo benahm er ihr nicht dieſen Irrthum, ſondern verſprach ihr in meinem Namen Alles, was ihr die letzte Stunde erleichtern könnte. Er verweilte bei ihr, bis ſie den letzten Seufzer ausgeathmet. Der kleine Adolph war untröſtlich. Emil eilte nach Hauſe, um mit mir zu überlegen, wie ich die Verpflichtung löſen wollte, die er in meinem Namen eingegangen war, er war davon überzeugt, daß ich auch ohne dieſe es übernommen hätte, für das Kind zu ſorgen, er konnte mich aber nicht finden. Da fiel ihm Charlotte ein, der eine ſolche Beſchäftigung vielleicht troſtbringend ſein würde, und er brachte den Knaben zu ihr hinaus, doch die unſchuldigen Liebkoſungen des Kindes und die Traurigkeit deſſelben hatten ſie ſo ſtark gerührt, daß ſie krank wurde, und Emil mußte wieder zu Martins Beiſtand ſeine Zuflucht nehmen; Martin, welcher behindert worden war, die verſprochene Nachricht von dieſem Krankenbeſuche ſelbſt zu bringen, wollte vermuthlich, als er mir begegnete, ſie ſchriftlich Emil'n zugeſtellt haben. Doch es war in einer unglücklichen Stunde, und Boreas entwand mir die Depeſche aus der Hand, um mich in Geduld zu üben.

Ein tiefes Stillſchweigen beobachtend ſetzen wir unſere Wanderung nach Chriſtianshafen fort. Die vielen verſchiedenen Eindrücke, die ich in den letzten vier und zwanzig Stunden emfangen, gingen noch einmal an mir vorüber, und die neuen Vaterpflichten, die das Schickſal mir auferlegt, ſchloſſen dieſe ernſte Reihe. Jetzt war der Augenblick, der mir ſo oft leicht vorgeſchwebt, den ich mir aber doch immer fern dachte, gekommen, und mein Leben gehörte nicht mehr ausſchließlich mir ſelbſt. Mit einem angenehmen Gefühle bisher mir unbekannter Wichtigkeit dachte ich an das zukünftige Schickſal meines Pflegeſohns. Emil theilte ohngefähr meine Gedanken.

»Der kleine Krabat ſoll uns einmal an die Jugend binden, wenn wir alt und grau geworden ſind,« ſagte er,

»und indem wir ihm unſere Erfahrungen mittheilen, werden wir noch einmal leben. Wenn es nach meinem Wunſche geht, dann bleiben wir zuſammen und helfen einander bei den Laſten, die wir übernommen, denn du wirſt mir doch wohl nicht meinen Antheil an der Arbeit verwehren, ich bin es doch, der uns den Knaben auf den Hals geladen, und wer A geſagt hat, muß auch B ſagen.«

»Apropos von A und B, ich werde ihm doch Morgen an der Börſe ein ſchönes A B C mit Bildern darin kaufen,« ſagte ich, »der Unterricht muß Kindern anfänglich beſonders durch Bilder beigebracht werden.« Hieraus erſieht man, daß wir den Knaben nicht in Unwiſſenheit aufwachſen laſſen wollten, und daß ich ſchon Pläne für ſeine wiſſenſchaftliche Bildung entwarf.

»Und er ſoll nebenbei die Noten kennen lernen und die Tonleiter durchmachen, ſobald er einen Finger rühren kann,« ſagte Emil. »Schade iſt es, daß er jetzt erſt vier Jahre alt iſt, wir müſſen ihn doch noch ein Jahr lang bei den Frauenzimmern laſſen; aber dann nehmen wir ihn zu uns, und er ſoll mit Gottes Hilfe kein Weibernarr werden.« Er dachte ſchon daran, ihn planmäßig für das Cölibat zu erziehen.

Unter Plänen und Phantaſien erreichten wir Charlottens Wohnung. Die Thüre ſtand offen, und wir konnten ſchon von der Treppe ins Zimmer ſehen. Charlotte ſaß mit dem Knaben auf dem Schooße, das Kind war eingeſchlafen, die hellen krauſen Locken hingen um die Wangen hinunter, die, um poetiſch zu reden, mit dem Granatapfel um den Vorrang ſtritten, und einen ſcharfen Gegenſatz zu dem marmorweißen Geſichte Charlottens, das ſie mit der Hand ſtützte, bildeten. Ich hielt Emil an, um dieſe ſchöne Gruppe zu betrachten; durch die halb offene Thüre ſah ſie aus wie das ſchönſte Gemälde. Es wird ja im Allgemeinen ſehr rühmlich bei Gottes lebendiger Natur gehalten, wenn ſie mit unſerer eigenen nachgemachten eine Vergleichung aushält.

»Schau', Emil,« ſagte ich, es iſt ein Tableau, das einer jeden Soirée Ehre machen könnte. Man könnte es gern für eine Madonna mit dem Kinde nach Raphael ausgeben — wer ſollte glauben, daß ſie eine Magdalene iſt!«

»Eine wahrhaft bußfertige Magdalene,« ſagte Emil mit einem Seufzer, indem wir weiter gingen. Es war ein Seufzer, welcher verrieth, daß ſein gutes Herz, in Colliſionsfällen, ſeinem Syſteme zum Trotz den Sieg davon trug.

Ich hatte dieſes Haus ſeit dem Tage, wo der kleine Julius begraben wurde, nicht beſucht; Charlotten hatte ich zum letzten Male an dem Morgen geſehen, als ſie leblos auf einem Bette im Baumhauſe bei der Langen-Brücke hingeſtreckt lag. Statt der Bauerntracht war ſie jetzt ſchwarz gekleidet, und hatte durch den Tauſch ge-

wonnen, ſie erſchien ſo viel hübſcher. Es war mir bis
nicht eingefallen, daß ſie mich nie geſehen hatte; j
machte dieſer Gedanke mich plötzlich verlegen, als ich
ihr ſtand. Eine brennende Röthe überflog ihr Geſic
als ſie uns erblickte, aber es war nur augenblicklich;
wollte ſich erheben, aber der kleine ſchlafende Knabe u
vielleicht auch Mangel an Kräften hinderten ſie daran.

»Hier bringe ich Ihnen, Charlotte, einen Freund,
mit wahrer Dankbarkeit Ihre Güte in Anſpruch nimmt
ſagte Emil freundlicher, als ich es erwartet hatte. »
übergiebt den kleinen Patron Ihrer Sorgfalt, und wei
daß er bei Ihnen gut aufgehoben iſt. Für heute müſſ
Sie einen Ausweg finden, wie Sie ihm am beſten e
Bett machen können, Morgen ſollen Sie ſeine klein
Habſeligkeiten erhalten.«

Charlotte antwortete nicht; mit niedergeſchlagenen A
gen drückte ſie den Knaben an ihre Bruſt und küßte ih
doch dieſe ſtumme Umarmung ſagte mehr, als die feie
lichſten Verſicherungen. So umarmt nur eine Mutter.

Seit jenem unglückſeligen Morgen, wo ich als Tode
bote hier erſchien, war eine bedeutende Veränderung vo
gegangen. Durch die Sorgfalt Emils waren alle die Sa
chen, die damals mein Auge beleidigten, entfernt, un
Nichts ſtörte das freundliche Ausſehen der kleinen Stube
Wo die Silhouette früher gehangen, deckte jetzt eine klein
Landſchaft den dunkeln Fleck, den ſie vermuthlich an d
Wand hinterlaſſen. Aber womit ſoll der dunkle Fleck b

deckt werden, dachte ich, den dieſe bittre Erfahrung im Herzen der armen Charlotte zurückgelaſſen? Wird die Zeit ihn jemals verwiſchen können?

Ihre Mutter kam hinzu, und mit der Geſchwätzigkeit, die alten Frauen ihres Standes eigen iſt, erneuerte ſie jeden Augenblick wider Willen durch ſchlechtgewählte Ausdrücke und unzeitige Vergleichungen zwiſchen früher und jetzt den Kummer der Tochter; Charlotte hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Emil bemerkte es und ſagte, um dem ein Ende zu machen: »Wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, möchten wir wohl Thee bei Ihnen trinken, Madame Birch; Charlotte iſt ſo gut, die Sorge für unſern kleinen Knaben zu übernehmen, von ihr dürfen wir es nicht verlangen, aber Sie werden ſchon für uns ſorgen.« Die alte Frau ſtieß bei dieſem Vorſchlag faſt ein Freudengeſchrei aus, und eilte hinaus, um unſern Wunſch ins Werk zu ſetzen; Charlotte warf Emil'n einen dankbaren Blick zu und ſtammelte: »Mein Gott ... bei uns ... mit mir« ... doch die Worte erſtarben ihr auf den Lippen, und ſie ſchlug die Augen gleich nieder, als wenn dieſer Ausbruch unſchicklich geweſen wäre. Emil ſtellte ſich, als wenn er es nicht merkte; gleich hernach legte ſie das Kind leiſe auf das Sopha und verließ uns.

Der kleine Knabe ſchlief feſt, wir Zwei überließen uns unſeren Betrachtungen. »Wie ſehr es mir auf dem Herzen laſtet, daß ich die arme Charlotte an das ſündhafte Leben zurückgedrängt, kann ich dir nicht beſchreiben,« ſagte nach einer Weile Emil. »Es iſt eine edle Seele, die hier zu Grunde gegangen iſt, und in dieſen Umgebungen wird eine Wunde, von der ich fürchte, daß ſie nie geheilt wird, täglich erneuert.«

Es rührte mich tief, daß er ſo ſprach. »Es klingt freilich etwas theologiſch,« ſagte ich, »aber ich muß dir doch die Bemerkung machen: rechneſt du die Wohlthat für nichts, daß ſie durch deine Hilfe Zeit gewonnen hat, ſich mit ihrem Schöpfer zu verſöhnen? Glaube mir, das Leben, das ihr vorher ſo ſehr zur Beſchwerde war, iſt ihr jetzt ſchon nicht mehr ſo verhaßt, wenn es ihr jetzt auch nicht gerade Freude verurſacht, oder es jemals thun wird. Ueberall entdecke ich deine Sorgfalt, ſelbſt darin, daß dieſe kleine Landſchaft gerade hier und an keiner andern Stelle hängt. Eine ſolche Sorgfalt in dem Augenblick, wo ſie am wenigſten erwartete, Theilnahme zu finden, und ſich ganz verlaſſen fühlte, muß ſie zu nützlichen Betrachtungen leiten und ſie ans Leben knüpfen.«

»Das ſage ich mir oft ſelbſt,« verſetzte Emil, »und wenn die Vorſehung ſie nicht gerettet haben wollte, hätte ſie ja die Macht gehabt, meinen ſchwachen Arm im Verſuche zu lähmen. Sie muß die Verantwortung tragen. Aber deſſenungeachtet ... Wache genau auf ein jedes deiner Worte, Ludwig; was im Munde der Mutter nur verwundet, würde in dem unſrigen tödten. Es iſt nothwendig, daß wir ihr die Achtung für ſich ſelbſt zurückgeben, auf dieſer Grundlage müſſen wir bauen; und ich hoffe, daß das Zutrauen, welches wir ihr durch Anvertrauung unſeres Pflegeſohnes erzeigen, dazu beitragen wird. Gott Lob, daß es ein Knabe iſt und kein Mädchen!« fügte er hinzu.

»Das würde uns gewiß mit der Erziehung in Verlegenheit geſetzt haben, lieber Emil, dieſer kann uns ſchon genug zu ſchaffen machen. Aber wir wollen ihn mit allen möglichen Talenten und Liebenswürdigkeiten verſehen, und er ſoll uns an dem ſchönen Geſchlechte für alle die Widerwärtigkeiten, die es uns zugefügt und künftig zufügen wird, rächen, nicht wahr?«

»Daß ich Nichts darum gebe, weißt du, ich halte ein jedes nähere Verhältniß mit demſelben für eine Thorheit, die ihre Strafe in ſich ſelbſt trägt. Aber ein großes Unglück verdient immer Achtung, und eine ſolche Schule bringt zu Nachdenken. Ich kann dir übrigens ſagen, daß ein gewiſſes Gefühl von Rache, das mir bei weitem nicht unangenehm iſt, unwillkührlich ſich in meine Sorgfalt für Charlotte, wie du dich ausdrückſt, hineinmiſcht, und dieſes iſt ſo überwiegend, daß wahrlich kein Verdienſt in dem liegt, was ich gethan.«

Charlotte brachte Licht, und ihre Mutter ordnete den Theetiſch. Ungeachtet es augenſcheinlich Beiden Freude machte, daß wir bei ihnen verweilten, ſo war doch eine peinliche Verlegenheit über uns Alle verbreitet, wovon vielleicht Emil am wenigſten ergriffen wurde. Die alte Frau war glücklicherweiſe allzu beſchäftigt, für uns zu ſorgen, als daß ſie die Leitung der Converſation übernehmen konnte, Charlotte ſaß mir gegenüber mit niedergeſchlagenen Augen, ſcheinbar ohne Theilnahme an meinem und Emil's Geſpräch, aber ich war doch davon überzeugt, daß ſie mit Aengſtlichkeit auf ein jedes Wort horchte und daraus Gift zu ſaugen ſich bemühete. Der Unglückliche iſt dazu in der Regel allzu geneigt.

Am folgenden Tage ging ich zu Frau Müller, aber der Zorn über meine Nachläſſigkeit war noch nicht vorüber, und gegen alle bibliſche Regeln war die Sonne über ihren Unwillen wieder aufgegangen. Alle hatten Langeweile gehabt, und Alle waren ſie ſo gut, mir dies merken zu laſſen; mein Credit hatte einen bedeutenden Stoß erlitten, der nur langſam ſich herſtellen ließ, dies konnte ich wohl bemerken. Aber das anmuthige Lächeln, mit dem Anna mich empfing, der reine, unſchuldige Blick, der mein Auge traf, gleichſam als wollte ſie eine jede Verleumdung, die mein Ohr erreicht haben könnte, widerlegen, und die wenigen freundlichen Worte, die mich über die Unfreundlichkeit der Anderen tröſten ſollten, waren mir reichlicher Erſatz. Ich verließ das Haus ſo froh, als wenn nicht ich es ſei, der in Ungnade gefallen war. —

Das Frühjahr und ein Theil des Sommers war verſtrichen, ohne daß meine äußeren Verhältniſſe die geringſte Veränderung erlitten hatten. Das Haus der Frau Müller war noch mein liebſter Aufenthaltsort, es war mir gelungen, die zornigen Gemüther zu verſöhnen, und wenn ich auch nicht ſo gut angeſchrieben ſtand, wie vor dem unglücklichen Balle, ſo wurde ich doch immer ziemlich zuvorkommend empfangen. Anna behandelte mich weniger fremd, in einzelnen Augenblicken ſchmeichelte ich mir ſelbſt damit, daß ſie etwas mehr als gewöhnliche Güte für mich hege. Meine Zeit war getheilt zwiſchen meinen Geſchäften, die mich allmählig mehr intereſſirten, Emil's Umgang und meiner Sorge für meinen kleinen Pflegeſohn, den ich regelmäßig einmal in der Woche beſuchte und zum Spazieren mitnahm. Gleichſam nach einer ſtillſchweigenden Verabredung traf ich nie mit Herrn von Langenfeldt oder mit dem jungen Müller zuſammen; vermuthlich wichen ſie mir eben ſo ſorgfältig aus, wie ich ihnen. Aber ſpäter im Sommer bemerkte ich, daß ich wieder in Ungnade gefallen ſei, ohne daß irgend ein Grund davon mir bewußt war; das Geſpräch gerieth in Stocken jedesmal, wenn ich kam, und friſtete den Abend hindurch kaum das Leben, bis ich meinen Hut nahm und wegging, ohne daß Jemand mich wiederzukommen bat. Selbſt Anna war ſtiller als früher, und mehr als Ein Mal war ſie gar nicht zugegen. Ich konnte mich nicht dazu bequemen, mit Emil davon zu ſprechen, und trug daher meinen geheimen Kummer allein mit mir herum.

Eines Abends machte er mir den Vorſchlag, unſern kleinen Pflegeſohn mit nach Amack hinaus zu nehmen, wo die Artillerie ein Feuerwerk abbrennen wollte; es würde dem kleinen Adolf Vergnügen machen, meinte er, und wir dürften die Gelegenheit nicht verſäumen, um auf ihn, auch durch ſeine Freuden, zu wirken. Der Knabe war außer ſich vor Freude; die Muſik, die vielen Leute und die Erwartung deſſen, was er ſehen ſollte, machten ihn ganz ausgelaſſen, und wir freuten uns recht mit ihm. Das Feuerwerk nahm ſeinen Anfang, und jedesmal, wenn eine Rakete in die Höhe ſtieg, ſchrie der Kleine aus Leibeskräften, zum großen Vergnügen aller Zuſchauer. Frau Müller und ihre Damen, Anna ausgenommen, waren ſpät gekommen, und von dem Sohne und Herrn von Langenfeldt begleitet gingen ſie, einen Platz zu ſuchen, an uns vorüber, gerade als der Junge am allerſtärkſten ſchrie. Sie bemerkten uns, und Herr von Langenfeldt ſagte ganz laut, im Vorbeigehen gegen mich gewandt: »Das ſind Vaterfreuden, mon ami!« Die ganze Geſellſchaft defilirte vorbei und betrachtete uns mit ſpöttiſchen Blicken. Zum erſten Male fühlte ich die Laſt deſſen, was ich übernommen, und daß ich allen meinen Bekannten in dieſer Hinſicht eine Erklärung ſchuldig war. Das Gelächter Emil's über das Schaafsgeſicht, das ich machte, diente auch nicht gerade dazu, die Sache in ein beſſeres Licht zu ſetzen, und die Damen, die in der Nähe Platz bekommen hatten, ſchielten nach uns hin, jedesmal wenn eine Exploſion den Platz erleuchtete. Daß ich unter dieſen Umſtänden mich nicht näherte, ſie zu begrüßen, wird man ſehr natürlich finden.

Es war mir gar nicht zuwider, daß Emil am folgenden Abend der Frau Müller, wo er lange nicht geweſen war, einen Beſuch machen wollte, denn ich war eigentlich ein Bischen verlegen über die Bemerkungen, die Herr von Langenfeldt's Aeußerung mir auf den Hals laden könnte. Dieſer unglückſelige Abend iſt mir noch ſo gegenwärtig, als wenn es geſtern wäre, ich ſehe noch die feierlichen Geſichter, womit wir empfangen wurden, die verſchiedenen Manieren, durch welche die allgemeine Ungnade ans Licht trat, und das unglückliche Lächeln, mit dem Emil ſich vornahm, allem dieſem zu trotzen, welches aber die Sache nur noch ſchlimmer machte. Wir ſtellten uns muntrer, als wir wirklich waren, doch dieſe Stimmung machte kein Glück, und mein Begleiter fing ſchon an, ſeiner ſatiriſchen Laune die Zügel ſchießen zu laſſen; mir ward ob der daraus möglicherweiſe entſtehenden Wirkung ſehr angſt, und ich war ebenſo verſtimmt, wie Emil ärgerlich zu Muthe war. Fräulein Galle ſetzte ſich ſo weit wie nur irgend möglich von uns, und zwar mit dem ganzen ſchnippiſchen Weſen, mit dem junge und hübſche Mädchen ihre Ungnade zu zeigen pflegen. Anna ſaß, wie an jenem erſten Abend, mit dem Nähzeug auf dem Schooße und war ſo ganz in ihre Arbeit vertieft, daß e weder rechts noch links ſah; deſto mehr Blicke begeg- ten mir von Fräulein Selmer, von denen, welche ſie für feurige ausgab, die ich aber ſchadenfrohe nannte. Vielleicht darf ich bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung machen, daß ſchwarze Augen älteren Mädchen weniger gut ſtehen.

Das Geſpräch fiel zufälligerweiſe auf ein kleines Stück von Scribe, das bei den damaligen Sommervorſtellungen mit Beifall aufgenommen worden war, ungeachtet Viele es unmoraliſch ſchalten. Emil vertheidigte es und wollte beweiſen, daß es im Gegentheil ſehr moraliſch ſei, und daß es am allerwenigſten über die Heiligkeit der Ehe ſpotte, wie die Recenſenten behaupteten. Alles, was ſo oft, früher und ſpäter, über die Scribe'ſchen Stücke geſagt worden, wurde bei dieſer Gelegenheit angeführt. Hiermit war der Krieg erklärt, und die Disputation wurde bald perſönlich. Fräulein Galle warf ihm vor, daß er bei einer ähnlichen Gelegenheit früher »gezeigt hätte, was er in ſeinem Schilde führte,« nämlich als er »die berüchtigte Frau Kruſe« vertheidigen wollte, und das freimüthige Fräulein Selmer ſagte, »daß hinſichtlich einer Unterredung über Tugend und Ehrbarkeit man ſich freilich nicht an Militaire, Künſtler oder Juriſten wenden könne.«

»Aber an die Theologen vielleicht,« ſagte Emil, »die ſind gerade die rechten Leute.«

»Ich bitte Sie, Herr Emil, daß Sie mit Reſpect von der Geiſtlichkeit in meinem Hauſe ſprechen, ich bin Mutter eines theologiſchen Candidaten,« ſagte Frau Müller.

Emil ſah aus, wie wenn er aus dem Monde herabgefallen ſei, und ſchwieg. Fräulein Selmer hatte durch dieſe Unterſtützung Muth bekommen, ſie griff den Mangel an Moralität der heutigen Zeit und die unregelmäßige Lebensart der Jugend an. »Faſt jeder unſrer jungen Herren hält eine kleine Menage in einer andern Ecke der Stadt,« ſagte ſie; »ja, man weiß wohl, wie es hergeht, ein ordentliches Haus ſollte ihnen ſeine Thüren verſchließen.«

»Eine ſchöne Wirthſchaft!« ſagte Fräulein Galle. — Anna ſah aus, wie wenn ſie vor Scham in die Erde ſinken ſollte.

»Glauben Sie denn nicht, daß man oft nach dem Scheine urtheilt und als eine Folge davon unbillig, mein Fräulein?« ſagte ich. Anna ſah verſtohlen von ihrer Arbeit auf. »Ich kann Ihnen ein Beiſpiel erzählen.«

»Verſchonen Sie uns mit ſolchen Chroniken,« ſagte Fräulein Galle, indem ſie meinen Verſuch, ihnen auf eine verblümte Art unſere eigene Geſchichte mitzutheilen, unterbrach. Ich ſchwieg. »Es war wirklich unvorſichtig, dieſes Geſpräch gerade heute Abend auf's Tapet zu bringen,« fuhr ſie fort und warf Emil'n und darauf mir einen bedeutungsvollen und anklagenden Blick zu, der von der ganzen Geſellſchaft nachgeahmt wurde.

»Meinetwegen braucht Niemand ſich zu geniren,« ſagte Emil. »Glauben Sie vielleicht, daß es unvorſichtig ſei, von Stricken im Hauſe eines gehängten Mannes zu ſprechen?«

Jetzt war das Unglück erſt complet. »Nun, das war reiner Wein eingeſchenkt!« brach Fräulein Selmer mit ſchwarzen Augen aus. »Merkten Sie das, Frau Galle? Es war auf Sie gemünzt.«

Einer ſolchen Veranlaſſung und einer ſolchen Aufforderung konnte die Frau nicht widerſtehen, ſie ſtieß ein Geſchrei aus und ſank ohnmächtig in die Arme Anna's, die ihr zunächſt ſaß. Alle ſprangen von ihren Stühlen auf, die Verwirrung wurde allgemein, der Eine lief nach Waſſer, der Andere nach Tropfen, Emil und ich ſtanden wie zwei Statuen, Frau Galle wurde auf ihr Zimmer gebracht. Indem die Thüre zugemacht wurde, begegnete mein Auge Anna's Blicken; ſie ſah mich betrübt an. Frau Müller kehrte gleich zurück, und indem ſie uns darauf aufmerkſam machte, wie kränkend für die arme Frau Galle es ſein würde, uns wieder zu ſehen, nahm ſie von uns Abſchied. —

»Jetzt ſind wir alſo dies Haus los geworden,« ſagte Emil auf dem Heimwege, »das ging ganz leicht. Wer Teufel konnte auch daran denken, daß ihr ſeliger Mann als Ritter des Hanfbandes in die andre Welt hineinſpaziert war. Ich gäbe gern einen Thaler darum, wenn er ſich ertränkt hätte. — Aber ein jedes Unglück hat auch ſeine gute Seite: jetzt biſt du auf Einmal daraus hinausgekommen, und ich habe eine Sorge weniger. Ich habe immer geſagt, es ſei ein ſataniſches Haus.«

»Es iſt gewiß und ausgemacht, daß unerlaubte Verbindungen einen Fluch in ihrem Gefolge haben, der von dem Schuldigen oft auf den Unſchuldigen überacht,« ſagte ich. »Die dummen Streiche meines ſeligen Vetters ... aber was geſchehen, iſt geſchehen, es iſt nicht der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren.«

»Was meinſt du eigentlich?«

»Ich meine, daß der arme unſchuldige Knabe uns viele graue Haare verurſachen wird. Wir werden ein Gegenſtand des Stadtgeſprächs werden, man wird Geſchichtchen über uns zuſammenſetzen, und unter welchem Namen ſollen wir ihn einmal in die Welt einführen?«

»Unter meinem,« antwortete Emil, »da ſein Vater ihm keinen gegeben, und ſein Onkel ebenſo ökonomiſch iſt. Laß ihn unter meinem Namen gehen, dieſer iſt ſo untadelhaft, daß ihm wohl damit gedient ſein kann, und mit Gottes Hülfe wird er demſelben keine Schande machen.«

So hatte ich es freilich nicht gemeint, aber ſeit dem geſtrigen Abend hatte ich zuerſt gefühlt, daß unſer Verhältniß zu dem Knaben und Charlotten mehr als eine Auslegung zuließ, und daß die Wahrheit am ſchwierigſten von Allem Eingang finden würde. Meine Vermuthung war auf eine bittre Weiſe bekraftigt worden.

»Wem ſind wir Rechenſchaft ſchuldig?« fuhr Emil fort. »Laß ſie uns nur Scandal andichten, das ſoll unſere nächtliche Ruhe nicht ſtören, und bei dem ſchönen Geſchlechte, deſſen Gunſt dir ſo viel gilt, iſt es keinesweges eine ſchlechte Empfehlung.« Er war auf ein

Kapitel gekommen, das er recht con amore behandelte; unverkennbar bemühte er ſich, eine Zwiſchenrechnung zu ſaldiren, ſo übel richtete er die armen Frauenzimmer zu. Endlich trat eine Pauſe ein.

»Der Thee, den wir jetzt zu Hauſe trinken müſſen, tritt doch eigentlich als Zeuge gegen deine Behauptung auf,« ſagte ich mißmüthig. »Heute Abend haben wir kein Glück gemacht, indem wir für **Roués** gehalten wurden.«

»Du kurzſichtiger Thor! Kannſt du denn nicht ſehen, daß man beſchloſſen hatte, uns los zu werden, daß wir, nur mit mehr Umſtänden, eben ſo weit geweſen wären, wenn wir von dem Calender oder von dem Schnee, der voriges Jahr fiel, geſprochen hätten. Ich will darauf ſterben, daß Herr von Langenfeldt und der andere Monſieur die Karten gemiſcht haben, wir wollen ihnen bei einer andern Gelegenheit Gegendienſte leiſten, und ſie übrigens laufen laſſen.«

Daß dieſer ganze Auftritt für mich nicht ſonderlich erbaulich war, läßt ſich leicht begreifen.

Einige melancholiſche Tage verſtrichen, endlich faßte ich ein Herz und ging zu Frau Müller, um eine Verſöhnung zu bewirken, aber das Mädchen hatte Befehl, mir zu ſagen, es ſei Niemand zu Hauſe. Ich ſchrieb ihr in den ehrerbietigſten Ausdrücken, bekam jedoch keine Antwort, vergebens ſpionirte ich in der Nähe des Hauſes, um Anna zu ſehen; alle Kniffe, die ich nur erdenken konnte, oder von denen ich jemals gehört oder geleſen, wurden angewandt, mir ein Zuſammentreffen mit ihr zu erleichtern — ſie ſcheiterten alle. Da beſchloß ich in meiner Verzweiflung, ein Reſultat herbeizuführen, es mochte koſten, was es wolle. Ich ſchrieb an Anna — und hielt um ſie an. Lieber Leſer, haſt du dies ſchriftlich gethan, dann weißt du, was es heißt, einen ſolchen Brief zu ſchreiben; Orpheus, der die Euridice aus der Unterwelt holen ſollte, hat nicht größere Qual ausgeſtanden, er konnte es wenigſtens mündlich abmachen. Es iſt unmöglich, daß ein ſolcher Brief gut geſchrieben ſein kann, der meinige war es gewiß auch nicht.

Am folgenden Tage brachte die alte Stine mir einen Brief. Es war Anna's Handſchrift. — — In einem Convolut ſchickte ſie mir meinen unglückſeligen Brief zurück, ſchlug in beſtimmten und formellen Ausdrücken die ihr zugedachte Ehre aus — und gab mir den Korb. Oh! ich hätte zehn Körbe wegen eines ſo ſchlechten Briefes verdient; hätte ich für meinen gefährlichſten Nebenbuhler, meinen Todfeind ſchreiben ſollen, ich hätte ihn doch nicht beſſer machen können. —

Emil war auf dem Lande, und ich wider Gewohnheit ganz mir ſelbſt überlaſſen, ich konnte mich einſchließen und recht aus Herzensgrunde melancholiſiren. Ich las noch einmal Anna's Antwort, und die Kälte, die darin herrſchte, erſchien mir mit jedem Male mehr fremd und gekünſtelt. Da ergriff ich die Feder, und in warmen

Worten, wie ſie meinem Herzen entſtrömten, ſprach ich zu ihrem Herzen; aber es war kein Brief, es war ein Heft, ein Buch war es, mein Leben verfocht ich darin, ich ſtritt mit dem Tod um mein Daſein — ſo ſchreibt man nur Ein Mal in ſeinem Leben. Die Morgenſonne ſchien durch meine Fenſter, als ich fertig wurde. —

Emil traf mich, die Antwort in der Hand, ſtillſchweigend reichte ich ſie ihm; mit Heftigkeit ergriff er ſie und las:

»Es iſt gewiß nicht meine Abſicht geweſen, durch meine Antwort Ihnen eine Kränkung zuzufügen. In dem unverdienten Intereſſe, das Sie einem unbedeutenden Mädchen gezeigt, habe ich nur einen ſchmeichelhaften Beweis Ihrer Achtung geſehen. Die Wahl, die ich ſchon getroffen, geſtattet mir nicht, die Zuneigung zu vergelten, mit der Sie mich beehren, und ich darf erwarten, daß Sie mich mit der Aeußerung davon verſchonen werden, da dieſe mich nur betrüben könnte. Es wird mir ein Troſt ſein, Ihre Achtung zu bewahren, und ich bitte Sie, überzeugt zu ſein, daß Niemand ſich Ihrer mit wahrhafterer Freundſchaft erinnert, als Anna Reeh.« —

Emil legte den Brief in meine Hand und drückte mich feſt an ſeine Bruſt, darauf verließ er mich. Derjenige, welcher ſelbſt verloren hat, weiß, daß nur die wohlthuende Hand der Zeit einen ſolchen Kummer heilen kann. —

Alles, was unglücklich Liebende denken, ſagen und thun, habe ich gedacht, geſagt und gethan, ich habe alle Grade der Melancholie durchgemacht, und ein Tagebuch über mein Unglück gehalten. Als der Herbſt kam, war ich ſchon ein vollendeter Miſanthrop. Emil tröſtete mich nicht, aber er zwang mich zu arbeiten, und ſprach mit mir von den glücklichen Frühlingsmonaten. Wie der Harfenſpieler in dem Märchen den Berggeiſt beſänftigen konnte, ſo beruhigten auch ſeine melodiereichen Lieder in der Abenddämmerung den unruhigen, in meiner Bruſt wogenden Geiſt. Er war der Vermittler zwiſchen der Welt und mir, wäre er nicht dageweſen, dann hätte ich alle Verbindungen mit ihr abgebrochen; durch ihn erfuhr ich das Gerücht, welches mich ſchmerzlich berührte, daß Anna mit dem jungen Müller verlobt ſein ſollte. Dieſer war alſo ihre Wahl! Es giebt viel Unbegreifliches zwiſchen Himmel und Erde. — Emil machte mir den Vorſchlag, in der Jagdzeit eine kleine Reiſe auf's Land zu machen. Er nöthigte mich, Urlaub zu ſuchen, packte meine Sachen ein und wollte mich ſelbſt eine Strecke Weges begleiten.

Ich ſaß wieder auf dem Eilwagen mit allen den melancholiſchen Betrachtungen, welche dieſe Reiſe natürlicherweiſe hervorrufen mußte. Die Geſellſchaft war mir dießmal gleichgültig, der Weg ungeheuer langweilig, und die Roeskilder Domkirche ſchien mir nur ein großes Grabmal zu ſein; ich war ſo ganz vertieft in meinen Betrachtungen, daß ich es nicht bemerkte, als wir durch das gefährliche Thor auf den Poſthof fuhren. Faſt hätte ich meine eigene Prophezeihung erfüllt und meinen Kopf draußen gelaſſen; aber es war an dieſem Tage auch ſehr dunkles Wetter, engliſchgrau, ſpleenartig.

Wenn ich die Domkirche nicht beſucht hätte, dann wäre ich nicht ich ſelbſt geweſen, auch nicht ein förmlicher unglücklicher Liebhaber, wie er ſein ſoll; Emil mußte es übernehmen, mich zu begleiten. Hier war es, wo ich die erſten ungemiſcht glücklichen Augenblicke zugebracht, meine Liebe hatte hierin einer einzigen Erholungsſtunde ihre ſchönſte Jugendzeit verlebt. »Ich will mich recht allen alten Eindrücken hingeben,« ſagte ich mit echt ſentimentaler Betonung, »wenn wir von hier weggehen, verſpreche ich dir vernünftig zu ſein, und wenn ich wieder nach Hauſe reiſe, den Weg über Neſtved und Kjöge zu nehmen, und mich Roeskilde nur auf zwei Meilen zu nähern.«

»Gut, das iſt eine Abrede,« ſagte er und nahm mich bei dem Wort.

Die Gebeine Harald Blauzahn's und das Grab der großen Königin Margarethe ſind gewiß lange nicht mit ſo wenig geſchichtlicher Andacht beſchauet worden, wie gerade dieſes Mal, und dies ſelbſt, ungeachtet Emil mehrere Bemerkungen über die Calmar'ſche Union machte, die aber mit dieſer das gemeinſam hatten, daß ſie zu früh geboren wurden. Als wir jedoch bei den ſechs kleinen Särgen anlangten, ſchwieg auch er. Wer kann ohne große innerliche Rührung eine ſechs Mal zerknickte Hoffnung mit anſehen; wer von uns Dänen Allen würde hier nicht fühlen, daß dieſer Kummer ſein eigner ſei! —

»Und jetzt will ich dich nur noch um eins bitten, lieber Emil, geh auf die Orgel und ſpiele mir die Romanze, die du mir ſo oft haſt wiederholen müſſen; ich hörte ſie hier zum erſten Male, das ſoll die letzte Vigilie ſein, das verſpreche ich dir.«

»Warum nicht? Es ſind ja lauter Kleinigkeiten, die du verlangſt: fliege nach der Orgel hinauf oder geh' durch verſchloſſene Thüren, tritt ſelbſt den Balg hinten, während du vorne ſpielſt, und halte die Zeit auf, oder bringe den Eilwagen zum Warten. — Aber du ſollſt ſie gleichwohl hören,« ſagte er nach einer Pauſe mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, »einen Schlüſſel und einen Bälgetreter werde ich ſchon finden.«

Jetzt war ich allein — noch ein Mal beſuchte ich die Stellen, die für mich von Bedeutung waren — dann ſetzte ich mich ins Chor, auf den alten Domherrenſitz, wo Anna geſeſſen, als Orgelſpiel und Glockenklang mir ein Glück verkündeten, das nicht in Erfüllung gehen ſollte. — Es dauerte lange, ehe die Bemühungen Emils glückten, ndlich brauſten die erſten tiefen Töne wie gewaltige Flügelſchläge durch das Gewölbe hin. Mittelſt einer Orgel ann man Jemandem die Seele aus dem Leibe ſpielen; ch bekenne ehrlich, daß ich weinte. Alles, was ich erlebt der gefühlt und gedacht in der Periode meines Lebens, ie dieſe beiden Reiſen auf dem Eilwagen begrenzen, ging noch einmal an meiner Seele vorüber. — Ein hohler dröhnender Laut, wie von einer Thüre, die unter mir zugeſchlagen wurde, brachte mich wieder zu mir ſelbſt; Emil phantaſirte noch über mein Lieblingsthema, er war es alſo nicht, der mich auf die Schulter klopfte. Ich drehte mich um.

»Der Herr darf es nicht übel nehmen, ich glaubte, Sie wären eingeſchlafen,« ſagte der alte Glöckner; »wäre ich nicht hier oben im Chor geweſen, hätten Sie leicht eingeſchloſſen werden können.«

Ich dankte ihm für ſeine Sorgfalt. »Es iſt wahrſcheinlich der Profeſſor, der wieder von Kopenhagen herausgekommen iſt,« fuhr er fort, »vielleicht finden Sie Vergnügen daran, ihn ſpielen zu hören, ja, der verſteht es! — Jetzt eben war hier eine junge Dame, welche die Kirche ſehen wollte, es wurde ihr wahrlich ganz übel, als ſie die Orgel hörte; es giebt viele Menſchen, die dieſe Muſik nicht ertragen können.« Der alte Mann hielt ſich für verpflichtet, mich zu unterhalten, er machte ja die Honneurs ſeiner Kirche.

»Das mag wohl der Fall ſein,« antwortete ich mechaniſch.

»Das verhält ſich wirklich ſo. Sie war betrübt, die Arme, das konnte ich wohl bemerken; ſie machte ſich nicht viel aus dem Uebrigen, aber zu Chriſtian dem Vierten wollte ſie abſolut hinunter.«

»Chriſtian dem Vierten! wo? was? wann?« rief ich.

Es war wahrlich nicht eine Reminiſcenz aus den Collegien, die ich in meiner Studienzeit hören mußte, daß ich dem erſtaunenden Glöckner gerade die drei geſchichtlichen Einheiten bezeichnete. »Wo iſt ſie? Ging ſie weg?«

»Ja wohl, ging ſie, ſo eben, gerade aus der Thüre. Sie hatte eine alte Magd bei ſich.«

Ich ſtürzte nach dem Ausgange — Zwei Frauenzimmer ſtanden bei einer Seitencapelle, die eine lehnte ſich in einer ruhenden Stellung gegen das Gitterwerk, das Tuch vor den Augen, — es mußte Anna ſein, denn ehe ich zur vollkommnen Beſinnung gekommen war, kniete ich vor ihr und ergriff ihre Hand, die ich an meine Augen drückte, ohne daß es mir möglich wurde, ein Wort hervorzubringen. —

Und es war Anna, es war wirklich Ayna. — Ich var außer mir, wahnſinnig, ich bat und flehte, und wußte doch nicht, was ich ſagte, und als ſie im Begriff war, hinzuſinken, faßte ich ſie in meine Arme. Die alte Magd unterſtützte ſie, der Glöckner holte eine Bank herbei.

»Anna,« raunte ich ihr zu, »theure Anna, können Sie mir vergeben, Sie durch meine unſinnige Heftigkeit rſchreckt zu haben. Ich will Sie ja nur noch ein Mal ehen, nur hören, daß Sie mich nicht verabſcheuen, vergönnen Sie mir den Troſt, Ihnen ein ewiges Lebewohl u ſagen.«

Anna lehnte ſich weinend an die Wand. Emil kam inzu, ſeine Verwunderung war grenzenlos. »Nun, Gott ſteh' mir bei, jetzt iſt es wieder ſchlimm!« rief er halb ärgerlich und halb mitleidig aus. »Iſt es verabredet? Habe ich geſeſſen und wie ein Narr zum Rendez-vous geſpielt, darf ich fragen, oder hat Gott hier einen Finger mit im Spiele?« — — — — »Gieb nur Acht, ob der Weg nach Korſöer zurück nicht ſchneller geht, als nach Kopenhagen,« ſagte Emil, als er Anna nach der Chaiſe hinaus begleitete, wo das alte Mädchen ſchon auf dem Vorderſitze Platz genommen hatte. »Ihre Tante wird große Augen machen, wenn Sie mit Extrapoſt wieder zurückkehren und ihr blos von der Roeskilder Domkirche erzählen können. Soll ich Ihnen Etwas in Kopenhagen beſtellen? Soll ich eine Viſite bei Frau Müller machen, und dem unſchuldigen Theologen einen freundlichen Gruß bringen, der meinem Freunde ſo viele graue Haare in den Kopf geſetzt, weil er nicht zu begreifen im Stande war, daß der ledige Stand Ihre Wahl ſein könnte? Oder Ihrer eingebildeten Nebenbuhlerin auf Chriſtianshafen und deren und Ludwigs Sohn?«

Anna legte die Hand auf ſeinen Mund und ſagte: »Es iſt gut, daß Sie mich an eine Pflicht erinnern, die ich ſonſt vielleicht in meiner Freude vergeſſen hätte; Sie werden mir wirklich einen Dienſt erzeigen, wenn Sie zu Frau Müller gehen und ſie von meinem Glücke unterrichten. Sagen Sie ihr, daß Sie es ſind, der den Zauberknoten zerhauen, den ein böſer Geiſt in mein Schickſal geknüpft, daß Sie in wenigen Augenblicken mich zu dem glücklichſten Weſen der Erde gemacht, und daß ich nächſt Ludwig Sie in meine inbrünſtigſten Gebete mit einſchließe.«

Emil drückte gerührt ihre Hand. »Dafür werde ich mich ſchon hüten,« ſagte er, »es muß ein ewiges Geheimniß bleiben, daß ich mit der Sache zu thun gehabt. Aber ich war dazu gezwungen, es war kein andrer Ausweg möglich, und dann bekam ich auch nicht Zeit, mich zu beſinnen, ſonſt hätte ich vielleicht doch meine Grundſätze gerettet. Es iſt auch, als ob der Teufel ſein Spiel triebe,« fügte er hinzu, »immer werde ich auf den Poſten geſtellt, den man in Kriegszeiten den **enfants perdus** giebt — daher alle dieſe Abſchweifungen. Aber ſollte ich öfter dergleichen dumme Streiche« ...

»Schwöre nicht,« unterbrach ich ihn, »ſchwöre nicht, mein Freund, dies war ſchon das vierte Mal. Kannſt du dich erinnern, was du letztens ſagteſt: »»Thue ich es das vierte Mal, dann verpflichte ich mich, zugleich in den heiligen Eheſtand einzutreten.«« Nimm dich vor Meineid in Acht!«

»Fahret nur zu, Kinder, Gott ſei mit Euch! Führet Euch gut auf, dann wird er mir ſchon vergeben, daß ich euretwegen meineidig geworden. Fahr' zu, ſonſt wird es ſpät, der Eilwagen iſt ſchon vor anderthalb Stunden fort. Leb' wohl!«

»Leb' wohl, Emil, und grüße die alte Stine von mir; du kannſt ihr ſagen, daß es ganz richtig Heirathsgedanken waren, welche mich quälten, und daß ich für die Zukunft hoffe, beſſer auf meine Taſchentücher Acht zu geben.«

Anna ergriff ſeine Hand und hielt ſie zurück. »Ich habe noch eine Bitte an Sie,« ſagte ſie, »welche Sie mir nicht abſchlagen werden. Bringen Sie Charlotten einen ſchweſterlichen Gruß und umarmen Sie den kleinen Adolph tauſend Male von mir, ſagen Sie ihm, daß ich ihm ſeinen Oheim bald zurückgeben werde. Leben Sie wohl! —

Emil ſprang auf den Tritt hinauf und küßte ihre Hand, er wollte mit ſeiner Weichherzigkeit ſpaßen, aber vermochte es nicht; mit einem treuen Handſchlag drückte er meine Hand und die alte Magd wurde bei dem ſtummen Abſchied auch nicht vergeſſen. Der Wagen rollte mit zwei glücklichen Menſchen die Straße entlang, und als wir um die Ecke bogen, ſtand der treue Freund noch vor dem Thor und blickte uns nach. —

»Sieh, Anna, dort liegt Bjernebe, kannſt du dich der alten Bauerfrau, die das Bein gebrochen, noch erinnern?«

»O Gott, ja! und die der Kutſcher über's Geſicht mit der Peitſche ſchlug.« Es war dies die Fortſetzung von unzähligen: »Erinnerſt du dich?« und »hier war es.« Liebende haben ein gutes Gedächtniß; derjenige, welcher nicht die unbedeutendſte Spur ſeiner Liebe verfolgen kann, hat nie geliebt.

Beim Krebshauſe holten wir den Eilwagen ein, die

Paſſagiere waren im Begriff, ihre Plätze wieder einzunehmen.

»Der liebe Eilwagen!« ſagte Anna; »hier ſprachen wir die erſten Worte zuſammen. Als ich heute Morgen hier vorbei kam, vergoß ich bittere Thränen, jetzt könnte ich vor Freude weinen.«

»Hier, bei dieſem Baume, traf Amor mich mit ſeinem Pfeil, hier, liebe Anna, ſchenkteſt du mir, ohne es zu ahnen, eine Reliquie, die mir ſeither gefolgt, eine wahre Reliquie, denn ich habe ſie angebetet und ſie hat mir Glück gebracht.« Ich zog den kleinen grünen Geldbeutel hervor, den Anna auf dem Altare der Wohlthätigkeit heimlich geopfert zu haben glaubte. »Er verbirgt meine größten Schätze auf Erden, ein kleines Billet von dir und zwei verwelkte Geraniumblätter. Damals liebte ich dich ſchon, Anna, o! ich habe dich geliebt ſeit dem erſten Augenblick, als ich dich erblickte.«

»Lieber, lieber Ludwig,« ſagte Anna leiſe und lehnte ſich an mich, »wie glücklich ſind wir!« —

Der alte Hans ſtand am Heckthor, auf den Eilwagen wartend, denn Emil hatte mich genöthigt, meine Ankunft auf dem Gute zu melden. Er konnte ſich nicht genug darüber wundern, daß ich in einer Chaiſe ankam und nur vorbei fuhr. »Aber was wird die Herrſchaft ſagen?« ſagte er.

»Sag' ihnen, daß ich in ein Paar Tagen wiederkomme und eine Dame mitbringe.«

»Nun, das iſt wohl des Secretärs Schweſter, kann ich mir ſchon denken, ich werde es beſtellen.«

»Nein, Hans, ich habe keine Schweſter, rathe noch einmal.«

»Das ſchien mir wohl, dann muß es wohl Ihre Braut ſein. Donner und Doria! das wird eine Freude werden zu Hauſe, wir glaubten, daß der Secretär in dieſem Jahre ſo früh käme, um ſich Grillen über dies und jenes zu vertreiben! — — In Mondſchein erreichten wir Korſöer, wo Anna's Tante, die ſie am ſelbigen Morgen verlaſſen, wohnte; ſo herrlich hat der Mond nie in meinem ganzen Leben geſchienen. Korſöer ſah aus wie lauter Feenſchlöſſer. —

Einige Tage nachher ſchrieb mir Emil. Unſer Freund fing folgendermaßen an:

»Meineid iſt ein ſchweres Verbrechen, lieber Ludwig, es hat mich in einigen Tagen hart gedrückt, und ich habe überlegt, daß es jetzt, wo man von nichts Anderm als von Kometen, Erdbeben und anderen ſchrecklichen Ereigniſſen hört, doch nicht der Mühe werth wäre, mit dem lieben Herr Gott zu brechen.« In einer Miſchung von Ernſt und Spaß meldete er mir — daß der nächſte Tag ſein und Charlottens Hochzeitstag wäre, und daß er hoffte, daß wir denſelben mit einem guten Wunſche feiern würden; ſie ſollten in aller Stille copulirt werden, Martin, Madame Birch und unſer kleiner Pflegeſohn ſollten die einzigen Zeugen ſein. »Sollte ich es jemals bereuen,« ſchrieb er,

»dann habt Ihr, derentwegen ich in dies Dilemma hineingerathen bin, es zu verantworten, aber ich werde es nie bereuen, denn ich habe Charlotten meine alten Grundſätze und Syſteme zur Morgengabe geſchenkt. Ich bin ein andrer Menſch, lieber Ludwig, aber deſſenungeachtet werden Briefe an mich unter meinem vorigen Namen und nach meiner alten Wohnung adreſſirt. Ich ſuche eine Organiſten-Stelle in Jütland und eine andre in Seeland, einer derſelben bin ich gewiß. Niemand weiß, daß ich verheirathet bin, bevor ich Kopenhagen verlaſſen, das habe ich Charlotten verſprechen müſſen. Ich habe einen harten Kampf zu beſtehen gehabt, um ihre Einwilligung zu erhalten, und doch hat ſie mich geliebt — ja, weit mehr als Worte ſagen können, das bezeugte ihre Weigerung. Sie ſchickt tauſend Grüße an dich und Anna, und der Kleine ſchließt zwei Bilder an Euch mit ein.« — Der Schluß des Briefes betraf Geſchäfte. In einer Nachſchrift benachrichtigte er mich, daß er ſich ſo eingerichtet hatte, daß Herr von Langenfeldt tauſend Reichsthaler, »die Madame Birch ihm ſchuldig war,« empfangen hatte, und daß damit »alle ſeine Schulden bezahlt wären.«

Ich eilte mit dem Briefe zu Anna. »Schau,« ſagte ich, »hier iſt wieder ein merkwürdiges Beiſpiel, wie die Natur ſich rächt für einen jeden Bruch ihrer Ordnung. Unſer Freund Emil hat das gemeinſchaftliche Schickſal aller Weiberfeinde gehabt, denn dieſes unnatürliche Gefühl hat das mit dem Hochmuth gemein, daß es immer dem Falle ausgeſetzt iſt.«

Als ſie ihn geleſen, faltete ſie ihn zuſammen und ſagte lächelnd: »Es iſt die Macht des Beiſpiels, lieber Ludwig, welche der Welt ein glückliches Paar mehr geſchenkt hat. Wir wollen Gott bitten, daß er ihn ſo glücklich macht, wie er es verdient, ſo glücklich, wie wir ſind, und daß wir ihm immer ein Vorbild von Liebe, Zutrauen und Nachſicht ſein mögen. Wenn du ihm ſchreibſt, dann ſag' ihm, wie innig ich an ſeinem Glück Theil nehme, ich bin ihm ja mehr als mein Leben ſchuldig.« —

Wir fuhren mit dem Eilwagen nach Kopenhagen zurück, und als wir wenige Tage nach unſerer Hochzeit wieder dieſe Gegend, an die unſere liebſten Erinnerungen ſich knüpften, beſuchen wollten, waren wir Beide der Meinung, daß es auf keine andre Weiſe zu bewerkſtelligen ſei — als mittelſt des Eilwagens.

Ein Sprichwort.

Erzählung.

Wenn man in die Stube des Kammerraths Wilner in Kopenhagen trat, wurde man unwillkührlich von einem heimiſchen Gefühle ergriffen, ſo gemüthlich, ſo hübſch war Alles bei ihm eingerichtet. Gardinen, Fußteppiche, Mobilien, Bücherſchränke, Gemälde und Kupferſtiche an den Wänden, Schreibtiſch und Fortepiano, Alles war geſchmackvoll, gerade an ſeinem rechten Platze und bezeugte, daß der Beſitzer dieſer irdiſchen Güter ein glücklicher Mann ſein müſſe, wenigſtens nach dem allgemeinſten Begriffe, den man mit dem Worte Glück verbindet. Er hatte das Aeußere eines recht hübſchen Mannes von funfzig Jahren, ſein Geſicht drückte vorzugsweiſe Verſtand und Güte aus, ſein Haarwuchs war zwar etwas dünn, doch hatte er noch keine Glatze. Was ſein Inneres betrifft, ſo war er das, was der Ausdruck verſprach; ſeine Stellung gab ihm keine Veranlaſſung, mißvergnügt zu ſein, denn er befand ſich in einer reſpectabeln Laufbahn und hatte ein ſehr reichliches Auskommen.

Was war denn aber wohl die Urſache, daß er an einem ſchönen Herbſttage, den Kopf in die Hand geſtützt und das eine Bein über das andere geſchlagen, ſo verdrießlich in ſeiner Wohnſtube ſaß? Vielleicht war es der Brief, der vor ihm auf dem Tiſche lag, welcher ihn in die üble Laune ſetzte. Sein Bruderſohn nämlich, ein fideles junges Haus, der vollkommen die Sentenz Scribe's: »ein Onkel iſt ein geborner Kaſſirer,« aufgefaßt, hatte ihm gerade an dieſem Morgen eine Epiſtel geſchickt, worin er ihn um »eine Anleihe« von funfzig Thalern dringend erſuchte — und es waren noch keine fünf Wochen her, ſeitdem der liebe Neveu ihm eine ziemlich bedeutende »Platte,« wie es in der Kunſtſprache heißt, geſchlagen. Wilner war zu ſehr daran gewöhnt, um Anleihen erſucht zu werden, um nicht zu wiſſen, daß ein ſolches Begehren oft nur eine Umſchreibung ſtatt der Bitte um ein Geſchenk iſt, wodurch der Bittſteller noch das gewinnt, daß er der Dankbarkeit enthoben wird. Doch das ärgerte ihn nicht, wohl aber die letzten Worte des Neffen: »Dein dir mit kindlichem Gefühle ergebener Bruderſohn,« hatten eine Saite in ſeinem Herzen berührt, die er ungern widerhallen hörte, und das Einſame ſeiner unverheiratheten Stellung ſchmerzte ihn in dieſem Augenblick wirklich ſehr tief.

Daß Wilner nicht verheirathet war, hatte keineswegs ſeinen Grund in einer früheren unglücklichen Liebe, die er nie hätte vergeſſen können, auch nicht in einer Geringſchätzung des andern Geſchlechts, eben ſo wenig, wie in irgend einem der anderen gewöhnlichen Vorwände, welche die Hageſtolzen als Urſache ihres unverheiratheten Standes anführen. Es hatte, ehrlich geſprochen, den allergewöhnlichſten Grund, nämlich den, daß er dieſen Schritt ſtets aufgeſchoben, bis es ihm zuletzt vorkam, daß es »zu ſpät ſei, ſeine Lage zu ändern.« Er war oft charmirt, zuweilen verliebt, und ein Paar Male auf dem Punkte geweſen, um ein Mädchen anzuhalten; es war aber, wie geſagt, aufgeſchoben worden; unterdeſſen hatten ſeine Nebenbuhler geſiegt und er — war Kammerrath geworden. Dieſer Titel iſt aber auch der paſſendſte für einen Hageſtolzen, er lautet faſt, als wenn er für unverheirathete Comptoirchefs geſchaffen wäre. Das Einzige, was ich gegen denſelben einzuwenden habe, iſt, daß dieſe ihn ablegen können, ohne ſich zu verändern; er ſollte unveränderlich ſein, wie ſein Beſitzer, und allenfalls höhere Grade annehmen, wie die Granden in Spanien: Kammerrath der erſten und zweiten Klaſſe u. ſ. w., aber ſtets Kammerrath.

Die gewöhnlichen Onkel-Betrachtungen: »daß er ſein Geld hergeben müſſe, damit es anderer Leute Kinder verpraſſen könnten, ohne auf ein andres Gefühl, als das, was einem jeden bezahlenden Onkel zu Theil wird, »rechnen zu dürfen,« kränkten auch Wilner in dieſer ſchönen Morgenſtunde, und er bemerkte kaum, was für liebliches Wetter es war. Da trat ſein Freund, Capitain Kolberg, mit einem fröhlichen Geſichte zur Thüre herein, und ſagte, ohne auf die Ernſthaftigkeit Wilners zu achten: »Du haſt doch eine ſehr angenehme, ruhige Wohnung; man befindet ſich ſo wohl, ſo ungeſtört hier. Ihr Junggeſellen, Ihr wißt wohl, was Euch behagt.«

Wilner ſah bei dieſen Worten, die mit ſeinem Innern in dieſem Augenblick in einem ſo grellen Widerſpruche ſtanden, in die Höhe, und ſagte: »Wir? Hm! Das iſt, wie man es nimmt. Und Ihr? — Du zum Beiſpiel, würdeſt du tauſchen und unverheirathet ſein wollen?«

»Nein, Gott behüte! ich bin zu glücklich verheirathet, ich tauſche mit keinem Menſchen auf Erden. Meine Frau iſt die niedlichſte und liebenswürdigſte Frau, die ein Mann ſich wünſchen kann. Unter uns geſagt, ſie iſt ein kleiner Engel. Aber das Junggeſellenleben hat doch auch ſeine Annehmlichkeiten. Man iſt z. B. freier und ungenirter; man kann ſich in der Welt herumtummeln; kurz, das ganze Leben ſteht einem noch offen.«

»Ja, leer und freudenlos, man kann ſein Elend von dem einen bis zum andern Ende überſehen,« ſagte Wilner.

»Zum Teufel! was ſind das für Grillen! Du taugſt nun einmal nicht mehr dazu, dich zu verheirathen, das iſt jetzt viel zu ſpät in deinem Alter; das hätteſt du früher bedenken ſollen!«

»Und du bedachteſt es erſt voriges Jahr — und biſt glücklich!«

»Ich bin aber auch fünf Jahre jünger als du,« ſagte der Capitain, einen kleinen Blick in den ihm gegenüberhängenden Spiegel werfend. Kolberg ſtand nämlich bei einem der Regimenter der Garniſon; er war ein rüſtiger

Mann. Zu der Zeit, als er ſich verheirathen wollte, hatte er, um ſein dünnes Haupthaar zu verbergen, ein Toupet angelegt. »Fünf Jahre iſt ein bedeutender Vorſprung. Aber das iſt es nicht, wovon ich ſprechen wollte,« fuhr der Capitain fort.

»Dieſe unglückſeligen fünf Jahre ſind es alſo, die für immer mich zum Hageſtolzen, zum ächten Kammerrath machen ſollen!« ſagte Wilner, der ſeinerſeits nicht aufgelegt war, von etwas Anderm als von dieſer Idee, die ihn gerade ſo ſehr beſchäftigte, zu ſprechen.

Hageſtolz iſt aber auch ein häßliches Wort. Dich zählt man jedoch noch nicht zu den Hageſtolzen, du biſt noch viel zu lebendig, viel zu jugendlich, und ſiehſt gar nicht aus wie ein Hageſtolzer. Uebrigens iſt ja Alles bei dir eingerichtet, wie bei einem Menſchen von vier und zwanzig Jahren, der comme il faut lebt.«

»Ich habe es auch zu verbergen geſucht,« ſagte Wilner ſeufzend; »an meiner Stubenthür ſteht nicht Kammerrath Wilner, ſondern ſchlechthin Carl Wilner; meine Wohnſtube ſieht aus, wie andere Wohnſtuben. Aber hier« — fuhr er fort, ſeine Schlafkammerthüre öffnend, »hier haſt du das Neſt, an dem man den Vogel erkennen kann. Hier hängt der Bauer mit dem Kanarienvogel, da ſtehen alle die Schachteln, Kaſten und Kleinigkeiten, die auf eine Maſſe von närriſchen Gewohnheiten oder Sonderbarkeiten hindeuten. Da ſtehen Kochapparate, Flaſchen und der Teufel und ſeine Großmutter, und auf dem kleinſten dieſer

Gegenſtände ſteht mit großen Buchſtaben geſchrieben, was es iſt, oder was es enthält. Und wenn ich es nicht hier leſen könnte, ſo kann ich es in meiner eigenen Bruſt leſen, wo es mit ſchmerzlichen Zügen ſteht, und hier in dieſem Briefe, der mir Gelder abſchinden ſoll, weil dieſe ja doch ſonſt keinen Menſchen nützen oder Freude machen, da ſie doch nur einem armen Onkel zu Gute kommen, der ihrer entbehren kann, deſſen Erbe man zu werden hofft, und den man in dieſer Erwartung mit Gefühlen um den Mund fährt, die ſo lächerlich klingen, daß ſie Einen vor Scham erröthen machen.«

»Ja, wenn du ſo geſtimmt biſt, dann kann ich dich freilich nicht gebrauchen,« ſagte Kolberg. »Ich hatte darauf gerechnet, dich in deiner gewöhnlichen roſenfarbenen Laune zu treffen, ebenſo lächelnd und freundlich, wie das herrliche Herbſtwetter, das heute recht dazu auffordert, im Freien genoſſen zu werden.«

Wilner warf einen Blick aus dem Fenſter und ſagte: »Es iſt wirklich ein ſehr ſchöner Tag! Und wozu wollteſt du mich denn eigentlich überreden?«

»Ich wollte dir nur eine Spazierfahrt in deinem Gigh, entweder nach Bellevue oder Friederiksthal, oder wohin du ſonſt willſt, vorſchlagen, denn es iſt mir im Grunde einerlei, wohin wir unſern Ausflug nehmen; aber mein Wunſch iſt, wir benutzen den ganzen Tag dazu, gerade ſo, wie wir es vor Zeiten, als ich noch unverheirathet war, zu thun pflegten. Meine Frau befindet ſich nämlich heute vom frühen Morgen an bei ihren Eltern, meine Schwiegermutter iſt krank, und ich will wieder einmal zur Veränderung den Junggeſellen ſpielen. Wir halten dann in einer Reſtauration eine ganz einfache, aber ungenirte Mahlzeit — wenn du es zufrieden biſt.«

»Ein verheiratheter Mann, der Haus und Hof hat,« ſagte Wilner, »zieht es vor, in einer Reſtauration zu eſſen, und die Flitterwochen ſind kaum vorüber?«

»Nein, keineswegs, ich bin ſehr glücklich verheirathet, ich tauſche mit keinem Menſchen auf Erden. Meine Frau iſt die liebenswürdigſte Frau von der Welt, mit einem Worte, ſie iſt ein Engel. Aber etwas Veränderung gehört ſich, ſonſt wird man verwöhnt, ein Gewohnheitsthier. Und was könnte ich heute wohl Beſſeres beginnen, als von deiner Geſellſchaft, deinem Gigh und meiner Freiheit Gebrauch zu machen.«

Wilner ſchmunzelte. Die Spazierfahrt wurde verabredet und ausgeführt, ſie fuhren nach Bellevue, ſpeiſten dort zu Mittag, und brachten den Abend in Lyngby zu; der Capitain war recht à son aise, wußte hunderterlei von den Menſchen, die ihnen begegneten, zu erzählen, trieb mit den Aufwärterinnen ſeinen Scherz, freuete ſich über ſeine wiedererlangte Freiheit, wenn dieſe gleich nur einen kurzen Tag zu leben beſtimmt war, vergaß dabei aber nicht ſeinen Eheſtand und ſeine Frau in den Himmel zu erheben, denn er ſei glücklich verheirathet, wollte mit keinem Menſchen auf Erden tauſchen, er hätte die niedlichſte und liebenswürdigſte Frau, die man ſich nur wünſchen könnte, kurz einen wahren Engel. Wilner war ganz neidiſch, er blieb wortkarg und gedankenvoll. Zu Hauſe träumte er die ganze Nacht von Frau Kolberg; dieſe, eine kleine, aber ſchöne Brunette von ungefähr achtzehn Jahren, war lebhaften Temperaments, auch beſaß ſie viel Witz; ihr rothwangiges Angeſicht mit den großen ſchwarzen Augen wurde durch hellbraunes Haar, das in Locken von der Stirn herabwallte, beſchattet und verlieh demſelben noch mehr Lieblichkeit.

Der Brudersſohn bekam den folgenden Tag ſtatt der funfzig Thaler, die er »leihen« wollte, nur fünf und zwanzig; aber daneben eine große Menge Ermahnungen, die wohl des Reſtes der Summe werth waren; denn Wilner hatte jetzt keinen Grund, Mehr, als er bereits gethan, auf den Neffen zu verwenden — es wäre ja möglich, daß er ſelbſt einmal mit der Zeit das miſſen würde, was er jetzt dem leichtſinnigen jungen Manne zum Verſchleudern hingab.

Bis zum Nachmittage hatte der Kammerrath den feſten Entſchluß gefaßt, ſich zu verheirathen, und den folgenden Tag theilte er ſeinem Freunde, dem Capitain, ſeine Gründe mit, warum er dieſen Schritt thun wolle, es wäre ihm nicht mehr möglich, als Hageſtolz länger zu leben. Der Capitain machte eine zweifelnde Bewegung mit dem Kopfe.

»Ich will deinem Beiſpiele folgen,« ſagte Wilner, »ich ſuche mir ein unſchuldiges junges Mädchen, ſie muß, wie deine Frau gegen zwanzig Jahre alt ſein, nicht allzu große Anſprüche machen, nicht von den Zerſtreuungen der großen Welt verdorben ſein, und vor Allem kein Vermögen beſitzen; ich habe ja genug für uns Beide. Dumm iſt es von mir, daß ich es nicht ſchon vor langer Zeit gethan. Ich kann ja wohl noch ebenſo glücklich werden, wie du es biſt, und deine Frau ſoll das Ideal ſein, dem ich nachſtreben will.«

»Es iſt leichter, einem Ideale nachzuſtreben, als es zu erreichen,« ſagte Kolberg mit einer ernſten Miene; »und da es ſcheint, daß du ganz ernſtlich meinſt, was du ſagſt, ſo will ich mit einem aufrichtigen Herzen dir rathen, dein Ideal nach einem paſſenderen Maaßſtab zu ſuchen. Ich bin jetzt glücklich verheirathet; es iſt aber nicht geſagt, daß ein Jeder ſo glücklich ſein ſoll, und die ganz jungen Mädchen taugen ſelten für ältere Männer. Vergiß nicht, daß du fünf Jahre älter biſt, als ich. Willſt du dich verheirathen, ſo ſuche eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, das iſt eine paſſende Partie für dich, — ein Mädchen von ſiebzehn oder achtzehn Jahren iſt für dich viel zu jung.«

»Wirf mir doch nicht immer die fünf Jahre vor, die ich älter bin als du. Ich kann mir ja auch von Cauſſe eine Perrücke machen laſſen, dann iſt doch wenigſtens der Kummer, den mein Haupthaar dir zu machen ſcheint, gehoben.«

»Du ſiehſt jugendlich genug aus, Wilner, das iſt es nicht, was dir im Wege iſt; du haſt auch wirklich viel Jugendliches, und vor Allem iſt es dein Herz, dein warmes theilnehmendes Gemüth. Aber gleichwohl — gleichwohl biſt du immer fünf Jahre älter als ich, und nach fünf Jahren hätte ich auf keine Weiſe wagen dürfen, um meine jetzige Frau anzuhalten, wenn ich ſie gleich von Kindheit auf gekannt hätte und wüßte, daß ſie die liebenswürdigſte Frau würde, die ein Mann ſich wünſchen mag.«

Der Kammerrath ſchwieg. Aber Kolberg fuhr fort: »Du warſt ja einmal mit Fräulein Manſel ſo gut wie verlobt, wenigſtens warſt du nahe daran; aber auf einmal wurdeſt du ein Grillenfänger und ergriffſt die Flucht, weil mein Schwager ihr auch ein wenig den Hof ohne irgend eine Abſicht machte. Das wäre eine paſſende Partie für dich geweſen; ſie wäre jetzt einige dreißig Jahre alt, und es war doch eigentlich ein hübſches Mädchen.«

»Sie war nur zu flüchtig, dabei leichtſinnig und gefallſüchtig,« ſagte Wilner etwas eifriger, als er es wollte, »das war kein Mädchen für mich. Sie hatte zu wenig Gefühl, keinen Sinn für Häuslichkeit, Alles war bei ihr berechnet, ſie kümmerte ſich um weiter Nichts, als um ihren Putz und um ihr Fortepiano, das ſie mittelmäßig genug ſpielte. Nein, ich will eine Frau wählen, die empfänglich iſt für die Bildung, die ich ihr geben kann, die nicht durch ein immerwährendes Hofmachen und Schmeicheln verwöhnt iſt, die mit Häuslichkeit Sinn für Muſik und Poeſie verbindet — das ausübende Talent will ich gar nicht einmal verlangen.«

»Kurz, ein Frauenzimmer, wie es hienieden keins giebt,« unterbrach ihn der Capitain.

»Ich bitte um Verzeihung, dieſes Bild paßt ja vollkommen auf deine Frau, und es giebt doch wohl noch einige einzelne Exemplare von ſolchem Frauenzimmer. Ich will ſuchen.«

»Vergleiche dich doch nicht mit mir, mein Freund, ich bin ſo glücklich geweſen, wie nicht leicht Einer unter Tauſenden iſt. Kannſt du eine ſolche Frau bekommen, dann haſt du das große Loos in der Lotterie gewonnen, — kein Sterblicher kann ſich eine niedlichere, liebenswürdigere Frau wünſchen als die meinige; es iſt aber auch faſt unmöglich, ihres Gleichen zu finden. Ich rathe dir daher als wahrer Freund, ſehr vorſichtig zu ſein. Die älteren Mädchen dagegen« ...

»Bah, die älteren Mädchen!« brach Wilner aus, »machen ſich gewöhnlich lächerlich, wenn nicht noch mehr. Die ganze Welt ſpöttelt über alte Jungfern, und das mit Recht.«

»Nein, ſehr mit Unrecht macht man ſie lächerlich. Ja, ich möchte doch wohl wiſſen, wie ſie ſich eigentlich betragen ſollen? Sind ſie noch hübſch, dann iſt der Teufel los, dann weiß man nicht, wie hoch man ſie erheben ſoll; ſind ſie häßlich, dann findet man es ſo ganz in der Ordnung, daß Niemand ein ſolch garſtiges Ding hat haben wollen; ſind ſie ernſt, dann klagt man über die pedantiſchen, ſteifen Tanten; ſind ſie lebhaft, iſt es wieder nicht recht, dann angeln ſie nach einem Manne, und das iſt ein großes Verbrechen; ſind ſie weder das Eine noch das Andere, ſo heißen ſie langweilig, wie der Teufel, und dann werden ſie noch mehr verunglimpft. Willſt du mir nun wohl ſagen, was ihnen noch zu thun übrig bleibt?«

»Es wundert mich ſehr, dieſe Vertheidigung von dir zu hören, der du, wenn es darauf ankam, die alten Jungfern zu foppen und zu verläumden, ſtets treulich dazu beitrugſt, und dich immer vor ihnen flüchteteſt, wie vor der Peſt.«

»Ich? Nein, darin irrſt du dich. Ich habe manchmal vielleicht zum Spaß Dies oder Jenes von ihnen geſagt, wie man ſo oft thut, aber es nie ernſtlich gemeint, du dagegen, der du ſie jetzt auf Leben und auf Tod angreifſt, du biſt ſtets ihr Ritter geweſen. Wie hängt das nun zuſammen?«

»Du ſpielſt den Krieg auf mein Gebiet über, um dich ſelbſt zu retten,« ſagte Wilner. »Ja, ich habe ſie vertheidigt, und werde es immer thun, wie ein jeder brave Cavalier ſtets den Unterdrückten vertheidigen ſoll; aber mich mit einer verheirathen — darauf laſſe ich mich nicht ein.«

»Das Geſpräch gerieth ins Stocken. Ehe ſie ſich jedoch trennten, vertrauete Wilner ſeinem Freunde, daß er ſich bei einem ſeiner Bekannten, dem Staatsrath Rehlig, einführen laſſen wollte; in ſein Haus käme zuweilen ein junges Fräulein, Namens Helmer, das er mehrere Male zwar dort geſehen, aber nicht geſprochen habe; deſſen wunderliebliches

Geſicht recht das Gepräge der größten Liebenswürdigkeit trage.«

»Und wie alt iſt ſie?«

»Das weiß ich nicht ſo genau, vielleicht neunzehn, zwanzig, oder ein und zwanzig Jahre.«

»Dann iſt ſie meiner Seele zu jung für dich,« fuhr der Capitain ſtarrſinnig fort; »ich warne dich, — du gehſt deinem Unglück entgegen.«

Wilner lächelte, und die beiden Freunde verließen einander. Acht Tage ſpäter war der Kammerrath bei Rehligs eingeführt und gebeten worden, ſo häufig wie möglich zu kommen — man könnte ihn nie zu oft ſehen. —

Die Familie beſtand aus dem ehrenwerthen Staatsrath ſelbſt, der, ein ſehr ausgezeichneter Beamter, ein liebevoller Familienvater und ein angenehmer Geſellſchafter, auch Ritter vom Dannebrog-Orden war; — ſeiner Frau, einer vortrefflichen Hausfrau, einer liebevollen Mutter, einer angenehmen Dame in Geſellſchaft, die all das savoir faire beſaß, was man von einer Staatsräthin nur verlangen konnte — und ihrer Tochter, Fräulein Emeline, die wir uns etwas genauer zu beſchreiben erlauben müſſen. Sie war ämlich fünf und dreißig Jahre alt, hatte blondes Haar und blaue Augen, die früher ſehr hübſch geweſen, und aus ener Zeit einen ſchwärmeriſchen Ausdruck bewahrt hatten, etzt aber hier und da in den Augenwinkeln ein wenig zu oth waren. Ihre Figur war ſchmächtig, ihre Formen waren noch rund und weich, ihre Taille ſehr fein; und in einem weißen Kleide mit einem blauen Flor-Shawl und ohne Hut hatte ſie in einiger Entfernung noch das Ausſehen wie eine Sylphide, eine Benennung, welche ihre Anbeter von ihr, als ſie noch jung war, ſämmtlich gebraucht hatten; denn ſie hatte Anbeter gehabt. Mehrere der geiſtreichen und nicht geiſtreichen jungen Männer der damaligen Zeit waren in ſie verliebt geweſen, die erſteren hatten, um ſie zu preiſen, ſie in Sonetten beſungen, die letzteren ſie in ungebundener Rede gefeiert, man nannte noch ein Paar von jeder Sorte, die um ſie angehalten hatten. Aber ungeachtet ihre Stellung ſich nachher verbeſſerte, ſo daß ſie nicht blos heirathen, ſondern ſelbſt mit Glanz heirathen konnten, ſo nahmen ſie doch damals keinen hohen Platz in der Rangordnung ein, und Fräulein Emeline hatte ſchon früh eine vollkommen klare Anſicht davon, was es bedeute, in der dritten Abtheilung der dritten Klaſſe placirt zu ſein und mit »Oberſten zu Pferde und zu Fuß« zu rangiren. Außerdem war ſie noch »zu jung,« nicht älter als zwei und zwanzig Jahre. Indeſſen hatte ſie alle vier Anbeter geliebt, das geſtand ſie nur ſich ſelbſt in einem unbewachten Augenblicke, Anderen hatte ſie es nie geſtanden; aber ſie liebte die Rangordnung doch noch mehr.

Zehn Jahre waren jetzt verſtrichen, und ich glaube nicht, daß ihre Gefühle in dieſer letzteren Beziehung geſchwächt waren, ſie ſchienen vielmehr mit den Jahren recht Wurzel gefaßt zu haben; ſie hatte aber auch die

Ausſicht, daß ihr Vater in einigen Jahren Conferenzrath werden könnte. Fräulein Emeline war zwar eine alte Jungfer, doch nicht ſowohl wegen ihres Alters, als des Auffallenden in ihrem Weſen hätte man ſie für beinahe vierzig Jahre halten können. Aber das bemerkte weder ſie noch ihre lieben Eltern, denn hier im Hauſe herrſchte eine ewige Jugend. Fräulein Emelinens Nähtiſch ſtand noch in demſelben Fenſter neben dem ihrer Mutter, wo er ſeit der Zeit geſtanden, als die Mama ſie beim Nähen noch beaufſichtigte und jeden Augenblick die Maſchen, die ſie beim Stricken hatte fallen laſſen, aufnehmen mußte. Emeline, in einem hellrothen Gingham-Kleid, mit einer kleinen himmelblauen Fanchonſchürze, einer Bobinetshaube à la chaperon-rouge mit hellrothen Bändern und das Haar hinter die Ohren zurückgeſtrichen, ſaß da wie ein Mädchen, das erſt noch confirmirt werden ſoll Ihre Mutter nannte ſie ſtets: »mein Kind,« oder: »kleine Emmili!« und jedesmal wenn ſie eine Freundin beſuchen oder irgend etwas in einer Boutique kaufen wollte, küßte ſie der Staatsräthin die Hand und bat um Erlaubniß; ihre Mutter erlaubte es ihr dann und ermahnte ſie, auf der Straße vorſichtig zu ſein, und ſich vor Pferden und Wagen in Acht zu nehmen. Kamen Fremde, dann verdammte Emeline ſich zu einem Stillſchweigen, das für eine büßende Nonne nicht ſtrenger hätte ſein können; ſie öffnete den Mund nicht eher, als bis ſie gefragt wurde, ſaß mit niedergeſchlagenen Blicken da, und er röthete allemal.

wenn man ſie anredete. »Emeline iſt zu weiblich,« ſagte ſtets die Staatsräthin bei dergleichen Veranlaſſungen. Sie beſaß Talente, aber man bemerkte nichts davon, ſie prahlte nicht damit; und wenn man zufällig erfahren hatte, daß ſie recht ſchöne Blumen male und Italieniſch und Franzöſiſch leſe, und darüber ein Paar Worte in ihrer Gegenwart fallen ließ, erröthete ſie und ſagte: »Es iſt ſo unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth iſt, davon zu ſprechen.« Indeſſen erfuhr man doch bald, daß ihre Lehrſtunden ebenſo regelmäßig fortgeſetzt wurden, wie von ihrem zehnten bis zu ihrem zwanzigſten Jahre; ſie zeichnete noch immer jeden Tag von zehn bis eilf, ſpielte von eilf bis zwölf auf dem Piano, und die Sprachlehrer kamen noch immer jeder wöchentlich zwei Mal.

»Das iſt ein nettes Mädchen, ſie beſitzt ſo viel Sanftheit,« ſagte der Capitain. »Das wäre eigentlich eine Frau für dich. Fünf und dreißig Jahre, das iſt ja gar kein Alter. Sie ſieht ja aus, als wenn ſie viel jünger wäre.«

Fräulein Helmer, um deren willen ſich Wilner bei dem Staatsrath hatte einführen laſſen, ließ ſich nicht ſehen. Das war ein unglücklicher Stern, der über den armen Kammerrath aufgegangen war; jedesmal wenn er kam, waren den Tag vorher einige junge Freundinnen bei der Tochter des Hauſes geweſen, und dann wohl auch Fräulein Helmer, wie es zu vermuthen ſtand. Indeſſen mußte man dem Glücke vertrauen und fortfahren, das Haus öfter zu beſuchen. Das that Wilner auch, und da er wirklich ein liebenswürdiger Mann war, trug er nicht wenig zur Belebung des geſelligen Tones in der Familie des Staatsraths bei, und war daher ein gern geſehener Gaſt.

Aber mit Fräulein Emelinen Duette zu ſingen, amüſirte ihn nicht ſonderlich. Die erſten Male ging es ſo leidlich, ungeachtet es ihm ſchwer wurde, ſich in die Menge von Schwierigkeiten zu finden, die das Fräulein bei der Prüfung eines alten Duetts aus der Oper la bella molinara machte, wozu er ſie übrigens, da er vor zwanzig Jahren eine erträgliche Baßſtimme gehabt, nicht aufgefordert hatte. Die Staatsräthin war es, welche ihn dazu nöthigte, indem ſie überall die klangvolle Stimme der kleinen Emili gerühmt hatte. Sie hatte zwar noch eine recht erträgliche Stimme, ungeachtet ſie faſt immer eine kleine Quart zu hoch oder zu niedrig intonirte; dieſes glich ſich aber immer aus, wenn die erſten fünf oder ſechs Tacte überſtanden waren. »Und das arme Mädchen iſt auch nicht ſehr vergnügt dabei,« dachte der Kammerrath; »ſie wird ja jedesmal ſo roth, wie ein Blutstropfen, wenn wir anfangen ſollen, und dann zittert ihre Stimme wie ein Espenlaub. Sie beſitzt wirklich viele Weiblichkeit.«

Wenn ſie aber über die geheimnißvollen Worte in dieſem verliebten Duo:

»Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterbe faſt vor Leid,«

hinweggekommen war, dann bekam ſie ihre Stimme wieder und ſang den übrigen Theil mit Sicherheit, ungeachtet ihr Buſen ſich gewaltſam hob, ihre Finger die Taſten unſicher berührten, und ihre Augen fortwährend ſtarr auf das Notenbuch, das ſie dermaßen durchgeſpielt hatte, daß die Blätter faſt nicht mehr zuſammenhingen, geheftet waren. Wenn das Duett zu Ende war, faßte ihre Mutter ſie beim Kinn, redete ſie mit einigen tröſtenden und ermunternden Worten an, und bat ſie, »die ſchöne Romanze aus dem Elveshöi, die du wahrlich ebenſo gut ſingſt, wie Madame Nielſen im Theater,« vorzutragen.

Wilner war nicht derſelben Meinung, als er gehört, wie Fräulein Emeline den Ritter »zwiſchen grünen Bäumen, Roſen und lieblichen Blumen« .... wandeln ließ; er konnte es aber nicht übers Herz bringen, eine Täuſchung zu zerſtören, die zwei Menſchen glücklich machte, und daher verläugnete er Madame Nielſen, deren ausgezeichnetem Talente er jedoch bei ſich ſelbſt vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Einige Zeit nachher wurde Wilner bei einer mit Rehligs nahe verwandten Familie, wo er früher nie geweſen war, zu einem Balle eingeladen. Das iſt die gewöhnliche Folge der Erweiterung von Bekanntſchaften, die eine zieht die andere nach ſich. Ungeachtet Wilner mehrere Jahre nicht getanzt hatte, nahm er doch die Einladung an, denn man kann ja wohl einen Ball beſuchen, ohne zu tanzen; er konnte ja auch auch ſo glücklich ſein, das Fräulein Helmer dort zu treffen.

Es war wirklich ein artiger Ball, die Muſik gut und die Erleuchtung erträglich. Unter den Gäſten traf er Frau Rehlig und ihre Tochter, aber Fräulein Helmer konnte er nirgends entdecken. Emeline ſaß unabläſſig neben ihrer Mutter, ſie wich nicht von ihr und gab ſich nur wenig mit den anderen Damen ab. Es iſt ungewiß, ob ſie wußte, aus welchen Perſonen die Geſellſchaft beſtand, denn ſie ſaß faſt die ganze Zeit über mit niedergeſchlagenen Augen; indeſſen haben wir doch den Glauben, daß eine Dame, wenn ſie will, quer durch die Augenlider ſehen kann, und daß Emeline vermittelſt dieſes Penetrationsvermögens doch gewußt hat, wer zugegen war. Oder ſie kannte vielleicht die Geſellſchaft an den Füßen; denn als Wilner ſich näherte, ſie zu begrüßen, wurde ſie ebenſo roth, wie wenn ſie die Worte ſang: »Mich fliehen alle Freuden…«

Emeline tanzte, wenn ſie dazu aufgefordert wurde, und das Letztere geſchah. Ein ganz junger Herr, ein Studiosus artium — einer derjenigen Geſchöpfe, welche die verſchwundene, gerade und ungebildete Vorzeit »Schulknaben der älteſten Klaſſe« nannte — engagirte ſie zu einem Walzer. Damals war der holſteiniſche Walzer gerade Mode geworden, und Emeline, die keine Gelegenheit gehabt, ſich darin zu üben, ſprach faſt ebenſo übel von dieſem, wie wir jetzt von dem graciöſen »Hamburger-Schottiſch,« und wie der Fuchs, sans comparaison, in der Fabel von den Trauben ſpricht. Als ihr Cavalier fragte, ob das Fräulein nicht fände, daß der holſteiniſche Gallop ein netter Tanz ſei, erröthete ſie jungfräulich und flüſterte mit niedergeſchlagenen Augen die Bitte, ſtatt deſſelben Hopswalzer zu tanzen, denn dieſes wilde Laufen und Rennen ſchiene ihr für junge Damen nicht paſſend zu ſein. Sie tanzten daher auch Hopswalzer, obwohl ſie die einzigen Hopſer auf dem ganzen Balle waren. Als ihr Cavalier ſie dem mütterlichen Schutze wieder zuführte, ſchritt ſie mit ſo kleinen Schritten und einem ſo lieblichen Lächeln durch den Saal, daß der junge Herr ſich dadurch gehoben fühlte und wähnte, eine Eroberung gemacht zu haben. Das gab ihm Sicherheit für den ganzen Abend; doch engagirte er Fräulein Rehlig nicht ſehr oft, und das that auch ſonſt Niemand. Wilner converſirte mit den Damen; ſie wurden bald darüber einig, daß die jetzigen Bälle lärmender und doch nicht ſo amüſant, brillanter, aber doch nicht ſo nett wären, wie die »vor einigen Jahren.« Aber wie viele Jahre, davon ſprachen ſie nicht. Als Wilner nach Hauſe fuhr, dachte er: »Den jetzigen jungen Damen fehlt in meinen Augen Etwas von dem weiblichen Je ne sais quoi, wovon die anderen — vielleicht ein Bischen zu viel haben. Wäre Fräulein Helmer dageweſen, will ich darauf wetten, daß ſie gezeigt hätte, wie lieblich die Mittelſtraße iſt.« —

Eines Abends ſaßen die Staatsräthin, Fräulein Emeline und Wilner in dem gewöhnlichen Wohnzimmer und tranken Thee. Der Staatsrath war noch nicht nach Hauſe gekommen, er hatte zu Mittag an der königlichen Tafel geſpeiſt und war von da nach dem Clubb gegangen.

Wilner hatte ſich vorgenommen, daß er an dieſem Abend directe Nachricht darüber einholen wollte, warum man Fräulein Helmer nicht mehr ſähe, denn auf indirectem Wege bemerkte er wohl, erfuhr man nichts. Aber jedesmal, wenn er anfangen wollte, war ſeine Zunge wie von einer unüberwindlichen Verlegenheit gebunden; es kam ihm vor, als ob man an ſeiner Stimme hören müſſe, daß er den Umgang des Staatsraths blos des Fräuleins Helmer und nicht der Familie ſelbſt wegen geſucht habe.

Der Bediente trat ein und meldete, daß ein Mädchen von der jungen Frau Koſod da wäre, welche dieſelbe hergeſchickt habe, um das Fräulein zu bitten, daß ſie ihr einen Beſuch abſtatten möchte; ſie ſei ſehr ſchwach und verlange ſehnlich das Fräulein zu ſehen. Emeline wurde blutroth und man konnte deutlich aus ihrer Miene abnehmen, daß ſie den Bedienten und die junge Frau Koſod viele Meilen entfernt wünſchte. Frau Rehlig ſah ihre Tochter an, welche ſtammelte: »Mama weiß ja wohl .... Ich glaube nicht .... es iſt ihr wohl« ...

»Ja wohl, mein Kind,« ſagte die Frau und gab darauf dem Bedienten einen Beſcheid, den Niemand weiter hören konnte. »Frau Koſod iſt eine Freundin meiner Tochter,« fuhr die Staatsräthin fort, ſich gegen Wilner wendend.

»Wenn ich dem Fräulein meine Begleitung anbieten darf,« ſagte Wilner, »wird es mir viel Ehre und Vergnügen machen. Ihre Freundin erwartet ſie.«

Das Fräulein erröthete wieder und zupfte an den Bändern ihrer Fanchonſchürze. Etwas mußte da im Wege ſein, was es auch immer war.

»Meine Tochter will nicht dahin,« ſagte Frau Rehlig. »Einige Tage ſpäter, kleine Emmili, denke ich, kannſt du ſie beſuchen.«

Aber durch dieſe Hindeutung, die Emeline noch ſtärker erröthen machte, wurde auch ihre Verlegenheit noch größer. Zum Glück kam der Staatsrath aus dem Clubb, und jetzt hatten die Fragen kein Ende: wer zur Tafel geweſen, wie die Prinzeſſinnen gekleidet, ob er von der Hofdame Fräulein *** einen Gruß mit nach Hauſe bringe, ob er mit der Königin geſprochen u. ſ. w. Der Staatsrath konnte befriedigend auf Alles antworten. Die kranke Freundin wurde gänzlich vergeſſen, und man machte ſich bereit, den Abend wie gewöhnlich zuzubringen, Fräulein Emeline ſollte Romanzen ſingen. Aber jetzt wurde man wieder von demſelben unglücklichen Bedienten unterbrochen, welcher meldete, daß das Mädchen der Frau Koſod wieder da ſei, um anzuzeigen, daß die Frau mit einer Tochter niedergekommen, und daß ſie ſchwer krank, die Kleine aber munter wäre. Der Doctor hätte geſagt, daß die Frau ſchwerlich mit dem Leben davon kommen würde.

Das Räthſel war nun auf einmal gelöſt; jetzt wußte man, warum Fräulein Emeline auf der Folter geweſen war. Wahrlich, ſie war faſt allzu weiblich. Die Staatsräthin fertigte den Bedienten mit dem Befehl ab, daß er am folgenden Morgen ſich bald nach dem Befinden der Frau und des Herrn erkundigen ſollte. Von der armen Kleinen wurde nicht geſprochen, um nicht die Schamhaftigkeit Emelinens zu verwunden.

»Ich will doch Frau Kofod in einigen Tagen beſuchen, dann werde ich ihr einen Gruß von meiner kleinen Emmili bringen,« ſagte die Staatsräthin.

Wenn die Freundin nur ſo lange lebt — dachte Wilner. Emeline verließ das Zimmer. »Meine Tochter hat ſo viel Gefühl,« ſagte Frau Rehlig, »Alles ergreift ſie ſo ſehr. Bald wäre ſie um den dummen Kerl ohnmächtig geworden, der ohne Rückſicht auf ihre Gegenwart ſeinen Beſcheid herplapperte.«

Wilner ſchwieg. Um doch von Etwas zu ſprechen, leitete er das Geſpräch auf Emelinens Freundinnen, und nannte endlich Fräulein Helmer.

»Das iſt keine Freundin meiner Tochter,« ſagte die Staatsräthin, »ſie kam eine Zeit lang her, es fand aber keine Harmonie zwiſchen ihnen Statt. Fräulein Helmer hat gar keine Tournüre, dagegen aber etwas Kindiſches, etwas Spieleriſches in ihrem Weſen. Meine Tochter, die einige Jahre älter, iſt an beſſere Geſellſchaft gewöhnt, deßhalb brach ſie dieſen Umgang ab.«

Wilner machte bei dieſer Erklärung ein langes Geſicht. Er hatte eine neue Bekanntſchaft gemacht, war in der Familie des Staatsraths ein häufiger Gaſt geworden, und jetzt wünſchte er, daß er nie einen Fuß in dieſes Haus geſetzt hätte. So viel erfuhr er doch durch ſeine Querfragen, daß Fräulein Helmer aufs Land gegangen und Gouvernante bei dem Kammerherrn Roſenhjelm ſei.

Der Kammerrath verließ Rehlig's Haus mit dem Vorſatze, es ſeltener zu betreten; denn die Staatsräthin hatte ihm deutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie in ſeinem Beſuche die Abſicht, eine nähere Verbindung mit dem Hauſe anzuknüpfen, fände. »Es iſt meine Pflicht, wegzubleiben,« dachte er, »ich will nicht Hoffnungen wecken, die ich nicht erfüllen kann. Um dieſem Vorhaben einen Anſtrich von Zufälligkeit zu geben, will ich eine Reiſe aufs Land machen. Ich kenne den Kammerherrn Roſenhjelm, ihn will ich dann zugleich beſuchen. Das Fräulein Emeline iſt doch erſtaunt verſchroben — aber ſo ſind ſie. Und dann ſollen ſie noch nicht lächerlich genannt werden!« —

Acht Tage nachher ſaß der Kammerherr in ſeinem Wagen und rollte aus dem Weſterthor heraus, um eine kleine Reiſe zu machen, ungeachtet ſchon Schnee gefallen war und es ziemlich ſtark fror. Kelberg hatte ihm die Ermahnung mitgegeben, daß er ſich vorſehen und nur mit ſcheelen Blicken die Jugend, die eine ſo magnetiſche Wirkung auf ſein Herz ausübe, betrachten ſolle. Seine letzten Worte waren: »Eine junge Frau taugt nicht für einen älteren Mann — es wäre denn, daß er das Glück hätte, das ich gehabt, denn ich habe die niedlichſte, die liebenswürdigſte Frau bekommen. Aber es iſt eine große

Lotterie. Man darf es eher wünſchen als hoffen. Ich bin glücklich verheirathet, ich kann davon ſprechen; meine Frau iſt« ....

Der Wagen war ſchon in Bewegung und führte Wilner mit Schnelligkeit ſeinem Schickſale entgegen. Der Poſtillon, der vielleicht unglücklich verheirathet war, wollte von einer Beſchreibung des ehelichen Glücks nichts hören.

Der Kammerherr Roſenhjelm war ein gebildeter Mann, ſeine Frau, einſt eine gefeierte Schönheit, und welche, nach dem, was man von ihr ſagte, ein ſehr weiches Herz beſaß, verband damit den Ton, den man nur bei Weltleuten findet, die in keinen beſchränkten Verhältniſſen leben. Die Töchter waren nur noch Kinder von zwölf und dreizehn Jahren, ein Paar Söhne in Kopenhagen in der Cadetten-Academie, der Aelteſte jedoch ſtudirte die Rechte n Kiel, um in der Nähe eines alten unverheiratheten Oheims, deſſen Erbe er werden ſollte, zu ſein. Er ſollte ugleich demſelben ein Bischen auf die Finger ſehen, damit der Alte nicht allzu Viel verſchwendete, der Wüſting,« ſagte Fräulein Roſenhjelm, die Schweſter des Kammerherrn, die wir näher zu beſchreiben nicht umhin önnen. Bei dieſen letzten Worten des guten Fräuleins war s, als hätte Jemand Wilnern mit einem Meſſer ins erz geſtochen — auch dieſer Oheim theilte ſein und aller nverheiratheter Oheime gemeinſchaftliches Schickſal. Die Thüre wurde geöffnet und Wilner drehte ſich um, um zu hen, ob die eintretende Perſon nicht Fräulein Helmer wäre, doch ſie war es nicht, es war der Bediente, der den Thee präſentirte.

Fräulein Roſenhjelm zählte fünf und dreißig Jahr. Sie war nie hübſch geweſen; und weder Brünette noch Blondine; ihr Teint war ziemlich grob, ihre robuſte Figur ähnelte mehr der eines Milchmädchens, als der eines adelichen Fräulein, der ganze Ausdruck ihrer Perſönlichkeit war hart und gebieteriſch, untermiſcht mit einer gewiſſen Freundlichkeit, die augenſcheinlich gefallen ſollte, ungeachtet ſie eher die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte. Das Fräulein hatte nicht viel Bildung; ſie war auf dem Lande erzogen, wo ſie ihre meiſte Zeit verlebt hatte. Ihre Mutter war früh geſtorben, ihr Vater hatte ſich noch früher dem Trunke ergeben, und überließ die Kinder ſich ſelbſt. Die zwei jüngeren Töchter wurden ſpäter verheirathet, Juliane hingegen, die Aelteſte von ihnen, bekam keinen Freier, obwohl ſie ſich ſtets einbildete, daß ſie bei den Herren viel Glück mache und dieſelben daher ziemlich derb behandelte. »Man muß wiſſen, die Männer in Reſpect zu halten,« ſagte ſie. Früher hatte ſie ihren Blick auf Hofjägermeiſter und Kammerjunker geworfen, nachher waren Amtsverwalter und Birkrichter der Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit. In einer jeden fremden unverheiratheten Mannsperſon ſah ſie einen Freier, und dieſe Vermuthung hegte ſie wahrſcheinlich jetzt auch von Kammerrath Wilner. Sie fand es aber nicht nothwendig, Härte gegen ihn anzuwenden, denn ſein ſanfter und freundlicher Charakter

ffenbarte ihr ſogleich, daß ſie keine »gewaltſame Leiden-
chaft zu befürchten habe.«

Das Regiment des Fräulein Juliane war ziemlich
neingeſchränkt, und ſie hatte allmählig eine Alleinherr-
haft uſurpirt, unter welcher das ganze Haus ſich beugen
ußte. Kammerherr Roſenhjelm hatte ſich einige Jahre
or dem Tode ſeines Vaters verheirathet, und folglich, als
ieſe Begebenheit eintrat, ein gut eingerichtetes Haus, das
ſeiner Schweſter, die leider nicht in einem Stift ein-
eſchrieben worden war, anbieten mußte. Die junge Frau
ar über dieſen Zuwachs der Familie nicht ſonderlich er-
uet, ſie konnte ihn aber nicht abwehren, und mußte da-
er gute Miene zum böſen Spiele machen und ſich ſtel-
n, als wenn ſie vollkommen damit zufrieden ſei. An-
ngs ging es auch vortrefflich. Man ſah bei dem groben
eſen Fräulein Juliane's ſchon deshalb durch die Finger,
eil ſie im Hauſe ſehr nützlich war, und das noch aus
m Grunde in Anſchlag gebracht werden mußte, da die
tellung des Kammerherrn ihm Oeconomie nothwendig
achte, und ſeine Frau, was die Führung des Haus-
eſens betraf, kein Genie war. Fräulein Juliane beſorgte
n Thee und Kaffee, und wenn die Zeit zum Einmachen
m, alles dahin Gehörige mit großer Fertigkeit, und als
e Kinder ſo groß waren, daß ſie anfangen ſollten, Et-
as zu lernen, lehrte ſie denſelben die Buchſtaben kennen,
d die wilden Knaben lernten in kurzer Zeit das ganze
lphabet, denn ſie fürchteten ſich vor Tante Juliane. Um

dieſe Zeit wurde die Familie von einem jungen Forſtjunker beſucht; er war ein Vetter des Kammerherrn und kürzlich erſt von einer Reiſe nach Paris und London zurückgekehrt. Vettern ſind ſtets gefährliche Subjecte, beſonders wenn ſie im Auslande geweſen, und ſo wurde auch dieſer Vetter der Ruhe der Kammerherrin gefährlich. Kaum hatte Fräulein Juliane bemerkt, daß der Forſtjunker es nicht auf ſie, ſondern auf die Frau des Hauſes bei ſeinem Courmachen abgeſehen habe, als ſie daraus Nutzen zu ziehen beſchloß. Sie ſuchte der Schwiegerin noch mehr die häuslichen Laſten abzunehmen, und vierzehn Tage nach der Ankunft des Vetters hatte Tante Juliane den ganzen Schlüſſelbund erobert, war uneingeſchränkte Beherrſcherin eines jeden Schloſſes im Hauſe und befeſtigte die Schlüſſel an einem großen Haken auf der einen Seite, zum Zeichen, daß ſie ihre Eroberung bis aufs Aeußerſte vertheidigen wollte.

Jetzt war das Fräulein die höchſte Autorität auf dem Hofe. Der Kammerherr, welcher den wohlthuenden Einfluß ihrer Sparſamkeit in ſeinen Ausgaben ſpürte, überſah ihren Mangel an Sanftmuth und gewöhnte ſich allmählig an ihre Herrſchaft. Als der Forſtjunker ein halbes Jahr nachher das Gut verließ, um in einem weit entlegenen Diſtricte angeſtellt zu werden, wünſchte die Kammerherrin wohl ihre häuslichen Beſchäftigungen wieder zu übernehmen; doch jetzt bemerkte ſie zu ſpät, daß ſie unter Vormundſchaft gerathen war und daß es einer

Revolution, die durchzuführen ſie weder Muth noch Kraft fühlte, bedürfe, um dieſes läſtige Joch abzuwerfen. Allmählig wurden beide Eheleute unmündig in ihrem eigenen Hauſe; Fräulein Juliane verbitterte ihnen das Leben, ſofern ſie ihrem despotiſchen Willen die mindeſte Hemmung in den Weg legten; ſie war unhöflich gegen die Gäſte, die ihr nicht gefielen; ſchalt die Kinder und die Dienſtboten, knauſerte mit Allem ſo, daß es faſt unanſtändig war, und ließ kein anderes Eſſen auf den Tiſch kommen, als was ihr gefiel. War Jemand, den ſie nicht leiden konnte, zu Tiſche geladen, ſo wurden nur wenige und ſchlecht zubereitete Gerichte aufgetragen, und wenn der Kammerherr ſeinen Tiſch anſtändig beſetzt haben wollte, mußte er dieſen oder jenen, der in der beſonderen Gunſt ſeiner Schweſter ſtand, einladen, er ſelbſt mochte nun den Menſchen leiden oder nicht. Dann mußte er aber noch nebenbei das lächerliche und zugleich ſein Gefühl verletzende Schauſpiel mit anſehen, wie ſie ihrem vermeintlichen Anbeter auf eine abſtoßende Weiſe den Hof machte. Je älter ſie wurde, deſto ſchärfer traten dieſe Gebrechen und Fehler hervor, ſo daß die Roſenhjelm'ſche Familie bei Wilners Ankunft ganz hervorſtechend zeigte, wie abhängig Viele von dem Willen eines Einzigen ſein können.

Der Kammerherr freuete ſich über Wilners Beſuch; er hatte ihn um die Zeit, als er in Kopenhagen ſeine Studien machte, kennen gelernt und ſie hatten dort ſehr nahen

Umgang mit einander gehabt. Seitdem hatten ſie ſich einander nicht wieder geſehen. »Sie bleiben doch einige Zeit hier,« ſagte er. »Wenigſtens auf acht Tage, wir haben all zu viel von alter Zeit her noch zu beſprechen. Nicht wahr, ſo viel Zeit wollen Sie doch wohl auf mich verwenden?«

Bei dieſen Worten warf der Kammerherr ſeiner Schweſter einen flüchtigen Blick zu, um ſich ihre Einwilligung zu erbitten.

»Ja, gewiß ſoll der Kammerrath bleiben,« ſagte Fräulein Juliane, und machte ihr Geſicht ſo freundlich als möglich. »Ich habe ſchon eine Stube wärmen und für Sie zurecht machen laſſen. Es iſt die grüne Stube zwiſchen meinem Zimmer und dem der Mamſell« — fügte ſie, den Kopf halb gegen ihren Bruder wendend, hinzu. »Es iſt mir hier ſo todt, ſeitdem die Mamſell nach Kopenhagen reiſte, und ſie kommt ja erſt in acht Tagen wieder. In der Zeit wollen wir wenigſtens den Kammerrath hier bei uns behalten.«

Die Mamſell war alſo in Kopenhagen! Man muß geſtehen, daß der Kammerrath das Glück bei ſich hatte.

In dieſen acht Tagen wurde Wilner ſo genau mit dem Charakter Fräulein Juliane's bekannt, daß er den größten Abſcheu vor ihr bekam; ja er wollte nicht einmal einräumen, daß ſie gute Eigenſchaften beſitze, an denen es ihr indeß keinesweges mangelte. »Das iſt ein Feuerbrand!« brach er einſt aus, als er von ſeinem Zimmer aus hörte, wie ſie über die jungen Fräuleins »Juſtiz übte« (ihre gewöhnliche Terminologie), weil dieſe es verſäumt hatten, hineinzukommen, der liebevollen Tante guten Morgen zu ſagen. »Das iſt ein Höllenbrand!« rief er den folgenden Tag, als ſie das Stubenmädchen ein »ſchlotteriges Vieh« ſchalt, und ihr den Dienſt aufkündigte, weil ſie ein Zimmer des fremden Herrn noch nicht rein gemacht hatte. »Das iſt ein wahrhaftes Exemplar von einer alten Ju[illegible]er — ein Auswurf!« ſagte er den Tag darauf, als bei ſeinem Eintritt in die Wohnſtube die älteſte Tochter mit verweinten Augen ihm begegnete, und er ſah, wie die Kammerherrin ihrer Tochter mit einem betrübten Blick folgte, als wenn ſie ihr in Gedanken abbitten wollte, daß ſie ihr den Schutz, den ein Kind von ſeiner Mutter erwarten kann, nicht verleihen könnte; während der Kammerherr, die Zeitungen leſend, ſich anſtellte, als ob er die hellklingende Stimme Tante Julianens, die draußen vom Corridor erſcholl, gar nicht hörte. Doch wurde über dieſes Verhältniß Nichts geſprochen, man ſchwieg und ein Jeder dachte das Seinige; der Kammerrath, wenn er in die Nähe Fräulein Julianens kam, lächelte ganz ſo, wie die Uebrigen.

Indeſſen konnte ſie auch billig ſein; denn von der Mamſell ſprach ſie mit der größten Ehrfurcht. »Das iſt ein vortreffliches Frauenzimmer,« ſagte ſie. »So ſanft, ſo gebildet, von ſo moraliſchem Charakter, und ganz ohne Prätenſionen. Sie dürfen, Herr Kammerrath, durchaus nicht reiſen, ehe Sie dieſelbe geſehen haben, ſie iſt mir das

Ideal eines jungen Mädchens, und es wird ſie gewiß betrüben, wenn ſie hört, daß hier ein ſo liebenswürdiger Bekannter meines Bruders geweſen, ohne daß ſie Ihre Bekanntſchaft hat machen können. Sie müſſen durchaus bleiben.«

Wie dieſes Lob Wilner freuete, kann ich nicht beſchreiben. Es befeſtigte noch mehr ſeine Liebe zu Fräulein Helmer. »Was muß das für ein Mädchen ſein!« dachte er, »deſſen nicht einmal dieſer Drache ohne Achtung erwähnen darf. Sie iſt die erſte Perſon, von der ich gehört, daß dieſe alte Schachtel vortheilhaft geſprochen.«

Die acht Tage waren endlich verſtrichen, und hätte Wilner das immerwährende tête à tête mit Tante Julianen noch acht Tage, ohne den Gegenſtand ſeiner Reiſe zu ſehen zu bekommen, aushalten müſſen, dann glauben wir gewiß, daß er das ganze Unternehmen aufgegeben und über Hals und Kopf davongeeilt wäre. Jetzt dagegen ſann er nach, wie er es einleiten ſollte, daß er nicht abgeneigt wäre, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, denn er mußte ja die genauere Bekanntſchaft Fräulein Helmers machen; das war ja der Grund ſeiner Reiſe.

Eines Nachmittags präſidirte Tante Juliane eben am Kaffeetiſche. Wilner ſtand neben ihr und rühmte ihre Häuslichkeit; es ſollte nur eine Einleitung ſein, um davon auf den angenehmen Aufenthalt in dem Hauſe ihres Bruders übergehen zu können. Er machte ihr ein Compliment wegen ihres vortrefflichen Kaffees, den er noch nirgends beſſer getrunken habe.

»Sie lieben ja ſtarken Kaffe, guter Wilner,« ſagte das Fräulein mit ihrem freundlichen ermunternden Lächeln.

»Gerade ſo, wie Sie ihn machen, mein Fräulein.«

»Fräulein Juliane blickte auf, darauf ſah ſie wieder nieder; und indem ſie noch zwei große Löffel voll Kaffee in die Kanne that, ſagte ſie mit einem Tone, wie wenn es eine unumwundene Erklärung wäre: »Ihre zukünftige Frau darf alſo nicht ohne Häuslichkeit ſein? — ohne dieſe giebt es auch kein Glück in der Ehe.«

Sie ſeufzte. Der Kammerrath wurde bange und er brach in ſeiner Angſt mit mehr Aufrichtigkeit, als er ſonſt in ſeine Stimme gelegt haben würde, in die Worte aus: »Ich heirathe nie, Fräulein.«

Es lag etwas ſo Entſchiedenes in dieſer Erklärung, daß ſie in demſelben Augenblick die Hoffnungen Tante Julianens gänzlich vernichtete. Schnell goß ſie drei Taſſen Waſſer über die theilweiſe verſchütteten Bohnen, ließ es durch die Kanne laufen, und ſchenkte dem Kammerrath eine Taſſe, ſo dünn, wie es ihr in der Eile nur möglich war, ein, indem ſie ſagte: »Das iſt wirklich ein großer Verluſt für das ſchöne Geſchlecht.«

In demſelben Augenblick rollte ein Wagen auf den Hofplatz. Eins der jungen Fräulein, das im Fenſter ſtand, rief: »Das iſt die Mamſell!« und lief hinaus, ſie zu empfangen. Der Kammerrath verſchlang mit einem

Zuge den glühend heißen, dünnen Kaffee, konnte ſich aber nicht umdrehen, denn er hatte faſt ſein Eingeweide verbrannt, und mußte ſich gegen die Wand kehren, um die durch dieſe Schmerzen auf dem Geſichte hervorgerufenen Grimaſſen zu verbergen. Er ſah die Mamſell nicht aus dem Wagen ſteigen und hatte es ſo eben erlangt, ſein Geſicht in die gewöhnlichen Falten zu legen, als die Thüre aufging, und das junge Fräulein mit der Mamſell eintrat.

Es war eine lange, dürre Dame, ohngefähr von gleichem Alter mit Fräulein Juliane, mit einem ſo häßlichen Aeußern, daß ſie, ohne daß man ihr Unrecht thäte, ſelbſt ungewöhnlich häßlich genannt werden konnte, und mit einem ſo entſchiedenen Ausdruck von Nichtsſagendheit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, und einfältiger Unterwürfigkeit, daß Wilner gleich begriff, warum ſie Fräulein Juliane gerühmt hatte. Die Mamſell begrüßte auch ſie zuerſt, ehe ſie der Frau und dem Herrn des Hauſes ihr Compliment machte.

»Das iſt Mamſell Adrian, die Gouvernante hier im Hauſe,« ſagte der Kammerherr, und richtete darauf einige verbindliche Worte an die Zurückgekehrte über ihren Aufenthalt in Kopenhagen.

Wilnern war zu Muthe, wie wenn er geträumt und plötzlich durch kaltes über den Kopf gegoſſenes Waſſer geweckt worden wäre. Um doch Etwas zu ſagen, bemerkte er: »Das iſt ſehr gut, daß Sie mir den Namen der Mamſell nannten, ſonſt hätte ich ſie wahrlich als Mamſell

Helmer angeredet. Ich weiß nicht, woher ich den Namen habe, es iſt mir aber doch, als ob ich ihn hier im Hauſe habe nennen hören, und jetzt fiel er mir plötzlich ein.«

Daran war aber kein wahres Wort. »Nun ja, das iſt wohl möglich,« ſagte der Kammerherr, »eine Mamſell Helmer iſt Gouvernante bei meinem Bruder, dem Kammerherrn Roſenhjelm auf Birkedal, unten bei X * *; die iſt es vielleicht, von der Sie uns haben ſprechen hören.«

»Ich will hoffen, daß dieſe acht Tage Ihnen eben ſo angenehm geweſen ſind, wie uns,« ſagte die Kammerherrin, ſich freundlich gegen Mamſell Adrian wendend.

»Ich meinestheils habe mich ſehr nach Ihnen, gute Adrian, geſehnt,« ſagte Fräulein Juliane. Das ſind mir acht langweilige Tage geweſen, Gott Lob, daß ſie verſtrichen ſind.«

Die gute Adrian, welche den ungnädigen dem Kammerrath zugeworfenen Blick, mit dem dieſe Replik begleitet war, nicht bemerkte, drückte die Hand des Fräuleins mit einer halb freundlichen, halb furchtſamen Ergebenheit. Der Kammerherr wollte das ſo eben Geſagte verbeſſern und verſetzte: »Ja gewiß haben wir Sie vermißt, aber wir haben einen Erſatz in dem Beſuche eines guten Freundes von mir gehabt, Kammerrath Wilner iſt ſo gut geweſen, ſich einige Tage bei uns aufzuhalten.«

Das geiſtloſe Lächeln der Mamſell verrieth deutlich, daß ihre Geſellſchaft kaum von der Art ſei, daß man ſie ſonderlich vermiſſe. Doch das Fräulein wollte ihre Ungnade zeigen und deßhalb ſagte ſie: »Ja, ich ſage nur, Gott Lob, daß dieſe acht Tage zu Ende ſind« — und nach dieſer unzweifelhaften Salve ſchwiegen ſie Alle, als wenn ſie alle weitere Vertheidigung aufgeben wollten. —

Den folgenden Tag ſaß der Kammerrath wieder im Wagen. Er ärgerte und ſchämte ſich zu gleicher Zeit über das Mißgeſchick, das ihn getroffen und ſein Bekanntwerden mit dem Gegenſtande ſeiner Neigung acht Tage aufgeſchoben habe, ohne daß er etwas Anderes profitirt, als »die vermaledeiteſte aller alten Jungfern — einen wahren Teufel — kennen zu lernen, die ſich ſo lächerlich machte, daß es einfältig wäre, ſich über ſie zu ärgern.« — Während er dieſe Betrachtungen anſtellte, fuhr er ſpornſtreichs nach ***, wo ein Bekannter von ihm Probſt war, denn an den jüngern Kammerherrn Roſenhjelm hatte er keine Adreſſe; aber Birkebal lag in der Nähe von ***, und dieſes Mal nahm er ſich vor, ſeine Maßregeln nach einem förmlichen Plane einzurichten. Deßhalb hielt er bei dem letzten Wirthshauſe an. Der Wirth erzählte ihm ein Langes und Breites von der Familie des Kammerherrn, die ſtets, wenn ſie nach Kopenhagen reiſte, bei ihm einkehrte, von dem hübſchen Fräulein Helmer, die bei den Kindern Gouvernante wäre, und von dem luſtigen Kammerdiener, dem ſpeciellen Freunde des Wirths, von dem er ſeine Nachrichten hatte.

»Sie ſind alſo in Kopenhagen,« ſagte Wilner hingeworfen.

»Nein, bewahre! ſie ſind neulich Alle zurückgekehrt, die Herrſchaft, die Gouvernante, die Kinder und Johann. Vielleicht will der Herr nach Birkedal?«

»Nein, ich fahre nach T**, den Probſt Holm zu beſuchen. Ich kenne den Kammerherrn nicht. Heißt ſein Gut Birkedal? Das wußte ich nicht.«

»Dann wird der Herr wohl den Kammerherrn und ſeine Familie zu ſehen bekommen,« fuhr der geſchwätzige Wirth fort. »Sie beſuchen faſt alle Wochen den Probſt, ſie haben vielen Umgang mit einander.«

»Dieſes Mal wird ſie mir alſo nicht entwiſchen,« ſagte Wilner bei ſich ſelbſt, als er in T** an der Thüre des Probſtes Holm aus dem Wagen ſtieg. —

Die Familie des Probſtes beſtand aus Mann, Frau und zwei Töchtern. Der Probſt ſelbſt war ein freundlicher Mann, gebildet und liberal in ſeinen theologiſchen Anſichten, die Probſtin eine ſtille, friedſelige Frau, die ihren Töchtern eine gute Erziehung gegeben hatte. Die älteſte Tochter, Ida, war zwanzig Jahre alt; ſie war keinesweges hübſch zu nennen, aber ein nettes Mädchen, mit angenehmem Weſen, doch ſo ſtill, wie ihre Mutter. Die jüngſte, Emilie, vierzehn Jahre alt, war ein kleines lebhaftes Mädchen; ſie hatte alle Anzeichen, ſehr hübſch zu werden, und ähnelte im Ganzen mehr dem Vater, hauptſächlich darin, daß ſie geradezu ihre Meinung äußerte, wenn man ſie danach fragte, und wohl auch zuweilen, wenn ſie nicht darum gefragt wurde. Die Familie des Probſtes hatte nur mit wenigen Leuten aus der Stadt Umgang, indeſſen fand ſich eine Mamſell, Namens Klemm, ſo oft bei ihnen ein, daß man ſie faſt zu der Familie mit rechnen könnte, und wir müſſen ſie daher ein wenig näher beſchreiben.

Mamſell Klemm war fünf und dreißig Jahre alt, ſah aber noch recht gut aus. Sie war klein von Wuchs, hatte ſehr kleine Hände und Füße, röthliches Haar und den dazu gehörenden hellen Teint, ohne die denſelben oft begleitenden Sommerſproſſen. Ihre Augen waren ſehr dunkel, faſt ſchwarz, und lebhaft; wenn ſie ſprach, beſonders wenn ſie Leute läſterte, ſtrahlten dieſelben von einem überirdiſchen, oder richtiger geſagt, unterirdiſchen Feuer. Sie war ſchnell in ihren Bewegungen wie in ihren Gedanken; und eben ſo wenig, wie man darauf Rechnung machen konnte, gegen ihren Beſuch geſichert zu ſein, weil ſie ſo eben in guter Ruhe am Tiſche einer andern Familie geſeſſen, eben ſo wenig konnte man den Sprüngen vertrauen, die ihre Gedanken machen würden; dabei war ſie unvergleichlich im Combiniren, feindlich gegen das ganze Menſchengeſchlecht geſinnt, und unter der Maske der Freundſchaft ſchadenfroh, denn ſie verſtand es, unter dem Scheine einer wahren Freundſchaft Leuten gerade dasjenige, was ſie am Ungernſten hörten, zu erzählen. Eine durchgeführte Illiberalität hatte ſtets den Hauptzug ihres Charakters ausgemacht, und dieſe ſie dazu getrieben, ſich in beſtändige Oppoſition gegen ihre Umgebung zu ſetzen. Selbſt mit ihrer Liebe hatte ſie ein dieſem Oppoſitionsgeiſte entſprechendes Experiment gemacht, und deshalb hatte Keiner ihrer Anbeter es ſo lange aushalten können, bis es zu einem entſcheidenden Schritte kam. Ihr erſter Anbeter war ein junger Theolog. Sie war zu der Zeit nicht älter als achtzehn Jahre, aber damals ging ihr das Militair über Alles, nur Schnurbärte und Uniformen, Kriegermuth und Heldenthaten gefielen ihr. Mamſell Klemm war damals nicht ſehr weit davon — frivol zu ſprechen — einen Gegenſatz zu dem jungen Manne, der ziemlich orthodox war, zu bilden. Es kam keine Partie zu Stande, und der Theolog machte einem Lieutenant Platz, der ſich berufen fühlte, das Ideal der Mamſell zu ſein. Sie war aber dadurch dem Ziele nicht näher gerückt; denn plötzlich wurden die Militairperſonen roh, unwiſſend, eitel, ſie waren lauter von Thyboes; dagegen waren jetzt Rechtgläubigkeit, Gottesfurcht, Demuth und alle die ſtillen bürgerlichen Tugenden die einzigen, mit denen man das Herz der Mamſell erobern konnte. Es wurde nichts aus einer Heirath mit dem Lieutenant; eben ſo ging es nachher immer mit den folgenden Anbetern, bis zuletzt gar Keiner ſich mehr einfand. Das Letzte ging ihr indeß ſehr zu Herzen, denn ſie haßte den Cölibat aufs Aeußerſte, und war vollkommen davon überzeugt, daß gerade ſie dazu geſchaffen ſei, einen Mann glücklich zu machen — wenn er nur wäre, wie ein Mann ſein ſoll.« — Jetzt war Mamſell Klemm, wie geſagt, fünf und dreißig Jahre alt; was ſie auf dem Altare der Liebe nicht hatte opfern können, das opferte ſie auf dem des Haſſes, denn auch dadurch wird das Herz in Bewegung geſetzt. Sie trug Neuigkeiten von Haus zu Haus, wußte ſie durch eine gehörige Portion perſönlicher Bosheit piquant zu machen — denn damit wird man ſtets gehört, wenn ſie vielleicht auch gemißbilligt wird — und da ſie ein entſchiedenes Talent hatte, alles Neue, beſonders alle neuen Scandale, aufzuſpüren, ſo war es bezeichnend, daß Kammerherr Roſenhjelm, in deſſen Haus ſie auch zuweilen kam, von ihr ſagte: »daß man, gerade ſo wie man in Kopenhagen auf die »Rackete« ohne und »mit Sterne« abonnirte, ſie zur Calumnie engagiren könnte.«

Grethe Klemm war mit der Frau des Probſtes weitläufig verwandt, und dieſe Familie daher die einzige, für welche ſie etwas Freundſchaft fühlte. Dieſe Vorliebe zeigte ſich jedoch auf die ſonderbarſte Art. Wilner machte ſchon den Tag nach ſeiner Ankunft ihre Bekanntſchaft. Sie trat in die Wohnſtube, während die Familie Vormittags noch am Kaffeetiſche ſaß, blieb bis Mittag, und ging Nachmittags wieder fort, um einige Viſiten zu machen, und ſich bei dem Zollverwalter zu erkundigen, ob es wahr ſei, daß ſein Aſſiſtent vom Kaufmann Lerſen Prügel bekommen habe, weil er dieſem Waaren confiscirt, und zwar zur Strafe dafür, daß der Kaufmann ſeine

Tochter, in die der Aſſiſtent verliebt war, zu ſeinem Bruder nach Roeskilde geſchickt hatte. Am Abend kam Mamſell Klemm wieder.

Sie trat mit folgenden Worten in die Stube: »Wiſſen Sie, was man von Ihnen in der Stadt ſagt, Frau Holm? Man ſagt, daß Sie Ihre Köchin aus dem Dienſt ſchicken, weil ſie ſich ...... Um Verzeihung, ich ſah nicht, daß hier Fremde ſind.«

»Das iſt der Herr Kammerrath Wilner von Kopenhagen — Mamſell Klemm,« ſagte die Probſtin, ſie einander vorſtellend.

»Wilner? Ein Bruder von dem Groſſirer Wilner, der voriges Jahr fallirte? Der das Unglück mit einem Wechſel hatte, wovon man ſo viel ſprach?«

»Nein, das war nicht mein Bruder,« antwortete verwundert der Kammerrath.

»Nicht? Wilner, Wilner. Ach, es war ein Wilner, deſſen Frau draußen im Thiergarten mit einem Marineofficier eine Geſchichte hatte. Sie wohnten dort im Sommer, ich glaube, in Ortrup.«

Die Probſtin und ihre beiden Töchter errötheten bis über die Ohren.

»Ich bin glücklicherweiſe unverheirathet,« ſagte Wilner mit einem Lächeln, um den Anderen aus ihrer Verlegenheit zu helfen.

»Das kann ich mir denken,« verſetzte Mamſell Klemm. »Es iſt bei Gott von dem Heirathen kein Heil zu er=

warten. Ich begreiſe nicht, wie Menſchen zum Heirathen Luſt haben können, wenn ſie es nicht thun müſſen. Lieber wollte ich von Thüre zu Thüre gehen und bei den Leuten mir was ſammeln.«

»Was ſagen Sie, Mamſell Klemm,« fragte die kleine Emilie. »Von Thüre zu Thüre gehen und Neuigkeiten ſammeln?«

»Naſeweis!« antwortete Mamſell Klemm. »Gib du Acht auf deine Lectionen. Man ſagt von dir in der Stadt, daß es ein Glück iſt, daß dein Vater ſelbſt dich confirmiren ſoll, denn ſollte ein andrer Prediger es thun, dann würdeſt du wohl zurückgewieſen werden. Weißt du das, mein Kind?«

Die arme Confirmandin wurde feuerroth, Thränen traten ihr in die Augen und ſie ſagte flüſternd: »Das iſt bei Gott nicht wahr. Nur ſie iſt es, ſie« — aber hier unterbrach die ältere Schweſter ſie durch ein Paar freundliche Worte, die ein Gegengift enthalten haben mögen, denn Emilie lächelte wieder und ſagte: »Um Verzeihung, Mamſell Klemm, ich hörte es nicht recht.«

»Eine ſchöne Geſchichte, die ich neulich von dem Schullehrer in Herſted hörte, werde ich doch nicht vergeſſen, dem Probſte zu erzählen,« fuhr Mamſell Klemm fort. »Das iſt mir ein ſchöner Vogel von einem Schullehrer, da wäre wohl am beſten, daß er je eher je lieber abgeſetzt würde.«

Mittags legte die Gegenwart des Probſtes ihr einigen

Zwang auf, als ſie aber gegen Abend zurückkehrte,
var der Vorrath von Neuigkeiten, den ſie mitbrachte, zu
groß, er brach alle Dämme und ſie ertranken beinahe alle
n dem Strome krähwinkeliger Scandale, den Mamſell
Klemm rechts und links ergoß. Die Familie hörte ſie an
nit einer Miene, die theils Intereſſe verrieth, theils aber
uch Furcht, ſie durch Zweifel zu erzürnen, zugleich auch
inige Indignation über ſo viele Verläumdungen. Wilner
rgerte ſich. Als ſie aber plötzlich fragte, ob Roſenhjelms
eulich dageweſen wären, und, auf die Antwort der Prob-
tin, daß ſie ſie nächſtens erwartete, ſagte: »Ich gehe
Norgen hinaus, ich werde einen Gruß von Ihnen be-
tellen,« wurde er plötzlich umgeſtimmt, zeigte ihr den
brigen Theil des Abends die größte Aufmerkſamkeit und
rzählte ihr alle Kopenhagener Neuigkeiten, die er nur
uffinden konnte; denn es war ihm von Wichtigkeit, einen
ngenehmen Eindruck auf ſie zu machen, da er in dem
Roſenhjelmiſchen Hauſe vortheilhaft genannt ſein wollte,
he er die perſönliche Bekanntſchaft der Familie und des
räuleins Helmer machte. Um dieſes Ziel deſto ſicherer
u erreichen, würzte er ſeine Berichte zuweilen mit etwas
Bosheit, ſo daß die Augen Grethe Klemms vor Freude
rahlten und ſie beim Abſchiede der Probſtin ſagte: »Das
t ein netter Mann, dieſer Kammerrath Wilner. Aber er
oll doch ſehen, daß hier auch Leute ſind, die Beſcheid
iſſen und mitſprechen können. Wenn ich nur wüßte, ob
mit der Frau Wilner aus dem Thiergarten verwandt.

wäre. Sie wiſſen es nicht? Vielleicht kann man etwas davon auf Birkedal erfahren.«

Mehrere Tage verſtrichen, die Roſenhjelm'ſche Familie kam nicht nach *** und das eine Pferd des Probſtes war lahm, ſo daß die Familie es bisher hatte aufſchieben müſſen, auszufahren, da außerdem die Wege des eingetretenen Thauwetters wegen faſt unfahrbar waren. Das Haus des Kammerherrn wurde öfters erwähnt, die Familie wurde gelobt und beſonders waren Alle darüber einig, daß Fräulein Helmer (Mamſell Helmer wurde ſie dort im Hauſe genannt) ein nettes und liebenswürdiges Mädchen ſei. Ida war vorzüglich unerſchöpflich in ihrem Lobe, es war ihre liebſte Freundin und »ein wahrer Engel von einem Mädchen.« Wilners Herz klopfte, dieſes Mal wußte er gewiß, daß die Nachrichten ihn nicht täuſchten, dies Mal war es die Rechte, von der geſprochen wurde.

»Sie müſſen die Bekanntſchaft dieſer Familie machen,« ſagte der Probſt, »beſonders da Sie den Bruder kennen und gerade von Roſendal kommen. Sobald mein Pferd curirt iſt, wollen wir einmal hinaus fahren.«

»Es iſt ſo krank,« ſagte Emilie, »und der Weg iſt ſo ſchlecht.«

»Und die kleine Emilie fürchtet, daß es zu lange aufgeſchoben wird,« ſagte der ſchlaue Kammerrath. »Ich bin Ihrer Geſinnung, Emilie, denn ich bin hier nicht zu Hauſe und meine Zeit iſt beſchränkt. Wir können vielleicht ein Paar Pferde zu Miethe bekommen?«

»Wir behalten Sie hier als Gefangenen, bis wir die Fahrt mit unſeren eigenen Pferden machen können,« ſagte die ökonomiſche Probſtin, »es iſt unſer Vortheil, wenn das Bein nicht ſogleich geheilt wird; und mit einem hinkenden Pferde können wir doch nicht fahren.«

Den folgenden Tag kam Mamſell Klemm wieder. »Es hatte doch ſeine Richtigkeit mit dem Kaufmann Larſen. Jetzt hat der Zollaſſiſtent eine Klage eingereicht und auf Schmerzengelder, wie man ſagt, angetragen. Man meint jetzt, daß der Vater nachgiebt, damit ein Vergleich zu Stande kommen kann, und daß er die Tochter von Roeskilde zurückkehren laſſen wird; aber das wird er doch wohl nicht thun, hoffe ich.«

»Wie befand man ſich auf Birkedal?« fragte Ida, die, wie die Uebrigen, gewohnt war, die Geſchichten Grethe Klemms zu hören, ohne darauf zu antworten. »Waren ſie Alle munter?«

»Das war doch ein infamer Weg,« brach Mamſell Klemm aus. »Ich machte den Kammerherrn auch darauf aufmerkſam, daß die Leute in der Stadt von ihm ſagten, er beſſere ſeinen Weg nicht aus, um von Beſuchen verſchont zu bleiben. Und ſtellen Sie ſich denn vor, was er mir lachend antwortete? »Daß die Leute in der Stadt darin Recht hätten, das ſei auch der eigentliche Grund. Das war gar nicht kammerherrlich geſprochen — wenn man einen ſo ſchändlich langen Weg gegangen iſt, blos um ſie zu beſuchen.«

Mamſell Klemm wollte von anderen Dingen ſprechen, aber Wilner verſtand es, ſie wieder nach Birkedal zurückzuführen. Grethe erſchöpfte ſich in Bemerkungen über das Eſſen, erzählte, wie ſie die Kammerherrin vor ihrem Stubenmädchen gewarnt, das, »nach dem, was ſie gehört,« mit einem Menſchen, der in Kopenhagen in Polizeiarreſt »geweſen ſein ſolle,« eine Liebſchaft habe, und entſchleierte, welchergeſtalt ſie in der menſchenfreundlichen Abſicht, recht viel Mißvergnügen und Mißtrauen unter die einzelnen Glieder der kammerherrlichen Familie zu ſtreuen, wirkſam geweſen ſei.

»Wie geht es Charlotte Helmer?« fragte Ida.

»Ja das mag Gott wiſſen,« antwortete Mamſell Klemm. »An dem Mädchen iſt wohl nicht viel, das habe ich immer geſagt.«

»An Charlotten?« rief Ida erſtaunt.

»Ach, du weißt wohl, wie Grethe iſt,« ſagte mit Indignation Emilie, um die Schweſter zu beruhigen. Glücklicherweiſe hörte Mamſell Klemm dieſe Worte nicht.

»Charlotte iſt wahrlich ein ganz vortreffliches Mädchen, das kann ich Ihnen verſichern,« ſagte die Probſtin. »Mamſell Klemm meint es auch nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſpricht. Aber Sie kennen ihre Manier nicht, ſich auszudrücken — es iſt nie ſo übel gemeint. Nicht wahr, Grethe?«

»Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Fräulein Helmer ein vortreffliches Mädchen iſt,« antwortete Wilner und fügte galant gegen Ida hinzu: »Sie iſt ja Ihre Freundin, wie könnte ſie denn anders ſein?«

»Ja, bei Gott, das iſt ſie,« ſagte Emilie, welche der Mamſell Klemm dieſen Angriff auf ihr Ideal weiblicher nmuth und Vollkommenheit noch nicht vergeben hatte.

»Nein das iſt ſie bei Gott nicht,« brach Grethe eif-ig aus. »Sie iſt gerade ſo wie die übrigen Mamſellen ieſer Art, aber nicht im Geringſten beſſer. Ich habe es chon lange gewußt. Ich habe es auch der Kammerherrin eſagt, das wird ſie nicht läugnen können. Ich ſagte leich: Nimm ſie nicht, denn es iſt nichts an ihr. Man at ſo viel von ihrem Treiben in Kopenhagen gehört, und mmer bekam ſie eine Maſſe Briefe und Niemand wußte, on wem. Ich ſagte auch, daß ſie auf dieſe Briefe auf-nerkſam ſein ſollten. Das iſt auch erſt vor Kurzem, daß ie Kammerherrin ihr geſagt hat, daß — daß ſie — ich rinnere mich jetzt nicht mehr, was es war, was die Kam-nerherrin ihr geſagt hat, ich hatte ihr es aber gerathen. Ind das iſt nicht mehr, als was ſie verdient hat, das veiß Gott. Und nun iſt ſie vorgeſtern nach Kopenhagen efahren, um, wie ich vermuthe, ſich eine andre Condi-ion zu ſuchen; aber davon bekam ich nichts zu wiſſen, enn der Kammerherr trat gerade ein, als ich mich zum Gehen bereit machte — er war wahrlich nicht einmal ſo rtig, mich zu Mittag einzuladen, das kann ich ihm nicht um Lobe nachſagen. Ja, das iſt eine herrliche Mamſell!«

Und bei dieſem langen Monolog glänzten Grethe

Klemms Augen von einem funkelnden Glanze und ihr feiner Teint färbte ſich mehr als gewöhnlich. Sie ſah in dieſem Augenblick wirklich begeiſtert und glücklich aus.

»Iſt Charlotte nach Kopenhagen gereiſt? Und kommt nicht wieder?« rief Ida erſchrocken aus.

Der Kammerrath war faſt ebenſo erſtaunt. »Es iſt wohl nicht ſo ſchlimm, wie Grethe glaubt,« ſagte die Pröbſtin. »Du weißt doch nicht recht, wie es zuſammenhängt, nicht wahr Grethe? Aber ich dächte, du hätteſt beſſer gethan, dich nicht darein zu miſchen,« fügte ſie hinzu.

»Wenn ich es nicht weiß, dann giebt es Niemanden, der es weiß. Aber das iſt einerlei, ich kann ſchweigen. Man ſagt nicht Alles, was man weiß. Ich habe aber ſehr weiſe gehandelt, mich darein zu miſchen, denn mit wahrer Freundſchaft konnte es nicht beſtehen, daß ich mit Gleichgültigkeit angeſehen hätte, daß ſie eine ſolche Nymphe in ihrem Hauſe haben. Sie ſollen wahrlich wiſſen, was es für Eine iſt, die heirathskranke Dirne; denn etwas Anderes iſt es doch nicht, was ihr im Kopfe ſteckt.«

Ida traten die Thränen in die Augen und ſie verließ die Stube. Emilie wandte ſich erbittert gegen Mamſell Klemm und rief: »Bah, ſie ſind eine al...« doch in demſelben Augenblick unterbrach ſie ſich ſelbſt mitten im Worte und folgte ihrer Schweſter, über und über roth, daß ſie ſich von ihrem Zorne hatte hinreißen laſſen, Grethe Klemm ihr Alter vorzuwerfen. Wilner, welcher auch von dieſer Scene mehr als genug bekommen hatte, ſtand auf und ging auf ſein Zimmer, die Probſtin blieb allein mit der giftigen Jungfer; vermuthlich ſtellte ſie ihr, doch ſo ſanft als möglich, vor, wie viel Schaden ſie anrichte, und wie unangenehm ſie ſich Anderen dadurch machte.

Den folgenden Tag hatte Wilner viele Mühe, von X** wegzukommen, ohne die Heilung des lahmen Pferdes abzuwarten. Eine Nachricht, die er in den Zeitungen geleſen, hatte ihn an ein Geſchäft, das er bisher vergeſſen, erinnert, und dieſes mußte die Schuld tragen, daß er ſich ſo eilig entfernte. Er verſprach aber, zum Sommer wieder zu kommen.

»Dafür werde ich mich wohl hüten,« ſagte er bei ſich ſelbſt, als er, im Wagen ſitzend, unverrichteter Sache wieder nach Kopenhagen rollte. »Dahin komme ich nicht wieder, bevor ich höre, daß der Teufel Mamſell Klemm geholt hat. Das war doch die ſchlimmſte von ihnen allen. Sie war mehr als lächerlich, obgleich ſie das auch war. Jetzt bin ich wie ein Narr im Lande herumgereiſt, und habe nothgedrungen mit allen Arten alter Jungfern Bekanntſchaft anknüpfen müſſen. Die erſte, in deren Nähe ich das nächſte Mal gerathen werde, ſoll bald meinen Rücken zu ſehen bekommen, das verſpreche ich, und das werde ich auch halten. Die Haare ſtehen mir zu Berge, ſobald ich an dieſe Mamſell Klemm denke. Aber über Fräulein Helmer habe ich jetzt keine Zweifel mehr — ſie ſoll mir nicht entgehen, das ſchwöre ich. Charlotte heißt ſie — das iſt ein ſchöner Name.« —

Und mit einem ſchönen Bilde in ſeinem Herzen und in ſeinen Gedanken rollte Kammerrath Wilner wieder durch das Weſterthor hinein. —

Es war Nacht, als Wilner in Kopenhagen ankam; als er durch die Friedericksbergſtraße fuhr, rief der Wächter Zwölf. Der Kutſcher hielt vor einem hell erleuchteten Hauſe an, aus welchem Tanzmuſik ertönte, und ſagte: »Der Herr Kammerrath erlaubt mir wohl, einen Augenblick ſtill zu halten, um ein Packet abzuliefern, das richtig zu beſorgen mir dringend aufgetragen iſt. Ich ſehe, daß man im Hauſe noch auf iſt, und es ſollte ſo bald als möglich beſorgt werden. Es iſt zu einem Geburtstag, von der Herrſchaft draußen auf Birkedal.«

Dieſe Worte berührten das Herz des Kammerraths. Auf dem Packet ſtand: Mademoiselle Mademoiselle Charlotte Helmer à Copenhague, ſo wie Straße und Nummer, von einer Frauenzimmerhand geſchrieben. So lieferte das Glück dem verliebten Kammerrath die Adreſſe ſeiner Geliebten gerade in die Hände, zum Erſatz für ſo viel Mißgeſchick, zur Belohnung für eine ſo treue Liebe. Während der Kutſcher klingelte und das Packet ins Haus brachte, erhob Wilner ſich im Wagen und ſah durch den nur halb zugezogenen Vorhang in die erleuchtete Etage zu ebener Erde, wo ein Ball gegeben wurde. Mehrere junge Damen und Herren ſchwebten ſchnell vorbei. Und jetzt —

bei Gott, es war Fräulein Helmer in einem hellblauen
de, mit einem Kranze von hellblauen Blumen auf
Kopfe. Sie ſtand einen Augenblick ſtill und ſprach
ihrem Cavalier, von dem Wilner nur den Arm ſehen
nte. Mein Gott, wie war ſie ſo ſchön! Welcher Aus-
k von Sanftmuth und Liebenswürdigkeit! Jetzt lächelte
Welch' anmuthiges Lächeln! Sie bog den Kopf und
lte mit einer Blume, die ſie aus ihrem Mieder nahm.
war ein Schwanenhals! Das dunkelbraune Haar fiel
r ihre Wangen herunter, die vor Geſundheit und Zu-
denheit glüheten. Wie iſt ſie doch ſo lieblich! Ach!
t wurde ſie von einem ſchnurrbärtigen Herrn zu einem
lzer engagirt, er umfaßte ſie und tanzte mit ihr rund,
und als er zum zweiten Male am Fenſter vorbei-
zte, berührte er die Gardine, ſo daß ſie ſich ſchloß und
lnern eines Anblicks beraubte, der ihn glücklich machte,
r auch ſeine Eiferſucht erregte.

Der Kutſcher kehrte zurück. Es hätte ſich Alles auf's
ſte gefügt, ſagte er, es ſei gerade der Geburtstag desjeni-
Fräuleins, an die das Packet adreſſirt wäre, das Mäd-
n hätte ihm verſprochen, es in ihr Zimmer zu legen,
daß ſie es bekäme, wenn der Ball vorbei wäre. Es
auch zugleich der Geburtstag der Frau des Hauſes.
, die Leute in Kopenhagen, ſie führen ein luſtiges
ben!« fügte er, wieder aufſteigend und die Zügel er-
ifend, hinzu.

Noch einen Blick — der Vorhang war und blieb zu;

darauf wurde mit der Peitſche geklatſcht — und jetzt rollte der Kammerrath weiter, während die Tanzmuſik in ſeinen Ohren ertönte, gleichſam als wollte ſie ihn wegen ſeines Alters verhöhnen. Bald darauf waren die letzten Töne verhallt, und jetzt hörte er nur das einförmige Rollen des Wagens auf der mit Schnee bedeckten Straße. Als Wilner aus dem Wagen ſtieg, ſagte er bei ſich ſelbſt: »Das Glück iſt mir günſtig geweſen. Das iſt ein gutes Omen. Friedericksbergſtraße Nummer **! Ich mag den Kutſcher nicht ausfragen, aber ich werde es ſchon zu wiſſen kriegen, bei wem ſie iſt.« Und als er einſchlummerte, war dieſes Datum — der Geburtstag Charlottens — ſein letzter Gedanke, und die dunkelbraune Locke auf der glühenden Wange das letzte Bild, das ihm in das Reich der Träume folgte.

Einige Tage ſpäter beſuchte der Capitain ſeinen Freund. Wilner hatte nicht daran gedacht, ihn von ſeiner Rückkunft zu benachrichtigen, er hatte nur an Charlotte gedacht, und war täglich zwei Male bei ihrem Fenſter vorbeigegangen. Das eine Mal war er ſo glücklich geweſen, ſie zu ſehen, ſie hatte zwar den Rücken gegen das Fenſter gekehrt, aber es war doch *ihr* Rücken, den er ſah. Wer iſt verliebt geweſen und weiß nicht, daß der kleinſte Zipfel vom Kleide der Geliebten, geſchweige denn ihr ganzer Rücken zu magnetiſiren im Stande ſei! —

»Nun, biſt du wieder gekommen?« fragte Kolberg. »Herver mit der Hand. Iſt ſie beringt oder nicht? —

Nicht! Das freuet mich meiner Seele, es war mir halb
bange um dich, alter Freund.«

»Ich habe nichts als alte Jungfern geſehen,« ſagte
Wilner lachend. »Jetzt kann ich darüber lachen, weil es
iberſtanden iſt, aber ich bin wirklich mit meiner Expedi-
ion merkwürdig unglücklich geweſen. Das Schickſal
hatte mich allen den verſchiedenen Arten alter Jungfern,
ie es nur giebt, entgegengeführt; du begreifſt nicht, was
h erlebt habe. Wahre Carricaturen, die eine lächerlicher
ls die andere; aber das iſt von dem Stande unzer-
rennlich.«

»Pappelapap!« ſagte der Capitain. »Du darfſt ja
och nur unter den älteren Mädchen deine Frau ſuchen,
venn du heirathen willſt.«

»Fräulein Helmer iſt hier in der Stadt,« ſagte Wil-
er, ohne auf die Bemerkung ſeines Freundes zu achten.

»Das iſt mir nichts Neues. Ich war letzten Diens-
g auf einem Balle, worauf ich ſie auch geſehen habe.«

»Wo? In der Friedericksbergſtraße Nummer **? Bei
Major Müllner? Zur Feier des Geburtstages ſeiner Frau
nd Charlotte Helmers? — Du Glücklicher!«

»Sapperment, du weißt gut Beſcheid!«

»Ich ſah ſie im Vorbeifahren, ſie ſtand gerade am
Fenſter — o, es iſt ein herrliches Mädchen! Und über-
ll, wo ich war, ſprach man nur vortheilhaft von ihr.«

»Noch immer dieſe unglückliche Leidenſchaft, mein

Freund? Hör' mal, ſchlag' dir ſie nur aus dem Kopfe, ſie taugt meiner Seele nicht für dich. Sie iſt viel zu jung.«

»Ich ſah ſie,« fuhr der Kammerrath fort. »Wie allerliebſt war ſie doch! Und eine ſolche Frau haben, ſie anbeten können, ſie auf den Händen tragen und ſie zu Hauſe ſehen, wo kein Anderer ſie ſehen kann. Kannſt du dir ein größeres Glück denken! — Du weißt es, Julius, du kannſt meine Begeiſterung fühlen, du haſt ſelbſt eine junge, ſchöne, liebenswürdige Frau, die dich von dem Balle nach Hauſe begleitet, auf welchem du ſie anmuthig, lächelnd, vergöttert, geſehen haſt — das Letzte iſt faſt das Schlimmſte, es iſt aber ſo natürlich, daß dasjenige, was wirklich göttlich iſt, auch vergöttert wird.«

»Hör' Carl,« ſagte der Capitain, »man ſoll ſich auf einem Balle nie verlieben, das taugt nichts. Ich kann davon ſprechen; zwar bin ich glücklich verheirathet, ich tauſche mit keinem Menſchen auf Erden. Meine Frau iſt die niedlichſte und liebenswürdigſte Frau, die ein Mann ſich nur wünſchen kann, ſie iſt ein wahrer Engel. Aber ſo ſieht es nicht überall aus. Auf einem Balle iſt Alles wunderſchön, das muß man geſtehen; es ſieht aber anders aus, wenn man nach Hauſe kommt. Dann iſt das Lächeln, das dem Geſichte ſo wohl ſtand und ſo unſchuldig und reizend ausſah, fort. Ich will dir erzählen, wie es zugeht. Wenn man nach Hauſe kommt, dann iſt die Schöne der Anſtrengung und der Triumphe müde, denn das Glück kann auch Seele und Körper ermatten; dann beeilt ſie ſich nur, zu Bett zu kommen — das Kleid fällt nach der einen Seite, die Blumen nach der andern, ſie haben nun keinen Geruch mehr und ſind voll Staub; die Schuhe drücken die müden Füße, deshalb zieht man ſie aus und geht in den Socken; die verlorenen Locken und die ganze Nackenflechte werden auf die Kommode gelegt und ſehen aus wie ein abgehauener Kopf — es iſt einerlei, daß der Mann dieſe ganze Maſchinerie mit anſieht, wenn nur kein Andrer ſie ſieht, denn vor ſeinem Manne hat man kein Geheimniß. Selbſt der Schnürleib, das Künſtlichſte und am meiſten Myſtiſche von dem Anzuge einer Dame, ſieht man über einen Stuhl hängen, und da hängt er noch den Tag darauf, wenn das ſchläfrige Stubenmädchen es vergeſſen hat, ihn wegzulegen. Der Schnürleib, du! der ein wahres Myſterium iſt! du ſollteſt einmal einen ſolchen Schnürleib ſehen, dann würdeſt du dich wundern. Und die ſteif gemachten Unterkleider und alle dieſe anmuthigen Wolken, worin wir die Göttin anbeten, ſie fallen von ihr ab — und dann ſteht ſie in der einen Ecke und gähnt, und der Mann in der andern. Ja gewiß, das iſt ein Contraſt, wenn auch nichts Schlimmeres! »Dein Kleid ſtand dir ſo hübſch heute Abend, mein Engel!« — »Scheint's dir!« antwortet ſie mit der größten Gleichgültigkeit. — »Aber dieſe Nachthaube kleidet dich gar nicht.« — »So!« — »Das iſt dieſelbe, die du geſtern und vorgeſtern anhatteſt — ſie iſt ſo zerknillt. Du ſollteſt doch lieber eine andere nehmen.« — »Ich habe nur zwölf Nachthauben; wollte ich jeden Abend eine andere nehmen, dann wäre ich bald fertig. Dann müßteſt du mir wahrlich ein Paar Dutzend geben.« — Und damit iſt die Unterredung vorbei. Nein, von einem Balle mit ſeiner Frau nach Hauſe kommen und der Mann ſein« —

»Der Capitain hielt inne und wurde nachdenkend. »Iſt es ſo ſchlimm?« fragte Wilner lächelnd.

»Eine Frau iſt ſtets alt und viel zu wenig oder gar nicht eitel, ihrem Manne gegenüber,« fuhr Kolberg in einem belehrenden Tone fort; »aber für den Andern — den Andern — iſt ſie jung und hübſch und für ihn putzt ſie ſich.«

»Für welchen Andern?« fragte Wilner theilnehmend.

»Den Andern, deren es immer genug giebt,« antwortete mit einem unterdrückten Seufzer der Capitain, »ich meine diejenigen, welche die gebornen Nebenbuhler aller Männer ſind — mit einem Worte dieſe Welt, die alle Frauen entweder zu Grunde richtet oder doch verläumdet, und gegen diejenigen, welche viel jünger als ihre Männer ſind, am ſchlimmſten iſt. Nein, dieſer Unterſchied im Alter taugt nicht. Suche dir eine Frau, die nicht allzu jung iſt, wenn du daran denkſt, in deinem Alter durch Heirath glücklich zu werden. Obwohl meine Frau eine Ausnahme davon bildet, kann ich doch ſehr gut davon ſprechen; ich bin glücklich verheirathet, aber mit wie Vielen iſt das der Fall? Glaube mir, ich weiß, wie es zugeht, ungeachtet meine Frau ihrem Manne gegenüber immer die niedlichſte und liebenswürdigſte Frau iſt, die ein Sterblicher ſich nur wünſchen mag. Sie iſt ein wahrer Engel.«

Der Capitain ſah trotz dieſer Lobrede auf ſeine häusliche Glückſeligkeit ein wenig verzagt aus. Wilner betrachtete ihn mit Theilnahme. Hier ſtand er wieder vor einer entſchwundenen Illuſion, das ſah er nur allzu wohl ein.

»Und glaubſt du, daß Charlotte Helmer auch ... dieſes Mädchen, das ſo liebenswürdig, ſo anmuthig, ſo freundlich und zart gegen Jedermann iſt. Sollte ſie es gegen ihren Mann weniger ſein? Nein, mein Freund, ich glaube ſteif und feſt ...«

»Und ich glaube, oder richtiger geſagt, ich weiß,« unterbrach ihn der Capitain, daß Charlotte Helmer letzten Dienstag an ihrem einundzwanzigſten Geburtstage mit Lieutenant Harboe, der bei meiner Compagnie ſteht, verlobt wurde, daß ich ihm geſtern Urlaub gegeben, von hier weg zu reiſen, und daß er heute Morgen früh ſeine Braut nach Birkedal begleitet hat, um ſich der Familie des Kammerherrn Roſenhjelm zu präſentiren und einige Gerüchte zu widerlegen, die ein Feind über Fräulein Helmer verbreitet hat. Sieh, das weiß ich; und da ich glaube, daß du ein Mann von Charakter biſt, ſo ſage ich dir es geradezu. Du kennſt nun meine Anſichten, ich wünſche dir daher Glück, daß du verhindert worden biſt, dich ſelbſt und ein Mädchen unglücklich zu machen, das vielleicht in paſſenden Verhältniſſen das Leben genießen kann, ohne mit den vielen Verſuchungen zu kämpfen, denen ſie an der Seite eines älteren Mannes ausgeſetzt ſein würde. Und damit du nicht glauben ſollſt, daß ich das Heirathen unter Kindern protegire, will ich dir auch ſagen, daß Lieutenant Harboe ein ſehr netter Mann von dreißig Jahren iſt, der nach Verlauf eines Jahres wird heirathen können.«

Der Capitain drückte ſeinem Freunde die Hand und verließ ihn mit einem ernſten Geſichte. Der Kammerrath blieb allein, und ſein Geſicht wurde ebenfalls ernſt. —

Ein ganzes Jahr war verſtrichen, und Carl Wilner hatte ſein einundfünfzigſtes Jahr erreicht. Ans Heirathen dachte er nicht mehr. Dieſes Jahr war für den Neffen ein gutes Jahr geweſen, er konnte ſo viel Geld bekommen, als er haben wollte, und er verlangte nicht wenig. Der Kammerrath hatte reſignirt und bezahlte meiſtens, ohne zu moraliſiren. Der Capitain beſuchte ihn oft, aber Wilner kam nicht mehr zu Kolbergs und ihm träumte nicht mehr des Nachts von der ſchönen jungen Frau Kolberg, die eine der diſtinguirteſten Damen auf den Bällen im Königs-Klubb war. Seine Wohnung hatte er aufgeſagt, denn ungeachtet der Capitain nie aufhörte, ſein gemüthliches Logis zu preiſen, und ungeachtet er hier ſeit einer Reihe von Jahren gewohnt hatte, ſo war er doch dieſer Einförmigkeit müde, beſtändig wie ein Mönch an derſelben Stelle zu wohnen. Mehr als Kammerrath war er auch nicht geworden, ungeachtet er dieſen Titel haßte. Staatsrath Rehlig war inzwiſchen bis zum Conferenzrath geſtiegen, und Fräulein Emeline beim Staatsminiſter *** eingeführt worden; ſie nahm zugleich mit ihrer Frau Mama Theil an deſſen Soireen und war noch ebenſo kindlich und ebenſo weiblich, wie früher. Fräulein Juliane Roſenhjelm war auf dem Punkte geweſen, das Haus ihres Bruders räumen zu müſſen, weil ſie es zu bunt gemacht und ſich mit dem Sohn aus Kiel entzweiet hatte, der, weil der Oheim ſo niederträchtig geweſen, ſich mit einer Wittwe ehelich zu verbinden, zurückgekehrt war. »Hätte er doch nur eine junge, ſchöne Frau genommen, dann hätte man doch hoffen können, Etwas von der Hausfreundſchaft zu profitiren,« aber die jetzige Tante Roſenhjelm war ein ziemlich altes Beſteck,« der man gar nicht, ohne den Anſtand zu verletzen, den Hof machen könnte. Indeſſen hielt Fräulein Juliane ſich doch; der Sturm vertheilte ſich, der Sohn mußte fort, weil die Eltern nicht Kraft hatten, den Forderungen Tante Julianens zu widerſtehen. Sie hatte ſich im Hauſe unentbehrlich gemacht, und deshalb glaubte ſie das Recht zu haben, ſie Alle zu quälen. Mamſell Grethe Klemm lebte noch in *** im beſten Wohlſein. Sie hatte ſich aber mit dem Kammerherrn Roſenhjelm auf Birkedal des Fräuleins Helmer wegen entzweiet und kam auch jetzt ſeltener zum Probſte Holm. Dagegen ging ſie faſt täglich zum Zollaſſiſtenten, der ſich mit der Tochter des Kaufmanns Larſen verheirathet hatte. Die jungen Leuten lebten nicht glücklich zuſammen, und man ſagte dort in der Stadt, daß Grethe Klemm die Schuld trüge, weil ſie »aus wahrer Freundſchaft« dem Einen Gerüchte von dem Andern hinterbrächte.

Um dieſe Zeit ſaß Kammerrath Wilner an einem Winterabend in ſeiner gewöhnlichen Stube, als an ſeine Thüre geklopft wurde.

»Herein,« rief er.

Ein altes Dienſtmädchen trat hinein und fragte: »Um Verzeihung, wohnt Kammerrath Wilner nicht hier?«

»Der bin ich.«

»Ach, ich ſollte den Herrn Kammerrath von meiner Herrſchaft grüßen und Sie dringend bitten, ihres letzten Willens wegen zu ihr zu kommen. Sie iſt ſo krank, ſie lebt kaum noch einige Tage.«

»Wer iſt denn deine Herrſchaft?«

»Ach, das habe ich ganz zu ſagen vergeſſen. Um Verzeihung. Ja, das iſt Frau Knudſen, ſie wohnt hier oben in der Straße. Ich ſollte den Herrn Kammerrath höflichſt bitten, hinzukommen.«

»Das muß doch wohl ein Irrthum ſein, ich kenne ja die Frau Knudſen nicht.«

»Nicht? Ja, das glaube ich wohl, denn die Frau kennt den Herrn Kammerrath auch nicht; aber ſie hat immer ſo viel Gutes von Ihnen gehört, und dann hat ſie Sie ſchon ſeit vielen Jahren vorbeigehen ſehen. Sie ſagte dann immer: »Da geht Kammerrath Wilner, das iſt ein Ehrenmann.« Aber jetzt iſt unſer Krater fort, der ſonſt unſere Geſchäfte zu beſorgen pflegte, und dann ſagte meine

Frau: »Stine,« ſagte ſie, »mein Krater iſt fort und ich glaube nicht, daß ich lange mehr leben werde, geh' hin zum Kammerrath Wilner, das iſt ein braver Mann, auf den man ſich verlaſſen kann, grüße ihn höflich von mir und bitte ihn, mein Krater zu ſein, ehe ich ſterbe.« Das ſagte die Frau, und dann lief ich ſo ſchnell, als meine Beine mich tragen wollten. Jetzt ſitzt unterdeſſen das Fräulein bei ihr, aber ich muß mich ſputen, daß ich bald wieder nach Hauſe komme, denn die Zwei werden es nicht lange mit einander aushalten.«

»Iſt es denn ein altes Mädchen, das Fräulein?« fragte Wilner ein wenig ſchnell und mit einem nicht zu bezwingenden Unwillen in ſeiner Stimme.

»Nein, Gott bewahre! Es iſt ein junges Blut,« ſagte das Dienſtmädchen. »Sie iſt jung und hübſch. Hm! Die Herren ſind doch immer ſo bange vor uns alten Mädchen, ich glaube, daß ſie lieber den lebendigen Teufel ſehen. Nein, das Fräulein iſt jung und hübſch, das wäre eine Schande, wenn ich anders ſagen wollte. Sie iſt wahrlich auch nicht der Grund der Uneinigkeit, denn ſie ſchweigt immer ſtill und geht lieber aus der Stube. Nein, das iſt meine Frau, die die ungereimteſte Perſon iſt, die man ſich nur denken kann.«

»Das iſt ſehr unangenehm, ſich in ſolche Verhältniſſe zu miſchen,« dachte Wilner bei ſich. »Nimm Platz und erzähle mir etwas von der Familie. Iſt dieſes Fräulein ihre Tochter?«

»Nein, das iſt ſie nicht. Sie hat, ſo viel ich weiß, nie Kinder gehabt. Sie war einmal ein junges, hübſches Mädchen und wurde mit einem alten Manne verheirathet, und dann ging es, wie der Herr Kammerrath ſich wohl denken kann, Sie ſind ja ſelbſt jung geweſen. Sie lebten nicht zum Beſten zuſammen und die Leute ſagten, daß der Alte einige Herren mit dem Stocke aus dem Hauſe geprügelt habe, denn es war ein grober alter Bär. Die Leute ſprechen zu viel, ſie haben immer vollauf zu thun, wo es eine junge Frau und einen alten Mann giebt. Nachher ſtarb er; er war aber doch eine ehrliche Haut und hinterließ ihr viel Geld, denn er war ſteinreich. Sie wollte ſich dann wieder verheirathen, aber die Heirath kam nicht zu Stande. Damals kam ich zu ihr in den Dienſt, es ſind jetzt dreißig Jahre her, wenn wir wieder Maitag haben; ſie war damals gerade acht Tage vorher ſechs und zwanzig Jahre geworden und der Mann war ſchon ein halbes Jahr todt, und er war ſieben und fünfzig, als er ſtarb; denken Sie ſich einmal, Herr Kammerrath.«

Wilner ſeufzte leiſe und verſetzte: »Und das Fräulein? Woher kam ſie denn? War ſie von der Familie des Mannes?«

»Nein, bewahre Gott! die haßte ſie zu ſehr des Mannes wegen. Nein, es iſt ihres eigenen Bruders Tochter, aber ſie iſt ſo feindlich gegen ſie geſinnt, als wenn ſie eine Fremde wäre. Ich glaube, daß ſie ſie ins Haus genommen, blos um einen Menſchen zu haben, den ſie quälen kann. Ja, ſie hat es ſchlimm, das können Sie glauben.«

»Warum bleibt ſie denn da?« fragte Wilner theilnehmend.

»Wo ſoll ein Mädchen, das kein Geld hat, hin? Der Vater hinterließ ihr Nichts, er war bei ſeinem Tode meiner Frau ſelbſt eilfhundert Thaler ſchuldig. Dann nahm die Frau ſie in ihr Haus auf, daß ſie es abarbeiten ſollte, was der Bruder geliehen, dann brauchte ſie auch keine Mamſell mehr zu halten. Und das Fräulein fand, daß ſie es ihrem Vater ſchuldig war, ſeine Schulden zu bezahlen, und wo ſollte ſie auch ſonſt hin? Sie hat darauf meine Frau in vielen Jahren treulich gepflegt, aber jetzt iſt es wohl aus. Und die Frau giebt ihr alle Tage zu hören, daß ſie die Summe nie erſetzt bekommen wird, und daß ſie noch nicht mehr als fünfhundert und fünfzig Thaler abgetragen hat, denn ſie bekommt jährlich fünfzig Thaler als Lohn; ja, das berechnet die Alte ihr, denn ſie giebt ihr keinen Schilling, ſondern Alles, was ſie zu eigenem Gebrauche bedarf, muß ſie ſich durch Stickerei verdienen, das arme Fräulein! Das iſt wahrlich ein ſaures Leben.«

»Noch Ein miſerables Daſein mehr!« ſagte Wilner halblaut.«

»Wie?«

»Ich ſage, daß ich gleich zu Frau Knudſen hinkommen werde.«

»Ja, aber Sie kommen wohl noch dieſen Abend. Darum hat meine Herrſchaft ſo viel gebeten, denn der Kammerrath ſollte ihr Krater ſein ſobald wie möglich.«

»Ich werde ſogleich kommen.«

Das Dienſtmädchen ging fort. Eine halbe Stunde danach ſtand er vor dem ihm bezeichneten Hauſe; es war alt und von düſterem Ausſehen. Er bemerkte Licht in zwei Fächern des angegebenen Stockwerkes, es verſchwand aber zuweilen, darauf wurde es ganz dunkel. Der Nachtwächter rief Zehn, als Wilner, die finſtere Treppe betretend, klingelte; Stine, die alte Dienſtmagd, machte, eine Kerze in der Hand, die Thüre auf.

Die Thüren mehrerer Stuben ſtanden offen; er fand ein alterthümliches Möblement, doch überall Spuren von Wohlhabenheit. Die Unordnung, welche ſonſt in den Häuſern, wo langwierige Krankheit geherrſcht, ſich findet, bemerkte man hier nicht im mindeſten, Alles ſtand an ſeinem rechten Platze und lieferte den beſten Beweis für den Häuslichkeitsſinn der alten Stine, des Fräuleins, oder vielleicht Beider. Durch eine halboffene Thüre verſchwand eine ſchwarz gekleidete Dame; in demſelben Augenblick rief eine ſchwache Stimme: »Schlage nicht ſo mit den Thüren! Wer geht da? Stine, ſage Johannen, daß ſie auf ihrem Zimmer bleiben kann, ich kann das Lärmen mit den Thüren nicht hören.«

»Das Fräulein ging ganz leiſe,« ſagte entſchuldigend die alte Stine. »Es iſt der Kammerrath, Kammerrath

Wilner, er kam ſo eben, Sie haben ja nach ihm geſchickt.«

»Laß ihn gleich hereinkommen. Ich habe lange genug gewartet,«. ſagte die Frau ſtöhnend.

»Ach, ſie iſt ganz unausſtehlich heute Abend,« ſagte Stine, den Kammerrath zu der Kranken führend.

Frau Knudſen lag, oder, richtiger, ſaß in einem großen Himmelbett, denn da der Athem ſie oft verließ, war ſie, mit Kiſſen umgeben, in einer ſitzenden Stellung aufgeſtapelt worden. Daß ſie ehemals eine hübſche Frau geweſen war, konnte man noch ſehen; allein der heftige, leidenſchaftliche Ausdruck vernichtete die Schönheit der Züge. Sie hatte die Schwindſucht und ſah den Tod vor Augen, welcher nicht lange mehr ausbleiben konnte. Auf dem Tiſche bei dem Bette ſtand ein Licht, und verſchiedene Papiere lagen neben einem Schreibzeug. »Hier iſt der Kammerrath,« ſagte Stine und zog für Wilner einen Lehnſtuhl hervor.

Die Kranke machte ihn in wenigen Worten mit ihren Umſtänden bekannt. Er ſollte nämlich ihr Teſtament aufſetzen. »Es iſt keine Zeit zu verlieren,« ſagte ſie, aber mit einer Stimme, die Angſt verrieth, nicht mit der ruhigen Reſignation, womit das Alter dem Tode entgegenſehen ſoll.

Stine blieb am Fuße des Bettes ſtehen. Wilner ſchrieb den gewöhnlichen Anfang aller Teſtamente. Alles war ſtill, man hörte nur den ſchweren, oft gehemmten

Athemzug der Kranken und das einförmige Kratzen der Feder auf dem Papiere. Endlich ſagte Wilner: »Und wie wollen Sie über Ihr Vermögen verfügen?«

»Ich beſitze vierzigtauſend Thaler,« ſagte die Kranke.

»Ei, du lieber Gott!« rief Stine, »die gnädige Frau iſt doch viel reicher, als ich mir gedacht. Vierzigtauſend Reichsthaler!«

»Davon vermache ich zehntauſend Reichsthaler der Petrikirche, dort liegt mein Mann begraben.«

»Aber haben Sie keinen leiblichen Erben?« fragte Wilner, die Feder von ſich legend.

»Nein,« antwortete ſie hart. »Denn dort liegt mein ſeliger Mann begraben,« fuhr ſie in demſelben entſchiedenen Tone fort.

»Dann vermache ich der katholiſchen Gemeinde, der ich angehöre, zehn tauſend Reichsthaler; es ſoll dafür alle Vierteljahr für meine arme Seele eine Meſſe geleſen werden.«

Stine faltete die Hände und ſagte: »Ich habe nie geglaubt, daß die Frau ſo viel auf ihren ſeligen Mann hielt, oder daß ſie ſo andächtig wäre. Wie man ſeine Mitmenſchen doch unrecht beurtheilen kann.«

»Dann vermache ich der« — ſie nannte eine bekannte Stiftung — »fünftauſend Reichsthaler.«

»Ich glaube, Sie darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß dieſe Stiftung keiner Unterſtützung bedürftig iſt, daß ſie ſchlecht adminiſtrirt wird und ſchon ſeit vielen, vielen Jahren ſchlecht adminiſtrirt worden iſt,« ſagte Wilner.

»Das geht Niemanden etwas an,« ſagte Frau Knudſen mit Anſtrengung. »Ich kann mit meinem Gelde thun, was ich will. Mein ſeliger Mann iſt ſelbſt viele Jahre Director der Stiftung geweſen. Es iſt nicht mehr als meine Pflicht, ſie zu bedenken.«

Wilner ſchrieb auch dieſe Beſtimmung tief ſeufzend nieder.

»Dann vermache ich fernere zehntauſend Reichsthaler zur gleichen Theilung meines Mannes Bruderkindern und — und — zur gleichen Theilung — haben ſie das Erſte: meines Mannes Bruderkindern?«

Wilner bejahete es. Die Kranke erhob ſich heftig im Bette und ſah um ſich. »Ich kann mit meinem Gelde thun, was ich will,« ſagte ſie, gleichſam als wollte ſie ſich ſelbſt Muth einflößen. »Ich bin ihm es ſchuldig. Für meinen Mann habe ich genug gethan; er hat mich doch nur unglücklich gemacht. Ja, zur gleichen Theilung, zwiſchen den Bruderkindern meines Mannes und dem einzigen Sohne Capitain Chriſtenſens, Ludwig, der nach mir genannt iſt. — So, — iſt es jetzt geſchrieben?«

Sie ſank ermattet in die Kiſſen zurück. »Ich habe es geſchrieben,« antwortete Wilner.

»Die übrigen fünf tauſend Reichsthaler meiner alten Dienſtmagd, Stine Halkjär,« ſagte die Frau mit einer gleichgültigen Stimme. »Sie ſoll mich in ihren Gebeten nicht vergeſſen,« fügte ſie hinzu.

Stine küßte ihrer Frau die Hand und zerfloß in Thränen und Dankgefühl.

»Und Ihre Bruderstochter?« fragte Wilner.

»Bekommt die Obligation ihres Vaters ausgeliefert. Das ſind reine fünfhundert und fünfzig Reichsthaler, die ihr Vater, der Betrüger, mir abgelockt hat. Meine Mobilien ſollen zwiſchen meinem Kurator und meiner verſtorbenen Schweſter Tochter nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft getheilt werden.«

»Wenn aber ...«

»Es wird nichts anders.« Dieſe Worte waren die letzten, welche ſie mit Feſtigkeit ausſprach: »Machen Sie Alles fertig und verſiegeln es. — Rufe Johanne, befahl ſie der Dienſtmagd, ſie ſoll dort hinter der Gardine bleiben, ich will ſie nicht vor meinen Augen ſehen. — Ehrlich iſt ſie, darauf kann man ſich verlaſſen.«

Die alte Stine ging und kehrte bald darauf mit dem Fräulein zurück, das im Dunkeln hinter der Gardine, der Tante und Wilnern verborgen, ſtehen blieb. »Wie ſteht es mit der Tante?« fragte eine ſanfte Stimme.

»Schlecht! Sehr ſchlecht!« antwortete die Tante, aber ſie hatte nicht Kraft, ſo hart zu antworten, wie ihr unfreundlicher Sinn es ihr eingab. »Bleibe da! Nimm dieſes, und wenn ich geſtorben bin, dann bring' es zu meinem Kurator, Juſtizrath Müller, liefere es aber blos in ſeine Hände ab, es iſt mein Teſtament. Du bekommſt keinen Schilling — das iſt deines Vaters wegen. Ich erlaſſe dir aber den übrigen Theil der Schuld — das iſt deinetwegen.« Geh' jetzt aus meinen Augen.«

Dieſer harte Befehl wurde, wie das Uebrige, in abgebrochenen Sätzen geſprochen. Das Fräulein ſtreckte die Hand durch die Gardine und nahm das Teſtament, das Wilner ihr reichte. Darauf ſagte ſie: »Liebe Tante, erlaube mir ...«

»Nein, geh'!«

»Seien Sie in Ihrer letzten Stunde ohne Zorn gegen mich — ich habe Ihnen mit gutem Willen gedient.«

»Nein — ſchweig' — und geh'!«

Das Fräulein verſchwand. Stine holte eine goldene Uhr, die ihre Frau Wilnern für ſeine Mühe beſtimmt hatte, und gab ſie ihm. Die Kranke nickte und reichte ihm die Hand. Sie war kalt und ſtarr, der Tod hatte ſie ſchon ergriffen.

»Bedenken Sie doch, gnädige Frau — Ihre arme Bruderstochter« — ſagte Wilner, der dieſes reichliche Geſchenk in dieſem Augenblicke ablehnen wollte, wo ſie gegen die Verlaſſene ſo karg war.

»Nein, nein!« ſagte die Sterbende und wandte ſich um. »Nehmen Sie ſie — ſie ſoll nichts haben — gar Nichts!«

»Aber das Fräulein will nur Abſchied von Ihnen nehmen,« ſagte die mitleidige Stine. »Das Fräulein, das Ihnen ſo gut geweſen — das Sie ſo ſorgſam gepflegt — die ſo geduldig geweſen — die« —

Aber die Kranke erhob ſich noch ein Mal im Bette und ſagte faſt flüſternd: »Nein! — ihr Vater hat mich unglücklich gemacht — er überredete mich, den reichen alten Mann zu nehmen — Nein! ich will ſie nicht ſehen! — er hat mich unglücklich gemacht — aber ich habe den Alten hintergangen.« — Und mit Haß in ihrem Herzen und einer Phantaſie, welche ſie an die Verirrungen einer unglücklichen Ehe erinnerte, ging ſie in ein anderes Leben über. —

Wilner wollte jetzt gehen, doch Stine bat ihn, gefälligſt zu bleiben, bis ſie nach Einem ihrer Verwandten geſchickt hätten, denn »es beunruhigte ſie, mit der Verſtorbenen allein zu ſein, da ſie in ihrer Todesſtunde ſo gottlos geweſen wäre.« Darauf ging Stine hinein zu dem Fräulein.

Der gutmüthige Kammerrath konnte es nicht über's Herz bringen, den zwei verlaſſenen Frauenzimmern dieſe Bitte abzuſchlagen; er ging daher nach der Wohnſtube und ſetzte ſich aufs Sopha, in der Hoffnung, daß der erwähnte Verwandte bald kommen würde, denn es war bereits zwölf Uhr.

Die Thüre zur Schlafkammer ſtand inzwiſchen offen. Drinnen öffnete ſich eine Thüre und man hörte Stine'n ſagen: »Kommen Sie nur herein, Fräulein, jetzt iſt ſie todt.«

Die zwei Frauenzimmer traten nun in die Schlafſtube und Stine ſagte: »Jetzt hat ſie Frieden. Ja, den hatte ſie wahrlich nöthig.«

»Leb' wohl,« ſagte das Fräulein. »Du haſt mich im Leben unterhalten, und jetzt wirſt du mir vergeben haben, denn dort, wo du jetzt wohnſt, giebt es keinen Haß.«

»Wie konnte doch ſo viel Bitterkeit in die Seele eines Menſchen kommen!« ſagte Stine.

»Ach, Stine, eine unglückliche Ehe muß doch das größte Unglück ſein, das es geben kann, ſie macht ein jedes Gefühl erlöſchen.«

»Glaubt das Fräulein, daß ſie dadurch ſo unverſöhnlich werden konnte, weil ſie unglücklich verheirathet war?«

»Ich würde Gott bitten, mich vor einer unglücklichen Heirath zu bewahren. Aber das iſt jetzt überflüſſig, Stine, in meinem Alter daran zu denken.«

»Gott, das Fräulein iſt doch noch jung, was ſoll ich denn ſagen?«

»Wir ſind Beide zwei alte Jungfern, Stine.«

»Aber was will das Fräulein jetzt anfangen?«

»Ich will mein Brod verdienen — das habe ich ja auch ſchon bei meiner Tante gethan. Derjenige, welcher arbeiten kann, hungert nicht, und Gott hat mir eine gute Geſundheit und viel Geduld geſchenkt.«

»Ja, der iſt glücklich, welcher das Fräulein bekommt, eine ſolche ehrliche, treue, geduldige und ergebene Seele! Die ſelig Verſtorbene hätte Sie auch wohl mit Etwas bedenken können; mich hat ſie ſo reichlich bedacht.«

Das Fräulein ſchwieg und weinte leiſe. Ungeachtet ſie eilf Jahre in einer harten Sclaverei zugebracht hatte, vergoß ſie doch Thränen bei dem Tode ihrer Tyrannin. So weich iſt das menſchliche Herz! Ein wahres Gewohnheitsthier iſt der Menſch! — Welcher Satz iſt der richtigſte?

»Es iſt am beſten, wir bleiben zuſammen,« ſagte Stine nach einer Pauſe. »Ich habe ja genug für uns Beide, und ich will gern ferner dem Fräulein dienen, wenn Sie mich haben wollen.«

»Ehrliche, treue Seele!« ſagte das Fräulein bewegt, indem ſie der alten Stine um den Hals fiel und ſie herzlich küßte. — Wo vor wenigen Augenblicken noch Haß und Verirrung geherrſcht hatte, herrſchte jetzt lauter Liebe, ſelbſt die Züge der Verſtorbenen waren ruhig und ernſt geworden, das Entſtellte war allmählig verſchwunden, es hatte in dieſer Stube keine Heimath mehr.

»Ach Gott, Fräulein, bringen Sie mich nicht zum Weinen,« ſagte Stine in freudiger Entzückung. »Herr Kammerrath! Sie küßt mich wahrlich, Herr Kammerrath!«

Das Fräulein fuhr zuſammen, ſie hatte die Anweſenheit des Fremden vergeſſen. Wilner erhob ſich und trat langſam in die Thüre des Zimmers der Verſtorbenen, und jetzt ſtand er vor der alten Stine und — Fräulein Manſel. Funfzehn Jahre waren verſtrichen, ſeitdem er ſie nicht geſehen, damals war er ſechs und dreißig Jahre alt und ſie zwanzig. Jetzt begegneten ſie ſich wieder — an einem Todtenbette.

Da der Leſer Fräulein Manſel in dieſen traurigen Umgebungen gehört und geſehen, ſo wird es nicht überflüſſig ſein, eine kleine Charakterſchilderung von ihr zu entwerfen.

Johanne Manſel war fünf und dreißig Jahre alt. Sie war groß und gut gewachſen, ſtark brunett mit dunkelbraunen Augen, die vormals jugendlich und lebhaft geglänzt, jetzt aber allmählig einen Ausdruck von Frömmigkeit erhalten hatten, denn Frömmigkeit charakteriſirte ihr ganzes Daſein. Als junges Mädchen von zwanzig Jahren war ſie gegen Wilners Aufmerkſamkeit keineswegs gleichgültig geweſen, ſie hatte ihn aber nie ſichtlich ausgezeichnet; und die Furcht, ihn in ihrem Herzen leſen zu laſſen, hatte ſie vielleicht dazu gebracht, Anderen größere Aufmerkſamkeit, als mit ihrem innern Gefühle eigentlich übereinſtimmte, zu ſchenken. Der Bankerott ihres Vaters und viele dadurch veranlaßte Unfälle hatten mächtig auf ihre Seele gewirkt. Sie war damals das älteſte von vier Geſchwiſtern, welche ſie alle allmählig wegſterben ſah. Ihr ganzes Herz war an ihre Familie gefeſſelt, ſie lebte nur für ſie, um ſie zu pflegen, ſie zu erfreuen, und doch ſollte ſie dieſelben Alle verlieren. Ihr eingezogenes Leben und der Mangel an Vermögen machten ſie, wie ſo viele Andere, zu einer alten Jungfer; aber ſie fühlte das Drückende nicht in dieſer Stellung, denn ihr Glück war nicht von dieſer Welt. Jetzt ſtarb ihr Vater, und ſie kam in das Haus der Tante, in Verhältniſſe, die uns ſchon bekannt ſind. Johanne war eine der ſeltenen alten

Jungfern, die ihr Intereſſe für ſich ſelbſt auf Andere übertragen, die Nichts für ſich ſelbſt verlangen, und nur Anderen ſich aufzuopfern wünſchen. Das Einzige, was ſie ſchmerzt, iſt Undankbarkeit; aber ſelbſt dieſe wiſſen ſie zu vergeben, und es iſt ihre Freude, feuerige Kohlen auf das Haupt des Beleidigers zu ſammeln, nicht um ihn zu betrüben, blos ihn zu überzeugen, daß ſie unverändert ihm ihre Ergebenheit zollen. Dieſe Mädchen gehen unbemerkt durch die Welt, ſie werden nicht verläumdet, denn Tugend, auf Selbſtverläugnung geſtützt, flößt ſtets Achtung ein; wenn ſie ſterben, wird wohl ſelten Jemand ihnen einen Denkſtein ſetzen, aber hier und dort immer für ſie eine aufrichtige Thräne fließen, denn uneigennützige Liebe wird ſtets geliebt — wenn nicht von Allen, ſo doch wenigſtens von den Armen. — Dieſer Klaſſe gehörte Fräulein Manſel an. —

Doch die Vorſehung hatte es nicht beſchloſſen, daß ſie den übrigen Theil ihres Lebens ſo verlaſſen zubringen, und ſo unbemerkt, wie ihre Mitſchweſtern, aus der Welt gehen ſollte. Warum ſoll ich weitläufig ſein, da ich ſchon ſo lange die Geduld meiner Leſer ermüdet habe. Zwei Monate darauf hielt Kammerrath Wilner um ſie an, und ſie reichte ihm ihre Hand — er hatte ſchon lange ihr Herz gehabt. Die alte Stine nahmen ſie in ihr Haus, ſie diente ihnen noch viele Jahre.

Als Capitain Kolberg die Neuverheiratheten am Tage nach ihrer ſtillen Hochzeit beſuchte, flüſterte er Wilnern zu:

»Geſtern« machten auch Charlotte Helmer und Lieutenant Harboe Hochzeit, das trifft ja recht merkwürdig zuſammen. Nein, dieſe iſt beſſer aſſortirt, wie man ſagt. Ein älterer Mann ſoll ſich mit keinem jungen Mädchen verheirathen, es taugt meiner Seele nicht. Keines von ihnen wird glücklich dabei. Und die alten Jungfern ...«

»Sind nur lächerlich, wenn ſie ſich ſelbſt lächerlich machen, darin haſt du Recht,« unterbrach Wilner ihn; »in ihrer Stellung liegt nichts Lächerliches, wenn ſie es nicht ſelbſt hineinlegen.«

»Ja, nicht wahr,« ſagte der Capitain. »Du haſt eine nette Frau bekommen? Ich habe es ja immer geſagt. Das hätteſt du aber ſchon vor funfzehn Jahren thun können, denn mein Schwager, der dich damals verſcheuchte, hatte wahrlich nichts im Sinne mit ſeinem Courmachen. Nun denn, deine und deiner Frau Geſundheit, mein Freund! Möchtet ihr nur recht glücklich werden!«

»Und Charlotte Helmer und ihres Mannes Geſundheit!« ſagte Wilner, »möchten ſie eben ſo glücklich werden, wie ich überzeugt bin, es mit meiner Frau zu ſein!«

»O, eine glückliche Ehe iſt ein großes Glück,« ſagte der Capitain und hob begeiſtert ſein Glas. »Ich kann davon ſprechen, denn ich bin glücklich verheirathet. Ich tauſche mit keinem Menſchen auf Erden. Meine Frau iſt die niedlichſte und liebenswürdigſte Frau, die ein Mann haben kann; ſie iſt ein wahrer Engel!«

»Ja gewiß, mein Freund,« ſagte Wilner und betrachtete mit theilnehmendem Lächeln ſeinen glücklichen Freund. »Es giebt zwar Ausnahmen, wie man ſieht, aber in der Regel gilt doch, was in dem alten Sprüchworte ſteht: »Gleich und Gleich geſellt ſich gern!«

Und die beiden Freunde, die beiden Ehemänner, ſtießen an und tranken die Geſundheit ihrer Frauen in Madera.

Carl Bernhard's

Geſammelte Werke.

Vierter Band.

Novellen.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Vierter Band.

Novellen.

Vierter Band.

* * *

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Vierter Band.

Die Declaration. Schoossſünden.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Die Deklaration.

Es war im Winter 1826, als Otto Friſch ſtarb. Jeder, der ihn gekannt hatte, beklagte des liebenswürdigen Mannes allzu frühen Hingang; er ſtarb nämlich, nachdem er kurz zuvor ſein ſiebenundzwanzigſtes Jahr vollendet hatte. Und doch konnte man einen ſolchen Todesfall wohl eher beneiden, als beklagen. Der weiſe Solon hat geſagt, daß Niemand glücklich iſt, als bis er im Grabe ruht; und wie oft haben wir die Warnung gehört: „Höre auf zu ſpielen, während das Spiel gut ſteht!" Vielleicht kann man mit demſelben Recht ſagen: „Höre auf zu leben, während das Glück dich begleitet!" — Er ſtarb in einer glücklichen und unabhängigen Lage, von Jedermann geachtet, der in einem näheren Verhältniß zu ihm ſtand, und beweint von einem Mädchen, deſſen Wonne und Stolz er war. Er war zwei Jahre verlobt geweſen mit Julie Selſtröm, einer Tochter des alten Commandeurs Selſtröm. Die Zeit, welche zu ihrer feierlichen Verbindung beſtimmt war, näherte ſich mit ſtarken Schritten, als er plötzlich in ein heftiges Typhusfieber verfiel. Der Tag kam — aber er fand ſie bleich und trauernd an ſeinem friſchen Grabe.

Es war eine von den ſtillen Winternächten, welche von Reif und ſternenklarem Himmel erhellt werden, und wo man des Wanderers Schritt auf der gefrorenen Erde viel eher hört, als ihn das Auge erblickt. Es war ſchon zu der Zeit, wo ganz Kopenhagen in den mütterlichen Armen des Schlummers ruht; überall ſah man unerleuchtete Fenſter und niedergerollte Gardinen, nur hier und da entdeckte man ein einzelnes Licht, wo ein oder der andre Nachtrabe ein Einſiedlerleben mitten in der ſchlummernden Nacht zubrachte. Wer durch die Mauern hindurch dieſe nächtlichen Malereien hätte beſchauen können, würde gewiß mehr Abwechſelung erblickt haben, als er erwartete; wo er einen jungen Philoſophen bei der Studirlampe zu finden dachte, würde er durch den Tabaksnebel eine muntere L'hombrepartie erblicken, und wo er träumte von einem lebensfrohen Mädchen, das eifrig an dem Kleide arbeitet, worin ſie auf dem nächſten Balle zu bezaubern denkt, wird er vielleicht ein betrübtes Krankenlager entdecken. Doch bisweilen ſpricht ſich das ſo deutlich aus, daß man nicht irren kann.

So ſah man in dem Zimmer eines netten kleinen Hauſes drei erleuchtete Fenſter, von welchen, in zwei Fächern, die oberſten aufſtanden, ſo daß die Gardinen beſtändig hin und her ſchwankten, und drohten die flackernde

Lampe auszulöſchen, die ſchläfrig genug ſich in die Höhe richtete. Sie warf ihren unbeſtändigen Schimmer auf ein Krankenlager, wo eine bleiche und bewegungsloſe Geſtalt ihre letzten ſchweren Athemzüge that. Zur Seite ſaß ein junges, weibliches Weſen, in einen Shawl gehüllt; in der einen Hand hielt ſie ein weißes Taſchentuch, welches ſie häufig zu den Augen führte, um die hervorbrechenden Thränen zu trocknen, mit der andern drückte ſie dem Kranken die Hand, der, obgleich fühllos für ihre Liebeszeichen, doch bisweilen ſeinen ſtarren und irren Blick auf ſie heftete.

Julie hatte beinahe alle Hoffnung auf Otto's Geneſung aufgegeben, ſie glaubte, daß der Augenblick nahe ſei, wo ſie von ihm getrennt werden ſolle, ſie wollte nicht wiſſen, daß er ſchon vorüber ſei. Es iſt etwas Beklemmendes in dem Anblick der Liebe und Zärtlichkeit, womit die Meiſten an der halbentſeelten Hülle eines Menſchen hängen, den das Bewußtſein ſchon lange verlaſſen, und der nur noch einen ſchwachen Athemzug mit den Lebendigen gemein hat; ſo lange nur noch ein Schimmer von thieriſcher Lebenskraft in ihm weilt, iſt er ihnen eben ſo lieb, wie er es ſonſt war, ohne daß ſie bedenken, daß der, welcher ſie an ſich feſſelte, welcher ihnen ſo theuer war, ſchon längſt von ihnen Abſchied genommen hat. Julie wußte, daß ſie ihn verloren hatte, und ſie hatte ſchon die Zuflucht ergriffen, welche wir gewöhnlich ergreifen, wenn die Hoffnung erliſcht, welche unſre Zukunft erhellte.

Sie hatte in dieſer Nacht die glücklichen Tage ihrer erſten Liebe erneuert, und bei jedem Bilde, das ihr recht lebhaft vor die Augen trat, hatte ſie neue Thränen vergoſſen. Sie hatte ſich ſo den unvermeidlichen Verluſt möglichſt ſchmerzlich gemacht, und nach mehrſtündiger Verzweiflung hatte ſie die Ruhe gewonnen, welche man beſitzt, wenn man nichts mehr zu verlieren hat. Sie ſaß nun wie verſteinert, den kalten und ſtarrenden Blick geheftet auf die leeren Medicinflaſchen und auf die ſchläfrige Lampe, ſelbſt den Athemzug hielt ſie ängſtlich zurück, damit Nichts die Stille um den Sterbenden her ſtören möchte.

Alles war auch ſtumm wie im Grabe, denn der regelmäßige Schlag einer kleinen Uhr, welche auf dem Tiſche lag, um an die Zeit zu erinnern, wann die Arzenei gegeben werden mußte, wurde kaum bemerkt. Unter ſolchen Umgebungen bewegt ſich der Gedanke am freieſten, wann keine äußere Bewegung oder Veränderung auf die Sinne wirkt, und es iſt zu verwundern, wie ſie in demſelben Augenblick unwillkürlich auf gleichgültige und nichtsbedeutende Betrachtungen hingezogen werden, grade wenn man ſich am unglücklichſten fühlt. Wenn das Unglück am größten iſt, wenn der Gedanke vergebens geſtrebt hat, ſeiner Herr zu werden, geht er, gleichſam ermattet und um ſich auszuruhen, zu der Beſchäftigung mit den unbedeutendſten von unſeren Umgebungen über. Wenn Julie mit ihrem ſtarren Blick dem Gange des Zeigers auf der Uhr folgte, war es nicht blos das Auge, ſondern auch der Gedanke, welcher auf dieſen abgemeſſenen Bewegungen haftete. Aber dieſer Zuſtand hörte ſogleich auf, ſobald ein äußerer Eindruck den halb ſchlummernden Geiſt wieder weckte.

Es war drei Uhr, und der Wächter begann plötzlich ſeinen lärmenden Geſang grade unter den offenen Fenſtern. Julie fuhr erſchrocken zuſammen; ſie wandte ſich ſchnell zu dem Kranken, drückte ſeine Hand an ihre Lippen und rief aus: „Otto, Otto!" — Er veränderte keine Miene, und Thränen füllten wieder ihre Augen. Gleich darauf ward die Thüre eines Seitengemachs, die nur anlag, leiſe geöffnet, und eine Perſon in Pantoffeln und Schlafrock trat ein. Mit einer ernſten und ruhigen Miene fragte er: „Riefen Sie mich, Fräulein Julie?"

Sie ward unangenehm überraſcht durch die Ankunft dieſer dritten Perſon. Ohne ihn anzublicken, antwortete ſie ein kurzes: „Nein!" Sie erwartete, daß er, hiermit zufrieden, ſich zurückziehen würde; aber er blieb unbeweglich ſtehen, und betrachtete ſie mit einem halb mitleidigen, halb ſpöttiſchen Blick. Nach einer Pauſe fing Julie wieder an: „Es thut mir recht Leid, daß ich Ihren Schlaft geſtört habe, aber ich habe Sie wirklich nicht gerufen, und, „fügte ſie mit einem Seufzer hinzu", leider iſt Ihre Hülfe gewiß überflüſſig hier."

„Ja, und die Ihrige nicht minder", antwortete er; „ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie eine Thorheit begehen, fortwährend Ihre Nächte hier zuzubringen, in einer ſcharfen Winterkälte bei offenen Fenſtern. Sie zerſtören Ihre Geſundheit, und was frommt es ihm? Bilden Sie ſich etwa ein, er wiſſe, daß ſeine Geliebte bei ihm ſitzt? Bilden Sie ſich ein, daß Sie ihm mehr nützen, als irgend eine gemiethete Wachfrau thun würde?"

Obgleich Julie mehrmals ähnliche Aeußerungen von ihm gehört hatte, betrachtete ſie ihn doch bei dieſen Worten mit einem Erſtaunen. Sie hatte beſchloſſen zu ſchweigen, aber da ſie ſeine verwunderte, ſpöttiſche Miene ſah, brach ſie doch aus: „Aber iſt es möglich, daß Sie ſo Ihren Freund verlaſſen können? — oder haben Sie nie Freundſchaft für Otto gefühlt?"

„Ich habe viel Freundſchaft für ihn gefühlt", antwortete er, „und es iſt vielleicht Niemand, der ſeinen Tod mehr beklagt, als grade ich; aber wenn Sie glauben, daß ich mich gebunden fühle durch irgend ein Band an die Leiche, welche dort im Bette liegt, ſo irren Sie; das würde meinem Verſtande wenig Ehre machen."

Dieſe Worte verwundeten Julien tief. Sie brach in einen Thränenſtrom aus, obgleich ſie ſich bemühte, ihn zurückzuhalten. Aber bald überwand ſie ſich; ſie heftete die Augen ſtarr auf ihn, und mit einer gewiſſen Ruhe, aber mit bebender und abgebrochener Stimme antwortete ſie: „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie leid es mir thut, daß die Umſtände mir verbieten, Sie zu bitten — Ihnen zu befehlen, daß Sie mich und Otto ſogleich verlaſſen. Nichts kann Sie berechtigen, hier zu ſein, wenn Ihre Güte für ihn nicht größer iſt, als daß Sie in dieſem Augenblick mich mit ſo wenig Achtung und Schonung behandeln."

Es war etwas höchſt Rührendes in ihrem Beſtreben, die Würde zu behaupten, welche ſie der zum Theil erkünſtelten Kälte entgegenſetzen mußte, womit er über die weibliche Schwäche zu triumphiren dachte. Aber mit dieſen Worten hatte ſie beinahe ihre ganze Kraft erſchöpft, ſie ſchluchzte, und ihre Bruſt bewegte ſich gewaltſam. Er blieb ſtumm und unbeweglich ſtehen. Da ſie ſich wieder aufrichtete, und ihre Augen den ſeinigen begegneten, wiederholte ſie beinahe demüthig: „Ich bitte Sie noch einmal inſtändig, ſich zu entfernen; es iſt mein einziger Wunſch, allein mit Otto zu ſein; er hat gewiß nicht viel Augenblicke mehr übrig."

Julie warf ſich auf den Kranken und drückte ſeine Hand an ihre Lippen; der Arzt wandte ſich um, zog die Schultern und öffnete die Thür zu dem andern Gemach. Er war ſchon halb darin, als Julie plötzlich mit einem lauten Schrei aufſprang: „Gott! Er lebt wieder auf, ich fühle ſeinen Puls ſtark ſchlagen!" — Der Arzt kehrte zurück, ging langſam an das Bett, ergriff Otto's Hand, aber ſchüttelte gleich darauf den Kopf, und, indem er wieder nach der Thüre ging, antwortete er mit derſelben Kälte wie zuvor: „Sie ſind ganz in Irrthum, es iſt nichts Andres als Krampfzuckungen, woraus man nur ſchließen kann, daß der Tod ſehr nahe iſt." Er wandte ſich noch in der Thür um, um die Wirkungen ſeiner Worte zu ſehen, und begegnete Juliens Augen, in denen ein grenzenloſer Schmerz und eine tiefe Verachtung ſich ausdrückte.

Eine halbe Stunde nachher lag Otto in dem letzten Todeskampfe. Julie war mehrmals an der Thür, um den Arzt zu Hülfe zu rufen, aber die Erinnerung an die vorige Scene hielt ſie jedesmal zurück. Sie kehrte um, und ſtand allein an ſeinem Lager, als er den letzten Seufzer ausathmete.

Otto Friſch und der junge Arzt Wilhelm Müller waren ſchon von der erſten Studentenzeit mit einander umgegangen. Die Freundſchaften, welche man in dieſer Periode ſchließt, ſind zum Theil die feſteſten, zum Theil die vergänglichſten von allen; denn wenn man in einer muntern Stimmung Dutzbruder von Zehnen wird, kennt man in einem halben Jahr nur noch Fünf davon, und in drei Jahren nur Einen. Die Urſache, warum grade dieſer Eine unſer vertrauter Freund wird, liegt meiſt im Zufall und in örtlichen Umſtänden; denn Gleichheit oder Ungleichheit in geiſtiger Hinſicht trägt ungefähr eben ſo viel dazu bei, wie ein gleicher blauer Rock, den Beide tragen, oder der blaue, den der Eine, oder der braune, den der Andre trägt. Dieſe Beide hatte einzig und allein der Zufall in Verbindung gebracht. Während Otto mit ſeinem liebenswürdigen Weſen Aller Freund wurde, war Müller ein kalter Verſtandesmenſch, der an Niemand ıtheil nahm. Er ſtand zu ſeinen Kameraden in dem- ben Verhältniß, wie eine Halbinſel zum Feſtlande; tto war die Landzunge, die ihn damit verband, und der Strom der Zeit dieſen wegführte, war er verein- t wie eine Inſel, die nur den gegenſeitigen Anblick it dem Ganzen gemeinſchaftlich hat.

Aber auch ihre Freundſchaft hatte ihre wechſelnden ſchnitte. Sie erreichte ihren Höhenpunkt, als Otto ulien kennen lernte, und neigte ſich, als er ſich in ſie rliebte, und im Verlauf dieſer Liebe blieb nicht viel ehr davon übrig, als daß ſie noch zuſammenwohnten ıd einander täglich ſahen. Freundſchaft und Liebe ſind ei feindliche Gefühle, welche einander untergraben; der, elcher aufrichtig liebt, iſt für ſeine Freunde verloren, ıd der Liebende, welcher ſich an einen Freund innig ſchließen kann, liebt nicht mehr eigentlich. Mit Recht gt der Dichter:

„Einſame Pfade wählet, wer liebt,
Die Freundin des Herzens zu ſuchen.
Freude voll Neide!
Einſam nur weinen dürfen ſie Beide,
Amor leidet nur zwei und zwei."

Es war im Spätherbſt, als Otto, nach einem in ller Schwärmerei durchlebten Sommer, mit Julien die erbindung der Herzen knüpfte. Es war nicht blos der edanke an den Winter, der die Stadt ſtärker von dem nde trennt, wo Juliens Eltern wohnten, der dieſen

Schritt beſchleunigte, denn der Herbſt mit ſeinen gelben Blättern, welche der kalte Wind an dunkeln Abenden umherpeiſcht, erinnert uns ſtets an: „O Menſch, beſtell' dein Werk!“ und das iſt die Zeit, welche uns auffordert, die Angelegenheiten des Herzens aufs Reine zu bringen. Otto und Müller ſpazierten eines Abends auf dem Wall von Kopenhagen, und waren wortkarger als gewöhnlich. Otto hatte ihm ſeine und Juliens Liebe geſtanden, und Müller ihm mit einer etwas ironiſchen Miene Glück gewünſcht. Die Unterredung ſtockte bald, Jeder von Beiden fühlte den Arm des Freundes etwas ſchwerer in dem ſeinigen als gewöhnlich, und als ſie einen Gang hinunter gemacht hatten, ſagte Müller verlegen: „Ich habe ein Geſchäft in der nächſten Gaſſe — Lebe wohl, Otto!“ — Er verſchwand und ließ Otto allein mit ſeiner Liebe; ja allein, denn dieſer merkte bald, daß er den Freund verloren hatte.

Seitdem trat eine Kälte in ihr Verhältniß, welche beinahe keine Veränderung erfuhr bis zu Otto's Tode. Müller ſpazierte allein, und Otto ging aus zu Commandeurs, und wenn ſie Beide zu Hauſe waren, zeigte ſich Müller ſtets ungehalten und wortkarg. Dieſe Veränderung war Otto'n ſehr unbehaglich, und er that alles Mögliche, um das alte Verhältniß herzuſtellen, aber vergebens. Der erſte Schritt von Otto's Seite war der Vorſchlag, ihn in Selſtröm's Haus einzuführen; aber Müller wollte nichts davon hören, und machte bei ſolchen

Gelegenheiten gerne den Gegenvorſchlag, daß es ihm beſſer ſchiene, wenn ſie aus einander zögen, da das Zuſammenwohnen doch immer mit einiger Unbequemlichkeit verbunden ſei. Otto fragte ihn: „Aber was in aller Welt kann dich denn jetzt mehr geniren, als ehemals, da ich in der letztern Zeit ſo ſelten zu Hauſe bin?“

„Nun“, antwortete Müller, „es ſcheint mir doch angenehmer, wenn man allein wohnt, und überdies da du jetzt verlobt biſt.“

„Nun, wie ſo?“

„Wenn du heiratheſt, ſo muß es ja doch aufhören.“

„Ach, kommt Zeit, kommt Rath.“

Auf dieſe Weiſe ging es den einen Tag wie den andern, und es ging ein halbes Jahr hin, ehe ſich Müller überreden ließ, ſich bei Commandeur Selſtröm zu zeigen. Den nächſten Sommer machte er endlich ſeine Aufwartung in dem Hauſe. Als Otto's Freund ward er gern und zuvorkommend empfangen; er befand ſich ſehr wohl dort, und es währte nicht lange, ſo war er ſogar der tägliche Gaſt. Obgleich er nicht ganz nach des alten Seemanns Geſchmack war, ſo rauchte der Commandeur doch gern ſeine Pfeife mit ihm im Garten, um ſo mehr, da das Haus nur wenig Umgang hatte; aber Julien vernachläſſigte er gänzlich, ja er hatte ſogar einen gewiſſen Groll gegen ſie, den ihre Liebenswürdigkeit und beſondre Aufmerkſamkeit für ihn nicht zum Weichen bringen konnte. Man ſah ihn ſelten mehr als ein halbes Dutzend Worte mit ihr wechſeln, und wenn Otto Leben in die Unterhaltung zu bringen wünſchte, ſo ſuchte er gern eine Veranlaſſung, ſich zu entfernen. Es war jedoch nicht das weibliche Geſchlecht im Ganzen, das eine abſtoßende Wirkung auf ihn hervorbrachte; denn Juliens Schweſter, der kleinen Annette, zeigte er ſogar mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit. Aber es verlohnte ſich nur wenig; denn Annette betrachtete ſein ernſtes Geſicht mit einer gewiſſen Angſt, und es geſchah nicht ſelten, daß ſein ſtarrer, betrachtender Blick ſie, gleich Loth's Frau, verſteinerte mitten in ihrer ausgelaſſenen Laune. Wenn der Commandeur mit ſeinen Töchtern allein war, entſpann ſich oft ein Streit über Müller. Julie vertheidigte ihn dann jedesmal eifrig gegen Annetten, welche, nach einer lebendigen Beſchreibung und Nachäffung ſeines ſteifen und abſtoßenden Weſens, zum Schluß zu ſagen pflegte: „Sei er ſo klug, wie er will, ſo mag ich ihn doch um Alles in der Welt weder zum Freund noch zum Arzt haben.“

Commandeur Selſtröm beſaß ein kleines Gehöft, das ungefähr eine Meile von Kopenhagen entfernt war. Er hatte nach einem bewegten Leben, das ihn beinahe an alle Enden der Welt geführt hatte, ſich zurückgezogen, und ſuchte jetzt im ruhigen Landleben einen Erſatz für die Verluſte und Mühſeligkeiten ſeines frühern Aufenthalts zur See. Obgleich er weder alt noch ſchwach war, fühlte er doch die Nothwendigkeit dieſes Schrittes, da er bei ſeiner letzten Zurückkunft von Indien ſeine Gattin todt und ſeine kleinen Kinder der Sorge einiger entfernten Verwandten überlaſſen fand. Dieſen beiden Töchtern, denen die Natur viel und die ſorgfältige mütterliche Erziehung noch mehr verliehen hatte, glaubte er den Reſt ſeiner Tage widmen zu müſſen, und nachdem er ſich mehrmals wiederholt hatte: „die jungen Mädchen taugen in Kopenhagen nichts", verließ er die Stadt und errichtete ſeinen Hausgöttern einen kleinen freundlichen Heerd in dem Schooße der Natur.

Wenn man zum Norderthor von Kopenhagen hinausgeht und zuerſt der Hauptſtraße und dann einigen Nebenwegen folgt, ſo trifft man ein kleines, weißes Gebäude an, das etwas vom Wege ab hinter einem blauangeſtrichenen Gitterthor liegt. Es hat nur Ein Stockwerk und ein blaues Ziegeldach; im Hofe vor dem Hauſe ſtehen zwei große Kaſtanienbäume, und zur Rechten befindet ſich eine Wieſe, auf der man ſich mit des Commandeurs zwölf Kühen bekannt machen kann, und hinter welcher man durch die Hecke des Zauns einen See ſchimmern ſieht. Auf der linken Seite des Hofes liegt der Garten hinter einer niedrigen Planke, deſſen Umfang man nicht ſehen kann, da er von einem ziemlich dunkeln Gange hoher Kaſtanienbäume verdeckt wird, die zunächſt der Planke bis auf die Straße ſich hinauserſtrecken. Dieſe

Straße iſt nicht ſehr beſucht, und es wird deswegen Viele geben, die den kleinen hier beſchriebenen Ort kennen; aber dem, der dort einmal vorbeigekommen iſt, wird die folgende Schilderung gewiß die ebengenannten Umgebungen zurückzurufen im Stande ſein.

Es iſt ein klarer Sommervormittag zwiſchen zehn und elf Uhr; die blendende Sonnenhelle wird zurückgeworfen von den blauen Dachſteinen auf das grüne Kaſtanienlaub; ein Graukopf mit grauem Hut und ſilbernen Schnallſporen reitet auf einem ruhigen, ſtattlichen hellbraunen Roß zum Gitterthor hinaus, welches geöffnet wird von einem Kerl in rother Weſte, die bis an den Hals mit blanken Knöpfen zugeknöpft iſt. Ein junges Mädchen in einem blaugewürfelten Morgenkleide und einem Strohhut mit gelöſten Bändern ſteht im Hintergrunde an die Thür gelehnt und nickt dem alten Ritter zu; er winkt mit der Reitpeitſche, indem er in die Straße hineinlenkt, er verſchwindet, und der Kerl wirft das Thor zu. Seht, das iſt ein Genreſtück, das ſich ſo oft wiederholt, daß die Leute der Gegend es auswendig wiſſen. Auf dieſem Gehöfte brachte Selſtröm's Familie Winter und Sommer zu, ohne große Abwechſelung. Ein Haus, worin keine Mutter iſt, ſpielt in der Regel keine Rolle in der Geſellſchaft, und wenn die Familie obenein ſo weit entfernt von der Stadt wohnt, bringt der lange Winter ſie leicht ganz in Vergeſſenheit bei den wenigen Hausfreunden, welche der Sommer bisweilen in ihrem Schooß verſammelt. So ging es auch hier; der Commandeur ſah ſelten Jemanden bei ſich, und kam noch ſeltner ſelbſt in die Stadt, da er keine Luſt zu dem fühlte, was man nennt, die Töchter in die große Welt einführen. Otto hatte auch nicht geſucht, Leute in das Haus zu ziehen, da er gar nicht geneigt war, mit ſeiner Verlobung Aufſehen zu machen.

Ungefähr ein halbes Jahr war nach Otto's Tode verfloſſen, und dieſe Zeit war in noch mehr als gewöhnlicher Stille hingegangen. Julie, welche manchen Abend mit Thränen in den Augen verlebt hatte, ging noch beſtändig in tiefer Trauer, und ihr Geſicht entſprach ihrem Anzuge, denn nur ſelten ſah man ein Lächeln auf ihren Lippen. Der Commandeur war der Alte, nur hatte das letzte Jahr ſein Haar und die ſtarkbuſchigen Augenbrauen merklich gebleicht. Annette war ſiebzehn Jahre alt geworden, und, als Kind ſchon hübſch, hatte jedes Jahr ihre Anmuth vermehrt. Aber die häuslichen Leiden, durch welche Julie düſter und ſchwermüthig geworden war, hatten ſich auch in ihrer jungen Seele abgeſpiegelt und ie gedankenvoll und ſtille gemacht. Wenn Julie in den angen Winterabenden ihre verweinten Augen vor den ichtſtrahlen verwahren mußte, und ſie an einen dunkeln Winkel des Zimmers mit ihrem Strickzeuge feſſelten, ſaß e allein am Tiſche und überließ ſich ihren ſtillen Be-rachtungen, und der alte Vater, der ſeine Pfeife im Ofenwinkel rauchte, betrachtete mit Freude die Hoffnung, elche ihm aufblühte an der Seite des Grabes, das eine frühere von dem Schickſal vernichtete barg. Man ſagt im Allgemeinen, daß das Glück die Leute parteiiſch macht für ihre Lieblinge; es iſt wohl möglich, beſonders was Eltern und Kinder betrifft, wenigſtens iſt es gewiß, daß Annette ihres Vaters Liebling war. Aber es iſt nicht zum Verwundern, denn man ſagt auch, daß Eltern in ihren Kindern neu aufleben, und wer kann es ihnen da verdenken, wenn ſie lieber in den glücklichen als in den unglücklichen leben? Durfte es befremden, wenn er ſie unter das Kinn faßte und ſie „ſein Annettchen" nannte, während er ſchlafloſe Nächte zubrachte in Trauer über ſeine unglückliche Julie?

Wie geſagt, das Haus war noch ſtiller geworden als zuvor; auch Müller kam ſeltner, und man merkte deutlich, daß ſein Widerwille gegen Julie ſtärker geworden war ſeit Otto's Tod. Ein andrer Grund, weshalb er ſich zurückzog, war, daß er in der letzteren Zeit einen Halbneffen des Commandeurs, Eduard Roſen, dort getroffen hatte, den er natürlicherweiſe nicht leiden konnte. Dieſer war Juriſt und hatte einen jüngern Bruder, Karl, der in gleichem Alter mit Julien, das heißt nicht viel über Zwanzig, und Seeofficier war. Der Letztere war in mehreren Jahren nicht dageweſen und kürzlich von einer zweijährigen Reiſe zurückgekommen, Eduard dagegen in der letzteren Zeit ein ſehr häufiger Gaſt. Er war ein vollkommnes Spiegelbild unſrer Zeit, womit ich nicht ſagen will, daß er überfloß von allen den minder guten

Eigenſchaften, womit man der geſchmackloſen Mode huldigt, denn er hatte Verſtand, Kenntniſſe, ein angenehmes Aeußere, ſondern ich verſtehe darunter, daß er in Hinſicht ſeiner Tracht und ſeines Strebens, ſowohl in dem Einzelnen des Alltagslebens, wie in der ganzen Richtung ſeiner Entwickelung in dieſelbe Form, wie Tauſende und aber Tauſende ſeiner Altersgenoſſen, geprägt war. Die kleine Annette war hier der Magnet, der ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt anzog.

Es iſt eine Modenſache, ſeiner Couſine den Hof zu machen, und Eduard widmete ihr eine Aufmerkſamkeit, die nicht ohne Wirkung auf ihr jugendliches Gemüth bleiben konnte. In Zeit von einigen Monaten hatte er am Schluß des letzten Sommers Alles durchlaufen, was in der Mitte liegt zwiſchen Hahnrei und Federball-Spielen mit einem Kinde, und feierliche Spaziergänge an ſtillen Abenden machen mit einer erwachſenen Jungfrau. Nichts iſt leichter als ſich die Gunſt eines jungen Mädchens zu erwerben, das noch nicht in die Welt getreten iſt. Sie hat keine Ahnung von dem unermeßlichen Abſtand zwiſchen den verſchiedenen Graden der Zuneigung; ſie verwechſelt Freundſchaft, Dankbarkeit, Achtung, Wohlwollen und alle ähnlichen Gefühle mit Liebe, mit dem Gefühle, das ſie von Grund aus zu kennen glaubt, weil ſie ſo oft den Namen gehört hat. Das erſte Mal, wo ſie ſich hingezogen fühlt zu einem Weſen außerhalb des Kreiſes, der, als ſie noch in der Wiege lag, ſchon Theilnahme von ihrem Herzen forderte, glaubt ſie augenblicklich jenes trouble inconnu zu ſpüren, und ahnt nicht die Herrſchaft, welche dieſe Leidenſchaft über die Seele ausübt; ſie weiß nicht einmal, daß es eine Leidenſchaft iſt.

Annettens leichtbewegliches Herz ward für Eduard freundlich geſtimmt. Er fand ſich oft des Morgens beim Kaffeetiſch ein, ſchwärmte mit ihr im Freien umher und theilte ihre Freuden und Leiden. Der alte Commandeur merkte bald dieſes vertrauliche Verhältniß und ſah voraus, wohin es führen würde, und mit einem Lächeln gab er ſeine ſtillſchweigende Einwilligung, da ſeiner Tochter Wünſche auch die ſeinigen waren; ſie glaubte denen ihres Vaters entgegenzukommen, und ſo ward ein heimliches Verlöbniß geſtiftet, doch nicht in der gewöhnlichen Bedeutung, wo die ganze Welt darum weiß, und nur die officielle Sanktion der Deklaration fehlt.

Auf dieſe Weiſe werden manche Partien geſtiftet, und man kann ſich deshalb nicht verwundern, wenn Verlobungen ſind, wie ſie ſind. Dieſes Verhältniß, das die ganze Seele des Menſchen erfüllen und ihm ein neues Leben einflößen ſollte, hat in der Regel keinen nachhaltigen Einfluß. Die gegenſeitige Aufmerkſamkeit, welche Verlobte einander erweiſen, wird dann zu einer Gewohnheit, woran ihr Herz keinen ſonderlichen Antheil nimmt, wenn ſie dieſe nur nicht als eine Pflicht betrachten, welche ſie dem Verhältniſſe ſchuldig ſind, das nun einmal zwiſchen ihnen ſtattfindet und nicht anders ſein kann. Es giebt eine große Menge Menſchen, welche an einer gewiſſen Schwachheit und Abhängigkeit leiden mit Hinſicht auf die Mode und das Urtheil der Leute. Dieſe Abhängigkeit macht ſich in jedem Verhältniß gleichförmig geltend, ja man möchte ſagen, am meiſten in den heiligſten von allen. Ein ſolcher Menſch verliebt ſich ſchwerlich in eine Dame, deren Liebenswürdigkeit nicht von der Meinung der Modewelt anerkannt iſt, und wird er es, ſo iſt es flüchtig und vorübergehend, denn er kann dieſes Joch nicht abwerfen, und es iſt ihm nicht möglich zu lieben, wenn er nicht die übrige Welt zum Nebenbuhler hat.

Zu dieſen Menſchen gehörte Eduard, und da des Commandeurs Haus kein Publicum darbot, das durch Bewunderung Annettens Werth erhöhen konnte, war es ihm nicht möglich, ein warmes Intereſſe für ſie zu behalten, und es trat deshalb bald eine gewiſſe Kälte ein, welche man ſelbſt immer am ſpäteſten bemerkt. Der Commandeur war kein ſcharfer Beobachter, und trotz Juliens Vorſtellungen hatte er beſchloſſen, Annettens Geburtstag, den ſiebenundzwanzigſten März, mit einem kleinen Ball und einer öffentlichen Erklärung zu feiern. Annette wußte ſelbſt nicht recht, warum ſie ſich ängſtigte, wenn ſie an dieſen Tag dachte, und ſie ſchrieb es einer kindlichen Furcht zu vor der Oeffentlichkeit, an die ſie ſo wenig gewöhnt war. Der Tag war zu entfernt, als daß ſie Aufſchub verlangen konnte, aber insgeheim freute ſie ſich über die lange Friſt, worin ſie hoffte, ſich mit den wunderlichen Gedanken vertraut zu machen, vor der Welt ihr Schickſal auf immer an Einen zu knüpfen, der vor noch kurzer Zeit ihr völlig fremd geweſen war. Sie tröſtete ſich mit dem Sprichwort: „Zeit bringt Roſen.“

Aber der Winter verlief eilig, die Glockenblümchen erhoben ſich ſchon ſtolz über die hin und her liegende halbgeſchmolzene Schneekruſte, und nachdem dieſe Geſandtſchaft aus Flora's Reich mit dem Oelblatt heimgekehrt war, ſchauten ſchon die erſten Märzveilchen hervor und grüßten die lächelnde Lenzſonne. Nie hatte Annette mit ſo wenig Freude den Frühling kommen ſehen. Sie wanderte im Garten umher, ohne ſich über die milde Luft freuen zu können, ja ſie trat ſogar grauſam die lichtgrünen Blätter nieder, welche hervorzubrechen anfingen, um jede Spur des Frühlings zu vertilgen, und den nackten Winter wieder aus ſeinem Grabe zu beſchwören. Aber vergebens. Die milde Sonne lachte ihrer Verſuche, und die zwitſchernden Vögel ſpotteten über ſie in dem Grün der Bäume. Sie konnte die Zeit in ihrem Gange nicht aufhalten.

Der ſiebenundzwanzigſte März rückte heran, und Alles war für das Feſt in Bereitſchaft geſetzt, wozu man die ganze halbvergeſſene Bekanntſchaft eingeladen hatte, Herren und Damen, wovon die Meiſten die Verwandlung von Kindern zu Erwachſenen erfahren hatten, ſeit dem letzten Beſuch bei dem Commandeur.

Annette hatte ſchon ihren beſcheidenen Feſttagsſchmuck angelegt, und da es dunkel geworden war, und ſie ſich nicht länger daran erfreuen konnte, ſich im Spiegel zu beſehen, wie hübſch ihre dunkelbraunen Locken mit zwei ſchmalen goldenen Nadeln aufgeſteckt waren, noch ihre dunkelblauen Augen mit den friſchen Veilchen zu vergleichen, die ſie in ihrem Gürtel trug, ſaß die kleine Familie vertraulich an dem kniſternden Ofenfeuer, und die Unterhaltung drehte ſich um die vielen alten Bekanntſchaften, welche heute Abend erneuert werden ſollten, und in wiefern man ſich von ihnen etwas verſprechen könne. Annette freute ſich insbeſondere, Emma Harms zu ſehen, die Tochter des Conferenzraths Harms, welcher ein Landgut beſaß, eine gute Viertelſtunde davon. Dieſe Familie brachte blos die Sommermonate auf dem Lande zu, und war, ganz gegen ihre Gewohnheit, auf ein paar Tage herausgekommen, auf Veranlaſſung des Balls bei dem Commandeur und des herrlichen Frühlingswetters. Annette hatte Emma'n den ganzen Winter nicht geſehen und ergoß ſich in Lobeserhebungen über dieſe ihre beſte Freundin, während ſie mit der neuen goldnen Kette ſpielte, welche ſie heute von ihrem Vater bekommen hatte.

„Es iſt doch zu verwundern, daß Eduard noch nicht da iſt,“ ſagte der Commandeur, da er endlich zu Worte kommen konnte.

„Ja, es iſt zu verwundern,“ antwortete Annette; „aber es iſt wohl, weil er Karln mitbringen will. Ich will hoffen, daß ich Karln wiederkennen werde; ſonſt verliere ich ein paar Handſchuhe an Eduard, und die dachte ich doch an meinem Geburtstage zu gewinnen. Gott, Julie, kannſt du dich noch erinnern, was er für ein lebhafter Burſche war? Kannſt du dich noch erinnern, wie hübſch er ausſah in dem blauen Wamms mit dem kleinen Dolch an der Seite? Und wie er ſagte, daß er ſich todtſtechen wolle, wenn ich ihm keinen Kuß gäbe?"

„Freilich, und es war ganz hübſch von dir, daß du ihn beim Leben erhielteſt," ſagte Julie ſchelmiſch.

„So? da irrſt du dich wohl," antwortete Annette halb betroffen, als der Commandeur lachte.

„Ja ja! Wir können ihn ja danach fragen," ſagte Julie. „Da iſt er wohl!" fuhr ſie fort, als es an die Thür klopfte. Alsbald trat ein Mann mit plumpem Schritt in die Stube; an ſeinem tiefen, ernſten: „Guten Abend!" erkannte man ſogleich Müllern. Er ging nach dem Ofen und begrüßte den Commandeur. Alle ſtanden auf und eine trockne Unterhaltung kam in Gang. Jeder weiß, wie unbehaglich es iſt, wenn ein vertrauliches Geſpräch in der Dämmerung durch einen Fremden unterbrochen wird, dem man nicht hold iſt. Müller ſtörte die behagliche Scene völlig, er brachte eine unfreundliche kalte Luft mit und zerdrückte obenein durch Ungeſchick eine von Annettens geſteiften Aermeln.

„Herr Gott, wie verdrießlich iſt es, daß er ſo früh kommt," flüſterte Annette Julien zu. „Ich gehe, weiß

Gott, nach Licht hinaus, denn ich kann es nicht aushalten, mit dem Menſchen im Dunkeln zuſammen zu ſein." Hurtig ſprang ſie hinaus und kam bald mit einem Bedienten und Lichtern zurück. Es war ſieben Uhr geworden, Eduard kam, und man mußte nun bald die fremden Gäſte erwarten.

Es währte auch nicht lange, ſo rollten zwei Wagen auf einmal in den Hof; Eduard verſchwand, der Commandeur und Julie ließen den Saal erleuchten, und Annette ging hinaus, die Fremden zu empfangen. Es währte eine Ewigkeit, ehe man ſich von den Reiſekleidern befreite und die erſten Bewillkommungen überſtanden waren. Endlich traten ſie herein, und nachdem man alle Begrüßungsſcenen durchgemacht hatte, nahmen die Frauen Platz auf dem Sopha, während die jüngeren Damen ſich in einem dichten Kreis um den Theetiſch ſetzten. Obgleich ein großer Theil näher oder entfernter zu gleicher Familie gehörte, war der Ton doch mehr ſteif als vertraulich, wozu der Grund natürlicherweiſe hauptſächlich darin lag, daß der Commandeur und ſeine Töchter ſo wenige Gelegenheit gehabt hatten, die Kunſt der geſellſchaftlichen Unterhaltung zu ſtudiren. Es iſt nicht Jedem gegeben, dieſe verſchiedenen, ja beinahe feindſeligen Kräfte zu einem gemeinſchaftlichen Ziele zu leiten, und ohne dieſe Kunſt geht es, wie es hier ging, daß die Geſellſchaft ſich vereinzelt. Jede von den jungen Damen ſuchte ihre Freundinnen zu Nachbarinnen zu bekommen, und unterhält ſich ausſchließend mit dieſen. Die Herren gruppirten ſich in den Winkeln und unterhielten ſich in dem gewohnten flüſternden Tone, während ſie mit größerer oder geringerer Behendigkeit die ſchwierige Aufgabe lösten, zugleich Thee zu trinken und dabei zu ſtehen mit dem Hut in den Händen. Man beſchuldigt gewöhnlich die Damen der Koketterie, das will ſagen, daß ihre Worte und Bewegungen in der Geſellſchaft nicht frei und natürlich ſind, ſondern auf den Effekt berechnet, und zwar, wie ſehr häufig, in der einen oder der andern beſtimmten Richtung; aber obgleich die Herren bei einer ſolchen Gelegenheit den Hintergrund bilden, ſo iſt ihr ganzes Benehmen in der Regel nicht minder erkünſtelt und auf die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft berechnet; ſie ſprechen mit einander, um beſchäftigt zu ſcheinen, und da ihre Gedanken inzwiſchen von dem weiblichen Geſchlechte gefeſſelt ſind und ſie beſtändig die Augen auf dieſe oder jene Dame richten und nur auf die Gelegenheit lauern, an ſie ein Wort zu richten, hört der Eine nicht, was der Andre ſpricht, oder man ſagt Ja, macht Gegenbemerkungen und lacht halb laut, Alles pro forma und um ſich möglichſt bemerklich zu machen. Auf dieſe Weiſe wird oft die ſchlechteſte und meiſtens unzuſammenhängende Converſation zwiſchen den vernünftigſten Menſchen geführt.

Nach und nach mußte der Kreis erweitert werden, ſo wie neue Fremde kamen. Jedesmal, wenn die Thür aufging, hatte man die Beſchäftigung, den Ankommenden u betrachten und den Nachbar zu fragen: „Wer iſt das?“ ls Annette ihre Freundin, Fräulein Emma Harms, orſtellte, zeigte ſich eine mehr als gewöhnliche Aufmerk- amkeit. Sie war unleugbar die Hübſcheſte, wie ſie denn auch am hübſcheſten gekleidet war; jugendliche Munter- eit leuchtete aus ihren braunen Augen, und ihre Be- wegungen wie ihre Worte verriethen ſogleich den leichten, legſamen Ton, welcher ſich nur in geſellſchaftlichen Kreiſen von höherer Bildung entwickeln kann. Bei ſolchen P[illegible]ſonen, deren Gemüth offen, deren Geiſt geſchmeidig und lebhaft, deren ganzes Weſen Freiheit und Anmuth iſt, verſöhnt man ſich mit einem Geſellſchaftston, den ſo oft die Geiſt- und Herzloſigkeit als Maske trägt, und den ſo viele kräftige Seelen lieber verachten als veredeln. Leider fühlt man nur allzuoft den Mangel des Charakters der Geſellſchaft; ſelbſt wo die geſellſchaftliche Freiheit die ſteifen Feſſeln der Etikette durchbrochen hat, trifft man Höflichkeit an ohne Wohlwollen, Beredtheit ohne Geiſt, und Gefallſucht ohne Talente.

Emma trat zum Commandeur hin und grüßte ihn freundlich von ihrem Vater, mit Entſchuldigungen wegen ſeines Ausbleibens, weil ein fremder Herr, mit welchem er Geſchäfte habe, heute zu ihnen gekommen ſei. Der Commandeur verſprach ſie wie ein Vater zu beaufſichtigen, und ſie war es ganz zufrieden, die Schweſter ſeiner kleinen Annette zu werden; er nahm ſie bei der Hand und führte ſie zur Geſellſchaft, indem er ſie als ſeine Sommerinklination vorſtellte, da der grauſame Winter ſie regelmäßig über ein halbes Jahr trenne. Es klopfte wieder an die Thür, und Eduard trat herein mit einer großen, geputzten Dame. Annette ſtand auf und ging ihr entgegen, die fremde Dame reichte ihr den Mund zur Bewillkommnung mit einem Blick auf Eduard, der die Geſellſchaft mit großer Freundlichkeit begrüßte, aber da ſie ihren Kuß gegeben hatte, brach ſie in ein lautes Gelächter aus, das in dem ganzen Zimmer widerhallte. Die Dame war nämlich niemand Andres als Lieutenant Roſen, der unter dieſer Verkleidung ſeine Muhme überraſcht und hiermit plötzlich die Geſellſchaft munter gemacht hatte. Er war ein ziemlich ſchlanker Menſch mit einem blühenden, lebhaften, doch von der tropiſchen Sonne etwas gebräunten Geſicht, nahm ſich recht nett aus, und bewegte ſich mit viel Anmuth in ſeiner Verkleidung. „Wie die Fregatte in den Wellen ſich neigt," wie einer von den Gäſten aus Baggeſen's bekanntem Liede citirte, neigte er ſich vor der ganzen Geſellſchaft und zuletzt vor dem Commandeur, welcher an Emma's Seite ſaß; ſo wußte er gleich den Hafen zu finden in einer angenehmen Nachbarſchaft. Mehrere Herren holten Stühle, aber der Commandeur räumte der hübſchen Dame ſeinen Platz ein und ging lachend hinaus, um den Leiermann zu holen, der auf dem Gange ſchon ſeine Ankunft hören ließ.

Annette war eigentlich unangenehm überraſcht durch dieſen Spaß, da er doch zum Theil auf ihre Koſten belacht ward, aber ſie ſuchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem ſie von den Handſchuhen ſprach, um welche ſie durch dieſe Liſt gekommen ſei. Nun ward zum Tanz geklaſcht, der Commandeur gab ſich ſelbſt zu einer Polonaiſe mit Karl Roſen her, und Eduard, der der Verabredung zu folge nicht mit Annette tanzen wollte, bot Emma ſeinen Arm. Es war zum Verwundern anzuſehen, wie die Herren, ſelbſt Karl's alte Bekannte von der Akademie, von welchen mehrere in das Haus des alten Seemanns eingeladen waren, zum Theil von der Täuſchung bemeiſtert blieben und nur mit ſichtbarer Mühe zu ihm wie zu einem alten Kameraden ſprechen konnten. Die Meiſten maskirten ſich damit, ihre Galanterie zu übertreiben, aber ehe ſie Zeit hatten, ſich darein zu finden, hatte ſie der Tanz wieder von ihm getrennt. Auch hier brachte der Tanz eine Vereinigung der ganzen jugendlichen Geſellſchaft zu Stande. Die Zurückhaltung, eine Begleiterin der Halbbildung, — indem ſie gleichſam in der Mitte ſteht zwiſchen der unſchuldigen Munterkeit und der ſelbſtbewußten Geſellſchaftlichkeit, — deren Aengſtlichkeit Nahrung findet in dem eingewurzelten Hang unſrer Landsleute, über Alles zu ſpotten, was nur den Schein hat, in einer oder der andern Bedeutung hervorzutreten, und die endlich zureichende Vertheidigung in dem Modeton findet, — dieſe Zurückhaltung macht im Grunde Alle gleich verlegen, aber wenn ſie gleich ein verhaßter Tyrann iſt, läßt ſie ſich doch nicht leicht vom Throne ſtoßen. Doch wegtanzen läßt ſie ſich, und zwar mit des Tanzes natürlicher Anmuth und Hurtigkeit.

So ging es auch hier. Ein muntrer, ſcherzhafter Ton ward bald allgemein, und ein ſolcher iſt eben ſo leicht aufrecht zu erhalten, als ſchwer hervorzubringen. Karl war glücklich, ſeinen Platz im Kreiſe der Damen zu haben, namentlich in Emma's Nähe, mit welcher er am beſten ſcherzen konnte, und von der er die artigſten Complimente erhielt. Emma ſuchte fortwährend Annetten ins Geſpräch zu ziehen, und wandte ſich deshalb an ſie, theils mit flüſternden Bemerkungen über Karl's Niedlichkeit und Liebenswürdigkeit, theils mit lauten deſſelben Inhalts. „Annette,“ ſagte ſie, „ſcheint dir nicht der Lieutenant ein glücklicher Menſch zu ſein, daß er ſich den einen Abend Anbeter unter den Herren und den andern unter uns verſchaffen kann? Gott weiß, ob wir ſo viel Glück machen würden, wenn wir uns verkleideten?“ Annette ſchämte ſich der Aufrichtigkeit ihrer Freundin, und da ſie an dieſem ihr ſo fremden Unterhaltungston nicht Geſchmack finden konnte, gab ſie ſich Mühe, ſich dem Geſpräch zu entziehen, indem ſie in der Stille Betrachtungen anſtellte über die Veränderung, welche im letzten Jahre mit Emma vorgegangen war. Sie mußte wohl glauben, daß dieſe Art des Benehmens in die Kopenhagener Kreiſe gehörte, aber ward mit ſich ſelbſt einig, daß es nicht werth ſei, danach zu ſtreben, ob es gleich den jungen Herren zu gefallen ſchien. Sie konnte ſich nicht recht die Bemerkung erklären, welche ſie machte, daß ihre Freundin minder liebenswürdig in Geſellſchaft von Herren ſei — Emma, die liebliche, die gutmüthige, an der ſie mit ſo viel Liebe, mit ſo hoher Bewunderung hing! Sie mußte es ſich geſtehen, daß Emma an dieſem Abend in ihrer Gunſt geſunken war.

Inzwiſchen fand Karl bald Veranlaſſung, die Verkleidung zu verwünſchen, worin er ſo unbedachtſam geweſen war, ſich auf Antrieb ſeines Bruders einführen zu laſſen. Die Pauſen zwiſchen den Tänzen waren nur kurz, und im Tanz ſelbſt war er, als beliebte Dame, ſtets an den einen oder den andern Herrn gefeſſelt und von Emma getrennt, mit der er ſo gern getanzt haben würde. Sich umzukleiden hätte er ſich kaum erlaubt, wiewohl er auch Nichts als einen Frack da hatte. Aber er faßte einen dreiſten Entſchluß. In dem erſten Inklinationswalzer ſprang er zu Emma hin, und ungeachtet des allgemeinen Proteſtes fuhr er fort, mit ihr zu walzen, bis ſie ganz athemlos in ſeinen Armen hing, und er ſie zu einem Sitze beinahe tragen mußte. Annette errieth mit weiblicher Ahnung bald Karl's Verdruß; dieſer leidenſchaftliche Ausbruch ſeiner Gefühle rührte ſie, und da ſie ſowohl ihrer liebſten Freundin, als Eduard's Bruder alles Gute wünſchte, ſchmerzte es ſie, Beider Schickſal nicht verbeſſern zu können. Bei der übrigen Geſellſchaft fand er dagegen weniger Mitleid, und oft begegnete er dem triumphirenden Blick eines ſeiner Kammeraden, der Emma vor ihm vorüber ſchwang oder mit ihr in der Quadrille ihm gegenüber ſcherzte und lachte. Stumm und verdrießlich biß er ſich in die Lippen, die Anderen lachten, und Emma konnte nicht umhin zu lächeln, als ſie die Herrſchaft bemerkte, welche ſie übte. Noch ärgerlicher ward er, als er Jemanden hinter ſich Eduarden auf die Schulter klopfend mit Lachen in einem ſchadenfrohen Tone ſagen hörte: „Ihr Herr Bruder iſt nicht recht zufrieden mit der Rolle, die er ſpielt.“ Karl wandte ſich um, und begegnete einem kalten und ruhigen Geſicht, das ihn betrachtete, ohne eine Miene zu verändern. Dieſe Maske hatte er vorher nicht bemerkt. Noch einige Bemerkungen über das „faire bonne mine au mauvais jeu“ und zu tanzen „wie ein geneckter Bär,“ machte es ihm unmöglich, ſeine böſe Laune länger zu zähmen, und er fragte Eduarden halb laut: „Wer iſt der Herr?“

„Es iſt Doctor Müller,“ antwortete er leiſe und verlegen.

„Ja ſo,“ fuhr Karl in demſelben Tone fort, „du ſollteſt ihn doch bedeuten, vorſichtiger zu ſein, und ſeine dummen Bemerkungen für ſich zu behalten.“ Als er bald darauf ſich wieder umwandte, war Müller fort, aber er bemerkte ihn bald in dem andern Winkel des Saals mit demſelben ernſthaften Geſichte und dem ſcharfen auf die Tanzenden gehefteten Blicke. Auch Eduard war froh, ihn los geworden zu ſein, denn er fürchtete ernſthaftere Auftritte. Aber Niemand ſcheuete ihn ſo ſehr wie Annette. Wie einige Menſchen eine Idioſynkraſie gegen gewiſſe Thiere haben, ſo fühlte ſie eine ſonderbare Angſt, wenn er ſie anredete, und ſie hatte, vielleicht zum erſten Mal, ihrem Vater eine abſchlägige Antwort gegeben, als er ſie bat, Müllern zum Tanz aufzufordern. Auf einem Tabouret in einem Fenſter brachte er den größten Theil des Abends hin, halbverſteckt hinter dem Vorhang, von wo aus er die Geſellſchaft betrachtete. Die muntern Situationen hatten ab und zu Lachfurchen in ſeinem Geſichte hervorgebracht; aber da er außerhalb des Kreiſes der Freude ſich befand, war er, wie es zu geſchehen pflegt, grade durch ihre Freude ernſt geworden, und ward es immer mehr. Man beſchuldigte ihn gemeinhin, ein anonymer Schriftſteller zu ſein und bei ſolchen Gelegenheiten Stoff zu Darſtellungen zu ſuchen.

Endlich führte der Commandeur die Geſellſchaft hinauf in ein andres Gemach, um mit der Anrichtung vorlieb zu nehmen. Karl hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ſeine Dame zu Tiſche zu führen, er bot Emma'n ſeine Boa an, damit ſie ſich nicht auf dem kalten Gange erkälte, aber bei der allgemeinen Verwirrung ward er mit fortgeriſſen, und nun blieb der vom Schickſal verfolgten Liebe Nichts übrig, als die Sorgen im Weinglaſe zu ertränken.

Während die Anderen tanzten, hatte Julie, welche Nichts mehr wünſchte, als ſich der allgemeinen Luſtigkeit zu entziehen, den Tiſch zur Feſtlichkeit angeordnet. Heute hatte ſie zum erſten Male nach Otto's Tode die ſchwarzen Trauerkleider abgelegt. Bisher hatte ſie ihr Glück nur darin geſucht, mit feſter Treue an ihrem Leid zu hängen, und da ſie am Morgen den Traueranzug für beſtändig ablegte, war es ihr, als ob ſie ihre einzige Freude der glücklichen Schweſter opferte. Aber in den neuen bunten Gewändern kam ſie ſich ſelbſt vor wie eine verwelkte Blume unter friſchem Frühlingsgrün, und das Andenken an den Tag, wo ſie ſelbſt das Band knüpfte, das nun für dieſes Leben gelöſt war, erwachte mit doppelter Gewalt in ihrer Seele, und vergebens ſtrebte ſie, es zu unterdrücken. Sie ſtand mit Thränen in den Augen, und betrachtete die leeren Plätze, wo ſie und Otto auf gleiche Veranlaſſung geſeſſen hatten, und die alten ernſthaften Bildniſſe an der Wand ſchauten wehmüthig auf ſie nieder, als wollten ſie ſagen: „Auch wir waren deine Zeugen." Sie konnte nicht umhin zu denken, wie viele Hoffnungen dieſe alten Bilder wohl hatten aufkeimen ſehen, welche das Schickſal vernichtet hatte, und — ſollten die *ihrigen* die letzten ſein? Annette, das muntre Kind, wenn ſie ein gleiches Mißgeſchick erleiden ſollte? — In dieſen tiefen Gedanken bemerkte ſie nicht einmal, daß die Thür geöffnet wurde und Müller eintrat. Er ging grade auf ſie zu, und ſagte mit einem ſteifen Bückling: „Ich ſuche Sie, Fräulein Julie, als Ihr älteſter Freund hier in der Geſellſchaft, mit der Bitte, Sie zu Tiſche zu führen." Ehe ſie ſeine ungewohnte Artigkeit beantworten konnte, hatte er ſich ihres Arms ſchon bemächtigt, und da die Geſellſchaft indeſſen eintrat, ſetzte man ſich zu Tiſche.

Der Verabredung gemäß ſaßen Eduard und Annette an des Commandeurs linker Seite mitten am Tiſche. Karl, der einzige Mitwiſſer des Bevorſtehenden, hatte, um auch ſeine Talente geltend zu machen, ein kleines Lied zu Annettens Geburtstag gedichtet mit heimlicher Andeutung der zweiten Feierlichkeit des Tages. Es entſtand eine plötzliche Stille, als es am Tiſche umher vertheilt ward. Während eines leiſen Murmelns derer, welche das Lied durchliefen, bat der Commandeur ſeine Gäſte die Gläſer zu füllen, indem er ſelbſt den geräumigen Pokal vollgoß, der vor ihm ſtand, ein Erbſtück mit dem Namen ſeines Altvaters. Man räusperte ſich, ſchnitt unterſchiedliche Baß=, Tenor= und Diskantgeſichter und ſang das Lied, von welchem folgende Zeilen die letzte Strophe ausmachten:

Für Sie und uns hab' ich verfaßt
Dies Lied zur Doppelweihe;
Drum hat auch jeder wackre Gaſt
Sein Glas gefüllt für Zweie,
Und leert es nun und kehrt ſich hin:
Heil unſrer Feſteskönigin!

Während Alle mit ganzer Seele bei dem Geſange waren, bemerkte Müller, daß Julie die Farbe wechſelte. Bald war ſie feuerroth, bald bleich wie eine Leiche. Sie kämpfte mit dem Zittern ihrer Glieder, aber fühlte ſich zu ſchwach, um den Kampf zu beſtehen. Sie ſtand leiſe auf, um Niemand zu ſtören, als ſie unwillkürlich von Thränen ihre Augen benetzt fühlte, und war kaum zur Thür hinaus, als ſie in ein heftiges Weinen ausbrach. Müller ſtand ruhig auf und folgte ihr, um ihr Hülfe zu leiſten. Annette hörte und ſah Nichts von dem, was vorging. Sie ſaß, die lächelnden Augen auf den Teller geheftet, beſchämt über die Hauptrolle, welche ſie bei dieſem Freudenfeſt ſpielen ſollte. Aber Eduard, welcher allen dieſen Begebenheiten mit den Augen gefolgt war, flüſterte ihr zu, daß ihre Schweſter krank geworden ſei. Der Commandeur erhob ſich eben und hob den Pokal, um der Geſellſchaft den myſtiſchen Geſang auszudeuten, welchen die Meiſten ohne Skrupel wie ein gewöhnliches Geburtstagslied geſungen hatten, — denn das Nachdenken war von der Munterkeit und dem Weine weggeſchwemmt, und die Worte von der Melodie — als Annette Julien aus der Thür eilen ſah mit dem Tuch vor den Augen. Sie ſprang erſchrocken auf vom Stuhl, ſtieß den Vater am Arm, daß er den Wein über ihr Kleid vergoß, und eilte hinaus, ohne die Störung zu ahnen, welche ſie verurſachte. Eduard hatte mittlerweile den Commandeur von dem Zuſammenhange unterrichtet, und als Annette auf Juliens inſtändige Bitte ſogleich zur Geſellſchaft zurückkehrte, nahm Eduard, der die Deklaration ſeiner Verlobung auf einen paſſendern Augenblick verſchoben wünſchte, und eine unwillkürliche Angſt hatte, daß der Commandeur ihm zuvorkommen möchte, ſein Glas und brachte einen Glückwunſch aus für das neue Jahr, das Annette heute begonnen hatte. Drauf brachte er eins von den bekannten Tiſchliedern auf die Bahn, man trank des Commandeurs Geſundheit und erhob ſich ſodann von Tiſche.

Der betrübte Vorfall, der die nächſten Angehörigen Juliens ganz verſtimmt hatte, war indeß von den Gäſten durchaus nicht bemerkt worden, und während jene ſich dem Getümmel zu entziehen ſuchten, überließen ſich dieſe ihrer ausgelaſſenen Laune. Im Fortſchritt der Nacht, und beſonders nach den Tiſchfreuden, wird der Ton häufig zügelloſer. Terpſichore und alle Muſen werden von den wilden Bacchantinnen verjagt, welche raſen, bis ihre Kräfte ermatten, und Erſchlaffung den Freudenrauſch auflöſt. So ging es auch hier; die Geſchmackloſeſten wurden ausgelaſſen und ſpielten eine traurige Hauptrolle. Hier hörte man Herren einigen ſehr jungen Damen mit Zweideutigkeiten aufwarten, welche von dieſen mit ſchlecht maskirter Unwiſſenheit aufgenommen wurden; hier ſprachen die jungen Seeofficiere zu den Damen mit Redensarten und Schwüren, die ihre wahre Heimat bei betheerten Planken und Tauen hatten; dort ſchalten die eifrigen Tänzer auf Damen und Tanztouren. Der arme Karl war beſtändig von einem Schwarm von Herren umgeben, und die üppigſten Späße ergoſſen ſich grade über ihn. Hatte ſeine Verkleidung zuerſt die natürliche Wirkung hervorgebracht, daß ſie galant gegen ihn waren wie gegen eine

Dame, ſo bewirkte ſie nun, daß ſie ſo dreiſt gegen die Damen waren, als ob dieſe ſämmtlich verkleidete Männer geweſen wären. Alle dieſe verſchiedenen und doch gleichartigen Auftritte reihten ſich in beſtändigen Abwechſelungen an einander und brachten die gewöhnliche babyloniſche Ballverwirrung hervor.

Emma konnte ſich in alles dies nicht finden. Sie beſaß ſelbſt eine gewiſſe Freiheit in ihrem Weſen, aber erlaubte keinem Fremden, gegen ſie ſich etwas herauszunehmen, und ſelbſt daß Karl, obgleich nicht unhöflich, ſich keinen Zwang anthat, war ihr bisweilen nicht recht zu Sinne. Sie klagte über Kopfweh und bat Annetten, ſie in ein anderes Zimmer zu führen. Annette ergriff mit Freude dieſe Gelegenheit, ſich zu entfernen, denn die Thränen waren ihr faſt nahe und ſie ſehnte ſich nach dem Augenblicke, wo ſie von dem Zwange befreit werden ſollte, den ſie ſich jetzt auflegen mußte. Wie gerne würde ſie nicht ihr Herz erleichtert und der Freundin ihre Geheimniſſe anvertraut haben, aber es fand ſich keine Gelegenheit zu einer ungeſtörten vertraulichen Unterredung.

„Wie niedergeſchlagen ſiehſt du aus, Annettchen,“ ſagte Emma, indem ſie ihre beiden Hände in die ihrigen nahm; „iſt dir nicht wohl?“

Annette antwortete mit einem gezwungenen Lächeln: „O ja; mir fehlt wirklich Nichts.“ — Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ach, ich habe dir ſo viel zu erzählen, aber heute Abend bin ich nicht dazu aufgelegt, man hat keine

Ruhe, und doch habe ich dir ſo unendlich viel zu ſagen. Wir haben uns ſeit vorigem Sommer nicht geſprochen; mich hat ſo oft nach dir verlangt, wir haben doch immer ſo gerne Freuden getheilt und Leiden, — ja, was haben wir wohl für Leiden gehabt?"

„Nun haben wir ja bald wieder Sommer," ſagte Emma, und ſuchte Annettens Schwermuth wegzuſcherzen, indem ſie ihren Arm nach dem Takte des Leierkaſtens wiegte; „dann will ich ehrlich deine Leiden mit dir theilen wie eine Schweſter. Ich hoffe, daß mir die Hälfte davon nicht zu ſchwer fallen wird. Es iſt ja ein Vergnügen, dich in deinem Kummer zu tröſten; denn du biſt ſo hübſch, wenn du weinſt."

„Dann müßte ich heute Abend ſehr hübſch ſein," antwortete Annette mit einem Seufzer. Emma ſagte natürlicherweiſe, daß ſie ſchon hübſch genug ſei, aber Annette würdigte dieſe Complimente keiner Antwort, und es folgte eine Pauſe, worin die beiden Freundinnen ſich einander ſchweigend betrachteten. Endlich begann Emma: „Es geht recht ausgelaſſen und wild drinnen zu. Ich wünſchte, unſer Wagen wäre da, und ich könnte fort."

„Und ich wünſchte, daß alle Andeken fort wären, und wir Beide allein zuſammen blieben," ſagte Annette.

„Was haſt du denn auf deinem Gewiſſen, liebes Kind?" fragte Emma und ſah ſie forſchend an, ganz verſtimmt durch die Urſache, welche ſie der Betrübniß Annettens unterlegte. „Schäme dich, wie dein Haar in

Unordnung gekommen iſt, es fällt dir ja in die Augen; laß mich es dir wieder zurecht machen. Aber nun mußt du auch ehrlich beichten, während ich dir helfe."

„Wenn ich nur hier bleiben dürfte! Ich bin bange, daß mein Vater mich vermißt. Aber du kommſt ja morgen zu uns, nicht wahr?"

„Wir kehren morgen in die Stadt zurück, und bleiben dort noch wenigſtens vierzehn Tage, ehe wir ganz heraus ziehen."

„Die Stadt, die Stadt," ſagte Annette und ſchüttelte den Kopf, „davon trennſt du dich wohl ſehr ungern? Wie kannſt du dich doch in all dem Getümmel ſo glücklich fühlen? Wenn ich in der Stadt wohnte, ſo wäre das Erſte, glaub' ich, was ich thäte, auf das Land zu ziehen. Du biſt auch eine vollſtändige Dame in dieſem Winter geworden, es ſteht dir auch ſehr ſchön, aber du biſt mir ſo fremd, ich wage kaum mit dir ſo zu reden wie ſonſt."

„Schäme dich, Annette, du gefällſt mir heute Abend nicht," ſagte Emma, indem ſie die Friſur vollendete und ſie küßte voll Freude, daß es ihr ſo wohl gerathen war. „Nun iſt das Haar in Ordnung, aber noch habe ich kein einziges Wort von dir gehört."

„Ach Gott, wenn du wüßteſt, Emma — denk' einmal! — Ja, wenn du mich nur nicht auslachſt — mein Vater wollte heute auf meinem Geburtstag"....

„Nun, daß Ball ſein ſollte? — Aber" — —

„Ja, aber du mußt wiſſen,“ fing Annette wieder verlegen an, „daß ich lange habe“ ....

„Hm!“ erſcholl es indeß ganz laut hinter ihnen. Sie wandten ſich erſchrocken um, und ſahen Müllern von einem Stuhl im Hintergrunde des Gemaches aufſtehen. Wie wenn man eine Schlange ſieht in Berges Klüften, wie Altvater Homer ſagt, ſo fuhr Annette zuſammen und ergriff Emma's Arm bei dieſer Erſcheinung; und als er ihnen vorübergegangen war und im Tanzſaale verſchwand, fragte Emma verwundert: „Aber Herr Gott, was zitterſt du denn ſo? Du haſt ja Nichts geſagt, was er nicht auch hätte hören können.“

„Nein, aber er iſt mir ſo gewaltig unangenehm. Sahſt du nicht, mit wie unverſchämter Miene er uns anſah? Und wenn er mit mir ſpricht, iſt es auch auf die unverſchämteſte Art.“

„Unverſchämt? brach Emma lachend aus.“ Herrgott! Und davor läufſt du? Ich wollte, bei Gott, es ihm bald abgewöhnen. Aber vergiß nicht, was du mir ſagen wollteſt.“

„Es war Nichts weiter als — aber du mußt mir verſprechen“ — Annette brach plötzlich ab, als Eduard in das Gemach trat. Emma äußerte wieder ihren Wunſch, aufzubrechen, und da Eduard noch immer fürchtete, der Commandeur werde abermals den unſeligen Einfall haben, ſeine Verlobung der Geſellſchaft bekannt zu machen, ergriff er mit Freude die Gelegenheit, fortzukommen, und bat um das Vergnügen, ſie nach Hauſe zu begleiten, und zwar mit einem Eifer, den Emma, bei allem Bewußtſein ihrer eignen Liebenswürdigkeit, ſich doch kaum erklären konnte. Nachdem Annette ſie mit Schuhen verſehen, ihr ein Tuch um den Kopf gebunden, und verſprochen hatte, ihr das Uebrige nächſtens zu erzählen, und nachdem Eduard im Vorzimmer ihr Karl's Mantel umgehängt hatte, begaben ſie ſich auf die Wanderung, ohne von der Geſellſchaft Abſchied zu nehmen.

Welche Verſchiedenheit, als ſie aus dem dunſtigen lärmenden Saal ins Freie hinaustraten. Alles war draußen ruhig. Die Vögel, die in den Büſchen ſo fröhlich gezwitſchert, und der Zephyr, der durch die leeren Baumgipfel geſäuſelt hatte, waren nun ſtill geworden. Die Nacht zeigte ihr ernſtes Antlitz, und alle Kinder der Natur beugten ſich unter ihrer Herrſchaft, und bewacht von ihren zahlloſen blitzenden Argusaugen, wurden ſie von ihrem kühlenden Athemzug zu neuem Leben erfriſcht. Emma und Eduard hatten Beide etwa das Gefühl von Vögeln, die, dem Käfig entſchlüpft, ſich frei in den unendlichen Raum emporſchwingen. Nach einer zierlichen Entſchuldigung der Mühe, welche ſie ihm verurſache, hüllte ſie ſich dichter in den Mantel und eilte mit hurtigem Schritt der Straße zu. Eduard erwiederte ihre Höflichkeit, aber das Geſpräch ſchien nicht recht in Gang kommen zu wollen. Der Anfang einer Bekanntſchaft macht geſprächig, aber vor dieſem Stadium hatte der heutige Abend ſie ſchon vorübergeführt. Es erfolgte deshalb ein Stillſchweigen, welches Eduard nicht Luſt fühlte zu brechen. So peinlich dies in einer größern Geſellſchaft ſein kann, ſo bedeutungsvoll iſt es bisweilen zwiſchen Zweien, beſonders wenn eben vorangegangene Begebenheiten annehmen laſſen, daß unſre Gedanken einander kreuzen.

Endlich brach Emma das Schweigen. „Ich glaube, Sie gehen und vertiefen ſich in Gedanken mit der ſtillen, gedankenvollen Nacht,“ ſagte ſie.

„Ich kann es nicht läugnen,“ antwortete Eduard, „und ſtehe um ſo weniger an, es zu läugnen, da ich Ihnen dieſelbe Beſchuldigung zurückgeben kann.“

„Das können Sie freilich,“ ſagte Emma etwas ſpöttiſch, „aber ich glaube, es würde Ihnen beſſer ſtehen, mir mit einer Entſchuldigung als mit einer Beſchuldigung zu antworten. Daß es Ihre Pflicht iſt, dies Geſpräch aufrecht zu erhalten, wenn Ihre Dame ſchweigt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen.“

„Ich gebe das vollkommen zu,“ antwortete Eduard, und lächelte über dieſen Verweis, der das achtzehnjährige Mädchen unvergleichlich kleidete.

„Uebrigens,“ fuhr Emma fort, „verzeihe ich Ihnen wegen der beſonderen Umſtände. Ich fühle mich ſelbſt gleichſam neugeboren, indem ich aus der lärmenden Luſtigkeit in die ruhige Natur hinaustrete. Ich wüßte nicht, daß ich dieſen Contraſt jemals ſo ſtark gefühlt hätte; es liegt etwas Pikantes darin, die Sommer- und Wintervergnügungen ſo zu vermiſchen.“

„Da haben Sie Recht. Ich muß jedoch bekennen, daß ich bei dieſem Gegenſatz es mit der Natur halte. Man ſagt gewöhnlich, daß die Menſchen die Natur beſeelen, und daß ſie ohne ſie todt iſt. Man betrachtet ſie wie eine alte Mutter, die nur durch ihre Kinder geweckt wird. Mir ſcheint es jedoch, daß die alte Mutter alle ihre vergänglichen Kinder hervorbringt, um mit ihrer ewigen Jugend über ſie zu triumphiren. Die Menſchen ſchaaren ſich, und ziehen ihre Nahrung aus ihr, wie die Würmer aus einem Baume, und ſtatt ſie anzubeten, entheiligen ſie ſie, indem ſie die Nacht zum Tage machen. Aber ſie rächt ſich an ihnen, indem ſie ſie vernichtet und in Vergeſſenheit verſenkt, wie das häßliche Inſekt, das nur Einen Tag lebt.“

„Das klingt freilich etwas miſanthropiſch,“ antwortete Emma, „aber ich muß Ihnen doch Beifall geben; der Sommer iſt auch meine liebſte Zeit, ich glaube, ich könnte wünſchen, ihn in einer unbewohnten Gegend zuzubringen, um die Geſellſchaft der Natur ungeſtörter zu genießen.“

Eduard konnte nicht umhin, über dieſe, wie es ſchien, eben nicht ſehr aufrichtig gemeinte Aeßerung zu lächeln.

„Indeſſen,“ ſagte er, muß ich einwenden, daß Sie zum Theil irren; es war im Grunde nicht die Natur, die mich gedankenvoll machte.“

„Gott weiß, was es dann war," ſagte Emma, „wir ſehen ja ſonſt Nichts rund umher als Nacht."

„Ich ſehe allerdings Nichts ſonſt als Nacht und Sie."

„Ach, mich! Das iſt wirklich ein beſcheidener Gegenſtand, den Sie für Ihr Nachdenken gewählt haben. Darf ich fragen, was Ihnen Ihre Gedanken davon ſagten?"

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Antwort ſchuldig bleibe. Sie wiſſen ſelbſt, wie wenig man über Leute urtheilen kann, wenn man ſie nur in geputzten Geſellſchaften ſieht. Man ſieht ſie da ungefähr eben ſo unſicher und undeutlich, wie die Bäume und Büſche hier in dem Schleier der Nacht."

„Ihr Gleichniß hinkt; denn wenn man ſeine Augen gebrauchen will — wollen Sie einmal in die Höhe blicken, wie deutlich man die Umriſſe der kleinſten Zweige auf dem klaren, blauen Grunde unterſcheiden kann. So kann man alſo durch dieſen Schleier ſehen, wenn man nur ſehen will."

„Mein Gleichniß hinkt nicht, Fräulein, denn wer ſeine Augen zu dem reinen Himmel erheben kann, wird auch Ihre Seele durchſchauen können."

„Ein flaues Compliment, und nicht wohl angebracht."

„Es iſt kein Compliment, wenn es auf Sie angewandt wird."

„Ach, es iſt kein Auskommen mit Ihnen."

Nach einer kurzen Pauſe wurde das Geſpräch wieder angeknüpft. Emma bat ihn, ſie in der Aſtronomie zu unterrichten. Sie meinte, daß nichts Anziehenderes ſich denken ließe, als dieſe Wiſſenſchaft, welche ſie hoch hielte, während ſie ſich blind ſchaute nach den unzähligen Himmelslichtern und Eduard unter den Arm faßte, um nicht zu fallen. Er entſchuldigte ſich mit ſeiner Unkunde. „Wie!“ ſagte Emma, „Sie haben keine Kenntniß davon? Das ſcheint mir nicht conſequent, da Sie ſich doch eben für einen Liebhaber der Natur erklärten. Sie ſollten ſich ſchämen. Müßte nicht jeder Student“ — —

„Das thu' ich wirklich auch, und habe ſo weit meine Pflicht gethan.“ Eduard, halb verlegen wegen dieſes Zugeſtändniſſes, und um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu bringen, fragte nach ihrer Tante, Frau Völckers, Befinden.

„Ja, das iſt wahr!“ brach Emma aus. „Warum ſehen wir Sie dort nicht mehr?“

„Wir?“ antwortete er. „Ich wüßte kaum, daß ich das Vergnügen gehabt hätte, Sie dort zu treffen.“

„Herr Gott, ja, es iſt doch noch nicht ſo lange her, daß ich Kind war. Aber ſagen Sie mir doch, warum kommen Sie nicht mehr hin?“

„Ich ziehe mich zurück von der Welt,“ ſagte er mit einem Seufzer, „um der Welt zuvorzukommen, daß ſie ſich nicht von mir zurückzieht.“

„Das iſt eine alberne Koketterie, welche alle jungen Herren mit ihrem Alter treiben. Das ſagen Sie nur,

n in der Mode zu ſein. Spiegeln Sie ſich an Ihres
ebenswürdigen Bruders Beiſpiel!"

„Liebenswürdigen? Womit hat er nur den Namen
rdient?"

„Nun, im Gegenſatz gegen Sie, der Sie ſo alt ſind.
hr Bruder hätte vielleicht mehr Gründe, geſetzt und
nſt zu ſein."

„Wie ſo?" fragte Eduard neugierig.

„Ja, das ſage ich Ihnen jetzt nicht," antwortete
mma, indem ſie ihn ſtarr anblickte. Sie hatte natür-
cherweiſe gleich errathen, von welcher Art Annettens
Geheimniß war, und das Uebrige ſelbſt ergänzt. „Warum
ollen Sie ſich älter machen, als Sie ſind? O Gott,
h möchte mir ewige Jugend wünſchen, denn die Freuden
er Jugend, Tanz und Fröhlichkeit, ſind doch das Beſte
m Leben."...

„Sie ſcheinen nicht ſehr conſequent zu ſein. Sie
chwärmten vorher für ein Leben in einſamer Gegend."

„Ja, ja, das iſt wahr, das hatte ich vergeſſen,"
ntwortete ſie lachend. So gingen ſie hin in lebhaftem
Geſpräche, worin Scherz und Ernſt, Complimente und
Neckereien mit und unter einander tanzten wie die ver-
chiedenen Charaktere auf einer Maskerade. In dieſem
Wechſel vermag der Geiſt ſich zu erfriſchen, wenn er
rmattet iſt, und ſich Luſt zu ſchaffen, wenn er jenen
leberfluß in ſeinem Daſein, jene üppige Lebensfülle fühlt,
ie bisweilen das jugendliche Gemüth überwältigt. Mancher

kann nicht Geſchmack finden an dieſer Art von Unterhaltung, kann ſie nicht verſtehen; ſein Gedanke hat nicht Beweglichkeit genug, er iſt entweder zu träge oder zu ſteif, und kennt keine andre Erquickung für den Geiſt als Schlaf. Er möchte Anderen gern einbilden, daß der Geiſt im Grunde keinen Theil nimmt an ſolchen Geſprächen, weil ſie zu keinem eigentlichen Ergebniß führen, weder für die Theorie, noch für die Praxis. Aber man ſoll ſolchen Leuten nicht glauben, und wenn man die Poeſie liebt, und Sinn hat, ſie im Alltagsleben wiederzufinden, ſo wird man ihnen auch nicht glauben.

Der nächſte und gewöhnliche Weg zwiſchen den beiden Landhäuſern war grade nicht die betretene Straße, er ſchlängelte ſich zwiſchen Gebüſch und Wald, wo das Licht noch ſparſamer war, und da ihn Emma in wer weiß wie langer Zeit nicht gegangen, und jetzt zu beſchäftigt war, um darauf zu merken, wurden ſie plötzlich, grade als ſie eine offene Fläche betraten, überraſcht von dem eifrigen Gebell einiger wachſamen Hofhunde in einem kleinen ſchlummernden Dörfchen, und Emma mußte geſtehen, daß ſie fehlgegangen ſei.

„Nun ſollen Sie ſehen, daß es uns ergehen wird, wie der Maria in dem Elfenmährchen,“ ſagte ſie und lachte; „wir ſind ſo wild umhergelaufen, daß wir uns nicht nach Hauſe finden können. Herrgott, ſollen wir nun ſieben Jahre hier bleiben, bis uns Alle vergeſſen haben?“

„Das wäre freilich eine troſtloſe Schickung,“ antwortete Eduard, „aber was mich betrifft, ſo will ich mich ſchon darein finden, denn wenn ich die Zeit in Ihrer Geſellſchaft hinbringen dürfte, würde ſie mir wie Ein Tag erſcheinen." Er wußte nicht recht, ob er es für einen Scherz von Emma anſehen ſollte, oder ob ſie wirklich den Weg verfehlt hätte; vielleicht, meinte er, hatte ſie ihn mit Fleiß irre geführt. In jedem Falle konnte der Irrthum nicht bedeutend ſein, und Emma hatte bald beſtimmt, in welcher Richtung ſie ihre Wanderung fortſetzen ſollten.

Mit hurtigen Schritten verfolgten ſie eine kleine Stunde lang einen Steig oder Feldweg; wo der Weg Schwierigkeit machte, ſprang Emma voran, ohne daran zu denken, daß das Gras feucht, und daß ſie durch Annettens Schuhe dagegen nicht geſchützt war. Eduard betrachtete indeß mit Bekümmerniß ſeine Füße. Dies commune naufragium machte ihnen Spaß, und ſie belachten jene erſte von allen Geſundheitsregeln, welche ſo oft das Thema väter- und mütterlicher Gardinenpredigten geweſen war. Jugend und Weisheit ſchicken ſich nicht zuſammen. Plötzlich ſtand Emma ſtille. „Ich muß Ihnen doch ſagen, daß ich der Aſtronomie nicht ganz unkundig bin," begann ſie, „diesmal will ich mich wenigſtens von den Sternen führen laſſen."

„Nehmen Sie ſich in Acht, ſie werden ſicherlich verſchwinden, wie die Irrlichter, ehe wir ans Ziel kommen," ſagte Eduard. „Aber freilich, dann haben wir die Sonne, und die wird uns beſſer helfen."

„Meinen Sie? — Kennen Sie den Stern, der ſo klar und freundlich ſchimmert etwas links, ganz niedrig über dem Horizont?“ Eduard verneinte es. „Sollte man glauben, daß das ein Licht auf einer Mühle iſt?“ Dieſe Mühle lag dicht an Emma's Aufenthaltsort, und ſie richtete deshalb ihre Schritte dorthin. Als ſie den Mühlenflügeln vorübergingen, ergriff ſie ihn plötzlich am Arm und zog ihn ſeitwärts, obgleich er völlig außer Gefahr war. Der Wind war überdies ſehr ſchwach, ſo daß die Flügel ſich langſam drehten und um ihre Achſen knarrten, während der Müllerburſche drinnen ſang, um ſich wach zu erhalten bei der Arbeit. Auch hier hielten ſie an, um auf den Geſang zu horchen, und Emma ließ ſich über die Geſchäftigkeit aus, welche mit der ſchläfrigen Ruhe rund umher, und über die weißen Müller und Mehlſäcke, vom Lichtſcheine beleuchtet, welche mit der ſchwarzen Nacht draußen contraſtirten. Ein ſolches nächtliches Gemälde nimmt ſich hübſch aus, und was ſuchen wir wohl anders als Contraſte in unſrer Betrachtung der Natur? Schatten und Licht, Leben und Tod, je näher ſie aneinander grenzen, deſto mehr heben ſie einander.

Der Geſang war beendigt, und das letzte Stück Weges zurückgelegt. Bei einem Feldwege kamen ſie von hinten in den Garten; um das Haus nicht in Aufruhr zu ſetzen, beſchloß Emma durch den Garten in ein kleines Bauerhaus zu gehn, wo einige alte Leute wohnten, welche im Winter die Aufſicht hatten über des Conferenzrathes

Landſtelle; von da konnte ſie die Geſindeſtube erreichen und die Dienerſchaft herausklopfen. Sie bog die Weidenzweige zurück und war mit einem Sprung in dem Garten; Eduard folgte ihr. Emma führte ihn durch enge, dichtverwachſene Gänge zu dem kleinen ſtrohgedeckten Hauſe, deſſen kleine ſchiefe Fenſter von einer aufgeſchoſſenen Hecke halb verhüllt waren. Die Thür ſtand halb auf. Indem ſie vorbeigingen, ward ſie ein wenig weiter geöffnet, und ein Kerl ſteckte den Kopf heraus und flüſterte in ärgerlichem Tone: „Was zum Satan trittſt du denn wie ein Klotz auf, Niels?“ — Emma fuhr vor Schreck zuſammen, und Eduard fragte halblaut: „Was giebt's?“ — Der Kerl, welcher ſich zurückgezogen hatte, ſteckte ſogleich den Kopf wieder heraus und ſah ſie Beide an; dann ward die Thür aufgeriſſen, und in vier Sprüngen war die verdächtige Perſon über die Planke. Der junge Juriſt, in deſſen Kopf das Criminalrecht und Gewalt und Mordbrennerei beſtändig ſpukten, zweifelte keinen Augenblick, daß hier etwas Aehnliches ſich ereignete, wobei er kein unthätiger Zuſchauer bleiben konnte. Ohne ſich einer beſtimmten Abſicht bewußt zu ſein, ſetzte er ihm nach. Emma ſtand unterdeß allein im Garten, und nachdem ſie ſich beſonnen hatte, hielt ſie es für das Rathſamſte, die Bewohner des Hauſes zu wecken, welche ſie wohl kannte, um bei ihnen Zuflucht zu ſuchen. Es iſt eigenthümlich bei dem weiblichen Geſchlecht und bei Kindern, daß ſie nicht ſo ſehr bei eigentlicher Gefahr erſchrecken als bei deren Schatten, ſie zeigen oft große Entſchloſſenheit im entſcheidenden Augenblick, aber was verdächtig und nicht geheuer iſt, und zumal Einſamkeit und Dunkelheit, beraubt ſie alles Muthes. Doch die Natur hat ihnen ein Gegengewicht verliehen; denn wie ſie ſich vor eingebildeten Gefahren fürchten, ſo finden ſie auch Troſt in eingebildetem Schutze; und deshalb eilte Emma, um bei den alten Hausleuten Sicherheit zu ſuchen. Aber in dem Augenblick, wo ſie in die Thür trat, ſtieg wie aus der Erde dicht vor ihre Füße eine ähnliche Geſtalt. Sie wäre beinahe vor Beſtürzung in die Kniee geſunken, und ſtieß einen lauten Schrei aus, der des Unbekannten Eile verdoppelte. Er ſchlüpfte ihr vorüber zur Thür hinaus und verſchwand. Emma faßte nach der Stubenthür, aber ſie war abgeſchloſſen, ſie klopfte an, aber Niemand antwortete. Das Haus war leer und verlaſſen. Athemlos vor Schreck hielt ſie ſich an einer kleinen, ſchmalen Treppe, welche gleich an der Thür zum Boden hinaufführte, und wagte ſich weder links noch rechts zu wenden, während ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach Eduard's Fußtritten horchte, und unverwandt in die pechſchwarze Dunkelheit ſtierte, welche eine verräucherte Feuerſtelle im Hintergrunde verbarg, um Acht zu haben, ob nicht irgend eine Bewegung dort einen Feind verrathe. Aber Alles blieb ſtille, und es verliefen mehrere Minuten in dieſem beklemmenden Schweigen.

Endlich hörte ſie Stimmen und Fußtritte im andern

Ende des Gartens, aber es war nicht Eduard. Man näherte ſich der Thür, ihr Herz klopfte unruhig, und in dem höchſten Grade der Angſt ſuchte ſie einen Schlupfwinkel hinter der Treppe. Einige von den ſprechenden Perſonen entfernten ſich wieder, Einer aber trat hinein, und ein Andrer verſperrte den Ausgang. Der Erſte kam ihr näher, ſchlug auf die Treppe mit einem großen Knittel, durchſuchte jeden Winkel und faßte endlich Emma's Mantel. „Haha, hier haben wir ihn! Komm hervor, Burſche!“ ſagte er barſch, und zog ſie mit Gewalt aus ihrem Verſteck.

„Um Gottes Willen!“ flüſterte ſie mit bebender Stimme. „Halt das Maul, Bürſchchen! Nicht gemuckſt!“ rief er.

„Wer iſt es?“ fragte der Andre in der Thür.

„Ach was, ein halbgewachſener Burſche, den ſie als Handlanger mitgenommen haben. Du biſt mein Seel noch zu früh auf dieſe Galeere gekommen!“

„Sie irren, mein Herr,“ fing Emma an, während ſie ohne Widerſtand ſich am Kragen feſthalten ließ von einer groben Fauſt, die ihr die Finger in die zarte Wange drückte, ſo daß ſie kaum ſprechen konnte; „wir gingen blos hier vorbei, und ſo“ — — —

„Ja ja, du haſt dich hier hereinverirrt, Schlingel! Ich will dich lehren, dich zu verirren, glaube mir. Was Teufel iſt das?“ fing er wieder an, als er über Etwas ſtolperte, das auf dem Fußboden lag.

„Geſtohlenes Gut,“ ſagte der Andre in der Thür, „komm hier damit her.“ Der Erſte bückte ſich nieder und nahm ein Stück Zeug auf, das er ſeinen Kameraden zuwarf, der es vorſichtig ſchüttelte und es dann unter den Arm nahm. „Das iſt des Kerls alter Rock, den er hat, der elende Lump. Du haſt dich ſchlecht vorgeſehen, Bruder, wenn du nichts Beſſeres erwiſcht haſt.“

Emma wollte wieder anfangen, ſich zu erklären. „Mein Herr, Sie ſind in Irrthum, ich bin nicht — ich bin nicht der, wofür Sie mich halten. Mein Vater iſt Eigenthümer des Hofes hier dicht daneben.“

„Poſſen, Burſche! Meinethalben mag dein Vater Eigenthümer der Hölle ſein! Was Teufel wollteſt du denn hier?“

„Ich wollte nach Hauſe,“ ſtammelte ſie, „und da ich vorbeikam“ — — —

„Schweig, verwünſchter Junge, man kommt hier nicht vorbei um dieſe Tageszeit,“ fuhr er in demſelben Tone fort. „Nun will ich keine Sylbe mehr hören, bis der Commis kommt, damit wir dich bei Licht beſehen können. Vielleicht haben wir dich ſchon ſonſt unter Händen gehabt, und ſind alte Bekannte.“ Es raſchelte in ihrer Bruſttaſche, er griff hinein und faßte Karl's Dolch und zog ihn heraus, indem die Scheide darin blieb. Auch dieſen überlieferte er ſeinem Kameraden, indem er ſagte: „Na, das geſteh' ich, du haſt auch ſolche Inſtrumente bei dir, und damit haſt du dich hier herein verirrt? Ja ja, guter Freund, das ſoll noch unterſucht werden."

Inzwiſchen kamen draußen Mehrere an. Emma hörte, daß man drei Andere gefaßt hatte, daß der Commis zum Conferenzrath gegangen war, und daß man die Ergriffenen nur in Verwahrung behalten und nicht forttransportiren wollte bis auf nähern Beſcheid. Nun hörte ſie auch Eduard's Stimme. Er proteſtirte in ſeinem und ihrem Namen, Emma ward herausgeführt, man fand, daß ſie in Frauenkleidern war, aber man hatte allzu ſchlagende Beweiſe gegen ſie, um ſeinen Verſicherungen zu glauben. Der Grund zu dieſem Unglauben lag beſonders darin, daß die Branntweinsflaſche zu häufig die Runde gemacht hatte bei den Polizeibeamten auf den nächtlichen Poſten, von wo ſie auf den zuvor angegebenen Einbruch ein wachſames Auge haben ſollten, als daß ſie eine ſo verwickelte Sache wie dieſe zu durchſchauen im Stande geweſen wären. „Ja ja, ja ja," fuhr der fort, der das Wort führte. „Ihr kommt noch in ein ſcharfes Verhör, ehe Ihr freigelaſſen werdet, ſo geputzt, wie Ihr ſeid, mein guter Freund! Hier ſollt Ihr mein Seel vor der Hand bleiben, davor will ich ſtehen. Und Diebsgeſindel iſt es doch allemal," ſagte er halbleiſe zu den Anderen.

Emma und Eduard dachten mit Schrecken an die Auflöſung, die dies Abenteuer erfahren mußte durch die Dazwiſchenkunft von Emma's Vater. Sie zitterte ſchon, als ſie von weitem ſeine Stimme hörte, und flüſterte Eduarden mit bebenden Lippen zu: „Gott, wie aufgebracht wird mein Vater werden!“

Nun kam der Conferenzrath und ſeine Begleiter, nebſt einem Menſchen mit einer Leuchte. Einer von den Bedienten wollte eben die Arreſtanten vorführen, als des Conferenzraths Augen auf Emma fielen, welche weinend ſich ihm näherte. „Beim lebendigen Gott, meine Tochter!“ brach er aus. „Emma, Emma, wie zum Henker kommſt du hierher? Und Sie, mein Herr,“ indem er ſich an Eduard wandte, „wer ſind Sie, wenn ich fragen darf?“ — Eduard beantwortete kurz und ernſt ſeine Frage, aber er hatte kaum ſo viel Geduld, darauf zu hören, und unterbrach ihn jeden Augenblick mit Ausrufen und Verweiſen an die unglückliche Tochter. Bald drehte er ſich auf der Ferſe herum und ſtampfte die Erde, bald warf er zornige Blicke auf Eduard, und betrachtete den fremden jungen Herrn, den er mitgebracht hatte, und der mit Verlegenheit ein Zeuge des ganzen Auftritts war. An dieſen wandte er ſich zuletzt mit den Worten: „Herr Berg, darf ich Ihnen meine Tochter vorſtellen? Es thut mir Leid, daß es nicht in beſſerer Geſellſchaft geſchieht.“ Der Fremde verbeugte ſich, Emma neigte das Haupt ein wenig, und Eduard biß ſich in die Lippen. Endlich war die Sache vollkommen im Reinen, die wahren Verbrecher in Augenſchein genommen, und der Conferenzrath ſchickte ſich an fortzugehen. Mit einem nachläſſigen Compliment und ſaurer Miene ſagte er zu Eduard: „Ich danke Ihnen, mein Lieber, daß Sie meine Tochter bei dieſem Abenteuer begleitet haben. Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.“ Emma folgte ihm, indem ſie mit Thränen in den Augen Eduarden ein freundliches Lebewohl zunickte. Der Fremde ſah es und lächelte.

Eduard folgte ihnen in einigem Abſtand nach dem Gehöft zu. Mancherlei Betrachtungen durchkreuzten ſeinen Kopf, die weinende Emma, des Vaters Anmaßung und Unart, der fremde junge Herr, der ihr einige Schritte vor war. Es trieb ihn unwiderſtehlich, ihnen zu folgen, und erſt als ſie thüreinwärts verſchwanden, ſtand er ſtill. Jetzt erſt dachte er an die Gäſte bei dem Commandeur und eilte hurtig zurück, um wieder zur Geſellſchaft zurückzukommen. Die Erklärung und der Tanz waren Bilder, welche ihm beſtändig drohend vorſchwebten, und er mußte draußen ſtehen bleiben, um in einiger Entfernung ſich an die Muſik und das Vergnügen zu gewöhnen.

Er langte grade mit den erſten Strahlen der Sonne an. Der Hahn krähte im Hofe, die Vögelchen zwitſcherten auf dem Dache, und der dicke Nebel über der Gegend begann ſich zu lüften. Die Dienſtleute waren ſchon auf den Beinen und im Begriff, an ihre Arbeit zu gehen. Als er in den Tanzſaal trat, mit einem mißvergnügten Geſichte, das nur darin ſeine Entſchuldigung finden konnte, daß ihm die Lichter in die Augen ſchienen, war man eben dabei, den letzten Tanz zu machen. Ehe ſie jedoch damit fertig wurden, ſchien die Sonne hell in die Fenſter. Die bleichen Geſtalten mit rothen Augen und verſtörten Friſuren, in zerknitterten und beſtäubten Kleidern, beleuchtet von dem freundlichen Morgenſtrahl, der, ſo zu ſagen, die Lichter verſchluckte, welche man unbarmherzigerweiſe noch brennen ließ, der Leiermann mit Augen ſo matt und ſchwer wie Blei, berauſcht vom Schlaf, und kaum im Stande, die Hand zu drehen, das war die Morgenſcene, welche ſich ihm hier darbot, und welche der Commandeur vom Lehnſtuhl in einem Winkel des Zimmers mit einem Blick betrachtete, in welchem ſich Schläfrigkeit und gaſtliche Freude miſchte. Es giebt wirklich keine häßlichere Parodie auf das geſellſchaftliche Vergnügen als ein ſolches Gemälde. Es giebt Nichts, womit man dies forcirte Leben vergleichen kann, aus dem nicht allein der Geiſt verſchwunden iſt, ſondern das nicht einmal mehr eine Spur von äußerem Glanz und Schönheit behalten hat; Nichts trägt das Gepräge der Geſchmackloſigkeit und des Eckels ſo deutlich auf der Stirne als dieſe matten Verſuche, die hinſterbende Beweglichkeit aufrecht zu erhalten, damit ſie nicht hinſinke unter den ſchlechteſten Marionetten, deren Aeußeres man ſich zum Theil ſchon angeeignet hat. Es iſt eine Reactionsperiode in der geſellſchaftlichen Freude, die man ſich ein Vergnügen machen muß ans Licht zu ziehen; einen ſolchen Mißbrauch hat die Mode Reihen von Jahren hindurch bis noch vor Kurzem geheiligt.

Endlich ging der Tanz zu Ende, ſowie das Kaffeetrinken und die gegenſeitigen Dankſagungen zwiſchen Wirth und Gäſten, die Geſellſchaft zerſtreute ſich, und die alte Ruhe kehrte in die Wohnung des Commandeurs zurück, die lange nicht ſo ſehr geſtört worden war.

Es war ſchon ſpät am Vormittage, als Annette aus ihrem Schlafgemach hervorkam und ſich freute, daß der Schauplatz der lärmenden Luſt durch Juliens Bemühungen eine ſo vollſtändige Verwandlung erfahren hatte, daß keine Spur der vorigen Scenen zurückgeblieben war. Der Commandeur kam erſt gegen Mittag herbei und ſchalt auf die Töchter, daß ſie ihn ſo lange hatten ſchlafen laſſen.

Dieſer Abend und das Mißgeſchick, das ihn ſeiner Bedeutung beraubt hatte, war eben nicht der Gegenſtand des Geſprächs für die Familie. Sowohl der Vater als die Schweſter hatten zu viel Sorgfalt anwenden müſſen, um die Wunde zu heilen, welche das Schickſal Julien geſchlagen hatte, als daß ſie nicht Alles hätten zu enfernen geſucht, was ſie wieder aufreißen konnte. Annette war auch beſtändig ſo vergnügt, als ob Nichts vorgefallen wäre, ſie lachte und ſang und klappte Julien auf die Wange, ſo daß dieſe, welche dachte, ihre Schweſter um Verzeihung bitten zu müſſen, weil ſie die Urſache der Störung geweſen war, kaum Gelegenheit dazu finden konnte und zuletzt es als überflüſſig aufgab. Der Commandeur dagegen ärgerte ſich im Stillen, daß ſein Plan, ſo zu ſagen, dicht vor dem Hafen geſtrandet war. Alte Leute in einem ſo beſchränkten Wirkungskreiſe, wie der ſeinige, gewöhnen ſich gemeiniglich das, was ſie ſich vorgenommen haben, ſchon ſo gut wie geſchehen zu betrachten, und wiſſen ſich nicht zu faſſen, wenn es ihnen fehlſchlägt. Nachdem er mehr als acht Tage mit einer nachdenklichern Miene als ſonſt umhergegangen war, und Annette bemerkt hatte, daß er oft mitten in ſeinen tiefen Betrachtungen die Augen feſt auf ſie gerichtet hatte, als ob ſie der Gegenſtand derſelben ſei, rief er ſie eines Abends zu ſich in ſein Zimmer. Er faßte ſie unter dem Kinn, ſah ihr ſtarr in die Augen und ſagte: „Siehſt du, meine Tochter, es war mein Ernſt, daß Eure Verlobung erklärt werden ſollte — hm — ich kann dieſe Heimlichkeitskrämerei nicht leiden. Jungen Leuten mag es Freude machen, ſo etwas für ſich allein zu haben; aber ich bin zu alt, um eine Rolle in dergleichen Geſchichten zu ſpielen. Und was ſoll es denn auch? Kennt Ihr euch nicht hinlänglich? Und will es die Mode, ſo muß man ſich eben nicht nach der Mode richten. Es taugt nicht, in ſolchen Sachen modern zu ſein. Es iſt ſchlimm genug, daß man ſeine Kleider nach der Mode ſchneiden laſſen muß, aber ſeine Handlungen und ſein Verhalten ſoll man zum Henker nicht von ihr dominiren laſſen. Ans Tageslicht damit! Verſtehſt du mich?“

Annette hatte während dieſer ganzen Rede blutroth dageſtanden, die Augen auf den Fußboden geheftet, und an ihrem Schürzenband gezupft. Sie antwortete nicht. „Du ſchämſt dich, Annettchen," fing er wieder etwas milder an, „aber das hilft nicht. Eduard iſt ein flinker junger Mann, ein honetter Menſch und — du mußt nicht mehr ſo kindiſch ſein, hörſt du?" Und nun trug er ihr den Entſchluß vor, den er gefaßt hatte. Binnen vierzehn Tagen war ſein eigner Geburtstag; er war zwar viele Jahre nicht gefeiert worden, aber man konnte ihn ja ſo gut wie jeden andern Tag benutzen. Er wollte da einen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden einladen, und in deren Gegenwart ſollte die Erklärung erfolgen. „Ich will es dir überlaſſen, Julie, wen Ihr einladen wollt, aber der Tag iſt hiermit beſtimmt. Vergeßt es nicht!" Das waren ſeine letzten Worte. Julie ward alſo in dies Vorhaben eingeſchloſſen, das eine unausweichliche Regel für Beide war, und auf das Genaueſte ausgeführt werden mußte. Aber je näher der beſtimmte Tag heranrückte, deſto mehr wuchs die Zahl der Gäſte, denn immer entdeckte man, daß man noch den Einen und den Andern ausgelaſſen hatte, der gleichen Anſpruch hatte, eingeladen zu werden als Der oder Der, der ſchon eingeladen war, und ſo ward die Geſellſchaft noch zahlreicher als das erſte Mal.

Der Tag kam, und wieder verſammelten ſich Verwandte und Freunde im Hauſe des Commandeurs. Diesmal war es mehr ein Sommerfeſt, denn an einem der erſten Maitage ſpazierten die geputzten Damen und Herren zwiſchen den grünen Gebüſchen und Hecken des Gartens. Der Himmel war ſo rein und klar, und Annette athmete ſo frei, während ſie ihre Freundinnen umherführte, um die lächelnde Landſchaft zu betrachten; aber als die Gäſte rund um den Tiſch Platz genommen hatten, und ſie wieder an Eduard's Seite ſaß auf derſelben Stelle wie jüngſt, da war es geſchehen um ihre Munterkeit, und ſie fühlte eine Angſt und Verlegenheit, die ſich auf ihren Wangen und in ihrer Stimme verrieth. Sie bebte bei jeder Pauſe in dem allgemeinen Geſpräch, als ob hiermit der entſcheidende Augenblick gekommen ſei. Aber auch diesmal ſollte der Zufall mit ſeiner allmächtigen Hand ſtörend in ihr Schickſal greifen. Zufall? — warum nicht Vorſehung?

Den Zufall giebt die Vorſehung,
Zum Zweck muß ihn der Menſch geſtalten.

Dieſer Augenblick näherte ſich ſchon mit ſtarken Schritten, als ein Diener haſtig hereintrat, und den Commandeur und Eduard hinausrief nach einer kurzen geheimen Mittheilung. Sie folgten ihm Beide mit ſehr ernſthaften Geſichtern. Gleich darauf ward auch Müller hinausgerufen, und Annette benutzte die Gelegenheit, ſich gleichfalls zu entfernen. Die Geſellſchaft ſaß in geſpannter Erwartung zu erfahren, was vorgefallen ſei. Niemand konnte Etwas von dem Zuſammenhange errathen, aber Jeder bemühte ſich darum, und die Augen liefen ſpähend umher, Etwas zu entdecken, worauf ſich Vermuthungen gründen ließen. Das Einzige war ein lediger Stuhl, wo der Lieutenant Roſen vermißt wurde, der kurz vorher aufgeſtanden war und ſich leiſe hinausgeſchlichen hatte. Aber bald klärte ſich Alles auf. Karl war hinausgegangen, um ein Transparnet auf einem Baum anzuzünden, wo Annettens und Eduards Namen ſich in einander ſchlingen ſollten. Der Diener hatte eine Leiter an den Baum geſetzt, der ziemlich hoch war, und ſie losgelaſſen, als Karl auf der oberſten Sproſſe ſtand; ſie war auf dem feuchten Boden ausgeglitten, und Karl niedergeſtürzt. Als der Commandeur und Eduard herauskamen, lag er betäubt auf der Erde und einer von ſeinen Aermen, zwiſchen die Sproſſen der Leiter gekommen, war gebrochen. Er ward ſogleich hineingebracht auf ein Bett und genau unterſucht, da der Arzt einen Knochenbruch in der Hirnſchale fürchtete. Eduard war wie außer ſich, da Müller ihm dies grade heraus erklärte und hinzufügte, daß man das Schlimmſte erwarten könnte. Der Commandeur ſuchte vergebens ihn zu beruhigen, und die natürliche Folge des Unglücks war, daß die Geſellſchaft ſich bald auflöſte, und, wie man meinte, auf das Vergnügen verzichtete, den Geburtstag noch verherrlicht zu ſehen durch ein Feuerwerk und durch des Commandeurs Namenszug im Transparent. Karl kam jedoch nach Verlauf von ein paar Stunden vollkommen zu ſich ſelbſt; der gutmüthige alte Commandeur gab ihm zu erkennen, er werde auf keine Weiſe zugeben, daß er das Haus verließe, bis er wieder ſo geſund und friſch es thun könnte, wie er hineingekommen ſei, und bat ihn, das einzige kleine Gaſtſtübchen ganz oben als ſein Hospital zu betrachten. Der Arm ward in Schienen und Bandagen gelegt, und Müller und Eduard blieben die erſte Nacht bei ihm. Schon am nächſten Tage war alle Gefahr vorüber, nur war es nothwendig, daß er in den erſten Wochen das Bette hüten mußte.

Das war für den Kranken eine ſehr unangenehme Nachricht. Er langweilte ſich ſchon im voraus auf ſeinem einſamen Krankenlager hier draußen, weit entfernt von allen Freunden und Bekannten, und verwünſchte im Stillen den Namenszug, den unvorſichtigen Diener und die abermalige Verhinderung der beabſichtigten Erklärung. Der Commandeur war anfangs auch ſehr ärgerlich über dieſen Unſtern. Es war, als ob alle böſen Geiſter ſich gegen ſeinen Plan verſchworen hätten, und er gerieth wirklich in eine Art von abergläubiſcher Furcht, welche ihn vor der Hand abhielt, ihn ins Werk zu ſetzen. Inzwiſchen war er innerlich froh, wenn er Karln Geſellſchaft leiſten konnte, denn er hatte unzählige Fragen an ihn zu richten über die liebe alte Flotte und ſeine gleichalterigen Freunde der Jugend und des Mannesalters im Staate, von denen er nun ſo gut wie ganz getrennt war, über die Fahrzeuge, mit welchen die Flotte ſeit ſeiner Zeit vermehrt war, und deren Bauart, und über manche andere dergleichen Dinge. Vor Allem kamen ſie bald auf ein Capitel, worauf alte

Seeleute ſo natürlich und ſo gern das Geſpräch bringen, nämlich auf die unzähligen Gefahren und luſtigen Abenteuer, die es ihm eine unſägliche Freude machte, ſich ins Gedächtniß zurückzurufen. Seine Beſuche waren jedoch, wenn auch häufig, doch kurz; er kam oft mit der Pfeife im Munde hinein und fing ein Geſpräch an, aber eben ſo oft ward er wieder abgerufen, oder es fiel ihm ſelbſt Etwas ein, das beſorgt werden mußte, und er mußte abbrechen. Denn grade in dieſer Zeit war viel Aufmerkſamkeit nöthig, das nicht unbedeutende Landeigenthum zu verwalten, und die Leute nach der Winterruhe in Gang zu bringen; denn ſo arbeitſam der Bauer im Sommer ſein kann, ſo ſehr überläßt er ſich auch der Trägheit im Winter. Julien war die Haushaltung übergeben, und Küche und Keller waren einen großen Theil des Tages ihr Aufenthalt. Annette war die einzige, die ſich des Kranken annehmen konnte, denn bei ihrer häuslichen Arbeit konnte ſie meiſtens ſtill ſitzen. Dem Commandeur fiel es auch bald ein, daß ſie in dem einen Zimmer ſo gut nähen könne wie in dem andern, und ward ganz verdrießlich, als Julie, welche ſehr wohl merkte, wie ſchwer es Annetten ward, durch allerlei Umſchweiſe und Entſchuldigungen die Rechte der weiblichen Schamhaftigkeit in Schutz zu nehmen ſuchte. Von dieſer „Sprödethuerei“ wollte der Commandeur Nichts wiſſen in ſeinem Hauſe. „Liebſten Kinder, ſollte ich ihn, der hier bei mir zu Schaden gekommen iſt, meinet- und Euretwegen, ſollte ich ihn hier im kalten Bade liegen laſſen, damit er ſich hundert Meilen von hier wegwünſchte? Das ſoll in Ewigkeit nicht geſchehen, und wenn ich Alles liegen laſſen und mich ſelbſt zu ihm ſetzen ſollte. Geh du zu ihm, mein gutes Annettchen, und nimm dein Strickzeug mit. Wie würde es dich kleiden, wenn du die fremde Dame gegen deinen eignen Schwager ſpielen wollteſt?" — Und nun wußten die Töchter aus Erfahrung, daß keine Einwendungen halfen. Im Grunde wußte auch Julie nicht recht, warum es der ſonſt ſo gutmüthigen Annette ſo ſchwer werden konnte, ſich in ihres Vaters Willen zu fügen, zumal da es darauf ankam, den leidenden Verwandten ein wenig zu pflegen und zu zerſtreuen. Sie kannte freilich nicht die genaueren Umſtände von Karls und Annettens früherer Bekanntſchaft, die es dieſer jetzt ſo ſchwer machte, ſich ihm zu nähern.

Sie hatten ſich das erſte Mal in dem Alter geſehen, wo das Kind nicht mehr Kind, und doch noch nichts Anderes als Kind iſt, wo die Seele die erſten Ahnungen der Liebe fühlt; in dem Alter, wo die Meiſten, welche nur etwas Freiheit haben, auch einen Gegenſtand ihrer Neigung finden, der nicht blos an ihren Spielen theilnehmen, ſondern mit dem ſie auch oft ſo ernſthaft ſprechen können, als ob ſie älter wären als die Erwachſenen. Karl, der damals auf der Akademie war, brachte einmal die Sommerferien draußen bei ſeines Vaters Blutsverwandtem und altem Freunde, Commandeur Selſtröm zu;

er war ein hübſcher und lebhafter Burſche, der ſich gut ausnahm in dem blauen Rock mit goldbeſäumtem Kragen und Ankerknöpfen, mit den blaugeſtreiften Beinkleidern und dem blanken Dolch an der Seite. Annette ging in ihr zwölftes Jahr, und ſo niedlich wie ſie, war ſelten ein Kind in dem Alter. Ihr Mutter war ſehr hübſch geweſen, und Alle verſicherten, daß die Tochter ihr leibhaftes Ebenbild ſei. Aber im Weſen ſchien ſie ihr eben nicht zu gleichen, denn die kleine Annette war damals ſo ausgelaſſen, wie ſie nachher ſtille ward. Ruhig zu ſitzen und zu nähen oder zu leſen, war ihre größte Plage. Darin ſah der Commandeur aber leibhaftig ſeine eigne Natur; es that ihm ſo leid, wenn er ſie ſchelten mußte, und ſie hatte deswegen viel mehr Freiheit, als diejenigen es für dienlich erachten, welche es nicht anerkennen, daß die ſtille Weiblichkeit, wo ſie nicht angeboren erſcheint, ſich am ſchnellſten entwickelt, wenn man der Wildheit der Natur erlaubt, auf eigne Hand auszuraſen. Was Annetten fehlte, war eine gleichalterige Geſpielin, aber dieſen Mangel mußte ihre Puppe erſetzen, und mit dieſer harmonirte ſie vortrefflich. Annette war ſich zeitig bewußt, wie ſie ſich langweilte, wenn ſie am Tiſche ſitzen und für dieſe kleine Kleider nähen ſollte, und wenn Julie ſich nicht der Garderobe angenommen hätte, ſo würde die kleine Freundin beinahe nackt haben gehen müſſen. In ihrer Puppe Geſellſchaft im Garten herumzuſpringen, oder auf dem Grasplatze im Hofe, den Lämmern nachzulaufen, ſie zu klatſchen, dem ungeheuren Treufeſt zu liebkoſen, wenn er ſich auf die Hinterbeine ſtellte, und die Kette mit ſeinem Halſe ſpannte, das war immer ihre größe Freude geweſen. Da ſie in ewiger Bewegung war, rollte das krauſe, dunkelbraune Haar ihr beſtändig über das Geſicht, wie ein wallender See, der über ſeine lächelnden Ufer wogt, und es wollte nicht helfen, wie unermüdlich ſie auch die eigenſinnigen Locken mit den beiden kleinen Händen zurückſtrich.

In den Sommerferien vor nun beinahe ſechs Jahren machte ſie, wie geſagt, Karl Roſen's Bekanntſchaft. Gleich am erſten Abend machten ſie auf einander Eindruck, und nach zwei Tagen, als ſie zuſammen ſpazierten, am kleinen See in der Abendſtunde, kam es zu einer Erklärung zwiſchen ihnen. Die untergehende Sonne war Zeuge ihrer erſten Geſtändniſſe und gegenſeitigen Gelübde. Es ſollte jedoch ganz heimlich bleiben, und da Annette im Ganzen genommen wenig unter Aufſicht ſtand, da der Commandeur jetzt ſeine Heuerndte zu beſorgen hatte, und Julie ſchon in dem Alter war, daß ſie anfing, an der Wirthſchaft Vergnügen zu finden, ſo war keine Entdeckung zu fürchten. Sie befuhren den See rund umher zu Annettens unendlicher Freude — denn da alte Seeleute nicht die Furcht vor dieſem Elemente haben wie andere gute Eltern, war ein Boot ſtets zu ihren Dienſten — oder ſie ſpazierten Arm in Arm in dem kleinen Luſthain, und ſchlenderten beinahe von Morgen bis Abend, denn

Niemand vermißte ſie, wenn ſie nur zu den beſtimmten Zeiten des Eſſens da waren. In wenigen Tagen war Annette ihrer Puppe ganz entwachſen, welche die ganze Zeit in dem einſamen Tiſchkaſten liegen mußte und die alten Rechte ihrer Freundſchaft nie wieder erhielt. Karl beſang ihre Liebe und ſchnitt ihren Namen in die Buchen; ſie hielten ihre Liebe für ſo ewig, als ob nicht einmal der Tod ſie trennen könne.

Indeß näherten ſich die Ferien ihrem Ende und zwar mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Den vorletzten Abend pflückte Annette die ſchönſte Roſe und gab ſie ihm mit Thränen in den Augen; er tröſtete ſie mit ſeinen Ausſichten, Offizier zu werden vielleicht in vier Jahren, und dann den beſchwerlichen Zwang abzuwerfen, dem die Akademie ihm jetzt auflege, und bis dahin verſprach er, ſie ſo oft zu beſuchen, als er Ferien habe. Den nächſten Nachmittag machten ſie ihre letzte Waſſerfahrt, aber ſie lief unglücklich ab. Das Boot ſchlug bei einer unvorſichtigen Wendung um, zwar ſo nahe am Lande, daß weder ſie noch das Fahrzeug in große Gefahr geriethen, aber der Commandeur, der in der Ferne Karls ungeſchicktem Benehmen zugeſehen hatte, war außer ſich vor Erbitterung und Verachtung gegen den Steuermann, ungeachtet der es doch war, welcher Annetten nach dem Schiffbruch gerettet hatte. Indeſſen hatte ſich ſeine Hitze gegen Abend ganz gelegt, und beim Abſchied bat er Karln, in den Winterferien wieder hinauszukommen zum Weihnachtsfeſt.

Obgleich die Abreiſe am nächſten Morgen um ſechs Uhr vor ſich ging, war Annette doch ſchon über eine Stunde aufgeweſen, und ſie hatten noch einen kleinen einſamen Spaziergang gemacht, bis ſie ſich öffentlich ein kaltes Lebewohl ſagten am Wagen. Die erſten Tage nach der Trennung waren ſie gegenſeitig Einer des Andern einziger Gedanke. Annette konnte Stunden lang an dem See ſtille ſitzen und ſtricken, Karl war noch mehr zerſtreut und unaufgelegt zur Arbeit, als junge Leute ſonſt nach den Ferien zu ſein pflegen. Aber nach der ſchlimmſten Sommerhitze kommt der Herbſt, und dann der Winter; da hatte ſich die Luft abgekühlt. Nach und nach riß das wirkliche Leben ihn aus den Träumereien der Hoffnung und Erinnerung, und als endlich die Bälle begannen, wo er oft mit hübſchen Mädchen zuſammenkam, welche älter und geputzter waren als die beſcheidene kleine Annette, da ſchoß Amor einen ganzen Köcher voll Pfeile gegen ſein Herz, und jeder dieſer Pfeile, mit Ausnahme des allererſten, hat bekanntlich die Eigenſchaft, daß er nicht blos verwundet, ſondern auch heilt, indem die neue Wunde eine Arzenei für die ältere iſt. Der Winter war verfloſſen, und hiermit zugleich das Weihnachtsfeſt, ohne daß er ſein Verſprechen erfüllt hatte, und nach dieſer erſten Treuloſigkeit ward es ihm unangenehm, an die Zeit zurückzudenken, die ihm ſo glücklich vorgekommen war; er bemühte ſich, ſie aus ſeiner Erinnerung zu verſcheuchen, und es glückte ihm. Eine ſolche Unbeſtändigkeit liegt in der Natur des männlichen Geſchlechts, aber mehr oder minder in den verſchiedenen Lebensaltern, und in der Regel grade in vorzüglichem Grade bei den Halberwachſenen. Das Kind verliebt ſich in ein Kind, aber es kommt ein Alter, das in der Mitte liegt zwiſchen dem Knaben und dem Erwachſenen, und das, was dieſes Lebensalter mit dem darauf folgenden Gemeinſchaftliches hat, iſt grade das Selbſtvertrauen und die Anſprüche. Eine männliche Perſon in dieſen Jahren verliebt ſich beinahe immer in ein Mädchen, das etwas älter iſt, als er ſelbſt, er will ſich durch ſie heben, und glaubt ſich herabzuſetzen, wenn er eine Jüngere oder Gleichalterige liebt, und deshalb muß er ſeiner früheren Liebe untreu werden.

Mit Annette war es anders: ſie war noch ganz Kind, und die Kindheit nicht blos das gelehrigſte, ſondern auch das vergeßlichſte Alter. Bis Weihnachten bildete ſie ſich ein, daß es die Hoffnung des Wiederſehens ſei, womit ſie ſich tröſte, obgleich ſie wirklich mit jedem Tage weniger Troſt gebrauchte. Da das Weihnachtsfeſt Karln nicht zurückbrachte und nicht einmal einen Brief von ihm, ging es ihr nahe; noch die nächſten Sommerferien hatte ſie ſchwermüthige Augenblicke. Aber damit war auch jeder Nachhall der Liebe verſtummt.

Erſt als Eduard ſeine Verwandtſchaft mit des Commandeurs Familie geltend gemacht hatte, und Hausfreund geworden war, erwachten wieder Erinnerungen an Karl bei Annetten; und als Eduard in ein ſo inniges Verhältniß zu ihr getreten war, freute ſie ſich, ihn wieder zu ſehen. Aber es war eine gewiſſe ſtolze und triumphirende Freude, womit ſie daran dachte, wie ſie die ganze Vergangenheit mit Scherz behandeln und ihn ahnen laſſen wolle, daß ſie die Sache noch leichter genommen habe als er. Er ſollte ſich davon überzeugen, indem er ſie mit einem Andern glücklich ſehe. Und doch, da ſie Eduarden oft erzählt hatte von der Hingebung, welche ſie für ſeinen Bruder gehabt habe, da ſie damit die Erinnerungen aufgefriſcht hatte, die nicht verſchwunden waren, denn ſie waren in ihrer Seele verſchlungen und bezeichneten den Gang ihrer Entwickelung, konnte ſie nicht ein Gefühl gekränkten Stolzes unterdrücken, ein Gefühl, das fern von Kummer und Furcht lag, und doch den Keim zu Beidem in ſich trug. Und dies Gefühl ward um ſo ſtärker, da ſie nicht Beredtſamkeit genug hatte, um gegen Eduard es abzuläugnen, daß eine ſolche kindliche Zuneigung zu den Kindereien gehöre, und keinen eigentlichen Grund aufbringen konnte gegen deſſen Behauptung, daß Karl doch ein tiefes Gemüth habe. Da ſie nun Karln wiederſah, fand ſie ſich in dieſer Meinung beſtärkt; ſie glaubte bei ihm einen gewiſſen Leichtſinn, eine geſuchte Freimüthigkeit und Offenheit zu ſpüren, die ihr ganz und gar nicht zuſagte. Er trat zu ihr hin, als ob er ſie gar nicht gekränkt oder betrübt habe; ſie hatte ſich zwar vorgenommen, es für vergeſſen zu halten, aber da er es ſo ganz vergeſſen zu haben ſchien, als ob es ein Traum geweſen ſei, ſo konnte ſie grade es nicht vergeſſen. Es iſt in der That nicht zu läugnen, daß dieſe Kindheitsverbindungen einen eigenthümlichen Ernſt haben, und wenn ſie ſich nicht auflöſen durch eine gemeinſchaftliche Uebereinkunft, oder damit, daß die Aelteren eingreifen gleich dem Schickſal, ſo kann ſich auch Untreue in ihnen zeigen. Dieſe Gedanken traten wohl nur dunkel bei Annetten hervor, aber ſie fühlte einen gewiſſen Unwillen gegen Karl und eine gewiſſe Beſchämung über ſich ſelbſt; ſie, der es ſo ſchon an Dreiſtigkeit im Leben fehlte, ſie fühlte ſich nun doppelt verlegen in ſeiner Nähe. Ihr war beinahe das Weinen nahe, als ſie mit ihrem Strickzeug aufſtand, um ihrem Vater zu folgen, der mit wahrer Freude Karln ſagte, daß er ihm hier Geſellſchaft bringe.

„Das iſt ſchön von Ihnen,“ ſagte Karl und ſtreckte ſeine linke Hand nach Annette aus; „wie ſoll ich Ihnen dafür danken?“

„Nicht wahr?“ antwortete der Commandeur, indem er herzlich Karls Hand drückte, welche er ſich dargeboten glaubte. „Aber wären Sie nicht Eduards Bruder, ſo wäre ſie wahrhaftig nicht zu Ihnen gekommen; ſo ſind die Frauenzimmer. Lebt wohl, Kinderchen, ich gehe ins Feld hinaus, das iſt jetzt mein Fahrwaſſer geworden.“ Und damit ließ er ſie allein.

Bei dem Anblick von Annettens feierlicher Miene fing auch Karl an, im Grunde ganz gegen ſeine Natur, verlegen zu werden. Er wußte nicht recht, wie er zu ihr ſprechen ſolle, es kam ihm ſo wunderlich vor, das Verhältniß zu ihr, als ob er ſie früher gar nicht gekannt habe, und doch war er darüber mit ſich ſelbſt einig, daß er von ihrem eigentlichen Berührungspunkte ſchweigen müſſe.

Die erſten Tage ſchlichen ſich auch langſam hin, ohne daß ihm Annettens Geſellſchaft zu großer Zerſtreuung gedient hätte. Das Geſpräch hatte nicht mehr Leben, als er ſelbſt ihm geben wollte, da ſie ihm ſtets nur mit wenigen Worten Antwort gab, und am meiſten machte es ihm Freude, wenn ſie ſtill am Fenſter ſaß, ſo daß er ſie recht wie ein ſchönes Bild betrachten konnte, doch nicht als ein fremdes oder bedeutungsloſes; denn ſie war das Titelkupfer in dem Roman, der die Geſchichte ſeiner Kindheit behandelte, und ſie belebte die Scenen, welche er aus jener verſchwundenen Zeit ins Gedächtniß zurückrief. Aber nach und nach verſchwand Annettens Furchtſamkeit. Es währte nicht lange, ſo kam ſie ſelbſt zu ihm hin, bot ihm ihre Hülfe an, erkundigte ſich nach ſeinen Wünſchen und bemühte ſich, dieſe nach beſtem Vermögen zu erfüllen. Aber es entſtand bald eine andre Bekümmerniß bei ihr. Mit aller ihrer beredten Anmuth, mit aller wahren Bildung, welche durch Juliens Sorgfalt und ihre eigne ſinnige Natur ihr zu Theil geworden war, hatte die Welt nicht die Fähigkeit bei ihr entwickelt, Stoff zu einer Unterhaltung zu finden, die aus tieferen Gefühlen weder hervorgeht, noch darin Nahrung findet.

Und Karl, dem das bewegte Leben ſchon ſeine bunte Mannichfaltigkeit gezeigt hatte, wie würde er ſich nicht bei ihr langweilen! Sie hatte ſich mehrmals bei Julien über dieſe ſchwierige Aufgabe beklagt, die ihr Vater ihr vorgelegt hatte, und fleißig alle Gegenſtände durchdacht, die, ihrer Meinung nach, etwas Anziehendes für den Kranken haben könnten. Unter dieſen war auch Emma Harms auf die Bahn gebracht; ſie hatte geſehen, wie eifrig dieſe Beide auf dem Balle ſich mit einander beſchäftigt hatten, und nur kürzlich hatte Emma in einem Briefe an ſie Roſens erwähnt, als ob dieſer Name ein mehr als gewöhnliches Intereſſe für ſie habe. Dieſer Gegenſtand hatte auch Anklang in Karls Herzen gefunden, und er hörte mit Wohlbehagen die Lobrede an, die Annette auf ſie hielt. Indeß war dieſe Unterhaltung ihr doch mehr läſtig als angenehm, und ſie freute ſich immer, wenn ein Dritter dazukam, ſelbſt wenn es Müller war, der häufig Krankenbeſuche machte.

Auch Eduard war nach Verlauf von zwei Tagen wieder da, um den Bruder zu ſehen. Er küßte Annetten, und dankte ihr für ihre Sorgfalt; ſetzte ſich dann auf den Rand des Bettes, mit dem Rücken nach dem Fenſter gekehrt, zu großer Verwunderung Karls, der geglaubt hatte, daß der Beſuch mehr Annetten gelte als ihm. Karl betrachtete ſie Beide mit Aufmerkſamkeit, und ſah, wie Annettens freundliche Augen beſtändig auf Eduard weilten, wie ſie jeder von deſſen Bewegungen folgten und eine geſpannte Aufmerkſamkeit ausdrückten, ſo oft er ſprach; ſie hatte die Hände und das Strickzeug in den Schooß gelegt, und ihre Gedanken waren ganz bei ihm. Endlich ſtand er auf und ging nach der Thür.

„Gehſt du, Eduard?“ fragte ſie etwas verwundert.

„Nein, noch nicht,“ antwortete er, „ich will deinen Vater ſuchen. Warum? Willſt du mit mir ſprechen?“

„Ja,“ antwortete ſie mit wunderlichem Ernſte. „Ich will dir Lebewohl ſagen.“ Und darauf wandte ſie das Geſicht nach dem Fenſter, und Karl gab ſich vergebens Mühe, den Ausdruck deſſelben zu ſehen.

„Lebwohl, mein Mädchen,“ ſagte Eduard etwas verlegen, während er in der offenen Thür ſtehen blieb, „ich glaubte — — daß du vielleicht mich hinunter begleiten wollteſt — Leb' wohl denn!“ Und damit ging er. Annette ſaß noch einige Minuten mit der Hand unter der Wange; dann ſtand ſie auf und ging hinaus. Bald nachher hörte er ſie im Garten zuſammen ſprechen.

Als Annette den nächſten Tag wieder auf dem Gaſtzimmer am Fenſter ſaß, fing er an: „Sie haben ſchon früher einmal in meinem Leben in dieſem Zimmer an meinem Bette geſtanden, und, erinnere ich mich recht, ſo war es daſſelbe Bette, worin ich nun wieder krank liege.“

„Hab' ich das?“ antwortete Annette und ſuchte nach Etwas im Fenſtergeſims, damit ihr Geſicht nicht verrathe, daß auch ſie ſich daran erinnere.

„Erinnern Sie ſich noch, wie ich ein Grasritter wurde, dort unten im Park, und mit dem Knie auf einen Weidenknorren ſchlug, und Sie einen Arzt haben wollten, der mich verbände?"

„Richtig! Sie ritten ein Pferd in die Schwemme, ich erinnere mich deutlich, wie erſchreckt ich war, als es ſich bäumte."

„Ja, Sie weinten."

„Weinte ich? Deſſen erinnere ich mich nicht."

„Aber ich deſto beſſer. Ich war ſo froh, als Sie bei meinem Bett ſaßen, und mir aus Hugo von Rheinberg vorlaſen. Man konnte gewiß nicht mit mehr Vergnügen krank ſein, als ich es war."

„Damals waren wir Kinder, es war eine liebliche Zeit. O, ich tauſchte gern und würde wieder Kind. Und Sie wohl auch. Damals konnten Sie ſich darüber freuen, krank zu ſein — aber jetzt iſt es das Gegentheil," ſagte ſie halbleiſe.

„Freilich, wie ſollte ich mir die Zeit nicht zurückwünſchen? Aber Sie, weiß ich doch, kann das Alter nicht drücken. Werden Sie erſt ſo alt, wie ich bin."

„Gott bewahre!" ſagte Annette, froh, daß das Geſpräch eine andre Richtung genommen hatte; „drei Jahre älter, das iſt ein fürchterlicher Gedanke!"

„Erinnern Sie ſich noch, wie alt ich bin? Daran haben Sie doch gewiß lange nicht gedacht." Annette ging in ein Seitengemach, um einen Schemel zu holen, und um nicht zu antworten. „Es iſt nun wohl ſechs Jahre her," fuhr er fort, „oder iſt es nicht einmal ſo lange?"

Annette warf einen verlegnen Blick auf den hartnäckigen Frager. Sie ſah, daß er lächelte, und konnte nicht umhin, auch zu lächeln. „Ich erinnere mich recht wohl," ſagte ſie plötzlich in ſpaßendem vorwurfsvollen Ton, „ſchweigen Sie nur, ich war ſehr böſe auf Sie."

„Das war nicht mehr als Ihre Schuldigkeit, ſonſt hätten Sie mich nicht geliebt." Er ſchwieg einen Augenblick, und freute ſich, ſie zum Erröthen gebracht zu haben. „Sind Sie noch böſe auf mich?" fragte er.

„Nein, tröſten Sie ſich, ich bin nicht böſe auf Sie geweſen in den letzten fünf Jahren."

„Das thut mir herzlich leid."

„Thut es Ihnen leid, daß ich nicht böſe auf Sie bin?"

„Freilich, Sie müſſen durchaus böſe auf mich ſein."

„Nein, nein, es iſt nun ſchon ſo lange her. Und überdies muß ich ja Ihres Bruders wegen etwas Uebriges für Sie thun. Sie ſollen ſicherlich bei mir nicht die Geneigtheit vermiſſen, welche unſre Familienverhältniſſe Sie zu fordern berechtigen können." Annette fühlte ſich erleichtert, als Sie ihm deutlich erklärt hatte, welchen Platz er in ihrem Herzen einnehme.

„Gott im Himmel, Sie verſprechen nicht viel," ſagte Karl mit einem lauten Seufzer. „Hatten Sie mich wirklich ſo bald vergeſſen? So lange währt die ewige

Liebe! Ich glaube, daß eine Ewigkeitsblume auf der Wieſe nicht ſo ſchnell verwelkt. Vergaßen Sie auch, daß ich uns Beide beinahe ertränkt hätte draußen im See? Dann wären wir doch zuſammen geſtorben und hätten einander nicht vergeſſen."

„Das ſchwebt mir vor, als wenn es geſtern geſchehen wäre," ſagte Annette, die ſelbſt aufgeräumt wurde bei der Erinnerung an die fröhlichen Kindheitsereigniſſe. „Und das iſt wahr, ich verdanke Ihnen ja mein Leben. Hab' ich Ihnen dafür gedankt? Ich glaubte wirklich, daß es mit uns Beiden aus ſei. Und erinnern Sie ſich, nachher, als wir fadennaß uns hinaufſchlichen durch den dunkeln Nußgang, um uns umzukleiden, ehe Jemand es merkte; ich wußte nicht, ob ich lachen ſollte, oder noch angſt ſein, oder mich ſchämen, als Julie uns ſah. Erinnern Sie ſich, was ſie für ein erſchrockenes Geſicht machte, und doch vergaß ſie nicht, mich auszuſchelten wegen meines neuen, blaugeſtreiften Kleides. Mein Gott! Wie Vater erbittert auf Sie war, weil Sie doch wohl hätten verſtehen ſollen, ein kleines Seegelboot zu lenken, er hat oft Ihre Steuermannskunſt bedauert."

„Wiſſen Sie, wie wir umſchlugen?" fragte Karl. „Ich kann gottlob ein Boot ſteuern ſo gut wie Einer. Aber deswegen kann ich auch umſegeln, wenn ich will. Ich wollte Ihnen das Leben retten."

„Ja gewiß, es geſchah mit Willen, daß Sie das thaten," ſagte Annette und ſah mit einem zweifelnden

Lächeln von ihrer Arbeit auf. „Das iſt wenigſtens für Sie die ehrenvollſte Erklärung.“

„So wahr ich Sie höher liebte als mich ſelbſt, es war mein voller Vorſatz, als wir ins Boot ſtiegen, und Sie ſollten mir Ihre Rettung verdanken. Sie wiſſen nicht, wie wenig man das Element fürchtet, wenn man erſt gelernt hat, es zu beherrſchen.“

„So waren Sie doch auch ein fürchterlicher Menſch,“ ſagte Annette. „Hatten Sie nicht von dem König geleſen, der ſeinen treuen Hofnarren auf den Richtplatz führen ließ, blos um ihn begnadigen zu können; aber der Narr ſtarb vor Angſt.“

„Ja, aber das war auch ein Narr. Wurden Sie denn wirklich ſo bange, Annette? Das war ja beinahe närriſch von Ihnen. Ich wollte ja der Meermann ſein, der ſeine Agnete aus dem Grunde des Meers heraufholte in ſeinen Armen. Es war nicht meine Schuld, daß Ihr Vater kam und dem Liede ein ſo proſaiſches Ende machte.“

„Er hätte Ihnen wohl obenein danken ſollen, und ich ſtolz auf Sie ſein.“

„Das ſollten Sie, liebe Agnete! — Erinnern Sie ſich nicht, was in dem alten Sange ſteht?

„Er hielt ihr die Ohren, er hielt ihr den Mund,
So trug er Agneten aus Meeres Grund.“

Ich will Sie nicht anders mehr nennen als Agnete; Annette iſt ein langweiliger Name.“

Wollen Sie mich nennen nach der armen, verlaſſenen,
genen Agnete?“ fragte ſie.

Vergeſſen Sie nicht, daß die Kämpferweiſe vor dem
abgebrochen iſt; wir können ihr einen Schluß geben,
en wir wollen.“

„Das will ich Ihnen überlaſſen, ich gebe mich mit
was nicht ab,“ ſagte Annette in gleichgültigem Tone,
würde mich auch nur ſchlecht dazu anſtellen. Sagen
mir,“ fuhr ſie fort, und ging hin zu ihm, „wie
Sie ſo melancholiſch aus! Sie haben gewiß Schmer-
m Arme. Soll ich die Binde etwas löſen, ſie iſt
icht zu feſt gebunden.“

„Nein, nun habe ich keine Schmerzen, wenn Sie
fortfahren wollen, mit mir von den alten Zeiten zu
en. Gott! Wie Sie da eben den Kopf bewegen,
wie damals! Warum behielt das krauſe Haar nicht
Freiheit? Es kleidete Sie weit beſſer. Aber ich
ere mich, wie Sie einmal zu mir ſagten: du kannſt
en, Karl, mich verlangt nach der Zeit, wo ich das
aufſtecken muß. Und da ich Sie fragte, ob Sie
eitel wären, antworteten Sie: Nein, aber ich kann
ja kaum ſehen vor den Haaren.“

„Damals waren wir Kinder und gingen als Ver-
dte mit einander um,“ ſagte Annette.

„Wie Verwandte! — Ja, vielleicht“ — antwortete
ngſam und mit Nachdruck. „Wir ſagten auch du
inander“ — —

„Und überdies waren Sie ja mein Vetter," fuhr Annette fort.

„Ich war Ihr Vetter? Bin ich es denn nicht noch?"

„Ja gewiß, und Sie ſind noch mehr, Sie ſind — Eduards Bruder," antwortete ſie mit triumphirendem Lächeln.

„Warum ſagen Sie nicht mehr du zu mir?" fragte Karl.

„Sie vergeſſen, daß Eduard unſre Verbindung heimlich hält; aber wenn ſie öffentlich bekannt gemacht wird" — —

„Bis dahin wollen wir du zu einander ſagen hier draußen, wo es Niemand hört — oder wenn wir allein ſind. Annette, verſprich mir das!"

Annette hatte ein Nein auf ihren Lippen. „O ja!" antwortete ſie, wenn Ihnen das Vergnügen macht."

„Ich hätte dich beinahe gefragt, Annette," fing er mit einer dreiſtern Miene an, „warum Ihr die Verlobung heimlich haltet; ich dachte nicht daran, daß wir Beide auch einmal" ....

„Still, Karl!" unterbrach ſie ihn. „Ich glaube, daß Sie — daß du," verbeſſerte ſie ſich ſelbſt, beinahe aus Mitleid, denn er ſah in dieſem Augenblick ſo leidend aus. „Ich glaube, daß du meine Gutmüthigkeit auf die Probe ſtellen willſt. Du ſollteſt am wenigſten eine Zeit berühren" ....

„Warum nicht? Du biſt ja nicht böſe auf mich, ſagteſt du. Erinnerſt du dich, wie wir es verſtanden, Alles vor deinem Vater und vor Julien zu verheimlichen? Erinnerſt du dich, wie ernſthaft ich mein Compliment vor Euch Allen machte nach dem Abendbrod — und erinnerſt du dich, zehn Minuten nachher, auf der Küchentreppe, wo ich dich küßte, wo ich dich in meinen Armen drückte“ ....

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte ſie halbleiſe.

„Nicht wahr, Annette? Haſt du nicht zweimal deinen Aermel zerriſſen an dem Heft von meinem Dolch? Haſt du nicht“ ....

„Karl! Soll ich Ihnen verbieten, dieſe Zeit zu nennen? Oder — ich werde gehen.“ Sie wendete ſich um.

„Annette!“ rief er bittend, „bleib! Ich will nicht mehr davon ſprechen. Ich habe ja nun Alles geſagt. Höre nur noch ein einziges Wort und geh dann, im Fall du das Herz haſt, mich hier vor Langweile umkommen zu laſſen. Nur Eine Frage,“ fuhr er lächelnd fort, da ſie zurückkam. „Sag mir aufrichtig, weiß Jemand das, wovon wir, oder wovon ich jetzt ſprach?“

„Ja, Eduard weiß es.“

„Ja, es iſt wahr, — Ihr Verlobter.“

„Aber Julien habe ich erſt neulich davon erzählt,“ fuhr Annette fort.

„So erinnerteſt du dich neulich daran?“ fragte er lächelnd. „Es war auch ein ſchöner — ein glücklicher

Sommer. Mir däucht, als ob ich ſeit der Zeit ſo einſam geweſen bin, trotz allem meinem Umhertreiben unter fremden Menſchen. Es iſt auch zu verwundern, daß ich nicht früher wieder hergekommen bin; aber nun wollen wir uns auch über das Vergangene freuen, als ob es noch gegenwärtig wäre. Man hat keine liebern Erinnerungen als aus ſeinen unſchuldigen Jahren, und ſoll die Wirklichkeit eben ſo reizend ſein, ſo muß man wieder Kind werden. Biſt du nicht noch Kind, Agnete? Könnteſt du nicht noch einmal herzhaft weinen, wie damals, als ich die Schlange todtſchlug, die dich im Graſe beim Luſthauſe in Schrecken ſetzte?"

„Damals ſagteſt du, daß es kindiſch von mir war."

„Damals," antwortete Karl, und ſah tief in ihre großen, dunkelblauen Augen, „damals war ich nicht ſo ſehr Kind, wie ich es in dieſem Augenblick bin."

Alle dieſe Erinnerungen ſtürmten auf Annetten mit unbekannter Kraft ein. Sie bemächtigten ſich in einzelnen Augenblicken ihrer völlig, und in dieſen tauchte der kindliche Freiſinn auf in ihrer ſtillen, verſchloſſenen Natur, und Karl erſtaunte, grade während eines ſolchen Geſpräches mehrmals aufblitzende Züge des zwölfjährigen Kindes zu finden. In ihrer Natur lag ein Drang, in Freundſchaft und Vertraulichkeit mit allen ihren Umgebungen zu leben; deshalb freute ſie ſich herzlich über das freundliche Verhältniß, das dieſe Erinnerungen zwiſchen ihr und Karl hervorbrachten. Während ihrer Trennung von einander hatte ſie, wie geſagt, ſich eine Vorſtellung von ihm gebildet, der zufolge ſeine Perſönlichkeit ihr durchaus nicht zuſagen konnte, und ſie hatte gefürchtet, daß das frühere Verſtändniß beitragen würde, ſie in ein noch geſpannteres Verhältniß zu Eduards Bruder zu bringen. Dieſe Beſorgniß war nun ganz verſchwunden, ja ihre Verlobung mit Eduard ward ihr grade dadurch lieber, weil ſie Karln dadurch näher trat. Die Gelegenheit, welche der Zufall darbot, mit ihm ſchnell vertraulich zu werden, ergriff ſie mit Freude, indem ſie es zugleich bereute, ihn bisher verkannt zu haben, und ſuchte ihr Unrecht wieder gut zu machen durch verdoppelte Aufmerkſamkeit für alle ſeine Wünſche. Aber ſie bemerkte nicht, wie viel Vergnügen es ihr machte, dieſe Verpflichtungen gegen ihn zu erfüllen. Karl freute ſich ſchon Abends auf den nächſten Vormittag, wo er ſie wiederſehen würde. In ſeiner Einſamkeit gab es wohl Augenblicke, in welchen ihm beinahe bang werden konnte, daß es ihm nicht genügen werde, Annetten zur Freundin zu haben, und wenn das reizende Mädchen vor ihm ſtand, feſſelte ſie ihn ſo ganz, daß er es faſt vergaß, daß ſie einem Andern angehörte. Geſchah es nun, daß Annette in ihrer Sorgloſigkeit ihn daran erinnerte, ſo ging ein peinliches Gefühl durch ſeine Seele und verdüſterte ſein Auge. Wenn ſie dann glaubte, daß es der Arm ſei, der ihn ſchmerze, und ſo unſäglich hold ihn zu tröſten und aufzumuntern ſuchte, ſo mußte ſeine trübe Wehmuth der Freude weichen, die ihr Wohlwollen ihm verurſachte, ſowie die Furcht, welche er fühlte, auf die entfernteſte Weiſe ihre Ruhe zu ſtören. Aber das Gefühl, das in ſeiner Seele herrſchte, war das innere Wohlbehagen, das keines Eigennutzes ſich bewußt iſt: wenn ſie gegenwärtig war, eine belebende Freude, in welche er ſie oft ſelbſt hineinzog, und ein ſtilles Glück, an ſie zu denken, wenn ſie abweſend war.

„Ich bin böſe auf dich geweſen, Annette,“ ſagte er eines Tags, als ſie erſt gegen Mittag zu ihm kam; „ſo viele Stunden mich hier allein liegen zu laſſen!“

„Ich werde den ganzen Nachmittag bei dir bleiben, aber ich habe Julien Vormittag helfen müſſen. Iſt Vater nicht hier geweſen?“

„Ja, aber du nicht. Ich habe mich recht nach dir geſehnt, Agnetchen! Komm und ſetz' dich nieder, ich habe dir ſo viel zu erzählen.

„Erzähle nur,“ ſagte Annette und rückte ihren Stuhl ganz dicht neben ſein Bett. Sie lächelte, da er verſicherte, daß er nun Alles vergeſſen habe, was er ihr ſagen wollte. Er nahm ihre Hand, und ſie lachten über einander; indem aber ſtand ſie auf. „Laß mich nun los,“ ſagte ſie, „damit ich wenigſtens meine Arbeit holen kann.“

„Willſt du mir wirklich nicht Geſellſchaft leiſten, ohne mich mit dem ewigen Fleiß zu langweilen? Ihr Frauenzimmer verſteht euch ſchlecht darauf, das Glück der Faulheit zu genießen. Und was ſchafft Ihr dennoch mit aller Eurer unermüdlichen Geſchäftigkeit? Ihr ſeid wie die

Vögel unter dem Himmel, die weder ſäen, noch erndten, noch in die Scheunen ſammeln.“

„Und was thuſt du denn von allem dem?“ ſagte ſie. „Du führſt Krieg. Ja, das iſt allerdings Etwas, worauf du dir Etwas einbilden kannſt!“

Karl ward nachdenklich. „Möchte mir es gut werden, Annette, mein Leben dem Vaterlande opfern zu können! Was ſoll ich damit? Und wofür leben wir, als um zu ſterben?“

„Schweig ſtill, Karl, das ſind gottloſe Reden. Ich würde bange um dich, wenn ich glaubte, daß du es ſo meinteſt.“

„Ich ſpreche aus dem Innerſten meiner Seele. Wofür ſoll ich leben?“

„Du ſollſt leben für dich und für Andre.“

„Das haſt du gelernt, als du in die Schule gingſt. Lehre mich nun wieder, was ich im Leben vergeſſen habe. Es iſt wahr, ich lebe für Euch Alle. Auch für dich, Agnete?“

„Ja, auch für mich.“

„So will ich leben. Für dich, Annette, lebe ich, und für das Meer, und für den Sturm. Es iſt hübſch zu leben. — Warum haſt mich in der Einſamkeit liegen und ſchwermüthig werden laſſen?“

„Du biſt krank, Karl; ſo habe ich dich noch nicht geſehen,“ ſagte Annette theilnehmend; aber ſie hatte ſchon die dunkeln Schatten von ſeiner Stirn verjagt. „Laß mich deinen Puls fühlen," fuhr ſie fort, während Scherz und Ernſt in ihrem Geſichte kämpften. „Pfui, was iſt das für ein Brandzeichen, das du am Arme haſt?"

„Es iſt ein Name," antwortete Karl.

„Das häßliche Pulver! Das ſieht ja aus, als wenn du Matroſe wäreſt. Was ſind das für Buchſtaben? B S — was ſoll das bedeuten?"

„Das iſt der Name meiner Liebſten," antwortete er lachend.

„Deiner Liebſten?" fragte Annette verwundert; „wer iſt das?"

„Es iſt Niemand, — aber es war — mehr als Einer."

„Pfui, Karl, das hätte ich nicht von dir geglaubt. Sag mir doch, wer es iſt."

„Ja, es iſt wahr," fuhr er fort, „ich habe doch noch Eine, die ich meine Liebſte nenne, die Einzige, welche mir treu geblieben iſt. Ihren Namen trag' ich. Es iſt die blaue See."

„Du lügſt, Karl," ſagte ſie, da ſie ihn lachen ſah. „Du willſt es mir nicht ſagen."

„Es iſt nicht der Rede werth, ich habe ſie längſt vergeſſen." Indem ging die Thür auf, und Julie kam herein und rief Annetten zum Mittagseſſen. Nach Tiſche kam Annette wieder hinauf mit ihrer Arbeit, und die Unterredung war den ganzen Nachmittag ſo lebhaft wie nie. Jeder von ihnen trug ſein Scherflein bei, um zurückzurufen und durchzugehen ſelbſt die unbedeutendſten Begebenheiten der frühern Zeit. Aber die alten Erinnerungen, die ſo lange geſchlummert hatten, weckten unvermerkt die alten Gefühle aus ihrem Schlummer; ſie erwachten mit Heftigkeit in Karls leidenſchaftlicher Seele.

Daß Kinder in dem Alter, wo ſie des Lebens Ernſt zu fühlen anfangen, einander aufrichtig lieben, als Mann und Weib, und den holden Traum träumen, daß ſie nur für einander leben und in der Zukunft leben wollen, iſt ſchön und erfreulich, wenn es keine anderen Folgen hat, als daß die Seele früh beflügelt wird für die heiligen Räume der Poeſie, für welche es doch ſonſt nicht Auge noch Ohr giebt, als in der Kindheit, wo das junge Herz noch für eine tiefe Mahnung empfänglich iſt, mit aller ſeiner Kraft ſich auszudehnen über der Eigenliebe beſchränkte Grenzen. Aber wie es eine Regel mit wenigen Ausnahmen iſt, daß die Bande, welche ſo frühzeitig geknüpft werden, brechen müſſen, ehe das ernſtere Alter ſie härten kann; daß die theuerſten Jugendverbindungen ſich doch mit Trennung endigen, ſo wird auch nach dieſer Trennung kaum ein nagendes Gefühl ausbleiben, daß man Etwas weggegeben, das man nun ſchmerzlich vermißte, und Etwas empfangen hatte, das man nun mit Unrecht beſaß; ja man ſteht noch immer in Gefahr, daß die gegenwärtige Unſicherheit, welche dieſen Zuſtand begleitet, einmal ſuchen wird ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen, wenn das Leben wieder vereint, was es trennte, und daß man dann nicht im Stande ſein wird, die ſchuldige Achtung dem Verhältniſſe zu erweiſen, in welches man ſpäter eingetreten iſt, weil das alte Verhältniß nun ſiegreich und ſchonungslos aus den älteren und tieferen Wurzeln hervorſchießt. Karl ſah Annetten in dem Alter wieder, in welchem beinahe jedes Mädchen etwas Einnehmendes hat, und Annette hatte dies um ſo mehr, weil das jungfräuliche Alter nicht die Macht war, der ſie dies vorzugsweiſe verdankte. Die alten Forderungen und Verpflichtungen erwachten, ehe ſie ſelbſt es ahnete, und je lebhafter er jetzt, im Verein mit ihr, alle die halberblichenen Erinnerungen auffriſchte und die idylliſchen Bilder, welche die Zeit verwiſcht hatte, gleichſam erneuerte, je tiefer er ſich in den Zuſtand hineinlebte, der ihm vor die Augen trat, deſto mehr vergaß er die langen Jahre, welche zwiſchen ihm und dem glücklichen Cadet lagen. Es war ihm, wie wenn man vor einer ausgedehnten Gegend ſteht, das Auge feſt auf einen einzigen Punkt in der Ferne gerichtet: was dazwiſchen liegt, iſt eine einförmige Fläche, wo das Auge keine Ruhe finden kann, und je mehr man hinſtarrt, deſto mehr ſcheint das entfernte Ziel ſich zu nähern. So ging es auch Karln. Er liebte Annetten wieder wie damals, und es däuchte ihm, daß ihre Augen ſich wieder mit demſelben Blicke begegneten wie vor ſechs Jahren. Sein einziger Kummer war der Zweifel, ob nicht Annettens Verhältniß zu ihm minder aus wirklichem Wohlwollen entſprang, als es eine gezwungene Entgegnung ſeiner ſtürmiſchen Aufforderungen war, vielleicht verſtärkt durch Mitleid mit ſeinen augenblicklichen körperlichen Leiden. Bisweilen ängſtigte dieſer Zweifel ihn, wenn er allein war, und er wußte dann immer das Eine und das Andre in ihrem Benehmen zu finden, das ihm dies wahrſcheinlich machte; zu anderen Zeiten war es ihm unmöglich, daran zu zweifeln, daß er auch auf ſie Eindruck gemacht habe. Und er hatte auch mit jedem Tage weniger Grund, ſich zu ängſtigen.

Es waren glückliche Stunden, die ſie zuſammen zubrachten. An die Verbindung mit Eduard dachte Keins von ihnen, denn ſie dachten ja nicht einmal an ihre eigene Vereinigung. Sie lebten immer mehr blos in der Gegenwart, und vergaßen Vergangenheit und Zukunft; ſie fühlten die Seligkeit, welche das Herz fühlt, wenn die Liebe der ganzen ſie umgebenden Welt ihr Leben mittheilt, wenn Alles lebendig und bedeutungsvoll wird, wie es dem Auge des Kindes und des Dichters iſt; denn Eros hat nicht minder als die Muſe der Dichtkunſt eine Zauberſalbe, womit er das Auge klar macht, ſo daß die Geiſter des Himmels und der Erde ſich den Liebenden offenbaren.

Karls Jugend und Geſundheit hatten ihm ſchon erlaubt, das Krankenlager zu verlaſſen. Den erſten Tag, als er aufgeſtanden war, mußte er in den Garten hinaus mit dem Commandeur, um zu ſehen, wie ſchön Alles während ſeiner Krankheit geworden war, wie viele Blumen im Schutz der grünen Stachelbeerbüſche aufgeblüht waren. „Sie gehören zur Familie,“ ſagte ſein Begleiter, indem er im Begriff war, ihm auf die eingebundene Schulter zu ſchlagen, „Sie ſollen mir, ſo wahr Gott lebt, fürs Erſte nicht vom Hofe entwiſchen. Hier muß ich allein mit den Weibsleuten ſitzen. Welche Geſellſchaft iſt das für einen Mann?“

„Das kann ich kaum verſprechen“' ſagte Karl, aber weit entfernt, die Aufforderung abzuſchlagen, wünſchte er ſelbſt nichts mehr, als zu bleiben, und ſuchte nur den Gedanken zu verſcheuchen, daß er doch bald das Haus verlaſſen müſſe. Als er wieder auf ſein Zimmer kam, war es aufgeräumt und gefegt und mit den ſchönſten Blumen geſchmückt, welche der herbeieilende Sommer bei ſeinen erſten Schritten über die Erde ſtreut, und die Abendſonne blickte in das Gemach, um freundlich gute Nacht zu ſagen, ehe er das Auge ſchloß. Karl ſetzte ſich an das offene Fenſter, um auszuruhen. Er blies den Rauch der Cigarre der untergehenden Sonne entgegen, und träumte ſich mit ganzer Seele in die freundliche Landſchaft hinein. Von ſeiner Bodenkammer konnte er hinausſehen über den Rücken der ſtrohgedeckten Scheunen, über den Garten und den noch nicht belaubten Buchenhain, und weit hinaus über die ruhigen Felder, die ſich endlos zwiſchen Dörfern und Kirchen ausdehnten, bis des Himmels goldene Wolken ihnen Grenzen ſetzten. Alles war ſo gemüthlich wie in ſeinem eignen Herzen; draußen in der friſchen Natur und dem klaren Himmel dachte er ſich nur Ein Bild, und innen mahnte ihn jeder Gegenſtand an daſſelbe. Die Zeit war vorüber, wo dies Gemach innerhalb ſeiner vier Wände, was mehrere verlorene Jahre trennten, vereinigt hatte; ſie war zum letzten Mal hier geweſen, dieſe Aurikeln und Maiblumen waren ihre Abſchiedsgrüße. Er ſtarrte auf ſie hin, als ob er ihre Sprache verſtände, ſie ſprachen ſo wahr mit ihren muntern, lebhaften Farben, eben ſo wahr, wie ſie in einigen Tagen ſprechen würden, wenn ſie bleich und welk wären. Die Sonne war untergegangen, und als er ſich wieder umwandte, war es dämmerig und kalt. Ja, ſie hat dies Gemach verlaſſen, dachte er, und ſtand auf, um ſie anderswo zu ſuchen.

Als er in die Gartenſtube hinunterkam, ſaß Annette am Fenſter mit der Hand unter der Wange, und las in einem dicken Quartanten. Sie ſtand auf und legte das Buch weg. „Annette,“ ſagte Karl, und drohte ihr mit dem Finger, „ſitzeſt du hier und verdirbſt dir die Augen mit Leſen in der Dämmerung?“

„Es iſt ein altes Buch mit großen Buchſtaben,“ antwortete ſie, „man könnte es im Dunkeln leſen, wenn es ſein müßte.“

„Was iſt es für ein Buch? Es iſt wohl eine Hauspoſtille? Du biſt ſo fromm, Annettchen.“

„Beſchäme mich nicht!“ ſagte ſie erröthend, „es iſt keine Hauspoſtille.“

Karl nahm es in die Hand. „Ach! Admiral Tordenſkiolds Leben und Thaten! Was in aller Welt lieſeſt du dies Buch?"

„Ich fand es in Vaters Bücherſchrank, ich wollte es für dich mitnehmen."

„Nun kannſt du mir erzählen, was ich nicht weiß, ſo ſpare ich die Mühe," ſagte Karl.

„Du ſagteſt ja, daß du es auswendig wüßteſt."

„Warum wollteſt du es mir aber dann bringen?" fragte er lachend. „Und das iſt wahr, Annette, ich muß dir doch danken für die ſchönen Blumen; du weißt nicht, wie ſehr du mich damit erfreut haſt."

— „Warum ſollte es mir denn nicht ein Vergnügen machen, in Tordenſkiold zu leſen?" ſagte Annette halbleiſe; „ich habe ja meinen Vater immer ſo viel von der See und von den Seehelden ſprechen hören. Er iſt ſelbſt im Kriege geweſen und hat Schiffbruch und viel Uebles auf der See erlitten, und doch hat er mir verſichert, daß er nach dem Meer Heimweh fühlt wie nach der Heimat ſeiner Jugend."

„So iſt's mit jedem Seemann, Annette. Habe ich dir nicht auch geſagt, wie gewaltig ich die See liebe?"

„Aber du biſt wohl noch nicht in Gefahr darauf geweſen?"

„Was nennſt du Gefahr? Es iſt ſtets mein Wunſch geweſen, in den Wellen einmal mein Grab zu finden.

Glaubſt du, daß es ſich nicht beſſer ruht im Seegras auf dem Meeresgrunde, als zwiſchen den engen Brettern?"

„Karl, laß ab ſo zu ſprechen!"

„Agnete, du biſt deines Namens nicht würdig. Du weißt nicht, wie friſch die See iſt, wenn der Sturmwind zum Tanz aufbläſt für die luſtigen Wellen, du ahneſt nicht, welch ein ſtolzes Gefühl es iſt, dies wilde Element zu zähmen."

„Du ſollteſt mit Ehrfurcht davon reden," ſagte Annette im Tone des Vorwurfs. „Denk', wenn du ſelbſt einmal müßteſt — — Wenn mir recht iſt, erinnere ich mich, daß Eduard einmal meinem Vater erzählte, daß du nahe daran geweſen wäreſt zu ſcheitern."

„Ja, das war vor einem Jahre."

„Warum haſt du mir das nicht erzählt?"

„Du haſt ja nicht danach gefragt," antwortete Karl lachend.

„Erzähl' es mir, — aber mache dich nicht beherzter dabei, als du warſt," fügte ſie in ſcherzhaftem Ton hinzu. Karl nahm einen Stuhl und ſetzte ſich ihr grade gegenüber ans Fenſter.

„Es war vor einem Jahre im Monat Februar," fing er an, „als ich als Steuermann auf der Brigg Luiſe diente. Wir hatten die Nordſee paſſirt, um nach Boſton zu gehen, und waren mit ſchönem, hellem Wetter in den Kanal gekommen, als — es war grade der Zwanzigſte Abends — ein ſo ſchreckliches Schneegeſtöber einfiel, daß wir nicht zehn Faden vor uns hin ſehen konnten. Die See ging ſo hohl, daß wir ſchlimmes Wetter erwarten mußten. Wie wir uns darauf anſchickten, brauche ich dir wohl nicht zu erzählen? — Annette, ſo antworte mir doch!“

„Nein, nein, das verſteh' ich ja doch nicht,“ antwortete ſie ungeduldig. Sie hatte beide Hände in den Schooß gelegt, beugte ſich zu ihm hin und betrachtete ihn ſo aufmerkſam, als ob ſie durch die Dunkelheit ſehen könnte.

„Es kamen auch bald ein paar ſo gewaltige Windſtöße, während einige von den Leuten oben waren, um die Seegel einzuziehen, daß eine Raae vor unſeren Augen zuſammenbrach und ein Matroſe auf das Verdeck niederſtürzte. Das Schiffsvolk lief zuſammen“ ....

„Nein, nun will ich nichts mehr hören,“ unterbrach ihn Annette.

„Du mußt, Annette, du mußt es hören. Das Volk drängte und häufte ſich um ihn, aber der andre Steuermann ſah wohl, daß keine Zeit zu verlieren war; er ſprang hinzu, nahm die Leiche auf, und warf ſie über Bord. Ich ſtand an ſeiner Seite und hörte ſie ins Waſſer plumpen — das war ſein Begräbniß.“

„War er denn todt?“ fragte Annette.

„Das hoffe ich; es war keine Zeit, genau danach zu ſehen. Nun hinauf! rief er, und war ſelbſt der Erſte auf dem Maſt. Wir Anderen folgten ihm nach.

s war eine grauſam dunkle Nacht, der Wind peitſchte
ns den Schnee ins Geſicht, die See ſpülte beſtändig
er das Verdeck, ſo daß man ſich feſt halten mußte, um
cht über Bord zu fallen, und wir merkten wohl, daß
r vom Wege abkamen und nicht Cours halten konnten.
s war Nachts Glocke Eins, ich war grade in die Cajüte
runtergegangen; plötzlich bekamen wir einen ſo un=
heuren Stoß, daß das Verdeck ganz niederſank in die
tube, und daß ich glaubte, das Schiff ſei geborſten.
er Capitain kam heruntergeſtürzt, ſah bleich aus wie
ne Leiche, und rief ganz außer ſich: „Gott helf' uns!
r ſind auf einer Sandbank!" — Ich lief aufs Ver=
k, aber in demſelben Augenblick kriegten wir noch eins,
daß Alle umſtürzten. Ich ſah, wie ſie aufſtanden
d daſtanden, ſteif wie die Säulen. Die Paſſagiere
der Cajüte wollten aufs Verdeck, aber ein alter Ma=
ſe ſchloß die Thür ab und ſagte: „Bleibt Ihr nur
der Koje! Gehen wir zuerſt zu Grunde, ſo kommt
s Waſſer früh genug zu Euch." Du hätteſt die Ruhe
en ſollen, womit er ſprach. Da ward commandirt:
ff! ...."

„Was iſt das, Karl?" unterbrach ihn Annette.

„Ach, das iſt nur ein Seemanoeuvre — aber eine
dre Stimme dicht am Rade rief indem: Nieder! —
er, welcher am Steuerruder ſtand, gehorchte dem, der
n am nächſten war, und damit ward das Schiff befreit.
ir bekamen noch einen ſchwächern Stoß, und waren

dann flott. Wir ſtanden Alle zuſammen ſo ſtille wie eine Mauer und hielten den Athem an, in geſpannter Erwartung, ob wir leben oder ſterben ſollten, und es währte wohl noch eine Viertelſtunde, ehe das Leben völlig zurückkehrte. Ich erinnere mich deutlich, mit welcher wunderſamen Liebe ich die Leute betrachtete, als ſie nachher hinunterkamen und Branntwein erhielten: es war, als ob ſie meine Brüder geworden wären in der Gefahr, die uns Alle bedroht hatte.“

Sie ſchwiegen Beide. Bald darauf ſagte Annette, mit einer Stimme, welche die Bewegung verrieth, worein ſeine Erzählung ſie geſetzt und welche die Dunkelheit verborgen hatte: „Sag mir aufrichtig, Karl, warſt du nicht fürchterlich ängſtlich?“

„Ich war ſo ruhig, wie ich in dieſem Augenblicke bin, du hatteſt mich ja noch nicht gelehrt, für wen ich leben ſoll.“

„Hör, Karl, willſt du mir verſprechen, daß — du nicht mehr zur See gehen willſt?“

„Du biſt ein Kind, Annette. Weißt du denn nicht, daß ich dem Könige diene, um mit ſeinen Schiffen zu ſegeln?“

„Das kann dir auch wohl gleichgültig ſein; aber du mußt nicht vergeſſen, daß du deinen Bruder haſt, und uns Andre; er kann ja keine ruhige Nacht haben, er muß ja beſtändig denken, daß vielleicht in dieſem Augenblick“ …

Indem trat der Commandeur herein mit Licht in der Hand. „Wer ſitzt denn da?“ fragte er. „Ah, Karl und — Annette! Was Teufel heißt das mit dir? Du iehſt ja aus, als wenn du Geſpenſter geſehen hätteſt!“

„Es iſt Karl,“ antwortete ſie verlegen, „der da ſitzt und mich bange macht.“

„Sind Sie es, Karl, der Kachelofensgeſchichten erählt? Ja ja, man muß ſich auch mit Etwas die Zeit ertreiben. Die Abende werden Ihnen hier draußen geiß etwas lang.“ Annette ſtand auf und ging hinaus, nd Karl ſchwatzte weiter mit dem Alten. — —

Eduard hatte ſeit jenem Abend, wo der Ball ihn it Emma zuſammen führte, ſich viel Mühe gegeben, e öfter zu treffen, und es war ihm nicht ſchwer geworen, dies zu erreichen. So lange die Saiſon noch währte, hlte er ſelten Abends im Theater, wo Conferenzrath arms abonnirt hatte. Er erneuerte ſeine frühere Beanntſchaft mit Frau Völcker, die eine vermögende Wittwe ar und ein großes Haus machte; bei ihr war er nicht lten ſo glücklich, Emma zu treffen, die noch in der tadt war. Ein paar ſchöne Tage im April hatten ämlich den Conferenzrath zu dem Entſchluß gebracht, zeitig auf ſein Landgut hinauszuziehen, aber zuerſt hatte eine kurze zurückkehrende Kälte und nachher Geſchäfte die Ausführung verhindert.

Emma war in einem Kreiſe erzogen, der es ſich recht hatte angelegen ſein laſſen, Kopenhagens lächerlicher Achtung vor Allem, was einen ausländiſchen Stempel trägt, zu huldigen. Man hatte deshalb geſucht ſich dadurch geltend zu machen, daß man ſich halb deutſche, halb engliſche Sitten aneignete, und das um ſo mehr, da die Familie Emma's großentheils aus Holſtein abſtammte. Es lohnt ſich wohl im Grunde nicht, den angeerbten Ton aufrecht zu erhalten, wenn man eine fremde Stadt zu ſeinem Aufenthalt gemacht hat, und es gewährt gewiß mehr Befriedigung, ſich der Menge anzuſchließen; aber hier in Dänemark iſt es oft der Gegenſtand eines gewiſſen Stolzes, nicht däniſch zu ſein. Es giebt verſchiedene Arten von Ariſtokraten: Reiche, Adliche, Beamte, Gelehrte; aber die kurioſeſten von allen ſind die Ausländer, und Niemand wird läugnen, daß es eine ſolche Claſſe giebt. Dieſe Leute ſind dem Publicum ſo wenig hold, wie das Publicum ihnen, und ſie charakteriſiren ſich durch Geringſchätzung der Dänen und ihrer Sitten. Der ſteife und vornehm proſaiſche Ton, der Emma's Kreiſe eigen war, ſagte ihr nicht zu, und da ſie hübſch und talentvoll war, ward ſie auch in andere Kreiſe der eleganten Welt gezogen, und dieſen hatte ſie ihre freiere Entwickelung zu verdanken. Aber der geſelligere Ton, den ſie ſich erworben hatte,

icht ganz Beifall bei der Familie, und oft mußte
den Tanten, und ſelbſt bisweilen von dem Vater
rfe hören über die Freiheit, mit welcher ſie zu den
Herren ſprach; ſie ſollte wortkarger ſein, meinten
nd Tante Völcker ſagte: „Warum ſprichſt du ſo
it ihnen? Du ſollſt ſie nicht unterhalten; laß ſie
n und ſchweige du, dazu biſt du hübſch genug.“
deſſenungeachtet war dieſe Frau ſo gutmüthig, es
übel zu nehmen, wenn Emma ihre Vorſchriften
befolgte, ſelbſt in ihrem eignen Hauſe. Das iſt
Philoſophie, die die unliebenswürdigſten Geſchöpfe
den jungen Mädchen hervorgebracht hat, und wonach
ie meiſten in Emma's Verwandtſchaft gebildet hatten.
Dame kann ſchwerlich etwas Beleidigenderes thun,
ß ſie für die Unterhaltung den Mund verſchließt
nit zerſtreuter Miene daſitzt, und es iſt ein ſtarker
s von der Nachſicht der Herren gegen das ſchöne
echt, und vielleicht auch von den geſchliffenen Sitten
Zeiten, daß die Cavaliere nicht in der Regel ihnen
den Rücken kehren.

nma hatte auch viel hören müſſen wegen des un-
ehmen Auftritts an jenem Abend, als Eduard ſie
Hauſe begleitete, beſonders da es natürlicherweiſe
Stadt nicht unbeſprochen blieb, und der Leicht-
der dazu Veranlaſſung gegeben hatte, der fürch-
che Leichtſinn, daß ſie eines fremden Herrn Beglei-
ngenommen hatte, war mit Strenge getadelt worden.

Auch Eduard war nach dieſem Vorfalle ſchlecht bei dem Conferenzrath angeſchrieben geweſen, obgleich er ſich nachher doch verſöhnen ließ durch die Aufmerkſamkeit, welche ihm Eduard erwies, wenn ſie bei Madame Völcker zuſammentrafen; und da er zugleich fühlte, daß er ohne Grund gegen den jungen Mann unhöflich geweſen war, hatte er ſpäterhin geſucht, dies Unrecht zu vergütigen durch Einladung in ſein Haus, wo Eduard jedoch nichts weiter als eine ziemlich kalte Höflichkeit erfuhr. Er ward bald für Emma's Anbeter angeſehen, und als ſolcher betrachtete er die Familie mit anderen Augen, als er es ſonſt wohl gethan haben würde; er war nachſichtig gegen deren Anmaßung, und entwaffnete ſie theils durch ſeine Aufmerkſamkeit für ſie, ſowie denn auch Emma viel beitrug, um ihn aufrecht zu erhalten durch die Achtung, die ihr Verſtand ihr verſchafft hatte. Auch der Conferenzrath nahm ihn für einen Anbeter ſeiner Tochter, aber auch in dieſer Hinſicht als unbedeutend.

Bei einem der erſten Male, wo Eduard nach erneuerter Bekanntſchaft in den Abendgeſellſchaften der Frau Völcker zugegen war, hatten ſich grade viele Leute dort verſammelt. Er hatte ſich lange mit Emma in einem Seitencabinet unterhalten, und nicht viel zum allgemeinen Geſpräche beigetragen, und dies war nicht unbemerkt geblieben. Nachher hatte ſich Emma zu den Damen am Divantiſche geſetzt, und Eduard ſaß mit ſeinem Teller in den Händen am Fenſter in Geſellſchaft mehrerer Herren.

Eine Dame von der Geſellſchaft, die Emma'n einen kleinen Verweis von Herzen gönnte, und grade das Abenteuer von jenem Abende hatte erzählen hören, brachte die Rede darauf. Obgleich ſie recht gut wußte, daß es Emma betraf, erzählte ſie es, ohne ſie zu nennen; auf des Herrn Namen konnte ſie ſich nicht beſinnen, kannte auch Eduarden nicht, oder hatte ihn nicht bemerkt. Emma empfing einen Seitenblick von der Erzählerin und begriff ihre Abſicht; ſie fühlte, daß das Blut ihr in die Wangen ſtieg, und glaubte, daß dies ſowie jener Seitenblick ſie ſchon verrathen habe. Als jene deshalb die Erzählung beendigt hatte und mitten in der Moral war, womit ſie ſich über die Unbeſonnenheiten der jungen Mädchen von Stande aufhielt, beugte ſich Emma nach ihr hin, und ſagte ruhig: „Frau Heyn, wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig ſind, muß ich zur Ergänzung Ihnen die Aufklärung geben, daß die Dame en question ich war.“

„Das thut mir wirklich ſehr leid um Sie,“ ſagte die Frau etwas verblüfft.

„Davon bin ich überzeugt,“ ſagte Emma mit derſelben Ruhe wie vorher, „ich kann Ihnen auch verſichern, daß es mir ein ſehr unangenehmer Vorfall war.“ Es entſtand eine kleine Pauſe.

„Ich bin Ihnen doch die Genugthuung ſchuldig, liebe Emma,“ fing die Dame wieder an, „zu erklären, daß der Tadel weniger auf Sie fällt. Ich habe nicht die Ehre, den Cavalier zu kennen, der Sie begleitete, aber ich finde, daß er ſich wie ein wahrer Tölpel dabei benommen hat."

„Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie darin völlig falſch unterrichtet ſind."

„Ih du mein Gott!" brach die Frau aus, „ſo frage ich Sie Alle hier, wie Sie das nennen wollen, eine Dame in ſolche Unannehmlichkeiten zu führen; — wenn das mir begegnet wäre oder einer meiner Töchter" ....

„Ja, das iſt ganz etwas Anderes," antwortete Emma lächelnd, „aber ich laſſe mich nicht anderswo hinführen, als wohin ich ſelbſt will." Die Dame ſchwieg, und ſah erbittert auf Emma, die auch ſchwieg, zufrieden, ihre Gegnerin zum Schweigen gebracht zu haben; aber es war deutlich, wie weh ihr dieſer Angriff that. Einen Augenblick nachher führte ſie Eduarden zu der Frau: „Darf ich Ihnen Herrn Roſen vorſtellen, der ſo gütig war, mich an jenem Abend zu begleiten, und dem ich ſo vielen Dank für ſeinen Schutz ſchuldig bin. Frau Heyn," fuhr ſie fort, ſich an Eduard wendend. Die Frau ſtand auf und verbeugte ſich, indem ſie ſagte: „Ach, ſind Sie es, Herr Roſen; es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Um ſo mehr," fügte Emma hinzu, „da Madame ſchon ſo viel Vortheilhaftes über Sie gehört hat."

„Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft," ſagte Eduard und bückte ſich. Emma konnte ſich nicht enthalten zu lächeln;

ſie hätte ſich kaum dieſen Scherz erlaubt, wenn ihr Vater nicht in einem andern Zimmer an den Spieltiſch gefeſſelt geweſen wäre.

Ein paar Tage darauf, als Emma Vormittags zu Frau Völcker kam, ward ſie mit geheimnißvoller Miene empfangen. „Hör, liebes Emmchen,“ ſagte ſie endlich, „es betrifft Herrn Roſen, deſſentwegen ich mit dir ſprechen muß. Mehrere von der Verwandtſchaft haben bemerkt, wie ſehr er dir den Hof macht, und daß du das annimmſt. Dein Vater hat mich auch gebeten — es iſt natürlicherweiſe Nichts dabei, ſo lange es Scherz iſt; aber weiter muß es nicht kommen.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Tante,“ antwortete Emma verwundert.

„Es iſt doch leicht zu verſtehen,“ fuhr die Tante fort; „rein heraus geſagt, Emma, ſpiele mit ihm, ſo lange du willſt, aber drei Schritte vom Leibe.“

Emma ward blutroth, und ein paar Thränen traten ihr in die Augen. Sie antwortete beleidigt: „Ich habe nicht erwartet, daß Sie in dieſem Tone mit mir ſprechen würden; ich glaube nicht Ihnen Grund gegeben zu haben, irgend eine unpaſſende Freiheit zu befürchten“ . . . . .

„Nein, liebe Emma, du mißverſtehſt mich; ich meine blos, daß du nicht an eine ernſthafte Verbindung denken darfſt.“

„Hat mein Vater Sie gebeten, mir das zu ſagen?“ fragte Emma.

„Ja gewiß, Emmchen,' ſagte Frau Völcker ſcherzend, „du biſt doch nicht böſe auf mich." Sie küßte Emma, welche bald verſöhnt war, und dieſe mütterlichen Ermahnungen wurden nicht öfter wiederholt.

So verwundert wie Emma geworden war, aus ihrer Tante Mund zu hören, welche Neigung ſie bei ihr vorausſetzte, eben ſo wenig ahnete Eduard, aus welchem Geſichtspunkt Emma's Familie ſein Betragen anſah. Wenn ſie Beide dieſe eigenthümlichen Anſichten oder vielmehr die Art und Weiſe erwogen hätten, wie junge Damen und Herren in ihrem Kreiſe mit einander umgingen, ſo hätten ſie allerdings im voraus dieſen Schluß ziehen können; aber keiner von ihnen hatte dies gethan, und am wenigſten Eduard. Emma wußte nun, daß ihr Vater die Anſicht der Familie theilte; aber ſie kannte ihn zugleich ſo gut, daß ſie überzeugt war, er werde nicht weitere Notiz davon nehmen, ſo lange es kein Aufſehen mache; aber wie ſehr dieſer ihm entgegen war, hatte Eduard bald Gelegenheit zu bemerken. —

Es war indeſſen eine Veränderung in Eduards häuslicher Lage vorgegangen. Seit dem Ball bei dem Commandeur ſchien Müller eine gewiſſe Aufmerkſamkeit für ihn zu haben: er ſuchte öfter ſeine Geſellſchaft, und Eduard beluſtigte ſich immer an den treffenden Bemerkungen, welche ſeine ſcharfen Beobachtungen gewöhnlich hervorbrachten, wenn ſie allein waren. Einſt kam Müller auch zu ihm und ſagte, daß, da er noch das Quartier bewohne, das er in Gemeinſchaft mit Otto Friſch gehabt habe, er einen Stellvertreter ſuche, und bot ihm den leeren Platz an. Eduard nahm den Antrag an und zog bald darauf zu ihm.

Müller war bald aufmerkſam darauf geworden, wie häufig Eduard Emma's Familie beſuchte, und brachte einmal mit Fleiß das Geſpräch darauf. „Ja, mag der Conferenzrath ſein, wie er will,“ ſagte Müller, „aber das iſt wahr, ſeine Tochter iſt ein hübſches Mädchen.“

„Ja, das iſt ſie,“ antwortete Eduard.

„Das weiß ſie aber auch ſelbſt,“ fing Müller wieder an.

„Herr Gott, man kann doch nicht verlangen, daß ſie“ — —

„Ja, — ich meine, daß ſie etwas kokett iſt. Sie legt es darauf an, jeden Herrn einzunehmen, gleich viel, wie er ſein mag.“

„Nein, darin thun Sie ihr wirklich Unrecht,“ antwortete Eduard ernſthaft. „Sie beweiſt grade im Gegentheil die größte Gleichgültigkeit gegen — die allermeiſten.“

„Ich bitte um Verzeihung. Na, und dann iſt ſie auch oberflächlich. Im Grunde iſt ſie eine Gans.“

„Nun, da haben Sie wahrhaftig noch nicht mit ihr geſprochen,“ brach Eduard aus.

„Verzeihen Sie, Verſtand hat ſie nicht viel, aber ſie deckt dieſen Mangel durch eine gewiſſe Geläufigkeit in der Unterhaltung, und durch ein gut Theil — ich weiß wirklich keinen paſſenderen Namen dafür als — Unverſchämtheit."

Eduard ſprang voll Eifers vom Sopha auf. „Barmherziger Gott, wie iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch — — ein Mädchen, wie —, ja ich kenne wirklich keine, die ich ihr an die Seite ſetzen könnte!"

Müller betrachtete ihn während dieſes Affects aufmerkſam, und da Eduard ſchwieg, ſagte er: „Ich glaube übrigens, daß ſie von ihrem Bruder Karl ſehr eingenommen iſt."

„Das iſt wohl möglich," antwortete Eduard mit einer verdrießlichen Heftigkeit, „das müßte vom Ball her ſein, — ſie haben weder vor- noch nachher einander geſehen." Und damit fing er an im Zimmer auf- und nieder zu gehen und zu ſingen.

Es war zwiſchen Oſtern und Pfingſten, als eine Paſſionsmuſik in der Frauenkirche gegeben ward, und Eduard war mit dem Doctor Müller dahin gegangen. Er hatte während des Concerts ſchon längſt Emma und ihren Vater bemerkt, aber er ſaß ſo entfernt von ihnen, daß er nicht hinkommen konnte. Doch feſſelte ſie beſtändig ſeine Augen, und Müller, der die Richtung bemerkte, entdeckte bald den Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit ſo ganz von der Muſik abzog. Die letzten Akkorde waren in den hohen Gewölben verhallt, und das Publicum ſtrömte hinaus. Eduard bemühte ſich, dem Orte nahe zu kommen, der ſo lange das Ziel ſeiner

Blicke geweſen war, und Müller folgte ihm; aber er hatte es noch nicht erreicht, als er den Conferenzrath und ſeine Tochter am Ausgange verſchwinden ſah. Er eilte ihnen nach, aber als er in den Säulengang kam, ſah er, wie der Regen vom Himmel herabſtrömte. Es war ein Getümmel von Menſchen und Wagen, man konnte vor Regenſchirmen und Damenhüten nicht vor ſich hinſehen. Er wandte ſich wieder um, und entdeckte nun innerhalb der Kirche gleich an der Thür Emma und ihren Vater im Geſpräch mit einigen Herren und Damen; rund umher ſtand eine Menge geputzter Leute, welche auf ihre Wagen oder auf beſſeres Wetter warteten. Eduard grüßte den Conferenzrath und ſeine Geſellſchaft.

„Sie haben ſchon einmal heute Abend,“ ſagte Emma, „mir die Ehre erwieſen, mir über die Füße zu laufen, da Sie ſich eben vorher ſo anſtrengten, hinauszukommen.“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung,“ antwortete Eduard, „da hab' ich Sie wahrlich nicht geſehen.“

„Die Dame, der Sie nachfolgten, iſt nun vermuthlich fort, da man die Ehre hat, mit Ihnen zu ſprechen?“

„Nein, grade im Gegentheil,“ antwortete er lachend, „jetzt erſt bin ich ſo glücklich geweſen, ſie zu treffen.“

„Mir frieren die Füße bitterlich auf dieſem Steinboden,“ fing ſie wieder an, indem ſie mit den kleinen Füßen ſtampfte. „Ach, Herr Roſen, wollten Sie nicht zuſehen, ob der Wagen da iſt?“ Eduard drängte ſich ſo ſchnell durch, wie es nur die Menſchenmaſſe erlaubte, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß er an der Treppe halte. Indem er Emma'n den Arm bot, trat der Conferenzrath ihm in den Weg, und gab ſeiner Tochter den Arm, indem er ſagte! „Mit Erlaubniß, Emma!“ — Eduard ging auf die andere Seite, und indem ſie hinaustraten, ſagte ſie ganz laut zu ihm: „Sie fahren vielleicht mit uns zurück?“ Er ſah es dem Conferenzrath an, daß er es gehört hatte, und dankte. Aber da er den Kutſchenſchlag geöffnet und Emma hineingeholfen hatte, kroch ihr der Vater nach und ſchloß die Thür, indem er Eduarden gravitätiſch durch das Fenſter grüßte, und der Wagen rollte davon. Der Erſte, den Eduard nach dieſer Ueberraſchung bemerkte, war Müller, der ihm auf die Schulter ſchlug und mit einem ironiſchen Lächeln, welches verrieth, daß er von Allem Zeuge geweſen war, fragte: „Werden wir nun gehen?“ —

— Während Geſchäfte um des Conferenzraths Haus Eduarden in der Stadt feſſelten, hielt ſich Karl noch fortwährend bei dem Commandeur als Geneſender auf, obſchon ihm ſein Arm weiter nichts mehr zu ſchaffen machte, als daß er ihn in einem ſchwarzen ſeidnen Bande trug. Er ging in der Gegend herum, und ſah, wie Feld und Wald ſich zum Sommerleben verjüngte, und wenn Annette an ſeiner Seite ging, war ihm der Frühling doppelt ſchön. „Sieh, die lichte Buchenlaube, die ſich ihrer Jugend ſchämt, wie das junge Mädchen, wenn ſie zum erſten Mal in die Welt treten ſoll. Wie ſchön die Buche in ihrer Sommertracht iſt, womit die Natur ſie ſtets aufs Neue bekleidet, nachdem die Herbſtſtürme ſie ihr geraubt haben, damit ſie die Winterkälte fühle und ihre Jugend begreifen lerne. Der Frühling iſt die Zeit der Freude. — Du ſeufzeſt, Annette?"

„Möchten alle Menſchen ſo froh ſein, wie ich es in dieſem Augenblick bin; und doch ſtehen mir Thränen in den Augen, und ich weinte, wenn ich allein wäre."

„Weinſt du? — Du kannſt nicht glauben, wie ich mich ſehne, eine kindliche Thräne wiederzuſehen, die Freude habe ich in Jahr und Tag nicht gehabt. Wenn du mir verſprechen willſt zu weinen, ſo will ich weggehn. Leb wohl, Annette! Rufe mich, wenn ich wiederkommen ſoll."

„Du biſt ein Narr, Karl, und biſt es immer geweſen."

„Möchte ich es doch immer ſein dürfen, ich bin es lange nicht ſo oft, wie ich wünſche. Du ſollteſt mich nur unter geſetzten, vernünftigen Leuten ſehen."

„Unter vernünftigen Leuten? Wozu rechneſt du mich denn? Bin ich vielleicht auch ein Narr?"

„Nein, du biſt ein verſtändiges Mädchen, und biſt es immer geweſen."

„Pfui, ſchäme dich! Das meinſt du nicht ſo. Komm, laß uns ſchnell über den Fahrweg, ehe der Wagen kommt; aber nimm deinen Arm in Acht."

„Sieh dich um, Annette! Sieh die Sonne in einer

Staubwolke, wie ſie in lichten Säulen durch das Laub ſchießt? Iſt das nicht ſchön?

„Es iſt unbeſchreiblich ſchön, und wohin man ſich wendet — Sieh einmal dort, wie die weißen Schornſteine über den Hain hinübergucken, als ob ſie neugierig wären zu ſehen, wo wir hinwollen.“

„Laß uns dort in den Weg gehen, hier können ſie uns nicht ſehen. Heute kann man recht gemächlich gehen es iſt ſo milde Luft.“

„Aber was glaubſt du, daß die Glocke iſt, Karl?“

„Nach der Sonne muß es etwa ſechs Uhr ſein.“

„Kannſt du mich nicht lehren, das an der Sonn zu ſehen?“

Karl hielt ihr einen kleinen Vortrag über die Zeitberechnung und machte dann eine Probe, ob ſie es gefaß habe. „Was iſt die Glocke nun?“ fragte er.

„Etwas über ſechs Uhr.“

„Ganz richtig. Wir gingen um vier Uhr aus, kannſ du mir nun ſagen, wie lange wir ſpaziert haben? Du mußt aber ernſthaft ſein.“

„Zwei Stunden.“

„Ja, man ſollte es kaum glauben, wenn man nich ſelbſt dabei geweſen wäre. Gott bewahre! Zwei Stunden So müſſen wir ja bald umkehren.“

„Sieh, da ſteht noch eins von meinen lieben kleinen Veilchen; das iſt das allerletzte, das ich dies Jahr geſehen habe.“

„Daran zweifle ich nicht. Das könnteſt du eben ſo gut von dem erſten ſagen, das du ſaheſt. Verehr' es mir, ich halte ſo viel von Veilchen."

„Nein, du haſt mich zum Narren. Es gleicht deiner Uniform, Karl."

„Es gleicht deinem Auge, Agnete, das ſo blau iſt wie das Meer und das Veilchen, und verſchämt, wie dies."

Annette hörte nicht, was Karl ſagte, ſie ward flammend roth und ſah ſich ängſtlich um, als Karl in einen Nebenweg einbog, wo eine Bauerhütte lag und eine Gitterthür war mit einem Steg für Fußgänger. „Was wollen wir hier?" ſagte ſie und ſchielte hinein durch die offene Thür. Ein kleiner blondhaariger Bube ſprang heraus und nickte ihnen freundlich zu, indem er den bellenden Dachshund wegjagte und die Gitterthür rücklings öffnete.

„Iſt deine Mutter ausgegangen, Jens?" fragte Karl.

„Ja, ſie iſt in der Stadt, aber ſie kommt bald wieder," antwortete der Junge. Annette ſah den Feldweg entlang mit den Händen über den Augen gegen die Sonne. „Wir können wohl etwas raſcher zugehn," ſagte ſie; „kennſt du die Leute, die hier wohnen?"

„Ja, ich kenne ſie, ich bin mehrmals hier geweſen auf meinen einſamen Wanderungen, und wir haben von dir geſprochen; die Frau hat mir geſagt, wie viel Gutes du ihr gethan haſt. Agnete, du brauchſt nicht ſo raſch davonzugehn, die arme Frau thut dir nichts zu Leide. Wenn ſie dir nun dankte und ich hörte es, wäre das ſo fürchterlich!“

Karl ergriff Annettens Hand, und ſie gingen ſchweigend in tiefen Gedanken. Es war ein reizender Abend, der Wind wiegte ſich nur ſo viel in den Wipfeln der Bäume, daß die tiefe Ruhe umher nicht zur Grabesſtille wurde. Sie ſtanden am Ufer des kleinen Sees, wo ſie zum erſten Mal mit einander geſprochen hatten. „Hier wollen wir einen Augenblick ausruhen, Agnete, und die Nachtigall im Buchenhain ihre ſehnſuchtsvollen Träume ſingen hören.“ — Es fing beinah an zu dämmern, als ſie den freundlichen Ruheplatz verließen. Sie waren wieder auf der Landſtraße und folgten ihm Arm in Arm, die Abendkühle hatte ſie in einen hurtigern Schritt geſetzt, den ſie beibehielten, denn es war über der Theezeit auf dem Hofe. Als ſie um eine Ecke ſich drehten, welche der Weg zwiſchen hohen Hügeln machte, ſtand ein Mann mit dem Rücken gegen ſie gekehrt, und ſah auf die Landſtraße hin; er wandte ſich um, als er die raſchen Fußtritte hörte, und Annette machte ſich ſchnell aus Karls Arm los: es war Doctor Müller, der gravitätiſch den Hut zog und nach des Patienten Befinden fragte; er bemerkte, daß Annette etwas blaß ausſah, und rieth ihnen Beiden, nicht ſo ſchnell zu gehen. Karl fragte, ob er auch zum Commandeur wolle; aber er war ſchon dageweſen und wollte nun einen Freund hier in der Nachbarſchaft ſuchen, meinte jedoch, in ein oder zwei Tagen wieder erauszukommen. Damit eilte er davon.

„Warum wurdeſt du vor ihm ſo bange?“ fragte Karl, a er fort war.

„Es iſt etwas Eiſiges in ſeinem Blick,“ antwortete nnette; „ich glaube, daß ich zu Stein würde, wenn h ihn lange anſehen müßte.“

„So ſieh ihn um Gottes Willen nicht an, wenn er iederkommt. Die Wahrheit zu ſagen, bin ich auch roh, daß wir dieſen Tag nicht in ſeiner Geſellſchaft zu eſchließen brauchen.“

Der Commandeur hatte den ganzen Tag viel zu beſtellen gehabt und war froh, fertig geworden zu ſein, um den Nachmittag bei ſeiner Familie zubringen zu können. Als er in die Gartenſtube kam, vermißte er ſeine beſte Geſellſchaft, er ſah ungeduldig nach ihnen aus und mußte zuletzt ſeinen Thee allein mit Julien trinken. Da er eine ſolche Unordnung in ſeinem Hauſe nicht gewohnt war, verſetzte es ihn in üble Laune, und da er Karls wegen ſeine Verdrießlichkeit zu verbergen ſuchte, als die Spaziergänger endlich eintraten, verſtimmte ihn dieſer Zwang noch mehr. Julien war nicht wohl zu Muthe. So lange Karl bettlägerig war, hatte ſie ſich gefreut über Annettens Bereitwilligkeit, den Wunſch des Vaters zu erfüllen und ihn zu zerſtreuen; ſie hatte ſie deshalb mehrmals gelobt und ihr gedankt und nicht geahnt, daß ſie jemals dieſes Lob zu bereuen haben würde. Jetzt da Karl geheilt war, fiel es ihr auf, wie gern er die Einſamkeit in Annettens Geſellſchaft ſuchte. Daß Annette ſo oft ihr Nähzeug weglegte, um mit ihm auszugehen, war leichter zu erklären aus der ihr eigenthümlichen ſchamhaften Nachgiebigkeit, als dies, daß ſie oft bei der Arbeit zerſtreut war und verlegen ward, wenn Julie ſie allein mit Karln traf, und daß Beide, wenn ſie ſie zuſammen ſah. ſo oft einander mit den Augen ſuchten und lächelten und ſie niederſchlugen, wenn ſie ſich begegneten. Ihrem Vater wagte Julie nicht ihre Befürchtungen zu entdecken; ſie war ziemlich gewiß, daß er entweder Alles in den Wind ſchlagen, oder ihr Vorwürfe machen, oder, wenn er dem Argwohn beipflichtete, das Schlimme durch ſeine Heftigkeit noch ſchlimmer machen würde. Sie hoffte, daß die Trennung, welche nahe ſein mußte, das Ganze beſſer ausgleichen würde, und zog es vor, fürs Erſte zu ſchweigen, um ſo mehr, da es bei ihr noch nicht mehr als dunkle Ahnung war. Annette hatte keine Mutter; Julie fühlte, daß ſie ihr Mutterſtelle vertreten müſſe, und beſchloß, ſie aufmerkſam zu beobachten und ſie zu warnen, ſobald ſich Gelegenheit dazu fände. Dieſe Betrachtungen hatten ſich in ihrer Seele gekreuzt, während man die Ausbleibenden erwartete, und ſie war verſtimmt. Daß Karl und Annette nach der vertraulichen Wanderung und der letzten unheimlichen Begegnung nicht aufgelegt waren, Leben in die Unterhaltung zu bringen, wird man leicht begreifen. Deshalb brachte die Familie den Abend ziemlich ſtill zu und trennte ſich früher als gewöhnlich.

„Du biſt heute nicht wohl,“ ſagte Karl, als er am nächſten Vormittag Annetten ſuchte, um ihr guten Morgen zu ſagen, und ſie ihn mit einem überaus leidenden Ausdruck begrüßte. „Du haſt geweint, und es ſind nicht Freudenthränen geweſen. Strengteſt du dich nicht geſtern zu ſehr an?“

„Es iſt möglich, ich bin nicht gewohnt, ſo weit zu gehen.“

„Armes Mädchen, hätteſt du mir nur ein Wort geſagt, ich hätte dich den ganzen Weg auf meinem Arm getragen; denn dich mitzuhaben hätte ich nicht aufgegeben.“ Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich zu ihr. „Wenn ich dich nur ſo liebreich pflegen könnte, wie du mich gepflegt haſt. Du ſollteſt dich nicht ſo ſehr bücken, wenn du Kopfweh haſt. Lege lieber die Arbeit fort!“

„Es wird ſchlimmer, wenn ich nicht Etwas vornehme,“ antwortete Annette, ohne von ihrem Nähzeug aufzuſehen.

„Wenn du wüßteſt, Annette, wie hübſch es dich kleidet, krank zu ſein! Ich halte im Ganzen nicht viel von jenen ziegelrothen Backen, die mir wie Zeugen vorkommen, daß mehr Blut als Geiſt in dem Körper iſt.“

„Haſt du mit Vatern heute geſprochen?“ fragte Annette mit ſchwacher Stimme; „ich habe ihn nicht geſehen; iſt er aus?“

„Ja," antwortete Karl. „Er fragte nach dir am Theetiſch, aber Julie ſagte, daß du nicht ganz munter wärſt und noch ſchliefeſt; darum wollte er dich nicht ſtören. — Einen ſo tiefen Seufzer habe ich lange nicht gehört. Wenn unſer guter Freund Müller nicht ſo unbehaglich wäre, ſo ginge ich gleich hinein und holte ihn heraus."

„Gott bewahre mich vor ihm!" — Als ſie lange ſtille geſeſſen, und Karl den ernſten Ausdruck ihrer Augen betrachtet hatte, welche ſie beſtändig auf ihre Arbeit heftete, gleichſam als ob ſie dadurch ſich abhalten wolle, ihn anzuſehen, brach er wieder das Schweigen.

„Ich habe dir noch nicht für den reizenden Spaziergang geſtern Abend gedankt. Ich genoß ihn wieder recht, als ich auf mein Zimmer gekommen war. Julie war lange auf, noch bis Mitternacht hatte ſie Licht. Ich lag im offenen Fenſter und ſah hinaus durch das leichte Nebelmeer, das träumend in dem blaſſen Mondſchein wogte. Wie lange man doch hinſtarren kann nach dem, was nicht zu ſehen iſt! Wenn die Sonne es beleuchtet, werde ich der Ausſicht bald müde. Ich habe auch Verſe von uns gemacht; willſt du ſie leſen?" — Annette ſah mit einem ſchmerzlichen Lächeln auf und erröthete. — „Oder ſoll ich ſie dir vorleſen? Sie ſind nur einfach und kurz. Komm, folge mir in Gedanken hinaus durch den Hain bis zu unſerm lieben See, Agnete, — und ſetze dich nieder ins Gras zu mir."

Wie iſt es hold, mein junges Leben,
Zu ſitzen Hand in Hand,
Hier, wo die Binſen nickend beben,
In Windeshauch an Seees Rand

Senkt ſich zum Schlaf im Wieſengrunde
Der Abend hin am Waldesſaum,
Zu ſitzen ſtill in ſtiller Stunde,
Mit ihm zu träumen gleichen Traum:

Ein ewig Leben, nicht umfangen
Wie jenſeits einſt, die irdſche Bruſt
Ein ſelges, reich wie das Verlangen
Des Jünglings, rein wie Kindes Luſt.

Ach, eine Stunde! Komm, ſie ſpannen
Sich um die Ewigkeit rings um? —
Es iſt ſchon ſpät — komm, nun von dannen!
Du träumeſt, Mädchen, du biſt ſtumm! —

Agnete! Den ſtillen Abend vergeſſ' ich im Leben und im Tode nicht."

Noch einen ſchmerzlichen, beinahe vorwurfsvollen Blick warf Annette auf Karl, und dann ſtrömten ihre Thränen ie Wangen nieder, und ſie verbarg ihr Geſicht in den Händen. Karl fuhr auf und ſtand ſprachlos, als ob ein Blitz ihn getroffen hätte. Indem trat Julie herein. Bei dem erſten Blick auf Annette ward ſie leichenblaß, ber ſie faßte ſich ſchnell, ging zu ihr hin und begleitete e aus dem Zimmer. Karl ging auf und nieder in üſtrer Unthätigkeit. Viele dunkle Ahnungen durchkreuz- n ſein Gehien, und er erwartete ungeduldig die Auflöſung. Es währte nicht lange, ſo kam Julie, als ob Nichts vorgefallen wäre, zurück, um Annettens Arbeit vom Nähtiſch zu holen. Karl beſtürmte ſie mit Fragen, aber ſie ſuchte ihn damit zu beruhigen, daß Annette ſich den ganzen Tag nicht wohl befunden habe, daß ſie ſich leicht von Thränen überwältigen laſſe, wenn ſie in eine ſchwermüthige Stimmung gerathe, und daß das heftige Weinen ſchon aufgehört habe. Aber da Karl ſie zu ſehen wünſchte, bat ſie ihn, Annetten fürs erſte in Ruhe zu laſſen. Darauf verließ ſie ihn, und Karl ging in den Garten, ſo ungewiß und unruhig wie vorher.

Nach dem Mittagstiſch, als der Commandeur ausgegangen war, blieb Julie bei Karl zurück. „Ich habe mit Ihnen etwas zu ſprechen und fühle, daß ich dazu verpflichtet bin,“ ſagte ſie; „wenn ich nur wüßte, daß Sie mich nicht mißverſtehen werden.“ Ihre Stimme bebte, obgleich ſie erſtarkt war in den Leiden des Lebens. „Wiſſen Sie, daß Annette die Verlobte Ihres Bruders iſt?“ — Sie ſchwieg, und es war eine ſo tiefe Stille, daß man ihr Herz ſchlagen hören konnte. — „Sie haben nicht wohl gethan gegen Ihren Bruder, und nicht gegen ſich ſelbſt und Annette.“

Sie ſchwieg wieder. Karl ſtierte ſie an, als ob er ihre Worte auffangen wollte, ehe ſie Laut erhielten; dann brach er aus mit einer Heftigkeit, die Julien das Blut von den Wangen ſcheuchte: „Gott im Himmel, habe ich es mir nicht hundertmal geſagt, daß ich ſie liebe und ſie unglücklich mache, und jetzt, da ich dies aus Ihrem Munde höre, ſtaune ich darüber, als ob es mir nicht im Traum eingefallen wäre. Sie, die ſo rein iſt wie ein Engel des Lichts, ſie, welche" ....

„Still! Um Alles in der Welt, dämpfen Sie Ihre Stimme! Ich darf kein Wort mehr ſagen, wenn Sie nicht mehr Macht über ſich haben. Iſt es ſo weit mit Ihrer Leidenſchaft gekommen! Davon hatte ich keine Ahnung."

„Ich bin ruhig," ſagte Karl und reichte Julien die Hand; „ſagen Sie mir, ob Annette mit Ihnen geſprochen hat?"

„Geſtern Abend ſprach ich lange mit meiner Schweſter. Gott weiß, ich wußte es nicht beſſer zu machen, aber es wäre beſſer geweſen, wenn ich erſt mit Ihnen geſprochen hätte. Ich durfte nicht länger ſchweigen, aber ich ſagte ihr allzu grade heraus, was ich fürchtete. Das unſchuldige Kind! Sie ahnete ſelbſt Nichts, ſie ward beinahe bitter gegen mich; aber während wir ſprachen, war es, als ob ihr ein Licht aufginge. Es griff ſie an. Ich fürchte" ...

„Gott ſegne Sie, liebſte, beſte Julie! Hätten Sie mir nur ein Wort geſagt — ſchon längſt! Sahen Sie denn nicht, daß ich ein alberner, verrückter Menſch war, der allein ſteht in der weiten Welt und ſich in das Vertrauen eindrängt? — Was ſoll ich thun? Soll ich fort? — Beſtimmen Sie es mir, als ob ich ein Kind wäre! Ich werde Ihnen gehorchen."

„Faſſen Sie ſich, Karl, noch kann Alles ins Gleis kommen. Wenn Sie mich anhören wollen, ſo will ich Ihnen rathen, will ich Sie bitten: reiſen Sie ab — in dieſer Stunde. — Sie werden ſelbſt einſehen, daß Sie doch nicht mehr lange bleiben könnten, und in dieſer Stimmung können Sie Annetten nicht ſehen, das iſt unmöglich. Reiſen Sie, ſo lange Sie noch Kraft haben, Ihr eignes Verlangen der Ruhe Annettens zum Opfer zu bringen."

„Das waren bittere Worte, Julie, aber ich danke Ihnen, es war ja nur Wahrheit. Leben Sie wohl!"

„Ich werde Annetten einen Gruß von Ihnen bringen. Auch meinen Vater werd' ich grüßen. Ich werde ihm ſagen, daß eine plötzliche Nachricht Sie nach der Stadt gerufen hat."

„Ja, der Himmel weiß, daß es eine plötzliche Nachricht iſt, daß ich Annetten bis zur Raſerei liebe, und daß ich doch ſo nahe daran geweſen bin, ihre Seelenruhe zu morden." Er drückte Juliens Hand heftig und ging. Sie ſah ihm mit einem unſichern Blick nach, beinah als ob es ſie verdroß, daß das Geſpräch ſo ausfiel, wie ſie es ſelbſt beabſichtigt hatte. Es kam ihr vor, als ob ſie eine große Verantwortung auf ſich genommen hätte, und wer ſollte ihr helfen, ſie zu tragen? — Wo ſie Troſt ſuchte und fand, wird der leicht verſtehen, den das Unglück geprüft hat.

Abends war Alles ſcheinbar in der alten Ordnung. Annette und Julie ſaßen ſo ſchweigſam und ruhig bei ihrer Arbeit, als ob der ſtille Winter plötzlich zurückgekehrt wäre. Der Commandeur ſaß auf dem Sopha und las ihnen die Zeitungen vor, ohne grade aufmerkſame Zuhörer zu haben. Er legte ſie weg, faßte Annetten unter das Kinn und ſagte: „Was haſt du denn, liebes Annettchen? Du ſiehſt ſo ſchlecht aus. Und nun haſt du auch deinen Spielkameraden verloren.“ Julie ſah Annetten ängſtlich an, welche ihrem Vater keine Antwort gab; ſie fürchtete einen neuen Ausbruch des unterdrückten Schmerzes und gab dem Geſpräche ſchnell eine andre Wendung. Plötzlich meldete der Hofhund Fremde. Der Commandeur ging hinaus, um zu ſehen, wer ſo ſpät käme, und die Töchter hätten nicht mehr als gern die Stube verlaſſen, wenn ſie es gewagt hätten. Er kam zurück mit Müller. Dieſer wandte ſich zuerſt an Annetten mit einem Gruß, den er vergeſſen hatte, ihr den Tag zuvor zu bringen, da er ihr und Karln begegnete; es war ein Gruß von Eduard, daß er einen der erſten Tage herauszukommen hoffe. Julie erſchrak eben ſo ſehr für ihre Schweſter, wie ſie ſich wunderte, als Annette ihm dankte, ohne eine Miene zu verändern, und ganz gegen ihre Gewohnheit an dem Geſpräch mit ihm theilnahm. Der Commandeur hatte eben vorher die Nachricht von

Karls unerwarteter Reiſe empfangen und kam plötzlich auf den Einfall, ſich für die gewohnte Geſellſchaft durch dieſen neuen Gaſt Erſatz zu verſchaffen. Müller mußte verſprechen, ein paar Tage bei ihnen zu bleiben, und Julie freute ſich, daß ihr Vater während der Zeit mit ihm beſchäftigt ſein würde. Auf Annetten machte ſeine Nähe eine gleiche Wirkung, wie man ſie im Theater bemerken kann, wenn der Vorhang nach einer effectvollen Scene herunterrollt, und der Armleuchter heruntergelaſſen wird, um die Proſa des Zuſchauerplatzes zu beleuchten, wenn Jeder mit ſeinem Nachbar ſpricht oder ſich unter den Anweſenden umſieht, während das Orcheſter, ſtatt daß es einen Nachklang der Stimmung geben ſoll, im Grunde das converſirende Publicum nur ſtört und beinahe auffordert, die Töne der Inſtrumente zu übertäuben. —

Indeß war Karl zur Stadt gekommen. Er hatte früher, während ſeines kurzen Aufenthaltes in der Stadt, bei ſeinem Bruder gewohnt, aber jetzt war es ihm nicht möglich, zu ihm zu gehen. Er miethete ſich in einem Gaſthof ein und ſuchte ſeine Bekannten auf, welche ihm helfen konnten, je eher je lieber in Thätigkeit zu kommen. In deren Geſellſchaft war er munter, beinahe ausgelaſſen; aber die Anſtrengungen, die ihm das koſtete, mußte er in der Einſamkeit theuer bezahlen. Vertraute Freunde hatte er gar nicht, wenigſtens keinen, dem er vertrauen konnte, was Tag und Nacht ſeine Gedanken erfüllte, und es iſt ein ſchweres Schickſal, mit ſich ſelbſt allein den alten und doch ewig jungen Streit zwiſchen Leidenſchaft und Beſonnenheit auszufechten. Das ganze menſchliche Daſein ſtand vor ihm hingewelkt, wie die Blume im ſtürmenden Herbſt, denn die Lebensquelle im eigenen Herzen war ihm vertrocknet. Die Welt war ihm ein eitles, blendendes Farbenſpiel, wie die bunten Bilder einer Laterna magica: wenn das Tageslicht nicht länger zurückgehalten werden kann, verſchwinden die trüglichen Erſcheinungen. Was nützte ich der Welt, dachte er, wenn ich auch Tag und Nacht arbeitete, ihr zu dienen? — Niemand würde mich vermiſſen. — Soll ich mir nun die Arbeit erſparen und mich in das Getümmel der Vergnügungen werfen? — Wer nicht ſein Leid in der Thätigkeit des Lebens einſchläfern kann, findet nirgends Ruhe. — Er rief ſich die glücklichen Stunden zurück, wo er krank lag unter Annettens Pflege, als ſie ſeine Freundſchaft gewinnen wollte und ſo bald der Gegenſtand ſeiner Liebe wurde. Und war das zu verwundern? Auch in ſeiner Abweſenheit war ſie ja bei ihm geweſen. Er konnte es nur nicht begreifen, wie er ſie ſo ganz in den Jahren der Trennung vergeſſen habe, da ſeine Liebe, gleich den heiligen ſieben Schläfern, geſchlummert hatte. Jetzt war ſie erwacht, um den Märtyrertod zu leiden. Denn wie oft er es auch verſucht hatte, ſeine Anſprüche an Annetten auf eine brüderliche Freundſchaft zu beſchränken, fühlte er doch jetzt erſt in der tiefſten Bedeutung, daß er ſie liebe, daß er Nichts ſei ohne ſie. Oft mußte er in Klagen ausbrechen über ſeinen Bruder, den alten, gleichgültigen Liebhaber, der ſein und vielleicht auch Annettens Glück als Opfer hinnahm; er wollte ſich ihm vertrauen, ihn bitten, ihm drohen — Sich ihm anvertrauen? — Wie war das möglich? Es herrſchte ja keine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen, ihre Wege hatten ſich getrennt, und eine durchgreifende Verſchiedenheit der Charaktere vollendete dieſe Trennung.

Zwei Tage nachdem Karl zur Stadt gekommen war, trat er Abends zu Eduard hinein, der im Begriff war, ſich zurecht zu machen, um auszugehen. „Biſt du es, Karl?“ brach er aus; „wann biſt du in die Stadt gekommen? Du haſt gute Tage genug draußen gehabt? — Iſt das nicht ein liebenswürdiger Mann, der Alte?“

Karl konnte nicht anders als dieſe Frage bejahen; er erzählte, wie angenehm er die ganze Zeit ſich befunden, wie viel Artigkeit ihm der Commandeur erzeigt habe, und ſchloß damit, ihn zu fragen, warum er ſo ſelten draußen geweſen ſei. Eduard entſchuldigte ſich mit Geſchäften. „Es iſt Schade,“ fuhr Eduard fort, daß du nicht länger draußen geblieben biſt, nun ziehen Harms morgen hinaus, ich will grade deshalb heute Abend hinausgehen. Iſt Emma nicht draußen bei Selſtröm's geweſen?“

„Ich habe ſie nicht geſehen,“ antwortete Karl gleichgültig.

„Sie hat übrigens mehrmals nach dir gefragt, — es ſcheint wirklich, als ob du ein Plätzchen in ihrem Herzen einnähmeſt.“

„Das iſt denn mehr, als ſie in meinem hat."

„Mich dünkt doch, daß du auf dem Balle" ...

„Ach, Kinderſtreiche! Auf dem Ball! — Dazu iſt ſie hübſch genug!"

Eduard, der grade vor dem Spiegel ſtand und ſich das Halstuch umband, wandte ſich beinahe beleidigt um und ſah ihn bei dieſer Antwort an, worin er ſeinen jugendlichen Bruder nicht wiedererkannte. „Warum, zum Henker, biſt du denn heute in Uniform?" fragte er.

„Es iſt wahr," antwortete Karl, „ich bin hier, um dir Lebewohl zu ſagen. Ich komme ſo eben von der Admiralität, ich habe mich auf einen Amerikaner bedungen und reiſe morgen oder übermorgen."

Eduard war ſehr verwundert über dieſen plötzlichen Entſchluß und konnte ſich den Grund nicht recht reimen, welchen Karl anführte, daß er es müde ſei, zu Hauſe zu ſein. Da er ihn bald darauf ſtehen ſah mit den Armen kreuzweis in einer nachdenkenden Stellung, ging r zu ihm hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn: „Was fehlt dir, Karl? Du biſt ſo ierlich — im Grunde reiſeſt du doch ungern aus deiner Heimath."

„Meiner Heimath? Wo iſt meine Heimath? — ch reiſe ab, wie ich gekommen bin. — Ich bin frei, ie der Vogel in der Luft, — das biſt du nicht, duard."

„Beneideſt du mich?"

„Nein, und noch weniger deine Liebſte.“

„Was meinſt du damit?“ fragte Eduard betroffen.

„Ich meine, daß du ein leichtſinniger, undankbarer Narr biſt, um nicht — etwas Schlimmeres zu ſagen.“

Eduard trat einen Schritt zurück. „Burſche!“ rief er, „biſt du toll?“

„Und ich beklage den,“ fuhr Karl fort und ſah ihm ſtarr in die Augen, „der aufgeopfert werden ſoll für einen Narren, und wenn ſie meine Schweſter wäre, ſtatt daß du mein Bruder biſt, ſo ſollte ...

„Willſt du mich mit dem Dolch ſchrecken, mit dem du da ſtehſt und ſpielſt?“ unterbrach ihn Eduard höhniſch.

„Das brauche ich wohl nicht, aber ich will dich damit peinigen, dir täglich zu ſagen“ ...

„Aber wenn ich dir nun verböte, hierher zu kommen, und in Selſtröm's Haus zu kommen?“

„So reiſte ich, wie ich jetzt thue, und verachtete dich, wie ich jetzt thue.“

Karl ging nach der Thüre zu, blieb aber ſtehen und ſtarrte zum Fenſter hinaus. Einen Augenblick darauf wandte er ſich um: „Wenn ich nicht wieder zurückkommen ſollte, — Eduard, ſo vergieb mir, ich wollte ja mein Leben darum geben, Euch glücklich zu ſehen. — Ich verſtehe deinen höhnenden Blick, du meinſt, daß mein Leben nicht viel werth iſt — das weiß ich. So hab' ich nichts weiter dir zu ſagen.“ — Er ging. Eduard ſah ihm nach durchs Fenſter; es war unverkennbar, daß er mit ſeinem Stolze kämpfte, aber er war ihm zu ſtark. Er iſt ſelbſt ein leichtſinniger Narr, dachte er, nun iſt er böſe, denn er glaubt, daß ich ihn bei Emma ausgeſtochen habe. Oder womit habe ich ihn erzürnt? Er hat ſich wohl gar auch in Annetten vergafft! — Aber das wird ſich legen, ſobald er auf die Zollbude hinauskommt. Es iſt ſo natürlich — vier Wochen auf dem Lande und ein hübſches Mädchen — ſie iſt ja auch reizend! — Läßt ſich das nicht begreifen? — Sie iſt ein allerliebſtes Kind! — Oder ſollte Annette — aber ſie hängt ja an mir — in dieſem Augenblick ſeufzt ſie vielleicht nach mir mit Thränen in den Augen! — So friſchte er ihr Bild in ſeinen Gedanken auf, und ſelten war ſie ihm ſo anziehend vorgekommen wie jetzt. Karls empörende Beleidigungen hatten ihn verhärtet; wohl mußte er ſich getroffen fühlen, aber zugleich verkannt, und er wollte ſie mit aller Gewalt ſo ungerecht finden, wie deren Ausbruch unbefugt geweſen war. Er beſchloß, gleich morgen früh hinauszureiſen; ſie ſollten nicht wiſſen, was zwiſchen ihm und Karl vorgefallen war; jetzt wollte er ſelbſt eine Erklärung fordern. Die Perle, die er zu verlieren ſo nahe daran geweſen war, wollte er einfaſſen, ſo daß die Welt ſie ſehen und bewundern könnte. — In dieſen Gedanken ſaß er noch, als Müller ſpät Abends nach Hauſe kam und ihn aufgeräumter als gewöhnlich fand. Es war Mitternacht, als ſein Stubenkamerad ihm gute Nacht ſagte und ſein Licht anzündete. „Ich reiſe zu Selſtröm's morgen Vormittag hinaus,“ ſagte Eduard noch, indem er ging.

„Ja ſo, haben Sie nun Zeit? — Sind Harms's hinausgezogen?“

„Sie ziehen morgen hinaus.“

„Na! So!“ antwortete Müller, und ging in ſein eigenes Zimmer.

Gegen Mittag am folgenden Tag war Eduard bei Commandeurs. Julie empfing ihn mit Freude, ſie ſah in ihm den Engel, der Frieden in die Verwirrung zurückbringen ſollte, welche ſich unter einer ruhigen Oberfläche verbarg. Sie fühlte eine innerliche Zufriedenheit bei der Ueberzeugung, daß ſie gehandelt habe, um ſein Glück zu retten; ſie war ihm ja dieſen Erſatz ſchuldig, da ſie die unſchuldige Urſache bei dem erſten Schiffbruch, den er erlitten hatte, geweſen war. Sie hatte ſich immer von ihm angezogen gefühlt, ſie wußte, daß ſo viel Gutes in ihm lebte, von dem Augenblicke an, wo ſie entdeckt hatte, daß er einige Züge mit Otto gemein habe. Und dieſe Züge konnten nicht täuſchen. — Annette ſah ihn erſt beim Mittageſſen. Sie war ſcheinbar ruhig, aber er konnte nicht umhin, den wehmüthigen Ausdruck in ihren Augen zu bemerken, und wie ſie ſich bemühte, ſeinen Blicken auszuweichen. Er ſah, wie fremd das Lächeln war, das das Geſpräch ihr bisweilen entlockte. Sie war ſo ſchön, und doch ſo leidend, daß er hätte fragen mögen, ob ſie krank ſei, wenn er nicht geglaubt hätte, die Urſache davon zu kennen. Er wußte, daß Emma ihr geſchrieben hatte; ſollte ſie da nicht wiſſen, daß er ihr untreu geweſen ſei, daß er ſie beinahe habe vergeſſen können? Mußte nicht auch das Gerücht ihr das geſagt haben? Er machte ſich ſelbſt Vorwürfe wegen ſeines Benehmens; er fürchtete beinahe, allein mit ihr zu bleiben, denn er kannte ihre Offenheit; und wenn ſie auch vor der ganzen Welt ihren Kummer verbärge, ihm würde ſie ihn nicht verbergen.

Es traf ſich grade, daß einige Fremde aus Kopenhagen dieſen Nachmittag zum Beſuch eintrafen. Der Sommer war jetzt in aller ſeiner Herrlichkeit gekommen, und lockte die Einwohner der Hauptſtadt mit aller Gewalt heraus. Es war eine Wohlthat des Geſchicks, ihn an einer traulichen Unterredung mit Annetten zu verhindern, und ſie ſuchte auch nicht Gelegenheit dazu. Die Geſellſchaft ſaß zuſammen in der Gartenſtube, und das Geſpräch drehte ſich um mancherlei Gegenſtände. Einige von den Gäſten hatten ein Gerücht gehört von dem wunderlichen Ereigniß, das Eduarden und Fräulein Harms in Berührung gebracht hatte mit den Handhabern der Gerechtigkeit. Einer von ihnen wandte ſich an Eduard mit der Frage, ob er es nicht wäre, von dem die Geſchichte erzählt würde. Er ſah Annetten an, welche zerſtreut geweſen war, und plötzlich aufmerkſam ward, und r begegnete ihrem ernſten Blick, worin er las: „Das haſt du mir nicht geſagt.“ Auch auf dem Geſicht des

Commandeurs ſchien er ein Mißvergnügen zu bemerken, und da dieſer bald hernach aufſtand, um ins Feld zu gehn, und Julie ihn durch den Garten begleitete, glaubte er eine günſtige Gelegenheit gefunden zu haben, das Mißverſtändniß zu heben; er ſtand auch auf und folgte ihnen. Als er ſie eingeholt hatte, eröffnete er ihnen ſofort die Abſicht ſeines Kommens. Julie wollte gehen, er nahm ſie aber bei der Hand und ſagte: „Bleiben Sie nur, Julie, meine Bitte iſt auch an Sie gerichtet.“ Er bat den Commandeur nun, daß ſeine Verlobung mit Annetten nun je eher je lieber veröffentlicht werde, was des Commandeurs eigner Wunſch geweſen war, und er hoffte daher auf keine Schwierigkeit zu ſtoßen. Der Alte ſchob das grüne Kasket über die Stirn und ſagte mit nachdenklicher Miene: „Nun ja, wenn Sie es wünſchen, Eduard. — Es iſt freilich, als ob ein Unſtern über dieſem Feſte waltete, aber — meinetwegen immerhin. Julie, was ſagſt du dazu?“

Julie ſchwieg. Sie wußte, wie überflüſſig ihre Stimme ſei, und die Sache war abgemacht. Sie ging zurück zur Geſellſchaft, ernſter, als ſie ſie verlaſſen hatte, denn ſie fing nun an, ſich für Annetten zu ängſtigen, welche Zeit haben mußte, den Schmerz zu überwinden, welchen Eduard nicht kannte. Sie wünſchte Aufſchub — aber ſie durfte ihn nicht verlangen; ſie wollte Eduarden Alles ſagen — aber zu dieſem Schritte hatte ſie nicht Kraft. Ihre Unentſchloſſenheit führte zu dem Ergebniß, zu welchem ſie meiſtens führt: Eduard reiſte am Abend ab, ohne daß ſie mit ihm geſprochen hatte, und nun mußte ſie erwarten, was die Zeit mit ſich bringen werde.

— Karl hatte Müllern auf der Straße getroffen und die Gelegenheit ergriffen, ſich zu erkundigen, wie Alles bei Commandeurs ſtehe. Da hatte er denn erfahren, daß ſie ſich Alle wohl befänden; das mußte auch Annetten gelten, und brachte einen kühnen Entſchluß bei ihm zur Reife. Er ſchickte Annetten ein Billet, beinahe in einem ſcherzhaften Ton abgefaßt, worin er ſich ein kurzes Stelldichein in der Nähe von ihres Vaters Hofe ausbat, an einem Orte, das er ihr näher bezeichnete; er würde an demſelben Tage, ſchrieb er, eine langwierige Reiſe antreten und wünſchte ſeiner lieben Schwägerin ein Lebewohl zu ſagen; er bat ſie, ſich allein dort einzuſtellen und keine Thränen mitzubringen, denn ſie würden dieſe nicht nöthig haben; er wünſche nur, daß ſie ihm noch dieſe kleine Aufmerkſamkeit erweiſen und ſich ſo hübſch wie möglich recht nach ſeinem Geſchmack anziehen möchte. Da er mit der Tagesordnung des Hauſes bekannt war, und das Glück ihn begünſtigte, hatte Annette ſelbſt den Brief von ſeinem Boten in Empfang genommen, der ihr denſelben brachte, als ob er von Emma käme. Er wußte im voraus, daß ſie ſeinen Wunſch erfüllen würde, da ſie mit dem Ceremoniel der Hauptſtadt ſo unbekannt war. Dennoch koſtete es ihr einen weit ſchwereren Kampf, als er erwartet hatte; aber der Gedanke, daß ſie ihn vielleicht nie wiederſehen würde, gab den Ausſchlag.

„Warum haſt du dein ſeidnes Kleid heute an?“ fragte Julie ihre Schweſter, als ſie am Morgen, zwei Tage nachdem Eduard draußen geweſen war, ſie geſchmückt ſahe.

„Emma iſt immer ſo geputzt, wenn ſie zu mir kommt.“

„Kommt Emma heute her? So ſollte ich wohl auch ein andres Kleid anziehn. Glaubſt du, daß dies ſich ſchickt, Annette? Kommt der Conferenzrath mit?“

Annette ward der Antwort überhoben, da der Commandeur indem Julien rief, und ſie zu ihm hinausging. Annette band ihr Tuch um den Kopf, und ging langſam hinaus durch den Garten; ſie hätte beinahe gewünſcht, daß ein äußeres Hinderniß eintreffen möchte, das ihr die Ausführung ihres Vorhabens unmöglich machte.

Karl verließ Morgens bei Zeiten die Stadt, und war der Erſte auf dem beſtimmten Platz. Es hatte bei Tagesanbruch geregnet, aber nun war das Gras ſchon von der Sonne getrocknet, wo die Bäume nicht ihre Strahlen abgehalten hatten. Karl legte ſich unter eine mächtige freiſtehende Buche, von wo er den Fußſteig überſehen konnte, den Annette kommen mußte; er blickte nach den leichten Wolken, die eilends über ſeinen Kopf hinſchwebten, während der Weſtwind unten an der Erde kaum die

Kraft hatte, Wellen zu ſchlagen in dem hohen Graſe, das doppelt friſch und verjüngt nach dem Regen daſtand. Er mußte über eine Stunde warten, dennoch fiel es ihm nicht ein, daran zu zweifeln, daß Annette kommen würde. Noch lange vorher, ehe ſie kam, unterhielt er ſich ſchon mit ihr. Seine Gefühle hatten mehr den Charakter der Entſagung angenommen; ohne Furcht, von der Kraft verlaſſen zu werden, mit welcher er ſich durch die Anſtrengungen der letzten Tage bekämpft hatte, freute er ſich darauf, in dieſer Stimmung ſeine Freundin wiederzuſehen, um ihr freundliches Bild auf ſeine lange Reiſe mitnehmen und es bis an ſeinen Todestag bewahren zu können. Ohne Gram durchlebte er wieder die glücklichen Stunden ihrer unbewußten Liebe.

So ſaß er vertieft in die holden Erinnerungen an ſeine Agnete, daß es beinahe eine Störung war, als er ſie ſelbſt erblickte nahe bei ſich hinter dem Nußgebüſch. Er ſprang auf. „Guten Morgen, Agnetchen!“ rief er vergnügt, indem er ihr entgegenlief. Sie nickte ihm freundlich zu und gab ihm die Hand. „Haſt du lange gewartet?“ fragte ſie.

„Ich glaube nicht. — Wie du hübſch biſt heute, Annette, Gott ſegne dich dafür! Ich wollte dich gerne recht niedlich ſehn, und ſo dir Lebewohl ſagen. Du mußt wiſſen, daß ich von dem Lächeln, das du jetzt mir zur Erinnerung ſchenkſt, manches Jahr leben muß. Ich muß gut Haus damit halten, Agnete, ſonſt leide ich Noth.“

Thränen kamen ihnen Beiden in die Augen. — „Verſprachſt du mir nicht, daß du die Thränen zu Hauſe laſſen wollteſt, oder — ich bat dich wenigſtens darum. — Nun wollen wir vergnügt ſein, nicht wahr, Agnete? Die Traurigkeit mag ihre Zeit für ſich haben. — Laß mich denn dir tauſendmal danken, daß du ſo freundlich und ſo lieb gegen mich geweſen biſt, und ſo will ich dir ſagen — oder wollen wir im Hain luſtwandeln? Komm! Es iſt ſo herrliches Wetter, und Gott weiß, wann ich wieder einen Buchenhain zu ſehen bekomme."

Er hielt Annettens Hand und merkte, daß ſie zitterte. Unwillkürlich ſummte er eine Melodie, um ſich ſelbſt Faſſung zu erringen, aber es ward die Weiſe von Agnete und dem Meermanne. Da er es merkte, ſchwieg er. — „Sieh, eine Hindin, die zwiſchen den Stämmen hervorſchaut, ſie iſt ſcheu vor uns, und doch iſt ſie neugierig." Er ſchlug in die Hände, und das Wild floh davon.

„Warum verſcheuchteſt du es, Karl? Es ſah ſo freundlich, ſo unſchuldig aus."

„Sollen wir nachlaufen und es ihm ſagen, daß wir ihm nichts zu Leide thun wollen, ſollen wir, Agnete?" Er wandte ſich gegen ſie und ſah ihr in die Augen, ſo daß ſie ihn anlächeln mußte. „Hätteſt du in die Hände geſchlagen, ſo wäre es nicht bange geworden; aber mich kannte es nicht, ich bin ja nicht gewohnt, hier in der Heimath der Unſchuld zu leben. Mein Herz iſt nicht gut genug dazu. Aber ich will beſſer werden, glaube mir, ich will beſſer werden, du ſollſt mich beſſer machen. Wenn es mir nur nicht ſo leer wäre, ſo todt draußen in der Welt. Es kommt mir oft vor, als ob ich ſäße und ſähe mir das Ganze an wie ein Theater. Die Sonne geht auf und nieder über die ſchönen Couliſſen, und die Menſchen und die Thiere wechſeln die Beine ſo natürlich und grüßen einander und gehn aneinander rauſchend vorbei, während die Muſikanten wilde, fremde Symphonien ſpielen, ſo daß man von Sinnen kommen müßte, wenn man ſich nicht Augen und Ohren zuhielte. Laß die Scene ſich noch ſo oft verwandeln, laß die ganze weite Welt vorbeipaſſiren — es bleibt doch ſtets Daſſelbe, dieſelbe ſteife, ſtolze, mechaniſche Lebloſigkeit. — Sahſt du nicht das große Welttheater auf der Weſterbrücke vor einigen Jahren?"

„Nein," antwortete Annette leiſe.

„Es war ſehr ſchön, das hätteſt du ſehen ſollen." — Sie gingen ſtill Einer an des Andern Seite in den Hain. „Es iſt wahr," fuhr Karl fort, „es iſt ſchon mehrere Jahre her. Ich war damals Cadet. Es war daſſelbe Jahr, wo ich dich vergaß, Annette! — Damals ging ich oft in die Komödie, ich ſchrieb auch ſelbſt Komödien. Alle meine Perſonen mußten viel ſprechen, und um ſo mehr, je mehr ich von ihnen hielt. Ich wußte damals noch nicht, daß man ſchweigen und doch ſo unendlich viel ſprechen kann. Wie reich iſt deine Sprache, Annette, aber nicht an Worten! — Es iſt heute warm, meine

Stirn glüht. Wo Schatten iſt, iſt keine Luſt, und wo Luſt, kein Schatten.“

„Wirſt du weit wegreiſen, Karl?“ fing Annette nach einer Pauſe an, leiſe und furchtſam. Kommſt du nie mehr zurück?“

„O laß uns nicht von Reiſen ſprechen, Annette; wenn ich erſt Abſchied von dir genommen habe, iſt das übrige Stück des Weges nur kurz.“

„Warum willſt du fort?“ ſagte ſie flüſternd, faſt vor ſich hin. „Nein, antworte mir nicht, es war eine einfältige Frage, ich wußte ſelbſt nicht, was ich ſagte.“

Sie hörten ſchnelle Fußtritte hinter ſich. Es war ein kleiner hagrer Mann in Bauerkleidern; unter dem Arm trug er eine Geige in einem abgenutzten Wachstuchfutteral. „Der Mann hat Eile,“ ſagte Karl. „Hörſt du, Spielmann, kannſt du uns ein Stück hier auf dem Wege aufſpielen, aber luſtig muß es ſein, ſiehſt du nicht, daß wir junges Blut ſind?“ Ein Schauer ergriff Annetten, wie wenn ein Stoßwind über die Fläche der See hinfährt und ſie kräuſelt. Der Mann grüßte ſie ängſtlich und verwundert, und verſchwand hinter den Bäumen.

„Er ward bange vor uns. Warum ſollten wir ihn auch aufhalten, er käme ja zu ſpät zur Hochzeit. Da wirds einen luſtigen Tanz geben, wie auf deiner“ — — Karl brach ſelbſt ab, und hatte Mühe, ſich zu beherrſchen; Annettens Gefühle waren zu hoch geſpannt, als daß ſie ſich mit Thränen hätten Luft ſchaffen können, ſie faßte ſeine Worte nicht, ſie hörte ſie kaum, ſie hatte weder Fähigkeit, zu ſprechen, noch nach des Augenblicks dunkeln Eingebungen zu handeln. Es iſt ein fürchterlicher Zuſtand — ein Zuſtand, der grade am häufigſten die Seele in den wichtigſten Augenblicken ergreift, in welchen ſich das ganze Daſein zuſammendrängt, um gleichſam mit Gewalt eine entſcheidende Handlung zu erzwingen, wenn der Menſch den natürlichen Sinn verliert, Eindrücke zu empfangen und ihnen zu folgen, betäubt von dem überwältigenden Toben der Gefühle, und er weder zu hören noch zu denken im Stande iſt, weil das Getöſe allzu wahnwitzig heftig erſchallt. Bei einigen Menſchen endet dieſer Zuſtand mit körperlicher Erſchlaffung, mit Ohnmacht; Andre können ihre phyſiſche Faſſung behalten, aber in der Seele entſteht eine fürchterliche Meeresſtille, eine Todesruhe, wo das geiſtige Leben im höchſten Punkte ſich täuſcht mit gedankenloſer Wiederholung von Gefühlen und Vorſtellungen früherer Zeiten, von denen die Lippen wie aus alter Gewohnheit überfließen.

„Hier, Agnete,“ brach Karl aus, „unter dieſer mächtigen Buchenkrone ſtandeſt du vor ſechs Jahren und ſaheſt zu mir hinauf in den Baum, wo ich unſere Namen hoch oben einſchnitt, damit Niemand ſie finden ſolle. Der Baum hat uns nicht verrathen, und die Namenszüge ſtehen dort noch. Sie werden dort noch ſtehn, wenn wir längſt aus dem Leben geſchieden ſind — und wenn zuletzt unſre Namen in Stein gehauen ſind, weit von einander, wenn wir ſchlafen ſo ruhig, ſo ſorglos — nein, Annette, wenn wir vereint ſind, wenn nichts mehr uns trennt." — Er ſeufzte tief, es war einer von den Seufzern, in welchen das Herz nach Luft ſucht, um nicht zu verathmen. „Wir müſſen umkehren, ſonſt gehn wir ewig. Du biſt ſo ſtumm, mein Kind! Stütze dich nur feſter auf meinen Arm; nun iſt es bald vorbei, nun gehn wir heimwärts, fort von dieſen Buchen, wo ich unſre Namen einſchnitt, als wir Kinder waren. Damals glaubte ich dich zu kennen, aber ich kannte dich doch nicht. — Ach, es war eine holde Zeit, Annette, da du ſaßeſt an meinem Krankenlager; deine ſchöne Seele entfaltete ſich vor mir, Stunde an Stunde: es war mir, wie wenn man in der Nacht in eine fremde Gegend kommt, eine reizende Gegend, die man vorher nie geſehen hat. Die Sonne dämmert in Oſten und der Nebel ſteigt empor; nach und nach kommt Leben und Farbe in die nächtlichen Schatten, man ſieht Berge und Haine, und grüne Felder, und Gewäſſer, die ſich hindurchſchlingen, man ſieht, wie die Vögel erwachen, und hört ſie ihren Lobgeſang der Sonne anſtimmen. Aber während des goldnen Morgens ward ich weggeführt, und dort, wo ſie mich hinbrachten, iſt es düſter wie in einem Gefängniſſe."

Annette ſah ihn an mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke. „Karl, wie ſoll ich ohne dich leben? Verzeih, verzeih" — ihre Lippen verſtummten, ſie wandte ſich ab, denn ſie fürchtete zu weinen; ihre Wangen glühten, aber

Thränen bethauten ſie nicht, endlich brachen ſie doch hervor, ſtärker und ſtärker. Sie zitterte wie in Fieberhitze. In unſäglicher Angſt führte Karl ſie zu einem Eichengebüſch, wo er oft in ſeinen einſamen Träumereien geſeſſen hatte. Seit der Zeit war er erwacht und wieder in Träume verfallen, aber in ſchwarze, ſchreckliche Träume. Er ſtierte ſie in ſchlaffer Gedankenloſigkeit an: entgegengeſetzte Gefühle wogten in ſeinem Herzen auf und ab, und begegneten ſich wie der Malſtrom, der auf die Meeresfläche ſich hinergießt und ſie ebnet, ſo daß die Wellen ſich nicht zeigen können. Annettens Zuſtand peinigte ihn doppelt, denn ſeine Schwachheit hatte ihn hervorgerufen; er verachtete ſich und machte ſich die bitterſten Vorwürfe, und doch konnte er einen gewiſſen Triumph ber das Leid ſeiner Geliebten nicht zum Schweigen brinen. Einen ſo hellen Blick hatte er noch nie in ihr Herz ethan. Wäre er in dieſem Augenblick im Beſitze ſeiner anzen Geiſteskraft geweſen, ſo hätte er wankend werden üſſen in dem Vorſatze, ein Weſen zu verlaſſen, das n ſo innig liebte, und das er mit der ganzen Kraft iner Seele liebte. Aber Er, der geſchaffene Menſch, d dem ſchwachen, kurzſichtigen, ungeſtümen Geiſte nach — shalb iſt die Geſchichte, ſowohl die Weltgeſchichte, als r der einzelnen Menſchen, ſo grundlos reich an Tradien! —

Karl fühlte ſich erleichtert durch Annettens Thränen; ne Augen waren trocken, und es war ihm doch, als wenn er ſein Leid mit ihr ausweinte. Annette machte ſich ſtärker als ſie war. Sie ſtand auf und ging weiter, als ob ſie die kurze Zeit in die Länge ziehen wollte, in welcher ſie noch zuſammen wären.

„Es weht, als ob wir Regen bekommen würden,“ ſagte Karl; „die Sonne verſteckt ſich auch hinter Wolken.“

„So iſt es doch wohl jetzt kühler?“ fragte Annette.

„Ja, es iſt nicht ſo heiß, als da wir uns aufmachten. Sieh, wie die Sonne jetzt auf das junge Korn ſcheint!“

„Sie belebt das Grüne ſo ſchön. Aber nun kommt die Wolke, und es wird wieder dunkel.“

„Es war die Farbe der Hoffnung, Annette, die ſich verdunkelte, um unſer nicht zu ſpotten. — Ich möchte wünſchen, daß es jetzt Herbſt wäre — oder Winter, wenn die Erde nackt daliegt, und die Kälte aus Mitleid ihr Leichenkleid über ſie hinbreitet. — Es hat mich oft gewundert, daß es jedes Jahr wieder Frühling wird, als ob es niemals Winter geweſen wäre. — Wir werden gewiß auch einmal glücklich werden — Gott gebe es! — Aber es iſt traurig, daß wir es nicht zuſammen ſein ſollen. — Annette, laß uns nun Abſchied von einander nehmen, während wir noch ſtark ſind.“ Annette ſchmiegte ſich an ihn, ſie ſtrengte ſich gewaltſam an, gefaßt zu ſein, und die Traurigkeit gab ihr wirklich eine Gewalt über ſich ſelbſt, die ſie bis dahin nicht gekannt hatte. Sie reichte ihm die Hand, und ſchlug die Augen zu Boden. „Leb wohl, Karl!“ — Er trat einen Schritt zurück, denn er fühlte einen unwiderſtehlichen Drang, ſie in ſeine Arme zu ſchließen; aber er wagte es nicht, er wagte es nicht einmal, ihr ein Abſchiedswort zu ſagen, wie ſein Herz es ihm eingab. „Leb wohl, Annette! Ich wünſche dir — den — — Leb wohl! — Ich hatte geglaubt, daß du mich heute heiter ſehen ſollteſt, aber ich kannte mich ſelbſt nicht. Ich hatte ein Lächeln zum Abſchied gehofft, das habe ich verſcherzt! — Er drückte ihr noch einmal die Hand. „Leb wohl, Karl!" — ſie wandte ſich um und entfernte ſich ſchnell.

Karl folgte ihr langſam nach, aber er ſtand ſtill, da die Bäume ſie verbargen. Sie kam wieder zum Vorſchein. Er legte die Hand auf einen Baumſtamm und folgte ihr mit den Augen, bis zu dem Hain, der an das Gartenpförtchen ſtößt, in der Hoffnung, daß ſie noch einmal ſich umwenden würde; aber ſie ſah nicht zurück. Er ſtand noch einige Minuten und ſtarrte hin nach der Gegend, wo ſie verſchwunden war; plötzlich fuhr er empor und eilte durch das Gehölz auf die Landſtraße. Nicht weit davon hielt der Wagen, der ihn wieder zur Stadt ringen ſollte. Er ſetzte ſich hinein. Der Kutſcher, der ndeſſen über das lange Warten ſchläfrig geworden war, roch träge vom Wagen herab, ſpannte die Stränge ieder an und machte ſich mit den Pferdekummten zu un, — „Zum Henker! Fährſt du, oder nicht?" — Der utſcher erſchrak, ſetzte ſich auf und fuhr in vollem prunge davon. Karl merkte nicht, wie raſch Buſch und Hecke hinter ihm blieben; er ſaß in tiefen Gedanken und ſtarrte hin auf den theuren däniſchen Boden, den er nun bald verlaſſen ſollte; er hatte nur wenige Stunden übrig, denn der Capitain wollte Abends in Helſingör ſein.

Der Tag, der dieſem traurigen Morgen vorausging, wo Karl Annetten auf immer Lebewohl ſagte, war Julien höchſt unangenehm geweſen; er hatte ihr Aufſchluß gegeben über Dinge, die ſie nicht geahnet hatte. Der Tag war ganz ſtill vergangen, man hatte keinen fremden Menſchen auf dem Hofe geſehen, als es gegen Abend an die Thür klopfte, und Doktor Müller eintrat. Er traf Julien allein in der Gartenſtube, und als er nach Annetten fragte, erhielt er die Antwort, daß ſie in den Garten gegangen ſei. — „Eduard Roſen iſt ja wohl geſtern hier geweſen?“ fragte er nach einer kurzen Pauſe, während welcher er aus dem Fenſter geſehen hatte, ohne den Gegenſtand ſeiner Nachfrage erblicken zu können. „Ja,“ antwortete Julie. —

„Die Wahrheit zu ſagen,“ fing er an, „eine lächerliche Ahnung hat mich hergetrieben. Ich weiß ſelbſt nicht, was es iſt, aber — ich traf vorgeſtern Eduarden in einer ungewöhnlichen Stimmung, er ſagte mir, daß er hierher wollte, und geſtern Abend, als er vermuthlich von hier zurückkam, ſah er mir gleich ſo wunderlich aus. — Er hat mir Nichts geſagt, aber — hat er mit Ihrer Schweſter geſprochen?“

„Ich denke,“ antwortete Julie mit einem fragenden Blicke

„Sie wiſſen gar Nichts?“ fragte Müller, und ſah ſie ſtarr an.

„Mein Gott, Sie machen mich ganz bange. Ich — ich weiß — ja, ich weiß, daß er von Vatern verlangt hat, die Verlobung ſollte je eher je lieber erklärt werden. Aber — was meinen Sie? Sagen Sie mir doch“ — —

„Dann hab' ich mich geirrt,“ ſagte Müller mit ſeiner gewöhnlichen tiefen Stimme, und ſtrich die Hand übers Geſicht, als ob er das Leben wegwiſchen wolle, das während ſeiner eifrigen Fragen hineingekommen war. Ein wenig nachher ſetzte er ſich bei Julien nieder und fing wieder an: „So hab' ich mich doch geirrt — hm! — Aber es ſcheint mir doch, als müßte ich Ihnen ſagen, was ich Ihnen auch geſagt haben würde, wenn meine Ahnung richtig geweſen wäre. Ich will Ihnen ſagen, Fräulein Julie — — aber Sie müſſen ſchweigen — oder zur rechten Zeit ſprechen. Eduard Roſen — ich ſage Ihnen nur, was ich weiß — er hat Ihre Schweſter vergeſſen — er denkt nur an Emma Harms.

Müller ſtand auf und ging hin und ſtellte ſich an die Gartenthüre. Julie ſaß unbeweglich und ſprachlos vor Verwunderung. Plötzlich brach ſie aus: „Aber, Herr Müller, Sie irren! Emma hat ja hierher wegen Karls geſchrieben“ . . .

Müller ſchüttelte den Kopf: „Dann ſind Sie es, die ſich im Irrthum befindet. Hat ſie geſchrieben, ſo iſt es wegen Eduards geweſen — ſie kennt Karln nicht.“ Nun ging Julien ein Licht auf; ſie beſtürmte ihn mit Fragen, und er hatte ihr kaum erzählt, was er von Eduard und Emma wußte, als Annette in die Thür trat. Julie ſah ſie mitleidig an und ging weg, um nicht zum Weinen zu kommen.

Müller blieb einen Augenblick ſitzen, dann ſtand er auf, neigte ſich vor Annetten und ging hinaus in den Garten, wo er Julien geſehen hatte. Sie kam ihm entgegen und begleitete ihn durch die lange Kaſtanienallee. Sie gingen ſtillſchweigend neben einander hin, und Julie wartete vergebens, daß er ihr unaufgefordert einen Rath geben werde. Erſt da ſie an der Pforte ſtanden, und er fortgehn wollte, ſagte ſie verlegen: „Herr Müller, Sie ſehen wohl ein, daß das, was Sie mir geſagt haben, mich nöthigt, einen Schritt zu thun. — Ich ſchäme mich, Ihnen zu ſagen, daß ich mich ſelbſt nicht im Stande fühle, einen Beſchluß zu faſſen.“

Müller ſtand ſchon mit der Klinke in der Hand; er ſah ſie mit einem durchdringenden Blick an. „Was meinen Sie, Fräulein Julie?“ fragte er.

„Ich habe Sie noch nie um Etwas gebeten — aber heute muß ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen. Rathen Sie mir! Sagen Sie mir, was ich thun ſoll!“ — Sie ſah ihn bittend an; er blieb unbeweglich ſtehen. „Oder,“ fuhr Julie fort, „ſoll ich es ganz in Ihre Hand legen? Wollen Sie an meiner Stelle handeln? — Ich habe nicht einmal Muth, zu Eduard davon zu ſprechen — oder zum Vater.“

„Soll ich es Ihrem Vater ſagen? — Ja, wenn Sie glauben, daß es nöthig ſei.“

„Nein, nein, ich glaube Nichts. Ich dachte blos, daß es möglich wäre — Karls wegen“ — — ſie hielt inne, erſchrocken, daß ſie ein ſo wichtiges Geheimniß verrathen hatte.

Müller ſah ſie forſchend an: „Karls wegen? — Karls? — Karl Reſen! — Ah, nun verſteh' ich Sie. Das hatte ich nicht geahnt — oder, ich wollte ſagen, ich glaubte nicht, daß Sie es ahnten. — Aber wenn er nun abgereiſt iſt?“

„Iſt er abgereiſt?“ brach Julie aus.

„Ich weiß es nicht.“

Julie wollte ſprechen, aber er ließ ſie nicht zu Worte kommen, er hatte ſchon für Beide einen Beſchluß gefaßt. „Ich will mich noch heut Abend danach erkundigen,“ fuhr er fort, und danach werde ich meine Maßregeln nehmen. Kann es etwas frommen, daß mit Ihrem Vater davon geſprochen wird oder mit Eduard, nun wohl, ſo werde ich es thun. Leben Sie wohl!“ — Und damit ging er, ohne einmal Juliens Dank zu erwarten.

Den nächſten Morgen, als Annette zurückkam von ihrer Zuſammenkunft mit Karl im Walde, hatte Julie ſie vermißt und im ganzen Hauſe geſucht, denn Eduard war ſchon da, und hatte nach ihr gefragt. Endlich kam ſie langſam durch den Garten gegangen. Sie ſah ſo blaß und angegriffen aus, wie Niemand ſie ſonſt geſehen hatte, und doch war eine Feſtigkeit in ihrem thränenloſen Blick, der einen überſtandenen Kampf andeutete. — Sie ſollte nun ein neues Leben beginnen, ein doppeltes Leben, worin das eigentliche Ich ſich im Hintergrunde bewegt unter verſchwiegenen Schattenbildern aus der vergangenen Zeit, während ein geſchminkter Doppelgänger im Vordergrunde ſpielt zwiſchen bunten Geſtalten, denen die Gegenwart ihr Licht und ihre Farben mittheilt.

Eduard hatte ſie in weiter Ferne geſehen, und ging ihr vergnügt entgegen mit dem Selbſtgefühl, daß er nun Feſtigkeit genug habe, ſeinem Verſprechen getreu zu bleiben und ſeine Ehre zu retten; er freute ſich bei dem Gedanken, daß äußere Umſtände hier eingewirkt und ſo zu ſagen ſtatt ſeiner gehandelt hätten. — Annette hörte ſeine Fußtritte und erhob ihren Blick. Eduarden in dieſem Augenblick zu ſehen, darauf war ſie nicht vorbereitet; aber da er ſie mit einem freundlichen „guten Morgen“ grüßte, da er ſich ihr mit einer Wärme näherte, wie ſie ſich nicht erinnern konnte, da fühlte ſie ſich getroffen durch ſeinen frohen, zutrauensvollen Blick, und der Gedanke durchzuckte ſie wie ein Blitz, ob ſie das Herz haben könne, den Einzigen zu täuſchen, dem ſie hier Aufrichtigkeit ſchuldig war.

Eduard wollte ihre Hand ergreifen, als ſie beſtürzt einen Schritt zurücktrat; er hatte erwartet, ſie des Sommermorgens friſches Leben mitbringen zu ſehn. „Annette,“ brach er aus, „wo biſt du geweſen?“ — Auch er fühlte ſein Gewiſſen getroffen, als er ſie ſo ſah. Aber da ſie das Geſicht in den Händen verbarg, da er ihr Geſtändniß hörte, das von Thränen beinahe erſtickt wurde, daß ſie ihn täuſchte, daß ſie ihn nicht geliebt habe, daß ſie ſeinen Bruder liebe, da ſtürmten die entgegengeſetzten Gefühle auf ihn ein, Zweifel, Mitleid, und die Ueberzeugung, daß er nun erſt fähig ſei, ſie zu lieben — eine Ueberzeugung, die er nie vorher ſo lebendig gefühlt hatte, und die ihn nun nur erſchreckte, da er ſelbſt ihre Liebe verſcherzt hatte — und zwiſchen alles dieſes hindurch eine nur halbbewußte Freude über ſeine wiedergewonnene Freiheit. Annette weinte, als ob ihre Augen in Thränen hinſchmelzen ſollten, als ob ihr Herz nun erſt ſich Luft machte. Mit unverſtellter Zärtlichkeit führte er ſie zu Julien hinauf, zu dem mütterlichen Weſen, das ſo gerne ihre Leiden milderte, wenn ſie nur ſie mit ihr theilen konnte.

Julie begleitete Annetten in ihr Zimmer, und kehrte bald zu Eduard zurück; ihm erklärte ſie, was Annette nicht Kraft genug gehabt hatte zu thun, ſie zeigte ihm die tiefe Kluft, welche ſich ſo unmerklich geöffnet hatte, um ſie zu trennen. Sie verließ ihn, um zu ihrer

Schweſter zurückzugehn, welche ſie zu beruhigen ſuchte, indem ſie ihr die Hoffnung mittheilte, wie Eduard gewiß Erſatz für den Verluſt finden werde.

Eduard ging in den Garten hinab; er war wie aus dem Himmel gefallen, und doch fühlte er eine gewiſſe Zufriedenheit bei der Vorſtellung, daß die Schuld nun an Annetten lag, und nicht an ihm. Während er umherwanderte und ſtrebte ſich den Gedanken einzuſchärfen, daß er im Grunde nicht mehr verlobt ſei, war auch Müller angekommen. Nach einem kurzen Geſpräch mit Julien, worin er ihr erzählte, daß er in Karls Quartier geweſen ſei und erfahren habe, daß er noch nicht abgereiſt ſei, und nachdem er zu ſeiner größten Verwunderung gehört hatte, was vorgefallen war, ſuchte er eilig den Commandeur auf.

Er fand ihn im Schlafrock am Pult ſitzen, zwiſchen Rechnungen über Geſindelohn und Kornpreiſe. Der alte Mann ward von dem Beſuch etwas überraſcht, aber noch mehr, als Müller ſo anfing: „Herr Commandeur, entſchuldigen Sie, daß ich Sie ſtöre, aber hier iſt keine Zeit zu verlieren. Es liegt in dieſem Augenblick Viel — es liegt mehrerer Menſchen Glück in Ihrer Hand.“

„Ich, bei Chriſti Tod und Leiden,“ brach der Alte aus, „ſo ſprechen Sie, lieber Freund!“ — Und nun theilte ihm Müller Alles mit, was Annetten, Eduard und Karln betraf, Alles, was in ſeinem eigenen Hauſe vorgegangen war, und wovon er nicht das Geringſte wußte. Man würde des ernſten Doctors Eiſengeſicht bei dieſer Erzählung nicht wieder erkannt haben; es hatte einen ſo liebenswürdigen Ausdruck angenommen, da er als Sachwalter von Gefühlen auftrat, für welche ihm Niemand Empfänglichkeit zugetraut hatte. Der grauhaarige Commandeur verſchlang mit Begierde jedes Wort aus ſeinem Munde, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als Müller mit den Worten ſchloß: „Sehn Sie, das iſt mein Geſchäft. Habe ich nun nicht Recht, daß Viel in Ihrer Hand liegt? — Und erinnern Sie ſich, daß Karl Ihr Landsmann iſt mehr als irgend ein Andrer; er hat ſeine Heimath auf demſelben Meere und unter derſelben Flagge wie Sie“ — —

„Wo iſt er denn?“ brach der Commandeur heftig aus; „er reiſt heute, ſagen Sie? — Der brave Burſche! — Laſſen Sie mich machen! Ich ſelbſt will ihn holen — er ſoll heraus — potz Wetter! und wenn ich Gewalt gebrauchen müßte.“ — Er trocknete die Augen und ergriff Müller's Hände. „Dank, mein lieber Freund,“ ſagte er, „Dank, daß Sie mir die Augen geöffnet haben — man wird alt und blind. Aber laſſen Sie mich nun fort! — Julie, Julie!“ rief er zur Thür hinaus, „laß den Kutſcher anſpannen, im Augenblick! Laß ihn vier Pferde vorſpannen!“ — Einen Augenblick nachher war er reiſefertig und ging ungeduldig auf und nieder in der Gartenſtube und ſprach mit ſich ſelbſt.

Es währte eine Ewigkeit, ehe der alte Wienerwagen geſchmiert und in Stand geſetzt war. Die Geduld verging dem Commandeur, und er ging ſelbſt hinaus, den Kutſcher anzutreiben; aber da hörte er zu ſeinem größten Aerger, daß dem einen Pferde die Hufeiſen losgegangen, und daß ein Burſche damit zum Schmidt geritten ſei. „Zum Satan! So ſpanne die braune Reitſtute vor, Schlingel!“ rief er und ging hinein. In der Thür begegnete er Julien; ſie erinnerte ihn, daß er mit Eduard nicht geſprochen habe. An dieſen nothwendigen Schritt hatte er nicht gedacht, und es beunruhigte ihn, was er ſagen ſolle. Aber auch daran hatte Müller gedacht. Eduard trat grade in die Stube, ging gleich zum Commandeur hin und ſagte mit ſtolzer Miene: „Ich höre, daß Sie über mich verfügt haben; Sie wollten mir nicht erlauben, frei zu handeln — Sie erlauben mir doch, meine Einwilligung zu geben?“ — Der Commandeur merkte in ſeinem Freudenrauſch nicht einmal die Bitterkeit, welche in dieſen Worten lag; er umarmte ihn und dankte ihm. Darauf wandte ſich Eduard an Julien und drückte ihr die Hand. „Lebe wohl, Julie,“ ſagte er, „bring Annetten einen freundlichen Gruß von mir. Ich hoffe, daß wir uns bald wiederſehen werden.“ Er ſprach leiſe, und ſeine Stimme hatte nicht die gewöhnliche Feſtigkeit. Einen Augenblick nachher war er verſchwunden, und der Wienerwagen rollte hin mit dem Commandeur und Müllern.

Es war das erſte Mal ſeit undenklichen Zeiten, daß die Vierſpännerpeitſche des Hofes in Anwendung gekommen war. Man ſah ſonſt nie den Commandeur eilen, und wenn Jemand von ſeinen Bekannten ihm auf dieſer Fahrt begegnet wäre, die im Fluge auf der Landſtraße nach Kopenhagen ging, ſo würde er geglaubt haben, daß der gute alte Mann von der modernen Wettrennensraſerei etwas angeſteckt worden ſei. Der Commandeur war ſo eifrig, vorwärts zu kommen, daß er den Kutſcher ohne Aufhören antrieb, ohne zu bemerken, daß ſeine arme Reitſtute, die nur an einen ebenen Paradetrab gewöhnt war, auf dieſer Extratour ſtöhnte und puſtete.

Indeſſen war Julie zu Hauſe in fürchterlicher Angſt wegen des Ausfalls der Reiſe. Sie ſchwebte zwiſchen Furcht und Hoffnung, und konnte nirgends Ruhe finden; ſie ging von der Stube in den Garten, und vom Garten in die Stube, und verſuchte vergebens, ſich mit ihrer Arbeit zu beſchäftigen. Sie freute ſich nur, daß Annette nicht Zeuge ihrer Unruhe war. Die arme Annette! Sie lag auf ihrem Bette, die Hand unter dem Kopfe; die kleinen Seitenflechten hatten ſich gelöſt und waren niedergefallen über die flammenden Wangen und verweinten Augen. Sie wünſchte nur, ungeſtört allein zu bleiben, um in Gedanken ihren abgereiſten Jugendfreund zu begleiten und über ihr verlorenes Glück zu weinen. Sie ahnte nicht, welcher wichtige Schritt zu ihrem Beſten gethan war, ſie ward nicht beunruhigt durch den

Gedanken, daß das Glück ihres Lebens in dieſem Augenblick auf dem Spiele ſtand, und daß es entſchieden werden ſollte durch einen von den gefährlichen Würfen, die Alles geben oder nehmen.

Der Wagen fuhr durch Kopenhagen und hielt endlich an der Zollbude; der Commandeur ſprang heraus. Am Bollwerk ſtanden zwei Matroſen; an ſie wandte er ſich mit der Frage, ob der Amerikaner abgeſegelt ſei. Der Eine nahm den Hut ehrerbietig vor ſeinen Ankerknöpfen ab und ſagte: „Ja, Herr Capitain, er ſegelte vor einer Stunde ab.“ Der arme alte Mann ſtand wie verſteinert und ſtarrte hinaus über die See, als er in dieſen wenigen Worten alle ſeine Hoffnungen vernichtet ſah.

„Ja, das kommt darauf an,“ ſagte der Andere, „welchen der Capitain meint, denn es liegt noch einer draußen im Sunde, der ſoll gleich lichten.“

„Nein, noch nicht ſogleich!“ ſagte der Erſte. „Der Capitain iſt noch am Lande, da liegt ſein Nachen.“

„Weißt du nicht, ob die Steuermänner am Bord ſind, mein Freund?“ fragte der Commandeur etwas beruhigt.

„Ja, der erſte Steuermann, Lieutenant Roſen, er ging ſo eben an Bord.“

„Kennſt du ihn?“ fragte der Commandeur vergnügt.

„Das dächt' ich! Das iſt ein tüchtiger Mann, ich habe mit ihm gedient, als wir in Weſtindien waren.“

„Und nun zeigte er ihm das Schiff, das außerhalb der Hafenbatterie der Drei-Kronen lag, und vor ſeinem Anker ſchaukelte. Der Commandeur beſtieg hurtig ein Fahrboot, und in einer Viertelſtunde brachte ihn dies an die Seite des ſtolzen Dreimaſters. Als er auf das Verdeck kam, fragte er die Leute, wann ſie abſegelten, und bekam die Antwort, daß die Abfahrt bis auf morgen ganz früh verſchoben ſei. Drauf fragte er nach dem neuen Steuermann, und ſie zeigten ihm Karin, der am Hintertheile ſtand, an den Rand gelehnt, und in das Waſſer blickte. Er ging leiſe zu ihm hin und ſchlug ihm von hinten auf die Schulter: „Karl, du willſt mir nicht Lebewohl ſagen," ſprach er freundlich, „ſo muß ich wohl zu dir kommen, obgleich meine Beine älter ſind als deine." — Karl hatte ſich umgedreht und ſah den alten Mann verwirrt an, während er ihn feſt bei der Hand hielt: „Laß dir nicht bange ſein," fuhr der Commandeur fort, „du glaubſt wohl, daß ich komme, um dir Vorwürfe zu machen wegen der Unruhe, die du in meinem Hauſe geſtiftet haſt. Nein — das ſoll dir vergeben ſein. — Karl, du kennſt mich nicht." — Karl ſchlug die Augen nieder, obgleich der alte Mann ihn mild anſah. „Nun begleiteſt du mich nach Hauſe," fuhr er fort, „ich bin gekommen, um dich zu holen — du haſt Annetten nicht Lebewohl geſagt."

Bei dieſen Worten erhob Karl ſeine ernſten Augen. „Nein, das kann ich nicht," rief er aus — „ich will

Ihnen hier Lebewohl ſagen, und Ihnen einen Gruß an Annetten mitgeben. Ich kann — das Schiff nicht verlaſſen."

Der Commandeur ſah ihn mitleidig an: „Es hilft Nichts, daß du Nein ſagſt, ich habe nun einmal es mir in den Kopf geſetzt, du ſollſt nicht wiſſen weßhalb; aber ich ſage dir, daß zu Hauſe eine bedeutende Veränderung vorgegangen iſt. Komm du nur mit, Karl, es ſoll dir auf meine Ehre nicht leid werden; und darauf gebe ich dir hier meine Hand, daß du zu rechter Zeit wieder hier ſein ſollſt — das iſt mein eigner Wunſch."

Als ſie zur Zollbude kamen und in den Wagen ſtiegen, wo Müller ganz ruhig ſitzen geblieben war, legte der Commandeur den Finger auf den Mund, um ihm anzudeuten, daß Karl noch Nichts wiſſen ſolle. Sie kamen nach Hauſe, beinahe ohne ein Wort geſprochen zu haben.

Der Commandeur führte Karln in die wohlbekannte Gartenſtube und ließ ihn eine Weile warten, bis er ſelbſt mit Annetten zurückkam. Sie hatte noch Thränen in den Augen, als er ſie in Karls Arme legte und ſagte: „Da haſt du meine kleine Agnete — ſag' nun, ob ich Wort gehalten habe." — Karl hielt ſie ſtumm in ſeinen Armen, und ſie verbarg ſchamhaft ihr Antlitz an ſeiner Bruſt. Dann fiel ſie ihrem Vater um den Hals mit einer ſtürmiſchen Heftigkeit, und küßte ihn, als ob er der junge Geliebte wäre. „Ihr habt mir nicht zu danken," ſagte der Commandeur bewegt, „wendet Euch um! Da ſteht der Mann, dem Ihr zu danken habt.“

Sie wandten ſich Beide um, und hinter ihnen ſtand der ernſthafte Müller, der ſich in dem Augenblick ſelbſt umwandte, um den Mann zu ſuchen, den der Commandeur bezeichnete. Annette ging zum erſten Mal zu ihm hin, und drückte ihm die Hand.

Sollen wir nun an eine neue Geſellſchaft denken für die Verlobungsdeklaration?“ fragte der Commandeur, indem er ſchmerzlich bittend Julien anſah, und, als er zu ſeiner großen Freude ein Nein in ihren Augen las, fortfuhr: „Ich verſtehe Euch. — Nun, ſo laßt uns denn heute die neue Verlobung unter uns erklären.“

„Ja, unſre neue Verlobung, die in dieſem Sommer ſieben Jahre alt iſt,“ unterbrach ihn Karl, indem er einen langen Kuß auf Annettens Lippen drückte.

Am nächſten Morgen um ſechs Uhr hielt der altväteriſch grüngemalte Wienerwagen, mit den beiden kleinen braunen Pferden davor, wieder an der Zollbude. Karl, mit einem breitkrämpigen grauen Hut und weißen leinenen Beinkleidern, ſtand am Wagentritt und beugte ſich in die Kaleſche, um Annetten den letzten Abſchiedskuß zu geben. Er ſprang vom Wagen nieder, drückte den Hut dicht in die Augen und eilte ins Boot. — „Abgeſtoßen!“, rief er, und bald fuhr es raſch durch die Wellen hin. Annettens dunkelblaue Augen blickten aus dem Wagen und folgten der kleinen Schaluppe, ſo lange man noch die Ruder in der Sonne glänzen ſehen konnte. Nun verſchwanden ſie unter den Schiffen, der Kutſcher ſchwang die Peitſche, die kleinen Braunen fingen an zu traben, und brachten zurück durch die eiſerne Pforte ein glückliches — ja, ein glückliches Mädchen mit Thränen in den Augen.

Schooſsſünden.

Schooßſünden.

Da ich mit dieſem Namen die einfache und aufrichtige Erzählung einer kleinen Epiſode aus dem Leben eines Freundes getauft habe, die, ſo unbedeutend ſie auch Andern ſcheinen möge, doch einen nicht geringen Einfluß auf ihn gehabt hat, finde ich es auch nothwendig zu erklären, worin dieſe ſeine Schooßſünden beſtehen. Ich will ihn ſelbſt vom Anfang bis zum Ende reden, und Dir, geneigter Leſer, ſeine Geſchichte ſelbſt erzählen laſſen, wie er ſie mir einſt mittheilte. —

„Es ſind zwei an der Zahl, gemäß der alten Bemerkung, daß ein Menſch ſtets zwei Hauptfehler hat, und daß man von dieſen beiden Stammeltern im Allgemeinen Alles ableiten kann, was man ſich vorzuwerfen hat. Dem ſei nun, wie ihm wolle! Ohne mich auf die weitere Theorie meiner Fehler einzulaſſen, bekenne ich lieber offenherzig, worin ſie beſtehen, nämlich pro primo in einem Antheil von Eitelkeit, und pro secundo darin, daß ich immer zu ſpät komme. Welches von dieſen beiden die Mutter und welches der Vater ſei, überlaſſe ich der eigenen Wahl des Leſers zu beſtimmen; ich weiß es wohl. Inzwiſchen habe ich meinen irdiſchen Lebenslauf nicht mit Zuſpätkommen angefangen, im Gegentheil, ich kam ſechs Wochen zu früh zur Welt, und ich glaube, daß es dieſe Begebenheit iſt (weil ſie mir manche Leiden verurſachte durch Waſchen und Baden, Lammwolle und Flanell), die mir einen natürlichen Widerwillen gegen alle mögliche Eilfertigkeit einflößte. So viel iſt gewiß, daß ich nachher als Knabe deßwegen in der Schule ſo oft getadelt wurde, daß ich zuletzt eine Art Privilegium hatte, zu ſpät zu kommen; daß ich bei meinen Prüfungen deßwegen Unannehmlichkeiten hatte; daß ich ſpäterhin als Student faſt immer Mittags zu ſpät nach Hauſe gekommen bin, und daß ich, wenn ich in eine Geſellſchaft eingeladen war, gewiß mehrere hundertmal mit der Artigkeit empfangen wurde: Il vaut mieux tard que jamais, und vielleicht eben ſo oft die Bemerkung hören mußte: Es ſei vornehm, erſt, wenn alle Andern da wären, zu kommen.

Ich habe mir wirklich oft Mühe gegeben, den eigentlichen Grund dieſes unüberwindlichen Fehlers auszuforſchen, aber ich bin, in Ermangelung einer beſſern, immer auf meine erſte Vermuthung zurückgekommen. Den Grund zu meiner Eitelkeit glaube ich dagegen am ſicherſten in dem Bewußtſein ſuchen zu müſſen, das ich meinen Leſern lieber nicht verhehlen will, daß ich im Ganzen genommen ein recht liebenswürdiger junger Menſch bin, wie ich mich denn auch überzeugt halte, daß mein Aeußeres mich auf alle Weiſe empfiehlt und die Aufmerkſamkeit mancher von meinen Leſerinnen, wenn ich ihnen etwa vorübergegangen bin, vielleicht ſchon auf ſich gezogen hat, ſo daß ſie möglicherweiſe mich in folgender Beſchreibung wieder erkennen werden. Ich bin Juriſt, — freilich möchte ich ſagen, wollte Gott, ich wäre es nicht! — habe dunkelbraunes Haar und dunkelbraune Augen; einen ziemlich hohen Wuchs, gehe gewöhnlich in ſchwarzem Frack — wobei ich mir ſelbſt die Bemerkung ſchuldig bin, daß er nicht von Sammt iſt — grauen Beinkleidern, ſchwarzem Hut, ſchwarzſeidener Halsbinde, was wohl ſämmtlich zu dem gerechnet werden kann, was man einen hübſchen Mannesanzug nennt. Das Einzige, was man mit Recht gegen meine Tracht einwenden kann, iſt dieß, daß ich ſtets meine Stiefeln ſchief gehe. Da jedoch die Naturphiloſophen darin einig geworden ſind, daß die höheren Geſchöpfe ſich vor den niedern Thiergattungen durch Schiefheit und durch Mangel an Symmetrie in dem Bau des Organismus auszeichnen, ſo habe ich gedacht, daß dieſe Eigenſchaft bei mir grade eine von denen iſt, welche eine höhere Geiſtesentwickelung bezeichnen; ich will hier nur an Weſſel *) erinnern, obgleich ich eine Menge Beiſpiele anführen könnte, um meinen Satz zu beweiſen. Aber es iſt beſſer, daß ich dieſe Selbſtbetrachtung abbreche, die leider ein neuer Beweis meiner Eitelkeit iſt, um zu der Geſchichte ſelbſt überzugehn, die ich meinen Leſern erzählen will.

---

*) Joh. Herm. Weſſel, 1742 — 1785 aus Norwegen, komiſcher Erzähler, und Verfaſſer dramatiſcher Schwänke, z. B. der noch beliebten Poſſe „Liebe ohne Strümpfe.“

Ich hatte noch nicht meine juriſtiſche Amtsprüfu
gemacht und wohnte noch bei meiner Mutter, wel
Wittwe war, als dieſe, auf Veranlaſſung der Verhei
thung meiner älteſten Schweſter, den Entſchluß faßte, ih
Wohnung in der Friedrichsberggaſſe aufzuſagen, und ei
beſchränktere an einem ganz andern Ende der Stadt zu b
ziehen. Jeder, der den Beſchwerden des Umzichens unte
worfen geweſen iſt, wird ſich gewiß nicht wundern, daß i
nur mit Mißvergnügen dem unbehaglichen Octobert
entgegen ſah, der mich aus den alten vier Pfählen verw
ſen ſollte, in welchen ich mich ſo manches Jahr bewe
hatte. Der Menſch iſt nicht blos ein Säugethier, lieb
Leſer, ſondern auch ein Gewohnheitsthier. Da erſt e
paar Jahre ſeit jener Zeit verfloſſen ſind, ſo erinnere i
mich noch deutlich, wie viele Sorge und Bekümmern
ich den Tag vor dem Umzichen hatte bei dem Zuſa
menpacken meiner Bücher und übrigen Habſeligkeite
Man beſitzt ſo unendlich viele Dinge, die einem
nichts in der Welt nütze ſind, und die man dech ni
Luſt hat wegzuwerfen; und alle dieſe ſollte ich n
opfern, denn meine Mutter hielt es nicht der Mü
werth, dieſe in die neue Wohnung mit hinüberbring
zu laſſen, und hatte mich gebeten, mein Hab' und G
ſo viel als möglich zu beſchränken. Unter allen den a
dieſe Weiſe der Vernichtung zu weihenden Dinge
welche mein Verſchluß enthielt, war ein Schub, wo
ſich einige Andenken fanden von verſchiedener Art u
aus verſchiedenen Zeitabſchnitten, welche ich mit gro
Gleichgültigkeit ins Feuer warf. So wurden ein pa

Haarlocken, eine rothe und eine blaue Schleife nebſt mehreren ähnlichen Sachen, die einſt die materielle Unterlage inniger und ſchwärmeriſcher Gefühle ausgemacht hatten, den Flammen auf dem Küchenheerde überliefert und fanden einen proſaiſchen Tod unter einem Suppenkeſſel. Das einzige Stück, das aus dieſem allgemeinen Schiffbruch gerettet wurde, aber auch in ſich ſelbſt den Grund enthielt, weßhalb alle jene Sachen ſo ganz ihren früheren Werth verloren hatten, denn jenes einzige jüngere verdunkelte alle ſeine älteren Geſchwiſter, war ein niedlicher, kleiner, weißer Glacé-Handſchuh.

Bei jeder andern Sache macht der Umſtand, daß man etwas Beſſeres bekommt, das Geringere nicht unbrauchbar, aber bei Andenken macht das beſte, vorausgeſetzt daß es wirklich einigen Werth hat, nicht bloß die übrigen überflüſſig, ſondern es würde auch vermeſſen ſein, irgend ein anderes noch daneben zu behalten; und ſo waren meine Souvenirs diejenigen von meinen Beſitzthümern, welche es mir am wenigſten ſchwer fiel zu beſchränken. Da ich alſo meinem Handſchuh das Recht eingeräumt hatte — welches nur allein die Wahrheit hat — einzig zu ſein und alles Andre auszuſchließen, legte ich ihn in meinen geheimſten Verſchluß neben eine kleine Flaſche mit Roſenöl, welche dort ihren Aufenthalt hatte. Um indeß einige Aufklärung über den Urſprung dieſes Kleinods zu geben, muß ich den Umzug noch einen Augenblick aufſchieben und auf dieſem Schauplatz meiner erſten Jugenderinnerungen verharren.

In der Friedrichsberggaſſe hatten, wie geſagt, die

Meinigen lange Jahre gewohnt in einem ſchönen Gehöfte. Gleich unter uns wohnte gleichfalls eine Familie mehrere Jahre, welche, ohne zu den Bekannten meiner Mutter zu gehören, doch hinſichtlich der Kinder unſern nächſten Umgangskreis ausmachte. Der Vater war ein Major Walter, ein hübſcher und noch kräftiger Mann, der bei einem der ſtädtiſchen Regimenter ſtand, aber übrigens eine Beſitzung auf der Inſel Fünen hatte, wo ſeine Familie ſich einen Theil des Sommers aufzuhalten pflegte. Die älteſte Tochter, Sophie, war, obgleich viel jünger als meine beiden Schweſtern, doch diejenige von der ganzen Familie, welche uns am häufigſten beſuchte, aber ſeltſam genug ſich dann am meiſten mit meiner Mutter abgab. Sie war ein hübſches, aber ſehr ernſthaftes Kind, hatte ein feines, braunes Geſicht und trug das Haar glatt zurückgeſtrichen und im Nacken aufgebunden, ſo wie man gewöhnlich die Chineſen abgebildet ſieht. Aber es ſtand ihr gut, und die hohe Stirn, welche unbedeckt war, erhöhte den nachdenklichen Ausdruck in ihrem Blicke. Was ich am frühſten an ihr bewunderte, war ein ungewöhnlich ſchönes Organ, und dieß machte auch in der That ihre größte Schönheit aus. Ich ſehe ſie noch deutlich auf dem Sopha ſitzen vor meiner Mutter, welche Nachmittags dort auszuruhen pflegte; ſie hatte das Geſicht unverwandt nach meiner Mutter gerichtet, während ſie ſich aufgelehnt ihr entgegen neigte und an ihrem Haubenband pflückte; und während eine von meinen Schweſtern auf dem Fortepiano ſpielte, führte ſie ein ſehr lebhaftes, aber immer flüſterndes Geſpräch. Ich erinnere mich, daß ich einmal zufällig neben ihr ſaß und ſie ſo anfangen hörte: „Glauben Sie wohl, daß das wahr iſt, Frau Wagner?“ worauf ſie eine Geſchichte erzählte, deren ich mich nicht mehr erinnere, aber die in die damalige chronique scandaleuse der Stadt gehörte. Ich unterbrach ſie mit der in Wahrheit armſeligen Galanterie: „Nein, das iſt nicht wahr, Sophiechen, aber wiſſen Sie, was wahr iſt? daß Sie ein allerliebſtes Mädchen ſind.“ — Bei dieſer Anrede ſah ſie mich mit einer ſo ungemein erſtaunten Miene an, daß ich dachte, was ich auch ſonſt ſchon gedacht hatte, daß ſie ein bischen verdreht und ein bischen dumm ſei. Aber Nichts iſt gewiſſer, als daß ich mich völlig irrte und daß keine von meinen früheren Meinungen ſo durchaus umgeſtoßen iſt wie gerade dieſe. Nach ſolchen Unterhaltungen ging ſie weg, wie ſie gekommen war — man hörte die Thüre gehn und Sophie war fort. — Ich war damals eben Student geworden und hatte gewiß einen zu ſchlechten Geſchmack, um ſie gehörig zu würdigen; ich hielt keine Dame für ſchön als die, welche die ganze Stadt ſo nannte — ich habe nachher einſehen gelernt, daß ſolche Damen ſelten ſchön ſind und noch ſeltner liebenswürdig — und verließ mich noch nicht auf mein Urtheil, ein Mädchen für hübſch halten zu dürfen, wenn ich es nicht von den Leuten unter dieſe Klaſſe ſetzen hörte. Ich glaube daher, daß man mich nicht mit Grund beſchuldigen kann, den allgemeinen Fehler begangen zu haben, daß ich das Weſen, das ſpäterhin meine höchſte Theilnahme weckte, zu glänzend ausgeſtattet habe; ich bin nur der Wahrheit gefolgt, ſo weit ich mich deren erinnern kann. Ohne Zweifel war Sophie ſchon damals viel liebenswürdiger, als ſie mir vorkam, aber ich geſtehe gerne, daß ich weder für beſcheidene Tugenden, noch für junge Mädchen überhaupt Sinn hatte.

So hatte ich lange genug im Dunkeln umhergetappt und war in alle Fallen gerathen, die mir meine eigene Eitelkeit aufſtellte, als Sophie beinahe ſechzehn Jahre alt war und confirmirt werden ſollte. Es iſt gewiß und wahr, daß die Confirmation bei einer großen Zahl von unſern jungen Mädchen zu früh geſchieht, bei einer weit größern dagegen zu ſpät. Einige ſind zu kindiſch, um dieſe feierliche Handlung zu begreifen, aber die allermeiſten ſind grade in dieſem Zeitabſchnitte zu hingeriſſen von den Verlockungen der weltlichen Eitelkeit, als daß ſie im Stande wäre, irgend eine Wirkung auf ſie zu machen. Junge Mädchen in dieſer Periode haben deßwegen nichts Erfreuliches für mich, zumal diejenigen, welche eine gewiſſe Kindlichkeit erkünſteln, die zu ihrem übrigen Weſen wenig paßt. Aber dieß war nicht der Fall bei Sophie, ſie blieb ſich ſelbſt getreu, und ich bin geneigt zu glauben, daß dieſe Gelegenheit es grade war, welche mir die Augen für ihre liebenswürdigen Seiten öffnete.

In dieſem Zeitabſchnitte war es auch, wo ich anfing, mir Mühe zu geben, um ſie genauer kennen zu lernen, und dieß fiel mir in der That nicht ſchwer; denn je mehr ich mich mit ihr beſchäftigte, je mehr Aufmerkſamkeit ich ihr erwies, deſto häufiger und länger wurden ihre Beſuche bei uns, wie ſie ſelbſt einmal ſagte, denn ſie ſei ehemals blöde und bange vor mir geweſen, da ſie wohl gewußt habe, wie ſehr ich ſie überſehe. Aber in Kurzem war dieſe Furcht ganz verſchwunden; wir ſaßen oft in der Abenddämmerung ganze Stunden lang zuſammen am Fenſter, und ſprachen von den ernſthafteſten und gleichgültigſten Dingen; ich examinirte ſie auch in der Religion, wir disputirten über Ewigkeit und Unſterblichkeit, und ich weiß nicht Alles mehr, worauf ich fiel, um ſie an dieſen Platz zu feſſeln und ihre ſchöne Stimme zu hören. Aber dieſe Streitigkeiten endigten gewöhnlich damit, daß ſie ſagte: „Emil, Sie ſind ein Heide," und im Grunde glaube ich, daß ſie mehr darein legen wollte, als ihre kindliche Aeußerung ihr Kraft dazu gab. Vielleicht hatte ſie Recht, aber während ſie meinen Glauben tadelte, ahnte ſie nicht, daß ſie mir Hoffnung und Liebe einflößte.

Inzwiſchen ward ſie confirmirt. Ich war in der Kirche zugegen, um ſie zu ſehen, und bemerkte, daß ſie die hübſcheſte von allen weiblichen Confirmanden war. Nur Eines war mir bisher nicht aufgefallen, denn ich ſah ſie heute zum erſtenmal mitten unter einer blühenden Jugend: ſie war blaß neben den Uebrigen. Aber ihre Augen waren lebhafter und ſchöner als deren Augen, und ich dachte bei mir ſelbſt, daß ſie gewiß nicht ſo hübſch ſein würde, wenn ſie ſo rothe Wangen hätte wie Jene. Ich traf grade einen von meinen Freunden, einen jungen Chirurgus, einen liebenswürdigen Menſchen, aber leichtſinnigen und luſtigen Burſchen, der ſtets einen witzigen Einfall auf den Lippen hatte, und der ſich gewiß nicht um Gottes Willen in der Kirche eingefunden hatte. Ich zeigte ihm Sophien und fragte ihn, ob ihm das Mädchen nicht gefalle.

„Ja, ſie iſt ſehr hübſch," antwortete er, „aber — ſie ſieht ſchlimm aus, da iſt gewiß eine dispositio" . . .

„Was meinſt Du damit?" fragte ich.

„Ich meine, Gott weiß, ob ihre Lungen die ſtethoſkopiſche Probe beſtehen würden. Ja, ja," fuhr er fort, als ich ihn verwundert anſah, „latet anguis sub herba! Die Schlange birgt ſich im Graſe! —"

Es lief mir kalt über den Rücken bei dieſer Erklärung. Ich weiß nicht, welchen wunderſamen Eindruck ſie auf mich machte; ich empfand minder Schmerz, als ſich vielmehr ihr Werth dabei in meinen Augen verdoppelte. Es befremdete mich eigentlich nicht ſo ſehr — dieſe Augen, dieſe Wangen, dieſe Stimme — ſeltſam, daß mir das nicht früher ſelbſt eingefallen war! — Ich verließ ihn und ſchlich mich herum in den äußerſten Gängen hinter allen neugierigen Zuſchauern; ich lehnte mich auf einen Kirchenſtuhl und wiederholte mehrmals: Latet anguis sub herba. — „Was beliebt?" fragte eine Stimme neben mir. Es war ein ſchwarzgekleideter Glöckner oder Todtengräber. Meines Vaters Begräbniß fiel mir ein; vielleicht ſoll dieſer krummgebückte, grauhaarige Mann noch ihre letzte Ruheſtätte beſorgen! —

Und warum nicht? Das iſt ja des Schickſals gewöhnliche Ironie. —

Die Feierlichkeit war vorbei. Die Glocken läuteten; ich dachte an Schiller's Worte in dem Liede von der Glocke:

Dem Schickſal leihe ſie die Zunge,
Selbſt herzlos, ohne Mitgefühl
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr verſchallt:
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt! —

Wird dieſer Gang ihr letzter ſein? — Vielleicht, und vielleicht auch nicht — mein gelehrter Freund iſt doch kein Orakel. —

Nachmittags war große Gratulation bei Majors, und die ganze Familie unten. Sophie befand ſich nicht wohl, ſie klagte, daß ihre Füße ſich nicht wieder erwärmen wollten, und ihr Herz ſchlug ſo ſtark, daß man es durch das Kleid ſehen konnte. Abends fühlte ſie ſich ſo matt, daß ſie die Geſellſchaft verließ; ſie entfernte ſich mit einer von meinen Schweſtern, und als ich bald nachher in unſer Quartier hinaufging, fand ich ſie auf dem Sopha liegen in dem Wohnzimmer meiner Mutter, die Füße in einen Teppich gehüllt; meine Schweſter ſaß neben ihr. Ich hatte nicht erwartet, ſo bald an meines Freundes unglückliche Prophezeiung erinnert zu werden; aber als ich ſie jetzt liegen ſah, den Kopf zurückgebogen, mit kurzem Athemzug, und den Ausdruck ungewöhnlicher Angſt im Geſicht, da fiel der Gedanke mir ſchwer auf das Herz, daß ich ſie bald als die Beute des Todes erblicken werde. Aber ich hatte zugleich mich nie von ihr ſo mächtig angezogen gefühlt wie in dieſen Augenblicken; ich konnte ſie nicht verlaſſen, ich wünſchte mit dem Tode einen Vertrag eingehn zu können, um ſie zu beſitzen, bis er ſein Eigenthumsrecht geltend machen würde. Es war eine ſeltſame Freude, die mich bei dieſem Gedanken durchdrang; ich hatte ſie gleich in Beſitz nehmen mögen, und ſie ſah mich auch ſo freundlich an und ſagte: „Ich dachte es wohl, daß Sie zu mir hinaufkommen würden." — Ich hatte ihre Hand ergriffen, ich fühlte, wie die meinige zitterte, und ich glaube, daß meine Schweſter es bemerkte. — Gott weiß, ob Sophie ſelbſt in dieſem Augenblick eine Ahnung davon hatte, daß eine feindliche Macht ihre friſche Jugend untergrub.

Es hat mich ſpäterhin nicht gewundert, daß die Ereigniſſe dieſes Tages meine Zuneigung zu ihr verdoppelten. Es iſt eine alte Wahrheit, daß man nie ſo herzlich an ſeinen Freunden hängt als in dem Augenblick, wo man ſich von ihnen trennen ſoll, und die bevorſtehende ewige Trennung, welche ich vorauszuſehen glaubte, wirkte auf gleiche Weiſe und mit unwiderſtehlicher Gewalt auf mein jugendliches Gemüth. Es iſt wirklich buchſtäblich wahr, daß ich keine Eigenſchaft kenne, die ein ſolches Weſen liebenswürdiger macht, als die, welche eine unentrinnbare und nahe Scheidung bedingt, und wenn es gleich verwegen iſt, es zu ſagen, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß ich bei allem Schmerze, den dieſer Gedanke mir machte, es wirklich nicht über's Herz bringen konnte, ſie dieſes Zaubers zu berauben, wenn es auch in meiner Macht geſtanden hätte. — Die Eltern waren indeß nicht ſo ängſtlich bei dieſer Kränklichkeit; ich erfuhr, daß ſie ſchon öfter auf gleiche Weiſe gelitten habe, und den folgenden Tag war ſie wieder munter, ſo daß ich allmälig anfing in die Gültigkeit des Urtheils meines ärztlichen Freundes einigen Zweifel zu ſetzen.

Es ging ſelten ein Nachmittag hin, ohne daß uns Sophie beſuchte, und ich benutzte gewiſſenhaft die günſtige Gelegenheit, mir den Pfeil immer tiefer ins Herz zu drücken. Seltſam genug entging dieß, wenigſtens dem Anſchein nach, der Aufmerkſamkeit der Meinigen gänzlich. Hierzu trug wohl der Umſtand bei, daß Sophie, wenn ſie auf dem Fortepiano ſpielte, nicht ſonderlich darauf zu achten brauchte; wenn ſie aber in der Dämmerung ſpielte, ſetzte ich mich ihr zur Seite, und dann ſprachen wir zuſammen, ohne daß die Andern etwas davon bemerkten, um ſo mehr, da meine Mutter und meine Schweſter, welche viel Gefühl für Muſik hatten, nichts mehr liebten, als im Dämmerlicht jede in einem Winkel des Sopha's zu liegen, während das Feuer im Ofen kniſterte, und ihren Gedanken auf den Schwingen der Töne freien Lauf zu laſſen, während mein jüngerer Bruder, der nur noch ein Knabe und überdieß ein großer Lärmer war, ſich draußen befand.

Es iſt ein ſchwieriger Punkt, ſich eines verſtändigen Mädchens Gunſt zu ſichern, und es gehört eine fortgeſetzte und feine Beobachtung dazu, jeden kleinen Zug aufzufaſſen, in welchem ſie ſich entſchleiert, aber nur einen kleinen Theil ihres Schattenriſſes. Und ich glaube, daß Sophiens beſtändige Bereitwilligkeit, ſich ans Inſtrument zu ſetzen, meiſtens ſogar ohne Aufforderung, der erſte ſprechende Beweis war, den ich ihr ablauſchte, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei. Wenn man nun erſt einen Satz für eine ſolche Grundlage hat, ſo findet man bald mehrere. Ich erinnere mich ganz deutlich eines Abends, wo ich zu einem Ball eingeladen war, daß ich mich in meinen beſten Staat geworfen hatte, enge Beinkleider, neuen blauen Rock, weiße ſeidene Weſte, ſchwarze atlasne Halsbinde, figurirte violettene ſeidene Strümpfe und weiße Alaunhandſchuhe. Ich laugne nicht, daß ich mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit vor dem Ankleideſpiegel meiner Mutter ſtehen geblieben war, als ich durch die Schlafkammer ging, und daß ich meine ganze Perſon betrachtet hatte. Als ich in das Wohnzimmer trat, um wie gewöhnlich etwas Eau de Cologne zu nehmen, fand ich ſie Alle beim Theetiſche; Sophie war auch da. Weil ſie erſt kürzlich confirmirt war, hatte ſie noch nicht in die große Tanzwelt eintreten können, und in ihrem einfachen ſchwarzen Kleide ſah ſie mit einer gewiſſen Ehrerbietung auf meine anſpruchvolle Außenſeite. Meine Schweſter fragte, wohin ich ginge, und als ich Etatsrath Berg nannte, rief ſie aus: „Ach, grüße das liebe Fräulein Luischen von mir, ſie iſt ſo niedlich.“ Ich ſah Sophien an und dachte: „Und doch nicht ſo hubſch wie Du!“ Aber ſie betrachtete mich mit einem ſo ſeltſamen, vorwurfsvollen und leidenden Blicke, ſie war augenſcheinlich verlegen, als ich Lebewohl ſagte und ihre Hand ergriff und dieſer Blick folgte mir bis zur Thür hinaus. Ich war betroffen und dachte: „Alſo Eiferſucht — und erſt ſechzehn Jahre alt. Fürchte Dich nicht, ich werde Dir nicht untreu ſein.“ —

Ich ſtehe nun im Begriff, eine Unbeſonnenheit zu erzählen, welche feindlich in dieß Verhältniß eingriff, das mich an meine Wohnung feſſelte und mir ſo viele glückliche Stunden ſchenkte, eine Unbeſonnenheit, welche einen der unangenehmſten Augenblicke in meinem Leben herbeiführte. Ich kam eines Abends heim von meinem Manuducteur, und hatte mich unterweges wie gewöhnlich in Gedanken mit Sophien beſchäftigt. In einſamen Augenblicken hatte ich oft die Gründe erwogen, welche für und gegen das Urtheil ſprachen, das mein Freund an ihrem Confirmationstage über ihre Geſundheit gefällt hatte, ja ich hatte mich ſogar, um der Wahrheit näher zu kommen, in phyſiologiſche und pathologiſche Unterſuchungen eingelaſſen, die die Frucht eines unmittelbaren Genies ſein ſollten, denn an Kenntniſſen in dieſen Fächern fehlte es mir unläugbar gänzlich. Als ich an unſre Pforte kam, trat gerade der Etatsrath ***, der Walter's Arzt war, heraus, um in ſeinen Wagen zu ſteigen. So wie ich ihn gewahr ward, faßte ich den Entſchluß, ihn zu fragen, da ich überdieß mit ihm perſönlich bekannt war, um ſeine aufrichtige Meinung hinſichtlich Sophiens. Um allem Verdacht zu entgehen und ihn überdieß um ſo mehr zur Offenherzigkeit zu bewegen, fragte ich ihn im Namen meiner Mutter, die, wie ich ihm verſicherte, ganz beſonders Antheil an ihr nähme, und bei Sophiens häufigen wiederkehrenden Krankheitszufällen von Furcht beunruhigt würde. Er gab mir zuerſt eine ausweichende Antwort, aber da ich ihm erklärte, daß er keinen Grund habe, die Wahrheit zu verbergen, ſagte er mir ſeine Meinung unverhohlen. Es iſt überdieß eine Erfahrung, die ſich oft beſtätigt, daß Aerzte, wenn ſie ſich verpflichtet finden, eine ungünſtige Anſicht von einer Krankheit den nächſten Angehörigen zu verſchweigen, denen ſie im Gegentheil gute Hoffnung einflößen, um ſo geneigter ſind, ihre aufrichtige Meinung Leuten zu entdecken, die in entfernterer Verbindung mit dem Kranken ſtehen. Trifft nun ein Unglück ein, ſo haben ſie durch dieſe Politik ihre Ehre gerettet. Der Etatsrath ſagte mir nun, daß Sophie an einem organiſchen Fehler des Herzens leide, oder mindeſtens an einer Hinneigung zu einer Herzenskrankheit, die in dem Alter, worin ſie jetzt ſtehe, ſich zu entwickeln anfange, daß von Seiten der Arzneikunſt wenig gethan werden könne, um ihr entgegen zu arbeiten, und daß ſie des Mädchens Tod frühzeitig herbeiführen werde. Indeſſen fügte er hinzu, ſei es nicht unmöglich, daß ihr jetziger Zuſtand ihn täuſche, man dürfe wohl nicht unbedingt ein völlig beſtimmtes Urtheil fällen — darauf drückte er mir die Hand und fuhr ab.

Trotz Allem, was ich vorher geſagt habe, muß ich doch geſtehen, daß dieſe Unterredung mich in eine fürchterliche Stimmung ſetzte. Es iſt gräßlich, einen Menſchen ſorglos am Rande eines Abgrundes gehn zu ſehn; man kann nicht umhin zu denken, von wie vielen Seiten doch das Schickſal unmerklich unſer zeitliches Glück untergraben kann. Ich weiß nicht, daß ich jemals ſo niedergeſchlagen war als damals, wo ich jenes harte Urtheil durch eine höhere Inſtanz bekräftigen hörte. Statt hinauf zu gehen, kehrte ich wieder um. Es ſchneite ſtark, und Alles um mich her trug dazu bei, meine üble Laune zu verſtärken; der ferne einförmige Schall des Schlittengeläutes und des Peitſchenknalls, der jämmerliche Ruf der Torfbauern, trieb mich auf den Wall, aber es währte nicht lange, ſo ward ich von einer Schildwache zurückgewieſen, weil es ſchon nach dem Zapfenſtreiche war. Ein Leiermann ſpielte ein Stück einer Romanze, ich folgte ihm nach und mußte lange gehn, ehe ich ihn das Stück vollenden hörte — die Poeſie des Lebens iſt ſo ſparſam eingeſtreut in die ungeheure Maſſe von Proſa. Endlich ſtand er ſtill vor einer erleuchteten Zimmerreihe und ſpielte — Weber's letzten Walzer. Die langen rothen Vorhänge wurden auf die Seite gezogen, ein junges Mädchen öffnete das Fenſter und warf ihm Geld hinaus. Ich ſah einen zierlichen jungen Herrn hinter ihr ſtehn, er war ihr ſo nahe, daß er gewiß ſeinen Arm um ihre ſchlanke Geſtalt gelegt hatte. Sonderbar, daß auch dieß mir widerlich war, und noch ſonderbarer, daß ich Sophiens Züge in dem Geſichte der jungen Dame zu erkennen glaubte.

Ich ging nach Hauſe. Auf der Treppe hörte ich ſchon, daß das Fortepiano geſpielt wurde, ich ſchloß daraus, daß es dunkel in der Stube ſei und ging hinein. Ich ſah ein weibliches Weſen am Fenſter ſitzen, und eines am Inſtrument — es waren meine Schweſtern, meine Mutter lag auf dem Sopha. Ich ſetzte mich leiſe zu ihr hin und erzählte ihr Wort für Wort, was der alte Arzt mir ſagte, da ich ihn in ihrem Namen gefragt hatte. Als ich fertig war, hörte ich, daß die Töne des Inſtruments verſtummten, und daß die Thüre ging. „Wer war das?“ fragte ich.

„Es war Sophie,“ antwortete meine Schweſter.

„Sophie?!“ rief ich erſchrocken. — „Ja,“ antwortete meine Schweſter, „ſie weinte.“

Jetzt erſt erwachte meine Mutter; ſie hatte kein Wort von dem gehört, was ich ſagte. —

Jeder wird wohl fühlen, wie unſäglich betrübend dieſer Zufall für mich ſein mußte; daß er meiner Mutter viele Thränen koſtete, ſchäme ich mich nicht nur für das Geringſte dabei anzuſehen. So unglücklich wie dieß mich damals machte, eben ſo oft habe ich mir ſpäter dieſe Unbedachtſamkeit vorgeworfen, die ſo ſchlimme Früchte trug. Ich war in Verzweiflung, und wußte auf nichts zu kommen, wie ich mich bei dieſer Sache benehmen ſollte, die, wie ich mir vorſtellte, den ſchrecklichſten Eindruck auf die ganze Familie des Majors hatte machen müſſen. Ich ſah im Geiſte, wie Sophie weinend hinunter gekommen war, wie ſie den Eltern das Todesurtheil mitgetheilt hatte, das über ſie gefällt war, wie dieß nicht nur ſie Alle zur Verzweiflung gebracht, ſondern auch gegen ihn, den Zerſtörer ihres Glückes, empört hatte — und ich hatte es ſein müſſen, der ihr ein ſo unglückliches Schickſal prophezeite! —

Es verliefen mehrere Tage, ehe Sophie ſich wieder bei uns ſehen ließ, und ich hatte nicht den Muth, ſie aufzuſuchen, damit es zu einer Erklärung komme. Ich wußte bei Gott nicht, wie ich meinen Fehler entſchuldigen ſollte und was konnten auch alle Entſchuldigungen nützen, da ich ihn nicht gut zu machen im Stande war. Wie ein Dieb ſchlich ich mich die Treppe auf und nieder, beſtändig in Angſt, einem von der Familie zu begegnen. Endlich traf ich Sophien wieder unvermuthet eines Abends bei den Meinigen; ſie war aufgeräumt, und es ließ ſich nicht verkennen, daß ſie ſich bemühte, uns den Glauben einzuflößen, ſie habe Nichts gehört; aber ich bemerkte doch, daß ſie verlegen ward, als ſie mich eintreten ſah. Ich weiß indeß nicht, wer von uns Beiden am meiſten verlegen war. Was dagegen ihre Familie betraf, ſo überzeugte ich mich bald, daß keiner derſelben das Geringſte erfahren hatte. Selbſt bei Sophien glattete die Zeit bald den erſten ungünſtigen Eindruck ſo aus, daß ich beinahe glauben mußte, ſie lege nicht viel Gewicht auf die Aeußerung des Etatsrathes; und die Sterne des winterlichen Himmels ſahen uns oft wieder am Fenſter in derſelben Vertraulichkeit, die mir noch lieber wurde, da ich die Ruhe bewundern mußte, mit welcher ſie einer Unglück drohenden Zukunft entgegenſah. Ich erhielt bald Gelegenheit, inne zu werden, welche Wirkung ſo viel Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich gemacht hatte.

Der Winter war ſchnell verlaufen, der Frühling hatte ihn vertrieben, und die Sommerſonne war grade im Begriff, über beide zu triumphiren, als wir eines Abends in den letzten Tagen des Mais einander Lebewohl ſagten, weil ſie zugleich mit ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern am nächſten Morgen früh die Stadt verlaſſen wollte, um nach Brägnerup in Fünen zu reiſen. Ich hatte nie zuvor ſo deutlich wie dieſen Abend in ihren Augen geleſen, ich glaubte den Gedanken zu verſtehen: „Du vergiſſeſt mich gewiß, und wir ſehen vielleicht einander nicht mehr,“ und ich glaube, daß ich mich nicht irrte. In ſtillem Herzen that ich die heiligſten Gelübde; mündlich hatte ich nur der Frau Walter verſprochen, ſie im Laufe des Sommers zu beſuchen. Daß ich dieß Alles ehrlich meinte, dafür wird man in der Folge den gültigſten Beweis finden. Als ſie am nächſten Morgen um fünf Uhr abreiſten, war ich auf; ich hörte Sophiens Stimme auf der Treppe und ſah ſie in den Wagen ſteigen. Ich ſpazierte langſam die Gaſſe hinunter, als der Wagen aus dem Weſtthore rollte, und nicht lange nachher ſtand ich auf der Friedrichsberger Anhöhe, beſchienen von der freundlichen Morgenſonne und ſah grübelnd hinaus über die flache Landſchaft, die die Natur grade uneben genug gemacht hatte, um mein fliehendes Glück zu verbergen.

Was ich in der ganzen folgenden Zeit von Sehnſucht und von dem peinlichen Gefühle der Leere litt, wird Jeder, der mich damals kannte und mir meine duſtre Melancholie vorwarf, bezeugen können. Wie oft die untergehende Sonne mich einſam und gedankenvoll auf dem Wege gefunden hat, den ich an dem erwähnten Morgen wanderte, bin ich wirklich nicht im Stande zu berechnen; aber die ſeltſame Gewalt, die mich beſtändig hinaustrieb nach derſelben Richtung, bewies mir deutlich genug, was die Quelle meines Kummers war, aber zeigte mir zugleich das Mittel, das ich zu wählen hatte, um ihn zu heilen. Wir waren noch nicht weit im Julius, als ich von meiner theuren Familie Abſchied nahm und nach Funen reiſte. Es war eigentlich das erſte Mal in meinem Leben, daß ich ordentlich auf das Land hinauskam; wir hatten keine näheren Verwandten oder Freunde in irgend einer Provinz, und ich muß deßwegen geſtehen, daß ich bisher ungemein zufrieden geweſen war mit der Ländlichkeit, die man auf der Esplanade genießt oder auf der Langen Linie und, wenn es hoch kommt, in Charlottenlund oder im Thiergarten, und mir ſchien, ich ſchäme mich es zu ſagen, das Land grade am angenehmſten zu ſein, wenn man damit das vereinigen konnte, was die Hauptſtadt charakteriſirt, und namentlich, wenn man es beſtändig in Gemeinſchaft mit Kopenhagens feiner Welt genießen konnte. — Ja es ſchien mir ſogar, daß es ein wirklicher Verluſt ſein werde, die Stadt einen Monat lang zu entbehren, und daß mein feiner kopenhagiſcher Ton bald etwas leiden, oder wenigſtens nicht zunehmen werde, wenn ich mich von der civiliſirten Welt entferne. Aber ich kannte das Land damals nicht, und ich war damals nicht verliebt — in einen Andern als in mich ſelbſt. Sobald ich es nun aber kennen lernte, bezauberte es mich auch in dem höchſten Grade, und meine Ankunft auf dem Gute machte zumal einen ſehr lebhaften Eindruck auf mich. Ich kann deshalb jetzt nicht umhin, über das Landleben der Kopenhagner zu lachen; wenigſtens ſo wie es die Meiſten führen, iſt es ein wahres Zerrbild. Sie miethen ſich an einem Ort ein, wohin ihnen die Augen des ganzen Publikums folgen können, ſie richten ihre ganze Wirthſchaft ein, um geſehen zu werden, und wünſchen auch Nichts weiter. Wie oft habe ich nicht in meinem Herzen gelacht, wenn ich auf den Strandweg hinausfuhr und ſah — nämlich an den Tagen und zu den Zeiten, wo er beſucht iſt — wie die jungen Damen in elegantem modernen Anzuge Ring ſpielten im Hofe oder im Garten draußen vor dem Hauſe dicht an der Straße, oder wie kleine verkünſtelte Kinder in Schäfertracht umherliefen, — wenn die Straße nicht belebt iſt, ſieht man ſie nicht. Aber es iſt doch eine Variation, mit der Ländlichkeit zu kokettiren, und es wäre Sünde, ihnen dieß Vergnügen zu mißgönnen. Was mich betrifft, ſo muß ich mich dagegen erklären, daß ſich Ländlichkeit antreffen läßt, ſo lange man die Thürme von Kopenhagen noch vor Augen hat.

Ich war in Fünen angekommen und wandte eines Abends gegen Sonnenuntergang von der Landſtraße nach Odenſee mich in einen Seitenweg und rollte bald in ein großes eiſernes Thor hinein zwiſchen zwei hohen

Steinpfeilern, welche die Grenze des Gehöftes bezeichneten. Die Landleute waren grade im Begriff, Raps einzufahren, ſo daß das Erſte, dem mein Auge begegnete, das geſchäftige Ernteleben war in aller ſeiner Glorie, mit Geſang und Fröhlichkeit, vermiſcht mit dem gemeſſenen Schlag der Dreſchflegel auf dem ausgeſpannten Segel, und ſchattirt mit Schaaren von weißen Hemdſtauen und rothen Leibchen. Zu dem Hofe hinauf führte ein langer Gang von dunkeln Kaſtanienbäumen, mit tiefen Spuren in der weichen Erde, die von der Sonne oder vom Winde gedörrt war; am Ende deſſelben kam ich zu den Außengebäuden mit weißen Mauern und getheerten Balken, und fuhr über eine ländliche ſteinerne Brücke durch ein niedriges Thor einer Scheune in den großen Meierhof hinein. Ich hatte dieſen für das Sommerwohngebäude der Herrſchaft gehalten, ſah jetzt aber erſt das rothe Dach des Hauptgebäudes, das an den Wald ſtieß und über ein niedrigeres Gebäude hervorragte, aus deſſen hochangebrachten vergitterten Fenſtern das Geräuſch einer Buttermaſchine das Erſte war, das mich begrüßte und freundlich und gemüthlich auf mich wirkte, der ich bisher das Land nur von ſeiner müßigen Seite kannte. Durch ein blau angeſtrichenes Gitter fuhr ich in den eigentlichen Hof hinein, und hielt vor der breiten Steintreppe, welche auf beiden Seiten mit Spalierbäumen beſetzt war, und welche auf den offenſtehenden Zwiſchengang führte, durch den ich auf der andern Seite des Hauſes den Grasplatz ſah mit der vergoldeten Sonnenuhr, die gegen den dunkeln Hintergrund von den Bäumen und Büſchen des Gartens prahlend abſtach. Ich zweifle nicht, daß das, was ich hier beſchrieben habe, ſehr einfach iſt, und daß viele von meinen Leſern ſchönere und prächtigere Orte kennen, aber mir kam es hier unendlich ſchön und freundlich vor; es hatte für mich ſo etwas Auffallendes, hier einen ſo lebhaften Aufenthalt anzutreffen, nachdem ich ſo lange auf einſamen Wegen gefahren war, und ſelbſt etwas Ehrfurchtgebietendes, wenn ich daran dachte, daß dieß der Herrenſitz eines alten und ehrwürdigen Geſchlechtes ſei, deſſen Wappen noch ausgehauen ſtand in einem großen Stein über der Thür, zugleich mit einer halbverwitterten Inſchrift.

Ein Knecht kam auf Holzſchuhen geſprungen, deren Schall in den fernen Scheunen wiederhallte, ſetzte einen Tritt an den Wagen und bald ſtand ich in dem Wohnzimmer mitten unter der Walterſchen Familie. Der Major war in Kopenhagen; die übrige Familie empfing mich ſehr freundlich, und Sophie ließ es ſich faſt deutlich merken, daß meine Ankunft ſie angenehm überraſcht habe. Es wunderte mich, daß ihre Mutter nicht darauf zu achten ſchien, denn ich glaubte damals, der Unterſchied zwiſchen Land- und Stadtleben zeige ſich bloß in der veränderten äußeren Umgebung, aber ich machte bald die glückliche Entdeckung, daß auch die Menſchen auf dem Lande anders ſind und die Art des Umgangs weit freier und natürlicher, aber deßwegen iſt ein ſolcher Aufenthalt auch weit gefährlicher für einen Menſchen in meiner Lage. Es iſt ein ſehr vernünftiger Rath, wer ihn auch zuerſt gegeben haben mag, daß ein Kopenhagner ſich ja nicht auf dem Lande verlobe, denn da trägt Alles dazu bei, ihm das Biſschen vernünftiger Ueberlegung zu rauben, das er ſonſt vielleicht beſitzt. Die Umgebungen machen ihn ſchwärmeriſch und zugänglich für weichere Gefühle, und dieſe gewinnen um ſo leichter die Herrſchaft über ihn, wenn er, wie es bei mir der Fall war, keine eigentlich ernſte Beſchäftigung hat. Dieſe Erfahrung hatte ich Gelegenheit bei mir beſtätigt zu finden, aber ſie konnte mir von keinem Nutzen ſein; denn derjenige, dem eine ſolche Zuneigung folgt von der Stadt auf das Land, und vom Lande zurück wieder zur Stadt, der kann mit Ruhe ſich ihr hingeben — und das that ich grade mit Leib und Seele.

Des Morgens, wenn ich aus meinem Zimmer hinunter kam, traf ich täglich Sophien allein beim Theetiſch in ihrem Morgenkleide mit einer einfachen kleinen Bobinetshaube mit ſchmalen Streifen und hellblauem Bande unter dem Kinn, und ich ward jeden Tag von Neuem entzückt von dieſem Anblick. Wenn der Thee getrunken war, lockte ich ſie in den Garten hinunter, um auf dem Grasplatze Ring zu ſpielen, und nach dieſem Kinderſpiel zog ich ſie mit mir durch die entfernteſten Gänge des Gartens. Vormittags ritt ich oft aus, und tummelte dann mein Pferd mit ſo vielem Anſtand wie möglich in dem Hof, denn ich wußte, daß der Hufſchlag auf der Steinbrücke ſie an ihr Kammerfenſter locken würde, und wenn ich um die Ecke wandte, konnte ich unbemerkt mit einem flüchtigen Blicke mich überzeugen, daß ſie mir mit den Augen folgte. Aber Abends insbeſondere,

Wenn hinter den Wald die Sonne ſinkt,
Und die Schatten ſo lang dann werden —

führte ich ſie fort, bisweilen durch Bitten, bisweilen durch Liſt, und waren wir erſt durch das Gartenpförtchen, ſo kehrten wir oft nicht eher zurück, als bis der Mond in allem ſeinem Glanze am Himmel ſtand. Man ſieht hieraus, daß ich die erwünſchteſte Gelegenheit von der Welt hatte, mich heimlich zu verloben — und doch geſchah es nicht.

Eines Abends, als es noch ſo zeitig war, daß die Sonne hoch überm Walde ſtand, folgte ich ihr hinaus durch die Gartenpforte, durch welche ſie ging, ohne anzuhalten, obgleich ſie ſonſt hier ſtill zu ſtehen pflegte, um damit anzudeuten, daß wir umkehren müßten; ich konnte nicht umhin, darüber zu lächeln, ſie lachte auch, und wir gingen darauf weiter. Dieſen Abend war ſie verſtimmt; des Pachters Frau, eine recht hübſche, blühende kleine Perſon in ihren beſten Jahren, war denſelben Morgen geſtorben. Ich ſuchte ſie aufzumuntern mit aller ſcherzhaften Laune, die ich von Natur nur beſaß, aber es machte kein Glück, nicht als ob ich es nicht verſtanden hätte, aufgeräumt zu ſein, ſondern vielmehr weil die Natur in ihrer verwünſchten wehmüthigen Abendſtille meinem Verſuche mit jener unüberwindlichen Macht entgegenarbeitete, welche ſie über jedes bekümmerte Gemüth ausübt. Es währte deßhalb nicht lange, ſo leitete ich die Unterredung ſelbſt auf das traurige

Kapitel in der Geſchichte des Landgutes hin, über welchem die Sonne noch nicht untergegangen war. Ich läugne nicht, daß ich im Anfang eine Theilnahme heuchelte, die ich nicht fühlen konnte, da ich mit dieſen Leuten noch nicht einmal geſprochen hatte; aber als Sophie anfing davon zu erzählen, ging ihrer Stimme wunderſamer Klang mir wirklich vielleicht mehr zu Herzen, als die Sache ſelbſt, und ich merkte bald, wie viel Intereſſe ſie hatte für die junge Frau, und wie ſehr ſie wünſchte, daß ich Theil daran nehmen möchte. Sie erzählte mir, daß die Verſtorbene eine Tochter des Müllers auf Lönholdt's Mühle war, der ſchon von ihrer frühesten Jugend an ſie tyranniſirt und ſie zuletzt gezwungen hatte, obgleich ſie mit dem Schützen vom Gute verlobt war, den Pachter zu heirathen, der etwas Vermögen hatte, aber übrigens für einen ſchlechten Menſchen gehalten wurde. Sophie war den Abend vor ihrem Tode bei ihr geweſen, und es hatte ſie befremdet, daß ein Menſch mit ſo großer Zufriedenheit ſeine Auflöſung erwarten konnte. Sie hatte gewiſſermaßen ihren letzten Willen in Sophiens Hand niedergelegt, indem ſie auf das neugeborne Kind zeigte, das in der Wiege lag, mit den Worten: „Wenn das Fräulein im Sommer herüberkommt, ſo ſehen Sie wohl nach, daß das kleine Kind keine Noth leidet, und wenn das Mädchen größer wird, müſſen Sie mit ihr auf den Friedhof gehn und ihr ihrer Mutter Grabkreuz zeigen.“

Als Sophie dieſe traurvolle Erzählung geendigt hatte, waren wir mitten in den Wald gekommen und ſtanden grade auf einer Anhöhe, die rundum von dem hohen Buchenhain begrenzt war; nur vor uns, wo die Höhe ein langes Stück ſchräg niederging, befand ſich ein ganz offner Platz, bepflanzt mit zarten Tannen, aus deren Mitte ein alter, nackter, abgeſchälter Baumſtamm in die Höhe ragte mit einem Storchneſt in den dürren Zweigen. Die Sonne ſtand juſt an der Seite der Bäume und vergoldete die Wipfel, während der ganze untere Theil des Waldes dunkel war. Da, wo wir ſtanden, fielen die Sonnenſtrahlen noch grade auf uns, Alles war ſtill umher, und nur einige ſtumme Vögelchen ſchlüpften durch das Laub und ſuchten ihre Neſter. Ich ſtand ſtill, Sophie hielt auch an und lehnte ſich an einen Baum, welcher ſchräg heraushing über den Rand des Hügels, und während ſie ſtarr hinüberblickte auf den dunkeln Wald und den gefärbten Himmel, ſah ich, wie die letzten Sonnenſtrahlen in ihren Augen ſpielten. Sie wandte ſich mit einem halb wehmüthigen Lächeln zu mir und ſagte: „Iſt es nicht gut, daß die junge Frau Sie nicht gekannt hat; Sie hätten vielleicht die Ueberzeugung bei ihr erſchüttert, welche ſie dahin brachte, ein ſchweres Schickſal mit Ruhe zu ertragen und mit Heiterkeit zu ſterben.“

„Wie ſo?“ fragte ich.

„Sie ſind es ja, der mir einbilden wollte, daß es keine Unſterblichkeit gebe.“

„Ich? — Ich habe keinen Augenblick geläugnet, daß es Unſterblichkeit giebt, ich habe nur geſagt, daß ſie nicht von der Art iſt, daß man ſeine Perſönlichkeit behält und das Bewußtſein von ſeinem früheren Zuſtande. Und ich habe in der That keinen Grund, mir es anders zu denken."

„Gott bewahre uns! Das iſt ja ſo gut wie Nichts."

„Und doch kann es nicht anders ſein. Es würde zu betrübt ſein, an eine ſolche Seelenwanderung zu glauben. Wir müſſen uns ja darüber freuen, daß das Geiſtige und Vernünftige in uns in die Natur übergeht, woher es gekommen iſt. Es iſt der alte heidniſche Mythus von dem Gotte der Zeit, dem grauſamen Saturn, der alle ſeine eignen Kinder verſchlang."

„O Gott! — Das iſt ein elender Troſt. Das iſt ja daſſelbe, als ob man ganz vernichtet würde, denn ich, Sophie Walter, höre doch auf zu exiſtiren."

„Ja, wenn Sie ſo wollen" . . .

„So iſt auch keine Gerechtigkeit unter der Sonne, und auch nicht über ihr," unterbrach mich Sophie mißmüthig.

„Warum nicht?" fragte ich.

„Nicht gegen den, der früh ſterben muß," antwortete ſie langſam; „ſo iſt es in der That ein hartes Urtheil, das Sie über mich Arme gefällt haben."

Das war das erſte Mal, daß wir auf dieß fatale Kapitel gekommen waren; ich fühlte, daß das Blut meine Wangen färbte, und ich ſah, daß die Sonne ſich in zwei klaren Thränen in ihren Augen badete. Ich vermochte nichts darauf zu antworten.

„Sie haben vielleicht geglaubt,“ fuhr ſie fort, „daß ich nicht die Prophezeiung hörte, die Sie eines Abends im Winter über mich ausſprachen. Aber ich hörte ſie leider Wort für Wort, und ich war ſo kindiſch, daß ich darüber weinte. Sie hat mir manche bittere Thränen gekoſtet.“

„Sophie, Sie müſſen mir das nicht vorwerfen, ich ſagte ja nur“ . . .

„Ihnen? Nein, Ihnen werfe ich es ja nicht vor. Ich werfe es nur meinem Schickſal vor, ich werde ſo ungern ſterben.“

Sie wandte ſich um und ging den Hügel hinab. Ich folgte langſam hinter ihr drein, und ſah, daß ſie ihr Tuch zu den Augen führte. Es war ein unendlich peinlicher Auftritt für mich. Ich ging zu ihr hin und ſagte: „Sophie, ich bitte Sie, nicht mehr mit mir davon zu ſprechen. Ich reiſe bald ab; Sie müſſen mir nicht die letzten Tage verbittern, indem Sie mich an Etwas erinnern, das mir vielleicht noch ſchmerzlicher iſt als Ihnen.“

Sie ſah mich beinahe verwundert an. „Aber wann reiſen Sie denn?“ fragte ſie.

„Einen der nächſten Tage,“ antwortete ich.

„Und wir ſehen einander gewiß nicht ſo bald

eder,“ fuhr ſie fort, „denn mein Vater hat beſchloſſen,
ß wir auch im Winter hier bleiben.“

„Das weiß ich,“ ſagte ich mit einem Seufzer,
vir kommen wohl nicht mehr dazu, an den Winter-
nden in Kopenhagen am Fenſter zu ſitzen.“

„Und wenn Sie in ein paar Jahren wieder her-
mmen,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme, welche mich ge-
ltig ergriff, „ſo iſt Ihre Prophezeiung wohl in Er-
llung gegangen. Wollen Sie dann an mich denken
d den Kirchhof beſuchen und den Leichenſtein beſehen,
f welchem ſteht: Sophie Walter. — Es iſt doch ein
nderlicher Gedanke, daß man vielleicht in ganz kurzer
it verlaſſen und vergeſſen in der feuchten Erde liegen
l, abſeits in einem Winkel unter der rothen Kirchen-
auer.“

„Sophie,“ ſagte ich im Tone des Vorwurfs, „ich
ube wirklich, daß Sie eine Freude daran finden,
h mit meinen eigenen unglückſeligen und oft be-
ten Worten zu peinigen. Wenn Etwas mich zur
rzweiflung bringen kann, ſo ſind Sie es, wenn Sie
ſprechen.“

„Laſſen Sie mich nur noch um Eins bitten,“ fuhr
fort. „Sie ſagten ſelbſt, daß die Pachterin mich
n Vormund ihres Kindes eingeſetzt hat. Wenn ich
es nicht ſein kann, wollen Sie dann wohl einmal,
nn Sie hieher kommen, das kleine Kind auf den
chhof mitnehmen und zu ihr ſagen: Hier liegt deine
utter — und dort liegt deine Vormünderin.“ —

Sie ſchwieg. Ich weiß wirklich nicht, ob ſie dieß ſagte, um mich zum Weinen zu bringen, oder ob es wirklich Gewiſſenhaftigkeit war bei der ihr auferlegten Pflicht, die ihr dieſe Worte eingab, aber ſie ſah mit einer ſo unbeſchreiblich betrübten Miene zur Erde nieder, daß ich nichts Anderes glauben konnte, als daß es das Ereigniß dieſes Tag ſei, das dieſe melancholiſche Laune bei ihr hervorgerufen habe. In dieſen Augenblicken ſtürmten alle früheren Erinnerungen vom Confirmationstage bis zu unſern Abendunterhaltungen auf mich ein, und ich war nahe daran, ſie in meine Arme zu faſſen und zu ſagen: „So ſollſt Du auch meine ſein für die kurze noch übrige Zeit.“ — Aber ich that es nicht.

„Wunderliches Mädchen!“ ſagte ich. „Sophie, ich verſpreche es Ihnen.“ — Ich ergriff ihre Hand, und wir ſahen einander in die Augen. —

Wir kehrten nun nach Hauſe, Beide ſehr ernſt und in der ungewöhnlichſten Stimmung. Als wir an die Gartenpforte kamen, und ich die Thür für ſie offen hielt, während ſie auf ihren leichten Füßen hindurchhüpfte, ſah ſie ſich verlegen nach der andern Seite um.

Als wir in das Wohnzimmer kamen, war der Major aus Kopenhagen da und Alles voll Freude über ſeine Ankunft. Nur Sophie behielt daſſelbe ernſte Geſicht, und ich dachte mit Don Carlos:

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind jetzt zu Ende, Eure Königliche Hoheit!

Zwei Tage nachher reiſte ich frühmorgens ab und ſah des Landgütes rothe Dächer in einem dicken Nebel verſchwinden, der wie ein Schleier den Schauplatz meiner letzten bezaubernden Erinnerungen verbarg. —

Als ich nach Kopenhagen zurückkam, kehrte auch meine üble Laune mit erneuter Kraft zurück; Bälle und andre geſellſchaftliche Zerſtreuungen machten mir kein Vergnügen mehr, und wenn ich mit meinen Freunden und Kameraden zuſammenkam, ward ich gewöhnlich nachdenklich in aller Luſtigkeit, welche mich umgab; ich nahm keinen Theil daran, und war nur Zuhörer, und ſelbſt das oft nicht einmal. Aber ich ergriff unter dieſen Umſtänden die vernünftigſte Partie — ich war fleißig.

Indeſſen hatten Major Walters ihr Quartier in Kopenhagen noch nicht aufgeſagt, und ich hörte, daß die Familie kommen würde, um es noch auf einen Monat gegen Neujahr zu bewohnen und dann von der Hauptſtadt und ihren Freuden Abſchied zu nehmen. Am ſiebenten December kamen ſie denn auch wirklich, und Sophie mit ihnen. Ich war unbeſchreiblich froh, ſie wiederzuſehn, und alle unſre früheren Auftritte aus der verfloſſenen Zeit wiederholten ſich aufs Neue. Aber dieſe Freude währte nicht lange. Einige Tage nach Neujahr hatte der Major einen Ball veranſtaltet, der eine Art von Abſchiedsfeſt für Sophiens ſämmtliche Freundinnen ſein ſollte, und dazu war ich mit den Meinigen auch eingeladen. Sophie war an dem Abend ganz allerliebſt, und wenn ich in der Folge an ſie dachte, ſchwebte ſie mir immer in ihrem hübſchen Ballanzug vor. Sie hatte ein weißſeidenes Kleid an mit einem Korſetleibchen, das vorn in eine Spitze hinunterlief und geſchnürt war, lange, weiße, klare Aermel, welche die kurzen ſeidnen Aermel bedeckten, das Haar war zurückgeſtrichen, nur einige weiße Perlen hineingeflochten. Sie glich auffallend einem hübſchen kleinen Kupferſtich, den ich beſitze und der Fräulein Lucie, die Braut von Lammermoor, vorſtellt. Sie war unläugbar das ſchönſte Mädchen auf dem Ball, und in meinen Augen das ſchönſte Mädchen von der Welt, und meine Neigung zu ihr näherte ſich an dieſem Abend dem Höhenpunkt. Ich war natürlicherweiſe zu ſpät gekommen, um mit ihr einen Tanz machen zu können; denn, wie bekannt, iſt die Tochter des Hauſes allemal vom Anfang des Balles für alle Tänze aufgefordert. Ich war ziemlich ärgerlich darüber, aber da ſie nach Tiſche nicht mehr tanzen durfte, hatte ich das Glück; eine Stunde mit ihr im Cabinet zuzubringen, wo ich ſie, zu meiner Gunſt, eine Menge Aufforderungen abſchlagen hörte, welche von allen Seiten auf ſie eindrangen, zumal von einigen jungen ſtattlichen Officieren vom Regiment ihres Vaters. Wir ſprachen ſehr ernſthaft über die bevorſtehende Trennung und Sophie war wirklich betrübt darüber. Während des Geſpräches ſaß ſie und pflückte an einem ihrer Handſchuhe, ſo daß er endlich einen Riß bekam.

„Was hat nun der arme Handſchuh gethan," fragte ich, „daß Sie ihn ſo mißhandeln? Geben Sie mir ihn lieber, wenn er doch einmal geopfert werden ſoll! Ich werde ihn als eine Erinnerung behalten, wenn wir getrennt werden ſollten."

Sie ſah mich verlegen an; ich ſah deutlich, daß es das erſte Mal in ihrem Leben war, daß Jemand eine ſolche Bitte an ſie gethan hatte. Aber da ich die Hand danach ausſtreckte, legte ſie ihn darein und ſagte: „So nehmen Sie ihn, aber verſprechen Sie mir, ihn zurückzugeben, wenn Sie ſich nichts mehr daraus machen.“ Indem war der Tanz vorbei, und verſchiedene Gäſte traten in das Gemach. Ich war noch ſo glücklich, daß ich ein paarmal mit ihr rundum walzen konnte; da wir mitten im Tanz ſtanden, kam der Major zu ihr heran und ſagte: „Es ſieht nicht hübſch aus, Mädchen, mit Einem Handſchuh zu tanzen, was haſt Du mit dem andern gemacht?“

„Ich weiß wirklich nicht, Vater,“ antwortete ſie, „wie er fortgekommen iſt.“ Sie ſah mich an, und ward blutroth im Geſicht; es war das erſte Mal, daß ich ihr Mitſchuldiger geworden war in einer Unwahrheit gegen ihre Eltern. Gott weiß, ob ſie fühlte, wie wichtig der Schritt iſt, welcher dazu führt.

Den nächſten Tag nach dem Ball war Sophie krank, und den zweiten Tag reiſte ſie ab, um ihren Aufenthalt für immer im Schatten der Fünenſchen Wälder aufzuſchlagen. Ich hob meinen weißen Alaunhandſchuh ſorgfältig auf, und er iſt es, über deſſen Geſchichte ich meinen Leſern eine Erklärung ſchuldig war, die ich denn hiemit höchſt vollſtändig und wahrhaft gegeben habe. —.

Im nächſten Herbſt hatten wir Umzug. Jeder Kopenhagner und jede Kopenhagnerinn, welche dieſe Zeilen lieſt, wird gewiß eine Saite in der Bruſt anklingen hören bei dem Laut der Worte: „Wir hatten Umzug.“ Es iſt im geiſtigen Sinne daſſelbe, als ob die Pflanze ſagte: „Ich zerriß alle die tauſend feinen Faſern meiner Wurzeln, welche in meiner alten wohlbekannten Heimath Schirm gefunden hatten, und womit ich mich an die Erdſcholle feſtgeknüpft hatte, die mir eben ſo lieb war, wie dem Dichter, wenn er ſingt: „Da wo zum erſten Mal das Auge“ u. ſ. w.

Ich nehme hier wieder meine Zuflucht zur Vergleichung des Menſchen mit den geringer organiſirten Weſen. Man weiß, daß die Lokomotivität oder willkürliche Bewegung eine von denjenigen Eigenſchaften iſt, durch welche ſich der Menſch am meiſten von ihnen unterſcheidet: — Gott weiß, ich bin dem Schöpfer äußerſt dankbar für die höheren Eigenſchaften, welche er in uns gelegt hat, aber an dem Umzugstage war ich wirklich nicht weit davon entfernt, den armſeligen Polyp zu beneiden — der die „zweiten Sekretärs“ Rolle in der großen Rangordnung der Natur ſpielt, da er das unterſte Glied iſt in der Reihe der Thiere — und der Grund zu dieſem meinem Neide war dieß, daß der Polyp ſich in einem warmen Spalt einer Felswand feſtſetzt, und dort lebt und ſtirbt. Es iſt freilich wahr, daß es manche Menſchen giebt, beſonders Männer, auf welche die Umgebung keine Wirkung thut, und welche ſich nichts daraus machen, wo ſie wohnen, ja es traf ſich einmal, daß einer von meinen früheren Bekannten, ein Student, von dem ich wußte, daß ſein Wirth ihm aufgeſagt hatte, weil er die Miethe nicht bezahlte, auf meine Frage, als ich ihm auf der Straße begegnete, wo er jetzt wohne? mir mit der heiterſten Miene von der Welt antwortete: „Ich wohne gar nicht!“ — Und die Sache verhielt ſich wirklich ſo; er lag nämlich des Nachts auf einem Sopha bei Dieſem oder Jenem von ſeinen Bekannten und hielt ſich bei Tage an öffentlichen Orten auf. Bei mir war ganz der entgegengeſetzte Fall; meine Wohnung ſpielt eine ſehr wichtige Rolle in meiner ganzen Exiſtenz, und ich lebe mich allmählig in eine wirklich lebendige Verbindung hinein mit meinen lebloſen Umgebungen. So wie das Sopha in meinem Zimmer ſtand, ſo wie die Sonne Nachmittags hineinſtrahlte durch die dunkelrothen Vorhänge, wenn ich mit dem „Tagblatte“ oder der „Kopenhagner-Poſt“ in den Händen meinen Kaffee trank und meine Cigarre rauchte, ſo wie die Flamme des Stubenofens an der Wand ſpielte und in der Dämmerung den vergoldeten Rahmen eines Bildniſſes von Poniatowsky beleuchtete, ſo und nicht anders ſetzte dieß Alles zuſammen mich in eine gewiſſe behagliche, heimiſche Stimmung — und Alles dieß ſollte nun anders werden. Es kam mir in der That ſogar vor, als ob dieſe Veränderung in meine Perſönlichkeit eingriffe, und als ob ich an dem bisherigen Aufenthaltsorte einen Theil meiner ſelbſt zurückließe, und in den neuen wie ein andrer Menſch hinüberzöge. — Ich glaube in Wahrheit auch, daß ich einen beträchtlichen Theil alter Ideen und Erinnerungen dort hinter mir ließ; aber eine wenigſtens nahm ich mit in die neue Wohnung, und dieß war — das Bild von Sophie Walter.

Am Abend des Umzugstages verließ ich alſo die Friedrichbergsgaſſe und wanderte in ſchlechter Laune quer durch einen großen Theil der Stadt. Es war das gewöhnliche, wohlbekannte Umzugtagswetter mit dickem Nebel, der ſich wie kleine feine Waſſerperlen in mein Haar und auf meinen guten neuen Hut niederließ. Strohhaufen waren auf den Gaſſen mit einer unſäglichen Menge Schmutz zuſammengetreten, und in dieſem Moraſte wälzte ſich ein Bauerwagen langſam nach der bekannten Weiſe: „Stroh, Stroh, Bettſtroh!“ In den kleinen Gaſſen, durch welche mich mein Weg führte, war ein gewaltiges Leben, Geſchimpf und Gelärm, unaufhörlich klingelten die Glocken an den Thüren der Gemüſehändler und Speckhöker, und oft ward ich beim Arm genommen bald von einem alten Weibe, das mit einem Spinnrocken oder einem Kaſſeroll auszog, bald von Tagelöhnern mit Tragbahren und Geräthſchaften. Schwärmeriſchen Ideen kann man nicht nachhängen, wenn man ſo von dem Wirrwar der irdiſchen Jämmerlichkeit umgeben iſt; ich vergaß alles Andre, und war nur ärgerlich in meinem Sinne; und Niemand wird wohl läugnen, daß es ärgerlich iſt, wenn man, ungeachtet man ſich zu denen zählt, welche die Adreßzeitung in ihrer Umzugsmoral anredet mit dem hochtrabenden Vers: „Gedenke, wer in Ruhe lebt und in Gemächlichkeit,“ u. ſ. w., — ſich doch nicht ſichern kann vor der Berührung mit all der Plackerei, die mir wenigſtens ſo höchſt zuwider iſt.

Aber das iſt nun einmal Etwas, das zu den Privilegien der Bewohner der Hauptſtadt gehört.

Ich kam indeß dem künftigen Quartier näher, und das Erſte, was mir ins Auge fiel, war mein Bett, das ich im Thor ſtehen fand. „Mit dem ſteht es wohl noch in weitem Felde,“ ſagte ich zu dem Bedienten meiner Mutter, der daneben ſtand. — „Nun ja,“ antwortete er, „es geht noch an.“ — Angenehme Ausſichten! dachte ich. Dann ging ich hinaus auf die Straße und ſah mir das Haus an, das ganz hübſch, und von oben bis unten erleuchtet war. Ich wandte mich wieder um und fragte den Menſchen, wer ſonſt in dem Hauſe mit uns wohnte, denn dergleichen kann man von den Dienſtboten erfahren.

„Unten wohnt der Wirth,“ antwortete er, „über uns wohnt ein Seeofficier und unter uns eine Baroneſſe.“

„Eine Baroneſſe ſagſt Du? Auf dem erſten Saal? Und kein Baron?“

„Nein, kein Baron,“ antwortete indem eine feine Stimme ganz leiſe hinter mir, und als ich mich umwandte, ſah ich zwei kleine weibliche Geſtalten in Mänteln und Hüten, welche vor mir vorbeirauſchten und die Treppe hinaufeilten. Neugierig lief ich nach, ich hörte ſchon oben eine Klingel, und als ich auf den erſten Saal kam, ſtand die Thüre zu einem Vorzimmer offen, wo eine Lampe brannte, und ich ſah grade noch den Zipfel eines rothgewürfelten Mantels, der durch eine innere Thür verſchwand. Ich hielt einen Augenblick an und guckte hinein, erhielt aber zu gleicher Zeit einen mäßigen Stoß in den Rücken: — „Erlauben Sie, daß ich vorbei kann,“ hörte ich in einem ziemlich rauhen und unverſchämten Tone. Ich trat zur Seite; ein Bedienter in einer dunkeln Livrée mit großen blanken Knöpfen und einer Kokarde auf dem Hute ging vorüber mit einem Korbe und einem Nähbeutel am Arm, trat ganz phlegmatiſch in die offene Thür, machte ſie hinter ſich zu, und ließ mich in der Dunkelheit auf der Treppe ſtehn. — Vermuthlich ein Diener der Baronin, man kennt dieſe Art von Leuten an ihren Manieren. Das war alſo mein Eintritt in die neue Wohnung, mein erſter Eintritt, und ich hatte ſchon Bekanntſchaften gemacht. Es iſt doch gewiß und wahr, daß der liebe Menſch in der Welt hinziehn kann, wohin er will, ſo trifft er gleich Freunde.

Ich fand die Meinigen auf einem ungenügenden, mitleidswürdigen, gardinenloſen Feldfuß. Ich muß noch erzählen, daß ich ſchon denſelben Abend das Glück hatte, meine Bekanntſchaft mit dem Perſonale des Hauſes zu erneuern. Der oben erwähnte Diener der Baronin Falkenberg fand ſich nämlich mit einer Theemaſchine voll kochenden Waſſers ein, nachdem ſeine Herrſchaft zuvor die Artigkeit gehabt hatte, meine Mutter fragen zu laſſen, ob ſie irgend eine Hülfe dieſer Art wünſche. Wir ſahn einander an — Gott weiß, ob er mich wieder erkannte von unſerm erſten Zuſammentreffen. Meine Mutter kannte übrigens dieſe Leute gar nicht, von denen dieß alſo blos eine Aeußerung allgemeiner Aufmerkſamkeit war, die meine Schweſter veranlaßte, an einem der nächſten Tage einen kurzen Dankbeſuch abzuſtatten, ohne weitere Folgen für die Zukunft. Endlich war denn auch eine Art von Ordnung in den beiden Seitengemächern nach dem Hofe zu Stande gebracht, welche ich mit meinem Bruder bewohnen ſollte; und als der Wächter Elf rief, wandte ich den Kopf nach der Wand, und ſchlief ſüß ein unter dem fremden Dache.

Mit dieſem Wohnungswechſel war zugleich eine Veränderung bei uns eingetreten, die doch nicht ſo sehr eine Folge des Umzugs, als vielmehr die Urſache deſſelben war. Es iſt ſchon früher erwähnt, daß ſie hauptſächlich dadurch veranlaßt wurde, daß meine älteſte Schweſter ſich verheirathet und das väterliche Haus verlaſſen hatte, um ihrem Manne nach einer Stadt im nördlichen Jütland zu folgen, wo er ein königliches Amt bekleidete. Es waren natürlicherweiſe von Seiten meiner Mutter unzählige Thränen beim Abſchiede gefloſſen, ich ſelbſt war aufrichtig betrübt darüber, obwohl es ihre eigene Wahl war und ſie dadurch glücklich ward, auch, wie ich glaube, es noch iſt und es zu ſein Urſache hat. Aber in einer ſo kleinen Familie wie die unſrige war der Verluſt eines Mitgliedes ziemlich fühlbar im häuslichen Leben, um ſo mehr, da ſie die munterſte von meinen beiden Schweſtern war; ſo lange ſie ſich Beide in die häuslichen Geſchäfte theilten, befand ſich die Eine immer im Zimmer; jetzt dagegen mußte meine Schweſter Johanne Alles beſorgen, meine Mutter war deßwegen viel allein, worein ſie ſich im Allgemeinen wohl gut zu finden wußte; aber wenn nun ein Beſuch kam, mußte ich in der Regel zu Hülfe gerufen werden, um die Unterhaltung mit zu führen, wozu man mir ein ausgemachtes Talent zuſchrieb. Man wird hieraus ſehen, daß ich Recht habe, wenn ich ſage, daß jede einzelne Perſon der Familie bei dieſer Staatsumwälzung verloren hatte, und man wird ſich nicht darüber wundern, wenn ich für meine Perſon darauf ausging, etwas in den örtlichen Verhältniſſen aufzufinden, das mir eine Art von Erſtattung bei dieſem Wechſel geben könne.

Die Vortheile, welche die neue Wohnung darbot, waren indeſſen von der Art, daß ſie leider eben nichts ſonderlich Anziehendes hatten für einen Menſchen in meinem Alter und von meiner Bildung. Wir konnten jeden Vormittag um halb Zwölf von unſern Fenſtern aus die türkiſche Muſik der Wachtparade hören, die allerdings beſſer klingt als die lärmende Trommel des Zapfenſtreichs am Weſtthore, die bisher unſern täglichen muſikaliſchen Genuß ausgemacht hatte. Die feine Welt ſahen wir hier gewöhnlich vorbeiſpazieren, ja ſelbſt bisweilen die königlichen Wagen mit Läufern und Fackeln, ſtatt daß wir bisher uns gewöhnt hatten an die Bauer- und Flachshändlerwagen mit Eiſenſtangen — kurz, wäre ich ein Mädchen geweſen und dreizehn oder vierzehn Jahre alt, ſo wäre ich mit dem Wechſel gewiß äußerſt zufrieden geweſen; aber ich war weder das Eine, noch das Andre, und alſo auch nicht das Dritte.

Ich hatte jetzt mein Gemach im Seitengebäude nach dem Hofe hinaus recht nett und gemüthlich eingerichtet, aber es war mir noch nicht eingefallen, den äußeren Geſichtskreis zu unterſuchen. Mein Bruder dagegen, welcher Mittags von Eins bis Drei dort zubrachte, ſchien es nicht verſäumt zu haben, ſich von meinen Fenſtern aus zu orientiren, und eines Abends in einer vertraulichen Stunde theilte er mir Alles mit, was er auf dieſe Veranlaſſung erfahren hatte. Er erzählte mir, daß man von hier in das Wohnzimmer der Baronin hinunterſehen könne, wo ſie und die älteſte Tochter ich aufhielten; die jüngſte, welche noch in die Schule ginge, käme erſt Mittags nach Hauſe, und dann kämen außerdem noch andre junge Damen, deren Bekanntſchaft r auf dieſelbe Weiſe gemacht habe.

„Sind die kleinen Baroneſſen hübſch?“ fragte ich ganz gleichgültig, da ſeine Berichte mich wirklich nicht ehr intereſſirten.

„Ja wohl,“ antwortete er; „der jüngſten bin ich weimal auf der Treppe begegnet, ſie iſt allerliebſt, aber e iſt noch nicht einmal funfzehn Jahre alt.“

„Grüßteſt Du ſie?“ fragte ich.

„Ja, das that ich,“ antwortete er ſehr vergnügt, und ſie lachte mir zu. Es iſt gewiß ein luſtiges Mädchen. — Aber das Schlimmſte iſt, daß der Be- iente ihr immer auf den Hacken iſt.“

Ich ſchüttelte den Kopf und dachte bei mir: „Wel- er Teufel plagt den Jungen!“ Aber ich ſagte es nicht, ich machte ihm vielmehr ein freundliches Geſicht, denn es freute mich doch, ſeine Beobachtungen zu vernehmen, und um ſo mehr, weil ich daraus abnehmen konnte, wer es geweſen ſei, deſſen Stimme ich in der Pforte gehört hatte am Abend des Umzuges. Es ſchien mir in der That, daß die Munterkeit, welche dieſe kleinen Geſchöpfe haben mußten, recht pikant ſei. Freilich, es waren nur Kinder, und ich konnte deßwegen kein weiteres Intereſſe an ihnen haben, aber Baroneſſen pflegen in der Regel etwas ſchneller zu wachſen, und ich muß überdieß offenherzig bekennen, daß ich ſtets eine gewiſſe Schwachheit für vornehme Damen gehabt habe. Das iſt übrigens Etwas, was ich mir nicht als eine Eigenthümlichkeit zuſchreibe, ſondern was man im Gegentheil wohl allgemein findet; denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß eine Prinzeſſin ziemlich garſtig und ziemlich unliebenswürdig ſein, und doch als recht hübſch und recht aimabel gelten kann. Es iſt der Rang, der einen gewiſſen Glanz über die übrigen Eigenſchaften verbreitet, und daſſelbe muß, natürlicherweiſe in einem geringeren Grade, bei Baroneſſen ſtattfinden.

Den folgenden Tag, als ich eben darauf wartete, zum Mittagseſſen gerufen zu werden, ſtand ich am Fenſter mit einem Buche vor mir, über welches ich mit gedankenloſem Blicke einmal hinüber nach dem Vorderhauſe ſtierte. Die Sonne ſchien hell in den großen Hof, und es traf ſich gut, daß die Fenſter der Baronin grade außerhalb vor der Linie lagen, welche ſchräge vom Dach nieder bis zur Gaſſe gingen und den dunkeln Schatten begrenzten, den das Seitengebäude auf das Vordergebäude warf. Ich ſah die beiden hochadeligen Damen, die Mutter und die älteſte Tochter, mit ihrer Näharbeit beſchäftigt; die Kleine ſaß am Fenſter mit ihrem Stickrahmen, ſtrich die Seitenlocken häufig hinter die Ohren und wandte ſich oft nach der Mutter um, welche im Sopha ſaß weiter nach der Stube hinein — aber das war auch Alles, was ich ſehen konnte. Sie ſahen ein paarmal nach mir hin, ſo viel ich bemerken konnte, und wechſelten bei dieſer Veranlaſſung einige Worte — es ſchmeichelte mir natürlich ungemein, meine Perſon bemerkt zu ſehen. Gegen drei Uhr trat die jüngſte Tochter ein, ſie lief ſogleich zur Mutter hin, fiel ihr um den Hals und küßte ſie, kam dann nach dem Fenſter und fing an mit der Schweſter zu ſprechen, deren Aufmerkſamkeit ſie feſſelte durch eine von lebhafter Geſtikulation begleitete Erzählung. Während derſelben hakte ſie ihren Mantel am Halſe auf und ließ ihn hinter ſich auf den Boden fallen; eine Magd kam herbei und nahm ihn auf, und während dieſer ganzen Scene konnte ich ſehen an dem Halſe der älteren Schweſter, da ſie den Kopf auf die Hand ſtützte und den Rücken gegen das Fenſter kehrte, daß ſie lachte, und die Baronin, welche das Nähzeug in den Schooß gelegt hatte, und einmal dabei den Kopf ſchüttelte, that daſſelbe. Auf einmal fielen die Blicke der Erzählerin auf mich, der ich ſie aufmerkſam aus der Ferne betrachtete; nun brach auch ſie in Gelächter aus, wandte ſich flugs um und eilte aus dem Gemach. Die Schweſter nahm etwas verlegen ihre Arbeit wieder vor, die ganze Scene war geſtört, und ich zog mich in mein Gebiet zurück. Meine neue Bekanntin hatte ein recht hübſches und lebhaftes Geſicht, aber ſie ſah ſehr kindiſch aus, und ich konnte meinem Bruder nicht eben Recht geben, daß ſie ſo allerliebſt ſei, wie er ſie gerne betrachtet wiſſen wollte.

Es iſt recht unterhaltend, Leute ſo in ihrem häuslichen Leben zu beobachten, wo ſie ſich ſo ganz ſich ſelbſt überlaſſen, Leute, mit denen man ſonſt in gar keiner Berührung ſteht, und welche man jedenfalls ſonſt nur würde betrachten können durch den nebligen Dunſtkreis der Geſellſchaftsformen, wo die Strahlenbrechung ſo ſchwer zu berechnen iſt, daß ſchon ein gehöriges Studium und praktiſche Uebung dazu gehört, um von dem Schein auf die Wirklichkeit mit Sicherheit zu ſchließen. Ich betrachtete es wie einen Roman, freilich nur eine Alltagsgeſchichte, die ſich darſtellt in mehreren, vielleicht auch etwas einförmigen Gemälden, oder wie ein Schattenſpiel an der Wand, und in dieſem war meine kleine Freundin aus der Schule wirklich die beſte Puppe, diejenige, welche mit dem meiſten Leben und Ausdruck agirte — ganz im Gegentheil von Meiſter Jakels Manier, wo die Heldin, wie bekannt, die einzige des Perſonals in ſeiner Puppenkomödie iſt, welche kein Glied rühren kann. Man wird es vielleicht unzart von mir finden, daß ich auf dieſe Weiſe nach und nach die Familie kennen lernte; aber theils konnte ich mich dem nicht wohl entziehen, da unſre Fenſter einmal dieſe Lage hatten, theils liegt das Unzarte, meiner Meinung nach, nur in der Anwendung, die man von einer ſo erworbenen Kunde macht; und in dieſer Hinſicht habe ich ein reines Gewiſſen, ſelbſt in dieſem Augenblick, wo ich die kleine Geſchichte auf das Papier werfe, und dem Publikum meine Beobachtungen mittheile.

Ich hatte hier alſo eine Art von Erſtattung gefunden für das, was ich bei dieſem Wohnungswechſel verloren hatte, und das ich deßhalb als etwas betrachtete, was mir die Gerechtigkeit des Schickſals gewährte. Es würde mithin unerkenntlich von mir geweſen ſein, wenn ich es nicht benutzt hätte. Grade ſo wohnten ehemals Walters unter uns, Sophie war damals, als ich ſie kennen lernte, in demſelben Kindesalter wie die kleine Baroneſſe. Sie hatte mich gelehrt den großen Werth des kindlichen Alters zu ſchätzen, und wenn ich meine kleine Nachbarin ſah, dachte ich oft an ſie; es mußte wohl mehr der Contraſt als die Aehnlichkeit ſein, der meine Gedanken zu Sophien hinführte, aber am meiſten geſchah es wohl, weil ſie auch ohne einen ſolchen Führer ſich zu meiner erſten Liebe zurückwandten. Doch, ich hatte dieſe Erſcheinungen täglich vor Augen, entweder mit den Farben der Wirklichkeit oder oft wie ein Schattenbild auf der Rollgardine, und das freundliche Verhältniß, worin dieſe kleine Familie gegenſeitig lebte, machte mir mein Zimmer von Tage zu Tage reizender, ſo daß ich mit Wahrheit ſingen konnte:

Mir iſt auf der Welt nichts lieber
Als das Stübchen, wo ich bin;
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine ſchöne Nachbarin.

Die letzte Zeile möchte wohl eine kleine Verbeſſerung bedürfen, aber in der Hauptſache iſt es doch daſſelbe, und ich glaube nicht, daß ich meinen im buchſtäblichen Verſtande engen Geſichtskreis mit der herrlichſten Ausſicht über den Wall und mit der Friedrichsberger Höhe vertauſcht haben würde. —

Ich hatte eine Muhme, Joſephine Marren, deren Mutter eine Halbſchweſter war von meinem Vater und einen Kaufmann in Helſingör zum Mann hatte. Sie war ein halberwachſenes Mädchen und ein paar Jahre in einer Penſionsanſtalt hier in der Stadt geweſen, wo ſie ſehr ſtrenge gehalten wurde und nur hin und wieder einmal Erlaubniß erhielt, uns zu beſuchen, aber ſie mußte jedesmal Abends vor neun Uhr wieder zu Hauſe ſein. Uebrigens hatten wir ſo gut wie Nichts mit ihr und ihrer Familie zu ſchaffen, nicht eben mehr, als daß meine Schweſter für ihre Mutter Hüte und Mäntel nach der neueſten Kopenhagner Mode einkaufte, und daß meine Mutter es für ihre Pflicht hielt, einmal jährlich im Inſtitut gegenwärtig zu ſein, nämlich bei der Prüfung. Ich hatte ſtets geglaubt, daß ein Mädchen, das in einer Penſion auferzogen wird, wo ſo ſtrenge Maaßregeln herrſchten, um die Pflegebefohlnen vor der Eitelkeit und der Verderbniß der großen Welt zu ſichern, und wo beſonders dieſe geiſtige und ſittliche

Bildung ſo theuer bezahlt wird, ein wahres Muſter von unverdorbenem Gemüth werden müßte, ſo daß die Eltern doch etwas gründliche Erſtattung hätten für den Haufen von Verſchrobenheit und Verkünſtelung, den ſie gewöhnlich mit in den Kauf nehmen müſſen. Ich hatte in der That auch Joſephinen für ein muſterhaftes kleines Weſen angeſehen, um ſo mehr als ihre Sittlichkeit mit der Zartheit und Sorglichkeit beaufſichtigt wurde, daß ſie nicht einmal die Erlaubniß hatte, meine Begleitung anzunehmen, wenn ſie Abends nach Hauſe gehn mußte; aber ich ward bald überzeugt, daß ich, wenigſtens in Einer Hinſicht, mich geirrt hatte.

Eines Nachmittags, grade in dieſer Zeit, beſuchte uns Joſephine. Ich kam kurz nach ihrer Ankunft nach Hauſe, und nach den erſten allgemeinen Begrüßungen und Redensarten ließ ſie ſich mit mehr Geſprächigkeit als gewöhnlich mit mir ein. Meine Schweſter erzählte, daß ſie unſer ganzes neues Quartier in Augenſchein genommen habe, und daß ſie noch meine Zimmer zu ſehen wünſche. Ich fragte, ob ſie es für paſſend halte, das Zimmer eines jungen Herrn zu betreten, aber ſie meinte, daß die Mamſell nichts davon erführe, und ward alſo hinübergeführt. Sie war, wie geſagt, dieſen Nachmittag ungewöhnlich beredt, und da es Neun ſchlug, erinnerte meine Mutter ſie, ſchon zum vierten Male, daß ſie nach Hauſe gehen müſſe, aber zu unſrer Verwunderung antwortete ſie: „Ja, Tante, es iſt freilich etwas ſpät, aber ich komme ja nur ſo ſelten zu Ihnen, und deßwegen verlaſſe ich mich darauf, daß

Emil ſo gut ſein wird, mich zu begleiten." Wir lachten ein wenig über ſie, aber ich verſprach, ihr Begleiter zu ſein, und es entſtand bei mir die Vermuthung, daß ſie bei der letzten Prüfung wahrſcheinlich für erwachſen erklärt ſei. Eine Stunde nachher machten wir uns auf den Weg.

Als wir ein wenig gegangen waren, fing ſie auf einmal an wie Jemand, der lange auf eine Gelegenheit gewartet hat, ſich über eine wichtige Angelegenheit auszuſprechen: „Hör, Emil, ich kenne eine junge Dame, welche Dich gut kennt."

„So?" fragte ich, „wer iſt es?"

„Ja, rathe einmal," ſagte ſie mit einer liſtigen Miene, — „es iſt eine, die in die Penſion geht bei Mamſell Ortholin."

„Das kann ich nicht rathen. Wie ſieht ſie aus?"

„Sie iſt bei Gott hübſch."

„Ja, lieber Gott, da bin ich noch eben ſo weit, ich kenne viele hübſche."

„Sie iſt vornehm."

„Vornehm?" fragte ich.

„Ja, ſie iſt eine Baroneſſe," antwortete ſie mit Nachdruck.

Nun ging mir ein Licht auf, und die Sache fing an eine intereſſante Wendung zu nehmen.

„Ah, das iſt alſo eine von denen, welche hier unter uns wohnen," ſagte ich ſchnell.

„Richtig, da triffſt Du es," antwortete ſie. „Es iſt Fanny Falkenberg. Du biſt doch nicht ſo ungelehrig, wie ich geglaubt habe."

Und nun erzählte ſie mir, wie Fanny, die ihre vertraute Freundin ſei, ihr erzählt habe, wie ſie mich täglich am Fenſter ſehe, wie ſie gleich anfangs ihr eine ſolche Beſchreibung von meiner Perſon gegeben habe, daß Joſephine bei aller Achtung für mein Aeußeres mich nicht wieder erkannt habe. „Ich möchte Dir wohl ſagen, was ſie äußerte," fügte ſie hinzu, „aber Du würdeſt roth werden, und ſo etwas hörſt Du überdieß nicht gern." — Sie erzählte mir, daß Fanny ſo in Gedanken und unaufmerkſam während der Lehrſtunden in der letzteren Zeit geweſen ſei, daß die Mamſell es ſchon der Mutter habe klagen wollen, daß ſie ſo froh und eilig wäre jedesmal, wenn ſie nach Hauſe gehen ſollte; daß ſie ihr erzählt habe, ſie mache ſich täglich das Vergnügen, wenn ſie aus der Schule nach Hauſe komme, zu mir hinüber zu ſagen: „Guten Morgen, Herr Wagner, ich ſoll Sie grüßen von Ihrer Muhme." — „Wenn Du es hören könnteſt," ſagte Joſephine, „müßteſt Du wirklich glauben, daß ich gewaltig von Dir eingenommen ſei, weil ich Dich jeden Tag grüßen laſſe; — aber ſo bin ich es nicht, die den Schaden hat," fügte ſie in einem etwas vornehmen Tone hinzu.

Ich hatte wahrlich nicht geglaubt, daß Joſephine im Stande ſei, mich auf eine ſo anziehende Weiſe zu unterhalten, denn ich läugne nicht, daß dieſes Geſpräch mir äußerſt ſchmeichelhaft vorkam, und es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Vergnügen daran gefunden hatte, mit ihr zu ſprechen, ohne daß ſie doch ſelbſt dadurch in meiner Achtung ſtieg. Ich zweifle auch, aufrichtig geſagt, ob ein ſolcher Stoff irgend Jemandem verdrießlich ſein würde. Jeder hört es gerne, daß er einen vortheilhaften Eindruck gemacht hat, und um ſo viel mehr, wenn er ſich das Zeugniß der Eitelkeit geben muß, wie ich dieß gleich im Anfang meiner Erzählung mit großer Aufrichtigkeit gethan habe.

Ich weiß nicht, ob ich an dieſem Abend den väterlichen Ton beobachtete, womit ich zu meinem jungen Mädchen zu ſprechen pflegte, aber ich konnte es nicht unterlaſſen, mich näher nach meiner Nachbarin zu erkundigen, da ich hier ganz andre Quellen fand als bei meinem unſchuldigen Bruder. Joſephine erhob ihre Freundin bis zu den Wolken; ſie ſei ſo gut, ſo allerliebſt, ſo unterhaltend, ſie tanze ſo ſchön, ſie ſpräche am beſten franzöſiſch in der ganzen Anſtalt; aber was ihre Handarbeiten und ihre Zeichnungen betreffe, da zog man die Schultern. Ich lachte herzlich über dieſes ſtumme Bedauern und dachte: Cela n'empèche pas les sentiments.

Was ſie mir übrigens mit Uebertreibung über denſelben Gegenſtand und in demſelben Geſchmack berichtete, erinnere ich mich in der That nicht; ich glaube auch, daß ich gar nicht darauf achtete, denn die ſchon erwähnten Aufklärungen gaben mir für dießmal genug zu denken, und ich war ganz betroffen über dieſe vom

Himmel gefallene Entdeckung meines unvermutheten Glückes. Als wir uns bei Josephinens Behauſung trennten, fragte ſie mich noch, ob ſie Fanny von mir grüßen ſolle.

„Von mir grüßen?“ rief ich — „ich dächte gar, das geht ja nicht an. Was würde ſie dazu ſagen? Ich habe ja noch nicht mit ihr geſprochen.“

„Wenn es nicht anginge, würde ich Dich nicht danach gefragt haben,“ antwortete ſie beleidigt. „Ich weiß ſo gut wie Du, was ſich ſchickt, und überdieß kenne ich ſie ſo gut, daß Du wohl begreifen kannſt, daß ich es nicht thun würde, wenn ſie darüber böſe werden könnte.“

„Ja, das iſt wahr, — werde nicht böſe — ſo thu es denn!“ antwortete ich. Ich geſtand, daß ich mit den Schicklichkeitsgeſetzen der jungen Damen nicht ganz bekannt ſei, wie ich mir auch nicht ſchmeichelte, ihre Logik vollkommen zu verſtehen. Ich gab mich ganz in die Hände der Couſine, und verließ mich auf ihre Sachkenntniß und Geſchäftserfahrung, die, wie ich bemerkte, weit größer war, als ich vermuthet hatte. Und hiemit trennten wir uns.

Ich ging nach Hauſe, ganz in Gedanken vertieft über alle die neuen Erfahrungen, die ich an dieſem Abend gemacht hatte. Ich freute mich wie ein Kind über die kindliche Vertraulichkeit, die mich in eines ſo kindlichen Gemüthes heimliche Gedanken eingeweiht hatte; ich freute mich darüber, ſo daß ich vor Vergnügen lachen mußte jedesmal, wenn der kleinen Fanny niedliches, lächelndes Bild meiner Phantaſie vorüberſchwebte. Es war mir ſo wunderſam, auf einmal in eine ſo nahe Berührung getreten zu ſein mit einer Welt, die ſo ferne von mir lag, daß ich mich gewöhnt hatte, ſie wie ein Tantalus als ein heiliges und verbotenes Gebiet zu betrachten. Und doch ſtand ich im Grunde noch auf demſelben Punkte. Joſephine hatte natürlicherweiſe mir verſichert, daß ſie der kleinen Fanny dieß Geſpräch verſchweigen werde, gleichwie ich ihr ein heiliges Verſprechen ablegen mußte, Niemandem davon zu ſagen, ſowohl Fanny's, als ihrer ſelbſt wegen, — und doch wollte ſie einen Gruß von mir bringen. Im Uebrigen war mein Glaube an Joſephine nicht ſo ſtark, daß ich unbedingtes Vertrauen in ihre Ausſage hätte ſetzen mögen; aber, ſeltſam genug, hinſichtlich deſſen, was ſie mir eben vertraut hatte, ließ ſich doch durchaus kein Mißtrauen und Unglaube in meiner Bruſt vernehmen. So groß iſt die Macht der Eigenliebe, aber ich war damals nicht viel über zwanzig Jahre alt.

Als ich heimkam, ſah ich zu den Fenſtern der Baronin hinauf, aber es war überall ſtockfinſter, ich mußte alſo ziemlich lange unterweges geweſen ſein. Innerhalb des Hofes waren zwei niedergelaſſene Vorhänge ganz ſchwach von einer Nachtlampe erleuchtet. Ich ſtierte hinauf, ich wünſchte nur den Schimmer einer kleinen weißen Nachthaube zu ſehen, aber vergebens. Sie lag jetzt mit der rothen Wange auf dem ſchneeweißen Kopfkiſſen, worauf der Genius der Träume ſaß und ſeine phantaſtiſchen Bilder in die Luft zeichnete. Ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, daß Oneiros nicht vergeſſen würde, meine Geſtalt unter die übrigen flüchtigen Erſcheinungen zu miſchen. Ich weiß nicht, ob er es that, aber wenn es geſchah, kann ich verſichern, daß es eine herzliche Anerkennung und reiche Vergeltung fand, ſobald der Schlaf ſich auf meine Augenlieder geſenkt hatte.

Den nächſten Morgen betrachtete ich Fanny mit ganz andern Augen, als ſie aus der Schule kam und am Fenſter ſtand; es kam mir vor, als ob ſie älter und hübſcher geworden wäre. Aelter war ſie denn auch geworden, aber Ein Tag macht kaum einen merkbaren Unterſchied im Aeußern, wiewohl man Beiſpiele von Leuten anführt, die binnen vier und zwanzig Stunden graues Haar bekamen. Ich war im Grunde etwas verlegen, als ich ſie ſah, da der dreiſte Gruß, der ihr von mir zugekommen war, mir gleich aufs Herz fiel, und ich ward es noch mehr, als ich ſah, daß ſie ihrer Schweſter etwas erzählte, was dieſe mit ſehr ernſtem Geſicht anhörte. Ich weiß nicht, ob es mein böſes Gewiſſen war, das mich täuſchte, aber ich glaubte zu ſehen, daß die Schweſter während der Erzählung einen mißbilligenden Seitenblick nach der Gegend hinwarf, wo meine Fenſter ſich befanden. Inzwiſchen bezeugte ein ſchelmiſcher Blick von der kleinen Fanny, daß ſie ſelbſt mein Benehmen nicht übel genommen hatte, ſo daß ich mich überzeugt hielt, Joſephine habe ſich nicht geirrt. Und doch verdroß es mich, daß ich ihr auf dieſe Art entgegen gekommen war, und ich zog mich in das Zimmer zurück — aber freilich nur auf einen Augenblick.

Den Tag darauf beſchloß ich bis Mittag außer dem Hauſe zu bleiben, das heißt, meiner alten Gewohnheit gemäß, noch eine halbe Stunde länger. Nur bin ich der Wahrheit und mir ſelbſt die Erklärung ſchuldig, daß ich in der ſpäteren Zeit, in Betreff der Mittagszeit meinen alten Fehler, der ſo oft mir vorgeworfen war, ganz abgelegt hatte, und obwohl ich ſonſt, und namentlich wenn ich meine Mutter aus dem Theater abholen ſollte, auf mich hatte warten laſſen, war ich doch wegen meiner beſſeren Aufführung gelobt worden, und meine Mutter ſagte, daß ich in Sittlichkeit und guten Sitten fortgeſchritten und ein ganz andrer Menſch geworden ſei. Ich glaube in der That nicht, daß ſie, wie man ſagt, den Nagel auf den Kopf traf, wenn ſie meine zunehmende Genauigkeit pries, aber darin hatte ſie ganz Recht, daß ich ein andrer Menſch geworden ſei. Ich ging umher und träumte in kindiſcher Verwirrung, ich wünſchte nichts weiter als Joſephinen zum zweiten Male zu ſprechen, und, wie ich mich auch wandte und drehte, um die Zeit bis Mittag hinzuziehen, war ich doch, gegen meinen Willen auf dem Wege nach Hauſe, noch ehe es Zwei geſchlagen hatte.

Als ich zur Hausthüre kam, ging grade eine ältliche Dame, in einem ſchwarzſeidenen Mantel, vor mir hinein; als ich ihr vorbeigehn wollte, ſah ich, daß es die alte Baronin war. Ich nahm ehrerbietig den Hut ab, obſchon ich früher nicht das Vergnügen gehabt hatte, ſie zu grüßen; aber derſelbe Gedanke, der mich in dieſem Augenblicke verlegen machte, nämlich, daß ich es gewagt hatte, ihre Tochter grüßen zu laſſen, mußte nach meiner Meinung es mir zur Pflicht machen, unſre ſtillſchweigende Bekanntſchaft nicht zu verhehlen. Sie grüßte mich ſehr artig wieder, und als ich bei der Vorthür ſtehen blieb, um ſie zuerſt hineingehn zu laſſen, redete ſie mich freundlich an und fragte nach meiner Mutter Befinden. Beim Anfang der Treppe nahm ſie ihren Mantel ab und legte ihn über das Geländer. Ich glaubte, daß ſie ihn mir in die Hände geben wolle, und griff ſchon danach, als ſie ſagte: „Ich bitte! Sie müſſen ſich keine Beſchwerde machen. Es macht mir Mühe, die Treppe im Mantel hinaufzuſteigen, weil er ziemlich ſchwer iſt; ich pflege deßwegen ihn von dem Bedienten hier abholen zu laſſen.“

Natürlicherweiſe bat ich mir die Erlaubniß aus, des Bedienten Stelle zu vertreten, und wie ſehr ſie mich auch bat, ihn liegen zu laſſen, warf ich doch den gefutterten eleganten Mantel über den Arm und folgte der engbrüſtigen Frau ehrerbietig. Als wir an der Thür waren und ſie geklingelt hatte, ſchloß das älteſte Fräulein auf, das vermuthlich die Mutter vom Fenſter aus geſehen hatte. Die Baronin ſtellte mich als freiwilligen Bedienten dem verwunderten Fräulein Louiſe vor, welche einen Schritt zurücktrat, als ſie mich erkannte. Nach einigen zierlichen Entſchuldigungen gegen mich bat die Mutter das Fräulein, mir die Bürde abzunehmen. Dieſe trat verlegen zur Thüre hinaus, ich legte ihr den Mantel mit Grazie in den Arm, wobei ich das Glück hatte, ihre kleine Hand zu berühren, machte die Thüre eiligſt zu und ſprang die Treppe hinauf. Es war mir ein Stein vom Herzen gewälzt, als ich mich hierdurch verſichert hielt, daß meine Unbeſonnenheit mich bei der Familie nicht völlig in Ungnade gebracht habe. Der Baronin konnte ich es wohl anmerken, daß ſie von meiner Aufführung nichts wußte, da ihr mütterlicher Sinn ſie ſonſt wohl ohne Zweifel bewogen haben würde, ſie als eine perſönliche Beleidigung gegen ſich zu betrachten, und was Fräulein Louiſe betraf, glaubte ich deutlich zu erkennen, daß ſie in die Geſchichte eingeweiht war, aber ich hatte mich zugleich überzeugt, daß ſie ſich nicht verpflichtet geglaubt hatte, mich zu verrathen. Wenn ich mir nun Rechenſchaft ablegte von den Fortſchritten, welche ich bereits in der Bekanntſchaft dieſer Familie gemacht hatte, kam ich zu dem Ergebniß: daß ich mit der Einen geſprochen, die Zweite berührt und der Dritten einen Gruß geſchickt hatte. Vergleicht man dieſe drei Arten, ſo kann man den Schluß ziehen, daß man bisweilen dem Ziele ſich am meiſten nähert, wenn man aus langer Entfernung zu Werke geht.

Aber hiermit hatte die Sache auch eine lange Zeit ihr Bewenden, und außer daß ich Fanny'n zweimal auf der Treppe begegnete, geſchah nichts Erwähnensrthes. Ich hatte ſie gegrüßt und konnte natürlich icht umhin, dabei zu lächeln, aber ſie ſah mich verlegen an, und floh wie eine Hindin, wenn man in ie Hände klatſcht. Wunderlich genug, daß ich in inem ſolchen Verhältniß zu ihr ſtand, daß ich es geagt hatte, ihr durch einen Andern etwas ſagen zu aſſen, aber ſelbſt nicht wagte, es perſönlich zu thun. Als ich das nächſte Mal mit Joſephinen ſprach, brachte ſie mir einen Gegengruß. Sie erzählte mir, daß die alte Baronin mich gut leiden könne und von mir geſagt habe, ich ſei ein netter, junger Menſch; ja ſie hätten ſogar meinen Fleiß gerühmt, weil ich ſo viel zu Hauſe wäre. Gott weiß, ich hatte nie in meinem Leben ſo wenig gethan als grade in dieſer Zeit. Ich erfuhr auch, daß man dort eben ſo gut mich und die Meinigen und unſer ganzes häusliches Leben kenne, wie ich das ihrige, wir ſchenkten einander eine gegenſeitige Aufmerkſamkeit. Nach jedem Worte, das ich mit der Baronin auf der Treppe ſprach, hatte Fanny ſich erkundigt, und ſie wurden mir genau von Joſephine wiederholt; ſelbſt dieß, daß ich ſo geſchickt oder ſo ungeſchickt geweſen war, der Schweſter Hand zu berühren, war nicht unbemerkt geblieben. Es war mir allerdings nicht unangenehm, überzeugt zu werden, daß ich mit einer ſolchen Fernbekanntſchaft eine ſo große Aufmerkſamkeit erregt hatte, und ich läugne nicht, daß ich damals ſo eitel war, dieß einzig meinem einnehmenden Aeußeren zuzuſchreiben. Ich hatte es bisher immer unwahrſcheinlich gefunden, was ſo oft in Romanen vorkommt, daß das Feuer der Liebe gleich den elektriſchen Funken, unmittelbar bei der erſten Zuſammenkunft auflodert, ſobald nur zwei Perſonen, welche die rechte Polarität haben, in Berührung mit einander kommen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß dieſer Satz ſeine vollkommene Richtigkeit hat, in Betreff jugendlicher Seelen. Die Jugend iſt ein elektriſches Lebensalter; wenn zwei jugendliche Seelen ſich entwickeln, gegenſeitiger Einwirkung beſtändig ausgeſetzt, da vermiſcht ſich ihre Elektricität tropfenweis, ſie bringen ſich allmalig ins Gleichgewicht, und es geſchieht keine Exploſion; aber treffen ſie plötzlich zuſammen, während die geiſtige Kraft, welche die Natur in ſie gelegt hat, noch ungeſchwächt und unverändert iſt, da zündet der Funken der Liebe gleich im erſten Augenblick. Es iſt ungefähr daſſelbe, was ein alter Arzt einmal zu mir ſagte, aber er betrachtete die Sache von einem ſeiner Perſönlichkeit mehr eigenthümlichen Geſichtspunkte. „Liebe,“ ſagte er, „iſt eine Krankheit; gleich anderen Krankheiten greift ſie junge Leute plötzlich und mit Heftigkeit an, und iſt auch wieder ſchneller überſtanden. Bei älteren Leuten zieht ſie ſich, gleich anderen Krankheiten, langſamer zuſammen, aber wird dann auch ernſthafter und langwieriger, wie wir dann auch deutlicher ihrem Grunde nachſpüren können. Es läßt ſich nicht bezweifeln. Haben Sie nicht gehört, daß man vor Liebe ſterben kann? Was iſt Heimweh Anderes als Liebe zur Heimath? Wollen Sie noch zweifeln, daß ſie eine Krankheit iſt, ſo will ich Ihnen die Symptome in des alten Profeſſor Bang praxis medica zeigen.“ — Ich weiß nicht, ob er Recht hat mit ſeiner Behauptung; ich bin, wie geſagt, Juriſt, und nicht Mediziner, und ich habe alſo Erlaubniß nicht zu wiſſen, was in der praxis medica ſteht.

Späterhin habe ich mit Ruhe das Glück überlegt, das ich machte, und einen andern Grund dafür gefunden außer meiner Perſönlichkeit. Es iſt ganz gewiß, daß die Jugend ſtets mehr begeiſtert iſt von der Idee, die ſie ſich im eigenen Innern ſchafft, und um dieſe Idee verwirklicht zu ſehen, beſtändig nach einer Perſönlichkeit ſucht. Ich weiß nicht, ob einer von meinen Leſern eine kleine Novelle kennt, welche in dieſem Jahre von einem gewiſſen Karl Bernhard herausgegeben iſt unter dem Titel: der Kinderball. Hierin hat der Verfaſſer verſucht zu beweiſen, wie ſelbſt ein liebenswürdiges und vortreffliches junges Mädchen, mit dieſer ſelbſtgeſchaffenen Idee im Kopfe und Herzen, ſich an eine ſchlechte Perſönlichkeit feſſeln kann, deren Jämmerlichkeit ſie nicht gewahr wird, weil es beſtändig ihre eigne Idee iſt, in welche ſie verliebt iſt; trotz der Unwahrſcheinlichkeit, daß eine ſo ſchlechte Perſon wie der Lieutenant in der Novelle, ihrer Ruhe gefährlich werden kann, geht ſie doch zu Grunde in dieſem mehr inneren als äußeren Kampfe, und ihr Unglück zeigt, wie gefährlich es iſt, ſolche Ideen zu veranlaſſen oder ihnen Nahrung zu geben. Beim Leſen dieſer kleinen Erzählung wird man den Beweis für das finden, was ich eben ſagte, und ich empfehle ſie daher denen, welche ſie nicht kennen; es heißt wohl nicht, ihr zu viel Lob beilegen, wenn ich ſage, daß ſie ſich immer leſen läßt; ſo viel iſt gewiß, daß ſie mich angezogen hat, und ich könnte ſelbſt ſie nicht beſſer ſchreiben. — Aber um wieder zurückzukommen auf das, wovon ich ausging, dieſe ſelbſtgeſchaffene Idee wendet die Jugend nicht auf ein Weſen an, deſſen Eindruck ſie gewohnt iſt, ſondern auf ein neues, plötzlich erſcheinendes, und je abenteuerlicher dieſes auftritt, deſto geſchickter iſt es dazu.

Man hört oft ältere Herren darüber jammern, daß junge Mädchen ſich nie ſo unvortheilhaft ausnehmen wie auf einem Balle; die ſtille Häuslichkeit ſoll ſie durchaus beſſer kleiden; ja ich habe ſie ſogar behaupten hören, daß Liebes-Verhältniſſe, die ſie im Schooße der Familie angeknüpft hatten, dadurch völlig aufgelöſt wurden, daß ſie den Gegenſtand ihrer Liebe athemlos und anmuthlos, aber doch voll Entzücken, umherfahren ſahen in einem holſteiniſchen Walzer in den Armen eines neuconfirmirten Cavaliers mit dem runden, modernen Schnitt der Tanzſchule auf dem Arm. Der Gedanke, daß ſie nach einem ſolchen Vergnügen trachten, bloß um einmal recht ihre Eitelkeit zu ſättigen, und der Mangel an Weiblichkeit, der charakteriſtiſch iſt bei ſolchen Zerſtreuungen jetziger Zeit, dieſe beiden Dinge im Verein ſollen im Stande ſein, die heftigſte Schwärmerei bei einem Verliebten zu heilen. Es iſt möglich. Was mich betrifft, ſo habe ich eigentlich nie darüber nachgedacht, aber ich geſtehe, daß ich geneigt bin zu glauben, es ſei meiſtens Eiferſucht, was einer ſolchen

Behauptung zum Grunde liegt. Aufrichtig geſagt, habe ich junge Mädchen noch nicht mit ſo ernſten — aber zugleich ſo weltlichen Gedanken betrachtet, daß ich vor Allem ihre Häuslichkeit gewürdigt haben ſollte; aber ich habe dagegen die Erfahrung gemacht, daß ein geſchmackvoller Ballanzug eine Glorie iſt, die von allen mir am unwiderſtehlichſten geſchienen, und welche in der Geſchichte meines jungen Herzens immer in dem rechten Augenblick ſich mir gezeigt hat, um dem Werk die Krone aufzuſetzen.

Es war eines Abends ziemlich ſpät, als ich mich von meinem Sopha erhob, wo ich in tiefen Gedanken geſeſſen hatte, um Licht anzuzünden. Als ich an's Fenſter trat und meine Augen ſich unwillkürlich nach der Gegend wandten, wohin ſie gewohnt waren zu gehen, fand ich die Fenſter der Baronin ganz dunkel, dagegen war das in der Schlafkammer hinter den Verhängen erleuchtet, und ein webendes Licht lief oft hin und her durch das Wohnzimmer. Was geht da vor? dachte ich, und mein erſter Gedanke war, daß Jemand plötzlich krank geworden ſein müſſe. Aber nun trat das Dienſtmädchen in die Thür mit einem Licht in der Hand, und hinter ihr Fanny in einem glänzenden Ballanzuge, auch mit einem Lichte. Sie ging nach den Fenſtern zu und ſtellte ſich vor den Spiegel. Sie war mit der äußerſten Zierlichkeit gekleidet, hatte weiße Atlasſchuhe an, und Alles dem entſprechend. In der That ſie ſtrahlte, als ſie ſo auf einmal wie eine Sonne in der dunkeln Stube aufging, umgeben von Lichtern, welche ſo niedrig neben ihr gehalten wurden, daß ich den vollſtandigen Umriß ihrer ganzen Geſtalt ſehen konnte. Es war etwas Ehrfurchtgebietendes in dieſer Erſcheinung, die den Gemalden von Königen und Königinnen in ihrer Krönungstracht glich; der Purpur, der auf deren Mänteln verſchwenderiſch prangt, hatte die Natur fein und reizend auf ihre Wangen geſprengt; den weißen Sammet hatte ſie um ihren Hals und ihre langlichen Arme gelegt, und den Glanz des goldnen Scepters zugleich mit der Herrſchaft, deren Sinnbild er iſt, in den Strahlen ihrer Augen. Ich erquickte recht meinen Blick an der Betrachtung dieſer anmuthigen Geſtalt, um deren Mund die Zufriedenheit ein unverkennbares Lächeln ausgebreitet hatte. Daß ſie ſelbſt in dieſem Augenblick mit einem kleinen Gedanken an mich dachte, davon überzeugte ich mich dadurch, daß ſie ans Fenſter lief und hinausſah; denn ich glaube doch kaum, daß ſie nach dem Wetter ſah. Als ſie fort war, fiel es mir ein, daß ich wohl gerne wiſſen möchte, nach welcher Gegend der Stadt ich dieſen Abend meine Gedanken fliegen laſſen müſſe, wenn ſie Fanny ſuchen ſollten, und da eine von den Mägden indem kam, um mich zum Thee zu rufen, ließ ich mich gegen meine Gewohnheit in eine kleine Unterhaltung mit ihr ein, und erfuhr ohne Schwierigkeit, daß ſie auf den Ball zu ihrem Oheim gefahren ſei, der Kammerherr war, und den ich dem Namen nach wohl kannte, da er ein glänzendes Haus machte, und, wie man ſagt, „mit den Großen lebte.“

Ich habe dieſes Balls mit Fleiß erwähnt, weil er mir Veranlaſſung gab, mir ſelbſt zu zeigen, wie unmerklich meine Theilnahme an der kleinen Fanny Fortſchritte gemacht und zu einer Höhe gelangt war, zu welcher ich nicht geglaubt hatte, daß eine Bekanntſchaft, die ſich bloß auf den Anblick gründete und davon aufrecht erhalten wurde, bei einem Menſchen in meinem Alter führen könne. Den ganzen Abend mußte ich an die Roſenknospe denken, die ſich mir dargeſtellt hatte mit dem Anſpruche, die aufgeblühten Blumen verdunkeln zu können. Als ich auf mein Zimmer zurückgekehrt war, ſetzte ich mich nieder in tiefen Gedanken. Ich konnte nicht zu Bette gehen, ich wollte ihre Rückkunft erwarten, um ſie noch einmal in dem zauberiſchen Glanze zu ſehen. Ich wußte wohl, daß ich bis drei oder vier Uhr warten müſſe; aber das ſchreckte mich nicht ab. Ich war kindiſch genug, meine Nachtruhe für dieſe ſo überaus flüchtige Freude aufopfern zu wollen. Ich nahm ein Buch, um zu eſen, aber ich hatte die größte Mühe, meine Gedanken zuſammen zu halten. Endlich wachte ich auf mit inem Fieberſchauer, der mich durchfuhr, und nun ward ch erſt aufmerkſam darauf, daß ich das Feuer im Ofen hatte ausgehen laſſen, und daß es jämmerlich alt war. Es war gegen drei Uhr und ſehr unbehaglich in meiner Stube, und ich fiel, vielleicht zunächſt urch dieſe Veranlaſſung, darauf auszugehn, um Fanny noch beſſer zu ſehn, wenn ſie in den Wagen ſtiege. Ich nahm den Mantel um, ſchlug den Kragen über die Ohren, ließ die Lampe brennen, und, während mein Bruder mit ſeinem ruhigen und unbekümmerten Herzen im ſüßeſten Schlummer lag, trieb mein unruhiges Blut mich in die kalte Nacht hinaus.

Ich wußte, wo der Kammerherr wohnte, und eilte gleich dorthin. Draußen vor der Pforte hielt eine Menge Wagen, und Kutſcher und Bediente trippelten hin und her und ſchlugen die Hände zuſammen, um die frierenden Glieder aufzuthauen. Ich miſchte mich in den Haufen und hatte ohne Zweifel die Ehre, auch für einen Lakaien angeſehen zu werden. Die Pforte ſtand weit offen und war hell erleuchtet; als die Wagen anfingen zu fahren, begab ich mich dorthin. Es währte auch nicht lange, ſo hörte ich die Stimme der Baronin auf der Treppe, ich ſtellte mich dicht hinter den Wagen, der vor der Thüre hielt, und ſah Fanny unter Scherz und Gelächter in den Wagen hineinhüpfen, während ſie einem hübſchen kleinen Huſarenofficier die Hand reichte, um ſich zu ſtützen — und ich in der beſcheidenen Rolle eines Bedienten mußte Zeuge davon ſein. Ich ſchäme mich nicht zu erzählen, wie weit meine Albernheit gegangen iſt, und doch würde ich jetzt den unbedingt einen Narren nennen, der mir erzählte, daß er ſich ſo benommen habe. —

Eines Abends im December hatte ich eine kleine Geſellſchaft bei mir, beſtehend aus einer halben Stiege meiner Kameraden, theils von der Schule, theils von der Univerſität her, denen ich aus alter Gewohnheit jeden Winter ein paar „Soireen“ zu geben pflegte.

Man weiß ſchon, wie es in dergleichen Geſellſchaften zugeht: wir ſpielten Karten bis nach Mitternacht und aßen dann. Ich hatte den Wein nicht geſpart, und als die Nachtzeit vorüber war, ward eine Bowle Cardinal auf den Tiſch geſetzt, wozu meine Mutter ſo edelmüthig geweſen war, zwei Flaſchen Champagner zu ſpenden. Pfeifen und Cigarren wurden angezündet, Einige warfen Rock und Frack ab, Andre löſten das Halstuch auf, und ſo ſtreckte man ſich gemächlich rund um den Tiſch auf Stühle, blies ſich einander Rauchwolken zu, und während die Gläſer fortwährend geleert und wieder gefüllt wurden, „gab es des Scherzes und Spaßes viel.“ Unter jungen Studirenden wird man nicht ſelten Gelegenheit haben zu bemerken, daß ſich die Mediciner am meiſten durch Geſellſchaftlichkeit auszeichnen. Ich weiß nicht, ob es etwa das Studium iſt, — das mehr als eines der andern ſich mit der Naturwiſſenſchaft beſchäftigt — was ſie luſtiger und vorurtheilsfreier macht, weil es ſie nicht in ſteife Formen und zu langweiligen Abſtractionen zwingt, ſo wenig wie es ſie zu tiefen philoſophiſchen Speculationen nöthigt, oder ob es vielleicht die frühe Gewöhnung iſt, den Tod in allen ſeinen Geſtalten auftreten zu ſehen, was ihnen mindere Sorge um zeitliches Glück oder Unglück, oder, wie man es zu nennen pflegt, einen freieren Blick ins Leben giebt; oder ob es nicht noch mehr ſeinen Grund darin haben mag, daß ſie mehr mit einander umgehn als Studirende anderer Fächer: von frühmorgens treiben ſie Kurzweil mit ihren

Kameraden zwiſchen Krankenbetten, und weiter in den Tag hinein ſingen ſie bei den anatomiſchen Uebungen luſtige Tyrolerlieder über den Kadavern. Wie geſagt, ich weiß nicht, worin der Grund ſteckt, aber ich habe die Erfahrung gemacht, und ich habe ſie zu allen Zeiten beſtätigt gefunden. Auch dieſen Abend war es ein junger Chirurg, deſſen Bekanntſchaft der Leſer ſchon früher gemacht hat in der Kirche bei Sophie Walter's Confirmation, der am meiſten beitrug, die Geſellſchaft aufzumuntern, und durch ſeine treffliche Laune den Theil der ausgelaſſenen Stimmung zu Wege brachte, den man dem Wein nicht ſchuldig iſt, denn dieſem hatte man natürlicherweiſe den größten Theil zu danken. Der Wein macht den Luſtigen noch luſtiger, und deßwegen ward der Chirurg übermäßig luſtig: er brachte Geſundheiten aus, ſang und machte Witze in Einem fort, und wir Andern lachten herzlich darüber. Indeß giebt es bei ſolchen Luſtigkeiten einen Ernſt, der ſtets, wenn er bis zu einem gewiſſen Punkt kommt, mich anſpricht. Es giebt eine wunderliche Reaction in der Seele, wo das Ernſte, nachdem es ſo lange unterdrückt war, auf einmal mit aller Kraft hervorbricht und die muntern Umgebungen beherrſcht.

In dieſer Stimmung war ich grade, als des Chirurgs Augen auf mich fielen. Er ſtand auf und hob ſein Glas: „Wagner," rief er ganz laut, „ich kenne das Geſicht, das Du jetzt aufſetzeſt, und das erinnert mich daran, daß, obſchon wir nicht vergeſſen haben, Deine Geſundheit zu trinken, doch eine Pflicht gegen

Dich verſäumt haben. Ich bin wohl der, von dem man am meiſten erwarten durfte, daß er das Verſäumte nachhole. Es paßt ſich nicht für einen Kerl, wie Du biſt, den Kopf zu hängen. Es thut mir wahrhaftig leid, daß in dem hübſchen kleinen Weibchen nicht beſſeres Leben iſt; aber ſoll es dennoch ſein, ſo wollen wir die Geſundheit der Confirmandin trinken. Laß mich nur Deinen Hausarzt werden, und wir wollen ſchon ſehen, wie wir ſie beim Leben erhalten.“

Dieſer grobe und herzloſe Spaß erbitterte mich anfangs in hohem Grade. Aller Augen waren auf mich hingewandt, ich biß mich in die Lippen, aber antwortete keine Sylbe. Ich dachte an Sophien, und es ſchwebte mir dunkel vor, als ob ich mit Rückſicht auf ſie mir etwas vorzuwerfen habe. Er lächelte, zog die Schultern und ſetzte ſich wieder nieder, und nun folgte eine kleine Pauſe, worin er eine Melodie ſummte mit gleichgültiger Miene, während er den Takt mit einer Gabel auf dem Teller dazuſchlug. Es war ein Zug in ſeinem Charakter, daß, wenn er in ſeiner Munterkeit ſich vergaloppirt hatte, die Erkenntniß ſeines Fehlers und ſeine verletzte Eitelkeit ihn dahin brachte, boshaft zu werden; es wunderte mich deßhalb, daß er die Sache nicht weiter trieb, und beſonders, daß er nicht darauf anſchlug, ich würde wohl einen Korb bekommen haben. Aber in ſeinem halbberauſchten Zuſtande war er ärgerlich und foppte mehrere von den Andern, und als die Geſellſchaft endlich aufbrechen wollte, ſtand er ſchon in der Thüre mit dem Hut, und die Hände in den Seitentaſchen, ehe die Andern ſich erhoben hatten. Keiner von uns ließ ſich mit ihm ein, da wir wohl wußten, daß er in der Stimmung, worin er jetzt war, jede mögliche Unbeſonnenheit begehen konnte, und ehe wir aus der Thüre waren, befand er ſich ſchon weit unten auf der Treppe.

Als wir aus der Thüre traten, hielten wir Alle an verwundert, Clavierſpiel im Hauſe zur Nachtzeit zu hören, und ich winkte meinen Freunden Stille, als ich merkte, daß noch Leute auf waren. Aber als wir hinunter kamen, entdeckte ich zu meinem größten Erſtaunen, was die Urſache dieſer nächtlichen Töne war. Unſer Freund Chirurgus hatte im Vorbeigehn mit der Schulter gegen die Thüre der Baronin geſtoßen, die nicht feſt zugeſchloſſen und aufgeſprungen war; und ohne weiteres Bedenken hatte er ein altes verſtimmtes Inſtrument geöffnet, das im Vorſaal ſtand, und ſich niedergeſetzt, und ſpielte jetzt einen muntern Walzer mit der größten Ruhe von der Welt. Ich ſprang die Treppe hinab mit dem Licht in der Hand, fuhr ihn an und ergriff ihn beim Arm, um ihn herauszuziehen. Aber er antwortete nur: „Dummes Zeug! das geht Dich nichts an, hier bin ich Dein Gaſt nicht mehr.“ —

Draußen waren ein paar von den Andern ausgelaſſen genug und fingen an nach der Muſik zu tanzen, und bei dieſem Wirrwar und Lärm, indem Einige noch hineinkamen, um ihn mit wegbringen zu helfen, ſtand ich in der tödtlichſten Angſt und Verlegenheit, was für ein Ende es nehmen werde. Indem hörte ich eine Thür im Innern aufmachen. „Komm nun, zum Teufel!“ rief ich raſend, „oder Du proſtituirſt uns Alle zuſammen!“ Mit großer Kaltblütigkeit wandte er ſich um, blies das Licht aus, ſchloß daß Inſtrument zu, und ging mit den Andern zugleich zur Thür hinaus. Ich eilte gleichfalls in größter Angſt und warf die Thüre ins Schloß.

Als ich die Geſellſchaft zur Hausthüre hinausgebracht hatte, blieb ich ein wenig ſtehen und horchte. Ich hörte die Thüre auf und zugehen bei der Baronin, und den Schlüſſel zweimal im Schloſſe umdrehn. Ich ſchlich mich ſacht die Hintertreppe hinauf und legte mich ſo beſchämt und ärgerlich zu Bette, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. In der Tiefe meines Herzens that ich einen hohen und theuren Eid, dieß ſolle das letzte Mal geweſen ſein, daß ich Geſellſchaft bei mir hatte.

Am nächſten Morgen, als ich erwachte, konnte ich nicht recht einig mit mir ſelbſt werden, ob es ein Traum geweſen ſei oder Wirklichkeit. Aber als ich bei weiterem Nachdenken mich von Letzterem überzeugte, ward mir noch viel ſchlimmer zu Muthe als am vorigen Abend. Vielleicht war es die Baronin ſelbſt geweſen, die aufgeſtanden war; die jungen Mädchen hatten indeß in der tödtlichſten Angſt gelegen, als ſie Fremde bei nächtlicher Zeit in ihren Zimmern toben hörten. Und daß ſie wußte, wer es geweſen ſei, daran war kein Zweifel, denn ſie hatten es wohl deutlich genug hören können, daß Geſellſchaft bei mir war. Und ich — ich Armer, der ganz unſchuldig daran war, wie ſollte ich es beweiſen, daß ich Nichts mir vorzuwerfen habe? Alles Vertrauen, alle Güte, die man mir bisher zeigte, hatte dieſer unglückſelige Abend geraubt. Ich war raſend aufgebracht gegen den Chirurgus, ich dachte ſelbſt daran, ihn zu fordern, um auf eine in die Augen fallende Weiſe im Wege der Oeffentlichkeit ihnen meine Unſchuld und meinen Kummer darüber zu bezeigen.

Den ganzen Tag hielt ich mich im Hintergrunde meines Zimmers auf; denn ich wagte es nicht, mich ſehen zu laſſen. Ich erwartete jedoch jeden Augenblick, daß das Gerücht von dieſem Unweſen durch die Dienſtboten den Meinigen werde bekannt werden. Aber ich muß geſtehen, die Großmuth der Baronin war ſo groß, daß ich mich überzeugte, ſie habe nicht einmal meiner Mutter Nachricht davon gegeben.

Endlich führten meine mannichfaltigen Pläne und Beſchlüſſe zu einem Ergebniß. Die Dunkelheit giebt bisweilen in ſolchen Fällen einen Muth und eine Dreiſtigkeit, die man bei Tages Licht nicht im Stande ſein würde zu erringen. Die Furcht, daß die Sache im Hauſe bekannt werden möchte, ehe ich ſelbſt einen Schritt darin gethan hätte, war es beſonders, welche mich antrieb, und in der erſten Abendſtunde ſtand ich mit klopfendem Herzen und ernſtem nachdenklichen Geſicht draußen an der Baronin Thür und hatte die Hand aufgehoben, um den Klingelſtrang zu ziehen.

Schon mehrmals hatte ich ſie erhoben und wieder zurückgezogen, als ich die Thür gehen hörte. Ich floh nicht, ſondern dachte: „Friſch gewagt, Du haſt ja nichts Böſes im Sinne!“ — und ſchellte. Der Bediente ſchloß auf und führte mich zur Herrſchaft hinein. Es war Licht im Zimmer; ich neigte mich vor der Familie mit allem dem Anſtand, den ein verlegener Cavalier im Stande iſt zu zeigen; ſie ſahen mich verwundert an, und meine Verwirrung war aufs Höchſte geſtiegen, als die Baronin mir von dem Diener einen Stuhl hinſetzen ließ.

„Ihro Gnaden,“ fing ich ehrerbietig und mit klopfendem Herzen an, „werden mich vielleicht wieder erkennen von jenem Abend, wo ich die Ehre hatte, mit Ihnen auf der Treppe zu ſprechen.“

„Sie ſind Herr Wagner,“ erwiederte ſie ſehr ernſt, während beide Töchter ſich einen furchtſamen Blick zuwarfen, „ſein Sie ſo gut und ſetzen Sie ſich.“ —

„Ihre Gnaden,“ fing ich wieder an, „werden wohl die Urſache meines Beſuchs errathen. Ich“ — Sie ſah mich mit forſchendem Blick an — „Ich komme,“ fuhr ich fort, „um Ihren Verweis zu empfangen für eine Unbeſonnenheit, eine Unverſchämtheit, die in der Nacht Ihre Ruhe geſtört hat. Da ich weiß, wie vielen Grund Sie haben, ungehalten zu ſein, war es mir unmöglich, länger auf eine Gelegenheit zu warten, um Ihre Vorwürfe zu empfangen, zumal da ich Ihnen zugleich meine vollkommene Unſchuld beweiſen kann hinſichtlich deſſen, was geſchehen iſt.“

„Ich kann nicht anders als Ihnen Recht geben in der Bezeichnung, womit Sie den Beſuch benennen, den Sie in meiner Wohnung abgelegt haben," antwortete ſie. „Ich verſichere Ihnen, daß ich nie zuvor etwas Aehnliches erlebt habe, und ich hatte am wenigſten erwartet, daß Sie es ſein würden, der mich mit einer Aufführung dieſer Art bekannt machte." Hier nahm ſie Veranlaſſung mir einige Complimente zu ſagen in Betreff meines früheren ſittlichen Lebens. Ich erzählte ihr darauf, wie ich an dem ganzen Vorfall völlig unſchuldig ſei, ich half mir als ein guter Sünder mit der kleinen Lüge, daß ihre Thür aufgeſtanden habe, ſchonte aber übrigens meinen Freund Chirurgus nicht. Sie glaubte mir aufs Wort, fuhr aber doch in einem etwas vornehmen und ernſten Tone fort, und ſagte mir unter Anderem, daß ich es den Bewohnern des Hauſes ſchuldig ſei, eine beſſere Wahl hinſichtlich meines Umganges zu treffen, denn ſofern ſie ſchlecht gewählt wären, ſei ich für ihre ſchlechte Aufführung verantwortlich. Als ich ſagte, ich hoffe, dieſer nächtliche Beſuch würde Keinem von ihnen Angſt verurſacht haben — denn auch in dieſer Rückſicht fühlte ich einen Drang, mich zu beruhigen — antwortete die Baronin, daß ſie wohl aufgeſtanden ſei, um ſich nach der Urſache des Lärms zu erkundigen, aber ſofort eingeſehen habe, daß es nicht Diebe ſein könnten, die auf dem Fortepiano ſpielten. Was die Fräulein beträfe, ſo hätten ſie Beide geſchlafen.

„Ich träumte grade, daß ich zu Balle war,“ brach Fanny aus, „und als mich Mutter nachher weckte, bekam ich ſchreckliche Luſt zu tanzen.“

Ich konnte nicht umhin, über die naive Miene zu lächeln, womit die kleine Fanny dieß ſagte, und als die Baronin auch lächelte, entſtand zuerſt der Gedanke bei mir, daß es vielleicht in meiner Macht ſtände, das Feierliche meines Beſuchs zu beſeitigen. Indem bat die Baronin um ihr Strickzeug, das auf der Commode lag. Ich erhob mich raſch; aber Fräulein Fanny, welche nicht länger ihr Gelächter zurückhalten konnte über meine Verlegenheit bei dieſer Abbitte, die ihr ſo wenig nothwendig vorkam, „da wir ja einander ſo gut kannten,“ ſprang in demſelben Augenblick noch raſcher auf. Wir karambolirten, ſie ſtrauchelte über eines meiner Beine, und wenn ich ſie nicht in meine Arme gefaßt hätte, wäre ſie, ſo lang wie ſie war, auf den Boden hingefallen.

„Mein Gott, Fanny! Wie benimmſt Du Dich?“ brach die Mutter erſchrocken aus.

Fanny ſetzte ſich wieder auf den Stuhl und hielt das Tuch vor die Augen, um ihr Gelächter zu verbergen. Ich holte das Strickzeug, und als ich mich damit umwandte, waren ſie alle Drei in vollem Gelächter.

„Fanny, Du dankſt nicht einmal Herrn Wagner, daß er Dich feſthielt, da Du fielſt,“ ſagte die Baronin, um das Geſpräch wieder in den Gang zu bringen und mir aus der Verlegenheit zu helfen.

„Ja, mein Gott, er war es ja, der mir das Bein vorſetzte,“ brach Fanny lachend aus. Wir lachten Alle über dieſe Beſchuldigung, und ich konnte nicht umhin, ein Wort zu meiner Rechtfertigung einzumiſchen. Fräulein Louiſe war die erſte, welche ihr Geſicht wieder in ernſthafte Falten brachte, und einen kurzen, ſtrengen Seitenblick auf Fanny warf, welche, wie es ihr däuchte, ganz zwanglos mit mir ſprach. Ich glaube, ſie war bange, ich möchte Anſtoß daran nehmen, und nun ſelbſt der Beleidigte werden. So leicht iſt es, das Recht auf ſeine Seite zu bringen, wenn man mit jungen Damen zu thun hat.

Wir gingen bald auf einen andern Stoff des Geſpräches über. Es ſchien mir, als ob ich die Ausſicht aus meinen Fenſtern nicht unberührt laſſen dürfe, als die eigentliche Urſache unſerer Bekanntſchaft. Ich erzählte ihr deßhalb, daß ich bisweilen ſie am Fenſter ſähe, „denn weiter erſtreckte ſich mein Geſichtskreis nicht,“ und daß ich einmal ſo glücklich geweſen ſei, Fräulein Fanny im Ballanzuge vor dem Spiegel ſtehn zu ſehn.

„Nein, wirklich?“ ſagte Fanny. „Konnten Sie das ſehn? Was hatte ich denn an?“

Ich zählte ihr an den Fingern ihren ganzen Anzug her, von der Friſur bis zu den Atlasſchuhen, und unterwarf mich einem förmlichen Examen, das ich zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit beſtand.

„Waren Sie denn zufrieden mit meinem Putz?“ fragte ſie zuletzt.

„Außerordentlich," antwortete ich.

„Fanden Sie denn nicht, daß mein Kleid zu lang m Leibe war?"

„Mein Gott, Fanny! Denke doch daran, mit wem Du ſprichſt," unterbrach Fräulein Louiſe ſie.

„Wie geſagt, Fräulein, Ihr Anzug war außerordentlich geſchmackvoll," fuhr ich fort. „Nur Schade, daß" . . .

„Na, nun kommt es," rief ſie vergnügt.

„Nur Schade, daß ich nicht Gelegenheit hatte, Sie im Ballſaal zu ſehen."

„Ja, wollte Gott, daß Sie dageweſen wären, — ſo wäre ich vielleicht auch frei geweſen von dem elenden" . . .

„Fanny," unterbrach die Baronin ſie raſch mit einem bedeutungsvollen Blick. Fanny erröthete und ſchlug die Augen nieder. Indem kam der Bediente herein mit Mänteln und Hüten, und da ich ſah, daß ſie ausgehn wollten, ſtand ich auf, um mich zu entfernen.

„Mama! Wollen wir nicht zu Hauſe bleiben und Thee trinken," fing Fanny wieder an. „Es iſt ſo bitterlich kalt, und vielleicht würde uns Herr Wagner die Ehre erweiſen" . . .

„Das können wir ja nicht, mein Kind!" ſagte die Baronin; überdieß weißt Du ja nicht einmal, ob Herr Wagner bleiben würde. Er iſt gewiß ſchon lange müde, von Deiner Garderobe zu ſprechen."

„Ich kann auch wohl noch von andern Sachen ſprechen!“ ſagte Fanny, ein wenig beleidigt. „Ueberdieß ſitzt ja auch Louiſe da und ſagt kein Wort; aber es iſt ihre alte Gewohnheit, und deßwegen müſſen Fremde mit mir vorlieb nehmen.“ Indem ging ſie hin zur Schweſter, fiel ihr um den Hals und flüſterte halblaut: „Höre, Schweſterchen, Du ſitzt wirklich da wie ein Gänschen.“

Aber trotz der augenſcheinlichen Luſt, welche ſie hatte, meinen Beſuch zu verlängern, und trotz dem Anklang, den ſie bei mir fand, ſah ich doch, daß es Zeit war, mich zurückzuziehen. Ich empfahl mich deßhalb, und fügte gegen die Baronin hinzu, daß ich hoffte, meine Furcht vor ihrem Zorn habe meinen dreiſten Beſuch hinreichend entſchuldigt, und daß ich mich nicht mehr deßwegen ängſtigen wolle.

„Ich glaube nicht, daß Sie mich unbillig gegen Sie gefunden haben,“ antwortete ſie, „und ich bin überzeugt, daß ich nicht öfter Grund haben werde, mich über Ihre Freunde zu beklagen.“

Damit ging ich.

Und ſo endete mein Beſuch ſehr befriedigend und in einem ganz andern Tone, als er angefangen hatte. Es ſchien mir deutlich, daß ich dem guten Eindruck, den meine Perſon gemacht hatte, die Leichtigkeit zu danken habe, womit ich freigeſprochen wurde, und ich bildete mir ſogar ein, daß meine Aktien eher geſtiegen als geſunken waren bei dem drohenden Verderben, von

elchem mein Benehmen allein ſie retten konnte. Und
ch kann ich mir nicht bergen, daß ich eine Unbeſon-
enheit dadurch hatte gut machen wollen, daß ich eine
veite daraufſetzte. Es gehört Dreiſtigkeit dazu, den
Weg zu gehen, den ich wählte, um mein geſunkenes
Glück wieder aufzurichten, und es iſt nur zu gewiß,
aß das Unternehmen einen ganz andern Ausgang
ehabt haben würde, wenn man mich nicht hätte aner-
ennen wollen, wenn die Baronin dieſen zweiten Be-
uch mit denſelben Augen angeſehen hätte wie den
rſten, oder wenn ſie von meinem früheren Verhältniß
u Fanny durch Joſephinen etwas gewußt und daher
en Beweggrund zu meinem Kommen nicht für ganz
ein gehalten hätte; aber — Muth giebt Glück.

Doch war ich erſt, als ich wieder draußen auf der
Treppe ſtand, recht vergnügt. Sie hatten mich alle
Drei für ſich eingenommen, aber beſonders doch Fanny,
er kleine Engel, von deren ſpielenden Augen und an-
muthiger Leichtigkeit ich jetzt erſt ein recht lebendiges
Bild hatte. Sie hatte ja keinen Augenblick ihren
ufrichtigen Freund und Anbeter verkannt. Es war
in Leben und eine Munterkeit in dieſem Mädchen,
ie mich höchlich anzog durch die natürliche und doch
ugleich zierliche Weiſe, womit ſie ſich äußerte, und ich
ühlte, daß ich ſelbſt Kind genug war, um mich davon
inreißen zu laſſen. Aber hiemit war auch die Ge-
chichte aus, denn Niemand hatte mich gebeten wieder-
ukommen, und unſre Bekanntſchaft hatte vielleicht an
ieſem Abend ihren Wendepunkt erreicht. — Keine

Freude iſt ungemiſcht, keine Roſe iſt ganz ohne Dornen. —

Ich ſprach zu Niemandem von dieſen Ereigniſſen, die namentlich meiner ganzen Familie ein Geheimniß blieben, mit Ausnahme von Joſephinen, welche das Schickſal nun einmal zu meiner Vertrauten gemacht hatte. So verliefen die langen Wintermonate, ohne daß unſre Bekanntſchaft einen Fortſchritt gemacht hätte; denn ich war vernünftig genug, für die Zukunft nicht auf den guten Empfang zu bauen, den ich einmal gefunden hatte, obwohl ich oft dazu verſucht wurde, wenn ich die kleine, niedliche Fanny am Fenſter mit der Hand unter der Wange ſitzen und mit gedankenvollem Blicke zum blauen Himmel emporſchauen ſah. Und dieſe Verſuchungen bereiteten mir manchen unruhigen Augenblick. —

Gegen den Frühling war die Baronin krank geweſen, und meine Mutter hatte fleißig nach ihrem Befinden fragen laſſen. Einmal, als Joſephine bei uns war, fragte ſie: „Weißt Du, daß die Baronin Falkenberg krank geweſen iſt?“

Ich verſicherte ihr, daß es mir mehr als zu gut bekannt ſei.

„Weißt Du, was Fanny zu mir geſagt hat?“ fragte ſie wieder. „Sie ſagte, ihre Mutter habe ſich darüber gewundert, daß es Dir gar nicht eingefallen ſei, ſie nach ihrer Krankheit zu beſuchen.“

Ich wußte anfänglich nicht recht, ob ich trauen ſollte, obſchon ich auch keinen Grund auffinden konnte, warum ſie mir dergleichen weiß machen wolle. Da ſie mir verſicherte, daß es buchſtäblich wahr ſei, zweifelte ch nicht im mindeſten, daß es von Fanny herrühre, und wenn ſie auch auf ihre eigene Hand dieſe Aufforderung an mich habe ergehen laſſen, müſſe ſie doch auch wohl verſichert ſein, wie es aufgenommen werden würde, wenn ich ihr Folge leiſtete, und ich war über-eugt, daß ſie mich nicht preisgeben und einen ſolchen Schritt ganz gegen den Willen ihrer Mutter thun ürde. Im ſchlimmſten Falle konnte ich meine Zu-lucht dazu nehmen, den Grund zu meinem Beſuch nzuführen, und Fanny mußte dann ſelbſt für ihre Worte Rede ſtehen.

Eines Abends um dieſelbe Zeit, wo ich das letzte Mal — ich könnte eben ſo gut ſagen das erſte Mal — meinen Beſuch bei der Baronin ablegte, ging ich hin-nter. Das Erſte, was meinem Blick begegnete, als h in das Zimmer trat, und mich ziemlich unangenehm berraſchte, da ich Rechnung gemacht hatte, ſie allein treffen, war eine fremde Dame, die dem Ausſehen ach die Mitte der Lebensbahn längſt überſchritten tte. Sie maß mich mit einem vornehmen Blicke, nd da ich ihr ſchlecht und recht als Herr Wagner rgeſtellt wurde, konnte ich an ihrer Miene wohl en, daß ich ſchon gewogen und zu leicht befunden . Die Baronin zeigte mir auch ein etwas verwun-rtes Geſicht, obgleich ſie ſehr artig war; ich fragte nach ihrem Befinden, wonach ich nun nicht länger hätte ausſetzen können mich zu erkundigen; ſie dankte mir etwas verlegen, und ich war nicht weit davon, mich viele Meilen — oder wenigſtens Ein Stockwerk — wegzuwünſchen, bis Fanny, welche heute ebenfalls ungewöhnlich vornehm und ernſt war, mich unter ihren Schutz nahm und zugleich mit Fräulein Louiſe mich halb leiſe unterhielt, während die beiden ältern Damen im Sopha ſaßen und ihr Geſpräch fortſetzten. Ich wollte mich ſchnell empfehlen, aber ſie hielten mich Beide zurück mit der Verſicherung, daß die fremde Dame ſchon lange davon geſprochen habe wegzugehn. Eine kleine halbe Stunde nachher erhob ſie ſich auch und ging. Nun kam die Baronin hin zu mir, bat mich, meinen Hut abzulegen und eine Taſſe Thee mit ihnen zu trinken, die Fanny mir ſchon das vorige Mal angeboten hatte. Sie dankte mir für die Aufmerkſamkeit, die ich für ihre Geſundheit habe, aber es entging mir nicht, daß darin der Gedanke ausgedrückt lag, daß mein Beſuch ihr unerwartet geweſen ſei und ſie überraſcht habe. Ich verſchwieg deßwegen nicht länger die Aufforderung, die ich empfangen hatte. Fanny ward ganz roth, und ich las im Geſicht der Mama, daß es nicht von ihr ausgegangen war.

Nichts deſto weniger mußte ich mich nun bei ihnen ruhig niederlaſſen, und während wir alle Vier um den Theetiſch mit der brodelnden Maſchine ſaßen, ſtrengte ich alle meine Kräfte an, ſo intereſſant wie möglich zu ſein, und Fanny half mir treulich uns ſelbſt und die Andern unterhalten. Sie fing an mich ſtricken zu lehren — denn es giebt nichts, was diejenigen, welche der Schule ſelbſt noch nicht entlaufen ſind, mehr unterhielte, als Andere zu lehren — und damit ich mich nicht langweilte, überließ ſie mir ihre Nähſchachtel mit allen Raritäten zur freien Benutzung für den ganzen Abend.

Ich habe oft ſagen hören, daß Männer ſich nicht lange unterhalten können, wenn Einer ganz allein unter lauter Damen iſt. Was mich betrifft, ſo vergnügte ich mich ganz vortrefflich, und es war unvermerkt zwölf Uhr geworden, ehe ich ging, und dießmal nicht ohne Aufforderung, meinen Beſuch zu wiederholen.

Von nun an verging keine Woche, ohne daß ich einen oder bisweilen zwei Abende bei Baroneſſens zugebracht hätte. Ich zählte mit Sehnſucht die Tage, bis ich wieder hingehn konnte; Fanny und ich hatten immer etwas Neues uns mitzutheilen, und die Zeit ging ſo hurtig hin, wenn wir zuſammen waren, daß dieſe Abende faſt wie aus meinem Leben geſtohlen waren, — aber von der andern Seite auch keinesweges geſtohlen, denn ſie machten mich unendlich glücklich. Der Mann iſt ja dazu geſchaffen, über das Weib zu herrſchen, und es iſt für mich Nichts ſo anziehend als eine weiche, kindliche Seele, über deren Gefühle und Stimmungen man die Herrſchaft ausüben kann die zufolge der größeren Geiſteskraft und Geiſtesentwickelung ſich geltend machen muß in jedem Verhältniß gegen Frauenzimmer. Fanny lachte und ſcherzte, über alle die Kindereien, welche ich angab; aber ſie wurde gleich ernſthaft, wenn ich das Geſpräch auf ihre Kindheit brachte, welche ſie auf einem adlichen Hofe in Jütland verlebte, und wenn ſie von der kleinen Kapelle in der Dorfkirche erzählte, wo ihr Vater und ihre kleine Schweſter begraben lagen, und wo ihre Gebeine vielleicht auch einſt ruhen würden; beſonders aber, wenn ich gegen ſie der Reiſe ins Ausland erwähnte, die ich nach dem Wunſche meiner Mutter unternehmen ſollte, ſobald ich das Examen überſtanden hätte. Wir verſicherten einander dann gegenſeitig, daß wir uns nirgends ſo gut vergnügten, als wenn wir hier daheim die Abende in ungeſtörter Ruhe zubrächten.

Und wenn ich ihr das ſagte, ſo meinte ich es auch ſo: es war die buchſtäblichſte Wahrheit. Ich vergaß alle meine andern Bekanntſchaften über dieſe neue, und die Hingebung der kleinen Baroneſſe gegen mich ſchmeichelte meiner Eitelkeit in dem Grade, daß ich mein ganzes Glück darin fand. Dazu kam, daß ihre Mutter augenſcheinlich mich begünſtigte, und ich kann wohl ſagen, daß mein vertrauliches und freundſchaftliches Verhältniß zu Fanny ihre Sanktion hatte. Indeß wachte ſie eifrig darüber, daß es unter keiner Bedingung der Nachrede preisgegeben ward, und bei ſolchen Gelegenheiten merkte ich deutlichſt, daß ſie Fanny'n im Grunde noch mehr für ein Kind hielt, als ſie es wirklich war. Man wird ſich daher nicht wundern, wenn es nicht lange währte, als ich anfing die Sache von der ernſten Seite zu betrachten, und ich ging mit dem Vorhaben um, nur den Frühling und Fanny's Confirmation abzuwarten, um die Baronin mit meinem aufrichtigen Wunſche bekannt zu machen. Fanny's Einwilligung glaubte ich mir völlig geſichert.

Es iſt ein abſonderlicher Zuſtand, worin man ſich befindet, wenn man den Entſchluß gefaßt hat, ſich zu verloben, oder wenigſtens das Seinige dazu zu thun. Man geht umher und ſieht mit einer gewiſſen Kälte auf die übrige Welt, oder wenigſtens auf die junge weibliche Welt, als ob ſie Einen gar nichts anginge. Man bildet ſich ein, daß man nun ein geſetzter Mann iſt und nicht länger dem Sturm der Leidenſchaften ausgeſetzt, da Alles nun in eine einzige Leidenſchaft vereinigt iſt. Die Liebe iſt gleich einer Wunde, die immer offen gehalten wird; mein alter Doctor, deſſen ich vorher erwähnte, würde, wenn er o vernünftige Worte aus meinem Munde hätte hervorgehen hören, ohne Zweifel ausgebrochen ſein: „Das ſt mein Syſtem, die Liebe iſt eine Krankheit, und ie Verlobung als eine Fontanelle zu betrachten.“ Welche materielle Entweihung! Ein ſolcher Gedanke ann nur bei einem alten Doctor entſtehen! Ich verchweige ſeinen Namen, um ihm nicht die Praxis zu auben, die er vielleicht bei mehr als Einem Paar on Verlobten hat.

Es ſchien mir in Wahrheit in dieſer Periode, als b ich am Ziele meines Lebens ſtände. Es iſt daſſelbe Gefühl, das der Schüler hat, wenn er ſich dem Examen artium unterwerfen ſoll, und Gott weiß, ob es nicht meiſtens eben ſo betrüglich iſt. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich bei andern Damen Glück machte oder nicht, und es rührte mich nicht im mindeſten, daß meine Couſine Joſephine, welche allmählig anfing ihren Glanz zu entfalten und ſogar ein hübſches Mädchen geworden war, ein unverkennbares Intereſſe für mich bewies. Gott weiß, daß ich es ihr nie gezeigt hatte; aber es iſt ein Satz, den einer von den Schriftſtellern, die am deutlichſten ihre tiefe Kennerſchaft der weiblichen Seele dargethan haben, deſſen Namen ich jedoch nicht nennen will, aufgeſtellt hat: daß, wenn man bei einer Dame Glück macht, man noch mehr Glück macht bei ihren Freundinnen. Ich machte dieſe Entdeckung bei Joſephinen beſonders dadurch, daß ſie mich mehrmals bat, ihr einen kleinen Goldring zu verehren, den ich lange getragen hatte, auf welchem zwei ineinandergreifende Hände ſich befanden; obwohl ich mich erbot, ihr einen andern zu kaufen und zu ſchenken, verſicherte ſie mir, daß ſie nur dieſen haben wollte, da ſie ihn grade als ein Andenken an mich zu beſitzen wünſche. Ich gab ihn ihr, aber freute mich, daß ich ſie nicht länger als Vertraute nöthig hatte, da ich nicht mehr auf ihre Uneigennützigkeit und Zuverläſſigkeit in dieſer Sache bauen konnte.

Indeß näherte ſich der Frühling mit ſtarken Schritten, und es ward nun ernſthaft davon geſprochen, daß Fanny binnen einem Monat nach Jütland reiſen ſolle, um auf dem Gute confirmirt zu werden, das ihr Großvater beſeſſen und ihres Vaters älteſter Bruer, als Stammherr der Familie, nach ihm bekommen hatte. Sie wollte natürlicherweiſe ſelbſt ungern Kopenhagen verlaſſen, aber theils war es der Familie einſtimmiger Wunſch, theils ſollte ſie hierin dem Beiſpiel hrer Schweſter folgen. In der letzten Zeit vor ihrer Abreiſe ging ich beſtändig und grübelte über den Vorſatz, ihr eine Art Erklärung zu machen, oder ihr doch einige Worte zu ſagen, woraus ſie auf mein ernſtes Vorhaben ſchließen konnte, denn in dieſem Punkte haben junge Mädchen ein ausgemachtes Talent, eine halbe Andeutung zu verſtehen. Aber die Gelegenheit kam — und verſchwand eben ſo oft unbenutzt. Die Urſache lag zum Theil in mir ſelbſt; denn ich merkte bald, daß es im Grunde nicht ſo leicht ſei, ein ſolches ernſtes Wort anzubringen, wozu drei Stücke nöthig ſind, eine paſſende Veranlaſſung, ein geneigtes Ohr und ein freudiger Muth. Und wenn die Gelegenheit endlich einmal da war, und ich wollte ſie benutzen, und deshalb das Geſpräch in die Richtung brachte, wo ſolche Aeußerungen zu Hauſe ſind, war es, als ob ſie gleich ahnte, was ſie zu erwarten habe. Ich weiß nicht, ob mein Geſicht einen eigenen Ausdruck in einem ſolchen Augenblick annahm, oder aus welchen Kennzeichen ſie es ſonſt errieth; aber es kam ſofort eine Unruhe und eine Aengſtlichkeit über ihr ganzes Weſen, das ſo lebendig den Wunſch ausdrückte, weit davon zu ſein, daß ich theils nicht fortfahren konnte, theils glauben mußte, ich ſei durchſchaut, ehe ich noch geſprochen hatte. Indeß faßte ich doch den Entſchluß, es nur bis zum letzten Abend vor ihrer Abreiſe aufzuſchieben, beſonders da ich annahm, daß dieſer am leichteſten eine meinem Vorhaben günſtige Stimmung mit ſich führen werde. Dieſer Abend kam endlich, aber es traf ein, was ich hätte vorausſehen können, daß eine Tante und ein paar junge Freundinnen ſich einfanden, um den letzten Anblick ihrer Kindheit zu genießen, ehe dieſe in das Grab der Vergangenheit verſenkt werden ſollte.

Ich hatte mich grade geputzt, um hinunterzugehen, als die Ankunft der Fremden mich in meinem Vorſatze wankend machte. Ich ſtand am Fenſter und ſah, wie ſie ſich ruhig niederließen; wenn ich den Gedanken, welche bei dieſer Veranlaſſung meinen Kopf durchkreuzten, in Worten Luft gemacht hätte, ſo würden ſie weder ſonderlich ſanft noch ſchmeichelhaft für die lieben Gäſte geweſen ſein. Die Rollgardine vor dem am weiteſten vom Sopha entfernten Fenſter war noch nicht niedergelaſſen — ich glaube, daß Fanny heute Abend dieſen Theil der häuslichen Verrichtungen ſelbſt beſorgt hatte — und an dieſes Fenſter ſtellte ſie ſich abſeits mit einer andern jungen Dame, damit wir ſo einen ſtummen Abſchied von einander nehmen konnten, einen Abſchied, der übereinſtimmte mit unſern erſten Grüßen; und obſchon ich ihr unſichtbar war in der Dunkelheit, die mich umgab, ſuchte ihr Auge mich doch oft und überführte mich, daß mindeſtens ihre Gedanken mich fanden.

Während ich noch daſtand und hoffte, daß die

Fremden ſich fortmachen würden, klopfte es an meine Thür. „Was Teufel? Iſt es bei Dir noch dunkel?“ ſagte eine wohlbekannte Stimme, und zwei von meinen guten Freunden traten ein. Ich würde lügen, wenn ich ſagte, daß ſie mir in dieſem Augenblick gelegen kamen; wie ſehr ich mich auch dabei krümmte, mußte ich doch zuletzt ihre Aufforderung annehmen, zu Einem von ihnen mitzugehn, um meinen Kummer bei den Matadoren und Codillen des L'hombretiſches zu vergeſſen. Spät in der Nacht kam ich erſt nach Hauſe, ſpät am nächſten Morgen ſtand ich auf — und da war Fanny ſchon „über alle Berge.“

Während ihrer Abweſenheit ging ich ziemlich oft zur Baronin hinunter. Ich wollte gern den Schein behalten, daſſelbe Intereſſe für die Familie zu haben wie zuvor, als Fanny da war, aber ich hätte wohl im Voraus ſchließen können, daß es deſſen nicht bedurfte, und ich empfing auch in dieſer Zeit beſtändig neue Beweiſe der Theilnahme. Fanny ſchrieb oft nach Hauſe, und es ward mir nicht bloß mitgetheilt, was mich betraf, nämlich die Grüße, welche ſie mir ſagen ließ, ſondern auch Vieles, was andere Gegenſtände betraf. Ihre Briefe waren launig und ſcherzhaft, und ihr Bericht von den Leuten in Jütland oft ſo poſſirlich, daß ſelbſt die Baronin nicht umhin konnte, herzlich darüber zu lachen, ungeachtet ſie mißbilligend den Kopf ſchüttelte, beſonders in Betreff deſſen, was die Familie anging, deren Eigenthümlichkeiten Fanny höchſt lebhaft hervorzuheben verſtand. Am meiſten machte ſie ſich luſtig über ihren Vetter Holger, einen jungen Mann, der ſich dem Forſtweſen widmen ſollte; Fanny glaubte ihn hinreichend charakteriſirt zu haben durch die Bemerkung, daß er nicht anders ginge als mit großen Nägeln unter den Stiefeln. Indeſſen war es nicht zu verkennen, daß er ſehr aufmerkſam gegen ſie war, und daß ſie ihn als ihren aufwartenden Kammerjunker gebrauchte, ſo daß er ſogar die Jagd verſäumte, ſeine Lieblingsbeſchäftigung und ſein Studium, bloß um der Couſine Dienſte zu leiſten und mit ihr in der Umgegend Ritte zu machen. Denn das Reiten war ihr größtes Vergnügen, und ſie rühmte ſich, täglich an Fertigkeit in dieſer edlen Kunſt zuzunehmen und auch in der Ausübung deſſelben einen ſeltenen Muth zu beſitzen. Sie zählte auch die Reitpferde des Landhofes mit großem Intereſſe auf, und hatte bald ſo große Fortſchritte gemacht, daß ſie die allgemeine Begeiſterung der Einwohner für Vollblut und Pferdewettrennen theilte. Im Ganzen ſchien ihr das Landleben zu behagen, wenigſtens das Leben, das man als Gaſt auf einem Herrenhofe führt. Gegen das Ende ihres Aufenthaltes daſelbſt hatte ſie wahrſcheinlich ernſthaftere Dinge zu bedenken gehabt auf Veranlaſſung deſſen, was eigentlich der Zweck ihrer Reiſe war, und man hörte nur ſelten etwas von ihr, oder es ward mir wenigſtens nicht mitgetheilt. —

Nach ſechswöchentlichem Aufenthalt in Jütland kam Fanny im Anfang des Sommers zurück, ungeachtet die Familie ſie hatte überreden wollen, noch länger dazubleiben, was auch mit dem Wunſche ihrer Mutter übereinſtimmte. Fräulein Louiſe hatte mir vertraut, daß ſie jetzt kommen würde, und mir den zur Ankunft beſtimmten Tag vorausgeſagt in Folge einer Privatnachricht, welche ſie erhalten hatte, und ich merkte bei dieſer Gelegenheit, daß ein kleiner heimlicher Briefwechſel zwiſchen den Schweſtern ſtattfand, von deſſen Grund und Zweck ich jedoch nicht die mindeſte Ahnung hatte. Auf den beſtimmten Tag traf ſie auch in Kopenhagen ein, begleitet von dem bereits erwähnten Vetter.

Ich dachte nun wieder ernſtlich daran, den Schritt zu thun, der mich in Feſſeln ſchmieden, aber zugleich mein künftiges Glück gründen ſollte. Als ich zum erſten Mal die Baronin beſuchte, ward ich auch von Fanny mit unverkennbarer Freude empfangen; ſie war ganz dieſelbe wie zuvor, und wir ſprachen zuſammen mit der ehemaligen Munterkeit und Vertraulichkeit, aber Louiſe war ernſthaft, und die Baronin machte Fanny'n ein paarmal Vorwürfe, daß ſie zu ausgelaſſen ſei für ein Mädchen ihres Alters, ſo daß ich in der Stille bei mir dachte, wie albern doch die Forderung ſei, daß ein junges Mädchen auf einmal ihr natürliches Weſen verläugnen und von einem gewiſſen Tage an eine ganz neue Rolle ſpielen ſollte. Es herrſchte den Abend nicht die Freiheit und Harmonie in der Familie, die ich dort gewohnt war, und ich verließ ſie früh — mit der Ueberzeugung, daß der Augenblick mir nicht günſtig ſei — um in eine Geſellſchaft zuſammenzutreffen mit den Meinigen.

Ich weiß nicht mehr recht, was dazu Veranlaſſung gab, aber theils war es wohl, weil ich in der letzteren Zeit ſeltner als gewöhnlich hingekommen war, theils weil ich das letzte Mal nicht den angenehmen Eindruck gefühlt hatte, den ich ſonſt mitzunehmen pflegte; ſo viel iſt gewiß, das der innere Beweggrund mir ſelbſt nicht recht deutlich wurde, aber der Thatbeſtand iſt der, daß ich nicht Gelegenheit nahm, meinen Beſuch zu wiederholen als nach Verlauf von vierzehn Tagen, und daß das während unſrer ganzen Bekanntſchaft nicht vorgekommen war. Als ich nun nicht länger meiner Sehnſucht mit Fanny zu ſprechen widerſtehen konnte und ich eines Abends bei der Baronin wieder in das Wohnzimmer trat, hatte ich das Unglück, den jungen jütländiſchen Vetter dort zu treffen. Ich war es gewohnt, daß man, wenn Fremde zugegen waren, mich förmlicher empfing, und wunderte mich deßwegen gar nicht, lauter ernſthaften Geſichtern zu begegnen, und eben ſo wenig, daß der junge Baron mich mit einem überlegenen Blicke maß, um ſo mehr, da es ſchon ſo ſpät war, daß man beim Theetiſche ſaß. Ich kam neben Fräulein Louiſe zu ſitzen, welche mich mit vieler Aufmerkſamkeit zu unterhalten anfing, und ich antwortete ihr mit aller möglichen Formalität. Auch der junge Baron hatte die Artigkeit mich anzureden, freilich mit der Miene eines Gönners auf folgende Weiſe: „Herr Wagner? — Sie ſind Juriſt?“

Ich konnte nicht anders als es bejahen.

„Ich war auch eigentlich dazu beſtimmt,“ fuhr er in einem Tone fort, der das deutliche Gepräge des Bewußtſeins trug, daß er der Rechtswiſſenſchaft Ehre gemacht haben würde. „Aber ich hatte mehr Luſt zum Forſtweſen, und deshalb habe ich dieſe Laufbahn gewählt.“

„Ah, Sie ſind alſo Forſt“ — — Ich wußte nicht recht, wozu ich ihn machen ſollte, um ihm nicht zu viel oder zu wenig zu geben. Und hiemit hatten wir unſre gegenſeitige gründliche Bekanntſchaft gemacht.

Es giebt einen gewiſſen gedankenvollen, und doch zerſtreuten und geiſtesabweſenden Blick, den, wie ich glaube, alle jungen Mädchen in ihrer Gewalt haben, und worin zweierlei liegt — Mitleid und Vorwurf. Es iſt leicht möglich, daß er nur der Ausdruck iſt für *eines* dieſer Gefühle, aber eben ſo leicht wie es für den iſt, auf den er geheftet wird, darin das Charakteriſtiſche für beide zu erkennen, eben ſo ſchwer iſt es für ihn herauszufinden, welches von ihnen als vorherrſchend ſich in der Seele bewegt, deren Spiegelbild dieſer Blick iſt. Es iſt in dieſem Blick keine Spur von Freude oder Glück, es liegt vielmehr tiefer Kummer darin, und obſchon es unverkennbar iſt, daß der Gedanke ſich mit der Perſon beſchäftigt, auf welche er ſich richtet, ſo deutet er doch nicht eine ihr für den Augenblick geſpendete Aufmerkſamkeit; es iſt dagegen gleichſam, als ob er ſich theile und ſich eben ſo ſehr nach innen wende, um in die eigene Seele zurückzuſchauen — indem er grade den Ernſt hat, welcher anzeigt, daß der Gedanke ſich innerhalb der Erinnerungen einer verſchwundenen Zeit bewegt. Dieſer Blick war es, dem ich an dieſem Abend mehrmals bei Fanny begegnete. Mein Gewiſſen half mir ihn auszulegen als Vorwurf für die Gleichgültigkeit, die ich ihr nach ihrer Rückkunft bewieſen hatte, obgleich, Gott weiß, ganz gegen meinen Willen; aber es ward mir bald deutlich, daß dieſe Auslegung keinesweges den Ausdruck erſchöpfte, der in ihrem ſchönen Auge lag. Immer ſprach dieſer Zug des Mitleids zu mir, der darein gemiſcht war, und den ich nicht zu deuten wußte, und deßhalb nahe daran war, ihn für ein Geſchöpf meiner Einbildung zu halten. Aber ich konnte dieſen Eindruck nicht auslöſchen, und er durchdrang mich ſo mit ſeinem ruhigen Ernſt, daß er mich beinahe aus der Faſſung gebracht hätte. Ich weiß nicht, ob es einer von den Andern bemerkte, am wenigſten traute ich es dem Landjunker zu, einen ſo entwickelten Sinn für Phyſiognomien zu haben, daß er eine ſolche Entdeckung machen könne. Ich glaube nicht einmal, daß er die Wirkung bemerkte, die ich davon empfand, und er ahnte wohl kaum, wie ich in meinem Innern wünſchte, ihn entfernen zu können, um Gelegenheit zu erhalten, mit Fanny unter vier Augen zu ſprechen. Aber er rührte ſich nicht von ſeinem Stuhl, bis ich mich ſelbſt erhob, um Abſchied zu nehmen. Noch in der letzten Minute begegnete ich demſelben Blicke von Fanny, welcher zu ſagen ſchien: „Lebe wohl, Undankbarer!" Ich ging zur Thüre hinaus mit dem feſten Vorſatz, keinen Tag mehr zu Ende zu leben, ohne mit ihr geſprochen und ſie um eine Erklärung gebeten zu haben. Der Forſtmann folgte mir.

Wenn mein Inneres in Bewegung geſetzt iſt, habe ich mich nie bequemen können, mich zur Ruhe zu begeben, ſondern habe ſtets die freie Luft geſucht. Ich ging deshalb mit dem Baron die Treppe hinunter. Er fragte mich, ob ich ausginge, und da ich ihm antwortete, daß ich einen Spatziergang machen wolle, bat er es ſich aus, mich begleiten zu dürfen, da er mit mir zu ſprechen wünſche. Ich war ſehr verwundert, konnte jedoch natürlicherweiſe nichts Anderes erwiedern, als daß ich zu ſeinen Dienſten ſtehe. Es war ein kalter Abend, ich knöpfte meinen dünnen Frack dicht am Halſe zu, und während er mit ſeiner hohen gewichtigen Geſtalt majeſtätiſch mir zur Seite ſchritt, richtete ich meine Schritte ohne weitere Verabredung nach der Zollbude zu.

Wir gingen einige Zeit ſtumm nebeneinander; endlich fing der Baron in einem verbindlichen Ton an: „Sie denken wohl daran, ſich zu verheirathen, Herr Wagner?" Und darauf ſchwieg er wieder. Ich lachte in mir ſelber über dieſe auffallende Frage; es hatte faſt das Anſehen, als ob er mich für eine vortheilhafte Anſtellung in Schutz nehmen wolle. Statt ihm die natürlichſte Antwort zu geben: „Was geht das denn den Herrn Baron an?" war ich gutmüthig genug, zu antworten: „Ach ja, das iſt allerdings halb und halb meine Abſicht.“

„Sie entſchuldigen,“ fuhr er ſodann fort, „daß ich ganz offenherzig etwas berühre, wovon Sie wohl geglaubt haben, daß es mir unbekannt ſei.“

„Ja, das kann ich nicht läugnen,“ antwortete ich. „Aber das muß Ihnen auf keine Weiſe Zwang auflegen.“

„Ich wollte nur,“ begann er wieder, „Ihnen eine Aufklärung geben in dieſer Hinſicht bei Zeiten“ . . .

„Mein Gott, Sie brauchen ſich damit nicht zu übereilen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er in einem ernſteren Tone.

„Ich meine, daß es nicht ſo erſchrecklich ſchnell geſchehen wird. Es fehlt mir noch dies und das dazu, zum Beiſpiel, mein Amtsexamen, ein Amt und — eine Braut.“

„Sie belieben zu ſpaßen,“ ſagte er mit einem gezwungenen Lacheln.

„Nein, ich verſichre Ihnen,“ antwortete ich ganz ernſthaft. Und ich konnte es ihm wirklich mit gutem Gewiſſen verſichern.

Der Baron ſchwieg wieder einige Augenblicke und ſetzte die Wanderung mit nachdenkender Miene fort. Ich brach das Stillſchweigen nicht. Endlich ſagte er:

Ich glaube jedoch Ihnen einen Dienſt zu erzeigen, wenn ich Sie davon unterrichte, daß Sie Ihre Augen auf eine Dame geworfen haben, welche“ . . .

„Wer? — Ich?“ — brach ich aus, erſtaunt über dieß fortgeſetzte Verhör.

„Ja, Sie,“ antwortete er ſehr beſtimmt. „Es iſt eine junge Dame, deren Gefühle für Sie ich ſehr genau kenne, und es geſchieht von Seiten dieſer Dame, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen einen Ring abzufordern, in deſſen Beſitz Sie ſind, und der ihr gehört.“

Ich glaubte wirklich in dieſem Augenblick, daß der Baron entweder betrunken oder toll ſei.

„Ich? — Einen Ring? — Der einer jungen Dame gehört? — Ich glaube, Gott ſtrafe mich — Lieber Herr Baron! Das iſt ohne Zweifel ein Irrthum — Man hat Sie hinter's Licht gefuhrt.“

„Mich, hinter's Licht!“ brach er zornig aus. „Nein, Herr Wagner, darüber können Sie ſich völlig beruhigen. Weder Sie noch ſonſt Jemand wird mich hinter's Licht führen. Der Ring, den Sie ihr gegeben haben, iſt in meinen Händen. Ich will mir hiemit die Freiheit nehmen, ihn an Sie zurückzugeben, und fordre Ihnen ganz ernſthaft den andern ab, den ſie in unbeſonnenem kindiſchen Scherz Ihnen zur Erwiederung geliehen hat.“

Es fehlte nicht viel, daß ich zu ihm ſagte: „Gehn Sie zum Teufel mit Ihrem Ringe,“ als er zu meiner großen Verwunderung einen Ring von ſeinem kleinen Finger zog und mir ihn reichte, — es war derſelbe, den ich vor längerer Zeit einmal Joſephinen auf ihr eignes Verlangen geſchenkt hatte. Aber es war mir ein vollkommenes Räthſel, wie er dazu kam, als ihr Ritter aufzutreten, und was es mit dieſem Ringe auf ſich habe, den er mit aller Gewalt mir aufdringen wollte.

„Es hat ſeine Richtigkeit," ſagte ich, nachdem ich das mir überlieferte Kleinod von allen Seiten beguckt hatte, „dieſer Ring iſt mein, oder richtiger geſagt, er iſt einmal mein geweſen, aber ich habe ihn weggegeben, und es iſt ein Ding, das mir nicht zukommt." Das Letzte ſagte ich in einem ziemlich aufgebrachten Tone, und ich bildete mir ein, daß es ihm einigen Reſpekt einflößte, wenigſtens brachte es ihn dahin, ſeinen Ton etwas herabzuſtimmen. Er murmelte etwas halb leiſe davon, „daß es mich nicht wundern könne, ihn zurückzuerhalten," und von „dem Verhältniſſe, worin man zu ſeiner Couſine ſtehe." Die letzte Erwiderung faßte ich auf.

„Ja, gerade das Verhältniß, worin man zu ſeiner Couſine ſteht," antwortete ich ärgerlich, „und ich glaube nicht, daß es irgend einer andern Erklärung bedarf."

„Ja, das iſt gerade das Verhältniß, welches ich meine," rief er ungeduldig.

„Ja, gerade das," antwortete ich.

„Und ſo muß ich Ihnen überdieß ſagen," fuhr er

ganz hitzig fort, „daß ich zugleich in dem Ver-
iſſe zu meiner Couſine Fanny ſtehe, daß ſie meine
obte iſt, und es kommt mir doch vor, daß mich
berechtigt, mit Ihnen über dieſe Sache zu ſprechen."

Das letzte Argument machte einen gewaltigen und
lich unbehaglichen Eindruck auf mich, und es
te ein Weilchen, ehe ich ſagte: „Aber dieſen Ring
ich meiner Couſine Joſephine gegeben."

„Und Sie hat ihn meiner Couſine gegeben — in
em Namen."

„In meinem Namen?" wiederholte ich verwundert.

„Ja, gerade, in Ihrem Namen."

„Dumme Kinderſtreiche," ſagte ich halb vor mir
„Ich danke Ihnen übrigens, daß Sie mir mei-
Ring zurückverſchafft haben, von dem ich mich in
ahrheit nur ungern trennte. Aber was den andern
rifft, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß Sie ganz
ch unterrichtet ſind."

Es ſchien mir ihm zu viel Ehre erzeigt, wenn ich
ich in eine nähere Erklärung hierüber einließe, wozu
h überdieß in dieſem Augenblick nicht geſtimmt ſein
onnte. Ich ſteckte deßwegen den Ring auf den Fin-
er, zog den Handſchuh an, lüftete den Hut — und
andte mich um und ging.

Ich verließ ihn in einer ganz eigenthümlichen
Stimmung über die Entdeckungen, welche mich dieſer
urze und nachdrückliche Zwieſprach hatte machen laſſen.

— Alſo war Fanny verlobt! — Die Thränen ſtanden mir beinahe in den Augen bei dieſem Gedanken. — Nun konnte ich mir erklären, was ich heute Abend in ihren Augen geleſen hatte. Das mußte in den letzten Tagen geſchehen ſein, in der Zwiſchenzeit ſeit meinem letzten Beſuch nach ihrer Zurückkunft. Wäre ich nicht ſo lange weggeblieben, ſo wäre es vielleicht nicht geſchehen, und hätte ich mich bei Zeiten erklärt, ſo wäre ich es ohne Zweifel geweſen, der dem Vetter den Weg gezeigt hätte, ſtatt daß es nun umgekehrt war. Es war ja allzu deutlich geweſen, daß die Baronin nichts dagegen hatte. Ob Fanny'n dieſe Verlobung glücklich machte, das war eine andre Frage; ich glaube nicht, daß es ihres Herzens freie Wahl war. — Aber der Ring? — Dieß Ereigniß war mir eben ſo unerklärlich. Es mußte entweder mißverſtandener Eifer für meine Sache ſein, oder noch mehr eine ſonderbare Luſt, Partien zu ſtiften, welche bei Damen nicht ungewöhnlich iſt, welche Joſephinen dahin gebracht hatte, dieſen betrügeriſchen Schritt auf meine Rechnung zu thun. Wenn ſie einen andern Ring zurückbekommen hatte, ſo mußte ſie ihn behalten haben, vielleicht weil ſie mir nicht zu ſagen wagte, was ſie auf ihre eigene Hand unbeſonnen — ja ich bin faſt in Verſuchung zu ſagen — unverſchämt genug gethan hatte. Ich merkte, daß meine Meinung von ihr noch zu gut geweſen war, da ich ihr einen ſo geringen Grad von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe nicht zugetraut hatte. Aber das Allerauffallendſte war doch die übertriebene

meinem Urtheile nach übelangebrachte Aufrichtigkeit,
Fanny'n angetrieben hatte, den Baron in dieß
heimniß einzuweihen. Gott im Himmel, wenn
ihn nicht behalten wollte, ſo konnte ſie ihn ja durch
ſephine an mich zurückgeben laſſen. „Das iſt die
wünſchte, mißverſtandene Gewiſſenhaftigkeit!“ brach
einmal über das andre aus, um doch meiner be-
nmten' Bruſt in Worten Luft zu machen. — Oder
lleicht brachte ſie ein Andrer dazu; vielleicht war
gar ihre Mutter, die ihr früheres Vertrauen miß-
uchte. — Aber das nahm ich mir feſt vor, daß
ſowohl wie Joſephine mir nähere Aufklärung dar-
r geben ſollten.

Ich hatte es mir ſtets als das Schrecklichſte ge-
ht, das einem Menſchen begegnen kann, einen Korb
bekommen, und ich hatte ſtets geſagt: „Ich weiß
ht, was ich anfangen würde, wenn mir das begeg-
e!“ — Aber ich war zugleich immer innerlich über-
gt geweſen, daß es mich gar nicht treffen könne,
würde nämlich es nicht ſo weit kommen laſſen,
bis ich vollſtändig des Erfolgs gewiß geweſen wäre.
h habe ſpäter einſehen lernen, daß dieſe Ueberzeugung
weilen viel zu ſpät kommt, noch öfter aber vielleicht
l zu früh, und hier iſt es gerade die Eitelkeit, welche
n kurzſichtigen Menſchen einen teufliſchen Poſſen
elt. Man kann wohl eigentlich nicht ſagen, daß
ß Unglück mich betroffen habe, aber ich war doch
nahe daran geweſen wie möglich, und nur dieſes
enſchen unkluger Ungeſtüm hatte mich davon gerettet.

Mir ſchauderte in den Abgrund zu ſehen, an deſſen Rand ich geſtanden hatte.

So groß war meine Eitelkeit, lieber Leſer, daß ich kein größeres Unglück kannte als einen ſolchen Schiffbruch meines Stolzes. — Dieß war auch mein Hauptgedanke bei dieſer Begebenheit, und dieſe Anſicht der Sache erfüllte mich ſo ſehr auf dem Heimgange, daß ich noch nicht dazu gekommen war zu erwägen, was mir doch im Grunde weit näher lag, nämlich, wie viel ich eigentlich durch die plötzliche Dazwiſchenkunft dieſes Menſchen verloren hatte.

Als ich zu Hauſe war, zündete ich Licht an, nahm es in die Hand und ſtellte mich vor den Spiegel; denn das war jederzeit meine Gewohnheit geweſen, wenn ich meine eigene Gemüthsſtimmung recht unterſuchen wollte, nicht allein um mein Inneres zu erforſchen, ſondern auch die äußeren Kennzeichen zu benutzen — dadurch bildet man allmählig ſeinen Sinn für Phyſiognomien aus, und das iſt ein Sinn, den man nicht geringachten darf. Mein Geſicht war in der That ernſthaft, meine Augenbrauen etwas zuſammengezogen nach der Naſe zu, aber es lag in Wahrheit nichts darin, was verrieth, auf welchem Wege ich verunglückt war. Man hätte wohl daraus ſchließen können, daß ich bei der Prüfung Nummer Zwei, das übelklingende **Haud illaudabilis** bekommen, oder daß ich mein Geld im Spiel verloren habe; aber daß ich in der Liebe geſtrandet war, das hätte mir Niemand an-

ſollen, denn es lag nicht die mindeſte Schwärmerei
meinen Augen, nicht eine Spur jener zärtlichen
lancholie, die ich wenigſtens mir unabtrennbar
e von einem unglücklichen Liebhaber, und die auch
natürlich iſt, da die zärtlicheren Gefühle, weit
fernt aufzuhören, im Gegentheil dadurch ſich ver-
ken, daß ſie hoffnungslos ſind.

„Aber biſt Du denn wirklich unglücklich?“ —
gte ich mich plötzlich ſelbſt; denn wenn man erſt
weit gekommen iſt, ſich ſelber anzuſehen, ſo gehört
ein kleiner Schritt dazu, um mit ſich ſelbſt zu
echen.

„Ja — mir iſt ſchlecht zu Muthe! — Aber es
d beſſer werden, — ich hoffe, daß es vorüber ſein
d, wenn ich darauf geſchlafen habe.“ — So ant-
rtete ich mir ſelbſt, indem ich meinen Muth da-
rch aufrecht zu halten ſuchte, daß ich mir eine An-
iſung auf die Zukunft gab.

Indem ich mich ſo vor dem Spiegel ſtehen ſah
t dem Lichte in der Hand zu nächtlicher Stunde in
ſem Zwieſprach mit mir ſelbſt, konnte ich nicht um-
n zu lächeln, — ich blieb nicht länger ſo ernſthaft.
d dieſes Lächeln, das beinahe Dreiviertel eines La-
ns war, bewies mir klar und deutlich, daß meine
ten troſtreichen Worte nicht ſo grundlos waren.

Ich bin nie beſonders geneigt geweſen, mir Etwas
nahe zu nehmen, und ſo auch in dieſem Falle nicht.
ch habe mich ſpäter überzeugt, daß der Grund davon

nicht ſo ſehr in meinem Leichtſinn lag als in der Natur der Sache. Daß Fanny ein niedliches kleines Weſen war, das werde ich jederzeit erkennen, und dieſer Winter wird ſtets in meiner Erinnerung ſtehn als einer der reizendſten Abſchnitte in meiner Jugendgeſchichte; aber ſie war doch nicht im Stande, die unendliche Liebenswürdigkeit zu verdunkeln, welche ich an Sophien hatte kennen und erkennen lernen. Und doch hatte ſie — wenigſtens eine Zeit lang — Sophien bei mir in Vergeſſenheit gebracht, und der Grund davon war — daß ich mich geſchmeichelt fühlte durch die Aufmerkſamkeit, welche die kleine Baroneſſe von Anfang an mir gezeigt hatte. „Es iſt ja nichts Andres als die bloße Eitelkeit!“ Ganz recht, liebe, und, wie ich hoffe, geneigte Leſer, es iſt Eitelkeit. So iſt der Menſch, wenigſtens ein Menſch. Und ich will Dir überdieß das Geſtändniß ablegen, daß ich mich nicht für fähig halte, eine hoffnungsloſe, unerwiederte Liebe zu nähren, aber daß dagegen die Aufmerkſamkeit eines hübſchen Mädchens etwas Unwiderſtehliches für mich hat: die gegenſeitigen Gefühle entflammen einander, und es giebt gewiß keinen Landbeſitzer, deſſen Güter ſo ſehr in Flor kommen durch die Wechſelwirthſchaft, als Amor. Worauf gründet ſich das Alles? — Auf meine Eitelkeit — und abermals meine Eitelkeit! Habe ich da nicht Recht, daß ſie einer meiner Hauptfehler iſt, daß ſie tief in meine ſündige Natur verwachſen, kurz, meine Schooßſünde iſt? Aber ich habe ſie ja auch für nichts Andres ausgegeben. —

ch ſtand noch vor dem Spiegel, vertieft in dieſe
ähnliche Betrachtungen, als die Thüre ſich öffnete
meine Schweſter eintrat. Ich war anfangs ganz
rt über dieſe nächtliche Erſcheinung eines weibli-
Weſens, und ſie war nicht minder verwundert,
mit ernſter und tiefſinniger Miene in dieſer eigen-
lichen Stellung anzutreffen.

„Was Tauſend! Biſt Du noch auf?“ brach ich
als ich meine Gedanken ſo weit geſammelt hatte,
ſie zu erkennen.

„Ja, ich habe auf Dich gewartet“ — antwortete
„Es war ein Bote hier, der mir dieß an Dich
mit dem Auftrag, es Dir ja noch heute einzu-
igen.“ Mit dieſen Worten reichte ſie mir einen
en Brief und eine noch kleinere verſiegelte Schachtel.
nahm dieſe geheimnißvollen Dinge, welche mir in
bedeutungsvollen Mitternachtsſtunde überliefert wur-
und an einem Tage, der ſo merkwürdige und
wartete Ereigniſſe für mich mit ſich geführt hatte;
t ohne ein ungewöhnliches Gefühl hielt ich ſie in
Hand. Ich weiß nicht, was es für eine Ahnung
, die mich abhielt, in Gegenwart meiner Schweſter
Siegel zu brechen. Sie blieb ſtehen und fragte
meinem Befinden mit der bei ſolchen Gelegen-
en oft beſchwerlichen ſchweſterlichen Theilnahme und
ümmerniß, und ich mußte ihr mehrmals verſichern,
ich es über die Maaßen gut habe und mich ſehr
l befinde, während ſie behauptete, ich ſehe ſchlecht

und verſtimmt aus, — ehe ich ſie wieder entfernen konnte.

Nun war ich allein. Ich ergriff zuerſt die Schachtel, und öffnete ſie erwartungsvoll. Nachdem ich die feine Baumwolle herausgenommen hatte, welche obenauf lag, zeigte ſich unten ein kleiner dünner Goldring mit einem grünen Stein darin. — Es iſt die Farbe der Hoffnung, dachte ich; ſollte er von Fanny ſein, da kommt er gerade zur gelegenen Stunde, wenn er anders die Wahrheit ſpricht! — Ich öffnete darauf den mitfolgenden kleinen Brief und las Folgendes:

„Ich glaube Deinen ſtillſchweigenden Wunſch erfüllt zu haben, als ich Deinen Ring an Fanny gab. Sie hat mich gebeten, Dir zur Erwiederung dieſen zu überliefern, aber die Umſtände haben mich bis jetzt daran verhindert. Da ich nun geſtern die Nachricht erhielt, zu meiner großen Verwunderung, daß ſie mit ihrem Vetter verlobt iſt, ſchicke ich ihn Dir, damit Du ſelbſt darüber verfügen könneſt. Ich mag ihn durchaus nicht länger in Verwahrung haben, und ich mag überhaupt die Rolle einer Vermittlerin oder Unterhändlerin zwiſchen Euch nicht mehr ſpielen nach der Wendung, welche die Sache jetzt genommen hat.

Deine Couſine
Joſephine."

Ich ſtand ſprachlos vor Verwunderung über dieſe beiſpielloſe Frechheit. Es fehlte nicht viel, ſo hätte ich im erſten Aerger den unverſchämten Brief in den Ofen

vorfen; ich hatte ſchon die Ofenthür in der Hand,
n ſie zu öffnen, als ich noch bei Zeiten mich be-
chte. Ich packte ihn zugleich mit dem Ring zuſam-
n und ſchrieb darauf:

„Da dieſer Ring mir auf keine Weiſe zukommt,
rſt Du ſo gut ſein, ihn auf eigene Rechnung dem
igenthümer wieder zuzuſtellen.

Dein Vetter
Emil Wagner.“

Am nächſten Morgen, nicht lange nach Tagesan-
ruch, hatte ſie dieſen vogelfreien Ring wieder in ihrer
Verwahrung, dem keiner von uns Quartier geben wollte
trotz der ſchmeichelnden Hoffnung, die er ausſprechen
ollte, und die ſo klar und ſtrahlend dem kleinen grünen
Stein entfunkelte.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß die heilende Kraft, welche bald meine Gedanken von dieſer Begebenheit ableitete, Sophie Walter war. Ihr Bild trat wieder ſiegreich aus dem Schatten, in welchen die kurze Verdunkelung ſie geſetzt hatte. Die Natur, welche dem Menſchen keine Uebel auferlegt hat, ohne ihm zugleich ein Gegenmittel zu geben, hat gegen Sorgen dieſer Art ihm das unfehlbarſte Mittel von der Welt verliehen, das, welches allein im Stande iſt, die alte Wunde zu heilen, nämlich: eine neue Liebe. — Aber es iſt nicht immer leicht für den Liebhaber, der freiwillig oder gezwungen ſeine frühere Hoffnung aufgiebt, einen neuen Gegenſtand zu finden, um ſeine zerriſſene Exiſtenz daranzuknüpfen, aber für mich war es etwas Unwillkürliches, ich konnte nicht einmal der Macht widerſtehen, womit Sophie wieder ihre alten Rechte in meinem Herzen einnahm. Der, welcher zweifeln kann, an der Wahrheit deſſen, was in Jeconde's Romanze ſtehe: L'on revient toujours à ses premiers amours — der kennt den Menſchen nicht.

Aber dieß hatte denn doch auch ſeine Kehrſeite. Ich konnte nicht umhin, mir Vorwürfe zu machen, daß ich auf eine kurze Zeit ihr ſo untreu geweſen war, daß ich ſelbſt daran gearbeitet hatte, eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns zu ziehen. Vergeſſen hatte ich ſie freilich nicht, ich bin ſogar überzeugt, daß in jedem Augenblick, wo ſich in der Zwiſchenzeit mir ihr Bild dargeſtellt hatte, ſie mir ſo theuer wie jemals geweſen war. — Wie war das nun dennoch zugegangen? — Ich weiß es wahrlich nicht; ich glaube, daß ich nicht geſchaffen bin, in Ideen zu leben, ſo daß ich auf längere Zeit durch eine Erinnerung zufrieden geſtellt werden könnte. — Oder iſt es die Ironie, welche darin liegt, ſich vorſätzlich von dem zu trennen, was uns das Liebſte auf Erden iſt, die Bande zu zerreißen, welche uns damit verknüpfen, bis ſie nur noch mit einem Haare zuſammenhängen — ſo iſt das gerade die Urſache, daß das Gefühl wieder neue Kraft gewinnt, aber nicht um ſich von allem Andern auszuſchließen, und eine Erinnerung, eine Idee, eine triviale träumeriſche Schwärmerei feſtzuhalten, welche zuletzt zu einem kalten, todten Wahne wird. Ich war bald völlig da-

überzeugt, daß es doch Sophie war, die im Hin-
unde meiner Seele geſtanden hatte, als ich den
chluß faßte, mein Schickſal an ein weibliches We-
zu knüpfen. Nun hatte ich ſchon angefangen, die
gkeit zu fühlen, welche in dem Verhältniß liegt,
man Verlobung nennt, wenn es auf mehr ge-
ndet iſt als auf einen kurzen Rauſch, den man
in einem Paar ſchöner Augen getrunken hat. Es
eine Seligkeit, wie ich glaube, ſo daß Jeder, der
kennt, ſie für den Culminationspunkt des irdiſchen
ckes anſehen muß, der der Jugend zu Theil werden
n, tro[illegible] Allem, was Egoiſten von der goldenen
iheit und von der Unklugheit frühzeitiger Verlobun-
predigen, und deſſen Sinn doch in nichts Anderem
eht als darin, daß man ſich am beſten befindet,
nn man alles Intereſſe auf ſein eigenes liebes Ich
ncentrirt. Nun hatte ich einmal den Kampf beſtan-
n, der zu einem ſolchen Beſchluſſe führt, und ich
keinen Grund, auf halbem Wege ſtehen zu blei-
n, um ſo mehr da ich überzeugt war, daß dieſer
ntſchluß nicht eine Frucht zufälliger Umſtände, ſondern
ß er in meiner eigenen Natur tief begründet und
on meiner ganzen geiſtigen Entwickelung herbeigeführt
ar. Ich hatte deßwegen voll und feſt beſchloſſen,
ophien zu erobern, und zwar von dem Augenblick
n, wo ich Fanny aufgab. —

Der liebliche Sommer ſtand jetzt gerade wieder in
iner erſten Blüthe, ich ſehnte mich recht von Herzen,
nich von der Stadt loszureißen; und ſobald ich mich

frei machen konnte, hatte ich auch meinen Bündel geſchnürt und ein Billet für den Eilwagen in der Taſche. Eines Freitags Morgens ganz zeitig, als die Vögelchen unter dem Dache erſt eben angefangen hatten zu zwitſchern, und die Sonne noch nicht höher am Himmel herauf war, als um in meiner Stube ein Dämmerlicht zu verbreiten, war ich auf und im Begriff, mich zur Reiſe zu rüſten. Auf dem Tiſche lag das Felleiſen noch offen, und ich ging auf und ab mit der Reiſeungeduld, welche von der Jugend unzertrennlich iſt, während ich auf einige Wäſche wartete, die noch eingepackt werden ſollte, und beſchäftigte mich, meine Schränke zuzuſchließen, um doch etwas zu thun zu haben. Wenn man früh Morgens abreiſt, iſt Einem immer nicht recht wohl zu Muthe; ich weiß nicht recht, was die Urſache davon ſein mag. Ein früher Sommermorgen in Kopenhagen iſt immer melancholiſch, obgleich er übrigens an und für ſich ſo äußerſt anregend und wohlthuend iſt; aber dieſes melancholiſche Gefühl iſt durchaus verſchieden von der Stimmung, worin der Reiſende ſich befindet, wenn er in halber Dämmerung unter ſeinen Habſeligkeiten wirthſchaftet und ſich in der Stille anſchickt, aus der ganzen kleinen Welt, welche rund um ihn ſchlaft, ſich wegzuſchleichen. Ich hatte die Taſſe Kaffee getrunken, welche meine ſorgſame Schweſter mir mit leiſen Schritten gebracht hatte und ſtand am Fenſter, in den Hof hinausſtierend, wo die Hühner des Wirths, die ihren Morgengeſang anſtimmten, die Köpfe auf die Seite legten und nach der Sonne ſchielten, einzigen unter den Bewohnern waren, welche ihre kſamkeit begonnen hatten. Vor den Fenſtern der onin waren die Vorhänge halb niedergelaſſen, es dort ſtaubig und garſtig aus, die Magd hatte noch t rein gemacht. Ich kann nicht beſchreiben, mit ſeltſamen Gefühlen ich niederblickte auf die wohl- nnten Gegenſtände, auf die Tiſche und Stühle, Fanny's rothe Nähſchachtel, die im Fenſter ſtand, in mein Ring wahrſcheinlich ehemals gelegen hatte, ſichtig verborgen gegen ungeweihte Augen. Dieſe fühle ſtanden in einem ſchroffen Gegenſatz zu denen, mit ich ehemals dieſe Gegenſtände betrachtet hatte, emals, da ſie alle begeiſtigt waren mit demſelben bensprincip, das meine Phantaſie belebte. Ich fühlte ſen Gegenſatz ſo lebendig, und er wirkte ſo ſtark auf ich, vielleicht gerade weil er ſich im letzten Augenblicke ltend machen wollte, ehe ich mich aus dem Zauber- eiſe losriß, innerhalb deſſen Grenzen er mich nur be- rrſchen konnte. —

Aus dieſen tiefen Gedanken erwachte ich plötzlich da- urch, daß eine Stimme hinter mir langſam und war- end die Worte ſagte: „Spute Dich, Emil, damit Du nicht zu ſpät kommſt!“ — Betroffen wandte ich nich um. Zu ſpät! Auch dießmal! — Wer iſt mein öſer Prophet? — In dem erſten Augenblicke kam es nir wirklich vor, als ob dieſe Stimme aus der nackten Wand hervorkäme, und ſie verurſachte mir eine eigen- hümliche, unheimliche Empfindung, als ſie mir zu Ohren drang. Da ich jedoch nach einem natürlichen

Grunde forſchen mußte, und keine lebendige Seele im Zimmer außer mir war, ging ich in die Schlafkammer, wo meines Bruders Bette dicht hinter der offenen Thüre ſtand.

„Schläfſt Du?“ fragte ich.

Er wandte ſich nach der Wand zu und wiederholte ſchläfrig: „Spute Dich nur, damit Du nicht zu ſpät zur Poſt kommſt.“ —

Er hat im Grunde Recht, dachte ich, er kennt meine ſchwache Seite. Aber dießmal ſoll es nicht geſchehen! — Ich ward hierdurch zu meiner Beſchleunigung ermuntert und angetrieben. Meine Habſeligkeiten wurden raſch gepackt, ich eilte fort, und kam gerade an, als die übrigen Paſſagiere ſchon eingeſtiegen waren und ihre Sitze eingenommen hatten, entging aber doch nicht einigen mißvergnügten Mienen, weil der Poſtillion ein wenig auf den Herren gewartet hatte, dem Nummer Fünf gehörte. —

Es war Abend, als ich in Brägnerup ankam, zwiſchen ſechs und ſieben Uhr. Ich trat mit einer gewiſſen fremden Aengſtlichkeit in die wohlbekannte Gartenſtube, wo ich ehedem heimiſch geweſen war; es war etwas von dem Gefühl, womit der verlorene Sohn in den Schooß ſeiner Familie zurückkehrte. Man empfing mich freundlich, nur Sophie ſah mich etwas verlegen, aber doch heiter an, da ich mit ungewohnter Dreiſtigkeit, im Bewußtſein meiner Abſicht, ihr die Hand reichte. Dießmal, nachdem ich ſie ſo lange nicht geſehen hatte, verwunderte mich ihre Schönheit in der That. Der Aufenthalt auf dem Lande hatte wohlthätig auf ſie gewirkt, obwohl ich nicht ſagen kann, worin dieſe Wirkung beſtand, denn jeder ihrer Züge, beſonders das ernſte, melancholiſche Auge, rief mir ſo deutlich ihr Bild aus der verſchwundenen Kindheit zurück, und ihre leichte, reizende Geſtalt erinnerte mich an unſer letztes Zuſammentreffen, wo ich ſie im Tanz in meinen Armen ſchwang, ſo lebhaft, als ob ich mich nie von ihr getrennt hätte. Mit der innerlichſten Freude weilte mein Blick auf ihr, und ein unbeſchreiblich glückliches Gefühl ſagte mir, daß ſie es war, welche mein Herz ſuchte.

Indeſſen ward ich bald wieder heimiſch in der Familie, da die kleinen Geſchwiſter mich wiedererkannten und mich mit dem gewohnten Du anredeten, und Frau Walter dankte mir mit aufrichtiger Herzlichkeit, daß ich nicht habe den Sommer vorbeigehn laſſen, ohne die alten Freunde zu beſuchen. Nachdem ſie ſich mit wahrer Theilnahme von dem Befinden meiner ganzen Familie und von Allem, was dieſe betraf, unterrichtet und auf dieſe Veranlaſſung von dem früheren Verhältniſſe geſprochen hatte, worin wir ſo lange Zeit zu einander ſtanden, war ich in Wahrheit dahin gekommen, daß ich einen unwiderſtehlichen Drang fühlte, ihre wohlwollende Stimmung zu benutzen, und ihr ohne Vorbehalt die Abſicht meiner Reiſe zu eröffnen; und trotz dem Lächerlichen, das darin liegt, mit der Thür ins Haus zu fallen, hätte ich es auch ohne Zweifel gethan, wenn nicht die wenigen Zeugen, welche zugegen waren, und namentlich Sophiens Gegenwart mich daran gehindert hätten. Als ich neben ihr ſitzen blieb, geſchah es, aufrichtig geſagt, in der Erwartung, daß dieſe ſich endlich entfernen und mir einen günſtigen Augenblick zu dieſer Mittheilung gewähren würden. Die Pauſe, welche dieſe meine ſtummen Betrachtungen begleitete, wurde von der Mutter folgendermaßen abgebrochen:

„Sie kommen heute gerade wie gerufen. Mein Mann iſt erſt geſtern Abend hergekommen — auf Veranlaſſung eines Briefes, den er von hier erhielt.“ Sie hielt inne, und betrachtete mich mit geheimnißvoller Miene.

„Einen Brief von hier?“ antwortete ich zerſtreut, da ich in ganz andern Gedanken daſaß.

„Ja,“ — antwortete ſie — „ich glaubte, daß Sie vielleicht auf eine oder andre Weiſe eine kleine Neuigkeit gehört hätten.“ —

„Ich? Wie ſo?“

„Ich meine, da Sie gerade heute kommen, zu einem Familienfeſt — Sie werden heut Abend unſern Schwiegerſohn ſehen.“

„Ihren Schwiegerſohn?“ rief ich, indem ich plötzlich aus allen meinen Betrachtungen kam; ich bin gewiß, daß ich ſo blaß wie eine Leiche wurde.

„Ja, unſern Schwiegerſohn,“ antwortete Frau Walter, und ſah mich etwas verwundert an. „Es iſt unſer junger Pfarrer.“

Ich wandte mich um nach Sophien, aber ſie war verſchwunden.

Ich ſammelte alle meine Stärke, die mir Gott verliehen hatte, und welche gottlob nicht ſo geringe iſt, wenn ich ſie nur mit ernſtem Willen aufbiete, und fragte mit leiſer Stimme und ruhiger Miene, wobei ich doch eine gewiſſe krampfhafte Bewegung um den Mund fühlte, welche ich nicht im Stande war zu bezwingen: „Iſt das Spaß oder Ernſt, Frau Walter?“

„Ich verſichere es Ihnen,“ ſagte ſie ernſthaft — „Sie ſollen heute noch ſeine Geſundheit trinken,“ fügte ſie bald darauf in einem etwas muntereren Tone hinzu, „und wir wollen zur Vergeltung auch die Ihrige auf gleiche Veranlaſſung trinken.“

„Wie ſo?“ rief ich. „In Wahrheit, Frau Walter, ich verſtehe Sie nicht.“

„Iſt es denn nicht wahr?“ fragte ſie. „Es iſt uns doch aus Kopenhagen die Nachricht zugekommen, daß Sie verlobt wären.“

„Ich? Verlobt? Mit wem?“

„Nun, mit der Baroneſſe Falkenberg.“

„Nein, das iſt auf meine Ehre nicht wahr,“ antwortete ich mit einem unwillkürlichen Seufzer. Es war einer von den Seufzern, welche zu erkennen geben, daß man nun auf dem Reinen iſt mit ſeiner Niederlage, und vollkommen ſeine Stellung überſchaut. Ich weiß nicht, was Frau Walter zu dieſem Seufzer dachte.

— Alſo kam ich wieder zu ſpät! — Wieder und ewig zu ſpät! — Das Schickſal ſtraft dieſen unſeligen Fehler mit einer barbariſchen Strenge. — Ich weiß wahrlich nicht, was ich Alles in dieſem Augenblick dachte, denn nie in meinem Leben war meine Seele in ſolchem Aufruhr geweſen wie jetzt. Mein Geſicht hat ſchwerlich den ſanfteſten Ausdruck gehabt, denn ich bemerkte, daß die beiden kleinen Mädchen mich verwundert anblickten, und ich ſah mein dunkles Auge und meine gerunzelte Stirn ſich auf ihnen abſpiegeln. Mit gezwungenem Lächeln ſtand ich auf, klappte das eine Kind auf die Wange und ging in den Garten, denn ich konnte es nicht länger aushalten, den Gleichgültigen zu ſpielen.

Ich ging umher wie ein Träumender, der nicht im Stande iſt, ſeine Gedanken recht zu ſammeln, ich konnte mich kaum wieder in den Gängen zurecht finden, die ich ſo oft betreten hatte, ich konnte mich von keinem einzigen erinnern, wohin er führte. — Ich kam zurück, ich ſah den Prediger, ich drückte ihm die Hand, ich trank ſeine Geſundheit, Alles wie im Traum, denn ich war in eine Apathie geſunken, die ich ſonſt nie gekannt hatte. Ich weiß nicht, ob irgend einer von der Geſellſchaft mich durchſchaute, ich glaube nicht, es ward wohl als Schlafrigkeit von der Reiſe ausgelegt, und der Prediger nahm ſich die Freiheit, mit mir darüber zu ſcherzen.

Es gab jedoch Eine Perſon, vor welcher gewiß keineswegs verborgen war, was in meiner Seele vorging. Es war Sophie. Sie kannte mich genauer und war aufmerkſamer auf mich als irgend einer von den Uebrigen. Sie war es auch, welche mich aus meiner geiſtigen Nichtigkeit aufweckte, als meine Augen ſie trafen in einem jener unbewachten Augenblicke, wo die ganze Seele ſich auf den ſtarken Schwingen des Gedankens erhebt, und ihr keine Kraft bleibt, ihr Aeußeres zu beherrſchen. Sie heftete einen ruhigen Blick auf mich, einen Blick, gemiſcht aus Mitleid und Vorwurf, einen Blick, der eine tiefe Saite in meiner Bruſt erzittern machte, eine Saite, deren Klang mir bekannt war.

Es war das zweite Mal, daß ich dieſem bekümmerten Mitleid und dieſem ſtrengen, ernſten Vorwurf begegnete. Dieſe Augen, dieſer Blick übte eine noch größere Gewalt über mich aus, vielleicht, weil er noch verdienter war. Er peinigte mich, er kränkte mich, er machte mich beinah erbittert, ich war nahe daran, ſie laut und deutlich zu fragen, was ſie damit meinte. Ich that es glücklicherweiſe nicht, aber ich ſchwur in meinem Innern, daß ſie mir eine Erklärung darüber geben ſollte. — Endlich trennte ſich die Geſellſchaft, und da meine Beſinnung glücklicherweiſe ſo weit zurückgekehrt war, daß ich auf die Frage, ob ich nun nicht für's Erſte hier Quartier machen würde, antworten konnte, daß mein Beſuch ſehr kurz ſein müſſe, da ich auf dem Wege nach Jütland ſei, und möglichſt ſchon morgen dort zu ſein wünſche. — Ich eilte nicht gleich fort, weil ich noch einmal mit Sophien ſprechen wollte; ohne dieſen Grund wäre ich vielleicht auf der Stelle abgereiſt. —

Als ich auf mein Zimmer kam, ordneten ſich meine Gedanken allmählig. Ich ſah klar und deutlich ein, daß mein Glück zertrümmert war, daß das Schickſal mir entriſſen hatte, was ich als mein Eigenthum anſah, und daß es mich ärmer als den dürftigſten Bettler gemacht hatte; aber ich ſah auch zugleich ein, daß mir nur recht geſchehen war, und daß ich jetzt nichts Anderes zu thun hatte, als mich zu entfernen. — Thränen ziemen dem Manne nicht, und ich möchte gerne läugnen, daß ich mich von meinen Gefühlen nicht habe überwältigen laſſen; aber ich bin es der Wahrheit ſchuldig zu geſtehen, daß dießmal der lichte Morgen mich noch in derſelben Stellung ſitzen fand, welche ich am Abend, als ich hinaufkam, angenommen hatte. Erſt als der Rand der Sonnenſcheibe ſich über dem Dache ſehen ließ, ging ich mit ſchwerem Herzen zu Bette. —

Nichtsdeſtoweniger war ich den nächſten Morgen zeitig auf den Beinen. Ich machte mein Fenſter auf, das nach dem Garten hinausging, und blieb ein Weilchen ſtehen und betrachtete die lebhafte Morgenſonne, das friſche Grün und die munteren Schwalben, die mit Pfeilſchnelle die Luft von allen Seiten durchkreuzten. — Eure Zeit kommt wohl auch! dachte ich. Jetzt ziehe ich fort, mein Sommer iſt vorbei hier, eher als der eurige. — Ich dachte mit Betrübniß daran, daß ich nun in die Welt hinauswandern müſſe, und wandern unter fremde Menſchen mit betrübtem Herzen, denn gleich wieder nach Hauſe umkehren, das konnte ich nicht. — Mittlerweile hörte ich Stimmen unten im Garten, ich erkannte den Gärtner an den Worten: „Nein, fürs Erſte kommt noch kein Regen, Fräulein!“ — Ich errieth ſogleich, daß Sophie da ſein müſſe, und es war noch ſo zeitig, daß die übrige Familie wohl kaum ſchon unten ſein konnte. Hier hatte ich alſo die beſte Gelegenheit, mit ihr zu ſprechen; darauf wartete ich ja, und doch war ich in dieſem Augenblick nahe daran, ſie vorbeigehn zu laſſen. Ich ergriff meine Mütze, ich legte ſie wieder hin — endlich that ich mir Gewalt an. Einmal noch! dachte ich, es iſt wohl leicht das letzte Mal.

Als ich in den Garten hinunterkam, ſtand Sophie im Geſpräch mit dem Gärtner. Sie ſtand da mit dem ruhigſten Geſicht, und ſprach von Kräutern und Büſchen, und man hätte nicht glauben ſollen, daß ihr kürzlich Etwas begegnet ſei, das ihr Inneres in Bewegung geſetzt hätte. Beide, ſie und der Gärtner ſahen mich verwundert an, als ich mich mit einem ernſten: „Guten Morgen!“ näherte. — Daß meine Gegenwart jedoch Eindruck auf ſie machte, war leicht bemerklich ſowohl für ihn, wie für mich, denn ſie verlor bald den Faden des Geſprächs, in welchem er ſo eben mit ihr begriffen war; ſie fragte immer, er mußte immer ſeine Worte wiederholen, und endlich ging er. Wir ſtanden nun allein.

„Fräulein Sophie,“ begann ich, „da ich im Begriff bin, Sie heute zu verlaſſen, bitte ich Sie um Entſchuldigung, wenn ich die Gelegenheit ergreife, ungeſtört mit Ihnen zu ſprechen.“

Sie ſah ſich ängſtlich nach allen Seiten um. Ich merkte, daß ſie eine Veranlaſſung ſuchte, ſich zu entfernen, und fuhr deshalb ſehr ernſt und ohne inne zu halten fort: „Ich hoffe, daß Sie es mir nicht verſagen werden, anzuhören, was ich Ihnen zu ſagen habe.“

„Nein, ich — weit entfernt“ — antwortete ſie ſtammelnd und verlegen, „ich habe vielmehr Sie auch um Etwas zu bitten.“

Ich wollte den Augenblick benutzen, und fing an nach der andern Seite des Gartens zu gehen; ſie ſtand ſtill, als ob ſie ſich bedenke — endlich wandte ſie ſich um und folgte mir.

„Ich habe Ihnen noch nicht Glück gewünſcht zu Ihrer Verlobung,“ fing ich wieder an.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete ſie leiſe.

„Ich will hoffen, daß ſie Ihnen ſo viel Glück bringt, wie es ſich gehört, da Sie dadurch einen Andern ſeiner Hoffnung beraubt haben, einen Anderen, der gewiß nicht mindere Ergebenheit für Sie hegte.“

Sophie ſah zur Erde nieder und antwortete keine Sylbe.

„Dieſer Andere bin ich,“ fuhr ich fort. „Ich hatte geglaubt, daß Sie mich verſtanden hätten“ ...

„Nein,“ unterbrach ſie mich ſchnell, „ich verſtehe Sie nicht.“

„Sie haben mich nicht verſtanden? So habe ich mich alſo getäuſcht —; oder vielmehr Sie ſind es, die mich täuſcht,“ fügte ich hinzu, und ſah ihr ernſt in die Augen.

„Nein, ich täuſche Sie nicht,“ — antwortete ſie langſam und leiſe, und ohne mich anzuſehen.

„Sie haben alſo nicht gewußt, daß ich — daß ich eine Hoffnung nährte mit Rückſicht auf Sie, die, wie ich ſehe, mir fehlgeſchlagen iſt?“

Sie ſah mich einen Augenblick an und antwortete dann mit Feſtigkeit: „Wenn ich es gewußt hätte, ſo hätte ich zugleich auch gewußt, daß Ihre flüchtige Laune mich bald verlaſſen würde, um eine Andre zu ſuchen.“

„Ich weiß, was Sie mir vorwerfen können,“ ſagte ich; es war deutlich, daß ſie Fanny im Sinne hatte. „Erlauben Sie, mich vor Ihnen zu rechtfertigen.“

„Nein, um Gottes Willen!“ rief Sophie ängſtlich, indem ſie ſtillſtand. — „Sie ſind mir keine Rechtfertigung ſchuldig — ich mag ſie nicht hören.“ —

Ich ſtand auch ſtill, und wollte dieß peinliche Geſpräch abbrechen; aber ich weiß nicht, was es war, das mich abhielt und mich antrieb, es wieder anzuknüpfen.

Indem ich weiter ging, ſagte ich: „Laſſen Sie uns denn nicht davon ſprechen, da es Ihnen zuwider iſt. Ich habe mich vor Ihnen rechtfertigen wollen, ich habe Ihnen eine vollkommene Aufrichtigkeit gezeigt; erlauben Sie mir deßwegen auch eine aufrichtige Antwort zu fordern auf die Frage, welche ich jetzt an Sie thun will.“

„Und die iſt?“ fragte ſie.

„Iſt es Ihnen nie eingefallen,“ ſagte ich in dem vertraulichen Tone, worin wir vor Zeiten gewohnt waren mit einander zu ſprechen, „iſt es Ihnen nie eingefallen, daß die Aufmerkſamkeit, die ich ſtets geſtrebt habe, Ihnen zu bezeigen, das Vergnügen, das ich ſchon von der Zeit an, wo Sie noch Kind waren, ſtets in Ihrer Geſellſchaft gefunden habe, einen tieferen und ernſteren Grund habe, als es bei einer alltäglichen Bekanntſchaft der Fall iſt? — Iſt da Nichts, keine Stimme in Ihrer Bruſt, die Ihnen geſagt hat, daß Sie es Liebe nennen könnten?“

Sophie ſah mich mit denſelben Augen wie geſtern Abend an und antwortete ein langgezogenes „Nein!“

„Sie antworten Nein, Sophie, aber Sie meinen Ja.“ — Sie ſchwieg. — „Weßhalb,“ fuhr ich fort, „weßhalb in aller Welt haben Sie dann — — Welch ungereimte Frage! Das konnte Sie ja nicht binden.“

„Sie müſſen ſelbſt einſehen können,“ ſagte ſie verlegen, welchen Eindruck dieſe Ueberzeugung auf ein junges Mädchen machen mußte, auf ein Kind in meinem Alter. Ich brauche Ihnen nicht zu verhehlen, daß die Güte, die Sie für mich hatten, gewiß nicht größer gewesen iſt als die, welche ich für Sie hatte.“

Während ſie ſprach, nahm ihr Geſicht einen ruhigeren Charakter an. Es war, als ob ſie dieß mehr der Wahrheit als meinetwegen ſagte.

„Aber Sophie!“ — brach ich aus — „Allmächtiger Gott! Warum haben Sie dann ſo gegen mich gehandelt?“

„Gegen Sie?“ ſagte ſie mit einem Seufzer. — „Ihr Glück hat mir zu ſehr am Herzen gelegen, als daß ich“ —

„Daß Sie —?“

„Daß ich Ihnen erlauben konnte, es an die Vergänglichkeit zu knüpfen —“

„Wie? Sophie! Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nein,“ ſagte ſie langſam und mit Nachdruck, „Sie dürfen Ihr Schickſal nicht an ein Weſen knüpfen, das den Tod auf den Lippen trägt.“

Das war die Frucht meiner unglückſeligen Verwirrung! — Ich konnte kein Wort erwiedern — ich war ſtumm.

„Und ich,“ — fuhr ſie fort, — „ich will mich lieber nicht ans Leben binden durch ein ſolches Band, daß ich zittern müßte bei dem Gedanken, den Sie mir ſelbſt eingeflößt haben.“

„Aber um des Himmels Willen,“ brach ich aus, „wer in aller Welt iſt im Stande, ſo Etwas vorauszuſagen?“

„Es ſind Ihre eigenen Worte,“ erwiederte ſie, — „und ich glaube nicht, daß Sie unwahr geſprochen haben.“

„Sie betrügen ſich ſelbſt, Sophie; und denken Sie denn nicht daran, daß Sie auch einen Andern betrügen?“

„Betrügen? Nein! Ich habe es ihm ſelbſt geſagt. — Und überdieß iſt es meiner Eltern Wunſch, den ich erfülle,“ fügte ſie hinzu mit einem tiefen Seufzer.

Wir waren mittlerweile bis zur Gartenpforte gekommen. Ich machte ſie auf und wollte ſie hindurchführen, aber ſie ſtand ſtille; es war deutlich, daß ſie nicht weiter gehen wollte. Wie gern hätte ich noch mehr mit ihr geſprochen, aber ich wagte es nicht, denn ihre Thränen waren im Begriff hervorzubrechen, und ich fürchtete, daß Jemand kommen möchte.

„Ich habe Sie noch um Etwas zu bitten, ehe wir uns trennen,“ fing ſie wieder an mit mehr Faſſung. „Sie haben einen Handſchuh, den ich Ihnen einſt gegeben habe, und den Sie mir zurückgeben ſollten, wenn Ihnen nicht mehr etwas daran gelegen wäre. Das iſt es, warum ich Sie bitten will.“

„Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, ihn jetzt zu fordern,“ antwortete ich.

„Aber wenn ich Sie inſtändigſt darum bitte“ — —

„Sophie, ein Handſchuh iſt kein Freundſchaftszeichen. Ich will ihn gerade behalten,“ ſagte ich, vielleicht mit etwas Leidenſchaftlichkeit und Bitterkeit, „ich will ihn gerade behalten zum Beweiſe, daß es eine Perſon giebt, die mein Feind iſt, und die mit Vorſatz daran gearbeitet hat, mein Glück zu untergraben — und dieſe ſind Sie.“

Ich weiß nicht, welcher böſe Geiſt mir es eingab, ſo hart zu ihr zu ſprechen in dieſem Augenblick der Trennung; ich war meiner ſelbſt nicht mächtig. Aber ich bereute es bald, als ich Thränen über ihre Wangen rollen ſah. Dieſer Anblick ließ mich Alles vergeſſen — ich hielt ſie noch bei der Hand, da ich ſie durch die Gartenthür hatte hinausführen wollen — ich legte meinen Arm um ihren Leib — ich drückte ſie an meine Bruſt — ich küßte ihre Lippen. —

Sie wand ſich aus meinem Arm; ich glaube, daß ſie ſprechen wollte. Erſt jetzt dachte ich an das Vergehen, deſſen ich mich gegen ſie, die Braut eines Andern, ſchuldig gemacht hatte, und der reuevollſte Verdruß über dieſen raſenden, leidenſchaftlichen Schritt trieb mir das Blut in die Wangen. Schamvoll wandte ich mich um und blickte hinaus über den Zaun, während ich erwartete eine ewige Landesverweiſung zu hören, als Strafe, die ſie über mich ausſprechen würde. — Aber ſie ſchwieg. — Als ich mich wieder umwandte, war ſie verſchwunden. Ich ſah ein hellblaues Hutband flattern zwiſchen den Bäumen tief unten im Gange — — und ich habe ſie nie wieder geſehen. —

Als ich ins Haus kam, hörte ich, daß ſie krank ſei, und zwei Stunden darauf ſaß ich allein in traurigen Gedanken auf einem Wagen, der nach Middelfart rollte. Einige Tage nachher verließ ich Fünen, und ich bin ſeitdem nicht dageweſen. — Aber ich werde noch einmal jenen Ort beſuchen, und werde die kleine Pächtertochter zu der alten rothen Kirchmauer hinführen, um ihr das ſchwarze Kreuz zu zeigen, das ihrer Mutter Grab bezeichnet, und um den Stein zu ſehen, unter welchem des Pfarrers junge Frau begraben liegt, und über welchen der Winter ſchon dreimal ſeine weiße Decke gebreitet hat.“ — —

Alſo endete mein Freund die Confeſſionen ſeiner Schooßſünden. —

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Fünfter Band.

Novellen.

Fünfter Band.

H 1915 981

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Fünfter Band.

Der Kommissionair. Tante Franziska.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der Kommiſſionär.

Als ein junger Menſch von zwanzig Jahren war ich ein rechter Brauſewind. Ich lebte im gegenwärtigen Augenblick, hatte den vergangenen vergeſſen und kümmerte mich nicht im geringſten um den kommenden. Aufgelegt zu allen möglichen dummen Streichen, war ich gleich bereit, mich kopfüber in einen vergnüglichen oder gefährlichen Handel zu ſtürzen, wie es die Gelegenheit gerade mit ſich führte, und ich war ein lebendiger Beweis, daß Sprichwörter nicht unfehlbar ſind; denn wenn man durch Schaden klug würde, ſo hätte ich es längſt ſein müſſen, da ich ſo oft die Zeche bezahlen mußte. Es iſt nothwendig, daß ich dies vorausſchicke; denn womit ſollte ich beſſer das folgende Bruchſtück meines ausgelaſſenen Jugendlebens einleiten können?

Mein Vater hielt es für's Beſte, mich von der Brüderſchaft zu trennen, zu der ich in Kopenhagen gehörte, und ſchickte mich deshalb auf ein Handlungscomptoir nach Hamburg, wo der Principal mich mit Argusaugen bewachte, vermöge ſeiner bekannten ſtrengen Moralität. Als ob es nicht auch in Hamburg luſtige Geſellſchaft gäbe, wenn man nur ſelbſt luſtig iſt! Ehe vierzehn Tage verlaufen waren, hatte ich ſchon dreimal des lieben Mannes Wachſamkeit betrogen und war zweimal gegen Morgen nach Hauſe gekommen, ohne bei einer Schlägerei geweſen zu ſein, Beweis genug, daß ich gute Geſellſchaft ſuchte, wo die Gefahr, Prügel zu bekommen, ſich wie Eins zu Drei verhielt. Indeß hielt das Schickſal ſeine ſchützende Hand über mir, und nach Verlauf eines Jahres kehrte ich eben ſo geſund und munter nach Kopenhagen zurück, wie ich es verlaſſen hatte, nur bereichert mit einer größeren Erfahrung von allerlei luſtigen Streichen, und voll Verlangen ſie in's Werk zu richten.

Ich ſollte natürlich wieder in Comptoirfeſſeln geſchmiedet werden, erhielt jedoch Erlaubniß, einen Monat lang auf dem Lande mir zu Nutze zu machen und einige Oheime und Baſen auf verſchiedenen Seiten von Seeland zu beſuchen. An einem ſchönen Nachmittag im September ſpürte ich einen Bauerwagen aus, der mich die erſten fünf Meilen mitnehmen konnte, und mit meinem Reiſeſack in den Händen ſtand ich in einem Gaſthofe bereit einzuſteigen, als gerade ein Bedienter auf den Hof kam und Gelegenheit nach Kjöge ſuchte.

„Der Mann, der da ſteht, fährt in dieſem Augenblick nach Kjöge,“ ſagte der Hofknecht, oder Stallmeiſter, nach der in den Krügen herrſchenden Rangverordnung.

Der Bediente lüftete den Hut. „Hier iſt ein Brief, und es liegt meinem Herrn viel daran, daß er ſicher nach dem Corporalskrug beſorgt wird, wo ein Wagen auf ihn wartet; aber er kann nicht kommen, denn er iſt krank geworden. Der Kutſcher ſoll den Brief haben, ſonſt wartet er vergebens.“

„Gib her,“ ſagte ich, „ich werde deines Herrn Commiſſionär ſein. Wie heißt er?“

Er nannte einen mir ganz unbekannten Namen, ich ſteckte den Brief in die Taſche und fuhr ab.

Mein gewöhnliches Glück wurde mir diesmal nicht zu Theil. Sonſt pflegte ich nicht eine Meile zu fahren, ohne daß mir ein Abenteuer begegnete; wenigſtens nahm ich einen Fußgänger von der Straße auf, oder myſtificirte einen leichtgläubigen Bauersmann, oder machte mir mit einem koketten Dienſtmädchen zu thun; aber diesmal war ich wie verhext und langweilte mich zum Tollwerden. Die Landſtraße nach Kjöge iſt die gemeinſte von allen möglichen Landſtraßen; die Fußgänger ſind allzu bettelhaft und ſchabig, um ſie mit aufnehmen zu können, die Bauern ſind wahre Kohlenbrenner an Verſchlagenheit, und die Dienſtmädchen ſind entweder häßlich wie die Erbſünde oder verſprochen mit den Knechten, in beiden Fällen völlig ungeſchickt zu dem Amt, das ſie bekleiden. Ich langweilte mich. Um meine Verzweiflung vollſtändig zu machen, ward das eine Pferd lahm, und nun ging es Schritt vor Schritt, eine wahre Schneckenfuhre.

Wer ſich ſchon einmal auf einer Reiſe hinlänglich gelangweilt hat, kann ſich in meine Stelle verſetzen, und wird es nicht unnatürlich finden, wenn ich bald abſtieg und ging, bald wieder in den Wagen kroch, bald aus Verzweiflung ſang, bald vor Ingrimm pfiff, bald die Hände in die Taſchen ſteckte und mit meinen Schlüſſeln ſpielte, bald ſie wieder herauszog, um meinen Frack auf- und zuzuknöpfen. Dieſe Ungeduld ging zuletzt auch auf den fremden Brief über, der ſo oft hin und her gekramt war, daß er, wie ich zu meinem Schrecken entdeckte, mehr einem Wiſch, als einem Brief ähnlich ſah. In dieſem Zuſtande ließ er ſich nicht abgeben, er hing kaum noch zuſammen. Was war hier anders zu thun, als den Sinn des Inhalts herauszubuchſtabiren, und dieſe dem Kutſcher mündlich mitzutheilen; zum Glück wußte der Eigenthümer nicht, wer ich war. Da ſieht man, was die Verantwortlichkeit für eine köſtliche Schutzwehr der menſchlichen Tugend iſt.

Mit Hülfe der Conjecturalkritik brachte ich es endlich heraus, daß der Brief ſo geleitet haben mußte:

„Lieber Oheim!“

„Ich habe Ihr geehrtes Schreiben vom fünften dieſes richtig empfangen und ſehe daraus, daß mein Vater Ihnen meine Ankunft zu Kopenhagen auf dem Dampfſchiffe gemeldet hat, und daß Sie ſo gütig ſind, Ihren Wagen auf mich warten zu laſſen am elften Nachmittags um ſieben Uhr beim Corporalskrug, um mich zu Ihnen zu befördern. Eine heftige Erkältung, die ich mir bei der Ueberfahrt zugezogen habe, nöthigt mich, das Zimmer zu hüten, und ich muß meinen Beſuch bei der lieben unbekannten Familie um acht Tage aufſchieben. Indem ich Ihnen dieſe Verzögerung melde, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen zu bezeugen, wie ſehr mich dies ſchmerzt, und füge viele Grüße an meine ſchönen Couſinen hinzu u. ſ. w. u. ſ. w. einige höfliche Redensarten in pedantiſchem Styl, unterzeichnet Ihr ehrerbietiger Karl."

Das heißt kurz und gut, er kommt erſt in acht Tagen und entſchuldigt ſich mit Schnupfen; das kann man dem Kutſcher mit wenigen Worten ſagen. Herr Gott, wie viel Papier könnte doch geſpart werden, wenn die Leute ihre Vernunft brauchen wollten! Mit dieſen Betrachtungen warf ich die Fetzen des Briefes zum Wagen hinaus, und bald mußten ſie ganz unleſerlich werden, denn es regnete ziemlich ſtark, eine Verdrießlichkeit mehr; aber das Unglück kommt ja nicht einzeln, nach dem Sprichwort, das Glück dagegen ſelten doppelt.

Endlich näherten wir uns dem Corporalskrug, als der Erdboden anfing zu ſchwimmen. Es war ſchon acht Uhr, und beinahe dunkel. Im Wagenſchauer hielt eine kleine Kutſche, die Pferde waren vorgeſpannt und ſtampften vor Ungeduld in den Trab zu kommen. Des Glückes Gaben ſind ungleich vertheilt, dachte ich, indem ich meine elende Fuhrgelegenheit betrachtete, mit der ich auf meines Oheims Pfarrhof erſt ſpät in der Nacht anlangen konnte. „Wem gehört der Wagen?“

„Dem Juſtizrath von Dienhof,“ antwortete der Kutſcher. Das lag nur eine Meile von meinem Oheim.

„So biſt du es, der auf einen Herrn von Kopenhagen wartet? ſagte ich.

„Na, ſind Sie der Herr? So können wir gleich fahren. Ich bin mit den Pferden eingekehrt, und trocknes Wetter bekommen wir doch heut Abend nicht mehr,“ ſagte der Kutſcher.

Topp! dachte ich, der Einfall iſt ſo übel nicht. Ich komme trocken weiter, ſteige bei dem Hofe aus, oder bringe ſelbſt meinen Beſcheid als ordentlicher Commiſſionär; Nachtherberge giebt man allenthalben auf dem Lande, und morgen bei Zeiten wandere ich zu Fuß zu meinem Oheim. So war doch die Reiſe nicht ohne Abenteuer.

Es iſt behaglich, ſich von einem naſſen, harten, ſchrittgehenden Bauerwagen in einen trockenen, weichen Wienerwagen zu ſetzen, mit dem man in raſchem Trab fährt; ich gab deshalb der Verſuchung nach, und ſtieg ein, indem ich den Pedanten beneidete, der ſo bequem zu ſchönen, unbekannten Couſinen reiſen konnte, ich, der ich weder Equipage, noch Couſinen hatte. So zu Hauſe auf dem Sopha zu bleiben, und ſich den Schnupfen zu curiren; ich hätte es an ſeiner Stelle nicht gethan. Die drei Meilen verſtrichen ſehr ſchnell, als ob es nur eine wäre, denn die beiden letzten brachte ich in tiefem Schlafe zu, in den mich der Wagen eingewiegt hatte. —

Plötzlich hielt der Wagen an. Bei dieſem Ruck erwachte ich, ohne mich recht beſinnen zu können, wo ich war; die Thüre ward aufgeriſſen, Lichter und Stimmen rund umher verdutzten mich noch mehr, und man zog mich beinahe aus dem Wagen. „Da iſt er, der Vetter Karl!" tönte es, und der Kreis ward immer dichter um mich. Ich war alſo in Dienhof.

Ich wollte mich eben meines Auftrags in den beſtgewählteſten Ausdrücken entledigen und um Verzeihung bitten, daß ich es mir erlaubt habe, ihn ſelbſt zu überbringen, ſtatt den Kutſcher ihn ausrichten zu laſſen, als ich eine kleine niedliche Couſine erblickte, die den Kopf zwiſchen die Anderen hindurchſteckte. Wie hüſch war ſie! Man hätte Naſe und Mund aufſperren mögen. Das that ich denn auch redlich; aber darüber verſäumte ich den Augenblick, und ehe ich es ahnte, hatte ich ſtillſchweigend die Bewillkommungsgrüße der lieben Familie als Vetter Karl angenommen, ich, der ich nur ſein unwürdiger Commiſſionär war. Benahm ich mich nicht gut dabei?

Der Juſtizrath führte mich gleich in das Speiſezimmer, und wir gingen zu Tiſche, gleichſam als hätten ſie nur auf meine hohe Ankunft mit dem Eſſen gewartet. Ich wußte nicht, wo ich hinſollte aus Verlegenheit; mit jedem Augenblick ward meine Lage peinlicher, meine gute Laune war verſchwunden, und meine gewöhnliche Freimüthigkeit

— ach, jetzt vermißte ich ſie, wo ich ſie am meiſten nöthig hatte.

Wir ſpeiſten ganz en famille; es war Niemand da, als der Oheim, ſeine Frau, eine freundliche, hübſche, alte Tante gegen die Funfzig, Couſine Henriette, welche blaß und wortkarg war, aber anziehend ausſah, Couſine Johanne, die kleine niedliche Amorine, die mein Unglück veranlaßt hatte, und Vetter Thomas, ein halbgewachſener Burſche von zwölf Jahren, mit den zu dieſem Alter gehörigen langen Armen in kurzen Aermeln. Aus bloßer Verlegenheit nahm ich ſo viel zu mir, als ob ich in vierzehn Tagen keine Speiſe geſehen hätte, und bei jedem Glaſe, das ich hinunterſtürzte, entwarf ich einen Plan nach dem andern, um aus der Schlinge zu entwiſchen, in welche mich mein Leichtſinn gebracht hatte.

„Das gefällt mir, Vetter," ſagte der Juſtizrath, als er zum fünften Mal meinen Teller füllte, „ein junger Menſch muß ſich ſatt eſſen, ohne ſich Gewalt anzuthun; bei mir ſoll jeder thun, als ob er zu Hauſe wäre. Ich kann es vor meinem Tod nicht leiden, wenn die Leute daſitzen und daran herumſtechen, als ob's ihnen nicht gut genug wäre. Noch ein Glas auf die glückliche Heimkehr! So! das iſt's, wie ich's gern habe. Bis auf den Boden, das iſt ordentlich! Es freut mich, daß du gelernt haſt, Beſcheid zu thun. Als Junge hatte es den Anſchein, als ob du ein verkümmertes Mutterſöhnchen werden würdeſt; aber elf Jahre können einen Menſchen verändern."

Ich trank auf meines Vaters und meiner Mutter Geſundheit, brachte einen Spruch aus auf das Wohl der ganzen Familie und in specie der Couſine Henriette, wozu mich der Juſtizrath ſelbſt veranlaßte; er gab mir einen Wink, als ob wir d'accord mit einander wären, aber die Couſine nippte kaum aus ihrem Glaſe, und war nicht ſo gütig, mir auch nur einen einzigen Blick zuzuwenden; ja dieſe Auszeichnung ſchien ihr nicht einmal zu behagen. Couſine Hannchen, welche mir gegenüber ſaß, füllte mein Glas jedesmal, wenn es leer war, und endlich hatte ſie ſo oft eingeſchenkt, daß ich ganz benebelt war.

„Und nun zu Bette, Kinder!" ſagte der Juſtizrath; „es iſt ſchon ſpät. Morgen iſt Zeit genug, zu hören, was uns der Vetter Alles zu erzählen hat."

Ich wollte mir eben eine Unterrredung mit ihm ausbitten, aber der Augenblick ging unbenutzt vorüber, im nächſten war es nicht mehr möglich. Die Familie beurlaubte ſich, der Diener wies mir mein Zimmer an, und überließ mich meinen Betrachtungen. — Eines ein und zwanzigjährigen Windbeutels Betrachtungen! Du haſt Recht, lieber Leſer, ſie waren in der That nicht viel werth. Johanna's niedliches Geſicht und des Juſtizrathes Wein hatten mich wirr im Kopfe gemacht, ich eilte zu Bette und dachte mit jenem thebaniſchen Tyrannen: Ernſte Geſchäfte auf morgen! —

Aber ich konnte doch nicht einſchlafen, das Gewiſſen plagte mich — es wacht in der Regel, wenn Andere ſchlafen — und zwang mich unbarmherzig, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Endlich brachte es mich ſo weit, daß es mich aus dem Bette trieb und mir den Gedanken einflößte, die Flucht zu ergreifen. Es überredete mich zu glauben, es ſei beſſer, aus dem Fenſter zu ſpringen, und mit dem Ränzel auf dem Rücken meines Oheims Wohnung aufzuſuchen, als morgen wie ein Windbeutel behandelt zu werden, wie ein Schmarotzer, der ſich einen Wagen und ein Abendeſſen zu Nutze macht — dies Letzte bewegte mich ſehr; denn es griff meine Ehre an. So denkt man, wenn man ein und zwanzig Jahre alt iſt.

Es regnete nicht mehr; aber es war ſtockfinſter. Die Dunkelheit würde mein Vorhaben begünſtigt haben. „Dunkel für Ferſen und dunkel für Zeh'n, ſo daß ich von Niemand würde geſehn," dachte ich; aber wie ſollte ich den Weg nach dem fremden Orte finden? Ich hätte, bis es tagte, wach bleiben, mich wegſchleichen, und die Familie nach dem Vetter ſuchen laſſen können, bis der richtige mit ſeinem Schnupfen fertig war. Aber Hannchens niedliches Geſicht — würde ich dann nicht wieder geſehen haben. — Nein! Es war ſchon toll genug, wie es war, aber zu bleiben war doch das Tollſte.

Ich machte das Fenſter nur halb zu und ſetzte mich in voller Kleidung daran, um auf den erſten Tagesſchimmer zu warten. Es war noch lange bis dahin, es hatte eben erſt halb Eins geſchlagen. Wie ich ſo ſaß, und mich über mich ſelbſt ärgerte, hörte ich etwas unter dem

Fenſter ſich rühren und einen Augenblick nachher in dem Laube draußen. Es war Einer, der in den Baum ſtieg, aber mich wollte er nicht beſuchen, denn er ſtieg mir über den Kopf weg, und war kaum in gleiche Linie mit dem Fenſter des obern Stockes gekommen, als dies ſich ganz leiſe öffnete. Ein Stelldichein alſo!

Es iſt doch ein Glück, ein zartes Gewiſſen zu haben; ohne dieſes würde ich mich auf's Ohr gelegt haben, ohne zu erfahren, was draußen vorging. Aber wer kann es ſein? Vetter Thomas, ſollte der, trotz ſeiner zwölf Jahre, ſchon einem der Mädchen den Hof machen? — Wir wollen horchen.

„Um Gottes willen, mach' kein Geräuſch!" ſagte eine flüſternde Stimme im Fenſter; „er iſt angekommen, er ſchläft hier gerade unter mir, er kann kaum eingeſchlafen ſein."

„Das Licht iſt ſchon vor einer halben Stunde ausgelöſcht," antwortete die Stimme im Baume, „ſolch ein Murmelthier hat keine Urſache zu wachen."

Ein Murmelthier! Daß Dich! Als ob ich nicht eben ſo wach war.

„Lieber Guſtav, denke dir meine Qual!" fuhr die Stimme im Fenſter fort. „Mein Vater trank meine Geſundheit über Tiſche, und ich mußte mit ihm anſtoßen. Gott, wie verabſcheue ich den Menſchen! Morgen wird er vielleicht anfangen, mich als ſeine Braut zu behandeln, mein Vater wird ihm jeden Vorſchub leiſten, das weiß ich gewiß, und er wird mich vermuthlich dutzen und mir Geſchenke machen. O Gott, wie unglücklich bin ich!“

„Siehſt du, liebſte Henriette, das iſt die Folge unſerer Heimlichkeit! Hätten wir bei Zeiten geſprochen, ehe der verwünſchte Vetter kam, ſo hätte dein Vater ſich vielleicht bewegen laſſen, dieſes dumme Kinderverlöbniß aufzuheben.“

„Nein, nein, das hätte er nicht gethan!“ antwortete jene, „er hängt zu ſehr an ſeinem Bruder, und er wird Alles thun, um das Verſprechen zu halten, das ſie ſich vor elf Jahren auf Koſten ihrer Kinder gegeben haben.“

„Daß der Menſch ſich nur unterwegs den Hals gebrochen hätte! Aber ſo ein Kerl kann die Welt rundum reiſen, ohne daß ihm das geringſte Unglück zuſtieße,“ ſagte Guſtav. „Indeß er iſt nun einmal hier, ſo will ich ihn doch zeitig genug wieder fortbringen, ich fange Händel mit ihm an, ich fordere ihn heraus, er ſoll ſich mit mir ſchlagen; er oder ich, einer von uns ſoll Platz machen.“

„Gott behüte uns, lieber Guſtav,“ ſagte meine Couſine, „wie kannſt du mich doch mit ſolchen Worten betrüben? Bin ich nicht unglücklich genug? Willſt du den Kummer noch vermehren, der mich beinahe [illegible] Boden drückt? Ueberall ſeh' ich nur Unglück und Verzweiflung, nirgend Troſt, nirgend Rettung.“ —

Die arme Henriette weinte, ich konnte hören, wie tief ſie Athem holte aus der beklemmten Bruſt. Armes Mädchen! Nun begriff ich, warum ſie blaß und ſtille geweſen war. Ich war ja mit ihr verlobt.

„Vergieb mir, mein theures Mädchen, ich weiß ſelbſt ja kaum, was ich ſage! Tröſte dich, weine nicht, der Himmel wird uns nicht verlaſſen, wir werden noch Mittel finden, deinen Vater umzuſtimmen; kein vernünftiger Menſch kann ſich auch eine Frau erzwingen wollen. Mit ihm wollen wir darum ſchon fertig werden, er muß ſelbſt zurücktreten."

„Ach, Guſtav, in der Abſicht iſt er nicht hergekommen. Sein Vater ſchrieb ausdrücklich, daß er käme, um ſeine Rechte wieder zu erneuern — und daß - daß wir einander kennen lernen ſollten vor der Hochzeit. Wir wären ja ſeit elf Jahren verlobt, ſchrieb er, ſo wäre es ja wohl Zeit — nein, ich kann nicht daran denken, ohne zu verzweifeln."

„Wie ſieht er denn aus? Iſt er hübſch? Wem ſieht er ähnlich?"

„Er ſieht ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich, wie er als Knabe war, er hat ſich ganz verändert, er iſt hüſcher geworden, er iſt in der That ein ſchöner Menſch."

Das Mädchen hat Geſchmack, dachte ich, könnte ich ihr nur helfen!

„Hübſch, ſchön! Ich gratulire, Fräulein! Man gewöhnt ſich nachgerade an hübſche Leute und endlich findet man ſich in die Nothwendigkeit, nicht wahr?" Der

Liebhaber zog ſich in ſeinem Schmerz unter das Laubdach zurück, daß der ganze Baum bebte.

„Guſtav, war das dein Ernſt?“ ſagte Henriette mit einer Stimme, welche einem Stein hätte zu Herzen gehn müſſen, wenn er eins hätte.

„Liebe, liebe Henriette! Engel von Geduld!“ Er ſtreckte ſich lang heraus aus dem Laube, ſo daß ich glaube, er ergriff ihre Hand und küßte ſie.

„Nein, du haſt in Wahrheit keinen Grund, auf ihn eiferſüchtig zu ſein“, fuhr das Mädchen fort, „denn man vergißt ſeine Schönheit ganz, wenn man ſieht, wie ungeſchliffen er iſt; man ſollte kaum glauben, daß er unter gebildeten Leuten geweſen ſei; er ißt wie ein Dreſcher und du hätteſt nur ſehen ſollen, wie er trank. Johanne hatte ihr Vergnügen daran, ihm einzuſchenken, ich glaube, daß er allein für ſein Theil zwei Flaſchen zu ſich nahm. Und dabei ſprach er kein Wort. — Nein, er iſt mir gräulich, der Menſch! Aber der Vater ſcheint ihm gut zu ſein und lobte ihn, als er zur Thür hinaus war. Lieber Guſtav, was ſind wir doch unglücklich!“ —

Sollte ich den Makel auf mir ſitzen laſſen? Ungeſchliffen, Freſſer und Trunkenbold! Und Couſine Hannchen hatte ihren Spaß mit mir getrieben. Seh mir doch Einer die Dirne mit dem niedlichen Geſicht! Ich war in der That gut angeſchrieben.

„Ich will mit deinem Vater morgen ſprechen“, ſagte Guſtav nach einigem Bedenken, „er hat dich lieb, er wird nicht taub ſein gegen unſre Bitten, und Unmöglichkeiten von dir verlangen. Was kann er gegen mich einwenden? Ich werde bald im Stande ſein, eine Frau zu erhalten, meine Familie ſteht mit der ſeinigen in gleichem Range, mein Vater iſt nicht unvermögend, und meine Stellung wird jedenfalls ſo werden, daß ich jede billige Forderung befriedigen kann, die er an mich macht. Verſage mir nicht länger deine Einwilligung, liebe Henriette, laß uns unſre Liebe ihm nicht länger verheimlichen, Alles wird noch gut werden."

„Ach, Guſtav, du kennſt meinen Vater nicht; er wird mit Strenge darauf beſtehen, daß ich mein Verſprechen halten ſoll. Ein Verſprechen iſt ihm heilig, er hat noch nie eins gebrochen. — Damals, als ich es gab, war ich ein Kind, ich habe den glatten Goldring getragen, ohne es zu ahnen, daß er ein unzerbrechliches Glied in der Kette ſei, die mich an ein kummervolles Leben ſchmieden würde. O Gott, erbarme dich doch meiner!"

„Verzweifle nicht an ſeiner Hülfe, theures Mädchen, er wird ſeine Hand über uns halten, wenn alle Andere uns verlaſſen."

Die betrübten Liebenden flüſterten ſo leiſe, daß ich nichts verſtehen konnte; ſie tröſteten ſich gegenſeitig. Der erſte Tagesſchimmer gab den Wipfeln der Bäume und den Giebeln der Nebengebäude einen ſchwachen Umriß, die Zeit zur Flucht war nahe, doch mußte Alles erſt ruhig ſein; ich packte in der Stille meine Sachen zuſammen.

Das Zwiegeſpräch dauerte noch fort; ungeduldig näherte ich mich wieder dem Fenſter. „Wie lange bleibt er hier?" fragte Guſtav.

„Ich weiß es nicht; vielleicht nur einige Tage. Ach, er bleibt doch mein einziger Troſt", antwortete Henriette. „Morgen will ich allein mit ihm ſprechen, es muß zu einer Erklärung kommen. Ich will ihm ein Stelldichein im Garten geben, wenn du mir verſprechen willſt, nicht eiferſüchtig zu werden", fügte ſie mit einer Schalkhaftigkeit hinzu, die ihr niedlich ſtand, wenigſtens bildete ich es mir ein.

„Es iſt hart, daß mein Nebenbuhler mein Nothanker ſein ſoll", ſagte Guſtav. „Wohlan, ſprich mit ihr, aber iſt es vergebens, ſo — nicht wahr, theures Mädchen, ſo" —

„So verſprech' ich dir — — aber was war das? Mich dünkt, es rührte ſich. Um Gottes Willen, geh! Laß Niemand dich hier erblicken!"

„Auf morgen Nacht, um ein Uhr. Schlaf' wohl, Henriette!" — Ein Kuß — auf die Hand oder auf den Mund? —

„Nimm dich in Acht — — Morgen Nacht — — Leb' wohl!"

Der treue Schäfer ſtieg von Aſt zu Aſt mit einer Fertigkeit, welche bewies, daß er dieſen Weg ſchon oft gemacht hatte; als er unten war, hörte ich, daß das Fenſter zugemacht wurde.

Nun war die Reihe an mir, in den Baum zu ſteigen. Guſtav hatte mir den bequemſten Weg gezeigt, aus dieſer Schlinge zu entſchlüpfen. — Was iſt das nur für ein Burſche, dieſer Guſtav? — — Arme Henriette, die auf ihre eigne Hand gewählt hatte und doch mit einem Menſchen zuſammengeſchmiedet werden ſollte, der einen Brief in das Haus ſeiner Geliebten mit den Worten anfängt: „Ich habe richtig Ihr Geehrtes vom fünften dieſes empfangen", und der zu Hauſe bleibt fern von einem ſolchen Mädchen, blos weil er ein bischen Schnupfen hat. Es iſt doch eine verwünſchte Welt, in der wir leben. — Es wird heller und heller — und heute wollte ſie mit mir ſprechen, ich war ihr einziger Troſt, es ſollte zu einer Erklärung zwiſchen uns kommen bei einem Stelldichein im Garten — der Teufel hole den, der davon läuft bei ſo guten Ausſichten! — Aber — ach was! Niemand kennt mich, der eigentliche Vetter kommt erſt in acht Tagen — — ich kann ſchon noch einen Tag bleiben auf ſeine Rechnung. Ich bin Fataliſt, das Schickſal hat mich hergeſandt, es wird mir weiter helfen — — ich verlaſſe Henrietten nicht — — auch will ich mich rächen an der kleinen Mamſell Hannchen, die mich unter den Tiſch trinken wollte; ich will der ganzen Familie beweiſen, daß ich feine Lebensart in Hamburg ſtudirt habe und weder ein Klotzmichel, noch ein Freſſer, noch ein Saufaus ſei. Es iſt eine Ehrenſache! Ich bleibe. — Aber wenn ſie mich nun examiniren? Hm! Im ſchlimmſten

Falle laſſ' ich nur einen Ränzel und ein Stück Leinwand im Stiche, mache mir ein Geſchäft draußen und entfliehe; — aber das hat keine Noth — indeſſen hab' ich das Terrain ſondirt, denn jetzt weiß ich ja nicht einmal, ob ich rechts oder links zu gehen habe. Und heute Abend — dann gute Nacht, meine verehrte Familie, und Dank für gute Bekanntſchaft! Während die Anderen ſchlafen und Stelldicheins haben, verſchwinde ich, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Das wird etwas zu ſprechen geben bis Weihnachten. — Nein, ſeht mir nur die Mädchen an, die intriguanten kleinen Teufel! Aber wartet nur, ich werde mit euch intriguiren.

Während dieſes Selbſtgeſpräches hatte ich mich wieder ausgekleidet und zu Bette gelegt, und bald ſchlief ich ſo feſt, als ob ich hier von Rechts wegen läge und der verhaßte Vetter ſelbſt wäre. —

Aber als ich den nächſten Morgen zum Thee gerufen wurde, war mir anders zu Muthe. Der Rauſch war ausgeſchlafen, der Verſtand erwacht, die Gefahr folgte mir auf der Ferſe wie ein böſer Geiſt, und ich wäre ſicherlich noch davon gelaufen, wenn der wohldreſſirte Diener mich einen Augenblick mir ſelbſt überlaſſen hätte. Endlich mußte ich mich in das Speiſezimmer führen laſſen, und als ob die Bühne meiner Proſtitution wieder Leben in mich brächte und mich aufforderte, den Makel des geſtrigen Tages auszutilgen, fand ich meinen alten Freimuth und Leichtſinn gerade auf der Thürſchwelle wieder.

Ich ging zu ihnen Allen und gab ihnen die Hand, und da ich nun wußte, daß ich mit Henrietten verlobt war, küßte ich ihr die Hand mit aller möglichen verliebten Galanterie. Das arme Mädchen ſah aus, als ob ſie in die Erde ſinken ſollte, und ich ward über und über roth, denn es fiel mir ein, daß ich mich einſtellte ohne Verlobungsring. Henriette trug dagegen den glatten Goldring, aber er war beinahe verdeckt von einem andern Ringe mit einem einzigen emaillirten Vergißmeinnicht. Sollte ſich der nicht herſchreiben von dem unbekannten Guſtav?

„Wie geht's dir, mein Kind?" fragte der Juſtizrath. „Sie hat in der letzten Zeit ein bischen gekränkelt, ſie ſieht ſchlecht aus und hat keinen Appetit. Das kommt von den verwünſchten Nervenzufällen, womit die jungen Mädchen der jetzigen Zeit es zu thun haben."

Henriette verſicherte, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde. Daß weder Mutter noch Schweſter nur halb ſo ſehr im Geheimniſſe waren wie ich, ließ ſich vermuthen. Hatte doch keine von Beiden Nachts zwiſchen zwölf und drei Uhr im offnen Fenſter geſeſſen.

Zu Anfang ging Alles trefflich; die Unterhaltung drehte ſich um Wind und Wetter, aber dann ging es zum Unwetter über.

„Na, Vetter, erzähle mir etwas von den Alten drüben! Wie geht's meinem Bruder?"

„Gut, Oheim, er iſt munter."

„Aber ſein Podagra, das ſetzt ihm doch arg zu,“ wendete der Juſtizrath ein.

„Ja das Podagra — — nun das iſt er gewohnt.“

„Und deine Mutter?“

„Auch gut. Sie werden nur jeden Tag älter.“

„Das geht uns Anderen auch ſo. Und Tante Abelone? Wie geht es der?“

„Auch gut, Oheim.“

„Was, auch gut? Mit anderthalb Beinen? Das wäre der Teufel!“

Weh mir, da war ich gut angekommen. „Ja, das heißt, ſo gut — — ſo gut, wie man mit anderthalb Beinen ſich befinden kann“, ſtammelte ich. In Wahrheit, ich nahm den innigſten Antheil an Tante Abelonens Unglück.

„Da höre mir nur Einer den Brauſewind! Ein halbes Bein mehr oder weniger gilt ihm als eine Kleinigkeit.“

Diesmal zog das Gewitter vorüber, aber bald kam ein neues. Kaum war der Thee getrunken, als mein guter soi-disant Oheim verlangte, daß ich ihm lang und breit von der neuen Wechſelwirthſchaft erzählen ſolle, die mein Vater auf ſeinen Gütern eingeführt hätte, von denen ich nicht einmal wußte, wo ſie lagen. Aber diesmal half ſeine Frau mir, indem ſie meinte, daß wir von dergleichen ſprechen könnten, wenn wir zuſammen ins Feld oder auf die Jagd gingen, ſie frage nichts danach, landwirthſchaftliche Einrichtungen zu hören.

„So können wir das ein andermal abhandeln“, ſagte der Juſtizrath. „Aber erzähle uns etwas von deiner Reiſe, das macht den Frauenzimmern mehr Vergnügen. Du biſt ja in Paris und in Berlin und in Wien geweſen, und in vielen anderen Städten; ein ſo vielgereiſter Mann muß ja einen ganzen Monat erzählen können, ohne daß es ihm an Stoff fehlt.“

Da ging es mir, wie es dem Heinrich ging im „König Salomo und Jürgen Hutmacher“; ich hatte mir auch daran genügen laſſen, Paris und Berlin in Kupferſtichen zu ſehen. Und nun ſollte ich erzählen Thatſachen! Ich beſann mich auf eine gute Lüge.

„Na, Vetter, du brauchſt dir übrigens keine Gewalt anzuthun. Wenn du nicht Luſt haſt, ſo laß es ſein, mein Junge! In meinem Hauſe ſoll Jeder ſeine Freiheit haben. Ich war einmal vor manchen Jahren in Hamburg und als ich nach Hauſe kam, mußte man mich beinahe zwingen, mit Erzählen aufzuhören; aber jetzt iſt das wohl nicht mehr Mode, von dem zu erzählen, was man geſehen hat.“

Das half. Hamburg kannte ich ſo gut wie meine eigenen Taſchen, und nun ging es mir beinahe wie dem Oheim nach ſeiner Reiſe; ich fand kein Ende in meinen Hiſtorien. Es machte dem alten Manne Vergnügen, von den Veränderungen erzählen zu hören, welche die große

Stadt ſeit ſeiner Jugend erfahren hatte; er dachte ſie ſich noch immer von Wall und Gräben umgeben; ich machte mich ſo intereſſant wie möglich. Vetter Thomas ſetzte die Ellbogen auf den Tiſch und lachte aus vollem Halſe, die Tante legte bisweilen ihr Strickzeug nieder, um die Bleiſtiftzeichnungen zu betrachten, womit ich meine Berichte begleitete, Couſine Henriette ſah mich weniger ſauer an als zuvor, und Johanne, die kleine niedliche Johanne, wegen der ich mich eigentlich ſo anſtrengte, war unerſchöpflich in Fragen über die hamburgiſchen Damen, Moden und Theater. Zum Glück waren alle dieſe Dinge Gegenſtände meines eifrigſten Studiums geweſen.

„Ich wußte wohl, daß, wenn er erſt den Mund aufthat, wir genug zu hören bekommen würden. Wie lange warſt du in Berlin?“ fragte der Juſtizrath.

„Halt, Oheim! Wir ſind noch in Hamburg und ich habe Ihnen noch viel davon zu erzählen. Man muß Ordnung halten. Heute erzähle ich partout nichts Anderes als von Hamburg; morgen reiſen wir nach Berlin.“ — Ja, paß nur auf morgen, dachte ich; komme ich heute durch, ſo verlange ich nichts mehr.

„Meinetwegen,“ antwortete der Juſtizrath, „da du ſo gute Gründe für dich anführſt. Ich bin ſelbſt ein Liebhaber der Ordnung, und hier geht Alles nach dem Glockenſchlag. Vormittag macht Jeder, was er will, um zwölf Uhr verſammeln wir uns zum Frühſtück, um drei Uhr eſſen wir zu Mittag. Vergnüge dich inzwiſchen, ſo gut du kannſt; hier zur Seite ſind die Bücher, da drinnen hängen die Gewehre, und im Stall ſind die Pferde; thu, als wenn du zu Hauſe wärſt, und ſorge für dich ſelbſt."

„Ich will einen Gang in den Garten machen," ſagte ich mit einem Blick auf Henriette, mit einem von jenen Blicken d'intelligence, wovon ich mir Viel verſprach. Sie ſah ihn aber gar nicht, und ich war genöthigt zu bemerken, daß ich fremd ſei und den Weg nicht wiſſe. Aber auch dieſe Aufforderung beachtete ſie nicht — und wir ſollten doch ein Stelldichein haben, und das je eher je lieber.

„Fremd?" ſagte der Oheim;" „nun ja in elf Jahren läßt ſich Viel vergeſſen, das iſt wahr. Damals warſt du — laß ſehen — — nun du biſt drei und zwanzig — — zwölf Jahre, wer hätte damals geglaubt, daß ein ſolcher Brauſewind aus dir werden würde. So weiſt ihn zurecht, Kinder. Thomas ſoll leſen, meine Frau hat Anderes zu thun. Henriette muß" . . .

„Ich bin nicht ganz wohl, lieber Vater, ich habe gewaltiges Kopfweh," ſagte die arme geängſtete Henriette; ſie ſah wirklich danach aus, ſo blaß war ſie, und die Augen brennend roth.

„Frauenzimmerzufälle," ſagte der Juſtizrath ärgerlich, und ſchüttelte den Kopf. „Es kommt dir aber zu, — — na, das gibt ſich wohl bei näherer Bekanntſchaft," fuhr er fort, „das Herzklopfen kennen wir ſchon." Die letzten

Worte waren an mich gerichtet. Ich nickte, als ob ich ſagen wollte: sat sapienti.

„Haſt du auch Kopfweh, Johanne? Biſt du auch nervenſchwach? Oder kannſt Du die Morgenluft vertragen, mein Kind?" fragte er. Ich ſah den kleinen Schalk freundlich an.

„Ja, ich kann ſchon die Morgenluft vertragen," ſagte ſie lachend.

„So nimm dich Vetter Karls an, und zeig' ihn im Garten und Wäldchen zurecht, und vergiß nicht die ſchöne Ausſicht vom Schaukelberge." Der Juſtizrath reichte mir die Hand und ich drückte ſie mit wahrer Erkenntlichkeit. „So geht, Kinder!"

„Nun, Vetter!" ſagte Johanne. „Werden wir uns denn dutzen oder ſiezen, das müſſen wir vorweg abmachen."

„Dutzen, Gott im hohen Himmel, dutzen!" brach ich aus, „ſonſt wär' ich ja gar kein ordentlicher Vetter, nicht wahr, Oheim?"

„Du biſt von meiner Art Leute, mein Junge! Allzeit luſtig! iſt mein Wahlſpruch. Na, das freut mich, daß du dich nicht von dem ſteifen deutſchen Weſen da drüben haſt anſtecken laſſen. Dein Vater wußte nicht genug davon zu ſagen, wie ernſt du warſt; aber das haſt du auf Reiſen wieder abgeſchüttelt, wie ich merke."

In meiner Freude über den bevorſtehenden Spaziergang vergaß ich Henrietten pflichtmäßig auf Wohlbefinden die Hand zu küſſen. Als ich ſchon in der Thür war, fiel es mir plötzlich ein; gleich wandte ich mich um und entledigte mich meiner Schuldigkeit mit beſtmöglichem Anſtand, indem ich ihr gute Beſſerung wünſchte. Die Anderen lachten. Selbſt Henriette konnte ſich nicht enthalten zu lächeln, ſo poſſierlich hatte ich mich wahrſcheinlich dabei benommen.

Darf ich fragen, ob ich nicht Recht hatte, wenn ich zu Anfang ſagte, daß ich ein gewaltiger Windbeutel war? Ich glaube: ja. Aber was wirſt du ſagen, lieber Leſer, wenn du erfährſt, daß ich wirklich mit der kleinen niedlichen Johanne in Garten und Hain luſtwandelte? Ich, ihr falſcher Vetter, ich, der ich ins Zuchthaus hätte geſetzt werden müſſen, weil ich unter fremdem Namen mich in eine achtbare Familie einzuſchleichen wagte, ich, der ich ein Poſtvergehen begangen und die Heiligkeit des Briefſiegels verletzt hatte, — ich wanderte Arm in Arm mit des Juſtizraths Tochter, der kleinen, einnehmenden, unſchuldigen, engliſchen Johanne, ich, der ich zum wenigſten mit allen Hunden vom Hofe hätte weggejagt werden müſſen! — Nein, es geht nicht nach Recht und Gerechtigkeit in dieſer Welt! —

Wenn ich meine Begleiterin betrachtete, erſchrak ich beinahe ſelbſt über meine Frechheit. Denke dir das Weſen, das du am höchſten auf dieſer Erde liebſt und die du nur mit Herzpochen anſehen kannſt, an die du mit Entzücken denkſt, die der Gegenſtand deiner Träume im Wachen und im Schlafen iſt — ſo, grade ſo ſah Johanne aus in ihrem lichtrothen Ginghamsmorgenkleide mit einem kleinen blauen Tuche um den Hals und einem weißen Cambrikhut. Sie war göttlich! —

Wir liefen umher wie die Kinder, pflückten Blumen, um einander die botaniſchen Namen mitzutheilen, ſammelten eine ganze Hand voll, um ein Herbarium anzulegen, und warfen ſie wieder weg, um einem bunten Schmetterling nachzujagen. Dann gingen wir langſam und ſinnig, Johanne erzählte mir tauſend Kleinigkeiten, wovon der neue Vetter unterrichtet werden mußte, und ich bildete mir zuletzt ein, daß ich der wirkliche Vetter Karl ſei. Mit Vergunſt aller Mädchen, Johanne war die niedlichſte ihres ganzen Geſchlechts; einen ſo natürlichen Takt, ſo viel Anmuth und Unſchuld findet man weder in Kopenhagen noch in Hamburg — nur auf Dienhof.

„Es iſt auch recht einfältig, daß Henriette nicht mitgegangen iſt,“ ſagte ſie. „Aber morgen wird wohl das Kopfweh aufgehört haben.“

Ich verſicherte ihr, daß ich Henriettens Geſellſchaft nicht vermißte, wenn ich die ihrige hätte.

„Und ſo ſpricht ein Bräutigam, der ſich in elf Jahren nicht hat ſehen laſſen?“ ſagte Johanne.

„Henriette ſah nicht aus, als ob ſie ſich über meine Ankunft freute.“

„Das mußt du ihr nicht zurechnen. So iſt ſie ſchon einen ganzen Monat wenigſtens geweſen; ſie iſt bisweilen melancholiſch, aber das geht immer wieder vorüber. Es liegt in ihrem Charakter; dafür iſt ſie auch weit beſſer als ich, oder irgend ein Anderer von meiner ganzen Bekanntſchaft. Du glaubſt gar nicht, wie gut ſie iſt.“

„Aber ich brauche eine luſtige Frau, denn ich bin ſelbſt ſtets luſtig,“ wendete ich ein.

„So haben wir dich uns gar nicht vorgeſtellt,“ ſagte meine Begleiterin; „es hieß immer, du ſeiſt ein ſtiller, ernſthafter Menſch, und man hatte dich uns als gewaltig langweilig geſchildert. Ich beklagte oft Henrietten in der Stille, denn ein langweiliger Ehemann iſt das Schlimmſte, was ich mir denken kann; aber nun beklage ich ſie nicht mehr.“

Ich hätte ſie vor Freude küſſen mögen! — „So dachtet ihr an mich mit Furcht und Schrecken, ihr armen Mädchen! Wer hat mich denn ſo gut geſchildert?“

„Das hat dein eigner Vater gethan und der Brief, den du an Henrietten zu ihrem Einſegnungstage ſchriebſt, als du ihr einen Ring zum Verlobungszeichen ſchickteſt, diente auch nicht dazu, uns eine beſſere Vorſtellung von dir zu machen. Weißt du was, Karl, das war ein garſtiger Brief. Vater hatte viele Noth, bis er Henrietten ſo weit brachte, dir darauf zu antworten, da ſie dir einen Ring zum Gegengeſchenk ſchicken mußte. Aber damals warſt du beinahe noch ein Junge, es iſt lange her und es wurde bald vergeſſen, da wir nichts weiter von dir hörten. Ich darf behaupten, daß Henriette nicht ſechsmal an dich gedacht hat in den ſechs Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, und das iſt vielleicht dein Glück. Erſt als dein Vater an uns ſchrieb, daß du zurückkämſt und meine Schweſter beſtändig mit Geſchenken und Grüßen bombardirte, ward von dir wieder geſprochen; aber Vater konnte es nicht leiden, daß wir über deinen Brief lachten.“

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit fing ich jeden kleinen Zug auf für die Rolle, welche ich übernommen hatte; in dieſer Unterredung erfuhr ich mehr, als ich den ganzen Morgen hätte entdecken können.

„Es iſt auch einfältig, Kinder zu verloben, was verſtehen die von Liebe?“ ſagte Johanne.

„Es iſt mehr als einfältig, Johanne, es iſt barbariſch. Es heißt, die heiligſten Gefühle und Rechte unter die Füße treten.“

„Indeſſen kannſt du deinem Gott für dieſe Barbarei danken,“ ſagte ſie, „denn ſonſt hätteſt du Henrietten gewiß nicht bekommen. Es gibt außerdem Leute, die ſich etwas aus ihr machen.“

„So? — Und wer, wenn ich fragen darf? Du machſt mich ganz eiferſüchtig.“

„O, ich habe es wohl gemerkt, daß ſowohl der junge Prediger in R*, als auch Guſtav Holm viel um ſie her waren. Gegen Guſtav möchte Henriette wohl nichts einzuwenden haben.“

„Wer iſt Guſtav Holm? der ſcheint der gefährlichſte zu ſein."

„Er lernt die Landwirthſchaft nicht weit von hier; er beſucht uns ab und zu ſeit drei Jahren, und ich wollte darauf wetten, daß es meiſtens Henriettens wegen geſchieht."

„Oder deinetwegen, Hannchen."

„Ach, was! Meinetwegen kommt Niemand, ich wollte kein Geheimniß daraus machen. Henrietten mögen ſie weit lieber, und ſie verdient es auch."

„Aber da hält Henriette vielleicht mehr von Guſtav Holm, als von mir, den ſie eigentlich nicht kennt." Man fragt oft nach Dem, was man ſelbſt viel beſſer weiß.

„Nein, Gott bewahre, das wäre ja ſchlimm! Sie ſoll dich ja heirathen, und iſt ſeit elf Jahren mit dir verlobt."

„Aber wenn du in Henriettens Stelle wäreſt, he?"

„Dann hätte ich vielleicht vorgezogen — nein, das hätte ich doch kaum. Aber ich wäre auch nicht ſo gutmüthig und nachgiebig geweſen wie Henriette, und Niemand hätte mir an meinem Confirmationstage einen Verlobungsring aufſchwatzen ſollen, das kann ich dir verſichern, wenigſtens nicht mit einem ſo elenden Briefe, wie deiner war."

Johanne ſchlang ein Band zuſammen aus einem Grashalm und wickelte es um den Finger in einen künſtlichen Knoten. „Kannſt du mir das nachmachen?" fragte ſie.

Ich verſuchte, aber es wollte nicht gelingen. Sie faßte meine Hände, um es mir zu zeigen. „Aber was heißt das, Karl?" rief ſie aus; „wo iſt dein Verlobungsring?"

„Er iſt — — ich habe — — ich trage ihn um den Hals an einem Bande. Es langweilte mich, auf die vielen Fragen zu antworten, die man an mich that; deshalb habe ich mich gewöhnt, ihn auf der Bruſt zu tragen."

„Henriette hat den ihrigen treulich getragen, und obenein mit einem Vergißmeinnicht an der Seite, um ſich ſelbſt daran zu erinnern, vermuthe ich, dich nicht vergeſſen zu dürfen. Ihr Herren verdient nicht, daß man ſich an Euch erinnert. — Komm nun, jetzt will ich dir eine ſchöne Ausſicht zeigen."

Wir gingen durch den köſtlichen, ſchattigen Luſtwald, wo mehrere Steige ſich zwiſchen den Bäumen hinſchlängelten und durchkreuzten. Johanne ging voran, leicht und ſchwebend, wie Diana im flatternden Gewand; ich folgte ihr nach gleich dem verliebten Aktäon. Ach, die Aehnlichkeit ſollte bald noch vollkommener werden; wie lange konnte es wohl währen, bis ich entdeckt wurde, verabſcheut wie ein Ungeheuer, und preisgegeben dem Verdruß und dem Gram, der mich zerfleiſchen würde, wie die Hunde den Aktäon zerfleiſchten! —

Auf einem Hügel befand ſich eine Schaukel, welche hoch über die Wipfel der Bäume hervorragte und von weitem wie ein Galgen ausſehen mußte. Von hier hatte man eine herrliche Ausſicht, eine Menge Dorfkirchen waren weithin zu ſehen, vermuthlich auch die meines Oheims.

„Aber weßhalb habt Ihr den Galgen auf dieſem anmuthigen Platz aufgerichtet?“ fragte ich.

„Galgen? — So hat noch Niemand meine Schaukel genannt,“ ſagte Johanne beleidigt. „Wenn es nicht unartig wäre, ſo würde ich ſagen, daß eine niederträchtige Spitzbubenphantaſie dazu gehöre, aus meiner unſchuldigen Schaukel einen Galgen zu machen.“

Das gute Kind ſprach leider die reine Wahrheit. Es wird künftig doch dahin kommen, daß ſie Galgen heißt, dachte ich, und morgen hängt wohl mein Name hier und baumelt zum Schrecken und zur Warnung für alle nachgemachte Vettern.

„Nichts für ungut, Vetter, ich meinte es nicht ſo böſe. Aber laß nur den Vater nicht ſo etwas hören. Dieſer Hügel iſt ſein Stolz. Ohne Strafe kommſt du aber nicht davon. Nun kannſt du dein Vergehen wieder gut machen und mich ſchaukeln,“ ſagte Hanne, indem ſie ſich hineinſetzte.

„Ach, Johanne, möchte ich mein Vergehen ſo leicht gut machen können, wie ich es begangen habe!“

Ich hätte ſie mein Leben lang ſchaukeln können, ohne daß ich müde geworden wäre, ſie zu betrachten; aber ſie war mitleidiger.

„Du wirſt müde, armer Schelm, es iſt Sünde, dich länger arbeiten zu laſſen," ſagte ſie. „Komm und du ſollſt ſehen, daß die Schaukel auf einer guten Stelle ſteht, das heißt, wenn du nicht bange vor dem Galgen biſt," fügte ſie hinzu und machte mir Platz.

„Deinetwegen ſcheue ich ſelbſt den Galgen nicht," ſagte ich und ſprang zu ihr hinauf. Die Schaukel ging noch. Es war in der That etwas Schönes, ſo hoch über den Wipfeln der Bäume zu ſchweben, und die Erde unter ſeinen Füßen ausgebreitet zu ſehen. Es kam mir wahrlich vor, als wäre ich im Himmel, als flög' ich in der Luft mit einem Engel.

„Wie ſchön, wie ſchön!" ſagte ich und ſchlug die Arme um Johanne.

„Für einen Galgen, nicht wahr? Aber halte dich am Thau, Vetter, und nicht an mir. Laß uns nun weiter fort, wir haben hieran zur Genüge."

„Ich habe eine ernſthafte Bitte an dich, liebe Johanne," ſagte ich und ergriff ihre Hand, „höre mich, ehe wir dieſe Stelle verlaſſen. Ich ſehe voraus, daß die Schaukel, wenigſtens in deiner Erinnerung, den Namen behalten wird, den ich ihr zufällig gab. Gelobe mir, daß du hierher gehen willſt, wenn du Schlimmes von mir hörſt und an meiner Ehrlichkeit zweifelſt, und daß du dich dann erinnern willſt, daß es hier war, wo ich dich bat, ſchonend über den Abweſenden zu urtheilen. Das Schickſal führt uns wunderlich, liebe Johanne, es bringt uns in Verſuchungen, denen wir zu ſchwach ſind, Widerſtand zu leiſten. Gelobe mir, daß du nicht den Stab über mich brechen willſt, wenn der Schein gegen mich iſt.“

Das ausgelaſſene Mädchen betrachtete mich einen Augenblick ernſthaft; dann brach ſie in ein lautes Gelächter aus; einen Augenblick noch und ich hätte ihr Alles geſtanden. „Ich gelobe dir, daß ich hiehergehn und ſo gut von dir denken will, wie du es verdienſt,“ ſagte ſie, „vorausgeſetzt, daß ich nichts Anderes zu thun, oder an nichts Beſſeres zu denken habe. Aber jetzt habe ich keine Zeit, mich in Galgenreflexionen einzulaſſen, denn die Glocke ruft uns zum Frühſtück, und Vater verlangt, daß wir bei Tiſche Alle beiſammen ſind.“ —

Henriette fehlte, das Kopfweh hielt ſie auf ihrem Zimmer zurück, das arme Kind! Ich hatte recht Mitleid mit ihr, und wenn ich daran dachte, daß mein Principal, deſſen Commiſſionär ich Unwürdiger war, ſie noch mehr plagen würde, ward mir ganz beklommen um's Herz. Die Familie war ſehr aufgeräumt, und ich hatte lange nicht ſo zu Tiſche geſeſſen, wie diesmal. Ach, nun war der Tag ſchon halb hin, und mit der zweiten Hälfte war ja mein Glück zu Ende.

Nach dem Frühſtück kam Vetter Thomas zu mir und ſchlug mir vor, ein paar Stunden mit ihm auf die Jagd zu gehen, denn jetzt hatte er grade ſeine Freiſtunden. Ich wollte mich nachgiebig gegen die ganze Familie bezeigen und nahm deswegen ſeinen Vorſchlag an. Vielleicht konnte ich ihn auch zutraulich machen und Familiennachrichten aus ihm herausbekommen. Wir nahmen ein paar Büchſen und gingen. So weit war ich ſchon in der Verhärtung gekommen, daß ich mir ganz und gar nicht mehr ein Gewiſſen daraus machte, ſeine zwölfjährige Offenherzigkeit zu mißbrauchen. Gib dem Teufel einen Finger hin und er wird dich bald ganz haben.

Aber Vetter Thomas war ein zu eifriger Jäger, um noch für etwas Anderes Ohr zu haben, als für Jagdgeſchichten, und mich verdroß bald die Zeit, die ich ihm widmete. Es war kein Auskommen mit ihm; ich mußte ihn von einem Teiche zum andern folgen, und ſo entfernten wir uns immer weiter vom Hofe. „Wer iſt das, der da geht?“ fragte ich zufällig, um doch etwas zu ſprechen.

„Das iſt Guſtav Holm,“ ſagte Thomas, „er kommt gewiß vom grünen Teiche, das iſt der beſte Teich in der ganzen Gegend.“

„Mit dem müſſen wir ſprechen. — Herr Holm! Herr Holm! — Guten Morgen, Herr Holm!“ — Er ſtand ſtill und kam herbei; ich legitimirte mich als ein kürzlich angekommener Vetter der Familie des Juſtizraths, er ſah mich mit der Freundlichkeit an, womit man gewöhnlich ſeinen Nebenbuhler betrachtet.

„Wie ſteht's jetzt mit der Jagd zu Grünteiche?“ — und nun hängte ich mich feſt an ihn mit Fragen, ſo feſt wie eine Klette; er wollte mich gern los ſein, aber vergeblich. Herr Holm war erſchrecklich wortkarg, und wenn einer von uns ein Murmelthier war, wie er mich Nachts genannt hatte, ſo war er es.

Ich will doch Henrietten einen Dienſt erweiſen, ſo lange ich es im Stande bin, dachte ich und ſchlug Herrn Holm vor, mit uns nach Hauſe zu kommen. „Sie kommen ja wohl in meines Oheims Haus,“ fügte ich hinzu, „es iſt mir, als ob meine Couſine von Ihnen geſprochen hätte.“ Er ward ganz roth, der arme Liebhaber.

„Es ſchien mir, als ob die kleine Johanne mir nicht böſe ſein würde, wenn ich Sie, Herr Holm, überredete, mitzukommen,“ fügte ich liſtig hinzu, und der Mann ward noch verlegener als zuvor.

Aber ich ließ keine Einwendungen gelten, er mußte umkehren, und im Triumph brachte ich meinen Fang mit nach Hauſe. „Thomas ſoll den Damen bezeugen, wie viel Mühe ich mit Ihnen gehabt habe, deſto höher wird Ihnen das Opfer angerechnet werden,“ ſagte ich.

Bei der Gartenthür ſuchte er ſich abermals loszumachen, aber Thomas fand dieſen Spaß allzu unterhaltend und lief ſchon voraus, um ihn anzumelden. Nun war kein Ausweg mehr. „Sie bringen eine langweilige Geſellſchaft mit,“ ſagte er, „ich habe heute abſcheuliches Kopfweh.“

„Das geht vorüber, wenn Sie gegeſſen haben. Und wollen Sie fliegendes Salz haben, ſo können Sie das gewiß bei meiner Braut bekommen, ſie hat heute auch Kopfweh; das muß an der Luft hier draußen liegen, da

Sie es auch haben.“ Herr Holm wand ſich wie ein Wurm unter meiner Behandlung; bei dem Worte „Braut“ ſah er aus, als ob ich ihn auf ein Hühnerauge getreten hätte. Es war auch ſchändlich von mir, aber den Troſt hatte ich in der Hinterhand.

Weder der Juſtizrath noch ſeine Frau ſchienen ſehr erfreut zu ſein über dieſen unerwarteten Zuwachs der Geſellſchaft; indeß empfingen ſie ihn gaſtfreundlich und nahmen ihn bei Tiſche zwiſchen ſich. Er konnte ja auf keinen ehrenvollern Platz Anſpruch machen. Thomas konnte nicht müde werden zu erzählen, wie wir Herrn Holm zugeſetzt hätten, mitzukommen, und wie tapfer er ſich geweigert hätte. Die arme Henriette wagte beinahe nicht von ihrem Teller aufzublicken.

„Herr Holm weiß ja, daß er ſtets willkommen iſt,“ ſagte der Juſtizrath; doch war es deutlich, daß dieſe Bemerkung mehr der Höflichkeit, als der Herzlichkeit ihren Urſprung verdankte.

„Nicht wahr, Oheim? das ſagte ich auch. Johanne erzählte mir ſo viel Gutes heute Vormittag von ihm, daß ich ganz darauf erpicht war, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Die Freunde des Hauſes müſſen auch meine Freunde ſein. Ich merkte ſchon, daß Johanne mir nicht zürnen würde, wenn ich ihn mitbrächte.“

„Ich? — Was hab' ich geſagt?“ rief Johanna und ward flammend roth. „Wie kannſt du das ſagen? Ich glaube. . . .“

„Daß ich geſchwätzig bin, und nicht bei mir behalten kann, was ich höre," fiel ich ihr ins Wort; „ja darin haſt du Recht, das glaube ich auch."

Die Eltern ſahen ſich an, Henriette warf einen forſchenden Blick auf ſie, und Guſtav zwang ſich zu lächeln. Johanne war böſe, aber es währte nicht lange; die Zeit war mir zu koſtbar, ich hatte mich bald wieder mit ihr verſöhnt. –

„Ich glaube wirklich, du biſt heute nicht ganz nüchtern, Karl," ſagte Johanne leiſe, als wir vom Tiſch aufſtanden.

„Das bin ich auch nicht, Johanne, aber es iſt deine Schuld, weshalb trankſt du mir geſtern Abend ſo auf den Pelz? Das iſt nicht mehr als des Himmels rechtmäßige Strafe. Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt oft ſelbſt hinein."

„Höre, weißt du was, Vetter? Ich möchte in der That faſt wünſchen, daß du ſo ſtille und langweilig wäreſt, wie du uns beſchrieben wurdeſt."

„Nimm dich in Acht, daß du nicht beim Worte genommen wirſt. Es kann leichter geſchehen, als du vermutheſt, und heute über acht Tage iſt die Verwandlung vielleicht ſchon vor ſich gegangen. Dann wird es dich verdrießen, und du wirſt mich wieder zurückwünſchen."

Der Juſtizrath faßte mich unterm Arm; wir ſollten unſre Cigarren im Garten rauchen.

„Ich hätte beinahe das Weite geſucht bei dieſem Vorſchlag, ſo ſehr fürchtete ich ein Tête à Tête mit ihm; es war nur das Stelldichein mit Henrietten, deren Troſt ich ſein ſollte, was mich zurückhielt. Ich wollte meine Streitkräfte ungern zerſtreuen, ich zog es vor, den Feind auf einen Schlag zu bekämpfen. Aber was ſollte ich machen? Ich mußte mitgehen.

„Höre, mein Sohn," ſagte der Juſtizrath, als die Cigarren brannten, „es iſt mir gar nicht recht, daß du den Herrn Holm mitgebracht haſt. Er iſt ein recht anſtändiger Mann, aber — — was ſollen wir mit ihm anfangen? — — Rein herausgeſagt, du am wenigſten ſollteſt ihn ins Haus ziehen."

„Ich? — Warum nicht? — Ich habe ihn zu einem meiner intimſten Freunde auserſehen. Johanne hat mir viel Gutes von ihm erzählt."

„Johanne macht ſich den Henker aus ihm, ſie iſt noch ein Kind."

„Ein Kind? Und den zwölften November wird ſie ſiebzehn Jahre! Nein, Oheim, Mädchen hören auf, Kinder zu ſein, wenn ſie zehn Jahre alt ſind."

„Aber ich ſage dir, daß Johanne ſich nichts aus ihm macht, eben ſo wenig wie er aus ihr."

„Um ſo beſſer, Oheim, ſo iſt ja keine Gefahr dabei, ihn hieher kommen zu laſſen."

„Gefahr! Ich ſehe ihn überhaupt nicht für gefährlich an, aber — ich kann es nicht leiden, ihn ſo kopfhängeriſch gehen zu ſehen."

„Ich werde ihn ſchon aufmuntern. Laſſen Sie mich nur machen, ſo ſoll er bald luſtig werden; das ſoll mir ein Leichtes werden, wenn er erſt täglich herkommt.“

„Zum Teufel, ſo muß ich's dir denn rein herausſagen, daß er in Henrietten verliebt iſt; verſtehſt du mich nun?“

„Woher weiß der Oheim das?“

„Woher ich das weiß? — — Hm! — Das kann dir gleich gelten. Genug, daß ich es weiß. Henriette kann ihn nicht leiden, das weiß ich auch. Das Geſeufze kann ſie blos verunehren, und es iſt deshalb beſſer, daß er ganz wegbleibt. Wenn man ſo Etwas nicht befördert, ſo geht es ſchon vorüber.“

So kann ihn Jette nicht leiden! – Der gute Oheim iſt ein Schelm, begreife ich, und es iſt deshalb keine Sünde, ihn ein Bischen zu hänſeln. —

„Gibſt du mir nun nicht Recht darin, daß es beſſer iſt, wenn er nicht herkommt?“ fragte er.

„Herr Gott, daß er in Henrietten ſich verliebt hat, iſt ja kein Unglück, das habe ich mich ja auch; ſie iſt ja ein liebenswürdiges Mädchen. Sollte man alle die vom Hofe jagen, die ſich in ſie verlieben können, ſo würden wir zuletzt als Einſiedler leben müſſen.“

„Plagt dich der Teufel, Vetter? Das wäre kein Unglück? Und das ſagſt du, ihr künftiger Ehemann?“

„Man muß liberal ſein, Oheim, man muß thun, als ob man Nichts merkt. Mißtrauen macht das Schlimme nur ſchlimmer, und Eiferſucht iſt die wahre Nahrung für Alles dergleichen. Henriette ſoll mich ſo nachgiebig wie ein Lamm finden. Sie ſagen ja überdies, daß ſie ihn nicht leiden kann.“

„Ja, ſie haßt ihn juſt nicht — — ſie hat nicht geradehin Etwas gegen ihn — — aber er legt ihr doch Zwang an — — er genirt ſie — und wenn er ſie genirt“ — — Der gute Mann wußte beſtimmt mehr, als er ausdrücken wollte; aber den Pfiffigen zu ſpielen taugte er nicht.

„Das geht ſchon vorüber, wenn ſie ſich daran gewöhnt, ihn zu ſehen. Es iſt eine ſchlechte Gewohnheit, ſich von Anderen geniren zu laſſen; überläßt man ſich der erſt, ſo wird man zuletzt ein Menſchenfeind.“

Der Juſtizrath ſah mich mit großen Augen an. „Ich möchte wünſchen, daß du nicht auf Reiſen geweſen wärſt,“ ſagte er, „ich bin bange, daß deine Sittlichkeit etwas gelitten hat. Ich kenne dich nicht wieder, ſo wie du dich verändert haſt. Es iſt gar nicht mehr derſelbe Menſch, der es vor elf Jahren war, ſo ein ſtiller und blöder Burſche. Und dein Vater, der beſtändig ſchrieb, daß du unverändert wäreſt, wird dich wohl kaum wiedererkennen können.“

„Das iſt ganz natürlich, Oheim, ich kenne mich ſelbſt kaum wieder; aber man verändert ſich ja allemal Etwas auf Reiſen.“

„Es muß Berlin ſein, das dieſe Veränderung bei dir bewirkt hat; denn die Briefe, die dein Vater mir ſchickte, welche du von Wien geſchrieben hatteſt, ließen mich am wenigſten vermuthen, daß du ein ſo luſtiger, leichtſinniger Krabat geworden wärſt."

„Freilich bin ich luſtig und leichtſinnig, aber glauben Sie mir, etwas Schlechtes habe ich noch nicht begangen. Ich laſſe mich nur gar zu leicht vom Augenblicke hinreißen und vergeſſe oft die Folgen zu bedenken."

„Man muß der Jugend etwas zu Gute halten," antwortete er. „So war es denn in Berlin, wo Monſieur die Windbeutelei von Grund aus ſtudirte. Und Berlin, das ich mir immer als eine muſterhafte, tadelloſe Stadt vorgeſtellt habe, wohin man junge Menſchen ohne Gefahr ſchicken könne. Na, laß uns einen Strich durch die Tollheiten ziehn, die du begangen haſt, um von einem Tuckmäuſer ein ſo luſtiger Vogel zu werden. Einmal ſollen wir Alle dumme Streiche machen, und ich hoffe nun, daß du mit deinen fertig biſt und ausgeraſet haſt."

„Ach nein! Weit gefehlt! Ich fühle recht gut, daß ich in dieſer Periode noch mitten drin bin; aber ich verſpreche Ihnen, daß ſie bald vorbei ſein ſoll, und daß ſie mich nicht zu ſchlechten Handlungen verleiten ſoll. Wegen jugendlicher Unbeſonnenheit, wenn ſie auch zu weit getrieben ſein ſollte, verlaſſe ich mich auf Ihre Aufſicht. Werden Sie nicht durch die Finger ſehen, und Ihr gutes Herz Ihnen verzeihend zur Seite treten laſſen, wenn Ihre Vernunft mich auch verdammen ſollte?"

„Du biſt ein närriſcher Kerl, Vetter, aber böſe werden kann man dir doch nicht.“

„Möchten Sie ſtets ſo freundlich gegen mich geſinnt bleiben,“ antwortete ich und drückte ihm die Hand. Es war nicht ohne Abſicht, daß ich mich an ſeine Verzeihung wandte; morgen brauchte ich ſie ja ſchon.

Ich brachte nachher das Geſpräch wieder auf Guſtav Holm, und merkte bald, daß er eigentlich nichts gegen ihn hatte. Holms Lage war in jeder Hinſicht gut, und er würde ihn als eine annehmliche Partie für die eine ſeiner Töchter betrachtet haben, wenn er ihr nicht eine andere Beſtimmung zugedacht hätte. Aber er hatte ſich dieſe Familienverbindung ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß es ſchwer halten mußte, ihn davon abzubringen. In elf Jahren hatte ſie freilich Zeit gehabt, tiefe Wurzeln zu ſchlagen.

Wir ſuchten die Anderen auf und fanden ſie Alle auf dem Schaukelberge. Johanne war damit beſchäftigt, ein Papier an den einen Pfoſten zu heften.

„Was haſt du da vor, Kind?“ fragte der Vater.

„Es iſt Karls Name, den ich an den Galgen ſchlage zur wohlverdienten Strafe für alle die Narrheiten, die er heute geſagt und gethan hat,“ antwortete ſie und ſetzte ihre Arbeit fort. „Denk' einmal, er ſchilt meine Schaukel einen Galgen. So! da ſitzt es, und ſoll daran bleiben zum ewigen Spott und Scham und Schande für ihn, wenn er fort iſt. Wir müſſen doch etwas haben, um uns an ihn zu erinnern.“

Nemeſis! dachte ich. Schon! Mir war zu Muthe, wie dem ſeligen Kaiſer Karl dem Fünften geweſen ſein mag, als er ſein eignes Leichenbegängniß ſah. Hu! Man darf mit ſo ernſthaften Dingen nicht ſcherzen, wer weiß, was einem widerfahren kann!

Wir ſchaukelten und ſcherzten und ſpazierten und unterhielten uns ernſthaft, Alles durcheinander. Johanne war der belebende Geiſt in der Familie, und ihre Heiterkeit theilte ſich nach und nach allen den Anderen mit. Selbſt Henriette wurde geſprächiger. Ich hatte mich des unglücklichen Liebhabers bemächtigt und ihn feſt unter den Arm gefaßt, um ihn unvermerkt mit ſeiner Dame zuſammen zu bringen; aber das vorſichtige Mädchen entſchlüpfte uns, und Guſtav ſelbſt hatte nicht Muth genug, ein gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen. Ich hatte rechte Noth mit den beiden Unglücklichen. Wir müſſen unſer Glück im Wäldchen probiren, dachte ich, dort ſind die Gänge ſchmäler, die Partien trennen ſich mehr. Ich führte ſie zu dem kleinen Luſthain; aber auf dem Wege wurden wir von einem Bedienten aufgehalten, der uns die Nachricht brachte, daß Fremde angekommen wären.

Fremde! — bei dieſem Worte ſtarrte alles Blut in meinen Adern. Fremde, das heißt Verräther, die mir mein Incognito rauben werden, die mich kennen oder den verwünſchten Vetter. Das wird eine ſaubere Geſchichte. Und das Stelldichein, was wird daraus? Wollte Gott, ich wäre ſchon unterwegs!

„Fremde!“ ſagte Johanne; „ach, das iſt recht langweilig!“

Der Diener nannte lauter unbekannte Perſonen, eine ganze achtbare Familie aus der Nachbarſchaft. Ich kannte ſie noch nicht, aber der Vetter, mein andres Ich — —

„Fremde!“ ſagte ich niedergeſchlagen; „kenne ich ſie? Kann Jemand mir ſagen, ob ſie zu meinen Bekannten gehören?“

Sie lachten Alle und verſicherten mir, daß ich ſie nicht kenne. Es war eine Familie, die vor einigen Jahren einen jütländiſchen Herrenhof gegen einen ſeeländiſchen vertauſcht hatte, und welche ſie ſelber nur ſo viel kannten, als es die Nachbarſchaft mit ſich brachte. Ich faßte Muth und wir traten in das Haus. Guſtav ergriff die Gelegenheit, ſich zu empfehlen, der Juſtizrath lud ihn nicht ein zu bleiben, und ich war zu beſchäftigt mit meinen eigenen Angelegenheiten, um mich in fremde zu miſchen. Die liebe jütländiſche Familie kam uns Allen ſehr ungelegen.

Ich hatte gottlob keinen einzigen von ihnen früherhin geſehen, und werde nicht böſe ſein, wenn ich ſie nie wieder zu ſehen bekomme. Es waren lauter langweilige Philiſter, welche mir den beſten Nachmittag meines Lebens raubten, damit ich ſie nicht ſo bald vergeſſen ſolle. Die Couſinen mußten ſich der wohlbeleibten Töchter annehmen, den Eltern fielen die Alten zu, und den Sohn und einen Hauslehrer zu unterhalten ward mein Loos. Ich ſah wohl hundertmal nach der Uhr, ich prophezeite Donner und Blitz, erzählte von Unglück beim Nachhauſefahren ſpät Abends, aber Nichts half, ich erntete nur Spötteleien von Johannen ein für allen meinen Eifer; und als ſie endlich wirklich aufbrechen wollten, gab ſie ihnen gute Worte, bis Abend zu bleiben, blos um mich zu ärgern, ja ſie war boshaft genug zu ſagen: „Sie werden doch meinem Vetter nicht die erſte Bitte abſchlagen, die er an Sie richtet,“ und zwang mich ſo, mein eignes Verdammungsurtheil zu ſprechen. Es war zum Todtſchießen!

Wir gingen paarweis zu Tiſche mit aller möglichen Feierlichkeit, und zum erſten Mal bediente ich mich meiner Rechte, und bot Henrietten meinen Arm. Sie folgte mir wie ein Opferlamm, und klagte mir bald, daß das Kopfweh ſie noch nicht verlaſſen habe. Kopfweh iſt ein unentbehrliches Erforderniß für Damen; ich weiß nicht, wie es ihnen erginge, wenn es kein Kopfweh gäbe.

Es war nicht möglich, zwei Worte zu ſprechen, welche der Hauslehrer, der auf der andern Seite bei ihr ſaß, nicht hätte hören können; endlich glückte es mir, ihn in eine Unterredung mit Johannen zu verwickeln, und ſobald dies geſchehen war, machte ich mich davon los, um die Zeit zu benutzen; aber das Schickſal hatte heute Abend keine Barmherzigkeit mit mir. Plötzlich nannte der fremde Herr meinen Namen; das verſteinerte, erſchreckte mich, es war, als ob ſie Alle zuſammenriefen: „Haltet den Dieb!“ Die Gabel wäre mir beinahe aus den Händen gefallen.

„Er iſt der rechte Mann,“ ſagte der Fremde, „wenden

Sie ſich an ihn; er nimmt alles Korn, das Sie ihm ſchicken, und iſt billig in ſeinen Forderungen; ich habe ihn viele Jahre gekannt."

Die Rede war von meinem Vater. „Das werde ich mir merken," antwortete der Juſtizrath. „Ich kenne das Haus nicht. Und Sohn, ſagen Sie? Iſt der Sohn ſein Compagnon?"

„So iſt die Firma viele Jahre geweſen," ſagte der Fremde, mein perſönlicher Feind; „ja, er hat einen Sohn, aber das iſt ein ausgemachter Taugenichts, den er ſich nur in Acht nehmen mag, zum Compagnon zu nehmen; er hat ihn nach Hamburg ſchicken müſſen, weil er zu Hauſe lauter dumme Streiche machte, und dort ſoll er ſich nicht ein Haar beſſer aufführen, wie ich höre."

„Der arme Mann!" ſagte der Juſtizrath.

Ein guter Ruf iſt doch etwas Herrliches! dachte ich. So wurde heute mein Name zum zweiten Mal an den Galgen geſchlagen. Nun iſt mein Name und meine Perſon Contrebande in des Juſtizraths Behauſung. Verwünſchtes Geſchick! — Ich ſchwieg den ganzen Abend — ich konnte ja mir auch wohl erlauben, Kopfweh zu haben, Grund genug dazu hatte ich mindeſtens — und ich nahm äußerſt verſtimmt Abſchied von der Geſellſchaft, welche geblieben war.

„Nun kommen Sie wohl bald mit Ihrer Liebſten zu uns hinüber," ſagte das Ungeheuer, welches meine bürgerliche Achtung zunichte gemacht hatte. Ich hatte Mühe, Faſſung zu behalten. Henriette lag in dieſem Augenblick gewiß nicht mehr auf der Folterbank, als ich.

„Nicht wahr, das ſind prächtige Leute,“ ſagte Johanne; „die Töchter haben mir auch verſprochen, wöchentlich wenigſtens ein paarmal herzukommen. Aber du warſt heute Abend verdrießlich, Vetter?“

„Das wünſchteſt du ja ſo ſehr heute Mittag,“ antwortete ich, „ich habe mich nur nach deinen Befehlen gerichtet.“

„Laß mich dich immer ſo folgſam finden! Gute Nacht! Morgen befehle ich dir, wieder luſtig zu ſein, das ſteht dir doch am beſten.“ Sie reichte mir die kleine zarte Hand zur Verſöhnung.

„Und ich bitte dich, morgen vor dem Frühſtück in das Wäldchen zu kommen, ich muß mit dir endlich unter vier Augen ſprechen,“ flüſterte Henriette beinahe weinend, als ich ihr die Hand küßte. Sie konnte die Worte kaum hervorbringen. Ich ſah, welche Anſtrengung es ihr koſtete. Ich antwortete durch einen Händedruck, ihre Hand zitterte in der meinigen; ſie wußte nicht, wie gut ich ſie verſtand. —

Alſo iſt mein Abenteuer mit dieſem Tage noch nicht zu Ende, ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich das Fenſter ein bischen öffnete. Soll ich den Aufſchub annehmen oder mich wegſtehlen? — Und die arme Henriette verlaſſen, der — — der ich doch nicht helfen kann; was nützt es mir, länger zu bleiben? Ich verwickle mich nur tiefer in ein Gewebe von Unwahrheit, worin ich zuletzt hängen bleibe. Ich habe ja Warnungen genug, den Galgen, meinen guten Ruf aus Hamburg, die mannigfaltige Angſt, die ich heute ausgeſtanden habe. Heute Abend bin ich mürriſch, da wird es mir weniger Mühe koſten, mich loszureißen als morgen Abend; ein Tag länger mit Johannen in Geſellſchaft wird mir die Trennung noch ſchwerer machen, und wie leicht kann mich die verrathen! Und im Fall einer Entdeckung, womit ſoll ich die verlängerte Myſtifikation entſchuldigen? Mit meiner Liebe zu Johanne? Eine ſchöne Entſchuldigung, in der That. — Aber bin ich denn wirklich in ſie verliebt? Ich verliebt! — Und wozu ſollte das führen? Würde der Juſtizrath ſeine Tochter einem Windbeutel geben, der ſeine erſte Bekanntſchaft durch einen Eulenſpiegelſtreich macht, „einem ausgemachten Taugenichts,“ der ſich nur durch dumme Streiche ausgezeichnet hatte hier und dort? — Oder ſoll ich hinaus in den Baum klettern, mich draußen vor Henriettens Fenſter ſetzen wie ein zwitſchernder Vogel und beichten, und dann Reißaus nehmen, — oder zu Bette gehn und Fünf gerade ſein laſſen bis morgen. — Ich will an den Knöpfen abzählen. Ich werde — werde nicht — werde — — ich werde zu Bette gehn. Wohlan, ich werde zu Bette gehn. Und das würde ich wohl gethan haben — trotz dem Looſe. — Aber verliebt zu Bette zu gehn, das war mir etwas Neues, das war mir in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren —

nun ja vergafft, aber nicht verliebt — ich hatte mich beſtimmt nur vergafft, das Verlieben war meiner Natur entgegen, aber ſterblich vergafft, bis über beide Ohren vergafft. Ach, die kleine niedliche Johanne, warum iſt ſie auch ſo klein und ſo niedlich? — Und warum ſind die Leute ſo leichtgläubig? Es iſt ja ihre eigne Schuld, ſie haben mich ſelbſt in dieſe Vetterſchaft hineingedutzt; Gott weiß, ich komme ſo unſchuldig dazu, ſo im tiefen Schlafe, ſo ehrlich, — — a propos, was Ehrlichkeit betrifft, wir wollen doch das Fenſter bei Zeiten ſchließen, denn was Guſtav und Henriette ſich zu ſagen haben, kommt mir nicht zu, zu wiſſen; es würde unzart ſein, ſie zu belauſchen, es würde mein beſſeres Gefühl beleidigen — Wirklich? — Ich kann beinahe nicht umhin, über mich ſelbſt zu lachen. Wann pflege ich mir Zwang auflegen zu laſſen von der Ehrlichkeit, dem Zartſinn und den beſſeren Gefühlen? — Das iſt der verwünſchte Leichtſinn, der ſtets mein eigentliches beſſeres Ich betäubt hat. Ich bin von Grund aus ein braver Kerl, ich fühle, daß ich das Herz auf der rechten Stelle habe, es könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mich von der Windmacherei entwöhnte, die mir doch nichts zu Wege gebracht hat, als Verdrießlichkeiten und den Beifall roher Geſellen, denen wahres Gefühl fehlte. — Aber ich *will* ſie auch ablegen, ich will die Leute zwingen, mit Achtung von mir zu reden, ich will ihnen zeigen, daß ſie auf mich bauen können — ach, es wird nur verwünſcht lange dauern, ehe ich ſie davon überzeuge und indeſſen — nein, es iſt gewiß kein bloßes Vergaffen bei mir — ich bin beſtimmt verliebt. —

Ich mußte mich darein finden, verliebt zu Bette zu gehn; ich ſchloß Augen und Ohren, um nichts von dem Stelldichein zu hören, das um ein Uhr dicht vor meinem Fenſter abgehalten wurde; ich hoffte, daß mich ein Traum deſto ſchneller mit Johannen zuſammenführen würde. Es glückte — ich hörte auch nicht das Mindeſte von den beiden Liebenden; aber ich träumte von Johannen die ganze ausgeſchlagene Nacht bis zum Morgen.

Thomas ſteckte den Kopf zur Thüre hinein und ſchalt mich einen Langſchläfer. Der Böſewicht! Ich ſchaukelte mich gerade mit Johannen und hätte gern den ganzen Theevorrath der aſiatiſchen Compagnie hingegeben, für die Erlaubniß, meinen Traum ungeſtört zu Ende zu träumen.

Sie waren alle beim Theetiſche, Henriette ſah blaß aus, aber ihr Kopfweh war beinahe verſchwunden, ſie fühlte ſich nur noch matt. Johanne und ihr Vater ſetzten mir unaufhörlich mit den Fremden von geſtern zu, welche ſo ſichtlich mich verſtimmt hatten, und ich mußte etwas Ehrliches ausſtehen für meine Gewitterprophezeihungen und andere Künſte, womit ich die Gäſte hatte vertreiben wollen. „Aber auf das Wetter verſtehſt du dich nicht, Vetter, das habe ich nun weg,“ ſagte Johanne; „ich werde dir einen Barometer zu deinem Geburtstag ſchenken, damit du nicht wieder in Gefahr kommſt, dich ſo ſchmählich zu proſtituiren, wie geſtern. Wann iſt der feierliche Tag?“

„Das iſt altfränkiſch, ſeinen Geburtstag zu feiern, Johanne, das habe ich längſt abgeſchafft,“ ſagte ich. — Nun ſollte ich ihn wohl verrathen! Ja, proſit!

„Hier leben wir noch nach der alten Welt, und bitten uns deshalb aus, daß du jeden Geburtstag zu uns herauskommſt,“ fuhr ſie fort. „Laß ſie uns einmal in deinem Gedächtniß auffriſchen! Wann iſt mein Geburtstag?“

„Den zwölften November. Dann wirſt du ſiebzehn Jahre.“

„Richtig. Und Henriettens? Wie alt wird die?“

Das war ein verwünſchtes Examen, aber es war wohlverdient; warum machte ich mich nicht geſtern Abend davon, wo es noch Zeit war?

„Nun weiter? Und Henriettens, und Vaters und Mutters? Laß ſie uns alle auf einmal abmachen! Nun wollen wir ſehen, ob er kalenderfeſt iſt.“

„Willſt du mich in vollem Ernſt examiniren? Glaubſt du, daß ich einen von ihnen vergeſſen habe?“ fragte ich beleidigt. „Auf ſolche Fragen antworte ich nicht.“ — Das war doch ein Ausweg. Wann werden Leute am erſten beleidigt? Antwort: wenn ſie Unrecht haben.

„Man kann dir alles Mögliche zutrauen“, ſagte Johanne. „Wenn es dich genirt, gefragt zu werden, ob du verlobt biſt, kann es dich vielleicht auch geniren, an den Geburtstag deiner Geliebten erinnert zu werden. Denkt einmal, er trägt ſeinen Verlobungsring nicht, weil es ihm zuwider iſt, auf die Fragen zu antworten, die der Ring veranlaſſen könnte. Als ob die Leute ſo oft dergleichen Gewiſſensfragen thäten!"

„Es geſchieht doch zuweilen", ſagte ich. „So frage ich dich nun zum Beiſpiel, was der kleine Ring bedeutet, den du am Finger haſt." Mir war bei dieſem ganzen Geſpräch unheimlich zn Muthe und ich wünſchte mich meilenweit weg.

„Aber wenn man es thut, iſt man naſeweis und bekommt keine Antwort", ſagte der kleine Teufel und ward ganz roth im Geſichte. Nun war ſie beleidigt und wandte ſich auf die andere Seite.

„Na, Kinder, könnt ihr euch nicht vergleichen?" ſagte der Juſtizrath. „Ihr Beide kommt einen Augenblick um den andern in Zänkerei, das ſeh' ich voraus, ihr gleicht einander zu ſehr; aus lauter Uebereinſtimmung könnt ihr nicht Friede halten."

„Oheim ſchmeichelt mir", ſagte ich. „Wollte Gott es wäre ſo."

„Mir nicht", ſagte Johanne, „ich verbitte mir das Compliment. Launiſche Herren ſind mir ein Gräuel. Aber du biſt nicht mein Liebſter, das iſt dein Glück. Henriette iſt viel zu gut, ſie wird ſich in deine Unarten finden; ich gratulire dir dazu."

Henriette ſah ſie bittend an, das verſöhnte ſie gleich, ſie ſtand auf und ging zu ihr hin. „Deinetwegen will ich ihm durch die Finger ſehen", ſagte ſie und küßte die Schweſter, „aber glaube mir, du bekommſt keinen erträglichen Mann an ihm, wenn du ihm nicht bei Zeiten ſolche Launen austreibſt. Er muß gewöhnt werden, auf Alles zu antworten, was er gefragt wird."

Henriette verbarg ihre Verlegenheit an dem Buſen der Schweſter. Johanne reichte mir die Hand.

„Bereuſt du deine Sünden?" ſagte ſie.

„Von ganzem Herzen."

„Willſt du um Verzeihung bitten und Beſſerung geloben?"

„Ja, ich bekenne, daß ich ein großer Sünder bin, aber ich will mich beſſern und dich um Vergebung bitten", ſagte ich und drückte einen langen Kuß auf ihre Hand. Ich konnte kaum meine Lippen wieder losreißen.

„So, nun iſts gut. Bitte nun auch Henrietten um Verzeihung, weil du in ihrer Gegenwart unartig geweſen biſt", fuhr ſie fort, „und küſſe ihr hübſch demüthig die Hand. — So. Und nun einmal den Mund. Laßt mich ſehn, wie euch das kleidet, das habt ihr noch nicht gethan."

Die arme Henriette wurde glühend roth bei dieſer Aufforderung, welche mich in nicht mindere Verlegenheit ſetzte. Ich fühlte, daß ich damit zu weit ging. Aber was ſollte ich machen? Lieber Leſer, ich zwungen, das Mädchen zu küſſen; verdamme mich nicht zu ſtrenge, wenn ich es that. Aber ich that es ſo zart wie möglich, es war beinahe kein Kuß, und doch brannten meine Lippen wie Feuer. Aber wie er mein Gewiſſen brannte, laß mich verſchweigen.

„Er benimmt ſich zart genug dabei für einen ſolchen Strudelkopf!“ ſagte Johanne, welche mit zuſammengeſchlagenen Händen auf der Seite ſtand und zuſah, wie wir ihren Befehl ausführten. „Sollte man nicht glauben, daß es ſein erſter Verſuch ſei?“

„Und hiermit iſt Friede geſchloſſen“, ſagte der Juſtizrath, „und das ſoll ſein ein chriſtlicher, allgemeiner und ewiger Friede zu Waſſer und zu Lande, wie es in allen Friedenstractaten heißt, bis der Faden ſich wieder verwirrt. Und damit das nicht ſogleich wieder geſchehe, wollen wir die Geſellſchaft verlaſſen und den neuen Gaul in Augenſchein nehmen, den ich geſtern kaufte. Nun wollen wir ſehen, ob der Vetter ſich eben ſo gut darauf verſteht, einem Pferde in die Zähne zu ſehen, als den hamburgiſchen Komödien zuzuſchauen.“

„Ihr ſollt mir Karln zufrieden laſſen“, ſagte die Tante. „Ihr werdet ihn uns noch ganz abhold machen; der Eine examinirt ihn im Kalender, der Andre in der Thierarzneiwiſſenſchaft; es fehlte nur noch, daß ich ihn in der Kochkunſt vornähme. Laß dich nicht mit ihnen ein, Karl. Mein Mann hat ſelbſt das Pferd gekauft; wenn du ihm nicht gleich an den Zähnen anſiehſt, daß es jung und hübſch iſt, und alle möglichen Tugenden hat, ſo wirſt du zu hören bekommen, daß du ein Ignorant biſt."

„Dazu könnte er auch ſo wohl kommen", ſagte Johanne. „Aber es iſt wahr, es iſt ja Friede geſchloſſen, ſo will ich denn thun, als ob ich nichts gehört hätte." —

Eine Stunde vor dem Frühſtück ſchlich ich mich bereits in das Wäldchen und wartete auf Henrietten. Mit klopfendem Herzen horchte ich auf jeden fernen Fußtritt; wenn ich ſie nicht geküßt hätte, würde ich ruhiger geweſen ſein. Sollte ich ihr nun die Verrätherei entdecken, die ich begangen hatte? — Es wäre wohl das Beſte — aber der Kuß — würde ſie ihn mir vergeben? —

Ich ſah ihr weißes Gewand in weiter Ferne, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ich mich vor ihr verſteckt und es ihr ſauer gemacht, mich zu ſuchen; zur rechten Zeit bedachte ich, daß es eines Cavaliers Pflicht ſei, bei einem Stelldichein ſich nicht träge finden zu laſſen. Ich ging ihr deshalb entgegen. Als ſie mich erblickte, hielt ſie inne und wechſelte die Farbe. Das arme Mädchen! Wie leid that ſie mir! Sie konnte nicht ein Wort hervorbringen; ich führte ſie zu einer Bank.

„Vetter", ſagte ſie endlich, „es wundert dich gewiß, und mit Recht, daß ich dich ſo geheimnißvoll um eine Unterredung gebeten habe. Wenn du ahnteſt, wie peinlich mir dieſer Augenblick iſt, würdeſt du Mitleid mit mir haben."

„Mein Fräulein, ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig, und ich danke Ihnen, daß Sie mir eine Gelegenheit gegeben haben" —

„Lieber Vetter, ſei nicht böſe auf mich, ſprich nicht zu mir in dieſem fremden Tone, der mir dieſen Schritt nur erſchwert, der ſich nicht länger aufſchieben läßt. Ich bin es, die dir eine Erklärung ſchuldig iſt, die mir deine Achtung und deine Freundſchaft rauben wird. Ich bin ſehr unglücklich."

„Weine nicht, liebe Couſine, du weißt nicht, wie tief es mich ſchmerzt, dich betrübt zu ſehen. Glaube mir, ich wünſche eben ſo ſehr, dich glücklich zu ſehen, wie ich nur zu leben wünſche. Du glaubſt nicht, welche Seligkeit es für mich ſein würde, mir ſelbſt ſagen zu können, daß ich dazu beigetragen hätte."

Die doppelte Bedeutung, in welcher meine Worte genommen werden konnten, bewegten ſie zu noch reichlicheren Thränen. Sie konnte vor Weinen mir nicht antworten.

„Es giebt Troſt für jedes Unglück", fuhr ich fort, „Gott hat neben den giftigſten Pflanzen ein Gegengift wachſen laſſen. Sag' mir, was dich betrübt, laß mich dich mindeſtens tröſten, wenn ich dir nicht helfen kann, und verkenne meinen guten Willen nicht, im Fall er zu ohnmächtig ſein ſollte."

„Um Gottes Willen, Karl, rede nicht ſo ſanft mit mir", brach Henriette mit Heftigkeit aus, „ſprich nicht ſo mit mir, ich verdiene es nicht. Wenn du barmherzig ſein willſt, ſo ſag', daß du mich haſſeſt, daß du mich verabſcheuſt."

„Und wenn ich es ſagte, würde ich dich nur betrügen. Nein, Henriette, ſo weit geht meine Nachgiebigkeit nicht."

„Du mußt mich haſſen, du mußt mich verabſcheuen!" fuhr ſie weinend fort; „wenn du wüßteſt — — o Gott! ich kann es nicht über die Lippen bringen — — wenn du wüßteſt — — wie unglücklich ich bin — da ich — —"

„Liebe Henriette", ſagte ich bewegt, „du biſt hergekommen, um mir eine Erklärung zu geben, laß mich dir dieſen Schritt erleichtern und einen Stein dir vom Herzen wälzen, der beinahe zu ſchwer iſt für deine Kräfte. Du bringſt mir einen Korb, ich weiß es."

„Weißt du es?" rief ſie erſchrocken aus und wäre beinahe ohnmächtig geworden. „Habe Mitleid mit mir, Karl, verlaß mich, laß mich einige Augenblicke allein, ich kann mich nicht faſſen, ich darf dir nicht in die Augen ſehen." Sie verbarg das Geſicht im Tuche und weinte laut. Ich küßte ihr die Hand und ging.

Aeußerſt mißmüthig wanderte ich auf und ab im Gebüſch. Was ſoll daraus werden? dachte ich; das arme Mädchen grämt ſich zunicht, wenn ſie ihren Guſtav nicht bekommt und den Vetter los wird. Guſtav iſt ein braver Menſch, eine anſtändige Partie, das räumt der Vater ſelbſt ein, dem man in dieſem Punkte trauen kann; der Vetter muß ein Pinſel ſein, wenn er ſich auf ſeines Vaters Commando mit einem Mädchen verlobt, das er nicht kennt. Er iſt langweilig, das iſt eine unverantwortliche Eigenſchaft, und ein Stümper, da er ſich von einem bischen Schnupfen kujoniren läßt. Er würde ſie unglücklich machen. Henriette iſt ein Mädchen von vielem Gefühl, er iſt ein Oelgötze ohne Gefühl, er iſt nicht einmal im Stande, ſich in ſie zu verlieben, ſonſt wäre er längſt hier. Er ſoll ſie nicht haben. — Ob ich ihnen rathe, wegzulaufen, ein paar Stunden eher, als ich mich ſelbſt empfehle — oder wir laufen in Compagnie — Poſſen! Iſt es Zeit, auf Narrenſtreiche zu ſinnen? — Sie laufen fort, ſo kann ja mein Principal unmöglich auf ſein Recht beſtehen. — Aber, wenn er dennoch toll genug wäre, und das iſt er, einem ſolchen Kerl kann man alles Mögliche zutrauen. Dann hätte ich die Hölle ins Haus gebracht ohne Nutzen. — Es iſt auch rein zum Verzweifeln! Da ſitzt ſie und weint, daß ein Stein ſich darüber erbarmen möchte. — Aber wenn ich nun meine Rolle fortſetzte und den Vetter zu Ende ſpielte und förmlich auf ihre Hand verzichtete — ſie an Guſtav abträte — — das könnte mir gefallen, den Edelmüthigen zu ſpielen — — ſo wäre es abgemacht, und wenn dann der rechte Vetter kommt, zieht er mit einer langen Naſe ab und kann nach Hauſe gehn und ſeinen Schnupfen in guter Ruhe abwarten. — — Man könnte ihm auch die alberne Scene ſparen und ihn durch die Poſt wiſſen laſſen, daß aus der Verbindung nichts werde. — Ja, ſo mache ich's, ſo mache ich's wahrlich! Es iſt offenbar der Gott der Liebe, der mich hierher geſchickt hat. Welcher andre Menſch in der ganzen weiten Welt könnte die Sache beſſer ins Gleis bringen als ich? — Aber was giebt mir ein Recht, über eines Menſchen Schickſal zu verfügen, eines Menſchen, den ich nicht einmal geſehen habe? — — Recht — ja, ich darf auch wohl noch vom Recht reden, nachdem ich ſechsunddreißig Stunden nichts als Unrecht begangen habe. Nein, laſſen wir das Gewiſſen aus dem Spiele, das haben wir diesmal bei Seite geſchoben. — Ich habe unverantwortlich gehandelt, ich weiß es, aber ich will es durch eine gute Handlung ausgleichen; einen Segen will ich doch hinterlaſſen und wenn ich fort bin, werden zwei glückliche Menſchen ſich noch meiner erinnern, und Johanne wird den weniger ſtreng richten, der das Glück ihrer Schweſter gegründet hat — — Hand an's Werk! Hier iſt keine Zeit zu verlieren — ſie ſollen doch nicht Alle mich verwünſchen. —

Henriette ſaß noch immer auf der Bank. Ich nahm Platz bei ihr und ſuchte ſie zu beruhigen. „Ich bin dir eine Erklärung ſchuldig", ſagte ich, „laß mich mit wenigen Worten dir Alles ſagen, was du mir geſagt haben würdeſt. Du liebſt mich nicht, du liebſt Guſtav Holm, und es würde dich unglücklich machen, wenn du nicht auf eine gute Art mich los würdeſt. Du haſt viele Gründe, ihn zu lieben und keinen, mich zu lieben. Du willſt mir ſagen, wie die Sachen ſtehen und mir einen Korb geben, aber da das in Güte geſchehen muß, ſo hoffſt du, daß ich mich wie ein guter Chriſt in mein Schickſal finden und nicht zu viel Aufhebens machen werde. Und alles das willſt du je eher je lieber abgemacht haben. Iſt es nicht das, Henriette, oder haſt du mir noch mehr zu vertrauen?“

Sie verbarg ihr Geſicht in den Händen. „Mein Fenſter war nicht ganz dicht zu geſtern Abend“, fuhr ich fort, „ich hörte deine Unterredung mit Guſtav Holm und wußte ſofort, wonach ich mich zu richten hatte. Du wirſt mir ſo viel Gefühl zutrauen, daß ich dich nicht zwingen will, mich zu lieben. Vergieb mir, daß ich dich geängſtigt habe, es geſchah gegen meinen Willen, ich hätte mehr als gern dich ſchon längſt unterrichtet, daß du keinen Feind an mir haſt, ſondern einen treuen Verbündeten.“

„Lieber, beſter Karl! Edelmüthiger Menſch! Du giebſt mir meine Freiheit wieder, du giebſt mir das Leben zurück. Gott hat meine Gebete erhört, du weißt nicht, wie ich ihn angefleht habe, daß du mich abſcheulich finden mögeſt.“

„Dann biſt du nicht erhört worden“, ſagte ich. „Wenn du mich lieben könnteſt, würde ich mir kein beſſeres Loos wünſchen. Ich liebe dich und Johannen mehr, als du glaubſt.“ — Und das war die Wahrheit, jedes einzelne Wort, das ich ſagte, — das fühlte ich nur zu gut.

Henriette ergriff meine Hand und drückte ſie feſt an ihre Bruſt. „Du haſt mir einen ſchweren Stein vom Herzen gewälzt“, ſagte ſie, „möchte ich dir ſo danken können, wie ich mich erkenntlich fühle!“

Ich ward beinahe ganz beſchämt über allen Dank und Preis. Es iſt ein unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl, ſeine Mitmenſchen glücklich zu machen, ich vertauſche es gegen kein anderes.

Als der erſte Rauſch des Entzückens vorüber war, überlegten wir, wie wir ihres Vaters Einwilligung uns verſchaffen könnten; ich erzählte ihr ſeine Aeußerungen über Guſtav und baute darauf die beſten Hoffnungen. Henriette ſchüttelte den Kopf.

„Er wird verlangen, daß ich mein Verſprechen erfülle“, ſagte ſie, „er wird einen Plan nicht aufgeben, an dem ſein Herz ſeit vielen Jahren hängt. Wie wehe thut es mir, daß ich ihn betrüben ſoll!“

„Nun wohl, ſo behalte mich!“

„Scherze nicht, lieber Karl, auf dich ſetze ich mein ganzes Vertrauen.“

„Ich reiſe gleich ab, ſo kommt die Sache in Ordnung, und laſſe einen Brief zurück, worin ich unſere Verlobung aufhebe. Das muß doch helfen.“

„Um Gottes Willen, du mußt bleiben, du biſt der Einzige, der im Stande iſt, ihn zu überreden“, ſagte ſie, „du haſt ſchon große Macht über ihn.“

„So laß uns gleich hingehn und beichten; ich ſage ihm, ich habe entdeckt, daß dein Herz an Guſtav Holm hängt und nicht an mir, und es ſei mir nicht mit der Perſon gedient, wenn das Herz nicht dabei ſei."

„Ach Gott, das wird ein fürchterlicher Augenblick. Ich bebe, wenn ich daran denke; du kennſt ihn nicht, wenn er heftig wird."

„Oder willſt du ohne Weiteres mit Guſtav davonlaufen? Ich werde als ehrlicher Vetter euch davonhelfen."

„Das würde ihn noch mehr kränken; er iſt immer ſo gut und freundlich gegen mich geweſen."

„Hätten wir nur Guſtav hier, ſo machte es ſich ſchon. Die fürchterlichen Augenblicke ſind bei weitem nicht ſo ſchlimm, als man ſie ſich verſtellt; eben haſt du ja einen überſtanden, und ohne ſonderliche Beſchwerde."

„Guſtav wird bald hier ſein. Er weiß, daß ich dich um eine Zuſammenkunft gebeten habe — — er wird mit mir hier im Wäldchen ſprechen — — er wird kommen — —" ſtammelte Henriette und ward glühend roth.

„Er wird kommen, wenn ich fort bin", unterbrach ich ſie lachend, „das iſt ſehr vernünftig eingerichtet. Aber es muß diesmal umgeändert werden, er muß ſich bequemen zu kommen, während ich noch hier bin. Alſo iſt er wohl in der Nähe. Es gilt einen Verſuch — Herr Holm! Herr Holm!" rief ich ein paarmal ganz laut. „Er kennt meine Art einzuladen von geſtern. Du ſollſt ſehen, er kommt. — Guten Morgen, Herr Holm!" wiederholte ich.

„Ruf um Gotteswillen nicht ſo laut! Man wird uns hören," ſagte Henriette. „Ach Gott, wie wird das enden?"

„Gut, denke ich. Da haben wir den Liebhaber."

Guſtav kam auf mich zugelaufen. Aus ſeiner ganzen Haltung ergab es ſich, daß er nicht wußte, ob er mich für einen Freund oder Feind halten ſolle.

„Guſtav — — Karl" — — rief Henriette aus und ſank auf die Bank zurück. Es war ihr nicht möglich zu ſprechen, die Freude erſtickte ihre Stimme, aber das Auge, das liebend auf uns Beide gerichtet war, füllte den Satz aus.

Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu Henrietten. Er ſank zu ihren Füßen, ſie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals; ich beugte mich über ſie hin und betrachtete mein Werk mit Seelenfreude.

Da raſchelte es im Gebüſch — Johanne und der Juſtizrath ſtanden vor uns. Die Liebenden merkten es nicht. Ich winkte ihnen zu, aber vergebens.

„Was zum Teufel iſt das?" fuhr er auf, „was ſoll das heißen? So ſchlage Donner und Blitz darein! — Karl, was macht Ihr hier?"

„Ich ertheile meinen vetterlichen Segen und vollkommene Abſolution und Sündenvergebung, was eigentlich der Oheim auch thun ſollte," ſagte ich ſo ruhig, wie es nur möglich war. Hier galt es, die Ohren ſteif zu halten. Guſtav ſprang auf und Henriette warf ſich ihrer Schweſter in die Arme.

„Herr Juſtizrath!“ ſagte Guſtav flehend.

„Herr Holm!“ ſagte der Juſtizrath aufgebracht.

„Lieber Oheim!“ unterbrach ich ſie Beide, „laßt mich ſprechen. Guſtav liebt Henrietten und Henriette erwiedert ſeine Gefühle, von mir iſt die Rede nicht mehr, ich bin Vetter und weder mehr noch weniger. Ich bin nicht ſo einfältig, mir eine Frau erzwingen zu wollen, deren Herz einem Andern gehört, ich habe meine Verlobung mit Henrietten aufgehoben nach reiflicher Ueberlegung und mit gutem Vorbedacht. Glücklich konnte ich ſie nicht machen und unglücklich wollte ich ſie nicht machen. Hier ſteht der Bräutigam, es fehlt nur an Ihrem Segen; geben Sie den, mein Oheim, und laſſen Sie dieſen Tag den glücklichſten in meinem Leben werden; es iſt das erſte Mal, daß ich im Stande geweſen bin, etwas Gutes zu thun.“

O, mein Gott und Vater, was ward das für ein Aufruhr! Der Juſtizrath war ſo wild wie ein Deutſcher und wollte auf keine Weiſe ſich begütigen laſſen; ein Theil von ſeinem Zorne wandte ſich natürlich gegen mich. Ich bat und flehte, Henriette weinte, — hier war Hopfen und Malz verloren.

„Ich ſchreibe noch heute an deinen Vater,“ ſagte er endlich, „nur er ſoll mich meines Verſprechens entbinden; aber das thut er nicht, das thut er beſtimmt nicht, dieſe Verbindung iſt ſo manches Jahr ſein höchſter Wunſch geweſen, ſowie der meinige.“

„Dazu wird er ſich ſchon verſtehen müſſen," ſagte ich, „noch dieſen Nachmittag reiſe ich ab und Ihr ſollt kein Wort mehr von mir hören. So weit geht meines Vaters Macht über mich nicht, ich mache Henrietten nicht unglücklich, um mich ſeinem Eigenſinn zu fügen. Lieber Oheim, laſſen Sie ſich bewegen, Ihr Verſprechen iſt gelöſt, geben Sie Guſtav und Henrietten Ihren Segen und laſſen Sie mich mit meinem Vater die Sache abmachen. Gefühle laſſen ſich nicht zwingen, Henriette liebt mich nicht, und Sie müſſen in dieſem Falle nicht minder liberal ſein als ich."

„Liberal, liberal! Immer kommt Ihr mit dem Geſchwätz," ſagte der Juſtizrath erboſt, „das iſt wieder die verwünſchte berliniſche Liberalität, die ihn ſo durch und durch zu Grunde gerichtet hat."

Berliniſche Liberalität! Nun, das war das erſte Mal, daß ich darüber klagen hörte. Aber worauf verfallen die Leute nicht! Wenn ſie in Harniſch gerathen, ſprechen ſie ohne zu denken.

„Nun wohl," ſagte ich, „ſo bin ich denn in Berlin zu Grunde gerichtet, ſo durch und durch zu Grunde gerichtet, wie der Oheim ſagt, daß ich — mich in Berlin verlobt habe. Das läßt ſich nicht wieder ändern, und zwei Frauen darf man doch geſetzlich nicht haben, das iſt hier und in Preußen verboten." —

Es war eine Inſpiration, die mir dieſen entſcheidenden Einfall eingab. Eine Lüge mehr oder weniger, was thut das? Ich war in dieſem Augenblicke Jeſuit und tröſtete mich mit Lojola's Lehre, daß der Zweck die Mittel heiligt.

„Verlobt!" rief der Juſtizrath aus, „verlobt in Berlin! Mich zum Narren zu haben! Höre, Karl —"

„Verlobt?" ſagte Hanne; „ja, du biſt mir ein ſauberer Burſche, Vetter. Das iſt alſo die Urſache, weshalb er Henriettens Verlobungsring nicht trägt. Und ich, die ich da ſtand und ſeinen Edelmuth bewunderte!"

Henriette reichte mir ſtumm die Hand von der einen Seite, Guſtav von der andern; es waren gewiß wohlgemeinte Gratulationen.

„Ja, verlobt," fuhr ich fort, „ſcheltet mich nun nach Belieben, haßt mich, verwünſcht mich, thut mit mir, was Ihr wollt, aber verlobt bin und bleibe ich."

Das traf den Nagel auf den Kopf; des Juſtizraths Zorn milderte ſich allmälig, der im Grunde gutmüthige Mann widerſtand nicht lange ſo vielen vereinigten Bitten, und die Furcht vor der Nachrede, welche dieſe Sache veranlaſſen könnte, trug auch das ihrige bei. „Du biſt ein großer Windbeutel, Karl," ſagte er, „und Henriette kann ſich glücklich preiſen, daß ſie dich nicht zum Manne bekommt. Aber ſie ſoll für deine dummen Streiche nicht büßen." Er nahm ihre Hand und legte ſie in die Guſtavs. „Ihr ſollt mich für die Hoffnung tröſten, welche er zunichte gemacht hat; es war viele Jahre meine liebſte Hoffnung". fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Was wird mein Bruder ſagen, wenn er dieſe Geſchichten erfährt?“

Henriette fiel ihm um den Hals, ſie ward beinahe ohnmächtig in ſeinen Armen; wir Andern umringten ihn; es nahm kein Ende mit Umarmungen und Liebeszeichen. —

„Und nun hinauf zur Mutter,“ ſagte Johanne, „da wollen wir die Revolution beſchließen. Ich möchte nicht an deiner Stelle ſein, Vetter, um Vieles in der Welt. Von dir könnte man ein Buch machen und es drucken laſſen.“

„Du ſollſt mein Advokat ſein, Johanne, und meine Sache führen. Nur unter deinem Schutze darf ich mich der Tante zeigen.“ Ich ſchlug die Arme um ſie; ich glaube, ich wollte ſie küſſen, wenn ich mich recht erinnere.

„Sachte, ſachte, Herr Vetter, nun die Schwagerſchaft aus iſt, nimmt man ſich nicht mehr ſolche Freiheiten. Denke an die Liebſte in Berlin!“

Ach, um Anderen zu helfen, hatte ich mir ſelbſt die Thüre verſchloſſen. —

Der Juſtizrath, Johanne und ich gingen voran, die Verlobten folgten nach. Als wir auf den Hof traten, gingen die Dienſtleute grade an die Arbeit. „Heißa, Leute!“ rief ich ihnen zu, „heute Abend ſollen wir uns luſtig machen und des Juſtizraths Geſundheit trinken, und an Fräulein Henriettens Verlobungstag tanzen, daß es nur ſo donnert. Hurra, Fräulein Henriette und Herr Holm!“

„Hurra!“ riefen die Leute, und die öffentliche Erklärung war hiemit gemacht.

„Stille, du Satan!“ ſagte der Juſtizrath, „und kehre mir nicht den ganzen Hof von oben nach unten. Schmauſen! Meine Geſundheit trinken! Ja, das iſt keine Kunſt, aus fremder Haut Riemen zu ſchneiden. Der Menſch macht uns noch Alle verrückt.“

Die Tante hörte das Geräuſch und kam heraus auf die Steintreppe. „Aber mein Gott, was geht denn hier vor?“ fragte ſie. Ich kroch hinter Johannen und verſteckte mich.

„Eine völlige Revolution, mein Kind“ ſagte der Juſtizrath, „die Karl, der Landläufer, angeſtiftet hat. Nachdem wir lange zum Frühſtück gebeiert hatten, ohne daß ſie kamen, ging ich mit Johannen in das Wäldchen, um ſie aufzuſuchen; ich meinte, ihn zu Henriettens Füßen zu finden, aber an ſeiner Statt lag ein Andrer da, und er war juſt im Begriff, ſie zuſammenzugeben. Ja, das iſt eine erbauliche Geſchichte; komm herein, ſo ſollſt du den Reſt hören und erfahren, wo er auf Reiſen geweſen iſt. Er hat ſich in Berlin verlobt, und vermuthlich auch in Hamburg, in Paris, in Wien, und wo er geweſen iſt. Das iſt ein ſauberer Herr, eine liſtige Schlange, die wir an unſerer Bruſt genährt haben.“

Sie ließ ſich bald beſänftigen und gab den Verlobten ihren mütterlichen Segen. Ich war es ja, den Alle zum Schwiegerſohn und zum Schwager haben wollten — es iſt doch ſchmeichelhaft, ſich ſo hoch gehalten zu ſehen — aber da das nun nicht anging, empfingen ſie Guſtav mit offenen Armen, der Aller Achtung und Zuneigung genoß. Wir waren froh wie die Kinder, und ich wäre glücklich geweſen, wenn nicht die vielen aufrichtigen und freundlichen Wünſche für mich und meine unbekannte berliniſche Zukünftige mir wie eben ſo viele brennende Tropfen auf die Seele gefallen wären, und wenn mir nicht hätte einfallen müſſen, daß ich dieſen Kreis bald auf ewig zu verlaſſen habe. Mein Vorſchlag, dieſen Tag ganz unter uns zuzubringen, ward angenommen und der Befehl gegeben, Jeden abzuweiſen, der etwa käme. Nur dieſen Tag ungeſtört zu Ende gelebt, dachte ich, ſo verlange ich nichts mehr vom Glücke, das mir bisher ſo redlich beigeſtanden hat. —

Es war ein Tag, desgleichen ich nicht erlebt habe. Du wirſt dich vielleicht nicht wenig wundern, lieber Leſer, daß ich auf mein gutes Gewiſſen poche und rein heraus erkläre, das Bewußtſein der guten Handlung, die ich gethan, und des Glückes, das ich geſtiftet hatte, habe mir erlaubt, ihn rein zu genießen, und doch war es ſo. Henriette hatte recht, daß ich mir ſchon Einfluß auf ihren Vater erworben habe; ich kann es gleichfalls mir zuſchreiben, daß dieſe Haupt- und Staatsaction ſo gut ausfiel; aber ich ſchonte meiner auch nicht, und meine Ausgelaſſenheit, welche beinahe keine Grenzen mehr kannte, erlaubte mir auch keinen ernſthaften Gedanken, geſchweige ein ernſthaftes Wort. Ich riß ſie Alle mit mir fort, das Haus von oberſt zu unterſt zu kehren, um in der Eil' Alles zu einem kleinen feſtlichen Tanz in dem runden Luſthaus einzurichten, das an der Außenſeite des Gartens lag. Der Juſtizrath mußte Boten ausſchicken nach ein paar Muſikanten im Dorfe, ſeine Frau mußte Laken und Quelen hergeben, um die Wände auszuſchlagen, die Töchter flochten Kränze, Guſtav und ich machten Kronleuchter aus Tannenbänden und grünen Zweigen. Alles war in Arbeit und ehe der Abend dämmerte, war der niedlichſte kleine Ballſaal eingerichtet, und die Dienſtboten hatten nie etwas ſo Prächtiges geſehen, „aber es war ja auch noch nie Fräuleins Verlobungstag geweſen."

„Du biſt ein Teufelskerl, Karl," ſagte der Juſtizrath, „du haſt es wahrhaftig ſo hübſch zurecht gemacht, daß man darin einen ordentlichen Ball anſtellen könnte. Wenn ich nicht Frau und Kinder gegen mich aufbrächte, ſo könnte ich ſelbſt Luſt bekommen, einen kleinen Drehum zu machen, aber das möchte doch wohl allerlei Bedenklichkeiten haben."

Johanne flog ihren Vater an den Hals, er ward beim Worte genommen, und nun wurde nur von dem Ball geſprochen, der innerhalb acht Tagen Henriettens Verlobung feiern ſollte.

„Wir wollen uns gleich hinſetzen und Einladungskarten ſchreiben," ſagte Johanne, „es iſt noch eine Stunde, ehe die Leute zu tanzen anfangen, und wir haben jetzt nichts mehr zu thun. Tinte, Feder und Papier her, ich dictire und Karl ſchreibt, es ſoll in eins, zwei, drei gemacht ſein, morgen können wir die Karten bei Zeiten abſchicken, und ſo iſt das Schwerſte gethan.“

„Nämlich: daß ich mich nicht mehr bedenken kann,“ ſagte der Juſtizrath; „ich kenne dich gut genug und weiß, was du für ein Schalk biſt.“ Johanne lachte.

„Komm nun, Vetter, und ſpitze dir die Feder, du ſchreibſt eine hübſche Hand, hier ſind die Karten, hier iſt das Tintenfaß,“ ſagte Henriette.

Schreiben! das fehlte noch, dachte ich. Das werde ich brav bleiben laſſen.

„Das kann Guſtav thun, ich habe eine ſchlimme Hand, ich habe mich in den Finger geſchnitten,“ ſagte ich und ſah mich um; aber Guſtav und Henriette waren ſchon verſchwunden.

„Wie? Laß doch ſehen,“ ſagte Johanne. — „Es iſt ja nicht wahr. Guſtav und Henriette ſind in den Garten gegangen, die müſſen wir in Ruhe laſſen. Komm nur! Beſſer jetzt als nachher.“

„Aber ich habe mich wirklich geſtoßen, Johanne, es iſt mir unmöglich, ich werde nichts als Krähenfüße machen, der Finger iſt ganz geſchwollen.“

„Oder du biſt faul, daran liegt es wohl eigentlich,“ ſagte Johanne. „So ſollſt du mir doch wenigſtens aufſchreiben helfen, wer eingeladen werden ſoll, ehe ich es vergeſſe. Jetzt hab' ich es grade ſo hübſch im Kopfe, und dazu ſind deine Krähenfüße gut genug. Alſo zuerſt unſere Nachbaren, die geſtern hier waren, Kammerrath Twede mit Frau, zwei Töchtern, Sohn und Informator, — haſt du das?"

Sie bog ſich über mich hin und ſah mir ins Papier. „Aber was in aller Welt ſteht denn da?" fragte ſie.

„Da ſteht: Kammerrath Twede mit Frau, zwei Töchtern, Sohn und Informator. Das ſind griechiſche Buchſtaben, Johanne, ich kann mit dem Finger nichts Anderes ſchreiben als griechiſche Buchſtaben."

„Das kann ich ja nicht leſen, du eigenſinniger Tollkopf!" jammerte Johanne.

„So mußt du es lernen, Mädchen. Gleich um Gleich. Willſt du mich zwingen, Liſten zu ſchreiben, ſo will ich dich zwingen, Griechiſch zu leſen."

„Das machſt du recht," ſagte der Juſtizrath und lachte aus vollem Halſe, „ſo muß man ihnen aufwarten. Setze dich nur bei den Mädchen in Poſitur, ſonſt nehmen ſie es uns über den Kopf weg." Unter tauſend Schalkſtreichen ward die Liſte endlich fertig; der letzte Name war der meines guten Oheims, des braven Paſtors der benachbarten Gemeinde, zu dem ich ja hin wollte und bei dem ich Quartier machen mußte, noch ehe die Sonne wieder aufging.

„Kennt Ihr den auch?" fragte ich verwundert und erſchrocken.

„Er hat meine Schweſter und mich eingeſegnet," antwortete Johanne; „das iſt ein herrlicher Mann, deshalb ſparte ich ihn auch bis zuletzt. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie viel wir Alle von ihm halten. Er ſoll mich auch trauen, wenn ich einmal Hochzeit mache. Du mußt ihn ja auch kennen, wenigſtens haſt du ihn mehr als einmal geſehen, da du als Kind hier warſt.“

„Es iſt wahr, jetzt erinnere ich mich ſeiner, es iſt ein großer alter Mann mit einer Plattmütze und einer Habichtsnaſe, ich erinnere mich ſeiner ganz deutlich.“ Diesmal wenigſtens hatte ich nicht nöthig, mir mit Lügen zu helfen; in einer Lage, wie die meinige war, ergreift man recht mit Freude jede Gelegenheit, die Wahrheit zu ſagen. Sie ſteigt im Preis, wenn man bis über die Ohren in Lügen ſitzt.

Unſere ſelbſtgemachten Kronleuchter nahmen ſich ſehr gut aus, der Tanz war in vollem Gange, die Geigen quietſchten, daß es eine Luſt war, und der Boden dröhnte von den gewaltigen Sprüngen, womit die Knechte der Verlobung des Fräuleins Ehre machen wollten. Ich hatte alle Dienſtmägde herumgeſchwungen und den reißenden Fangetanz mit Johannen getanzt, ein Tanz, den man die Bauern muß haben ausführen ſehen, um ſich eine Vorſtellung zu machen, wie gewaltig er iſt. Es war eine allgemeine Freude in der ganzen Verſammlung, ſelbſt der Juſtizrath nahm Theil daran, und ungeachtet er mir eine oder die andere Bemerkung ins Ohr flüſterte, zum Beiſpiel: „Ich ſollte eigentlich böſe auf dich ſein, denn du haſt mir heute einen tollen Streich geſpielt,“ ſo war er doch keinesweges böſe; eine ſo große Kraft liegt in der unumgänglichen Nothwendigkeit, die im Stande iſt, uns mit dem ärgſten Schickſale zu verſöhnen. Aber ich, der alles dies Glück geſchaffen hatte, dieſe Freude, dieſe Luſt, ich ſchlich mich melancholiſch fort und ſuchte meinen vorigen guten Humor in allen Gängen des Gartens, im Wäldchen, auf dem Schaukelberge, überall, aber ohne ihn zu finden. Die Abſchiedsſtunde näherte ſich mit ſtarken Schritten.

Vermuthlich glaubſt du nicht, daß ich ernſthaft ſein kann, lieber Leſer, das kann ich mir wohl ungefähr denken; aber darin thuſt du mir Unrecht. Wenn du mich hätteſt umherwandern ſehen, mutterſelig allein im Garten jenen Septemberabend, während die Anderen tanzten, würdeſt du dir wohl andere Gedanken von mir gemacht haben. Erlaube mir, dich auf den Schaukelberg zu führen, von wo man bei Tage eine ſo weite Ausſicht hat. Auch Abends iſt dieſe Stelle nicht zu verachten; der dunkle Garten, der zu den Füßen des Hügels liegt, ſieht aus wie ein undurchdringliches Dickicht; der Mond war im erſten Viertel und beleuchtete daher nur ſchwach die entfernteren Gegenſtände, aber auf den allerentfernteſten, die Oſtſee, warf er einen leuchtenden Glanz, der ſie näher rückte, als ſie wirklich war. Zur Linken ſchimmerten die Gebäude durch die Bäume, zur Rechten ſtrahlte das Luſthaus noch ſo feſtlich, aus welchem Fußtritte und der zu

Viertour geſtampfte Takt herſcholl; übrigens war Alles um mich ſo ſtill, wie es Abends auf dem Lande iſt, wo das ferne Bellen eines Hundes und der Widerhall desſelben aus dem Walde die einzigen Lebenszeichen ſind. Hinter mir lag der kleine Luſthain, und über meinem Haupte ragte die Schaukel empor, an deren einem Pfoſten mein Name noch befeſtigt hing. Hätteſt du mich damals geſehen, wie ich vorſichtig das Papier von dem Holze löſte, und mich auf- und abwiegen ließ in dem Sitze, den ich mit Johanne getheilt hatte, während ich den fremden Namen betrachtete, der mir lieber geworden war als mein eigener, weil ſie ihn ausgeſprochen und geſchrieben hatte, wahrlich, du hätteſt geſehen, daß auch ich meine ernſten Augenblicke haben kann. Aber Leute meiner Art ſuchen die Einſamkeit, wenn der Ernſt über ſie kommt, und laſſen ſich erſt wieder ſehen, wenn er ſie verlaſſen hat.

Henriette und Guſtav überraſchten mich. Arm in Arm gingen ſie im Garten umher, und der Zufall führte ſie über den Schaukelberg.

„So ernſt, lieber Vetter!“ ſagte Henriette; „du ſiehſt ja ganz mißmüthig aus. An meinem Verlobungstage müſſen Alle, die mir zugehören, froh ſein, und ich muß dich doch wohl zu meinen nächſten Angehörigen zählen, dich, dem ich mein Glück zu danken habe! Komm und nimm Theil an der Freude, die du geſchaffen haſt; wenn ich es nicht beſſer wüßte, ſo könnte ich glauben, du betrübteſt dich über den unerſetzlichen Verluſt, den du an mir erlitten haſt, ſolch ein ernſthaftes Geſicht machſt du.“

„Spotte nicht, Henriette, ich habe vielleicht mehr in dieſen Augenblicken verloren, als mir jemals erſetzt werden kann.“

„Es iſt gut, daß gewiſſe Leute in Berlin nicht hören, was für Höflichkeiten du dich verleiten läſſeſt hier in Seeland auszuſprechen,“ ſagte ſie. „Aber behalte dieſe Complimente bis auf ein andermal, ſie machen deine Wahrheitsliebe nur verdächtig; brauche ſie gegen weniger gut Unterrichtete, als ich bin, und laß uns ehrlich mit einander ſprechen. Eigentlich biſt du doch froh, daß du mit mir nicht näher verwandt wirſt, als du ſchon biſt; läugne das nur nicht!“

„Meinſt du? Und wenn es nun gar nicht der Fall wäre, wenn **das** grade der Grund zu meinem Mißmuthe wäre — vorausgeſetzt, daß du recht haſt, mir dieſe Beſchuldigung zu machen — daß ich die Unmöglichkeit davon einſehe, was würdeſt du dann ſagen?“

„Dann müßte ich dich freilich beklagen, du Armer! Wer hätte ſich das heute Vormittag träumen laſſen?“ ſagte Henriette lachend.

„So beklage mich nur, Henriette, denn, wenn ich euch verlaſſe, bleiben mein Herz und meine Gedanken hier bei euch zurück, ihr lieben Leute, — und ich verlaſſe

„Zwei Tage nachdem du gekommen biſt? Nein, daraus wird wahrhaftig nichts,“ ſagte Henriette.

„Und doch muß es ſein“ fuhr ich fort, „und vielleicht ehe ihr es denkt, bin ich verſchwunden. Ich habe ſo meine eigene Weiſe zu kommen und zu gehen.“ — —

„Aber was ſind das für Grillen, Karl? Biſt du nicht hergekommen, um einige Zeit bei uns zu bleiben? Das giebt Vater nimmer zu, das kannſt du glauben, und wenn unſere Bitten das Mindeſte bei dir gelten, ſo wird nichts daraus.“

„Ich muß euch auf einige Zeit verlaſſen, liebe Henriette, glaube mir, ich muß. Aber vielleicht ſehen wir uns wieder, und ſollte es nicht geſchehen — — ſo will ich an dich ſchreiben, wenn du es erlaubſt; und wenn ich fort bin, wirſt du mein Fürſprecher ſein, wenn ich deſſen bei euch bedarf. Nicht wahr, Henriette, du und Guſtav, ihr werdet freundlich an mich denken, und wenn dieſer Jahrestag wieder zurückkehrt, weiß ich gewiß, daß ihr mich nicht vergeßt, daß eure Gedanken bei der Bank im Wäldchen weilen werden, wo ich mir einen Korb holte.“

Sie reichten mir Beide die Hände. „Aber Karl, ich kann nicht recht aus dir klug werden“ ſagte Henriette, „du biſt ſo ſonderbar, ſo ernſt, du [illegible] als ob wir [illegible] lin; das war eine Ausflucht, eine Unwahrheit, die mir der Augenblick eingab; ich wußte nichts Beſſeres in der Eile, um deines Vaters Plane in den Weg zu treten, ſonſt hätte ich mich nicht ſelbſt zum Beſten gehabt. Ach, ich habe nie einen Fuß in Berlin geſetzt, ſo wenig ich mich irgendwo verlobt habe.“

Henriette trat einen Schritt zurück und betrachtete mich plötzlich ernſt. „Wie?“ ſagte ſie, „du biſt nicht in Berlin geweſen? Du haſt dich ſelbſt zum Beſten gehabt, um mir zu helfen — du biſt nicht verlobt?“

„Nein, ſo wahr ich in dieſem Augenblicke vor dir ſtehe, ich bin nicht verlobt und habe es nie probirt, es zu werden. — Ich habe mir nur einen Korb in meinem Leben geholt,“ fügte ich lächelnd hinzu, da Henriette fortfuhr, mich ſtarr anzuſehen, — „und den bekam ich heute morgen auf der Bank im Wäldchen. Wenn es nicht überflüſſig wäre, könnte ich dir Zeit und Stunde mit derſelben Genauigkeit angeben.“

„Du biſt ein edler Menſch, Karl,“ ſagte Henriette nach einer Pauſe, „Gott lohne es dir, ich kann es nicht. Aber beten für dich, Nacht und Tag, das kann ich und das will ich.“ Sie war ſehr bewegt, ihre Stimme zitterte, Guſtav drückte mir die Hand.

„Lieben Kinder,“ ſagte ich, „lobt mich nicht zu ſehr, je höher man erhoben wird, deſto tiefer fällt man, wenn [illegible] wie ich — — doch laß mich lieber ſchweigen, höre mich nicht. Kümmert euch nicht um meine Launen, die haben nicht viel zu bedeuten, verſprecht mir, daß ihr meine wahren und aufrichtigen Freunde ſein wollt, und dann laßt uns hingehen und tanzen. Darf ich die Braut um den nächſten Walzer bitten?"

Es fehlte nicht viel, daß es zum Geſtändniß gekommen wäre, und daß ich alle meine dummen Streiche gebeichtet hätte. Die Scham hielt mich davon ab; war ſie es oder nicht? — Ich weiß es ſelbſt nicht.

Ich zog ſie mit mir den Hügel hinunter und wir näherten uns dem Luſthauſe. In dem Fichtengange, der dorthin führte, begegneten wir Johannen, welche ihren eigenen Worten zufolge ging, um Menſchen zu ſuchen; ſie lief uns beinahe an, ehe ſie uns ſah.

„Aber, mein Gott, ſeid ihr taubſtumm geworden? Ich habe euch mehrmals gerufen, aber keine Antwort bekommen, und nun geht ihr um wie Geſpenſter, ohne ein einziges Wort zu ſagen, daß einem die Seele im Leibe zittert. Aber das iſt wohl wieder Karl, der im Spiele geweſen iſt und die Verlobten verſtört. Weißt du nicht, daß du nirgends mehr übrig biſt oder vielmehr zur Unzeit kommſt, als wo Henriette und Holm ſind? Nun, antworte, weißt du das oder weißt du es nicht?"

„Nein!" antwortete ich kurz.

[illegible]

überhaupt rathen, dich beſſerer Manieren zu befleißigen, ehe du dich wieder außer Landes zeigſt, ſonſt haben wir nur Schande von dir.“ Und nun fing ſie an das bekannte Lied zu ſummen aus „die Wiener in Berlin,“ das Demoiſelle Pohlmann in Mode brachte:

„In Berlin, ſagt er,
Mußt du ſein, ſagt er,
Und geſcheut, ſagt er,
Immer ſein, ſagt er“ —

„Laß den Teufel Berlin holen, Johanne,“ unterbrach ich ſie, „das iſt mein aufrichtiger Wunſch, glaube mir!“

„Ein ſehr chriſtlicher Wunſch und ſehr ſchön ausgedrückt, das muß man dir laſſen.“

„Denke, Johanne, er iſt nie in Berlin geweſen, Karl iſt gar nicht verlobt. Er hat es einzig und allein als Ausflucht geſagt, um mir des Vaters Einwilligung zu ſchaffen,“ ſagte Henriette mit faſt weinender Stimme.

„Was? Er iſt nicht verlobt? Iſt nicht in Berlin geweſen? Nun, ſo iſt er doch auch der größte Erzlügner, den ich jemals angetroffen habe. Stand er nicht da und gab die Geſchichte von ſich mit aller Frechheit, die man ſich denken kann. Nein, das iſt zu arg. Lügen iſt das ſchrecklichſte aller Laſter, das iſt die Wurzel alles Uebels.“

„Nein, das iſt die Faulheit, Hannchen.“

„So, wirklich? Nein, die hat es nicht weiter gebracht, als des Teufels Kopfkiſſen zu ſein. Der Menſch gleich morgen eine ordentliche Lektion haben, ich werde dich ſelbſt überhören, und wenn du nicht beſtehſt, ſollſt du dein Chriſtenthum erneuern.“

„Und er will morgen reiſen,“ Johanne, das hat er geſagt,“ fuhr Henriette fort.

„So ſperren wir ihn ein,“ ſagte Johanne. „Nachts legen wir ein Schloß vor die Gaſtſtube, und bei Tage ſoll Thomas auf ihn Acht geben; das iſt ein Burſche wie eine Klette, der läßt ihn nicht ſo leicht los.“

„Dann ſteige ich aus dem Fenſter, da kannſt du kein Schloß vorlegen.“

„Nun ja, um den Hals zu brechen. Nein, das hat keine Noth.“

„O, man kann wohl noch höher ſteigen als bis zu meinem Fenſter, ohne den Hals zu brechen,“ ſagte ich. Henriette und Guſtav wurden roth.

„Das läßt ſich morgen beſprechen. Heute Abend iſt Henriettens Verlobungstag, da wirſt du doch wohl bei uns bleiben. Komm nur und gieb mir den Arm, laß uns ſpazieren, es iſt ſo herrlich hier draußen im Garten, da drinnen im Luſthauſe möchte man erſticken.“ —

Paarweis gingen wir Vier umher in dem köſtlichen Neumondſchein, die Unterhaltung ward bald allgemein, bald ſprachen nur Johanne und ich zuſammen, Guſtav und Henriette waren am glücklichſten in beiderſeitig

„Iſt es wirklich wahr, daß du fort willſt?“ fragte Johanne.

„Es iſt leider nur allzu wahr, ich muß abreiſen.“

„Weshalb, wenn ich fragen darf? Aber lüge mir nichts vor.“

„Weil ich ſchon zu lange hier geweſen bin, weil ein längerer Aufenthalt hier bei euch, — bei dir, liebe Johanne, meine Ruhe völlig zerſtören würde.“

„Ich bat dich ausdrücklich, mir nichts vorzulügen, Vetter. Mein Gott! Iſt es dir denn ganz unmöglich, zwei Minuten Wahrheit zu reden?“

„Und iſt es dir ganz unmöglich, zwei Minuten ernſthaft zu ſein? Was ich geſagt habe, iſt die reine Wahrheit.“

„Poſſen! — Aber ſag' mir, iſt es wahr oder nicht, daß du in Berlin verlobt biſt? Wen haſt du zum Beſten gehabt, Henrietten und mich, oder meine Eltern? Lüge nur dieſes einzige Mal nicht!“

„Hab' ich einen zum Beſten gehabt, ſo iſt es dein Vater, Johanne. Aber ich wußte in dem Augenblick keinen andern Ausweg, ſonſt hätte ich dieſen nicht ergriffen, den ich in demſelben Augenblick verwünſchte.“

„Ja, das will ich glauben. Seinen eigenen leiblichen Oheim zum Narren zu haben! Weißt du was, Karl? Das iſt eine große Sünde, die du auf deinem Gewiſſen haſt; das iſt beinahe eben ſo ſchlimm, als ſeine Couſinen zu Narren zu haben.“

abſolvirſt. Ach, Johanne, es hat mich am meiſten gequält, daß mein Charakter in deinen Augen verdächtig würde. Von dem erſten Augenblick an hat es mich gepeinigt, es dir nicht ſagen zu können, daß es ein Vorwand war."

„Ich ſehe aber nicht, was mich das beſonders angeht, ob du in Berlin verlobt biſt oder nicht. Meinetwegen magſt du dich in China verloben, wenn du Luſt haſt."

„Dein leichter Sinn nimmt Alles von der heiterſten Seite, und doch biſt du es, welche mich gelehrt hat, daß das Leben auch ernſt iſt. Du haſt mich verwandelt, Johanne. Wüßteſt du, wie mächtig dein erſter Anblick, jenen Abend, als ich ankam, auf mein Geſchick gewirkt hat — —"

„Wie ſo denn? Was hatte denn der Anblick für eine erſchreckliche Wirkung?" fragte ſie lachend.

„Liebe Johanne, ohne es zu ahnen, haſt du das rechte Wort getroffen, wenn du erſchrecklich ſagſt. Ja, dein Bild wird mich wie ein ſtrenger Richter verfolgen und mir meinen Leichtſinn vorwerfen, im Traum und im Wachen werde ich es um Verzeihung anflehen, ich werde davor knieen, und meine Gebete daran richten. Sieh mich noch einmal an mit dem unſchuldigen Blick, der jenen Abend mein Bewußtſein gefangen nahm, und ſage mir, daß du mich nicht haſſen, daß du mich nicht verabſcheuen willſt. [illegible]

Ich war wirklich vor ihr auf die Kniee geſunken, und ergriff ihre Hand.

„Laß meine Hand los, du drückſt ſie mir ganz zu Schanden, das gehört nicht mit zur Rolle. Steh' auf, Vetter, du machſt dir grüne Flecke auf den Knieen, ich kann es auch nicht leiden, Mannsleute in ſolchen altfränkiſchen Stellungen zu ſehen. Ihr mögt dem lieben Gott danken, daß es aus der Mode gekommen iſt, den Hof mit Kniefallen zu machen. Ich kenne nichts ſo Geſchmackloſes wie dergleichen Idyllenſtücke; dazu gehört ſich eine Schäferhütte mit grünen Büſchen und graſenden Lämmern, die rothe Bänder um den Hals haben."

Ich erhob mich ganz beſchämt.

„Es ſcheint übrigens, daß du ein guter Schauſpieler biſt," fuhr Johanne fort. „Weihnachten, wenn du herauskommſt, wollen wir Komödie ſpielen, das ſoll göttlich werden. Vor einem Jahre kamen wir nicht damit zu Stande, weil wir keinen Liebhaber hatten. Holm wollte ſich nicht dazu verſtehen, ob ich mich gleich zur Liebhaberin hergab, und eine Komödie ohne Liebe, das iſt ja wie ein Ball ohne Muſik."

„Laß uns ernſthaft ſprechen, Johanne, ich werde wirklich abreiſen, ja, ich werde vielleicht fort ſein, ehe ihr es noch vermuthet; denn ich haſſe Abſchiedsſcenen. Und ich kann nicht ohne Bewegung daran denken, meine liebenswürdigen Couſinen zu verlaſſen; denn Gott weiß, wann wir uns [illegible]derſehen werden. Lache nur, das kann ich dir nicht verbieten; aber wahr bleibt es doch, daß dein Bild mich überall begleiten wird.“ — —

„So reiſeſt du doch in guter Geſellſchaft,“ unterbrach mich Johanne.

„Laß mich denn den Troſt mitnehmen,“ fuhr ich fort, „daß ich in deiner freundlichen Erinnerung lebe. Mache einen Strich durch den Vetter, wenn du willſt, liebe Johanne, die Vetterſchaft iſt ſo nicht viel werth, und ſetze den Freund an die Stelle; jenes Band iſt zufällig, für dieſes will ich deiner Güte denken; jenes gebe ich auf, wenn ich euch verlaſſe; dieſes folgt mir in die weite Welt.“

„Und wird dich eben nicht geniren,“ ſagte Johanne. „Ich dränge mich nicht zur Vetterſchaft, aber noch weniger zur Freundſchaft. Wozu ſollte ich dich gebrauchen? Zum Vertrauten? — Das iſt nicht Mode in unſerer Familie. Ich bin meine eigne Vertraute, das iſt das Sicherſte. Ich will in dieſer Hinſicht ein Beiſpiel an meiner verſchwiegenen Schweſter nehmen, die nicht einmal mich das Mindeſte von ihrer Liebe zu Guſtav ahnen ließ. — Als Rathgeber? Ja, ein ſolcher Lügner wäre ein guter Rathgeber. Nein, ich beſorge, daß du den Abſchied bekämſt auf Grund der Unbrauchbarkeit, wenn du nicht zufrieden biſt mit dem Poſten, den du haſt.“

„Wohlan, ſo laß mich den behalten, aber nicht als eine Gabe des Zufalls. Du ſollſt ſelbſt aus eigenem freiem Willen mich zu deinem Vetter ernennen, zu deinem

nem Wahlvetter, das iſt eine Würde, worauf ich ſtolz ſein werde.“

„Verſprichſt du dann auch, Weihnachten herauszukommen und Komödie zu ſpielen?“

„Ich verſpreche dir obenein eine Sommervorſtellung, noch ehe der Herbſt vorbei iſt,“ ſagte ich, „Gott weiß, ob ich im Winter das dramatiſche Talent habe, das ich jetzt habe.“ Johannens Luſtigkeit ſteckte mich endlich an, und das ſo oft von ihr verſpottete Gefühl trat in den Hintergrund.

„So ernenne ich dich hiermit feierlich zu meinem Erzchurvetter, und erlaube dir überdies aus beſonderer Gnade und auf Grund deiner vielen und großen Verdienſte, den Titel meines Oberhoflügners zu führen.“

„Und dieſe Ernennung beſiegle du mit dieſem kleinen braunen Handſchuh, den ich dir raube, um den demüthigen Vaſallenkuß auf deine Hand zu drücken, und den ich für die Zukunft in meinem Helm als Zeichen meiner neuen Würde führen werde.“

„Nein, halt! Gieb den Handſchuh her, Vetter! So viel ſpendire ich nicht an dich. Das iſt ein guter, ganzer Handſchuh, der noch nicht einmal an der Naht geplatzt iſt. Gieb her, ich kann ungleiche Dinge nicht leiden, ſonſt iſt mir der andre zu nichts nütze.“ Sie griff nach dem Handſchuh, ich vertheidigte ihn aber und bemächtigte mich bald ſeines Zwillingsbruders.

„Du mußt ſie einlöſen, einen Kuß für jeden, das ſind die Handſchuhe wenigſtens werth, es ſind gute, neue Handſchuhe und billiger laſſe ich ſie nicht.“

„Ich glaube, du biſt behext, Karl. Bildeſt du dir ein, daß ich dich küſſen werde, um mein Eigenthum wieder zu bekommen. Eher ſterben!“ fügte ſie mit komiſcher Betrübniß hinzu.

„Lieben kleinen Bälge, die ihr der Schlange gehört, die mich ſo tödtlich verwundet hat, ihr Gegenſtände meiner heißeſten Anbetung! Auf eure platte, wohlriechende Oberfläche drücke ich meine brennenden Lippen. Sagt eurer Herrſcherin, was ich ihr nicht ſagen darf, was ich in dieſem Augenblick euch vertraue.“ Ich küßte die Handſchuhe.

„Nun gut, gieb mir die Handſchuhe, ſo will ich dich küſſen,“ ſagte Johanne; „aber es ſoll ein Kuß ſein, ſo bedeutungslos, wie er bei einem Weihnachtsſcherz gegeben wird, ſo ökonomiſch wie möglich, er darf durchaus nicht mehr werth ſein als vier Mark, denn mehr haben die Handſchuhe nicht gekoſtet. — Na, ſchämſt du dich nicht? Willſt du wirklich einen Kuß haben, der nach Geld abgeſchätzt wird?“

„Ja, das will ich, aber ich ſchätze ihn anders ab, denn der kleinſte Kuß auf deine Lippen iſt eine Million werth, du machſt mich zum Millionair, Johanne.“ Ich reichte ihr die Handſchuhe und wollte ſie küſſen, als in demſelben Augenblick des Juſtizraths Stimme erſcholl.

„Henriette, Johanne, Karl, heda, wo ſeid ihr?“

„Hier im Fichtengange!" rief Johanne und riß ſich los, „wir kommen!"

„Aber liebſte, beſte Johanne! Meinen Kuß! Meine Million!"

„Morgen können wir davon ſprechen, heute Abend mußt du mir Credit geben."

„Liebſte Hanne, morgen iſt es zu ſpät. Gott im Himmel, habe doch Mitleid, ich reiſe dieſe Nacht, ich erlebe hier keinen Morgen mehr. Gieb mir nur wenigſtens die halbe Million — nur auf Abſchlag — nur die vier Mark von der Million, welche du mir ſchuldig biſt. Liebe Hanne, bezahle mir wenigſtens die Renten von dem Gelde, ſonſt bin ich in Grund und Boden geſchlagen."

„Schnickſchnack, es iſt Staatsgeld, das bezahlt man nicht, frage nur Vatern, der wird dir eine lange Vorleſung über Staatspapiere halten. Aber du ſollſt einen neuen Titel bekommen, um dich zu tröſten, und für dir Zukunft kannſt du auf auf deinem Wappen eine lange Naſe in braunem Felde hinzufügen. Komm, komm, ſonſt kriegen wir alle Vier Schelte."

Guſtav und Henriette, welche zu uns kamen, lachten — Handſchuhe und Kuß waren auf ewig verloren. —

„Na, Kinder, wo bleibt ihr denn?" ſagte der Juſtizrath. „Kommt herein und tanzt noch die Runde mit den Leuten, und dann gehen wir zur Mutter hinauf. Sie macht uns noch Glühwein zurecht, wenn ſich etwa Eins heut Abend verkühlt haben ſollte. — Nein, halt, Karl! Johanne wird noch von einem der Knechte aufgefordert, geh du hin und nimm eine von den Viehmägden. Da iſt die lahme Anne, die hat beinahe gar nicht getanzt, es iſt Schande und Sünde, daß ſie Nichts davon abkriegen ſoll, weil ihr ein klein Quartier an dem einen Beine fehlt, die nimm du!“

„Lüge der armen Dirne nur nicht zu viel vor,“ rief mir Johanne nach, als ich in das Luſthaus ging, „habe Mitleid mit ihrem ſchwachen Herzen, — und ſpekulire nicht auf Millionen, denn das kann der Großknecht nicht leiden.“

„Millionen? Großknecht? Was iſt das für Galimathias?“ fragte ihr Vater.

„Bosheit, lauter Bosheit, Oheim!“

„Pfui, Vetter, das heißt unritterlich geſprochen,“ ſagte Johanne, „mache deinem neuen Wappen nicht Schande, ſondern halte es eben ſo makellos wie deinen Ruf. Geh' nun hinein zur lahmen Anne, ich verſpreche dir einen Tanz aufzuführen, der wenigſtens eine Stunde dauern ſoll.“ —

Der Tanz war vorbei, der Glühwein getrunken, der glückliche Guſtav nach Hauſe gegangen, die Familie hatte ſich einander gute Nacht gewünſcht, und ich war allein auf meinem Gaſtzimmer.

Es war der letzte Abend, dachte ich bei mir ſelbſt. Nun iſt der kurze Traum vorbei, und ich muß dieſes glückliche Haus verlaſſen, um nie wieder zurückzukehren. — Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Betrachtung. — Und bald wird meine Verrätherei entdeckt ſein, ſie werden mich verachten und verabſcheuen — ich werde vielleicht das Gelächter der ganzen Umgegend, es wird ſie tief kränken, daß man ihr gaſtfreies Vertrauen ſo hat mißbrauchen können. — Und mein Kuß — — meine Million — — meine Seligkeit! — — Ob ich noch einen Tag bleibe — — nur einen halben Tag — — nur einen Morgen noch? - Um ein Glied der Kette mehr zu haben, das ich zerreißen muß, da ich ſchon zu ſchwach bin, um die zu zerreißen, die mich jetzt hier feſſeln. — Nein, ich will fort. — In einer Stunde iſt der Mond untergegangen, in einer Stunde — — ach, ich werde manche Stunden nach dieſer Geſchichte melancholiſch werden, das merke ich ſchon. — Mein Gott, wie bin ich denn in das Alles hineingerathen! Es iſt mir faſt unbegreiflich. Es giebt nichts, was uns ſo weit führen kann, als der Zufall, wenn wir blind folgen. Auf dieſe Weiſe werden die größten Verbrechen begangen; böſe iſt der Menſch ſelten; aber Schwachheit, Leichtſinn — ach, das iſt deſto gewiſſer unſer Erbtheil. — Aber habe ich Zeit zu langweiligen Betrachtungen in dem Augenblicke, wo ich mich auf ewig von Johannen trennen ſoll? — Auf ewig! das ſind zwei entſetzliche Worte. — Jetzt iſt es ſtille im ganzen Hauſe, ich höre Niemanden mehr als Paßauf, der ſeine Kette in der Hundehütte ſchüttelt, er wird keinen Lärm machen, wenn er merkt, daß ich es bin — Alles kommt mir hier freundlich entgegen, Alles, ſelbſt die Thiere — und wie hab' ich ihnen gelohnt!

Ich ſammelte meine Sachen und öffnete das Fenſter. Aber davongehn ohne ein Wort zu hinterlaſſen? — Die guten Leute könnten ſich meinetwegen ängſtigen — und was ſoll ich ſchreiben? — Luſtig, Vetter, beſtehe dein Abenteuer bis zu Ende! Es ſchickt ſich nicht für mich, die Ohren hängen zu laſſen. Was werden meine Freunde ſagen, wenn ſie mich ſehen? Ich muß überdies ſuchen, ſie auf die falſche Spur zu bringen; aber ich will es an Johanne richten; ſie ſoll ſehen, daß mein letzter Gedanke bei ihr geweilt hat.

Ich ergriff einen Bleiſtift und ſchrieb: „Johannens Unbarmherzigkeit nöthigt mich, meinen Konkurs anzukündigen und mich davon zu machen; ſie hätte mich zu einem Millionär machen können, aber ſie hat mich zum Bettler gemacht. Blutarm verlaſſe ich dieſes gaſtfreie Haus, deſſen liebenswürdige Bewohner ich ſegne nebſt der hartherzigen Schönen, welche mich genöthigt hat, einen Zufluchtsort in der Fridericia zu ſuchen, die von Olims-Zeiten her das Recht des Aſyls für unglückliche Subjekte gehabt hat.“ — Ich ſteckte das Papier an den Spiegel, wo es gleich in die Augen fallen mußte. —

Nun hatte ich die luſtige Rolle zu Ende geſpielt und es half nichts, daß mir noch mehrere Stunden in der ernſthafteſten Stimmung vergingen, ohne daß ich mich von dem lieben Orte losreißen konnte. Erſt als das Tageslicht in das Zimmer fiel und mich mit Gewalt heraustrieb, faßte ich Muth, mein Ränzel zum Fenſter hinauszuwerfen und mich am Lindenbaume hinunterzuſchwingen. Auf Umwegen näherte ich mich dem Gehölz bei meines Oheims Dorfe, die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ich müde und überwacht, unzufrieden mit mir ſelbſt und mit der ganzen Welt, in meines Oheims Predigerwohnung eintrat. — —

Acht Tage nach meiner Ankunft ſaß ich eines Abends im Zwielicht bei den alten Leuten, während meine Gedanken bei Juſtizraths waren. Der Paſtor ſchob die Mütze hin und her auf dem Kopfe und ſprach halblaut mit ſich ſelbſt. Endlich ſagte er: „Gott weiß, Neffe, ich kann nicht klug aus dir werden. Gehört ſich das für einen jungen Menſchen, ein ſolcher Stubenhocker zu ſein? Du biſt ja noch nicht weiter geweſen als im Garten und im Wäldchen, und wir haben hier eine ſchöne Umgegend, daß ſich's wohl der Mühe lohnt, ſich danach umzuſehen.“

„Es iſt Sünde, daß er herausgekommen iſt zu uns beiden Alten“, ſagte ſeine Frau. „Ja, wäre unſer Sohn zu Hauſe; aber der iſt jetzt in Kiel. Wie ſollen wir ein ſo junges Blut aufmuntern, Väterchen? Es thut mir ganz leid um ihn.“

Ich verſicherte ihnen, daß ich es vollkommen nach

Wunſche bei ihnen hätte. Aber im Grunde befand ich mich ſehr übel, die peinlichſte Unruhe plagte mich, ich war nur eine Meile von dem lieben Orte, wo ich Alles mußte in die größte Verwirrung geſetzt haben, und ungeachtet ich oft Abends nach der Gegend zu ſchlich, wo das niedliche Hannchen wohnte, hatte ich doch ſeit meiner Flucht nichts von dem Orte gehört, an dem meine ganze Seele hing.

„Statt eines wilden tollen Huſaren, wie man dich uns beſchrieben hatte, kommt hier ein ausgemachter Kopfhänger. Es iſt kein gutes Zeichen, wenn die Luſtigkeit ein ſolches Ende nimmt. Und dann, wie ſiehſt du aus, mein Schweſterkind? Mit jedem Tage veränderſt du dich, es kommt mir vor, als ob dein Haar in den acht Tagen dunkler geworden wäre und deine Hautfarbe iſt ſo gelb, als ob du Anlage zur Leberkrankheit hätteſt.“

„Da ſei Gott vor! Möge der Himmel ihn in Schutz nehmen!“ brach meine Tante erſchreckt aus. Ich beruhigte ſie über meinen Geſundheitszuſtand.

„Und nun läßt du dir die Haare unter der Naſe zu einem Knebelbarte ſtehen“, fuhr mein Oheim fort, „du wirſt bald wie ein Huſarenoffizier ausſehen. Wenn du nicht ſo ein ſtiller, ſinniger Menſch wäreſt, ſo würde ich glauben, daß es Windbeutelei ſei, um den Mädchen damit in die Augen zu ſtechen.“

Ohne eigentlich einen beſtimmten Plan dabei zu haben, hatte ich allmälig mit nicht geringer Mühwaltung mein Haar geſchwärzt und mein Geſicht durch Wallnußſaft gebräunt, um mich unkenntlich zu machen, wenn irgend Jemand von des Juſtizraths Hofe mir begegnen ſollte. Auch mit dem Knebelbarte hatte es ſeine Richtigkeit, aber er war noch ſehr zart.

„Sag' einmal, Schweſterſohn, was willſt du mit dem Haarwuchs um den Mund her?"

„Das geſchieht, weil — — ich will — — ich ſtehe bei dem Leibjägerfreicorps, Oheim, und es iſt Befehl, daß alle Leibjäger Knebelbärte haben ſollen — — ſo muß ich mich denn auch darein finden."

„Ei der Tauſend! Hörſt du wohl, Frau? Aber es ſteht dir in Wahrheit gut und wenn es alle Andere ſo machen, ſo kannſt du dich freilich nicht ausſchließen. Man muß dem Gebrauche folgen. Ländlich, ſittlich! ſagt das Sprichwort!"

Dieſe Unterſuchung ging alſo leiblich vorüber und ich war nun zu meiner Verkleidung berechtigt.

„Aber du ſollſt dich doch mein Seel hier in der Gegend umſehen", fing der Paſtor wieder an. „Morgen will ich zu meinem Freunde, dem Juſtizrath, und mit ihm ſprechen, da kannſt du mitfahren, es iſt nur eine gute Meile von hier und eine herrliche, geſegnete Gegend."

Ich war in der tödtlichſten Verlegenheit. „Ich will doch lieber zu Hauſe bleiben, Oheim, ich kenne die Leute nicht", ſtammelte ich.

„Nein, mein Seel, du ſollſt! Nun will ich meinen

Willen haben. Es ſind prächtige, liebe Leute da drüben, mit denen wird man leicht bekannt."

Was ſollte ich vorwenden? „Der Juſtizrath und mein Vater ſtehen nicht gut mit einander wegen einer Handelsangelegenheit — ſie ſind ſich tödtlich feind — — ich werde ſehr unwillkommen ſein, mein Name iſt dort Contrebande."

„Ei, davon habe ich ja nie gehört", ſagte der alte Mann. „Aber man ſoll einander nicht haſſen wegen des ſündigen Mammons, wir müſſen ſuchen, eine Verſöhnung zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Ich werde mein Seel darüber predigen, und das ſoll Hand und Fuß haben."

„Es iſt auch mein höchſter Wunſch, daß ſie ſich verſöhnen, lieber Oheim, aber eben deswegen halte ich es für das Beſte, daß Sie mich gar nicht nennen. Wenn ich bei Gelegenheit einmal des Juſtizraths Bekanntſchaft mache, ohne daß er weiß, wer ich bin, wird es mir leichter werden, mit ihm zu ſprechen; glauben Sie mir, es iſt ſo beſſer."

Zeit gewonnen, viel gewonnen, dachte ich. „Na, wenn du nicht willſt", ſagte der Oheim, „ſo will ich nichts davon ſagen, daß du hier biſt, aber ich will doch ein paar Worte fallen laſſen von Verſöhnlichkeit und Liebe, das kann nicht ſchaden."

„Nein, weiß Gott, das kann es nicht, Väterchen" ſagte meine Baſe. „Aber übrigens gebe ich Adolph Recht, daß es ſo am beſten iſt, wie er es wünſcht.“ —

Sobald die Alten ſchlafen gegangen waren, ſchlich ich mich durch den Garten und ſuchte Steige und Richtwege zu Juſtizraths. Der Mond ſchien hell und ich ſah ſchon von weitem das weiße Luſthaus, das an der Außenſeite des Gartens lag; bald ſtand ich auf dem Schaukelberge. Es war ein köſtlicher Abend. Wie ſtille war Alles umher! Ich konnte die Luft unten im Fichtengange ſäuſeln hören, es iſt ein ganz eignes Rauſchen, wenn der Wind durch Nadelholz fährt. Paßauf bellte im Hofe und das Echo antwortete vom Walde, der dunkel und undurchdringlich, wie eine Mauer, das Gehöft umgab. Fern vom Gebüſche her tönten abwechſelnd die Glocken, welche das Vieh um den Hals hat. Es iſt eine Wehmuth in dieſen einförmigen Tönen, welche mächtig auf die Seele wirken, und ſie mit Sehnſucht erfüllen, — und wo iſt der Menſch, der nach Nichts ſich zu ſehnen hätte? Aber es iſt keine hoffnungsloſe Wehmuth, und wie ein Klang ſtets beantwortet wird durch einen anderen höheren oder tieferen Klang von einer anderen Gegend des Waldes, ſo flüſtert eine beruhigende Stimme in unſerm Innern: es giebt Troſt für jeden Kummer, jede Sehnſucht wird ihre Befriedigung finden. —

Ruhig und milde ergoß der Mond ſein Licht über den ſtillen Garten; die Glocke ſchlug elf, es war die gemeinſchaftliche Zeit zum Zubettgehn, ich durfte meinen

Verſteck verlaſſen, ohne Beſorgniß, Jemandem zu begegnen. Nun ſtand ich wieder hinter dem Jasminbuſch, dicht außerhalb der Fenſter, und ſah, wie ein Licht nach dem andern ausgelöſcht wurde. In dem Gaſtzimmer war es ganz dunkel. Jetzt erloſch das Licht in Johannens Kammer. —

„Schlaf' ſüß und träume ſelige Träume!
Schlaf' wohl!" —

flüſterte ich mit Baggeſen, und mein Herz antwortete mit deſſelben Dichters Worten:

„Ich liebe, ich liebe, ich liebe, ich liebe
Nur dich!" —

Bei Henriette brannte das Licht noch, ſie dachte an ihren Guſtav, ſchrieb wohl auch ein Wort der Liebe an ihn. Es koſtete mir Ueberwindung, nicht die Linde hinaufzuſteigen und ſie zu rufen, ich hatte ja Anſpruch auf ihre Nachſicht, deren Glück ich gegründet hatte. — Gegründet? Und wer ſagt mir, ob mein Gebäude nicht ſchon wieder zuſammengefallen war? — Der wahre Vetter iſt vielleicht gekommen — aber es war ja geſchehen, und geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern. Laßt mir mindeſtens die Beruhigung, daß ich etwas Gutes geſtiftet habe. —

Nun erloſch auch das Licht bei Henriette, das letzte Licht. Ich hatte mich beinahe blind geguckt, wie Kinder, wenn ſie die Funken mit den Blicken verfolgen, welche hin und her tanzen in der Aſche des ausgebrannten Papiers von Papa's Fidibus, bis der letzte kleine Funke verſchwunden iſt. Mit einem unwillkürlichen Seufzer ging ich langſam durch den Garten zurück. Ach, dachte ich, wenn die Thür ſich ſchließt, wenn das Licht erliſcht — — ſo weiß ich, wer vergeſſen iſt, wie das Sprichwort ſagt. Und wohl mir, wenn ich vergeſſen bin. —

Es raſchelte hinter mir, es war mein alter Freund, des Juſtizraths Jagdhund, aber er folgte knurrend meiner Spur, als ob er mich von dem Boden verjagen wolle, den ich durch meine Gegenwart befleckt hatte.

„Wachtel, mein Freund, biſt du es? St! Stille, ſtille, Wachtel!" — Ich wollte ihn an mich locken, aber er wies mir die Zähne, ich wollte ihn ſtreicheln, aber er bellte mich an, und bald ſtimmten die anderen Hunde ein. — Vergeſſen! flüſterte ich vor mich hin. Vergeſſen — und gehaßt! — Wachtel folgte mir knurrend bis zum Gartenzaun, und bellte noch lange meinem Schatten nach, als ich über das Feld hinging. —

Den nächſten Nachmittag fuhr mein Oheim hinüber. Sobald er fort war, ſchlich ich mich auf ſein Studirzimmer hinauf, das die Ausſicht nach Morgen hatte, und ſtellte das große Fernglas auf nach der Seite zu, wo ich jenes Gehöft ſuchte. Ich konnte die ganze Fläche überſehen, in der Ferne ragten die Bäume über die hohen Hügel hin, — das mußte der Garten ſein; — zur Linken liegt der Hain — das iſt der Schaukelberg! — Dort hebt ſich etwas Weißes und verſchwindet wieder, es ſchwingt ſich regelmäßig auf derſelben Stelle — „Es iſt Johanne, ſie ſchaukelt ſich“ rief ich ganz laut in der Freude meines Herzens, und den ganzen Nachmittag blieb ich mit klopfendem Herzen ſtehn und ſtarrte hinüber nach dem Schaukelberge, um wieder einen Schimmer zu entdecken von der Erſcheinung, die leider nur zu raſch verſchwunden war. Ein einziges Flattern ihres weißen Gewandes hatte mein Blut in ſtürmenden Aufruhr gebracht. Aber wie klopften nicht alle meine Pulſe, als meines Oheims Wagen gegen Abend in den Hof rollte! —

Nachdem er ſeine Pfeife angezündet und ſich in den alten Lehnſtuhl geſetzt, nachdem er nach dem Befinden der ſämmtlichen Hausbewohner gefragt und ſeine Frau von Juſtizraths gegrüßt hatte, ſagte er, indem er die Mütze vor- und rückwärts ſchob: „Ich hörte drüben eine wunderliche Geſchichte, die mir recht viel zu denken gegeben hat.“

„Was denn, Väterchen? Wohl von der Kirchentaxe?“ fragte ſeine Frau.

„Nein, mein Kind! Nein, es iſt eine verzwickte Geſchichte. Es ſoll nicht davon geſprochen werden, aber Ihr werdet wohl ſchweigen, wenn ich es Euch zur Bedingung mache. Nun, hört einmal zu! — Ah, gib mir einen Fidibus, Adolph, die Pfeife iſt mir ausgegangen. — So, ich danke, lieber Sohn! Nun brennt ſie gut. — Das iſt eine Geſchichte, eine ganz beſondere Geſchichte!“ — Und nun erzählte er, wie dort eines Abends, als ſie den Brudersſohn, der mit Henrietten verlobt war, erwarteten, ein Menſch ankam, der um die ganze Familie Beſcheid wußte, und auf jede Frage antworten konnte, ſich für Karl ausgab, und es auch verſtand, ſich bei ihnen Allen einzuſchmeicheln. „Er erfährt, daß Henriette den jungen Holm liebt, der draußen die Landwirthſchaft lernt, und erklärt nun die Verlobung für aufgehoben, weil er ſie nicht liebe, ſondern außer Landes ſich verlobt habe. Der Juſtizrath wird böſe, giebt aber endlich ſeine Einwilligung, und denſelben Abend iſt ein Gaſtgebot im Hauſe. Den nächſten Morgen iſt aber der Vetter nirgends zu finden; er hat aber einen Brief hinterlaſſen, aus dem kein Menſch recht klug werden kann. Sie warten ein paar Tage, aber er kommt nicht. Den dritten Tag Mittags kommt ein andrer Menſch angereiſt, der auch ſagt, daß er Karl heißt und der erwartete Brudersſohn iſt. Er hat eigenhändige Briefe bei ſich von ſeinem Vater, und die ganze Familie erkennt ihn ſogleich an dieſem und jenem. Der erſte war alſo ein Betrüger geweſen. Aber nun iſt Henriette verlobt mit Holm und zugleich mit dem Vetter, welcher kommt, um die zukünftige Hochzeit zu beſprechen. Da ward ein erſchrecklicher Aufruhr; er wollte durchaus, daß Holm auf Henrietten verzichten ſollte, damit er ſie heirathen könnte; endlich mußte der Juſtizrath dazwiſchen treten, ſie geriethen halb in Feindſchaft bei des Vetters Störrigkeit. Endlich reiſte er ab den Tag, nachdem er gekommen war, und der Juſtizrath konnte ihn nur mit Mühe und

Noth ſo weit bringen, zu verſprechen, daß er die Geſchichte verſchweigen wolle, ſo aufgebracht war er.“

„Jh, ſo bewahr' uns Gott in Gnaden! Das iſt ein Gaudieb geweſen!“ brach meine Baſe aus, und ſchlug die Hände zuſammen, als ihr Mann ſeine Erzählung beendigt hatte.

„Freilich war es ein Betrüger. Aber es iſt mein Seel doch eine räthſelhafte Geſchichte. Weßhalb kam er? Kann mir das Jemand ſagen?“

„Um zu ſtehlen, daran iſt kein Zweifel. Hat er nichts mitgenommen? Vermiſſen ſie nichts, Väterchen? Kein Silberzeug? Keine Löffel?“

„Nicht das Mindeſte, und er iſt zwei Tage dageweſen, und in und aus mit ihnen gegangen.“

„Das iſt ja erſchrecklich! Aber warte nur, er hat ſich die Gelegenheit abſehen wollen. Wenn die Nächte dunkler werden, wird er ſchon wiederkommen.“

„Es iſt eine unbegreifliche Geſchichte,“ ſagte ich mit einer Stimme, welche mich dem aufmerkſamen Beobachter verrathen haben würde. „Und hat man keine Vermuthung, keinen Argwohn?“

„Nicht den geringſten, mein Sohn. Sie beſchreiben ihn mein Seel Alle als einen hübſchen, belebten Menſchen, der ſich in Leute zu ſchicken verſtand. Und er wußte ſich ſo gut bei ihnen einzuniſten, daß es keinem von ihnen einfiel, daß etwas Arges dahinterſtecke.“

„Glaubt mir, lieben Freunde, das iſt der berüchtigte

Morten Friederichſen geweſen, der in Roeskilde verhaftet ſaß und davonlief. Das ſoll ein durchtriebener Kerl ſein," ſagte meine Baſe. „Ich habe gehört, daß er einen ruſſiſchen Offizier in Kopenhagen geſpielt und mit den Vornehmen da ruſſiſch geſprochen hat, als ob es ſeine Mutterſprache wäre. Nun iſt er beſtimmt wieder herausgebrochen, das iſt ein gefährlicher Menſch. Gott bewahre uns vor allen Spitzbuben! Ich will doch ſehen, ob die Pforte verriegelt iſt, und Ole ſoll den Sultan Nachts von der Kette laſſen. Man kann nicht vorſichtig genug ſein, wenn ſo ein Menſch ſich in der Gegend umhertreibt."

Die Alte eilte hinaus, um das Haus gegen Ueberfall zu ſchützen, ohne zu ahnen, daß der, den ſie ſo ſehr fürchtete, unter ihrem eigenen friedlichen Dache hauſte. —

Tags darauf ſprachen wir von nichts Anderem, und es wurde mir leicht, aus meinem Oheim Alles herauszubringen, was er wußte. Ich erfuhr denn noch, der wirkliche Vetter habe kein Glück gemacht, und man ſei im Grunde froh geweſen, daß ſich die Partie zerſchlagen habe; mein unbegreifliches Verſchwinden habe ihnen Allen genug zu rathen aufgegeben, aber ſie verzweifeiten, das Räthſel zu löſen, da alle Nachforſchungen, welche von Guſtav und dem Juſtizrath in der Stille gemacht wären, ſie auf keine Spur geführt hätten. Der erſtere habe jetzt an einen Freund in Fridericia geſchrieben, um den Wink zu benutzen, den ich in dem hinterlaſſenen Zettel gegeben hätte, wiewohl Niemand hoffte, daß dies eine

Entdeckung herbeiführen werde. Thomas durchſtreife noch täglich Wälder und Morräſte, um mich zu finden, aber mit jedem Tage verſchwinden mehr und mehr ſeine Hoffnung, mich gefänglich einzubringen.

Alſo hatte meine Unbeſonnenheit kein Glück geſtiftet, das Glück war der Vormund des Thoren geweſen, und das iſt es ja beinahe immer. Ich kann nicht beſchreiben, mit welcher Freude ich dieſe Nachrichten ſammelte, und als ich ſie einige Tage bei mir ſelbſt bearbeitet hatte, bildete ich mir ſogar ein, daß ich mich dort wohl noch wieder zeigen und Sündenvergebung holen dürfe. Ich machte tauſend Pläne und verwarf ſie wieder; endlich ſchrieb ich nach Kopenhagen um andere Kleider, und ſchickte einen Brief mit, der von dort mit der Poſt an den Juſtizrath abgehen ſollte, worin ich mein Bekenntniß ablegte, und offenherzig Alles beichtete, wozu mich meine Ausgelaſſenheit und das zufällige Zuſammentreffen von Umſtänden verleitet habe. Ich berief mich auf Fräulein Henriettens Fürbitte; ich wußte wohl, daß ſie mir die nicht verſagen würde; ich ſchilderte meine Reue und Zerknirſchung, ich bat demüthig um Vergebung meiner Sünden. Das Einzige, was ich verſchwieg, war mein Name, und meine Liebe zu Johannen; ich hoffe, lieber Leſer, daß du mir willfahren und mich nicht fragen wirſt, warum ich das verſchwieg.

Der blaue Anzug kam endlich aus Kopenhagen nebſt der Nachricht, daß der Brief beſorgt ſei. Nun ſtieg meine

Ungeduld von Stunde zu Stunde. Es fiel mir nicht ſchwer, dem Oheim Luſt einzuflößen, wieder zu Juſtizraths zu fahren, um Aufſchluß über dieſe Geſchichte zu erhalten, die beinahe allnächtlich meiner Tante den Schlaf benahm; es war meine Abſicht, mitzufahren, aber als es ſo weit war, wagte ich es doch nicht, gab Kopfweh vor und ließ ihn allein reiſen. „Du biſt nicht munter, mein Sohn, das kann man dir mein Seel deutlich genug anſehn," ſagte er, als ich ihn bis an den Wagen begleitete, „wir müſſen den Arzt holen laſſen, du wirſt zuletzt ganz ſchwarz, du biſt in den vierzehn Tagen ſo braun wie ein Zigeuner geworden, und das iſt keine geſunde Farbe. Du leideſt vielleicht an Würmern."

Der gute Mann wußte nicht, daß ich abſichtlich jeden Tag meine gute Geſichtsfarbe mehr und mehr zerſtört hatte und mir die größte Mühe gab, mich ganz zum Zigeuner zu machen.

„Er ſoll meinen Wermuthwein trinken," ſagte die Tante, „der iſt beſſer als aller Welt Mixturen, da wird er ſich ſchon erholen." Und nun nahm ſie mich mit ſich hinein, und zwang mich, einen bittern Trank zu verſchlucken, der im Stande war, den verhärtetſten Sünder zum Bekenntniß zu bringen. —

„Na, Väterchen, haben ſie Morten Friederichſen feſtgenommen?" fragte die Tante ihren Mann, als dieſer wiedergekommen war. „Hat er drüben eingebrochen?"

„Nein, nein, Schatz, es war gar kein ſolcher Gaudieb. Mein Seel, es iſt eine wunderliche Geſchichte. Jetzt hat er an den Juſtizrath geſchrieben von Kopenhagen aus.“

„Geſchrieben? Einen Trotzbrief? Einen Drohbrief? Ih du erbarmender Gott! Und von Kopenhagen? Das iſt ja eine unerhörte Dreiſtigkeit, dem Polizeidirektor vor der Naſe herumzugehen. Aber Gott ſei gedankt, daß er aus unſerer Gegend fort iſt.“

„Nein, laß dir erzählen, Weibchen, das hängt ganz anders zuſammen.“ Und nun berichtete er den Inhalt meines Briefes, der bei Juſtizraths Alle noch neugieriger gemacht hatte. Tante konnte nicht zu ſich kommen vor Verwunderung.

„Aber was ſagt der Juſtizrath?“ fragte ich.

„Ja, was ſoll er ſagen? Er iſt froh, daß es ein ordentlicher Menſch geweſen iſt, denn der Brief ſoll ſehr gut abgefaßt ſein, ungeachtet es ihn ärgert, daß er ſich ſo hat bei der Naſe herumführen laſſen. Aber es iſt, mein Seel Henriette geweſen, die ihn ſo lange gebeten hat, bis er ihr verſprach, ſich nicht länger über die Geſchichte zu ärgern. Als ich an dich dachte, mein Sohn, ergriff ich die Gelegenheit, ein paar Worte von Verſöhnlichkeit und Verzeihung zu ſagen, und nahm einige von den ſchönen Sprüchen zu Hülfe, die wir in der Schrift haben. Es ward ſonſt noch viel von der unbekannten Perſon geſprochen, und der Juſtizrath meinte zuletzt, daß er ihm noch die Ohren waſchen wolle, wenn er ihn einmal in die

Hände bekäme, aber es würde ihm doch Vergnügen machen, wieder mit ihm zu ſprechen, und meine Beichtkinder wünſchten, daß eine verblümte Einladung in die Zeitungen gerückt würde, wovon aber Herr Holm abrieth.“

„Das war wohl gethan von Herrn Holm, die Menſchen ſind doch allzu leichtgläubig,“ ſagte die Baſe. „Wenn es nun doch ein Gaudieb geweſen iſt, und das iſt er, denn wer lügt, der ſtiehlt auch — —“

„Das iſt wohl nicht immer der Fall, liebe Tante,“ ſagte ich.

„Aber bald hätt' ich's vergeſſen,“ ſagte der Prediger, „wir ſind dahin eingeladen auf morgen Mittag, und ich habe zugeſagt, auch für dich, Adolph; ich ſagte ihnen, daß ich jetzt meinen Schweſterſohn bei mir zu Hauſe hätte.“

„Ich — — aber — — Sie wiſſen, Oheim, daß mein Vater und der Juſtizrath — — —“

„Ja, das müſſen wir in Ordnung bringen, Feindſchaft iſt ſolcher Männer unwürdig, laß du mich nur machen; ich habe deinen Namen noch nicht genannt, und du kannſt dem Juſtizrath frei unter die Augen treten, ohne irgend eine Beſorgniß, er iſt ein ſehr braver Mann.“

Früher oder ſpäter, dachte ich; aber ob ich ihm frei in die Augen ſehen kann, und gar keine Beſorgniß zu hegen brauche, — das wollen wir auf ſich beruhen laſſen. —

„Wäre es nicht am beſten, wir nähmen die Wermuthflaſche mit in den Wagen?“ ſagte meine Baſe folgenden Tags. „Adolph ſieht heute ſo dunkel unter den Augen aus, ſchlimmer noch als geſtern.“

„Werde uns nicht krank, Neffe,“ ſagte mein Oheim, „du gefällſt mir nicht. Aber es iſt vielleicht der dunkle Haarwuchs, der das macht; ich glaube, weiß Gott, daß du mit einem angebrannten Pfropfen etwas nachgeholfen haſt. Wie das einen Menſchen verändern kann! Du ſiehſt dir ſelbſt nicht mehr ähnlich. Das Leibjägercorps muß doch gut ausſehen.“

Meine Anſtrengungen waren geglückt. Statt des heiteren, rothwangigen, blondhaarigen Vetters im grünen Frack, der des Juſtizraths Haus verlaſſen hatte, kam ein ernſthafter, ſchweigſamer, dunkelhaariger Schweſterſohn in einem blauen Anzuge mit einem olivenbraunen, ſüdlichen Geſicht und einem ſchwarzen Knebelbarte mit Predigers angefahren. Meine Verwandlung war vollkommen, ich kannte mich beinahe ſelbſt nicht, als ich mich im Spiegel ſah; im ſchlimmſten Falle ſetzte ich mich nur dem aus, für mich ſelbſt gehalten zu werden, den wohlrekommandirten „ausgemachten Taugenichts“ aus Hamburg. Aber welchem Schickſale hätte ich mich nicht ausgeſetzt, nur um Johannen wiederſehen zu können? —

Niemand erkannte mich; der Juſtizrath nannte mich Herr Adolph und empfing mich ſehr freundlich. Die Geſellſchaft beſtand aus dem jütländiſchen Gutsbeſitzer, Kammerrath Twede, und ſeiner Familie, Guſtav, einem Freunde von Guſtav, der Forſtjunker war, und uns. Ich zweifle, daß die dunkle Farbe die ſtarke Röthe meiner Wangen deckte, als Johanne in die Stube trat; ſie war zehnmal ſchöner geworden in den vierzehn Tagen, ſie war ganz über Gebühr reizend. Guſtav und Henriette warfen einander glückſelige Blicke zu, und die Juſtizräthin betrachtete ſie mit ſichtlicher Zufriedenheit. Ich ſtand ſtumm und ernſthaft in einem Fenſterwinkel; die vielen und mannichfaltigen Gefühle, die in mir ſtürmten, halfen mir vortrefflich, den verlegenen Fremden zu ſpielen. Wachtel erhob ſich von ſeinem Lager und machte die Runde im Zimmer, um die Ankommenden zu beſchnüffeln. Meinem Oheim und der Tante wedelte er zu, aber mich knurrte er an; Johanne rief ihn zu ſich, und verwies ihn in ſeinen gewöhnlichen Winkel.

„Aber ſagen Sie mir, Herr Freund, das vorige Mal, als ich bei Ihnen war, hatte Ihre Tochter einen andern Liebſten, wie hängt das zuſammen?" fragte der Gutsbeſitzer über Tiſche.

„Das war Spaß, Kinderei," antwortete der Juſtizrath, „es war meines Bruders Sohn, der uns beſuchte; Henriette war damals ſchon mit Holm verlobt, aber es ſollte noch nicht bekannt werden."

„Ah ja ſo, das iſt etwas Anderes. Aber wo iſt denn der Brudersſohn?"

„Er iſt wieder abgereiſt, ſchon längſt."

„Ein ſehr wackrer, junger Mann, Ihr Brudersſohn.

Na, wer weiß, was geſchieht? Vielleicht wird es Ernſt mit der jüngſten Tochter; was Spaß war mit der älteſten. Was meint das kleine Fräulein dazu?"

Johanne ſchwieg und ward glühendroth, der Juſtizrath ſah meinen Oheim mit einem verlegenen Lächeln an, ich ſaß wie auf der Folterbank.

„Ihr Vater wohnt in Kopenhagen, Herr Adolph? Sie ſind doch Herr Adolph, mit dem ich das Vergnügen habe zu ſprechen?" ſagte der Gutsbeſitzer, der unermüdliche Frager, indem er ſich an mich wandte. Ich fuhr erſchrocken auf und bückte mich.

„Und iſt er Kaufmann?" fuhr er fort. „Er handelt wohl viel nach Weſtindien?"

„Ja, er handelt viel nach Weſtindien," antwortete ich, indem ich meine natürliche Stimme ſo viel wie möglich veränderte.

„Es ſind doch meiſtens Geſchäfte in der Provinz, die mein Schwager macht, mit Korn," ſagte der Prediger; „Kommiſſionshandel, der iſt ſichrer als der weſtindiſche."

„Ah, des Herrn Paſtoren Schwager?" fragte der Gutsbeſitzer; „vermuthlich mit der Schweſter verheirathet, kann ich mir denken. Ein wackrer, junger Mann, Ihr Schweſterſohn, Militär vermuthlich?"

„Nein, Herr Kammerrath, er iſt Komptoriſt, aber als Leibjäger ſoll er nach dem neuen Reglement mit einem Knebelbart gehn," antwortete mein Oheim treuherzig.

Die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft wandte ſich auf mich, ich erröthete, Guſtav und der Forſtjunker warfen ſich einander einen Blick zu, begleitet von einem Lächeln, das ich ſo auslegte: es iſt ein eitler Windbeutel, darin beſteht das Reglement." — Was das Gewiſſen doch für ein unbarmherziger Ausleger iſt! —

Der Kaffee ſollte im Garten getrunken werden, wir begaben uns Alle hinunter. Ich näherte mich Henrietten und fing ein Geſpräch mit ihr an über die ſchöne Gegend. „Sie ſind ſchon lange hier bei Ihrem Oheim?" fragte ſie.

„Ziemlich lange, mein Fräulein. Ich wäre ſchon wieder abgereiſt, wenn ich nicht einen ſchwierigen Auftrag hätte, deſſen Ausrichtung beinahe meine Kräfte überſteigt. — Es iſt ein Auftrag an die Familie hier!" fügte ich hinzu, da ſie keine Frage an mich that.

„An uns?" ſagte Henriette. „Und der Auftrag iſt ſo ſchwierig?"

„Es handelt ſich um nichts Geringeres, als einem Menſchen die Ruhe wiederzugeben, deren ihn ſein Leichtſinn beraubt hat, und ihm Ihres Herrn Vaters Verzeihung zu verſchaffen für ein Vergehen, das ihm ſonſt wohl ſein ganzes Leben durch am Herzen nagen wird."

Henriette ſah mich betroffen an. „Wie, Herr Adolph, Ich weiß nicht" — — —

„Einer meiner Freunde hat mir aus Kopenhagen geſchrieben, und mich bevollmächtigt, mit Ihrem Herrn Vater um Amneſtie zu unterhandeln; aber die Papiere, die er zu dieſem Behuf an mich geſandt hat, kommen mir ſo verwickelt vor, daß ich dieſen Auftrag ablehnen muß, wenn Sie, mein Fräulein, an die er mich mit ſeiner Sache insbeſondere verwieſen hat, mir Ihren mächtigen Schutz entziehen. Er hat Ihr Vertrauen ſchändlich gemißbraucht, es iſt wahr.“

„Sie wiſſen — er iſt — — Sie kennen dieſe ſeltſame Geſchichte?“ ſagte Henriette verlegen.

„Ich kenne ſie, mein Fräulein, und ich bin ſo eingeweiht, ungeachtet es das erſte Mal iſt, daß ich die Ehre habe, Sie zu ſehen, daß Sie ſelbſt nicht beſſer darum wiſſen. Auf Ihre Discretion, auf Ihren Beiſtand verlaſſe ich mich; aber deßungeachtet darf ich Ihnen nicht den Namen meines Freundes nennen, ehe er vollkommene Verzeihung erhalten hat. Ich habe ſehr beſtimmte Befehle, nach welchen ich handeln muß.“

„Ich finde es ſonderbar, daß ein Menſch, der meinen Vater und uns Alle in ſo hohem Grade beleidigt hat“ — —

„Auch Sie, mein Fräulein? Dann bedaure ich, falſch unterrichtet zu ſein; aus ſeinem Briefe mußte ich ſchließen, daß das Entgegengeſetzte der Fall ſei.“

Henriette ward feuerroth; es ſchien mir, als ob ihr Thränen in die Augen ſtiegen. „Er ſoll gewiß mich nicht undankbar finden,“ ſagte ſie, „ich habe keinen Augenblick vergeſſen, was ich ihm ſchuldig bin. Was verlangt er von mir?“

„Mein Freund bittet Sie durch mich, ihm Ihre Verzeihung angedeihen zu laſſen für eine Myſtifikation, welche zufällige Umſtände veranlaßten, aber welche fortgeſetzt wurde blos aus Intereſſe für Ihr Schickſal, aus uneigennütziger Hingebung für Sie. Es iſt ſeine Bitte, daß Sie Ihren Vater vorbereiten und mir eine Unterredung mit ihm verſchaffen, welche, wie ich hoffe, mit ſeiner Verzeihung enden wird; er hat keinen höheren Wunſch, als in einen Kreis aufgenommen zu werden, wo er Allen ſo viel abzubitten hat, um ihnen zu beweiſen, wie aufrichtig er ſeinen Leichtſinn bereut."

Die Geſellſchaft kam näher und ich mußte das Geſpräch abbrechen. Guſtav und Johanne waren im Wortwechſel.

„Necke du mich nur," ſagte Johanne, „ich bleibe doch bei meinem Wort, daß nichts ſo langweilig iſt, wie Blutsverwandte; man müßte nur unter ſeinen Angehörigen wählen dürfen, und dies Band würde noch weit feſter werden. Es iſt Schade, daß man nicht einen Schritt weiter gegangen iſt und beſtimmt hat, daß Geſchlechtsverwandte, in einem gewiſſen entfernten Grade einander nehmen müſſen, ſie mögen pfeifen oder ſingen; das würde denn alle Liebe rein mit der Wurzel ausgeriſſen haben, aber es wäre ſehr bequem geweſen und würde viele Unſchlüſſigkeit verhindert haben mit Allem, was daraus folgt."

„Erinnere dich an deine letzte Wahl, das war doch nichts Großes. Ein ſchlimmeres Subjekt konnte doch die Blutsverwandtſchaft kaum in die Familie bringen."

„Wohl konnte ſie es, denn das war noch ein weit ſchlimmeres Subjekt, das nachher kam, mit allen Legitimitätsſtempeln auf der Stirne. Fiel meine eigene Wahl, wie du ſie nennſt, auch auf einen Verräther, ſo war er doch keck, munter, unterhaltend, ſtatt daß der legitime blöde, verdroſſen, pedantiſch, langweilig — mit Einem Wort unerträglich war. Du glaubſt überdies ja kein Wort von alle dem Schlimmen, was du von ihm ſagſt. Die ächten Vetter und Blutsverwandten, die in der letzten Zeit mir vor Augen gekommen ſind, waren lauter elende Würmer, welche daſtanden, als ob ſie nicht fünfe zählen konnten, und an nichts Anderes dachten als an ihre eigene jämmerliche Perſon, auf die ſie ſich ohne Grund viel einbilden." Johanne begleitete dieſe Beſchreibung mit einem Seitenblick auf mich, der ich in Wahrheit das langweiligſte Geſchwiſterkind ſpielte, das man ſich nur denken kann. Sie hatte keine Ahnung davon, wie ſehr ſie den Augenblick zuvor mich erfreut hatte.

„Legitimität iſt eine gute Sache, darin hat das Fräulein Recht, das meine ich auch," ſagte der Gutsbeſitzer, der dazu kam und ſich in das Geſpräch einmiſchte; er hatte nur dies einzige Wort aufgefangen von der Rede, welche blos Wenige von den Anweſenden verſtanden und deßhalb nicht Theil daran nahmen.

Während wir ſpazierten, nahm Henriette ihre Schweſter am Arm und flüſterte ihr zu; Johanne betrachtete mich mit Aufmerkſamkeit. Sobald es mir möglich war, näherte ich mich ihr und fing an vom Wetter zu ſprechen, dieſer vortrefflichen Einleitung zu den ernſthafteſten

Materien; bald waren wir in der Unterhaltung und ſie drehte ſich um die Mittheilung, welche ihr Henriette gemacht hatte.

„Meine Schweſter ſagt mir, daß Ihrem Freunde viel daran liegt, unſre Verzeihung zu erhalten,“ ſagte ſie; „die haben wir ihm ſchon geſchenkt, denn er hat uns einen größern Dienſt erwieſen, als er ahnet. Unſere Achtung dagegen, das iſt eine andre Sache, das wird ſchwer halten, und er hat wahrſcheinlich auch für immer darauf verzichtet.“

„Sie richten ihn zu ſtrenge, Fräulein, wenn Sie ihm verbieten, darnach mit allen Kräften zu ringe. Ohne Ihre Achtung iſt Ihre Verzeihung ihm nur ein zugeworfenes Almoſen, ohne ſie wird er ein Bettler für ſein ganzes Leben ſein, ſie aber wird ihn zum Millionär machen.“

Johanne erröthete bei der Erinnerung, welche dies Wort in ihr erweckte. „Sie ſchlagen ſie ſehr hoch an,“ ſagte ſie.

„Nicht höher als mein Freund. Ihre Achtung, mein Fräulein, iſt es, welche er ſucht, und wenn ihn nicht eine unaustilgbare Erinnerung an Sie hier zu dieſem Orte her zurückzöge, ſo ſtände ich in dieſem Augenblicke nicht vor Ihnen als ſein Sachwalter. Ihre Schweſter hat mir eine Unterredung mit Ihrem Vater unter vier Augen zu verſchaffen verſprochen — wenn Ihr Haß gegen meinen armen Freund unaustilgbar iſt, Fräulein, ſo ſprechen Sie es jetzt aus, und ich erſpare dann Ihrem Vater eine vielleicht unerfreuliche Erinnerung; denn ohne Ihre vollkommene Verzeihung kann ich mich meines Auftrags nicht entledigen, und halb will ich ihn nicht ausrichten.“

„Sie ſind ein eifriger Kommiſſionär, das muß man Ihnen einräumen. Nun wohl, ſprechen Sie mit meinem Vater, ich will nicht die hartherzigſte in der Familie ſein. Ich fühle überdies, daß Ihr Freund einen Fürſprecher hat in meiner eigenen Geneigtheit, meinem Nächſten einen Poſſen zu ſpielen — dies war freilich ein Poſſen von zu ernſthafter Art.“

„Ich habe dieſe Güte von Ihnen erwartet, Fräulein, ſonſt hätte mein Freund Sie nicht mit wahren Farben geſchildert.“

„Und welche Farben hat er gebraucht, wenn ich fragen darf? Es muß doch ſchwer ſein, Jemanden zu ſchildern nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft.“

„Die helleſten, mein Fräulein, er hat ſeinen Pinſel in den Himmel getaucht, um mich einer verbrauchten Vergleichung zu bedienen — er betet Sie an, um die reine Wahrheit zu ſagen.“

„So? — Das iſt zu viel Güte,“ ſagte Johanne verletzt. Bei der verbrauchten Vergleichung lächelte ſie, bei der reinen Wahrheit wurde ſie böſe. —

Wir waren am Fuße des Schaukelberges. „Da oben muß eine ſchöne Ausſicht ſein,“ ſagte ich. Die Höflichkeit zwang ſie hinaufzugehn. Guſtav und der Forſtjunker folgten uns in einiger Entfernung in tiefem Geſpräche, die übrige Geſellſchaft war bei dem Luſthauſe geblieben, wo der Kaffeetiſch ſtand.

„In Wahrheit, eine ſehr ſchöne Ausſicht!“ wiederholte ich beinahe mechaniſch.

„Dort liegt Ihres Oheims Kirche,“ ſagte Johanne, „das iſt die zwölfte; die man von dieſer Höhe ſieht.“

„Ich habe dieſen Hügel aus meines Oheims Fenſtern geſehen. Die weißen Pfoſten ſind ſo deutlich zu erkennen auf dem dunkeln Hintergrunde.“

„Wurden Sie bange davor? Glaubten Sie vielleicht, es ſei — — —“

„Ein Galgen?“ unterbrach ich ſie. „Nein, Fräulein, ich bin vernünftiger als mein alberner Freund.“ Johanne ſah mich an. „Haben Sie ſich erinnert, um was er Sie an dieſer Stelle bat? Daß Sie, wenn Sie Schlimmes von ihm hörten und an ſeiner Ehrlichkeit zweifelten, hieher gehen und ſchonend über den Abweſenden urtheilen, daß Sie nicht den Stab über ihn brechen wollten, wenn der Schein gegen ihn wäre?“

„Er muß Ihnen einen weitläuftigen Bericht abgeſtattet haben,“ ſagte Johanne lachend, „jedes Wort ſcheint richtig zu ſein.“

„Jedes Wort, das er mit Ihnen gewechſelt hat, mein Fräulein, ſteht auf ewig in ſein Gedächtniß eingegraben Sie verſprachen ihm dies; darf er ſich ſchmeicheln, daß

Sie dies Verſprechen nicht vergeſſen, daß Sie ihn nicht verabſcheuen?“

„Ich habe ihn ehrlich vertheidigt, mehr als er es verdient,“ antwortete Johanne; „aber jetzt iſt es nicht mehr nöthig, und wenn er wiederkommen ſollte, würde er in mir ſeine ſchlimmſte Widerſacherin finden, denn ich laſſe mich nicht ungeſtraft bei der Naſe nehmen.“

„Barmherzigkeit, mein Fräulein! Sehen Sie, ich flehe Sie um Gnade an, er kann Ihren Zorn nicht ertragen; er iſt gekommen, um ſich Ihnen zu Füßen zu werfen; mit Ihrer Verzeihung wird er Muth haben, dem Sturm entgegenzugehn. — Fräulein Johanne,“ fügte ich mit meiner eigenen natürlichen Stimme hinzu, „Sie ſind die Einzige, welche weiß, daß der verfolgte Sünder hier iſt, brechen Sie den Stab über mich, wenn Sie das Herz haben, aus Ihrem Munde will ich mein Urtheil hören.“

Johanne betrachtete mich mit einem liſtigen Lächeln. „Sie werden mich nicht verrathen und mein Zutrauen mißbrauchen,“ fügte ich bittend hinzu, „ſchenken Sie mir Ihre Verzeihung und ſchaffen Sie mir die Ihrer Eltern, ohne welche ich nicht leben kann. — Sie haben mich wiedererkannt trotz meiner Verkleidung; nur unter einer ſolchen wagte ich es, mich Ihnen bei Tageslichte zu nähern. Ach, Abends bin ich oft hier geweſen und habe draußen geſtanden, bis das Licht in Ihrem Zimmer verſchwand, und kein ſinnliches Zeichen von Ihrer Nähe mehr da war, um mich daran zu halten."

Sie betrachtete mich einen Augenblick mit Milde, ja mit Wohlwollen; dann ſchlug ſie in die Hände und rief: „Guſtav! Linden! Eilen Sie! Kommen Sie her! Hier iſt er! Hier haben wir ihn!"

„Wen? Was giebt es?" fragten die Herbeieilenden.

„Mein Fräulein, um Gottes willen! Sie werden doch nicht — Sie mißbrauchen mein Vertrauen, das habe ich von Ihnen nicht verdient — wollen Sie mich an den fremden Herrn verrathen?" ſtammelte ich, überraſcht von dem plötzlichen Wechſel.

„Das iſt er, der falſche Vetter, da ſteht er, nun iſt er gefangen," fuhr Johanne fort und hüpfte vor Freude.

„Der Vetter? Er?" fragte Guſtav verwundert, „aber ſo ſage mir" — — —

„Herr Holm," ſagte ich, „und Sie, mein unbekannter Herr," — — —

„Es iſt wahr," unterbrach Johanne mich, „ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig. Vor Guſtav brauchen Sie ſich nicht zu entſchuldigen, er ſieht Sie in ſeinem Herzen als ſeinen Wohlthäter an, und dieſer **unbekannte Herr** kennt Ihre Thaten ſo gut wie wir andern Alle. **Sie werden mich nicht verrathen und mein Vertrauen mißbrauchen**," ſagte ſie parodirend," ich muß Ihnen meinen zukünftigen Bräutigam, Forſtjunker Linden vorſtellen. Sie fragten mich einmal, was der Ring bedeute, den ich am Finger trage, können Sie ſich erinnern? Damals mußte ich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben, nun will ich Ihnen dies Geheimniß vertrauen. Und nun, mein geehrter Herr Erzkurvetter und Oberhofwahrſager, erlauben Sie, daß ich Sie in die verlangenden Arme der Familie führe?" —

— Das hätte ich ein paar Stunden vorher ahnen ſollen, und ich hätte keinen Fuß mehr hieher geſetzt. Nun mußte ich mich geduldig führen laſſen, nachdem ich etwas geſtammelt hatte, das eben ſo gut für einen Fluch als für einen Glückwunſch genommen werden konnte.

Mein Oheim ging im Fichtengange mit dem Juſtizrath und Henrietten; ſie hatte ihn vorbereitet, aber noch hatte ſie keine Ahnung, daß ich es ſei, der ſie um Gnade gebeten hatte. Ich kam ihr entgegen wie ein armer Sünder.

„Lieber Vater," ſagte Johanne, „hier bringe ich einen Ausreißer, der ſich mir auf Treu' und Glauben ausgeliefert hat. Er macht ſich ſichere Rechnung auf deine Verzeihung; verſagſt du ſie ihm, ſo bin ich es, auf die die Verantwortung fällt."

„Laß mich ſprechen, mein Kind," ſagte mein Oheim, welcher glaubte, es ſei die Rede von einer Verſöhnung zwiſchen meinem Vater und dem Juſtizrath. „Als Diener des göttlichen Wortes iſt es meine Pflicht, zur Verſöhnlichkeit und Eintracht zu ermahnen; Ihr ſollt bedenken Gottes Gebot, das aus dem Quell ſeiner Liebe tönt, und verjagen alle böſen und haſſenden Gedanken aus eurem

Herzen. Sehen Sie, er iſt zu Ihnen gekommen mit Hoffnung und Vertrauen und nun bietet er Ihnen die Hand zu einem Vergleich, der ſich für zwei edle Männer geziemt. Nehmen Sie ihn freundlich auf, mein alter Freund, und zwingen Sie ihn nicht länger, ſeinen Namen zu verläugnen, weil es der Ihres bisherigen Feindes iſt, laſſen Sie das Vergangene vergeſſen und vergeben ſein!“

„Auch Sie, mein würdiger, alter Freund? So muß ich wohl nachgeben. Wahrlich, der Wildfang hat Schutz genug gefunden,“ ſagte der Juſtizrath und reichte mir die Hand.

„Er bittet für ſeinen Freund,“ ſagte Henriette.

„Für meinen Wohlthäter,“ ſagte Guſtav.

„Für ſeinen alten Vater,“ ſagte mein Oheim.

„Für ſich ſelbſt,“ ſagte Johanne, „es iſt der falſche Vetter, er iſt verkleidet, er iſt es ja in eigener Perſon, der das ganze Haus in ſolche Verwirrung gebracht hat; aber, wie er heißt, mag Gott wiſſen.“

„Es iſt mein Schweſterſohn, Adolph Kerner, ein Sohn des Großhändlers Kerner in Kopenhagen, er braucht ſeinen Namen nicht zu verſchweigen,“ ſagte mein Oheim.

Allgemeines Erſtaunen. „Der falſche Vetter ſelbſt?“ rief Henriette.

„Der junge Kerner, der in Hamburg geweſen iſt?“ fragte der Juſtizrath.

„Was? Der Betrüger iſt mein eigner Schweſterſohn?“

brach mein Oheim aus, der nun erſt den Zuſammenhang faßte. Die gefürchtete Entdeckung war gemacht, ich war verrathen. — Die Aufklärung wurde bald gegeben, die Verzeihung folgte, und wir waren verſöhnt. Der Juſtizrath gab mir die Hand und ſchüttelte die meine ganz freundſchaftlich.

„Und nun ſuchen wir die Mutter auf," ſagte Johanne, „und fallen ihr zu Füßen. Zu Ehren des ſchönen Geſchlechts hoffe ich, daß Herr Kerner ein ſchlimmeres Fegefeuer bei ihr zu beſtehen haben wird."

Wir traten in das Luſthaus, wo die Geſellſchaft noch um den Kaffeetiſch ſaß. Der Juſtizrath führte mich zu ſeiner Frau hin und ſagte: „Hier bring' ich dir den verſchwundenen Neffen, er kommt zurück wie der verlorene Sohn und bittet um Vergebung. Morgen wird er ſich zeigen ohne Knebelbart mit ſeinem blonden Haar, und hofft, daß er in dir dieſelbe freundliche Tante finden wird, die der falſche Vetter zu lieben gelernt hat." Die Juſtizräthin gab mir die Hand und drohte mir mit dem Finger.

„Und hier haſt du Morten Friederichſen, Mütterchen, den Sultan vom Hofe abhalten ſolle; der Strick, er hat uns Allen richtig einen Zopf angedreht," ſagte mein Oheim lachend. „Die Leberkrankheit beſtand alſo in nichts als Narrenſtreichen."

„Nein, was ſagſt du, Väterchen? Morten Friederichſen! Wie der Bube mich erſchreckt hat! Aber ich habe ihm mit dem Wermuthstrank gut bezahlt, denke ich.“ Die gute Alte ſchüttelte den Kopf, und konnte den Zuſammenhang nicht recht faſſen.

„Und hier ſtelle ich dem Herrn Kammerrath Twede den jungen Kerner vor, Sohn des Großhändlers Kerner in Kopenhagen, und der kürzlich von einer Bildungsreiſe nach Hamburg zurückgekommen iſt,“ ſagte die ausgelaſſene Johanne und zog mich zu dem Gutsbeſitzer hin.

„Ein ſehr wackrer junger Mann,“ ſtammelte der Kammerrath, „ich habe die Ehre, Ihren Herrn Vater zu kennen, und empfehle mich der Gewogenheit Ihres Hauſes.“

Ich flüchtete zu Henriette und Guſtav, die mich in Schutz nahmen.

„Schämt Euch, Ihr haßbegierigen Menſchen,“ ſagte Henriette, „die Sonne wird bald über euren Zorn untergehen, und noch verfolgt Ihr Herrn Kerner ſo unbarmherzig.“

„Die Verfolgung kann er ertragen,“ ſagte der Juſtizrath, „ich hoffe, daß ſie ihn nicht von einem Hauſe verſcheuchen wird, das ihm allezeit offen ſteht, und wo er in der Zukunft eben ſo willkommen ſein wird unter ſeinem eigenen als ehemals unter Vetter Karls Namen.“

„Seht Ihr nun, daß es nicht ſo dumm von mir war, ihn aus dem Kalender zu examiniren?“ ſagte Johanne.

„Ihnen, Fräulein, kommt vor Allen die Ehre zu, mich in die peinlichſten Verlegenheiten geſetzt zu haben," ſagte ich, „ſeien Sie nun ſo gnädig und ſpielen Sie nicht mit mir, wie die Katze mit der Maus! Der Sieger muß großmüthig ſein gegen den Beſiegten."

„Nein, Sie haben mich gedutzt," antwortete ſie, „und haben mich küſſen wollen," fügte ſie leiſer hinzu, „das vergebe ich Ihnen nicht ſo leicht, das ſind Majeſtätsverbrechen."

„Erinnern Sie mich nicht an das, was ich gethan habe, Fräulein, ich kann es leider nicht vergeſſen."

„Eben ging die Sonne unter," ſagte Johanne; „da muß ich mich wohl fügen. Alſo ich vergebe Ihnen, aber unter der Bedingung, daß Sie der Abrede zufolge Weihnachten herauskommen und mir Komödie ſpielen helfen, wozu ich hiermit alle Anweſende einlade. Kreuz, er hat ein groß Talang!" fügte ſie hinzu mit einer Replik aus dem Aprilnarren.*) —

Am folgenden Tage verließ ich die Gegend, und reiſte nach Kopenhagen zurück, wo ich länger als eine Woche mit dem Wallnußſaft zu kämpfen hatte, um ihn aus dem Geſichte loszuwerden. Jedesmal, wenn ich in den Adreßnachrichten leſe, daß Leute wünſchen, ihre Angelegenheiten abzumachen „ohne Einmiſchung eines Kommiſſionärs," muß ich lächeln und denken: Das iſt eine Hauptregel, welche der vorſichtige Knigge ſeinem wohlbekannten Spruche: „Schreibe nicht mit Gelegenheit!" hätte zur Seite ſetzen ſollen in ſeinem Buche: Ueber den Umgang mit Menſchen.

---

*) Der Aprilnarr iſt ein Vaudeville des beliebten noch lebenden däniſchen Dichters Heiberg, und die hier angeführte Stelle dort einem ſchwediſchen Tanzmeiſter in den Mund gelegt. Talang für Talent.

Anmerkung d. Herausgebers.

Tante Franciska.

An einem ſchönen Sommernachmittag im Julius vorigen Jahres ging eine alte Dame ganz allein die Reihe von kleinen Häuſern entlang, welche die eine Seite des St. Annenplatzes in Kopenhagen bilden und ſich nach dem Hafen hin erſtrecken. Der Theil Kopenhagens, zu welchem dieſer Marktplatz gehört, iſt der Aufenthaltsort der vornehmen Welt und entſpricht dem Faubourg-Saint-Germain der Pariſer, ein Palaſt ſtößt an den andern, alt- und neumodiſche Vornehmheit hat hier ihre Paulunen aufgeſchlagen, der Hof reſidirt in dieſem Theile der Stadt, und die ausländiſchen Diplomaten — in Kopenhagen eine wichtigere Menſchenklaſſe als auf irgend einer andern Stelle des Erdbodens — beehren die Friedrichsſtadt mit ihrem Aufenthalte. Aber gleichſam um es recht merklich zu machen, daß die Vornehmen der Niederen nicht entrathen können, haben hin und wieder ſich einzelne Häuſerchen in die gute Geſellſchaft eingeſchlichen, und die vielen Schilder, womit ſie behängt ſind, zeigen deutlich, daß die Bewohner nicht auf ſo weichen Lorbeeren ruhen wie ihre Nachbarn. Beſonders iſt dies der Fall mit der Reihe, die wir eben erwähnten, welche von einem Ende bis zum andern mit Handwerkern, Schiffern oder anderen Leuten niedern Standes bewohnt iſt.

Die alte Dame bewegte ſich ſo langſam, daß man ſchon daraus auf ein ziemlich hohes Alter ſchließen konnte; ihr Gang war ſteif und abgemeſſen, es ſah aus, als ob ſie ſich Mühe gebe, jüngferliche Schritte zu nehmen, und doch hatte ihre Miene etwas Ernſtes und verrieth, daß ſie ſich mit etwas nicht Unwichtigem beſchäftige. Ihre Züge waren ſcharf und beſtimmt, man konnte den Ausdruck derſelben kalt und abſtoßend nennen, wenn nicht ihre blauen Augen ihn gemildert und ihm eine Freundlichkeit geliehen hätten, welche doch nur vorübergehend war und bald einem Anſtrich von Schwermuth Platz machte, die eigentlich als der ſtehende Charakter ihres Geſichtes betrachtet werden konnte. Ich weiß nicht, ob ich mich ſo beſtimmt erklärt habe, daß meine Leſer ſich ihr Geſicht ſo deutlich vorſtellen können, wie es mir vorſchwebt, der ich ſie gekannt habe — aber Tante Franciska's Antlitz zu beſchreiben war zu allen Zeiten eine ſchwierige Aufgabe geweſen, das mag zu meiner Entſchuldigung dienen. Was ihren Anzug betrifft, ſo entſprach er ihrer Haltung, er gehörte einer verſchwundenen Zeit an, jedes Stück war mindeſtens zwanzig Jahre alt, ſowohl hinſichtlich des Schnitts, als der Farbe, und deßungeachtet würde man ſich vergebens angeſtrengt haben, einen einzigen

Fleck darauf zu finden. Es war eine Reinheit und eine Zartheit über ihre ganze Perſon ausgebreitet, welche den Betrachter keinen Augenblick in Zweifel ließ, daß es eine alte Jungfer war, welche vor ihm ſtand. Dies ſei geſagt ohne Beleidigung aller andern Damen, deren Zartheit ich weit entfernt bin in Zweifel zu ziehen; für den, der meine Meinung nicht faßt, wird jede Erklärung dennoch das ſein, was das Griechiſche leider für mich iſt — unverſtändlich.

Mit einem Stockparaſol in der Hand und einem großen und, wie es ſchien, ſchwerem Nähbeutel am Arme, begab ſich die alte Dame nach einem Hauſe, deſſen unanſehnliches Aeußere zu dem Schluß berechtigte, daß deſſen Bewohner zu der dürftigen Klaſſe gehörten. Sie ſuchte nicht nach der Nummer, ihr Fuß fand mechaniſch die Thürſchwelle, als ob ſie ſie oft betreten hätte. Und ſo war es auch. Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm ſchloß ihr die Thür auf und brach aus: „Sind Sie es wirklich, gnädige Frau? Unſer Herr Gott ſelbſt ſchickt Sie zu uns armen Würmern.“

Die Sprechende ſowohl wie das Kind waren in zerriſſene Lumpen gekleidet; der kleine Junge ſaß auf dem Arm der Mutter wie eine Mißgeburt in einem Spiritusglaſe, zuſammengekrochen und ſtier, gelb, eingefallen und runzlich, ungeachtet er kaum zwei Jahre alt war. Es war ſchwer zu entſcheiden, wer den Preis in der Unordnung und Unreinlichkeit davon trug, die Stube oder ihre Bewohner.

Die alte Dame ſuchte vergebens nach einer Stelle, wo ſie ſich ſetzen konnte. „Ihr verdientet, daß ich nicht öfter zu euch käme,“ ſagte ſie, „alle Hülfe iſt verſchwendet, um Euer Schickſal zu verbeſſern. Wie ſieht es hier aus? Du haſt mir ja verſprochen, daß ich es ordentlich finden ſollte, wenn ich dich wieder beſuchte.“

Die Frau ſchlug bei dieſem Vorwurf die Augen nieder und ſchwieg. Sie ſetzte das Kind auf den Boden, ſie räumte den einzigen Holzſtuhl ab und reinigte ihn mit den Fetzen einer alten Schürze. Die alte Dame ſah das kleine Kind mitleidig an und ſagte mit minder ſtrenger Stimme als vorher: „Was du deiner ſelbſt wegen nicht thun willſt, mußt du deiner Kinder wegen thun. Die armen Geſchöpfe müſſen ja umkommen in aller dieſer Unreinlichkeit; es iſt nicht auszuhalten. Wo ſind die andern Kinder? Iſt das älteſte in die Schule gekommen?“

Das arme Weib ſtammelte verlegen einige Worte, welche nicht zu verſtehen waren, die Dame ſchüttelte mißvergnügt den Kopf. „Und dein Mann,“ fuhr ſie in ihrem Verhöre fort, „hat er Arbeit bekommen? Warum hat er ſich nicht da gemeldet, wo ich ſagte? Weil er lieber bei ſeinem Müßiggang bleiben als etwas Nützliches vornehmen, weil er lieber die paar jämmerlichen Schillinge, die er ſich erbettelt, verbringen will, ſtatt zu arbeiten, um aus der Noth und dem Elend zu kommen.

Was ſoll das Ende werden von einer ſo unverantwortlichen Aufführung?"

„Ach Gott, Sie haben ganz Recht," antwortete die Frau, „mein Mann, der Saufaus, er iſt Schuld an aller unſrer Noth, er kann die Branntweinsflaſche nicht ſtehen laſſen und jagt jeden Schilling durch die Gurgel. Ich ſollte das nicht ſagen und die gnädige Frau hören laſſen, die vermuthlich einen braven Mann hat, aber ſo ſind die Mannsleute, es iſt ein rechter Jammer damit, was für elendige Menſchen es ſind; ich wollte wünſchen, daß ich nie geheirathet hätte."

„Vermuthlich hat dein Mann denſelben gottloſen Wunſch, und mit eben ſo vielem Rechte," ſagte die alte Dame. „Eheleute ſollen miteinander tragen, und die Bürden des Eheſtands ſo ehrlich wie die Freuden theilen. Eine unordentliche Frau thut ſehr unrecht, wenn ſie über ihren unordentlichen Mann klagt. Der Frau kommt es zu, dafür zu ſorgen, daß das Haus freundlich iſt, und das kann auch mit Wenigem gethan werden, aber nichts ohne Ordnung und Reinlichkeit. Soweit ich euch kenne, haſt du eben ſo viel Schuld wie dein Mann. Wo iſt das Garn, wozu ich dir Geld gab? Haſt du Flachs gekauft?"

Die arme Frau brach in Thränen aus und bezeugte ihre Unſchuld. Wenn ſie gewußt hätte, wie die Dame hieße oder wo ſie wohnte, ſo würde ſie ſich ihr anvertraut haben, aber Beides wäre ihr unbekannt. Der

Wirth habe gedroht, ſie zur Thür hinauszuwerfen, wenn ſie ihre Miethe nicht bezahlten, da hätten ſie denn keinen andern Ausweg gewußt, als ihn mit dem ihr eingehändigten Gelde zu bezahlen, um ſo mehr, als ihr Mann auch gemeint habe, daß es keine Sünde wäre, die Gabe auf dieſe Art anzuwenden. Die alte Dame unterrichtete ſich noch weiter von ihrer Lage, ermahnte und ſchalt die junge Frau, drohte, ihr die Unterſtützung zu entziehen, wenn ſie ſich nicht beide beſſerten und — zog zuletzt aus dem großen Nähbeutel Kleidungsſtücke und Schuhzeug hervor, und legte Alles auf den Tiſch vor die bekümmerte Mutter. Sie nahm das kleine Kind auf den Schooß, machte es ſtille, gab ihm Weißbrod und ein neues Kleid, und verſprach der Frau, ihm einen völligen Anzug zu geben, wenn ſie bei dem nächſten Beſuch Alles reinlich und ordentlich fände. Darauf wiederholte ſie noch ein Mal ihre ernſten Ermahnungen und verließ das Haus, ohne auf die Segenswünſche der armen Frau zu hören.

Als ſie wieder auf der Straße war, ging ſie mit denſelben abgemeſſenen Schritten und derſelben pedantiſchen Haltung; der große Nähbeutel hing am linken Arm, aber er war leer; zwiſchen zwei Fingern der rechten Hand hielt ſie den Stockparaſol. So ſetzte ſie ihren Gang fort, bis ſie ſtillſtand draußen vor einer Pforte in der Breiten-Straße. Hier wohnte eine ihrer Verwandten, die Juſtizräthin Werner, eine Wittwe mit zwei Töchtern, von welchen die ältere Luiſe, die jüngere Flora hieß. Luiſe war ſehr ſtill und zurückhaltend; ſie war verlobt und ſollte bald verheirathet werden mit dem jungen Aſſeſſor Rudolph Horn, der ſchon in einer guten Laufbahn war und ſelbſt Vermögen hatte. Flora war heimlich verlobt mit Lieutenant Arnold, heimlich, denn es war noch nicht öffentlich erklärt, ungeachtet Alle es wußten; es war eine gute Partie — wenn er einmal Capitain wurde, wozu es freilich noch ein Dutzend Jahre bedurfte und mehr. Aber ſie waren noch jung, und die Zeit vergeht, wie bekannt, raſch: damit tröſteten ſie ſich. Die Familie war gerade im Garten, wo ſie den größten Theil des Tages in der warmen Sommerzeit zubrachte; Arnold hatte einen neuen Roman mitgebracht, und eben angefangen, ihn vorzuleſen. Die Damen, wozu noch zwei Couſinen zu rechnen ſind, die beinahe täglich Werners beſuchten, ſaßen um den Tiſch mit ihren Arbeiten, gewaltig erpicht auf den neuen Roman, deſſen Anfang ſo anziehend war. Als Arnold den Gang hinunterſah, und ausrief: „Na, ſo möcht' ich doch gleich in die Erde ſinken und mich begraben laſſen! Da haben wir's! Ich habe die Ehre, Tante Franciska's feierlichen Einzug zu melden," warfen alle jungen Mädchen verdrießliche Blicke auf die alte Dame, welche den Gang hinaufgewandert kam und ſich dem Luſthauſe näherte, wo ſie ſaßen. „Ach Gott, wie unangenehm iſt das!" brach die kleine Geſellſchaft wie mit Einem Munde aus, und Arnold warf mißmüthig das Buch auf den Tiſch und ſagte: „Nun können wir dem Buche nachpfeifen, morgen bei Zeiten muß ich es zurückliefern. Es iſt auch ein rechter Unſtern, der das alte Ungethüm grade heute herführen muß."

Luiſe ſtand auf und ging ihr entgegen. Tante Franciska verbeugte ſich und küßte ſie dreimal, erſt auf den Mund und dann auf beide Wangen; denſelben Gruß empfing Frau Werner und Flora. Ein mattherziges Geſpräch kam endlich zu Stande über das Wetter und die Annehmlichkeit eines Gartens in Kopenhagen. Arnold nahm keinen Theil daran, ungeachtet Tante Franciska mehrmals das Wort an ihn richtete; Frau Werner war die einzige, welche es aufrecht erhielt, denn das Alter kann ſich leichter in fehlgeſchlagene Hoffnungen finden als die Jugend.

„Kommt Rudolph bald aus Holſtein zurück?" fragte die alte Dame Luiſen. „Es iſt eigen, daß er noch nicht an mich geſchrieben hat. Du kannſt ihm ſagen, Liebe, daß ich die letzten Poſttage einen Brief von ihm erwartet habe."

„Was für verwünſchte Anſprüche ſolch ein alter Satan macht," ſagte Arnold halblaut. Couſine Ida konnte ſich nicht enthalten zu kichern.

„Was lächelſt du, mein Kind?" ſagte Franciska.

„Iſt Tante in der deutſchen Komödie geweſen?" fragte Flora und lachte heimlich den Andern zu.

„Nein, ich bin ſchon zu ſtumpf und mürbe für ſolche Poſſen," antwortete Tante Franciska, „das iſt Nichts für meine Jahre. Die Sinne verlaſſen mich auch bisweilen und dann kann ich Eines nicht vom Andern unterſcheiden. Iſt Couſine da geweſen."

Frau Werner bejahte es und erzählte dies und das von den Vorſtellungen, aber Tante Franciska gab nur wenig Acht. Sie erzählte dagegen Verſchiedenes von der Wirkſamkeit der Bibelgeſellſchaft; aber nun ging es den Uebrigen ſo, wie ihr vorher; es intereſſirte nur ſie allein. Flora ſchlug vor, den Thee etwas zeitig zu trinken, Luiſe übernahm es, ihn zu beſorgen. Die Unterhaltung ſtockte wieder; endlich ſagte Tante Franciska: „Ich komme Ihnen heute Abend gewiß ungelegen, Sie hatten ſich vielleicht vorgenommen auszugehn, etwa in die deutſche Komödie?"

„Wir wollten grade ein Buch ausleſen, das wir angefangen hatten," antwortete Arnold. „Heute Abend iſt keine deutſche Komödie, aber ſie ſpielen bei Prices; wenn die Damen Luſt haben, ſo kommen wir noch zu rechter Zeit, es iſt noch nicht mehr als ſechs Uhr, und es läuft ſich ſchnell hinaus. Heute ſpielt ein neuer Pierrot."

„Da hört man die Jugend ſprechen, für die iſt nichts zu weit," ſagte die alte Dame mit einem Lächeln, worunter ſie ihre Empfindlichkeit verbergen wollte. „Sie müſſen ſich meinetwegen nicht Zwang anthun, Couſine, ich gehe gleich wieder, ich hindere nicht gern Jemanden." Aber Frau Werner bat ſie zu bleiben, und verſicherte, daß das Buch ein andermal geleſen werden könne, und an Prices habe Niemand gedacht, das ſei nur ein Scherz von Arnold.

„Dann muß es bis zur Nacht bleiben,“ ſagte Arnold, „denn morgen bei Zeiten muß ich das Buch wieder zurückliefern; wenn man aber die Nacht zu Hülfe nimmt, läßt es ſich ſchon beſtreiten.“

Tante Franciska hörte es nicht, da ſie mit Frau Werner ſprach. Die jungen Leute ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten; aus der Richtung ihrer Blicke ließ ſich abnehmen, daß die alte Dame der Gegenſtand ihrer Bemerkungen war. Der Eine hielt ſich über ihre Aermel auf, der Andre über ihren Hut, der Dritte über ihren Paraſol.

„Aber was ſagen Sie von dem ungeheuern Fouragierſack, den ſie am Arme hat?“ ſagte Arnold. „Kann mir Jemand ſagen, was ſie damit will? Darin kann ſie ja wenigſtens anderhalb Scheffel laſſen. Vielleicht geht das eigennützige Geſchöpf ſelbſt auf den Markt und kauft ein, um die paar Schillinge zu ſparen, die ſonſt in die Taſche der Köchin fließen.“

„Ach nicht doch, dazu iſt ſie beſtimmt zu vornehm,“ ſagte Couſine Ida, „aber ſie glaubt, daß es modern iſt. Haſt du wohl den Muth, ſie darnach zu fragen, Flora?“

Flora wollte ihren Muth zeigen, aber ſie konnte ſich kaum des Lachens enthalten, als ſie Tante Franciska's Nähbeutel in die Hand nahm und ſagte: „Das iſt ein ſchöner Nähbeutel, den Tante hat; das iſt wohl Alagree, was drauf geſtickt iſt, nicht wahr?“

Tante Franciska antwortete ernſthaft: „Schön? Das kannſt du wohl nicht in Ernſt meinen, liebes Kind, denn er iſt wohl ſo häßlich, wie ein Nähbeutel ſein kann: aber er iſt geräumig, und deßhalb nehm' ich ihn bisweilen. Ich war bei meinem Färber, um etwas Zeug abzuholen, aber es war nicht fertig; wenn man ſo allein iſt, wie ich, muß man ſeine Geſchäfte zum Theil ſelbſt abmachen.“

Flora ward verlegen und ſtammelte einige Worte zur Vertheidigung des Beutels, indem ſich ihre Wangen ganz roth färbten. Die alte Dame that, als ob ſie ihre Verlegenheit nicht merkte. Flora ſagte: „Ich finde ihn wirklich recht ſchön, aber freilich darf er ſich nicht vergleichen mit dem herrlichen Shawl, denn der beſchämt ihn. Gott, wie der nieblich iſt!“ Sie nahm einen kleinen mouſſelinenen Shawl, der auf dem Tiſche lag, und betrachtete die kleinen feinen Blumen, welche mit Gold und Farben in den weißen Grund eingewebt waren; er war in einem Geſchmack gearbeitet, der immer modern bleibt, weil er wirklich reizend iſt.

„Das iſt mir lieb, daß du ihn ſchön findeſt, mein Kind,“ antwortete Tante Franciska, „denn ich habe immer daran gedacht, ihn dir zu verehren. Thu' mir den Gefallen und behalt' ihn, ſolch ein Schmuck paßt ſich beſſer für deine Jahre als für die meinigen; ich habe noch einen ſolchen für Luiſen, und es ſoll mich herzlich freuen, wenn

Ihr daran Vergnügen findet.“ Flora freute ſich über den ſchönen Shawl und empfing ihn mit Dank.

„Laß mich ihn ſehen,“ ſagte Ida, „er ſieht wirklich nicht übel aus. Bei Gott, er iſt ächt oſtindiſch! Da habe ich dich zu rechter Zeit dazu gebracht, ihr den abſcheulichen Nähbeutel unter die Naſe zu reiben. Lobe einmal ihre hochhackigen Schuhe, man kann nicht wiſſen, was das abwirft.“

„Pfui, ſchäme dich, Ida! Glaubſt du, ich habe Luſt, mich noch einmal ſchamroth zu machen?“ ſagte Flora.

Tante Franciska fand die Abendluft kühl und ſchlug vor, in das Zimmer hinauf zu gehen. Die jungen Leute ſahen einander verdrießlich an, als Frau Werner die Magd mit dem Theezeuge zurückſchickte; man ſtand auf, um den Garten zu verlaſſen. Arnold wollte den Damen behülflich ſein, ihr Nähzeug zu tragen, und während er es ſammelte, ſtrengte er recht ſeinen Witz an, um ſie zu lachen zu machen auf Koſten der Tante. Indeß gab Flora der alten Dame den Arm, um ſie hinaufzuführen, aber ſie ging nicht den geraden Weg nach dem Hauſe, ſie wollte erſt die Blumen ſehen. Als ſie allein waren, wandte ſie ſich plötzlich zu Flora und ſagte: „Sag mir, Liebe, biſt du mit Lieutenant Arnold verlobt? du denkſt vielleicht, daß mich das nicht angeht, aber ich frage nicht aus Neugierde, ſondern aus Theilnahme an dir. Ich ſah vorher, daß er dir die Hand drückte — nein, nein, du darfſt es nicht läugnen, ich ſah es recht gut; ungeachtet ich alt bin, kann ich doch noch meine beiden Augen gebrauchen und meine Ohren viel beſſer, als man glaubt. Aber dergleichen darf ein junges Mädchen Herren nicht erlauben, das ſchickt ſich nicht, mein Kind; ſolche Vertraulichkeiten dürfen nur unter Verlobten ſtattfinden."

Flora ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. „Ich weiß, du biſt ein gutes und ein ſittſames Mädchen," fuhr die Tante fort, „und deßwegen halte ich auch etwas von dir. Aber die Wahrheit darf ſich nicht verſtecken, wenn ſie auch unangenehm iſt zu hören. Welche Ausſichten hat ein Lieutenant heutigen Tages? Gar keine, Mädchen; es währt eine Ewigkeit, ehe ſie heirathen können, unterdeß verlieben ſie ſich in hundert Andere, und das Ende iſt vielleicht, daß die Erſte ſitzen bleibt. Arnold iſt leichtſinnig, und in einem höheren Grade, als verzeihlich iſt, das hab' ich wohl gemerkt; ich weiß auch, daß er in Schulden ſteckt, und das iſt der Weg zum Elend."

„Aber das ſind alle jungen Leute, Tante," ſagte Flora halb leiſe.

„Gott bewahre deinen Mund, Kind, wie kannſt du das ſagen? Nein, ordentliche Leute ſind nicht in Schulden. Von Rudolph hat kein Menſch einen Schilling zu fordern, das weiß ich gewiß."

„Aber Rudolph hat auch nicht nöthig, Schulden zu machen, er hat ſelbſt Vermögen. Da iſt es keine Kunſt, daß er auskommt. Aber was ſoll ein Lieutenant machen, der von nichts weiter zu leben hat als von ſeiner Gage."

„Er ſoll keinem jungen Mädchen etwas vorreden, was er nicht erfüllen kann,“ ſagte Tante Franciska, „denn das iſt unverantwortlich. Die Zeit der Wunder iſt vorbei, es kommt kein Vogel zu Euch ins Fenſter geflogen mit Geld in dem Schnabel, und man lebt nicht von der Luft in unſeren Zeiten. Und bildeſt du dir wirklich ein, daß die Liebe ein ſo dauerhaftes Gefühl iſt, daß ſie dem Mißgeſchick und der Widerwärtigkeit und der Zeit trotzen kann, die Alles überwindet? Liebe und Unbeſtändigkeit ſind Geſchwiſter, liebe Flora. In zehn Jahren biſt du ſchon ein altes Mädchen, in demſelben Alter, wo du unter anderen Umſtänden noch eine junge Frau ſein würdeſt, und in zwanzig Jahren würde es lächerlich ſein, wenn du nur noch ans Heirathen dächteſt. Und eher kann Arnold ſchwerlich eine Frau ernähren!“

Flora pflückte an ihrem Gürtelbande. Die Thränen kamen ihr in die Augen, und ihr Geſicht verrieth deutlich, wie unangenehm ihr dieſe Unterredung war. Tante Franciska betrachtete ſie aufmerkſam. „Biſt du verlobt mit Arnold, mein Kind?“ fragte ſie leiſe, indem ſie den Arm um ihren Leib legte und ſie feſt anſah. „Nicht wahr, Flora, du biſt nicht verlobt? Antworte mir ehrlich, Mädchen, — biſt du?“

Das junge Mädchen wollte antworten, aber ihre Lippen ſchloſſen ſich wieder, ſie ſah auf den oſtindiſchen Shawl, und knitterte dieſen in ihrer Verlegenheit in der Hand zuſammen. Die Tante ließ ſie los und bückte ſich nieder, um eine Blume zu pflücken. Darauf ſagte ſie: „Komm, mein Kind, und laß uns hinaufgehn, hier wird es kühl, die Abendluft iſt nicht für alte Leute. Deine Roſen ſtehen gut, erlaube mir, ein paar mit nach Hauſe zu nehmen für mein Blumenglas.“ Flora pflückte eifrig einen kleinen Strauß, und folgte dann der Tante Franciska hinauf, welche von gleichgültigen Dingen ſprach.

„Was wollte ſie mit dir?“ fragte Couſine Ida. „Gab ſie dir noch mehr als den Shawl?“

„Ach, ich wollte wünſchen, daß ſie ihren Shawl behalten hätte,“ ſagte Flora. „Wenn man Armeſünderpredigten dafür anhören ſoll, möchte man wohl lieber auf ſolche Geſchenke Verzicht leiſten. Es iſt eine recht widerwärtige alte Jungfer.“

Luiſe hatte den Theetiſch angeordnet, Tante Franciska ſetzte ſich ihr zur Seite und wandte ſich nicht mehr an Flora, welche verſtimmt war und weder mit der Tante noch mit Arnold ſprach. Als dieſer ihr etwas zuflüſtern wollte, drehte ſie ſich herum, ohne darauf zu hören mit einer Miene, welche ihm deutlich ſagte, daß ſie in ſchlechter Laune war. Arnold ſah nach der Tante hin, als ob er ſie verſchlingen wollte und murmelte: „Daran iſt gewiß die alte Hechel ſchuld, darauf will ich ſterben. Solch eine alte Jungfer iſt im Stande, ein ganzes Regiment junger Mädchen mit Sprödigkeit anzuſtecken. Nun ſoll man wohl obenein ſolche Spielverderberin nach Hauſe begleiten;

aber dann ſoll ſie auch bei Gott ihre Beine gebrauchen lernen, das will ich ihr verſprechen.“

Hätte Luiſe ſich nicht der Sache angenommen, ſo wären den ganzen Abend nicht zehn Worte geſprochen worden; ſie war die einzige, welche ſich die Mühe machte, die Unterredung aufrecht zu halten. Arnold ſetzte ſich an das Fenſter und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben, Flora nähte eifrig, um nicht aufzublicken, Frau Werner ſtrickte und miſchte ein einzelnes Ja oder Nein ins Geſpräch, die Couſinen ſchielten nach Arnold und kicherten. Um neun Uhr ward gemeldet, daß Tante Franciska's Mädchen gekommen ſei. Die alte Dame erhob ſich alsbald, als ob ſie fühlte, daß ein längeres Verweilen der Geſellſchaft zuwider ſein würde, und machte ſich bereit zu gehen, obgleich Frau Werner ſie einlud, zum Abendeſſen zu bleiben. Als Arnold hörte, daß ſie abgeholt werde, trat er vor und beklagte ſich, daß er nicht das Vergnügen haben ſolle, Fräulein nach Hauſe zu begleiten. Die Couſinen konnten ſich nicht enthalten zu lachen, Flora mußte ſich in die Lippen beißen, um ihnen nicht Geſellſchaft zu leiſten, und Luiſe hatte genug zu thun, um der Tante Aufmerkſamkeit von der unartigen Familie abzuziehen. Als die alte Dame ſich endlich eingemummt hatte, nahm ſie freundlich von Allen, auch von Arnold, Abſchied, wünſchte ihnen eine gute, ruhige Nacht, um wohl zu ſchlafen, und ging, von Luiſen hinausbegleitet. Sie hatte kaum die Thüre hinter ſich zugezogen, als das Geſpräch in den Gang kam, man lachte und ſcherzte, ſo daß man es weit hinaus auf die Straße hören konnte, und als Luiſe zurückkam, ſchalt ſie, daß ſie ſo wenig Schonung für Tante Franciska hätten und ihre Freude laut werden ließen, noch ehe dieſe aus der Hausthür wäre, nachdem ſie den ganzen Abend geſeſſen und gemault hätten. Frau Werner gab ihr Recht; aber Arnold war ganz ausgelaſſen von Freude, daß ſie die langweilige alte Jungfer los wären, und konnte ſich nicht mäßigen.

Als Tante Franciska auf die Straße hinaustrat, ſchlug das laute Gelächter an ihr Ohr; ſie wandte ſich um und ſah zu den Fenſtern hinauf, als ob ſie ſagen wollte: „Sie freuen ſich, daß ich fort bin; auch dort bin ich übrig.“ Aber als ihr Mädchen indem bemerkte, daß ſie ſo ungewöhnlich munter heute Abend bei Werners wären, ſagte ſie: „Gottlob, daß ſie vergnügt ſind. Es ſind ſo gute Leute, Gott laſſe es ihnen wohlgehen, damit ſie immer vergnügt ſein können. Es hat mich recht aufgemuntert, daß ich da geweſen bin.“ — Und die alte Dienſtmagd hatte eine doppelt ſo gute Meinung von Werners, weil ihr Fräulein dort einen vergnügten Abend zugebracht hatte.

Als Tante Franciska fort war, ward das Buch wieder vorgenommen und der Roman war zu aller Zufriedenheit zu Ende geleſen, als es Zwölf ſchlug. Als Flora zu Bette ging, legte ſie das oſtindiſche Tuch zuſammen und ſagte: „Tante iſt wirklich eine gute Seele, aber erſchrecklich langweilig, es iſt kaum zum Aushalten."

„Mir deucht, das Erſtere iſt ſo überwiegend, daß man ſich wohl gerne mit Geduld in das Bischen Langweiligkeit finden kann," antwortete Luiſe. Aber Flora lachte und ſagte: „Bitte mich eher um alles Andere, als daß ich mich langweilen ſoll, liebe Luiſe. Es iſt gräßlich, ſich zu langweilen." —

Sechs Wochen waren verfloſſen ſeit Tante Franciska's Beſuch bei Werners, es neigte ſich zum Herbſte, die Abende wurden länger und das Laub gelber. An einem grauen Nachmittag im September ging ein junger Mann langſam über den Strohmarkt in Kopenhagen und ſtand ſtill bei einem kleinen Hauſe, das ausſah, als ob es ausgeſtorben wäre; denn beinahe überall ſah man die Vorhänge niedergelaſſen, ungeachtet noch nicht Licht angezündet war. Die Hausthüre nach der Straße zu war verſchloſſen, und es dauerte ziemlich lange, ehe ſie geöffnet wurde, nachdem er die Klingel angezogen hatte, welche laut auf der Treppe wiederhallte. Endlich kam eine alte Magd in einem ſchwarzen Kleide und mit ſchwarzem Band auf der Mütze, und ließ ihn ein. Nach einer ſtummen Begrüßung von beiden Seiten ging der junge Mann, der in dem Hauſe bekannt zu ſein ſchien, die Treppe hinauf, öffnete ſelbſt eine Thür im erſten Stock und ging hinein, während die alte Magd vorſichtig die Straßenthüre verſchloß.

Das Gemach war leer, nicht ein einziges Geräth bekleidete die nakten Wände, vor den Fenſtern hingen lange, weiße zugezogene Gardinen, mitten auf dem Fußboden zeigte ſich ein großer viereckiger Platz, wo die Bretter glänzend weiß und blank waren, aber rund um denſelben lag Sand hingeſtreut, und darüber Blumen und grüne Zweige; in den vier Ecken der Stube waren dieſe noch dazu geordnet wie Blumen in Damaſt und bewieſen, daß der ganze Boden mit derſelben Sorgſamkeit geſchmückt geweſen war.

Der junge Mann ſtand ſtill innen an der Thür und ließ das Auge langſam umhergehn über die öde Leere, welche ihn umgab. Die alte Magd war indeß dazu gekommen, ſie ſtand ſtumm an ſeiner Seite und ſtarrte nach der viereckigen Stelle hin, gleichſam als ob ſie in Gedanken noch das ſehe, womit er bedeckt geweſen war; dann ließ ſie das Auge furchtſam hingleiten über des jungen Mannes ernſthaftes Geſicht, als ob ſie ſeine Gedanken leſen wolle. Er bemerkte es und reichte ihr ſtillſchweigend die Hand, welche ſie herzlich drückte. Sie ſah blaß und überwacht aus; die alten, ſcharfen Züge waren das Bild der Treue und Ehrlichkeit, ſie war ein Dienſtbote der alten Zeit, wo man noch ſolche beinahe abgenutzte Hausinventarien in manchen Familien fand; jetzt muß man ſie meiſtens im Wartou *) aufſuchen, wenn man

---

*) Das Wartouhospital iſt eine Verſorgungsanſtalt für arme Frauen in Kopenhagen.

wiſſen will, wie ſie ausſehn. Keins von Beiden hatte noch ein Wort geſprochen. Der junge Mann ging rund um den viereckigen Platz, als ob er ſich in Acht nähme, etwas Sand oder Blumen hineinzubringen, wenn er hinüberginge, und öffnete die Thür zu dem nächſten Gemache, wo ebenfalls lange, weiße Gardinen ein trübes Halbdunkel über die zierlichen Geräthe und den bunten Fußteppich verbreiteten. Er ſtand ſtill auf der Thürſchwelle und ſah hinein; aber als die alte Magd indem ſagte: „Die Schlüſſel liegen alle in des Fräuleins eigner Stube, Herr Aſſeſſor, da iſt Alles, wie es geweſen iſt,“ wandte er ſich ſchnell um und folgte der Magd, die ſchon die Thüre zu der kleinen Wohnſtube geöffnet hatte.

„Ja, Inger, hier iſt Alles, wie es geweſen iſt,“ wiederholte er, „und doch iſt es nie ſo geweſen.“

Die alte Magd trocknete die Augen in ihrem ſchwarzſeidenen Tuche und ſagte: „Es kann wohl Niemand meine gute Herrſchaft mehr vermiſſen als ich. Es iſt auch ein ſchweres Schickſal, daß ich ſie überleben muß; ich hatte immer gehofft, daß der liebe Gott ſo gnädig ſein würde, mich zuerſt zu rufen.“

„Das iſt der natürliche Gang der Welt, Inger, die Aelteren gehen voran. Dein Fräulein war ja beinahe zehn Jahre älter als du.“

„Das iſt wohl wahr,“ antwortete Inger nach einer Pauſe, nachdem ſie ihr und ihres Fräuleins Alter berechnet hatte; „hätte das Fräulein bis nächſte Lichtmeſſe gelebt, ſo wäre ſie ſieben und ſechzig Jahre alt geworden und ich wurde gerade ſechs und funfzig an den letzten Vierzig-Rittern und das iſt der neunte März, ſo daß unſre Geburtstage nur fünf Wochen auseinander ſind. Aber ſie war ſo herzensgut und eine Stütze für ſo viele Arme, die ſie nun vermiſſen werden; ich bin dagegen nur mir und Andern zur Laſt, denn in meinem Alter iſt es ſchwer, eine Herrſchaft zu finden, die Einen in Dienſt nimmt, und dienen muß man doch. Nun bin ich, es fehlen nur ſechs Wochen daran, bei dem Fräulein drei und zwanzig Jahre geweſen, und da fällt es Einem ſchwer, ſich zu trennen.“

Die alte Inger weinte bittere Thränen, die minder ihrer eigenen Lage galten als der Trennung von ihrer verſtorbenen Herrſchaft; denn der Aſſeſſor, der des Fräuleins einziger Erbe war, hatte ihr ſchon die Verſicherung gegeben, daß für ihre Zukunft geſorgt werden ſolle, ſo daß ſie in ihrem Alter nicht Noth leiden würde. Als ſie bald darauf den jungen Mann, der in tiefen Gedanken im Sopha ſaß, gefragt hatte, ob er Etwas zu befehlen habe, ohne Antwort zu bekommen, verließ ſie das Gemach mit leiſem Schritte.

Rudolph Horn war der einzige Erbe des gerade an demſelben Tage begrabenen Fräuleins Franciska Garlaub. Sie war ſeiner Mutter leibliche Muhme und beſte Freundin geweſen; beide waren zum Theil zuſammen aufgewachſen und hatten in ununterbrochenem Briefwechſel geſtanden, bis ihm der Tod vor dreizehn Jahren ein Ende machte, indem er Rudolph's Mutter abrief. Das alte Fräulein hatte ihre Liebe von der Mutter auf den Sohn übertragen; als er nach Kopenhagen kam, um Student zu werden, hatte ſie ihn aufgeſucht, der aus jugendlicher Blödigkeit, Flüchtigkeit oder auch aus Unluſt der alten Jungfrau nähere Bekanntſchaft zu machen, den Beſuch bei ihr lange aufgeſchoben hatte. Sie wußte ihn bald zu gewinnen; er ward ein gewöhnlicher Gaſt bei ſeiner alten Tante, und kurz vor ihrem Tode vermachte ſie ihm Alles, was ſie beſaß und hatte, in ihrem letzten Willen, was freilich nicht bedeutend war, da ſie, ſoviel er wußte, kein Vermögen beſeſſen hatte. Sie war nur wenige Tage krank geweſen. Rudolph war gerade abweſend von Kopenhagen, und als er zurückkam, ward er mit der unerwarteten Nachricht empfangen, daß ſeine Tante den Tag zuvor Abends geſtorben ſei. Er war zeitig genug gekommen, um die gerichtliche Einmiſchung zu verhindern, und Alles zu ihrem Begräbniß anzuordnen, ſo wie ſie, mit ihrer gewöhnlichen Seelenſtärke, Ingern gebeten hatte, es einzurichten; aber er war zu ſpät gekommen, um in ihrer Todesſtunde bei ihr zu ſein, zärtlichen Abſchied von ihr zu nehmen und ihr die Augen zuzudrücken.

Als kleiner Knabe hatte Rudolph mehrmals die Tante mit ſeiner Mutter beſucht. Die alte, eingelegte chineſiſche Schatulle mit dem hohen Aufſatz und die chineſiſchen Porcellanpagoden, der hochrückige Lehnſtuhl, der Theetiſch mit der glänzenden Meſſingplatte und das altväteriſche Theezeug, die Kommoden mit den vielen blanken Beſchlägen und die großen Spiegel in vergoldeten Rahmen, das weiche altmodiſche Sopha, alle dieſe Gegenſtände einer verſchwundenen Zeit waren in ſeine früheſten Kindheitserinnerungen verwebt. Er lebte die Zeit noch einmal, wo er mit kindlicher Neugier alle dieſe Umgebungen betrachtete und den Bilderbogen und das Zuckerwerk verließ, um heimlich an die Schatulle zu ſtoßen, damit die Chineſen mit dem Kopfe nickten, während ſeine Mutter und die Tante zuſammenſprachen in dem Schlafzimmer. Dort ſchloſſen ſie ſich immer ein, und ſeine Mutter war niemals ſtummer und ernſter, als wenn ſie bei Tante Franciska geweſen war. Damals war die eingelegte Schatullklappe, welche bisweilen halb geöffnet wurde, um „dem lieben Knaben" eine oder die andere Seltenheit zu ſchenken — denn man durfte nie ganz mit leeren Händen von Tante Franciska weggehen — das Ziel aller ſeiner Wünſche geweſen; hineinzugucken und einen Blick in die unzähligen kleinen Schubkäſten zu werfen, welche Peru's Schätze für ihn enthielten, war damals ſein höchſtes Verlangen geweſen, aber ſie ward ſtets ſo hurtig und ſo ſorgſam verſchloſſen — jetzt brauchte er blos die Hand auszuſtrecken, um ſie zu öffnen, das blanke Schlüſſelbund lag auf dem Tiſch vor ihm in dem kleinen von Alter gebräunten Schlüſſelkorbe, in den es die Tante ſelbſt zum letzten Mal gelegt hatte, und alle dieſe ihn ſo ſehr anziehenden Schätze waren ſein Eigenthum. Aber wie gleichgültig waren ſie ihm nun, wie waren ſeine Wünſche fern von dieſen Gegenſtänden, die einſt ſeine ganze Seele erfüllt hatten? — Es lag beinahe ein Menſchenalter zwiſchen dieſen beiden Perioden ſeines Lebens; damals war er acht Jahre, jetzt dreißig. —

Die alte Inger brachte Licht, und forderte ihn auf, die Gemächer zu beſehen; er ſtand mechaniſch auf und folgte ihr in das Schlafzimmer, wo ſie die Schränke geöffnet hatte, um ihm zu zeigen, daß alle das Tiſchzeug, das mit rothen Bändern umwunden war, Damaſtgedecke wären, und ſo weiter. Aber Rudolph hörte nicht darauf, er betrachtete wehmüthig das große Himmelbette mit den zugezogenen großen Gardinen, hinter welchen ſeine Tante den letzten Seufzer ausgeſtoßen und ihm einen der letzten Gedanken, deren ſie ſich bewußt geweſen war, gewidmet hatte. Von dieſer Lagerſtätte hatte eine treue Seele, welche das ganze Menſchengeſchlecht mit unendlicher Liebe umfaßte, die Erde verlaſſen — hier war eine alte Jungfrau geſtorben, allein und vergeſſen, unbeweint von ihren Verwandten und nur vermißt von den Dürftigen, mit denen ſie ihr Scherflein theilte, und ein andres altes Mädchen, deſſen Herz aus Gewohnheit und Dankbarkeit an ihr hing, aber das keineswegs im Stande war, ihren Werth zu würdigen, hatte ihr die Augen zugedrückt, — aber der Allwiſſende und Allmächtige war bei ihr in ihrer Todesſtunde, er umgab ihr Lager mit den freundlichen Schattengeſtalten Lebender und Abgeſchiedener; ſie ſprach mit ihnen, lächelte ihnen zu, und er führte ihre Seele in einem beinahe unmerklichen Seufzer mit ſich zu ſeinem lichten Himmel. —

„Es iſt gut, Inger, das können wir immer noch beſprechen. Ich weiß ja, daß du Alles in Ordnung haſt, behalte nur die Schlüſſel,“ ſagte Rudolph, als die alte Magd durch ihr fortgeſetztes Aufzählen ſeine Gedanken endlich auf den gegenwärtigen Augenblick zurückgeführt hatte.

„Wenn Herr Rudolph ſie mir anvertrauen wollen, iſt es etwas Anderes,“ antwortete Inger mit ſichtlicher Zufriedenheit. „Hier ſoll nicht ein Fäſerchen wegkommen, und wenn es auch nicht aufgeſchrieben iſt, dafür ſtehe ich Ihnen. Ich habe es nun drei und zwanzig Jahre unter Händen gehabt, und das ſelige Fräulein hat nie ſo viel wie eine Stecknadel vermißt.“

„Ich weiß es, Inger, es iſt ja nicht das erſte Mal heute, daß wir uns einander ſehen.“

„Ach Gott, nein. Können ſich Herr Aſſeſſor noch daran erinnern? Sie waren nicht größer als ſo, als ich Sie das erſte Mal hier mit Ihrer Mutter ſah. Gott tröſte Ihrer Mutter Seele, es war meines Fräuleins einzige treue Freundin, nun treffen ſie ſich im Himmel.“

Inger wiſchte ſich die Augen und ſchloß die Schränke wieder zu. Das Geräuſch, das ſie dabei machte, war

Rudolphen unangenehm, er drehte ſich raſch um und ging in das Wohnzimmer. Inger folgte ihm.

„Wollen Herr Aſſeſſor nicht die Schatulle nachſehen, das wäre mir doch lieb,“ fuhr ſie fort; „das ſelige Fräulein machte es mir zur Pflicht, ehe ſie ſtarb, Ihnen die Schlüſſel unverzüglich zu bringen und Sie zu bitten, daß Sie ſie je eher je lieber öffneten; es ſind Aufträge darin, die ſie ausgerichtet wünſchte. Es war nicht wegen des Begräbniſſes; wie das ſein ſollte, beſprach ſie mit mir. Aber es wird ſonſt von Wichtigkeit ſein.“

Da Rudolph nicht antwortete, ſetzte Inger beide Lichter auf die Schatulle und ſtellte den hochrückigen Lehnſtuhl davor, ſuchte dann den Schlüſſel aus den anderen heraus, und ſteckte ihn in das Schloß, wie ſie zu thun pflegte, wenn das Fräulein ſchreiben wollte. Dann ſah ſie ſich noch einmal um und verließ das Zimmer, da ſie Alles in der gewöhnlichen Ordnung fand.

Rudolph ſah auf ſeine Uhr, als ob er von der Zeit eine Veranlaſſung hernehmen wolle, dieſes unangenehme Geſchäft aufzuſchieben; aber es war erſt ſechs Uhr. Nicht ohne Widerwillen dreht er den Schlüſſel um und ſchlug den Deckel auf. Sitzend, in den Lehnſtuhl zurückgebogen, betrachtete er lange, die Hände unwillkürlich gefaltet, die mannichfachen Sachen, welche in der ſtrengſten Ordnung jede an ihrem einmal beſtimmten Platze lagen. Es war, als ob die beinahe pedantiſche Regelmäßigkeit ihm eine zuvor nicht gekannte klare Anſchauung gaben von dem einförmigen, freudeloſen Leben, das die Tante geführt hatte, und dies machte ihn nur noch wehmüthiger. Es währte lange, ehe er ſich entſchließen konnte, eins von den vielen kleinen Käſtchen herauszuziehen; er that es endlich ſo leiſe wie möglich und ſchob es jedesmal eben ſo leiſe nach einem flüchtigen Blick wieder hinein, mehr um den Willen der Abgeſchiedenen zu erfüllen, als um zu ſehen, was ſie enthielten. Aber als er die kleine Thür öffnete, welche einen beſonders getrennten Raum verſchloß, ſah er wohl, daß dieſer mehr Aufmerkſamkeit erfordere. Er enthielt einige Bildniſſe, ſowie Papiere und Aufzeichnungsbücher. Unter den Bildniſſen war ein ihm beſonders auffallendes, eines jungen Mannes in altväteriſcher Tracht. Es war ein volles, rothbäckiges Geſicht ohne Backenbart nach der Mode der Zeit; die dunkelblauen Augen verriethen eben ſo viel Nachdenken als Muthwillen, um den Mund ſpielte ein Lächeln, das es zweifelhaft machte, ob der, den das Bildniß vorſtellte, ſo eben etwas Boshaftes, etwas Witziges, etwas Tiefſinniges oder etwas Leichtſinniges geſagt habe. In dem Kinne war ein feiner Spalt, die Stirne unverhältnißmäßig hoch und gewölbt, aber glatt und ſcheinbar ohne ein einziges hervortretendes Organ. Die hohen Schläfen waren ſorgſam gereinigt von Puder, der es unmöglich machte, die natürliche Farbe des Haares zu beſtimmen, es fiel in hübſchen loſen Locken beinahe bis auf den Rockkragen nieder. Das Halstuch hing ziemlich loſe und gab dadurch dem Original einen Ausdruck von Unordnung, der mit den krauſen Manſchetten kontraſtirte, welche hervorſahen unter einem dunkelbraunen Kleide und den ungewöhnlich feinen und weißen Händen ſchmeichelten, die eine ſolche Kokketterie gar nicht bedurften. — Dieſem Bildniß zur Seite lag ein anderes, das offenbar die Tante Franciska in ihrer Jugend darſtellte. Sie war damals ziemlich blaß geweſen, hatte eine feine Haut und ſehr weiche Züge. Der Hauptausdruck ihres Geſichts war kindliche Blödigkeit und Zurückhaltung, vermiſcht mit Herzensgüte. Die gewölbten Augenbrauen waren ihre größte Schönheit; das Haar, hübſch aſchfarb und nicht durch Puder verunziert, der doch damals Mode war, hing in Locken über den Nacken nieder und verbarg die Bruſt ganz. Es ward zuſammengehalten von einem blauen Bande, das rings um den Kopf ging. Das korſetartige Kleid lief vorn in eine Spitze aus und hoch am Halſe hinauf. Die Arme waren dünn, und die Aermel wo möglich noch dünner; die Naſe verzeichnet und etwas zu lang, und man vermißte ganz den Ausdruck der Kraft und Ruhe, welcher der Tante Franciska eigen war; aber das hübſche Kinn und das freundliche Lächeln um den Mund, der ſich wie zum Kuſſe ſpitzte, ließ keinen Zweifel, daß ſie es war, die dem Maler geſeſſen hatte. Um dieſe beiden Bildniſſe war ein Amaranthenkranz geſchlungen, ſo daß er ſie zuſammenhielt, aber die meiſten Blumen waren abgefallen und nur die Stiele zurückgeblieben. Das iſt leider aller Blumen unvermeidliches Schickſal, ſowohl derjenigen, welche aus der Erde ſprießen, als derer, welche das Schickſal in unſer Erdenleben wirkt.

Rudolph betrachtete aufmerkſam dieſe beiden Aktenſtücke zu Franciska's Jugendgeſchichte; nach ſo vielen dahingeſchwundenen Jahren ſprachen ſie noch klar und deutlich zu ihm, und ſchärften ſein Urtheil über Begebenheiten, die er allein kannte. So hatte ſie alſo ausgeſehen, und ſo war er geweſen! — Es iſt ein beſonderes Gefühl, das uns ergreift, wenn wir Bildniſſe von Entſchlafenen aus ihrer frühen Jugend ſehen: wir haben ſie in ihrem Alter gekannt und wir haben ihre Jugendgeſchichte gehört, aber wir haben zum Theil uns ihre Jugendgefühle geſchwächt vorgeſtellt durch die hinfällige Larve, welche vor uns ſtand — plötzlich treten ſie hervor wie Geiſter in der friſchen Fülle der Jugend; und mit der abgeſtreiften Hülle haben ſie ein neues Daſein gewonnen, das Grab hat ſeine Beute zurückgegeben und das Leben ſie in ſeinen Schooß wieder aufgenommen. Nun erſt können wir faſſen, was uns vorher eine dunkle Sage war.

Als Rudolph ſich die längſt hingewelkten Züge hinreichend eingeprägt hatte, legte er die Bildniſſe an ihren Platz und richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf die Papiere. Es waren Tante Franciska's Aufzeichnungs- und Rechnungsbücher, ſprechende Zeugen, daß ſtrenge Ordnung die Unbemittelte reich machte und in Stand ſetzte, Wohlthaten rund um ſich auszuſpenden. So wie er weiter las, wurde ſeine Aufmerkſamkeit immer mehr gefeſſelt; es war deutlich aus dem wechſelnden Ausdruck auf ſeinem Geſichte zu erſehen, daß er unerwartete Entdeckungen gemacht hatte; die Zeit verlief, ohne daß er es merkte, und als die alte Stubenuhr endlich Neun ſchlug, ſaß er noch an Tantens alter Schatulle, Briefe und Papiere vor ſich ausgebreitet. Die unaufhaltſame Zeit, welche über Särge wie über Wiegen hinrollt, weckte ihn mit ihrer redenden Zunge. Langſam faltete er die Papiere zuſammen und verſchloß ſie in den Schub; dann betrachtete er noch einmal Tante Franciska's Bildniß, legte es mit Ehrerbietung an ſeinen Platz, und ſchloß den Deckel eben ſo ſorgſam zu, wie er es in ſeiner Kindheit die Tante hatte thun ſehen. Sobald er ſich rührte, kam die aufmerkſame Inger hinein, Rudolph ergriff ſeinen Hut, um einem Geſpräche zu entgehen, und Inger leuchtete ihm hinaus; aber unwillkürlich ſtand er ſtill in dem vorderſten Zimmer und richtete ſein Auge auf den Fußboden, als ob dies Zeichen von dem, was vorgegangen war, ſeine Gedanken wieder an die Gegenwart geknüpft habe. Auch Inger ſtand ſtill. „Dort ſtand ihr Sarg,“ ſagte ſie, „man kann noch ſehen, wo der ſchwarze Teppich gelegen hat. Ja, es war ein herrliches Begräbniß, weit ſchöner, als mein Fräulein es ſich gedacht hatte. Das werde ich Ihnen gedenken, Herr Rudolph, ſo lange ich lebe, Gott ſegne Sie dafür!“ — Aber Rudolph antwortete nicht, er verließ das Haus mit haſtigem Schritt und eilte die Gaſſe hinab. Als Inger die Hausthür verſchloß, kam es ihr vor, als ob er Thränen in den Augen gehabt habe, und als ſie langſam die Treppe hinaufſtieg, um ſich in ihre einſame Kammer zu begeben, ſagte ſie bei ſich ſelbſt: „Es iſt ein herzensguter Menſch, Herr Rudolph. Er weinte ordentlich über die alte Perſon, aber Mannsleute können es einmal nicht leiden, daß man ſieht, ſie haben Gefühl. Selig Fräulein hat auch immer von ihm gehalten, als ob er ihr Sohn geweſen wäre.“ —

Als Rudolph endlich draußen in der breiten Gaſſe ſtand und an der Pforte klingelte, erſcholl ein lautes Lachen auf die Straße hinaus aus dem erſten Stock. Mißvergnügt trat er zurück und ſah hinauf zu den hellerleuchteten Fenſtern; er drehte ſich ſogar um, als ob er ſich bedacht hätte und umkehren wollte, aber da der Pförtner indem aufſchloß, hemmte er ſeine Schritte und ging hinein. — —

Während Rudolph in Tante Franciska's verlaßnem Wohnzimmer ſaß, hatte ſich eine kleine Geſellſchaft um den Theetiſch der Juſtizräthin Werner verſammelt. Sie beſtand aus jungen Leuten, die Wirthin war die einzige von reiferem Alter. Vor der Theemaſchine ſaß Flora, ihr zur Seite hatte Lieutenant Arnold Platz genommen, um ihr beizuſtehen in dem Geſchäft, die Theetaſſen rings um den Tiſch zu vertheilen; die Juſtizräthin ſaß neben ihm, mehr um den Hof in Schutz zu nehmen, den er der hübſchen Flora machte, als um ihm Hinderniſſe in den Weg zu legen. Grade gegenüber ſaß Luiſe; mit dem

Nähzeug in den Händen hörte ſie meiſtentheils ſtumm auf die Geſpräche der Andern, welche ſich um die unbedeutenden Tagesneuigkeiten drehten, während ihre Augen wenigſtens einmal alle Viertelſtunden ſich nach der Stubenuhr wandten, welche ſie in ihrem Herzen beſchuldigte, falſch zu gehen, da ſie halb Neun, drei Viertel, Neun und ein Viertel auf Zehn zeigte, ohne daß Rudolph gekommen war. In verſchiedenen Gruppen ſaßen oder ſtanden die beiden Couſinen und ein paar Vettern. Die Juſtizräthin und ihre beiden Töchter hatten farbige Kleider an mit ſchwarzem Band an den Hauben, zum Zeichen, daß ſie dem folgten, was die Sitte gebot auf Veranlaſſung von Tante Franciska's Begräbniß; aber die fröhliche Stimmung, die unter den Verſammelten herrſchte, bewies, daß ſie nicht aufrichtig Theil nahmen an ihrem Tode. Alles hatte hier ein lächelndes Ausſehen, die ſanften jugendlichen Geſichter, die hübſchen modigen Geräthe, die hellen Aſtrallampen, das offene Fortepiano, worauf ein Walzer von Strauß aufgeſchlagen lag, Alles ſtand in dem ſchneidendſten Widerſpruch mit der Scene, welche Rudolph eben verlaſſen hatte, und, als ob dieſer Wechſel ihn ſchmerzlich berühre, zog er bei ſeinem Eintreten die Augenbrauen zuſammen. Luiſe ſtand auf und ging ihm freundlich entgegen, Flora ſchalt ihn, daß er ſo lange mit dem Thee auf ſich habe warten laſſen.

„Ich bitte dich um Verzeihung," ſagte Rudolph, „aber es war mir nicht möglich, eher zu kommen."

„Gott bewahre, was iſt das für ein tragiſches Geſicht! Du ſiehſt ja aus, als ob du Tante Franciska noch einmal zu Grabe begleiten ſollteſt. Da, ſchlucke deine Traurigkeit mit einer Taſſe kaltem Thee nieder; es iſt deine eigne Schuld, daß du keinen beſſern bekommſt. Liebkoſe ihm nicht länger, Luiſe, du ſiehſt ja, daß er melancholiſch iſt," äußerte Flora.

„Grade melancholiſchen Leuten muß man liebkoſen," ſagte Luiſe, indem ſie ihren Stuhl ſeitwärts ſchob und Rudolphen bei ſich Platz machte, „die Andern bedürfen es nicht."

„Es iſt ordentlich rührend anzuſehen, welch ein Leichenbittergeſicht der tiefbetrübte Erbe von der alten Tante Franciska chineſiſchen Pagoden über ihren, ach, allzu zeitigen Hingang macht," fuhr Flora fort. „Du treuer Seladon, wie wird es dir nun gehen ohne deine ſieben und ſechzigjährige Schäferin?"

„Was, iſt es wirklich wahr?" rief einer von den Vettern, „iſt Rudolph melancholiſch über das alte Fräulein Garlaub? Mich dünkt, es war das Beſte, was das alte Weſen thun konnte, ſich hinzulegen und zu ſterben. Wir haben hier zu Lande genug alte Jungfern."

„Das gute, ehrliche Weſen," ſagte die Juſtizräthin mit der gleichgültigſten Miene von der Welt," jetzt hat ſie es gut. Man hat die, welche dahin ſind, nicht zu beweinen. Ihnen iſt wohl."

„Sie wird gleich in den Diamanthimmel aufgenommen von wegen ihrer makelloſen Tugend," ſagte Lieutenant

Arnold und lachte über ſeinen eignen Witz. Rudolph ſah ihn zornig an, Luiſe bemerkte es und legte die Hand auf ſeinen Arm, um ihn zu beruhigen. Rudolph ſchwieg und rührte mit dem Theelöffel ſeine Taſſe um, ohne aufzuſehen. Das Geſpräch war im Begriff zu ſtocken, als eine von den Couſinen ſagte: „Hat Tante Franciska niemals einen Freier gehabt?“

„Das glaub' ich nicht,“ ſagte Frau Werner lächelnd, „ſie ſah wohl eben nicht danach aus.“

„Freier?“ brach der eine Vetter aus. „Um ſolche Spröden freit man nicht. Sah ſie wohl aus, als ob ſie ſich hätte verlieben können?“

„Bisweilen können alte Jungfern recht unterhaltend ſein,“ ſagte Arnold, „man kann ſie mit ihren Jugendliebſchaften aufziehen, das nehmen ſie nicht übel und bilden ſich wohl ein, daß Peter oder Paul noch in ſie verliebt iſt; aber nicht einmal dazu konnte man Fräulein Garlaub bringen, es war auf Ehre mit ihr nicht zu ſpaßen.“

„Gott, wie langweilig ſie war,“ brach Couſine Ida aus, „es war ordentlich fürchterlich.“

„Daß dich, ſolch eine alte Jungfer iſt für mich ein gräulich Geſchöpf,“ fuhr Arnold fort, „man kann mich mit ihnen wer weiß wie weit jagen, und ich laufe doch ſonſt nicht vor Damen. Dieſe runzlichen, moosbewachſenen Tugendſpiegel, die beſtändig von der Unſittlichkeit der Jugend ſprechen, und vor lauter Tugend und Anſtand keinen Schritt machen können, der länger wäre als ein halb Quartier. Sie ſind beſonders gut, Abends nach Hauſe zu begleiten. Ich hätte Tante Franciska heute gern zu Grabe begleitet, hätte ich gewußt, daß ſie begraben würde, aus Erkenntlichkeit dafür, daß ſie es nun mit einem Mal abmachte."

„Meine Tante hat Sie gewiß nicht damit beſchwert, ſie nach Hauſe zu begleiten," ſagte Rudolph heftig, „ſie kam nur ſelten hieher, und hielt nichts davon, den Leuten läſtig zu fallen."

„Ja, das hat ſie doch," fuhr Arnold ruhig fort," zweimal. Es ging zierlich genug, eins zwei, eins zwei, aber wir übereilten uns nicht. Wir brachten eine halbe Stunde zu auf dem Wege von hier bis Königsneumarkt; da ſagte ſie regelmäßig jedesmal: „Es iſt eine ſchöne Einrichtung mit der erleuchteten Uhrſcheibe an der Hauptwache. Jetzt iſt es bald zehn Uhr, ſo können wir gegen elf ſchon zu Hauſe ſein." — „Und wie geſagt, ſo geſchehn, um elf Uhr waren wir auf dem Strohmarkte. Ja, das war ein ſehr unterhaltender Gang."

Die Andern lachten, Luiſe war die einzige, welche dieſe Beſchreibung nicht witzig fand; ihr bittendes Auge folgte jedem von Rudolphs Blicken, ſie kannte und theilte ſeine Ergebenheit gegen die Abgeſchiedene, aber ihr war bange vor ſeiner Heftigkeit. Flora bemerkte es und ſagte: „Hört nun bei Zeiten auf, ſo lange das Spiel gut ſteht. Luiſe hat alle Hände voll zu thun, umRudolph im Zaume zu halten; zerreißt er den, ſo haben wir einen harten Stand mit ihm; er iſt, ſo lange ich ihn kenne, aller alten Jungfern tapfrer Paladin geweſen.“

„Und das ſollten mir alle jungen Mädchen danken,“ ſagte Rudolph, „denn keine von ihnen allen, keine ohne Ausnahme kann es mit Sicherheit ſagen, ob ſie nicht einmal eine alte Jungfer werden kann.“

Flora warf einen Blick auf Arnold, als ob ſie ſagen wollte, daß ſie von dieſer Drohung nichts zu fürchten habe. Rudolph fuhr fort: „Ich habe oft mit Verwunderung bemerkt, wie die Jugend, beſonders die blühende, alte Mädchen haßt und verfolgt. Es iſt, als ob ſie trotz ihres Alters, das allein ſchon hinreichend wäre, Ehrerbietung einzuflößen, von allen den Rechten ausgeſchloſſen wären, welche die gebildete Geſellſchaft ſich ſonſt gegenſeitig zugeſteht. Ich ſpreche hier nicht von meiner verſtorbenen Tante, ich will ganz von der Ergebenheit abſehen, die mich an ſie feſſelte, weil ſie meiner Mutter leibliche Couſine und meine Freundin war. Ich will es vergeſſen, da ich ſehe, daß die Andern es ſo völlig vergeſſen haben, ungeachtet es keinem von ihnen unbekannt war, daß ſie mir bis zum letzten Athemzuge eine mütterliche Zärtlichkeit bewieſen hat. Ich will in ihr nur die alte Jungfrau ſehen, ich will von ihr ſprechen wie von einer unter den vielen Tauſenden, welche ihr Schickſal theilen; denn ſie iſt uns Allen bekannt, und ſo frage ich Sie Alle, die Sie gewetteifert haben, ihr Andenken zu mißhandeln, ob

Sie die unfreundlichen Worte, welche Sie ſprachen, bedacht haben? Ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich antworte: Nein. Keiner von Ihnen Allen iſt in der That ſo roh, wie Sie ſein müßten, wenn Sie das wirklich meinten, was die gewöhnliche Sprechluſt und Unbedachtſamkeit Sie zu äußern verführt hat.“

Rudolph ſah ernſt in der Geſellſchaft umher, ſie ſchwiegen Alle verlegen. Einen Augenblick nachher ſagte er: „Iſt das Loos eines alten Mädchens ſo erfreulich, daß ſie es ertragen kann, wenn man es ihr durch Spott verbittert? Ich denke Nein. Sollte es nicht vielmehr ein Gegenſtand der herzlichſten Theilnahme ſein, einen Menſchen zu ſehn, der außerhalb des Verhältniſſes ſteht, das dem Menſchen das theuerſte iſt? Ein ganz verfehltes Daſein iſt eine traurige Erſcheinung, und das Mädchen hat es verfehlt, das nicht Frau und Mutter wird; denn das iſt ihre Beſtimmung. Sie ſieht in ihrem Alter zurück auf ein verlorenes Leben; die Namen, welche ihr die theuerſten ſind, wird ſie nie zu hören bekommen; es wird eine Leere über ihr ganzes Leben ausgebreitet ſein, die keine Ergebung im Stande iſt auszufüllen, und obenein nun muß ſie noch in einen beſtändigen Kampf treten mit denen, welche glücklicher ſind, als ſie geweſen iſt, muß ſich kleiden in den Panzer der Geduld gegen die Pfeile der Liebloſigkeit und Spottluſt. Wie viele Mädchen haben wohl ſelbſt ihr Mißgeſchick verſchuldet? Gewiß ſehr wenige. Bürgerliche Verhältniſſe, unſre unſelige ökonomiſche Stellung, unſre Dürftigkeit verhindern manche Ehebündniſſe, und ein widriges Geſchick, das in die feinſten Fäden eingreift und die Bande zerreißt, welche den Menſchen mit dem Menſchen verknüpften, unabwendbare und unverſchuldete Unglücksfälle fordern manche Opfer, welche langſam verbluten unter der Maske der Gleichgültigkeit. Und iſt alles dies lächerlich? Ich begreife nicht, wie Jemand über ein altes Mädchen lachen kann, das ſeiner Katze oder ſeinem Kanarienvogel liebkoſt. Beweiſt es nicht grade, daß das Gefühl der Zärtlichkeit, das Gott in die weibliche Seele gelegt hat, und das ihren ſchönſten Schmuck ausmacht, unauslöſchlich iſt? Die Menſchen haben ſie verſchmäht oder ſie zurückgeſtoßen, deßhalb liebt ſie das geringere Weſen, das ihr mit Hingebung lohnt; folgte dies dem Beiſpiel des hartherzigen Menſchen, ſo würde ſie den kalten, todten Stein lieben, oder ihr Herz würde aufhören zu ſchlagen, denn es iſt zur Liebe geſchaffen. — Ludwig meinte vorher, daß Tante Franciska nicht ausſah, als ob ſie jemals hätte verliebt ſein können. Soll man das ſchließen aus dem milden liebenden Ausdruck ihrer Augen, aus der Schonung und Duldung, womit ſie jedes Verhältniß beurtheilte, aus der Wohlthätigkeit, womit ſie in der Stille viele Bedrängte unterſtützte, aus der Zärtlichkeit, womit ſie jedes Kind an ihre Bruſt drückte, aus der Dienſtfertigkeit und Theilnahme, womit ſie Jeden beſuchte, der krank war und Pflege und Theilnahme bedurfte? — Es war gewiß mehr Zärtlichkeit in ihrem kleinſten Finger, als in der ganzen Perſon der meiſten Andern, aber keiner von Ihnen Allen hat ſie gekannt, und deßhalb kann auch keiner von Ihnen ſie beurtheilen."

„Ih du mein Gott! Nein, nun werden Sie allzu paradox," brach Frau Werner aus. „Haben wir ſie nicht gekannt? Das weiß der liebe Gott, daß ich ſie gekannt habe eine ganze Reihe von Jahren; ſie war ja Couſine von der Couſine meines ſeligen Mannes, von welcher ich ſie erbte. Wie lange Zeit gebraucht man denn, um Leute kennen zu lernen?"

Rudolph ſchüttelte den Kopf. „Ich habe zu viel gehört, heute Abend und bei mancher andern Gelegenheit, als daß ich meine Meinung ändern könnte. Keiner von Ihnen Allen hat ſie gekannt. Iſt es Ihnen darum zu thun, davon überführt zu werden, ſo will ich Ihnen Tante Franciska's Geſchichte erzählen, ſo wie meine Mutter, die ihre vertrauteſte Freundin war, und zum Theil ſie ſelbſt, ſie mir erzählt hat. Ich habe grade heute Abend einige Papiere durchgeſehen, welche mir recht lebhaft zurückgerufen haben, was jetzt nach ihrem Tode kein Geheimniß mehr zu ſein braucht."

„Den Beweis möchte ich doch hören," ſagte Frau Werner. „Iſt die Geſchichte lang?"

„Lang oder kurz, Rudolph ſoll beweiſen, was er geſagt hat," rief Flora aus. „Alle die Schelte, welche wir bekommen haben, wollen wir nicht umſonſt hinnehmen. Aber erſt muß das läſtige Theezeug bei Seite ſein.“

Die Damen griffen zum Strickzeug, Arnold bedachte ſich einen Augenblick, ob er nicht ſollte vorgeben, daß er die Jour im Dienſte habe, um nicht die Chronik von einem alten „Wartousmitgliede“ hören zu dürfen; aber ein Blick aus Flora's ſchönen Augen beſtimmte ihn, ihr dies Opfer des Gehorſams zu bringen, und er blieb. Die Vettern und Couſinen, welche mehr Luſt hatten, Gallopade zu tanzen nach einem Straußer, ſchielten ſtumm nach dem Fortepiano; das Schickſal war ihnen heut Abend entgegen. Luiſe nickte Rudolphen zu und reichte ihm die Hand. Er hielt ſie einen Augenblick in ſeinen beiden, als ob er ſeine Gedanken ſammeln wolle, und begann alsdann folgendermaßen:

„Wenn ich Ihnen Tante Franciska's Geſchichte erzähle, ſo geſchieht es mit der vollen Ueberzeugung, daß ich Ihnen etwas ganz Gewöhnliches erzähle, daß heißt, wie ich vorher ſagte, ein Beiſpiel von tauſend, die ungefähr eben ſo lauten würden, wenn man ſie zufälligerweiſe kannte. Und ich erzähle ſie Ihnen hauptſächlich, um Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich Theilnahme und Duldung für alte Jungfrauen fordere; denn Tante Franciska bedarf ſo wenig meiner, wie irgend eines Menſchen Vertheidigung. Duldung iſt im Ganzen genommen ein ſicheres Zeichen von wahrer Bildung, mehr verlange ich ja nicht, und gebildet ſind Sie ja Alle.“

„Hören Sie, wenn Sie die Saite berühren,“ unterbrach ihn die Juſtizräthin flüſternd, indem ſie ſich zu ihm hinbog, „haben wir wohl Etwas zu erwarten von einem gewiſſen Jugendverhältniß, das damals der Familie viel Aergerniß gab. Ich möchte die Geſchichte doch nicht gern erzählt wiſſen in Gegenwart der jungen Mädchen. Es war gut, daß der Burſche ſtarb, ehe er konfirmirt wurde, ſonſt hätte das gute Fräulein uns gewiß mehr als einmal mit ihm in Verlegenheit geſetzt. Sie verſtand es vortrefflich, ſich über alle dergleichen Dinge hinwegzuſetzen.“

Aber Arnold hatte gehört, was ſie Rudolphen zuflüſterte, und brach aus: „O Tugend, o Unſchuld! hängt das ſo zuſammen? Aber das alte Fräulein ſoll Dank in ihrem Grabe haben für ihre Jugendſünden, ohne dieſe wäre es wohl eine langweilige Tugendhiſtorie geworden, nun iſt doch wenigſtens Hoffnung, daß ſie intereſſant werden kann.“

„Unterbrecht ihn nun nicht weiter,“ ſagte Flora, ſonſt bekommen wir ja Nichts zu hören. Nun, Rudolph, fahre fort!“

„Ich bin der Gehorſam ſelbſt und ſtumm wie ein Fiſch,“ ſagte Arnold mit einem galanten Blicke auf ſeine Herrſcherin. Die Vettern und Muhmen ſetzten ſich in aufmerkſamere Stellungen, vielleicht weil ſie des Lieutenants Erwartungen theilten, und Rudolph fuhr fort zu erzählen.

„Von Tante Franciska's Kindheit iſt ſo wenig zu ſagen wie von der Kindheit der meiſten Menſchen. Ihr Vater hatte eine Anſtellung in einem Collegium, und ſie brachte ihre erſten acht Jahre in einem Zimmer hier in Kopenhagen zu, wo ſie ſich begnügen mußte, den Himmel durch grüne Fenſterſcheiben anzuſehen und Bretter unter ihren Füßen zu haben ſtatt grünen Graſes. Dies gefängnißartige Leben hatte vermuthlich nicht wenig beigetragen, ihr die blaſſe feine Geſtalt zu geben, die ſie einem Bildniſſe zufolge von ihrer erſten Jugend an gehabt hat. Der Vater hatte faſt immer mit ſeinen Amtsgeſchäften zu thun, Franciska's Erziehung war ſo ganz ihrer Mutter überlaſſen, meiner Großmutter Schweſter, und dadurch verlor ſie auch nichts, denn das ſoll eine ganz vortreffliche Frau geweſen ſein. Ihr größter Fehler war eine übertriebene Aengſtlichkeit bei Allem, was ſie nicht überſehen konnte, dagegen war ſie durchaus nicht ohne Muth und Kraft, wenn Etwas eintraf, was ſie im Stande war zu faſſen. Beſonders hatte ſie eine unbezwingliche Angſt vor Krankheit, die häufig in ihrer Familie geherrſcht hatte, und das geringſte Uebelbefinden konnte ihr einen tödtlichen Schrecken einflößen; aber auf Franciska hatte dieſer Fehler eine vortheilhafte Wirkung, er benahm ihr alle Furcht vor dem Umgang mit Kranken. Wie die Mutter Alles ohne Unterſchied für anſteckend hielt, ſo glaubte die Tochter, daß Nichts anſtecke, wenn man nicht ſelbſt bange davor ſei, und dieſes Vertrauen bewegte ſie, mit der größten Ruhe die kranken Dienſtboten und die Bauern der

Umgegend zu pflegen, da ihr Vater ſpäterhin auf das Land hinausgezogen war und ein Landgut bewohnte, das er ſich eine halbe Meile von der Handelsſtadt gekauft hatte, wohin er befördert worden war, als Franciska ungefähr acht Jahre zählte. Das kleine Mädchen ward bald der Liebling der ganzen Gegend, alle Kranken und Bedrängten wandten ſich an ſie als Vermittlerin und Frau Garlaub gewöhnte ſich allmählig daran, ihre Tochter alle die Handlungen der Menſchenliebe üben zu ſehen, wozu ſie den Fürſprecher in ihrem eignen Herzen fand, gleichſam als ob Franciska unter der beſondern Obhut eines guten Genius ſtehe und von dem Dämon der Krankheit nicht berührt werden könne. Und Franciska ward auch von einem guten Genius beſchützt.

In dieſem Abſchnitt ihres Lebens machte ſie die Bekanntſchaft meiner Mutter. Die beiden Muhmen wurden unzertrennliche Freundinnen, und meine Mutter brachte jedes Jahr den größten Theil des Sommers bei Garlaubs zu. Ich kann mir beinahe kein innigeres Verhältniß denken als zwei kindliche, ſchweſterliche Freundinnen, welche dieſelben Gefühle, dieſelben Gedanken und dieſelben Erwartungen hegen; ſie ſind gleichſam zwei unſchuldige Engel, ſie leben in einer höheren Sphäre, in einer leichteren Luft, als die iſt, welche unſre Erde umgiebt, und wenn ſich zu ihr hinabſenken, um hier Blumen zu ſammeln und ſich über deren Schönheit zu freuen, ſo ſind ſie eine wohlthuende Erſcheinung für die Menſchen, ſelbſt die

Verhärtetſten ſtehen ſtill und fühlen unwillkürlich, daß eine Kraft in der Unſchuld iſt, welche dem Himmel angehört.

So waren ſie Beide funfzehn Jahre alt geworden. Dies iſt die Lebensperiode eines jungen Mädchens, in welcher Gefühle andrer Art den frohen Scherz der Kindheit verdrängen, ohne deßhalb ihn ganz auszuſchließen. Der Keim zu dem mächtigen Baume der Liebe fängt an ſich zu rühren, das junge Herz fühlt eine unbekannte Freude und eine unbekannte Wehmuth, eine unerklärliche Sehnſucht, die es in raſchere Bewegung ſetzt, die nur Thränen hat und keine Worte, aber dieſe Thränen ſind tauſend Mal ſüßer als die zärtlichſten Worte, denn jede von ihnen enthält Millionen von himmliſchen Ahnungen, gleichwie Waſſertropfen Millionen lebendiger und empfindender Weſen in ſich ſchließen. Jedes junge Mädchen hat eine ſolche Zeit gehabt, jedes junge Mädchen hat ein Mal in ſeinem Leben ſich ein Paradies geträumt, als ſeine einſtige Beſtimmung, einen Mann als ſeine künftige Stütze und als Gegenſtand aller Gedanken, und Kinder als Ziel ihrer Wirkſamkeit auf dieſer Welt, als Lohn für allen den Reichthum an Liebe, wovon ſie fühlt, daß ihre Bruſt erfüllt iſt — und alles dies, Paradies, Mann und Kinder, hat ſie mit den lieblichſten Farben ausgeſchmückt und angebetet, wie der Bildhauer die Liebesgöttin anbetete, die er geformt hatte. Aber wie bitter täuſcht nicht die Zukunft dieſe glänzenden Erwartungen, wie Wenige ſehen dieſe Träume erfüllt, wie unendlich Viele müſſen nicht dieſe Hoffnungen ſtückweiſe von dem Herzen losreißen, in welchem ſie feſt wurzelten, und die Schmerzen, welche dies verurſacht, vor einer Welt verbergen, welche nur allzu geneigt iſt, darüber zu ſpotten. — Und jede alte Jungfrau iſt ein Mal ein junges Mädchen geweſen. Ich begreife in Wahrheit nicht, wie man es über ſich gewinnen kann, ein hartes Wort oder den geringſten Spott über die Lippen zu bringen, wenn man nur ein einziges Mal hieran gedacht hat. Aber Unbedachtſamkeit iſt vielleicht der Menſchen größter und allgemeinſter Fehler; ohne dieſen Glauben würde es wenigſtens ſchwierig ſein, ſeine Menſchenliebe unvermindert aufrecht zu erhalten.“ —

Ungeachtet Rudolph dies ohne Beziehung ſagte, nur hingeriſſen von der Wärme, die ihn im Fluß ſeiner Rede durchſtrömte, ſo begegnete ſein Auge doch nicht einem einzigen Blicke, als er im Kreiſe umherſah. Es war, als ob Alle ſich getroffen fühlten, und er ſah lauter niedergeſchlagene Augen. Keiner hatte Luſt, ſeinen Nachbar anzublicken. Um die allgemeine Verlegenheit, welche er verurſacht hatte, ſo wenig fühlbar wie möglich zu machen, fuhr er raſch und mit geringerer Lebhaftigkeit als bisher fort. —

„Im Frühlinge ſiebzehnhundert fünf und achtzig hatte ſie eben ihr ſechzehntes Jahr vollendet. Hübſch konnte man ſie nicht nennen, aber es giebt eine Schönheit, welche in meinen Augen die der Züge weit übertrifft, es iſt die des Ausdrucks, und dieſe mangelte ihr nicht. Die unverkennlichſte Herzensgüte leuchtete aus ihren beiden Augen, ein beſtändiges Lächeln ſpielte um ihren Mund, und verrieth die heitere Unſchuld, welche ihr Herz erfüllte, aber es war gedämpft von einem gewiſſen Ausdrucke der Zurückhaltung und jungfräulicher Schüchternheit, die, in Verbindung mit einer feinen Geſtalt und einem leichten ſchwebenden Gange ſie wohl ſo niedlich gemacht haben mag, wie ſie meiner Mutter vorkam. Im Monat März brach eine allgemeine Seuche aus, eine Art Landfieber, das bei der unbegreiflichen Gleichgültigkeit der Bauern gefährlich wurde, und zuletzt ſo um ſich griff, daß beinahe jedes Haus davon angeſteckt war. Es fehlte bald an Perſonen zur hinreichenden Pflege für die Kranken, und um das Unglück vollkommen zu machen, ward auch der Arzt in dem Handelsorte krank, und nun waren die Kranken ganz verlaſſen. Auch bei Garlaubs wurden die Dienſtleute faſt Alle von der Seuche ergriffen. In dieſer Noth ſchrieb der Vater nach Kopenhagen und bat um einen jungen Arzt zum Beiſtand in dem Drangſal. Er hatte keine Ahnung davon, daß er mit der Abſendung des Boten den Wurf gethan hatte, der zum Theil das Schickſal ſeiner Tochter beſtimmen ſollte. Wenige Tage nachher erſchienen zwei junge Aerzte; der ältere ſollte ſich in der Handelsſtadt aufhalten, der jüngere zog zu Garlaubs; ſo hatten ſeine Vorgeſetzten die eingelaufene Aufforderung verſtanden. Es war ein hübſcher junger Mann von drei und zwanzig Jahren, der vor Kurzem ſeine Prüfung glänzend beſtanden hatte und mit Eifer dieſe Gelegenheit ergriff, um in Thätigkeit zu kommen. Ich werde Ihnen einmal bei Gelegenheit ein Bildniß zeigen, das Tante Franciska's Geſchmack vollkommen rechtfertigen wird, und es wird dann Keiner von Ihnen Allen läugnen, daß man wohl mit allem Rechte finden konnte, ein ſolcher Mann ſei eine ungewöhnliche Erſcheinung geweſen und habe in einer ſolchen Zeit der Noth wie ein gleichſam vom Himmel geſandter Rettungsengel betrachtet werden können.

Der junge Mann ſchien ein Schooßkind des Glückes zu ſein. Die Geneſung folgte ihm auf den Fuß, und da ſein Genoſſe in der Stadt treulich die Beſchwerden theilte, welche mit der Landpraxis verbunden ſind, ſo konnte er ziemlich viel Zeit den Kranken des Gehöftes und der Umgegend widmen, von denen ihm keiner ſtarb; und überall, wo er ſich zeigte, ward er mit Segenswünſchen empfangen. Der Vater freute ſich über die Abnahme der Seuche und ward durch des jungen Mannes lebhafte Geſpräche aufgemuntert; die Mutter betrachtete ihn als den guten Genius des Hauſes, der den Tod abhielt, ihre Schwelle zu betreten, die ſchon mit dem ſchwarzen Kreuz bezeichnet geweſen war; Franciska ſah ſeine hübſchen Geſichtszüge und glaubte nie etwas Hübſcheres als ihn geſehen zu haben, fühlte ſich aber auch durch eine Aufmerkſamkeit geſchmeichelt, die ihr bis dahin nicht zu Theil geworden war. Der junge Arzt war gewohnt, den

Hof zu machen und als ein Adonis betrachtet zu werden, er trat alſo mit einem Selbſtvertrauen auf, aber unter einer beſcheidenen Form, deren es grade zur Unwiderſtehlichkeit bedarf; er hielt es für ſeine Schuldigkeit, der Tochter ſeines gaſtfreien Wirthes zu huldigen, und bald zog ihn das junge Mädchen an; denn er fand ſie anders als die Kopenhagner Damen; dazu kam, daß ſie die Einzige war, und daß ſie auf dem Lande waren, wo man bekanntlich in drei Tagen größere Fortſchritte macht, als ſonſt in drei Jahren. Wer will läugnen, daß alle dieſe Umſtände für Theodor Ancker — ſo hieß er — ausnehmend geſchickt waren, um ſich in Franciſka's junges und unerfahrenes Herz einzuſchleichen?

Als der Sommer in voller Pracht ſtand, war Franciſka, ohne es zu ahnen, wirklich verliebt in den jungen Doktor. Ihre Zurückhaltung hatte ſich nicht einen Augenblick verläugnet und ſie hatte ſich ſelbſt ſo wenig wie irgend einem Andern Rechenſchaft gegeben von den Gefühlen, welche ihre Bruſt bewegten, und ſie dahin brachten, zu glauben, daß die Sonne nie ſo klar geſchienen habe, und der Himmel nie ſo blau oder die Bäume ſo grün geweſen ſeien, wie in dieſem Sommer. Die Seuche hatte beinahe überall aufgehört, die einzelnen Zufälle waren unbedeutend, und Ancker dachte ſchon daran, Garlaubs zu verlaſſen. Er würde es vermuthlich mit demſelben leichten Sinne gethan haben, wie er gekommen war, und Franciſka hätte ihn ein Weilchen vermißt, wäre melancholiſch geweſen zur Zeit des Blätterfalls, hätte an den Tod gedacht und wäre doch am Leben geblieben, und mit der Rückkehr des nächſten Frühjahrs würde ſich mit dem lieben Storch, der ſein Neſt auf dem Dache hatte, auch ihre Munterkeit wieder eingefunden haben. Aber es war anders beſchloſſen. —

Theodor war zu einem Bauernhof gerufen, wo der Mann wieder einen leichten Anfall vom Fieber bekommen hatte. Er kam zurück mit allen Anzeichen der Krankheit und nach ein paar Tagen brach ſie mit der größten Heftigkeit aus. Es wurde eilig ein Botte nach dem Arzt in der Stadt geſchickt; er kam, fand ſeinen Zuſtand bedenklich, verordnete die nöthige Medicin und ließ den ganzen Hof in der größten Beſtürzung zurück. Ancker war Aller Liebling geweſen, der Eine hatte ihm ſeine Geneſung zu danken, der Andre hatte ihn gern wegen ſeiner Munterkeit, die Klagen der Dienſtleute ſteckten die Herrſchaft an, die Betrübniß war allgemein. Franciska war die Einzige, welche Faſſung genug behielt, um das zu befolgen, was der Arzt verordnet hatte, Frau Garlaub war ſo befangen, daß ſie es nicht einmal bemerkte, wie ihre Tochter bei dem Kranken ein- und ausging, und als ſie endlich zur Beſinnung kam, wollte es ſich Franciska durchaus nicht nehmen laſſen, ihn zu pflegen, und ihm ſo einen kleinen Theil der Schuld zu entrichten, in welcher ſie Alle gegen ihn ſtanden. Sie beſtand darauf mit einer Hartnäckigkeit, die ſonſt Niemand an ihr bemerkt hatte, und als der Vater ſelbſt es billigte, und, ſoweit ſeine Geſchäfte es zuließen, an der Pflege des Kranken Theil nahm, konnte Frau Garlaub nichts weiter thun, als den Himmel mit Gebeten beſtürmen für ſie Alle, die ihrem Herzen ſo theuer waren.

Und der Himmel erhörte dieſe Gebete. Gegen den Herbſt genas der Patient, Niemand war von ihm angeſteckt, und ſeine Kräfte erlaubten ihm ſchon kleine Spaziergänge im Garten oder im Walde zu machen, der dicht an den erſteren ſtieß und gleichſam eine Fortſetzung des Gartens bildete beinahe bis zu der Handelsſtadt, die eine halbe Meile entfernt war. Niemand war froher als Franciska, und wenn Theodor ſeinen Blick nach ihr hinwandte und mit ſchwacher Stimme ſagte: „Wie köſtlich doch die Luft heute iſt! Das danke ich Ihnen, Fräulein Franciska, ohne Ihre Fürſorge hätte ich den ſchönen Buchenhain nie wieder geſehen,“ — ſo durchſtrömte ſie ein unvergleichliches Entzücken, es war, als ob ſie in die Kniee ſinken und Gott danken ſollte für dieſes Glück; ihr Arm zitterte ſo, daß Theodor es merkte und ſagte: „Ich ſtütze mich gewiß zu ſtark auf Sie, Sie werden müde. Wir wollen uns auf die Bank hier ſetzen, hier ſcheint die Sonne ſo ſchön durch die Blätter, es ſieht aus, als ob der ganze Hain Früchte trüge von dem rötheſten Golde. Wie ſchön iſt es doch draußen, nun kann ich es erſt begreifen, wie Sie ſo gut und ſo liebenswürdig geworden ſind; es iſt, als ob ich ſelbſt ein beſſerer Menſch würde in dieſen Umgebungen.“ —

Die Ernte war längſt vorbei, aber die Erntefeſte noch nicht zu Ende; denn theils verſäumen die ſeeländiſchen Landleute keine Veranlaſſung, ſich gütlich zu thun, theils hatten ſie dies Jahr mehr Grund, ſich luſtig zu machen als ſonſt, da die Krankheit nun aller Orten überſtanden war. Der alte Doktor war geneſen, — ſein Stellvertreter hatte ſchon die Stadt verlaſſen, — und er machte rund um in der Gegend Beſuche, um die Glückwünſche zu ſeiner glücklichen Herſtellung ſelbſt in Empfang zu nehmen. Theodor war nur noch ſchwach. Alle Dienſtleute des Hofes, mit Ausnahme eines Knechtes und einer alten Magd, hatten Erlaubniß erhalten, den verſchiedenen Erntefeſten in der Nähe beizuwohnen. Die Herrſchaft und der alte Doktor ſpazierten gleich nach dem Mittagseſſen zum Hofe hinaus, Theodor ging mit einem Stock und führte ein mediciniſches Geſpräch mit ſeinem Collegen, ob die Seuche von contagiöſer oder miasmatiſcher Beſchaffenheit geweſen ſei. Franciska horchte in ſtummer Bewunderung auf des jungen Mannes Gelehrſamkeit; ſie hatte nicht geglaubt, daß eine einzige Krankheit ſo viele lateiniſche Namen nothwendig machen könne. Wenn es ſo ſchwierig war, ſie zu benennen, wie viel ſchwieriger mußte es da ſein, ſie zu heilen. Und wenn man im Stande war, dieſen unſichtbaren Dämon zu bezwingen, wie hoch mußte man da nicht über allen andern Menſchen ſtehn! Sie ward unterbrochen in dieſer Steigerung, in welcher ſie ſich ſonſt noch weit höher würde erhoben haben, durch ein verwirrtes Geſchrei. Ein Haufen Bauern lief in weiter Ferne hinter einander her, einige bewaffnet mit Knütteln, andere mit Steinen, womit ſie warfen. Es war nicht möglich zu errathen, was dies zu bedeuten hatte. Aber plötzlich wandte ſich ein großer gelber Hund, mit einer abgeriſſenen Kette am Halſe, vor einigen Büſchen vorüber, und lief quer über das Feld auf die Spazierenden zu, und zu gleicher Zeit hörte man den deutlichen Ruf: „Ein toller Hund! ein toller Hund!“

Wie von paniſchem Schrecken ergriffen fuhr die kleine Geſellſchaft aus einander, Jeder war für ſich beſchäftigt, ſich zu retten; Franciska faßte Theodors Hand und zog ihn mit ſich nach der Pforte zu. Er konnte ihr nicht hurtig genug folgen, der Stock kam ihm vor die Füße, er ſtolperte und fiel mitten auf den Weg hin. Franciska wandte ſich beſtürzt um und ſchlug die Hände zuſammen, Theodor war mit dem Kopfe auf einen Stein gefallen und rührte ſich nicht, ihr Vater rief ſie, aber ſie achtete nicht darauf. Der Hund kam näher und näher, ſie konnte die Kette auf dem Wege klirren hören, mit offenem Rachen und die Zunge aus dem Maule hängend lief er gerade auf ſie zu. Da ſprang ſie plötzlich hinzu und ſtellte ſich vor Theodor mit ausgeſtreckten Armen, als ob ſie ihn ſchützen wolle. Der Hund fuhr auf ſie zu und legte die naſſen Pfoten auf ihren Hals, ſie fühlte ſeinen warmen Athem auf ihrem Geſichte, die funkelnden Augen waren dicht an den ihrigen — und bewußtlos ſank ſie neben ihn hin, den ſie hatte beſchützen wollen.“ —

— „O Gott, wie ſcheußlich Sie das beſchreiben!“ unterbrach Couſine Ida Rudolphen. „Die naſſen Pfoten auf dem Halſe, das iſt ja gräßlich. Wie konnte ſie auch ſo unſinnig ſein! Ein toller Hund! Ich glaube, ſie war ſelbſt toll!“

„Ich wäre beſtimmt ſchon lange vorher, als die Bauern riefen, ohnmächtig geworden, das muß ja gräulich geweſen ſein,“ ſagte ihre Schweſter Charlotte.

„Das muß ein ſchlechter Kerl geweſen ſein,“ ſagte Arnold, „ich würde die Damen beſchützt haben bis zu meinem letzten Blutstropfen. Er war ja bewaffnet. Aber es iſt wahr, es war ein Doktor, und Pflaſterſtreicher ſind keine Kämpfer, das mag dem Armen zur Entſchuldigung dienen.“

Flora, welche bei Rudolphs letzten Worten die Hände vor die Augen gehalten hatte, nahm ſie wieder weg, um Arnolds Eifer einen belohnenden Blick zu ſchenken. Sie war ganz blaß vor Schrecken. „Sehr weiblich war es nicht,“ ſagte ſie.

„Wir zweifeln nicht an Ihrem Muth,“ ſagte Luiſe, „noch an Flora's Weiblichkeit, aber laſſen Sie nun Rudolphen ſeine Erzählung fortſetzen ohne Unterbrechungen.“

„Nun, ſo fahre nur fort, mein guter Rudolph,“ ſagte die Juſtizräthin. „Aber ich habe nie gehört, daß Tante Franciska Waſſerſcheu gehabt habe, und die bekommt man doch, wenn man von einem tollen Hunde gebiſſen wird, nicht wahr?“

„Es war nur blinder Lärm,“ fuhr Rudolph fort mit einem Lächeln, „der Hund war nicht toll. Er ſuchte im Gegentheil Schutz bei Franciska gegen die Mißhandlung der Bauern, und der Inſtinkt, der jedes Thier leitet, ſich an den zu wenden, der ihm wohl will, trieb ihn an, ſeine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Solche Liebeszeichen, die die Hunde erzeigen, können leicht mißverſtanden werden.

Franciska kam bald zu ſich, auch bei Theodor kehrte das Bewußtſein zurück, aber er hatte eine ſtarke Quetſchung am Kopfe bekommen, eine Stunde nachher hatte er Fieber und phantaſirte beſtändig von dem tollen Hunde, der, wie er ſich einbildete, Franciska zerriſſen habe. Der alte Doktor verordnete Blutegel und ſchrieb ein Recept, ehe er ſich in den Wagen ſetzte; Franciska ſtieg auf den Wagentritt, um ihn noch einmal zu fragen, ob Lebensgefahr vorhanden ſei, aber er wollte nichts davon hören, nannte ihr die Medicin, die er verſchrieben habe, und verſicherte ihr, daß die kein Menſch gebrauche, der im Sterben liege, aber es könne gefährlich werden, wenn ſie nicht bald der Vorſchrift gemäß genommen würde. Dann fuhr er weg und der einzige zurückgebliebene Knecht ward abgeſchickt, die Medicin aus der Stadt zu holen.

Das Fieber nahm allmälig ab, aber die Schläfrigkeit, welche nun den Kranken überwältigte, erſchreckte Franciska weit mehr, als es das Phantaſiren gethan hatte. So wie man auf ein Mal eine unerwartete Ausſicht ſieht, wenn ein Vorhang aufgezogen wird, ſo hatte dieſe Begebenheit ſie plötzlich über ihre Gefühle aufgeklärt; ſie wußte jetzt, daß ſie Theodern liebte, daß es die Macht der Liebe geweſen ſei, welche ſie antrieb, für ihn ihr Leben preiszugeben. Und in demſelben Augenblicke, wo ſie dies erfahren hatte, ſollte ſie ihn vielleicht wieder verlieren! Der ganze Nachmittag verlief, ohne daß der Knecht zurückkam, mit jeder Viertelſtunde ſtieg ihre Angſt, es ward dunkel, und noch lag Theodor in einem todähnlichen Zuſtande, woraus ihn nur die Medicin erwecken konnte. In der peinlichſten Unruhe, welche ſie ſich ſchämte ſelbſt vor der theuern Mutter zu verrathen, ging ſie aus Theodors Gemach auf den Weg hinaus, um nach dem längſt erwarteten Boten auszuſehen. Endlich hörte ſie Fußtritte. Sie flog ihm entgegen, er war es. Neues Unglück! Die Blutegel brachte er mit, aber das Recept hatte er auf dem Hinwege verloren, und lange Zeit vergebens darauf zugebracht, es wieder zu finden, der Apotheker wußte keinen Rath; der alte Doktor, den er die Beſinnung gehabt hatte, aufzuſuchen, war auf das Land zu einem Kranken gefahren, und endlich hatte er nichts Beſſeres gewußt als hinzugehen und ſich voll zu trinken. Bald nachdem er dieſen unſeligen Bericht von ſeiner Sendung abgeſtattet hatte, lag er ſchnarchend auf dem Fußboden der Geſindeſtube, und glich mehr einem Todten als einem Lebenden.

Franciska war der Verzweiflung nahe. Während ihre

Mutter und die alte Magd beſchäftigt waren, die Blutegel an Theodors Stirne zu ſetzen, ſchritt ſie draußen vor den Fenſtern auf und ab und rang die Hände. Alle Dienſtboten waren auf dem Erntefeſte, den betrunkenen Kerl auf die Beine zu bringen, war unmöglich, und wenn es auch hätte gelingen können, ſo war doch das Recept verloren. Der Doktor hatte geſagt, daß es gefährlich werden könne, wenn die Medicin nicht ordentlich genommen würde. Die arme Franciska ſank beinahe nieder unter der Laſt, welche ihr dieſe Betrachtungen auflegten. Da fuhr ihr plötzlich wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, daß der Doktor ihr die Medicin genannt habe, und einen Augenblick darauf war es, als ob ihr Jemand das Wort ins Ohr geflüſtert habe. „Valeriana," wiederholte ſie, „Valeriana! O mein Gott, ich danke dir für dieſen Wink. Nun weiß ich, was ich zu thun habe." Sie ſah ſich ängſtlich um, und wollte zur Pforte hinauseilen, aber indem ſtand ſie ſtill, legte die Hand auf die Stirn und lief in das Haus.

Einen Augenblick darauf eilte eine weibliche Geſtalt, mit einem Tuche über dem Kopfe, ſo wie man ſie bisweilen an Landmädchen ſieht, den Weg auf den Wald zu — es war Franciska. Der Mond war eben im Aufgehen und warf einen unſichern Schein auf alle Gegenſtände. Sie lief, als ob ſie gejagt werde, aber als ſie das Thürchen zu dem Waldweg öffnete, hielt ſie an; die weißen Stämme grinſten ihr entgegen aus dem dunkeln

Hindergrunde, es war, als ob eine Geiſterwelt ſich rührte unter dem dunkeln Laubdache und ihr den Durchgang verbot. Francisꝁa war nie des Abends allein im Walde geweſen; alle die unheimlichen Gefühle, welche der Anblick des kleinen ſchmalen Waldfußſteiges, der ſich zwiſchen den Baumſtämmen und über das Moos hinſchlängelte, bei ihr erwecken mußte, ſtürmten vereinigt auf ſie ein. Sie ſah verzweifelnd zurück. Aus einem einzigen Fenſter ſchimmerte das Licht, das oft verdunkelt wurde durch die Schatten von denen, welche ſich im Zimmer bewegten; es war das Licht in dem Zimmer, wo Theodor lag. Dort ächzte er auf dem Lager und ſeufzte nach Hülfe, die ſein Leben retten ſollte, ſie war im Stande, ſie ihm zu bringen — ſie allein konnte ihn retten und kein Andrer — ſie liebte ihn — und konnte ſich bedenken! — In einem Nu hatte ſie die erſten hundert Schritte zurückgelegt, aber ihr Herz ſchlug allzu gewaltſam, ſie mußte ſtillſtehn und ſich an einen Baum halten, um nicht ohnmächtig zu werden. Der Mond war über den Wald hinauf gekommen. Mit unbeſchreiblicher Andacht ſank ſie auf die Kniee und faltete ihre Hände; und als ſie wieder aufſtand, war die Furcht verſchwunden, die Liebe hatte die Gaukeleien der Dunkelheit beſiegt, des Himmels große Lichtſcheibe zeigte ihr den Weg, und mit der Zuverſicht, daß Gott auf ihrem guten Wege mit ihr ſei, wanderte ſie getroſt, obgleich mit klopfendem Herzen, ohne ſich ſchrecken zu laſſen von den ſeltſamen Tönen, die in dem großen

Walde erſchollen, der Eulen klagendem Geſchrei, der Hirſche fernem Brüllen und dem lauten Raſcheln in den Büſchen, wenn ein aufgeſcheuchtes Wild die Flucht vor ihr ergriff, die ſie ſelbſt weit furchtſamer war. — Iſt Eine unter Ihnen, meine Zuhörerinnen, welche noch zweifelt, ob Tante Franciska liebte? — Oder wollen Sie ihr weibliches Gefühl abſprechen? Wer das thun könnte, wüßte eben ſo wenig, was Weiblichkeit, als was Liebe iſt.“ —

— Rudolph ſah ſich um, aber da Niemand auf dieſe Aufforderung antworten wollte, ließ er Luiſens Hand los, welche er bei den letzten Worten ergriffen hatte, als ob er ihr damit anzeigen wolle, daß er ſie nicht an ſie gerichtet habe, und fuhr fort:

„Sie kam glücklich zur Stadt, die Gaſſen waren ſchon leer. Der Apotheker kannte ſie nicht, er lächelte über das lebendige Recept, und bereitete ihr auf gut Glück zu, was er glaubte, das gemeint ſein könne. Mit dieſem Rettungsmittel in der Hand, das ihr ſo viel Herzensangſt gekoſtet hatte, ſchlich ſie ſich durch die Gaſſen und trat ihre Wanderung wieder an. Sie trat wieder in den Wald, verfolgte den Fußſteig, ohne nach links oder rechts zu ſehen und drückte das Päckchen an ihr ſchlagendes Herz jedesmal, wenn ſie einen Laut hörte, der ſie erſchreckte, gleichſam als ob das, was eine Arznei für Theodor war, auch eine für ihre Seelenangſt ſein müſſe. Wenn meine Zuhörerinnen nicht faſſen können, was Franciska auf dieſer Wanderung fühlte, will ich Ihnen rathen, an einem mondhellen Septemberabend einen Gang nach dem Thiergarten zu machen nach dem ſogenannten Eulenthal, wo der Wald am meiſten Aehnlichkeit hat mit dem Wege, welchen Franciska zu gehen hatte; ein einziger Blick zwiſchen die Stämme und den gekrümmten Pfad hinab würde Sie es vielleicht lehren."

— „Ih, Gott erbarme ſich! Davor werde ich mich wohl in Acht nehmen," brach Ida aus, „ich ſtürbe vor Angſt. Solche Art von Liebe würde ich mir ernſtlich verbitten, für welche man eine halbe Meile laufen ſoll durch den Wald in Nacht und Dunkel." —

Rudolph achtete nicht auf dieſe Bemerkung. „Muth ist eine beſondere Kraft, eine Begeiſterung," fuhr er fort, „die uns zu Theil wird, wenn wir ſie bedürfen, und uns verläßt, wenn uns ihre Unterſtützung nicht mehr nöthig iſt. Je näher Franciska ihrem Hauſe kam, deſto mehr fühlte ſie die Abnahme ihres Muthes, ſie erſchrak beinahe über ihre eigene Heldenthat; es war, als ob die Geiſter des Waldes ſich erhoben, um der Verwegenen nachzuſetzen, die den Koboldem der Nacht getrotzt hatte, ſie wagte es nicht, ſich umzuſehen; es däuchte ihr, als ob zahlloſe Fußtritte und heiſeres Gelächter hinterdrein käme und als ob die Bäume ſich niederduckten und ihre belaubten Zweige ausſtreckten, um nach ihr zu greifen. Ohne ſich Zeit zu nehmen, das Pförtchen zu öffnen, ſprang ſie über den jähen Steg, nahm den Weg auf das Gehöft zu und ſank beinahe nieder neben ihrer Mutter, welche im Begriff war, die Egelbiſſe zu ſtillen und Theodors blutige Stirn zu verbinden. Ihre Bruſt arbeitete gewaltſam, ſie hielt die Hand vor die Augen, als ob ſie noch fürchtete, die Schrecken zu ſehen, die ſie ergriffen hatten, und ſtammelte nur: „O Gott, der Wald, der Wald!" —

— „Die arme Tante Franciſka!" brach Flora aus. „Wie bedaure ich ſie! Was muß ſie nicht jenen Abend gelitten haben!" —

„Die erſchrockene Mutter nahm ſie in ihre Arme. Die naſſen Kleider, welche von Thau und Büſchen gemißhandelt waren, ihr athemloſes Stöhnen und das Päckchen des Apothekers, das ſie noch krampfhaft umfaßt hielt, gaben den Anweſenden eine ſchnellere Erklärung, als ſie ſie zu geben vermochte. Frau Garlaub umfing ſie und weinte mit ihr; Theodor, welcher ſich ſchon beſſer befand, hörte erſtaunt, was geſchehen war. Er betrachtete ſie einen Augenblick mit der Ehrerbietung, womit man eine Heilige betrachtet, und rief dann aus mit einem Ausdruck, der aus dem Innerſten ſeiner Seele kam: „Franciſka! Das haben Sie gewagt! Und für mich!" — Frau Garlaub überredete ſie, ſich zu Bette zu legen, und ein kühlendes Pulver zu nehmen. Aber wo iſt das Pulver, das die brennenden Flammen eines ſechzehnjährigen Herzens kühlen kann? — Die ganze Nacht tönte Theodors Stimme vor ihren Ohren, und ſie tönte wie die ſchönſte Muſik. Jedesmal, wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie ihn ſich von ſeinem Lager aufrichten und ausbrechen:

„Franciska! Das haben Sie gewagt! Und für mich!" Und ſie ſchloß ſie recht oft, um es immer wieder wie auf Aeolsharfen zu hören: „Franciska! Das haben Sie gewagt! Und für mich!" —

Einige Wochen nach dieſer Begebenheit war Theodor vollkommen hergeſtellt, er konnte Garlaubs verlaſſen, ſobald es ſein mußte, und ſeine Vorgeſetzten hatten ihn ſchon aufgefordert, ſeine Rückkunft zu beſchleunigen. Aber er dachte nur mit Mißvergnügen daran, ſich von Franciska zu trennen, und deshalb ſchob er es noch auf, den Tag zu beſtimmen. Er wußte, was ſie für ihn gethan hatte, ſie hatte zweimal ſein Leben gerettet — oder geglaubt, es zu thun — mit Opfern, zu welcher nur die Liebe fähig war; ſeine Eitelkeit flüſterte ihm zu, daß ſie ihn liebe, und ſein gutes Herz überredete ihn leicht zu glauben, daß er ihre Gefühle erwiedere. Er erwiederte ſie auch wirklich, wenigſtens für den Augenblick; aber Franciska's jungfräuliche Zurückhaltung hatte ihn bisher gehindert, ihr dies durch etwas Anderes als durch Blicke anzudeuten. Seit jenem entſcheidenden Tage hatte ſie ſogar ihn vermieden, als ob ſie fürchtete, ihn zu tief in ihrem Herzen leſen zu laſſen.

Endlich konnte er ſeine Abreiſe nicht länger aufſchieben, und mit betrübten Mienen unterrichtete er die Familie beim Mittagstiſche, daß er am morgenden Tage ſie verlaſſen müſſe. Franciska fühlte, daß ſie erblaßte; und, ſobald es ſich thun ließ, ſtand ſie auf und ging in den

Garten, um ihren Kummer in der Einſamkeit auszuweinen. Es war, als ob ihr Herz aufhören ſollte zu ſchlagen. Theodor war ihr unbemerkt gefolgt; er ſah, wie ſie ſich an einen Baum hielt und das Taſchentuch vor die Augen hielt, er lief hinzu, aber jetzt ſah ſie ihn, ſie wankte — und fand ſich von ſeinen Armen umſchlungen.

„Sie weinen, Franciska? Sind Sie krank? Warum ſind Sie betrübt? Haben Sie irgend einen Kummer, der Sie niederdrückt? — Ich hatte gehofft, ein klares Bild der glücklichen Franciska in meinem Herzen mitzunehmen — Sie ahnen nicht, wie ſehr Ihr Glück mir am Herzen liegt, ich ſchulde Ihnen zwei Mal mein Leben, ich ſchulde Ihnen mehr, als zehn Leben im Stande ſind zu bezahlen — liebe, geliebte Franciska! Wollen Sie mit Freundlichkeit meiner gedenken, wenn ich fort bin — o, ich werde bei jeder goldnen Wolke, bei jedem grünen Baume, bei jeder Blume, die ich ſehe, an Sie denken. Ich werde keinen andern Gedanken haben als Sie.“

Franciska weinte noch immer, ſie hatte ſich ſeinen Armen entwunden, aber ſie hatte nicht die Kraft, die Hand an ſich zu ziehen, die er gefaßt hatte. Sie wiſſen Alle, meine Damen, was in einer ſolchen Lage ſich ſagen läßt, oder Sie haben doch davon geträumt, und wie kann meine proſaiſche Wirklichkeit ſich wohl mit Ihren poetiſchen Träumen meſſen? Um Theodorn nicht allzuſehr in Ihren Augen herabzuſetzen, will ich einer Jeden von Ihnen ſelbſt es überlaſſen, in der Stille ſeine Worte hinzuzudenken. Franciska ſchwieg, aber es giebt ein Schweigen, das weit beredter iſt als alle Hymnen Pindars, und es verrieth dem glücklichen Theodor, daß er geliebt war. Sie ſtanden noch unter derſelben Linde, welche Zeuge von Franciska's bitteren Thränen geweſen war, und nun ihre Freudenthränen ſah.

Theodor war berauſcht, Franciska war wehmüthig froh. „Iſt es auch wahr?“ brach er mehrmals aus, „können Sie mich lieben? Sagen Sie es, ſagen Sie es mir noch ein Mal und wieder! Ich zweifle, wenn ich nicht höre, daß Sie es wiederholen. Liebe, theure Franciska! O Gott, wie bin ich glücklich!“

Franciska wand ſich erröthend aus ſeinen Armen. „Lieber Theodor,“ flüſterte ſie. „Wie oft habe ich dieſen Namen in meinem Herzen wiederholt, den ich nicht über meine Lippen gehen laſſen durfte.“

„Laſſen Sie mich ihn wieder hören, Franciska! Sie wiſſen nicht, was es für eine Wolluſt für mich iſt, Sie meinen Namen nennen zu hören. Nur ein Mal noch!“ —

Am Abend vor Theodors Abreiſe luſtwandelten die Liebenden im Garten. „Komm,“ ſagte Theodor, „laß uns in den Wald gehn, wo du, der Mythologie zum Trotz, die Eurydice den Orpheus aus der Unterwelt zurückholen ließeſt.“

Franciska lächelte verſchämt und folgte ihm. „Hier war es, wo du für mich beteteſt, Franciska, hier auf dieſer Stelle, nicht wahr? Dieſe Erde iſt mir heilig, ich will ſie wie ein Amulet mit mir nehmen, um mich damit gegen Zauberei zu ſchützen." Mit dieſen Worten füllte er eine Tüte mit Erde und ſteckte ſie zu ſich.

„Thun Sie es," ſagte Franciska mit wehmüthigem Lächeln, Sie können des Amulets bedürfen. — Sie verlaſſen mich ſchnell," fügte ſie furchtſam nach einer kleinen Pauſe hinzu, „Sie werden mich bald vergeſſen über die Vielen, welche hübſcher und liebenswürdiger ſind, als ich; in Kopenhagen werden Sie das Andenken an uns hier draußen nicht lange bewahren — da iſt es denn wohl beſſer, daß Sie die Erde laſſen, wo ſie hingehört. Geben Sie ſie mir, Theodor! Wenn ſie hier im Walde liegt, hat ſie keine Macht; aber [illegible] kommt mir vor, daß, ehe ſo viele Minuten vergangen ſind, als Sandkörner in der Tüte ſind, Sie mich ſchon vergeſſen haben; ſie ſind Ihnen von meinem böſen Genius zugezählt."

„Abergläubiſches Kind," ſagte Theodor lächelnd. „Die Schwarzelfen haben keine Gewalt über die Erde, die deine Frömmigkeit eingeweiht hat; ſie iſt heilig, gleichwie meine Liebe heilig iſt, weil du ſie mit mir theilſt. — Hier biſt du im Dunkel des Abends gegangen, allein und bebend, wie die ſchüchterne Hindin, die vor dir floh — das thateſt du, um mich zu retten. Dort ſtürzteſt du dich in den offenen Rachen des Todes und trotzteſt dem Schmerz und dem Wahnwitz — und das thateſt du, um mich zu retten. Ueberall ſehe ich Erinnerungen an die zahlloſen Wohlthaten, die ich dir ſchuldig bin —

wie ſoll ich eine ſo ungeheure Schuld bezahlen? — Und du kannſt glauben, daß ich dich jemals vergeſſen könnte? — So müſſe Gott im Himmel mich vergeſſen! Denn ich verdiente dann nicht glücklich zu ſein.“

Theodors überſpannte Stimmung ſteckte auch Franciska an. Sie zweifelte nicht länger. Man glaubt ſo gern, was man wünſcht, deshalb iſt das liebende Herz ſo leicht zu täuſchen. Sie war glücklich und glaubte, daß dies Glück ewig dauern werde. —

Beim Abſchiede flüſterte Theodor: „Lebe wohl, Franciska! Darf ich an dich ſchreiben? Darf ich eine Antwort von dir erwarten?“

„Schreibe nicht,“ hauchte ſie mehr, als ſie flüſterte, „nein, Theodor, ſchreibe nicht, unſere Seelen bedürfen ein ſolches Pfand der Treue nicht. Lebe wohl, mein Geliebter, wir ſehen einander wieder.“

„Bis zum Frühling! O Gott, wie lange iſt es bis zum Frühling!“

„Bis zum Frühling!“ wiederholte Franciska, aber ſie hörte es kaum ſelbſt; denn der Wagen rollte indem über die ſteinerne Brücke und verſchwand. —

Liebe — und Dankbarkeit! Welch ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen dieſen beiden Gefühlen. Liebe iſt ein Kind unſeres Herzens, das Eingeborene, der Erbe des Herzens — Dankbarkeit iſt eine angenommene Tochter, ein armes Waiſenkind, für das man ſich verpflichtet hat bis zum Confirmationstage zu ſorgen, dann mag es ſehen, wie es ſich ſelbſt weiter hilft. Was Franciska fühlte, war Liebe — bei Theodor ſtand immer die Dankbarkeit im Hintergrunde, um ſeine wankenden Gefühle zu unterſtützen. Indeß bildete er ſich wirklich ein, daß er gewaltig verliebt nach Kopenhagen reiſe.

Es iſt Schade, daß noch kein Phyſiker ein Inſtrument erfunden hat, um die Liebe daran nach Graden zu meſſen, das würde die Liebenden gleich gewarnt und Theodorn über ſeinen Zuſtand aufgeklärt haben. Aber ſeine Eitelkeit würde ihn wahrſcheinlich abgehalten haben, davon Gebrauch zu machen. Und wir können vielleicht die Probe ohne Inſtrumente machen; denn wer das Bild des geliebten Weſens nicht in jedem noch ſo verborgenen Winkel ſeines Herzens findet, der hat nicht geliebt — der, welcher nicht klar und deutlich ſich ſelbſt erinnert an die geringſte Wendung des geſchlängelten Weges, den ſeine Liebe betrat, hat nicht geliebt — der, dem der Gegenſtand ſeiner Liebe nicht zugleich ſeine Zukunft, ſein Gewiſſen und ſeine ewige Seligkeit iſt — hat nicht geliebt. Ich rathe Euch, Ihr Herren Liebhaber, daß Ihr Euch ſelbſt bei Zeiten nach dieſer Vorſchrift prüft.“ —

— Rudolph ſchwieg einen Augenblick, Luiſe ſah ihn an, als ob ſie gewiß wäre, daß er dieſe Probe beſtehen werde. Arnold lächelte ungläubig und trank ein Glas Waſſer, die Vettern benutzten die Pauſe, um ihre Naſen zu beſorgen. Dann fuhr Rudolph fort:

„Es giebt einen alten franzöſiſchen Denkſpruch, des

Inhalts, daß Abweſenheit dieſelbe Wirkung auf die Liebe hat, wie der Sturm auf das Feuer, er löſcht das ſchwache aus, aber er facht das ſtarke zu noch heftigeren Flammen an. Dieſer Denkſpruch, der wahrſcheinlich von einem Manne gemacht iſt, iſt vermuthlich auch für die Männer gemacht. Wenigſtens bewies es ſich hier ſo. Während Franciska's ſtarke Liebe nach der Trennung an Stärke zunahm, und ſie in ihren wachenden und ſchlafenden Träumen Theodorn mit allen möglichen Tugenden und Schönheiten ausſchmückte, ſchwächte ſie Theodors ſchwache Liebe, und Franciska's Bild verlor allmählig die meiſten von den Reizen, welche ſie wirklich beſaß, zugleich mit allen denen, welche ſeine verliebte Phantaſie ihr geliehen hatte. Denn es iſt gefährlich, von der Phantaſie zu leihen, ſie iſt ein Wucherer, der nicht allein das Darlehn mit Strenge zurückfordert, ſondern auch hohe Zinſen nimmt.

Franciska hatte ſofort an meine Mutter geſchrieben und der vertrauten Freundin mitgetheilt, was ihre Schamhaftigkeit ihr nicht erlaubte, gegen irgend einen Menſchen mündlich zu äußern. Unter dieſen Mittheilungen und Herzensergießungen verfloß ein glücklicher Winter. Theodor verſchwieg dies kleine Liebesabenteuer vor ſeinen Freunden; zuerſt kam es ihm zu heilig vor, nachher zu unbedeutend. Die anderen jungen Doktoren mußten ihn ja auslachen, wenn ſie erfuhren, daß er nicht einmal einen einzigen Kuß mit der Liebelei eines ganzen Sommers erobert hatte. Bälle und Zerſtreuungen nahmen ſeine freie Zeit hin, er war einer von Kopenhagens beſten Tänzern, die unſchuldige menſchliche Eitelkeit fand ſo reichliche und behagliche Nahrung in dem Glück, das er machte, und Franciska war zum Theil vergeſſen, ehe ſo viele Secunden verlaufen waren, als die Erde, welche er in der kleinen Tüte mitgenommen hatte, Sandkörner zählte. Als ihm dieſe Tüte unter ſeinen Sachen wieder aufſtieß, weckte ſie ein augenblickliches Bedenken bei ihm, Franciska's Bild trat noch ein Mal vor ihn hin, aber ſchwach und verblaßt, er ſchob die Tüte zurück in den Hintergrund des Kaſtens, der verſchiedene Andenken an verſchiedene Zeiten enthielt, und nun hatten die Schwarzelfen die Uebermacht — er hatte Franciska's Herz unter die Erde begraben, die ihre Liebe geheiligt hatte.

Gegen das Frühjahr ward er krank. Ungeachtet es nur ein unbedeutendes Uebelbefinden war, nöthigte es ihn doch, ſich zu Hauſe zu halten, und in ſeiner verlaſſenen Einſamkeit hatte er zum erſten Male Gelegenheit, Vergleichungen anzuſtellen zwiſchen der jetzigen Zeit und jener, wo er krank lag und von Franciska gepflegt ward. Sie ward unwillkürlich wieder der Gegenſtand ſeiner Gedanken. Welches von allen den Mädchen, die er den Winter hindurch angebetet hatte, würde ihn ſo ſorgſam gepflegt haben, würde dem gewiſſen Tode entgegengegangen ſein, um ſein Leben zu retten? Er mußte ſich ſelbſt antworten: Keine von ihnen Allen. In dieſen einſamen Augenblicken erkannte er den Unterſchied zwiſchen der Befriedigung des

Herzens und des Kopfes, und erkannte ihn doch wohl nicht ganz, denn Franciska's Opfer waren wahrlich von der Art, daß ſie wohl eines jungen Mannes Eitelkeit befriedigen konnten. Eine marternde Sehnſucht nach dem Aufenthalte auf dem Lande und nach Franciska bemächtigte ſich ſeiner, jede Blume duftete ihm einen Vorwurf entgegen, jede vorüberziehende Wolke drohte ihm. Die vergeſſene Erde ward wieder hervorgeſucht; aber ſie war unterdeß in mürben Staub verwandelt. In kindiſcher Ungeduld goß er Waſſer darauf, um ihr die vorige Friſche wieder zu ſchaffen — aber ſie verſchwand, ſein Amulet war dahin.

In dieſer Periode ließ er ſich malen, ſo wie wir ihn noch haben. Die betrügeriſche Dankbarkeit flüſterte ihm zu, daß er dem Mädchen, das ſo viel für ihn gethan habe, dieſe Aufmerkſamkeit ſchuldig ſei. Es ſah ihm gewiß ähnlich; denn es hat gerade die Art von Leben, welche den Malern ihren Arbeiten mitzutheilen ſchwer wird. Wenn ich nicht irre, iſt es überdies eine Arbeit von dem berühmten Portraitmaler Juul, es gleicht ganz deſſen ausgezeichneter Carnation, und ſo kann kein Zweifel an der Aehnlichkeit ſein. Ich weiß auch, daß dieſer vorzügliche Künſtler mit Theodors Familie in Freundſchaft ſtand. Als das Bildniß fertig war, konnte er kaum den Augenblick erwarten, es zu verſchenken, und Franciska kam ihm doppelt liebenswürdig vor, weil ſie die Einzige war, der er es geben konnte. So theilt des Mannes Liebe ſich in zwei verſchiedene Arten: in wahre Liebe und Selbſtliebe. Die erſtere iſt vielleicht etwas ſelten, die andre dagegen nur allzu häufig. Beide Theile ſind Liebe.

Verſehen mit dem Bildniß und einem kleinen glatten Goldring auf dem kleinen Finger reiſte er zu Garlaubs hinaus. Unterwegs machte er ſich bittere Vorwürfe, daß er nun erſt eine Familie beſuchte, die ſo lange und ſo gaſtfrei Schlimmes und Gutes mit ihm getheilt hatte. Der lichtgrüne Wald war ſchon belaubt. Wie oft hatte nicht Franciska ſich nach dem Frühling geſehnt, wie ſorgſam hatte ſie nicht die aufbrechenden Knospen gezählt, die den Geliebten zurückbringen ſollten! Die Blätter hatten ſich ſchon entfaltet — und noch kam er nicht. Dieſe ſchmeichelnden Gedanken brütete ſeine Ungeduld, der Kutſcher fuhr ihm viel zu langſam, ſeine Sehnſucht eilte voraus, und warf ſich zu des ſiebzehnjährigen Mädchens Füßen, welche mit erröthenden Wangen und in der lieblichſten Verwirrung ihm entgegenflog. Ein halbes Jahr, in Liebe und Sehnſucht hingebracht, welch einen rührenden Ausdruck mußte es ihr mitgetheilt haben! Und wer liebte, wer war ſo hingebend wie Franciska? Und dieſer Liebe einziger ausſchließlicher Gegenſtand war er. —

Garlaubs empfingen ihn als einen alten Freund. Franciska war glücklich, ſie hatte nicht einen Augenblick an ſeiner Treue gezweifelt. Ihr Glück theilte ſich Theodorn mit. Bildniß und Ring waren bald Franciska's

Eigenthum; den letzteren trug ſie an einer Schnur auf der Bruſt; denn noch hatte ihre Mutter nicht Gelegenheit gefunden, den Vater für dieſe Partie zu ſtimmen. Frau Garlaub wußte, daß er Franciska's Hand einem vermögenden Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft zugedacht hatte, der zwar ſchon Etwas bei Jahren, aber ein vortrefflicher Mann und ein verläßlicher Schwiegerſohn war.

Die Frühlingsabende waren noch kalt und feſſelten die Geſellſchaft an das Zimmer. Wenn die Theemaſchine weggenommen war und ſie um den runden Tiſch ſaßen und Theodor ihnen dann vorlas, oder wenn er in der Dämmerung eins der ſchönen Lieder von Schultz ſummte oder Balladen ſang von „Herrn Thorwald und ſchön Signe“ zu ihrer Begleitung, ſo hing ihr Auge wie bezaubert an ihm, ſie glaubte, es ſei nicht möglich, ſeligere Augenblicke zu leben. Auch Theodor fühlte das ſtille Glück, das ſie in ſich ſchloſſen. Aber als der Sommer kam mit ſeinen düfteſchwangeren, reizenden Abenden, und ſie in ſtumm beredten Wanderungen an ſeinem Arme den Strom von Leben und Kraft einſchlürfen konnte, den der Hain ausathmete, da war es beinahe mehr, als ihr Herz faſſen konnte, und ſie wandte ſich oft zu ihm und ſagte: „O Gott, bin ich noch nicht glücklich genug? Giebt es wirklich ſo viel Seligkeit in der Welt, wie ich in dieſen Augenblicken fühle!“ Theodor drückte ihr gerührt die Hand, und beinahe flüſternd, als ob ſie fürchteten, die lebloſe Natur zum Zeugen einer Unterhaltung zu haben, die nur ihre eignen Herzen anging, ſuchten ſie unwillkürlich die dunkelſten Gänge. —

— „Ich kann aus Ihren Geſichtern leſen, meine Damen, daß Sie wohl wiſſen möchten, was Theodor und Franciska zuſammen ſprachen,“ fuhr Rudolph fort; „auch weiß ich es, und könnte es Ihnen ſagen, aber ich thue es doch nicht, denn ich gehöre ſelbſt mit zu der großen Freimaurergilde der Verliebten, und wir verrathen die Geheimniſſe des Ordens nicht. Nur ſo viel will ich Ihnen ſagen, daß Tage unter dieſen Geſprächen dahinſchwanden, und Stunden ſich in Minuten verwandelten. Ich rathe Jedem, dem die Zeit zu lang wird, ſich zu verlieben. Liebe iſt die einzige unüberwundene Kraft, welche der Lauf der Jahre ſeit der Erſchaffung der Welt nicht zu zerſtören vermocht hat; als die fürchterliche Kämpferin Zeit alle Zauberei zu nicht machte, war ſie nicht im Stande, Amorn zu überwinden. Er iſt das einzige Weſen, das ſiegreich aus dem Kampf mit dem Unhold hervorgeht, er iſt der David, der es vermag, mit ſeiner Schleuder den fürchterlichen, gepanzerten, unüberwindlichen Goliath zu fällen.“ —

— Theodor mußte an die Abreiſe denken. „Bleib noch eine Woche,“ ſagte Franciska. „Ach, was iſt eine Woche? Nur ſieben Tage, heute über acht Tage iſt ſie ſchon dahin. Es iſt erſchrecklich, wie die Zeit vergeht. Die Tage ſind ſo kurz.“

„In einem Monat haben wir den längſten Tag, theure Franciska! Gott hat nicht viel längere Tage als die, welche er uns jetzt ſchenkt.“

„Wenn er mich allmächtig machte, würde ich meine Macht nur anwenden, die Zeit aufzuhalten,“ ſagte Franciska. „Alle meine andern Wünſche ſind erfüllt, es fehlt mir nichts als Zeit, mein Glück zu genießen.“

„Sie dürfen noch nicht reiſen,“ ſagte Frau Garlaub. „Wir bekommen jetzt Gäſte, da wird es erſt etwas munter.“

„Herr Gott, das iſt auch wahr. Und was ſollen wir da machen, um ſie zu unterhalten?“ brach Herr Garlaub aus. „Da müſſen Sie uns beiſtehen, Ancker, aus der Abreiſe wird nichts. Wenn Sie fort ſind, behalten wir ja keine andern Cavaliere als den alten Doktor und Herrn Norup da drüben von Tannenhof, und mich. Das iſt keine Geſellſchaft für junge Mädchen. Sie müſſen ſchon bleiben, das ſage ich Ihnen.“ —

„Wenn du bleiben willſt, ſollſt du zur Belohnung ein hübſches Mädchen zu ſehen bekommen,“ ſagte Franciska etwas ſpäter. „Es wird dich nicht gereuen, das prophezeie ich dir.“

„Iſt deine Muhme Ketty ſo hübſch?“ fragte Theodor.

„Nein, die iſt nur liebenswürdig; aber es kommt ein Fräulein Engel mit aus Holſtein, die da drüben zum Beſuch iſt. Sie heißt Aurora Engel, zwei bedeutungsvolle Namen, und ſie ſoll ihnen vollkommen entſprechen. Bleib' nur, bis ſie gekommen ſind, es währt nur bis übermorgen, da können wir noch näher davon ſprechen.“

„Du Närrchen, glaubſt du, daß ich irgend eines Andern wegen bleibe, wenn ich bleibe, als deinetwegen?" ſagte Theodor und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. „Nein, den Triumph ſoll die Göttin der Morgenröthe nicht haben. Nun bleibe ich, mag ſie kommen oder nicht, und es ſollte mir am liebſten ſein, wenn ſie wegbliebe."

— Die erwähnte Muhme war meine Mutter. Sie kam, zugleich mit ihrer Mutter und dem holſteiniſchen Fräulein, nach einigen Tagen, um einen Theil des Sommers bei Garlaubs zuzubringen. Da das Aeußere meiner Mutter keine Rolle ſpielt in dieſer Erzählung, kann ich mir ihre Beſchreibung erſparen. Aurora Engel war eine vollkommene Schönheit. Diejenigen, welche erwartet haben, daß ſie brunett ſei, irren; ſie war blond, mit blauen Augen von einem eigenthümlichen ſchwärmeriſchen Ausdruck, ihre Haut rein, ihre Farben friſch, die Geſtalt völlig, Arme und Hände ungewöhnlich hübſch. Man konnte ſich keine anmuthigere Erſcheinung denken als ſie, wenn ſie die Harfe in den Armen hatte; es ſchien Allen, als ob die hübſchen Finger dem Inſtrumente Töne entlockten, ſo weich, wie man ſie noch nie gehört hatte. Sie hatte noch dazu eine rührende Stimme, die zum Herzen drang und auslegte, was die Lippe nicht ausſprach, was das Auge nur ahnen ließ. Ihr deutſcher Accent ſtand ihr allerliebſt und gab den einfachſten Worten etwas Anziehendes, ſo daß man ihr mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Indeß gefiel ſie Theodorn nur in den erſten Tagen und der Frau Garlaub gar nicht. Alle die Uebrigen waren ſogleich eingenommen von Aurora, und wurden es immer mehr, beſonders Franciska; Theodor behauptete, daß der fromme Engelsblick, wenn ſie ſich unbemerkt glaube, etwas Lauerndes habe, das ihn abſtoße und ihm Mißtrauen einflöße; er beſchuldigte ſie, kokett und falſch zu ſein, und als Franciska ihm widerſprach und alles dies auf Rechnung des deutſchen Weſens ſchrieb, ging er noch einen Schritt weiter und behauptete, es ſei klar, daß ſie ganz herzlos ſei trotz alles Herzlichen, was ſie affektire. Er konnte natürlich für dieſes raſche Urtheil keinen andern Grund angeben als die Antipathie, die wir oft beim Anblick fremder Menſchen fühlen, ohne daß wir uns recht erklären können, was ſie veranlaßt habe.

Die Folgen hiervon zeigten ſich bald. Theodor ward unluſtig und ungeſellig, die fremde Geſellſchaft hatte ſich zwiſchen ihn und ſeine Liebe gedrängt, und es verdroß ihn, daß er nicht ſeinem erſten Entſchluſſe gefolgt und abgereiſt war. Wie alle launiſchen Herren — denn zu dieſen gehörte er — konnte er ſeine verdrießliche Stimmung nicht beherrſchen, beſonders verhehlte er es nicht, wie wenig ihm Aurora behage, und die Aufmerkſamkeit, die er genöthigt war, ihr zu erweiſen, war etwa eben ſo gezwungen, wie der Wille, womit ein geprügelter Bär tanzt. Aurora that indeß, als ob ſie es nicht bemerke. Daß die Geſellſchaftlichkeit darunter litt, wird Jeder leicht einſehen.

Eines Abends, nachdem Theodor den ganzen Tag äußerſt verſtimmt geweſen war, weil er keinen Augenblick hatte finden können, ungeſtört mit Franciska zu ſprechen, obgleich er mehrmals Gelegenheit dazu gehabt, es aber aus übler Laune überſehen hatte, war die ganze Geſellſchaft im Gartenzimmer verſammelt. Aurora ſang und ſpielte auf der Harfe. Theodor ärgerte ſich über das einſtimmige Lob, das ihr zu Theil wurde, und konnte kaum eine Pauſe erwarten, um Franciska zum Singen aufzufordern. Sie entſchuldigte ſich. Theodor, welcher eine Veranlaſſung geſucht hatte, ihr Talent geltend zu machen, denn ſie ſang wirklich recht hübſch, nahm Anſtoß daran und wollte das Zimmer verlaſſen, als ſie ihn zurückrief, damit er Aurora Klärchens Lied aus Göthe's Egmont ſingen höre, das damals ganz neu war. Theodor blieb, faßte aber ſchon vorläufig den Entſchluß, den Geſang abſcheulich zu finden. Franciska ſah ihn liebevoll an, als ob ſie die gute Abſicht ſeiner Aufforderung erkenne, aber er achtete nicht darauf. Aurora präludirte lächelnd, und fing ſodann das Lied an mit einem plötzlich ernſthaften Geſicht:

Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll ſein;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt. —

Als ſie es zu Ende geſungen hatte, wiederholte ſie es unaufgefordert, und endete zuletzt mit einem hinſterbenden Nachſpiel; die letzten Worte ſang ſie beinahe mit brechender Stimme, ihre Bruſt wallte, die Augen waren voll von verhaltenen Thränen. Alle Zuhörer waren gerührt, ſelbſt Theodor war bewegt, aber es verdroß ihn, er machte ſich hart und ſtand auf mit gleichgültiger Miene. Aurora blickte in die Höhe bei dieſer Bewegung, ihre Blicke begegneten ſich, Theodor gähnte gerade, er wandte ſich halb um, als ob er es verbergen wolle und zupfte an ſeiner Schuhſchleife mit einer Miene, als ob er ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf richte. Aurora erröthete ſtark. Frau Garlaub machte eine Bemerkung über die Tragödie und Klärchens Perſon. Aurora ſuchte ihren Verdruß zu verbergen und ſagte: „Ich kenne keine ſchöneren Worte in irgend einem Liede als dieſe. Meinen Sie nicht auch, Herr Ancker?“

„Es kommt mir doch vor, als ob Klärchens Mutter ganz richtig darüber urtheilt,“ antwortete Theodor, „wenn ſie ſagt: Ach, das iſt das ewige Heyapopeya.“ —

„So will ich Ihnen mit Klärchens eignen Worten erwiedern: Scheltet mir's nicht, es iſt ein kräftiges Lied. Hab' ich doch ſchon manchmal ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt,“ — ſagte Aurora freundlich. Dieſe kleine Replik in ihrer Mutterſprache lautete ſo hübſch in ihrem Munde, daß Theodor ſich beinahe Gewalt anthun mußte, um zu antworten:

„Ja, ſchlafen wiegen, das war gerade Klärchens Fach. Sie lieben vermuthlich dieſen Charakter? Darauf wollte ich wohl wetten?“

„Und Sie? — Ja, ich liebe ihn, er hat mich mächtig angeſprochen; es iſt eine treue und zugleich eine liebenswürdige Schilderung des weiblichen Charakters.“

„Eines weiblichen Charakters, gottlob nicht aller,“ ſagte Theodor. „Klärchen iſt launenhaft, kokett, leichtſinnig, herzlos; ſie zieht den armen Freier bei der Naſe und hält ihn feſt wie einen Nothanker; ſie braucht ihn als Botenläufer und als Garnwinde, er iſt ihre wandernde Leihbibliothek, zuletzt ſogar ihre Apotheke; und für alle dieſe Dienſte belohnt ſie ihm mit Koketterie, welche ihn in ihren Feſſeln hält. Sagt ſie doch ſelbſt: Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre.“ —

Aurora hörte ihn aufmerkſam an und betrachtete ihn lächelnd. „Man ſollte glauben, Sie hätten ſich lange in Deutſchland aufgehalten, Sie ſprechen das Deutſche ungewöhnlich gut aus,“ ſagte ſie; und gleichſam als ob ſie kein Gewicht auf dies leicht hingeworfene Kompliment legte, das Theodorn jedoch nicht unangenehm war, fuhr ſie fort: „Sie urtheilen wie der Blinde von der Farbe, wenn ich mir dieſen Ausdruck gegen Sie erlauben darf, mein ſtrenger Herr. Sie laſſen den Schluß aus, worin ſie ſelbſt ſagt: Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke, wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl, und weiß es nicht. — Männer können Klärchen nicht richtig beurtheilen, weil im Ganzen genommen viel dazu gehört, wenn die Herren uns vollkommen Recht widerfahren laſſen ſollen. Sie verſtehen ſich nicht auf die Liebe, auf die tiefe, Alles verzehrende, wie ein Klärchen ſie fühlt."

„So! Da ſind wir nun verrathen und verkauft," brach Herr Garlaub aus. „Was ſagen ſie nun, Ancker?"

Theodor fühlte ſich etwas verlegen und zog die Schultern, ſtatt zu antworten. Aurora ſchwieg auch einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Klärchen iſt hingeſtellt zwiſchen des Lebens kalte Proſa und die warme Poeſie der Ewigkeit; dieſer Kampf iſt es, der ſie verzehrt, wie er denn ſchon manches Herz verzehrt hat. Von dieſem Kampfe haben Sie keine Ahnung. — Möchten Sie nie dahin kommen, es zu fühlen: „Ich bin übel dran, ich bin in einer wunderlichen Lage."

Sie ſtand auf, als ob dies Geſpräch die Saiten ihres Innern ſchmerzlich berührt habe, ſtellte die Harfe weg und ging in den Garten. Theodor war mißvergnügt mit ſich ſelbſt; ungeachtet ſein Urtheil, ſowohl über Klärchen, wie über Aurora, noch daſſelbe war, ſo war es ihm doch empfindlich, daß ſie ſeinen direkten bittern Angriff mit einem ſo frommen Wunſche erwiedert hatte. Das Stillſchweigen, womit die Damen nachher dem Beiſpiel Aurora's folgten, bewies ihm, daß Herr Garlaub nicht Unrecht habe, als er, ſobald ſie allein waren, ſagte: „Da ſind Sie ſchön angelaufen, lieber Freund. Mit deutſchen Damen muß man ſehr vorſichtig umgehen, ſie ſind empfindlich wie der Teufel. Ich weiß auch nicht, welcher Dämon Sie aufhetzte, ihr ſo in die Flanke zu fallen. Es war ja eine hölliſche Attaque."

Ungeachtet ſich Theodor in den folgenden Tagen ſichtliche Mühe gab, die Wolken zu zerſtreuen, die ſeine Launen zuſammengezogen hatten, und durch Artigkeit den Eindruck auszuglätten ſuchte, den er auf Aurora gemacht hatte, ſo glückte es ihm doch nicht; ſie ſchien das eben ſo wenig zu beachten wie ſein früheres Benehmen. Dies verdroß ihn, und er ſagte zu Franciska: „Ich weiß nicht, was das Mädchen verlangt, ich habe meine Tage nicht ſo viele Anſprüche machen ſehen. Glaubt ſie, daß ich mich ihr auf den Knieen nähern ſoll, wie ſie es vielleicht in Holſtein gewohnt iſt, ſo irrt ſie; hier zu Lande macht man nicht ſo viel aus einem glatten Geſicht, ſie ſind gottlob hier nicht ſo ſelten."

„Ein Geſicht wie Aurora's iſt doch wirklich etwas ziemlich Seltenes," antwortete Franciska. „Aber du verkennſt ſie, ſie macht ja gar keine Anſprüche, ſie weiß vielleicht kaum, wie hübſch ſie iſt. Daß ſie zurückhaltend iſt gegen dich, liegt theils in ihrer Natur, theils in der Ueberzeugung, daß du ſie nicht leiden kannſt. Es thut ihr weh, da ſie dich ſehr gut leiden kann, nach dem, was mir Ketty geſagt hat, und ſie kann nicht begreifen, was dir Veranlaſſung gegeben hat, dich ſo feindſelig gegen ſie zu benehmen."

Solche Geſpräche fielen oft zwiſchen den Liebenden vor. Theodor ließ ſie indeß nicht alle zu einem Ohr hinein- und zum andern hinausgehen, er gab allmälig ſeiner Geliebten Recht und ſich ſelbſt Unrecht. Franciska bemerkte mit Freude die Veränderung, die ihre Bekehrungspredigten verurſacht hatten, ſie machte auch Aurora darauf aufmerkſam; aber dieſe that, als ob ſie ſie nicht verſtehe, und behandelte Theodorn mit ihrer gewöhnlichen kalten Höflichkeit. In ſeinem Aerger darüber war die ſonſt billig denkende Franciska nicht weit davon entfernt, Theodors Meinung zu theilen, daß es ihr an Gefühl mangele. Aber das nächſte Wort, das Aurora an ſie richtete und nur ihr allein galt, war wieder ſo liebevoll und ſo voll Zärtlichkeit, daß ſie in ihrem Innern ihr die Ungerechtigkeit abbat, die ſie im Begriff geweſen, gegen ſie zu üben.

Die Gäſte waren ſchon ſechs Wochen da geweſen, dieſe Zeit hatte Theodorn ſehr lange gedauert, er betrachtete ſie wie eine Pönitenzzeit. Indeß hatte ſie ohne ſein Wiſſen eine ungünſtige Wirkung auf ſein Verhältniß zu Franciska gehabt; es war allmälig ein fremderer Ton unter ihnen entſtanden, da ſie ſeltener als ſonſt Gelegenheit gehabt hatten, ihre Gedanken mit einander zu wechſeln, zumal da Theodors üble Laune ihn die Gelegenheiten, die es bisweilen gab, verſäumen ließ. Er merkte es nicht, aber Franciska merkte es, und da ſie eines Sonntags Morgens ihm in den Garten folgte, während alle Andern noch am Theetiſch ſaßen, dachte ſie ernſtlich an dieſe Veränderung. Sie hatte ein Buch in der Hand, womit ſie vielleicht ihr Weggehen vor der übrigen Geſellſchaft hatte bemänteln wollen. Theodor kam ihr entgegen und ſagte: „Welcher anziehenden Lectüre habe ich denn dies unerwartete Zuſammentreffen zu danken, das erſte, kann ich beinahe ſagen, ſeit die Sonne über dem Hofe aufgegangen iſt. Gott weiß, es iſt nicht meiner Liebe Morgenröthe, die uns ſo verzaubert hat.“ Er ergriff das Buch, es war Göthe's Egmont. „Klärchen,“ ſagte er, „überall ſoll ich auf Klärchen ſtoßen. Ich möchte wünſchen, daß ich alle Klärchen ſo leicht von mir werfen könnte, wie dieſes Buch.“

„Um Gottes Willen, Theodor, wirf Aurora's Buch nicht in den Park. Wie kannſt du ſo unſinnig ſein, auf ein armes Buch zu zürnen? Es iſt nicht Klärchen, das mich hieher gebracht hat, ich ergriff das Buch in der Gartenſtube, um etwas in Händen zu haben, ich wußte ſelbſt nicht, was es war. Ich komme her,“ fügte ſie ſchamhaft und erröthend hinzu, „weil ich dich ſuchte.“

„Mich, Franciska? Wirklich? So haſt du mich nicht ganz vergeſſen über die Fremden? — Aber ich bin unſinnig, abſcheulich; vergieb mir, liebe Franciska, ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſage. Es iſt närriſch, aber ich will es nicht läugnen, ich bin eiferſüchtig auf Aurora, als ob ſie eine Mannsperſon wäre. Durch den Hof, den ſie dir förmlich macht, trennt ſie uns ganz; das Hofmachen der Frauenzimmer iſt weit ärger als das der Herren; ſie weicht ja beinahe nicht einen Augenblick von dir."

„Unſinniger Menſch," ſagte Franciska lächelnd, „glaubſt du, daß du der Einzige biſt, der die Erlaubniß haben ſoll, mich zu lieben? Komm, wir wollen dieſen ungeſtörten Augenblick anwenden, recht vertraulich zuſammen zu ſprechen. Laß uns in den Wald gehen, es kommt mir vor, als ob ich erſt dort ſprechen könnte, wie es meinem Herzen zuſagt."

Theodor nahm ihren Arm und ſie gingen in den Wald. Es war ein köſtlicher Morgen. Die dichten Buchen verbargen die Wallenden vor dem warmen Sonnenſtrahl, der von dem klaren blauen Himmel flammte. Unzählige Vögel ſangen und zwitſcherten miteinander, es läutete zur Kirche in den fernen Dörfern, und die Kühe, welche im Walde weideten, ſchüttelten ihre melancholiſchen Glocken, als ob ſie antworteten; auf dem ſchlängelnden Fußſteig, der bald hinter den Büſchen verſchwand, bald wieder zum Vorſchein kam, wanderten geputzte Landleute zur Kirche in ihrem Sonntagsſtaat mit den gebrauchten Geſangbüchern in den Händen. Sie grüßten und warfen den beiden Liebenden treuherzig Handküſſe zu, während ſie unter dem großen Baume ſaßen, wo Franciska damals Abends gekniet und Gott um Kraft gebeten hatte, der Angſt und Gefahr zu trotzen, um Theodors Leben zu retten.

„Dies iſt unſre Kapelle,“ ſagte Theodor, „hier halten wir Gottesdienſt. Dieſer kleine Hügel iſt mein Altar, auf dem ich mein Leben dir geweiht habe. Erinnerſt du dich, daß es hier war, wo du zweifelteſt, ob ich dich beſtändig lieben würde; da antwortete ich, daß, wenn ich jemals vergeſſen könnte, was ich dir ſchuldig bin, ſo ſolle mich der liebe Gott vergeſſen; denn ich verdiente dann nicht, glücklich zu ſein. Nun fühle ich mehr als jemals, wie wahr ich damals ſprach.“ Aber kaum hatte Theodor dieſe Worte ausgeſprochen, als der Gedanke ihn wie ein Blitz durchzuckte, daß er ſie ſchon ein Mal vergeſſen und dadurch den Schutz der himmliſchen Mächte verſcherzt habe. Unwillkürlich hielt er die Hand vor die Augen. Franciska zog ſie ihm leiſe weg.

„Mein Zweifel war gottlos,“ ſagte ſie. „Damals war ich ein Kind; ich glaubte nicht, daß ich ſo geliebt werden könnte, wie ich fühlte, daß ich dich liebte. Nun weiß ich, wie ſündlich dieſer Gedanke war, vergieb mir! Aber bereuen kann ich es doch nicht; denn durch dieſen Zweifel bin ich zu der Gewißheit gelangt, die nun unumſtößlich iſt und mich ſo unſäglich glücklich macht.“

Theodor umarmte ſie. Franciska lehnte ſich an ſeine

Bruſt in lieblicher Schamhaftigkeit. So ſaßen ſie lange. Der Ring, welchen ſie noch immer an einer Schnur um den Hals trug, war losgegangen, Theodor ſpielte damit, während ſeine Gedanken noch einmal das Regiſter ſeiner Undankbarkeit durchliefen. Dieſe Betrachtung koſtete ihm einen Seufzer, den Franciska ganz anders auslegte. Sie hatte heimlich ſelbſt ihr Bildniß vor dem Spiegel gezeichnet. Ungeachtet es Mängel hatte, glich es ihr doch. Es war für Theodor beſtimmt, aber noch hatte es ihr immer an einer Veranlaſſung gefehlt, es ihm zu geben, ohne mehr Gewicht darauf zu legen, als ihre Beſcheidenheit es zuließ. Aber heute hatte ſie beſchloſſen, ihm dies Geſchenk zu machen. Als ſie ihn in den Garten gehen ſah, ergriff ſie das Bildniß; aber da ſie in die Gartenſtube kam, hörte ſie Stimmen; hurtig verbarg ſie es in einem Buche, das auf dem Tiſche lag und nahm es mit ſich. In ſeiner launenhaften Heftigkeit hätte Theodor ihre Abſicht beinahe vereitelt. Als er ſeufzend den Ring betrachtete, fiel ihr plötzlich das beinahe vergeſſene Bildniß ein: es war, als ob ſie ſich ſelbſt ganz vergeſſen hatte, um nur an ihn zu denken.

„Du biſt ſo freundlich gegen mich geweſen, und haſt mir dieſen Ring gegeben, der mein theuerſtes Kleinod iſt,“ ſagte ſie, „und dein Bild, mit dem ich ſpreche, ſo oft ich allein bin, und ihm alle meine Gedanken vertraue. Ich habe keinen Ring dir zu geben, Theodor, und fühle doch nen unſäglichen Drang, das einzige Andenken, das du aus der Kindheit unſrer Liebe haſt, mit einem andern zu vertauſchen. Es iſt mir nicht geheuer, daß du noch eine Hand voll ſchwarzer Erde als Erinnerungszeichen aufbewahrſt. Ich habe ja damals ſelbſt in meiner Albernheit die Beſtändigkeit deiner Liebe an die Sandkörner geknüpft, die ſie ausmachte.“

Theodor ſeufzte wieder, tiefer als vorher, bei dem Gedanken an das verſchwundene Amulet. Franciska fuhr fort: „Solche unſinnige Worte haben gottlob keinen Einfluß. Aber deßungeachtet denke ich nur mit einer unerklärlichen Bangigkeit an die kleine Tüte. Es kommt mir bisweilen vor, als ob ich ſelbſt deine Liebe zu mir unter dieſem Hügel begraben hätte, den du eben unſern Altar nannteſt. Er gleicht ja mehr einem Grabe als einem Altar. Ich bitte dich, wirf die Erde ins Feuer, aber laß kein anderes Element damit in Berührung kommen. Du wirſt das Aberglauben nennen,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „aber ich bin auch ſo lange auf dem Lande geweſen, daß ich wohl die Erlaubniß habe, etwas abergläubiſch zu ſein.“

Theodor war verlegen und antwortete nicht. „Ich will dir eine kleine Verehrung zum Erſatz geben,“ ſagte Franciska nach einer Pauſe, „empfange ſie freundlich und überſieh ihre Mängel. Sie iſt für dich gemacht. Wenn du dieſe blaſſen Züge betrachteſt, ſo vergiß nicht, daß unter ihnen eine liebende Seele wohnt, die ihr unverdientes Glück zu würdigen weiß.“

Das beſcheidene Mädchen konnte kaum dieſe Worte hervorbringen. Sie ſchämte ſich, vor den Geliebten mit einem ſo mangelhaften Werke hinzutreten. Thränen kamen ihr in die Augen, faſt mit abgewandtem Geſicht blätterte ſie in dem Buche und reichte ihm ihre Zeichnung. Ihre Hand zitterte. Theodor faßte und küßte ſie. Aber kaum hatte er ſein Auge auf die Zeichnung gewandt, ſo brach er mit der unverkennbarſten Ueberraſchung aus: „Franciska, das war ein bitterer Scherz! Das habe ich nicht um dich verdient.“

Franciska ſah ihn betroffen an. Er hielt noch das Blatt in der Hand und ſtierte darauf hin. Ein Blick war hinreichend, ſie zu überzeugen, daß das nicht ihr Bildniß war; in dem Buche hatte noch eine Zeichnung außer der ihrigen gelegen. Eine junge Dame beugte ſich über eine Harfe, die ſie in dem einen Arme hielt, die Hand weilte noch auf den Saiten, das Geſicht war verborgen durch ein Taſchentuch, das ſie vor den Augen hielt, ihre Stellung drückte Kummer aus. Ihr zur Seite ſtand ein junger Herr in einer gleichgültigen Stellung, die eine Hand ſteckte in der Taſche, mit der andern machte er ſeine Schuhſchleife zurecht, er hatte deßwegen den Fuß auf einen Stuhl geſetzt. Es war mit Bleiſtift gemacht, nur Entwurf, aber gut und dreiſt. In der einen Ecke ſtand, ſcheinbar ohne alle Beziehung auf das Bild, der deutſche Vers:

Das Herz allein ſchafft Höll' und Paradies. —

„Aurora!" rief Franciſka erſchrocken.

„Klärchen," ſagte Theodor langſam. „Soll ich ſie denn überall finden als das allgegenwärtige Weſen, dem es nicht möglich iſt zu entfliehen! — Aber das iſt eine unbillige Strafe, Franciſka. Für dieſe Sünde habe ich Buße gethan in meinem Herzen, ich habe meine Unart eingeſehen und ſie mehr als gern ihr abbitten wollen."

„Ach nein, es iſt keine Strafe, ich habe mich vergriffen — ich wußte nichts von dieſer Zeichnung — ich habe ſie nicht gezeichnet — es iſt Aurora" — ſtammelte Franciſka.

„Aurora? Hat Aurora das gezeichnet?" — brach Theodor aus und ſah wieder hin. Franciſka ſchwieg und war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Er bemerkte es nicht und ſagte lächelnd: „Klärchen bleibt ſich ſelbſt gleich. Sieh einmal, wie viel Koketterie in dieſer kleinen Rache liegt. Und der Vers, den man leicht für den Seufzer anſehen könnte, den das Taſchentuch verbirgt. Es iſt wirklich niedlich. — Aber was fehlt dir, liebe Franciſka? Du weinſt? Um Gottes Willen, iſt dir nicht wohl?"

Franciſka that ſich Gewalt an. „Es iſt nichts, ich ward ſchwindlich, aber jetzt iſt es vorüber. Es iſt ja kindiſch, daß etwas ſo Unbedeutendes einen ſolchen Eindruck auf mich machen kann. — Laß uns nach Hauſe gehen, ſie vermiſſen uns vielleicht. Ich bitte dich, laß uns nicht hier bleiben, es iſt hier ſo dunſtig, mir könnte wieder übel werden, laß uns nach Hauſe gehen!“

Theodor ſtand auf und ging mit Franciska zurück. Seine zärtliche Theilnahme beruhigte ſie allmälig. Er trug noch das Buch, mit beiden Zeichnungen darin, Franciska nahm es und eilte auf ihr Zimmer. Hier nahm ſie das Bildniß heraus, betrachtete es wehmüthig und ſchloß es wieder ein mit ganz anderen Gefühlen, als mit welchen ſie es hervorgenommen hatte, um es Theodorn zu ſchenken. Daß das Schickſal ihre eigene Hand gebraucht hatte, Aurora's Bild dem ihrigen unterzuſchieben, weckte eine Angſt bei ihr, die ſie kaum bezwingen konnte. Sie betrachtete die Zeichnung und konnte ſich nur mit Mühe entſchließen, ſie an ihre Stelle zu legen. Während ſie ſchwankte zwiſchen der Verſuchung, dieſen kleinen Raub zu begehen, und der Scham darüber, hörte ſie ihrer Mutter Stimme auf dem Gange. Hurtig ſchloß ſie die Zeichnung ein, nahm das Buch und ging einen andern Weg in den Gartenſaal hinunter. Es war Niemand da; ſie legte das Buch hin, wo ſie es weggenommen hatte. Theodor kam indeß aus dem Garten gegangen. Es war ihr nicht möglich, ſich jetzt vor ihm blicken zu laſſen. Sie flüchtete wieder und verbarg ſich in einem entfernten Luſthauſe, um ihre beklemmte Bruſt durch ſtille Thränen zu erleichtern. —

Hoffnung iſt eine Tochter des Thränenerguſſes. Sie kehrte allmälig in Franciska's Seele zurück und flößte ihr eine heitere Ruhe ein. Sie nannte ſich ſelbſt ein großes Kind, und nahm ſich ernſtlich vor, alle Anfechtungen kindiſchen Weſens zu bekämpfen. Die Zeichnung, welche ihr nicht gehörte, und welche vermuthlich Niemandem zu Geſicht kommen ſollte, wollte ſie wieder an ihren vorigen Platz legen. Es war gewiß Aurora's Wunſch entgegen, daß Theodor ſie geſehen hatte — ſie ſchloß von ihrer eignen Beſcheidenheit auf Andere — aber ſie wollte ihn bitten, dieſe Entdeckung zu verſchweigen; und es ſei wohl nicht einmal nöthig, ſein eignes Gefühl müſſe ihm Verſchwiegenheit auflegen. Mit dieſen Gedanken betrat ſie die Gartenſtube. Aber ihr Vorſatz ward vereitelt. Theodor ſaß auf dem Sopha mit der Hand unter der Wange; ſie glaubte, er ſchlafe, und wollte ſich wegſchleichen, ohne ihn zu ſtören, aber da ſie nach dem Buche ſuchte, entdeckte ſie es auf dem Tiſche vor ihm. Er war ſo vertieft im Egmont, daß er ſie nicht bemerkte, und ſie ſchlich ſich weg, leiſer als ſie gekommen war. —

Mittags kam der alte Doktor und einige Herren aus der Umgegend. Franciska hatte ihre Traurigkeit überwunden, ſie trat wieder lächelnd auf, Theodor war ſo munter, wie er lange nicht geweſen war, die ganze Geſellſchaft ward aufgeräumt. Nachmittags zerſtreuten ſie ſich im Garten, der alte Doktor wollte die jungen Damen begleiten. Theodor, der beſtändig um Franciska geweſen war, ſchlug vor, daß ſie ſich ſchaukelten; aber auf dem Wege dahin bat ihn Aurora, ihr das Taſchentuch zu holen, das im Gartenſaale läge. „Da ich ſehe, daß Sie in ſo ungewöhnlich guter Laune ſind, darf ich vielleicht eine ſo dreiſte Bitte wagen,“ ſagte ſie. Franciſka, welche bange war, daß er eine Ausflucht haben werde, ſtieß ihn unmerklich an den Arm. Er drehte ſich fragend nach ihr um; ſie nickte, verlegen über ſein Ungeſchick, und dadurch erhielt ihre gute Abſicht einen andern Anſchein, der Aurora'n nicht angenehm ſein konnte. Theodor ging. Als er zurückkam, ſaßen Franciſka und Aurora in der Schaukel, und der alte Doktor ſchaukelte ſie mit aller Macht, ungeachtet er ſtöhnte und ächzte. Als ſie vorüberflogen, ergriff Aurora ihr Tuch, ohne ein Wort zu ſagen. Theodor wandte ihr den Rücken. Indem warf der alte Doktor ihm den Strang zu und rief: „Ziehen Sie nun, ich bin alt genug, um mich ablöſen zu laſſen.“ Aber Aurora verbat es ihm, ſie wolle ihm keine Mühe machen.

„Ich entbinde Sie ganz von aller Dankbarkeit,“ ſagte Theodor, „ich weiß, die haſſen Sie. Es kann auf Fräulein Franciſka's Rechnung gehn, ſie wird mir hinlänglich danken, daß es für Sie Beide gelten kann.“

Franciſka lachte, um Scherz daraus zu machen. Ketty und der alte Doktor lachten auch. Hierdurch aufgemuntert zog er die Schaukel noch ſtärker an, ſo daß ſie etwas aus dem Takte kam. Aurora ſchrie, daß ihr bange werde. Theodor fuhr aber fort und rief: „Engel gehören in den höhern Regionen zu Hauſe, Fräulein Engel kann ſich deßhalb unmöglich vor den Wipfeln der Bäume fürchten.“

„Aber nun will ich nicht mehr ſchaukeln, ich befehle es Ihnen, inne zu halten,“ brach Aurora aus mit einer Miene, welche es zweifelhaft machte, ob es Scherz oder Ernſt war. Theodor antwortete ausgelaſſen: „Bequemen Sie ſich zu bitten, Fräulein Aurora. Es iſt vielleicht das erſte Mal in Ihrem Leben, daß Sie dazu genöthigt ſind. Nun können Sie mit Wahrheit ſagen: Ich bin übel dran.“

Aber Aurora bat nicht. Als die Schaukel wieder abwärts kam, wollte ſie herausſpringen, aber während ſie den Augenblick benutzte, ging der Schwung ſchon wieder in die Höhe. Da ſie einmal im Springen war, konnte ſie ſich nicht aufhalten, und ſtürzte ſo von der Höhe herab. Franciſka ließ vor Schrecken das Seil los und ſtieß einen lauten Schrei aus, — in demſelben Augenblicke lagen beide jungen Damen ohnmächtig am Boden.

Theodors Schreck war unbeſchreiblich. Der alte Doktor ſchlug die Hände zuſammen, Ketty war nahe daran, umzuſinken. Die Uebrigen, welche den Schrei gehört hatten, kamen herbeigelaufen und vermehrten nur die Verwirrung. Theodor hob Franciſka’n auf in ſeinen Armen, er bekümmerte ſich nicht um Aurora, die noch in Betäubung lag, nachdem Franciſka zu ſich gekommen war. Franciſka konnte nicht ſprechen und war blaß wie eine Leiche. Er trug mehr als führte ſie zum Hauſe hinauf, wo ihre Mutter und Ketty ſie zu Bette brachten. Indeß war auch Aurora zu ſich gekommen. Sie ſah ſich um, verwundert nur Herrn Garlaub und die fremden Herren um ſich zu erblicken; alle Damen waren Franciska aus Zärtlichkeit gefolgt. Aber ſie konnte nicht aufſtehen, der eine Fuß war entweder gebrochen, oder wenigſtens verrenkt. Die Dienſtboten wurden herbeigerufen, um ſie in einem Stuhle hinauf zu tragen. Theodor war draußen vor Franciska's Thür geblieben, bis er ihre Stimme gehört hatte; da erinnerte er ſich plötzlich Aurora's, und eilte zurück in den Garten, wo er dem Zuge begegnete, der ſich ganz langſam bewegte. Aurora ſaß in einem Lehnſtuhle, ihr Tuch vor den Augen, als ob ſie ihre Schmerzen verbergen wollte. Herr Garlaub ging auf der einen, der alte Doktor auf der andern Seite. Hinterdrein kamen die fremden Herren.

„Sachte, Kinderchen, ſachte, hier iſt Vorſicht nöthig, damit iſt nicht zu ſpaßen,“ ſagte der Doktor. „Sie ſind mir ein Allerweltsjüngferchen, ängſtigen Sie ſich nur nicht, na, na — ja, ſolch ein Ende ſollte die Luſtigkeit nehmen. Sie ſind mir ein Mädchen, das muß man ſagen! Wir werden das Bein wieder zurecht bringen, Sie ſollen noch den erſten Tanz auf dem Erntefeſte mit mir tanzen, das verſprech' ich Ihnen.“ So tröſtete der Doktor die arme Aurora.

Theodor flog ihnen entgegen. „Um Gottes Willen Fräulein,“ brach er aus und hielt den Zug auf, „haben Sie Schaden gelitten? Wie iſt es mit Ihnen?“

Aurora nahm das Tuch von den Augen und ſah ihn ſchmerzlich an, indem ſie antwortete: „Wie Sie mir geweiſſagt haben, ich bin übel dran.“

„Ja, ſie iſt wahrhaftig übel dran, das arme Kind,“ ſagte der Doktor, „das weiß der erbarmende Gott. Und das um ſolche Narrenſtreiche.“ Der alte Mann vergaß in ſeinem Eifer, daß er ſelbſt daran Theil genommen hatte. Dann fuhr er fort: „Laßt uns nun wieder anfaſſen! — So — Sachte, ſachte! Nehmt Euch in Acht auf dem Tritte! Stoßt nicht gegen die Thüre! Da ſteht ein Stuhl im Wege — fort damit! — So — nun geht es. Und nun mit ihr hinauf auf ihr Zimmer. Oder es iſt wohl beſſer, daß hier unten eine Stube ihr eingeräumt wird, damit ſie deſto leichter an die friſche Luft kommen kann. Geht nur ins Cabinet hinein, Kinder, da wollen wir bleiben.“ So kommandirte der alte Doktor, und führte Aurora, die kein Wort ſagte und vor Schmerz die Zähne zuſammenbiß, in ein Gemach neben der Gartenſtube, wo ſie auf das Sopha gelegt ward.

Allmälig fanden ſich die Damen des Hauſes ein. Franciska war zu Bette gebracht, ſie hatte ſich die Bruſt an einer Baumwurzel geſtoßen, die war allerdings braun und blau, aber es hatte keine Gefahr. Der Doktor unterſuchte Aurora's Fuß, er. war verrenkt und ſtark geſchwollen. Da er ihn nicht allein ins Gelenk bringen konnte, ward Theodor gerufen, ungeachtet Aurora's Proteſtiren. Der alte Doktor freute ſich, einen Collegen zum Beiſtand zu haben, nun konnte er die franzöſiſche Methode anwenden, die er jeder andern vorzog. Während er die Gelegenheit ergriff, einen kleinen kliniſchen Curſus über Verrenkungen zu halten, wovon Theodor nicht eine Sylbe hörte, litt Aurora die Schmerzen, die dieſe Operation verurſachte, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit.

Die Fremden nahmen Abſchied. Frau Garlaub und Ketty gingen von einem Patienten zum andern und theilten ſich zwiſchen Beide. Der alte Doktor fuhr auch weg, nachdem er Franciska einen Beſuch abgeſtattet und ihr ein Recept geſchrieben hatte. Aurora bat ihn, bald wieder zu kommen, aber er erklärte es für eine Unmöglichkeit, in den erſten Tagen ſich wieder blicken zu laſſen; ſein Amanuenſis, wie er Theodorn nannte, könne indeß die Praxis bei den jungen Damen übernehmen. Aurora fragte gleich, ob ſie es nicht wagen dürfe, nach Kopenhagen zu fahren; es war deutlich, daß ſie ſich lieber einer langen und ſchmerzlichen Reiſe ausſetzen, als von Theodor in ihrem Unfalle behandelt ſein wolle, aber der Doktor ſchlug ihr dies mit einem derben Eide ab. Theodor verwünſchte in ſeinem Herzen ſein letztes unſchickliches Benehmen gegen Aurora, das dem armen Mädchen einen ſolchen Schrecken oder Abſcheu vor ihm eingeflößt hatte.

Am Abend verſammelte ſich die ganze Familie unten bei Aurora, mit Ausnahme von Ketty, welche bei Franciska blieb. Ihre Harfe, Noten, Bücher, Zeichnengeräth, alle ihre Kleinigkeiten, und Alles, was Frau Garlaub nur erſinnen konnte, das ihr angenehm ſein könnte, ward zu ihr hinuntergebracht. Sie fand eine Art Troſt darin, anzuordnen, wo Alles ſtehen ſolle, und bald hatte ſie das kleine Cabinet in eine behagliche Krankenſtube umgeſchaffen. Als Theodor hineintrat — er wagte nicht der mit Recht Erzürnten ſich eher zu nähern, als bis er Frau Garlaubs Vermittelung in Anſpruch genommen hatte — war ihm Alles fremd. Aurora lag auf dem Sopha, das in Eil in ein Bett verwandelt war; der weiße Anzug, das ſchöne Haar, das ſich unter einem kleinen Tuche hervorkräuſelte, das in einer Schleife unter dem Kinne zugebunden war, die ſinnige Stellung mit der Hand unter der Wange, der leidende Ausdruck, Alles trug dazu bei, ihre natürliche Schönheit zu erhöhen. Er ſtand wie verſteinert und konnte kaum eine Frage nach ihrem Befinden hervorſtammeln.

Aurora ſah ihn verſöhnlich an, und reichte ihm die Hand, indem ſie ſagte: „Ich kann wohl fragen wie die Geängſtete im Mährchen: Daniel, Daniel, warum verfolgſt du mich?“

Dieſe direkte, obgleich milde Anklage brachte Theodorn ganz außer Faſſung. Er beugte ſich über ihre Hand nieder, welche er küßte, und war nur im Stande zu ſtammeln: „O mein Fräulein, ſeien Sie barmherzig!“

Aurora drückte ihm die Hand faſt unmerklich, und ſagte: „Es würde unbillig ſein, Sie die Schuld allein tragen zu laſſen; ich habe mir vollkommen eben ſo viele Vorwürfe zu machen wie Sie; wir waren Beide unbeſonnen.

Die arme Franciska iſt die Einzige, welche unſchuldig leidet. Gott ſei gelobt! Ich höre, daß ſie am beſten davon gekommen iſt. Sie müſſen ſich darein finden, mein Mitſchuldiger zu ſein, darin ſoll Ihre Strafe beſtehen."

Theodor blieb den ganzen Abend unten; um Aurora zu zerſtreuen, ſollte vorgeleſen werden; ſie wählte einige Scenen aus Egmont, und er mußte das Amt des Vorleſers übernehmen. Als er das Buch weglegte, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß man ein dramatiſches Werk laut leſen müſſe, um es richtig zu beurtheilen. Klärchens ihm verhaßter Charakter zeigte ſich ihm jetzt in einem ganz andern und vortheilhafteren Lichte, als da er das Buch ſtill für ſich geleſen hatte.

Franciska war indeſſen nicht grade am beſten davongekommen. Sie ſtand freilich den folgenden Tag auf und pflegte ihre Leidensſchweſter zugleich mit den Uebrigen, aber ſie fühlte fortwährend Schmerzen in der Bruſt und warf noch lange nachher Blut aus. Sie verbarg jedoch ihren Zuſtand vor allen Andern, ausgenommen vor meiner Mutter — der Muhme Ketty — und ſo war ſie die Einzige, welche litt; denn Aurora's Fuß beſſerte ſich von Tag zu Tag unter Theodors Behandlung, und verurſachte ihr kaum noch Schmerz, ausgenommen beim Verbinden, das, wie ſie verſicherte, ſehr marternd ſei, und deßwegen viel Zeit erforderte. Eben ſo viel Muth, wie ſie im erſten Augenblicke gezeigt hatte, ſo wenig hatte ſie jetzt mit dem Fuße aufzutreten, und drei Wochen nach dem

Ereigniß lag ſie noch auf dem Sopha im Cabinet, das der Familie täglicher Sammelplatz geworden war.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Theodor nur wenig Gelegenheit, mit Franciska zu ſprechen, entweder war er bei Aurora, oder ſie war es, oder ſie waren es Beide. Aurora hatte ſich ſo an Franciska's Pflege gewöhnt, daß ihr nichts ſchmeckte, was ihr nicht Franciska gereicht hatte, und dies ſpornte das gute Mädchen an, ſich faſt über ihre Kräfte anzuſtrengen. Unſtreitig war Franciska die ſchwächſte von ihnen Beiden, und wenn man ſie mit dem feinen, blaſſen Geſichte und der ſchmächtigen Figur, ſich um die volle, blühende Aurora beſchäftigen ſah, welche auf dem Sopha lag, ſo hätte man glauben mögen, daß die Kranke und die Geſunde die Rollen vertauſcht hätten. In einzelnen Augenblicken war Franciska's Bläſſe ſelbſt Theodorn auffallend, aber ſie wußte ſeine Aufmerkſamkeit jedesmal von ihr auf Aurora hinzuleiten. Theodor war nur allzu geneigt, dieſer Richtung zu folgen.

Es fiel der unargwöhniſchen Franciska nicht mit einem Gedanken ein, daß Theodor in Aurora verliebt ſein könnte, und doch war es ſo. In den erſten Tagen nach ihrer Ankunft hatte Aurora's Schönheit ihn geblendet, ohne daß er es ſich geſtehen wollte, aber ſie betrachtete ihn als eine ſichere Eroberung; denn weder Franciska noch Ketty konnten ſich mit ihr an Schönheit meſſen, und behandelte ihn deßhalb nachläſſig. Theodors Eitelkeit ward verwundet, und er fand ſie kokett, leichtſinnig und herzlos.

Es war ſchon damals verſchmähte Liebe, die ihn zu ihrem Gegner machte. Daß Aurora ſich nicht um ſeine Aufmerkſamkeit kümmerte, ärgerte ihn; deßhalb ließ er ſeiner übeln Laune den Zügel ſchießen; aber Franciska's Vermittelung weckte ein beſſeres Gefühl bei ihm, und nun wollte er Aurora gewinnen. Sie merkte augenblicklich dieſe Veränderung, aber ihrer Sache ſicher that ſie, als ob ſie nicht darauf achtete. Theodor hatte richtig geurtheilt, als er ſagte, daß die Zeichnung eine überlegte Koketterie ſei, während ſie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlte trotz ſeiner beſſeren Erkenntniß. Die anhaltende Aufmerkſamkeit, welche er Franciska bewies, ſah Aurora als einen Eingriff an in ihr Monopol auf die Huldigung Aller, ſie arbeitete daran, ſie zu trennen, die Scene bei der Schaukel war veranlaßt durch Eiferſucht, ſie nahm ein unerwartetes und unüberlegtes Ende, aber auch dies wußte ſie ſich zu Nutze zu machen, und zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr an ihrem Siege. Sowohl Theodor wie Aurora, beide waren eitel, beide kokett — denn das kann ein Herr eben ſo gut ſein wie eine Dame — die Verſchiedenheit beſtand nur darin, daß ſie tiefſinnig kokett, und er leichtſinnig kokett war. Bei ihr hatte dies Talent mit vollem Bewußtſein ſich bedeutend entwickelt, bei ihm ſtrebte es noch unbewußt dieſelbe Höhe zu erreichen. Man kann die nur beklagen, die ihre Hoffnungen auf ſolche Charaktere gründen, ſie haben ihr Haus auf Flugſand erbaut.

Bald konnte Theodor ſeine Gefühle für Aurora nicht mehr beſchönigen mit ſo wohlklingenden Namen wie Begütigung, Pflicht, chriſtliche Liebe und Freundſchaft, mit welchen er bisher ſein erwachendes Gewiſſen hatte in Schlummer wiegen wollen. Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er Aurora liebe, wie er noch nie geliebt habe; was ihn an Franciska knüpfe, ſei nur Freundſchaft und Dankbarkeit. Er durchlief wieder die Proben von Selbſtaufopferung, welche Franciska ihm gegeben hatte, und warf ſich vor, daß Unbekanntſchaft mit dem, was Liebe eigentlich ſei, ihn dahin gebracht habe, dieſe Betrügerei gegen ſie zu begehen; denn er konnte es ſich nicht läugnen, daß ſie ihm ihr ganzes Herz geſchenkt habe. Als Aurora anfing zuerſt an einer Krücke zu gehen, dann an einem Stocke und endlich an ſeinem Arme, (denn für Andre war dies zu beſchwerlich) und ſie ſo Stunden allein zuſammen zubrachten, war er bisweilen der Verzweiflung nahe bei dem Gedanken an das Band, das ihn von ihr ſchied. Begegnete er in einem ſolchen Augenblicke, wo ſeine Sinne auch zu Verräthern an ſeinem eignen Herzen waren, der ſorgſamen Franciska, welche ſich freute, wenn ſie die Emſigkeit ſah, welche er für Aurora zeigte, ſo konnte er ſie nicht ohne Unwillen betrachten, welchen er nur mit Mühe verbarg. Franciska war gutmüthig genug, dies auszulegen als ein zurückgedrängtes Mißvergnügen darüber, daß die Aufmerkſamkeit, welche er Aurora erweiſen müſſe, ihn ihres Umganges beraube. Sie verdoppelte dann ihre Freundlichkeit, und ſtellte alle Vorzüge ihrer Nebenbuhlerin in das klarſte Licht, um es ihm recht einleuchtend zu machen, wie ſehr ſie die Sorgfalt verdiene, die ihr erwieſen würde. Dies Benehmen war freilich ganz dazu gemacht, die Herrſchaft Aurora's in demſelben Grade zu befeſtigen, in welchem ihre eigne geſchwächt wurde — bei einem Menſchen von Theodors oberflächlichem Charakter.

Aber nicht Alle waren ſo blind wie Franciska. Sowohl ihre Mutter, als auch Ketty ſahen klarer und zitterten Beide vor dem Augenblick, der ihr das eigne Schickſal entſchleiern mußte. Ihre Liebe zu Franciska machten ſie zu Theodors und Auroras Mitſchuldigen, ſie ſuchten die Unvorſichtigkeiten zu bemänteln, deren er ſich bisweilen ſchuldig machte, und beſchäftigten ſie, um ihre Aufmerkſamkeit von den halbflüſternden Geſprächen jener Beiden abzuziehen.

So war ein Theil des Sommers verfloſſen, und Theodor, der im Anfange des Mais hingekommen war, befand ſich am Ende des Auguſts noch da. Aurora ging noch nicht allein, Ketty hatte wegen einer ſtarken Erkältung einige Tage das Bett hüten müſſen, Franciska hatte damals ſich häufig bei den Töchtern des Predigers, eine Viertelmeile davon, aufgehalten und dieſe bei einem Todesfall in der Familie getröſtet. Theodor hatte dadurch Gelegenheit gehabt, faſt ununterbrochen um Aurora zu ſein.

Eines Nachmittags in der Dämmerung kehrte Franciska von einem dieſer Beſuche zurück; die ernſten Geſpräche, welche die letzte Zeit bei Predigers veranlaßt hatte, brachten ſie auf eine ſehr natürliche Vergleichung zwiſchen dem Schickſal jener armen Mädchen und ihrem eignen. Eine wohlthuende Zufriedenheit und Ruhe durchdrang ſie in dieſem Augenblicke, ſie fühlte recht den Umfang ihres Glückes und betrat das Haus in der froheſten Stimmung. Auf der Treppe begegnete ſie dem Hausmädchen, welche Aurora'n ein Glas Limonade bringen ſollte. Sie nahm es ihr ab, um ſelbſt die Ueberbringerin zu ſein. Die Thüre zwiſchen dem Cabinet und dem Gartenſaal ſtand halb auf, ſie hörte Aurora die Harfe ſpielen, und hielt an, um ſie nicht zu ſtören. Es war Klärchens Lied. Theodor ſummte ein Weilchen dazu, aber ſowohl Geſang wie Begleitung waren ſo gedämpft, daß man in Verſuchung kommen konnte, zu glauben, daß es ein abgeſchiedenes Lied ſei, das geſpenſtiſch umgehe. Wie mächtig ergriffen ſie nicht die ſchönen Worte, als ſie ihrem Ohr vorüberſchwebten:

Freudvoll
Und leidvoll
Gedankenvoll ſein;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt. —

Es war ſo lange her, ſeit ſie Theodor's Stimme gehört hatte. Nachdem durch die Ankunft der Fremden in der lieben, alten Hausordnung eine Veränderung vorgegangen war, hatte ſie nicht mehr in der Dämmerung am Klaviere geſeſſen und ihn begleitet. Jetzt riefen die bloßen Töne ſeiner Stimme die glücklichſte Periode ihres Lebens ihr zurück; die Freude hat auch ihre Thränen, und dieſe waren bei ihr im Begriffe hervorzubrechen; eine unendlich ſüße Wehmuth ergriff ſie. Sie ſetzte ſich an der Thür nieder, um ſich den Gefühlen recht hinzugeben, die ſie beſtürmten, und holte kaum Athem, um auf die lieben Töne zu horchen.

Theodors Stimme hielt inne, ehe er das Lied vollendet hatte, Aurora ſang es zu Ende. Als ſie leiſe die beiden letzten Zeilen wiederholte, drängte ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt, ſo daß ihn Franciska hörte. Sie glaubte darin den Flug eines Gedankens zu erkennen, der leiſe durch die Luft zu ihr hinſchwebte, es war, als ob er ihren Namen auf ſeinen Flügeln trüge. „Er denkt an mich," flüſterte ſie vor ſich hin, „ſowie ich nur an ihn denke." — Arme Franciska!

„Zum Tode betrübt!" wiederholte Theodor. „Sie ſingen meinen Grabgeſang, Aurora!" — Ach, wie weit waren dieſe Worte verſchieden von Franciska's Gedanken!

„Auch den meinigen," ſagte Aurora. — „Möchte ich nie hierhergekommen ſein!" fügte ſie bald darauf hinzu, wie in Gedanken; „was habe ich verſchuldet, um ſo hart beſtraft zu werden?“

„Aurora, ſprechen Sie nicht ſo! Ich, ich allein bin der Schuldige. Warum habe ich Ihnen nicht früher mein Verhältniß zu Franciska vertraut? Warum floh ich nicht, da ich nur die Wahl hatte zwiſchen Flucht und Verrath an Ihnen Beiden? — O Gott, Franciska!“

„Franciska hat einen liebenden, aber ruhigen Charakter. Sie wird eine flüchtige Unbeſtändigkeit verzeihen, wenn ſie ſie bemerkt hat, oder ſie will ſie nicht einmal bemerken. Es iſt noch nicht zu ſpät. Ich bin es, welche fort muß, Sie werden mich bald vergeſſen, Franciska kann noch glücklich werden. Ich muß fort, auf der Stelle“ — — Sie machte eine Bewegung, als ob ſie aufſtehn wolle, ſank aber zurück mit dem Ausruf: „O Gott, mein Fuß! Ich kann nicht!“

„Um Gottes Willen, ſchonen Sie ſich, Aurora! Aber verlaſſen Sie mich nicht, ich kann mich nicht von Ihnen losreißen, ich habe nicht mehr die Kraft, deren es dazu bedarf. Mein Leben iſt verſcherzt — verloren, ich habe es in meiner Unwiſſenheit ſelbſt weggeworfen. Für mich giebt es kein Glück mehr auf der Welt.“

Aurora verbarg das Geſicht in ihrem Tuche. Theodor fiel vor ihr auf die Kniee und legte ſeine Stirne auf ihre Hand. „Aber es giebt Pflichten, die ich erfüllen muß — grauſame Pflichten; denn ſie werden mich untergraben und meiner Anſtrengungen ſpotten,“ ſagte er leiſe.

„Es wird mich vernichten, Theodor, aber es muß doch ſein. Jetzt iſt es zu ſpät. — Laſſen Sie meine Hand los, laſſen Sie mich, Sie ſind ja verlobt mit Franciska. Laſſen Sie mich los, Ancker, gehen Sie, laſſen Sie mich allein weinen.“

„Liebe, theure, angebetete Aurora — wie unglücklich bin ich. Mein verwünſchter Leichtſinn iſt Schuld an Allem. Wie konnte ich glauben, daß ich Franciska liebe! — Und bin ich nicht ein Ungeheuer von Undankbarkeit? Wer hat ſo viel für mich gethan wie Franciska? Verdient ſie, daß ich ihr mit dieſer Untreue lohne?“ — —

„Ich bitte Sie, Ancker, ſchweigen Sie! Wollen Sie mir das Leben nehmen? — Heirathen Sie, ich verlange es von Ihnen, heirathen Sie ſie und ſeien Sie glücklich!“

„Glücklich?“ brach Theodor mit Heftigkeit aus, „glücklich ohne Sie? Sie ſind grauſam gegen mich, Aurora, — Sie martern mich, ſeien Sie doch barmherzig wenigſtens!“

„Faſſen Sie ſich, Theodor! Nicht dieſe Heftigkeit! Sie ängſtigen mich ordentlich. Laſſen Sie die Zeit für uns ſorgen! — Aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie Franciska's Geliebter ſind,“ fügte ſie hinzu mit einem Lächeln, das ihr eben ſo lieblich ſtand, wie es der Sonne ſteht, wenn ſie durch eine Regenwolke bricht.

„Ich bewundere Ihre Faſſung, Aurora. Möchte ich es Ihnen nachthun können, aber dazu habe ich nicht Kraft. — Die Zeit — — — ich erwarte Nichts von der Zeit.“

„Muthloſer!“ ſagte Aurora. „Aber das iſt eine gerechte Strafe. Fühlen Sie nun, was es bedeutet, zu ſich ſelbſt ſagen zu müſſen: Ich bin übel dran, ich bin in einer wunderlichen Lage?“ —

„Ihnen iſt Rache geworden,“ ſagte Theodor nicht ohne Bitterkeit. „Eines ganzen Lebens Glück iſt wohl ein Opfer, das die Unbedachtſamkeit eines Augenblicks verſöhnen kann. Oder iſt die weibliche Eitelkeit noch nicht befriedigt?“

„Das ſagen Sie mir, mir, die vielleicht das größte Opfer von uns Beiden bringt,“ brach Aurora aus mit weinender Stimme. „Ich kann wohl mit größerem Rechte Sie fragen, was dazu gehört, die männliche Eitelkeit zu befriedigen.“ — Sie hielt das Tuch vor die Augen und weinte.

„Vergeben Sie mir, Aurora! Ich bin von Sinnen, ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſage. Theuerſte Aurora, können Sie mir vergeben?“ — Er kniete vor ihr und legte das Geſicht auf ihren Schooß. Aurora legte die Hand auf ſeinen Kopf, und ihre Finger ſpielten mit ſeinen Haarlocken.

Eine tödtliche Ermattung, deren ſie nicht Herr werden konnte, hatte Franciska gezwungen, dieſer Unterredung zuzuhören. Die erſten Worte waren hinreichend geweſen, ſie machten, daß ihr Pulsſchlag beinahe ſtilleſtand; jedes folgende bohrte ſich in ihr Herz ein wie ein ſcharfer Pfeil, und bohrte unheilbare Wunden. Sie legte ihre

Stirn gegen die Thüreinfaſſung und weinte. Aber plötzlich fuhr ſie auf und eilte wie ein gejagtes Wild davon. Auf ihrem Zimmer fiel ſie meiner Mutter um den Hals und konnte kaum hervorſtammeln: „Ketty, Ketty, was habe ich gehört?“

Meine Mutter ahnte gleich, von welcher Seite das Unglück ihre Freundin getroffen habe, und ſo ward es ihr möglich, ihr entgegen zu kommen und das ſchwere Geſtändniß zu erleichtern. Die beiden Freundinen brachten den Abend zuſammen zu; Franciska war untröſtlich; ihr Beſchluß war bald gefaßt, aber damit war die tiefe Wunde ihres Herzens nicht geheilt. —

Als Alles ruhig im Hauſe war, begab ſich meine Mutter mit klopfendem Herzen nach dem Flügel des Hauſes, wo Theodor wohnte. Sie hatte den Ring und ſein Bildniß in der Hand. Zitternd klopfte ſie an, aber die Thüre war verſchloſſen, Niemand antwortete. Mit leichterem Herzen ging ſie wieder zurück, ſie war des widerwärtigen Schrittes überhoben, das Zimmer eines jungen Herrn ſo zu ungewöhnlicher Zeit zu betreten. Die Gartenſtubenthür ſtand nur angelehnt, man hatte wohl vergeſſen, ſie zu verſchließen, ſie wollte es deßhalb thun, aber der klare Mondſchein trieb ſie an hinauszuſehn. Da ſtand Theodor draußen vor Aurora's Fenſter, an die Fenſtereinfaſſung angelehnt und flüſterte mit ihr, die mit einem Tuch um den Kopf ſich hinaus und zu ihm hinbeugte. Erſchrocken wandte Ketty ſich um, aber Theodor hatte ſie geſehen, und wußte, daß er ſich verrathen hatte. Noch ehe ſie die Gartenſtube verlaſſen hatte, ſtand er neben ihr, und fing eine verwirrte Rede an, worin er dies zufällige Zuſammentreffen durch eine improviſirte Geſchichte beſchönigen wollte, die einer ſchlechten Lüge ſo ähnlich war wie ein Waſſertropfen dem andern. Seine Verwirrung erleichterte meiner Mutter, was ſie ihm mitzutheilen hatte. Sie ſagte ihm, was ſie geſehn, was Franciska gehört habe, und gab ihm zum Schluß Ring und Bild zurück. Die Unterredung war kurz und beſtimmt. Ohne auf ſeine Verſicherungen zu achten, oder auf ſeine Weigerung, ſie anzunehmen, legte ſie die Pfänder ſeiner Untreue auf den Tiſch und verließ ihn mit der Bitte, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Der armen Franciska verſchwieg ſie, wie ſie ihn getroffen habe, ſie berichtete ihr blos, daß ſie ihn im Garten geſprochen und ihres Auftrags ſich entledigt habe. Sie brachten eine kummervolle und ſchlafloſe Nacht zu. Am nächſten Morgen war Franciska krank; Ketty ſagte, daß ſie ſich heftig erkältet habe und im Bette bleiben wolle. Theodor reiſte Mittags nach Kopenhagen zurück, ohne irgend eine von den Muhmen geſehen oder Abſchied von ihnen genommen zu haben. Als er fort war, langweilte ſich Aurora und erleichterte Ketty'n dadurch die Ausführung ihres Planes, ſie zugleich mit meiner Großmutter zu entfernen, und ſelbſt zurückzubleiben. Erſt als ſie fort waren, theilte Ketty der Frau Garlaub mit, daß Franciska's Verlöbniß aufgehoben ſei.

Der Vater erfuhr nichts davon und wenn er, der Theodors Geſellſchaft vermißte, von ihm ſprach und Pläne machte, ihn zu einem neuen Beſuche zu bewegen, konnte die arme Franciska die Thränen nicht zurückhalten, ſie ſchlich ſich dann in den Garten und weinte ſich aus unter derſelben Linde, wo Theodor ſie in Thränen getroffen hatte, und wo ſie ſich verlobten. Aber in den Wald kam ſie faſt nie, und zu der Stelle, wo ſie jene Nacht gekniet und zu Gott gebetet hatte, kam ſie erſt lange nachher, als die Zeit ſchon Jahre nach den Begebenheiten hatte verfließen laſſen, die ſo eben erzählt ſind, Jahre, welche Franciska zubrachte in einem ſchweren Kampfe mit einem zerriſſenen Herzen, in einem Kampfe, worin ſie ſich rüſtete, den Spott und die Härte zu ertragen, die oft den Täuſchungen des Schickſals nachfolgen, und woran manche ihrer nächſten Angehörigen treulich Theil genommen haben. Und dies iſt Tante Franciska's einfache Jugendgeſchichte." —

— Rudolph ſchwieg. Luiſe trocknete ihre Augen und bückte ſich nieder auf ihr Nähzeug. Flora wollte ihre Bewegung verbergen; denn ſie ſchämte ſich, ſie vor Arnold blicken zu laſſen, da ſie wußte, daß er darüber ſpotten würde. Sie zog den Faden aus der Nähnadel und hielt ſie gegen die Lampe, um wieder einzufädeln, ſo daß ſie einen triftigen Grund hatte, mit den Augen zu blinzeln. Die Couſinen und alle Herren hörten Rudolph's Erzählung gleichgültig an.

„So! Das ging hinaus auf eine tugendhafte Sentimentalität, wie ich wohl fürchtete," ſagte Arnold, „ich merkte es gleich am Zuſchnitt. Sie müſſen nicht böſe werden, Rudolph, aber ich hatte wirklich gehofft, daß aus der Geſchichte etwas Beſſeres herauskommen würde. Oder haben Sie Etwas unter den Stuhl geſteckt, zum Beiſpiel den Knaben, von dem Frau Werner Ihnen den Teufel ins Ohr flüſterte? — Sie lächeln. Ja, Sie haben uns den Jungen unterſchlagen, ich ſeh' es wohl, kommen Sie heraus damit, verſchweigen Sie uns nicht das Beſte von der ganzen Sache. Heraus mit dem Jungen, ſo kann noch Etwas aus der Geſchichte werden."

„Was geht Sie denn der Junge an?" ſagte einer von den Vettern und drohte Arnolden mit dem Finger. „Laſſen Sie ihn in Ruhe, das arme Kind, es iſt nicht werth, dergleichen vergeſſene Sachen aufzurühren."

„Ich muß Ihnen wohl den Gefallen thun," ſagte Rudolph, „da Sie Ihr ganzes Vertrauen auf dieſen Theil der Geſchichte ſetzen. Aber ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich nun im Begriff bin, Tante Franciska's beſtes Geheimniß zu verrathen. Kann ich auch Rechnung machen auf ein gerechtes Urtheil, auf ein mildes" . . .

„Sparen Sie um Gottes Willen die Vorrede," unterbrach ihn Arnold, „wir ſind ja alle Menſchen, Sie ſollen uns ſo tolerant finden, ſo tolerant wie" . . .

„Wie einen jungen Lieutenant, der zu ſeinem erſten telldichein geht," fiel Rudolph ihm in das Wort. Verſprechen Sie mir das wirklich?"

„O was will das ſagen? Viel toleranter! Gott ſei ob für den Jungen! So lange Leben iſt, iſt auch Hoffung, und es war ja erſt gegen die Confirmation, daß ſtarb. Alſo?"

„Nun wohl, aber ich verbitte mir alle Unterbrechungen. Wird das zugeſtanden?"

„Wir wollen nicht ein Wort ſagen," riefen die Vetrn und Muhmen einſtimmig wie aus Einem Munde. Rudolph konnte kaum ſich enthalten zu lachen. „Welch ne ſchöne Einigkeit!" ſagte er und ſetzte darauf ſeine rzählung fort. —

— „Franciska hatte mehrere Jahre auf dem Lande ugebracht, ſtill, und ich kann beinahe ſagen vergeſſen von er Welt, mit der ſie nichts zu ſchaffen hatte. Meine Mutter war ihre einzige Freundin, ſie correſpondirten unbläſſig mit einander, und Ketty brachte jeden Sommer ein aar Monate draußen bei Garlaubs zu. Es war Framiska's beſte Zeit; dann konnte ſie recht ihr Herz in den Buſen der theilnehmenden Muhme ergießen und von dem urzen und ſo bitter verſchwundenen Glücke ſprechen. Keiner von Ihnen muß übrigens glauben, daß ſie eine wehklagende Perſon geworden ſei. Weit gefehlt! Aber man brauchte ſie nur zu ſehen, um ſich zu überzeugen, aß ſie unter dieſer frommen, ſtillen Beſchäftigung und iebevollen Theilnahme an Allem, was ſie umgab, ein blutendes Herz verbarg, das dieſem Leben entſagt hatte. Sie ſoll in dieſem Zeitabſchnitte mehrere Heirathsanträge gehabt haben, doch weiß ich nichts Beſtimmtes hierüber und will es daher als etwas Zweifelhaftes dahingeſtellt ſein laſſen. Sie war indeſſen zwei und zwanzig Jahre alt geworden. Da ſtarb ihr Vater und die Mutter zog nach Kopenhagen, nachdem eine langwierige Theilung Alles verzehrt hatte, was ſie beſaß. Mit einem kleinen Jahrgehalt und einer noch kleinern Leibrente, welche Franciska von einer Tontine hatte, auf welche ſie eingeſchrieben war, richtete ſie ſich genügſam und ſparſam ein, und Franciska verſtand es, beſtändig einen kleinen Ueberſchuß in der Haushaltung zu haben, wenn der Monat verlaufen war, oder hatte wenigſtens noch Etwas zu Gute für die letzten Blätter der Flora-Danica, welche ſie übernommen hatte zu illuminiren. Wenn Frau Garlaub dann klagte, daß die Jugend ihrer Tochter in Kummer und Mühe hingehe, liebkoſte ihr Franciska, zählte alle ihre Freuden auf, die die Bezahlung für das Blatt, das ſie in der Hand hielt, ihr verſchaffen ſollten, und küßte die ungeduldigen Worte weg, die ſchon auf den Lippen der Mutter ſchwebten. Von Theodor ſprach ſie nie, und wenn Frau Garlaub ſich hin und wieder eine Aeußerung erlaubte, die an die verſchwundene Zeit erinnern konnte, war ein Blick von Franciska hinreichend, ſie zum Schweigen zu bringen. Sie ſchüttelte dann leiſe den Kopf und murmelte faſt vor ſich hin: „Das liebe

Kind! — Gott weiß, wie ſie dem Menſchen verzeihen kann!“ — Aber Franciska ſagte: „Es iſt ſo leicht zu verzeihen, liebe Mutter. — Aber laß uns nicht davon ſprechen, es betrübt dich nur.“ —

Theodor hatte ſich indeß mit Aurora vermählt. Franciska erfuhr es von Ketty. Sie durchging noch einmal ihre Erinnerungen aus der verſchwundenen Zeit, und weilte bei der kleinen Bleiſtiftzeichnung, die damals ihr die traurige Zukunft vorgeſpukt und ſo zu ſagen dieſe Partie geſtiftet hatte. „Gott mache ihn ſo glücklich, wie ich es ihm wünſche,“ ſagte ſie, indem ſie die Zeichnung verbrannte, „und laſſe jede Erinnerung an mich aus ſeinen Gedanken ſo ſpurlos verſchwinden, wie dieſes Blatt jetzt verſchwunden iſt.“ Aber dies Autobafee ward nicht gebracht ohne bittere Thränen. —

Zwei Jahre nachher reiſte Theodor nach Rußland, wo Aerzte damals erwarten konnten, ein ſchnelles Glück zu machen. Ketty hatte gehört, daß er es zum Theil that, um Aurora aus den Verbindungen zu reißen, in welchen ſie in Kopenhagen ſtand, und die ihm ſtets Veranlaſſung gaben, ſeine Wahl zu bereuen. Sie lebten unglücklich zuſammen, ihre Koketterie ſpannte ihn unaufhörlich auf die Folterbank, und die Schaar von Anbetern, die ſich beſtändig um ſie verſammelten, waren ihm eine tägliche Qual. Ein eiferſüchtiger Mann wird leicht zum Gelächter: wenn er eine kokette Frau hat, iſt es unvermeidlich. Theodor und Aurora waren bald im Gerede, und es war zuletzt ihr eben ſo lieb wie ihm, davon zu kommen. Ketty verſchwieg dieſe traurigen Nachrichten, und Franciska erfuhr nichts davon; ſie wußte nur, daß ſie hinfort ihre guten Wünſche nach Petersburg durch die Luft ſchicken mußte. Das that ſie denn auch.

Frau Garlaub ſtarb und nun war Franciska ganz allein. Sie hatte mehrere Blutsverwandte, aber die ärmeren von ihnen, wozu meine Großmutter gehörte, konnten nichts für ſie thun, die Reicheren wollten es nicht, und von ihnen wünſchte ſie auch keine Hülfe. Als meine Mutter ſpäterhin heirathete, bot ſie ihr ihr Haus an, aber Franciska ſchlug es ab, ſie war damals ſchon daran gewöhnt, allein zu ſein mit ihrer Dienſtmagd. Sie ſetzte ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen fort, illuminirte die Flora-Danica, und that im Stillen viel Gutes.

Theodor hatte indeſſen das Glück in Rußland nicht gefunden, welches er ſuchte. Sein Vermögen wuchs, aber ſein häusliches Glück nahm ab, Aurora machte ſich wenig aus ſeinen Warnungen und gar nichts aus ſeinem Unwillen, und hatte bald Verbindungen geknüpft, die ſie tröſteten für ſein mürriſches Weſen. Er ſuchte ebenfalls ſeine Zerſtreuungen außer dem Hauſe, ſie ſahen ſich bisweilen ganze Tage nicht, und wenn es der Fall war, geſchah es nur, um einander Vorwürfe zu machen. Eines Abends vermißte er ſeine Frau bei der Rückkunft, ſie war ſeit dem Morgen nicht zu Hauſe geweſen. Den folgenden Tag kam der Bediente eines ruſſiſchen Offiziers mit dem

Beſcheid, daß er nicht auf ſie warten möge, ſie ſei mit ſeinem Herrn nach Moskau gereiſt und komme nicht zurück. Petersburg ward ihm verhaßt, nichts band ihn dort mehr; er ſammelte deßwegen ſein Vermögen, verwandelte Alles in baares Geld und ging an Bord, um nach Kopenhagen zurückzukehren. Aber er hatte eine unglückliche Reiſe. Das Schiff ward die Oſtſee hinabgetrieben, ſtrandete bei Rügen, und ſcheiterte völlig, die Paſſagiere retteten ihr Leben, aber auch Nichts weiter, und Theodor ſtand wie ein Bettler auf einer fremden Küſte. Kummer und körperliche Leiden brachten ihn in ein Hospital, woraus er nach einem halben Jahre als ſinnesſchwach entlaſſen wurde. Der däniſche Conſul nahm ſich ſeiner an, und bezahlte die Ueberfahrt für ihn nach Kopenhagen. Hier ward er an die Obrigkeit abgeliefert; man kannte ihn nicht; die einzige Nachricht, welche der däniſche Conſul hatte geben können, war, daß er ein däniſcher Arzt ſei, der auf der Reiſe nach Kopenhagen den Verſtand verloren habe, Paß und Papiere wären mit dem Schiff und ſeinen Habſeligkeiten verloren gegangen. Er hatte jedoch bisweilen lichte Augenblicke, worin er Namen nannte, die endlich Veranlaſſung gaben, daß er gekannt, aus dem Tollhauſe herausgenommen und bei einer Familie in Kopenhagen untergebracht wurde, die zum Theil davon lebte, Schwachſinniger ſich für eine billige Bezahlung anzunehmen, wo er es aber keineswegs gut hatte.

Franciska erfuhr dieſe Ereigniſſe ſtückweiſe, welche bald allgemein erzählt wurden und ein willkommener Gegenſtand waren für alle Kaffeetiſche. Sie hatte ſich ihn glücklich, geliebt und liebend gedacht, die Entfernung hatte die Täuſchung vermehrt, und nun fand ſie ihn dicht bei ſich, unglücklich, verrathen, als einen Gegenſtand des Mitleids, das ihm nach Mark und Schilling zugemeſſen wurde. Sie ſuchte ihn auf. Wie ſchlug ihr das Herz, als ſie draußen vor ſeiner Thüre ſtand mit der Wirthin, gegen die ſie ſich für eine Verwandte Theodors ausgab. Jedes Wort der troſtloſen Beſchreibung, welches ſie über ſeinen Zuſtand von ihr hörte, war ein giftiger Stich in ihr Herz. Er kannte ſie nicht. Sie trat vor ihn hin wie eine Fremde, von der er mit ſchlaffer Gleichgültigkeit die Pflege annahm, die ihm gereicht wurde; er hatte keine Ahnung davon, daß das Glas, welches er mit thieriſcher Gierigkeit leerte, ihm von dem einzigen Weſen dargeboten war, das ihm nicht den Rücken gewandt hatte, von der ſchwergekränkten Franciska. Bisweilen glaubte ſie Spuren der zurückkehrenden Vernunft zu entdecken und einen Sinn zu finden in den abgebrochenen Worten, aber ſie täuſchte ſich, und mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß er nicht im Stande war, einen Gedanken zu faſſen. Ein ganzes Jahr lang beſuchte ſie ihn täglich, ungeachtet alle die Vorſtellungen, welche meine Mutter ihr machte, beſonders die, daß er Niemanden kenne, der ihn pflege, gewiß jeden Andern davon abgebracht haben würden. Da ward ſie ſelbſt krank. Ihren erſten Gang, ſobald ſie wieder ſo weit hergeſtellt war, um ſich der Luft auszuſetzen, machte ſie zu Theodor; ſein Zuſtand hatte ſich nicht geändert, er kannte ſie noch nicht, er war noch nicht im Stande, ſeinen Verſtand auf irgend Etwas feſt zu richten, weder auf etwas Gegenwärtiges, noch auf etwas Vergangenes, und er hatte ſie nicht vermißt während ihrer Abweſenheit, die von ihm gar nicht bemerkt war. Ungeachtet dieſer niederſchlagenden Nachrichten ſetzte Franciska unverdroſſen ihre Beſuche fort. Es kam ihr vor, als ob er ihretwegen unglücklich ſei, als ob die Worte, die er zweimal ausgeſprochen hatte: „Vergeſſe ich dich jemals, ſo ſoll mich Gott vergeſſen, denn ich verdiene dann nicht glücklich zu ſein," des Himmels Fluch auf ihn herabgerufen hätten. Wie innig betete ſie nicht zu Gott, daß er ſich des Verſtoßenen erinnern und ihn wieder zu Gnaden annehmen möge — aber es ſollte nicht ſo ſein.

Zu dieſer Zeit bewarb ſich, wie ich mit Gewißheit weiß, ein achtungswürdiger Gutsbeſitzer, der Franciska von ihrer Kindheit an gekannt hatte, um ihre Hand. Sie wußte, daß das Herz, das er ihr bot, ihr von ihrem ſiebzehnten Jahre an im Stillen gewidmet geweſen war. Es war ein recht hübſcher Mann, meine Damen, er war nur Etwas über vierzig Jahre alt, Eigenthümer eines ſchönen Herrenhofes unfern der Gegend, wo Franciska ihre Jugend zugebracht hatte, er war gutmüthig, gefällig, geachtet und verſtändig. Ich glaube, daß ich hier alle Eigenſchaften, worauf es ankommt, in der rechten Ordnung aufgezählt habe, es iſt alſo beinahe überflüſſig hinzuzufügen, daß Franciska's Eltern dieſe Partie immer gewünſcht hatten. Sie ſchlug ihn dennoch aus, damit ſie Freiheit behalte, Theodorn pflegen zu können.

An dem Abend, wo ſie den Brief vollendet hatte, in welchem ſie ihrem Bewerber den unabänderlichen Beſchluß mittheilte, daß ſie nie ſich verheirathen wolle und grade mit der Hand unter der Wange ſaß und ihn durchlas, um noch einmal jeden Ausdruck abzuwägen, ward ſie durch einen Eilboten zu Theodors Wirthin gerufen. Das Dienſtmädchen wußte nicht, was es gebe, aber etwas Wichtiges müſſe es doch ſein, denn ſie ſolle das Fräulein bitten, doch ja ſchnell zu kommen. Tauſend verſchiedene Vermuthungen durchkreuzten unterwegs Franciska's Kopf, und ſie konnte ſich nicht von der losmachen, daß Theodor zur Beſinnung gekommen ſei, und daß ſeine Wirthin geglaubt habe, den glücklichen Augenblick benutzen zu müſſen. Die frohe Erwartung beflügelte ihren Schritt, — aber dies war nicht die Veranlaſſung geweſen, weßhalb man ſie gerufen hatte.

In dem einen Winkel des kleinen Gemachs ſaß Theodor. Der ſchläfrige Blick, den er bei ihrem Eintritt nach der Thür richtete und gleich wieder zurückwandte auf einen Bindfaden, den er unaufhörlich von einem Finger auf den andern wickelte, überführten ſie bald, daß ſie ſich in ihrer Hoffnung betrogen habe. Vor ihm ſtanden drei geleerte Teller; daß ſie von Zinn waren, deutete an, daß eine zerbrechlichere Maſſe ihm nicht ohne Gefahr anvertraut werden konnte. Das einſt blühende, volle Geſicht war bleich und eingefallen, die dunkelblauen Augen hatten Farbe und Ausdruck zugleich verloren, der liebliche, ſpielende Wechſel von Witz und Gutmüthigkeit, Nachdenken und Leichtſinn war verſchwunden, die blaugrauen Augen ſtierten ohne Ausdruck, ohne Sehkraft, ohne ſich feſt auf einen Gegenſtand zu richten. Das feine Grübchen des Kinns war verdeckt von einem kurzabgeſchnittenen Barte, das Haar war gleichfalls kurz, die weichen, glänzenden Locken hatten ſich in ſtarre Borſten verwandelt, die ſchönen Hände waren eckig und mager und bewegten ſich mit einer Hurtigkeit, das ihnen ein ſpinnenartiges Ausſehen gab; das Einzige, was aus früherer Zeit ſich erhalten hatte, war das loſe Halstuch, das noch auf dieſelbe nachläſſige Weiſe in eine Schleife gebunden war. Das war Theodor Ancker.

Die Wirthin ſaß mit ihrer gewöhnlichen mürriſchen Miene und ſpann. Auf dem Tiſche lag ein Brief und ein Pack, und daneben ſtand ein kleiner Knabe, der neugierig bald den fremden Mann, bald die fremde Frau, bald ein andres Frauenzimmer in fremder Tracht, das in der Ofenecke ſaß, betrachtete. Letztere ſah einfach aus, ihre niedrige Stirn, flache Naſe, und die unverhältnißmäßige Breite zwiſchen den kleinen Augen paßten gut zu der häßlichen Mütze, welche ihren Kopf bedeckte. Sie ſagte ab und zu ein paar Worte in einer fremden

Sprache mit einem eignen weichen Gurgellaut; aber der Knabe, an den ſie vermuthlich gerichtet waren, achtete nicht darauf, er war allzu beſchäftigt mit den fremden Gegenſtänden, welche ihn umgaben. Franciska ſtand betroffen ſtill. Die Wirthin unterrichtete ſie von dem, was vorgegangen war. Die Fremde hatte in halbverſtändlichem Deutſch ſich als eine Schifferfrau aus Reval vorgeſtellt, die den Auftrag hatte, den kleinen Knaben an ſeine Verwandten abzuliefern nach dem mitfolgenden Adreßbrief mit der Aufſchrift „an Doktor Theodor Ancker in Kopenhagen.“ Die Ueberfahrt war bezahlt. Die Frau hatte gewiſſenhaft ihren Auftrag beſorgt und Theodorn ausgeforſcht, und ſeine Wirthin hatte ſie dabehalten, um erſt Franciska's Meinung einzuholen.

Der Brief enthielt nur wenige Worte mit der Unterſchrift: Aurora. Der Name des Knaben war Al[illegible]nder, er war drei Jahre alt, die Mutter ſchickte ihn auf gut Glück in die Welt, da ſie nicht für ihn ſorgen könne und bat Theodorn, ſich ſeiner anzunehmen, zu welcher Forderung ſie ein Recht zu haben meine, wenn ſie für ſich allen Anſprüchen auf ſein bedeutendes Vermögen entſage. Von ihrem eigenen Schickſal fand ſich nichts darin, ſo wenig wie irgend eine Angabe von Ort und Zeit. In einer hinzugefügten Zeile ſtand: „Das Kind verſteht däniſch.“ Das feine Papier, wovon der Goldſand noch nicht verwiſcht war, und des Knabens Wäſche, zeigte keineswegs, daß Aurora, als ſie den Brief ſchrieb, ſich in

Noth befunden habe; es bezeugte nur die Richtigkeit des alten Satzes, daß koketten Frauenzimmern das Organ der Kindesliebe fehlt, das Organ, ohne welches ein Frauenzimmer aufhört, ein Weib zu ſein.

Warum ſollte ich weitläufig ſein bei einer Erzählung, die doch Ihre Erwartung täuſcht? Franciska's Entſchluß war bald gefaßt. Ungeachtet es nicht Theodors Kind war, ungeachtet dieſe Züge ſie unablässig an Aurora erinnern mußten, deren genaues Bild der Knabe war, nahm ſie ihn dennoch zu ſich. Aber Franciska war keine Heilige. Sie hat meiner Mutter geſtanden, daß ſie den Widerwillen gegen das unſchuldige Kind zu bekämpfen gehabt und dieſer Kampf ihr bittere Thränen gekoſtet habe. Alexander verſtand nur wenige däniſche Worte, aber ſie waren hinreichend, in Verbindung mit Franciska's Liebeszeichen, ihn zu beruhigen, und noch denſelben Abend ſchlief er in einem kleinen Bett, das in Eil für ihn zurecht gemacht war, an ihrer Seite. Nun öffnete ſie das kleine Packet, das des Kindes ganzes Erbe von ſeinen Eltern enthielt. Außer einigen Kleidern befand ſich eine Schachtel darin mit Papieren in ruſſiſcher Sprache (Atteſte von des Kindes Taufe und Impfung) und auf dem Boden lag — Theodors Bild, daſſelbe Bild, das einſt in jenen Tagen Franciska gehört, das ſie ihm zurückgegeben hatte, und das nun wieder aus Aurora's Händen in die ihrigen wanderte, und ihr den kleinen Ueberbringer theuer machte. Sie betrachtete es lange, als ob ſie eine einzige Aehnlichkeit mit dem Reſt auffinden wollte, der noch vom Original übrig war; ihre verlorene Jugend zog noch einmal in den klaren und beſtimmten Zügen vor ihr vorüber, welche das Bildniß belebte; dann drückte ſie es leiſe an ihre Lippen, und legte es zu ihrem eigenen, das Theodor nie geſehen hatte. Es war, als ob ſie in dieſem Augenblick die beiden Bilder vermählte, die ſo unvermuthet nach mehrjähriger Trennung einander begegneten, zum Zeichen, daß ſie und Theodor dereinſt in jener Welt ſich begegnen würden, welche Alles zuſammenfügen wird, was dieſe getrennt hat. Sie kniete am Bette des Kindes, und küßte den kleinen unſchuldigen Engel, den einzigen Zeugen bei dieſer Vermählung in effigie, und gelobte, daß ſie von Herzen ſeine treue und liebende Mutter ſein wolle.“ —

— „Ich kann nicht ſagen, wie viel ich von der Tante halte,“ brach Flora aus, „und ich könnte mich ſelbſt haſſen, weil ich ſonſt über ſie gelacht habe. Es iſt abſcheulich, wie man ſo unbedachtſam ſein kann.“ —

— „Tante Franciska hat ehrlich ihr Gelöbniß gehalten,“ fuhr Rudolph fort. „Meine Mutter war die einzige, welche den Zuſammenhang erfuhr. Theodor verließ die Welt einige Jahre darauf, ohne zu ahnen, welche Hinterlaſſenſchaft ihm Aurora geſandt hatte. „Es iſt mein Sohn,“ ſagte Franciska, „ich bin Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, wem er gehört; ich bin alt genug, um mich über Beſchuldigungen hinwegſetzen zu können, von denen mein Gewiſſen mich freiſpricht, und ich werde ihn mit Gottes Hülfe ſo erziehen, daß ein braver Mann aus ihm werden ſoll, der dem Namen meines Vaters keine Schande machen wird.“ — So ward Alexander von Einigen für ein armes Kind angeſehen, das ſie zu ſich genommen habe, von Andern für ihr eigenes Kind, das ſie auf dem Lande verborgen habe. Da Blutsfreunde die ſchlimmſten Freunde ſind, war es vornehmlich ihre eigene Verwandtſchaft, die ſich zu dem letzteren Glauben bekannte, und ſich weidlich ärgerte, nicht hinter den Vater kommen zu können, — wenn es nicht etwa der tolle Doktor war, ihr alter Liebſter, zu dem ſie ja täglich ging, und den ſie ja ein ganzes Jahr vorher beſucht hatte, ehe ſie krank wurde. — Aber dieſe Vermuthung kam doch ſelbſt den Starrköpfigſten unglaublich vor, und ſie betrachteten ſie nur als die letzte Zuflucht für ihren Verdacht. —

— „Hm! Dieſe Zuflucht war doch nicht ſo ganz zu verwerfen,“ brach Arnold aus. „In Ermangelung einer beſſern kann man ſich ja daran halten; denn das Mährchen von einem Dreijahrskinde, das von Rußland gereiſt kommt, als ob es aus dem Monde gefallen wäre, will mir denn doch nicht in den Kopf.“

„Und doch kann ich auf die Wahrheit einen Eid ablegen,“ ſagte Rudolph. „Aber ich wußte wohl, daß ich mit Zweiflern zu thun habe, deßhalb ſollte ich“ . . .

„An Ihren Worten zweifle ich keineswegs,“ unterbrach ihn Arnold, „das heißt, daran, daß Sie das glauben, was Sie uns erzählen. Aber lieber Gott, wenn nun Ihre Mutter Ihnen dies kleine Abentheuer aufgebunden hätte, um eine Jugendſchwachheit ihrer Freundin zuzudecken, was wäre denn Schlimmes dabei? Ein Menſch iſt ja dem Andern Verſchwiegenheit und Duldung ſchuldig.“

„Das merke ich,“ ſagte Rudolph und lachte. „Sie befolgen Ihre Grundſätze vortrefflich.“

Arnold ward verlegen und antwortete: „Nun ja, ſollte ich denn ſo leichtgläubig ſein, das für gute Waare anzunehmen und mich abſpeiſen zu laſſen mit ſolchen Antworten, wie man ſie kleinen Kindern giebt. Sie können mir doch nicht läugnen, daß es eben ſo glaublich klingt, wenn man ſagt: der Storch bringt die Kinder, oder ſie kommen aus dem ABCwaſſer, als wenn man ſagt: ſie kommen von Rußland gereiſt.“ —

— „Tante Franciska's Gebete blieben nicht unerhört,“ fuhr Rudolph fort, „und Theodor ſtarb nicht im Wahnwitz. Als Alexander fünf Jahre alt war, nahm Franciska ihn öfters mit zu Theodor, welcher ſich bald an das Kind gewöhnte und mit ihm ſpielte. So geſchah es eines Tags, als ihm der Knabe beim Spiel vor die Füße gefallen war, daß Theodor über ihn ſtolperte und mit dem Kopfe gegen den Ofen ſtürzte, ſo daß er wie todt liegen blieb. Als Franciska, ohne Etwas zu ahnen, eine Stunde darauf hinkam, um das Kind abzuholen, verließ der herbeigerufene Arzt eben das Haus mit der Erklärung, daß er nicht zu retten ſei. Aber der gewaltſame Schlag hatte ihm plötzlich den Gebrauch des Verſtandes wiedergegeben, der Nebelſchleier war hinweggezogen, der ſeine Vernunft umhüllt hatte, er erkannte Franciska zum erſten Male, und ſtreckte ihr die Hände entgegen, aber die Sprache hatte ihn verlaſſen. Franciska kniete an ſeinem Bette und gab ihm die zärtlichſten Namen; er legte die Hand auf ihr Haupt, als ob er in dieſem Augenblicke Alles verſtehe, was ſie ein ganzes Leben hindurch für ihn gelitten und gethan habe, und ſie dafür ſegnen wolle. — Mit einer gewaltſamen Anſtrengung erhob er ſich, nannte ihren Namen, und mit dieſem auf den Lippen ging er in die Ewigkeit.

Noch eine harte Prüfung ward der Tante Franciska auferlegt. Ein anſteckendes Fieber raffte Alexander hinweg, wenige Tage vorher, ehe er konfirmirt werden ſollte, einen Monat nachdem ihre einzige treue Freundin, meine Mutter, geſtorben war, und nun ſtand ſie wieder allein. Seit dieſer Zeit alterte ſie ſichtbar, aber ihr Geiſt und ihr Herz behielt die jugendliche Wärme für Alles, was gut war, und alterte nicht. Liebe war für ſie eine völlige Nothwendigkeit, ihr eigentliches Leben fand ſeinen Mittelpunkt in dieſem Gefühl; deßwegen ſchloß ſie ſich an jedes Kind, an jedes Geſchöpf, das ihr entgegenkam, deßwegen übertrug ſie einen Theil von dem Reichthum ihres Herzens auf mich, der ich erſt ſpät ihren Werth ſchätzen lernte. Kein Tag verging, an dem ſie nicht ein Werk der Wohlthätigkeit übte, jener Wohlthätigkeit, die im Stillen geübt wird, ungeſehen von den Augen der Menſchen; viele Dürftige werden ihre Tröſterin beweinen, und ihre Segnungen werden nicht Worte ſein, die in der Luft verfliegen. Und wie ſie in Liebe lebte, iſt ſie auch in Liebe geſtorben, und ihre letzte Handlung war, Glückliche zu machen.“ —

— Rudolph hielt einen Augenblick inne und warf einen Blick auf Arnold, der ihm gegenüber ſaß, und ein Bein über das andre geſchlagen ſich auf dem Stuhle wiegte. Getäuſchte Erwartung hatte ihn mürriſch gemacht, und er fand Tante Franciska's Geſchichte gotteserbärmlich langweilig. Als Rudolph ſchwieg, vollendete er ſchnell deſſen Satz und ſagte: „Dadurch, daß ſie Herrn Aſſeſſor Horn ihr ganzes Hab' und Gut, Tiſch und Stuhl, Chineſen und Schubkaſten teſtamentariſch vermachte. Ich wünſche Ihnen Glück zu der Erbſchaft.“

Flora wandte ſich mit Heftigkeit zu ihm und brach aus: „Aber Arnold!“ Doch Rudolph unterbrach ſie und wiederholte, ohne ſich ſtören zu laſſen: „Wie ſie in Liebe lebte, iſt ſie auch in Liebe geſtorben, und ihre letzte Handlung war, Glückliche zu machen. Keiner von uns Allen hat gewußt, daß Tante Franciska eine Kapitaliſtin war. Sie hat das Wohlwollen verſchmäht, das ihr nicht ihrer ſelbſt wegen gezollt wurde, und hat deßwegen Niemand auf eine Probe geſtellt, die vielleicht nur Wenige beſtanden hätten."

„Kapitaliſtin? Tante Franciska?" brach Frau Werner verwundert aus. „Nun wollen Sie uns noch Etwas einbilden."

„Gewiß nicht. Aber ich habe es nicht eher als heute Abend erfahren. Die Tontine, wobei ſie Mitglied war, hatte die Einrichtung, daß ſie ausſterben ſollte mit dem Längſtlebenden von den Eingeſchriebenen, und daß dieſer die ganze Summe erben ſollte. Tante Franciska hat alle die Andern überlebt, und iſt reich geworden ein halbes Jahr vor ihrem Tode. Ich habe hier in meiner Hand ihr Teſtament, das mir die unerwartete Aufklärung gegeben hat, daß ſie ein Kapital von zwanzig tauſend Thalern hinterläßt."

Der ganze Kreis drängte ſich um Rudolph und Luiſe, um ihnen Glück zu wünſchen zu einer Erbſchaft, die ſie beinahe verſpottet hatten, ſo lange ſie glaubten, daß ſie nur in der perſönlichen Hinterlaſſenſchaft der Verſtorbenen beſtehe. Rudolph ſah ernſt von Einem auf den Andern, als ob er in den frohen Geſichtern der Jubelnden einen einzigen Gedanken an die Stifterin dieſes Glückes ſah; aber da er keinen fand, verzog ſich ſein Mund zu einem bittern Lächeln.

„Mein liebes Luischen," ſagte Frau Werner, „nun kannſt du dir die Ausſteuer recht nach Wunſch einrichten. Was war es doch für ein Glück, daß Tante Franciska dem Gutsbeſitzer einen Korb gab, ſonſt hätteſt du mit Rudolph keinen Schilling geerbt. Aber was ſollte ſie nun mit dem Gelde machen, das gute alte Fräulein, als daß ſie es Euch gab? Das war ja ganz natürlich, und du haſt auch immer viel von ihr gehalten."

Luiſe ſchüttelte den Kopf und antwortete halblaut: „Ich habe von Tante ihrer ſelbſt willen gehalten. Es kommt mir in dieſem Augenblicke vor, als ob es mir am liebſten ſein würde, wenn Rudolph nichts Anderes von ihr geerbt hätte als die Sachen, die ihr ſelbſt gehörten. Aber es iſt wohl unvernünftig, ſo zu ſprechen."

Rudolph nahm ihre Hand und küßte ſie, ohne ein Wort zu ſagen. Ihre andre Hand hatte Flora ergriffen und hielt ſie in der ihrigen, indem ſie ſagte: „Meine gute, liebe Schweſter, du haſt immer uns übrigen Alle beſchämt, deßwegen mußte auch die Tante am meiſten von dir halten."

„Zum Henker," rief Arnold aus, „nun begreife ich, warum Sie ihr Ritter waren. Ein bischen Wind haben Sie doch wohl von den Batzen gehabt, Sie haben eine zu feine Naſe, als daß Sie nicht das liebe Geld gerochen haben ſollten. Zwanzig tauſend Thaler! Da läßt ſich freilich Etwas dafür thun. Ich wollte mich verbinden, die ſelige Seele zu rühmen mein ganzes Leben lang, und einen Barmherzigkeitsſtrich über die Geſchichte mit dem Jungen. ziehen, für einen viel geringeren Preis."

„Iſt das gewiß?" fragte Rudolph. „Gut, ich nehme Sie beim Worte. Da kann man ſehen, was für eine Menſchenkennerin meine Tante geweſen iſt, ſie hat ſich auf das Taxiren verſtanden. Hören Sie einmal, was das Teſtament beſagt: — „Da mein lieber Vetter Rudolph Horn in einer ſolchen Lage iſt, daß er meine Gaben nicht gebraucht, und da ſeine Verbindung mit ſeiner Verlobten durch kein Geldhinderniß aufgehalten wird, ſoll er nichts von dem mir gehörigen Tontinenkapital genießen, ſondern fünftauſend Thaler davon ſollen als Legate zur Unterſtützung von Nothleidenden ausgethan werden, und die übrigen funfzehntauſend Reichsthaler vermache ich hiermit meiner lieben Nichte Flora Werner und dem Lieutenant Arnold, mit der Bedingung, daß ihre Hochzeit innerhalb eines Jahres nach meinem Sterbetage ſtattfinde." — So lautet das Wort, und dieſes beſchriebene Blatt iſt ein Paß von Tante Franciska, womit ſie Andern die Zukunft eröffnet, die ihr ſelbſt das Schickſal verſagt hatte. Ich dächte, das wäre eine kleine Erkenntlichkeit dafür, daß Sie ſie ſo bereitwillig nach Hauſe begleiteten. Doch Sie haben ihr vielleicht Ihre heimliche Verlobung vertraut? Vielleicht auf dem Wege von der Hauptwache bis zum Strohmarkt?"

Arnold erröthete und biß ſich in die Lippe. Flora wollte kaum ihren eigenen Augen trauen, Rudolph mußte Jedem der Anweſenden das Teſtament zeigen, ehe ſie es glaubte.

„Weiß Gott, da ſteht es,“ brach Couſine Ida aus, „15,000 Reichsthaler, ſchreibe funfzehntauſend Reichsthaler in baarem Gelde. Das iſt grade die Lieutenantstaxe. Wer ſollte glauben, daß die alte Perſon ſo gut Beſcheid wußte?“ Das kann man bei Gott Glück nennen, das auf Euch niedergeregnet iſt, Kinder, wie vom Himmel.“

Flora und Luiſe umarmten einander und weinten. Frau Werner hatte ihre Hände im Schooß gefaltet, und dachte an die gute alte Franciska.

„Nein, ſehe mir Einer das alte Fräulein, wie ſie mit ihren Pfennigen hinter dem Berge gehalten hat,“ ſagte der eine von den Vettern, „wer hätte das ahnen ſollen? Von nun an will ich allen alten Jungfern den Hof machen; Niemand kann wiſſen, was ſie auf dem Boden des Kaſtens verſteckt liegen haben. Mag es auch zehnmal fehlſchlagen, wenn es nur das elfte Mal glückt, ſo macht es ſich doch bezahlt.“

„Du haſt eine andere Moral aus Rudolph's Erzählung herausgezogen, als ich erwartet habe,“ ſagte Frau Werner, „aber dieſe findet vielleicht am beſten Eingang bei den Meiſten. Laßt Euch denn dadurch beſtimmen, den alten Jungfrauen Wohlwollen zu erweiſen, und ihren

Eigenheiten mit Schonung zu begegnen, und diejenigen, welche es nicht zu thun geneigt ſind, weil ſie dadurch eine Liebespflicht erfüllen, für welche ſie Liebe einernten wollen, mögen es thun — in der ſeligen Hoffnung, im Teſtamente bedacht zu werden."

Rudolph ſtand noch mit dem Papier in der Hand und betrachtete mit einem ruhigen und zufriedenen Lächeln die verſchiedenen Gruppen. Dann faltete er es zuſammen und legte es ſtumm der weinenden Flora in den Schooß, welche ihr Geſicht noch am Buſen der Schweſter verbarg. Luiſe küßte ſie auf die Stirn, und reichte Rudolphen die Hand. Flora ſah empor, und ihr Blick fiel auf Arnold, der noch in derſelben Stellung ſaß und die Hand vor den Augen hielt. Rudolph bemerkte es und nickte ihr zu, indem er ſeine Hand ihm auf die Schulter legte.

„Tante Franciska hat glühende Kohlen auf mein Haupt geſammelt," ſagte Arnold leiſe, „ſie hat mir eine harte und demüthigende Lection gegeben, aber ich habe ſie ehrlich verdient. Ihr begreift nicht, wie ſehr ich mich ſchäme, Euch anzuſehn."

„Tante Franciska hat gewußt einen Unterſchied zu machen zwiſchen Leichtſinn und Schlechtheit," ſagte Rudolph, indem er Arnold's und Flora's Hände in einander legte, „die Wunden, die die erſtere ihr möglicherweiſe haben verurſachen können, ſind längſt vergeſſen und vergeben. Werdet ſo glücklich, wie ſie gewünſcht hat, daß Ihr werden möget, ich kann Euch keinen kräftigeren Segen geben, und wenn Ihr irgend einmal alten Jungfrauen begegnet, — ſo vergeßt nicht, daß Ihr Tante Franciska's Erben ſeid.“ —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Sechster Band.

Novellen.

Sechster Band.

21 1915 - 951

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Novellen.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Sechster Band.

Der Kinderball.

EGON MAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Der Kinderball.

Wenn man Abends im Monat Januar, vor etwa zehn Jahren, durch die zugezogenen Vorhänge im erſten Stockwerk in Juſtizrath Gram's Geſellſchaftszimmer hätte hineinblicken können, würde man ſich gewundert haben, ſieben menſchliche Weſen zuſammen zu ſehen, von welchen keines ein Wort ſprach, ungeachtet eine innige Zufriedenheit der Hauptausdruck der meiſten Geſichter war. Wer die Familie kannte, würde ſich noch mehr gewundert haben; denn er würde den Lärm erwartet haben, der beim Zuſammenſein von mehreren Kindern nicht ausbleibt, und bei Juſtizrath's war es hergebracht, daß ſie alle ſechs in der Wohnſtube waren, wo die Anweſenheit der Eltern ſie zu Spiel und Munterkeit eher aufmunterte, als davon abhielt. Aber heute Abend verhielt es ſich anders. Die kleinſten Kinder waren ſchon zu Bette, in der einen Ecke des Sopha's ſaß der Juſtizrath und las in der Kopenhagner Poſt, in der andern ſaß ein ernſter, ſchwarzgekleideter Mann, der in dem Zeitungsblatte „der Tag" nicht las; obgleich er es vor ſich hatte und hineinſtierte, als ob er einen Gran von Politik in den „politiſchen Nachrichten" auffinden wollte. Frau Gram ſaß am

Divantiſche und ſpann an einem Rocken von Mahagoniholz, an ihrer Seite ſpielten die beiden nächſtälteren Kinder, ein Knabe von elf und ein Mädchen von zehn Jahren, Federſpiel mit ſolchem Eifer, daß die Mutter wenigſtens einmal alle Viertelſtunden ihnen mit dem Finger drohen mußte, um ſie im Zaume zu halten; der ſanfte Blick, den ſie dann von den Kindern auf den fremden ſchwarzgekleideten Mann gleiten ließ, und dem die Augen der Kinder folgten, zeigte deutlich, daß man heute Abend ſeinetwegen der allgemeinen Munterkeit Zügel anlegte. In einem entfernten Winkel der großen Stube ſaßen zwei junge Mädchen an einem kleinen Tiſche mit einem Lichte darauf, die Eine ſtrickte, ließ aber oft die Nadeln ruhen, wenn ſie der Andern etwas zuflüſterte, welche ſich damit beſchäftigte, eine Puppe zu putzen, und deswegen in einer Menge von bunten Lappen kramte, welche in einem kleinen Korbe vor ihr lagen.

Sie waren Beide gleich alt, nämlich funfzehn Jahre, aber ſo verſchieden entwickelt, daß man unbedingt die eine für zwölf, die andre für achtzehn Jahr alt gehalten haben würde. Ein Kenner hätte im Geſichte von Lieschen Gram, das jetzt nichts weniger als ſchön war, aber mit ſehr ſchönen blauen Augen, die einſtige Schönheit angeſehen, die ſich langſam entwickelt, gleichſam als ob die innere Schönheit ſich erſt begründen ſollte, ehe Pſyche ihre Flügel entfaltete. Er hätte nicht den edeln Ausdruck ihrer Züge, obgleich dieſe noch ſchwankend und unbeſtimmt waren, nicht die Anmuth ihrer Bewegungen verkannt, nicht ihre Füße verdammt, weil ſie im Wachsthum vorgeeilt waren; mußte doch eine Zeit kommen, wo alles dies in das richtige Verhältniß trat. Dagegen hätte er in ihrer Freundin, der hübſchen Emilie Helſted, die ſchon entfaltete Blume geſehen, die nur auf den erſten Sturm wartete, um zu verblühen; ihre hohe, volle Geſtalt hatte beinahe etwas Matronenhaftes, die hübſchen braunen Augen blickten mit einer Sicherheit umher, die einem reiferen Alter entliehen war, ihre Bewegungen waren beſtimmt und kräftig, ihr Geſicht hatte den kindlichen Ausdruck verloren, oder ihn vielleicht nie gehabt. Ihre Haltung und die beinahe gefallſüchtige Art, womit ſie die Stricknadeln ſpielen ließ und hin und wieder auf die ſtille Gruppe am Divantiſche hinblickte, erinnerte an die Antwort des Dieners in dem Schauſpiele des Freiers Beſuch: „wenn Mädchen heirathen wollen, müſſen ſie ſich gerade halten und kleine Augen machen.“ — Lieschen beugte ſich, ohne aufzuſehen, über ihr Nähzeug, es war deutlich, daß das kleine Bauermädchen, das ſie für ihre jüngſte Schweſter putzte, in dieſem Augenblicke ihr einziger Gedanke war. Eben ſo verſchieden wie ihre Perſon war auch ihre Tracht, ſtand aber in einem umgekehrten Verhältniß; denn während Lieschens hochhalſiges Kleid den Schnitt eines erwachſenen Mädchens hatte, und eingelegt und doch faſt zu lang war, weil ſie erſt hineinwachſen ſollte, war Emiliens Kleid zu knapp, es ſpannte ſich über der Fülle des Buſens und hatte ihr zwei rothe Striche oberhalb der Schultern eingeſchnitten; es war nicht blos zu eng, ſondern auch zu kurz, ſie war herausgewachſen, und die Falbeln von neuerem Zeuge, die dieſem Mangel abhelfen ſollten, reichten nicht hin, das wohlgebildete Bein zu verſtecken, dem der Fuß, der dazu gehörte, keine Schande machte. Der Kopfputz ſtand wieder im Gegenſatz zu den Kleidern; Emiliens dunkelbraunes Haar war über der Stirn geſcheitelt und hinter die Ohren zurückgeſtrichen, wo es von einem ſeidenen Bande gehalten wurde, das rings um den Kopf ging, wie es Kinder von acht bis neun Jahren zu tragen pflegen; Lieschens lange, lichtgelbe, krauſe Locken dagegen wallten ungezwungen am Nacken nieder und verwickelten ſich alle Augenblicke mit den Fäden des Nähzeuges, denn ſie hingen frei, wie man es bei mehr als ſiebenjährigen Kindern ſelten ſieht.

„Wenn du doch endlich fertig wärſt mit der langweiligen Puppe!“ ſagte Emilie leiſe. „Ich kann nicht begreifen, was ein erwachſenes Mädchen für Freude daran haben kann, Puppenzeug zu nähen.“

„Iſt es nicht ein niedliches kleines Bauermädchen!“ antwortete Lieschen, auch flüſternd, und reichte ihr die Puppe hin, „ich glaube, ich könnte einen ganzen Tag damit ſpielen, ohne müde zu werden. Sieh doch, wie hübſch ſie iſt!“

„Ja doch, ſie iſt ſo häßlich nicht; aber wenn du doch Puppen machen wollteſt, ſo ſollteſt du doch lieber einen kleinen Huſarenoffizier ausputzen, und ihm einen ordentlichen kleinen Knebelbart machen und Sporen, und einen Pelz auf der Schulter. Gott, was iſt das für eine ſchöne Uniform, Lieschen!"

„Was denkſt du doch! Wird Mariane nicht lieber mit einem Bauermädchen ſpielen, als mit einem Huſaren?" ſagte Lieschen. „Komm! Nun ſoll ſie auch eine Mütze aufgeſetzt bekommen, das kleine hübſche Geſchöpf. — Ein Huſar! Ich glaube, du biſt nicht bei Sinnen, Mädchen!"

Lieschen ließ ihre Scheere fallen, und als ſie ſie aufnehmen wollte, folgte der Nähkorb nach; bei dieſem Geräuſch ſah der Fremde auf, verſank aber bald wieder in tiefe Gedanken; Frau Gram blickte nach Lieschen hin und ſchüttelte mit dem Kopfe. Emilie ſah verdrießlich auf ihr Strickzeug, und ſagte nach einer kurzen Pauſe: „Gott bewahre! Rühre dich nicht, ſonſt weckſt du das Murmelthier! Er iſt wie ein faules Ei; wenn er hier iſt, darf man ja kaum Athem holen."

„Pfui, Emilie, du mußt nicht ſo ſprechen von dem guten, braven Neſtel. Der arme Mann hat eine ſo liebenswürdige Frau verloren, es iſt heute gerade jährig, daß ſie ſtarb, er iſt ſo betrübt und will nicht wieder heirathen. Sie lebten ſo gut zuſammen, ſagt die Mutter. War es nicht ein ſchweres Schickſal, daß er ſie verlieren mußte? Er hat den hübſcheſten kleinen Jungen, den man ſich denken kann, du ſollteſt ſehen, wie allerliebſt er iſt."

Während Lieschen dieſe Schutzrede hielt, betrachtete Emilie den Fremden. „Wenn er ſo betrübt iſt, ſollte er lieber zu Hauſe bleiben und für das arme Kind ſorgen, als in Geſellſchaft gehen und den Leuten zur Laſt zu ſein."

„Vater hat ihn ſelbſt eingeladen," ſagte Lieschen, „es wäre ja Sünde, ihn allein in dem traurigen Hauſe ſitzen zu laſſen, wo kein Menſch iſt, der Mitleid mit ihm hat. Hier halten wir Alle ſo viel von ihm." —

Emilie ſtrickte wieder, und Lieschen nähte die Mütze für die Puppe. Es war wieder ganz ſtill. Emilie ſah ſich um und ſagte mit einem Kennerblick: „Hier wohnt Ihr gut, das iſt ein ganz anderes Quartier als Euer voriges." Lieschen antwortete nicht, ſie war zu ſehr beſchäftigt, Band auszuwählen für eine Schleife unter dem Kinne. Emilie ſchwieg wieder einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Wie alt iſt deine Mutter, Lieschen?"

„Meine Mutter? Das weiß ich nicht recht; ich glaube ſieben und dreißig Jahre. Warum fragſt du danach?"

„Das iſt doch noch eine hübſche Frau für ihr Alter, nachdem ſie ſo viele Kinder gehabt hat."

„Mein liebes Mütterchen," ſagte Lieschen und nickte der Mutter zu; „du kannſt nicht glauben, wie lieb und engelsgut ſie iſt."

„Wie iſt es dir denn Weihnachten ergangen?" fragt Emilie, ohne zu hören, was ſie ſagte; „ging es luſti zu? Ich hatte einen ekligen Weihnachten."

„O, es war herrlich! Wir hatten den Weihnachte baum hier und alle Kinder des Oheims waren hier, un wir bekamen ſo viele Geſchenke, du kannſt es dir ga nicht vorſtellen, und nachher tanzten wir; und die Alte wurden zuletzt ſo munter, als ſie uns Kindern zuſahen daß ſie alle zuſammen mittanzten; auch Neſtel mußt tanzen, er mochte wollen oder nicht."

„Der? der Murrkopf? das mag ihn gut gekleide haben in der ſchwarzen Küſtertracht. Gott, Lieschen was iſt er widerlich!"

„Neſtel? das kann ich nicht ſagen. Er iſt nich hübſch, aber garſtig iſt er keineswegs, er ſieht ſo gut aus und das iſt er auch."

„Ja, gut, das mag er ſein. Aber laß uns nich mehr von dem langweiligen Menſchen ſprechen. Ic hatte einen ekligen Weihnachten, es war kein Ball be uns, und Mutter war ſo verdrießlich, daß es kaum noch zum Aushalten war, ich konnte ihr zu Dank wede gehen noch ſtehen. Statt daß es beſſer werden ſollte wird es ſchlimmer, je älter ich werde; du kannſt glauben, ich habe es nicht gut. Ich bin auch oft melancholiſch."

Lieschen ſah mitleidig nach ihrer Freundin un ließ die Puppe in den Schooß gleiten. „Arme Emilie

Und ich habe es ſo gut, daß ich es mir nicht beſſer wünſche.“

„Werdet Ihr dieſes Jahr Tanzſtunden haben?“ fragte Emilie, deren Melancholie ſchon vorüber war. „Ihr müßt wohl die Françaiſen noch einmal wiederholen.“

„Nein, leider, dieſes Jahr nicht, ich gehe ja zum Prediger,“ antwortete Lieschen mit einem Seufzer.

„Leider? Wie kannſt du nur noch Luſt haben zu den langweiligen Tanzſtunden? Ich bin froh, daß ich davon bleiben kann. Ein ordentlicher Ball mit Cavalieren, das iſt eine andre Sache; aber wenn Mädchen mit einander tanzen, iſt es nur ein erbärmliches Vergnügen.“

„Aber es waren ja auch bisweilen Cavaliere da,“ wendete Lieschen ein.

„Cavaliere? die jämmerlichen Schuljungen? Schöne Cavaliere, die Einen riſſen und zogen; es fehlte nicht viel, ſo riſſen ſie uns die Kleider vom Leibe. Nein, ſolche Cavaliere will ich mir denn doch ſchönſtens verbitten.“

„Es war dir doch im vorigen Jahre nicht zuwider, mit Wilhelm Schmidt zu tanzen,“ antwortete Lieschen beleidigt, „ich kann es mir noch wohl erinnern, damals war er gut genug.“

„Ja, er war der manierlichſte von Allen, aber darum war er doch nur ein ungehobelter Burſche. Wenn keine Andern da ſind, muß man ſchon vorlieb nehmen.“

„Wilhelm Schmidt iſt gar nicht ungehobelt, und er tanzt ſehr gut."

Die Unterredung ſtockte wieder. Lieschen zupfte an der Puppe, aber ſie dachte an Wilhelm Schmidt, der der beſte Cavalier der Tanzſchule war und nun ein ungehobelter Burſche ſein ſollte. Emiliens Gedanken waren ſchon weit ab von den letzten Worten. Endlich fragte ſie: „Warum ſollſt du denn dies Jahr zum Prediger gehen?"

„Mutter will es haben; ſie ſagt, daß ich alt genug bin, um ihr im Hauſe nützlich zu werden, und daraus würde doch nichts, ehe ich konfirmirt wäre. Käme es auf mich an, ſo ließe ich es lieber noch anſtehen."

„Das iſt doch ärgerlich, daß es immer an die kommt, die ſich nichts daraus machen," ſagte Emilie in weinendem Tone. „Meine Mutter ſagt, ich ſei noch ein Kind, es habe keine Eile, ich könne noch einige Jahre warten. Nun bitte ich dich, ſieh mich einmal an, ob ich ein Kind bin. Da ſoll ich nun gehn in den verwünſchten alten Kleidern, die mir ſitzen wie die Flieſe um die Wurſt, und die Haare hinter's Ohr geſtrichen, um auszuſehen wie eine zwölfjährige Dirne. Ich glaube, Mutter wird mich nicht eher konfirmiren laſſen, als bis ich Hochzeit mache. Aber ich weiß wohl warum, ſie will ſelbſt nicht gern alt ſein, deßhalb ſoll ich bis an mein Ende ein Kind bleiben, und wenn ich auch ſo groß und ſtark werde wie der Runde-Thurm."

„Ach, Poſſen, Emilie, deine Mutter wird ja dadurch nicht jünger, weil deine Kleider zu eng ſind. Wie kannſt du ſo ungereimt ſprechen?“

„Ja ja, ich weiß wohl, was ich weiß. Aber du kannſt mir glauben, ich möchte in die Erde ſinken, wenn mich die Herren mit meinen kurzen Kleidern foppen und mir ſo viele einfältige Fragen vorlegen. In der Schule ſitze ich wie eine Großmutter vor allen den dummen Jungen und muß auf der Straße mit dem abgeſchmackten Schulbeutel einhergehen und jeden Tag die Lektionen wiederkäuen, und von der Sklaverei werde ich nicht frei, als bis ich konfirmirt bin. Ich habe dann vielleicht noch weniger Freiheit; aber keine Roſe ohne Dornen, und kommt Zeit, kommt Rath. — Auf den Sonnabend wird bei Frau Wild Kinderball ſein, wir ſind eingeladen. Kommſt du auch hin? Es wird ein ordentlicher Ball.“

„Ich bin auch gebeten, aber ich bekomme keine Erlaubniß, weil ich zum Prediger gehe. Mutter ſagt, es paſſe ſich nicht, den Winter zuvor zu tanzen, ehe man eingeſegnet wird.“

„Geh' mir doch mit dem Prediger! Das iſt ja nichts als Quengelei. Bitte doch deinen Vater! Was ſagt der?“

„Er ſpricht eben wie die Mutter, das weiß ich gewiß.“

„Ja ſo, das iſt die liebe Einigkeit. Bei mir zu Hauſe kann ich mich ſicher darauf verlaſſen, daß mein

Vater immer das Entgegengeſetzte ſagt von dem, was die Mutter geſagt hat; es hilft freilich nicht viel, denn kein Menſch kümmert ſich darum, aber es iſt doch bisweilen ein Troſt, wenn jemand unſre Partie nimmt.“

Lieschen ſchüttelte den Kopf und nahm wieder ihre Puppe vor, um ſie vollends fertig zu machen. Emilie fuhr fort, von dem Ball bei Frau Wild zu ſprechen; ſie wußte, wer hinkommen, und wie viele Muſikanten daſein würden. „Wilhelm Schmidt, die Perle, kommt auch hin,“ fuhr ſie fort und ſah Lieschen ſpöttiſch an, welche ganz roth wurde und ſtammelte: „Das glaub' ich nicht, denn er geht auch zum Prediger, zugleich mit mir.“

„Das iſt ſchön, Kind, daß Ihr zuſammenbleibt; es ſoll mich recht freuen, wenn ich Euch in der Kirche zuſammenſtehen ſehe. Ihr werdet ein hübſches Paar ſein.“

Lieschen ward böſe und maulte. „Gott bewahre,“ fuhr Emilie fort, „darf man den Liebſten nicht einmal bei Namen nennen, ohne in Ungnade zu fallen?“

„Ich kann das dumme Geſchwätz von Liebſten nicht leiden, das weißt du gut genug, und doch mußt du mich beſtändig damit necken.“

„Na, ſieh nur nicht ſo ſauer aus, mein Schätzchen! Du biſt ein Kind, Lieschen, das mußt du dir bis zu deiner Konfirmation noch abgewöhnen. Sollte ich böſe werden über Neckereien, ſo könnte ich nur hingehn und den ganzen Tag von Morgen bis Abend maulen. —

Glaubſt du aber nicht, daß du Erlaubniß bekommen würdeſt, wenn du dabei bliebſt, die Alten zu plagen, das hilft oft.“

„Nein, das nützt gewiß nichts,“ ſagte Lieschen lachend; „wenn Mutter einmal Nein geſagt hat, kann ſie nicht leiden, daß wieder davon geſprochen wird.“

„Ja, das glaube ich; das wäre ganz bequem, wenn ſich es damit abmachen ließe. Liegt dir denn gar nichts daran, hinzukommen?“

„Ja, weiß Gott, es liegt mir dran,“ antwortete Lieschen ernſthaft; „ich wäre ungeheuer gern auf dem Balle. O, ich wüßte nicht, was ich geben wollte, um da zu ſein, es wird gewiß ein göttlicher Ball.“

„Weil der geliebte W. S. hinkommt, nicht wahr?“

„Deswegen ganz und gar nicht; es iſt mir ganz gleich, mit wem ich tanze, wenn ich nur tanzen kann.“

„Du verſtehſt dich gut auf Bälle, Mädchen, das muß man dir laſſen. Du verdienſt wahrhaftig nicht auf andre als Schülerbälle zu kommen. Wenn du nur Erlaubniß bekommen könnteſt, mit uns zu Wild’s zu gehen, ſo wollte ich dich wohl zurechtweiſen und dir ſagen, wer gut tanzt; du ſollteſt ganz himmliſches Vergnügen haben. — Höre, Lieschen, ich will deinen Vater bitten, daß du uns begleiten darfſt, er ſagt doch vielleicht meinetwegen Ja.“

Lieschen hatte vielerlei Einwendungen und Bedenklichkeiten, aber Emilie räumte ſie alle aus dem Wege. Mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln warf ſie einen Blick in den ihr gerade gegenüber hängenden Spiegel, brachte ihr Kleid in Ordnung, das ihr von der Schulter heruntergeglitten war, und ging zum Juſtizrath hin, der indeſſen mit Neſtel über einen Artikel in der Zeitung halblaut ſprach. Lieschen blieb ſitzen und ſah nicht auf von ihrem Nähkorb.

„Ich habe Sie um Etwas zu bitten, lieber Herr Juſtizrath,“ ſagte Emilie mit einſchmeichelnder Freundlichkeit, „aber ſie müſſen auch Ja ſagen, ſonſt bin ich unglücklich.“

Gram betrachtete ſie lächelnd, und ließ den Blick über die große, ſchlanke Geſtalt hingleiten. Als er ihn wieder erhob und fragte: „Nun, was iſt es denn?“ kam es Emilien vor, als ob er ſie noch ſanfter anſähe. Sie trat mit dem einen kleinen hübſchen Fuß vor, faltete die Hände über der Bruſt und ſagte: „Sie könnten mich ſo ungeheuer glücklich machen, wenn Sie Ja ſagen wollten; aber nun wage ich nicht, es zu ſagen, Sie ſehen ſo ernſthaft aus.“

„Wirklich? Ich dächte nicht. Kommen Sie nur damit heraus, Emilchen, ich bin ſo ſchlimm nicht, wie Sie glauben. Was iſt es denn, warum Sie mich bitten wollen? Ich kann nicht Ja ſagen, ehe ich weiß, was es iſt, Sie könnten ja Unmöglichkeiten von mir verlangen.“

Der kurze, ſchielende Blick, den der Juſtizrath auf ihren Fuß geworfen hatte, war Emiliens Aufmerkſam nicht entgangen; ſie zog ihn an ſich, wie ein kluger F herr, der ſeine Truppen nicht anders gebraucht, als we es Noth thut. „O Gott, nein, es ſind keine Unmögli keiten,“ ſagte ſie, „es koſtet Ihnen nur ein Wort, u mich wird es ſo ungeheuer glücklich machen. — Da Lieschen nicht mit uns auf den Ball gehen bei Fra Wild?“ Ungeachtet ſie dieſe Frage mit leiſer Stimm ausſprach, ſah ſie doch dem Juſtizrath ſo zuverſichtli und lächelnd in die Augen, daß es ihm ſchwer wurd ihre Hoffnung niederzuſchlagen. Lieschen horchte mi klopfendem Herzen auf dieſe Unterhandlung, aber noc hatte ſie nicht gewagt, aufzublicken.

„Sehn Sie, Emilchen,“ ſagte Gram etwas verlegen, „wie würde es mir nun gehn, wenn ich Ja geſagt hätte! Das kommt nicht auf mich an, das muß meine Frau beſtimmen, aber ich glaube, daß ſie ſchon darüber mit Lieschen geſprochen hat. Nicht wahr, Mutter? Oder was meinſt du?“

Emilie ſchlug die Augen nieder und ſah betrübt vor ſich hin, der Fuß kam wieder vor und die Hände wurden wieder gefaltet in einer noch reizendern Stellung; ungeachtet ſie ausſah, als ob ſie alle Hoffnung verloren hätte, fühlte ſie doch mit Wohlbehagen, daß Herr Gram mehr für als gegen ſie war. Neſtel legte die Zeitung weg und betrachtete Frau Gram, welche nun das Urtheil ſprechen ſollte; die Kinder benutzten mit Freude die Gelegenheit, zu lachen und zu plaudern.

„Das geht nicht an, Milchen,“ ſagte Frau Gram, „Lieschen weiß ja, daß ſie, ſo lange ſie zum Prediger geht, keinen Ball beſuchen darf.“

„Aber deshalb, Frau Gram? Alle die andern Konfirmanden kommen ja hin, Wilhelm Schmidt und Jettchen Lange und Klara Bang, alle die, welche im vorigen Jahre bei Wild's tanzen lernten,“ ſagte Emilie.

„Mag das Jeder nach ſeinen Grundſätzen machen, Milchen, aber ich glaube nicht, daß es recht iſt, und deshalb habe ich gleich Nein geſagt, als Lieschen eingeladen wurde.“

Es entſtand eine kleine Pauſe, Frau Gram nahm wieder ihren Spinnrocken vor, aber Emilie blieb ſtehen. Mit einem wirklich rührenden Ausdruck wandte ſie die Augen nach dem Juſtizrath hin und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „So möchte ich nur wünſchen, daß ich auch zu Hauſe bleiben könnte, denn nun iſt mir alle Freude verdorben, und ich habe mich ſo ſehr auf den Ball gefreut.“

„Du wirſt doch ſchon Vergnügen haben, wenn du erſt da biſt,“ ſagte Frau Gram. „Das würde ja kindiſch ſein, wenn Du keine Freude haben könnteſt ohne Lieschen; ſie macht ſich auch nicht viel aus dem Ball; ſie iſt vernünftig genug, um einzuſehen, daß ihre Mutter Recht hat. Nicht wahr, Lieschen?“

Aber die Wehmuth der Freundin hatte auch Lieschen wehmüthig geſtimmt; ſtatt der Antwort rollten ihr zwei große Thränen die Wangen nieder und lagen wie Diamanten auf der Haube des kleinen Bauermädchens.

Frau Gram wandte ſich um mit einem mißbilligenden Blick und ſetzte das Spinnrad wieder in Gang, deſſen ſchnurrendes Rad Emiliens Seufzer übertäubte. Sie ſchielte nach dem Juſtizrath, aber er ſah auf ſeine Finger nieder und ſchwieg; mißvergnügt drehte ſie ſich um, um ihren Platz wieder bei der betrübten Freundin einzunehmen und über die pedantiſchen Eltern zu brummen. Aber wenn die Noth am größten, iſt ja die Hülfe am nächſten, nach dem Sprichwort, und ſie kommt oft von einer Seite, woher man ſie am wenigſten erwartet.

Neſtel, der Lieschen ernſthaft betrachtet hatte, beugte ſich über den Tiſch und ſagte halblaut zu Frau Gram: „Warum ſind Sie denn ſo ſehr dagegen, daß ein junges Mädchen Theil nimmt an einem ſo unſchuldigen Vergnügen, wie ein Kinderball iſt? Ich bin weit davon entfernt, Zerſtreuungen in Schutz zu nehmen, aber ein Kinderball! der iſt ja zeitig zu Ende. Und glauben Sie nicht, daß Lieschen gleichwohl zerſtreut ſein wird, wenn ſie weiß, daß alle ihre Freundinnen auf dem Balle ſind, und daß ihr das weit länger im Kopfe bleiben wird als die Erinnerung an den kleinen Schwingum, woran ſie Theil genommen hat?“

Emilie hatte ſich wieder auf ihren Platz geſetzt. Lieschen ſchielte ſo dankbar nach ihrem Beſchützer, ungeachtet ſie nicht mehr als einzeln abgebrochene Worte hören konnte, ſo daß es ihm ein Lächeln ablockte.

„Ich denke auch, daß es eigentlich nichts auf ſich hat, ſie das Vergnügen genießen zu laſſen, dieſes eine Mal,“ ſagte der Juſtizrath; aber ſein Blick weilte dabei mehr auf Lieschens hübſcher Fürbitterin als auf Lieschen ſelbſt.

„Ich halte nichts von Kinderbällen,“ ſagte die Frau, „und bin eigentlich froh, eine ſolche Entſchuldigung zu haben. Ueberdies iſt es mir zuwider, daß Lieschen dahin gehen ſoll, wenn ich ſie nicht begleiten kann. In ihrem Alter muß man auf jeden Eindruck achten, man kann nicht vorſichtig genug ſein.“

„Aber einmal,“ ſagte der Juſtizrath wieder; „du biſt ja ſonſt immer bei den Kindern, Mutter, und Lieschen iſt ja ein gutes, vernünftiges Mädchen, die ſich ordentlich zu benehmen weiß. Mir däucht, es iſt Sünde, ihr das zu verſagen.“

„Und auf einem Kinderball!“ fügte Reſtel hinzu. „Frau Wild iſt eine achtbare Frau, und wenn Lieschen mit Helſteds hingeht...“

Frau Gram zog die Schultern mit einem Blick auf die horchende Emilie, als ob ſie dieſe Begleitung nicht für die beſte hielte. „Wenn ich gewußt hätte, daß Lieschen bei Wild's Emiliens Bekanntſchaft machen würde, ſo hätte ich die verwünſchten Tanzübungen nicht zugegeben,“ flüſterte ſie ganz leiſe, „wir hätten ſie dann bei uns veranſtaltet, wo wir unſere Geſellſchaft wählen konnten. Emilie hat mir zu viel von dem verfeinerten Inſtitu weſen; aber ich verbiete ihr den Umgang nicht und laſ auch Lieschen einmal hingehen, um ſie nicht noch meh erpicht darauf zu machen."

„Mir ſcheint, daß Emilie ein ganz nettes Mädche iſt," ſagte Gram, „es iſt ſo etwas Offenherziges un Natürliches an ihr."

„Kann ſein," ſagte ſeine Frau, „und kann auch nic ſein."

Reſtel warf wieder einen Blick nach dem kleinen Tiſ hin und begegnete Lieschens Augen, die noch nicht ga trocken waren. Er nickte ihr freundlich zu und beug ſich wieder zu Frau Gram hinüber, indem er ſag „Verhüten wir es doch und verſchulden es nicht, daß d Kinder zu früh die ernſte Seite des Lebens kennen lerne Glauben Sie mir, Frau Gram, Lieschen fühlt in dieſe Augenblick den Verluſt des kleinen unſchuldigen Vergn gens eben ſo bitter, wie ſie nach zehn Jahren einen w größeren Verluſt fühlen wird. Iſt es nicht ein altvä riſches Vorurtheil, das Sie leitet, ein Vorurtheil, v dem man jetzt zurückgekommen iſt, und das wohl n etwas genützt hat? Gewiß in der Verzichtleiſtung a unſchuldige Freuden beſteht die Stimmung nicht, die e Konfirmande haben muß."

„Laſſen Sie uns nicht den Stab brechen über da was Sie altväteriſches Vorurtheil nennen," antwort

Frau Gram; „man iſt von Einem Aeußerſten zum andern übergegangen, aber dieſem Wege braucht man ja nicht zu folgen."

„Ich würde Sie nicht darum bitten, meine Liebe, wenn ich irgend etwas Anſtößiges oder Schädliches für Lieschen darin ſähe; aber es iſt meine feſte Ueberzeugung, daß Sie mit gutem Gewiſſen ihr dies erlauben können. Lieschen iſt ein gutes und vernünftiges kleines Mädchen. Gönnen Sie mir die Genugthuung, daß Sie ihr meinetwegen zugeſtehen, was Sie ihr ſonſt abſchlagen würden."

„Sie ſind jederzeit Lieschens Ritter," ſagte die Frau halb lächelnd und halb verdrießlich. „Aber wenn ſie ſich nun nichts daraus macht," fügte ſie hinzu als letzte Ausflucht, beinahe laut.

„Dann weinte ſie nicht," ſagte Gram.

„Ich weine nicht, Vater," ſagte Lieschen und trocknete die Augen mit der Puppe.

„Freilich weinſt Du," flüſterte Emilie, „verdirb' es nun nicht ſelber!"

„Sie weint?" ſagte die Frau; „ein großes, erwachſenes Mädchen! Nein, das weiß ich, dazu iſt ſie zu vernünftig. — Aber da Neſtel meint, daß es angeht, ſo will ich ſeinetwegen nachgeben und Ja ſagen. Aber ich habe dir keinen Ballſtaat zu geben, Lieschen, das iſt wieder ſchlimm."

„Mein einzig liebes Mütterchen," brach Lieschen aus, und lief hin und fiel der Mutter um den Hals, „meine einzig liebe Mama! O mein altes Jaconetskleid iſt mehr als zu gut für mich, und du haſt wohl ein altes Leibband mir zu geben, denn meins hat einen ſo abſcheulichen Riß bekommen, daß es nichts mehr taugt."

„Tauſend Dank, liebe Frau Gram," ſagte Emilie und neigte ſich vor der Frau, „ich werde Ihnen für Ihre Güte verbunden ſein, ſo lange ich lebe."

„Sind Sie nun glücklich, Emilchen?" fragte Gram und fügte hinzu, indem ſie wieder nach ihrem Platz eilte: „Es iſt doch ein nettes Mädchen, ſie hat ſo viel Manier."

„So wirſt Du alſo Sonnabend auf dem Kinderball ſein," ſagte die Frau und ſtrich Lieschens lange Locken zur Seite von der Stirn. „Wir werden wohl das unartige Haar befeſtigen müſſen, es ſieht ſo unordentlich aus für ein großes Mädchen."

„Ach nein, mein Mütterchen, das würde ſo erwachſen ausſehen. Laß es hängen, bis ich konfirmirt werde, dann wird es wohl befeſtigt werden müſſen."

„Du biſt ein rechtes Kind, Lieschen. — Aber das ſag' ich dir, es iſt der letzte Ball in dieſem Winter, ein zweites Mal hilft es nichts, wenn Ihr mich quält."

„Nein, lieb Mütterchen, wenn ich dies eine Mal tanzen darf, ſo verlange ich nicht mehr."

„Ausgenommen, wenn bei uns zu Hauſe Ball wird," rief Emilie, „dann muß doch Lieschen kommen, nicht wahr, allerliebſte Frau Gram?"

„Aber bei Euch wird in dieſem Winter kein Ball, das hat deine Mutter ſelbſt geſagt, Milchen.“

„Aber wenn einer wird, Frau Gram, nicht wahr? Dann werden Sie alle eingeladen, Sie und der Juſtizrath auch, davon iſt ſchon zu Hauſe geſprochen. Und dann kommen Sie ja wohl. Machen Sie uns nicht das Vergnügen, Herr Juſtizrath?“

„Ja gewiß,“ ſagte der Juſtizrath lachend, „in dem Fall werden wir Alle die Ehre haben, zu erſcheinen.“

„Da ſehen Sie, was Sie ångerichtet haben,“ ſagte die Frau zu Reſtel, „ſo geht es, wenn man ſchwach genug iſt, ſich überreden zu laſſen.“

„Ich danke Ihnen für dieſe Schwachheit,“ antwortete Reſtel; „Sie haben mir eine große Freude gemacht, und Lieschen wohl nicht minder. Was meinſt du, Lieschen? Glaubſt du, daß du dich Sonnabend vergnügen wirſt?“

„O, ungeheuer werde ich mich vergnügen. Ich bin ſo froh, daß ich an die Decke ſpringen möchte. Dank, Reſtel, du biſt immer ſo gut gegen mich und ſo bedacht, mir Vergnügen zu machen.“ — Indem Lieschen vor ihm vorbeiging, reichte ſie ihm die Hand und nickte dem ernſthaften ſchwarzen Manne freundlich zu; dann ſetzte ſie ſich wieder zu Emilien.

„Das wåre alſo abgemacht,“ flüſterte Emilie, „und dafür kannſt du mir danken.“

„Ja, und dem guten Reſtel; wåre er nicht geweſen, ſo hätte Mutter mir die Erlaubniß ſicher nicht gegeben.“

„Aber du dutzeſt dich mit ihm, Lieschen? Das klingt ja wunderlich.“

„Mit Neſtel? Ja, freilich thu' ich das. Er hat mich gekannt von Anfang an, als ich noch ein ganz kleines Ding war und iſt beinahe täglich zu uns gekommen.“

„Aber ſo ein alter, verdroſſener Sauerhäring, der wie ein Leichenbitter ausſieht.“

„Er iſt nicht ſo alt, er iſt nicht älter als drei und dreißig Jahre, und verdroſſen iſt er ganz und gar nicht, er iſt ſonſt ſehr munter geweſen.“

„Na na, es kann noch die Zeit kommen, wo es dir ſehr läſtig iſt. Es paßt nicht, ſich ſo dutzen zu laſſen, es klingt ſo abgeſchmackt. Ja, das iſt eine andere Sache, wenn es Jemand iſt, in den man verliebt iſt, und wenn es ſo heimlich geſchieht, daß es Niemand hört, ja, da kann es freilich himmliſch ſein. Aber laß uns nun vom Ball ſprechen. Was für Aermel haſt du denn für das ganz abgetragene Jaconetskleid?“ —

Als Lieschen Sonnabend Nachmittags zu Emilien hinging, um ſie und deren Mutter auf den Ball zu begleiten, der ihr beinahe Appetit und Nachtruhe geraubt hatte, das weiße Jaconetskleid aufgeſteckt, um es nicht zu zerknittern, und eine Magd hinter ihr, die ihr die Schuhe und andere Kleinigkeiten nachtrug, ſchlug ihr das Herz vor Freude und Erwartung. Emilie war außer ſich vor Entzücken und rief, als ſie ſie ſah: „Denke dir mein Glück, liebes Lieschen, es kommen Fremde heute Abend, Mutter geht nicht mit! Tante wird uns auf den Ball begleiten. Nun werde ich doch einmal dazu kommen, menſchlich auszuſehen, dafür hat Tante geſorgt; wenn Mutter mit iſt, werde ich immer ſo eulenſpieglig angezogen wie möglich.“ Und rund um ſie her lagen die zerſtreuten Kleidungsſtücke, während ſie ſelbſt im Unterrocke ſtand und von dem Stubenmädchen geſchnürt wurde, die genug zu thun hatte, das üppige Leben in die Form zu preſſen. „Spute dich, Dorothea, und ziehe nur feſter an, es ſitzt viel zu loſe.“

„Jeſus, Fräulein, das Schnürband wird gleich reißen.“

Emilie warf einen Blick in den Spiegel und lächelte. „Gott, wie froh bin ich, daß Mutter zu Hauſe bleibt. Laß doch ſehen, wie du ausſiehſt! Nimm die Hülle ab! Ich werde ein lichtblaues Florkleid anziehen über ein levantinenes, das Tante mir leiht, und weiße Schuhe, die ich auch von ihr bekomme, und ſie hat mir Spangen und Armbänder gegeben, ſieh nur, wie niedlich ſie ſind.“

Lieschen nahm verlegen die Hülle ab. Zum erſten Mal in ihrem Leben war ihr die hübſche und entwickelte Geſtalt ihrer Freundin ins Auge gefallen; um die weißen, runden Arme ſchlängelten ſich ein paar ſchwarze Schlangen, deren kleine Diamantaugen vor Freude über ihren Platz zu funkeln ſchienen.

„Gott, was biſt du flach über der Bruſt, Lieschen!

Das ſitzt ja ordentlich jämmerlich aus. Laß Dorthen dir helfen, ſie kann dir noch Etwas unterlegen, damit es ſich doch hebt. Du kannſt nicht glauben, wie darnach geſehen wird."

„Das Kleid ſitzt gar zu ungeſchickt," ſagte Dorthe, „es macht gar keine Figur, die Falten ſollten weit dicker auf den Hüften liegen."

„Du biſt auch ſo dünne wie eine Bohnenſtange, Lieschen; wenn man keine Figur hat, muß die Kunſt nachhelfen, man muß doch ausſehen wie andere Menſchen. Laß Dorthen nur machen!"

„Nein, ich danke, laß es nur ſitzen, wie es Mutter gemacht hat," ſagte Lieschen und band ſich ihre ſchwarzen Prünelſchuhe, „wenn das Kleid einen falſchen Schnitt hat, ſo hilft alles Handthieren damit nichts, es wird nur dadurch zerknillt."

„Es iſt gut, daß du ſchwarze Schuhe haſt, Lieschen, du haſt keine Füße für weiße," ſagte Emilie und betrachtete ihre eigenen Füße, die Dorthe mit ſeidnen Bändern verſah. „Ich fürchte, Tantens Kleid wird zu lang ſein, ich bin die langen Kleider nicht gewohnt, man kann auch die Füße dabei nicht ſehen, es iſt, als wenn man keine Beine hätte."

„Das Kleid ſteht dir gut, Emilie, du ſiehſt ſo ſchmuck aus und beinahe ſo groß wie deine Mutter; aber du ſiehſt nicht aus, als ob du auf einen Kinderball gehn ſollteſt."

„Die Meiſten ſind auch Erwachſene. Mindeſtens weiß ich, daß Lieutenant Palmer und ſein Bruder hinkommen. Kennſt du Karl Palmer? Er iſt ungeheuer hübſch und tanzt — es iſt, als ob man durch die Luft flöge. Kennſt du nicht den allerliebſten Karl Palmer? Dann biſt du noch auf keinem Balle geweſen, Mädchen.“

„Nein, ich kenne ihn nicht,“ ſagte Lieschen und ſchämte ſich beinahe, Karl Palmern nicht zu kennen.

„So iſt es, wenn man nur mit Wiegenkindern zu thun hat. Wenn wir hier Ball haben, ſollſt du Herren zu ſehn bekommen! — So, nun mach' mir das Haar zurecht, ſo kann ich doch nicht damit gehen. Mach' es wie Mutters!“

„Jeſus, Fräulein, das darf ich der Frau wegen ja nicht.“

„Poſſen, ich ſehe ja wie verrückt aus. Mutter bekommt uns nicht zu ſehen, es ſind ja ſchon einige Herren unten angekommen; wir gehen zur Tante hinein, und von da gleich in den Wagen. Komm nur!“

Dorthe gab nach, und bald erhob ſich ein Bau, der ſelbſt dem geſchickteſten Haarkünſtler Ehre gemacht haben würde. „Soll ſie nicht auch dir das Haar zurecht machen?“ fragte Emilie.

„Nein, ich danke ſchön. Ich würde es nicht wagen, in das Zimmer hineinzugehen mit einer ſolchen Friſur. Aber dich kleidet es niedlich.“

Emilie drehte ſich um vor dem Spiegel und wiederholte: „Ja, es kleidet mich niedlich!“ — In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, und ihre Mutter ſtand ſtill auf der Schwelle; hinter ihr kam die Tante in ihrem Ballſtaat. Frau Helſted war eine hohe, volle, noch hübſche Frau; ſie war ſehr geputzt, beſonders hatte ſie mehrere Ringe an [illegible] Fingern, große Ohrringe und eine gediegne goldne Kette um den bloßen Hals. Als ſie Emilien ſah, ward ſie feuerroth, betrachtete Lieschen, die ſich vor ihr neigte, und das Stubenmädchen, das ein paar Schritte zurücktrat, als ob ſie ſich verbergen wollte, mit ungehaltenen Mienen und fragte zornig: „Wie ſieht das hier aus? Wer hat die Dirne ſo ausgeputzt? Iſt das ein Anzug für ein unkonfirmirtes Kind? Wer hat dir Erlaubniß gegeben, dir das Zeug umzuhängen? Wo iſt dein Linonkleid? Iſt das nicht gut genug für die Mamſell?“

„Es iſt ja ſo kurz, daß ich es für die Puppen gebrauchen könnte,“ ſagte Emilie beinahe weinend, „wie würde ich in einem Bluſekleid ausſehn, dafür bin ich ja viel zu groß.“

„Warum biſt du ein ſo großer Klotz? Ein vierzehnjähriges Kind!“

„Nein, Mama, ich bin volle fünfzehn alt, und bin alt genug, um konfirmirt zu werden, ſo gut wie Lieschen Gram.“

„Nicht naſeweis, wenn ich bitten darf; unartige Kinder konfirmirt man nicht. Die kleine Gram ſieht ordentlich aus, aber du ſiehſt aus, als ob du halbverrückt wärſt. Kleide dich aus und ziehe dir das Linonkleid an, und das gleich den Augenblick!"

Emilie weinte. „Wir haben keine Zeit mehr, Schwägerin, und mit dem Linonkleid kann ſie nicht gehen," ſagte die Tante. „Ich bin es, die ihr das blaue geliehen hat, und ſie ſieht nicht aus, als ob ſie halbverrückt wäre, es ſteht ihr außerordentlich gut."

„Und der Thurm auf dem Kopfe," ſagte Frau Helſted und riß Emiliens Haarflechten mit einem einzigen Griff herunter, „haben Sie den auch vielleicht angeordnet? Dorthe! Gleich das gemacht, wie es ſitzen muß, und unterſteht ſie ſich ein zweites Mal, ſolche Kunſtſtücke zu machen, ſo werde ich mit ihr ſprechen, darauf kann ſie ſich verlaſſen."

Das erſchrockene Stubenmädchen löſte haſtig die Flechten ab und ſtrich ſie hinter die Ohren, und Frau Helſted band ſelbſt ein Band um Emiliens Kopf. „Lieber will ich zu Hauſe bleiben, als daß ich ſo ausſehe; man ſoll auch niemals ein Vergnügen haben, nun ſoll ich den ganzen Abend das Vollmondsgeſicht zur Schau tragen; Sie ſollten mir lieber alle Haare abſcheren, damit ich nur noch ſchändlicher ausſähe." — Aber dieſe Klagen ſtieß Emilie leiſe aus, um ihr beklemmtes Herz zu erleichtern, und ihre Mutter hörte nur die erſten Worte.

„Aber du ſollſt nicht zu Hauſe bleiben," ſagte ſie heftig, „und du ſollſt ausſehen, wie ich es befehle.

Solch eine Hoffart, die das alberne Ding hat! Wahrhaftig, du ſollteſt dich ſchämen vor der kleinen Gram, was das für ein gutes kleines Mädchen iſt! Steh ſie ſtill, Mamſell, und laſſe ſie mich das Band ordentlich binden! Es hat keine Eile, Ihr kommt zeitig genug, die Glocke iſt ja nicht mehr als ſieben.“

Während dieſes Auftrittes hatte Lieschen ganz verdutzt der Tante zur Seite geſtanden, die der Frau ab und zu etwas ins Ohr flüſterte, um ihren Zorn zu dämpfen, aber vergebens. Sie ſah mitleidig auf ihre gemißhandelte Freundin, und ihre Zärtlichkeit für Emilie verdoppelte ſich. Der Diener trat ein und meldete, daß der Wagen angeſpannt ſei und daß die Herren die jungen Damen erſuchten, herunterzukommen und ſich ihnen in ihrem Ballanzuge zu zeigen. „Mit Vergnügen,“ brach Emilie aus, „das muß man geſtehen, ich kann mich wohl ſehen laſſen, ſo ſchön wie ich bin. Komm, Lieschen!“ Aber Frau Helſted ergriff ſie bei dem Arm und ſagte: „Jetzt iſt keine Zeit zu Narrenſtreichen. Hinunter mit dir in den Wagen, ſonſt kommt Ihr zu ſpät, es iſt ja bald acht Uhr. Es iſt nichts zu ſehn an ſo ein paar Kindern, der Wagen hat ſchon über eine Stunde gehalten. Sage den Herren, daß ſie fort ſind. Viel Vergnügen, Schwägerin! Grüßen Sie zu Hauſe, kleine Gram!“

Der Diener ging. Emilie ſah ihre Mutter triumphirend an, als ob ſie eine ſeligmachende Ahnung hätte, daß der ganze abſcheuliche Auftritt von Eiferſucht auf ihre Schönheit veranlaßt ſei. Die Tante ſtieg mit ihren Schutzbefohlenen in den Wagen, und indem ſie ſich ſetzte, ſagte Emilie: „Es war gut, daß ſie nicht die Schuhe ſah, ſonſt hätte ſie mir wohl meine Schulſchlappen gegeben und dieſe ſich ſelber genommen — wenn ihre Füße nicht zu dick wären, um hineinzukommen.“

Lieschen drückte ſich in die eine Ecke und ſchwieg, Emilie und die Tante ſprachen vom Ball. Die Erſtere beklagte ſich, daß die niedliche Friſur zerſtört ſei; die Tante tröſtete ſie damit, daß das geſcheitelte Haar ihr gut ſtehe und daß ſie ſo unſchuldig ausſehe. Emilie ließ ſich tröſten; ſie war ſo weit in der Bildung gekommen, daß ſie ein unſchuldiges Ausſehen zu ſchätzen wußte. „Das iſt herrlich, Tantchen, aber ich fürchte, ich bin zu groß, um unſchuldig auszuſehen.“

„Nicht doch, Milchen,“ ſagte die gefällige Tante, „das kleidet dich gerade gut, und ſie wiſſen ja Alle, daß du noch nicht konfirmirt biſt.“ — —

Wer von meinen Leſern wäre nicht auf einem Kinderball geweſen? Niemand. Sie ſind Alle dageweſen und haben das große, erwachſene, ernſte Leben ſich gleichſam in einem Verkleinerungsglaſe abſpiegeln ſehen. Dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Ränke, derſelbe Haß und dieſelbe Zärtlichkeit, die zu einem Ball der Erwachſenen gehören, dieſelbe Gefallſucht und derſelbe Roman. Aber es iſt die Frage, ob ein Kinderball nicht ein Ball der

Erwachſenen im Vergrößerungsglaſe ſei; denn alle dieſe Gefühle treten gewaltſamer hervor, weil ſie friſcher ſind; die Maſchinerie iſt noch nicht abgenutzt, die Federn haben noch nichts von ihrer Schwungkraft verloren, alle Räder ſtrahlen noch im Glanze der Neuheit. Könnte man in die kleinen Seelen hineinſehn, ſo würde man ſich vielleicht überzeugen, daß Kinderbälle und Kinderkomödien von allen üppigen Vergnügungen die koſtbarſten ſind. Ein Feuerwerk, worin tauſend Schimmer auf einmal in die Luft ſteigen, koſtet weniger, denn es ſind nur Raketen und Pulver; hier ſind es Gefühle und Herzen, welche abbrennen, es iſt der kräftigſte Spiritus, der verloren geht, und es iſt eine abgebrannte Generation, die zurückbleibt. — Aber Kinderbälle ſind artig anzuſehen, und Frau Wild's Kinderball ſtand nicht zurück gegen irgend einen, dem ich beigewohnt habe, denn ſie war eine reiche Frau, und eine Frau von Geſchmack, und Alles war ſo ernſthaft angeordnet wie bei einem Miniſterball.

Es war ein Gemiſch von Erwachſenen und von Kindern, ſowie von jenen unglücklichen Geſchöpfen, die keins von beiden ſind. Zu den letzteren gehörte Emilie, die ihre häuslichen Bekümmerniſſe vergeſſen hatte und ſich in die Quadrille ſtellte zum Walzer mit einem jungen, hübſchen Officier, und, indem ſie vor Lieschen vorbeiging, ihr zuflüſterte: „Ich werde mit Karl Palmer tanzen, iſt das nicht göttlich? Aber ich wußte es im voraus.“ Da die kleinen Knaben ſtets große Mädchen wählen, ward Lieschen von einem kleinen Cavalier aufgefordert; dieſer Geſchmack am Contraſt mag im Blute liegen, denn wenn ſie kleine Erwachſene werden, ſo liebeln ſie wieder mit den größeren Damen, die ſie finden können. Lieschen kam hinter Emilien zu ſtehen, aber dieſe bemerkte ſie nicht, ſie war in zu eifrigem Geſpräche mit ihrem Tänzer. Sie ſtritten, ob Bournonville's Ballette am Dienſtage gegeben würden oder nicht, zuletzt wetteten ſie um einen Kuß. Lieschen zog Emilien am Kleide, aber ſie merkte es nicht. Als der Tanz vorbei war, kam Emilie zu ihr hin und fragte: „Tanzt Karl Palmer nicht allerliebſt? Und die kleinen Tanzſporen! Keiner von allen Herren hat ſie ſo.“

„Gott, Emilie,“ flüſterte Lieschen, „du wetteteſt ja mit ihm um einen Kuß! Wie wagteſt du das! Merkteſt du denn nicht, daß ich dich beim Kleide zog?“

„Was iſt denn daran? Es iſt ja noch nicht abgemacht, daß ich ihm den Kuß gebe. Wer ſagt denn, daß ich verliere?“

„Verliere?“ ſagte Lieschen und ſah ſie verwundert an. „Aber wenn er nun verliert, wie dann? Gott, Emilie, wie biſt du unvorſichtig!“

„Laß ihn ſehen, wie er dabei zurecht kommt. Es iſt ja nichts, um Aufhebens davon zu machen. Aber ich muß dir ſagen, es iſt ein großer Unterſchied, einen Kuß zu bekommen oder zu geben, das mußt du wiſſen, Mädchen. Es war ja Dienſtag ausgemacht, nun haben wir Loge am Dienſtag, alſo kann ich nicht verlieren."

Lieschen ſchüttelte den Kopf und ſah ihre Freundin ernſthaft an. Emilie lachte und ſagte: „du biſt ein Kind, das noch nicht in der Welt geweſen iſt. Da kommt der theure W. S. auf uns zugeſchoben, das gilt natürlich dir. Der Burſche iſt beinahe zu groß, um mit bloßem Halſe zu gehen."

Emilie entfernte ſich, als der zweite Tanz indem begann. Wilhelm Schmidt forderte Lieschen auf, und dieſe war froh, daß Emilie in dieſem Augenblicke nicht bei ihr ſtand mit ihrem ſatiriſchen Blicke.

„Wollen wir uns dort oben ſtellen bei Emilie Helſted?" ſagte Wilhelm.

„Wo Sie wollen, Ein Platz iſt ja ſo gut wie der andre."

„Ich weiß ja, daß es Ihre beſte Freundin iſt; aber ſie iſt mir immer auf dem Nacken und foppt mich, wie ſie nur an mich kommen kann. Ich fürchtete ſchon, Sie würden heute Abend nicht hier ſein, und dann wäre es nur ein langweiliger Ball geweſen, aber ich habe mich nie ſo gefreut, einen von Helſteds zu ſehen, als heute Abend, da ich ſahe, daß Sie mitgekommen waren."

„Es hielt auch hart genug. Mutter wollte es kaum erlauben. Aber Emilie bat ſo ſehr für mich. Da können Sie ſehen, daß ſie nicht ſo ſchlimm iſt, wie Sie glauben."

„Sie tanzt in Einem fort mit Lieutenant Palmer.

Darf ich Sie bitten um den Fandango und den dritten Walzer und den Cotillon? Nun wollen wir tanzen. Wollen wir fliegen?"

„Nicht ſo ſehr, Wilhelm, nicht ſo ſehr!" — Aber Wilhelm Schmidt fuhr ab mit dem leichten, ſchmächtigen Lieschen, ihr Jaconetskleid flog ihr nach wie ein Schleier, und die langen, hellgelben, krauſen Haare wehten um ihr Haupt, als ob es von einer Glorie umgeben wäre. Als ſie auf ihren Platz zurückkam, hatte ein hohes Roth ihrem Geſichte ein Leben und eine Friſche mitgetheilt, die ihr ſonſt fehlten.

„Wir fegten ordentlich," ſagte Wilhelm und betrachtete ſie mit Freude und Stolz; „ich hätte dem Lieutenant Scholler gern in die Kniekehlen gebaggert, aber ich konnte nicht dazu kommen. Ich ſchulde ihm Etwas von letzt, als ich mit ihm zu Balle war. Es iſt ein aufgeblaſener Kerl; aber er kann es noch bekommen."

„Pfui, Wilhelm, und das wollten Sie thun, wenn Sie mit mir tanzen. Das muß ich mir doch verbitten."

„So mag es ihm hingehen, ich verzeihe ihm Ihretwegen," antwortete Wilhelm Schmidt mit ritterlicher Galanterie. —

„Wer iſt das junge Mädchen mit dem herrlichen blonden Haar, die dort, die mit einem langen aufgeſchoſſenen Schulburſchen tanzt, er hat weiße Beinkleider und blauen Wams?" fragte Lieutenant Scholler die Wirthin.

„Das iſt eine Tochter von Juſtizrath Gram in der Zollkammer.“

„Das iſt ein ausgezeichnetes Geſicht und prächtiges Haar,“ ſagte Scholler und ſtrich ſich den kleinen Knebelbart.

„Meinen Sie? Sie iſt ſo dünn und ſo aufgeſchoſſen.“

„Sie iſt noch nicht ausgewachſen, aber das findet ſich. Sie wird beſtimmt ſehr hübſch. Sie hat ein paar köſtliche Augen.“ —

„Mit wem tanzeſt du, Chriſtian?“ fragte eine Frau ihren kleinen fünfjährigen Sohn; „iſt das deine kleine Frau?“

„Das iſt meine Liebſte,“ ſagte der Knabe und fiel ſeiner Dame um den Hals, und das kleine Mädchen fügte hinzu: „Ja, wir Beide wollen Liebſte ſein, nicht, Chriſtian?“ —

„Ihr Sohn tanzt nicht, Frau Bang,“ ſagte die Wirthin, „hat er nicht gelernt?“

„Ei was wollt' er nicht, er hat bei Larcher gelernt; aber Ihre Jutta will nicht mit ihm tanzen, und deswegen iſt er ganz melancholiſch.“

„Meine Jutta ſoll mit ihm tanzen. Komm her, Jutta! Warum tanzeſt du nicht mit Ludwig, wenn er mit dir tanzen will?“

„Ich will mit Franz tanzen, Mutter, den ganzen Abend,“ ſagte Jutta.

„Und Franz hat mich auch vor den Bauch geſtoßen,“

ſagte der verlaſſene Liebhaber weinend, „aber ich werde es ihm gedenken, ſo lange ich lebe.“

„Ja, er hat mich erſt auf der Erde gepackt, weil Jutta mit mir tanzen wollte,“ ſagte ſein begünſtigter Nebenbuhler, „und iſt mir in die Haare gefahren.“

„Ihr müßt artig ſein, Kinder. Geh nun hin und tanze, Ludwig, und ſei ein vernünftiger kleiner Junge,“ ſagte Frau Wild. „Es iſt eine Freude, das kleine Volk zu ſehen. Es iſt, als wenn es ordentliche Cavaliere und Damen wären; und wie fein ſie die Cour machen können, es iſt wirklich ein großes Vergnügen.“

Frau Bang band ihrer kleinen Tochter das Halsband zurecht, die auf beiden Schultern Schleifen und Ringe mit großen Steinen in den Ohren hatte; als ſie von der Mutter wegging, ſpazierte ſie langſam vor dem Spiegel vorbei.

„Darf ich das Fräulein zum Fandango engagiren?“ ſagte ein dreizehnjähriger Schulcavalier zu einer jungen Dame von zwölf Jahren; „er fängt grade an.“

„Ich bin ſchon engagirt,“ antwortete ſie und warf einen langen Blick auf Lieutenant Palmer, der müßig ſtand und ſich umſah. Sie war zwölf Jahr alt, aber es war ein achtzehnjähriger Blick.

„Wollen wir Fandango tanzen, wir Beide?“ ſagte Palmer, der den Blick aufgefangen hatte, und zog ſeine weißen Handſchuhe an.

Die kleine Dame ſchwieg, aber trat, vor Freude erröthend, mit ihm in die Quadrille. „Wer iſt der kleine kokette Satan, mit dem ich tanze?“ fragte er ſeinen Nachbar, „ſie kann Augen machen trotz allen Erwachſenen.“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie läßt ſich gut an, ich werde ihr die Cour machen; es iſt mir auch eigentlich gleich', wem ſie angehört, wenn man nur nicht den Vater zum Nachbar hat.“ —

Es war in zwei Zimmern gedeckt, in dem einen für die Kinder, in dem andern für die Erwachſenen; man ging paarweis zu Tiſche; Emilie ward von Palmern an den großen Tiſch geführt, Lieschen kam an den kleinen zu ſitzen, er war mit demſelben Luxus gedeckt und dieſelben Gerichte darauf, wie auf dem großen. Wilhelm Schmidt war der älteſte und angeſehenſte Cavalier, er war in ſeinem ſiebzehnten Jahr, ſollte Oſtern konfirmirt und im Oktober Student werden; Lieschen war vielleicht die älteſte von den Mädchen, aber das hinderte ſie nicht, den lebhafteſten Antheil an den Geſprächen zu nehmen, und ſie vergnügte ſich ganz vortrefflich. Aber Wilhelm war auch ein hübſcher Burſche und machte den Hof ganz nett, obgleich ſeine Manieren noch etwas linkiſch waren.

Nach Tiſche machten die großen Herren einen Eingriff in die Rechte der kleinen und wollten mit deren Damen tanzen. Wilhelm wollte ſich ſo eben zum Cotillon mit Lieschen ſtellen, als Lieutenant Palmer dazwiſchen trat und ſie aufforderte. Sie ſchlug es ihm ab, aber Palmer wiederholte ſeine Forderung, als ob es ſo ſein müßte. „Es iſt meine Dame,“ ſagte Wilhelm trotzig.

„So? So tanze den nächſten Walzer mit ihr. Der Cotillon iſt zu gut für dich. — Es iſt ja doch nicht Ihr Liebſter?“ ſagte Palmer, indem er ſich zu Lieschen wandte; „oder ſind Sie vielleicht verlobt mit dieſem blutjungen Menſchen?“

„Nein, Gott weiß, das bin ich nicht,“ antwortete Lieschen haſtig und verſchämt und ließ Wilhelms Hand fahren. Palmer ſtellte ſich zur Quadrille und Wilhelm ſchlich ſich hinter einen Vorhang, indem er murmelte: „Wer hat mit dir Brüderſchaft getrunken, du Laps?“ — Dort traf ihn ſein beſter Freund, Konrad Holm, und wunderte ſich, daß er nicht tanzte. „Mit wem ſollte ich tanzen?“ antwortete Wilhelm; „Lieschen iſt für mich das einzige Mädchen in der ganzen weiten Welt, ich liebe ſie ſeit zwei Jahren und will keine Andre lieben, und nun hat ſie der niederträchtige Palmer mir entriſſen und hat du zu mir geſagt und mich genarrt. Es ſind noch nicht mehr als zwei Jahre, daß er ſelbſt noch im Cadettenrock ging, aber warte nur, ich werd' es ihm ſchon eintränken. O, ich bin ſo wüthend im Kopfe, daß ich mich ſelbſt und die ganze Welt auf einmal zerquetſchen möchte. Auf den Oktober mache ich das Univerſitätsexamen, in drei Jahren könnte ich das Amtsexamen machen, aber nun iſt das Alles vorbei auf einmal. — Wenn Lieschen das Mindeſte auf mich hielte, ſo hätte ſie mich nicht verlaſſen, aber ich bin ihr gleichgültig."

Palmer walzte mit Lieschen vorbei, aber ſie ſah Wilhelmen nicht, der ihr mit den Augen folgte. Das Haar war ihr niedergefallen übers Geſicht, ſie bog den Kopf zurück und ſchüttelte ihn, um die Locken in Ordnung zu bringen, die wie ein Strom den Nacken niederwallten. Palmer unterhielt ſich in Einem fort mit ihr und Lieschen lachte. —

„Ich halte das nicht aus, gieb mir den Hut, Konrad, der hinter dir liegt, das nächſte Mal werde ich ihm den vor die Füße keilen, damit er längelang auf den Boden hinfällt."

„Laß das ſein, Wilhelm, er macht Spektakel und ſchlägt dich."

„Schlägt mich!" brach Wilhelm aus und richtete ſich in die Höhe; „na, Gott gebe, daß er die Probe mache. Laß ihn nur kommen, ich will ihm zeigen, daß ich Gelenke habe. — Da iſt er. — Sieh, er ſpricht ihr recht ins Geſicht hinein. Auf den Boden mit dir, Knebelbart!"

Der Hut flog zwiſchen den Gardinen hervor. Palmer ſtolperte und ließ Lieschen los, die ſich in ihrem Schwung nicht aufhalten konnte, ſie glitt aus, ſchlug mit dem Nacken auf den Boden und blieb liegen mit geſchloſſenen Augen. Wilhelm ſprang hervor und blieb wie verſteinert.

Die ganze Quadrille kam in Unordnung, Alle liefen herbei; Scholler, der nicht tanzte, aber ſich hingeſtellt hatte, um ſich im Inklinationswalzer wählen zu laſſen, war ſchon zugeſprungen, hatte ſie aufgehoben und auf ein Sopha getragen. Als Lieschen die Augen aufſchlug, fand ſie ſich in ſeinen Armen und ſah einen dichten Kreis von Köpfen über ſich hingebogen. Der Schrecken ſchloß ihr die Augen wieder. Emilie und ihre Tante kamen hinzu und ließen ſie in ein Damenzimmer tragen, wo ſie bald zu ſich kam. Der Schreck hatte mehr gethan als der Fall, um ſie außer Faſſung zu bringen.

„Iſt dir nun beſſer, liebes Lieschen?“ fragte Emilie. „Mach nur und werde wieder munter! Ich bin zu allen Tänzen engagirt. Es war der abſcheuliche Burſche, der Wilhelm Schmidt, der Karl Palmern ein Bein ſetzte, ich ſah es genau, aber er kommt nicht lebendig davon; ich mag nicht in ſeiner Stelle ſein, wenn Palmer ihn in die Hände bekommt, er iſt raſend, wenn er böſe wird, ich glaube, er mordet ihn.“

„Um Gottes Willen, liebe Emilie, geh hinein und ſage ihm, daß ich ganz munter bin,“ ſagte Lieschen erſchrocken. „Es war Wilhelm gewiß nicht, es war beſtimmt nicht Wilhelm. — Ich hatte den Cotillon mit ihm tanzen ſollen, aber Lieutenant Palmer nöthigte mich, mit ihm zu tanzen,“ fügte ſie leiſe hinzu.

„Er iſt alſo eiferſüchtig,“ brach Emilie aus, die gleich das rechte point de vue herausgefunden hatte, „es war aus Eiferſucht! Der dumme Burſche, er bildet ſich ein, daß es ihm erlaubt iſt, ſich zu verlieben! Da ſiehſt du, Mädchen, was dabei herauskommt, wenn man ſeine Anbeter unter den Schulknaben hat, das bringt nie Glück.“

Lieschen ſeufzte. „Der unverſchämte Lump!“ fuhr Emilie fort. „Du hätteſt ja auf der Stelle todt bleiben können von dem Fall. Es war Palmers Vetter, Otto Scholler, der dich rettete. Iſt er nicht hübſch? Er ſieht Karln ähnlich. Du ſollteſt ihn in Uniform ſehen, ja, das hielteſt du vielleicht nicht aus.“

„Ich habe mir nicht eben Schaden gethan, aber ich war ſo angſt, daß ich nicht wagte, die Augen aufzuſchlagen. Es iſt ſo garſtig, ſo hinzufallen.“

„Ach, Du fielſt ja anſtändig genug, und das war ein Glück für deine dünnen Beine. Wollen wir nun in den Saal gehn? Trockne dir die Augen, Mädchen, es iſt ja kein Unglück geſchehn; du biſt nicht die erſte Dame, die auf einem Balle fällt, und wirſt auch nicht die letzte ſein. Komm nur!“

„Ach, Gott, ich ſchäme mich ſo — und der Kopf thut mir noch wehe.“

„Da rieche an Eau de Cologne und hauche in dein Taſchentuch, ſo kann Niemand ſehen, daß du geweint haſt. Komm nur, ſonſt hat Palmer vielleicht den Burſchen zur Thüre hinausgeworfen, ehe wir es verhindern können. Das Kopfweh geht vorüber, wenn du tanzeſt.“

„Möchten wir zu Hauſe ſein, Emilie, der Ball hat mir nicht viel Freude gemacht," ſagte Lieschen mit einem tiefen Seufzer, indem ſie aufſtand.

„Das macht, weil du ein Kind biſt; an dem Ball fehlt nichts." —

Emilie führte ſie in den Saal, wo das kleine Unheil bald vergeſſen war. Wilhelm hatte in einem Winkel hinter der Thür ſein Auge auf den Eingang des Nebenzimmers gerichtet; als er Lieschen geſund und friſch herauskommen ſah, ſchöpfte er Athem und ſtand noch einige Augenblicke, ungewiß, ob er ſich vor ihr ſehen laſſen ſolle oder nicht, dann ſchlich er ſich weg und lief nach Hauſe, um ſich den übrigen Theil der Nacht allen den Qualen preiszugeben, denen ein „blutjunger Menſch" ausgeſetzt ſein kann, wenn er ſechzehn Jahr alt iſt und ſchon zwei Jahre verliebt geweſen iſt.

Scholler foderte ſogleich Lieschen zum folgenden Walzer auf. Sie wollte ſich entſchuldigen, ſie wünſchte vielleicht dem armen Wilhelm Schmidt Erſatz zu geben für den verlornen Cotillon, wenn er nicht etwa ſchon vom raſenden Palmer zur Thüre hinausgeworfen wäre; aber ſie ſah ihn nirgends, und Lieutenant Scholler bat ſie ſo ſehr und verſprach, ſie ſo feſt zu halten — er hatte ſie ja „gerettet," und Lieschen ſagte erröthend Ja.

„Es war doch kein gefährlicher Fall?" ſagte er theilnehmend. „Ich war bange für Sie. Es war einer von den Burſchen, er machte Kunſtſtücke mit dem Hute und ließ ihn auf die Erde fallen. Er ſtahl ſich weg wie ein Miſſethäter, der arme Junge!"

Alſo war Wilhelm nicht hinausgeworfen und auch nicht gemordet. Lieschen ſchöpfte Athem bei dieſer Unterredung, und nun fühlte ſie erſt, daß Wilhelm Schmidt unartig geweſen, und daß ſie eigentlich „recht böſe" auf ihn war. Scholler tanzte gut; hätte ſie mit ihm getanzt, ſo würde ſie nicht gefallen ſein, das fühlte ſie auch, denn er hielt ſie feſt. Es war ein hübſcher Menſch, er war ſo artig, ſo aufmerkſam. Aber deßungeachtet war Lieschen froh, als die Tante des Balls müde wurde und fortwollte, trotz Emiliens Bitten und Vorſtellungen. Es war doch eigentlich ein langweiliger Ball der Erwachſenen und kein Kinderball geweſen, und es war das erſte Mal, daß der Tanz ſie nicht befriedigt hatte.

Emilie, welche zum Kehraus engagirt war, ſchmollte im Wagen und ſchalt auf die Tante, bis ſie einſchlummerte. Als ſie draußen vor Gram's Thüre hielten, wachte ſie auf und ſagte: „Gute Nacht, Lieschen! War Karl Palmer nicht hübſch?" Lieschen antwortete nicht, aber dachte, als ſie die Treppe hinanging: „Gott Lob, daß ich zu Hauſe bin, ich bin müde und ſchläfrig und habe Kopfweh." Und ein tiefer Seufzer begleitete dieſen Gedanken.

„Laß uns nun nach Hauſe gehn!" ſagte Palmer zu Scholler. „Haſt du gute Geſchäfte gemacht?"

„Nein, nicht ſonderlich. Ich machte der kleinen Gram

it dem lichtgelben, krauſen Haar ein wenig die Cour,
s wird ein hübſches Mädchen. Aber es geſchah erſt
gen Ende, nachdem Laura fort war.“

„Ja, wird. Da lob' ich mir Emilie Helſted, die
aucht nicht erſt zu werden, die iſt nahe daran, in Sa-
en zu ſchießen. Das iſt ein Mädchen mit Figur und
ourage und aufgeräumt. Es wird noch dieſen Winter
all bei ihrem Vater, und ſie hat mir verſprochen, daß
). eine Einladung erhalten ſoll. Sie geht in Rönne's
nſtitut und hat eine kokette Mutter zu Hauſe, das iſt
nz nach Wunſch. Ich ſtehe ſchon auf ziemlich gutem
uße mit ihr. Die kleine Gram iſt langweilig und
röde, ich machte ja die Probe mit ihr im Cotillon.“

„Für den Augenblick bin ich beſetzt,“ ſagte Otto und
hnte, „aber man muß an die Zukunft denken; auf
ute folgen noch mehrere Tage, und es hat den Anſchein,
s ob Lieschen Gram in einem oder zwei Monaten nicht
ifen werde. Sie ſoll Oſtern konfirmirt werden. Ich
be heute die erſten Laufgräben angelegt.“

„Na komm, du Seelenverkäufer! du biſt der nieder-
ächtigſte Spekulant, den ich noch angetroffen habe; es
ein Skandal, mit dir umzugehen. Kommſt du mor-
n auf Königs-Klubb?“

„Erſt ſpät,“ antwortete Scholler, „ich bin auf dem
inderball bei meinem Wirth, und das iſt ein Markt,
n ich nie verſäume. Meine beſten Connaiſſancen habe

ich auf Kinderbällen gemacht, das iſt die rechte Börſe für gründliche Spekulationen."

Die beiden Vettern gingen heim. Um ein Uhr war der Ball zu Ende, um zwei Uhr ging der Wächter vor Frau Wild's Hauſe vorbei und ſah zu den dunkeln Fenſtern hinauf, welche ſo eben erſt ein ſtrahlendes Licht auf die Straße verbreitet hatten. „Sieh, ſieh, nun iſt die Herrlichkeit vorbei," murmelte er vor ſich hin, „und nun iſt's, als wäre nichts geweſen, und es iſt kein Menſch, der noch daran denkt, und wie viel Geld es gekoſtet haben mag! — Aber verſteht ſich, ſie hat auch vollauf. — Nun ſollt Ihr meine Muſik hören." Und darauf ſang er:

O Jeſu, auserkor'n,
Du Kind, ſo lieb und werth,
In dunkler Nacht gebor'n,
Gepreiſt und hochgeehrt,
O Heiland, Schutz und Hort,
Erbarme dich,
Laß ewiglich
Uns dich einſt ſchauen dort!

Es iſt doch eine unverkennbare Kraft und Poeſie in dem alten Nachtwächterliede. Und es iſt Kraft und Poeſie in dem Samen, der in die Erde geſtreut wird, und man kann wohl nicht ſagen: „Es iſt vorbei, und es iſt, als ob es nicht geſchehen wäre," wenn er geſäet iſt; denn wenn der Sommer kommt, ſo begegnet man der Saat im Felde, und wie geſäet iſt, wird geerntet werden. — Aber als der Wächter Zwei rief, erhob ſich Lieschen Gram im Bette und ſah alle ihre kleinen Geſchwiſter rund um ſich ſchlafen und ſagte leiſe: „Sie ſchlafen ſo feſt, die kleinen Weſen! Wohl ihnen, daß ſie nicht auf dem Ball geweſen ſind!“ Und als ſie die Wange auf das Kiſſen legte, war ſie ganz naß von ihren Thränen, und ſie hatte gewaltiges Kopfweh.

„Es freut mich recht, daß Lieschen nicht Geſchmack gefunden hat an dem Ball der Frau Wild,“ ſagte Frau Gram einige Tage nachher, „es ging ihr zu erwachſen dort zu, und alle ihre kleinen Freundinnen waren zu geputzt.“

„Die kleine Emilie hat gewiß gut ausgeſehen,“ ſagte der Juſtizrath, „es iſt ein nettes Mädchen und ſehr wohlerzogen. Lieschen ſagt, daß ſie wie eine Königin unter allen den Andern ausgeſehen hat. Es iſt lange her, daß ſie nicht hier geweſen iſt. Lieschen würde es gut ſein, mit ihr umzugehn, ſie könnte Manier von ihr lernen, ſie iſt für ihr Alter noch gar zu kindiſch.“

Frau Gram ſchwieg, aber Reſtel ſagte: „Ich ſetze Lieschen Kindiſchheit weit über Emiliens Treibhauskultur, ſo verſchieden ſind die Meinungen; aber deshalb thut es mir doch leid, daß ſie kein Vergnügen gehabt hat. Die Zeit der Freude iſt ſo kurz für unſre Jugend, es iſt vielleicht der größte Fehler unſers Zeitalters, daß es beinahe keine Kindheit hat, die dann oft von dem reifern Alter ihre Erſtattung fordert.“ —

Als Lieschen das nächſte Mal Wilhelm Schmidt bei dem Prediger ſah, war er ernſthafter als gewöhnlich, er ſaß da mit niedergeſchlagenen Augen und es kam ihr vor, als ob er blaß ſei. Unwillkürlich mußte ſie an Emiliens Worte denken: „Es war aus Eiferſucht!“ und als der Prediger eine Frage an ſie richtete, antwortete ſie verkehrt, und als ſie nach Hauſe kam, weinte ſie, daß ſie verkehrt geantwortet hatte.

„Sahſt du wohl, daß Lieschen nicht ein einziges Mal nach der Seite hinſah, wo wir ſaßen,“ ſagte Wilhelm auf dem Heimwege zu Konrad Holm. „Nicht ein einziges Mal. — Ich hab' es ſatt, in der verwünſchten kurzen Jacke zu gehen, die Leute ſehen mir auf der Straße nach, als ob ich ein ausländiſches Thier wäre.“

„Laß uns zugehen,“ ſagte Konrad, „ſonſt kommen wir nicht in die Schule zum Freiquartiere, die dritte Claſſe ſoll ſich mit unſrer Claſſe ſchlagen.“

„Schlagen? Ja, ſchaff' mir Palmern in meine Fäuſte, dann will ich mich gern ſchlagen, und ging' es an's Leben, aber eher rühr' ich mich nicht von der Stelle. Laß mich ihn einmal packen!“ —

Ein ganzer Monat verſtrich, ehe Lieschen dieſen Ball verwunden hatte mit allen ſeinen Eindrücken, aber in dem Monat hatte ihre Mutter ungewöhnlich viel Nutzen von ihr im Hauſe. Sie tändelte mit ihren kleinen Geſchwiſtern und ging die Schulaufgaben mit ihnen durch, ſie nähte Puppenkleider für ſie und ſchnitt Bilder aus, aber ſie ſpielte nicht mit ihnen; in jener Nacht hatte ſich ein böſer Dämon zwiſchen ſie und ihre Kindheit geſtellt. Frau Gram bemerkte es in der Stille, aber ſie ſprach nicht davon, und ſo kehrte die Munterkeit allmälig zurück. Aus Mangel an äußerer Nahrung war der Keim beinahe in der Geburt erſtickt, und der Kinderball faſt wieder vergeſſen; die einzige klare Erinnerung, die noch übrig blieb, war die, daß ſie kein Vergnügen gehabt hatte. —

„Nun weiß ich, warum Lieschen ſich bei Wild's langweilte,“ ſagte Frau Gram, „ſie hat mir nach gerade alle ihre kleinen Leiden vertraut; ſie fiel mitten im Tanz, und wir wiſſen ja, wie ſchamhaft ſie iſt.“ Aber Lieschen hatte nichts geſagt von Frau Helſted's Heftigkeit, von Emiliens Wette, von Palmer's Anmaßung, von Wilhelm's Eiferſucht und von Scholler's ſchönen Reden; übrigens war ſie ſehr aufrichtig geweſen. Weshalb ſie alles dies verſchwiegen hatte, wußte ſie ſelbſt nicht recht. —

„Es iſt ein Teufelslärm, den die Kinder machen,“ ſagte der Juſtizrath halbleiſe eines Abends im Anfange des März, „man kann kaum ſein eigen Wort hören.“

„Laß ſie ſpielen,“ ſagte Frau Gram, „ſie ſind ja nicht unartig.“

„Es iſt die große Lieſe, die ſie anführt, ſie iſt die erſte von allen.“ — Es klopfte an die Thür, und Emilie trat hinein und verneigte ſich. „Na, Gott ſei Lob, nun wird ſie doch ruhig, und die Andern hoffentlich mit ihr. Guten Abend, Emilchen, willkommen! Warum haben Sie ſich ſo lange nicht blicken laſſen?“

Emilie brachte dem Juſtizrath, ſeiner Frau und Tochter eine Einladung von ihren Eltern zu einem Balle, der nach acht Tagen ſtattfinden ſollte auf Veranlaſſung von Frau Helſted's Geburtstag. „Sie haben verſprochen, zu kommen, Herr Gram, nicht wahr? Sehn Sie, Frau Gram, wir haben doch Ball. Guten Abend, Liesschen, Ihr waret wohl bei einem ordentlichen Spiel, du biſt ja ganz warm.“ — Liesschen erröthete, als ob ſie auf einem Fehltritt ertappt wäre, aber die Einladung hörte ſie gleichgültig an.

Frau Gram wollte Einwendungen machen, aber ihr Mann ſagte: „Mutter, du wirſt mich doch nicht an den Pranger ſtellen, ich habe ja mein Verſprechen gegeben, daß wir kommen werden. Hat man A geſagt, ſo muß man auch B ſagen, es ſind noch zwei Monate bis zu Liesschen's Einſegnung. Grüßen Sie Ihre Eltern, und wir werden gewiß kommen. Wie geht's zu Hauſe? Nun, Sie ſehen freilich ſo wohl aus, daß man nicht nöthig hat, danach zu fragen.“

Frau Gram ſchüttelte den Kopf. Emilie dankte und nahm Abſchied; ſie ſollte ihrer Mutter Platz im Schauſpiel einnehmen und den „Figaro“ ſehen. Lieschen begleitete ſie hinaus.

„Es iſt recht häßlich, daß ich ſo geſchwind wieder fort muß,“ ſagte Emilie, „ich habe dir ſo ungeheuer viel zu erzählen, liebes Lieschen. Du kannſt glauben, es hat mir viel Mühe gekoſtet, den Ball zu Stande zu bringen und ſo, wie ich es wünſchte; wäre nicht Mutters Geburtstag, ſo wäre auch nichts daraus geworden. Freuſt du dich nicht ungeheuer darauf?“

„Das letzte Mal langweilte ich mich,“ antwortete Lieschen mit einem kleinen Seufzer. Es war die letzte Erinnerung, die ſich in dieſen Seufzer auflöſte.

„Du biſt ein Kind. Es war ja ein herrlicher Ball, aber dieſer wird noch viel beſſer. Du weißt nicht, wer hinkommt. Soll ich's dir ſagen? Du ſollſt überraſcht werden. Es ſind zwei Buchſtaben, unter den letzten im Alphabet.“

Lieschen dachte an Wilhelm Schmidt und erröthete.

„Ach, du wirſt roth, du haſt dich wahrhaftig nicht gelangweilt, das ſollſt du mir nicht einbilden. Er kommt, dafür kannſt du mir danken, und Karl Palmer kommt auch, das habe ich eingerichtet. Aber das hat auch Künſte gekoſtet, davon haſt du keinen Begriff. Aber er kommt!“

„Wer?“ fragte Lieschen unwillkürlich.

„O. S. — Otto Scholler — an dem haſt du eine Eroberung gemacht, ich weiß es von Karl. Du willſt noch die Unſchuldige ſpielen? Komm mir nicht mit dem Geſchwätz; du weißt es recht gut. Leb' wohl, Lieschen, und komm recht früh. Palmer ſteht unten an der Treppe und wartet auf mich."

„Palmer?" wiederholte Lieschen erſtaunt und ſah Emilien an.

„Er begleitet mich in das Schauſpiel, iſt das zum Verwundern? Es iſt ſo langweilig, mit einem Bedienten zu gehen. Leb' wohl! Küſſe die kleine Mariane in meinem Namen, ich vergaß es, — es iſt wahr, danke auch deinem Vater." —

Es war wieder vorbei mit Lieschens Ruhe, ſie hatte ſo viel zu denken, und als ihre Mutter ſagte: „Ich glaube, du freuſt dich nicht auf den Ball bei Helſted's, mein Kind," — antwortete ſie: „Ich mache mir nichts daraus, Mütterchen, ich bliebe eben ſo gern zu Hauſe," und Frau Gram freute ſich über ihre vernünftige Tochter und küßte ſie auf die Stirn. Aber als das weiße Jaconetskleid gewaſchen werden ſollte, bat Lieschen, daß es geändert werden möchte, ſie ſehe darin ſo flach aus über der Bruſt. —

„Du ſiehſt nicht aus, als ob du morgen zu Balle gehen ſollteſt, Lieschen. Was iſt das für ein ernſtes Geſicht, das du machſt? Was iſt dir in die Quere gekommen?" fragte Reſtel, als er allein mit ihr war in der Wohnſtube. „Ich will darauf wetten, daß Wilhelm Schmidt nicht hinkommt,“ fuhr er lächelnd fort, als Lieschen ſchwieg und auf ihr Nähzeug niederſah, „das iſt doch deine Inklination, läugne es nur nicht!“

Lieschen erhob die großen blauen Augen und ſah ihn ſchmerzlich an. „Fängſt du nun auch an, mich zu foppen, Neſtel, das haſt du doch ſonſt nicht gethan. Wenn du wüßteſt, wie all dies Liebesgeſchwätz mich peinigt, thäteſt du es gewiß nicht. Das wird mir morgen all mein Vergnügen rauben, und raubte es ſchon das vorige Mal. Ich weiß nicht, ob Wilhelm Schmidt hinkommt oder nicht, auch liegt mir nichts daran, es zu wiſſen. Möchte ich doch lieber zu Hauſe bleiben und nie mehr auf einem Balle ſein!“

Neſtel betrachtete ſie ernſthaft. „Liebes, gutes Lieschen, wie kannſt du es dir nur ſo nahe nehmen, daß ich mit dir ſcherze? Sonſt haſt du dir ja nichts daraus gemacht, daß ſie dich mit Wilhelm Schmidt zum Beſten hatten; du weißt ja recht gut, daß Niemand es ernſtlich meinte.“

„Ja, ſonſt,“ ſagte Lieschen, „ſonſt war das eine andre Sache.“

„Ich will zugeben, daß es ein dummer Spaß war, ich dachte nicht daran. Du haſt Recht, es fiel mir nicht ein, daß einem funfzehnjährigen Mädchen verdrießlich ſein kann, wobei ein zwölfjähriges Kind ſich nichts denkt. Biſt du noch böſe auf mich?“

„Es iſt beſonders Emilie, die mich mit ſolchem dummen Geſchwätz ewig plagt und mir ſolche einfältige Briefe ſchreibt. Emilie iſt auch ganz anders geworden, als ſie ſonſt war.“

„Womit plagt ſie dich denn, Lieschen? Was ſchreibt ſie denn, das dich ſo betrübt macht? Du pflegſt ja gegen mich vertraulich zu ſein, laß mich denn deinen kleinen Kummer mit dir theilen, ich habe ſo oft deine Freuden getheilt.“

„Du biſt ſtets mein aufrichtiger Freund geweſen,“ ſagte Lieschen und ſah Neſteln mit einem ehrlichen Blick an, „auch iſt es nicht, daß ich dir nicht traute, aber Emilie hat mich gebeten, Niemandem davon zu ſagen.“

„So ſchweige, mein Kind; was man verſprochen hat, muß man halten. Aber nimm nicht Alles von der ernſthafteſten Seite, und bedarfſt du jemals meinen Rath, ſo weißt du, daß du mir frei vertrauen kannſt, was dir Sorgen macht!“

Neſtel nahm ein Buch und blätterte darin.

„Es kommt mir vor, als ob es nicht recht ſei, daß ich morgen auf den Ball gehe,“ ſagte Lieschen halblaut und ſchüchtern nach einer Pauſe. „Es iſt mir faſt, als ob mir etwas Schlimmes begegnen würde, ich bliebe am liebſten zu Hauſe. Mutter hat doch gewiß Recht, daß man nicht tanzen muß, wenn man der Konfirmation ſo nahe iſt.“

Neſtel legte das Buch weg und ſagte freundlich:

„Ich hätte am wenigſten vermuthet, daß es religiöſe Bedenklichkeiten ſind, die dich plagen. Du biſt ein frommes, gutes Mädchen, Lieschen, aber laß nicht allzu ſtrenge Grundſätze deine unſchuldigen Freuden verdüſtern. Es wird dir gewiß nichts Uebles begegnen, deine Eltern ſind ja bei dir, und du biſt in der Obhut des Himmels, den du niemals beleidigt haſt. Tanzen iſt ein unſchuldiges Vergnügen, es iſt eine Freude, die deinem Alter zukommt, die Zeit kommt nur allzubald, wo du darauf verzichten mußt wegen ernſterer Beſchäftigungen. Das war es gewiß nicht, was deine Mutter meinte, wenn ſie Bedenklichkeiten hatte; ſie wollte nicht, daß man glauben ſollte, du flögeſt von einer Zerſtreuung zur andern, ohne an den ernſten Uebergang vom Kinde zum erwachſenen Mädchen zu denken, der dir jetzt bevorſteht. Das iſt ja aber nicht der Fall, und du kannſt ſicherlich dein Gewiſſen beruhigen und an dem Balle bei Helſted's Theil nehmen, und was noch mehr iſt, du kannſt tanzen und ſo luſtig ſein, wie du pflegſt, ohne dir Vorwürfe machen zu dürfen," fügte Neſtel lächelnd hinzu. Lieschen ſah ihn an, als ob ſie noch Etwas auf dem Herzen hätte, das ſie ihm vertrauen wollte, aber es kam Jemand in das Zimmer, und die Unterhandlung ward abgebrochen. —

„Das hat geholfen, daß dein Kleid geändert iſt," ſagte Frau Gram den nächſten Abend zu Lieschen, als ſie aus dem Wagen geſtiegen waren, „es ſitzt viel beſſer, ſeit die Falten fort ſind, du ſiehſt ordentlich aus, als ob du über Nacht ein Stück gewachſen wärſt. Nimm dich nur in Acht, daß du dich nicht erhitzeſt, oder etwas Kaltes zu dir nimmſt."

„Sie tanzen ſchon," ſagte der Juſtizrath. „Kommt, Kinder, es iſt auch eine Schande, daß wir ſo ſpät kommen. Emilie tanzt gewiß gut, ſie hat Figur dazu. — Es iſt gute Muſik, es iſt ein Walzer aus Rothkäppchen."

„Neſtel hat Recht," dachte Lieschen; „Gott ſei Lob, daß ich nicht zu Hauſe geblieben bin. Es iſt eine herrliche Muſik, möchte ich nur heute recht viel zum Tanzen kommen!" Und in dieſem Augenblicke dachte ſie weder an Wilhelm Schmidt, noch an Otto Scholler. —

Um mit der Geſellſchaft auf einem Balle Bekanntſchaft zu machen, iſt der erſte Walzer die günſtigſte Gelegenheit. Die Tanzenden zeigen ſich dann paarweis auf dem Platze, die Zuſchauer ſtehen unbeweglich längs den Wänden, die Spieltiſche ſind noch nicht in Ordnung. Lieschen ſah bald, daß ſie fremd war unter allen den erwachſenen Perſonen. Nicht einmal Wilhelm Schmidt war da. Frau Helſted hatte ſelbſt den Ball eröffnet; ungeachtet ihrer Beleibtheit tanzte ſie noch, und Emilie hatte nicht ſo ganz Unrecht, wenn ſie dachte: wenn man ſo arbeiten muß, um mitzukommen, ſollte man es lieber bleiben laſſen. Es war überdies eine Aeußerung des Mitleids gegen die armen Cavaliere. —

„Sie ſind alle Beide hier," flüſterte ſie Lieschen zu, als ſie ihr zur Seite zu ſtehen kam, „und ich habe dafür geſorgt, daß Wilhelm Schmidt nicht hier iſt; der langweilige Burſche ſoll dich nicht plagen mit ſeiner Eiferſucht. Bin ich nicht rührend angezogen? Sieh einmal, wie mich Mutter zur Eule gemacht hat; aber darein muß ich mich finden, ſonſt wäre aus der ganzen Sache nichts geworden. Sieh nur, das Leibchen ſitzt mir dicht unter den Armen, und das Kleid geht mir kaum unter die Kniee; aber das kommt auf eins heraus. So ſehen die Leute, daß ich kein Kind mehr bin. Komm nur und tanze. Otto hat ſchon nach dir gefragt."

Unwillkürlich durchlief Lieschen die Quadrille mit den Augen, und ihr Blick fiel auf Lieutenant Scholler, der ſie ſtarr anſah: ein peinliches, ängſtliches Gefühl bemächtigte ſich ihrer, von dem ſie ſich nicht Rechenſchaft geben konnte. Sie ſah ſich um und faßte ihre Mutter bei der Hand, als ob ſie ſich fürchtete, ſie zu verlaſſen. Einen Augenblick nachher ward ſie aufgefordert, und als der Walzer zu Ende war, hatte ſie auch ihre Furcht weggetanzt.

„Dein Kleid ſitzt beſſer als letzt," ſagte Klara Bang, die auch zum Prediger ging mit Lieschen, „du ſiehſt gut darin aus. Weiß kleidet dich. Wirſt du Weiß oder Schwarz anhaben bei der Einſegnung?"

„Ich weiß nicht," antwortete Lieschen, „meinſt du, daß Weiß mir am beſten ſteht?" Und das behagliche

Gefühl, das in jedem Menſchen ſich regt, wenn er ein günſtiges Urtheil über ſich hört, durchſtrömte auch ſie. —

„Lieschen Gram iſt heut' Abend hier," ſagte Scholler zu ſeinem Vetter; „die mit dem ſchönen Haar, das wird ein verwünſcht hübſches Mädchen, aber man muß ſie mit Verſtand behandeln, ſonſt wird ſie ſcheu; Laura Gundal iſt auch hier, da hab' ich denn alle Hände voll zu thun. Es iſt gegen die Regel, zwei Unternehmungen auf einmal zu betreiben."

„Ach, du kannſt wohl damit zu Stande kommen. Nun muß ich hin und Frohndienſt thun bei meiner ſogenannten Schwiegermutter; das wird mir freilich Salbe koſten, ehe es meine Aerme verwinden, aber was thut man nicht der guten Sache wegen."

„So nehme ich die Tochter des Contraſtes wegen. Ich führe den Tanz auf. Die Alte ſoll ihre Beine anſtrengen, wenn ſie mitkommen will. Laß uns ihr ſo zutanzen, daß ſie ſich nicht rühren kann. Was meinſt du?"

„Damit du frei bleibſt? Immerhin, ich werde es ſchon aushalten, und ich weiß gewiß, daß ſie mir noch obenein ewig dankbar dafür ſein wird." —

Scholler führte einen Sturmwalzer auf, Frau Helſted mußte beinahe ihr Leben daran ſetzen; Emilie lachte, ſo oft ſie ſie ſah; während der Pauſen machten beide Herren der Wirthin den Hof, nannten ihre Tochter „Emilchen," und behandelten ſie vertraulich, um der Mutter damit zu ſchmeicheln. Als der Tanz vorbei war, konnte ſie ſich kaum zu einem Stuhle hinſchleppen, wo ſie ſich alle Ausrufe und Geberden erlaubte, die man bisweilen ſehr junge und ſehr tanzluſtige Damen anwenden ſieht, um damit auszudrücken, wie ſehr ſie geſucht werden. Sobald die Herren ſahen, in wie kraftloſer Verfaſſung ſie war, beſtürmte man ſie mit Aufforderungen, welche ſie genöthigt war abzuſchlagen. Palmer behauptete ſeinen Platz an ihrer Seite und erntete mit ſcheinbarem Entzücken die hinſterbenden dankbaren Blicke ein, welche Frau Helſted ihm dafür zuſandte, daß er ſie in dieſe feſtliche Abſpannung gebracht hatte; und ehe der nächſte Tanz begann, hatte er eine Einladung, zu kommen, wann er wolle, welche ihn unter die begünſtigtſten Freunde des Hauſes verſetzte.

Lieschen hatte indeſſen ihre Mutter aufgeſucht und die Pauſen zwiſchen den Tänzen bei ihr zugebracht. Emilie kam zu ihr hin und ſagte: „Es iſt recht verdrießlich, daß deine Mutter hier ſitzt und dich bewacht; ich habe den Vater dafür ſorgen laſſen, daß ſie an einen Spieltiſch kommt, damit wir von der Spionerie frei ſind. Da geht Otto, er ſieht ſich beſtimmt nach dir um.“

Lieschen ward feuerroth, als Lieutenant Scholler zu ihr trat und ſie um den nächſten Walzer bat. Er erinnerte ſie an ihr Zuſammentreffen auf dem Kinderball, fragte mit ſo vieler Theilnahme nach ihrem Befinden, ſprach ſo lebhaft von ſeiner Angſt, als er ſie wie leblos auf dem Boden hingeſtreckt geſehen habe, ſpottete ſo unterhaltend über den „hölzernen Burſchen,“ der das Unglück verurſacht und dann ſo verlegen dageſtanden und ſie „angeglotzt“ habe, ohne ihr aufzuhelfen, und alles dies mit einer ſo weichen und leiſen Stimme, daß ſie in ihrem Herzen ihm dafür danken mußte, daß Niemand von den Umſtehenden es habe verſtehen können, was er ſagte. Und bei jedem Worte ſchlich ſich der Gedanke mehr und mehr bei Lieschen ein: „Er kann ſich noch an die kleinſten Umſtände erinnern — es iſt ihm nicht gleichgültig geweſen — Wilhelm Schmidt betrug ſich doch kindiſch dabei — aber es iſt hübſch von Scholler, daß er ſo leiſe ſpricht, es wäre ſchlimm für Wilhelm, wenn Jemand hörte, wie er ſich benommen hat — es erfährt es ja Niemand, was er ſagt.“ —

Es iſt eine Thatſache, daß ein junger Herr, der ein junges Mädchen von Unbedeutenheiten unterhält, aber flüſternd, bei weitem mehr Eindruck auf ſie macht, als derjenige, der ihr die ſchönſten und bedeutendſten Dinge ſagt, aber nicht flüſtert. Es geht damit, wie ſo häufig, daß es bei weitem weniger die Sache iſt, als die Form, worauf es ankommt. Liebe ſpricht überdies nicht laut. Die am meiſten in die Augen fallende und ſich lautmachende Anbeterei, die man in Geſellſchaften und auf Bällen antrifft, iſt mir ſtets ein Beweis davon, daß die Liebe dabei nicht mit im Spiele iſt, vielleicht Eitelkeit und unzählige andre eigennützige Gefühle, aber keine Liebe. Die flüſternden Cavaliere ſind die gefährlichſten — oder ſie wollen es zu ſein ſcheinen, und das iſt beinahe eben ſo ſchlimm; auf ſie rathe ich Liebenden, Männern und Vätern ihre Aufmerkſamkeit zu richten, und nicht, wie es gemeiniglich geſchieht, auf die armen unſchuldigen Courmacher, die kein Geheimniß machen aus ihres Herzens wahrem oder verſtelltem Zuſtande. — Aber, ich ſitze ja nicht hier, um Liebhabern, Männern oder Vätern Rath zu geben, — ich erzähle nur eine einfache Geſchichte, wie ſie ſich vor ungefähr zehn Jahren in Kopenhagen ereignete.

Scholler fuhr alſo fort, Lieschen zu unterhalten, die ihn auch ſehr unterhaltend fand. Allmälig nahm ſeine Stimme einen wehmüthigen Ausdruck an, ſein Blick weilte länger auf ihr, und ungeachtet ſie die Augen niederſchlug, konnte ſie doch fühlen, daß er ſie betrachtete, und obwohl dies Gefühl ſie verlegen machte, war dieſe Verlegenheit ihr doch gerade nicht unbehaglich. Es machte ihr keineswegs Mißvergnügen, zu hören, daß ihr Cavalier neulich auf einer Klapperjagd ſich in ſeine Gedanken vertieft und mit dem Jagdmeſſer ein L. und ein G. in eine alte Buche geſchnitten habe, während Füchſe und Haſen dicht bei ihm vorbeigelaufen wären, ohne daß er auf ſie achtete, oder daran dachte, weshalb er daſtehe. Mit geſenkten Augen, flammenden Wangen und heimlichem Herzklopfen horchte Lieschen auf jedes Wort. Hätte ſie den Muth gehabt, die Augen aufzuſchlagen, ſo würde ſie vielleicht bemerkt haben, daß ihre Nachbarin in der Quadrille, die ſchöne Laura Gundal, ebenfalls mit erröthenden Wangen und freudeſtrahlenden Blicken auf dieſe kleine romantiſche Erzählung hörte, daß ſie die Runen, welche er in die Buchenrinde eingeritzt hatte, auf ſich bezog, und daß die Blicke, mit welchen Scholler ſeine Worte begleitete, ſie vollkommen dazu berechtigten. Aber Lieschen ſah unverwandt auf den Boden, während Ohr und Herz die verrätheriſchen Schmeicheleien einſogen; und deshalb verſtand ſie auch nicht, was Palmer meinte, als er zu Otto ſagte, da dieſer ſie aus dem Tanz führte: „Das nenne ich zwei Fliegen mit Einem Schlage treffen, das war gut angelegt,“ und als dieſer antwortete: „Man muß ökonomiſch ſein, Freund, die Zeit iſt kurz; wenig Ausgabe und viel Einnahme, das iſt das Einzige, wobei man ſich gut ſteht.“ —

„Laß uns nun ein wenig ruhen, Kind,“ ſagte Emilie, „ſonſt haben wir keine Kräfte zum Cotillon. Gott, was es warm iſt! Wart’ ein wenig! Hier ſteht eine Taſſe Eis; komm, wir wollen ſie theilen!“

„Das geb’ ich nimmer zu,“ rief Scholler, „Fräulein Gram iſt zu erhitzt, das würde ihr ſchaden. Ich bitte Sie, Fräulein, thun Sie mir nicht das Leid an, ſich zu erkälten, geben Sie meiner Ueberredung ſo viel nach, ich werde Ihnen etwas Warmes holen, nur um Gottes Willen nicht das kalte Eis!“

Lieschen ſah ihn dankbar an und erwiederte: „Ich habe meiner Mutter verſprochen, nichts Kaltes zu genießen.“ — Wie beſorgt iſt er für mich, dachte ſie, und nur für mich. Emilien läßt er das Eis genießen, ohne die geringſte Einwendung zu machen, — und während ſie dieſe Betrachtungen anſtellte, war die Taſſe leer.

„Du biſt ein Thor, Lieschen, das kühlt herrlich. Komm, laß uns hineingehen und uns ſetzen, es ſitzt ſich da ſo hübſch.“ — Es war ein Seitencabinet, wo eine matte Lampe von oben einen geheimnißvollen Schimmer auf die langen, rothen Vorhänge warf; aber Emilie wandte ſich plötzlich um und ſagte: „Potztauſend nein, laß uns nicht dahin, da ſind wir das fünfte Rad am Wagen, da ſitzt Mama und Hauptmann Berg, es kommt uns nicht zu, uns in die Angelegenheiten unſerer Nächſten zu miſchen. Das iſt ja ärgerlich! Im Speiſeſaal ſitzt Frau Berg und mein Oheim, die Alten ſind uns zuvorgekommen, nun bleibt uns nichts übrig, als uns in die Wohnſtube zu machen, wo die geehrte Geſellſchaft eingepökelt ſitzt, einer über den andern.“ —

Als der Ball vorbei war, holte Scholler der Frau Gram den Mantel, gab ihr den Arm und begleitete ſie zum Wagen; indem die Kutſchenthür geſchloſſen wurde, begegneten ſeine und Lieschens Blicke einander, und dieſem ſtummen Blicke gaben Beide die Bedeutung: Wir ſehen uns wieder.

„Wer war der nette junge Mann, Lieschen?“ fragte die Mutter.

„Ich glaube, es iſt ein Lieutenant Scholler.“

„Er war ſo artig, ſo aufmerkſam. Es war im Ganzen genommen ein recht hübſcher Ball, ſo ein gemüthlicher Ton. Haſt du Vergnügen gehabt, Mädchen? Du haſt doch getanzt.“

„Ach ja, es hat mir ganz gut gefallen. Ich kannte freilich keinen Einzigen, und man vergnügt ſich immer beſſer unter Bekannten.“

„In deinem Alter muß man ſich an die Welt gewöhnen, man muß Bekanntſchaften machen. Du biſt ja nun ein erwachſenes Mädchen, da muß man die Verlegenheit abthun und ſich an den Umgang gewöhnen.“

„Nimm ein Beiſpiel an Emilien,“ ſagte der Juſtizrath, „die verſteht, ſich unter Leuten zu benehmen. Das Mädchen hat wirklich viel Unterhaltungsgabe.“

„Ob man ſie durchgängig als Muſter aufſtellen kann, weiß ich doch juſt nicht,“ antwortete Frau Gram. — Ich habe nicht geglaubt, daß ſolch ein Ton bei Helſted's herrſchte, das muß ich geſtehen; ich habe ihnen Unrecht gethan.“ —

So langſam hatte ſich Lieschen noch nie entkleidet, als nach dieſem Ball; bei jedem Stücke, das ſie weglegte, betrachtete ſie ſich lange im Spiegel; aber als ſie fertig war, ſprang ſie hurtig in's Bett und ſagte bei ſich ſelbſt: „Es war ein herrlicher Ball, möchte ich doch davon träumen!“ Und als ſie eingeſchlummert war, träumte ihr, daß ſie in einen Wald ging, mitten im

Winter, und daß ein ſtattlicher Jäger bei einem Baume ſtand und L. G. in die Rinde ſchnitt, und daß der Schnee um ihn fegte, aber er blieb doch ſtehen, bis er außen herum ein Herz als Einfaſſung geſchnitten hatte. Und der Jäger kam zu ihr hin und ſagte: „Das iſt dein Name, Lieschen, und den habe ich geſchnitten, obgleich mir die Finger von Kälte ſtarren, aber nun wollen wir hineingehn und einen Cotillon tanzen.“ Und auf einmal waren ſie in Frau Helſted's Cabinet, die Lampe brannte ganz dunkel, und Lieschen und der Jäger ſaßen auf dem Sopha, wo ſie die Frau und den Capitain hatte ſitzen ſehen, und ſie wollte aus einem Glaſe trinken, das ſie in der Hand hielt, aber der Jäger kniete vor ihr und ergriff das Glas und bat ſie flehentlich und erinnerte ſie an das, was ſie der Mutter verſprochen hatte. Aber nun waren ſie nicht mehr in dem Cabinet, ſondern ſie lag auf einem Sopha in Frau Wild's Saal, und Otto Scholler hielt ſie in ſeinen Armen und beugte ſich ſo dicht über ſie, daß ſie ſeinen Athem auf ihrer Wange fühlen konnte; und als ſie die Augen aufſchlug, ſah ſie in ſeine Augen und flüſterte ihm zu: „Dein Auge täuſchte mich nicht, als ich die Wagenthüre zumachte, und wird mich nicht täuſchen, wir werden einander wiederſehen, um uns nicht mehr zu trennen.“ Wilhelm Schmidt kam dazu, und wollte ſie in die Höhe heben, aber Scholler ſagte: „Das iſt der hölzerne Burſche, der nicht verſtand, mit einem Hut umzugehen, wäre es eine

Mütze geweſen, ſo möchte ihm das Kunſtſtück geglückt ſein," und darauf nahm er ſie in die Arme und flog mit ihr in den Saal, und es war, als ob ſie hoch emporſchwebten, hoch über alle Tanzenden, und die Lichter wurden immer dämmernder und die Muſik undeutlicher, ſie mußte ſich feſt an Schollern halten, um nicht ſchwindlicht zu werden, aber dennoch war es ein unſäglich ſüßes Gefühl, ſo zu ſchweben, noch ſüßer, als wenn ſie in der Schaukel ſaß draußen in Friedrichsthal, in der köſtlichen Schaukel, welche ſie hoch hinaufführte zwiſchen die Bäume. Und von Wilhelm Schmidt ſah ſie nichts mehr, aber weit in der Ferne tönte eine Stimme, welche ſie bei Namen rief, es war ihrer Mutter Stimme, doch Scholler ſchlug ſeine Arme noch feſter um ſie und flog noch höher, und er beugte ſeinen Mund dicht an ihren Mund, und — in dieſem Augenblick erwachte Lieschen. Ihre Mutter ſtand bei ihr am Bette und ſagte: „Ich glaube, daß ich dich ein Dutzend Mal gerufen habe. Steh' auf, Kind, es iſt hoch am Tage."

„Hoch am Tage," wiederholte Lieschen. „O Mutter, ich träumte eben ſo ſchön — jetzt weiß ich erſt, was träumen heißt." —

Abends vor ihrer Konfirmation ſaß Lieschen in tiefen Gedanken und betrachtete den vergoldeten Schnitt an ihrem Pſalmbuche, das in ihrem Schooße lag. Ihr Vater ſaß im Sopha und wickelte Silberthaler in Papier und beklagte ſich über die vielen Koſten, die es verurſache, ein

Kind einſegnen zu laſſen. Frau Gram that gerade den letzten Stich an ihrem ſchwarzſeidenen Kleide und legte es vorſichtig zuſammen auf den ſchönen neuen Shawl; die kleinen Geſchwiſter betrachteten Lieschen mit Ehrfurcht, weil ſie der Gegenſtand aller dieſer ungewöhnlichen Zurüſtungen war. Frau Gram und Lieschen waren über eine Stunde in der Schlafkammer geweſen, und da ſie herauskamen, war es ſichtbar, daß ſie Beide geweint hatten, und die liebevollen Blicke, die ſie einander zuwarfen, deuteten darauf hin, daß ihre Seelen ſich noch mit den frommen Gedanken beſchäftigten, die der Gegenſtand ihrer Unterredung geweſen waren. Lieschen hatte ſich in den dunkelſten Winkel der Stube geſetzt, um ſich nicht zu zerſtreuen, ihre Augen weilten auf dem Pſalmbuche, und mit der einen Hand hatte ſie es umfaßt, als ob ſie ſo die gottſeligen Gedanken feſthalten wollte, welche heute Abend die einzigen ſein durften, womit ſie ſich beſchäftigte.

„Iſt die Fenſterſcheibe im Speiſezimmer eingeſetzt?“ fragte der Juſtizrath. Lieschen hörte es, und eine brennende Röthe überzog ihr Geſicht, das ſie vom Licht abwandte. Frau Gram antwortete, daß es beſorgt ſei.

„Wie kann ein großes Mädchen ſo unvorſichtig ſein!“ fuhr der Juſtizrath fort. „Eine Scheibe mit der Stirn einzuſtoßen, um die Wachtparade zu ſehen! Hab' ich je dergleichen gehört? Iſt das auch Etwas, um nach dem Fenſter zu laufen, daß eine Hand voll Soldaten und eine Trommel durch die Straße zieht! Von morgen an muß das kindiſche Weſen wegfallen!“

„Iſt es nicht gut, daß ein ſo unſchuldiges Ding wie eine Trommel ihr Vergnügen macht?“ ſagte Frau Gram. „Aber laß uns nicht von dergleichen ſprechen, heute Abend hat Lieschen an Andres zu denken.“

„Ein Reichsthaler hier und ein Reichsthaler da, nichts als Ausgaben. Die Trommel iſt kein ſo unſchuldiges Vergnügen, wenn ich ſie mit baarem Gelde bezahlen muß.“

Lieschen vergoß in der Stille bittre Thränen, ſie drückte das Pſalmbuch an die Bruſt, als ob es ein kühlendes Pflaſter für ihr klopfendes Herz wäre, und marternde Vorwürfe zwangen ſie, die Augen niederzuſchlagen, da ihre Mutter ihr zunickte, als ob ſie ſie tröſtend hinweiſen wollte auf ihre eben beendigte Unterredung. Von Lieschen wandte Frau Gram die Augen nach der Thür, welche Emilie indem öffnete, und ſie verdüſterten ſich, denn die Eintretende war ihr jetzt ein unwillkommner Gaſt.

Emilie brachte ihrer Freundin ein zierliches Taſchentuch und bat ſie, es für ihre Konfirmation anzunehmen. Dieſe Aufmerkſamkeit behagte dem Juſtizrath, und ſelbſt Frau Gram meinte, darin einen Beweis von Emiliens gutem Herzen zu erblicken. Während ſie es beſahen und die in den Ecken angebrachten Zeichnungen lobten, wo Lieschens Name umſchlungen war von Roſen und

Vergißmeinnicht, welche eine Einfaſſung in Form eines Herzens bildeten, und während Gram unerſchöpflich war, ihre Fortſchritte im Zeichnen und die geſchmackvolle Wahl der Blumen zu rühmen, hatte Emilie ſich zu Lieschen hingeſetzt und ihr in's Ohr geflüſtert, als ob ſie dadurch dem Lobe entgehen wolle, womit der Juſtizrath ſie überhäufte. —

„Nein, nein, du machſt mich unglücklich, ich nehme es nicht,“ flüſterte Lieschen weinend, „du weißt nicht, wie mir zu Muthe iſt heut Abend.“

„Weil er es gezeichnet hat, Lieschen? Du biſt albern, Mädchen. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß mehr als die Hälfte der jungen Mädchen in Kopenhagen es dir mißgönnen würden, wenn ſie es wüßten, daß er dein Confirmationstaſchentuch gezeichnet hat. Du weißt nicht, wie ſie ihn vergöttern, und er hat doch weder Augen noch Ohren für irgend eine von ihnen, blos aus Liebe zu dir. Du verdienſt wahrhaftig ſo viel Zuneigung nicht. So viel Mühe, wie er ſich gegeben hat, es zu zeichnen, es hat ihm beſtimmt mehrere Tage Arbeit gekoſtet; und er war gleich bereit, es zu machen, ſobald er hörte, daß es für dich ſei, ſonſt kann kein Menſch ihn nur ſo weit bringen, daß er einen Namen ſchriebe. Und wie fein und niedlich iſt es! Und hier unten in jeder Ecke hat er ein kleines Vergißmeinnicht gezeichnet, das liegt ſo, daß es ein O. bildet, ohne daß man ahnen kann, daß es mit Willen ſo gemacht iſt. Ja, du biſt wahrhaftig ein glückliches Mädchen! Du hätteſt ſehen ſollen, wie er ſich freute, als er mir es brachte; er ſagte auch, es habe ihn glücklich gemacht, dieſen Auftrag zu bekommen. Das will Etwas ſagen, wenn er das ſagt. Dann fügte er auch hinzu, daß er morgen in die Kirche kommen wolle, und daß er ſich einen Platz beſtellen wolle, dir gerade gegenüber; denn ſehen müſſe er dich, und wenn er ſich oben an der Decke anhängen und den Hals brechen ſolle; und wenn er ſähe, daß du ſein Taſchentuch in den Händen hätteſt, ſo wüßte er, daß du an ihn dächteſt, und das wäre des Lohns mehr als genug."

Lieschen hatte allmälig ihre Thränen abgetrocknet und betrachtete Emilien wehmüthig; aber bei ihren letzten Worten brachen ſie wieder gewaltſam hervor, ſie ergriff ihr Pſalmbuch mit beiden Händen und hob es in die Höhe, als ob ſie einen böſen Geiſt damit beſchwören wolle, und rief ſchluchzend: „Nein, ich nehme es nicht, ich nehme es nicht."

„Schweig, Lieschen, biſt du von Sinnen? Deine Mutter hört es; ſtelle dich doch nicht ſo kindiſch an, was iſt denn dabei? Du machſt dir freilich nichts aus Otto, das ſehe ich wohl. Der arme Otto, und ſo raſend, wie er dich liebt!"

„Mein Gott, Kinder, was habt Ihr?" fragte Frau Gram; „was weinſt du ſo, Lieschen?" Aber Lieschen konnte nur mit einem Schluchzen antworten, das ſie krampfhaft ergriff; es war ihr nicht möglich, ein Wort vorzubringen. Ihre Mutter nahm ſie mit Aengſtlichkeit in die Arme, Lieschen warf ſich mit dem Geſicht an ihre Bruſt und weinte noch heftiger; der Juſtizrath ſtand auf und näherte ſich ihnen mit dem Tuch in der Hand. „Was heißt das, mein Kind, ſag' mir, weshalb biſt du ſo betrübt?“ fuhr Frau Gram fort.

„Lieschen iſt ſo kindiſch,“ nahm Emilie das Wort, „ſie muß gewiß nervenſchwach ſein; ſie ward ſo gerührt darüber, daß ich ihr das Tuch verehrte, und fing an zu weinen, da ſie mir dafür dankte, und nun kann ſie ſich gar nicht wieder faſſen, ich weiß nicht, was ihr fehlt.“

Lieschen erhob ihr Geſicht und ſtammelte ſchluchzend: „Nein, ich will kein Taſchentuch haben — weil — weil“ —

„Sie ſagt, daß es ihr viel zu ſchön iſt,“ fuhr Emilie fort, „daß die Leute drauf hinſehen werden, und mehr ſolch wunderliches Geſchwätz. Sie will es nicht nehmen, und ich habe mich ſo darauf gefreut, es ihr zu geben.“

„Was ſind das für Albernheiten?“ ſagte Gram, „wie kannſt du dich weigern, Emilchen den Gefallen zu thun, die ſich deinetwegen ſo viele Mühe gegeben hat? Das iſt ja wirklich undankbar. Schäme dich, mein Kind.“

Lieschen trocknete die Augen mit der Hand und wandte den Kopf nach dem Vater hin, als ob ſie dieſe Beſchuldigung zurückweiſen wollte. „Ihr wißt es nicht,“

ſagte ſie mit ſchmerzlicher Stimme, „keiner von Euch weiß es — aber es iſt — weil es gezeichnet iſt — weil es iſt“ — — —

„Ich war ſo unbedachtſam, ihr zu ſagen, daß ich Nachts dabei aufgeblieben war, um es fertig zu zeichnen,“ fiel Emilie ein, „das war es, was ſie ſo rührte; als ob ich nicht gern manche Nacht arbeiten wollte für mein liebes Lieschen. Und nun will ſie es morgen nicht mit in die Kirche nehmen, und ich habe mich ſo ſchrecklich darauf gefreut, ſie daſtehen zu ſehn mit meiner Arbeit in den Händen. Aber Lieschen hält nicht ſo viel von mir, wie ich von ihr halte.“ Und Emilie brach auch in Thränen aus, die ganz natürlich ſchienen, wenigſtens waren ſie ſehr gut erkünſtelt. Lieschen betrachtete ſie einen Augenblick ernſthaft und weinte dann noch heftiger als vorher.

Während der Juſtizrath und ſeine Frau die beiden weinenden Freundinnen zu beſchwichtigen ſuchten, trat der Hausfreund Neſtel in die Thür und blieb ſtehen, verwundert über all die Betrübniß, wovon er ſo wider Erwarten Zeuge wurde. Gram theilte ihm ſogleich die Veranlaſſung mit, ganz ſo wie ſie Emilie dargeſtellt hatte, und rief ſeinen Urtheilsſpruch an in dieſem Kinderſtreit, wie er es nannte. Als Frau Gram ſich von Lieschen abwandte, um Neſteln zu begrüßen, benutzte Emilie den Augenblick und flüſterte ihr in's Ohr: „Schweig, Lieschen, um Otto's Willen, und mache nicht mich und ihn unglücklich!“ — Als ihre Mutter ſich wieder zu ihr wandte, ſah Lieschen dieſe mit einem Blicke an, deſſen Ausdruck ſo hinſterbend war, daß die Mutter auf einen Augenblick erſchrak; dann ſchloß ſie die Augen und legte den Kopf an der Mutter Bruſt, als ob ſie nichts von dem Gericht wiſſen wollte, das über ihre Gefühle geſetzt wurde, und das mit eben der Blindheit urtheilte, wie es ſo oft bei menſchlichen Urtheilen der Fall iſt.

Reſtel hielt es mit Emilien und meinte, was aus Liebe gegeben würde, müſſe auch mit Liebe angenommen werden, und es ſei nicht ſowohl der Luxus, den man fliehen müſſe, als der Hochmuth und das Selbſtgefühl, das oft den Luxus begleitet, kurz, er urtheilte wie der Blinde von der Farbe, und Lieschen hörte mit aufrichtiger Betrübniß, daß auch er ſie verließ. Sie kämpfte innerlich, ob ſie ihn zum Vertrauten machen ſolle, um in ihm ein Gegengewicht zu finden gegen Emilie und — ſie fühlte es — leider auch gegen ſich ſelbſt; aber ſie ſchwieg deßungeachtet. „Es geht mir um ſo mehr zu Herzen, wenn Emiliens Geſchenk nicht angenommen wird, als es mir ſelbſt wehe thut, dergleichen zu erleiden, und aus dem Einen folgt das Andre,“ fuhr Reſtel fort. „Mein kleiner Philipp hat mich gebeten, ſeiner Schweſter Lieschen eine kleine Gabe zu ihrem Konfirmationstage zu überreichen; er weiß, daß Lieschen keinen andern Schutzgeiſt braucht als ihre Unſchuld, und daß dieſer ſie beſtändig umſchwebt wie ein unſichtbarer Genius; es ſoll dich nur erinnern, daß du nicht die Kinder verläſſeſt, weil du in die Reihe der Erwachſenen übertrittſt, es ſoll dir ein ſichtbares Zeichen von dem Sinne ſein, der dich nie verläßt, ſo lange dein Genius dich begleitet.“ — Mit dieſen Worten, welche nicht ohne Rührung ausgeſprochen wurden, nahm Reſtel Lieschens Hand und ſteckte ihr einen Ring an den Finger, indem er hinzufügte: „Nun haben wir ein gemeinſchaftliches Geſchick, Emilie, Ihr Tuch und Philipps Ring müſſen zuſammenbleiben, aber nicht aufgedrungen werden, und es muß von Lieschen ſelbſt abhängen, ob ſie uns die Gefälligkeit erzeigen will oder nicht.“

Lieschen ließ die Hand ſinken; ſie erwiederte den Handdruck nicht, mit welchem Reſtel ſeines kleinen Sohns Verehrung begleitete. Frau Gram nahm ihre Hand und betrachtete den Ring. Es war eine emaillirte Platte, welche einen von den Engelsköpfen vorſtellte auf Raphaels bekanntem Gemälde; die beiden kleinen Hände lagen kreuzweis gefaltet unter dem Kinn, die Finger ſahen hervor aus dem lichtgelben, krauſen Haar, und der Blick war ſo gerichtet, daß er beſtändig zu dem hinaufſah, der es betrachtete. Es war ein liebliches Bild. Sie flüſterte einige Worte zu Lieschen, welche den Ring wehmüthig betrachtete; aber dann klärte ſich des Mädchens Blick auf, ſie trocknete die Thränen von den Augen und war endlich im Stande, Reſteln für ſeine Gabe zu danken. Frau Gram küßte ihre Tochter und flüſterte ihr wieder Etwas in's Ohr; der Juſtizrath legte das Tuch auf den Tiſch ihr zur Seite und brummte einige halbverſtändliche Worte von „ärgerlichem Gewinſel über nichts, und daß das kindiſche Weſen ein erwachſenes Mädchen nicht kleide,“ Reſtel wandte ſich um und fing ein gleichgültiges Geſpräch an von den politiſchen Tagsneuigkeiten, und Emilie gab ſich mit der kleinen Mariane ab, die zugleich mit ihren anderen kleinen Geſchwiſtern der Betrübniß ihrer Schweſter ſchweigend zugeſehen hatte.

Lieschen blieb allein im Winkel ſitzen. Mit der Hand unter der Wange betrachtete ſie bald den Ring, bald das Pſalmbuch, bis ſie das Gleichgewicht wiedergefunden hatte; da nahm ſie mit einem Seufzer das Tuch, ſah einen Augenblick auf die Zeichnung, wo L. G. ſtand in einem Herzen von Blumen, ließ ihren Blick niedergleiten zu dem kleinen verſteckten O, das Vergißmeinnichte bildeten unter der niedrigſten Spitze des Herzens, legte es wieder auf den Tiſch, indem ſie ihn mit demſelben von ſich ſchob, und faltete die Hände ſo, daß der Ring mit dem Engel der Gegenſtand ihrer Betrachtung hätte ſein können, wenn ſie nicht die Augen geſchloſſen hätte. Aber ob ſie vielleicht in dieſen Augenblicken ihn zu ihrem Schutzengel erkor und ihn bat um die Stärke, deren ihre Seele ermangelte, um die Ruhe, die ſie morgen, wie ihr Bewußtſein ihr vorwarf, vermiſſen würde, — das iſt nicht leicht zu ſagen, denn wer kann dem heimlichen, ſiedenden Strome der Gedanken und Gefühle folgen, welcher unabläſſig die Seele eines jungen Mädchens durchfluthet.

Bald nachher ſetzte ſich Emilie zu ihr, aber keine von Beiden ſprach, Lieschen that, als ob ſie ſie nicht bemerke, und Emilie war böſe. Endlich ſagte ſie mit einem ſpöttiſchen, übermüthigen Tone: „Iſt es erlaubt, den Schatz zu bewundern, der mich Arme vor der Verwerfung geſchützt hat? — Lieschen, hörſt du nicht, warum ich dich bitte? Darf ich das Heiligthum ſehen, das gut genug iſt, ohne Weigerung empfangen zu werden?“

Lieschen ſah nicht auf, aber zog den Ring vom Finger und reichte ihn ihr hin. „Hm, hübſch iſt er, das iſt wahr, und ſieht auch ganz gottſelig aus, mit dem mein armes weltliches Tuch ſich nicht meſſen kann. Aber es iſt doch ein Unterſchied zwiſchen dem, was man ſelbſt mit Mühe macht, und wonach man blos in einen Laden gehen darf, um es zu kaufen. Ich kann tauſend Ringe kaufen in der Zeit, wo ich eine Seite eines Tuches ſäume.“

„Es thut mir ſchmerzlich leid, liebe Emilie, daß ich dich gekränkt habe, das habe ich ja gewiß nicht gewollt,“ ſagte Lieschen und nahm ihre Hand.

„Es iſt weniger meinetwegen als Otto's wegen, daß ich böſe bin. Ich kenne dich ja und weiß, daß du ein Kind biſt, aber ihn würde es ganz raſend betrübt machen. Du weißt nicht, wie heftig ſeine Gefühle ſind, darin gleicht er Karl Palmern ganz, der iſt wie Pulver ſo auffahrend.“ Und ſo fuhr Emilie fort, zu ihrer Freundin zu ſchwatzen, welche ihr nicht ein Wort erwiederte. Endlich ſagte ſie: „Woran denkſt du, Lieschen? Diesmal bin ich gewiß, daß du nicht ein Wort gehört haſt von dem, was ich ſagte, du ſitzeſt ja, als ob du ſchliefeſt.“

„Ich dachte an meinen Ring — an meinen kleinen Schutzengel,“ antwortete Lieschen; „wenn ich meine Augen ſchließe, iſt es mir, als ob er mich umſchwebte.“

Emilie betrachtete den Ring einen Augenblick; es war deutlich, daß ſie ſich durch den Mangel an Aufmerkſamkeit von ihrer Freundin beleidigt fand; dann rief ſie: „Weiß Gott, er gleicht ihm, er iſt es ſonnenklar, wenn du dir den Engel nur mit ſchwarzem Haar und Knebelbart denkſt. Das ſind ja dieſelben Augen, nur ſchwarz, dieſelbe Naſe, nur etwas mehr gekrümmt, und der Mund — nein der iſt ganz genau wie Otto's. Aber das haſt du auch wohl gleich geſehn, weil du ſo eifrig warſt, ihn dir als deinen Schutzengel zu denken; ja du biſt mir die rechte Heilige!“

Lieschen fuhr auf bei dieſer Anrede und ergriff den Ring mit Heftigkeit. „O Gott, laß mich ſehn, das iſt doch wohl nicht wahr? — Nein, er gleicht ihm nicht, nicht mit Einem Zuge.“ — Und nun ſchöpfte ſie wieder Athem, als ob dieſe Ueberzeugung ſie beruhigt habe.

„Nicht ein Zug? Das wäre viel! Betrachte nu einmal die Augen und denke dabei an Otto — na nicht wahr? — Und der Mund, iſt der nicht, als ob e dich küſſen wollte?" — Lieschen betrachtete ihren Rin mit Aufmerkſamkeit und legte ihn dann neben das Tuch auf den Tiſch, ohne ein Wort zu ſagen.

„So, nun hat er auch den Abſchied; das iſt doch der unnatürlichſte Haß, den ich jemals bei einem Mädchen angetroffen habe," ſagte Emilie. „Herr Gott, Kind was hat dir denn Otto gethan, daß du ſo falſch au ihn biſt? — Aber Reſteln ſchadet es nicht, ihm iſt e ganz recht."

Frau Gram rief ſie indem zum Theetiſche. Al Lieschen aufſtand, warf ſie einen Blick auf Reſtel und ſteckte den Ring an den Finger. Emilie ſah es und lächelte ſpöttiſch, der Juſtizrath fragte, ob ſie nun Friede geſchloſſen hätten, oder ob ſie noch uneinig wären.

„Das dank' ich Herrn Reſtels Verlobungsring, von welchem Lieschen die Augen nicht abwenden kann; nun bin ich wieder zu Gnaden angenommen," ſagte Emilie.

„Verlobungsring?" — wiederholte Reſtel mit einem mißbilligenden Blick auf Emilie.

„Ja, heißt es nicht das, wenn ein Herr einem jungen Mädchen einen Ring ſchenkt? Das hat Mama immer geſagt, deshalb muß man vorſichtig ſein, von wem man einen Ring annimmt."

„Verlobt mit dem kleinen Philipp?“ rief der Juſtizrath aus und lachte, „nun wahrhaftig, da hat Lieschen noch eine Weile zu warten.“

„Lieschen nennt ihn ſchon ihren Schutzengel und iſt ganz davon hingeriſſen; Sie können glauben, der Ring hat etwas zu bedeuten. Sehn Sie nur, wie roth ſie wird!“ — Sie ſoll doch nicht ganz ungeſtraft davon kommen, dachte Emilie; erlaubt ſie ſich ſolche Launen, ſo kommt man mit ihr nie zurecht. —

Das arme Lieschen war wirklich glühend roth; ſie ſchlug die Augen nieder, ſpielte mit dem Ring und zog ihn unwillkürlich vom Finger, als ob ihr die Stelle, wo er ſaß, brenne. Reſtel merkte ihre Verlegenheit und ſagte: „Es iſt mir lieb, daß Lieschen ihn werth hält, denn es iſt auch ein Verlobungsring, womit ſie der Tugend und Unſchuld Treue angelobt; ſo lange ſie ihn mit demſelben Sinne trägt wie heute, iſt der Vertrag nicht gebrochen, und eine ſolche Verlobung möchte ich Ihnen und jedem jungen Mädchen an ihrem Konfirmationstage wünſchen.“ — Ungeachtet dieſe Auslegung etwas gezwungen war, brachte ſie doch Emilien zum Schweigen und half Lieschen aus ihrer Verlegenheit; mit einem freundlichen und dankbaren Blick auf Reſtel ſteckte ſie den Ring wieder auf den Finger und hatte Muth, aufzublicken. Frau Gram gab der Unterredung eine andre Wendung und ſorgte dafür, daß Emilie nicht mehr Gelegenheit fand, mit Lieschen allein zu ſprechen;

es ahnte ihr, daß ſie keinen guten Einfluß auf die Zufriedenheit ihrer Tochter ausübte, und es fiel ihr plötzlich zum erſten Mal ein, daß Lieschen oft verſtimmt geweſen war, wenn Emilie ſie beſucht hatte. — Der Abend verlief und man trennte ſich. — Die Betrachtungen, womit Lieschen endlich einſchlummerte, waren getheilt zwiſchen dem Ring, dem Tuch und dem morgenden Tag, ungeachtet der Prediger ſeinen Konfirmanden ausdrücklich anempfohlen hatte, alle ihre letzten Gedanken dem Heiligen zuzuwenden. —

Die Veränderung, welche mit einem jungen Mädchen vorgeht, wenn ihre Haare zum erſten Mal befeſtigt werden, iſt ungefähr eben ſo groß, wie zehn Jahre nachher, wenn ſie einmal wieder gelöſt werden und über die Schultern hinwallen: es iſt das Ungewöhnliche, der Uebergang vom Kinde zur Erwachſenen, und ſpäter wieder von der vermeinten Rückkehr der Erwachſenen zum Kinde, die etwas Gemüthliches hat. Als Lieschen am nächſten Morgen ſich fertig gemacht hatte, in die Kirche zu gehen, war dieſe Verwandlung mit ihr vorgegangen, und ſie ſtand ihr allerliebſt. Das fiel ihr jedoch nicht ein, ungeachtet ſie vor dem Spiegel ſtand; vor ihr lag Tuch und Ring, und ſie war jetzt Willens, Beides zu Hauſe zu laſſen, weil es ihr die ganze Nacht vorgekommen war, als ob die Aehnlichkeit des Engels mit Otto Scholler ihr immer deutlicher würde. Als ihr Vater hereintrat mit den Worten: „der Wagen iſt da, Lieschen, biſt du nun fertig

d haſt du alles mitgenommen?“ — ergriff ſie hurtig
s Pſalmbuch, ſteckte den Ring an den Finger und wollte
n folgen; aber als er ſagte: „Vergiß nur nicht die
ilfte! Haſt du denn das Geld, und die Handſchuhe,
d das Taſchentuch?“ — mußte ſie umkehren und das
rhaßte Tuch mitnehmen. — Verhaßte? Das war es
hl nicht; aber ich weiß in dieſem Augenblick kein Bei-
rt, das bezeichnend genug wäre, und ſo mag es denn
hen bleiben!

In der Wohnſtube ſtand Frau Gram und putzte die
ößten Kinder, welche mitfahren ſollten; ſie umarmte
eschen und küßte ſie recht zärtlich, bat ſie, vernünftig
ſein und nicht zu viel zu weinen, man müſſe ſich
wöhnen, ſeine Gefühle zu beherrſchen — und eine
iertelſtunde darauf ging Lieschen an ihres Vaters Arm
n Gang hinab in der Trinitatiskirche, während die
rgel präludirte, und die Kirchenbedienten den gewöhn-
hen betäubenden Lärm machten mit den Stuhlthüren,
n auf- und zuzuſchließen.

In dem Augenblick, wo der Prediger in ſeinen Stuhl
at, fiel Lieschens niedergeſenkter Blick auf das Taſchen-
ch, ihre Bläſſe verſchwand plötzlich, ſie ſtand auf und
gte es auf ihren Sitz unter ſich. So lange der Gottes-
enſt währte, blickte ſie nicht auf; als die Prüfung
gann, antwortete ſie leiſe, aber beſtimmt; ihre Gedan-
n waren ungetheilt hingewandt auf den Sinn der Frage,
nd es war für ſie, als ob ſie und der Prediger die

Einzigen in der großen Kirche wären. Das Geräuſch der Gehenden und Kommenden, das von einer Konfirmationsfeierlichkeit unzertrennlich iſt, ging unvernommen an ihrem Ohre vorüber, ja, ich glaube, das Gewölbe hätte zuſammenſtürzen können, ohne daß ſie es gemerkt hätte.

Gerade ihr gegenüber ſaß Wilhelm Schmidt, der in dem langſchößigen Rocke und mit den weißen Handſchuhen und dem Halstuche ein vollſtändiger Cavalier war; aber er theilte nicht Lieschens Andacht; die Blicke, welche er hinſandte, bald hinüber zu ihr, bald über die rechte Schulter zu dem Stuhle dicht hinter ihm, wo ein Haufe von jungen Herren halblaute Bemerkungen machte über die weiblichen Konfirmanden, zeigten deutlich, daß der liebe Gott auf's Allerhöchſte ein Drittel von ſeinen Gedanken erhielt, während die anderen zwei Drittel unter weltliche Dinge getheilt waren. Er hörte, wie ſie Lieschens Schönheit in freien Ausdrücken beſprachen und ihre Andacht bezweifelten; Scholler erzählte, daß ſie ein Souvenir von ihm mit in der Kirche habe, ein Taſchentuch, worauf ſein und ihr Namenszug eingezeichnet wäre; die Anderen drillten ihn damit, daß ſie aus Mangel an einem Taſchentuche die Augen mit ihren weißen Handſchuhen abwiſchen müſſe; er tröſtete ſich damit, daß es ihm keine Zeit gekoſtet habe, wenn der Plan mißglückt wäre, denn er habe die Arbeit von einem ſeiner Unterofficiere beſorgen laſſen; ſelbſt gebe er ſich nicht mit verliebten Zeichnungen ab, weil er im Allgemeinen beim Courmachen alles

Schriftliche haſſe u. ſ. w. Wilhelm war beinahe raſend vor Verdruß und Verzweiflung, und da der Prediger ſich an ihn wandte, hatte er die Frage nicht gehört, und er war nicht im Stande, eine einzige Frage zu beantworten.

Als der Segen ausgetheilt wurde, ſtiegen die Zuſchauer auf die Bänke, und ſo bildeten ſich allmälig Gruppen von Köpfen, die einen über den anderen; die jungen Herren drängten einander, Scholler hatte ſich an eine Säule gelehnt und ſtand mit den Füßen auf einer Stuhlecke; ſo ragte er hoch über die Anderen hervor. Sein Nachbar wollte es ihm nachmachen, glitt aber aus und riß mehrere mit ſich um. Dieſer Lärm und ein Schrei, den eine Dame vor Angſt ausſtieß, als ſie die wankende Pyramide ſah, zog Aller Augen dorthin. Unwillkürlich erhob Lieschen ihre Augen und ſah Otto hoch über ihr ſchweben; aber es war nur ein Augenblick, er ergriff krampfhaft die Säule und ſtürzte mit einem ſtarken Gepolter von oben in den Stuhl nieder. Es kam Lieschen vor, weil ſie ihn ſo hoch über allen Anderen geſehen hatte, daß er ſich durch den Fall müſſe Schaden gethan haben, es dunkelte ihr vor den Augen, und als der Prediger indem ſie fragte: „Entſagſt du dem Teufel und allem ſeinen Weſen und ſeinen Werken?" ſank ſie auf ihrem Platze um, und die Konfirmation wurde unterbrochen.—

Als Alles vorbei war, und die Zuſchauer nach den Ausgängen ſich hindrängten, um noch die Konfirmanden vorbeigehn zu ſehen, während Freunde und Verwandte ſich um die jungen Chriſten verſammelten und ihnen Glück wünſchten, ſtand Wilhelm Schmidt dicht bei Lieschen und muſterte ſie vom Wirbel bis zu den Zehen, um eine Spur von dem erwähnten „Souvenir" zu entdecken. Sie ſaß noch auf dem Stuhl, mit dem Kopf nach ihrer Mutter gekehrt, die ihr Etwas zu riechen gab, aber ſie hatte kein Taſchentuch, denn ſie nahm ihrer kleinen Schweſter eines aus der Hand und trocknete die Augen damit. Indem ſtand ſie auf — und auf dem Stuhlſitz lag ein zuſammengefaltetes Taſchentuch, deſſen Zipfel beinahe verdeckt waren von dunkeln Zeichnungen. Wie eine Schlange, die auf ihre Beute zufährt, drängte ſich Wilhelm vor und ergriff das Tuch; aber es war ihm nicht möglich, einen Buchſtaben zu leſen, er wandte ſich heftig an Lieschen und ſtreckte die Hand aus mit den Worten: „Sie vergeſſen dies, Fräulein Gram!" — aber ehe ſie es ergreifen konnte, lag es am Boden, und Wilhelm Schmidt war fort. — Seit dieſem Tage war Wilhelm ernſter als vorher, und ſeine Kameraden nannten ihn nicht mehr den tapfern Richard Löwenherz, wie er bisher geheißen hatte, ſondern ſtatt deſſen: den alten Melancholikus. —

Ein Theil des Sommers war verſtrichen, Lieschen hatte nie einen ſo köſtlichen Sommer verlebt. Juſtizrath Gram war in die Nähe von Friedrichsberg hinausgezogen; es war das erſte Jahr, daß ſeine Einkünfte ihm erlaubten, eine Sommerwohnung zu miethen, und Lieschen führte ein idylliſches Leben draußen. Ihre Erziehung war nun vollendet, ſie ſtand ihrer Mutter bei in der Verwaltung des Hausweſens und beſchäftigte ſich täglich einige Stunden mit ihren kleinen Geſchwiſtern, aber dabei behielt ſie noch viel Zeit für ſich übrig, die ſie denn zum Leſen anwandte, und Reſtel ſowohl, als Emilie verſahen ſie mit Büchern, freilich von ſehr verſchiedenem Inhalt. Man konnte immer gewiß ſein, ſie im Garten mit Strickzeug und Buch anzutreffen, aber es ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſie immer ſtrickte oder las; oft ließ ſie die Arbeit liegen, ſtarrte mit den ſchönen, blauen Augen in die Höhe in die ſchöne, blaue Luft und wandte in Gedanken an, was ſie eben geleſen hatte. Da war Otto Scholler immer der liebenswürdige Held, der die Hauptrolle und die damit verbundenen himmliſchen Vollkommenheiten hatte, Palmer war der treue Achates, der den Liebenden half zu entfliehen, der ihnen ſein Vermögen hingab oder ſein Leben wagte, um ihren Briefwechſel zu beſorgen, und Emilie war bald die verſchmitzte Vertraute, bald die aufopfernde Freundin. Es war eine geiſtige Praxis, welche Lieschen mit der Theorie verband.

„Das iſt doch des Teufels Bücherfraß,“ ſagte der Juſtizrath, wenn der Bote aus der Stadt kam mit einem Haufen neuer Lectüre, über welche Lieschen ſich mit Begierde hermachte und ſie auf ihre kleine Kammer im Giebel des Hauſes trug, von wo man die Ausſicht hatte auf eine grüne Wieſe, die ſich bis gegen Waldy hinterſtreckte. „Gott weiß, wie Frauenzimmer das Alles verdauen können, was ſie in den Kopf pfropfen. So warſt du auch in deiner Jugend, Mutter.“

„Laß ſie leſen, das iſt ein unſchuldiges Vergnügen,“ antwortete Frau Gram und folgte ihrer Tochter mit den Augen, „das bildet den Geiſt, und wie ſollte ein Mädchen wie Lieschen die Welt anders kennen lernen als aus Büchern? Unſere Lage iſt ja nicht von der Art, daß wir viel unter die Leute kommen, wir gehen nur mit Wenigen um. So lange Bücher ſie anziehen, wird ſie einen größern Umgangskreis nicht vermiſſen; ich kann es ja deutlich ſehen, wie ſie oft träumend einhergeht und ſich kleine Luftſchlöſſer baut, während ſie die Sahne abſchöpft oder mir bei den Kindern hilft. Die kleinen Weſen ſind ſo gerne bei ihr, ſie erzählt ihnen ſo viel von dem, was ſie geleſen hat, und ich ſehe daraus, daß ſie mit Nutzen lieſt.“ —

Nach ihrer Konfirmation war Lieschen nur wenige Male bei Emilie geweſen, ſie hatte auch Otto'n dort getroffen, aber ſo viel wie möglich es vermieden, mit ihm zu ſprechen; ungeachtet ſeine fortdauernde Aufmerkſamkeit ihr ſchmeichelhaft war und ſie innerlich erfreute, war ſie ihr doch läſtig, und die Furcht, welche ſie hatte, daß er oder ein Anderer merken könnte, was in ihrer Seele vorging, und außerdem der Zwang, den ein junges Mädchen ſtets an einem Orte fühlt, wo der herrſchende Ton anders iſt, als ſie ihn zu Hauſe gewohnt iſt, hielt Lieschen von Helſteds ab, und verſetzte ſie jedes Mal in eine verdrießliche Stimmung, wenn ſie dageweſen war. Erſt nach einem Zwiſchenraum von mehreren Tagen, wenn ſich die empfangenen Eindrücke wieder ausgeglättet hatten, ſtanden die ſüßen Bilder, die von ihrer eigenen Phantaſie geſchaffen waren, auf's Neue klar und rein vor ihrem Geiſte; da lebte ſie wieder das Leben in der Einbildung, das ſie ſo glücklich machte; jedes Wort, deſſen ſie ſich erinnerte, jeder kleine Umſtand an einem ſolchen quäleriſchen, ängſtlichen Abend fügte ſich nun zu ihrem Traum, und fügte ſich ſo gut — daß ſie anfing, Sehnſucht zu fühlen nach einem neuen Abend in den Umgebungen, die ihr ſo manche heimliche Freude gewährt hatten. Jede von meinen jungen Leſerinnen wird ſich wohl einen Begriff machen können von einem Zuſtande, welchen meine Feder zu ſchwerfällig iſt zu beſchreiben. —

Der Sommer war beinahe vorüber, Emilie hatte bei Lieschen lange keinen Beſuch gemacht, aber dieſe vermißte ſie nicht, denn ihre Gedanken beſchäftigten ſich oft mit ihr, ſie ſchrieb an ſie, theilte ihr ihre Gefühle mit, vertraute ihr ihre Hoffnung und ihre Sehnſucht, — aber ſchickte die Briefe nicht ab; wenn ſie Tags darauf ſie wieder durchgeleſen hatte, zerriß ſie ſie in ganz kleine Stücke, ſetzte ſich in's Fenſter, mit der Hand unter der Wange, und ſah gedankenvoll über die Wieſe hin nach dem kleinen Bauerndorfe Walby, wo der Rauch aus den Schornſteinen ſtieg, die zwiſchen den Bäumen hervorblickten, indem ſie jedes Stückchen Papier hinflattern ließ im Abendwinde über das grüne Feld, als wären es kleine weiße Schmetterlinge. Die Sonne war untergegangen, der röthliche Schimmer, den ſie in den erſten Augenblicken nachher über alle Gegenſtände ausbreitete, war noch nicht verſchwunden, die Abendglocke erklang, und die einzelnen Schwingungen zitterten ſäuſelnd durch die Luft, wie der Flügelſchlag des vorbeigleitenden Geiſtes der Zeit, die Mücken fingen an zu ſchwirren, in weiter Ferne brüllte eine Kuh nach der Melkerin, die über die Wieſe hinging mit dem Eimer auf dem Kopfe, die blanken Meſſingreife glänzten bei jeder von ihren Bewegungen, ſie hatte ein Strickzeug in den Händen, aber ſie verlor gewiß Maſchen, denn ein junger Burſche in Hemdsärmeln, die Jacke auf der Schulter und die Senſe über den Nacken, ging bei ihr und verſuchte ihr die Nadeln aus dem Garne zu ziehen, um ſie zu necken; es glückte ihm vermuthlich, aber zur Vergeltung warf ſie ihm die Jacke von der Schulter. Bei dieſer Bewegung verlor ſie den Eimer; zum Glück war er leer, ſonſt wäre die Milch verſchüttet, denn Keiner kümmerte ſich darum, aber er faßte ſie um den Leib, warf die Senſe weg und eroberte ſich einen Kuß, gegen den ſie ſich nur ſträubte, damit er — ihn verlängerte. Und ein langer Kuß ward es auch. Die Kuh brüllte wieder, das Mädchen nahm ihre Melkbutte, ihr Liebſter die Senſe, und nun gingen ſie wieder bei einander, bis der Weidenzaun ſie verbarg. Aber Lieschen ließ das letzte

Stückchen Papier aus der Hand flattern, und legte den Kopf auf den Fenſterflügel, und als ſie ihn wieder erhob, waren ihre Augen voll Thränen. Es war beinahe dämmrig geworden, Strohdächer und Bäume verſchmolzen in einander, die Kuh hatte ſich niedergelegt auf die Wieſe, und nur an dem weißen Fleck auf der Stirne konnte ſie ſehen, daß ſie den Kopf ihr zuwandte; in weiter Entfernung tönte ein Waldhorn und ſpielte die ſchöne Melodie von Weyſe zu dem Liede:

Das klare Bächlein rauſchte
Im dunkeln Abendhain,
Und von den Vöglein allen
Nur ſangen Nachtigallen,
Die lullten, wie ich lauſchte,
In ſüßen Schlaf mich ein.

Es war ein Kapellmuſikus, der auf dem Lande in Waldby wohnte, und deſſen Töne oft einen wortloſen Text ſetzten zu des jungen Mädchens Gefühlen. Es war ein köſtlicher ſeeländiſcher Abend, und in Bewunderung der Schönheit deſſelben legte ſie den Kopf nieder auf das Fenſtergeſims und blieb ſo liegen, bis ſie zum Thee gerufen wurde. —

Eines Mittwochs im September erhielt Lieschen ein Billet von Emilie, worin ſie dieſe zu einem Spaziergange im Friedrichsberger Garten einlud, um die Muſik zu hören; ſie wolle ſie um ſechs Uhr abholen. Lieschen bat ihre Mutter um Erlaubniß.

„Dich abholen," ſagte Frau Gram, „Emilie? Das geht nicht an. Zwei junge Mädchen können nicht allein gehn unter ſolch einen Schwarm von Menſchen."

„Aber vielleicht könnte uns Jemand begleiten," antwortete Lieschen hurtig. „Du kannſt glauben, Mütterchen, es wird ſchon Jemand ſein, einige Herren."

„Wer ſollte das ſein? Man kann nicht wiſſen, was das für Herren ſind. Zu Helſted's kommen ſo viele. Wen meinſt du?"

„Ich meine keinen," antwortete Lieschen langſam, „ich dachte blos, daß es möglich wäre — daß — daß vielleicht" —

„Es geht nicht an, Lieschen, ich gebe dir auf keine Weiſe Erlaubniß dazu."

„Wenn Neſtel nur herkäme," ſagte Lieschen nach einer Pauſe, „der ginge ſchon mit. Aber er war am Sonntag hier, da kommt er heute wohl nicht." —

Die Glocke ſchlug ſechs, Neſtel kam nicht, aber Emilie trat pünktlich in die Thüre und fragte gleich: „Biſt du fertig, liebes Lieschen? Es iſt ſchon über ſechs Uhr." — Lieschen ſagte ihr, daß ihre Mutter die Erlaubniß verſagt habe; Emilie beſtürmte Frau Gram mit Bitten.

„Wer ſollte uns etwas thun?" ſagte ſie. „Auch treffen wir da genug Leute, die wir kennen, ich habe auf dem Wege hieher wohl hundert geſehen, die ich kannte. Es wimmelt von Menſchen. Mir iſt nicht bange."

„Biſt du allein herausgekommen, Emilie? Und das hat deine Mutter erlaubt?“

„Nein, Frau Gram, ich bin mit Jungfrau Rönne und unſerer ganzen Klaſſe herausgegangen. Ich bin ja ſo glücklich, das Inſtitut noch zu beſuchen,“ fügte ſie mit einem kleinen Zucken des Nackens hinzu. „Wir treffen die Jungfer und die ganze Jugend gleich an der Pforte auf den Paradebänken, das weiß ich gewiß.“

Aber Frau Gram meinte, das ſei zu unſicher, und blieb bei ihrer Weigerung. Die jungen Mädchen ſahen ganz verzagt aus; indem kam der Juſtizrath, und als er hörte, worin die Schwierigkeit beſtand, hob er ſie, indem er Hut und Stock ergriff und meinte: es mache ihm auch Vergnügen, die Muſik der Leibwache einmal zu hören. Lieschen warf ihren Konfirmationsſhawl um, und alle Drei begaben ſich nach dem Garten mit dem Schwarm, der von allen Seiten zuſammenſtrömte auf die große Gitterpforte von Stahldraht zu, an deren rechter Seite ein Apfelſinenhändler ſeinen Kram aufgeſchlagen hatte, während auf der linken eine zweibeinige Figur in einem krapprothen Kleide mit karmoiſinrothem Geſicht und blauer Naſe, mit gelben Hoſen und einem dreikantigen quergeſetzten Hute, auf einer kleinen Bank ſaß, die Hände unter ſich, ganz genau wie das Schild am Eingange zu einer Menagerie; man konnte ſich denken, daß der Schwanz verſteckt war zwiſchen den Blättern hinter ihm. —

„Gott Lob, daß wir Vatern bei uns haben,“ ſagte

Lieschen, „hier hätte ich nicht allein gehen mögen. Man iſt ja in Gefahr, umgelaufen zu werden, und Jungfer Rönne werden wir in dieſem Schwarm wohl nicht treffen.

„Ich wollte, wir wären ihn los," antworte Emilie leiſe, „er iſt mir über die Maaßen läſtig. Ich hatte dir ſo ungeheuer viel zu ſagen; du weißt nicht, wie gut ich es eingerichtet habe Jungfer Rönne iſt gar nicht hier. Das habe ich der Mutter blos eingebildet, um davon zu kommen, aber Karl Palmer hat mich begleitet faſt dicht bis zu deiner Thüre. Ihn ſollten wir jetzt treffen, und noch einen gewiſſen andern jungen Herrn, der blos herausgekommen iſt, um dich zu ſehen. Aber nun iſt dein Vater mit und läßt uns nicht aus den Augen. — Das iſt doch zum Aergern."

Lieschen ward feuerroth, Emilie ſah ſich um mit ſpähenden Augen, Gram machte einige Bemerkungen über das Wetter und über die Menſchenmenge, und ſtumm wanderten ſie zum Schloſſe hinauf.

„Iſt das nicht Doktor Reimann, der dort geht?" ſagte Emilie. „Sie ſahen ihn nicht, Herr Juſtizrath, ich glaube, er wollte mit Ihnen ſprechen."

„Guten Abend, lieber Doktor! Nehmen Sie es nicht übel, ich ſah Sie nicht gleich," ſagte Gram, der in die Falle ging, ohne es zu merken; „wie geht es Ihnen? Alles wohl zu Hauſe?" Und nun war das Geſpräch im Gang, und Doktor Reimann begleitete ſie.

Emilie nahm Lieschen unter dem Arm, und ſie gingen einige Schritte vorweg. „Gott, Lieschen, wie hab' ich mich nach dir geſehnt!" ſagte Emilie, „ich durfte es dem Papier nicht anvertrauen, ſonſt hätteſt du ſchon längſt von mir gehört. Aber Heimlichkeiten muß man nicht ſchreiben, ſagt Karl. Soll ich Dir Etwas ſagen, Lieschen? Ja, du wirſt große Augen machen, wenn du hörſt, daß ich, ob ich gleich noch nicht konfirmirt bin, dir doch vorkomme. Ich bin mit Karl verlobt. — Weiß Gott, vorgeſtern!" fügte ſie hinzu, da Lieschen ſie mit einem Blick betrachtete, in welchem ſich Zweifel und Schrecken miſchte.

„Emilie, Emilie!" war das Einzige, was ſie im Stande war zu ſagen.

„Du und Otto, Ihr ſeid die einzigen Menſchen, die es wiſſen dürfen," fuhr Emilie fort. „Du verräthſt mich nicht, gewiß nicht, mein Kind! Nächſte Oſtern ſoll ich endlich konfirmirt werden, nun kann Mutter mich nicht länger hindern, ſo gern ſie möchte, dann machen wir es bekannt; und in vier Jahren kann die Hochzeit ſein. Palmer wird einen Oheim beerben, der viel Geld hat, und der lebt nicht länger mehr als vier Jahre, überdies wird er vielleicht gegen die Zeit noch Capitain. Wir ſehen uns täglich; wenn ich in die Schule gehe, kommt er mir entgegen und wir gehen dann ein langes, langes Stück Weges zuſammen und auf Chriſtianshafen und den Wall entlang, da iſt es ſo göttlich einſam, man begegnet da nicht einer Menſchenſeele. Du kannſt nicht glauben, was für ein Leben ich führe, und wie glücklich ich bin. Möchteſt du nur auch ſchon verſprochen ſein, mein gutes Lieschen! Verlangt dich denn nicht ungeheuer danach?"

Lieschen antwortete nicht; ſie war allzu überraſcht von dieſer Mittheilung, als daß ſie ſich ſo bald hätte faſſen können.

„Wenigſtens verlangt Otto'n darnach," fing Emilie wieder an, „und das herzhaft. Du haſt keine Idee davon, wie er dich liebt, er ſetzt ſein Leben daran, dich zu ſehen, wie damals in der Trinitatiskirche, wo er ſich beinahe todt gefallen wäre deinetwegen."

Der Juſtizrath unterbrach ſie. „Komm, und faß mich unter den Arm, Lieschen," ſagte er, „damit wir zuſammenbleiben, hier iſt es ja verdammt voll." Doktor Reimann ging Emilien zur Seite, und die Unterredung welche die beiden Männer führten, unterbrach zu ihrem großen Leidweſen die Fortſetzung der vertraulichen Mittheilungen.

Auf den Terräſſen außerhalb des Schloſſes gingen die Leute in großen Haufen auf und ab, aber auf der oberſten ſtanden ſie dicht an einander gepfropft, um die Muſik zu hören, die durch die offnen Fenſter in den ſtillen Abend hinauserſcholl. In den Fenſtern befanden ſich Hofcavaliere und Officiere und lorgnettirten das Publikum von ihrem erhöheten Standpunkte; zwei Damen waren in einer Unterhaltung begriffen, und aus ihren Bewegungen und tiefen Verneigungen ſchloß man, daß eine hohe Perſon mit ihnen ſprach; auf dieſe beiden Damen richtete der größte Theil der weiblichen Spazierenden ſeine Aufmerkſamkeit; ihr Putz und ihre Federn, wovon man nur die Umriſſe ſehen konnte, wurden mit Bewunderung und ihre Stelle mit Mißgunſt betrachtet. Die angezündeten Kronleuchter in einigen Sälen ſchimmerten wie matte Sterne in der Morgendämmerung, denn es war draußen noch helle und man konnte die Gruppen von Spazierenden deutlich ſehen in den Gängen, die ſich perſpektiviſch in der Ferne verloren, auch zwei Schwäne, welche im Kanale ſchwammen, waren zu erkennen, aber der Hintergrund floß mit der Luft zuſammen, und man konnte nicht recht unterſcheiden, ob es Bäume, Bauernhäuſer oder Wolken waren. Das that aber nichts zur Sache, denn Aller Augen waren auf das Schloß gerichtet; Wenige oder vielleicht Niemand genoß Ausſicht und Muſik zugleich, ſie vertieften ſich alle in die Einſicht nach dem irdiſchen Götterleben hin, woran ihnen nun einmal das Loos nicht gefallen war theilzunehmen, und, wie Tantalus das Waſſer betrachtet haben mag, an deſſen Rand er verſchmachtete, ſo ſchaute ein Häuflein junger Herren nach dem wachthabenden Offizier mit wehender Feder und ſchimmernden Epauletten (der Befehle austheilte an die Schildwachen, welche ernſthaft auf- und niedergingen längs der Schloßmauern und den Pöbel abhielten, ſich durchzudrängen) — und hernach die Runde machte, um die Damen zu muſtern. Die Götter verließen ja bisweilen den Olymp, um ſich auf der Erde zu vergnügen und die Sterblichen mit ihrer Gegenwart zu erfreuen — dieſer junge Mann ward betrachtet wie ein von Himmel gefallner Duodezgott; denn an Ganz- und Halbgötter glaubt man nicht mehr in unſern aufgeklärten Zeiten, welche doch das Heidenthum nicht ganz verläugnen wollen. —

Die vier Spazierenden ſtanden im Haufen mitten vor dem Schloſſe, der Juſtizrath und Reimann ſahen nach den Fenſtern hinauf, Lieschen blickte zur Erde nieder, und Emilie ſah ſich die Leute an, während die Hautboiſten eine große, glänzende Symphonie ausführten. Als ſie vorbeiwar, bewegten ſich die Zuhörer einige Schritte von ihren Standpunkten in entgegengeſetzten Richtungen und ſprachen mit einander. Emilie hatte eben zu Lieschen geſagt, daß ſie ſie auf etwas vorzubereiten habe, als die Muſik ſie wieder unterbrach. Bald darauf kniff ſie ſie in den Arm und flüſterte: „Da ſind ſie! dicht hinter uns,“ — und indem hörte ſie Otto's und Palmers murmelnde Stimmen. Das Blut ſtieg ihr zu Kopfe, und ſie beugte ſich nieder, um das Geſicht zu verbergen. Da fühlte ſie, daß Jemand ihre Hand berührte, und indem ward ihr ein Papier hineingeſteckt, aber ſie hatte nicht den Muth, es zu nehmen. Otto drückte ihre Hand darum zuſammen und ließ ſie nicht los, bis er merken konnte, daß ſie es feſt halte. Lieschen war nahe daran, vor Angſt ohnmächtig zu werden, der Athem ging ihr aus, und ihr Herz klopfte, als ob es in tauſend Stücke zerſpringen ſollte; ſie hielt die Hand noch in derſelben Stellung, aber der Brief brannte ſie wie Feuer. Sollte ſie ihn behalten? — Sollte ſie ihn wegwerfen? — Sie wandte Otto'n, der ſich indeß neben ſie geſtellt hatte, den Rücken zu, und ließ ihn auf die Erde fallen. In demſelben Augenblick ward er mit einem Fuß bedeckt, bald darauf bückte ſich Otto, und als er ſich aufrichtete, war der Brief fort.

„Sieh nicht nach rechts hin, dort ſteht Wilhelm Schmidt und gafft dich an, wie eine Kuh das neue Thor," ſagte Emilie. „Er iſt ein ganz hübſcher Menſch geworden, aber Männer ſehen doch maulaffig aus, wenn ſie keinen Knebelbart haben. Sahſt du Otto'n? Er ſtand dicht neben dir. Achte einmal auf die Weſte, die er anhat. Es iſt die ſchönſte Weſte, die du je geſehen haſt."

Lieschen antwortete nicht.

„Dort ſteht Graf Steinberg, Chriſtian Steinberg; er iſt heimlich verſprochen mit Klara Bang, die in unſer Inſtitut ging und mit dir konfirmirt wurde; ich weiß es von Karl Palmer. Aber verrath' es um Gotteswillen nicht, ſonſt machſt du ſie beide grenzenlos unglücklich. Da kommt Wilhelm Schmidt, ſieh, wie er die Augen aufreißt." —

Wilhelm hatte, ſeit Grams auf das Land gezogen waren, Friedrichsberg zu ſeinem Lieblingsſpaziergang gemacht, aber noch hatte er Lieschen dort nicht geſehen. Der Zufall führte ihn heute Abend plötzlich in ihre Nähe. Er hörte und ſah nichts Andres als ſie, für ihn gab es keine Muſik und keine Zuſchauer. Palmer und Otto traten hinter ſie hin, blieben ſtehen und flüſterten einander zu, Otto ſah ſich um, Wilhelm verlor ihn nicht einen Augenblick aus dem Geſichte, er ſah ihn einen langen Schritt mit dem Fuße machen, dann ſich bücken und einen Brief in die Taſche ſtecken, mit der gleichgültigſten Miene von der Welt; Palmer lachte, Otto machte eine Bewegung mit dem Munde, als ob er „bah!“ ſagte; dann gingen ſie weiter und verloren ſich unter die Menge.

„Ein Brief! Ein Brief von Lieschen an Scholler! Den ſie ihm hinwarf! — Es iſt unmöglich. Er war nicht von ihr. Er hat ihn gefunden — oder ihn ſelbſt verloren — aber er lag bei ihr — es iſt doch nicht möglich!“ — Wilhelm ſtellte ſich hin und ſah ſteif auf Lieschen, aber ſie blickte nicht auf, ſie war ſcheinbar vertieft in die Ouvertüre zum Freiſchütz. Emilie ſprach zu ihr und betrachtete ihn — jetzt lachte ſie — und ſprach wieder zu Lieschen — und Lieschen lachte vielleicht auch. — Wilhelm drängte ſich ihnen vorbei, aber ſtehen bleiben konnte er doch nicht. Indem blickte Lieschen in die Höhe. Sie lachte nicht, ſie war blaß und ernſt, ſie ſah beinahe betrübt aus, ihr Blick fiel auf Wilhelm, aber es geſchah mit einem ſo unſchuldigen, rührenden Ausdruck, daß er über ſeinen Argwohn ſelbſt erſchrak und die Augen niederſchlug.

„Er war nicht von ihr. Gott, wie verächtlich komme ich mir vor, daß ich das Mädchen in Verdacht haben kann — und mit einem ſo elenden Kerl wie der Scholler," dachte Wilhelm und ſchlich ſich weg, um verſteckt und in Abſtand ſich zu ihr heranzuſtehlen und ſie zu ſehen.

„Er hat es geſehen. Gott, wie bin ich unglücklich. Er ſah mich ſo verächtlich an. Und noch Mehrere als er haben es vielleicht geſehen. — Ich benahm mich auch einfältig, aber ich wagte nicht, ihn zu behalten, nicht um aller Welt Reichthümer. O Gott! Wie bin ich unglücklich!" — Und mit dieſen Gedanken ließ Lieschen den Kopf niederſinken auf die Bruſt und ſchloß die Augen, als ob ſie dem entgehen wolle, ihre Schande in der Umſtehenden Blicken zu leſen, von welchen nicht ein Einziger ihr die geringſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. —

Auf dem Heimwege gingen Lieschen und Emilie mit einander Arm in Arm; Lieschen vertraute mit rinnenden Thränen ihrer Freundin die Angſt, die ſie ausgeſtanden, und die Kränkung, die ihr Scholler zugefügt habe. Emilie brach aus: „Biſt du toll? Warfſt du ihn weg? Ja, du biſt doch wahrlich ein unglückliches Mädchen. Du weißt nicht, was du von dir geworfen haſt. Ich ſollte dich vorbereiten, aber deine kluge Frau Mutter iſt Schuld an der ganzen Sache, daß ſie nun verdorben iſt, ich bin unſchuldig, ich habe dir ja nicht zwei Worte ſagen können. Scholler wollte Abſchied von dir nehmen; Gott weiß, ob wir ihn jemals wiederſehen, er reiſt morgen."

„Reiſt?" wiederholte Lieschen, und ward ſo bleich wie eine Leiche. „Reiſt er?"

„Ja freilich reiſt er, nach Holſtein. Es ward erſt kürzlich gewiß. Und denk', Lieschen, er ſoll hinüber, um Sekundant bei einem Duell zu ſein; Gott weiß, ob er nicht fliehen muß. Der arme Otto! Und ſo wie er dich liebt! Nun kommt er nicht dazu, von dir Abſchied zu nehmen. Das war die Urſache, weshalb er ſo betrübt ausſah, als er oben auf der Terraſſe ſtand. Lieschen, Lieschen, wie konnteſt du das thun?"

„Reiſt? Duell? O Gott im Himmel, erbarme dich!" ſagte Lieschen und drückte die Hände gegen die Bruſt, denn es war ihr, als ob ihr Herz brechen ſolle.

„Um Gotteswillen, faſſe dich, liebes Lieschen! du biſt freilich grenzenlos unglücklich, aber du mußt dich doch faſſen. Ihr könnt ja einander ſchreiben, ich werde es mit Karl verabreden, daß er und ich die Briefe beſorgen, ſo ſeid ihr doch nicht ganz geſchieden. Du ahnſt es nicht, wie entzückend es iſt, einen Liebesbrief zu bekommen." — Aber Lieschen hörte nicht ein Wort von Emiliens Troſtgründen, ſie ging zerriſſenen Herzens an ihrer Seite, und Reiſe und Duell waren ihre einzigen Gedanken.

„Gott, wie verzweifelt und melancholiſch ſah er aus, als er auf der Terraſſe ſtand," fuhr Emilie fort; „er warf Blicke auf deinen Vater, als ob er ihn morden könnte. Er hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, dich noch ein Mal zu ſehen, du biſt das einzige Weſen, das ihm ſo ſchwer wird zu verlaſſen. Es iſt ein Glück, daß Palmer bei ihm iſt, man kann nicht wiſſen, was er ſonſt in der Verzweiflung thäte."

Lieschens Thränen floſſen unaufhörlich. „Es iſt vorbei!" ſagte ſie beinahe flüſternd, „mein Herz ſagt es mir, ich ſehe ihn nie mehr — nie mehr." — Es war das erſte Mal, wo ſie mit einem Worte ſich verrieth, daß ſie Schollern liebte.

„Arme Lieſe! Es iſt ein furchtbares Schickſal, das dich trifft. Aber tröſte dich, du bekommſt ihn noch wieder zu ſehen. Palmer ſagt, daß er ſchon wiederkommen wird, daß nicht alle Duelle damit endigen, daß ſie einander todtſchießen. Und dich vergeſſen, das thut er nicht; er iſt ſo treu wie Gold; ein Scholler liebt nur einmal; aber dann für das ganze Leben; das hat er ſelbſt geſagt. — Trockne nun deine Augen, geliebtes Lieschen, wir ſind bald zu Hauſe, laß deine Mutter nicht ſehen, daß du geweint haſt; und darum bitte ich dich, verrathe nicht unſere Geheimniſſe an irgend Jemanden; willſt du mir das verſprechen?"

Lieschen ſchwieg, aber ſie trocknete die Augen. Emilie wandte noch einige Troſtgründe bei ihr an, und ſie hatte, wie es ſchien, ihren Schmerz bekämpft, ~~als~~ ſie an dem Gartenpförtchen zu Grams Wohnung ſtanden. Es war ſpät geworden, Doktor Reimann erbot ſich, Emilien zur Stadt zu begleiten, „das arme Mädchen hatte ja, aus

Freundſchaft für Lieschen, auf der Jungfer Rönne und ihrer Kameradinnen Begleitung verzichtet.“ Als ſie Abſchied nahmen, flüſterte ſie: „Ewige Verſchwiegenheit, Lieschen, bei Otto's Liebe zu dir, das iſt ein heiliger Eid. Wenn du den brichſt, ſo kannſt du vielleicht ſein Blut auf deinem Gewiſſen haben.“ — Lieschen hörte dieſe Beſchwörungsformel nur halb, dennoch antwortete ſie: „Das gelobe ich dir — ach, möchte ich es nur vor mir ſelber verſchweigen können!“

Wilhelm Schmidt war ihnen von fern gefolgt. Dunkelheit und Gedränge erlaubten ihm oft, ſich ſo dicht ihnen zu nähern, daß er Lieschen deutlich ſehen und ſogar die Blumen auf ihrem Shawl zählen konnte. Als er den letzten Schimmer ihres Gewandes durch das Gartenpförtchen hatte verſchwinden ſehen, wandte er ſich hurtig um und ging durch die Allee zurück zur Stadt. Zwei Herren gingen vor ihm Arm in Arm. Es war Otto und Palmer. Er hörte den erſteren ſagen: „Wollen wir zu Abend auf der Schießbahn eſſen?“

„Auf weſſen Rechnung?“ fragte Palmer, „auf meine nicht.“

„Auf Koſten der Kommune; ich habe ein Gratial bekommen, aber meine Gläubiger bekommen nicht einen Schilling. Wären die Israeliten nicht, ſo ſollte kein Teufel mich von Kopenhagen wegbringen, denn es iſt hier gut ſein. Ich habe die Philiſter plattgeſchlagen wie ein wahrer Simſon, aber nun ſchlagen ſie mich zur

Vergeltung in die Flucht. Es ärgert mich inzwiſchen, daß ich ein halb Dutzend Bekanntſchaften angefangen habe, die ich ungern hinter mir laſſe; nun habe ich die Mühe gehabt, ſie zu machen, und Andere werden meine Lorbeeren ernten. So geht es in der Welt: Des Einen Tod iſt des Andern Brod.“

„Laß uns eilen, das Dampfboot geht zeitig,“ ſagte Palmer, „und wenn wir Beide zu Abend eſſen und dann packen wollen, ſo haben wir für dieſe Nacht genug zu thun.“

Die beiden Freunde machten lange Schritte. Wilhelm ging heim mit dem ſeligen Gefühl, einen Nebenbuhler weniger zu haben, und zwar einen Nebenbuhler, den er gehaßt hatte von dem erſten Augenblick, wo er ihn ſah. Zum erſten Male ſeit langer Zeit kam er vergnügt nach Hauſe, und ſeine Mutter ſagte: „Du thuſt gut, unter die Leute zu gehen, du biſt allzu fleißig, das Sitzen taugt nicht für junge Menſchen. Geh öfter nach Friedrichsberg, mein Sohn, wenn da Muſik iſt und die höchſten Herrſchaften in den Kanälen fahren, das zerſtreut dich doch, und ſpekulire mir nicht immer in das Griechiſche und Lateiniſche; ich bin ſo froh, wenn ich dich einmal wieder ein vergnügtes Geſicht machen ſehe. Du biſt meine einzige Freude in dieſer Welt, ich habe ja keinen Andern, für den ich lebe, als dich.“ — Wilhelm küßte ſeine Mutter und trank Thee mit ihr; die gute Frau hatte nicht eher etwas genießen wollen, als bis ihr Liebling es mit ihr theilen konnte. Er war der Wittwe einziges Lamm. —

Als Lieschen den nächſten Morgen in das Wohnzimmer hinunterkam, bezeugten ihre bleichen Wangen und rothen Augen, welche Nacht ſie zugebracht hatte. Frau Gram ward ganz bekümmert um ſie, Lieschen ſchob die Schuld auf erſchreckliches Kopfweh und machte Einwendungen, als ihre Mutter gleich den Doktor Reimann rufen laſſen wollte. Frau Gram betrachtete ſie ängſtlich, die Thränen ſtiegen Lieschen in die Augen, ſie warf ſich ihrer Mutter in die Arme und weinte.

„Du haſt kein Kopfweh, Lieschen,“ ſagte Frau Gram, „es iſt wieder Emilie, die dich traurig gemacht hat. Jedesmal, daß du ſie ſiehſt, biſt du mißmüthig; ich wollte wünſchen, daß der Umgang ein Ende hätte, er iſt dir nur zur Plage, und eine ſo leichtſinnige Freundin, wie Emilie, kann ich meiner Tochter nicht wünſchen.“

„Es iſt wirklich Kopfweh, Mütterchen, ich kann ja kaum aus den Augen ſehen. Emilie iſt wohl leichtſinnig, aber ſie iſt ein gutes Mädchen und hält viel von mir; ſie will mich gewiß nicht mit Willen betrüben. — Ich ſehe ihre Fehler wohl ein,“ fuhr Lieschen fort und ſchlug die Augen nieder, als ob ſie ſich ſchämte, die Schwächen ihrer Freundin einzugeſtehen, „aber ich ſehe auch ein, daß ihre Erziehung Schuld daran iſt. Wenn Emilie älter wird, wird ſie ſich ſchon beſſern, und ich glaube, daß ſie ſchon jetzt zur Erkenntniß gekommen iſt.“

„Mein liebes vernünftiges Lieschen," ſagte Frau Gram und küßte ſie. „Lege dich auf das Sopha und halte dich ganz ſtille, ſo geht es vielleicht vorüber."

„Ich will lieber auf meine Kammer gehn, Mütterchen. Hier ſcheint der Tag mir ſo ſehr in die Augen, oben bei mir fällt der Sonnenſchein durch die Bäume, und der grüne Schimmer iſt ſo angenehm. Es geht ſchon vorüber, ſei nur nicht bange um mich!"

Als das Tageblatt kam, ließ Lieschen es ſich herauf holen, ihre Bücher ſtrengten ſie ſo an, die Buchſtaben wären ſo fein. Unter den Abgereiſten mit dem Dampfſchiffe Prinzeſſin Wilhelmine ſtand: „Lieutenant Scholler nach Holſtein." — Sie legte das Blatt weg, verbarg das Geſicht in den Händen und rief aus: „Es iſt vorbei, ganz vorbei! Ich bekomme ihn nie — nie mehr zu ſehen! Wär' ich doch todt!"

Im Anfang Oktobers zogen Grams nach der Stadt. Lieschen, welche von Emilien ſeit jenem Abend nichts gehört hatte, war beſtändig mit Kopfweh geplagt und ſah ſchlecht aus. Emilie war zwei Mal dageweſen, aber Frau Gram hatte Lieschen verläugnet und ſie war wieder weggegangen. Doktor Reimann ward konſulirt, er meinte, es würde ſich von ſelbſt geben, es ſei Nichts, junge Mädchen wären damit oft geplagt und ein probates Mittel gegen Kopfweh habe man nicht. „Es iſt nervös," ſagte er immer," Diät und Motion, das iſt Alles, was ſie nöthig hat, und dann können Sie einmal etwas Kinderpulver zwiſchendurch geben."

„Wenn es nur nicht eine ordentliche Krankheit wird," ſagte Frau Gram.

„Nicht doch, es hat nichts zu bedeuten. In Zeit eines Monats iſt es vorüber."

„Ich bin bange, daß ihre Bruſt etwas abgekriegt hat," ſagte der Juſtizrath, „ſie ſieht mir ganz danach aus, fein gebaut, ſchmächtig, ſolche Art Menſchen können nicht viel aushalten. Ich bin ganz bange um ſie."

Frau Gram ſah den Arzt ganz bekümmert an, aber er lachte. Abends ſagte Lieschen ſelbſt, daß ſie ſich viel beſſer befinde, das Kopfweh ſei beinahe verſchwunden.

Am erſten November endigte Wilhelm Schmidt ſeine wohlbeſtandene Prüfung und ward Student; denſelben Tag legte ſich Lieschen zu Bette, und Doktor Reimann verbot den anderen Kindern, ihr nahe zu kommen, denn es war das Nervenfieber.

Den Weihnachtsabend war es ſo ſtille in Grams Wohnzimmer, die Lichter waren noch nicht angezündet, kein Tannenbaum und keine farbigen Lichter bezeugten, daß das lange erwartete Feſt gekommen ſei, Jeder ſaß ſtumm mit ſeinen düſtern Gedanken da, und Keiner wollte

rſt nach Licht verlangen. Da knarrte die Schlafkam-
rthüre, und Doktor Reimann trat in das Zimmer mit
Worten: „Frohe Weihnachten, lieben Freunde, nun
an ich für Lieschen ſtehen, das iſt meine Weihnachts-
be.“ Eltern und Kindern umringten ihn, er ſtand
iſchen ihnen wie ein höheres Weſen; denn noch vor
nigen Augenblicken hatte Niemand gewagt, einige Hoff-
ng zu ſchöpfen. Die Weihnachtstage gingen dies Jahr
l hin, aber es war doch die fröhlichſte Weihnachtszeit,
ſie jemals erlebt hatten.

Wie rührend iſt es, einen theuren Kranken in's Leben
rückkehren zu ſehen! Die Furcht vor dem Verluſt, den
r beinahe erlitten hätten, iſt noch in uns lebendig; es
uns zu Muthe, als hätten wir ein Unrecht gut zu
achen gegen den Kranken, deſſen Werth wir zuvor nicht
nugſam erkannt haben; wir wiſſen nicht, wie wir uns
enntlich bezeigen ſollen, daß er noch unter uns verwei-
will — und bei dem Kranken hat jeder kleine Dienſt,
e Nacht, die wir bei ihm durchwacht haben, jede Er-
ickung, die wir ihm reichten, die Dankbarkeit feſter
knüpft, die ihn mit uns verbindet — mit dieſer Rück-
hr zum Leben iſt eine Rückkehr vereint zur Liebe und
ntracht, welche uns erſt lehrt, wie viel das Leben
rth iſt.

In den erſten Wochen des neuen Jahres war die
it, welche der Krankheit vorausging, und ein Theil
ſer ſelbſt beinahe ganz aus Lieschens Erinnerung ver-

ſchwunden; ſie lebte nur in der ſeligen Anerkennung der Zärtlichkeit und Fürſorge, deren Gegenſtand ſie geweſen war; denn noch trug Alles in Grams Hauſe das idealiſche Gepräge, welches eine ſolche Kataſtrophe hinter ſich läßt, aber das ſich einige Monate ſpäter wieder verliert, wenn das Alltagsleben allmälig die Feſttagsgefühle abſtumpft, worauf jene ungewohnte Stimmung beruht. So wie die Kräfte ſich wieder einfanden, erwachten auch die ſchmerzlichen Erinnerungen, die, ſo lange ſie keinen Widerſtand fanden, in den Kampf zu treten verſchmäht hatten. Sie ward ſtill und ernſt, aber ihre Umgebung ſchrieb dies auf Rechnung der Krankheit. Es war, als ob ihre körperliche Entwickelung eine ſolche Kriſis bedurft hätte, um zu reifen, und als Frau Gram zum erſten Mal Lieschen wieder in das Wohnzimmer führte, wo die kleine, geſchäftige Mariane für Schweſter Lieschen eine Bank hingeſtellt und die Kiſſen in dem Lehnſtuhl zurechtgerückt hatte, waren Alle über die Veränderung erſtaunt, welche während der Krankheit mit ihr vorgegangen war. Die wenigen Wochen hatten ihren Zügen den reizenden, vollendeten jungfräulichen Ausdruck gegeben (das wahre je-ne-sais-quoi, das gefühlt, aber nicht beſchrieben werden kann), ohne deshalb ihr das Kindliche im Geringſten zu benehmen; in den blauen Augen, die dunkelblauer geworden waren, wogte die Seele aus der Tiefe herauf; ohne daß ihre Geſtalt etwas von dem Sylphenartigen verloren hatte, war ſie mehr entwickelt, ſie war höher geworden, und ihr Kleid war ſichtlich zu kurz; das ſchöne blonde Haar fiel über die Schultern nieder und blickte an der Stirn unter einer kleinen weißen Haube hervor, deſſen krauſe Streifen eine ovale Einfaſſung um ihr blaſſes Geſicht bildeten. Die Mattheit, die darüber ausgebreitet war, kleidete ſie ſo lieblich, daß viele Damen ſie mit einem Nervenfieber gern erkaufen würden.

Der Juſtizrath und Neſtel ſtanden auf, alle Kinder umringten den Stuhl, Jeder wollte Theil daran haben, dafür zu ſorgen, daß ſie recht behaglich ſäße. Aber als ſie ſie in die Kiſſen und Teppiche eingepackt hatten und ſich Zeit nahmen, ſie zu betrachten, kam ihnen Lieschen wie eine fremde Dame vor. Sie ließ die Augen im Zimmer umherſchweifen, als ob ſie alle bekannte Gegenſtände begrüßen wolle, die ſie ſo nahe daran geweſen war zu verlaſſen, dann weilten ſie mit einem matten Lächeln auf den Umſtehenden; ſie nickte mit dem Kopfe jedem Geſchwiſterchen zu und ſank dann zurück in die Kiſſen, als ob dieſe Anſtrengung ihre Kräfte ſchon erſchöpft habe; in dieſem Augenblick fühlte ſie, wie viele theure Weſen ſie an dieſe Welt banden. Der Juſtizrath ſtrich ſie auf die Wange, Frau Gram küßte ihr die Hand und legte ſie ſanft auf den Schooß, Niemand ſagte ein Wort.

„Wo iſt Neſtel?" fragte Lieschen, „war er nicht hier?" — Neſtel hatte ſich an den Stuhlrücken gelehnt und betrachtete ſie unverwandt; ſeine kleine Freundin kam ihm ſo hübſch vor; er hatte nie zuvor an ihr Aeußeres gedacht, aber nun konnte er das Auge nicht von ihr wenden, es wurde ihm ſchwer zu faſſen, daß dieſe leidende Schönheit Lieschen ſei, daſſelbe kleine Mädchen, das er als kleines Kind gekannt, mit dem er ſo oft geſpielt, aber das er ſich nie als erwachſen gedacht hatte.

„Er iſt dir näher, als du glaubſt,“ ſagte Frau Gram und ſah in die Höhe. Lieschen erhob die ſchönen, blauen Augen und nickte ihm zu. „Dank, Neſtel, für alle die Sorgfalt, die du mir bewieſen haſt,“ ſagte ſie, „ich weiß wohl, daß du es warſt, der mir täglich die köſtlichen Weintrauben brachte. Deine Stimme hörte ich ſo oft in der Nacht, wenn du hier in der Wohnſtube wachteſt; ſie war lange Zeit die einzige, die ich erkennen konnte, alle die andern kamen mir ſo fremd vor. Du weißt nicht, wie ſehr deine Nähe mich tröſtete.“ Lieschen reichte ihm die Hand, Neſtel drückte ſie. —

„Ein guter Engel hat dich uns bewahrt,“ ſagte er, „er wird dich auch ferner beſchirmen.“

„Guter Neſtel! — du würdeſt auch um mich getrauert haben, wenn ich geſtorben wäre — es hätte ſich doch Mancher um mich betrübt — ich muß ja für Euch Alle leben.“ —

Allmälig erholte ſich Lieschen ganz, ihre Wangen rötheten ſich wieder, und der matte Ausdruck ihrer Augen verlor ſich mehr und mehr. Aber ſie ſtrahlten nicht wie ehemals von kindlicher Freude, ſondern ſie füllten ſich mit Thränen, die bald wieder trockneten, es war eine ernſte, tief gefühlte Sehnſucht und Erwartung darin zu leſen. Es giebt indeß eine Zauberkraft in der Jugend, die Alles, ſelbſt ihre Leiden mit einem magiſchen Glanze zu ſchmücken vermag, und gerade deshalb werden dieſe ſo gefährlich, weil ſie mit einer betäubenden Süßigkeit die Seele in Schlummer wiegen, ſie daran gewöhnen, ihre Befriedigung in dem Schmerze zu ſuchen, und die Kraft ihr rauben, die ein Bollwerk gegen die Widerwärtigkeiten künftiger Jahre bilden ſollte. Man hatte dieſe nicht zurückkehrenden Frühlingsthränen mit den Thautropfen auf einer Roſenknospe verglichen, die mit Wohlgeruch verdunſten, wenn die friſche, frühe Morgenluft ſie trocknet, aber unauslöſchliche Flecken einätzen, wenn die glühende Mittagsſonne ſie mit ihren Strahlen trifft und die Blume verzehren, ehe ſie ſich noch in aller ihrer Herrlichkeit entfaltet hat.

Emilie hatte Lieschen beſucht und ihr erzählt, daß Otto lebe, und nur für ſie lebe; ſie wollte wiſſen, durch Palmer, daß Lieschens Bild ihm überall folge, daß der Gedanke an ſie ihn zu einem beſſern Menſchen mache; ſie wußte hundert kleine Züge, welche alle Schollern von der edelſten Seite darſtellten; ſeine Untergebenen vergötterten ihn, ſeine Kameraden könnten keine Freude haben, wenn er nicht bei ihnen wäre; gegen den Frühling wolle er alle dieſe Verehrer verlaſſen und nach Kopenhagen zurückkommen, um Lieschen ſeine Verehrung zu widmen. — Von dem Augenblick, wo ein junges unſchuldiges Mädchen den Fuß auf Amors Gebiet ſetzt, iſt Alles in ihr und um ſie nur Liebe: wenn Kinder anfangen zu ſehen, begrüßen ſie das Licht mit Lächeln, — wenn ein junges Mädchen hört, daß ſie geliebt wird, lächelt ſie wieder mit demſelben Lächeln; denn wie das Licht die erſte Liebe des Lebens iſt, ſo iſt die Liebe das erſte Licht des Herzens. — Jede Bewegung, jedes Wort, das Lieschen ſprach, athmete Liebe, ihre Eltern und Geſchwiſter wußten bald nicht mehr, wie ſie neue Ausdrücke finden ſollten, um die fortwährend wachſenden Gefühle Lieschens zu bezeichnen; ſie glaubten nicht, daß Lieschens Liebe zunehmen könne, und jeder Tag zeigte ſie ihnen doch mit vergrößerter Stärke. Sie ward der Abgott ihres Hauſes, die Spiele der Kinder drehten ſich alle um ſie; des Juſtizraths erſte Frage, wenn er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe kam, war nach ihr; Frau Gram nahm nichts im Hauſe vor, ohne erſt mit Lieschen davon geſprochen zu haben, und Reſtel, der in der letzteren Zeit beinahe jeden Abend in Grams Hauſe zubrachte, hatte hundert kleine Aufmerkſamkeiten für ſeine kleine Freundin, und wenn er des Abends die Familie in's Theater einlud, was bisweilen geſchah, ſo konnte man gewiß ſein, daß er bei der Wahl des Stücks beſonders auf Lieschens Geſchmack Rückſicht genommen hatte. Aber gewiß führte auch nie eine Königin ihren Scepter milder als ſie, und Niemand, welcher ſah, wie eifrig ſie ſtrebte, den Wunſch eines Jeden zu errathen und ihm zuvorzukommen, hätte in ihr das verwöhnte Kind ahnen können, deſſen leiſeſter Wink beinahe ein Geſetz war für ihre Umgebung.

Sowie die erſte, die romantiſche Periode von Lieschens Liebe ihr einen angenehmen Sommer in der ſchönen Natur gewährt hatte, ſo ſchenkte ihr die zweite einen zufriedenen Winter innerhalb ihrer vier Wände, und ſie zog die letztere der erſteren vor, weil die Entfernung ihr eine Ruhe gegeben hatte, deren Otto's Nähe und die einzelnen Zuſammenkünfte, die ſie mit ihm gehabt hatte, ſie damals beraubten. Das Anlockende und das Blendende, bei der Hoffnung wie bei der Erinnerung, ruht auf derſelben Grundlage: Entfernung. Was in einem ſo holden Lichte vor uns ſteht, wenn wir unſre Wünſche auf die Zukunft richten, aber uns ſo wenig befriedigt, wenn wir ihr nahen, erhält ſeinen magiſchen Glanz wieder, wenn wir unſre Erinnerungen durchlaufen. Bei Helſted's war ſie nicht ein einziges Mal geweſen; von Bällen und Geſellſchaften befreite ihre Krankheit ſie und nachher Doktor Reimann's ſtrenge Vorſchriften; ſie ſehnte ſich auch nicht danach. Die ſtillen Abende daheim, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen war, zogen ſie weit mehr an, und Niemand außer dem Hauſe vermißte ſie, außer Wilhelm Schmidt, der es endlich abſchwur, in Geſellſchaft zu gehn, ſeit er es aufgeben mußte, Lieschen dort zu treffen, und mit anhaltendem Eifer warf er ſich über ſeine Bücher, um deſto ſchneller das Ziel aller ſeiner Wünſche, die Amtsprüfung, zu erreichen. So verging der Winter und ein Theil des Frühlings. —

Frau Helſted hatte ſich endlich bequemt, Emilien konfirmiren zu laſſen, und ſie ward auf Oſtern eingeſegnet, ein Jahr nach Lieschen, an derſelben Stelle, in derſelben Kirche. Sie ſtand wie eine Mutter bei den andern jungen Mädchen, und die Leute glaubten, ſie ſei eine Frau, die einen nahverwandten ſchwächlichen Konfirmanden ihr zur Seite begleite. Wie ihr und Lieschens Aeuſſeres an dieſem Tage verſchieden war, ſo waren es auch ihre Gefühle: bei Emilien war der herrſchende Gedanke Triumph darüber, daß ſie endlich heirathsfähig erklärt würde und dem Inſtitut entſchlüpfte. Aber es erfolgte keine öffentliche Erklärung, und ſie beſtand noch immer darauf, daß ſie mit Palmer heimlich verlobt ſei, „der raſend in ſie verliebt ſei,“ während die ganze Stadt darauf beſtand, daß er mit ihrer Mutter in intimem Verhältniſſe ſtehe.

Es war im Mai, als Emilie zu Lieschen gelaufen kam, und ihr erſtes Wort war: „Scholler iſt gekommen, er iſt hier vielleicht im Augenblick.“ Es giebt allerdings Augenblicke, in welchen junge Mädchen nicht an den Gegenſtand ihrer Liebe denken, ſowie es Nächte giebt, in welchen ſie nicht träumen, denn der Gedanke bedarf Ruhe wie der Körper, aber ſie ſind ſelten, das gebe ich zu. In einem ſolchen überraſchte Emiliens Nachricht Lieschen, und ſie machte deswegen vielleicht einen um ſo heftigeren

Eindruck auf ſie. Das Zimmer drehte ſich rundum vor ihren Augen, ſie mußte ſich an der Stuhllehne halten und konnte nichts weiter hervorſtammeln als: „Scholler? Hier! Bei uns?“

„Ja, Scholler iſt hier,“ ſagte Emilie, „iſt das ſo zu verwundern? Er wäre ja ein elender Verliebter, wenn er Einen Tag in der Stadt zu Ende leben könnte, ohne ſich ſeiner Dame zu Füßen zu werfen. Nun, Lieschen, du biſt bei Gott nicht ſchlecht verliebt, das ſieht man, und das ſoll er denn auch erfahren, er ſoll diesmal nicht gehn und ſich abhärmen wie das vorige Mal. Kannſt du das Nervenfieber ſeinetwegen bekommen, ſo kannſt du auch die Sprödigkeit ablegen; nun hat er überdies lange genug Probe gehalten.“

„Um Gottes Willen, Emilie, rede nicht ſo, mache mich nicht unglücklich! Das Nervenfieber ſeinetwegen? Wie kannſt du eine ſolche Umgereimtheit vorbringen?“

„Ja, war es vielleicht nicht wegen ſeiner Reiſe? Lehre du mich nicht, wovon man das Nervenfieber bekommt. Das weiß er überdies längſt, Palmer hat es ihm geſchrieben. Du kannſt dir gar nicht vorſtellen, wie hübſch er geworden iſt. Und was er vornehm ausſieht! Alles, was er anhat, iſt in Hamburg gemacht.“

Emilie fuhr fort zu erzählen, und bald war Lieschen unterrichtet, daß Scholler ſich einen Brief an ihren Vater von einem alten Bekannten in Holſtein zu verſchaffen gewußt habe, den er ſelbſt überbringen wolle, der ſolle ihm den Eingang in die Familie bahnen; man könn ihn jeden Augenblick erwarten, es ſei wahrſcheinlich, da er noch dieſen Vormittag komme, da ſeine Sehnſuch Lieschen wiederzuſehen, zu groß ſei, als daß er den Beſu ausſetzen würde. Dann kam ſie auf ſich ſelbſt zu ſpr chen, wie glücklich ſie ſei, wie himmliſch es ſei, heimli verſprochen zu ſein, bat Lieschen, ſich nicht ſelber lan zu quälen dadurch, daß ſie es aufſchöbe, eben ſo glückli zu werden, bot ihren Beiſtand an in allen möglich Fällen und verließ ſie.

Lieschen ging einigemal auf und nieder im Zimm dann ſtand ſie ſtill und ſah aus dem Fenſter. „Er h mich alſo nicht vergeſſen,“ dachte ſie, „ſeine Gedank haben ſich mit mir beſchäftigt eben ſo, wie ich nur ihn gedacht habe. — Ein Brief an den Vater — a — möchte das erſte Mal nur vorüber ſein! Ich glau ich gehe aus, um ihn nicht ſehen zu dürfen.“ — Li chen verfolgte dieſen Gedanken und kleidete ſich an, u auszugehen, aber als ſie fertig war, betrachtete ſie ſich Spiegel und meinte, es ſei doch am beſten, zu Hau zu bleiben. Sie fiel wieder in Gedanken, aber ſie kon ten ſchwerlich unangenehmer Art ſein, wenn man n dem Ausdruck auf ihrem Geſichte urtheilen durfte; zog ein Schub auf und nahm ein Taſchentuch hera deſſen Zipfel mit Zeichnungen geſchmückt waren; an gelblichen Farbe konnte man ſehen, daß es lange ni gewaſchen war, es hatte die Farbe, welche Reliqu allmälig annehmen, und welche ſie gemein haben mit allen profanen Sachen von einem gewiſſen Alter. Lieschen betrachtete es aufmerkſam, ſie ſtudirte ordentlich jedes Blatt des Blumenherzens, das die Namen umgab, aber am allerlängſten weilte ihr Auge auf dem kleinen Vergißmeinnicht, das ganz unten ſich befand, wie ein verborgenes, faſt vergeſſenes Andenken. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, von welchen eine auf das Taſchentuch fiel und grade auf das kleine Vergißmeinnicht. Lieschen blickte empor, als ob ſie ſagen wollte: „Ich danke dir, mein Gott, daß du die Blume haſt aufſprießen und gedeihen laſſen, die ich ſo oft mit meinen Thränen befeuchtet habe;“ und als indem Etwas draußen auf dem Gange ſich hören ließ, drückte ſie hurtig ihre Lippen darauf und ſtieß den Schub hinein. Aber es kam Niemand, Lieschen war den ganzen Vormittag allein. Jedesmal, daß die Thürglocke klingelte, erſchrak ſie, und fing ihr Herz an zu klopfen, aber es kam Niemand und rief ſie. War er nicht dageweſen? Oder war er wieder gegangen? Oder hatte er den Brief blos abgegeben? Dieſe Fragen beſchäftigten ſie unaufhörlich.

Mittags fragte die Mutter ſie, warum ſie ſich geputzt habe. „Mein Merinokleid iſt aufgeriſſen,“ antwortete Lieschen erröthend und fügte hinzu: „aber es iſt nur unbedeutend, ich werde es Nachmittag in Stand ſetzen.“ Es wurden Mehrere genannt, die nach dem Juſtizrath gefragt hatten, aber Schellers Name war nicht darunter; es waren Briefe angekommen, aber alle mit der Poſt. Nachmittag und Abend vergingen ohne Beſuch.

Tags darauf hatte Lieschen wieder ihr Merinokleid an, und außerdem einen hübſchen Kragen um mit einem roſenrothen Bande, was ihr allerliebſt ſtand. Ihre Mutter rühmte ihre Zierlichkeit und ſtellte ſie Marianen zum Beiſpiel auf, welche ſich immer ihr Zeug zerriß und beſchmutzte. Die Kleine verantwortete ſich und ſagte: „Geſtern hatte ſich Lieschen Etwas zerriſſen, das iſt Etwas, das Jedem begegnen kann, und bei Lieschen mag vielleicht der Riß noch ärger geweſen ſein als bei mir.“ Es liegt ein Vorwurf in ſolchen unwillkürlichen Hindeutungen, der viel tiefer gefühlt wird als die mit Vorſatz ausgeſprochenen; aber heute war Lieschen nicht geſtimmt, es ſo aufzunehmen; ſie lächelte der kleinen Schweſter zu und küßte ſie. Heute war Lieschen in einer Laune, die wohl roſenfarben genannt werden konnte, die Thürklingel brachte ſie zum Erröthen, aber es war vielleicht Röthe der Freude, wenigſtens rührte ſie nicht mehr vom Schreck her. Als ſie zu Bette ging, dachte ſie: „Gott ſei Lob, daß er heute nicht kam; je länger er wegbleibt, deſto beſſer werde ich Faſſung gewinnen — er muß ja auch viel zu thun haben, wenn er erſt kürzlich gekommen iſt — ich weiß ja, daß er mich nicht vergeſſen hat.“ Und ſie ſchloß die Augen, um von Scholler zu träumen, und ehe die Sonne aufging, hatte ſie wirklich von Scholler geträumt; ein ehrlicher Wille vermag viel.

Tags darauf erröthete ſie ſchon nicht mehr, wenn ſie die Klingel hörte; ehe vier Tage vergangen waren, ſehnte ſie ſich, die zu hören, vor der ſie noch vor Kurzem erſchrocken war, aber niemals war ihr die Zeit ſo lang geworden, bis es wieder klingelte, wie jetzt. Die roſenfarbene Laune bewölkte ſich, und als acht Tage verlaufen waren, ohne daß Scholler kam, ward Lieschen melancholiſch; denn der Gedanke: „Er hat mich doch vergeſſen — ach, ich bin ja auch zu unbedeutend für ihn,“ iſt reich an ſchmerzlichen Gefühlen.

Grade vierzehn Tage, nachdem Emilie Lieschen beſucht hatte, kam das Hausmädchen Nachmittags herein und meldete einen Lieutenant Scholler, welcher den Juſtizrath ſprechen und ihm einen Brief aus Holſtein überbringen wolle. Lieschen fühlte, wie ihr die Kehle in dieſem Augenblicke zuſammengeſchnürt wurde; ſie ſtand auf, um wegzugehn, aber ſie mußte ihm ja im Vorzimmer begegnen und das hielt ſie zurück.

„Bitte ihn, hereinzukommen,“ ſagte Frau Gram. „Scholler? Iſt das nicht der nette junge Mann, der vor einem Jahre auf Helſted's Ball ſo aufmerkſam gegen uns war?“ — Lieschen antwortete leiſe: „Ich weiß nicht, Mütterchen,“ aber Frau Gram achtete in dieſem Augenblicke mehr auf den Eintretenden, als auf ihre Tochter; ſonſt würde Lieschens Verlegenheit ihr nicht entgangen ſein.

Der lang' erwartete Beſuch war — eine ganz gewöhnliche Viſite. Scholler erzählte von ſeiner Reiſe in Holſtein, der Juſtizrath fragte nach ſeines alten Freundes Befinden, Frau Gram ließ ſich von dem geſellſchaftlichen Tone erzählen. Eine halbe Stunde darauf ging er, mit wiederholtem Dank für gehabte Mühe, aber ohne daß Jemand ihn eingeladen hätte, wiederzukommen. Lieschen hatte nicht ein Wort geſagt, ſie hatte den Andern beinahe den Rücken gekehrt, um ihre Verwirrung zu verbergen; aber deſſenungeachtet hatte ſie ihn heimlich betrachtet, ſo daß ſie bis auf ſeine Finger wußte, er ſehe vollkommen ſo gut aus wie vor ſeiner Abreiſe, und er habe eine ſchöne diamantne Bruſtnadel und weiße Alaunhandſchuhe. Aber dieſen Blick hatte ſie ſo unvermerkt abzuſchicken gewußt, daß ſelbſt Scholler ihn nicht bemerkt hatte, und als er auf die Straße trat, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Das iſt etwas philiſterhaftes Pack, dahin ſetze ich meine Füße nicht zum zweiten Mal. Hm! Mich verdrießt es, daß ich mir die Mühe gegeben habe, aber ich mußte das kleine Lieschen einmal wiederſehen, von der Palmer ſagt, daß ſie die Güte habe, für mich zu ſchwärmen. Sie iſt ſo ſpröde wie ſonſt und noch ärger; ſie ſah ja aus, als ob ſie nicht Fünf zählen könne; ich will darauf ſchwören, ſie weiß nicht, ob ich ein ſchwarzes oder ein weißes Kleid anhatte. Sie iſt und bleibt eine Gans. Ich will ihr erlauben, meinetwegen ihren Weg ruhig hinzugehn und die Andächtige zu ſpielen, ſo viel ſie will. Es iſt Schade um das Mädchen, dies halbe

Jahr hat ihr geſchadet; wäre ich in der Stadt geblieben, ſo hätte vielleicht Etwas aus ihr werden können. Aber immerhin, es iſt gut, daß man andre Connaiſſancen hat, um ſich zu tröſten.“ Und mit dieſen Gedanken ging er ſinnend nach Minni's Kaffeehaus, um eine Partie Billard zu ſpielen.

Bei Grams dachte Niemand mehr an ihn eine Viertelſtunde, nachdem er gegangen war, außer Lieschen, welche die halbe Nacht weinte, „weil ſie ſich ſo einfältig benommen habe,“ und weil die Wirklichkeit ihrer Erwartung ſo gar nicht entſprochen hatte; aber ſie maß ſich alle Schuld bei, und wenn ſie dachte: „Er kommt nicht mehr wieder, was ſollte ihn hier anziehen?“ fügte ſie jedesmal mit einem Seufzer hinzu: „Weshalb bin ich auch ſo unbedeutend und ſo wenig liebenswürdig?“ Und je mehr ſie ſich in ihrer demüthigen Betrübniß herunterſetzte, deſto höher ſtieg Scholler, und als ſie einſchlief, vollendete ein tröſtender Traum die Züge des Gemäldes, welche noch mangelten, und der Engel war fertig.

Emilie kam den Tag nachher, aber Lieschen wandte die Unterredung auf andere Dinge, ſobald ſie von Otto ſprechen wollte. Emilie gehörte indeß nicht zu den Leuten, die ſich ſo leicht abfertigen laſſen, und ſie hatte ihrer Freundin bald das Geſtändniß abgelockt, daß ſie an Otto's Zuneigung zweifle, und daß ſie ſich alle Schuld daran zurechne, theils weil ſie nicht liebenswürdig, theils weil ſie ſteif und abſtoßend gegen ihn geweſen ſei, und daß ſie deswegen geweint habe. Emilie lachte ſie aus. „Kümmert er ſich nicht um dich?“ ſagte ſie, „freilich hätteſt du es verdient. Nun will ich dir ſagen, weshalb ich komme. Grade von Otto komm' ich, oder doch ſeinetwegen. Morgen Vormittag mußt du dir Erlaubniß verſchaffen, auszugehn, aber allein, die Kinder müſſen zu Hauſe bleiben; komm dann zu mir, wir gehn zu Palmer und trinken Chokolade, und da finden wir Otto. Iſt das nicht göttlich? Und Paſtetchen giebt's und Champagner, aber das iſt nicht gewiß. Es geſchieht blos für uns Beide, es iſt eine Wette, die Palmer an mich verloren hat, aber laß um Gottes Willen Niemand davon etwas wiſſen. Na, was ſagſt du nun? Kümmert ſich Otto nicht um dich?“

Emilie hätte noch lange ſprechen können, ohne von Lieschen eine Antwort zu erhalten, ſo betroffen war ſie über dieſen Vorſchlag; aber ſobald ſie zur Beſinnung kam, ſchlug ſie ihn auf das Beſtimmteſte ab. Emilie beſtürmte ſie mit Bitten, drohte ihr damit, Otto'n Alles und Jedes wieder zu erzählen, was Lieschen ihr irgend vertraut habe, und noch mehr, als ſie geſagt habe; und da das nicht half, nahm ſie ihre Zuflucht zu Thränen, ſagte ihr Freundſchaft und Treue auf, aber Lieschen blieb unbeweglich. „Ich wagte ja keinen Menſchen anzublicken, wenn ich dageweſen wäre,“ ſagte ſie, „ich verginge vor Scham.“

„Du biſt ein Kind. Darum will ich noch Jedem in die Augen ſehn. Ich bin dageweſen, das ſage ich dir hiermit.“ Lieschen trat erſchrocken einen Schritt zurück; aber Emilie fuhr fort: „Ich bin dort ganz allein geweſen, und das mehr als einmal; ich möchte wol wiſſen, was das ſchade. Es wohnt eine Modenhändlerin auf demſelben Zimmerflur, Niemand achtet auf uns, es gehen hundert Frauenzimmer aus und ein, die Fenſter gehn auf den Garten; wenn Niemand es ſieht, kümmert ſich Niemand drum. Du kannſt nicht glauben, wie niedlich es da iſt, ſo vornehm, ſo allerliebſte Kupferſtiche; Palmer hat mir verſprochen, wenn wir verheirathet ſind, mir ein Zimmerchen grade eben ſo wie ſeins einrichten zu laſſen. Ich habe da Thee Abends getrunken, ehe ich in's Schauſpiel ging auf den Platz der Mutter, zweimal, o, es waren himmliſche Abende! Ich ſaß und ſchenkte Thee ein, wie die Frau vom Hauſe, es war ſo gemüthlich, und Palmer iſt ein ſo liebenswürdiger Wirth, er wird beſtimmt auch ein liebenswürdiger Ehemann. Alles, was er weiß, das ich gern eſſe, war da, die niedlichſten Zuckerkringeln und weſtindiſches Eingemachtes. Es that mir jedesmal recht leid, wenn ich in die Loge hinüber mußte, aber ich durfte den Platz nicht leer laſſen, damit es der Mutter nicht hinterbracht würde. Nun wohnt Otto bei ihm, bis er ſich Zimmer gemiethet hat.“

Lieschen hörte zu, aber der Ausdruck in ihrem Geſichte wechſelte jede Sekunde, vom Schrecken, Verwunderung, Betrübniß übergehend zu einem zerſtreuten theilnehmenden Lächeln, und endlich bei einem Gedanken verweilend, indem ſie Emiliens Erzählung zufolge ſich vorzuſtellen bemühte, wie es wohl auf Palmers Zimmer, „wo Otto jetzt wohnte,“ ausſehen könne. Da es ihr nicht glückte, that ſie, wiewohl mit leiſer Stimme, einige Fragen, und nun gab Emilie ihr eine vollſtändige Beſchreibung, wo jedes Geräth ſtehe, mit einer Genauigkeit, wie es dem weiblichen Geſchlechte natürlich iſt, wenn es Hausgeräth und bewegliche Güter betrifft. Lieschen hörte aufmerkſam zu. Als Emilie ihren Bericht beendigt hatte, ſchlug ſie die Arme um ſie und ſagte: „Du kannſt dir das doch nicht recht vorſtellen, du mußt es ſelbſt ſehen. Wie kannſt du dich denn ſcheuen, hinzugehn, wenn es Niemand ſieht? Du glaubſt nicht, wie ehrerbietig ſie uns behandeln. Wir ſind ja Zwei, ich bin mehrmals allein dageweſen, ich weiß, daß es ganz unſchuldig iſt. Ueberdies mußt du Otto'n Aufklärung geben über die einfältige Behandlung, die er in Eurem Hauſe erfahren hat, Ihr wüßtet ja kaum, ob Ihr ihn wieder ſprechen würdet, da Niemand ihn wiederzukommen gebeten habe. Du kannſt dir keine Idee davon machen, wie ihn das betrübt hat. Laß nun die Bedenklichkeiten fahren, du mußt ja doch einmal dich als erwachſen betrachten und das Kindiſche ablegen. Nicht wahr, mein gutes, allerliebſtes Lieschen, meinetwegen, wenn du es nicht Otto's wegen thuſt. Seit Scholler bei ihm wohnt, kann ich nicht allein hingehn, und ich habe mich ſo darauf gefreut; du wirſt mich ungeheuer glücklich machen, wenn du mir dieſen einzigen Gefallen thuſt. Glaubſt du, ich wagte es, dir in's Geſicht zu ſehen, wenn ich etwas Unpaſſendes dabei fände?"

Emilie umarmte und küßte ſie; Lieschen fing an, die Sache für weniger bedenklich zu halten, aber ſie hatte mit ihrem Zartgefühl zu kämpfen; Emiliens Thränen rührten ſie; ſie ſchlug die Augen nieder und ſagte: „Wenn du deine Tante bewegen könnteſt, mitzugehn! Sie pflegt ja immer ſo gefällig gegen uns zu ſein."

„Tante! Was ſollten wir mit der? Das hieße ja nur die Sache verderben! Nein, das geht durchaus nicht, auch iſt keine Zeit mehr, das einzuleiten. Tante iſt wohl gefällig, aber ſo auf der Stelle, wenn man pfeift, bringt man ſie denn doch nicht dazu. Sind wir nicht groß genug, um auszugehn? Karl ſagt, Frauenzimmer müſſen ſich gewöhnen, auf eignen Füßen zu ſtehn, ſonſt werden ſie elende Frauen, wenn ſie ſich einmal verheirathen; und das iſt doch unſre Beſtimmung.

„Allein geh' ich mit dir nicht dahin," ſagte Lieschen, und ihre Mienen widerlegten ihre Worte nicht, aber es war etwas in ihrer Stimme, das man wohl für Unſicherheit nehmen konnte, wenn man wollte; ein feinerer Beobachter als Emilie würde bemerkt haben, daß dieſer Entſchluß nicht ſo unumſtößlich ſei, wie er geäußert wurde. Aber Emilie beſaß keine ſolche Beobachtungsgabe; deshalb wandte ſie keine Ueberredungen an, ſondern fing ſogleich an zu weinen und zu klagen, daß Lieschen ihre Liebe ſtets mit Kälte und Undankbarkeit belohnt habe. Lieschen ſchwieg und betrachtete ſie betrübt mit einem Blick, worin ſo viel Hingebung lag, daß Emilie auch gerührt wurde, ihr um den Hals fiel und liebkoſend ſagte: „Mein liebes Lieschen, du weißt nicht, wie ſehr ich dich liebe, ich könnte mein Leben für dich hingeben.“ — —

Die beiden Freundinnen küßten einander und weinten; — ich glaube, daß Thränen eben ſo nothwendig ſind bei Frauenzimmer-Unterhandlungen, wie Tinte bei diplomatiſchen. Emilie hatte endlich Lieschens ſtillſchweigende Einwilligung erhalten unter der Bedingung, daß Palmer ſeine Wirthin dazu einlüde, Chokolade bei ihm zu trinken, da die Wirthin eine höchſt achtungswerthe Predigerwittwe ſei. Aber ſie hatte auch Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, um es ſo weit zu bringen.

Sobald Lieschen allein war, bereute ſie die ſtillſchweigende Einwilligung, die ſie gegeben hatte, und war mit ſich ſelbſt unzufrieden. Je mehr ſie darüber nachdachte, deſto unausführlicher kam ihr Emiliens Einfall vor, und zuletzt griff es ſie ſo ſehr an, daß es nur einer geringen Veranlaſſung von Seiten ihrer Mutter bedurft hätte, um ſie zum Geſtändniß zu bringen; das geringſte Wort würde eine Erklärung herbeigeführt haben, die der Frau Gram einen ganz unbekannten Schacht in Lieschens Herzen eröffnet hätte, die reichſte Ader unter den Schätzen, welche es in ſich ſchloß. Aber Frau Gram hatte ſich an dieſem Tage abgemüht, die ſchmutzige Wäſche zu zählen; über Handquelen und Tiſchtücher vergaß die Hauswirthin, Mutter zu ſein, ſie bemerkte nicht den Blick, den Lieschen ihr zuwarf, und der zu ſagen ſchien: „Frage mich, und du ſollſt Alles erfahren.“ Sie ſah nicht einmal, daß Lieschen ernſt war und etwas Anderes im Kopfe hatte, als ein Paar Strümpfe, welche fehlten, und dieſer Mangel an Aufmerkſamkeit ſchreckte Lieschen ab, und ſie behielt Zweifel, Verdruß und Reue bei ſich.

Abends kam Reſtel, wie gewöhnlich. Am Theetiſch unterhielt man ſich von Stadtneuigkeiten, er wußte zufällig Mehreres, unter Anderm einige Verlobungen, die immer etwas Anziehendes haben für Alte und Junge, Verheirathete und Unverheirathete, Verlobte und Nichtverlobte. Jene erinnern ſie an Gefühle, die einſt ihr Lebensglück ausmachten, dieſe an Hoffnungen und Erwartungen, zu welchen die Phantaſie noch Etwas hinzuſetzt. Reſtels Neuigkeiten erregten die Aufmerkſamkeit Aller, ſelbſt Lieschen, welche damit beſchäftigt war, ihr Strickzeug zu ſuchen, ſtand am Fenſter ſtill und horchte. Der letzte Name war Lieutenant Scholler's.

„Lieutenant Scholler?“ ſagte Gram. „Ei, das iſt wohl der, welcher neulich hier war. Mit wem?“

„Mit meines Wirthes Tochter,“ antwortete Reſtel. „Der Vater erzählte mir es ſelbſt heute Morgen, aber er war darüber nicht eben erfreut, wie es ſchien. Keins von Beiden hat Vermögen, das kann eine Verlobung für die Ewigkeit werden."

„Ja ſo! Hörſt du, Liesſchen? Lieutenant Scholler, den wir ein bischen kennen, iſt mit Jungfrau Müller verlobt," ſagte Frau Gram, „das iſt die, die du ſo hübſch fandeſt damals, als wir bei Neſtel waren und Chokolade tranken. Das Strickzeug liegt gewiß in der Kinderſtube, Mädchen!"

„Ich höre es wohl, Mutter," antwortete Liesſchen gleichgültig. Sie ſuchte nach ihrem Strickzeuge hinter den Fenſtervorhängen, gleich darauf ging ſie aus der Stube, um es in ihrem Zimmer zu ſuchen. Sie blieb beinahe eine ganze Stunde weg und hatte es noch nicht gefunden. —

Die vier kleinen Betten, in welchen Liesſchens Schweſtern ſchliefen, ſtanden zu beiden Seiten des ihrigen; man hörte nur den feſten abgemeſſenen Athemzug, der von dem tiefen Schlaf zeugte, in welchem die Kinder lagen, ruhig und frei von allen Leidenſchaften und Bekümmerniſſen, als Liesſchen noch beide Aerme unter den Kopf legte, um in dieſer Stellung die ihr bis jetzt verſagte Nachtruhe zu finden. Das Nachtzeug war bis über die Ellbogen aufgeſtreift, und die Haube lag neben dem Bette; ihr ſonſt ſo ſorglich unter der Haube befeſtigtes Haar wogte in Unordnung über das Kopfkiſſen und hatte ſich zwiſchen ihren Fingern verwirrt, als ſie die Hände unter dem Nacken zuſammenfaltete. Einen

Augenblick nachher richtete ſie ſich auf und ſah ſich um, ſie wollte das Nachtgewand am Halſe auflöſen, aber das Band zog ſich in Knoten. Mißvergnügt warf ſie ſich zurück auf das Kiſſen und legte die Hand unter die Wange, aber da die Glocke indem Drei ſchlug, richtete ſie ſich wieder auf, zog am Bande und ſagte leiſe: „O Gott, nicht mehr als Drei. — Ich möchte erſticken, es iſt hier ſo ſchwül, ich halte es nicht aus; weiß Gott, wie die Andern in dieſer Hitze ſchlafen können. — Wär' ich doch ein Kind! Damals ſchlief ich wie ſie. — Oder möchte ich todt ſein, und man begrübe mich in dem ſchwarzen Sarge — ſo würde er vielleicht mich beweinen. Ich war nicht gut genug für ihn, ſie iſt viel hübſcher, und gewiß auch viel liebenswürdiger. — Es iſt hier fürchterlich ſchwül." — Sie ſtand auf, und beim Schein der Nachtlampe, die in einer Vertiefung am Ofen ſtand, zog ſie die Vorhänge zur Seite; aus Beſorgniß jedoch, daß ſich ihre Schweſtern erkälten möchten, öffnete ſie das Fenſter nicht. — „Wie es ſtill in der Nacht iſt! Nicht ein Licht irgendwo zu ſehn! Ich bin die Einzige, welche wacht — ach, ſo werde ich nun jede Nacht wachen müſſen, kein Schlaf wird mehr auf mich kommen, ich fürchte mich, zu träumen — Ich träumte oft ſo köſtlich! — Nun ruft der Wächter erſt drei, und es iſt beinahe eine Stunde her, daß es ſchlug — es muß ein langweiliges Geſchäft ſein, das Wächtergeſchäft, das wäre das letzte, das ich ergriffe — hu, es übergießt mich, es iſt doch kalt, wenn man auf iſt. — Wenn ich doch einſchlafen könnte! Die ganze Nacht nicht zu ſchlafen — wenn ich nur einſchlafen könnte, um nie wieder zu erwachen — ſie würden über mich weinen, die lieben, kleinen Schweſtern,“ ſagte Lieschen, und betrachtete ihre Geſchwiſter, „und Vater und Mutter würden über mich weinen, ſie könnten mich doch nicht entbehren — es wird ein kummervolles Leben werden, aber ich muß leben zu deren Troſt, welche mich lieben. — Und es hätte ſo ſchön, ſo unſäglich ſchön werden können!“ — — Sie blieb im Bette ſitzen, den Kopf auf beide Hände geſtützt. Plötzlich brach ſie in Thränen aus, warf ſich nieder, drückte das Geſicht ins Kiſſen und ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen. —

Die Glocke ſchlug endlich Vier. Die Lampe wehte, als ob ein Windzug ſie bewegte, und zeichnete lange Schatten an der Wand. Lieschen fuhr in die Höhe. „O Gott! — Es war Nichts — ich träumte von ihm — oder war es kein Traum? — Ich habe ja nicht geſchlafen — woher kommt der Schatten? — Nun wieder! — Es war nichts — ſie will vermuthlich ausgehn — ſo wird es ganz dunkel, ſo dunkel wie in meiner Seele, und wie im Grabe. — Ja, möchte ſie nur ausgehn! Ich haſſe das Licht. — Wie mir das Herz ſchlägt, als ob es die Bruſt ſprengen wollte — ich werde vielleicht wieder krank, das Blut wallt ſo gewaltig in mir. — Nein, diesmal werd' ich nicht krank, das fühle ich, nun bin ich ſtark, ſehr ſtark, und bekomme kein Nervenfieber — aber die Bruſtkrankheit vielleicht — es iſt in der Bruſt, wo es mich peinigt; hier, hier fühle ich es," rief Lieschen aus, legte die Hand auf die bloße Bruſt und preßte ſie dagegen; ſo fiel ſie zurück. Sie ſchloß die Augen und blieb liegen mit der Hand auf dem Herzen, der Quelle ihrer Qual, das alle ihre Freuden einſchloß wie in einem tiefen, verdeckten Grabe. Eines Mädchens Herz iſt ein Abgrund, tauſendmal tiefer als das Herz einer Frau, denn dort wohnt das Ideal, hier die Wirklichkeit, und dieſen Abgrund bedeckte Lieschen mit ihrer kleinen, weißen Hand, und die Hand verbarg des Buſens wallende Bewegungen, wie die ſchönen Waſſerlilien oft die Waſſerfläche verbergen und eine grundloſe Tiefe verdecken, welche die Leiche manches Verunglückten einſchließt, deſſen Grab Niemand ahnt unter der lieblichen Decke.

„Es iſt meine eigene Schuld," flüſterte Lieschen, da ſie die Augen wieder aufſchlug, „es iſt meine Schuld. Er hat mich geliebt, aber ich habe ihn von mir geſtoßen, ich habe ſeine Liebe verſchmäht, wenigſtens mußte er das glauben — ich wandte ihm ja beinahe den Rücken, als er bei uns war — und er kam zu uns, um mich zu ſehen — und das wußte ich. — Ich habe mein Schickſal verdient, er iſt rein von jedem Vorwurf. — Aber ſo ſchnell nachher — nein, es iſt nicht ſchnell, es ſind viele Tage vergangen, und es kann viel geſchehen in Einem Tage." — Lieschen legte die Hand über die Augen, um sie vor dem Lichte zu ſchützen. „Es iſt nur allzu gewiß,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „Neſtel weiß es von ihrem Vater, nein, es iſt keine — keine Hoffnung mehr. Alles iſt vorbei — es war ein kurzer Traum, aber er war ſo unendlich ſüß — es war ein Traum, den es mir mein Leben koſten wird geträumt zu haben. — Nun geht die Lampe aus — ach, möchte ich ausgehen wie ſie! Schau, ſie flammt noch einmal auf, als wollte ſie mir Hoffnung geben — Hoffnung? Die iſt für mich verloren. Ich habe keine Hoffnung — O Gott, wie konnteſt du das wollen! In meinem ſiebzehnten Jahre habe ich keine Hoffnung mehr, keine mehr, zu leben! Es iſt aus!“ Lieschen ſah ſich entſetzt um, die Lampe flammte wieder auf, der unſichre flackernde Schein flog über die Geſichter der Kinder und veränderte gleichſam ihre Züge, die Schatten ihrer eigenen Bewegungen tanzten wie Geſpenſter an den Wänden, es war, als wollten ſie nach ihr greifen, und dazwiſchen kniſterte hin und wieder jenes undeutliche Geräuſch, das eine Lampe in den Augenblicken von ſich giebt, wo ſie erlöſchen will; ſie ſchauderte unwillkürlich. „Leben oder Tod,“ ſagte ſie, „ich will es wiſſen in dieſer angſtvollen Stunde, ſoll ich hoffen oder verzweifeln? Nein, das will ich nicht wiſſen, verzweifeln ſoll kein Menſch, denn es gibt ein Leben nach dieſem. Aber ſoll ich leben oder ſterben, das will ich wiſſen. — Wenn die Lampe ausgeht, ehe die Glocke wieder ſchlägt, werde ich ſterben.“ — Lieschen ſchloß die Augen und faltete ihre

Hände. Als ſie die Augen öffnete, brannte die Lampe noch wie zuvor, aber ihr matter Schimmer fiel ruhiger über die Kinder und ihre Züge veränderten ſich nicht. Sie ſeufzte. Als ſie die Augen wieder aufſchlug, war die Lampe erloſchen, es war ſchwarze Nacht ringsum, und die Glocke hatte noch nicht geſchlagen. Sie richtete ſich auf und ſagte: „Alſo ſterben! — alle dieſe verlaſſen, die ich jetzt nicht mehr ſehen kann! — Bald wird es ſo dunkel um mich bei Tage ſein, wie es jetzt bei Nacht iſt — aber da liege ich in meinem Grabe und fühle nicht mehr, was mich jetzt ſo quält.“ — Lieschen legte ſich ſacht zurück im Bette und faltete die Hände, Thränen liefen ihr die Wangen hinab, aber man konnte nicht hören, daß ſie weinte. So lag ſie lange; endlich ſagte ſie: „Es wird bald vorbei ſein — das fühle ich — aber Niemand ſoll ahnen, was ich leide, kein Menſch auf der ganzen Erde ſoll erfahren, daß ich unglücklich bin — kein Menſch — und wenn ich todt bin, ſollen ſie mit einer zärtlichen, frohen Erinnerung an mich denken ſollen, alle glauben, daß ich ſo glücklich geweſen bin, wie ſie mich gerne gemacht hätten. — Es währt ja nur eine kurze Zeit,“ ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, „und Gott wird mir Kraft verleihen.“ — Ihre Lippen bewegten ſich leiſe, brachten aber kein Wort hervor. —

Als Frau Gram am nächſten Morgen kam, um die Kinder zu wecken, lag Lieschen noch in derſelben Stellung und ſchlief; die Nachtmütze lag neben dem Bette, das

Kopfkiſſen war beinahe herausgefallen, das Oberbett lag unordentlich. Alles deutete auf eine unruhige Nacht. Die beſorgliche Mutter machte ihr das Nachtkamiſol über der Bruſt zu und weckte ſie mit einem Kuß, indem ſie ſagte: „Sei vorſichtig, mein gutes, liebſtes Lieschen, du kannſt dich leicht erkälten. Ich überlebte es nicht, wenn du wieder ſo krank würdeſt.“ Lieschen ſchlug die Arme um den Hals der Mutter und ſagte: „O Gott, iſt es ſchon wieder hell? du brauchſt nicht bange für mich zu ſein, lieb Mütterchen, ich bekomme das Nervenfieber nicht wieder. Ich bin ſtärker, als du glaubſt.“

„Das gebe Gott, mein Kind,“ ſagte Frau Gram, „auch ſiehſt du gerade nicht aus, als ſollteſt du das Nervenfieber bekommen, du haſt recht friſche, muntere Farbe.“

Lieschen fühlte ihre Wangen mit der Hand an, ſie flammten fieberhaft, ſie legte ſie auf die Stirn, ſie brannte wie Feuer; dann ließ ſie ſie über die Augen niedergleiten, auch die glühten, das Licht blendete ſie noch. Frau Gram ging hinaus, und Lieschen legte die Hand auf das Herz und ſagte mit leiſer Stimme: „Hier ſchmerzt es mich — aber Niemand ſoll es wiſſen — es währt ja nicht ſo lange!“ —

Worin liegt es, daß man Männer öfter eine unglückliche Liebe zur Schau tragen ſieht als Frauenzimmer? Und doch iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe vielleicht öfter in der Liebe unglücklich ſind als jene, und ihr Unglück gewiß eben ſo tief fühlen. — Es iſt vielleicht der höhere

Grad von Seelenſtärke, welcher oft dem weiblichen Geſchlecht zugeſchrieben wird, der dies bewirkt, aber eben ſo oft iſt es wohl das Gefühl, daß ſie damit nicht Glück machen, dagegen Herren in dem Mitleid der Damen und in ihrer Theilnahme an unglücklichen Liebhabern eine beſtändige Aufforderung haben, auf dieſem Wege, der Gemächlichkeit mit Sicherheit verbindet, das Glück zu verſuchen. Bei Lieschen war es Seelenſtärke, und ihr Kummer war allzu ernſt, als daß ſie hätte daran denken können, damit zu kokettiren. Als Emilie ſie das nächſte Mal beſuchte und ſie mit Klagen überſchüttete über „Otto's unbegreifliche Treuloſigkeit,“ läugnete Lieſe ſtandhaft, daß ſie jemals ihn geliebt habe, und ſie that dies mit ſo viel ſcheinbarer Kälte, daß es ihr beinahe glückte, Emilien zweifelhaft zu machen. Aber da dieſe deſſenungeachtet bei ihrer Behauptung blieb, ward Lieschen böſe, und Emilie verließ ſie mit Aufkündigung ihrer Freundſchaft und Treue, denn an eine „ſo kalte Seele, wie Lieschen, und an eine ſo eigenſinnige und unverſtändige“ wolle ſie ihre Freundſchaft nicht verſchwenden, um ſo mehr, da „ihr Vertrauen keine Vergeltung gefunden habe.“ Lieschen wollte ſie zurückhalten, aber Emilie riß ſich los und ſagte: „Geh nur und poſaune Alles in der Stadt aus, was du von mir und Karl Palmer weißt. Gott Lob, du weißt nichts Anderes, als was bald ein Jeder wiſſen wird; aber es wird gewiß Zeit vergehn, ehe du mich wieder ſiehſt.“ — Lieschen ließ ſie los und ſagte betrübt: „Dein Geheimniß iſt ſo ſicher bei mir, als ob es im Grabe läge — und da wird es bald verwahrt ſein," fügte ſie leiſe hinzu, als Emilie die Thüre hinter ſich zugeſchlagen hatte, „dann wird ihre Härte ſie gereuen." — Und es war, als ob Lieschen zum zweiten Mal den Gegenſtand ihrer Liebe eingebüßt hätte, denn nun war das letzte Band zerriſſen, ſie war von der Einzigen getrennt, mit welcher ſie von ihm ſprechen konnte. Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch, daß dies geringere, unbedeutendere Leiden vielleicht vollkommen ſo viel Bitterkeit mit ſich führt, als das größere. —

Man ſtirbt nicht ſo leicht von unglücklicher Liebe, das iſt ein großes Glück, ſonſt würden die Grabſtätten bald die Hälfte der Welt einnehmen, denn es iſt viel unglückliche Liebe in der Welt, und ſie heiſcht vielleicht mehr Opfer als die Cholera. Lieschen ſtarb nicht, aber ihre Geſundheit ward untergraben; ſie ward bleich und ſah leidend aus, den Juſtizrath befiel wieder ſeine alte Angſt wegen Bruſtkrankheit, Frau Gram zitterte vor dem Nervenfieber, Neſtel war der Meinung des Vaters und brachte ihr weſtindiſchen Salep, von dem er ihr zuredete täglich zu nehmen. Lieschen drückte ihm die Hand mit Dankbarkeit, ſie erkannte die Sorgfalt, die er für ſie hatte, aber ſie trank den Salep mit ungläubigem Lächeln, indem ſie der Mutter verſicherte, es ſei Alles vergeudet, da ihr nichts fehle. Doktor Reimann pflichtete Lieschen bei, aber heimlich betrachtete er ſie mit Aufmerkſamkeit und ſchüttelte den Kopf, denn er konnte nicht herausbringen, was ihr eigentlich fehle.

Ich ſagte oben, daß in der Jugend eine Zauberkraft walte, welche vermöchte, Alles, ſelbſt die Leiden, mit einem magiſchen Glanze zu ſchmücken. Wenn dieſe Kraft ſich durch Religioſität nährt, iſt ſie unendlich ſtark, ſie wird alsdann ein zweiter Atlas, der im Stande iſt, eine Welt auf ſeinen Schultern zu tragen, und es gehört nicht minder Kraft dazu, als ſie der Vater der Plejaden beſaß; denn es iſt eine Welt, die ſie trägt, voll von den grünen Hainen der Hoffnung, den feſten Felſen der Treue, den ſtolzen Schlöſſern der Phantaſie, den tiefen Seen der Ungewißheit, den unfruchtbaren Sandwüſten des Unglücks, und den Stein auf Stein gethürmten wolkenhohen Pyramiden, unter welchen ein Herz begraben liegt. Aber es iſt doch eine unvollſtändige Welt, denn zu einer Welt gehört ein Himmel, und der fehlt unſeligerweiſe. —

Mit ganz andern Gefühlen, als die waren, womit Lieschen ſich im vorigen Jahre beſchäftigt hatte, nahm ſie in dieſem Sommer Beſitz von ihrem kleinen Dachſtübchen, als ihre Eltern wieder nach Friedrichsberg hinauszogen. Und Alles war doch unverändert wie damals, die Sonne ſchien eben ſo hold wieder durch die grünen Linden in ihr Gemach, die Blumen dufteten eben ſo ſüß, die Wieſe war eben ſo grün, die rothe Kuh lag noch auf demſelben Fleck und wandte die weiße Bläſſe nach ihr hin, und ſie betrachtete ſie, als ob ſie ſich an eine alte

Bekannte erinnere; aber es war nicht daſſelbe Lieschen, das ſie vor einem Jahre geſehen hatte. Sie hatte alle die Plätze beſucht, die ihr theuer waren, und ein junges Mädchen hat viele Lieblingsplätze, denn ſie knüpft nur Eine Erinnerung an jeden. Mit der Hand unter der Wange ſaß ſie jetzt am Fenſter und ſtarrte in die Linde hinauf, deren breite Krone ſie vor den Sonnenſtrahlen ſchützte; ihr Auge glitt mit ſchmerzlichem Seufzer über ein kleines D hin, das ſie im vorigen Jahre in einen Aſt geritzt hatte neben einem noch kleineren S. Die Buchſtaben hatten ſich verändert, es war nicht mehr derſelbe Zug; ſie ſah, daß ſie mit der Zeit auswachſen würden, und vor einem Jahre hatte ſie geglaubt, daß ſie hier für die Ewigkeit eingegraben wären. — „Meine liebe alte Linde," flüſterte Lieschen zu dem Baume, „meine treueſte Freundin! du biſt die einzige, die meine Klage hören ſoll, du wirſt mich nicht verrathen. — Möchte ich unter deinen Wurzeln ruhen, wenn ich einſt todt bin — du würdeſt mein Grab beſchatten, und wenn alle Anderen es vergeſſen hätten, noch Blüthen darauf ſtreuen und es im Winter mit deinen Blättern decken — Lindenblätter ſind ſo ſchön, ſie gleichen einem Herzen — nein, die Linde iſt nur eine Freundin glücklicher Liebe — über mir ſollen ſie eine Thränenweide pflanzen — ihre Blätter ſind ſo ſpitz — wie Dolche." — Und Lieschen hielt die Hand vor die Augen und weinte ſich aus, um lächeln zu können, wenn ſie wieder in das Wohnzimmer einträte. —

Eines Nachmittags im Julius, nachdem ſie vom Regen eingeſperrt geweſen waren, quälte die kleine Mariane ſie, mit ihr ſpazieren zu gehen. Es war ſo leer rings um Friedrichsberg, und ſie gingen in den Garten in der Hoffnung, Niemandem zu begegnen. Die Bäume hingen noch voll von Regentropfen, das Grün lächelte in aller ſeiner Friſche, die Blumen dufteten noch einmal ſo ſtark, der Himmel blauete ſo herrlich zwiſchen den klaren, weißen Regenwolken, und auf der Erde hüpften Fröſche zu Tauſenden, ſo klein, daß Mariane nicht genug beſchreiben konnte, wie niedlich ſie wären. Der Garten war leer, ein Gartenknecht breitete einen Heuſchober weit auseinander auf einer der grünen Wieſen; aber die Kopenhagner waren daheim; bis es trocken genug wird für Prynels Damenſchuhe, kommt kein Herr heraus, bis dahin kann Lieschen wieder zu Hauſe ſein, und dann iſt auch die beſte Herrlichkeit vorbei und die labende Friſche verduftet.

Aber Lieschen und Mariane waren doch nicht die Einzigen im Garten. Weit hinter ihnen ging ein Her in ſchwarzem Frack und ſchwarzen Beinkleidern, ſchwarzer Weſte, ſchwarzem Halstuch und ſchwarzen Handſchuhen, ſo kohlrabenſchwarz vom Wirbel bis zur Sohle, daß man geglaubt hätte, er habe tiefe Trauer, wenn er einen ſchwarzen Flor nur um den ſchwarzen Hut gehabt hätte; nun mußte man dagegen annehmen, daß es Geſchmacksſache ſei. In dem erſten Augenblicke ließ ich mich auch täuſchen — denn ich war gerade auch im Friedrichsberger Garten denſelben Nachmittag, lieber Leſer! — aber ich ſah bald ein, daß es ein unglücklich Liebender ſei, der mit der Koketterie, von welcher ſich nicht einmal die Beſſeren unſers Geſchlechtes freiſprechen können, ſich gekleidet hatte. Aber es war mir nicht klar, was ſein Geſchäft in der bürgerlichen Welt ſein könnte. Anfangs hielt ich ihn für einen Militär, ſeine ſchlanke Haltung und ſein entſchiedener Gang hatten mir Etwas aus der Exercierſchule, aber ich verwarf dieſe Meinung, da er indem mit dem Fuß ausglitt oder ſtolperte; aber als er ſchon im Begriff war, den Boden mit der Stirn zu berühren, machte er einen künſtlichen Sprung, wodurch er wieder auf die Beine zu ſtehen kam, mit ſo vieler Sicherheit und ohne irgend aus ſeiner Haltung zu kommen, daß man ſchwerlich ſo in einer Exercierſchule ſpringen lernt. Aha, dachte ich, es iſt einer von den franzöſiſchen Kunſtreitern, die jetzt hier ſind, das kann man gleich an der Figur ſehen, ſo kann keiner von unſeren plumpen Landsleuten ſpringen, dazu ſind ſie zu ſchwerfällig. Der franzöſiſche Cavalier bückte ſich mehrmals nieder und berührte beinahe die Büſche mit ſeinem Geſichte, er war alſo ein gebildeter Mann, außer daß er ein flinker Springer war, er vereinigte das botaniſche Studium mit ſeiner Kunſt, und unterſuchte die verſchiedenen Landesgewächſe, ſo gut wie er für ihr Geld Sprünge machte, oder er guckte nach den Ausſichten. Daran erkennt man auch den Ausländer, ſagte ich zu mir ſelbſt, unſere

Landeskinder gehen ihnen vorbei, ohne an etwas Anderes als ſich ſelbſt zu denken. Und ich ſeufzte ein wenig — vielleicht weil ich ſo wenig däniſch geſinnt war.

Der Franzmann verſchwand, dann ſah ich ihn wieder hinter einem Baume, wo er vermuthlich den Stamm betrachtete, der ihn beinahe verbarg, oder auch ein Inſekt, das darauf kroch; plötzlich war er wieder fort, und ich ſah nur einen Schimmer von ſeinem Frack, indem er in den Gang zur Grotte einbog, wenn man das einen Schimmer nennen kann, was kohlſchwarz iſt. „Das iſt die franzöſiſche Lebhaftigkeit, wie ein Blitz iſt er fort, wie ein Blitz iſt er wieder da — und er ſieht ſich um bei uns, es ſcheint, daß er uns in die Falten ſieht — aber deshalb wiſſen die Leute auch Etwas, wenn wir Andern ſtillſchweigen müſſen.“ — Man ſieht, daß ich im Grunde mehr ein Däne war, als ich glaubte.

Lieschen und ihre Schweſter hatten indeß einen Gang durch den Garten gemacht, und während die Kleine die ſchönen Schwäne betrachtete, welche ſo ſtolz im Kanal dem chineſiſchen Luſthauſe vorüberſegelten, hatte Lieschen das Schloß betrachtet und an den Abend gedacht, wo Scholler verſuchte, ihr einen Brief in die Hand zu drücken. Dieſer Gedanke war von einem Seufzer begleitet.

„Warum ſeufzeſt du, Lieschen?“ fragte Mariane, „ſo machſt du es grade auch des Nachts im Schlafe; ich wache oft und höre es, und du weinſt auch, aber wenn ich dich dann rufe, antworteſt du nicht, und ſo merk' ich denn wohl, daß du es im Schlafe thuſt."

„Ich ſeufzte nicht, ich holte blos Athem. Wollen wir nun nach Hauſe gehn?"

„Nicht doch, laß uns erſt zur Grotte gehn, da iſt es ſo hübſch."

„Aber du darfſt nicht Waſſer trinken, Mariane, du biſt zu warm."

„Ich will ja auch nicht hin, um zu trinken," ſagte Mariane, „aber es iſt ſo hübſch da, es ſieht ſo dunkel aus, die Steine ſind ſo groß und ſchwarz, und es iſt ſo ängſtlich da, aber das iſt gerade das Hübſche, und wenn du mitgehſt, wird mir nicht ſo bange. Laß uns nur immer hingehn!"

Lieschen bequemte ſich. Als ſie ſich zur Grotte hinwendeten, trat ein ſchwarzgekleideter Mann aus dem dunkelſten Winkel hervor, den Hut in der Hand. Mariane ſchrie laut auf vor Schreck, Lieschen ſah ihn betroffen an. Erſt als er geſagt hatte: „Es thut mir leid, daß ich Sie erſchreckt habe, Fräulein Gram," erkannte ſie Wilhelm Schmidt an der Stimme. Sie hatte ihn ſeit ihrer Konfirmation nicht geſehen, damals war er noch in den ſogenannten Flegeljahren, jetzt war er erwachſen, Student, ein ſchöner Menſch, ungeachtet er keinen Knebelbart hatte, und die ſchwarze Tracht kleidete ihn gut. Mit einem einzigen Blick hatte ihn Lieschen von Kopf zu Fuß gemuſtert.

„Sie kannten mich wohl nicht, Fräulein Gram?“ fuhr Wilhelm fort, aufgemuntert durch den verſöhnlichen Blick, den Lieschen auf ihn richtete, „Sie haben mich lange nicht geſehn.“

„Und Sie kannten mich gleich? Das iſt ein Zeichen, daß ich mich am wenigſten von uns Beiden verändert habe.“

„Ich habe Sie oft geſehn,“ ſagte Wilhelm und erröthete bei dem Geſtändniß, „oft, wenn Sie es am wenigſten ahnten, aber es iſt lange her, ſeit ich Ihre Stimme gehört habe.“ — Als das Geſtändniß gemacht war, ward er verlegen und ſchwieg.

„Es war wohl das letzte Mal auf dem Ball der Frau Wild, als ich mit Ihnen ſprach,“ ſagte Lieschen endlich nach einer Pauſe, als ob ſie über die Zeitbeſtimmung nachgedacht habe.

„Damals,“ ſagte Wilhelm leiſe, und dachte bei ſich ſelbſt: damals benahm ich mich dumm, das will ſie mich fühlen laſſen; alſo kann aufrichtige Reue nicht verſöhnen. — Lieschen dachte an Emiliens Verſicherung: „Es war aus Eiferſucht,“ und war eben ſo verlegen wie er. Aber ſie gewann zuerſt ihre Faſſung; einen Augenblick nachher ſprach ſie mit ihm, als ob ſie einander geſtern geſehen hätten, ſie erinnerte ihn an die Spiele ihrer Kindheit, an die Tanzübungen bei Frau Wild (wo er der Adonis der Tanzſchule geweſen war), an hundert Kleinigkeiten, und er betrachtete ſie mit Entzücken, ſie hatte ihn alſo nicht vergeſſen — er war im ſiebenten Himmel. Man glaube aber nicht, daß er dies Entzücken mit einem Wort äußerte, im Gegentheil trug Alles, was er ſagte, die Spur der Melancholie. Er ſprach, wie es ſich für einen ziemt, für einen unglücklichen Liebhaber von einer Hand voll Jahre, der die Gelegenheit ergreift, ſeine Donna von ſeinem Unglück zu unterrichten, aber ſich wohl in Acht nimmt, zu verrathen, daß *ſie* die Veranlaſſung iſt. Wenn man ihn hörte, ſo mußte man glauben, er ſei wegen der Wolken am Himmel, wegen des Waſſers in den Kanälen oder wegen der Blätter an den Bäumen melancholiſch; aber Lieschen verſtand ihn deſſenungeachtet, und wenn es ihr nicht unbehaglich war, zu hören, wie er die Erinnerung an ſie ſo treu bewahrt habe, ſo war ſie doch zu redlich, ein Gefühl zu nähren, das ſie nicht vergelten konnte. Aber der Takt, welcher das Erbtheil des weiblichen Geſchlechts iſt, führte ſie, ohne ſeine Gefühle zu verwunden, über die ernſten Seiten hinweg, hob die lächerlichen hervor — und davon iſt eure Melancholie nicht frei, meine Herren von zwanzig Jahren! — er war heute nicht hoffnungsloſer, als er geſtern geweſen war, aber er hatte auch nicht mehr Hoffnung; was er gefunden hatte, war, *ſeiner Meinung nach*, die Gewißheit, daß Lieschens Herz noch frei ſei, denn ſonſt habe ſie nicht geſprochen, wie ſie aber ſprach — er urtheilte nach ſich ſelber, und bedachte nicht, daß Frauenzimmer, wie geſagt, alle Routine von ihren Müttern geerbt haben, während wir gewiſſe

Fertigkeiten in Händen und Füßen von unſeren Vätern geerbt haben, was einem großen Denker Veranlaſſung gegeben hat zu dem Ausſpruche, daß die Töchter ihrer Mutter Kopf, aber die Söhne ihrer Väter Beine empfangen.

Wilhelm merkte nicht, daß ſie einen kleinen Umweg machten, um zum Ausgange zu kommen, vielleicht merkte es auch Lieschen nicht, aber Mariane hatte es gemerkt, denn ſie klagte, daß ſie müde ſei. Als ſie zu Grams Gartenpförtchen gekommen waren, ſtand Wilhelm ſtill und ſagte: „Leben Sie wohl, Fräulein Gram. Nun werden wohl wieder Jahre vergehen, ehe ich mit Ihnen ſpreche.“ Er ſah ſie bei dieſen Worten ſo wehmüthig an, daß ſie die Augen niederſchlagen mußte, um antworten zu können: „Das iſt ſehr wahrſcheinlich. Vielleicht ſind wir alte Leute, wenn wir uns wiederſehn. Adieu bis dahin!“ — Aber die Munterkeit, womit ſie dies ſagte, machte einen unangenehmen Eindruck auf Wilhelm und er antwortete ernſthaft: „Sie zu ſehen, kann mir Niemand verbieten, und es wird ſo lange nicht währen, bis ich Sie ſehe, wenn Sie auch mich nicht ſehen.“ Und damit nahm er ſeinen Hut ab und ging. Lieschen ſah ihm nach und dachte: „Es iſt ein guter Menſch, der Wilhelm Schmidt — er hat von Kind auf viel von mir gehalten;“ — als er ſich indem umwandte, war ſie ſchon in den Garten gegangen.

Es liegt etwas Tröſtendes in dem Gefühle, ſich geliebt zu wiſſen, wenn man es auch nicht wieder vergilt, und Lieschen dachte mit Freundlichkeit an Wilhelm Schmidt, ungeachtet es mit der Ueberlegenheit geſchah, welche junge Damen von achtzehn Jahren einem jungen Herrn von zwanzig gegenüber fühlen, den ſie als Knaben gekannt haben; denn wenn ſie nicht zufälligerweiſe in ihn verliebt ſind, können ſie nicht recht die kurzen Aermel aus den Gedanken verlieren, die ſie ehemals an ihm ſahen, abgeſtumpft eine Viertelelle über ſeinen rothen Händen; es iſt, als ob dieſer Anblick ſie noch verfolgte, trotz der weißen Hände und langen Aermel mit Manchetten, mit welchen er ſich nun zeigt. Dieſe Begegnung gab Lieschens Gedanken zuweilen eine andre Richtung und die Ideenaſſociationen knüpften ſie wieder an das Leben auf eine Weiſe, welche meine jungen Leſerinnen werden faſſen können, deren Sache es iſt, die Ideenaſſociationen auf ihrem unerforſchlichen Wege zu verfolgen.

Emilie hatte ihr Verſprechen gehalten: den ganzen Sommer ſah und hörte Lieschen nichts von ihr; ungeachtet ſie oft mit Freundlichkeit an ihre Jugendfreundin dachte, fühlte ſie doch, daß ihr Wegbleiben ein Gewinn für ihre Ruhe war. Eines Nachmittags gegen Ende des Sommers ging die Thüre auf, und die Langvermißte trat ein; aber ihr Aeußeres war verändert, ſie war bleich und hohläugig, dunkle Schatten unter den Augen deuteten auf Kränklichkeit und ein auffallender Ausdruck von Mißvergnügen hatte ſich über ihr ganzes Weſen ausgebreitet. Lieschen vergaß ihren eigenen Kummer und fragte ihre Freundin mit Theilnahme.

„Es iſt nichts,“ ſagte Emilie. „Meinſt du, daß ich krank ausſehe?“ Und ohne Lieschens Antwort abzuwarten, fing ſie eine Unterhaltung über Stadtneuigkeiten an. Frau Gram und der Juſtizrath betrachteten ſie theilnehmend, das machte ſie befangen und ſie ſchlug Lieschen vor, in ihr Zimmer zu gehen. Aber kaum waren ſie allein, ſo warf ſich Emilie auf einen Stuhl und brach in Thränen aus, indem ſie in den heftigſten Ausdrücken ſich über die Treuloſigkeit der Männer beklagte und zuletzt Palmern einen niederträchtigen Menſchen nannte, der ſie für ihre Lebenszeit unglücklich gemacht habe: er habe mit ihr gebrochen, und ſie werde ihn nie vergeſſen können.

Lieschen weinte mit ihr und verſuchte ſie zu tröſten; aber Emilie wollte nichts hören. „Vergleiche nicht dein Schickſal mit dem meinigen,“ ſagte ſie heftig, „Otto iſt gezwungen worden, dich zu verlaſſen, denn ſein Vater hat von ihm verlangt, eine reiche Partie zu machen; er liebt dich vielleicht noch, und du haſt ihm nichts vorzuwerfen; aber Palmer — ach Gott! Lieschen! Du weißt nicht, wie unglücklich ich bin! Ich wäre im Stande, mir das Leben zu nehmen. Er iſt der ſchändlichſte Verräther, und deßungeachtet liebe ich ihn noch.“

Lieschen rückte ihren Stuhl neben Emiliens und umarmte ſie zärtlich. „Arme Emilie!“ ſagte ſie, „ich fühle

Alles, was du leiden magſt. Aber ich weiß auch, daß eine Kraft in uns iſt, die uns lehrt, das Unglück zu ertragen, und daß man erſt ganz unglücklich iſt, wenn uns das Gewiſſen anklagt und dieſe Kraft vernichtet." Emilie ſchlug die Arme um ſie und legte den Kopf an ihre Bruſt, Lieschen küßte ſie herzlich. So ſaßen ſie lange. Ihre Unterredung ward allmälig ein leiſes Flüſtern, Lieschen betrachtete ſie betrübt, Emilie drückte noch fortwährend das Geſicht an ihre Bruſt und flüſterte ihr ihren Kummer in's Ohr. Plötzlich ließ Lieschen ſie fahren und ſchlug entſetzt die Hände zuſammen mit einem ſo unverkennbaren Ausdruck von Schrecken, daß Emilie davon ergriffen ward und ihre beiden Hände vors Geſicht hielt. Lieschen ſtarrte ſie lange an, aber es war mit dem gedankenloſen Blick, womit man jeden Gegenſtand anblickt, in dem erſten Augenblick, wo man eine trauervolle Nachricht empfangen hat. Emilie ſaß noch in derſelben Stellung, ihr heftiges Schluchzen war der einzige Laut, welcher die Stille unterbrach. Endlich nahm Lieschen ihre Hände vom Geſicht, legte ſie um Emiliens Nacken, umarmte und küßte ſie auf die Stirn, denn Emilie beugte noch immer ihr Geſicht nieder und Thränen träufelten ihr in den Schooß. —

Eine Stunde nachher ſaß Emilie am Fenſter, Lieschen ihr gegenüber, Beide hatten eine Hand auf das Fenſterbrett geſtützt, mit der andern pflückte Emilie ihr Gürtelband zurecht, das bei den Umarmungen zerknittert war, Lieschen machte ſich verlegen mit ihrem Halstuch zu ſchaffen.

„Sie verdienen nicht, daß man ihretwegen Thränen vergießt," ſagte Emilie, „es iſt ein verächtliches Geſchlecht. Was mich am meiſten ärgert, iſt, daß ich ihn um Rath und Beiſtand angehn ſoll. Ich weiß nicht, warum wir Frauenzimmer uns von unſerm Verhältniß unterdrücken laſſen ſollen, wir erreichen nie Selbſtſtändigkeit."

Lieschen betrachtete ſie betrübt, dann ſchlug ſie die Augen abermals nieder. „Ich glaube, du biſt meinetwegen ganz von Sinnen, Mädchen, das iſt die Sache nicht werth," ſagte Emilie. „Jetzt iſt es ſo gut wie überſtanden, man ſoll nicht ewig jammern, ich war ein Narr, daß ich ſo viel daraus machte. — Na, du kleines Ding, weine nicht mehr, du ſiehſt ja, daß ich mich darein finde, ſo kannſt du es doch wohl. — Du biſt doch meine wahre treue Freundin und die Einzige, zu der ich Vertrauen habe; aber wir haben ja auch gleiches Schickſal gehabt."

„Gleiches? Nein, arme Emilie!" ſagte Lieschen, „was iſt mein Unglück gegen das deinige! Und ich habe ſo oft geglaubt, daß Niemand unglücklicher ſein könne als ich. Gott hat ſeine Hand über mir gehalten, er hat mich wenigſtens vor Reue bewahrt."

„Wenn ich dich nicht beſſer kennte, müßte ich glauben, du ſtichelteſt," ſagte Emilie, „aber laß uns nun hinuntergehn, ich muß zur Stadt zurück, ehe es dunkel wird.“

Am Abend kam Reſtel mit dem kleinen Philipp heraus. Lieschen war in Gedanken und nahm faſt keinen Theil an der Unterhaltung, ihre Seele beſchäftigte ſich ohne Aufhören mit Emilien; Philipp klagte, daß ſie ſo verdrießlich wäre, ſie wolle ihm keine Geſchichten erzählen. Im Dämmerlicht ſetzte ſie ſich an's Fortepiano und griff einige gedämpfte Akkorde ohne Zuſammenhang, wie ſie ihr in die Finger fielen. Der Knabe ſaß an ihrer Seite. Endlich ſagte er: „Spiele etwas Ordentliches, wie du mir ſonſt vorſpielſt.“

„Was ſoll ich denn ſpielen?“ fragte Lieschen.

„Was du ſelbſt willſt, aber etwas Hübſches. Spiele, was du am liebſten magſt.“

Lieschen lächelte halb wehmüthig und präludirte ein Ritornell zu: Das kleine Bächlein rauſchte. Sobald ſie die Melodie ſelbſt anfing, rief Philipp: „Ach, ſoll es das werden? Das iſt langweilig, das ſpielſt du immer, und wenn Vater zu Hauſe in der Dämmerung ſitzt, flötet er es auch, und er hat es unſerm Dompfaffen beigebracht, und nun ſingt der es den ganzen Tag. Die Weiſe bekomm' ich oft genug zu hören. Nein, ſpiel' ein andres, das ich nicht kenne.“

Lieschen ſpielte einen Walzer und Philipp war zufrieden. Einen Augenblick darauf brachte die Dienſtmagd Licht; Lieschen ſah Reſteln an, er betrachtete ſie ſteif, es kam ihr vor, als ob er erröthete, und ſie bemerkte, daß ſeine Augen dieſen Abend faſt immer den ihrigen begegneten, ſobald ſie von ihrem Strickzeug aufblickte. Als ſie auf ihr Gemach kam, ging ſie noch einmal die Begebenheiten dieſes Tages durch; Emiliens vertrauliche Mittheilung ängſtigte ſie, aber in dieſes Gefühl miſchte ſich eine angenehme Ahnung, daß Reſtel ein mehr als gewöhnliches Intereſſe an ihr nehme; ungeachtet ſie nicht daran dachte, daß ſie ſich in ihn verlieben könne oder er ſich in ſie verliebte, war es ihr doch lieb, daß er ſeinem Dompfaffen ihre Lieblingsmelodie beigebracht hatte. Nachts träumte ſie von Otto und von Reſtel und von Wilhelm Schmidt, aber es war ein ſinniger und vernünftiger Traum, keiner von ihnen trat als Liebhaber auf, es waren drei geprüfte Freunde und nichts weiter; als ſie am nächſten Morgen erwachte, konnte ſie ſich an nichts mehr von dem erinnern, was ſie geträumt hatte, aber ſie war in beſſerer Laune, als ſie Morgens zu ſein pflegte. —

Acht Tage nachher kam Reſtel wieder zu Grams hinaus. Als er mit den Eltern allein war im Wohnzimmer, bat er ſie, ihn mit Aufmerkſamkeit anzuhören; und nun vertraute er ihnen, daß er ſich wieder zu verheirathen wünſche und daß ſein Auge auf ſeine „kleine Freundin,“ wie er Lieschen nannte, gefallen ſei. „Philipp braucht eine Mutter,“ ſagte er, „welche ſeiner Seele die Zartheit und Feinheit geben kann, die nur durch eine mütterliche Erziehung gewonnen werden kann; ich brauche eine Gefährtin, eine Freundin, welche meine Freuden theilen kann, und deretwegen ich Arbeit und Widerwärtigkeiten ertrage. Ihr wißt, meine Lieben, daß meine äußere Lage in der letzten Zeit ſich bedeutend verbeſſert hat, und ich ſehe mich jetzt im Stande, einer Frau alle äußern Genüſſe zu verſchaffen, welche ſie in unſerem Stande ſich wünſchen kann; das iſt immer ein Glück, obgleich ich Lieschens Genügſamkeit und Zufriedenheit mit Wenigem für ein weit größeres Glück halte. Sie iſt das einzige junge Mädchen, von der ich mit Gewißheit ſagen kann, daß die Verwickelungen des Lebens ihr noch nicht nahe gekommen ſind, ihr Herz iſt frei, Dank ſei es der zärtlichen Obhut und Aufmerkſamkeit ihrer Mutter, ſie hat noch nicht die Leiden gefühlt, die ein Herz betreffen können, ſie wird nicht größere Forderungen machen, als ich erfüllen kann. Ich liebe Lieschen," fügte er hinzu, bei dieſem Geſtändniſſe erröthend, „ich liebe ſie, trotz meiner Stellung und meiner fünf und dreißig Jahre, mit aller der Wärme, die mir einmal von der Natur gegeben iſt, aber ich will zufrieden ſein mit ihrer Freundſchaft und Achtung, denn ich werde keinem Mädchen mehr Liebe einflößen können, wenn ich auch für ſie Liebe fühle. Ich geſtehe, daß es von Lieschens Seite eine Vernunftpartie ſein wird, aber ich will hoffen, daß es ſie nicht gereuen ſoll, ſie eingegangen zu ſein — wenigſtens ſoll mein ganzes Leben ihrem Glücke gewidmet

n. Lieschens Unbekanntſchaft mit dem, was man lt nennt, giebt mir Muth, mich an ſie zu wenden, e Unſchuld iſt in meinen Augen eine große Tugend, ich hoffe, daß meine Erfahrung ſie ihr bewahren d.“

Der Juſtizrath und ſeine Frau drückten ihm die nd, ſie hatten in der Stille längſt Reſtels wachſende rliebe für Lieschen bemerkt, er erfüllte nun ihren höch Wunſch, ſie konnten ſich keinen beſſern Mann für denken. Frau Gram übernahm es, mit Lieschen zu chen und ſie vorzubereiten. „Aber kein Ueberreden,“ Reſtel ihr nach, „Lieschen muß ihre vollkommene iheit haben, unſre Wünſche ſind nichts im Vergleich ihrem zeitlichen Wohl.“

„Laſſen Sie mich nur machen,“ ſagte Frau Gram, iſchen mir und Lieschen herrſcht das Verhältniß, das ſchen Mutter und Tochter ſtattfinden muß, ich beſitze ungetheiltes Vertrauen.“ Und ſo ging ſie zu chen hinauf, die im Begriff war, einen Brief an ilien zu ſchreiben, von der ſie längere Zeit keine Nacht gehabt hatte, und ſeit dem letzten Beſuch ſehnte ſie grade ſehr, von ihr zu erfahren. Als ſie ihre Mutter der Treppe hörte, verſchloß ſie den Brief und ergriff Buch, das ſie wieder weglegte, als Frau Gram rat. —

Ihr Mann und Reſtel gingen noch ſchweigend neben nder in der Stube auf und nieder, als Frau Gram endlich wieder herabkam in das Wohnzimmer. Es war deutlich, daß ſie Beide mit Furcht erwarteten, welche Antwort ſie bringen werde, aber es war nicht deutlich an den Mienen der Mutter, welche Antwort ſie brachte.

„Ihr ſeht mich ſo erwartungsvoll an," ſagte Frau Gram lächelnd; „Lieschen iſt ein ſeltſames Mädchen, es verwunderte ſie gar nicht, wie ich erwartet hatte, und ſie antwortete mir mit einer Klarheit, die weit über ihr Alter iſt. Aber was ſie eigentlich ſagte, iſt mir nicht möglich ſo wiederzugeben, wie ſie es ſagte."

„Alſo ein Korb — aber in einer hübſchen Form," ſagte Reſtel mit ruhiger Stimme, aber ſeine Wangen waren ganz blaß.

„Zum Teufel — ein Korb" — brach der Juſtizrath ungeduldig aus. „Was ſagte ſie denn?"

„Sie meinte, es hieße ein gefährliches Spiel treiben mit ihrer eigenen und mit Reſtels Ruhe, gleich zu antworten. Sie fühle, wie viel ſein Antrag werth wäre, und ſie bäte, es als einen Beweis davon anzunehmen, wenn ſie ſich zwei Tage Bedenkzeit ausbitte. — Das war wenigſtens ſo ungefähr ihre Meinung."

Reſtel betrachtete ſie feſt, als ob er in ihrer Seele leſen wolle. „Und Sie haben keine mütterlichen Bitten oder Ueberredungen angewandt?" fragte er; „Sie haben mich wirklich, ohne meine Partie zu nehmen, meinem Schickſale und Lieschens freier Wahl überlaſſen? Hat Ihre Güte für mich Sie nicht verleitet, ihr zuzureden? —

Ich müßte es ſehr bedauern, wenn das der Fall geweſen wäre."

Frau Gram ſchlug die Augen nieder und antwortete halb beſtürzt: „Sie ſind ein wunderlicher Mann, Neſtel. Sollte ich vielleicht Böſes von Ihnen ſagen? Lieschen hat ihre Freiheit gehabt."

Neſtel küßte ihr die Hand und ſagte: „Vergeben Sie mir meine Frage. Lieschens Glück iſt mir allzu theuer, meine Aengſtlichkeit macht mich vielleicht ungerecht, aber ich habe keinen Augenblick an Ihrem mütterlichen Wohlwollen gezweifelt."

„Aber mit alle dem hat ſie ja Nichts geantwortet," ſagte Gram.

„Ich finde Lieschen, wie ich es erwartete," antwortete Neſtel, „ich habe keine andre Antwort erwartet. Ich gehe weg von hier mit der Ueberzeugung, daß ich ihren Charakter richtig beurtheilt habe, und mit der Hoffnung, daß ſie dem meinen dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird. In zwei Tagen ſeht Ihr mich wieder; ich hoffe, daß mein Name indeß in Lieschens Gegenwart nicht genannt werden wird; laßt mich Euer Verſprechen mitnehmen, daß Niemand ſuchen wird, im Mindeſten zu meinem Vortheil zu wirken; es würde nur mein gewiſſes Unglück ſein, wenn es geſchähe." — Beide Eltern verſprachen es, und Neſtel verließ ſie. Als er ſich entfernte, warf er noch einen Blick nach Lieschens Fenſter hinauf, aber Lieschen hatte ſich auf das Bette gelegt in einer nachdenkenden Stellung, die Hand unter der Wange, und ſo brachte ſie den ganzen Abend zu, denn ſie hatte ihre Mutter gebeten, allein bleiben zu dürfen. —

Mehr als vierzehn Tage waren vergangen, ſeit Reſtel um Lieschen gefreit hatte, als Emilie zum Weſterthor hinausging, um Grams zu beſuchen. Sie ſah muntrer aus als das letzte Mal, daß ſie da war, ihre Bewegungen waren raſcher, und von dem Mißmuth, der ſich das vorige Mal in ihrem ganzen Aeußern abgeprägt hatte, war keine Spur mehr. Sie traf Lieschen in der Gartenſtube, wo ſie ſaß und ſtrickte, ihre Aufmerkſamkeit war ſcheinbar ſo ganz auf ihre Arbeit gerichtet, daß ſie Emilien nicht bemerkte, bis dieſe dicht vor ihr ſtand. Lieschen blickte auf, ihr blaſſes Antlitz ward mit einer plötzlichen Röthe überzogen, mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit nickte ſie Emilien zu und rückte zur Seite, um ihrer Freundin auf dem Sopha bei ſich Platz zu machen. Es war Etwas in Lieschens ſtummem Gruße, das Emilien Achtung einflößte und die Frage erſtickte, die ſie zu thun gekommen war. Aber als Lieschen ihr die Hand reichte und Emilie den goldnen Ring ſah, der am vierten Finger ſaß, brach ſie aus: „Alſo iſt es doch wahr, was die Stadt ſagt, daß du verlobt biſt? Mit Reſtel? Sage nein, Lieschen, ich bitte dich, ſage nein, es kann wohl nicht mit Reſtel ſein?“

„Und wenn ich nun ja ſagte? Verlobt bin ich, das ſiehſt du ja,“ ſagte Lieschen lächelnd.

„Nun mit wem denn, liebes Lieschen? Spanne nicht meine Neugierde. Es iſt nicht recht, daß du es mich nicht haſt wiſſen laſſen. Mit wem iſt es denn?“

„Mit Reſtel,“ antwortete Lieschen ernſt. „Und will's Gott, werde ich mit ihm glücklich werden.“

Emilie ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Aber er iſt ja alt, liebes Lieschen.“

„Fünf und dreißig Jahre; er iſt nur funfzehn Jahre älter als ich, er kann mich durch ſeine Erfahrung leiten.“

„Und garſtig.“

„Er iſt keine Schönheit, aber er hat ein gutes, ehrliches, offenes Geſicht und ſchöne Augen, worin ſich eine edle Seele ſpiegelt; Reſtel iſt immer ein recht hübſcher Mann.“

„Aber ein Wittwer, Lieschen.“

„Seine erſte Frau war ſehr glücklich und machte ihn glücklich; möge ſeine zweite Frau daſſelbe ſagen können.“

„Und dann iſt er ſo blond. Wie kann man doch blonden Männern gut ſein?“

„Ich bin auch blond, das paßt ja ſehr gut.“

„Ah pfui, ſo werden ja alle Eure Kinder auch blond; ſo eine weißhaarige Familie ſieht garſtig aus. Nein, das gefällt mir nicht, ich hätte dir einen beſſern Mann gegönnt. — Mit Otto wärſt du doch viel glücklicher geworden, nicht wahr?“

Lieschen ward roth und ſah zur Erde. „Meine Wahl iſt unwiderruflich, Emilie, und es iſt kein übereilter Schritt, ich habe Zeit genug gehabt, mich zu bedenken. Lieutenant Scholler hat mich vergeſſen," fuhr ſie fort mit einem Seufzer, den ſie zu erſticken ſich bemühte, „oder hat mich vielleicht nie geliebt. Es war eine flüchtige Kinderleidenſchaft; ich will es dir nicht verhehlen, daß ſie tiefere Wurzeln in mir geſchlagen hatte, als ſie ſollte, aber jetzt iſt ſie ausgeriſſen, und die Vernunft hat geſiegt. Neſtel liebt mich, ich kann ihn glücklich machen, ich habe meiner Eltern Wunſch erfüllt, ich werde durch meine Verbindung mit ihm eine Unabhängigkeit erlangen, auf die ich ſonſt verzichten müßte, er verlangt keine aufbrauſende Liebe von mir, aber er trägt mich auf den Händen. Es iſt ſo unendlich ſüß, Andere glücklich zu machen. — Ach, ich bildete mir ſchon ein, daß mein Leben ganz freudenleer ſein würde — aber es iſt viel Freude zu finden in der treuen Erfüllung unſrer Pflichten. — Sieh, Emilie, ich habe ja Neſteln von meiner früheſten Jugend an gekannt, ich habe immer von ihm gehalten, es iſt kein neues Gefühl, ich brauche mich nicht daran zu gewöhnen, es kommt mir vor, daß Alles bleibt, wie es war; und wie es war, das befriedigt mich. Mein Leben wird ſtill hingleiten, und wenn es zu Ende iſt, werden Thränen aus liebenden Augen auf mein Grab fallen, und ein ſolches Leben iſt nicht leer und vergeudet. Ich werde glücklicher, als ich es erwarten konnte."

Lieschen trocknete die Augen, Emilie betrachtete die Stickerei auf ihrem Nähbeutel. „Das verſteht ſich," ſagte ſie, „heirathen wirſt du, Neſtel iſt auf gutem Wege, er hat Geld und wird ſich ganz gefällig gegen dich benehmen. Wenn er nur nicht ein Wittwer wäre, aber ich kann Leute nicht leiden, die verheirathet geweſen ſind."

„Das iſt ſo ungleich nicht," ſagte Lieschen nach einer Pauſe ganz leiſe, wie vor ſich hin; „Neſtel iſt nicht meine erſte Liebe, aber die iſt todt und begraben und wird nie wieder erwachen; ich bin ja auch eine Wittwe, die Leid getragen hat im Herzen. — Und er kennt dies Gefühl," fuhr ſie lauter fort, „ich habe es ihm geſagt, meine erſte Pflicht gegen ihn war Vertraulichkeit, und er kennt nun jede Falte in meinem Herzen. Es hat mir viel gekoſtet, mich zu überwinden, aber es reut mich nicht, denn ich habe dadurch unbegrenztes Zutrauen gewonnen."

„Es geſagt? Von Otto?" brach Emilie aus. ‚Gott, wie einfältig war das! Was kommt ihm das zu? Etwa, daß er nun die Erlaubniß hat, dir aufzupaſſen? Gutes Lieschen, du verdirbſt dir auch ganz das Spiel, eine ſolche Vertraulichkeit iſt ſehr übel angebracht. Aber das kommt von dem verkehrten Leben, das du geführt haſt, du haſt ja gar keine Menſchenkenntniß. Armes Lieschen! Das wird eine Zucht werden, in die du kommſt. — Aber laß uns nicht mehr davon ſprechen, da ich ſehe, daß es dich betrübt. Ich muß dir doch erzählen, daß ich wieder verlobt bin mit Karl Palmer. Ja, ſieh mich nur an, warum ſollte ich grauſam ſein, wenn er Buße that und Beſſerung angelobte? Das möchte ich wiſſen. Es iſt überdies viel, was zu ſeiner Rechtfertigung ſpricht; du weißt nicht, wie raſend er mich liebt, er iſt noch tauſend Mal zärtlicher gegen mich, als er es jemals war."

„Emilie, Emilie! Sei vorſichtig, um Gottes und Himmels willen, denke" — —

„Lieschen, Lieschen! Ich kann ſchon ſelbſt auf mich paſſen, ich bin groß genug dazu. Sehe mir doch einer die Matrone, ſie will ſchon die Frau ſpielen und junge Mädchen ermahnen. Sei du nur nicht bange! Ich habe eine gute Schule durchgemacht und kann nun mitſprechen."

„Ich begreife nicht, wie du ſo leichtſinnig reden kannſt," ſagte Lieschen.

„Das kommt daher, weil ich nicht ſo tiefſinnig bin, wie du. Aber ich bin nicht herausgekommen, um mich hofmeiſtern zu laſſen. Lebe wohl!"

„Willſt du ſchon gehn?"

„Schon? Du biſt ja meiner wohl längſt überdrüſſig. Es iſt beſſer, daß Jeder bei dem Seinen bleibt, als daß wir uns zanken."

„Es iſt nicht meine Abſicht geweſen, dich zu beleidigen," ſagte Lieschen.

„Gleichviel; iſt es geſchehen, ſo iſt es geſchehen aus

Unachtſamkeit. Da kommt dein älteſter Sohn, nun haſt du ja Geſellſchaft.“

Philipp kam aus dem Garten gelaufen und rief: „Mutter, Lieschen, ſieh, was für ein ſchöner Schmetterling, ganz hellgrün!“

„Mutter! Das klingt ja ganz rührend, er könnte doch damit warten bis nach der Hochzeit,“ ſagte Emilie ſpöttiſch.

„Ja, weißt du denn nicht, daß Lieschen meine zweite Mutter iſt, von der ich mehr halte als von der erſten, an die ich mich gar nicht erinnern kann,“ fragte Philipp und ſah ſie verwundert an. Lieschen legte die Arme um ihn und ſagte: „Ja, ich bin deine Mutter, mein Sohn, und werde die Pflichten erfüllen, die ich übernommen habe, und die Liebe verdienen, deren ich jetzt noch unwürdig bin.“ Das Kind ſchlang die kleinen Arme um ihren Hals und liebkoſte ihr. Emilie nahm ihren Nähbeutel und ſagte: „Wir ſcheiden doch nicht als Feinde, Lieschen? Und wenn ich dir eine kleine Brautgabe ſchicke, ſo wirſt du ſie doch annehmen, nicht wahr? du biſt doch mein liebes Lieschen, die ich immer mehr als mich ſelbſt geliebt habe.“ — Und die beiden Freundinnen gingen verſöhnt auseinander. —

Die Hochzeit war Mitte Novembers, Lieschen ward in der Trinitatiskirche getraut; es waren nur Wenige zugegen, und die Kirche war ungewöhnlich leer, da Restel den Tag verheimlicht hatte. In der Wohnung, die er gemiethet hatte, war Alles mit Geſchmack eingerichtet, und Lieschen fand überall Spuren der zärtlichen Fürſorge, die dabei mit ſtetiger Hinſicht auf ihre Wünſche gewaltet hatte. Die wenigen Freunde ſandten nach und nach ihre Brautgeſchenke, Grams hatten immer ſtille gelebt, und der Kreis, mit welchem ſie umgingen, war nur beſchränkt. Unter dieſen Beweiſen einer herzlichen Ergebenheit oder einer Beobachtung von Sitte und Brauch war auch ein geſtickter Kragen von Emilien, begleitet von einem kleinen Briefe.

Zwei Tage nach ihrer Hochzeit ſaß Lieschen allein in der Wohnſtube in der einen Ecke des Sopha's, den rechten Arm auf das Kiſſen geſtützt, während der linke im Schooß lag; ſie ſah aus dem Fenſter, das auf einen offenen Platz hinausging, aber es war deutlich, daß ihr Auge auf keinem beſtimmten Gegenſtand haftete. Der beinahe ſtarrende, tiefſinnige Blick und ein wehmüthiger Zug um den Mund deutete nur allzu klar an, daß ſie hinein ſah — in die Seele, und das halb Ruhende in ihrer Stellung, daß ſie lange ſo geſeſſen hatte. Die Winterſonne ſchien ſo hold hinein durch die großen Vorhänge, die in dicken Falten die hohe Vertiefung umgaben, ein klarer Streif beleuchtete den Fußteppich, wo ihr Brautkranz lag, der ihr aus den Händen geglitten war, ohne daß ſie es merkte; auf dem ſpiegelblanken Marmorgeſtell lag ein Strauß lebender Blumen, ein Geſchenk von Reſtel, zur Seite einer Vaſe mit den ſchönſten künſtlichen Blumen; aber als ob die Sonne die wahren von den falſchen unterſcheiden könne, waren jene die einzigen, welche ſich in dem Schein ſpiegelten, der auf das Geſtell fiel, während dieſe in dem großen Spiegel kokettirten, der hinter ihnen hing. Das ganze Gemälde hatte bei dem erſten Ueberblick einen Ausdruck von Ruhe, der wohlthuend wirkte, aber bei dem zweiten einen Ausdruck von Ergebung, der unwillkürlich die Seele zur Wehmuth ſtimmte. Wenn hier ein Sturm war, in dieſer freundlichen, lächelnden, ruhigen Umgebung, ſo mochte er innerhalb des Buſens toben, der das weiße Gewand in Wogen bewegte, — aber es war kein Sturm, es war vielleicht mehr die Ruhe, die nach einem Orkane folgt, wenn er ausgetobt und eine Zukunft mit tauſend Hoffnungen vernichtet hat. Und dieſe Ruhe ſpiegelte ſich zumeiſt ab in den dunkelblauen Augen, welche Lieschen unverwandt auf die Fenſtervertiefungen richtete.

Die erſte Bewegung, welche ſie machte, nachdem ſie lange in dieſer Stellung geſeſſen hatte, war, einen kleinen Brief in die Hand zu nehmen, der vorher beinahe verborgen geweſen war zwiſchen den Falten, welche ihr Kleid machte, und dem Taſchentuche, das ſie in der Hand hielt. Sie ſah hinein, ließ ihn aber wieder ſinken, um ihn gleich darauf abermals in die Höhe zu heben und mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen; dann legte ſie ihn auf den Schooß und ſagte: „Nein, ſie hat mir nicht wehe thun wollen, es iſt Unüberlegtheit. — Wüßte ſie, was ich in dieſem Augenblicke fühle — aber es ſollte ſo kommen, es war mein Schickſal.“ — Sie ſank aufs Neue in die frühere, gedankenvolle Stellung. Endlich ergriff ſie den Brief mit einer haſtigen Bewegung und durchlief ihn noch einmal. Er war von Emilie, welche damit ihr Brautgeſchenk begleitete; in freundſchaftlichen und zierlichen Redensarten enthielt er einen Glückwunſch und manche andern guten Wünſche für ihre Zukunft. Tief unten ſtand folgende Nachſchrift: „Da ich vermuthe, daß du alte Freunde nicht vergiſſeſt über dein neues Verhältniß, will ich die neueſte Neuigkeit hinzufügen. Ich weiß, daß Otto Scholler's Verlobung durch gegenſeitige Uebereinkunft aufgehoben iſt. Warum haſt du nur ſo unverſtändig geeilt mit deiner Hochzeit, nun könnte Manches anders geworden ſein. Der arme Otto! Dich beklage ich nicht, du haſt es gut.“ — Als Lieschen zu dem letzten Worte kam, war der Ausdruck ihres Geſichts nicht ohne Bitterkeit. „Gut!“ wiederholte ſie; „weiß Jemand von Euch Allen, wie ich daran bin?“ — Aber dieſer Ausdruck verſchwand plötzlich, als ſie indem den Ton der Klingel hörte; es war als ob dieſer Ton den böſen Geiſt von ihr verſcheuchte. „Ja, ich habe es gut, möge ich es nur nicht vergeſſen — und es verdienen,“ ſagte ſie leiſe bei ſich ſelbſt, indem ſie ſich raſch erhob und zum Ofen ging; ſie hielt einen Augenblick inne, als ob ſie ſich bedächte; man hörte die Schritte eines näher Kommenden, Lieschen öffnete die Ofenthür und warf den Brief ins Feuer, der bald in Flammen aufging; dann hob ſie erröthend den Kranz auf und drückte ihn an die Lippen, als ob ſie es ihm abbitten wollte, ihn einen Augenblick vergeſſen zu haben. Sie legte ihn auf das Geſtell, nahm den Blumenſtrauß und verbarg das Geſicht gleichſam darin. Als die Thür indem aufging und Reſtel hereintrat, hatte ihr Antlitz wieder den freundlichen, ſeelenvollen Ausdruck, der ſie ſo unbeſchreiblich reizend kleidete.

„Wie du heute hübſch biſt, Lieschen," ſagte Reſtel und küßte ihr die Hand, „du wirſt jeden Tag reizender. Und dieſer Schatz gehört mir, iſt mein Weib, mein — das iſt ein ſtolzes Wort, das kleine Wort mein, es ſchließt einen Himmel in ſich. Wie ſoll ich dich ſo glücklich machen, wie ich es wünſche? Mein ganzes Leben will ich deiner Zufriedenheit widmen — meine theure, geliebte Gattin!" Er zog ſie nieder zu ſich auf das Sopha und umſchlang ſie, Lieschen legte den Kopf an ſeine Bruſt, und ihr Herz ſchlug nicht länger unruhig. Der Brief war vergeſſen, ſie dachte nur an Reſtel und ihre Pflichten gegen ihn.

Es iſt eigen, daß ſich vom Glück ſo wenig ſagen läßt, während man vom Unglück große Bücher ſchreiben kann. Alles iſt mit Einem Wort geſagt, wenn ich berichte, daß der Winter in häuslichem Glück dahinging für Reſtel und ſeine junge Frau; er fand jede Erwartung übertroffen, jede Hoffnung erfüllt, ſie fühlte Ruhe und Zufriedenheit mit dem Glücke, das ſie rund um ſich her ſchuf, denn es iſt vielleicht eine größere Befriedigung, Andere glücklich zu machen, als ſelbſt es zu ſein. Philipp war glückſelig und ſeine liebſte Beſchäftigung beſtand darin, mit ſeinem neuen Leſebuch zu ſeiner neuen Mutter zu gehn und ſeine Lektion aufzuſagen. Der Juſtizrath und ſeine Frau brachten wöchentlich einen Tag bei ihrer Tochter zu, und dieſe Tage waren Feſttage für ſie Alle, worauf ſie ſich die ganze Woche voraus freuten. Emilie kam nicht zu ihnen; da Reſtel ſie nicht beliebte, hatte Lieschen den Umgang allmälig abgebrochen. So verging der Winter.

Gram hatte eine Loge gemiethet auf Veranlaſſung von Lieschens Geburtstag und hier war die ganze Familie verſammelt. Denſelben Abend war Scholler im Schauſpiel und ſah Lieschen das erſte Mal nach ihrer Verheirathung; ihre Schönheit machte gewaltigen Eindruck auf ihn, er war betroffen und konnte nicht begreifen, wo er ſeine Augen gehabt habe, um dieſe Entdeckung nicht früher zu machen. Während er ſie unverwandt betrachtete, war Lieschen ganz vertieft in die Vorſtellung des Stücks. Der ſchwermüthige Ausdruck ihres Geſichts war eine ſtumme Lobrede für die Schauſpieler und galt der künſtleriſchen Täuſchung, nicht, wie Scholler es auslegte, dem Mißvergnügen über ihre Lage. Zwiſchen den Akten beugte ſich Reſtel zu ihr hin; ſein blaſſes Geſicht, das älter war als ſeine Jahre, bildete allerdings einen ſtarken Gegenſatz zu ſeiner hübſchen Frau; er hatte Otto entdeckt und flüſterte ſcherzend Lieschen zu, daß ihre alte Inklination da ſei. Sie ſah in das Parket nieder, und da ihre und Schollers Augen einander begegneten, erröthete ſie unwillkürlich. Otto grüßte und Lieschen war genöthigt, den Gruß zu erwiedern; aber ſie ward zum zweiten Male ſo roth, daß Reſtel, der es an ihrem Nacken ſehen konnte, ſeinen Scherz bereute. Sie ärgerte ſich über Otto, welcher ohne Unterlaß nach der Loge hinaufſtierte, ungeachtet Lieschen kein Auge von der Bühne wandte und zwiſchen den Akten ſich umkehrte und mit ihren Geſchwiſtern ſprach. — Reſtel war eiferſüchtig, ungeachtet er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß ihm Lieschen keine Veranlaſſung dazu gab.

Aber wie würde er geweſen ſein, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Scholler täglich mehr als zehnmal vor Lieschens Fenſtern vorbeiging und hinaufſah, daß er die Pförtnerin beſtach, um zu erfahren, in welche Geſellſchaft Reſtels gingen, daß er ſie auf der Straße verfolgte, aber bis jetzt immer das Unglück gehabt hatte, ſie nie ohne Begleitung zu treffen. Von alle dem hatte er keine Ahnung, aber Lieschen wußte es, es ängſtete ſie, aber ſie verſchwieg es, denn ihr Herz war dabei ruhig, es verletzte nur ihren Takt für das Schickliche, und ſie hoffte, daß Otto allmälig dieſer lächerlichen Verfolgungen ohne Zweck und Ziel müde werden würde.

„Sie macht es mir verteufelt ſauer,“ dachte Scholler, „aber deſto ſüßer iſt der Sieg. Es geſchieht nicht um nichts, daß ſie roth wird jedesmal, wenn ſie mich ſieht. Und dieſe Koketterie, ſich hinter die Vorhänge zu ſetzen, wo ſie doch recht gut weiß, daß ich ſie ſehen kann! Aber ſie ergiebt ſich noch — es ſoll blos mit Schwärmerei geſpielt werden. Ich muß Emilien gebrauchen, die Kaſtanien mir aus dem Feuer zu holen.“ — Er ging pfeifend auf und nieder im Zimmer, blieb vor dem Spiegel ſtehen, betrachtete ſich mit Wohlbehagen, fuhr mit einem Silberkamm durch ſeinen Knebelbart und parfümirte ihn mit Eau de Portugal. Dann beſah er ſich noch einmal von oben bis unten, ſtellte in Gedanken eine Vergleichung an zwiſchen ſich und Reſteln, und ſagte mit einem Lächeln: „Ach, ſie ergiebt ſich doch noch.“

Ungeachtet es eine Wiederholung iſt, muß ich meine Leſer auf die Stelle in meiner Erzählung zurückweiſen, wo ſie Lieschen gedankenvoll auf dem Sopha ſitzen ſahen, einen Brief in der Hand. Alles wiederholt ſich nur in dieſem Leben, ſagt Schiller, und wer will ihm widerſprechen? — Sie hatte ein weißſeidenes Gewand an, ihr Haar war hübſcher friſirt, der Blumenſtrauß lag diesmal nicht auf dem Geſtell, ſondern hatte einen würdigeren Platz an ihrer Bruſt, der Shawl und die weißen Handſchuhe, welche neben ihr lagen, deuteten an, daß ſie eine

Geſellſchaft beſuchen wollte. Sie erwartete nur den Wagen, der ſie dorthin bringen ſollte, wo Neſtel den Mittag zugebracht hatte. Es war Abend, einer von den milden Frühlingsabenden, die die Gefühle aus der Tiefe der Seele hervorlocken, wie die Keime aus dem Schooße der Erde. Sie hielt wieder einen Brief von Emilien in der Hand. Emilie ſchrieb ihr, daß Otto Dänemark verlaſſen wolle, aber nicht ehe er Lieschen noch einmal geſehen und von ihr Abſchied genommen habe. Er wolle ſein Leben deshalb wagen, aber wenn er ſie geſehen habe, gehe er nach Griechenland, um nie wieder zurückzukehren. „Wenn du dieſen Brief empfängſt," ſchrieb ſie, „iſt er ſchon auf dem Wege zu dir, er weiß, daß du heute allein biſt; nimmſt du ihn nicht an, ſo haſt er feſt beſchloſſen, dich aufzuſuchen, wo und wann er dich treffen kann. Du haſt dich von mir abgewandt, Lieschen, aber bei unſerer ehemaligen Freundſchaft will ich dir doch den Rath geben, dich zu bedenken, ehe du ihn abweiſeſt. Erinnere dich an Neſtels Heftigkeit; wenn ſie zuſammentreffen, werden ſie nicht in Güte auseinandergehn. Otto iſt Militär und wird ſeine Ehre vertheidigen." —

Lieschen drückte den Brief zuſammen in der Hand und ſtierte vor ſich nieder auf den Boden. Plötzlich fuhr ſie auf und brach aus: „Er iſt ſchon auf dem Wege — nein, nein, ich will ihn nicht ſehen." Sie machte eine haſtige Bewegung nach der Thüre, aber hielt wieder inne — „Und wenn er gleichwohl käme — wenn er mit Neſtel zuſammenträfe? — O Gott, was kann, was ſoll ich thun? — Emilie iſt mein böſer Engel. — Und darf ich ihm den ärmlichen Troſt verſagen, mich zu ſehen, wenn er Dänemark auf ewig verlaſſen will? — Es muß etwas Schweres ſein, ſein Vaterland auf immer zu verlaſſen — und ich werde ihn nie wiederſeh'n? — Ja, ich will ihn ſehen, aber Neſtel ſoll zugegen ſein, ich will ihm Emiliens Brief zeigen, Otto ſoll mich wie ein treuer Freund verlaſſen — und Neſtel ſoll ſeine Frau achten. — „Ich nehme ihn jetzt nicht auf," ſagte ſie mit feſter Stimme und ging zur Thür hinaus, um ihren Dienſtboten zu befehlen, ſie vor Jedem ohne Ausnahme zu verläugnen. — Da ſie auf den Vorſaal kam, trat ihr Otto Scholler entgegen; betäubt über dies unerwartete Zuſammentreffen, trat ſie in das Wohnzimmer zurück, und er folgte ihr.

Otto betrachtete ſie und verſchlang ſie mit den Augen; ſo ſchön hatte er ſie noch nie geſehen, Lieschen ſtand noch mit dem unglücklichen Brief in der Hand und wagte nicht die Augen aufzuſchlagen; die Verwirrung, worin ſie ſich befand, war ſein Triumph, und er brach das Stillſchweigen nicht, um ihn recht zu genießen. — Endlich ſagte er leiſe: „So iſt denn doch der Augenblick gekommen, nach welchem ich Jahre lang gerungen habe, aber den das Schickſal ſo grauſam geweſen iſt mir zu verſagen. Lieschen, ich habe Ihnen viel vorzuwerfen, Sie haben mich hart behandelt, Sie haben mich verkannt, die Trauer über Sie hat mich in Ketten geſchmiedet, aber ich konnte ſie nicht ertragen, ich habe ſie wieder gebrochen, und Sie — wie haben Sie mir dafür gelohnt? — Sie haben uns Beide unglücklich gemacht, Lieschen, aber Sie treiben mich aus meinem Vaterlande.“

Lieschen konnte kaum athmen. Ihr Herz bewegte ſich wieder wie in vergangenen Tagen bei dem Laute ſeiner Stimme; aber die Vertraulichkeit, womit er ſie „Lieschen“ nannte, ſtieß ſie zurück. Er wollte ihre Hand ergreifen, aber ſie trat zurück und ſagte: „Lieutenant Scholler, es iſt nichts, und iſt nichts in meinem Betragen geweſen, was Ihnen Veranlaſſung gäbe, mich gering zu achten. Sie haben ſich bei mir eingedrängt, ohne zu bedenken, wie unangenehm mir dieſer Schritt ſein muß. Wenn ich die Gelegenheit gehabt hätte, es Ihnen früher zu ſagen, ſo würden Sie es früher aus meinem Munde gehört haben, daß die Art, wie Sie mich verfolgen, mir unangenehm iſt. Ihre Worte ſcheinen eine unrichtige Meinung zu enthalten, ich bin auf keine Weiſe unglücklich, und dieſe Augenblicke ſind die erſten unangenehmen, die ich in meiner Verbindung erlebe. Nach dieſer Erklärung hoffe ich, Sie werden mich verlaſſen — ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe, und eine glückliche Zukunft,“ fügte ſie mit weicherer Stimme hinzu, denn nun war der Muth erſchöpft, den ſie ſo plötzlich gefaßt hatte.

„Jagen Sie mich nur wie einen Bettler zur Thüre hinaus,“ brach Otto mit Heftigkeit aus, „Sie haben Recht, mich daran zu erinnern, daß ich hier fremd bin.

Was konnte ich Ihnen auch anders bieten als eine Liebe, die Ihnen von Ihrer erſten Jugend an gefolgt iſt und keinen andern Gegenſtand gekannt hat als Sie. All dieſer Reichthum, der Sie umgiebt, all dies vergoldete Elend iſt der Preis, für welchen man Mädchenherzen kauft. — Leben Sie wohl, Frau Reſtel!" — Er wandte ſich plötzlich und ergriff ihre Hand, aber machte keine Miene zu gehen. Statt deſſen nahm er Emiliens Brief ohne Widerſtand und ſteckte ihn zu ſich. „So arm bin ich an Andenken an Sie, daß ich dies für einen Schatz halten will, da es Ihren Namen trägt. — Sie haben mich arm gemacht, Lieschen, ſehr arm."

Lieschen zog ihre Hand aus der ſeinigen und ſchwieg. In dieſem Augenblick kam Philipp in das Zimmer, ſie nahm das Kind und küßte es; der Knabe betrachtete verwundert bald den fremden Mann, bald ſeine Mutter, welche Thränen in den Augen hatte.

„So ſollen auch dieſe ſparſam zugemeſſenen Augenblicke mir verbittert werden," ſagte Otto und drückte den Hut in den Händen zuſammen; „nicht einmal die letzte Sekunde ſoll eine tröſtliche Erinnerung enthalten. — Haben Sie nicht ſo viel Güte für mich, Lieschen, mir ein Lebewohl ohne Zeugen zu ſagen, wenn ich fortgehe, ein Leben zu enden, das Sie mir verbittert haben? Womit habe ich dieſe Verachtung verdient?" — Lieschen antwortete nicht, ſie hielt Philipps Hand in der ihrigen, als ob ſie bange wäre, er möchte ſie verlaſſen.

„Sie haben dieſen Zeugen nicht nöthig, Frau Reſtel, um mich daran zu erinnern, daß jede Hoffnung vergeblich iſt; ich habe keine mehr. Schicken Sie den Knaben fort, ich bitte Sie, ich flehe Sie darum an, laſſen Sie mich weggehen mit einem freundlichen Bilde, das mich einmal im Tode tröſten kann, wenn eine Kugel mich trifft, in weiter Ferne von Dänemark.“ — Lieschen ſtand noch zweifelhaft, aber ſie ließ Philipps Hand los. Scholler betrachtete den Knaben und ſagte: „Das ſind ſeines Vaters Augen — ſchicken Sie ihn fort — Sie wiſſen nicht, was ein verzweifelnder Menſch zu thun im Stande iſt.“ — Lieschen zitterte. Mit einem leiſen Handdruck ſagte ſie: „Geh hinaus zur Stine, Philipp, und ſage ihr, ſie ſolle mich rufen, wenn der Wagen da iſt.“ Aber das Kind weigerte ſich ihr zu gehorchen. Scholler ſah ihn böſe an und ſagte: „Deine Mutter hat dir befohlen zu gehen, haſt du es nicht gehört?“

„Nein, ich will nicht hinausgehn zu Stine, ich will bei der Mutter bleiben,“ brach der Knabe weinend aus, und hielt ſich feſt an ihrem Kleide, als ob er bange wäre, daß man ihn mit Gewalt von ihr trennen würde.

„Philipp,“ ſagte Lieschen, „du mußt nicht unartig ſein. — So bleib, du haſt ja keine Urſache zu weinen.“

„Geh, Junge, und gehorche deiner Mutter,“ ſagte Scholler und ſtieß ihn nach der Thüre hin, „weshalb flennſt du?“

„Geh, mein lieber Sohn,“ ſagte Lieschen mit beinahe erſtickter Stimme, „und ſage Stinen, ſie ſolle gleich zu mir kommen." — Philipp ging weinend hinaus. — „Und nun bitte ich Sie, zu gehen," fuhr Lieschen fort und ſammelte allen ihren Muth bei dieſen Worten, „ich bitte Sie, verlaſſen Sie mich, oder Sie zwingen mich, mein eigenes Zimmer zu verlaſſen." Sie wollte ſich der Thüre nähern, aber Otto hielt ſie auf.

„Ich gehe, Lieschen. O, Sie haben nicht nöthig, mich fortzujagen, weshalb ſollte ich wohl bleiben? Leben Sie wohl! Geben Sie mir die kleine Blume zu einer Erinnerung, die Sie an Ihrer Bruſt tragen! In meiner Hand wird ſie bald verwelken. Sie ſoll mich daran erinnern, daß keine Blumen mehr für mich wachſen."

Lieschen erhob die Hand, um ſie zu nehmen, ließ ſie aber wieder ſinken, ohne ſie berührt zu haben, und ſah zur Erde. Ihre Bruſt bewegte ſich heftig, mit krampfhaftem Lächeln ſtützte ſie ſich auf das Sopha, Otto ſetzte ſich daneben.

„Und Sie haben das Herz, mir eine halbverwelkte Blume zu verſagen," ſagte er und ſchlang die Arme um ihren Leib, ſo daß er ſie neben ſich auf das Sopha zog. „Lieschen, bedenken Sie, daß wir uns heute zum letzten Male ſehen. Es wird Ihnen einmal ſchwer das Gewiſſen belaſten, mir dieſen elenden Troſt verſagt zu haben."

Mit der einen Hand ſuchte Lieschen ſich loszumachen, mit der andern wollte ſie die Blume ergreifen, aber ſie hielt wieder inne und ſagte: „Verlaſſen Sie mich, Scholler! Reiſen Sie — und ſein Sie glücklich!“

„Glücklich — ohne Sie! — ohne dich, Lieschen! — Nein, ich reiſe nicht — ich kann dich nicht verlaſſen!“ Mit Heftigkeit faßte er ſie in ſeine Arme und bedeckte ihren Hals und ihre Bruſt mit Küſſen. Lieschen kämpfte gegenan, die Blumen brachen und die Blätter bedeckten ihren Schooß. „Laſſen Sie mich!“ rief ſie entſetzt, „laſſen Sie mich, oder ich rufe um Hülfe. Sind Sie raſend?“

Sie ſtieß ihn von ſich, aber Scholler hatte ihre Hand ergriffen und drückte ſie an ſeinen Mund, indem er ſagte: „Ja, ich bin raſend — raſend verliebt.“ — Der Ausdruck, womit er dieſe Worte begleitete, war ſo, daß Lieschen plötzlich ihre ganze Faſſung wiedergewann. Sie ſprang auf, riß die Klingelſchnur und rief: „Gehen Sie, verlaſſen Sie mich den Augenblick, ich kann es nicht ertragen, Sie zu ſehen.“

„Wir ſehen einander wieder,“ ſagte Scholler, „aber wann? und wo?“

„Nie — nie mehr!“

„Morgen? — oder Freitag Abend? Holdes Lieschen, ſagen Sie mir, wann werde ich ſo glücklich ſein, Sie wieder zu ſehen?“

„Gehen Sie! Ich verabſcheue Sie — ich verachte Sie!“ ſagte Lieschen mit feſter Stimme, indem ſie Schollern mit Stolz anſah, und wiederholte: „Ich verachte Sie!“ —

Als das Stubenmädchen indem hereintrat, bückte ſich Otto und ging. — Als er auf die Straße kam, ſah er zu den Fenſtern hinauf und ſagte bei ſich ſelbſt: „Sie kapitulirt, ſie hat ſchon das Handgeld angenommen, ſie will ſich mit Anſtand ergeben. — Reiſen? Nein, ich bedanke mich, ich bin kein Narr. Kommt Griechenland nicht zu mir, ſo gehe ich gewiß nicht nach Griechenland. — Den Brief hab' ich noch in den Händen, es ſoll mir doch Spaß machen zu ſehen, wie ſich Emilie des Auftrags entledigt hat. — Lieschen war niedlich heut Abend, aber ich war nicht recht aufgelegt, die Cour zu machen; ich weiß nicht, wie es mit mir iſt, ich glaube, ich bin nicht recht munter, ein Glas Punſch wird nach dieſem Handel gut thun.“ — Und er ging hinein und trank Punſch.

Lieschen ſtieg in den Wagen; ermattet an Seel' und Leib warf ſie ſich in die eine Ecke und ſchloß die Augen. Ihr einziges Gefühl in dieſem Augenblick war Abſcheu vor Otto, ihr einziger Gedanke war Furcht vor der Rache, die Reſtel an ihm nehmen würde, wenn er erführe, wie er ſie beleidigt hätte; ihr Troſt war, daß ſie ihn nicht mehr ſehen würde, denn morgen reiſe er ja. —

Als Reſtel und Lieschens ſpät Abends aus dem Wagen ſtiegen, fragte der Diener verwundert, ob der kleine Philipp nicht mitkäme. Die Dienſtboten hatten ihn nicht geſehen, ſeit die Frau fort war, er war einen Augenblick vorher in der Wohnſtube geweſen, der Bediente war in der Stadt geweſen, das Dienſtmädchen, das Lieschen herableuchtete, hatte nicht darauf gemerkt, ob das Kind bei ihr war oder nicht, aber angenommen, daß es bei der Mutter ſei, als ſie es vermißte — zu Hauſe war es nicht geweſen. Das ganze Haus ward durchſucht, die Dienſtboten wurden nach links und rechts ausgeſchickt, um nach ihm zu ſuchen, Reſtel ſelbſt lief zu Grams, um zu ſehen, ob er nicht da ſei. Lieschen war inzwiſchen zu Hauſe in peinlichſter Angſt; der Gedanke an den verſchwundenen Knaben miſchte ſich auf eine ſchreckliche Weiſe mit der Erinnerung an den erlebten grauenvollen Abend, und ihr Puls flog fieberhaft. Sie hatte ihrem Mann Alles vertrauen wollen unter der Bedingung, daß er keinen Schritt thue, um Schollern zur Rechenſchaft zu ziehen und dadurch ſich ſelbſt und ihren Ruf preiszugeben, aber wie war es nun möglich, einen ruhigen Augenblick zu dieſer Mittheilung zu finden! Verzweifelnd rang ſie die Hände, lief im Zimmer auf und nieder, ſah aus dem Fenſter in die rabenſchwarze Nacht und warf ſich weinend auf das Sopha. Bei dem geringſten Laut fuhr ſie auf, aber die Dienſtboten kamen einer nach dem andern ohne Troſt zurück, und da Reſtel endlich von Grams kam, wo man gar nichts von Philipp wußte, ſtürzte ſie ohnmächtig auf den Boden nieder. Reſtel brachte eine entſetzliche Nacht zu, er durfte Lieschen nicht verlaſſen, denn als ſie allmälig wieder zu ſich kam, bedurfte ſie nur allzu ſehr ſeinen Troſt. Als es tagte, fiel ſie vor Ermattung in Schlaf, und nun ſchlich er ſich weg, um nach der Polizei zu laufen und dort Aufklärung zu ſuchen. — Ein wachthabender Polizeibedienter berichtete, daß ein kleiner Knabe nach dem Hospitale gebracht ſei — nach der Beſchreibung mußte es Philipp ſein — er ſei von einem Wagen übergefahren. Reſtel eilte nach dem Hospital, aber die körperliche und geiſtige Anſtrengung hatte ihn ſo ermattet, daß er ſich beinahe hinſchleppen mußte längs den Häuſern in der Breiten-Gaſſe, um nicht niederzuſinken. Endlich kam er an das Eiſengitter und klingelte. Es währte lange, ehe aufgeſchloſſen wurde, Reſtel hielt ſich an den kalten Eiſenſtangen und horchte, es kam ihm vor, als höre er Schmerzenſeufzer und gedämpfte Klagetöne — vielleicht war es Philipps letzter Seufzer, der ihm in der grautagenden Morgendämmerung erſcholl. — Endlich kam der Pförtner, aber er konnte ihm noch keine Gewißheit geben, und erſt nachdem er mehrere Gänge durchwandert und ſich an Verſchiedene gewandt hatte, erfuhr Reſtel, daß das Kind, das am Abend dahin gebracht ſei, nur die Schulter verrenkt habe und außer Gefahr ſei, aber Aufklärung, wo es zu Hauſe gehöre, hatte man noch nicht erhalten können.

Eine Thüre ward geöffnet; zwiſchen einer Reihe von Betten, aus welchen mehr als Ein ſchmerzlicher Seufzer erſcholl, näherte Reſtel mit ſeinem Führer ſich endlich dem

Bette, worin der kleine Knabe lag. Es war Philipp. Er war blaß, ein ſchmerzlicher Zug um den Mund bezeugte, daß er unter Leiden eingeſchlummert ſei, eine eben getrocknete Thräne auf der Wange beſtätigte die Ausſage der Wärterin, daß er erſt gegen Morgen in Schlaf gefallen ſei. Die verbundene Schulter war wieder in's Gelenk gebracht, Bandagen in die Länge und Quere waren um ihn geſchlungen, und wenn dieſe chirurgiſche Zurüſtung den Vater erſchreckte, ſo war ſie zugleich ein beruhigender Beweis von der Hülfe und Fürſorge, welche Philipp gefunden hatte. Reſtel betrachtete ihn gerührt mit gefalteten Händen, vielleicht dankte er in dieſem Augenblick Gott, daß er eine größere Gefahr von ſeinem Liebling abgewandt und ſein Leben bewahrt habe. Indem er ſich umſah, ſtand der wachthabende Chirurg gähnend und mit gleichgültiger Miene neben ihm und beſah die Krämpe an ſeiner Mütze, die von dem Kopfſtück ſich zu löſen anfing, die Wächterin hatte dieſe Augenblicke zu einem kurzen Schlummer benutzt, ihre Geſichtszüge hatten ſich in die Länge gezogen und einen Ausdruck von Gefühlloſigkeit angenommen, der mit ihrem Geſchäft kontraſtirte, und die ſchläfrige Nachtlampe warf eine dunkle Beleuchtung auf dieſe Scene, welche Reſteln einen Seufzer auspreßte. Er küßte Philippen leiſe auf die Stirn, gab der wachenden Wärterin ein reichliches Trinkgeld, um dem Knaben freundlich zuzureden, wenn er erwache, ehe er, der Vater, zurückkäme, verabredete mit dem Chirurgen die Verhaltungsregeln, welche erforderlich waren, um das Kind abzuholen, und verließ das Hospital getröſtet, um nach Hauſe zu eilen und Lieschen zu tröſten.

Die wenigen Stunden, welche er entfernt geweſen war, hatten indeß auf dieſe gewaltſam gewirkt, ſie phantaſirte und konnte kaum die Freudenbotſchaft faſſen, welche Reſtel brachte. Allmälig ward ſie ruhiger und fiel in einen wohlthätigen Schlaf, wovon ſie erſt erwachte, als ihr Mann am Vormittag hereintrat mit der Nachricht, daß Philipp vom Hospital angekommen ſei. Lieschen wollte aufſtehen, ſie wollte ihn ſelbſt ſehen, aber ſie war zu matt. Reſtel ließ Philipps Bett zu ihr hineintragen, und nun konnte ſie ihren kleinen Liebling betrachten, deſſentwegen ſie ſo unbeſchreibliche Angſt gelitten hatte. Philipp war matt, aber die Schmerzen hatten abgenommen, allmälig ſtockten ſeine Thränen, und nun konnte er eine Erklärung geben über die Ereigniſſe des geſtrigen Tages, aber ſie war vermiſcht mit Reuethränen über ſeine Unfolgſamkeit gegen ſeine Mutter, wodurch das Unglück veranlaßt war. Lieschen ſtützte ſich auf den Arm, und betrachtete ihn gerührt. „Mein allerliebſtes Philippchen,“ ſagte ſie, „was habe ich nicht deinetwegen gelitten!“

„Du mußt nicht böſe auf mich ſein,“ ſagte Philipp, „es war recht ſehr unartig, daß ich zur Großmutter hinlief. Ich konnte den Weg nicht finden, und dann fiel ich auf der Straße, und ein Wagen fuhr über meinen Arm, und dann kamen ſo viele Menſchen um mich her; aber ich fiel gleich in Schlaf und merkte nicht mehr, was man mit mir machte, ehe ſie mich feſt ſpannten und mich ſo fürchterlich quälten. Ich werde nicht mehr ungehorſam ſein.“

Lieschen weinte, als ſie hörte, was er gelitten hatte. „Aber warum wollteſt du auch zur Großmutter hinlaufen?“ fragte Reſtel, „wie kamſt du darauf?“

„Mutter ſagte, daß ich zur Stine hinausgehn ſolle,“ antwortete Philipp weinend, „aber Stinens Liebſter war draußen, und er ſagte, ich ſollte zu meiner Mutter hineingehn, ſonſt würde er mich ſchlagen. Und der fremde Mann, der bei der Mutter war, nahm mich beim Arm und warf mich zur Thüre hinaus; da ward ich ſo betrübt und wußte nicht mehr, wo ich bleiben ſollte, und ſo wollte ich zur Großmutter laufen.“

Lieschen betrachtete das Kind mit verwirrtem Blick; da es ſchwieg, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und fiel zurück im Bette. Reſtel betrachtete ſie. „Warf dich zur Thüre hinaus?“ wiederholte er; „er phantaſirt. Lege dich nieder, mein Sohn, und ſchlaf' aus, das wird dir gut thun.“

„Nein, nein, er phantaſirt nicht,“ rief Lieschen, „es iſt nur allzu wahr. Ich bin es, die ihn in's Unglück geſchickt hat, es iſt meine Schuld, daß er alle dieſe Schmerzen ausgeſtanden hat.“ Sie warf ſich gewaltſam nieder und weinte. Neſtel trat zu ihr hin und ſagte: „Beruhige dich, mein geliebtes Lieschen, wir haben ihn ja wieder, Gott hat ihn für uns beſchützt.“ Er hatte ihre Hand ergriffen, aber ſie riß ſie ihm weg und rief mit ſtarker Stimme: „Rühre mich nicht an — ich verdiene es nicht — haſſe mich — denn ich bin ſchuld daran.“ — Das Fieber ward heftig. Neſtel ließ Philipps Bette wegtragen und ließ Doktor Reimann holen; dieſer beſorgte, als er ſie geſehn hatte, eine Bruſtentzündung, am Nachmittage gab er jedoch beſſere Hoffnung und erklärte es für Maſern, welche damals in Kopenhagen herrſchten, aber er empfahl die größte Vorſicht, da ſie ſehr angegriffen ſei und die Beängſtigung der verfloſſenen Nacht ihre Phantaſie gewaltig aufgeregt habe; Philipps Arm ſei in der Beſſerung und er werde bald aufſtehn können.

Neſtel wanderte von einem Krankenlager zum andern; indeß war es bald ſeine Frau, die ſeine ungetheilte Fürſorge in Anſpruch nahm; denn ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich täglich, ſie war nicht mehr bei ſich, und Reimann hatte mehr als einmal bedenklich den Kopf geſchüttelt, wenn Neſtel mit ſtummem Blicke fragte, was zu hoffen ſei. „In der Nacht wird vermuthlich eine Kriſis eintreffen,“ ſagte er am Abend, als er ihn verließ und ihm die Hand drückte, „wir wollen uns auf das Schlimmſte gefaßt machen und das Beſte hoffen, Gott iſt ein mächtiger Mann und kann helfen, wenn es ihm gut dünkt. Laſſen Sie mich holen, wenn es nöthig iſt, ich komme jedenfalls morgen bei Zeiten.“ — Lieschen war ſchon vierzehn Tage krank und während dieſer ganzen Zeit ihrer Sinne nicht mächtig geweſen und hatte Niemand gekannt; ſie waren für ſie wie Minuten hingegangen, und für ihre geängſtete Umgebung wie eben ſo viele Jahre. Neſtel hatte Gram und ſeine Frau, die von Pflege und Nachtwachen erſchöpft waren, dahin vermocht, nach Hauſe zu gehen, denn er verhehlte ihnen des Arztes wenig tröſtliche Aeußerungen und blieb allein bei der Kranken.

Diejenigen von meinen Leſern, welche jemals bei dem Krankenbette einer theuern Perſon eine Nacht durchwacht haben, und alle meine Leſerinnen — denn ſie haben gewiß, wenigſtens ein Mal im Leben, dieſe traurige, aber wohlthuende Liebespflicht erfüllt — wiſſen, wie reich, aber zugleich wie arm an Gedanken eine ſolche Nacht iſt. Neſtel fühlte tief, was er verlieren ſollte, aber es war ihm nicht möglich, ſeine Gedanken anhaltend auf dieſen Verluſt zu richten. Der betäubende Geruch ſo vieler verſchiedener Arzeneimittel, das Halbdunkel, das ihn umgab, und welches die Nachtlampe in aller ſeiner Unbehaglichkeit nur deutlicher machte, die Unordnung, welche in dem Krankenzimmer herrſchte, das ſonſt die Spuren der ſtrengſten Ordnung zeigte, die unregelmäßigen Athemzüge der Kranken, deren jeder der letzte ſein konnte, ein Lebewohl ſein konnte, das ihn abermals allein und verlaſſen in der Welt ſtehen ließ, alle dieſe Dinge waren, jedes für ſich, im Stande, den Gedanken an Tod und Trennung zu feſſeln, aber ſie alle vereint waren nicht mächtig genug, Reſteln abzuhalten, aufmerkſam zu ſein auf jeden Laut um ihn, auf jeden Wagen, der vorbeifuhr, auf jeden Fußgänger, deſſen einförmige Schritte die Stille unterbrachen, bis ſie ſich in der Ferne verloren, und er in Vermuthungen, an welcher der vier Straßenecken ſie verſchwunden waren. Als er ſich wieder auf ſolchen Gedanken betraf, rückte er den Lehnſtuhl neben das Bette, nahm Lieschens niederhängende Hand in die ſeinige, und hielt ſie feſt, als ob er einen beſtändigen Leiter ſeiner Gedanken haben wollte. Sie machte eine Bewegung und ſchlug die Augen auf, aber da ſie ihn ſah, ſchloß ſie ſie wieder, riß die Hand an ſich und ſchrie laut. Der feine Körper beugte ſich krampfhaft in die Höhe mit Kampfesgewalt, ſie riß die Kiſſen rund um ſich weg und rief: „Laß mich, Scholler! — Fort, du machſt mich unglücklich! — Laß mich! — O Gott, ſein Kuß brennt auf meinem Hals, es iſt eine erſchreckliche Marter. — Rette mich, Reſtel, rette mich! — Laß Philipp bei mir bleiben, er iſt mein Schutzgeiſt, aber Emilie iſt mein böſer Engel geweſen, ſie hat mich vergiftet, — o, laß das Kind bei mir bleiben! — Morde nicht meinen Sohn, laß mich nicht auch Blut auf meinem Gewiſſen haben. — Nun kommen ſie, ich zog ja die Klingel — kommt denn Niemand, mir zu helfen! — Meine Blumen, gieb mir meine Blumen! Nein, ich will ſie nicht geben — laß mich — alle Blätter ſind zerſtreut — Otto! Otto! wie kannſt du das über's Herz bringen? Iſt das deine Liebe? Iſt das der Lohn für Alles, was ich ſo viele Jahre für dich gelitten habe? — Fort! Ich verachte Sie, ich verabſcheue Sie! — Mit Ihnen zuſammenkommen? Stelldichein? — Nie, nie mehr! — — O, Sie haben Philipp unter den Rädern zerſchmettert! — Ich habe ihn gemordet — und ſein Vater!“ brach ſie aus mit dem höchſten Schrecken und das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Bald nachher ward ſie ruhiger und flüſterte: „Otto iſt hier geweſen — aber mein Mann darf es nicht wiſſen, er muß glauben, daß ich glücklich bin. — Er nahm den Brief wieder mit — — nein, ich will es ihm ſelbſt ſagen — Neſtel ſoll es wiſſen — er ſoll ſeine Frau nicht verachten — weshalb ließ ich ihn zu mir kommen, ich wußte es ja — konnte ich ihm den Troſt verſagen? — o, er hat mich geliebt wie Niemand außer ihm — und ich liebe ihn noch — er iſt meine erſte und meine einzige Liebe, ich kann nie, nie ihn vergeſſen. O, die Küſſe brennen auf meiner Bruſt wie Feuer, ſie werden mich verzehren — laß mich, laß mich! — Ich rief um Hülfe, aber Niemand hörte mich. — Nun iſt er fort! — Nun, da iſt der Wagen! — O mein Gott, wie unglücklich bin ich — Eine Leiche, eine Kindesleiche! — Ich erkenne ſie, es iſt Philipp, ganz blutig — das iſt mein Werk, ich bin es, die ihn getödtet hat! — O, ich verabſcheue mich ſelber!“

Reſtel war mit dem Stuhl abgerückt; das eine Bein über das andre geſchlagen und die Arme verſchlungen betrachtete er ſeine Frau, welche unter dieſen fürchterlichen Phantaſien ſich im Bette wälzte; die Fieberhitze hatte ihren Wangen eine ſtarke Röthe gegeben, er war bleich wie der Tod; ihre Bewegungen waren gewaltſam und verzweifelnd, bald ſchlug ſie die Hände zuſammen, bald machte ſie eine Geberde, als wollte ſie etwas von ſich ſtoßen, ſie ſchlug ſich die Bruſt und rang die Hände; er ſaß unbeweglich, das einzige Lebenszeichen waren ſchwere Thränen, die ſich ſeine eingefallenen Wangen niederſtahlen. Lieschens Phantaſien drehten ſich fortwährend um dieſe Selbſtanklage. Plötzlich ward ſie ſtille und brach aus: „O, möchte ich doch ſterben — ich bin krank — ſehr krank — möchte ich doch ſterben!“ —

„Ja, möchteſt du ſterben!“ flüſterte Reſtel kaum hörbar, und es durchgrauſte ihn.

Lieschen preßte die Hände an die Bruſt und flüſterte: „Hier brennt es, es iſt Otto's Kuß — aber es iſt bald vorbei — nun kommt der Tod.“ — Ihr Athemzug hielt inne, ſie machte eine Bewegung, als ob ſie um ſich greifen wolle, und mit den Worten: „Helft! Ich ſterbe!“ ſank ſie zurück.

Reſtel breitete die Arme aus, er erhob ſich haſtig aus ſeinem Stuhl, aber in demſelben Augenblicke ſchlug er ſie wieder kreuzweis zuſammen und blieb ſitzen in ſeiner vorigen Stellung mit feſt geſchloſſenen Augen, als ob er ihren Todeskampf nicht ſehen wolle. Als er wieder aufſah, lag Lieschen ſtill hingeſtreckt wie eine Schlafende.

Und ſie ſchlief wirklich. Reimann kam zeitig am nächſten Morgen und erklärte die Kriſis für überſtanden, die Krankheit hatte den gewöhnlichen Gang genommen, ihr Leben war gerettet. Reſtel hörte es mit einem gezwungenen Lächeln, er vergaß zu Grams zu ſchicken, wie er verſprochen hatte, und da der Juſtizrath endlich kam, um die Erkundigung einzuziehen, die zwiſchen Leben und Tod entſcheiden ſollte, ſagte er: „Sie kommt durch, es iſt keine Gefahr mehr,“ aber mit einer Stimme und einem Ausdruck, die Gram nur im Stande war ſich zu erklären, wenn er an die Spannung dachte, worin Reſtel ſo lange geweſen war, und die wohl das kräftigſte Gehirn verwirren konnte. Auf dieſelbe Rechnung ſchrieb Frau Gram ſein Benehmen in den folgenden Tagen, und ſie fingen an zu fürchten, daß er in eine Krankheit fallen würde, die abermals die Hoffnung einer kommenden glücklichen Zeit zerſtören könnte, der ſie ſich ſchon zu überlaſſen angefangen hatten.

Während dies in Reſtels Hauſe vorging, hatte Wilhelm Schmidt, ſobald er erfuhr, daß Lieschen krank war, ſich täglich bei der Pförtnerin eingefunden, aber die Nachrichten, die ſie ihm mittheilte, waren wenig tröſtlich:

man verzweifelte an ihrem Leben. Um etwas Gewiſſes zu erfahren, machte er ſich auf den Weg zu Doktor Reimanns Bruder, der Chirurg war bei einem von den Kopenhagner Regimentern, und den er zufällig kannte. Dieſer wohnte in einer der Kaſernen, und als Wilhelm zu ihm kam, traf er die Stube voll von Offizieren, unter welchen Otto Scholler war. In der Hoffnung, daß ſie gehen und ihm Gelegenheit geben würden, ſein Geſchäft auszurichten, ſtopfte er ſich eine Pfeife und ſetzte ſich nieder. Die Unterhaltung drehte ſich eine Zeit lang um Stadtneuigkeiten; es ſah nicht danach aus, daß ſie ſobald aufbrechen würden, Schollers Nähe war ihm ſo widerwärtig, daß er ſeinen Hut nahm, um wieder zu gehen. Aber er blieb ſtehen, als von Maſern geſprochen wurde, die Scholler vor Kurzem gehabt hatte, in der Hoffnung, etwas Beruhigendes über die Gefährlichkeit dieſer Krankheit zu hören. Die Meinungen waren getheilt, Scholler war gut davon gekommen, deſſenungeachtet hielt er ſie für gefährlich, die Anderen widerſprachen ihm; um ſeiner Behauptung Nachdruck zu geben, führte er Frau Reſtel an, welche ſehr krank ſei; ſeines Vetters, Lieutenant Palmers, Liebſte hatte Nachricht bei ihr eingezogen und die Antwort erhalten, daß ſie kaum die Nacht überleben würde. Dieſe Todesnachricht, ausgeſprochen mit einer gleichgültigen Stimme in einer Tabaksgeſellſchaft von jungen Herren, durchſchauerte Wilhelm; es war, als ob ihm der Hals in dieſem Augenblick ugeſchnürt werde, er warf einen erbitterten Blick auf Scholler, der, ohne ihn zu bemerken, im Begriff war, eine Pfeife wieder zu ſtopfen.

„Es war eine hübſche Frau, glaube ich," bemerkte einer der Anweſenden.

„Verteufelt hübſch," antwortete Scholler, „ein wahrer Leckerbiſſen. Es hat mich ganz außer Laune gebracht, und ich bin nicht einig mit unſerem Regimentschirurgus, daß eine ſolche Krankheit ſo ſchnell anſtecken könne. Man will doch gern ſein Gewiſſen frei haben." Es kochte in Wilhelm, er drückte die Finger zuſammen um ſeine Handſchuhe. „Ich beſuchte ſie gerade ein paar Abende vorher, ehe ſie krank wurde," fuhr Scholler fort und ſchlug Feuer an für ſeine Pfeife. „Herr Gott, man darf die Gelegenheit nicht verſäumen, weil man ein Bischen Drücken im Halſe hat. Es iſt ja eben ſo wahrſcheinlich, daß ſie mich angeſteckt hat. Genug, die Maſern bekamen wir Beide, aber ſie iſt nicht ſo gut davon gekommen wie ich. Es wird mich verwünſcht verdrießen, wenn ſie ſtirbt."

Es wurde Wilhelm ſchwarz vor den Augen, er war im Begriff, Schollern mit geballter Fauſt niederzuſchlagen, aber ſein guter Genius erinnerte ihn daran, daß das nur Skandal verurſachen würde. „Der niederträchtige Lügner!" murmelte er für ſich, und wollte aufſtehn, wobei er Otto'n zufällig auf den Fuß trat.

„Sehen Sie ſich vor, Herr . . . . wie Sie heißen,“ ſagte Scholler mit vornehmer Miene.

„Sehen Sie ſich ſelbſt vor, das iſt keine Manier, ſeine trägen Gliedmaßen ſo auszuſtrecken, wenn man in Geſellſchaft iſt mit anderen Leuten,“ brach Wilhelm aus und maß ihn mit demſelben Blicke. Schollern haßte er ſeit Frau Wild's Kinderball.

„Leuten!“ wiederholte Scholler mit Uebermuth. „Gehn Sie Ihres Weges, mein guter Freund, ſonſt werde ich Ihnen weiſen, wo die Thür iſt.“

„Sie?“ — rief Wilhelm und trat auf ihn zu, „Sie wollen mir die Thür weiſen? Bilden Sie ſich nicht ein, daß ich einen Strohhalm breit weiche vor ſolch einem Menſchen. Ja, ſehen Sie mich nur an, es iſt vielleicht das erſte Mal, daß Jemand ſich die Mühe giebt, ſolch einen Prahlhans in die Schule zu nehmen. Glauben Sie, daß ich mich ſchrecken laſſe durch Ihre leeren Drohungen oder durch Ihren gewichſten Knebelbart?“

Die Andern wollten Wilhelm beſchwichtigen und entfernen, er riß ſich aber los und rief: „Laßt ihn gehn, die jämmerliche Memme, ich werde ihn lehren, was es heißt, Leute zu beleidigen. — Meine Herren, ich erkläre Lieutenant Scholler in Ihrer Gegenwart für einen elenden Kerl, der ehrlos iſt, bis er mir Genugthuung gegeben hat.“

Es entſtand eine allgemeine Stille, Wilhelms beſtimmte Erklärung machte ſie Alle betroffen. Scholler biß ſich in die Lippen, ſein Gegner betrachtete ihn mit einem höhniſchen Lächeln. Endlich ſagte Scholler: „Ich ſchlage mich nicht mit jedem Buben, aber mein Bedienter ſoll das Vergnügen haben, ihm mit einer Tracht Prügel aufzuwarten.“ Dieſer Ausweg ſchien Einigen zu gefallen, Andern aber zu mißfallen. Wilhelm warf ihm ſeinen Handſchuh in's Geſicht und rief erbittert: „Schuft, ſo nimm das! Und morgen ſoll Jeder wiſſen, daß du Prügel bekommen haſt.“

Scholler fuhr auf und forderte ihn. „Endlich,“ ſagte Wilhelm.

„Sie ſollen Gelegenheit haben, Ihre Fechtmeiſterkünſte zu zeigen, das verſpreche ich Ihnen,“ ſagte Scholler aufgebracht, „ich werde es Ihnen zeigen, wie man Knaben züchtigt. Wann iſt es Ihnen gelegen, ſich in Stücke hauen zu laſſen? — Man muß wohl thun, als ob er ein ordentlicher Cavalier wäre,“ fügte er hinzu mit angenommenem Lächeln gegen die Andern. Scholler war keine Memme; daß er ſich weigerte, Wilhelm Genugthuung zu geben, geſchah ſchwerlich aus Furcht.

„Ich wähle Zeit und Waffen, Sie können den Ort wählen,“ ſagte Wilhelm mit mehr Ruhe, als man ihm zugetraut hätte. „Morgen früh um fünf Uhr, und Piſtolen auf funfzehn Schritte.“ Die Anweſenden machten Einwendungen; man meinte, daß dieſer Handel am beſten durch Hieb abgemacht werden könne, aber Wilhelm blieb bei ſeinem Wort. Endlich ward der Zweikampf feſtgeſetzt auf den nächſtfolgenden Morgen um fünf Uhr auf der Amagergemeinweide. „Ich bitte einen von den anweſenden Herren, der eine von meinen Sekundanten zu ſein, den andern werde ich ſelbſt mitbringen," ſagte Wilhelm, „und Herrn Reimann, mein Arzt zu ſein. Wer von den Herren will die Güte haben?" Ein Offizier trat vor und erbot ſich, Wilhelm bat ihn, Piſtolen mitzubringen. „Und nun habe ich nur Eins noch hinzuzufügen, meine Herren. Dieſe Sache bleibt ein Geheimniß auf Ehrenwort; wenn zufälligerweiſe der Kommandant oder ſonſt eine andre Autorität ſich darein miſchen ſollte, ſo iſt Ihre Ehre dabei kompromittirt. Wir haften dafür, Einer für Alle, und Alle für Einen."

Nachdem die Sache ſo abgemacht war, ging Wilhelm und die Geſellſchaft ſtillſchweigend auseinander. „Endlich hab' ich ihn gefaßt," murmelte er für ſich auf dem Heimwege, „endlich werden wir eine alte, vieljährige Schuld abtragen, — und Lieschen wird gerächt werden, ohne daß die Nachrede Grund haben ſoll, ſie zu nennen, — und falle ich, werden wir bald vereinigt werden. — Er blieb den Reſt des Tages bei ſeiner Mutter und war freundlich und liebreich gegen ſie wie gewöhnlich. Als es dunkel ward, ging er zu Reſtels Hausthür, — es war ſo gut wie keine Hoffnung mehr für Lieschens Leben; dann ging er wieder nach Hauſe, las ſeiner Mutter Abends vor, ſchrieb unter häufigen Thränen einen Brief an ſie, bis er zu Bette ging, und begab ſich zur Ruhe.

Aber er konnte nicht ſchlafen; um drei Uhr ſtand er auf und ging aus. Als er vor Neſtels Wohnung vorbeikam, ſtand er ſtill und ſah hinauf zu den verhüllten Fenſtern, hinter welchen Lieschen vielleicht eben ihren letzten Athemzug that, oder mit dem Tode kämpfte. Der Gedanke war ihm wohlthuend, daß er ihr bald begegnen würde, denn er ward mehr und mehr davon überzeugt, daß er dieſen Tag nicht überleben werde. Da dachte er an ſeine alte Mutter, deren einzige Freude er war — er weinte bei dem Gedanken an den Kummer, den er ihr verurſachen werde, er kehrte noch ein Mal um zu ihrem Hauſe, um zum letzten Mal die Fenſter zu ſehen, aus welchen ſie ihm ſo oft zugelächelt hatte, wenn er heimkam zu der ſehnlich Harrenden. Aber gleichſam als ob er mit Macht ſich von Allem losreißen wolle, was ihn weichherzig machen könne, wandte er ſich weg und eilte die Straße hinab, ohne ſich umzuſehn. —

Es war ein nebliger Morgen; der Thau lag dicht auf der Erde, und die Kälte, welche die aufgehende Sonne zu begleiten pflegt, ſchüttelte ihn, als er einſam herumbog nach der öden Amagergemeinweide. Konrad Holm, den er zu ſeinem zweiten Sekundanten hatte haben wollen, war nicht von ihm unterrichtet, da er die Einwendungen und Vorwürfe fürchtete, die dieſer ihm machen würde; aber jetzt gereuete es ihn; er hatte Niemanden, der ſeiner

Mutter ſeinen letzten Gruß bringen konnte, der ihm die Augen zudrückte — er ſollte unter Fremden ſterben. Und der Gedanke an dieſen Tod, der ihm zuerſt ſo anlockend gedäucht hatte, trat nun drohend vor ihn und hemmte ſeine Schritte. Er dachte einen Augenblick daran, ob er zur Stadt zurückgehen und Konrad mitnehmen ſolle, aber es fehlten an fünf Uhr nur noch ſieben Minuten, es war zu ſpät bedacht — Wilhelm ſteckte die Uhr wieder in die Taſche, zog die Schultern und ſetzte ſeine Wanderung mit ſtarken Schritten fort.

Beinahe zu gleicher Zeit mit ihm kam Scholler, Palmer, zwei Officiere, der Wundarzt Reimann und noch ein Arzt, nebſt Schollers Bedienten nach dem verabredeten Orte hingefahren. Der Wagen hielt, der Kutſcher ward weggeſchickt, um im nächſten Wirthshauſe eine Herzensſtärkung zu ſich zu nehmen, während die Andern vorgaben, daß ſie ſcheibenſchießen wollten nach einem gemalten Mann, den ſie mitgenommen hätten. Nach gegenſeitigen Begrüßungen verſuchten die Sekundanten einen Vergleich zu ermitteln. Palmer führte das Wort, und man hörte es ihm an, daß er einen guten Erfolg von ſeiner Beredſamkeit erwartete. Wilhelm entſchuldigte das Ausbleiben des einen von ſeinen Sekundanten, wies aber auf's Beſtimmteſte jeden Vergleich zurück, ſofern nicht Lieutenant Scholler die Erklärung von ſich geben wolle, daß er Muth genug habe zu beleidigen, nicht aber, Genugthuung zu geben. Scholler lächelte ſtatt der Antwort und ergriff ſeine Piſtolen. Die Sekundanten luden langſam, denn man übereilt ſich nicht, wenn der nächſte Augenblick den Tod bringen kann; der Zwiſchenraum ward abgemeſſen und bezeichnet, Bandagen und Inſtrumente hervorgenommen, Alles in tiefem Stillſchweigen.

„Iſt es nun Ihre ernſte Meinung, meine Herren, daß dieſe Sache nur durch Kugeln abgemacht werden kann?“ fragte Wilhelms Sekundant. Scholler ſah Wilhelmen an, als ob er ihm die Antwort überlaſſen wolle; er verbeugte ſich. Der Officier reichte ihm die eine Piſtole und ſagte: „Sie haben den erſten Schuß.“ Wilhelm ergriff ſie, und beinahe in demſelben Augenblick ziſchte die Kugel durch die Luft.. Scholler zielte, aber zog die Piſtole zurück, als Palmer ſagte: „Nun haſt du vor dem Schuß geſtanden, das iſt Alles, was man von dir verlangen kann. Meine Herren, hiemit iſt die Sache abgemacht.“

Wilhelm ſchüttelte mit dem Kopfe, ſein Sekundant nickte ihm beifällig zu; Scholler zielte lange, Wilhelm ſah unverwandt in die Luft nach oben; als der Schuß fiel, machte er eine unfreiwillige Bewegung und ward roth bei dem Gedanken, daß ſie als ein Zeichen von Furcht ausgelegt werden könne. Die Kugel pfiff dicht an ihm vorbei. Der Sekundant reichte ihm das zweite Piſtol, die gebrauchten wurden indeß auf's Neue geladen. Palmer trat wieder vor, aber dies Mal ward er von Wilhelms Sekundanten unterbrochen, der von ſeiner Seite erklärte, daß nur Einer von Beiden davonkommen dürfe. Bei dieſer Erklärung ſtieg Schollern das Blut zu Kopfe, Palmer wandte ſich um und ſagte halbleiſe: „So ſchieß' ihn nieder wie einen Hund, nun iſt kein Grund, ihn zu ſchonen. Wilhelm hörte es, auch ihm ſtieg das Blut in die Wangen, er hob das Piſtol, aber ſein Sekundant hielt ihn zurück und ſagte: „Sie haben vergeſſen, den Hahn zu ſpannen — wenn man mit Piſtolen ſchießt, zielt man gewöhnlich von unten und nicht von oben,“ fügte er halbleiſe hinzu. Wilhelm nahm das Piſtol in die linke Hand, und reichte ihm ſchweigend die rechte. Man hörte den Knack, den der Hahn beim Spannen verurſacht, dann war Alles todtſtille; das Piſtol beſchrieb eine gleiche Linie längs mit dem Boden, die Mündung hob ſich allmälig langſam; als Wilhelm ſie in Eine Linie mit ſeinem Auge gebracht hatte, drückte er los, — die Kugel war durch den oberſten Rand von Schollers Chakot gegangen. Otto beſah ihn, ohne eine Miene zu verändern, ſetzte ihn wieder auf, Niemand ſprach ein Wort, Wilhelm ſchloß die Augen und ſenkte ſein Piſtol hinunter, Scholler zielte von unten wie ſein Gegner, Aller Augen waren auf Wilhelm hingewandt, um deſſen Mund ein feiner Muskelzug ſpielte, der bezeugte, welch eine Bewegung in dieſem Augenblick in ſeinem Innern war. Die Sonne, die allmälig den Nebel zerſtreut hatte, trat aus einer Wolke hervor, als ob ſie auch Sekundant ſein wolle in dieſem Kampf um Leben und Tod, und ihre Strahlen beſchienen in dieſem Augenblick acht blaſſe Geſichter, welche bange auf den entſcheidenden Schickſalswurf warteten. Wilhelm fühlte, wie ſie ihm warm ins Geſicht ſchien, er ſchlug die Augen auf, um ſie noch einmal zu ſehn, aber er ſah in Schollers Piſtolenlauf; da ſchloß er ſie wieder, ohne die Stellung zu verändern, und indem fiel der Schuß. Wilhelm machte eine Bewegung hintenüber, als ob er zu einem Sprung anſetzen wolle, dann ſank er zuſammen mit dem Piſtole in der Hand, die Augen drehten ſich ihm rund um und ſchloſſen ſich, während ein Blutſtrom ſein Geſicht überſpritzte. Scholler warf das Piſtol weg und ſprang zu, Alle verſammelten ſich um den Gefallenen, und ſo war der Zweikampf vorbei. —

Eine Stunde nachher fuhr ein Wagen langſam durch das Amagerthor in Kopenhagen hinein. Auf dem Rückſitz ſaß Reimann und der Offizier, welcher Wilhelms Sekundant geweſen war, und hielten ihn in ihren Armen, der Kopf hing ihm nieder auf die Bruſt, die Kleider waren aufgeriſſen und blutig, das Geſicht leichenblaß und mit Blut beſudelt, die Augen geſchloſſen; auf dem Vorderſitz ſaß Schollers Bedienter und hielt die Bandagen und eine Flaſche mit ſtarkem Spiritus. Schritt vor Schritt ging es durch die Straßen, welche anfingen lebhaft zu werden, die Vorbeigehenden ſtanden ſtill und betrachteten neugierig das langſame Fuhrwerk. „Das iſt nichts Anderes als ein Kranker,“ ſagten ſie endlich und gingen weiter. Der Wagen hielt endlich im Hospitalshofe, Wilhelm ward hinaufgetragen und zu Bette gebracht; die Kugel war abgeglitten von ſeiner Uhr, hatte die Lunge beſchädigt und war durch den Rücken hinausgegangen. Er konnte ſich noch ſo viel ſammeln, daß er ſeinen Sekundanten bat, nach Konrad Holm zu ſchicken, damit dieſer ſeine Mutter auf einen plötzlichen Blutſturz vorbereite; aber nun waren auch ſeine letzten Kräfte erſchöpft, es ward ihm ſchwarz vor den Augen und er fiel in Ohnmacht, die Gedanken feſt auf Lieschen gerichtet. Um dieſelbe Zeit, wo Doktor Reimann in Reſtels Zimmer es ausſprach, daß die Kriſis überſtanden und Lieschen gerettet ſei, ſchüttelte ſein Bruder den Kopf draußen im Krankenzimmer des Hospitals, nachdem er Wilhelms Wunde unterſucht hatte, und ſagte: „Die Lunge iſt beſchädigt, er kann wohl noch ein Jahr leben, aber das iſt auch das Aeußerſte, er wird an der Bruſtkrankheit ſterben, die iſt unheilbar.“ — Aber Wilhelm hörte ſein Todesurtheil nicht, ſo wenig wie Lieschen ihre Losſprechung, denn er lag in einer tiefen Ohnmacht. —

In den erſten Tagen nach der überſtandenen Kriſis befand ſich Lieschen in betäubender Ermattung, aber allmälig kehrte ihr Bewußtſein zurück mit ihren Kräften; doch dieſer Zeitpunkt war nicht ſo erfreulich, wie Frau Gram erwartet hatte. Lieschen lag ſtill da, ſie nahm mit Freundlichkeit Alles an, was man ihr reichte, aber ſie verlangte ſelbſt Nichts, ſie antwortete beinahe nicht ein Mal auf die Fragen, welche die geängſtete Mutter an ſie that, ihr einziger Wunſch war, daß man die Vorhänge um das Bett dicht zuziehe, und wenn Jemand zu ihr hinkam, konnte man gewiß ſein, ſie in Thränen ſchwimmend zu finden. „Es iſt Nervenſchwäche,“ ſagte Doktor Reimann, „es giebt ſich noch, wenn die Kräfte wiederkehren.“

„Aber was ſagen Sie von meinem Schwiegerſohn, guter Doktor?“ fragte der Juſtizrath. „Er gefällt mir nicht.“

„Ja mir noch weniger,“ antwortete der Arzt, „ich fürchte, daß er eine Krankheit brütet. Ich möchte lieber, daß er am Typhus läge, als daß er ſo umhergeht.“

Indem kam Reſtel in die Stube; er war blaß und eingefallen, die Augen lagen ihm tief im Kopfe und hatten keinen Glanz, auch in ſeiner Kleidung war etwas Ungewöhnliches, es war deutlich, daß er ſich ganz mechaniſch angezogen hatte und ſelbſt nicht wußte, was er anhatte. Er ging ſchweigend hin zu den beiden Männern, welche am Fenſter ſtanden, und gab ihnen die Hand, und dann zu Frau Gram, die am Bette ſaß. In dem Augenblicke, wo ſie ihn anreden wollte, wandte er ihr den Rücken, ſtellte ſich zu Füßen von Lieschens Bett, zog die Vorhänge auf und betrachtete ſie. Lieschen hatte die Hand über die Augen gelegt und weinte, ſie merkte nicht, daß Jemand in das Zimmer kam, aber die Bewegung, welche der Vorhang machte, weckte ſie; ſie nahm die Hand weg und ſah Reſteln vor ſich ſtehn. Er ſtützte die Hände auf die

Ränder des Bettes und betrachtete ſie ſtarr, aber mit einem Ausdruck von Eiſeskälte, welcher augenblicklich einen neuen Thränenſtrom aus Lieschen verweinten Augen hervorrief; ſie verbarg das Geſicht in den Kiſſen und ſchluchzte laut. Reſtel verzog das Geſicht, und es war nicht leicht zu erkennen, ob es zum Weinen oder zum Lächeln war, aber es legte ſich gleich wieder in die alten Falten, dann zog er die Vorhänge zu, wandte ſich um und ging hinaus. Der Juſtizrath und Reimann ſahen ſich ſtumm einander an und ſchüttelten die Köpfe, Frau Gram weinte ſtille. Den ganzen Tag kam Reſtel nicht zu ſeiner Frau, er hatte ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und nicht ein einziges Mal nach ihr gefragt.

Den Tag darauf ging es ebenſo. Um Mittag fragte Lieschen nach Philipp, Frau Gram holte ihn. Mit dem Arm in der Binde kam er zur Thüre hineingeſprungen, aber ſtand ſtille und ſchlich ſich auf den Zehen zu Lieschens Bette; ſie umfing und küßte ihn; ihre Thränen floſſen eben ſo häufig wie vorher, aber ſie erleichterten ihr beklemmtes Herz. Philipp hatte ſich auf den Rand des Bettes geſetzt, mit dem eingebundenen Arm ſtützte er ſich auf ihr Kopfkiſſen, mit der linken Hand ſtreichelte er ihr die Wange und ſtrich ihr Haar, das ihr über's Geſicht gefallen war, zur Seite, um ſie zu küſſen. Einen Augenblick nachher ging die Thür auf, Reſtel ging langſam zum Bette hin, Lieschen ſchlug die Augen auf und preßte krampfhaft Philipps Hand, wie an jenem unglückſeligen Abend, als Scholler ſie überraſchte. Ihr Mann ſtand ſtill und fuhr mit der Hand nach den Augen, dann machte er noch einige Schritte, nahm langſam Philipp's Hand, ohne Lieschen anzuſehen, und führte ihn aus dem Zimmer. Lieschen ſank mit einem Schrei zurück, Frau Gram lief zu ihr hin, indem ſchloß ſich die Thüre hinter Reſtel und Philipp. Sie fiel in eine ſtarke Ohnmacht, und es währte lange, ehe ſie wieder zu ſich kam. Reſtel hatte ſich wieder eingeſchloſſen, und als Reimann mit ihm über ſeiner Frau Befinden ſprechen wollte, war er mit Philipp ſpazieren gegangen.

Einige Tage lang kam er gar nicht aus ſeinem Zimmer, ſah auch Frau Gram nicht, die nicht mehr von Lieschen wich; durch den Bedienten nahm er Nachricht an von der Beſſerung der Kranken. Dieſe Tage hatten wohlthätig auf Lieschen gewirkt, ihre Kräfte nahmen fortwährend zu, auch die Nervenſchwäche ſchien nachzulaſſen, wenigſtens weinte ſie nicht mehr ſo oft, vielmehr lag ſie ſtill, wie nachdenkend. Ihr Puls ging ruhiger, und Reimann gab gute Hoffnung. Aber noch hatte ſie für Nichts, was ſie umgab, Aufmerkſamkeit; man konnte gehen und kommen, ohne daß ſie die Augen aufſchlug. Nach Reſtel fragte ſie gar nicht, nach Philipp nur ein einziges Mal, und als Frau Gram ſie fragte, ob ſie ihn ſehen wolle, ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und brach in ein ſo gewaltiges Weinen aus, daß es ſie gereute, ihn erwähnt zu haben, und nun ward er nicht mehr genannt.

Der Juſtizrath kam täglich mehrmals, ſeine Tochter zu ſehen, aber jedes Mal, wenn er fortging, ſagte er: „Ich begreife nicht, wie das enden ſoll, das ſieht mir noch bunt aus.“

„Ach!“ antwortete Reimann, „ſehen Sie nicht, daß ſie täglich mehr Kräfte bekommt. Laſſen Sie uns nur erſt mit dem Körper im Stande ſein, und dazu ſind gute Ausſichten; ſo kommt die Munterkeit auch ſchon. Aber Rom ward nicht in Einem Tage erbaut. Nein, da ſieht es bunter aus mit Reſtein; ich fürchte, Gott vergeb' es mir, daß er verrückt wird. Geſtern fragte ich ihn, ob er nicht ſeine Frau ſehen wolle, und er antwortete mir, daß er nicht Zeit habe, und wenn er den ganzen Tag etwas Anderes gethan hat als Tabakrauchen, ſo will ich mich hängen laſſen.“

„Er ſieht elend aus,“ ſagte Gram bekümmert.

„Das kommt von dem langen Bart, aber das iſt auch eine von ſeinen Wunderlichkeiten. Ich ſagte heute Morgen zu ihm, er ſolle ſich barbiren laſſen, ſein Bart wäre über acht Tage alt, ſein Geſicht ſähe aus wie ein Stachelſchwein. Aber er antwortete mir, es könnte noch anſtehen, er ginge nicht aus, und er fürchte, daß er ſich vielleicht den Hals abſchneiden ſollte. So ſpricht doch kein vernünftiger Mann.“ —

Den nächſten Tag verlangte Lieschen ihren Mann zu ſprechen; Frau Gram klingelte und befahl dem Diener, es ihm zu ſagen. Als er zur Thür hinaus war, richtete ſich Lieschen im Bette auf, als ob ſie ihn zurückrufen wolle, aber da ſie indem ihn die Thüre zum nächſten Zimmer zumachen hörte, legte ſie ſich wieder zurück, faltete die Hände, und eine ſchwache Röthe überzog ihre eingefallenen Wangen; aber Frau Gram fand dieſe Farbe ſo hektiſch, daß ſie ſich auf's Neue darüber ängſtigte. Bei jedem Laut ſchlug Lieschen die Augen auf, und ein krampfhafter Zug bewegte ihre Unterlippe; aber als die Thüre ſich öffnete und Neſtel eintrat, hielt ſie ſie geſchloſſen, die Hände preßten ſich dichter zuſammen und einzelne ſchwere Thränen drängten ſich durch die geſchloſſenen Augenlieder. Neſtel näherte ſich dem Bette mit einem fragenden Blick nach Frau Gram. Als ob Lieschen mit dem Auge der Seele geſehen hätte, was ſie mit den leiblichen nicht wahrnahm, ſchlug ſie indem die Augen auf und winkte mit der Hand ihrer Mutter, zu gehen, und Neſteln, ſich auf deren Stuhl niederzulaſſen. Frau Gram nahm Platz am Fenſter und ſah gedankenlos auf die Straße, während ſie eifrige Gebete für ihren Liebling zu Gott hinaufſandte.

Neſtel blieb mehr als zwei Stunden bei Lieschens Bette ſitzen, die Vorhänge verbargen ihn vor Frau Gram, aber ſie konnte ihre flüſternden Stimmen hören, die unterbrochen wurden von tiefen Seufzern und von Lieschens Thränen. Als er ſich erhob, war er noch bläſſer als vorher, er bückte ſich über Lieschen, nahm ihre Hand und küßte ſie; ſie ſtreckte die Arme aus, aber ließ ſie wieder ſinken, und verbarg das Geſicht mit beiden Händen. Neſtel legte die Hand auf ihre Stirne, bei dieſer Bewegung glitten ihre Hände von dem mit Thränen überſtrömten Geſicht, er bog ſich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren Mund, aber ſie erwiederte ihn nicht, dagegen ergriff ſie ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Als Neſtel hinausging, wankte er und mußte ſich an der Thür halten; der Frau Gram ſchien er zu weinen, Lieschen zog die Vorhänge zu und blieb ganz ſtille liegen; als die Mutter eine Viertelſtunde darauf nachſah, war ſie in Ohnmacht.

Den nächſten Tag kam Neſtel unaufgefordert zu Lieschen; ſtatt der abſtoßenden Kälte, die ſeit ihrer Krankheit der Hauptausdruck ſeines Geſichts geweſen war, verriethen ſeine Züge nun eine tiefe Betrübniß. Sein Aeußeres war ſorgſamer als bisher; der lange Bart, der Doktor Reimanns Verdruß billigerweiſe erregt hatte, war fort, und doch hatte er ſich den Hals nicht abgeſchnitten. Er blieb nur kurze Zeit, aber ſeine Fragen nach ihrem Befinden zeigten eine zärtliche Beſorgniß an, welche ihn mit Frau Gram wieder verſöhnte. Lieschen antwortete darauf mit kaum hörbarer Stimme. Als er ging, nahm er ihre Hand und küßte ſie. Er kam denſelben Tag noch mehrmals wieder, aber ſeine Beſuche währten jedes Mal nur einige Minuten.

Als vier Tage auf dieſe Art verfloſſen waren, ſagt Reimann: „Nun ſind wir mit Beiden in gutem Zuge;

ich gratulire, meine Freunde, nun iſt der Stoß überſtanden, wir haben keine Urſache mehr, den Kopf zu hängen, in Zeit eines Monats iſt Lieschen auf den Beinen, und wir können, wenn es ſein ſoll, noch am Johannistage den Thiergarten beſuchen.“

Reimann hatte richtig prophezeit; einen Monat nachher konnte Lieschen beinahe den ganzen Tag aufſein; aber ihre Heiterkeit hielt nicht Schritt mit ihrer körperlichen Beſſerung; ſie war ſtill und wortkarg, und Frau Gram fand ſie oft verweint. Wenn ſie ihr dann liebkoſte und ſie nach der Urſache ihres Kummers fragte, warf ſich Lieschen in ihre Arme und weinte noch heftiger, aber antwortete nicht, und Frau Gram ging nach Hauſe mit der Ueberzeugung, daß „Nervenſchwäche die langwierigſte aller möglichen Krankheiten ſei.“ Reſtels Beſuch ward unaufgefordert auf dieſelbe Weiſe fortgeſetzt; den übrigen Theil des Tages brachte er auf ſeinem Zimmer zu.

Zwei Monate nachher erklärte der Arzt ſie für eben ſo geſund als vor ihrer Krankheit. Der Juſtizrath ſprach ſchon von einem Familienfeſt, das ihre Wiederherſtellung feiern ſollte; dieſe Worte entlockten Lieschen jedesmal bittere Thränen, und Frau Gram bat ihn, es bis zum Herbſt auszuſetzen, in der Hoffnung, daß Lieschens weiches Gemüth bis dahin einen ſolchen Eindruck beſſer würde ertragen können als jetzt. Ihre Geſchwiſter hatte ſie nicht wiedergeſehen; ihr Anblick hatte ſie das erſte Mal, wo ſie bei ihr waren, in eine ſolche Aufregung verſetzt, daß man ſie ſchnell fortbringen mußte.

Die Dienſtboten bemerkten, daß Neſtel in der letzteren Zeit mehr aus war als ſonſt; er war auch zwei ganze Tage verreiſt geweſen, ohne daß man wußte, wohin. Lieschen ſchloß ſich oft ein, und das Stubenmädchen hatte ſie jedes Mal, wo ſie drin zu thun hatte, ſchreiben ſehen. Frau Gram kam, wie gewöhnlich, einmal des Tags, um ihre Tochter zu beſuchen; der Juſtizrath ging zu ihr hinauf, wann er vom Comptoir kam, erzählte ihr Stadt- und Staatsneuigkeiten, aber ſie hörte ihm ſichtbar zerſtreut zu, und wenn er wegging, dachte er im Stillen: „Herr Gott, eine nervenſchwache Frau iſt doch etwas recht Jämmerliches im Hauſe. Ich muß ſagen, Neſtel iſt ein Muſter von Geduld.“

Eines Tags war Lieschen in ungewöhnlich wehmüthiger Stimmung, Frau Gram tröſtete ſie und ſprach ihr zu, aber es fruchtete nicht. Als ihre Mutter fortging, fiel ſie ihr um den Hals und konnte ſich kaum von ihr losreißen. Frau Gram ward angſt und bange und fürchtete einen Rückfall der Krankheit. Der Juſtizrath kam an dem Tage nicht, er hatte den Vortrag im Collegium gehabt, der ihm alle Zeit wegnahm. Nachmittag waren Neſtel und Philipp lange bei ihr im Schlafzimmer, denn nach ihrer Krankheit konnte ſie es nicht lange in der Wohnſtube aushalten. Als ſie fortgingen, hatten ſie Beide geweint. Neſtel ging aus und kam erſt ſpät nach

Hauſe, ging dann aber gegen Gewohnheit noch zu ſeiner Frau und blieb über eine Stunde bei ihr.

Früh am nächſten Morgen kam ein fremdes Mädchen, die nach der Frau fragte. Es ward nach dem Stubenmädchen geklingelt, und ſie bekam den Auftrag, Kleider und verſchiedene Kleinigkeiten zu holen, und ſie dem fremden Mädchen zu geben, die Alles in einen Koffer packte. Die Dienſtboten ſteckten die Köpfe zuſammen und kamen auf allerlei Vermuthungen. Als es neun Uhr war, hielt ein geſchloſſener Wienerwagen im Hofe, der Bediente fragte den Kutſcher, wohin es gehe, und wen er fahren ſolle, aber dieſer wußte es nicht, denn der Herr habe ſelbſt den Poſtzettel abgeholt. Einen Augenblick darauf kamen Reſtel und ſeine Frau die Treppe hinunter, hinter ihnen das fremde Mädchen. Die Frau hatte einen Schleier vor dem Geſicht, das Gehen ward ihr ſauer, ſie ſtützte ſich auf ihres Mannes Arm, das Stubenmädchen behauptete, ſie weine. Als ſie in den Wagen geſtiegen war, trat Reſtel auf den Tritt und beugte ſich lange in die Kutſche, dann ſetzte ſich das fremde Mädchen hinein, und er befeſtigte ſelber das Leder an der Seite. Der Kutſcher verlangte ſeinen Stundenzettel und empfing ihn von Reſtel. Er ſah ihn an, um zu wiſſen, aus welchem Thor er fahren müſſe, ſteckte ihn dann in die Taſche, und der Wagen rollte davon. Reſtel blieb ſtehen und ſah ihm nach, bis er ſich um die Ecke gewandt hatte; dann ging er langſam hinauf. Sobald er fort war, ergriff der Bediente ſeinen Hut und lief dem Wagen nach, der am Norderthor hielt. Er hörte den Kutſcher zum Unterofficier ſagen: „Frau Gram, bis Helſingör," und kam nach Hauſe ſo klug wie vorher; weshalb nicht auf dem Zettel „Frau Neſtel" geſtanden habe, konnte er ſich nicht erklären.

Neſtel war ſogleich zum Schlafzimmer ſeiner Frau zurückgegangen, wo er den ganzen Nachmittag zubrachte. Als er es verließ, ſchloß er die Thür ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Er hatte zwei Briefe in der Hand; auf dem einen ſtand: „An meine Eltern," auf dem andern: „An meine Schweſtern für deren Konfirmationstag;" ſie waren beide mit ſchwarzem Lack verſiegelt. In der Abenddämmerung ging er zu Grams und nahm Philipp mit.

Als er Abends nach Hauſe kam, ging er in ſein eigenes Zimmer; Philipp, deſſen Bett er in ſein Schlafzimmer hatte bringen laſſen, kleidete ſich aus. Trauer und Trennung macht nur einen flüchtigen Eindruck auf das kindliche Alter, Philipp hatte mit Grams jüngſten Kindern geſpielt, er war vergnügt und ſummte ſich ein Lied beim Auskleiden. Neſtel legte den Kopf auf den Tiſch und ſchloß die Augen. Plötzlich fuhr er auf, — der Dompfaff, der munter geworden war, flötete die Melodie, die er ihm ſelber einmal beigebracht hatte: „Das klare Bächlein rauſchte." Mit bitterem Lächeln öffnete er den Käfig und ergriff den Vogel. Der kleine Sänger war es gewohnt, daß er ihm liebkoſte. Während Neſtel den Daum an deſſen Kehle ſetzte, um ihn zu erdroſſeln, legte er den Kopf auf ſeine Hand, ſah ihm in die Augen und flötete abermals ſeine Melodie — es war ſein Lieblings- und nun ſein Schwanengeſang. — Neſtel drückte ihn, der kleine Vogel öffnete den Schnabel und ſchloß die Augen. Aber der Blick, den er in ſeiner Todesſtunde auf ihn richtete, rührte ihn, er ließ ihn los und hielt ihn behutſam in der Hand. Allmälig öffnete er die Augen wieder und begann ſeinen Geſang, um ſeine Freude zu erkennen zu geben. Neſtel, der ſich ſchon umgewandt hatte, um ihn wieder in den Käfich zu ſetzen, ging ſchnell nach dem Fenſter, öffnete es und warf den Vogel hinaus — den ſchwirrenden Laut der kleinen Flügel, als er über das Dach hinflog, bemerkte er kaum. Aber als er langſam das Fenſter geſchloſſen hatte und ſich wieder umwandte, hatte ſich Philipps Summen in lauten Geſang verwandelt; es war „das klare Bächlein,“ einſt des ganzen Hauſes Lieblingsgeſang, das betäubend vor ſeinem Ohre erſcholl. Er ſchlug ſich heftig mit der Hand vor die Stirne und warf ſich auf das Sopha. Als er in ſein Schlafgemach trat, war die Sonne im Begriff aufzugehen, Philipp ſchlief feſt. —

Den nächſten Morgen rief er alle ſeine Dienſtboten zuſammen, bezahlte ihnen halben Jahreslohn und verabſchiedete ſie; denſelben Abend wurden ſie durch neue erſetzt, welche ihren Dienſt antraten mit den wunderlichſten

Nachrichten von den Verabſchiedeten. Einige Tage lang ſprach man in Koppenhagen davon, daß Reſtel und ſeine Frau ſich freiwillig getrennt hätten; Niemand konnte ſich die Sache erklären, aber die Meiſten waren der Meinung, daß an ihr nicht viel ſei. Emilie hörte es, ſie machte ſich an das Stubenmädchen und erkundigte ſich nach allen Umſtänden; aber die Nachrichten führten zu nichts Rechtem; endlich ging ſie zu Grams, „um einmal wieder ihres herzgeliebten Lieschens Mutter zu beſuchen,“ aber es wurde Niemand angenommen, weil die Frau krank wäre. „Gott weiß, was es iſt, was ihnen in die Quere gekommen iſt,“ ſagte ſie auf dem Rückwege zu ſich ſelbſt; „ich möchte wohl wiſſen, ob es nicht die dumme Vertraulichkeit iſt, als Lieschen ſich verlobt hatte, die Schuld daran iſt. Die Aufrichtigkeit hat der Henker erfunden.“

Neue Begebenheiten und Sagen verdrängten allmälig Lieschen aus der freundſchaftlichen Erinnerung der Hauptſtadt; man dachte nicht mehr an ſie, Reſtel ward auch vergeſſen, denn er ging mit Niemand weiter um als mit ſeinen Schwiegereltern. Bald ſprachen nur noch ſeine Dienſtboten von ihm, ſie rühmten ihn als einen guten und freundlichen Mann; drei Tage jedes Vierteljahr hatten ſie vollkommen Freiheit, an den beiden erſten verreiſte er jedesmal, Niemand wußte wohin; den dritten, wenn er wieder nach Hauſe gekommen war, brachte er ſtets in den ſonſt verſchloſſenen Gemächern zu, wo hinein Niemand kommen durfte; der vorige Bediente hatte geſagt, daß ie Frau dort krank gelegen habe. Das Stubenmädchen wunderte ſich, daß dort nie ausgefegt wurde, denn er chloß jedes Mal zu, und nahm den Schlüſſel mit. „Da mag es ſchön ausſehen," ſagte ſie; „neulich frug ich, ob in den verſchloſſenen Gemächern nicht reingemacht werden ſolle, aber ſo antwortete er nichts als Nein, und machte dazu ein Geſicht, als ob er mich freſſen wolle; ich werde mich wohl hüten, die Schwelle zu betreten."

Anderthalb Jahre ſpäter rollte ein verſchloſſener Reiſewagen auf der Landſtraße Helſingör vorüber. Es war ein kalter Wintertag, der Schnee hatte einen dicken Teppich über die ganze Gegend gelegt, Alles war weiß, wohin man ſah, nur zur Rechten bildete das Meer einen dunkeln Hintergrund, und ſo weit der Blick reichte, wälzte das Kattegat ſeine ſchwarzen Wellen gegen die Küſte. Die Pferde gingen ihren einförmigen Trab, der Kutſcher nickte auf dem Bocke, die Kälte hatte ihn ſchläfrig gemacht, doch ſah er ſich ab und zu um, damit er den Kreuzweg bemerke, auf den ſie kommen ſollten. Endlich hielt er und rief in den Wagen hinein: „Nun ſind wir bei dem Kreuzwege."

„Links, bei der Mühle vorbei," antwortete eine feſte

Stimme aus dem Wagen. Eine halbe Stunde nachher hielten ſie wieder. „Nun ſind wir bei der Mühle.“

„Rechts, durch den Wald,“ lautete die Antwort. Der Wagen wandte ſich rechts, man ſah wieder das Meer, bis der Wald endlich ſie mit ſeinen entblätterten Bäumen verbarg. „Gott weiß, nach welchem Teufelsloche wir fahren,“ brummte der Kutſcher, „das iſt hier ein Höllenweg für das Wagengeſchirr.“ — Nun waren ſie durch den Wald gekommen. „Wohin nun?“ fragte er mürriſch. Ein Mann bog ſich aus dem Wagen, ſah ſich um und ſagte dann: „Nach dem Dorfe dort, du kannſt auf die Kirche zufahren.“ Es war etwas Unſicheres in ſeiner Stimme, die faſt gerührt lautete. Auch der Kutſcher bemerkte es und ſagte: „Unſer eins muß hier draußen ſitzen und frieren; die vornehmen Leute können nicht den Kopf zum Wagen hinausſtecken, ohne das Wetter in den Hals zu bekommen. — Endlich wird man einen Krug antreffen, denn ich ſollte doch denken, daß ein Krug in dem Neſte ſein wird. Hü! — Heida, da geht's wohl munter und luſtig her, der ganze Weg iſt mit Grünem und mit Blumen belegt oben auf dem Schnee, akkurat als gäb' es Kindtaufen oder Hochzeit.“ —

Der Wagen hielt, die Herren ſtiegen aus. Der Eine war alt, mit graüen Haaren und tiefen Furchen im Geſicht; er hatte einen ſchwarzen Mantel an und ſah ſich um. Der Andere war etwas jünger, aber ſein blaſſes, ernſthaftes Geſicht und gebückter Gang deutete auf Kränklichkeit; der Letztere ging raſch in das Haus, ohne die grünen Tannenzweige und künſtlichen Blumen anzuſehen, die quer über die Straße nach der Kirche zu geſtreut waren; auch er hatte einen langen ſchwarzen Mantel um; der Andere folgte ihm langſam. Die Bauern, welche in einem dichten Haufen verſammelt ſtanden außerhalb des Hofes, an welchem ſie hielten, machten Platz und zogen die Hüte; ihre ernſten Geſichter zeigten, daß das, was ſie hier verſammelt hatte, eine das ganze Dorf betreffende Angelegenheit war. Als Neſtel und Gram in den Hof gekommen waren, ging der Prediger ihnen entgegen und drückte ihnen die Hände. Schweigend begaben ſie ſich in die große Stube, wo ſeine Frau und Töchter ſie mit Thränen in den Augen empfingen. Einen Augenblick nachher öffnete der Prediger die Thüre zu einem Seitengemache, und Neſtel gab dem Juſtizrath ein Zeichen, ihm zu folgen. Mitten auf dem Fußboden ſtand ein offener Sarg, in welchem Lieschen mit gefalteten Händen lag; ihre eingefallenen, verzehrten Züge trugen das Gepräge einer tiefen Ruhe, auf ihre Stirne hatte die Frömmigkeit ihren unverkennbaren Stempel gedrückt. — „Ihre Todesſtunde war ruhig, und ihr Hinſcheiden leicht,“ ſagte der Prediger, „ſie ſchied mit frohem Herzen von dieſer Erde, wo ſie ein dauerndes Andenken hinterlaſſen hat als guter Genius der ganzen Gegend.“ — Gram fuhr mit der Hand über die Augen. Neſtel legte ſeine Hand auf Lieschens Stirne und ſagte langſam und deutlich:

„Hier wohnt ein unſchuldiger Engel, — ſie weilt in Frieden, und ihr Geiſt wird uns umſchweben, — ich habe treu ihren Willen erfüllt." Darauf beugte er ſich nieder und drückte einen Kuß auf ihre eiskalten Lippen. Er hatte ſich ſchon umgedreht, um zu gehen, als er ſich noch ein Mal zurückwandte und ſie liebevoll betrachtete; er richtete den Blick auf den Ring mit dem kleinen Engelskopf, den einzigen Schmuck, welchen Lieschen getragen hatte, und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich verlobte dich einſt mit der Tugend und Unſchuld, und dieſes Bündniß haſt du heilig in deinem Herzen gehalten; jetzt verlobe ich mich mit dem Tode." Mit dieſen Worten zog er den Ring von ihrem Finger und ſteckte ihn an den ſeinigen. Der Prediger winkte, der Schreiner des Dorfs ſetzte den Deckel auf den Sarg, und die Bauern trugen ihn über den Kirchhof. Das ganze Dorf folgte, Alt und Jung, die Meiſten weinten. Am Grabe wollte der Prediger einige Worte ſprechen, aber die Rührung erſtickte ſeine Stimme, kaum konnte er das Formular ausſprechen. Beweint von tauſend Thränen lag Lieschen in ihrem Grabe. —

Die beiden ſchwarzen Männer ſetzten ſich wieder ſtillſchweigend in den Wagen, jeder in ſeine Ecke. Vor ihnen ſtand auf dem Sitze ein kleiner Schrein mit Erinnerungsgaben und mit Abſchiedsworten, welche Lieschen wenige Tage vor ihrem Tode geſchrieben hatte; auf dieſen kleinen Schrein waren ihre Augen unverwandt gerichtet.

Der Kutſcher fragte dies Mal nicht nach dem Wege, er fuhr durch den Wald an der Mühle vorbei, und als er wieder auf die Landſtraße gekommen war, ſah er ſich um und ſagte vor ſich hin: „Den Weg vergeß' ich nicht, das war das betrübteſte Begräbniß, das ich geſehen habe, und ich fahre doch beinahe täglich Leichen in Koppenhagen, und dies war doch nur ein Bauernbegräbniß — es war nicht einmal ein einziger Leichenbitter dabei.“ —

Als ſie durch das Norderthor in Koppenhagen fuhren, brach Gram zum erſten Mal das Schweigen. „Es iſt doch beſonders, wie es ſich in der Welt treffen kann,“ ſagte er. „Geſtern ſtarb einer von Lieschens Jugendanbetern, der junge Wilhelm Schmidt, an einer langwierigen Bruſtkrankheit. Die arme alte Mutter! Es war ein ſtarker Schlag, er war ihr einziges Kind und gerade im Begriff, ſeine Amtsprüfung zu machen. Es iſt derſelbe, mit dem wir ehemals Lieschen foppten, und ihn ihren Liebſten nannten. Iſt er ihr im Leben nicht treu geweſen, ſo kann man wenigſtens ſagen, daß er ihr im Tode gefolgt iſt.“

„Herr Gott! Iſt er todt? Hm! — Den Weg gehen wir Alle, einer nach dem andern, bis die Reihe endlich einmal an uns kommt,“ antwortete Reſtel.

Sie ſchwiegen wieder Beide. Endlich ſagte Gram: „Komm heute mit mir, Reſtel, und bleib bei uns; das wird meine Frau tröſten, ſie bedarf Troſt, und ich tauge, ehrlich geſagt, nicht dazu, Leute zu tröſten, das verſtehſt du weit beſſer.“

Reſtel drückte ihm die Hand und antwortete: „Um tröſten zu können, muß ich ſelbſt getröſtet ſein, und ich ſehne mich danach, allein zu ſein. Aber ich komme auf den Abend zu Euch, da wollen wir zuſammen von Lieschen ſprechen und das Käſtchen öffnen, das ſie uns hinterlaſſen hat; und ihr Geiſt wird noch bei uns ſein in der alten Wohnſtube, wo wir ſo manche frohe und traurige Stunde zuſammen zugebracht haben.“ —

Gram ſchwieg. Einen Augenblick nachher ſagte Reſtel: „Ich bin überdies heut Abend ganz allein, Philipp ſoll auf den Kinderball, ich habe es nicht über das Herz bringen können, ihm ſeine unſchuldigen Freuden dadurch zu verderben, daß ich ihn an meinem Schmerz theilnehmen ließ — er ahnt nicht, daß ſeine Mutter todt iſt. Laß ihn nur ſich freuen — es währt nur eine kurze Zeit.“

„Ach, es iſt ja wahr, meine kleinen Mädchen ſollen auch auf den Ball,“ antwortete der Juſtizrath, „ich hatte es vergeſſen. Meine Frau ſpricht eben wie du, und ich habe eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Laß uns unſere Betrübniß für uns behalten, die es angeht; was ſoll das für die Welt? Es iſt genug von Lieschen geſprochen, nun ſoll von ihr nicht wieder ſo viel geſprochen werden, nachdem ſie todt iſt. — Alſo wir ſind heut Abend allein, das iſt mir recht lieb.“

Der Wagen rollte durch die Straßen, die voll von Menſchen und Fuhrwerk waren; bei einer Ecke rief der Kutſcher: „Vorgeſehn!“ und hielt die Pferde zurück. Eine junge Dame ging quer über die Gaſſe, ihr Gewand flatterte um ſie her und verrieth dadurch, daß ſie noch ſehr jung war; der kleine Hut und der Schleier, der zur Seite hing, verbargen ein allerliebſtes Geſicht; mit der einen Hand hielt ſie ihr Gewand in die Höhe, damit der Schnee ſich nicht daran hinge und die hübſchen weißen Strümpfe befleckte, die damit an Weiße noch wetteiferten. Ein junger Herr in langem Mantel, mit Knebelbart und Sporen, folgte ihr in einiger Entfernung; ob er den Wagen nicht ſah — denn ſein Blick war auf die niedlichen kleinen Schnürſtiefeln der jungen Dame gerichtet — oder war er bange, ihre Spur zu verlieren, wie es in der Jagdſprache heißt, weiß ich nicht, aber er ging ſo dicht an den Pferden vorbei, daß der Kutſcher, wie geſagt, die Pferde anhalten mußte, um ihn nicht umzufahren. Bei dieſem Ruck ſah Reſtel aus dem Wagenfenſter und erkannte Lieutenant Scholler. Der Poſtillon ſtieß ins Horn, die Vorbeigehenden warfen einen flüchtigen Blick zur Seite und gingen dann weiter, jeder ſeinem Beruf und Geſchäft nach. Ein junger Menſch ſtand ſtill und dachte bei ſich: „Das ſind Reiſende! Wer doch auch einmal ſo glücklich wäre und wie dieſe Leute zum Reiſen käme.“ —

Und er ſeufzte bei dieſem Wunſche, wie man ſeufzt, wenn man zwanzig Jahre zählt und das Herz noch voll iſt von kräftigen Hoffnungen und unerfüllten Wünſchen. —

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Siebenter Band.

Christian der Siebente und ſein Hof.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Chriſtian der Siebente

und ſein Hof.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Erſter Band.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Als ich jung war — — Ach! leider bin ich es nicht mehr, und mehr als zwanzig Jahre ſind ſeit jener glücklichen Zeit verfloſſen, wo die ganze Welt mir offen ſtand, wo faſt jeder Tag ein Feſttag war, wo ich gelächelt haben würde, wenn ich dieſen Anfang geleſen hätte, ohne irgend eine Ahnung, wie bitter das Gefühl iſt, das eine ſolche Klage hervorruft. — Als ich noch jung war, beſuchte ich bisweilen einen alten Freund meines Vaters. Jetzt beſuche ich ihn nicht mehr, denn er iſt ſchon ſeit vielen Jahren todt. Der alte Herr empfing mich ſtets mit einer Zuvorkommenheit, die mir jungem Menſchen ſchmeichelte, da ich noch in den Jahren war, wo die Aufmerkſamkeit des Alters ſo anziehend iſt. Wenn man ſelbſt alt wird, iſt es die Aufmerkſamkeit der Jugend, um welche man ſich am häufigſten bewirbt. Die Freundſchaft, welche er für meinen Vater gehegt hatte, trug er auf mich über, und zwar ſo vollſtändig, daß er bisweilen, wenn wir in der Abenddämmerung bei einander ſaßen, es vergaß, daß ich nicht mein eigner Vater war, und ſagte: „Du erinnerſt Dich wohl noch, mon cher, des Abends, wo Cour war bei der hochſeligen Königin Wittwe,“ — oder bürdete mir eine oder die andere Erinnerung auf aus ihrer gemeinſamen Jugend. Wenn er dann ſeinen Irrthum bemerkte, ſchüttelte er den Kopf, ſtieß einen kleinen Seufzer aus, und ſagte: „Hm, es iſt wahr, das war damals. Es mag wohl ein Dutzend oder einige Dutzend Jahre her ſein, ehe Du geboren wurdeſt, mein Freund! Dein Vater und ich waren damals junge Menſchen, denn da gab es noch junge Menſchen; aber jetzt ſieht die Welt ganz anders aus.“ — Und um mich zu tröſten, daß ich nicht im goldenen Zeitalter zur Welt gekommen war, drückte er mir freundlich die Hand.

Der alte Herr hatte den größten Theil ſeines Lebens am Hofe zugebracht, und gehörte zu einer Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, welche allmälig ausſterben wird mit dem Reſte der wenigen noch vorhandenen Mitglieder, welche bald nur noch in der Ueberlieferung der Vorzeit vorhanden ſein werden, und in kurzer Zeit einer untergegangenen Species zugezählt werden müſſen; und dieſe Klaſſe iſt die der Hofleute, Menſchen, welche nie ein anderes Amt gehabt haben als bei Hofe, welche von ihrer frühſten Jugend Pagen, Hofjunker, Kammerjunker, Kammerherrn u. ſ. w. geweſen ſind, und ſich ſo in der Hofatmoſphäre heraufgedient und ihr ganzes Leben auf gebohnten Fußböden zugebracht haben, ohne irgend ein anderes Geſchäft zu beſorgen oder einen Erwerbszweig zu haben. Ihr Daſein beruht auf einer Idee, und die materielle Richtung unſrer Zeit iſt die Sündfluth, die ſie fortſpült. Die Hofcavaliere der neuern Zeit ſind nicht mehr Hofleute; ſie verbinden andere Stellungen mit den Hofämtern, ſie bilden ein Glied in der großen Kette von amphibialiſcher Natur, indem ſie zu verſchiedenen Zeiten in ganz verſchiedenen Elementen leben und wirken. Als der alte Herr ſtarb, war er Kammerherr; aber er bildete ſich feſt ein, daß er doch zu einer ganz andern Art von Kammerherrn gehöre als die, welche zugleich im Heere angeſtellt ſind, um nicht von denen zu ſprechen, welche Civilämter bekleiden, und er war nicht wenig ſtolz darauf, von der Zeit reden zu können, wo ein Kammerjunker nichts Andres war als Kammerjunker, und wo ihrer ſo wenige waren, daß ſie ſämmtlich an den Hoffeierlichkeiten und Aufzügen Theil nahmen, und in Hofequipagen fuhren. Bei dieſem glänzenden Abſchnitte ſeines Jugendlebens verweilte er am liebſten, und er gerieth dann gewöhnlich in ſo gute Laune, daß er ſich die Hände rieb und ausrief: „Das war ein Leben, mon cher! Das war ein Hof! Damals war es noch etwas, dabei zu ſein; jetzt iſt die Charge ſo beſetzt, daß gewöhnliche Poſtwagen beſtellt werden müſſen, um ſie zu befördern, wenn ſie alle fungiren ſollen." — Und nicht ohne Schadenfreude machte der alte Hofmann dieſe Bemerkung. Alte Leute finden im Allgemeinen eine Befriedigung darin, eine Vergleichung zwiſchen ehemals und jetzt anzuſtellen, wenn dieſe dazu beitragen kann, die verſchwundene Zeit zu heben, in welcher ſie florirten. Es wird beinahe überflüſſig ſein, hinzu zu fügen, daß ihn faſt vergeſſen hatte; aber deßhalb hatte er ſich nicht eine einzige von den Pflichten oder Gewohnheiten eines Hofcavaliers erlaſſen, und er lebte noch fortwährend ſo wie damals, als er „fungirte." Noch beſtändig machte er des Tages mehrmals Toilette, ſchickte und empfing Viſitenkarten, und war genau unterrichtet von dem Gange und dem Ceremoniel bei allen Hoffeſten. Da er ſo zu dem alten Régime gehörte und noch beſtändig auf Chriſtianburgſchloß lebte, wo er dreißig von ſeinen „fünf und dreißig Funktionsjahren" zugebracht hatte, war es ganz natürlich, daß er ſich nicht weit von dieſem Orte entfernte. Er hatte viele Jahre dieſelben Gemächer bewohnt in einem alten Hauſe in einer von den Straßen, welche einſt zu den vornehmſten in Kopenhagen gehörten, aber die jetzt „hinter dem Schloſſe" heißen, und als abgelegen betrachtet werden. Noch immer war der Philoſophengang *) einer von ſeinen liebſten Spaziergängen; hier ging er auf und ab, und wenn die Blätter ſich im Windhauche bewegten, erzählten ſie ihm Abenteuer aus der Zeit, wo Officiere und Studenten in dieſer langen, ſchattigen Allee zuſammentrafen, um die berühmten Kämpfe auszufechten für die gelehrte und militäriſche Standesehre, deren Erinnerung bei den Leſern durch des Dichters Ewald Gedicht „Die brutalen Klopffechter" aufgefriſcht iſt. Die Esplanade außen an der Zollbude, wo man jetzt die Beaumonde zu ſuchen hat, denn der Hof reſidirt jetzt in dem naheliegenden Amalienburg, war

---

*) eine Allee in Kopenhagen längs dem Walle innerhalb des Weſterthors.

damals ſo eben erſt bepflanzt. Erſt nach dem Brande Chriſtiansburgs, im Jahr. 1794, kam dieſe Promenade, die jetzt aus vielen Reihen von ſchattigen Baumgängen beſteht, im Mode. Damals war ſie noch öde und leer, aber ſie hatte dennoch ſchon den ſtolzen Namen, „die elyſeiſchen Felder.“ Auf keinen Fall war ſie jedoch ſo en vogue wie der Philoſophengang. Aber alles dieß war damals. Jetzt iſt der Philoſophengang nur ein Sammelplatz für die Ammen und Kinder der Umgegend; alte Krüppel aus dem Wartou-Hoſpital ſonnen jetzt die matten Glieder auf den Bänken, welche einſt von Damen und Herren des Hofes beſetzt waren, — **tempora mutantur!** Der einzige Reſt der ariſtokratiſchen Welt des Philoſophenganges iſt der alte Kammerherr; er hat ſeine Mitwelt überlebt, er geht umher auf ihren Ruinen, wie Scipio in Carthago; aber er iſt größer wie Scipio, denn er weint nicht über die verſchwundene Größe, er lächelt — er iſt ein alter Hofmann. Aber er fühlt nichtsdeſtoweniger tief, was in dem unwiderſtehlichen Strome der Zeit untergegangen iſt; und wenn er täglich hervortritt wie „der letzte Römer“ — wenigſtens wie der letzte Stellvertreter jener glänzenden Jahrzehente, die ſchon ſeit mehr als einem Menſchenalter der Vorzeit angehören, ſo geſchieht es mit dem Bewußtſein, daß es ihm zukommt, ihre Würde zu behaupten gegen jüngerer Geſchlechter leichtſinnige „Geringſchätzung der alten Formen.“

Und daran würdeſt Du nicht zweifeln, geneigter Leſer, wenn Du nur einmal den Kammerherrn Norden geſehen oder, richtiger geſagt, bemerkt hätteſt; denn geſehen haſt

Du ihn gewiß. Aber wie ſollte es Dir, der Du ein Staatspolitikus biſt, der Du in „dem bewegten Augenblick“ lebſt, der Du Theil nimmſt an den „großen Aufgaben der jetzigen Zeit“ und an „die Zukunft“ denkſt, wie ſollte es Dir einfallen, auf einen alten Kammerherrn aus Chriſtian des Siebenten Zeit zu merken, der nur eine Vergangenheit hat. Erlaube es mir denn, der ich nicht anders als im höchſten Nothfall an die Zukunft denke, Dir den alten Kammerherrn zu beſchreiben. Er war ein hochgewachſener, ſchlanker Mann in einem goldgeſtickten, mit Zobelfell beſetzten Pelz; er bewegte ſich mit einer Würde, der es weder an Anmuth, noch an Leichtigkeit fehlte, und die eben ſo weit entfernt war von der ſteifen militäriſchen Haltung, die den alten Officier verräth, wie von der nachläſſigen civilen, die gewöhnlich den Beamteten der Collegien anklebt. Sie war zugleich alt und jung, ſie imponirte eben ſo ſehr, wie ſie Vertrauen einflößte, und ſie war natürlich, oder wenigſtens durch die Macht der Gewohnheit zur andern Natur geworden. Dieſe Haltung eignet man ſich nicht an bei einem Tanzmeiſter, nicht in Geſellſchaften, nicht auf Hofbällen; es iſt ein ganzes Leben dazu erforderlich, das mit den Pagenjahren begonnen und — als Hofmann zugebracht wird. Er ſtützte ſich auf den Stock mit goldenem Knopfe auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, er führte ſeine Arme anders als die ganze übrige Welt, und dieß war beſonders kenntlich an der Stellung ſeiner Schultern; wenn er grüßte, küßte er zuerſt freundlich die Finger, winkte dann vertraulich mit dem Händen, beugte das Haupt mit Würde mehr rückwärts als vorwärts, und nahm darauf den Hut ſehr tief ab, beſonders vor Damen. So grüßte ſonſt Niemand, und ſo viel verſtehen die Leute nicht mehr in ihre Grüße zu legen. In wenigen Jahren ſind alle dieſe Künſte dahin, und verſchwunden wie ſo manche andere Erfindungen, die einſt für ſo wichtig gehalten wurden, und deren Erlernung ſo vielen Menſchen Mühe koſtete, — denn in wenigen Jahren wird es, wie geſagt, keinen Hofmann mehr geben.

Ich bin es der Wahrheit ſchuldig, zu erwähnen, daß er noch beſtändig einen Zopf trug; aber der Zopf kleidete ihn keinesweges lächerlich, wie er überhaupt keine lächerliche Perſon war; und es ſollte mir leid thun, wenn meine mangelhafte Beſchreibung dem Leſer Veranlaſſung gegeben hätte zu dieſem Irrthume. Als die franzöſiſche Revolution, die in ihrem Vaterlande Köpfe und Zöpfe abhieb, ihren Geiſt auch über das ferne Dänemark hinſandte, aber bei uns ſich damit begnügte, es bei den Zöpfen bewenden zu laſſen, die ſchaarenweiſe als Opfer auf dem Altar der Freiheit fielen, fühlte der Kammerherr, daß dieſe revolutionäre Sitte eine tiefere Bedeutung habe; er behielt deßhalb ſeinen Zopf als ein Zeichen, daß er ſeinen Feind kenne. Er trug ihn bis zu ſeinem Sterbetage, und wenn man auf ſeinen Sarg ſeine Kammerherrnſchlüſſel und ſeinen Zopf gelegt hätte, ſo wären es eben ſo ſprechende Embleme geweſen, wie Sporn und Degen für einen General. Aber es war Niemand, der daran dachte, den Sarg des Greiſes zu ſchmücken, und als er zu Grabe getragen wurde, waren es nur unſer wenige, die ihm folgten, und die meiſten gleichgültig dagegen.

Der Zopf war ein lächerliches Stück an einem Menſchen, das eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit behauptete. Ich kann davon ſprechen, denn ich habe noch dieſe abſonderlichen Schwänze geſehen, welche, wie man glauben möchte, aus Demuth getragen wurden, um den Menſchen an ſeine Verwandtſchaft mit den Thieren zu erinnern, aber welche im Gegentheil aus Hochmuth getragen wurden. Die geringeren Klaſſen befeſtigten das Haar oben in Flechten, in Merlebons, oder was für Modenamen damals dieſe Unterabtheilungen hatten; denn um mit einem Zopfe zu gehen, oder einen Haarbeutel zu tragen, mußte man Edelmann oder Militär ſein. Täglich gebunden mit einem langen ſchwarzen ſeidenen Bande und geſchmückt mit einer neuen ſchwarzen Schleife, unter welcher noch einige Locken hervorhingen, war es der Zopf, auf deſſen Daſein des Kammerdieners und Friſeurs Exiſtenz eigentlich beruhte. Sie ſtanden und fielen gewiſſermaßen mit einander. Der Zopf verſtand, wie geſagt, ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, ſo lange die Welt damit ging; außerdem, daß er vornehm war und eine ſpecielle Pflege heiſchte, war er auch ſatiriſch; er fügte oft durch eine oder die andre unbeachtete Bewegung einen ſpitzigen Commentar zu den Worten des Redners; er lachte hinter dem Rücken ſeines Herrn und zeigte oft mit dem Finger, wenn dieſer ſein Geſicht in ernſte Falten gelegt hatte. Aber des Kammerherrn Zopf hatte alle anderen Zöpfe überlebt, er fühlte ſich allein in der

Welt, er verlor allmählig ſeine Laune und ſeine Selbſtſtändigkeit und hing wie ſchwermüthig auf dem Rücken nieder; wie ein alter Lakai, aus Gewohnheit, aber untheilnehmend ſeinem Herrn folgt, ohne ſich im geringſten zu kümmern, was um ihn vorgeht.

Außer dem Philioſophengange waren die ſchönen Bogengänge auf Schloß Chriſtiansburg der Ort, wo er am liebſten luſtwandelte; beſonders an den mondhellen Winternachmittagen traf man ihn dort. Da ſtand er oft ſtill, und ſah hinüber nach der großen Colonnade, an welcher ſein Blick noch den kupfergedeckten Thurm ſuchte mit den drei Kronen, die eine über der andern, der in ſeiner Zeit ſo ſtolz geprangt hatte über jenem Schloſſe, wo viele, viele Jahre zuvor der berüchtigte „blaue Thurm“ geſtanden hatte, in welcher Chriſtian's des Vierten Tochter, Chriſtine Ulfeld, viele, viele kummervolle Jahre in ſchmähliger Gefangenſchaft verſeufzt hatte. Aber der alte blaue Thurm war ihm eben ſo gleichgültig wie des neuern Name draußen bei der Langen-Brücke; das Schloß, ſo wie es ausgeſehen hatte zu Friedrich's des Dritten Zeit, und wie es unter Friedrich dem Siebenten war, hatte nur wenig Intereſſe für ihn; er wußte nichts davon, daß der berühmte Erzbiſchof Abſalon den Grund zu dem Schloſſe und hierdurch zu Kopenhagen gelegt hatte. Es war Chriſtiansburg vor dem Brande im Jahre ſiebenzehnhundert und vier und neunzig, wobei ſeine Gedanken verweilten, dieſe ungeheure, dicht bewohnte Steinmaſſe, von welcher man nicht geglaubt hatte, daß ſie brennen könnte, und die gleichwohl bis auf den Grund niederbrannte, — dieſes Labyrinth von Gängen und Corridoren, in welchen ſich ſelbſt die Eingeweihten verirrten, und die er bei Tag und Nacht durchſtreift hatte mit derſelben Leichtigkeit, womit wir Anderen von Amalienburg nach der Zollbude den Weg finden, — dieſe unmäßige Pracht und Fülle, welche viele Jahre und viele Millionen zu errichten gekoſtet hatte, und welche ein Funke aus einer Ofenröhre in weniger als zwölf Stunden vernichtete. Er dachte nicht an die qualvollen Seufzer der gefangenen Königstochter, ſondern an die große Glocke, deren tiefer Klang alle anderen großen Glocken in der Stadt mit einer Herrſcherſtimme übertäubte, die in ſeiner Seele noch wiederhallte. Abſalon und Chriſtine Ulfeld waren nichts für ihn geweſen; ſein Chriſtiansburg hatte nie anders ausgeſehen. Für ihn begann die Geſchichte mit dem Jahre, wo er Page geworden war, und endete fünf und dreißig Jahre nachher — aber von Allem, was in dieſer langen Zeit innerhalb der Schloßmauern ſich ereignet hatte, war er Zeuge geweſen; er hatte alle Schloßbewohner gekannt von dem Höchſten bis zu dem Niedrigſten; er war ein lebendiges Regiſter einer fünf und dreißigjährigen Hofchronik, und ungeachtet er oft die chronologiſche Zeitfolge verwechſelte, hatte er doch nichts von dem vergeſſen, was ihm vor Augen oder zu Ohren gekommen war.

Es war natürlicherweiſe für mich ſehr unterhaltend, in die vielen und mannichfaltigen Begebenheiten eingeweiht zu werden, die er erlebt hatte, und es machte dem alten Herrn Vergnügen, ſeine Erinnerungen durchzugehn, und ſich noch einmal auszuerzählen von den vielen Feſtlichkeiten, an welchen er Theil genommen hatte, und welche die jetzige Zeit nicht wieder unter derſelben Form erleben wird, und den Glanz und die Pracht, die dabei geherrſcht, und die Intriguen, zu welchen dieſes glänzende und müßige Leben Veranlaſſung gegeben hatte, zu beſchreiben. Die Intriguen waren zumal ſein Lieblingskapitel; da lebte er wieder auf, und der Zopf lebte zugleich mit ihm auf; er legte ſich zurück in den Lehnſtuhl, faltete die Hände ganz andächtig, ſchüttelte den Kopf, und ſagte: „Ach, mon cher, ils sont passés, ces jours de fête! Wir intriguirten! Aber jetzt verſteht man ſich nicht mehr darauf,“ — und der Zopf, der bis dahin untheilnehmend den gründamaſtenen Schlafrock hinuntergehangen hatte, erhob ſich bei dieſer Bewegung; er legte ſich vertraulich auf des Kammerherrn Schulter, und jedes Mal, wenn dieſer den Kopf ſchüttelte, nickte er halb ſchwermüthig, als ob er ſeines Herrn Klage über die Untüchtigkeit der jetzigen Zeit bekräftigen wollte.

In dergleichen Unterredungen erhielt ich eine genauere Nachricht von den Zeitbegebenheiten, als ſie die allgemeine Weltgeſchichte mir hätte geben können; ich lernte die handelnden Perſonen kennen außerhalb dem Theater, und konnte bisweilen hinter die Couliſſen ſehen. Discretion und verſchiedene andere Rückſichten verbieten mir, Alles und Jedes zu erzählen, was ich auf dieſe Art erfahren habe; aber wofern Jemand unter vier Augen Nachricht zu haben wünſcht von den Feſtlichkeiten bei dem Empfang der ſchönen und liebenswürdigen Königin

Karoline Mathilde, von den Krönungsfeierlichkeiten auf Chriſtiansburg, von dem franzöſiſchen Grafen Saint-Germain und ſeiner Wirkſamkeit am däniſchen Hofe, von dem glänzenden Carouſſelritt, der in der Reitbahn ſtattfand, von den Bällen, ſowohl den maskirten, als den parirten, von Staatsveränderungen, von dem Matroſenaufzuge in Hirſchholm und dem Aufſtande der nordiſchen Gardiſten, von den franzöſiſchen Komödien und der italieniſchen Oper in Kopenhagen, von dem merkwürdigen Schloßbrande, der nach ſeiner Meinung ſechs volle Wochen gedauert hatte, (inwendig nämlich in den vielen hundert gemauerten Röhren und Schornſteinen), ehe das Feuer die Oberhand bekommen hatte und ausbrechen konnte, von den koſtbaren Feuerwerken in Fredensburg oder von dem jetzt der Oberfläche der Erde entſchwundenen Hirſchholmſchloſſe, — wer hiervon Nachricht haben will, der komme zu mir, ich habe das Alles von meinem Kammerherren gehört. Aber unſere Unterredungen bewegten ſich in den verſchiedenſten Regionen, und ſo blieben auch die dummen Streiche und Neckereien der Pagen und die kleinen Liebesabenteuer der Kammerjungfern mir nicht unbekannt. Ich erfuhr, wie die tückiſchen Teufelchen, die bei allen Höfen das Privilegium haben, dieſelbe Rolle zu ſpielen wie die Kobolde in den Mährchen, mit Kennerblick diejenigen ausſpürten, welche bei Maskenbällen ſich den Eintritt per nefas zu verſchaffen gewußt hatten, und wie ſie ihnen die Domino's auf den Rücken ſo befeſtigten, daß ihr ſchlechter und keineswegs hofmäßiger Anzug zum Vorſchein kam, und ſie, ohne eine Ahnung davon zu haben, umhergingen wie der Eſel, der ſich mit der Löwenhaut geſchmückt hatte. Aber ich erfuhr auch, wie viele von den vornehmen Herren dort ſich in die hübſche Liſette verliebt hatten, die an Schönheit beinahe die Schönſten übertraf. Die hübſche Liſette, deren Staub lange zerſtiebt iſt, und die nur noch in des alten Kammerherrn Erinnerung lebte, und die doch einſt der Gegenſtand ſtiller Anbetung faſt des ganzen Chriſtianburgſchloſſes geweſen war! Außer mir weiß vielleicht nicht ein einziger von Kopenhagens hundert und zwanzigtauſend Einwohnern, daß Liſette jemals gelebt hat, und doch war ſie ſo hübſch, daß ſogar — — Doch möge ihr Staub in Frieden ruhen! —

Der alte Kammerherr war ein vornehmer Mann, deſſen vortrefflicher Charakter keineswegs gelitten hatte beim „Fungiren." Es war nicht ſo ſehr ſeine Geburt und ſein Rang in der ehrenvollen zweiten Klaſſe der Rangordnung, die ihn zu einem vornehmen Manne machte, ſondern es waren ſeine perſönlichen Eigenſchaften. Es iſt vielleicht ein ganz Theil leichter, Kammerherr zu werden, als vornehm zu werden. Es lag bei ihm, ſo zu ſagen, mehr im Gang und Tritte, als im Kleiderſchnitte, er gab ſich ſelbſt keine Rechenſchaft davon; und deſſenungeachtet hatte er, ohne daran zu denken, es in eine Art von Syſtem gebracht. Der Kammerherr ſagte einmal: „*Gelehrte* und kluge Leute müſſen der Welt von ihrem Ueberfluß mittheilen, und ihr Licht zugänglich machen, das keinen Werth hat, wenn es nicht leuchtet; *reiche* Leute müſſen ihr Gold anwenden, um Thätigkeit zu befördern; ſie ſind angewieſen, das Gut zu verwalten, das ſie nicht ungenutzt verſchließen dürfen, denn dann beſtehlen ſie ihre armen Mitmenſchen; vornehme Leute müſſen vor allen Andern wohlwollend und theilnehmend ſein, ſie müſſen eine edle Denkungsart zeigen bei einem edlen Aeußern, denn ſie haben nichts Andres, um damit wohlzuthun, als ein gutes Beiſpiel, da ihre Stellung grade Aller Augen auf ſich zieht.“ — In dieſen Worten legte der alte Herr ſein Glaubensbekenntniß ab.

Ein berühmter Verfaſſer hat irgendwo geſagt, daß der Zuſtand, worin ſich ein ehrſüchtiger Staatsmann befindet, wenn er ſich vor der Zeit hat zurückziehen müſſen, der am wenigſten beneidenswerthe iſt, welchen ihm ſeine Feinde wünſchen können, „denn unfreiwillig eine lange fortgeſetzte Wirkſamkeit aufzugeben, verdammt zu einer Einſamkeit, vor welcher der Teufel ſelbſt zurückbeben würde.“ — Und was hier von einem Staatsmanne geſagt iſt, läßt ſich vielleicht mit noch größerem Rechte von einem Hofmanne ſagen, der in noch höherem Grade die Eitelkeit der Welt zu ſeinem Götzen gemacht und ſeine Befriedigung in äußern Glanz geſetzt hat. Der gefallene Staatsmann kann noch ſeinen Geiſt beſchäftigen, der gefallene Hofmann hat keine Hülfsquellen. Seine Wiege ſtand nicht fern vom Throne, ſeine Kindheit verfloß raſch im Sonnenſchein deſſelben, wie eine Treibhauspflanze ſich früher ihrer Entwickelung nähert als jede andre; ſeine Jugend war nur den Freuden des Hofes zugänglich, und wenn auch ſein Mannesalter nicht unempfindlich war gegen deſſen Widerwärtigkeiten und Beſchwerden, war es doch in jeder Periode ſeines Lebens der Hof, um welchen ſein Daſein ſich drehte. Fern von dem Hofe iſt er zum Vegetiren verurtheilt für ſeine Lebenszeit. So ging es auch meinem Kammerherrn. Die Zeit ward ihm unbeſchreiblich lang, und er ward bitter ſowohl gegen die Vorzeit, als auch gegen die Jetztzeit, welche er beide anklagte, ihn verrathen zu haben. Doch waren ſolche Schwermuthsanfälle nur ſelten, und im Allgemeinen war er jovial, gutmüthig und liebenswürdig, ſatiriſch ohne Perſönlichkeit und Freund ſeiner Freunde. Gegen Damen hatte er die ritterliche Galanterie bewahrt, die „ehemals“ ein ganz nothwendiges Erforderniß war, wenn man am Hofe lebte; jetzt ging er nur mit Wenigen um, aber ſeine Fenſter waren beſtändig mit Zwiebelgläſern beſetzt, worin er Hyacinthen trieb für Geburtstage oder andere Feſtlichkeiten, und dergleichen Geſchenke waren ſtets begleitet mit ein Paar franzöſiſchen Verſen, zwar nicht neuen, da er ſie das erſte Mal vor vielen Jahren gebraucht hatte; aber ſie waren nichts deſto minder wohl gemeint. Sein Diener trug jeden Morgen drei Billette aus, worin er drei alten Damen von ſeiner Bekanntſchaft „einen guten Morgen“ wünſchte, und ihnen einige Artigkeiten für den gegenwärtigen Tag ſagte. Die drei alten Damen litten alle drei an Augenſchwäche, und der Kammerherr hatte ſich nie durch Kalligraphie ausgezeichnet, ſo wenig wie durch Orthographie, — es war nicht Mode in ſeiner Pagenzeit, — deßhalb ließen die drei alten Damen die Briefe täglich ungeleſen, die keine Neuigkeiten enthalten konnten, da ſie täglich dergleichen ſeit mehr als dreißig Jahren empfangen hatten. Der Diener wußte es, aber er wagte es nicht, ſeinem alten Herrn zu ſagen, was für ein Schickſal dieſe Briefe hatten, die er „des Kammerherrn Morgenbilletduſer" nannte. — Der alte Herr beſchäftigte ſich täglich zwei volle Stunden mit der Variirung dieſes etwas veralteten Thema's, er würde dieſe feſtſtehende Correſpondenz um Vieles nicht aufgegeben, und die alten Damen würden vermuthlich eben ſo ungern des alten Kammerherrn Aufmerkſamkeit vermißt haben. So ward ſie fortgeſetzt bis zu dem Tage vor ſeinem Tode. Es liegt für mich etwas Rührendes in dergleichen unſchuldigen Gewohnheiten alter Leute; es iſt mir nicht möglich, darüber zu lachen.

Das Haus, in welchem er wohnte, war alt und verfallen; aber er merkte es nicht, denn er hatte es verfallen ſehen; ungeachtet ſeiner Größe ſah es etwas dürftig aus, da es aller Verſchönerungen der Malerkunſt und ſogar des Maurerhandwerks entbehren mußte. Er bewohnte nur drei Zimmer, aber deſſenungeachtet hatte er ein Vorgemach, worin ſich ſein „Kammerdiener" beſtändig aufhielt und hinter einer ſpaniſchen Wand ſchlief. Die Zimmer waren niedrig, die ehedem vergoldeten Leiſten waren kaum verkupfert, die Geräthe zu groß, ſie hatten einſt zu den Gemächern in Chriſtiansburg gepaßt, aber es war doch eine vornehme Eleganz über das Ganze verbreitet, die den Betrachter nicht in Zweifel ließ, wes Geiſtes Kind der Beſitzer war, ungeachtet die verwitterte Fußdecke nicht mehr mit ihren friſchen Farben prunkte, und die künſtlichen Franſen verſchwunden waren und natürlichen Platz gemacht hatten. Ueber einem Tiſch mit einer Marmorplatte und vergoldeten Löwenbeinen hing ein Portrait in einem breiten vergoldeten Rahmen. Es ſtellte eine Dame vor in einem bläulichen mit Gold geſtickten und mit Spitzen beſetzten Atlaskleide, Arme und Puffen über dem vollen Buſen waren von bräunlichem Brokat. Um den Hals hatte ſie eine dichtanſchließende Kette von großen, weißen Perlen und ähnliche Ringe in den Ohren. Das Haar war in die Höhe geſtrichen und gepudert, und nahm eine Höhe und Breite ein, die nach der damaligen Mode größer war als das ganze Geſicht; es war geſchmückt mit einer Kette von Gold, Emaille und Juwelen, welche einen Beſatz von Blonden umſchlang, die über das eine Ohr niederhingen. Das Geſicht war oval und ſehr voll, die Stirn hoch und gewölbt, die Augenbrauen regelmäßig und gebogen, die Naſe fein gekrümmt, der Mund ziemlich groß, aber die Lippen roth und ſchwellend, die Augen groß und klarblau, mild und zugleich ernſt, tief und zutraulich. Ich kann den Anzug, Stück für Stück, und die Lineamente, Zug für Zug, beſchreiben; aber ich werde mich vergebens bemühen, den eigenthümlichen Ausdruck zu beſchreiben, die liebenswürdige Hoheit, und wiederum die hoheitsvolle Liebenswürdigkeit, welche aus dem jugendlichen Geſicht ſtrahlte, deſſen Farbe ſo friſch war, daß ich ſie nie friſcher geſehen habe. Es bedurfte keines Blickes auf den purpurrothen mit Hermelin verbrämten Mantel, der nachläſſig über die eine Schulter hing, um eine Königin in ihr zu erkennen, ſie konnte nichts Geringeres ſein; ſo ſehen Königinnen aus. Das hatte der Maler auch gefühlt, denn der Beſatz des Mantels war ſo ſchmal, daß man ihn beinahe überſah. Es war, als ob er prophetiſch ſagen wollte: „Dieſes Weib würde eine Königin ſein, auch ohne den Thron!“ — Ich bin vielleicht zu weitläuftig in meiner Beſchreibung; aber dieß Bild hat mich immer hingeriſſen, und ich habe von meiner früheſten Jugend des alten Kammerherrn Schwärmerei getheilt für Karoline Mathilde.

Dieſem Portrait grade gegenüber hing ein entſprechendes des Königs Chriſtian's des Siebenten. Er hatte ein karmoiſinrothes Sammetkleid an ohne Kragen, das rundum mit Gold geſtickt war und große Goldknöpfe hatte, ein hohes, weißes Halstuch, über der linken Schulter das breite blaue Band des Elephantenordens; auf einem Tiſche neben ihm lag die Krone auf einem rothen Sammetkiſſen. Das Geſicht war bleich, die Stirn gewölbt, die Augenbrauen regelmäßig, die Augen klein und matt, die Naſe ziemlich groß und ſtarkgebogen, der Mund klein, die Lippen zuſammengepreßt, das Kinn kurz mit einem feinen Spalt. Der Ausdruck war nicht ohne Majeſtät, aber kränklich und leidend und ſchien mir immer eine beſondere Miſchung von Spott und Schwermuth zu haben. Die Figur war mager und ſchmächtig. Das Portrait war, wie das der Königin, in der erſten Jugend gemalt.

Und in der Mitte zwiſchen dieſen beiden jugendlichen Weſen ſaß der alte Kammerherr, eingehüllt in ſeinen grünen damaſtnen Schlafrock, in einem hochrückigen Lehnſtuhl, der dicht an den Ofen hingerollt war, mit einem Fuß, der nicht ganz frei von Podagra war, auf einem Kiſſen. Aber er verſchmähte die Bequemlichkeit der Pantoffeln, und war von früh Morgens an in glänzenden blanken Stiefeln mit kleinen ſilbernen Sporen. In der einen Hand hielt er einen Band der Liaisons dangereuses, ein Buch, das einſt mit Unrecht für einen Beförderer der Unſittlichkeit gehalten wurde, da es vielmehr in kräftigen und furchtbaren Zügen dem verderbten franzöſiſchen Hofe den Text lieſt. Aber müde einer Lektüre, die nicht mehr das Intereſſe der Neuheit für ihn hatte, vielleicht auch in Betrachtungen über das „Weltleben“ verſunken, ließ er das Buch auf dem einen Knie ruhen, während er mit der andern Hand auf dem Arme des Lehnſtuhls trommelte, an welcher ein großer Siegelring und drei andere Ringe noch hübſch genug funkelten. Der eine war ſehr altmodiſch. Auf einer dunkelblau emaillirten, mit kleinen weißen Perlen eingefaßten Platte ſteht eine Säule, und auf der Säule das einzige Wort: Fidélité, innerhalb eines Vergißmeinnichtkranzes. Jetzt kommen uns ſolche Deviſen oft geſchmacklos und nichtsſagend vor; daſſelbe Schickſal droht wahrſcheinlich einmal den Liebeszeichen, womit wir unſre Zärtlichkeit und Beſtändigkeit andeuten, und welche wir jetzt ſo wohlgewählt finden. Es ſcheint mir das eben ſo ungerecht zu ſein, als wenn man behaupten wollte, daß Jemand niemals gewußt habe, was Liebe ſei, weil er jetzt alt iſt und Runzeln hat, und nicht mehr daran denkt, die Cour zu machen. Ich nahm dieſen Ring, da keiner von den Erben ſich darum kümmerte und er als eine Bagatelle abgeſchätzt wurde; für mich enthielt er mehr als Eine Erinnerung. Ich rettete auch einen Brief vor der Profanirung; aber viele kleinen Souvenirs wurden unbarmherzig zerſtreut und in den Staub geworfen. Da drängte ein kleines Gedicht ſich in mein Andenken, das ich einmal irgendwo, ich glaube in einem Tageblatte, geleſen hatte, und das ich mir erlaube hierher zu ſetzen. Es iſt, als ob es bei dieſer Gelegenheit gedichtet wäre. Es hat zur Ueberſchrift:

Die hinterlaſſene Roſe.

Wie weiche Seid' iſt das Papier gebogen,
So ſorglich eingehüllt Dein zartes Laub,
Reliquien vergleichbar ruht Dein Staub,
Dein Lager war mit goldnem Rand umzogen.

Die Palm' hat längſt die Mädchenhand geſchmückt,
Die Dich einſt brach in einer Liebesſtund',
Und ach, nicht athmet mehr der warme Mund,
Deß Lippen ſich an Deinen Kelch gedrückt.

Kein Name findet ſich, kein Liebeszeichen,
Von wem es herrührt, und aus welcher Zeit —
Nein — hat das Herz doch Frühlingsewigkeit,
Und viel hat wohl das Leben nicht desgleichen.

Man fand Dich im Verſchluß des todten Alten,
Im Sarkophag, dem ſüßer Duft entfloß.
Kalt war der Richter, der den Schrank erſchloß,
Er konnte kaum des Lächelns ſich enthalten.

Ich traf den Kammerherrn im Lehnſtuhle, ſo wie ich ihn oben beſchrieben habe, als ich ihn einmal gegen Mittag beſuchte, wenige Monate vor ſeinem Tode. Ich war in der letztern Zeit öfter zu ihm gekommen, weil meine Gegenwart den alten Podagriſten augenſcheinlich zerſtreute, und ich war ihm deswegen ſehr willkommen. Der mißmüthige Ausdruck verſchwand, ſo wie ich zur Thür hineinkam, nachdem ich mich gehörig vom Diener hatte anmelden laſſen, und ich ſah nur noch den fliehenden Schatten über des Greiſes Antlitz ſchweben. Er reichte mir beide Hände freundlich entgegen und rief aus: „Das war, ma foi, ein honetter Streich von Dir, mon ami, grade heute zu mir zu kommen, wo ich mich recht nach Geſellſchaft ſehne. Du biſt ja doch wohl gekommen, um Theil zu nehmen an dem, was das Haus vermag, à la fortune du pot, nicht wahr?“

Ich wandte ein, daß es eigentlich nicht meine Abſicht geweſen ſei, ich habe ihm nur einen kurzen Beſuch machen wollen, um mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Er drohte mir mit dem Finger und ſagte: „Ah, badin! Hätteſt Du mich nun nicht bei dem Glauben laſſen können, daß Du ſo viel Zeit übrig hätteſt für mich alten Cavalier, um mir einen Mittag ſpendiren zu wollen? Junge Menſchen können bisweilen ſo maladret aufrichtig ſein. Aber es ſoll Dir vergeben ſein, wenn Du heute Mittag bei mir ſpeiſen willſt. Es wird mir eine rechte Delice ſein, mit Dir bei Tiſche kurzweilen zu können. Johann, wir haben Gäſte zu Mittag. Hör' einmal, Johann!“

Der alte Diener beugte ſich nieder zu ſeinem Herrn und ſtützte ſich auf den Arm ſeines Lehnſtuhls, während er einen ſehr weitläufigen Beſcheid empfing und zu wiederholten Malen mit dem Kopfe nickte. Darauf ging er.

Als ich ſah, wie ſehr dieſer Plan den alten Mann behagte, blieb ich ohne weitere Einwendungen, und ich hatte die Genugthuung, daß er immer lebhafter und beredter ward. Als Johann nach einer Stunde zurückkam, hatten wir ſchon viel geſchwatzt. Der Kammerherr erhob ſich aus ſeinem Lehnſtuhl; er war beinahe wieder jugendlich geworden, aber gleich der erſte Schritt erinnerte ihn daran, daß er ein Invalide war, und er brach aus: „Ah, ah, der verdammte Fuß!"

„Sie ſollten lieber ſagen: die verdammte Gicht."

„Gicht? Ich habe keine Gicht, mon cher, es iſt das Podagra. Nein, dem Himmel ſei gedankt, ſo arg iſt es noch nicht mit mir. Gicht? Mein lieber Freund, nach einem böſen Gewiſſen iſt die Gicht ja beinahe die peinlichſte und unheilbarſte von allen Krankheiten. Nein, es iſt nur ein biſchen Podagra."

Der Kammerherr machte eine entſchuldigende Geberde gegen mich und ging in das Schlafzimmer. Inzwiſchen betrachtete ich das hübſche Portrait, das ich nicht genug anſehen konnte, und in das ich mich beinahe verliebt hätte. Wie manche Betrachtungen über den Wechſel des Schickſals und die Unſicherheit jeder Höhe knüpften ſich nicht an dieſes Gemälde! Eine gute Viertelſtunde nachher kam er zurück. Als er ſah, was der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit war, trat er leiſe zu mir hin, als ob er mich nicht ſtören wollte, und betrachtete auch das Bild; und da ich mich zu ihm umwandte, ſagte er bewegt: „Das war eine charmante Dame.“ — Ungeachtet des Affektirten in ſeinen Worten war doch eine Innigkeit in dem Ton ſeiner Ausſprache, die mich rührte. Wir ſtanden einen Augenblick ſtumm vor dem Bilde, ehe wir in das Schlafzimmer gingen, das zugleich ſein Speiſezimmer war.

Keiner von meinen Leſern muß glauben, daß der Kammerherr Norden jemals im Schlafrocke zu Tiſche ging. Er hatte die Zwiſchenviertelſtunde dazu angewandt, ſich in ein lichtgrünes Kleid mit ſilbernen Knöpfen zu werfen, und nachzuſehen, wie Johann den Tiſch gedeckt hatte. Zur Seite eines Himmelbettes mit altmodiſchem Umhang ſtand auf einem Teppich der kleine Speiſetiſch, für zwei Perſonen mit zierlichem, altmodiſchem Porzellan beſetzt. Johann ſtand hinter des Kammerherrn Stuhl mit einer Serviette am Arme. Nach einigen Complimenten, wer ſich zuerſt ſetzen ſolle, nahmen wir Platz, und der Kammerherr legte ſelbſt vor. „Eine Suppe, mon cher, die, wie ich hoffe, Deinen Beifall ſich erwerben wird; es iſt Soupe à la poule de Lorraine; ich habe ſelbſt das Recept dazu gegeben. Du kannſt es von mir bekommen, wenn die Suppe Dir ſonſt ſchmeckt. Es war eins von den Leibeſſen der Königin Karoline Mathilde.“

Ich verſicherte ihm, daß ſie ganz vortrefflich ſei. „Erinnere mich daran, Johann, daß ich das Recept zur Soupe de Lorraine aufſchreibe,“ fuhr der Kammerherr fort. „Nun ein kleines Glas Wein auf die Suppe. Was iſt das? Lunel? — Johann! Heinrich! Fritzel! Das iſt ja elender Wein. Du Dummkopf! bring mir eine Flaſche Madera. — Wenn man nur einen Diener hat, mon cher, ſo iſt es eine gute Einrichtung, daß er drei Namen hat, ſo hat man doch etwas zu rufen.“

Johann holte den verlangten Wein aus einem Schranke, der in einer Vertiefung der Mauer angebracht war. Dort war des Kammerherrn Weinkeller. Das zweite Gericht ward aufgetragen, es waren Auſtern. Er aß nicht eben viele, und ich glaube beinahe, Gott verzeih es mir, daß er ſie nur beſtellt hatte, um eine Hiſtorie anzubringen. Während er unſre Gläſer mit Madera füllte, und zwar mit einem Lächeln, das bei ihm ſtets eine Erinnerung andeutete, ſagte er: „Es fällt mir grade ein, daß einer von meinen guten Freunden ſich einmal den Hofintendanten beinahe zum Feinde machte wegen einiger Auſtern. Das war der Kammerherr Seifenſee, der angeſtellt war bei der alten Königin Wittwe, nicht Juliane Marie, ſondern Sophie Magdalene, Chriſtian's des Sechſten Gemahlin, die ſehr alt wurde. Wir hatten zu gleicher Zeit zwei verwittwete Königinnen und eine regierende. Aber das war es nicht, was ich erzählen wollte, ſondern von den Auſtern. Es war bei Tafel. Wir hatten Auſtern, die zugleich klein waren und ziemlich übel rochen. Da er nicht große Luſt hatte, ſie zu eſſen, ſo ſaß er und beugte ſich über ſeinen Teller und klaubte daran. Der hochſelige König Chriſtian der Siebente ward aufmerkſam darauf und fragte ihn, was er mache. — „Ich ſpreche mit meinen Auſtern, Ihro Majeſtät!" antwortete er. — Nun, und was ſagen Sie zu ihnen? fragte der König. — „Ich frage ſie, wo ihre Eltern hin ſind," ſagte er. — Nun, und was antworten ſie denn? fragte ſeine Majeſtät. — „Gnädigſter Herr, ſie antworteten, daß ihre Eltern alleſammt drinnen bei den Marſchallstafeln *) wären." — Das war ſeine Antwort; aber der König lachte ganz laut, und ſo brach die ganze Tafel in Gelächter aus."

Der Kammerherr war des ſeligen Hofes Echo; er lachte aus allen Kräften, ungeachtet er die Anekdote gewiß über hundertmal erzählt hatte, und ich lachte mit. Darauf ſagte er mit einem ernſten Lächeln, als ob eine wehmüthige Erinnerung plötzlich ſeine Freude durchſchnitte: „Das war eine Tafel, Auguſt! O! O! Ausgeſucht! Eine ſolche Affaire, wie die mit dieſen Auſtern, war nur ſelten, ungeachtet es ſich ganz richtig verhielt, und alle die großen Auſtern wirklich von den geringeren Hofbeamten drinnen an den Marſchallstafeln geſpeiſt wurden. Und an den großen Gallatagen! O, das war ganz magnifique! — Aber laß uns nicht an die Gerichte denken, die wir nicht haben, ſondern laß uns die eſſen, die wir haben. Komm wir wollen die neue Zeit mit der alten verbinden und des ſeligen Hofintendanten Geſundheit in einem guten Glas Madera trinken. Er hat ihm wohl den Streich verziehen, obgleich der Einfall nicht aus gutem Herzen kam. Aber darum war es auch kein Witz, denn ein Witz muß keine Bosheit enthalten. Ich

---

*) Die geringeren Tafeln.

habe nie in meinem ganzen Leben einen Witz geſagt, um Jemandem zu ſchaden.“

Wir ſtießen an und tranken. So löſte ein Gericht das andre ab, und eine Geſundheit die andre, und fortwährend durchkreuzte die Mahlzeit eine Anekdote aus „der guten alten Zeit.“ Johann lachte herzlich mit jedesmal wenn ſein Herr lachte, und gab bisweilen mit aller Beſcheidenheit ſeinen Beitrag zur Unterhaltung; man merkte deutlich, daß der alte Burſche täglich ſeinem Herrn Geſellſchaft leiſtete, während er aufwartete. Nachdem wir den Kaffee getrunken, gingen wir unter vielen Complimenten wieder in die Wohnſtube zurück.

„Du biſt wohl eine Cigarre nach Tiſche gewohnt?“ ſagte mein aufmerkſamer Wirth, als wir unſre vorigen Plätze eingenommen hatten. „Ich bedaure, daß ich keine habe, aber Johann kann bald Rath ſchaffen.“

Ich dankte ihm, ſchlug aber ſein Anerbieten aus, da ich nicht Tabak rauche. Dieſe Erklärung freute ihn ganz beſonders. „Das iſt charmant,“ ſagte er, „das iſt ganz wie in meiner Zeit; jetzt rauchen alle jungen Menſchen Tabak. Wir überließen das unſern Bedienten und die durften nicht einmal auf den Corridoren im Schloſſe rauchen. Die hochſelige Königin Wittwe konnte vor ihrem Tode den Tabaksgeruch nicht vertragen, es war Contrebande auf Chriſtiansburg. Dein ſeliger Vater rauchte auch keinen Tabak. Es iſt auch eigentlich gegen den guten Ton.“

„Das will ſagen, es war damals nicht Mode; denn was iſt der gute Ton doch anders als eine Modeſache, ein anſteckendes Fieber, das unvermerkt um ſich greift. Er kommt mir wie ein liſtiger Werber vor, der es verſteht, ſein Opfer zu berauſchen und ihm das Handgeld aufzudringen, ehe das noch eine Ahnung davon hat, daß es einrollirt iſt. Nachher folgt man dem Strom und findet ſich in ſein Schickſal.“

„Ich bitte Dich um Verzeihung, mein Freund, der gute Ton iſt ſchwerlich etwas ſo Oberflächliches, wie es im Allgemeinen angenommen wird. Es gehört in Wahrheit nicht wenig dazu, um ſagen zu können, daß er vorhanden iſt. Laß uns einmal blos die allernothwendigſten Elemente an den Fingern aufzählen. Für's Erſte: eine gewiſſe Feinheit des Geiſtes, die jetzt nicht leicht Modeſache wird; ſodann: Delicateſſe in den Gefühlen, und als Folge davon auch im Umgange; ſodann: viel Aufmerkſamkeit auf das Paſſende und Hergebrachte, — vielleicht weiſeſt Du ihm deswegen einen ſo geringen Platz an, — und endlich: ein natürlicher Takt, der jedes Ding nach ſeinem Werthe zu würdigen vermag ohne langes Bedenken, denn ſonſt kommt man leicht zu ſpät. Dieſe Eigenſchaften machen die unentbehrlichen fünf Sinne des guten Geſchmackes aus. Haſt Du es ſo leicht gefunden, Dir ihn anzueignen?“

Ich fühlte, daß ich aus dem Felde geſchlagen war und ſchwieg. Johann ſchob das Kiſſen unter ſeines Herrn podagriſtiſchen Fuß mit der Sorglichkeit eines alten Dieners, legte das Feuer im Ofen zurecht, und ſteckte Räucherwerk an. Der Kammerherr ſtreckte ſich wohlbehaglich im Lehnſtuhle, und ſah mit einem zufriedenen Lächeln nach mir hin, indem er ſagte: „Ich mag gerne im Zwielicht bei einem guten Freunde ſitzen. Wir wollen ein wenig mit einander plaudern, Auguſt, wenn es Dir nicht entgegen iſt. Johann, ich bin für Niemand zu Hauſe, wer es auch ſei.“

Johann verließ die Stube, nachdem ihm ſein Herr dieſe gewiß unnöthige Verhaltungsregel gegeben hatte, um ſich eine Ruhe zu ſichern, die kaum jemals unterbrochen wurde. Ich denke mir, daß es eine alte Gewohnheit war, die zur Tagesordnung gehörte, wie die drei Morgenepiſteln, und womit der alte Kammerherr ſich ſelbſt und ſeinem Johann — und nun bei Gelegenheit auch mir — einbilden wollte, daß die Welt ihn noch nicht ganz vergeſſen habe.

Es war ein Nachmittag gegen Ende Januars, der Himmel war ganz klar, es fror ſtark, und der Mond ſchien zu uns hinein. Die eigenthümliche Beleuchtung, die der Mond in Verbindung mit dem Ofenfeuer in der Stube hervorbrachte, machte eine ganz beſondere Wirkung. Des Königs Portrait hing völlig im Mondſcheine, der es noch bleicher und ernſter machte, das Bild der Königin ward nur von dem Scheine aus dem Ofen beleuchtet, aber das röthliche Licht gab ihm ſeine volle Friſche, und das Flammenſpiel theilte ihm ein täuſchendes Leben mit, ſo daß man jeden Augenblick erwarten konnte, es werde aus dem Rahmen heraustreten und uns anreden. Es war eine vollkommene optiſche Täuſchung. Auf des Kammerherrn Geſicht brachen ſich dieſe beiden ſtreitenden Beleuchtungen, und gaben ihm zugleich einen Ausdruck des Todes wie des Lebens, das einen Portraitmaler zum Studium hätte dienen können. Ich ſaß am Fenſter, und konnte ſo die ganze Stube überſehen, ohne weder von der einen, noch von der andern Beleuchtung geblendet zu werden.

Der alte Mann ward von dem Leben des Portraits ergriffen, er betrachtete es einige Augenblicke, und ſagte dann: „Es iſt ein vortreffliches Gemälde, vielleicht dasjenige von den wenigen noch vorhandenen, das die meiſte Aehnlichkeit hat; denn dasjenige, welches in einer berühmten Sammlung hängt, hat nicht ſonderliche Aehnlichkeit mit der Königin. Vor der unglücklichen Kataſtrophe ſah man überall gute Bilder von Ihrer Majeſtät, aber ſie verſchwanden, als ob ſie die Erde verſchlungen hätte. Es war ein wahrer Vandalismus, der bei dieſer Gelegenheit an den Tag gelegt wurde, ein ſehr charakteriſtiſcher Vandalismus. Dieſes Portrait, das ich ſo glücklich war vom Untergange zu retten, iſt im Jahre ſiebzehn hundert und ſechs und ſechzig gemalt, ganz kurze Zeit nach der Krönung, von einem engliſchen Maler, einem Landsmanne der Königin. Sie war damals nur wenig über ſechzehn Jahre alt. Ich ward Page in meinem vierzehnten Jahre, es war ſiebzehnhundert und vier und ſechzig; ich hatte täglich Gelegenheit, ſie zu ſehen. Sie war ganz, was das Portrait ausdrückt: jung, hübſch, edel, liebenswürdig, froh, vertrauensvoll — ſie war mehr als irgend ein Portrait oder irgend eine Beſchreibung im Stande iſt auszudrücken; man konnte es fühlen, aber nicht ſagen. Hier, mon cher, hier ſtand es, und hier ſteht es noch.“ — Der alte Herr legte die Hand zu wiederholten Malen mit Eifer auf ſein Herz.

Die Unterhaltung drehte ſich nun natürlicherweiſe um die Königin. Der alte Herr erzählte mir eine Menge von kleinen Zügen, welche ſämmtlich hinlänglich davon Zeugniß gaben, daß ihre Perſon liebenswürdig geweſen ſein mußte.

„Meine Mutter hat mir erzählt, daß ſie oft in eigener Perſon Arme beſuchte, draußen auf Friedrichsberg, und ſie unterſtützte,“ ſagte ich. „War das der Fall?“

„Das iſt die buchſtäblichſte Wahrheit. Es war beſonders in der erſten Zeit, als ſie noch nach ihrer eigenen Neigung lebte, ehe ſie in alle die Staatsaffairen gezogen wurde, die ſpäter ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Sie lebte in einer ſchwierigen Periode. Ich bin ſelbſt mehrmals Zeuge geweſen von ihrer liebenswürdigen Wohlthätigkeit, und kann daher aus Erfahrung ſprechen. Ich erinnre mich noch ſehr deutlich einmal, als ich Page war, daß ich die Königin und eine von ihren Damen, die Generalin Geldern begleitete, die auf einem ſehr vertraulichen Fuße mit der Königin ſtand. Es war eine hübſche Frau in den Dreißigern, ſehr talentvoll und klug, mit einem bewunderungswürdigen klaren Teint und dunkeln ausdrucksvollen Augen. Sie hatte Anlagen zur Corpulenz, ſo wie die Königin, und wohnte damals in der Sturmgaſſe; aber von ihr wollte ich ja eigentlich nicht erzählen. Genug, Frau v. Geldern hatte erfahren, daß im Dorfe Frederiksberg eine ſehr dürftige Familie wohnte, welche ehemals in beſſeren Umſtänden gelebt hatte, jetzt aber in die tiefſte Armuth geſunken war. Die Königin und Frau v. Geldern hatten ſelbſt Strümpfe für die Kinder geſtrickt, und nun wollten ſie auch ſelbſt ihre Gaben überbringen, ohne daß es Jemand wiſſen ſollte, und ich ſollte das Päckchen tragen, bis ſie dem Hauſe nahe wären. Auf dem Wege dahin kamen wir vor einem kleinen verfallenen Gebäude vorüber, das mesquin und elend ausſah; denn Du mußt wiſſen, daß Frederiksbergdorf damals ganz anders ausſah als jetzt. Damals ſchrieben wir ſiebenzehnhundert und ſieben und ſechzig, und jetzt ſchreiben wir achtzehnhundert und neunzehn; in dieſen zwei und funfzig Jahren ſind manche Veränderungen vorgegangen. Damals war Friedrichsberg nur von Bauern und armen Leuten bewohnt. Die Königin und Frau v. Geldern, die einander unter den Arm gefaßt hatten, waren eine Strecke Weges voraus. Gerade wie ich dem elenden, verfallenen Hauſe nahe kam, ging die Thüre auf, und ein kleines Mädchen, mit braunem den Nacken ſich niederkräuſelnden Haar ſtürzt heraus, als ob man ſie herauswürfe. Ich war nicht mehr zur rechten Zeit gekommen, um ihren Fall zu verhindern, aber ich richtete ſie ſogleich auf. Sie war ganz verweint und rang die Hände; drinnen im Hauſe hörte ich einen verwirrten Lärm von groben Stimmen, es klang wie eine Schlägerei. Das kleine Mädchen fuhr nach der Thüre, die inzwiſchen zugeſchlagen war und rief einmal über das andre: „Sie ſchlagen ihn todt! O Gott, ſie ſchlagen ihn todt!“ — Du kannſt Dir denken, mon cher, welchen Eindruck das auf mich machen mußte, da ich von mir ſagen darf, daß ich von meiner früheſten Kindheit Sinn für weibliche Schönheit gehabt habe, und das kleine Mädchen war eine complette beauté. Ich nahm ſie bei der Hand und frug, wer wohl in Gefahr ſei, todtgeſchlagen zu werden. „Es iſt mein Vater,“ rief ſie weinend, „ſie wollen ihn in den Schuldthurm ſchleppen wegen dreißig Thaler, und es iſt kein Menſch, der ihm helfen kann. O Gott, o Gott!“ Und nun rang ſie die Hände von Neuem voll Verzweiflung. Da fuhr mir der Gedanke, daß ich ihr Hülfe ſchaffen könnte, wie ein Blitz durch den Kopf. „Sag' ihnen, daß ich das Geld ſchaffen werde,“ rief ich, und ohne mir Zeit zur weitern Erklärung zu laſſen, ſtürzte ich der Königin und Frau v. Geldern nach. Es war, wie geſagt, im Sommer ſiebzehnhundert und ſieben und ſechzig. Das Jahr vorher reiſte der König außer Landes; ihre Majeſtät hatte ſchon damals ſo viel Däniſch gelernt, daß die Sprache ihr nicht ſonderlich ſchwer fiel. Ich konnte kaum warten, bis ich ihr nahe gekommen war, um meinen Bericht abzuſtatten, den ich, wie ich mich deutlich erinnere mit den Worten ſchloß: „Das kleine Mädchen iſt ſo allerliebſt, Ihro Majeſtät.“ Aber ich hatte es kaum ausgeſprochen, als ich fühlte, daß ich erröthete, und die Königin und Frau v. Geldern kaum anzuſehen wagte, welche mich lächelnd betrachteten. Die Generalin flüſterte ihrer Majeſtät etwas zu, welche mit einem hinreißenden Lächeln ſagte: „Und wenn ſie auch nicht ſo hübſch wäre, müſſen wir ihr doch helfen.“ Frau v. Geldern machte einige Einwendungen, vermuthlich in

Betreff der Gefahr, ſich dem Tumult zu nähern; denn die Königin antwortete, daß ſie nicht bange ſei, es werde ihnen Niemand etwas thun. Wir kehrten nun wieder um; aber unterweges ſiegten doch die Bedenklichkeiten der Generalin, und die Königin gab mir einen kleinen blauen ſilbernen Beutel, den ſie mir befahl dem armen Manne zu bringen, aber das kleine Mädchen ihr herauszuſchicken. Ich flog zurück mit meinem Schatz, und fand das Mädchen noch draußen vor der Thüre, in welche ſie weinend hineinzudringen ſtrebte. Ich zeigte ihr den Beutel, und ſagte ihr, ſie ſollte hinlaufen und den beiden Damen danken, welche etwas weiterhin auf dem Wege ſtänden; aber ſie war nicht dazu zu bewegen, ſie wollte durchaus mit zu ihrem Vater hinein. Der Larm im Hauſe hatte indeſſen abgenommen, der Mann hatte es aufgegeben, ſich zur Wehr zu ſetzen, und als ich die Thür öffnete, machte er ſich fertig, den Gerichtsdienern zu folgen, welche ihn in's Gefängniß bringen ſollten. Aber Du kannſt glauben, daß dieſe Fügſamkeit nicht in Güte über ihn errungen war, er ſah gewaltig zerſchlagen aus. Das kleine Mädchen warf ſich ihm weinend in die Arme, während ich als Vermittler auftrat, um ihm ſeine Freiheit zu erkaufen. Aber die Gerichtsdiener waren nicht damit zufrieden, daß das Geld bezahlt wurde, ſie wollten ihn dennoch wegen geſetzwidrigen Widerſtandes feſtnehmen. Ein ſiebzehnjähriger Page, mon cher, hatte damals ſchon Routine genug, um zu wiſſen, wozu Dukaten taugten. Ein paar Stück waren hinreichend, um die erzürnten Abgeſandten der Göttin Juſtitia zu verſöhnen, und ſie verließen das Haus mit vielen Bücklingen vor dem jungen Herrn, der gleich einem Jupiter zur gelegenen Zeit aufgetreten war. Und Du kannſt mir glauben, Auguſt, ich war ſo ſtolz, wie ein Jupiter, ſo ſtolz, daß ich ſogar vergaß, daß die Königin draußen wartete. Ich betrachtete das Mädchen, das ſorgfältig das Blut von des Vaters verwundeter Stirn abwiſchte, und dachte an nichts weiter als an ſie, bis des armen Mannes dankbare Frage mich zu mir ſelber brachte. Mon Dieu! Wie erſchrack ich! Ich vermochte kaum zu ſtammeln: „Eine Dame von Hofe, welche draußen wartet,“ — und nun zog ich mehr als führte das junge Mädchen mit mir fort. Sie war noch in Thränen gebadet, als ich ſie der Königin brachte, welche ungeduldig auf und ab ging. Ihre Majeſtät nahm den Beutel mit dem Reſt des Inhalts mir aus der Hand und gab ihm dem kleinen Mädchen, das, um eine Dankbarkeit auszudrücken, wozu es ihr an Worten fehlte, der Königin zu Füßen fiel und ihr das Kleid küßte. Es war ein wahres Tableau! Das braune Haar fiel ihr über das Geſicht nieder wie eine Cascade, die ganze Stellung war zum Malen. Wie allerliebſt ſie war! Es war Natur, die jede ihrer Bewegungen leitete, und die Natur iſt der einzige Inſtrukteur, der den Weg zum Herzen kennt.“

„Es freut mich, daß Sie, da Sie ſonſt die Form, die Kunſt ſo hoch ſtellen, doch auch der Natur einen Platz in Ihrer Gewogenheit einräumen. Die arme Natur, die nicht hoffähig iſt, und deßhalb nicht einmal vor dem Schweizer *) vorbeipaſſiren und ſich im Vorgemache zeigen darf, die daſſelbe Schickſal hat wie die Wahrheit, ſie ſind beide Contrebande bei Hofe.“

„Darin thuſt Du ſowohl mir, wie dem Hofe Unrecht,“ ſagte der Kammerherr mild und freundlich, obgleich ich — das fühlte ich in dieſem Augenblicke mit Beſchämung — eine zarte Saite berührt und einen perſönlichen Angriff auf ihn gemacht hatte. „Die Natur und Wahrheit ſind beide *hoffähig*; aber ſie werden im Ganzen nur ſelten gefunden, und deßhalb ſieht man ſie auch bei Hofe nur ſelten. Natur und Wahrheit ſind ſogar ſtets gewiß, bei Hofe Glück zu machen, wie alle Seltenheiten, aber wohl zu merken, nur wenn ſie ſich in einer edlen Form darſtellen. Auf die Form lege ich nur in ſo fern Werth, als ſie dazu dient, ein edles Inneres kund zu geben; denn das beſte Herz in einer unedlen, unangenehmen Form macht nicht glücklich, ſo wenig wie eine gute Form ohne Herz Glück um ſich her verbreiten kann. Aber ich gehe ſogar ſo weit, zu behaupten, daß eine vollkommen edle Form nur da gefunden wird, wo auch ein edles Inneres vorhanden iſt. Ich ſagte eine *vollkommen* edle Form. Der bloße Schein kann eine kurze Zeit lang täuſchen, aber er verſchwindet, wenn man ihn genauer unterſucht. Beleuchte jede Form mit der Fackel der Wahrheit, bei Hofe oder nicht bei Hofe, das iſt daſſelbe, denn dieſelben Grundregeln gelten für die ganze Welt, mon cher. Aber dazu gehört, daß Du ſelbſt wahr und natürlich ſein mußt und die Form nach Verdienſt achteſt, denn ſonſt richteſt Du Dich nach Aeußerlichkeiten und wirſt entweder ein Formverächter oder ein Formanbeter, und in jedem von beiden Fällen wirſt Du das blinde und leichtgläubige Opfer eines Liſtigern ſein, wenn Du ſelbſt auch noch ſo verſchlagen biſt; denn es iſt ein wahres Wort, das Voltaire geſagt hat: On peut être plus fin qu'un autre, mais pas plus fin que tous les autres."

---

*) dem Pförtner auf dem Schloſſe.

Das war die zweite Niederlage, die ich dieſen Nachmittag erlitt. Wir ſchwiegen einige Augenblicke; darauf ſagte der Kammerherr, als ob nichts unſer Geſpräch unterbrochen hätte: „Haſt Du nie von der hübſchen Liſette Calais ſprechen hören? Nein, ſchwerlich! Dein Vater hat ſie gekannt und bewundert. Das war das kleine Mädchen, von der ich Dir vorher erzählte. Ihr Vater war Goldſchmidt, er wurde immer der franzöſiſche Goldſchmidt genannt, obgleich das eigentlich ſein Vater war, der von Frankreich hierher kam. Die Mutter war ſehr jung geſtorben. Dieß zufällige Zuſammentreffen gab ihrem Leben eine ganz andere Richtung und übte ſpäterhin einen Einfluß aus, der nicht allein über mein Leben, ſondern, ich wage es zu ſagen, ſogar über den Gang der Weltbegebenheiten entſchied. Es geht ſo wunderlich in dieſer Welt zu; die mannichfaltigen, kleinen, unbeachteten Vorfälle bilden zuletzt einen ganzen Strom von Begebenheiten, welche mächtig genug ſind, Königreiche aufrecht zu erhalten oder zu ſtürzen. Wir ſind zu kurzſichtig und bemerken nur die größeren Strömungen und Fälle, welche mächtige Spuren zurücklaſſen; für die kleinen einzelnen

Tropfen, welche minutlich vor uns vorüberrinnen, haben wir keinen Sinn — und doch bilden ſie nachher den ſtarken Strom; wir achten aber nicht darauf. Ich habe Zeit genug gehabt, alle, ſogar die geringfügigſten, Momente meines Lebens durchzugehen, und ich bin zu dem Ergebniß gelangt, daß, wenn der franzöſiſche Goldſchmidt ſich nicht in Schlägerei eingelaſſen hätte mit der Polizei, als er wegen lumpiger dreißig Reichsthaler eingeſteckt werden ſollte, oder, richtiger geſagt, wenn die kleine vierzehnjährige Liſette Calais nicht ſo hübſch geweſen wäre, als die Polizeidiener den ungelegenen Schreihals zur Thür hinauswarfen, grade als ich vorbeiging — ſo wäre vielleicht Manches in der Welt anders geworden.“

Der Kammerherr ſchwieg. Ich ſah ihn mit einer fragenden Miene an; es behagte ihn augenfällig, daß er meine Neugierde geweckt hatte.

„Du weißt, Auguſt, — Du haſt mich ja von Deiner Kindheit an gekannt, mein Freund, -- Du weißt, wie redſelig alte Leute ſind, und ich will Dir daher geſtehen, daß ein aufmerkſamer Zuhörer mir eine willkommene Perſon iſt. Ich will Dir einen Theil meines Jugendlebens erzählen. Vielleicht erblickſt Du darin einen unzuſammenhängenden Wirrwarr, in ſo fern das Eine nicht in nothwendigem Zuſammenhange mit dem Andern ſteht; aber dafür enthält es auch Wahrheit und iſt kein Roman; denn darin unterſcheidet ſich die Wirklichkeit von der Dichtung, daß wir in der erſtern nicht immer den leitenden Faden ſehen, während wir in der letztern dieſem ſtets folgen müſſen und die Nothwendigkeit einſehn können. Ich gebe Dir meine Erinnerungen, wie ich ſie habe; aber ich muß Dich im voraus um ein nachſichtiges Urtheil bitten, denn ich werde dabei nicht erſcheinen mit der Palme in den Händen. Du könnteſt wohl Recht haben, wenn Du das, was ich Dir erzählen will, die Memoiren eines eitlen Mannes nennteſt, denn Eitelkeit hat eine Hauptrolle in meinem Leben geſpielt; Du mußt nicht vergeſſen, daß ſie eine lange Zeit beinahe die Grundlage meines Daſeins geweſen iſt, und daß ich geboren und auferzogen bin zur Eitelkeit." Der Kammerherr ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Ich ward auf Chriſtiansburg geboren, wo mein Vater damals Hofmarſchall war bei Chriſtian's des Sechſten Gemahlin, damaligen verwittweten Königin Sophie Magdalene, nach welcher ich Sophus genannt bin. Es war im Jahr ſiebenzehnhundert und funfzig. König Friedrich der Fünfte hatte ſelbſt bei mir Gevatter geſtanden, das war eine der theuerſten Erinnerungen meiner ſeligen Mutter. Als ich vierzehn Jahre alt war, ward ich Page; da fing meine Funktionszeit an, und ſo fungirte ich ganze fünf und dreißig Jahre. Aber das habe ich Dir gewiß mehr als einmal erzählt."

Der alte Mann ſah vor ſich nieder, als ob die Erinnerungen, die er in Begriff war heraufzubeſchwören, eine Quelle der ſchmerzlichſten Gefühle für ihn enthielten. Es verbreitete ſich ein ſolcher Ernſt über ſein Geſicht, daß meine Neugier in den Hintergrund trat, und ich ihn bat, die Mittheilung, die er mir machen wollte, auszuſetzen,

„Ich danke Dir für Deine Schonung gegen einen alten Mann,“ antwortete er, indem er mir freundlich mit der Hand winkte. „Heute haben wir den neun und zwanzigſten Januar. In alter Zeit war das ein Tag, der durch das ganze Land gefeiert wurde, es war König Chriſtian's des Siebenten Geburtstag. Jetzt iſt er vergeſſen und man denkt nicht mehr daran als an den Geburtstag Chriſtian's des Erſten. Aber dieſe Zeit weckt ſchlummernde Erinnerungen bei alten Dienern, und diejenigen, welche den Monat Januar im Jahre ſiebzehnhundert und zwei und ſiebenzig erlebt haben, vergeſſen ihn nie. Es war allerdings eine traurige Zeit; aber es iſt dem Alter eigenthümlich, ohne Schmerz bei den Jugenderinnerungen zu weilen, ja es findet ſogar ein Vergnügen darin, ſie noch ängſtlicher zu machen, ſelbſt wenn ſie von einer ernſten Natur ſind. Ich will Dir den Grund ſagen. Wir ſehen das Gemälde, ohne uns die Gefühle zurückrufen zu können, welche uns damals peinigten; wir blicken dagegen auf das Vergangene mit der Ruhe, die uns jetzt beſeelt, und Alles, was uns damals die Ausſicht verdunkelte, hat die Zeit nun aufgeklärt. Es ſind auch Vortheile damit verbunden, alt zu ſein, mon frère.“ —

Und ich, der ich jetzt ſo ungern alt werden will, und täglich über die dahinſchwindende Zeit traure, wie über einen verlorenen Freund, ich legte mich damals zurück an das Fenſterbret, und betrachtete den freundlichen Greis, der vor mir ſaß bei ſeinem einſamen Heerde, und mit mißgönnte ihm die Ruhe, die das Alter ihm gegeben hatte, ich fühlte ſo deutlich in dieſem Augenblick, daß in jedem Lebensalter ein Zauber liegt, den man auf einem niederen Standpunkte überſieht; ich fühlte, daß Sanftmuth und Liebe doppelt einnehmend ſind, wenn ſie ſich mit dem Kranze ſilberweißer Locken ſchmücken. Es war beinahe etwas Verklärtes in dem freundlichen Lächeln des alten Mannes; es iſt auch natürlich, denn es iſt beinahe nichts Irdiſches im Alter noch übrig, es iſt eine geläuterte Liebe, ein Quell edler Gefühle in einer unendlichen Reihe, welche die Zeit überlebt und die zerſtörende Gewalt beſiegt haben. Mannichfaltige Stürme haben gegen die vergängliche Hülle getobt und ſie endlich ſo mürbe gemacht, wie ſie nun iſt; ihr kalter Hauch hat ſich um das Herz gebreitet; aber es iſt ſtärker geworden als der Sturm, denn den Funken, welchen Gott entzündet hatte, kann die Welt nicht auslöſchen. Der Sommer und der Herbſt ſind längſt vorüber; der Winter des Lebens iſt gekommen, das erbleichende Haar und das langſam fließende Blut folgen den ewigen Naturgeſetzen; aber im Herzen ſprudelt die warme Quelle der Liebe noch unverändert, der Herbſt hat ſie nicht ausgetrocknet, der Winter hat es nicht vermocht, ſie mit ſeiner Kälte zu feſſeln — denn das Herz hat einen ewigen Frühling." —

Wenige Monate nachher war der alte Kammerherr nicht mehr, und die Quelle aller meiner geheimen Erinnerungen hatte ein ſanfter und ruhiger Tod verſtopft. Was er mir heute erzählte, war ſein Schwanengeſang; es waren ſeine letzten Mittheilungen von einer Zeit, welche er mich kennen gelehrt hatte mit allen ihren Tugenden und Laſtern, und von der ich ohne ihn nur eine unvollſtändige Vorſtellung gehabt haben würde.

In einer von den Gaſſen, welche Schloß Chriſtiansburg nahe liegen, wohnte vor vielen, vielen Jahren Oberſt Held, Chef eines der Infanterieregimenter, welche damals in Kopenhagen in Garniſon lagen. Dieſer Mann war keinesweges, was ſein Name verhieß, im Gegentheil nahm man an, — unter uns geſagt, lieber Leſer! — daß er ziemlich wenig Muth beſaß. Woraus man das eigentlich ſchloß, will ich ungeſagt laſſen, denn der Mann war zu Felde geweſen und trug von daher einen fremden Orden; aber man nahm es nun einmal allgemein an, und der Oberſt hat, ſo viel mir bekannt iſt, nie einen Schritt gethan, der dieſen Glauben widerlegen konnte. Er hatte inzwiſchen andere Vollkommenheiten, womit er dieſen Mangel erſetzte. Er war liſtig, verſtand ſich zu verſtellen, war demüthig, wenn es ſein Vortheil erforderte, und hochmüthig, wo es anging; überdieß war er ein Schrecken für ſeine Familie, die er tyranniſirte, und eine Zielſcheibe für ſeiner Officiere witzige Einfälle, womit ſie den Druck rächten und die kleinlichen Plackereien, worunter ſie ſeufzten. Nachdem er einige Zeit außer Landes gedient hatte, war er nach Dänemark gekommen, um dieß mit ſeinen Erfahrungen glücklich zu machen. Das glückliche Dänemark! Welche Maſſe von Tüchtigkeit ſtrömte nicht in langen Reihen von Jahren über unſre armen Grenzen! Kurz nachher verheirathete er ſich mit einer Dame aus einer ſehr alten Familie, auf deren Einfluß er ſich ſtützte, aber ohne die geringſte Zuneigung zu ihr zu haben; ſie war dagegen in ihn verliebt, denn er war ein ungewöhnlich hübſcher Mann und verſtand es, bei ſeiner Ankunft hier ſich bei dem ſchönen Geſchlechte beliebt zu machen durch ſeine Beſchreibungen von Schlachten, denen er vielleicht nicht beigewohnt, und von Gefahren, wovon er wohl nur in Romanen geleſen hatte; aber damals betrachtete man alles das als gute Waare, ſammt ſo vielem Andern, das von draußen kam. Die arme Frau hatte viel bei ihm zu dulden, und ward endlich von einem Daſein befreit, das er ihr rein unerträglich gemacht hatte, indem ſie einer Tochter das Leben ſchenkte. Marſchall Norden, ſein Jugendfreund, beſuchte ihn denſelben Tag, um ihm ſein Beileid zu bezeugen. Anſtatt ihn betrübt und reuevoll anzutreffen, wie er erwartet hatte, fand er ihn ſehr vergnügt. Der Oberſt nahm das Kind aus der Wiege und ſagte: „Sieh hier, mon cher, hier präſentire ich Dir Fräulein von Held, — eine künftige Hofdame, zum mindeſten, — eine Gräfin, wenn der liebe Gott mich beim Leben erhält, – vielleicht gar eine Fürſtin, — eine Liegnitz, — eine Sayn — Solms — wer weiß, vielleicht eine Würtemberg.“

Dem Marſchall ward ganz wunderlich zu Muthe bei dieſem Benehmen. Er ſchielte nach der Thüre hin, innerhalb welcher die entſeelte Leiche der unglücklichen Frau lag; er begann an dem Verſtande des eitlen Mannes zu zweifeln. „Aber Deine Frau, mon cher,“ ſagte er halbleiſe, „Deine Frau?“

„Sie iſt todt, ſie iſt dahin, es war unſers Herrn Wille. Ich beweine ſie nach der glücklichſten Ehe; aber ich beuge mich ſtillſchweigend unter des Allmächtigen Weisheit als ein guter Chriſt. Sie war glücklich hier auf Erden, nun iſt ſie ſelig im Himmel.“ —

„Deine ſelige Frau hat mit meiner Frau von der Erziehung ihres Kindes geſprochen, höre ich. Es hat ſie in ihrer letzten Zeit ſehr beunruhigt, daß ſie ihrem Kinde vielleicht durch den Tod entriſſen werden könnte, ohne es ſelbſt zu erziehen. Ich glaube ſogar, daß ſie beſtimmt hat, wie ſie Alles eingerichtet zu haben wünſchte nach ihrem Tode.“

Der Marſchall ſchwieg. Der Oberſt ſagte: „Die fromme Seele, ſie dachte an ihren Tod, ungeachtet ſie mich ſo ungern verließ. Daſſelbe hat ſie zu mir geſagt.“

„So weißt Du, daß es ihr Wunſch war, daß das Kind außer Hauſe käme und bei ihrer Schweſter in Jütland erzogen würde. Sie hat meiner Frau ſogar einen weitläuftigen Brief an die Schweſter gegeben, worin ſie den ganzen Erziehungsplan aus einander ſetzt. Er ſoll vortrefflich abgefaßt ſein, mon cher. Ja, ſie war ein wahrer Engel.“

„Mein Verluſt iſt ungeheuer,“ ſagte der Oberſt und ſchlug die Augen zum Himmel auf; „nach einem ſo glücklichen Eheſtande! Ihr Wille ſoll mir heilig ſein, mein Freund. Die Kleine ſoll Eliſabeth heißen nach meiner Frau, und ſie ſoll mit der größten Sorgfalt unter eines liebenden Vaters eigner Anleitung erzogen werden.“

„Aber, mon cher, Deine ſelige Frau wünſchte, daß ihre Schweſter ....“

„Unter eines liebenden Vaters eigener Anleitung und mit ſteter Hinſicht auf der Entſchlafenen Wünſche. Ach, mein Freund, meine ſelige Frau und ich waren wie Eine Seele, wie Eine Seele. Es war ein glücklicher Eheſtand!“ —

Als die kleine Eliſabeth ſechs Jahre alt war, ſollte ſie einen Spielkameraden haben, und nun kamen ſie und Nordens beide Kinder, ein Sohn von neun und eine Tochter von ſieben Jahren faſt täglich zuſammen. Dieſer Umgang hatte einen vortheilhaften Einfluß auf das kleine Mädchen, das ſonſt durch den närriſchen Papa ganz verſchroben geworden ſein würde. Als Sophus vierzehn Jahre alt war, zählte Eliſabeth elf und ſie betrachtete zugleich mit Verehrung und mit Stolz den Pagen in ſeinem goldgalonnirten Kleide mit dem gepuderten Haar, denn dieſer junge Hofmann war — davon fühlte ſie ſich überzeugt, — ihr treuer Liebhaber. Der Oberſt ſah wohl, daß die Kinder Neigung zu einander hatten, aber eins ſeiner Worte hielt er für hinreichend, um die Sache in Ordnung zu bringen, und er meinte und ſprach es oft genug aus, „daß es ein junges Mädchen bilde, ſich an die Aufmerkſamkeit des männlichen Geſchlechts zu gewöhnen." Nordens machten ſich darüber gar keine Gedanken; ſie hatten des Oberſten eitle fürſtliche Träume längſt vergeſſen.

Etwa um dieſe Zeit machte eine Tante, die Geheimeräthin Helmſtorff, dem Oberſten das Anerbieten, Eliſabeth zu ſich zu nehmen und ſie zu erziehen. Die Geheimeräthin, eine ältere Couſine von Eliſabeths Mutter, war eine Frau von Welt, welche ſelbſt nur eine ſchwächliche Tochter und ein koloſſales Vermögen hatte. Die Ausſicht auf die Erbſchaft — „ſofern Alles gut ging und der liebe Gott die Tochter zu ſich nahm," — beſtimmte den Oberſten, ſeine Einwilligung zu geben, um ſo mehr, da das Kind ihm bei dem ungebundenen Leben, das er führte, beſchwerlich zu werden anfing. Das Einzige, woran er ſich ſtieß, war, daß Eliſabeth ſeine tiefe Menſchenkenntniß, ſeinen leitenden Rath, und vor Allem ſeine täglichen Anſtandsregeln entbehren mußte; aber auch da wußte er ſich zu helfen. Schon ſeit mehreren Jahren hatte er aus unterſchiedlichen frommen und unfrommen Büchern die allerverſchiedenſten Brocken geſammelt, ſie ſelbſt in ſchlechtes Franzöſiſch überſetzt und in ein Buch zuſammengetragen, das den ſtolzen Titel führte: Maximes pour l'éducation d'une fille. Den letzten Abend, ehe Eliſabeth mit der Tante nach Holſtein abreiſen ſollte, rief er ſie zu ſich, überlieferte ihr das Buch mit affectirter Feierlichkeit und ſagte: „Du verläſſeſt nun das väterliche Haus, meine Tochter, aber in dieſem kleinen Buche wirſt Du ſtets eines Vaters liebenden Rath finden. Es ſind conseils d'un père sage et tendre. Laß mich ſehen, daß Du nicht vergiſſeſt, was ich Dir geſagt habe; ſchreibe mir nur, aber ſollteſt Du Geld gebrauchen, ſo bitte die Tante darum. Kopf in die Höhe, Eliſabeth! Schultern zurück! Das iſt kein Gang für eine künftige Hofdame, man muß Haltung haben. Die erſte Pflicht für eine Dame bei Hofe iſt, ſich grade zu halten, de se tenir — — se tenir — — grade, wie ich geſagt habe. Es iſt das Blut der Helds, das in Deinen Adern fließt, Deine Mutter war eine geborne Baroneſſe, daran mußt Du denken bei jeder Handlung in Deinem Leben. Schultern ein wenig mehr zurück! Du kannſt mir Franzöſiſch ſchreiben, das übt Dich; ſo kann ich beurtheilen, welche Fortſchritte Du machſt; aber frankire Deine Briefe, der Ordnung wegen.“

Eliſabeth blickte unverwandt auf den Boden, und dachte mehr an den bittern Abſchied von den Freunden ihrer Kindheit, als an die langweiligen väterlichen Ermahnungen, die ſie ſo oft gehört hatte. Da ſie in das Zimmer der Gouvernante trat, fand ſie Sophus und ſeine Schweſter, welche ihr das letzte Lebewohl ſagen wollten. Eliſabeth ſchwamm in Thränen bei dieſem beweglichen Abſchiede; ſie verabredete einen regelmäßigen Briefwechſel mit ihrer kleinen Freundin, natürlicherweiſe mehr ſeinet- als ihretwegen, und konnte ſich aus ihren Umarmungen kaum losreißen. Sophus fühlte ſchon den Druck ſeiner goldnen Ketten, er ſollte auf dem Schloß zurück ſein zu beſtimmter Zeit, und die Liebe mußte der Pflicht weichen. Er ſchwur ihr ewige und unveränderliche Treue, drückte ihre Hand an ſein Herz, und eilte fort.

Es war ſeine erſte Liebe, und möge Niemand kommen und ſagen, daß das nichts zu bedeuten habe, weil er erſt vierzehn Jahre alt war. Lieber Leſer, ich kann Dir verſichern, daß ein vierzehnjähriges Herz um die Wette lodern kann mit einem zwanzigjährigen.

Tags darauf reiſte Eliſabeth nach Holſtein, um erzogen zu werden, und mittlerweile von Sophus zu träumen, und Sophus blieb zurück, um Page zu ſein auf Chriſtiansburg und mittlerweile von Eliſabeth zu träumen.

Die Zeit bleichte allmählig die Farben dieſer jugendlichen Liebe aus, aber er dachte doch oft und noch beſtändig mit ſüßem Herzklopfen an Eliſabeths lichtblaue Augen, an ihr gelbes Haar und an ihre ſchönen rothen Wangen, und jedesmal, wenn er daran dachte, ward er feuerroth. —

Unter den Pagen befand ſich ein junger Eichfeldt, über deſſen Geburt ein geheimnißvoller Schleier hing. Sein Vater ſollte ein im Auslande verſtorbener Bruder eines Oberſten Eichfeldt geweſen ſein, nach welchem er auch genannt wurde, und welcher ihm dieſen Platz verſchafft hatte, wo es ihm nicht an Verdruß fehlte, weil ſeine Abkunft, der Niemand recht traute (da man allgemein annahm, daß der Oberſt keinen Bruder gehabt hatte), ein Gegenſtand unabläſſiger Neckereien ſeiner Kameraden war. Die Urſache hiervon lag meiſtens in ſeinem eignen hochmüthigen und auffahrenden Sinne, und in der Neigung, die er bei allen Gelegenheiten zeigte, ſich auf Unkoſten Anderer zu erheben. Der gutmüthige Sophus nahm ihn dann ſtets in Schutz, und ſtand dem ſchmächtigen Eichfeldt aus allen Kräften bei.

Sophus hatte ihn mit zu Helds genommen; aber da er faſt immer Zank und Streit unter den Kindern verurſachte, und da er zuletzt gar den Sophus bei Eliſabeth ausſtechen wollte, und zu dem Ende auf ſeine Koſten log, kühlte ſich die Freundſchaft ziemlich ab und artete bald in eine von beiden Seiten auf ausgemachtem Unwillen gegründete Rivalität aus. Dieſe offenbarte ſich in den geringſten Kleinigkeiten, und Sophus ging in der That beſtändig als Sieger davon. Er ritt beſſer, er tanzte beſſer, er ſprach beſſer Franzöſiſch, er focht beſſer, er ſah beſſer aus, — das Einzige, worin Eichfeldt ihn übertraf, war, mit Piſtolen zu ſchießen. Aber dieſer einzige Vorzug machte Sophus blind gegen ſeine eigne Ueberlegenheit, er beneidete ihm dieſen in dem Grade, daß er ihn deßwegen beinahe haßte, und ſein Nebenbuhler vergalt ihm dieſen Haß ehrlich mit beſtändigen Neckereien, ſobald er merkte, von welcher Seite Nordens Eitelkeit verwundet werden konnte.

Ungeachtet alles Fleißes, den der Pagenhofmeiſter anwandte, um den gegenſeitigen Unwillen zu beſiegen, dem die tägliche Berührung neue Nahrung gab, wuchs dieſer doch von Tag zu Tag mehr und vekanlaßte bald ärgerliche Auftritte. Da Sophus der hitzigſte war, vergaß er ſich endlich, und zwar in ſolchem Gerade, daß ſeine Verabſchiedung dem Könige anheimgeſtellt wurde. In dieſer Noth flehte er die Königin um ihren Schutz an, und ſie wirkte ihm Verzeihung aus. Er kam mit einer ſehr ernſten Ermahnung davon. An demſelben Abend, wo dieſe Sache abgemacht wurde, war großer

Maskenball bei Hofe in dem prächtigen Rittersaale, der den ganzen Flügel, der Königlichen Bibliothek gerade gegenüber, einnahm, und durch drei Etagen ging. Die Wände waren mit koſtbaren gewebten Tapeten überzogen, die Telemachs Geſchichte vorſtellten, und mit großen vaterländiſchen Gemälden in vergoldeten Rahmen geſchmückt, rundumher Bildhauerwerke; eine breite Gallerie, welche von vier und vierzig vergoldeten korinthiſchen Marmorſäulen getragen wurde, war mit einer unzähligen Menge von Zuſchauern beſetzt, welche in ſtummem Erſtaunen eine Welt betrachteten, die ihnen ſonſt verſchloſſen war. Die vielen koſtbaren Trachten, die vielen Proceſſionen und angeordneten Quadrillen, die lange vorher eingeübten Nationaltänze im vaterländiſchen Coſtüm, beleuchtet von zwölf koloſſalen Kryſtallkronleuchtern, zwei und zwanzig großen böhmiſchen Glaskandelabern und einer unendlichen Menge Spiegellampen und Geridons, bildeten ein Ganzes, das ausſchließlich einer Zeit angehörte, wo die Pracht den Geſchmack beſiegt hatte und ihn niederzog durch einen Ueberfluß von Gold und Glanz, den wir nicht mehr zu Geſicht bekommen werden. Aber deßhalb ſteht unſre Zeit nicht zurück. Dieſelben Mauern ſchließen wieder eine königliche Halle ein, welche Zeugniß giebt, wie Pracht und Geſchmack vereinigt werden können; es iſt ein großer und mächtiger Tempel däniſcher Gaſtfreiheit, den der König ſeinem Volke wieder eröffnet hat. Die königliche Macht imponirt nicht wie ehedem durch einen erborgten Glanz innerhalb bewachter Schranken; ſie imponirt jetzt weit mehr durch eigene

Perſönlichkeit und huldreiche Anmuth, — und wenn der König ſich in den dichten Schaaren bewegt, die ſeine Milde um ſich verſammelt hat, ſo durchdringt ein gleiches Gefühl den König und den geringſten ſeiner Unterthanen, daß Achtung, Liebe und Vertrauen einen dreifachen Wall bilden, um ihn zu umgeben, gleich wie die Herzen auf Dänemarks Schild von Löwen umgeben ſind.

Dieſen Abend war die Quadrille der Königin die ſchönſte, ſie ſtellte den Einzug einer tartariſchen Fürſtin vor, und war eine beſondre Miſchung von tartariſchen, chineſiſchen, indiſchen und türkiſchen Trachten. Es war ſeit uralter Zeit eine ſtehende Liebhaberei der Machthaber geweſen, bei gewiſſen Gelegenheiten den Purpur einem ihrer Untergebenen zu überlaſſen, und ſich ſelbſt in das Gewand der Niedrigkeit zu verhüllen. Ob es Jupiter war, der zuerſt dieſe Mode aufbrachte, weiß ich nicht; aber es iſt bekannt, daß er es bisweilen den ſubalternen Göttern überließ, den deus maximus zu ſpielen, während er ſelbſt ſich mit der untergeordneten Rolle eines Begleiters begnügte. Die Königin hatte an dieſem Abend den Sitz in dem vergoldeten Palankin der Generalin Geldern abgetreten, welche wirklich ſo ganz orientaliſch ausſah in einer Tracht, die von allen Juwelen der Königin ſtrahlte, mit einem hochrothen ſammetnen Turban, der mit einem großen Halbmond von Brillanten prangte. Aber der prächtigſte im ganzen Aufzuge, der beinahe alle die Anderen insgeſammt verdunkelte, war der reiche und verſchwenderiſche Graf Tannenberg, ein ältlicher Cavalier, der viel Aufſehn machte, ſowohl bei Hofe, als in der

Stadt, und von allen Parteien als eine wichtige Perſon betrachtet wurde, theils wegen ſeines Reichthums und ſeiner großen Beſitzungen in Holſtein, theils ſeines uralten Adels, ſeines ſtolzen und ehrſüchtigen Charakters und der Rolle wegen, die er einige Jahre zuvor an einem ausländiſchen Hofe geſpielt hatte. Der Graf war von oben bis unten, ſo zu ſagen, in Edelſteine eingehüllt; ſein Turban, ſein Kaftan, ſein Gürtel, ſeine Stiefeln, Alles ſtrahlte von Juwelen, Goldbrokat und Perlen; ſeine Waffen waren koſtbare türkiſche, welche ſeine Vorfahren theils im Kriege erbeutet, theils als Geſchenk von morgenländiſchen Monarchen erhalten hatten. Aber mitten unter aller dieſer ariſtokratiſchen Pracht entdeckte man hin und wieder einfache, beinahe armſelige Anzüge und beſchmutzte Domino's, die ſich nicht immer mit der Beſcheidenheit zurückhielten, die ihr Aeußeres erheiſchte. Es waren Schmuggler, wie die Pagen ſie nannten, Leute, die das Riſiko, weggewieſen zu werden, für weniger als Nichts anſahen, und deren Gegenwart ſich zum Theil auf die Sitte gründete, daß die meiſten Autoritäten eine Anzahl Billette zur Vertheilung erhielten, welche nicht immer mit der Rückſicht angewandt wurden, die man wohl hätte erwarten dürfen. Gegen dieſe Schmuggler richteten die Pagen alle möglichen Neckereien, wiewohl doch mit einer gewiſſen Vorſicht, da es ſich bisweilen ereignet hatte, daß die eine oder andre vornehme Perſon auf eine kurze Zeit ihren Anzug unter einem Schmugglerdomino verborgen hatte.

Sophus hatte dießmal den Rittersaal in einer trüben

Stimmung und mit klopfendem Herzen betreten. Er bildete ſich ein, daß ſein Vergehen und ſeine Strafe bei Hofe müſſe Aufſehen gemacht haben, und daß Aller Augen unter den Masken auf dem begnadigten Pagen ruhten. Es ſchien, als ob ſein ſiegender Widerſacher dieſelben Gedanken hatte; denn jedesmal, wenn er bei ihm vorüberging, warf er ihm einen höhnenden und triumphirenden Blick zu. Die Pagen und Lakaien waren die einzigen unmaskirten Perſonen in dieſer vermummten Welt; aber grade deßhalb merkte Niemand auf ſie; Jeder hatte genug mit den verkleideten Theilnehmern am Feſte zu thun. Der mißmüthige Sophus ſchlich ſich bei Seite, und verbarg ſich hinter einer von den großen goldgefranſten Gardinen, wohin kein höhnender oder mitleidiger Blick ihm folgen konnte.

Das ſtarkbeſetzte Orcheſter und die vielen lachenden und ſprechenden Stimmen in den verſchiedenen Sprachen bildeten ein babelſches Chaos, das vor ſeinen Ohren vorüberrauſchte, ohne ſeine Betrachtungen zu unterbrechen, etwa wie das Brauſen eines Waſſerfalls, wenn er ſchäumend in die Tiefe niederſtürzt, und abwechſelnd einen flüſternden, klingenden und dröhnenden Laut hervorbringt. Aber er war nicht der einzige Untheilnehmende an dieſer Verwirrung. Dicht bei ihm ſtand eine Dame, welche an den Freuden des Balles nicht theilnahm. Indem ſie ſich mit der Schulter gegen die Säule lehnte, die dicht vor Sophus die Gallerie über ſeinem Haupte unterſtützte, bewegte ſie in dieſer ruhenden Stellung den Fächer auf und ab in der Hand, mit jener Einförmigkeit, welche andeutet, daß der Geiſt ſich entfernt hat von dem Orte, wo der Leib weilt. Sie war aus der Quadrille der Königin herausgetreten. Ihr Phantaſieanzug war eine Miſchung von dem Coſtüm einer Ritterdame und eines Bauermädchens, von indiſchem und europäiſchem Luxus; eine ſchwarze Halbmaske verlor ſich in ein dichtes Gehänge von ſchwarzen Blonden, die den untern Theil des Geſichts und den Hals ganz verhüllten. Ohne daß ſie es zu bemerken ſchien, war ein Herr in einer ruſſiſchen Bojarentracht mehrere Male vorbeigegangen und hatte ſie betrachtet; eben ſo wenig beachtete ſie es, als er ſich ihr zur Seite ſtellte, und ſich anſtrengte, die dichten ſchwarzen Blonden mit ſeinem ſpähenden Blick zu durchdringen. Sein Anzug war von ſo koſtbaren Stoffen und mit ſo vieler Sorgfalt genäht, daß man nicht zweifeln konnte, der Anzug gehöre entweder einem ruſſiſchen Knees, oder habe ihm wenigſtens gehört. Nachdem er ſie lange betrachtet hatte, trat er ihr einen Schritt näher und ſagte flüſternd: „Bon soir, Mathilde!“

Der Laut dieſes Namens, der nach Eliſabeths Namen der liebſte in der Welt für Sophus war, weckte ihn aus ſeinen Betrachtungen. Zweifelhaft, ob er in dieſem Augenblick ſeine Nähe zu erkennen geben ſollte oder nicht, blieb er ſtehen, und wenige Minuten nachher konnte er nicht mehr aus ſeinem Verſteck hervortreten, ohne den Verdacht zu geben, daß er eine ihn nichts angehende Unterredung habe belauſchen wollen.

Aber auch bei der Dame verfehlte der Laut dieſes Namens ſeine Wirkung nicht. Sie machte eine unfreiwillige Bewegung, die halb und halb Schrecken verrieth, erhob ſich aus der Stellung, die ſie an der Säule angenommen hatte, ſchüttelte mit dem Kopfe und that einen Schritt, um ſich zu entfernen. Aber der Bojar wollte die begonnene Unterredung nicht ſo ſchnell aufgeben. Er nahm ihre Hand und ſchrieb einen Buchſtaben hinein. Die Dame ſchüttelte wieder mit dem Kopfe. Der Bojar behielt ihre Hand in der ſeinigen; es ſchien, als bemühte er ſich zu unterſuchen, ob ſie keinen Ring unter dem roſenrothen Handſchuh trage. Die Dame zog ihre Hand zurück, aber bei dieſer Bewegung verlor ſie ihren Fächer. Der Bojar ergriff ihn hurtig, entfaltete ihn halb und reichte ihn wieder ihr hin mit einem tiefen Bückling, indem er ſagte: „Non, je ne me trompe pas, c'est Vous.“

Die Beſtimmtheit, womit er dieſe Worte ſagte, bewog die Dame umherzublicken, und als ſie ſich überzeugt hatte, daß Niemand auf ſie merke, antwortete ſie mit unſicherer Stimme, welche durch die Maske noch gedämpfter klang: „Eh bien, c'est moi. Et puis?“

Der Bojar betrachtete ſie ſtier; ſeinen Augen mochte es nicht an Ausdruck mangeln, ungeachtet die Maske ſein Geſicht bedeckte, denn die Dame ſenkte den Kopf, um ſeinem Blick zu entgehen, und zupfte an ihrem Gürtel, ſo daß die Flittern ſich löſten und den Boden überſäeten.

„Sie haben es nicht erwartet, mich hier zu ſehen,“ fuhr der Bojar auf Franzöſiſch fort. „Ach, Mathilde, heben Sie den Bann auf, der mich aus Ihrer Nähe verweiſt. Wenn Sie wüßten, Mathilde, wie unglücklich Sie mich machen!“

„Dieſe Vertraulichkeit, Herr Graf“ — —

„Vergeben Sie mir, das Herz weiß nur wenig von den Geſetzen der Etikette. Ich habe ja nur an das Glück gedacht, Sie wieder zu ſehen. Ich bin vor wenigen Stunden angekommen, grade zeitig genug, um dem Hofmarſchall meine Ankunft anzumelden. Ich habe Sie mit klopfendem Herzen in dieſem lebhaften Gewimmel geſucht, das mich nur intereſſirt, weil es den glücklichen Augenblick verbirgt, der ſonſt mir nicht würde zu Theil werden. O mit welcher Sehnſucht habe ich Sie nicht geſucht!“

„Woher dieſe leidenſchaftliche Sprache, Herr Graf?“ ſagte die Dame, die allmählig ihre Ruhe wiedergewonnen hatte in dem Maaße, wie der Bojar die ſeinige verloren zu haben ſchien. „Wie oft habe ich Ihnen nicht geſagt, daß es weder für Sie paßt, ſie zu führen, noch für mich, ihr mein Ohr zu leihen. Es iſt freilich ſehr ſchmeichelhaft für mich, daß Sie mir dieß auf Koſten ſo vieler Damen ſagen, die dieſe Zurückſetzung nicht verdient haben, aber deſſenungeachtet“ — —

„Weßhalb wollen Sie an einer Aufrichtigkeit zweifeln, die Sie nichts berechtigt zu verſpotten? Aber Sie zweifeln nicht, Sie können nicht zweifeln, denn Sie müßten kein Frauenzimmer ſein, wenn Sie nicht im Stande wären, einen flüchtigen und vorübergehenden Rauſch von einer tiefen Leidenſchaft zu unterſcheiden, die entweder ſiegen muß — oder mich vernichten wird.“

„Herr Graf, dieſes Pathos iſt mir verhaßt, das wiſſen Sie. — Der Turban, den die Generalin Geldern heute Abend hat, iſt geſchmackvoll. Finden Sie nicht, daß er ihr reizend ſteht?"

Dieſe Frage ward in einem leichten, beinahe ſpottenden Tone gethan, der in auffallendem Contraſte ſtand zu dem Ausdrucke, der ihre erſten Repliken in dieſer Unterredung betont hatte. Auch der Bojar veränderte in dieſem Augenblick den Ton, und ſagte mit einem Ausdruck von Schmerz: „O, Generalin Geldern! — — — Sie wiſſen nur allzugut, wie gleichgültig mir die Generalin Geldern iſt. Die Generalin hat ihren Charakter heute Abend getroffen. Wie eine Sultanin iſt ſie. — — Es war eine Zeit," unterbrach er ſich ſelbſt mit der vorigen einſchmeichelnden Stimme, „es war eine Zeit, wo ich noch nicht gelernt hatte, was Liebe war, und damals" — — —

„Es war eine Zeit," unterbrach ſie ihn, „wo andere Ohren als die meinigen dieſelben verliebten Klagen hörten. Und es war eine Zeit, wo die Liebe des Herrn Grafen zu der Generalin ſich mit einer Gewaltſamkeit äußerte, die ſo allgemein bekannt iſt, daß es in Wahrheit unedel von Ihnen iſt, mir ſie jetzt ſo ganz abläugnen zu wollen."

Bei dem Worte Gewaltſamkeit machte der Bojar eine raſche und auffahrende Bewegung. Die Dame hob das Haupt mit dem Bewußtſein, das ein wohlangebrachter Hieb dem Kämpfenden giebt, der es vermocht hat, ſeinen Gegner zu treffen. Der Bojar ſchwieg, aber während dieſer Pauſe konnte man die großen Perlen, die an ſeinem Gürtel hingen, ſtückweis auf den Boden niederfallen hören. Er hatte die Schnur geſprengt, die ſie zuſammenhielt, indem er die Hand in der Schärpe zuſammenballte. Die Dame machte eine Bewegung, als ob ſie ſich entfernen wollte, und wandte ſich von ihm ab, aber er ergriff ihren Schleier, der von einem italieniſchen Hute niederhing, welcher mit indianiſchen Vogelfedern und mit einer in einen Colibri auslaufenden Zitternadel geſchmückt war. Indem ſie den Schleier ihm aus der Hand ziehen wollte, ſagte ſie: „Dieß Rendez-vous hat ſchon lange genug gedauert, um Aufmerkſamkeit zu erregen. Ich darf Sie wohl erſuchen, es zu beendigen.“

„Und wenn es auch die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt erregte — — — O warum wollen Sie Ihre Macht über mich mißbrauchen, um mich raſend zu machen? Womit habe ich die Grauſamkeit verdient, womit Sie mich behandeln? Nein, Sie verſtellen ſich, es kann nicht anders ſein. Nicht wahr, Mathilde, Sie verſtellen ſich?“

„Mein Gott, iſt es möglich, daß dieſer Menſch noch an meinen Gefühlen zweifeln kann!“ unterbrach ihn die Dame mit einer Stimme, die keinen Augenblick länger einen Zweifel erlaubte, daß er auf ewig abgewieſen ſei. Der Bojar trat einen Schritt zurück. Darauf ſtreckte er ſeine Hand aus und ergriff die ihrige mit einer ſolchen Heftigkeit, daß ihr Fächer mit einem hörbaren Laut entzweibrach.

„Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich will mit Ihnen ſprechen! Jetzt! hier in dieſem Augenblick!“ ſagte er mit einer Heftigkeit, welche ihm kaum erlaubte, die Stimme zu dämpfen. Die Dame blieb erſchrocken ſtehen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Der kleine Colibri auf ihrem Hute bebte in ſeinem Federbette, ſie verlor den zerbrochenen Fächer aus der Hand. Der Bojar bückte ſich dießmal nicht, er ſtieß ihn mit dem Fuß fort, ſo daß er unter dem Vorhange verſchwand, welcher den Sophus verbarg. Aber als ob dieſer Mangel an Lebensart ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hätte, bückte er ſich vor der Dame und ſagte laut und mit einer höflichen Betonung: „Madame, Ihren Arm!“ und ohne Widerſtand zu finden, legte die Dame ihren Arm in den ſeinigen, und er führte ſie weg. Sophus ſah ſie quer über den Fußboden hingehen; er bückte ſich und nahm den gemißhandelten Fächer auf; aber als er in demſelben Augenblick ſich wieder erhob, waren Beide im Gewimmel verſchwunden.

Eine Quadrille böhmiſcher Bergleute mit ihren Muſikanten war mittlerweile eingetreten in den Saal. Es waren Damen und Herren vom Corps diplomatique, welche einen böhmiſchen Nationaltanz aufführten zur Begleitung böhmiſcher Muſikanten, deren einfache, wehmüthige Inſtrumente eine beſondere Wirkung machten, da ſie mit der lärmenden Tanzmuſik des Orcheſters abwechſelten. Es war etwas ganz Ungewöhnliches; die Böhmen hatte man hier noch nicht gehört. Der verſchwenderiſche öſterreichiſche Miniſter, Graf Kerwitz, hatte ſie von Hamburg kommen laſſen, wo ſie ſich auf einer Kunſtreiſe befanden, um ſie bei dieſem Feſte anzuwenden.

Alles lief zuſammen, um ſie zu ſehen und zu hören; das Gedränge hinderte Sophus in dieſen Augenblicken, dem Bojaren und der wider ihren Willen von ihm weggeführten Dame zu folgen. Ohne an den Kummer zu denken, der ihn vermocht hatte, ſich zu verbergen, ſchlug er die Gardine mit dem Fächer zurück, um den Verſchwundenen nachzuſehen. Er erblickte ſie nicht mehr. Ein Pierrot, der ein kleines Bauermädchen verfolgte und ſie mit ſeinen garſtigen Grimaſſen ängſtigte, ſtand dicht bei ihm. Pierrot wandte ihm den Rücken. Indem ſchlüpfte das Bauermädchen mit Behendigkeit hinter die Gardine, welche Sophus unwillkürlich fahren ließ, ſo daß ſie wieder fiel und ſie Beide verbarg, die in der großen Fenſtervertiefung ſtanden.

„Lieber Herr Page,“ ſagte das Bauermädchen beinahe weinend und mit einer Stimme, welche ihre Angſt verrieth, „retten Sie mich von dem Weißen, der mich den ganzen Abend verfolgt hat. Ich bin ſo bange. Ach, möchte ich doch nie hierher gekommen ſein!“

Bei den letzten Worten war ſie nahe daran, in Thränen auszubrechen. Sie nahm ihr Taſchentuch vor die Augen; aber da ihr die Maske hinderlich war, riß ſie dieſe ab und verbarg das Geſicht mit dem Tuche. Es war ein kleines Bauermädchen in ſeeländiſcher Tracht. Unter der Kopfbinde kamen einige braune krauſe Locken hervor, ihre Geſtalt war ſchmächtig und verrieth ihre Jugend, ihre Hand klein und fein, aber ſie hatte keine Handſchuhe. An dieſem Mangel erkannte der gewitzte Page gleich einen Schmuggler. Mit einer Leichtigkeit, welche ſogar dem Ideale aller Pagen Ehre gemacht haben würde, dem unſterblichen Cherubin in Figaro's Hochzeit, welcher gegen Fanchette dreiſt iſt, weil ſie von ſeinem Alter iſt, und ohne Weiteres ihr alle die Küſſe ſtiehlt, welche die erwachſene Suſanne ihm verweigert, als er ſie darum bittet, — mit derſelben Leichtigkeit beugte ſich Sophus über das kleine Bauermädchen und wollte ihr die Hände vom Geſichte wegnehmen, indem er ſagte: „Fürchten Sie ſich nicht, ich werde Sie ſchützen."

Aber das kleine Bauermädchen ward erſt untröſtlich bei dieſen tröſtenden Worten, welche dieſelbe Wirkung hervorbrachten, die Nervenſchwachen faſt immer durch Theilnahme verurſacht wird, das Gefühl ihres Schmerzes zum Ausbruch zu bringen. Sie ſchluchzte und drückte das Tuch noch feſter vor die Augen.

Sophus nahm ihre Maske, die am Taſchentuche hängen geblieben war, und indem er ſie über ihre Hände hielt, ſagte er: „Laſſen Sie mich Ihnen die todte Maske wiedergeben, ſie wird Sie minder vor mir verbergen als die lebende, ich werde mindeſtens im Stande ſein, Ihre ſchönen Augen zu ſehen."

Sie ſah nicht das zufriedene Lächeln, womit Sophus dieß Compliment begleitete, denn das Tuch und die beiden Hände bedeckten noch immer ihr Geſicht; aber ſie weinte nicht mehr. Dieß machte ihn dreiſter. Er drückte ſeine Lippen flüchtig auf ihre Hand, und ſagte: „Iſt denn Nichts im Stande, dieſe ſchöne Hülle von Ihren Augen wegzubringen?"

Dieß war ſein erſter Verſuch in der Courtoiſie. Es war deßwegen kein Wunder, daß er ſelbſt über ſein Wageſtück erſchrak, als er ihr Erſchrecken ſah. Sie fuhr auf, als ob ſie von einer Schlange gebiſſen ſei, die unter einem Blüthenbuſche verſteckt gelegen hatte, dem ſie zutraulich nahe gekommen war; die Hände verſchwanden von dem Geſichte, ſie richtete den Kopf in die Höhe. Aber da ſie ſah, wer ſie geküßt hatte, erſchrak ſie noch mehr, und als ſie ſagte: „Pfui, das iſt recht unartig, das hätte ich nicht erwartet von Ihnen!“ — ward er feuerroth vor Scham, und mußte die Augen niederſchlagen vor dem zornigen Blick, womit ſie ihn aus zwei großen braunen Augen betrachtete.

„Pfui!“ wiederholte ſie, „das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Ich war ſo froh, als ich Sie ſah, ich glaube, ich wäre ohnmächtig geworden, hätte ich nicht Ihr Geſicht hinter der Gardine geſehen. Ich kannte Sie gleich wieder. O, wem man ſo viel ſchuldig iſt, den vergißt man nicht ſo leicht.“

Während ſie ſprach, war ihrer Stimme kein Zorn mehr anzumerken, und als Sophus die Augen aufzuſchlagen wagte, begegnete er einem milden und freundlichen Geſicht, das in dieſem Augenblick von einer Purpurröthe überflogen ward. Jetzt war die Reihe an ihr, die Augen niederzuſchlagen, und an Sophus, ſie zu betrachten; er benutzte den Augenblick.

„Und Sie? Hätten Sie mich wieder erkannt?“ fragte ſie ſchüchtern, und erhob die Augen halb vom Boden. „Nein, das haben Sie gewiß nicht, am wenigſten unter allen dieſen geputzten und vornehmen Damen.“

„Als ich Ihr Geſicht ſah, kannte ich Sie den Augenblick, aber vorher freilich nicht,“ ſagte Sophus. „Ich würde Sie erkannt haben, wenn ich Sie auch hätte mit dem König tanzen ſehen. Glauben Sie denn, daß ich ſo vergeßlich bin? Sie können ſich darauf verlaſſen, ich habe oft an Sie gedacht.“

„Wirklich?“ ſagte das kleine Bauermädchen vergnügt und ſah fröhlich aus. „Es war auch eins meiner größten Vergnügen, als ich hierher kam, daß ich Sie vielleicht zu ſehen bekommen würde. Nun bereue ich es auch nicht, daß ich hergekommen bin. Kurz vorher dachte ich noch daran, wie ich mich wohl davon machen könnte; aber jetzt wollte ich ja nicht gehen um Alles in der Welt.“

„Und das wirklich meinetwegen?“ ſagte Sophus, und wollte ihr die Hand küſſen. „Dafür muß ich Ihnen danken.“

„Ach, wie Sie nun ſich haben! Nein, wenn Sie ſo ſprechen, werde ich gewiß nicht bleiben. Wie können Sie nun ſo langweilig ſein!“

Es war die kleine Liſette Calais, die Tochter des franzöſiſchen Goldſchmidts, welchen Sophus vor anderthalb Jahren aus der Eiſenhand der Gerechtigkeit befreit hatte. Ihr Kummer und ihre Schönheit hatten ſchon damals einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht; jetzt machte ihre Freude und ihre Schönheit einen noch ſtärkern. Er hatte oft an ſie gedacht und ſie wieder vergeſſen; er machte ſich jetzt im Stillen Vorwürfe deßwegen, und fühlte ſich dabei überzeugt, daß er ſie nie wieder vergeſſen werde. Sie erzählte ihm, wie ſie auf den Maskenball gekommen ſei, und wie viel Angſt ſie ausgeſtanden habe. Einer von den Bedienten der Königin, für den ihr Vater arbeitete, hatte ihnen Billette gegeben unter der Bedingung, daß ſie ſich entfernten, ehe zum Demaskiren geblaſen würde. Ihr Vater hatte ſie in einem Domino begleitet. Bei jedem Stiche, den ſie an ihrem Anzuge machte, hatte ſie an die Freude gedacht, wenn ſie den Sophus zu Geſicht bekommen würde. Daß er nicht maskirt ſein würde, war ihr gar nicht eingefallen. Sie meinte, ſie würde ihn ſchon erkennen, wie er auch gekleidet ſein möchte. Aber als ſie nun auf die breite Treppe gekommen wäre, wo die Schildwachen mit dem Gewehr auf der Schulter ſtumm auf und ab gingen, war ihr der Muth geſunken, und ſie wäre gern umgekehrt, wenn ſie ihrem Vater es zu ſagen gewagt hätte; aber ſie durfte nicht laut ſprechen, und der alte Calais war ein wenig harthörig. Aber da ſie nun den Wachen und Lakaien und Trabanten vorbeigekommen war und in den großen Ritterſaal trat, der von vielen tauſend Lichtern ſtrahlte, und die Maſſe von Köpfen auf der Gallerie ſah, und die Menge von prächtigen Masken und Aufzügen, die einander drückten und drängten, kamen ſie ihr alle wie Könige und Königinnen vor, und ſie wagte kaum einen Schritt zu thun, und ward bei dieſer Unbeweglichkeit unaufhörlich von der einen Seite zur andern geſchoben, bis ſie einer von den tanzenden Quadrillen ſo nahe kam, daß ſie in den Tanz hineingeſchleudert und von ihrem Vater getrennt wurde, der bei dieſer Gelegenheit den einen Arm ſeines Domino einbüßte, an welchem ſie ihn krampfhaft feſtgehalten hatte; aber den Aermel hatte ſie in ihrer Taſche verwahrt, er war nicht verloren gegangen. Endlich war ſie dem weißen Pierrot beinahe in die Arme geworfen worden, der ihr dann wie ihr Schatten gefolgt war, bis ſie den Sophus entdeckte und dem abſcheulichen weißen Mann mit ſeinen rothen Augen und häßlichen Grimaſſen behend entſchlüpfte. Jetzt war ihr gar nicht mehr bange, jetzt war ſie ja unter Schutz, und jetzt wagte ſie durch die Gardinen den bunten Schwarm zu betrachten und ſich darüber zu freuen; früher hatte ſie vor der abſcheulichen Maske nichts ſehen können, die ihr die Augen beinahe verdeckte, und ſie hätte erſticken können.

Sophus hörte dieſen langen Bericht mit ſteigendem Intereſſe. Er erfuhr, daß ihre Lage jetzt glücklich war, die Königin hatte ihren Vater unterſtützen laſſen; „ihr verdankte er ſein Glück, aber dem Sophus ſeine Befreiung.“ Dieſe Unterſcheidung freute den Sophus ſehr, der in ſeinem Herzen die Königin ſegnete für dieſen neuen Beweis, wie weit ihre Wohlthätigkeit ſich erſtrecke, und für den mütterlichen Sinn, womit ſie ſich der Verlaſſenen annahm. Er erfuhr auch ihre Wohnung, und daß es der ſchönen Liſette nicht entgegen ſein würde, ihn öfter als dieß einzige Mal zu ſehen. Während dieſer Unterredung hatte Liſette zwiſchen den Gardinen hindurchgeguckt und ſich die prachtvollen vornehmen Damen und

Herrn beſehen. Plötzlich hielt ſie inne und ward feuerroth. „Mein armer Vater ſucht mich gewiß,“ ſagte ſie, und ſah zur Erde nieder, indem ſie aus Verlegenheit die Maske mit den Händen zuſammenbog; „er ſucht mich gewiß, und ängſtet ſich, was aus mir geworden ſein möge.“

Mitten auf dem Boden im Ritterſaale zwiſchen zwei Quadrillen war ein offener Platz, der in dieſem Augenblicke leer wurde, und mitten auf dieſem Platze ſtand eine Figur, die man ſchwerlich ohne Lachen anſehn konnte. Es war ein Mann in einem ſchwarzen Domino, dem der eine Aermel fehlte, ſo daß ein ganz hellgrüner Rock von grobem Tuche zum Vorſchein kam. Auf dem Kopfe hatte er eine gepuderte Perrücke mit ſehr großen Locken, die vermuthlich aus der Garderobe eines Privattheaters herrührte. Die Maske, welche einen Theil der Perrücke verbarg und über den Hals herabging — ſolche Größe hatte ſie, — war eine von den gewöhnlichen Carricaturmasken, welche nichts ausdrücken. Da die Augen an der Maske ſich auf den Backen des Mannes befanden, mußte er den Kopf zurückbeugen, um hindurch ſehen zu können. Es war nur allzu deutlich, daß dieſe Figur ein Schmuggler war, und deßhalb hatten die Pagen ihn nicht verſchont. Ohne daß er es merkte, hatten ſie ihm den Domino oben auf dem Rücken befeſtigt, ſo daß ein Paar mancheſterne Beinkleider, die gewiß mehrere Winter erlebt hatten, unglücklicherweiſe ſich blicken ließen. Einige von den Umſtehenden hatten ſchon angefangen, auf den armen Verlaſſenen zu merken, der mit aller Anſtrengung nach ſeiner verſchwundenen Tochter umherſpähte, und dabei in ſeiner Verlegenheit einen groben dreieckigen Hut mit hellrothem leinenen Futter in ſeinen beiden arbeitgewohnten Händen drehte. Wahrlich, es ließ ſich nicht erwarten, eine ſolche Figur auf einem Hofmaskenball in Chriſtiansburg zu finden, ungeachtet er für alle Neun von den ſeligmachenden Rangordnungsklaſſen gegeben wurde.

Als Liſette ihr Haus verließ, war ihr des Vaters Kleidung nicht eben aufgefallen; als ſie ihn aber jetzt entdeckte mitten unter den vornehmen Leuten, während ſie ſelbſt in einem niedlichen Anzuge dem Sophus in ſeinem goldbeſetzten Kleide gegenüberſtand, fühlte ſie ſich gedemuthigt und unglücklich. Sophus erkannte den alten Calais an dem fehlenden Aermel. Auch er mußte lächeln über dieſe wunderliche Figur; aber ein natürlicher Takt ſagte ihm, was Liſette in dieſem Augenblicke fühlen mußte. Er zerbrach ſich den Kopf, ein Mittel ausfindig zu machen, um den alten Mann zu entfernen.

„O wären wir doch weit von hier!“ ſagte Liſette mit einem tiefen Seufzer und mit betrübter Stimme. „Möchten wir nie hierher gekommen ſein! Nein, das will ich doch nicht wünſchen; aber jetzt möchte ich um alle Welt, daß wir wieder zu Hauſe wären in unſrer armen Stube — da, wo wir hingehören,“ fügte ſie kaum hörbar hinzu. „O Gott, o Gott, ſehen Sie nur!“

In dieſem Augenblicke redeten zwei junge Herren den alten Mann an, der in tiefſter Ehrerbietung ſich beinahe bis zur Erde beugte. Daneben ſtand Eichfeldt und lachte.

Die Herren lachten auch ganz laut. Ungeachtet des Lärmes von den Tanzenden und von der Muſik, drang dieß Gelächter doch bis hinter die große Gardine. Sophus faßte ſich ſchnell. Mit wenigen Worten hatte er Liſetten unterrichtet, was ſie thun ſollte. Sie nahm die Maske vor's Geſicht und folgte ihm, der unvermerkt die Gardine öffnete und die Fenſtervertiefung verließ. Sophus ging dicht bei dem Alten vorbei, ohne ihn anzuſehn, Liſette ergriff ihn unvermerkt an dem Arm und ging weiter, ohne aufzuſehen. Der alte Mann, welcher fürchtete, der übriggebliebene Aermel werde das traurige Schickſal des mangelnden haben, folgte ſeiner Tochter. Die Beſorgniß für den geliehenen Domino überwand ſeine ehrerbietige Furcht vor den beiden vornehmen lachenden Herrn. So näherten ſie ſich dem Ausgange aus dem Ritterſaale, ohne daß Jemand auf ſie achtete; hier blieb Liſette ſtehn, um ihres Vaters Anzug in Ordnung zu bringen, und ihm die Schnüre und Bänder loszumachen, womit ihn die Pagen ausſtaffirt hatten. Sophus führte ſie zu einer verborgenen Treppe, welche zu einem geheimen Gange an der Veſtibüle führte, von wo ſie unbemerkt ſich entfernen konnten. Der alte Mann bückte ſich tief vor dem jungen goldgallonirten Herrn, der ihnen ſo viel Ehre erzeigte. Liſette reichte ihm die Hand und flüſterte: „Sie haben mich zum dritten Mal befreit.“ Aber, als ob ſie bereue, was ſie gethan hatte, entriß ſie ihm ſchnell die Hand, und folgte erröthend ihrem Vater, der ſchon die Treppe hinunterging.

Als Sophus in den Saal zurückkam, fiel ſein Blick auf den Bojaren, der noch den Arm der Dame in dem ſeinigen hielt. Er machte einige hurtige Schritte, um ſich ihnen zu nähern, als ſie ihm abermals zu Geſicht kamen. Aber plötzlich blieb er ſtehn und kehrte um, indem er gleichgültig bei ſich ſelbſt ſagte, mit der routinirten Süffiſance eines Cavaliers: „Was geht mich Andrer Abentheuer an? Ich habe genug zu thun, um mein eignes abzuwarten. Ich will doch ſehn, ob die hübſche Liſette ungehindert aus dem Schloſſe kommt.“ Aber da der Bojar gerade — wie es ihm wenigſtens vorkam — den Arm der Dame, welchen ſie ihm entziehen wollte, mit Gewalt feſthielt, ſo wartete er. Ohne auf ihn zu merken, kam ſie ihm entgegen; Sophus trat zur Seite; der Vorhang eines der verborgnen Corridore nahm ihn in ſeinen Schutz.

Die Dame blieb plötzlich ſtehen, riß ihren Arm mit Heftigkeit aus dem des Bojaren und ſagte: „Laſſen Sie mich, oder ich rufe um Hülfe. Ich bin Ihrer Unverſchämtheit müde, Herr Graf!“

„Schöne Mathilde,“ ſagte der Bojar in einem aufgebrachten, neckenden Tone, „legen Sie die grauſame Maske ab! Dieß Herz iſt nur für Liebe geſchaffen.“

„Oder für Verachtung,“ ſagte die Dame mit einer Betonung, die einen hohen Grad von Abſcheu bezeugte.

„Eh bien, soit donc! Haſſen Sie mich acht Tage lang, wenn es zu Ihrer Glückſeligkeit erforderlich iſt. Aber wenn dieſer Termin vorüber iſt — — werde ich die Ehre haben, Ihnen meine unterthänige Aufwartung zu machen mit Ihrer Erlaubniß.“ Er hielt noch immer einen Zipfel Ihres Schleiers feſt.

„Ich verbitte mir Ihren Beſuch, Herr Graf, ich nehme ihn nicht an. Ich begreife nicht, woher ich die Geduld nehme, die ich heute Abend beweiſe.“

„Ecoutez, Mathilde! Verſtändigen wir uns! Ich bin nicht gewohnt, ſo lange vergebens zu ſeufzen. Seien Sie vernünftig! Es iſt zu Ihrem eignen Beſten.“

„Das iſt zu arg. Laſſen Sie meinen Schleier, oder — — —“ Sie machte eine Bewegung, ihn vom Kopfe zu löſen. „Verlaſſen Sie mich den Augenblick, oder ich bitte den König, mich gegen ſo große Unverſchämtheit zu ſchützen.“

Der Bojar legte hurtig ſeine Hand auf ihren Arm, indem er den Schleier fahren ließ und ſagte: „Parlons plus bas, s'il Vous plait. Keine Drohung, wenn ich bitten darf. So erlauben Sie mir denn, die Sache kurz abzumachen und grader zum Ziel zu gehen, als ich ſonſt pflege. Sie nöthigen mich dazu durch dieſe hartnäckige Grauſamkeit. Sie ſind nicht immer ſo grauſam geweſen. Es gab eine Zeit, — Sie zwingen mich ſelbſt, Sie an jene Zeit zu erinnern, wo Sie die Kinderpuppe wegwarfen, um mit Herzen zu ſpielen, — es gab eine Zeit, wo Sie minder grauſam waren. Es iſt eine vergeſſene Geſchichte, nur Wenige kennen ſie, auf deren Verſchwiegenheit Sie rechnen können. Oberſt Eichfeldt, der ſeinen Namen hergegeben hat, um die Folgen zu verhüllen, iſt verſchwiegen. Ihre Stellung berechtigt Sie zu großen Erwartungen, und Ihr Ruf iſt — unbefleckt. Sie wünſchen wohl auch, daß er es fernerhin bleibe.“

„Herr Graf, jetzt iſt meine Geduld zu Ende,“ ſagte die Dame mit feſter Stimme, aber ſie hatte beinahe ihren vorigen Klang verloren.

„Meine gnädige Comteſſe, ich weiß, welch ein zartes Ding die Ehre eines Mädchens iſt. Ich hoffe, daß Sie ſich auf mich verlaſſen, und erlaube mir, mich deßwegen auch auf Ihre Güte zu verlaſſen.“ — Er betrachtete ſie einige Augenblicke, darauf ſagte er: „Comteſſe, Sie wiſſen zuverläſſig, daß ich damit zufrieden bin, Ihr Freund zu ſein, wenn ich auf keine Weiſe hoffen darf, Ihr Liebhaber zu werden. Wenn ich mich nur auf Ihre Freundſchaft verlaſſen kann! Ich verlange nicht, daß Sie ſich öffentlich von Ihrer Parthei trennen ſollen; aber ich verlange, daß Sie ſich insgeheim an die meine anſchließen und ihr aufrichtig dienen. Comteſſe, Sie müſſen wählen zwiſchen der Gnade meiner Kaiſerin oder meiner Feindſchaft; Sie müſſen wählen, neutral können Sie nicht länger bleiben. Beſchließen Sie, und Sie ſollen nicht ein Wort von Liebe von mir hören, da meine Perſon ſo unglücklich iſt, Ihnen zu mißbehagen. Ich will Sie nicht überraſchen, ich gebe Ihnen acht Tage Zeit, die Wahl zu überlegen. Meine gnädige Comteſſe, ich werde die Ehre haben, Ihnen meine unterthänige Aufwartung zu machen.“

Dieſe letzten Worte ſagte er beinahe laut, indem er ſich ſehr tief bückte, und verließ ſie. Die Dame lehnte ſich gegen den Vorhang, der den Sophus verbarg; ſie merkte nicht, daß ſie ſich auf ihn ſtützte, um nicht umzuſinken. Er ſah durch die Gardine, wie ihr Kinn und

Hals, welche noch ſo eben von der gewaltſamen Bewegung des Blutes geröthet waren, auf einmal todtbleich wurden. Aber plötzlich ſammelte ſie alle ihre Kraft, richtete ſich ſtolz in die Höhe und verließ den Saal. Sophus eilte ihr nach, ohne ſich bewußt zu ſein, warum. In der Veſtibüle vor dem Ritterſaal ſank ſie um auf einen Stuhl und machte eine Bewegung, als ob ſie die Maske vom Geſichte reißen wollte; eine Schaar hülfreicher Lakaien und Kammerfrauen umringten ſie mit Klagen über die unerträgliche Hitze im Ritterſaale. In dieſem Augenblick erklang eine ſchmetternde Fanfare: das Orcheſter blies zur Demaskirung. Mit der letzten Anſtrengung ihrer ſchwindenden Kräfte erhob ſich die Dame vom Stuhle und wies alle Hülfe zurück, indem ſie die Maske noch feſter an's Geſicht drückte. Sophus wollte ſich nähern, aber er ward von einem Trupp flüchtender Schmuggler weggedrängt, welche die Masken nicht abnehmen durften. Die neugierigen Pagen verfolgten ſie, um ſich an ihrer Verlegenheit zu weiden, und vermehrten dadurch die Verwirrung der Flucht. Dieſe Schaar riß die Dame mit ſich fort und warf den Sophus dem Bojaren grade entgegen, welcher ſich eben wegverfügen wollte, vielleicht weil er der Comteſſe ſchleunige Entfernung bemerkt hatte. Sie kehrten Beide in den Saal zurück, und Sophus ſah ihn einen Augenblick nachher ohne Maske den König mit der tiefſten Ehrerbietung becomplimentiren. Der ſchwarzhaarige Mann in Bojarentracht mit vorſtehenden Backenknochen, breiter Stirn, flacher Naſe und kleinen, rollenden Augen, war der ruſſiſche

Miniſter General Pilzonoff, der nach einer Abweſenheit von einigen Monaten nach Kopenhagen zurückgekehrt war. —

Graf Pilzonoff ward allgemein für einen lauen Alliirten, aber für einen thätigen und gefährlichen Feind gehalten; vielleicht that man ihm jedoch Unrecht in erſterer Hinſicht. Aber ſo viel iſt gewiß, daß er nicht delicat war in der Wahl ſeiner Mittel, um ſeinen Willen durchzuſetzen, und daß er eine Hartnäckigkeit zeigte, die beinahe für unüberwindlich galt. Im geſellſchaftlichen Leben bewegte er ſich nicht mit beſonderer Leichtigkeit, aber mit deſto größerer Süffiſance. Er war roh in ſeiner Aufmerkſamkeit gegen Damen und kein willkommener Anbeter für die, welcher er ſich einfallen ließ den Hof zu machen. Gleich nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen verliebte er ſich in die Generalin Geldern; aber da ſie unempfindlich blieb gegen ſeine Seufzer, ſchwur er ihr einen tödtlichen Haß, der ſogar ſo weit ging, daß er auf der Gaſſe einen Herrn überfiel, den er im Verdacht hatte, daß er ihm bei der Generalin im Wege ſtehe, und ihn mit ſeinem Stocke ſchlug. Der Zeitgeiſt beſchützte damals den Ambaſſadeur bei einem ſolchen Mißbrauch ſeiner Stellung, ſo daß er ungeſtraft blieb. Aber bei Hofe erregte ſein Benehmen allgemeinen Unwillen gegen ihn; er wurde mit Epigrammen und Hindeutungen auf ſeine gewaltſame Leidenſchaft überſchüttet, und, um dem Sturme zu entgehen, verließ er Kopenhagen auf einige Monate und ging nach Petersburg. Man erzählte ganz allgemein, daß der zuletzt verſtorbene Selbſtherrſcher aller Reußen den Grafen oft auf dieſelbe Art behandelt und verſucht habe, mit ſeinem eignen allerhöchſten Stock den Grund zu legen zu ſeiner Civiliſation, was jedoch nur wenig gefruchtet hatte. Von der Generalin Geldern ging des Grafen Unwille auf die Königin über, und da es, außer den herrſchenden Hofparteien, zwei diplomatiſche Parteien gab, denen ſich jeder mehr oder weniger anſchloß, trat der ruſſiſche Miniſter an die Spitze der antiengliſchen, und arbeitete bei jeder Gelegenheit der Königin entgegen. Der ruſſiſche Envoyé, Herr von Solder, welcher nach Kopenhagen in einer ſpeciellen Angelegenheit gekommen war, um einige Streitigkeiten über die holſteinſchen Angelegenheiten abzumachen, beobachtete bei dieſer Gelegenheit eine Neutralität, welche das Gerücht nicht unwahrſcheinlich machte, daß dieß verabredetermaßen geſchehe, damit er dem Ambaſſadeur deſto leichter mit dem beiſtehen könne, was er unter der Flagge der Neutralität ſich zueignen durfte. —

Die Wirkung, welche es auf einen jungen Menſchen macht, wenn er plötzlich in Verhältniſſe eingeweiht wird, die über ſeine Jahre und Entwickelung ſind, blieb auch bei Sophus nicht aus. Er war auf einmal mit einer Intrigue bekannt geworden, deren Gang und Ziel er nicht einmal hatte ahnen können, und er hatte zugleich ſelbſt eine Intrigue angeſponnen, die ſein Herz in Bewegung ſetzte. Aber er war auch in den Beſitz gekommen von bedeutenden Geheimniſſen, und unter dieſen auch von dem, für ihn als Pagen allerwichtigſten, dem Schlüſſel zu Eichfeldts geheimnißvoller Abkunft. Nicht einmal der hochmüthige, eitle Eichfeldt ſelbſt hatte eine Ahnung von dem, was er wußte, und er hatte nun ein Uebergewicht über ſeinen Feind, das Niemand ihm ſtreitig machen konnte. Aber ſchon den nächſten Tag war dieſe Freude bedeutend geſunken. Der unglücklichen Comteſſe beinahe tödtlicher Zuſtand, als ſie den Saal verließ, und ihr bitterer Kampf gegen Pilzonoff ſtand unverrückt vor ſeiner Phantaſie. Er wollte Eichfeldt mit Kälte, aber edelmüthig, behandeln, er wollte ihn ſchonen, aber ihretwegen.

Unter den Pagen war natürlich die Rede von der Maskerade. Sie theilten einander die Begebenheiten jenes Abends mit; Sophus war der einzige, welcher nicht theilnahm an der Unterhaltung. Einer von ſeinen Kameraden bemerkte dieß.

„Er ſpeculirt noch über ſeine Wiſcher,“ ſagte Eichfeldt, oder vielleicht ſind ſeine Gedanken bei ſeiner Heldin. Es iſt Schade, daß er nicht mit demſelben Recht Held heißen kann,. wie ſie Heldin.“

Zu der perſönlichen Beleidigung würde Sophus geſchwiegen haben; jetzt dagegen antwortete er: „Ich verbitte mir jede Anwendung von des Fräuleins Held Namen; das iſt ein Spaß, den ich nicht dulde.“

„Nicht? Ich habe jedoch Luſt, ihn ſo oft anzuwenden, wie es mir behagt. Ja, ſieh mich nur an! — Ich verbitte mir dies ungezogene Anſtarren; das laß Dir hiermit geſagt ſein.“

„Ich habe mir vorgenommen, Dich zu ſchonen, Eich-

„Wer ſpricht zu mir von Schonen?“ rief Eichfeldt. „Beſchönige nur Deine Cujonerie mit ſchönen Redensarten. Jeder weiß doch, daß, wer mit Piſtolen ſchießen kann, keine Schonung bedarf.“

„Schäme Dich, Eichfeldt!“ ſagte einer von den anderen Pagen. „Norden hat eben erſt Deinetwegen Unannehmlichkeiten gehabt, und nun kirrſt Du ihn wieder. Norden hat Dich nicht beleidigt, und Du mußt mir zugeben, um es Dir rein heraus zu ſagen, daß Du Dich nicht wie ein Cavalier beträgſt.“

„Miſche Dich nicht in Sachen, die Dich nichts angehn!“ ſagte Eichfeldt. „Ich kann mit Euch beiden fertig werden, mit Dir und mit einem ſolchen verlaufenen holländiſchen Junker, wie Norden.“

„Nu nu, es iſt doch beſſer zu wiſſen, daß man ein ehrlicher Holländer iſt, als gar nicht zu wiſſen, wo man zu Hauſe gehört,“ antwortete der Andre! „Ja, ich war es, der dieß geſagt hat. Sieh mich nur an! Mein Name iſt von Brakel, wenn Du es wiſſen willſt.“

„Und mein Name iſt von Eichfeldt, aufzuwarten.“

„Dein Name iſt nicht von Eichfeldt,“ ſagte Sophus, trotz ſeinem beſſern Vorſatz. Die Ruhe, womit er dieß ſagte, machte ſelbſt ſeinen hitzigen Gegner ſtutzig; er ſchwieg, und ſah ihn fragend an.

„Du heißeſt nicht Eichfeldt,“ wiederholte Sophus. „Drei Schritte vom Leibe, Monsieur sans-nom. Du kennſt ja weder Deinen Vater noch Deine Mutter. Was kannſt Du dagegen aufbringen? Meine Herren, ich gebe mein Ehrenwort darauf, daß ich ſeine Mutter auf der geſtrigen Maskerade geſehen habe und Zeuge einer Unterredung geweſen bin, welche es außer allem Zweifel ſetzt, wo ſich der Herr herſchreibt.“

„Beweiſe das!“ rief der erbitterte Eichfeldt. „Du ſollſt mir Rede ſtehen für dieſe Lüge.“

„Es iſt mein Geheimniß und keine Lüge, darauf gebe ich mein Ehrenwort noch einmal. Aber es bleibt bei mir; und wenn Du im Staube vor mir kröcheſt, ſage ich doch kein Wort mehr.“

Sophus bereute es, ſo viel geſagt zu haben. Er trat zu Eichfeldt hin und ſagte ihm verſöhnliche Worte; aber deſſen Erbitterung war auf das Höchſte geſtiegen; er ſtieß ihn von ſich und zwar ſo heftig, daß er Sophus in's Geſicht traf, indem er ſagte: „Der elende Kerl hat ſich verſteckt unter den Lakaien, ihm war bange, man möchte daran denken, daß er wie ein Schulknabe gezüchtigt iſt. Er hat meine Mutter nicht geſehen, denn wäre das der Fall geweſen, ſo hätte er ſie unter den Erſten geſehen, und nicht unter Lakaien und Kammermädchen, wohin er gehört. Geh nun und erzähle, daß Du auf einer Lüge ertappt biſt, und daß ich Dir dafür eine Ohrfeige gegeben habe.“

Dieß war zu viel für Nordens Geduld; er ward blaß vor Zorn und ſagte: „Ich habe Deine Mutter in jener Nacht geſehen, mitten im Ritterſaal, ich habe einen Mann es ihr vorhalten gehört, daß Du ihr Sohn biſt. Aber ich habe geſchworen, daß Du der letzte ſein ſollſt, der ihren Namen erfährt.“ — Und da Eichfeldt ihn noch eben ſo höhniſch betrachtete, fuhr er fort: „Es waren übrigens auch Andere mitten im Ritterſaale zugegen, als die Erſten; aber die haſt Du wohl eben ſo überſehen wie mich, der ich nicht unter den Lakaien ſtand, ſondern unter der Gallerie in einer Fenſtervertiefung. Willſt Du nach Deiner Mamma ſuchen, ſo ſieh Dich da nach ihr um, wo ſie zu finden iſt — aber vergiß dann auch nicht die Schmuggler."

Bei dieſem verhaßten Worte fuhr Eichfeldt in die Höhe, und ſtürzte ſich wild auf Sophus; aber die Anderen hielten ihn zurück. Kämpfend gegen die Uebermacht ward er von einem Krampf ergriffen. Es that jetzt Sophus leid, daß er ihn ſo weit gebracht hatte, und zwar indem er zum Theil von der Wahrheit abgewichen war; aber dieſe Reue war doch gemiſcht mit dem Bewußtſein, ſeinen Feind gedemüthigt und ſeine verwundete Eitelkeit gerächt zu haben. Dieß Gefühl war jedoch vorübergehend, und er gab ſich ſpäterhin Mühe, den Eindruck auszuglätten, den dieſer Vorfall auf Eichfeldt gemacht hatte. Aber dieſer war unverſöhnlich, und Sophus mußte ſich ſelber geſtehen, daß ſeine Unvorſichtigkeit ihm einen Feind gemacht hatte, der ihn von ganzem Herzen haßte. —

So prachtvoll, erleuchtet und bevölkert Chriſtiansburg an dieſem Maskeradenabend geweſen war, eben ſo dunkel und anſcheinend öde lag es einige Abende ſpäter. In der Königin Vorgemach, einem dämmrigen Saal mit dunkeln Tapeten, den die vielen reichvergoldeten Leiſten und Verzierungen kaum im Stande waren zu beleben, brannte ein Kronleuchter, der den großen Raum nur kärglich erleuchtete. Die koloſſalen Lehnſtühle mit vergoldeten Rücken ſtanden geſpenſterhaft an den Wänden entlang und warfen breite Schatten. In einem von dieſen ſaß, oder vielmehr lag Sophus. Die ungewöhnliche Stille, welche nur vom einförmigen Schritt der Schildwache unterbrochen wurde, der von den langen Corridoren und Gängen draußen widerhallte, und das monotone Rauſchen des Regens, den der Wind gegen die Scheiben warf, hatte ihn in den Schlaf gewiegt. Er träumte abwechſelnd von der Maskerade, von Eliſabeth, von der kleinen Liſette, von dem närriſchen Oberſten Held, von Eichfeldt, und von des alten Calais Perrücke und einarmigem Domino. Aber bei allen dieſen verwirrten Traumbildern ſchlief er feſt und ruhig, wie man ſchläft, wenn man achtzehn Jahre alt iſt. Er merkte nicht, daß die Thür aufging und zwei Damen in's Gemach traten. Sie waren Beide in Mäntel gehüllt, welche ſie auf einen Stuhl an der Thüre warfen. Die eine Dame trat vor einen Spiegel, nahm den Schleier vom Kopfe und ordnete ihren Haarputz; es war die Generalin Geldern. Die andre blieb ſtehen, und ſchlug den Schleier zur Seite, ohne ihn abzunehmen; ſie war ſehr blaß; ihre ſchwarzen Augen ruhten auf allen Gegenſtänden mit einer Mattheit, welche einen beendeten Seelenkampf verrieth. Sie ließ die Augen in dem halbdunkeln Raume rund umgehn, als ob ihre Gedanken weit entfernt wären von dieſem Orte. Ihr Anzug war nicht ganz frei von einem gewiſſen phantaſtiſchen Anſtrich und hielt die Mittelſtraße zwiſchen einem Reiſe- und einem Spazieranzuge, der aber keineswegs eine Hofkleidung war.

Die Generalin hatte geweint, noch hingen Thränen in ihren Augen, die ſie zu wiederholten Malen mit dem Taſchentuche abtrocknete. Keine von Beiden ſprach. Endlich nahm Frau von Geldern die Dame bei der Hand und führte ſie nach der Thüre zum Gemach der Königin. Hier verweilte dieſe einen Augenblick, aber indem öffnete ſie ſelbſt die Thür mit Eilfertigkeit, und die Generalin folgte ihr. Die Thür blieb halb geöffnet. Man konnte die beiden Damen durch das Gemach ſchreiten hören; darauf wurde noch eine Thür geöffnet, und Alles war wieder ſo ſtille wie vorher, und dieſe Stille dauerte lange. —

Sophus ward geweckt durch einen dumpfen Schall, wie von einem Falle, der von einem Schrei begleitet war. Er wußte nicht, wie lange er geſchlafen hatte, er wußte nicht, ob es Abend oder Nacht war, er wußte nicht, ob er geträumt, oder ob er wirklich einen Schall gehört hatte, von dem er erwacht war. Er ſetzte ſich aufrecht in dem Lehnſtuhl und ſah ſich um, und bemerkte nun mit Schrecken, daß er nicht allein war; denn zwei Geſtalten bewegten ſich dicht bei ihm, aber lautlos, und ungeachtet er ſie beinahe mit den Händen hätte faſſen können, konnte er doch weder den Schall ihrer Schritte, noch ihre heftigen Bewegungen hören. Da entdeckte er, daß die Thür zu den Gemächern der Königin halb offen ſtand, und daß er im Spiegel, der ihm zur Seite der Thür gerade gegenüber hing, dieſe Figuren ſich bewegen ſah. Er ſprang auf und rieb ſich die Augen. Es war die Königin und die Generalin, welche eine dritte Dame, deren

Geſicht er nicht ſehen konnte, vom Boden aufhoben. Die Königin lag in einer knieenden Stellung und hielt die Hand der Dame in ihrem Schooß; die Generalin beſprengte ihr das Geſicht und hielt ihr ein Riechfläſchchen unter die Naſe. Sie war ohnmächtig geworden in dem Augenblick, wo ſie aus dem Cabinet der Königin getreten war. Die Generalin ſah ſich um, als ob ſie um Hülfe rufen wollte, und Sophus war ſchon im Begriff, hinzueilen, als die Königin eine Bewegung mit der Hand machte, um Frau von Geldern zurückzuhalten, indem ſie halblaut ſie bat, zu bedenken, daß man keine Zeugen herbeirufen müſſe, ſo lange es nicht nothwendig ſei; ſie würden ſie ſchon ohne fremde Hülfe wieder zu ſich ſelbſt bringen können.

„Es iſt Niemand im Vorgemach,“ ſagte die Generalin ganz laut; und Sophus zog ſich vom Spiegel zurück. Indem machte die ohnmächtige Dame eine Bewegung. Die Königin nahm das Fläſchchen der Frau von Geldern ab, machte ſie aufmerkſam, daß die Thür offen ſtehe, und daß Jemand kommen könne. „Meine liebe, gute Mathilde!“ fuhr ſie fort mit erhobener Stimme in einem theilnehmenden Tone. Die Thür ward indem verſchloſſen; aber Sophus hatte das letzte Wort aufgefangen, und wußte nun, daß die ohnmächtige Dame dieſelbe war, die Graf Pilzonoff auf der Maskerade verfolgt hatte.

Er wagte nicht das Vorgemach zu verlaſſen, und wagte eben ſo wenig zu bleiben. Er ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl in dem dunkelſten und entfernteſten Winkel des Saals, und ſtützte den Kopf auf die Hand, als ob er ſchliefe. Ein natürlicher Takt ſagte ihm, daß der Schein einer Pflichtverſäumniß hier am dienlichſten ſein müſſe. Innerhalb des Gemaches der Königin ließen ſich Schritte und Stimmen hören, er glaubte ſelbſt Weinen und Schluchzen zu vernehmen; die Königin ſprach ſchnell und heftig, aber kein Wort drang zu dem entfernten Winkel, wo Sophus ſaß. Wenn er ein einziges Wort hätte verſtehen können, würde er die Hände vor die Ohren gehalten haben.

Endlich öffnete ſich die Thüre, die Königin blieb ſtehen auf der Schwelle, die beiden Damen traten raſch heraus in das Vorgemach. Sophus blieb in derſelben Stellung ſitzen, und erſt als die Königin ſagte: „Lebe wohl, liebe Mathilde, und denke an mich in Deiner Einſamkeit!" — fuhr er auf wie aus dem Schlafe, ſo ſchnell und unerwartet, daß jede von den drei Damen einen kleinen Schrei ausſtieß. Die Damen verbargen das Geſicht mit den Händen, die Königin faßte ſich ſtracks. Sie winkte dem Sophus und ſagte: „Ich will es verſchwiegen wiſſen, daß heute Abend Jemand bei mir geweſen iſt." Darauf eilte ſie hin zu der Dame, ſchlug ihr ſelbſt den Schleier über den Kopf, umarmte ſie und ſagte: „Ach ich habe nicht ſo viele, die mit der Zärtlichkeit wie Du an mir hängen, daß ich Dich nicht vermiſſen ſollte. Ich werde oft an Dich denken. O, Du biſt glücklich, da Du dich verbergen kannſt in einem Schlupfwinkel fern von dieſem prachtvollen Zwange. Denk' an mich, Mathilde, wenn Du umringt biſt von

Liebe und Theilnahme, — die ſind nur ſparſam auf meinen Weg geſtreut."

Die verſchleierte Dame ſank beinahe auf die Kniee vor der Königin, indem ſie ſchluchzend und mit kaum hörbarer Stimme ausbrach: „O meine Königin — — — Ihr Schutz" — — —

Die Königin ſchüttelte leiſe den Kopf und ſagte mit Bitterkeit: „Ja, mein Schutz! Ich bin ja nicht einmal im Stande, Dich gegen eine ſo empörende Mißhandlung zu ſchützen. Was vermag ich, der man damit ſchmeichelt, Macht zu beſitzen? Ich muß es zugeben, daß meine beſte Freundin mich verläßt, verfolgt von einer ſchändlichen Nachrede, und ich kann ſie nicht ſchützen. Du mußt Dich in einem Schlupfwinkel verbergen, weil ich ſo ohnmächtig bin. Es hat auch noch Werth, Königin zu ſein unter ſolchen Umſtänden."

Die Königin ſprach mit ungewöhnlicher Heftigkeit; ſie hatte in dieſem Augenblicke vergeſſen, wo ſie war. Aber ein ſchmerzlicher Blick auf ihre Umgebungen brachte ſie zur Beſinnung. Sie legte die Hand auf die Schulter der knieenden Dame, und ſagte mit Würde: „Reiſe, Mathilde, und ſei glücklich! Der, welcher über uns Alle wacht, läßt einſt Jedem das Recht widerfahren, das ihm zukommt. Glaube mir, es iſt keine Bosheit ſo mächtig, daß ſie auf immer zu ſiegen vermöchte. Wir ſehen uns ſicherlich wieder — ganz gewiß." —

Die beiden Damen hüllten ſich in ihre Mäntel; die Königin küßte die Verſchleierte, welche ihre Lippen auf deren Hand drückte. Auch die Generalin küßte der

Königin die Hand. Sophus war ſtehen geblieben wie eine Statue an dem Stuhle, wo er ſich aufgerichtet hatte. Als die Thüre ſich hinter ihnen ſchloß, wandte ſich die Königin um mit betrübtem Geſicht; aber da ihr Blick indem auf den Pagen fiel, ſagte ſie mit freundlichem Lächeln: „Ich habe Sie lange aufgehalten, es iſt ſchon ſpät. Gute Nacht! Vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen geſagt habe.“

Es war das erſte Mal, daß die Königin zu ihm ſprach nach jenem Vergehen, wofür ihre Fürbitte ihm Verzeihung verſchafft hatte. Sophus fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen ſtieg; er wollte der Königin danken, aber er war kaum im Stande, ein Wort hervorzubringen. Er legte die Hand auf's Herz und ſagte: Ihre Majeſtät — — meine Ergebenheit“ — — — —

Die Königin blieb ſtehen und betrachtete ihn mit Wohlwollen. Seine offene redliche Miene ſprach in dieſem Augenblicke ſeine Gefühle weit deutlicher aus, als es Worte vermocht hätten. Sie ſtieß einen leichten Seufzer aus, und ſagte halblaut: „Ja, es gab eine Zeit, wo eine Königin ſich auf Treue und Ergebenheit verlaſſen konnte.“

„O, Ihre Majeſtät,“ brach Sophus faſt begeiſtert aus, „dieſe Gefühle werden Dänemarks Königinnen ſtets in dem Herzen Ihrer Unterthanen finden, ſie werden nie erlöſchen.“ — Aber beſtürzt über ſeine Dreiſtigkeit, und beſchämt über die Wärme, womit er geſprochen hatte, öffnete er die Thür zum Gemache der Königin, und verbarg ſich ſogleich faſt dahinter. Mit einem freundlichen Kopfnicken verließ ſie den Saal, und erſt als ſie ihr Cabinet faſt erreicht hatte, konnte Sophus ſich entſchließen, die Thüre zuzumachen, welche ihm den Anblick der ſchlanken, königlichen Geſtalt entzog.

Da mehrere Familien, welche nach der Hauptſtadt gekommen waren, um dem Maskenballe beizuwohnen, in den folgenden Tagen Kopenhagen wieder verließen, um auf ihre Landgüter zurückzukehren, verlor Sophus den Faden in dieſer Begebenheit, und wenn er die Figur und das Aeußere der Dame verglich, ſo weit er davon urtheilen konnte in den vermummenden Anzügen, worin er ſie geſehen hatte, mußte er geſtehen, daß ſowohl unter den weggereiſten Damen, als auch unter den zurückgebliebenen Hofdamen mehr als eine war, bei welcher ſeine Gedanken verweilten. Und da der Vorname nicht ſelten war, und er überdieß nur weniger Damen Vornamen kannte, ſo gab ihm auch dieß keinen Aufſchluß. Nachdem er die Reihe der wenigen, welche er kannte, durchlaufen war, ſchüttelte er den Kopf und ſagte bei ſich ſelbſt: „Ja, wäre es Eliſabeth geweſen, wovon es doch nicht ſo viele giebt, oder Liſette — Liſette iſt doch ein niedlicher Name, er iſt noch hübſcher als Eliſabeth! Aber Mathilde heißt ja beinahe die eine und die andre. Ich glaube, die Damen haben ſich umtaufen laſſen, nachdem die Königin hierher gekommen iſt; ich weiß ſonſt nicht, woher die vielen Karolinen und beſonders die Mathilden kommen. Ich kenne nur Eine Liſette!“ —

Ein ganzes Jahr war vergangen, und Sophus, welcher in dieſer Zeit oft den alten Calais beſuchte, natürlich der hübſchen Liſette wegen, hatte Eliſabeth beinahe vergeſſen; und da ſeine Schweſter, welche in Hamburg in einer damals ſehr berühmten Erziehungsanſtalt war, ihm ſchrieb, daß Eliſabeth bald nach Kopenhagen zurückkehren werde, erſchreckte es ihn, die Entdeckung zu machen, daß er in einem ganzen Jahre nicht an ſeine Kindheitsinklination gedacht hatte. Eliſabeths Bild ſtand wieder vor ihm, und er ſchmückte es mit allen möglichen Reizen aus, um dadurch das ihr vermeintlich angethane Unrecht wieder gut zu machen; aber dieſe Reize hatte er ſämmtlich von Liſetten entlehnt. Dieß Verfahren, deſſen er ſich ſelbſt allmählig bewußt wurde, trieb ihn an, die Richtung ſeiner Schritte zu verändern, faſt ohne daß er es ſelbſt wußte, ſo daß er, welcher im Sinne gehabt hatte, den Oberſten Held zu beſuchen, bei dem er lange nicht geweſen war, ſich jetzt in einem ganz andern Theile der Stadt befand und außerhalb an der beſcheidenen Wohnung des alten Calais ſtand in einer von den engen Gaſſen, wo die Dunkelheit früher eintritt als in den breiten und hellen, welche das Schloß umgeben. Er zog die Klingel, deren ſchmetternder Klang zu dem kleinen Hauſe, der niedrigen und ſchiefen Thür und der dunkeln Hausflur paßte. Eine alte Jungfrau, Liſettens Baſe, ſchloß auf und ſteckte den Kopf aus der Thür, indem ſie dieſe vorſichtig mit dem Knöchel andrückte, um die Oeffnung nicht größer zu machen als nöthig. Als ſie Sophus ſah, der den Kragen vom Geſichte ſchlug, wollte ſie die Thür wieder zumachen mit dem Beſcheid, daß „der Meiſter“ nicht zu Hauſe ſei. Aber Sophus hatte den Fuß ſchon auf der Schwelle.

„Und wollen Sie ſo unbarmherzig ſein und mir die Thüre vor der Naſe zuſchließen, Jungfer Calais?“ ſagte Sophus freundlich.

„Er iſt nicht zu Hauſe und kommt ſobald nicht wieder heim,“ ſagte die alte Jungfrau mit mürriſcher Stimme, indem ihr mißvergnügter Blick auf den Fuß fiel, der ſie hinderte, durch Zumachen der Thüre der Unterredung ein Ende zu machen.

„So will ich warten, wenn Sie erlauben.“

„Nein, das währt zu lange, das geht nicht an. Ach, ſeien Sie ſo gut, und ziehen Sie das Bein zurück von der Thür, Herr Page!“

„Hofjunker, wenn ich bitten darf,“ ſagte Sophus lächelnd. „Der König hat mir dieſen Titel gegeben, und ſo müſſen auch Sie mir ihn geben. Aber warum ſoll ich nun draußen auf der Straße ſtehen, und Ihnen das

Alles erzählen. Sie werden doch nicht ſo ungehalten ſein, und mir nicht einmal gratuliren wollen.“

Die alte Jungfer machte einen Knix und murmelte einen Glückwunſch zwiſchen den Zähnen; aber bei dieſer Bewegung zog ſie das Knie von der Thür weg, die Oeffnung wurde größer, und Sophus ſtand ſchon halb innen der Schwelle, wo ſie ihm den Eingang ſperrte mit ihrer breiten Figur, die noch breiter wurde durch ein großes Kopfzeug mit vielen dichten krauſen Streifen herum, und durch einen Rock mit großen faltigen Schößen und einer blumigen Schürze darüber, die in tiefen Falten über den Hüften lag.

„Es ſieht ja aus, als ob ich eine verdächtige Perſon wäre, die noch nie ſonſt dieß Haus betreten hätte,“ ſagte Sophus, und ſah ſich vergebens nach einer Oeffnung um, wodurch er ihr vorbeiſchlüpfen könnte; aber Jungfer Calais füllte die ganze Spalte.

„Deſto ſchlimmer! Wenn Sie mir das geſtehen, ſagen Sie ein wahres Wort. Mit meinem Willen ſind Sie auch bei uns nicht eingelaſſen. Hofleute und Bürgersleute paſſen ſchlecht zuſammen. Man ſoll nicht höher ſtreben, als man iſt; der liebe Gott iſt den Hoffärtigen entgegen, aber den Demüthigen erzeigt er Gnade.“

„Ja, das iſt ein wahres Wort, Jungfer Calais. Aber laſſen Sie mich jetzt ein, wir ſtehen ja hier, als ob wir eine Comödie von Holberg ſpielten. Sie bringen es noch ſo weit, daß die Vorbeigehenden uns auslachen und ſagen: „Seht, da ſteht die alte Magdalene und ſpielt Comödie.“ —

Die Furcht, ſich lächerlich zu machen, vermochte die alte Jungfrau, einen Schritt zurückzutreten, und ſogleich war Sophus innerhalb der Thür. Die Außenwerke waren eingenommen, und die Feſtung mußte kapituliren.

„Nun, kleine gute Jungfer Calais,“ ſagte Sophus, „ſeien Sie nun gaſtfrei, wie Sie zu ſein pflegen; ich bin ja gekommen, um mir von Ihnen gratuliren zu laſſen; da konnten Sie mir doch nicht im Ernſt die Thüre zuſchließen wollen.“

Baſe Cordia gab die Vertheidigung auf, und folgte ihm durch den Gang in die Wohnſtube, nachdem ſie zuvor die Thür abgeſchloſſen und den großen eiſernen Riegel davor geſchoben hatte mit einem Eifer und einer Vorſicht, als ob der Feind draußen ſtände, ſtatt daß er drinnen war.

In dem kleinen Wohnzimmer, welches drei Fächer nach der Gaſſe mit ſehr kleinen Pfeilern hatte, nahm der große altmodige Ofen, mit vier blankpolirten kupfernen Kugeln auf den vier Ecken, beinahe den vierten Theil ein. An der Seite des Ofens ſtand ein altmodiger Lehnſtuhl mit blaugewürfeltem Bezug und davor ein Spinnrocken von der Art, wie man ſie jetzt nur in den ärmlichſten Bauernhäuſern auf dem Lande findet. Es war der Platz der alten Jungfer, und ſie hatte ihn eben verlaſſen und das große ſchnurrende Rad gehemmt, um den unwillkommenen Gaſt einzulaſſen. Gleich am Ofen ſtand eine bornholmiſche Stubenuhr in einem rothbemalten Gehäuſe mit vergoldeten Leiſten und Zierrathen; es war des Hauſes Prachtſtück. Die blanke Scheibe ward vom Scheine des Ofenfeuers beleuchtet und man konnte den Sekundenzeiger ſich deutlich bewegen ſehen in den kurzen, abgemeſſenen Rucken, die eines Menſchen ganze Lebenszeit, ein Jahrhundert, begrenzen, die die Jahrtauſende abgemeſſen haben, welche ſeit Erſchaffung der Welt verfloſſen ſind. Jeder Ruck ward begleitet von dem ſtöhnenden Seufzer, den die alten Zeitmeſſer ausſtoßen, und dieſer Ton erſcholl laut in der ſtillen Stube. Auf einem Stuhle zwiſchen einem altfränkiſchen Sopha und einem großen mit Leder bezogenen Lehnſtuhl am Fenſter, der in dieſem Augenblick leer, aber ſonſt der Lieblingsplatz des alten Calais war, ſaß Liſette und ſtützte den Kopf auf die Hand, indem ihr Blick nach dem hellbrennenden Ofenfeuer hinſtarrte. Ihr braunes Haar, das von einem breiten Bande zuſammengehalten wurde, der die krauſen Locken im Nacken in einer großen Schleife ſammelte, hatte beinahe ihre Hand verhüllt, und hob den Umriß ihres Geſichts, indem es einen dunkeln Hintergrund gegen das Fenſter bildete, das beinahe verdeckt war von großblumigen Vorhängen, welche verriethen, daß der Rock der alten Jungfer von einem Reſte derſelben herſtammte, nachdem die Fenſter bekleidet waren. Alles in der kleinen Stube ſah altmodig und ärmlich aus. Die dunkeln Wände, die hohen marmorirten Panele und niedrigen Thüren, von breiten gleichfalls marmorirten Carnießen umgeben, die Glasthüre, welche nach einer noch dunklern Eckſtube, Liſettens und der Baſe Schlafkammer, führte, die dunkle und beräucherte Decke — Alles trug dazu bei, dieſes kleine Gemach in einer engen Gaſſe zu einem trüben

Aufenthalte zu machen; aber die Zierlichkeit, die überall herrſchte von den blanken Fenſterſcheiben und den Rahmen um die häßlichen Schattenriſſe, welche über dem Sopha hingen, bis zu dem polirten Feuerzeug und dem glänzendweißen Fußboden, verbreitete wiederum etwas Trauliches über dieſe ärmliche Häuslichkeit, das von dem guten Geiſte zeugte, der hier ſchützend waltete.

Sophus ging zum Sopha und nahm Platz an Liſettens Seite, faſt ohne daß ſie es merkte, ſo vertieft war ſie in ihre Gedanken. Die alte Jungfer, die ihm auf die Ferſe gefolgt war, ſchloß die Thüre dicht hinter ſich und ſagte halblaut: „Seh einer, der findet ſich gleich. Ja, das dachte ich wohl. Man hat nicht einmal Zeit zu ſagen: Seien ſie ſo gut und ſetzen Sie ſich!“

Liſette, welche fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe ſtieg bei dieſer Bemerkung, wovon ſie und Sophus jeden Buchſtaben hatten hören können, ungeachtet er zu gleicher Zeit ſeinen Beſuch mit einigen höflichen Worten einleitete — Liſette wandte ſich nach dem Fenſter, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Baſe Cordia — eine Verkürzung von Cordelia — ſetzte ihr Spinnrad wieder in Gang, und mehrere Minuten lang war deſſen Schnurren und das Stöhnen der Stubenuhr der einzige Laut, welcher die Stille unterbrach.

Dieß Stillſchweigen war Sophus peinlich. Er unterbrach es mit einer Bemerkung über das Wetter, aber da ſie Niemand beantwortete, ſtockte die Unterhaltung von Neuem.

„Ich glaube, daß Baſe Cordia heute Abend böſe auf mich iſt," ſagte er endlich, indem er ſich direct zur Tante hinwandte.

„Hm!" antwortete die Baſe, und das Rad ſchnurrte noch ſtärker, da es in ſchnellere Bewegung geſetzt wurde.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich die Baſe erzürnt haben kann. Mit Willen iſt es wenigſtens nicht geſchehen."

„Baſe! Das iſt zu viel Ehre. So ein vornehmer Herr! Ein Hofjunker!"

Liſette blickte auf und betrachtete abwechſelnd ihn und die Baſe Cordia. Sophus ſagte: „Herr Gott, der neue Titel macht mich doch nicht vornehmer, als ich vorher war. Sie ſind doch vorher nicht böſe geworden, weil ich mit Ihnen ſpaßte und Sie Baſe nannte."

„Aber jetzt verbitte ich's mir," ſagte die alte Jungfer ſchnippiſch, „und ich wollte, ich könnte mir mehr verbitten als das."

„Liebe Baſe! ſagte Liſette, als wünſchte ſie die harten Worte der Tante zu mildern.

„Ja, liebe Baſe, liebe Baſe! Deine liebe Baſe iſt vernünftiger als Du ſowohl wie Dein Vater. Wenn Ihr nur auf vernünftiger Leute Rede hören wolltet! Aber das wollt Ihr nicht. Du biſt ein verzogenes Kind, aber die Wahrheit ſoll dennoch heraus. Da iſt nun der Weinſchenk in der Ecke dort und ſein Sohn"....

„Still, was war das? Wer geht da auf dem Gange?" ſagte Liſette raſch, um die Tante zu unterbrechen.

„Auf dem Gange? Gott bewahr' uns!“ rief Baſe Cordia aus, und horchte. Alles war ſtill.

„Es iſt nichts,“ fuhr ſie fort, nachdem ſie einige Sekunden gehorcht hatte. „Ich habe ſelbſt die Thür zugeſchloſſen. — Was ich nun ſagen wollte, da iſt der Weinſchenk an der Ecke dort, und ſein Sohn .... Was iſt das Kind? Sieh Dich vor! Du ſtößt den Schemel mir auf das Kleid, und das zerreißt leichter, als es wieder in Stand geſetzt wird. — Da iſt der Weinſchenk an der Ecke dort und ſein Sohn“ — — —

Liſette war beinahe in Verzweiflung. Liſt ließ ſich nicht öfter anwenden. Die Tante ſetzte mit Hartnäckigkeit den angefangenen Satz fort; aber des Hauſes guter Geiſt unterbrach dießmal ihre Erzählung grade bei demſelben Worte, wo Liſette ſie die vorigen Male aufgehalten hatte. Ein Geräuſch, als ob etwas an die Erde fiele und klirrend entzweiſpränge, machte den Bemerkungen der Tante ein Ende. Mit dem Ausruf: „Herr Jeſus! die Katze iſt in der Speiſekammer, es kann nichts Andres ſein als die verdammte Katze!“ — fuhr ſie aus ihrem Lehnſtuhl auf, und lief dem Schall ſo hurtig nach, als es die hohen Hacken ihrer Pantoffeln zulaſſen wollten.

„Das iſt mein guter Genius in Geſtalt einer Katze“ ſagte Liſette, als die Tante die Thür hinter ſich zugeſchlagen hatte. Sie fühlte, daß ſie das Stillſchweigen unterbrochen und dem Geſpräch eine heitere Wendung geben mußte. „Sie haben mich von mancher Plackerei erlöſt.“

„Wie das, Liſette? Sprechen Sie!“

„Ach, es iſt nicht der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Sie iſt bisweilen nicht recht geſcheut. Sie hat mich den ganzen Nachmittag mit ihrer übeln Laune geplagt. Und heute war ich gar nicht aufgelegt, ſie anzuhören. Wiſſen Sie wohl, was für ein Tag heute iſt? Nein, daran haben Sie gewiß nicht gedacht.“

„Heute — iſt es Mittwoch.“

„Ja, Mittwoch freilich. Aber ich meine, was für ein Tag heute vor einem Jahre war.“

„Vor einem Jahre? Vielleicht Dienſtag.“

„Sie mit Ihrem Dienſtag. Ich dachte wohl, daß Sie es vergeſſen hätten. Heute vor einem Jahre war der große Maskenball auf dem Schloſſe, wo Sie mich von dem häßlichen weißen Manne befreiten. Ja ja, ich dachte es wohl, daß Sie ſich nicht mehr daran erinnerten. O, ich vergeß' es nimmer. Als ich Sie hinter dem Vorhange ſtehen ſah, — Gott wie war ich froh! Eben ſo froh, wie ich kurz vorher angſt geweſen war.“

„Wie niedlich waren Sie in der Bauerntracht, Liſette! So gut hat Sie nie etwas gekleidet, wie der Anzug. Ja freilich, als ich Sie das erſte Mal ſah, wo Sie weinten und ſo betrübt ausſahen, das kleidete Sie auch hübſch. Das iſt nun ſchon lange her. Da waren Sie noch ganz klein. O das iſt lange, lange her!“

„Dann iſt es ja leicht begreiflich, daß ich verloren habe und nicht mehr ſo gut ausſehe,“ ſagte Liſette mit einem ſchelmiſchen Blicke, welcher verrieth, daß ſie wohl wußte, ihre Schönheit habe den Wendepunkt noch nicht erreicht. „Alſo ſoll ich ſchlechterdings betrübt ausſehn und von Ihnen befreit werden, um — um Ihnen — um" — — —

„Na, Liſette, um — um — Ich ſehe wohl, wie roth Sie werden, ungeachtet es dunkel iſt. Das Ofenfeuer verräth Sie. Um Sie hübſch zu finden, nicht wahr? Nein, das iſt wenigſtens nicht meine Meinung. Und Ihre auch wohl nicht. Sie wiſſen ja, daß ich Sie immer hübſch finde."

Liſette ſchwieg einen Augenblick; darauf ſagte ſie zu ihm mit einem Ernſte, der mit ihrer vorigen Ausgelaſſenheit ſtark contraſtirte. „So pflegen Sie ſonſt nicht mit mir zu ſprechen."

„Ja, Liſette, das iſt ganz natürlich; ich habe auch nicht eher als heute Hofjunker geheißen. Nun ich ein ganz andrer Menſch bin, muß ich auch anders ſprechen."

Liſette wandte ſich nach dem Fenſter und ſagte: „Warum die Baſe nur ſo lange wegbleibt! Ich will ſehen, ob ſie nicht kommt mit dem Lichte."

„Ich bitte Sie, Liſette, bleiben Sie ſitzen," ſagte Sophus bittend: „Seien Sie nicht böſe auf mich! Seien Sie, wie Sie immer geweſen ſind, ſo werde ich auch ſein, wie ich pflege. Liebes Liſettchen, ſeien Sie nicht böſe!"

„Ja, wenn Sie mir verſprechen, nicht ſo windbeutlich zu ſein," ſagte Liſette lächelnd. „Sie paſſen ſich nicht einmal zum Pagen, geſchweige zum Hofjunker!"

— „Erzählen Sie mir etwas von der Königin!" ſagte Liſette nach einem kleinen Weilchen, während deſſen Beide ſchwiegen.

„Was ſoll ich Ihnen erzählen, das ich Ihnen nicht hundertmal geſagt hätte? Sie wiſſen, wie gut, wie liebenswürdig ſie iſt, wie glücklich ich bin, ihr zu dienen. Es giebt auch Niemand, den ich höher ſchätzte als die Königin, und nur Eine, die ich eben ſo hoch ſchätze — von der ich eben ſo viel halte, verbeſſerte Sophus ſich ſelber.

„Wirklich?“ ſagte Liſette. „Wie iſt das möglich?“

„Möglich iſt es, das fühle ich nur allzu gut — und nur Liſetten könnte es in ihrer Beſcheidenheit einfallen, an dieſer Möglichkeit zu zweifeln,“ ſagte Sophus mit einer leichten Beugung gegen Liſetten.

Ungeachtet ſie ſeine Worte nur halb verſtanden hatte, erröthete Liſette doch bei der Ahnung deſſen, was ſie enthielten, indem ſie ſagte: „Nein, es iſt heute Abend mit Ihnen nicht auszukommen, ich will wirklich die Baſe nur wiederholen. Lieber will ich doch deren Plackereien anhören, als alle dieſe vornehmen Redensarten, die ich nur halb verſtehe — und von der Königin wollen Sie mir ja doch nichts erzählen.“

Liſette war raſch vom Stuhle aufgeſtanden, um hinaus zu gehn. Sophus ſprang ebenfalls von ſeinem Sitze auf, um ſie aufzuhalten, und ſagte flehend: „Liſette, warum wollen Sie nicht bleiben? Ich will Ihnen ja Alles erzählen, was Sie von der Königin wiſſen wollen. Bleiben Sie, Liſette, — wie können Sie ſo karg ſein mit einem Augenblick, der ſo bald vorüber ſein wird. Sonſt hatten Sie ja nichts dagegen, eine ganze Stunde mit mir zu plaudern, warum denn nun?“

„Ja ſonſt, wenn mein Vater zu Hauſe iſt,“ ſagte Liſette, „da ſind Sie auch ganz anders. Aber heut Abend, — hier iſt es auch ſo dunkel und es iſt gewiß ſchon ſpät, — man kann nicht einmal die Zahlen am Zifferblatt der Uhr ſehn — es iſt hier wirklich zu dunkel.“

„Dunkel? Hier? Ich kann ja jeden Zug Ihres Geſichts ganz deutlich ſehn.“

Sophus bückte ſich gegen Liſetten, um ſeine eigenen Worte nicht zur Unwahrheit zu machen. Das Feuer im Ofen brannte nicht mehr ſo hell wie zuvor, es war beinahe im Begriff zu verlöſchen; es waren nur einzelne Flammen übrig, die bald das Gemach ſchwach erleuchteten, bald es wieder deſto mehr verdunkelten. Liſette war am Stuhle ſtehn geblieben; es war augenſcheinlich, daß ſie ſich nach Baſe Cordia's Zurückkunft nicht eben ſehnte, ſonſt hätte ſie wohl nicht ſo lange gewartet, ſie zurückzurufen. Sophus machte vermuthlich dieſelbe Bemerkung, indem er ſagte: „Ich brauche nicht Baſe Cordia, um Ihr Geſicht zu beleuchten, ich kann jeden Zug darin ſo deutlich ſehen, beinahe eben ſo deutlich wie heute vor einem Jahre, an dem Geburtstage unſerer Bekanntſchaft, als Sie hinter der großen Gardine im Ritterſaale ſtanden.“

„Wirklich?“ ſagte Liſette lebhaft. Die Erinnerung an jenen feſtlichen Abend, der einen Abſchnitt in ihrem Leben gebildet hatte, verſcheuchte ihre augenblickliche Verſtimmung. „Ich aber konnte Sie heute vor einem Jahre viel deutlicher ſehen. Wenn ich jetzt nicht wüßte, daß Sie es wären, ſo könnte ich Sie eben ſo gut für den häßlichen weißen Mann halten, der mich damals verfolgte und mir ſo angſt machte.“

„So ſehen Sie doch, daß ich es wirklich bin,“ ſagte Sophus, indem er ſich noch näher zu ihr hinbeugte.“ Jetzt flammte es wieder im Ofen auf. „Bin ich es oder bin ich es nicht? Na, Liſette, können Sie mich nun ſehen!“

Es flammte im Ofen wirklich wieder auf; aber es erleuchtete nicht ſein, ſondern dagegen Liſettens lächelndes Geſicht, ihre roſenrothen Wangen, und ihre ſchelmiſchen, ſchwarzen Augen. Da ward die Stube wieder dunkel. Aber Sophus hatte zu tief in Liſettens Augen geblickt. Mit einer Dreiſtigkeit, worüber er ſelbſt erſchrak, faßte er ſie beim Kopfe, und drückte einen Kuß auf ihre friſchen, vollen Lippen. Beſtürzt trat Liſette zurück und brachte dadurch die Fülle ihrer Locken in Unordnung, welche das Band zuſammengehalten hatte, das ſich jetzt löſte und auf die Erde fiel. Indeſſen kam eine Laterne in der Gaſſe vorbei. Der ſtarke Schein erleuchtete die ganze Stube, die einfachen altmodigen Geräthe, den dreiſten Hofjunker in ſeiner prächtigen Uniform, und die erröthende Liſette, deren dichte braune Locken beinahe einen Schleier über ihr ganzes Geſicht bildeten und mitleidsvoll ihre Beſchämung verbargen. Und dieſe Gruppe zeigte ſich noch einmal deutlich im Spiegel an der Wand, indem die Leuchte wieder verſchwand und die Stube im Dunkeln zurückließ. Aber Liſette hatte ihr eignes erröthendes Antlitz und die zerſtörte Ordnung ihres Haars im Spiegel geſehn, und noch ehe der letzte Schimmer der verrätheriſchen Laterne verſchwand, war ſie auch durch die Glasthür in die dunkle Eckſtube verſchwunden, und Sophus ſtand allein mit noch ausgebreiteten Armen, klopfendem Herzen, und einer Miene, worin die ſiegende Dreiſtigkeit allmälig einer Verlegenheit Platz machte über das, was er gethan hatte, welche mehr nach einer Niederlage als nach einem Siege ausſah.

Baſe Cordia trat mit dem Lichte herein und war betroffen, Sophus allein zu finden; indeſſen hatte ſie nichts dagegen, daß Liſette mit dem jungen Herrn im Dunkeln nicht allein geblieben war, und ſie warf es ſich ſelbſt vor, daß ſie die jungen Leute ſo lange vergeſſen hatte über die Katze, welche ſie ſchlechterdings aus der Speiſekammer heraushaben wollte, über die Scherben, welche ſie erſt zuſammenſetzen mußte, um zu ſehen, wie der chineſiſche Napfdeckel in ſeinem geſunden Zuſtande ſich ausgenommen habe, und über die Nachbarin, der ſie erſt berichten mußte, wie die Katze ſich in die Speiſekammer eingeſchlichen und den Deckel von dem chineſiſchen Napfe geriſſen habe, der in tauſend Stücken gegangen ſei; denn das war Alles der Nachbarin Schuld, die ſich der Katze angenommen hatte, als ſie noch ein Kietzchen war und erſäuft werden ſollte, aber auf deren Fürbitte begnadigt wurde, weil ſie ſo hübſch ſchwarz war mit einer kleinen weißen Bläſſe auf der Naſe und vier akkurat gleich weißen Strümpfen. Und nachdem die Nachbarin dieſe lange Erzählung und genaue Beſchreibung von wegen der ſchuldigen Katze ausgehalten hatte, mußte Sophus ſie gleichfalls in eben ſo großer Ausführlichkeit anhören. Die ſcheinbare Andacht, womit er Baſe Cordia's Mißgeſchick ſein Ohr lieh, verſöhnte ſie allmälig mit dem ungebetenen Gaſte. Sie war gerade zu Ende mit der Erzählung, als der alte Calais heimkam. Das war eine zu willkommene Gelegenheit, die Erzählung die dritte Auflage erleben zu laſſen, als daß Baſe Cordia ſie verſäumen konnte, und ihr Bruder erhielt nun eine wo möglich noch längere Beſchreibung von der chineſiſchen Terrine und der ſchwarzen Katze und ihrem Schreck und der Nachbarin Verantwortlichkeit.

„Aber wo iſt Liſette hin? Hat die Katze ſie mit genommen?" fragte der alte Mann, als die Tante drohte, eine vierte Auflage einzuleiten, die gewiß noch weitläufiger geworden wäre.

„Liſette? Ja, wo iſt Liſette hin?" fragte die Tante den verlegenen Sophus. „Das müſſen Sie wiſſen. Sie war ja noch vor einem Augenblick hier."

Sophus ward roth und ſah nach der Glasthür. Baſe Cordia ergriff das Licht und ſah in das Zimmer hinein. „Hier iſt ſie. Liſette — Liſette! Hörſt Du nicht? Komm herein! — Weinſt Du? Ich glaube, Gott helf mir, ſie weint. Was iſt denn geſchehen, Kind? Komm herein. Wie ſiehſt Du nur aus!"

Liſette kam herein mit verweinten Augen. Sie war eben ſo blaß, wie ſie kurz vorher blühend roth geweſen war. Das Haar hatte ſie ſich zurückgeſtrichen, weil ihr das Band fehlte, um es zu befeſtigen. Ihr Blick weilte abwechſelnd auf dem Fußboden und auf dem Vater;

allmälig färbten ſich ihre Wangen wieder bei dem Gedanken, daß Sophus ſie betrachte.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte der alte Calais theilnehmend. „Wie befindeſt Du Dich? Iſt Dir nicht wohl? Eben warſt Du noch blaß, und jetzt biſt Du wieder roth wie eine Roſe. Sehn Sie einmal, Herr von Norden, wie viel Farbe ſie hat. Biſt Du krank, Liſette? Antworte mir doch! Wird's?“

„Nein — aber mir iſt nicht ganz wohl,“ ſagte Liſette mit klagender Stimme, indem ſich die Augen ihr wieder mit Thränen füllten.

„Aber das iſt ja erſchrecklich! ſo auf einmal krank zu werden, das kann Gefahr haben. Ihr fehlte nicht das Mindeſte, als ich ausging. So plötzlich! Du ſiehſt aus, als ob Du fieberteſt. — Jetzt iſt ſie wieder ganz blaß wie eine Hofdame, und ſieht eben ſo fein aus — da wird Einem ja angſt und bange.“

„Sie hat ſich gewiß vor der Katze erſchrocken,“ ſagte Baſe Cordia theilnehmend; denn ungeachtet ihrer mürriſchen Art zu ſprechen, hielt ſie doch im Grunde viel von Liſetten. „Die infame Katze! Sie ſoll erſäuft werden morgenden Tages, die Nachbarin mag ſagen, ſo viel ſie will, von ihrem ſchmucken Fell und ihren vier weißen Strümpfen. Von der chineſiſchen Terrine den Deckel abzuſchlagen — und in tauſend Stücke — es läßt ſich nicht einmal wieder kitten, ſo zertrümmert iſt es — und mein Liſettchen iſt halbtodt vor Schrecken. Weine nicht, Kind, Du haſt ja keine Urſache zu weinen. Herr

Gott, wie ſie ſchluchzt! hat Dich noch ſonſt etwas erſchreckt, mein Kind? Oder war es die Katze?“

Die letzte Frage war an Sophus gerichtet, der noch nicht ein Wort geſagt hatte.

„Ich glaube, es war die Katze,“ antwortete er verlegen.

Liſette blickte auf, und die Thränen, die auf einen Augenblick gehemmt waren, floſſen wieder mit Heftigkeit. Der alte Calais ſchüttelte den Kopf. „Sie wird krank, ſehr krank,“ ſagte er.

„Nein, mir fehlt Nichts — mir iſt ganz wohl“ — ſagte Liſette ſtammelnd, und kämpfte mit den Thränen.

„Ja, Gott beſſer's, das iſt eine ſchöne Geſundheit“ — ſagte Baſe Cordia. „Nein, die Geſundheit iſt keine Pfeife Tabak werth. Ich weiß meiner Seele keinen Rath. Laß mich Deinen Puls fühlen! Jeſus, wie er ſchlägt!“ —

Jeder neue Beweis von Angſt und Theilnahme vermehrte Liſettens Kummer. Endlich ſagte der alte Calais: „Ich ſpringe hinüber zum Proviſor in der Apotheke, und hole einige Tropfen. Es giebt ja Tropfen gegen Alles, ſo muß es ja auch wohl Tropfen gegen den Schrecken geben. Herr Gott, nun iſt ſie wieder blaß. Baſe! Bereite ihr etwas Warmes, aber bringe nicht eine Ewigkeit darüber zu, ehe ſie es bekommt!“

Der alte Mann führte Liſetten zum Sopha; dann griff er ſchnell nach Hut und Stock. Ehe Liſette ihn zurückhalten konnte, war er ſchon zur Hausthür hinaus und die Tante in der Küche, wo ſie mit Schüſſeln und Töpfen klapperte. —

Sophus war mitten in der Stube ſtehen geblieben. Niemand hatte ſich in der Verwirung um ihn bekümmert. Als Liſette die Augen aufſchlug und ſich mit ihm allein ſah, legte ſie den Kopf auf das Sophakiſſen und verbarg das Geſicht in ihrem Taſchentuche. Er näherte ſich ihr verlegen und ſagte mit leiſer Stimme: „Fräulein Liſette, Sie ſind ſehr böſe auf mich — Sie haben auch Urſache, es zu ſein.“

Liſette antwortete nicht. Wieder eine Pauſe, welche nur der ſchallende Schlag der Stubenuhr unterbrach.

„Fräulein Liſette, können Sie mir verzeihen, was ich Ihnen gethan habe? — Ach, ich war ſo ausgelaſſen — ich dachte nicht, Sie zu beleidigen.“ —

— „Ich habe es mir nicht träumen laſſen, daß dieſer glückliche Abend ſo betrübt enden ſollte. — Mein ganzes Leben lang werde ich es mir vorwerfen, daß ich — — daß ich — daß ich Sie betrübt habe.“

Liſette trocknete die Augen, aber blickte noch nicht vom Kiſſen auf, das ihr Geſicht ganz verbarg.

„Darf ich wirklich nicht Ihre Verzeihung hoffen? Fräulein Liſette? — Sie haſſen mich alſo, es iſt nur zu deutlich.“ —

— „Fräulein Liſette, ſagen Sie nur ein Wort! Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, daß Sie mich nicht haſſen, ſo will ich gehn, ſo ſollen Sie den nie mehr ſehn, der Sie beleidigt hat.“

Liſette erhob das Haupt, aber da das Licht ihr in die Augen fiel, bedeckte ſie ſie gleich mit ihrem Taſchentuche.

„Sie ſind unverſöhnlich, Liſette — das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.“

„Und ich hätte es Ihnen nicht zugetraut, daß Sie mich ſo behandeln würden,“ ſagte Liſette leiſe, und ohne das Tuch von den Augen zu nehmen.

„Ach, Liſette, ich dachte nicht, Sie zu beleidigen — ich dachte gar nicht“ — — — —

„Ich begreiſe nicht, wie Ihnen ſo etwas einfallen konnte; ich habe Ihnen nie Veranlaſſung gegeben, unartig gegen mich zu ſein,“ ſagte Liſette, indem ſie das Tuch halb vom Geſichte nahm.

„Ich wollte nicht unartig gegen Sie ſein, Liſette. Sie wiſſen, daß ich allzu viel Freundſchaft für Sie habe, als daß“ — — —

„Sie? Freundſchaft?“

„Können Sie daran zweifeln, Liſette? — Es war ja eigentlich nichts Unfreundſchaftliches in meiner Aufführung,“ ſagte Sophus mit gedämpfter Stimme, ungewiß, wie dieſe Vertheidigung würde aufgenommen werden. „Es geſchah wenigſtens aus keinem ſchlechten Beweggrunde.“

„O ſolche Freundſchaftszeichen braucht es nicht,“ ſagte Liſette, und ſetzte ſich aufrecht im Sopha; man kann die Freundſchaft auf hundert andere Arten zu erkennen geben.“

Sophus ſtand kaum einen Schritt vom Sopha; es war alſo nur eine kleine Veränderung ſeiner Stellung, welche ihn zum Sitzen brachte. Liſette rückte ganz in die Ecke, indem ſie ſagte: „Und wie Sie meinen armen Vater und Baſe Cordia erſchreckt haben!“

Unwillkürlich rückte auch Sophus zur Seite, ſo daß ein großer Raum zwiſchen ihnen war.

„Der Schreck iſt bezahlt, wenn er Sie wieder ſo munter ſieht und ſo — — — ſo hübſch, wollte er ſagen, aber er hielt inne. — Sie haben mich auch erſchreckt, Liſette,“ fuhr er fort; „Sie wiſſen nicht, wie betrübt ich ward, als ich Sie weinen ſah.“

„Das will ich glauben,“ ſagte Liſette mit einem halbſpöttiſchen Lächeln, das Sophus zu einer Verſicherung aufforderte.

„Auf meine Ehre, Fräulein Liſette.“

„Wirklich? Das wäre nicht mehr als wohlverdient.“

„Seien Sie verſöhnlich, Liſette! Nicht wahr, Sie verzeihen mir?“

„Das will ich überlegen.“

Sophus ſtreckte ſeine Hand aus, aber ſie drehte den Kopf nach der andern Seite, ohne zu antworten. Dieſen Augenblick benutzte er, ein Stückchen näher zu rücken, ſo daß er wieder den vorigen Platz an ihrer Seite einnahm.

„Wenn Sie wieder gegen mich unartig ſind, ſo zerkratze ich Ihnen wirklich das Geſicht,“ ſagte Liſette ſchnell und mit einer Geberde, welche mit ihrer Drohung mehr in Uebereinſtimmung ſtand als das halbe Lächeln, wovon es begleitet war.

„Sie haben mir verziehen,“ ſagte Sophus mit einem triumphirenden Lächeln, das ihn unläugbar gut kleidete.

„Nein, das habe ich keineswegs,“ antwortete Liſette, ein wenig Anſtoß nehmend an ſeinem Selbſtvertrauen; und dieſe vorübergehende Laune verſcheuchte wieder das Lächeln von ihrem Geſichte, worin Sophus ſeine Verzeihung geleſen hatte, und breitete einen Ernſt darüber aus, den Baſe Cordia, welche indem mit einem warmen Trank zu dem vermeintlichen Patienten eintrat, noch für einen Reſt des Schreckens hielt.

„Ich wußte wohl, daß es nicht viel zu bedeuten hatte,“ ſagte ſie zu dem zurückkehrenden Calais, welcher Tropfen mitbrachte, die keine Anwendung fanden. „So etwas muß man von ſelbſt vorübergehen laſſen, und ſich nicht unnütze Noth damit machen. Sie iſt nicht das erſte junge Mädchen und wird nicht das letzte ſein, das ſich im Dunkeln hat ſchrecken laſſen.“

Eine blühende Röthe färbte wieder Liſettens Wangen bei dieſen Worten.

„Sehn Sie einmal, Herr von Norden,“ ſagte der erfreute Vater, „jetzt iſt ſie wieder wie eine Roſe.“ Und in ſeiner Freude ſummte er die erſten Zeilen eines alten Liedchens, eine Reminiscenz aus ſeiner längſtverſchwundenen Jugendzeit.

„Roſen ich weiß,
Hold und von ſolchem Preis“ — —

„Es wäre beſſer, Du machteſt darauf aufmerkſam, daß es ſpät iſt," unterbrach ihn die Tante, indem ihr Unwillen gegen Sophus wieder erwachte. „Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn wir dieſen Abend allein unter uns zugebracht hätten. Es wäre mein Seel ein gutes Theil beſſer geweſen."

Liſette ſchlug die Augen zu Boden, von ihrem zarten Gewiſſen erinnert, das der Baſe Cordia bei ihrer ſcharfen Bemerkung Recht geben mußte. Sophus entfernte ſich, ohne daß ein einziger Blick aus Liſettens ſchönen Augen ihm Aufklärung gegeben hätte, wiefern ihre Unverſöhnlichkeit wirklich ſo unwiderruflich war, wie ſie ſie betrachtet wiſſen wollte. —

Als Sophus den nächſten Morgen ſich mit der Abfaſſung eines reuigen Briefes beſchäftigte, den er Liſetten ſchicken wollte, aber den er nicht reuevoll genug einrichten konnte, ging die Thür auf, und Graf Roſen trat herein.

Der Graf war ein hochgewachſener, etwas magerer Mann; von jugendlicher Lebhaftigkeit, wenn gleich das Alter ſeinen Scheitel ſchon heimgeſucht hatte. Eine hohe, gewölbte Stirn, eine Adlernaſe und ein feines, ſpitzes Kinn gaben ihm einen Ausdruck von Grandezza, welcher ſeine freundlichen blauen Augen und ein ſanftes Lächeln um den Mund etwas Zutrauen Erweckendes und zugleich Gebieteriſches mittheilten. Er hatte diplomatiſche Poſten bei mehreren Höfen bekleidet, und ſtand noch fortwährend in freundſchaftlichem Briefwechſel mit Männern, die damals eben ſo bedeutende Notabilitäten waren wie in den neueſten Zeiten Talleyrand, Metternich, Brougham und Thiers, aber deren Namen jetzt nicht mehr genannt werden, wie auch die Namen dieſer Neueren mit ihren verſchiedenen Syſtemen einſt der Vergeſſenheit verfallen werden. Dieſe europäiſchen Verbindungen gaben ihm einen Ueberblick und eine Einzelkenntniß, die ihm ein großes Anſehen bei Hofe verſchafften, — ungeachtet er es nie geltend machte, — vielleicht noch mehr als ſein ritterlicher Charakter und ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit. Der alte Graf kam, um den Hofjunker zu beſuchen.

„Ich ſtöre Dich, mein Freund? Du ſchreibſt.“

„Auf keine Weiſe, Herr Graf. Dieſer Brief kann eben ſo gut zu einer andern Zeit geſchrieben werden — oder ungeſchrieben bleiben,“ fügte er hinzu bei der Erinnerung, wie ſchwer es ihm fallen würde, ihn zu Stande zu bringen.

„Du ſprichſt mit einem Leichtſinn davon, erlaube mir, Dir das zu ſagen, der mir beinahe erkünſtelt vorkommt. Du bringſt mich ſelbſt auf den Gedanken, daß es ein billet-doux iſt, das Du im Begriff warſt zu ſchreiben.“

Dieſe Vermuthung ſchmeichelte der Eitelkeit des Jünglings. „Ich will nicht läugnen, daß der Herr Graf es getroffen hat,“ ſagte er mit Selbſtzufriedenheit.

„So wirſt Du wohl, nach dieſem Geſtändniß, die vorige hingeworfene Aeußerung widerrufen?“

„Und wenn ich ſie dennoch nicht widerriefe?“ ſagte Sophus, aufgemuntert durch das Intereſſe, das der alte Diplomat an ſeinem Verhältniſſe nahm.

„So wirſt Du mich nöthigen, Dich mit weniger guten Vorſtellungen von Dir zu verlaſſen, als mit welchen ich gekommen bin,“ antwortete der Graf mit mildem Ernſt. „Wenn junge Leute von dem ſchönen Geſchlechte nicht ritterlich ſprechen, ſo denken ſie auch nicht ritterlich davon, und ſie ſelbſt berauben ihre Liebe dann der Blume — um mich eines Ausdrucks zu bedienen, der von edlem Wein entlehnt iſt -- die der beſte Schmuck und die ſicherſte Schutzwehr iſt gegen Ausſchweifungen.“

Die Unterhaltung hatte jetzt eine Richtung genommen, die ſie unter anderen Umſtänden nur ſelten bei einem Beſuche nimmt zwiſchen einem Mann von einigen und ſechzig und zwiſchen einem jungen Menſchen von noch nicht zwanzig Jahren. Aber ſie war auf ein Gebiet gerathen, wo Sophus zu ſehr ein Neuling war, und das ihn zu ſehr intereſſirte, als daß er ſich hätte davon abwenden laſſen. Graf Roſen ſprach lange und mit der jugendlichen Wärme, welche ein ritterlicher Charakter faſt immer, ſelbſt in einem ſpätern Alter, bewahrt.

„Ich ſage noch einmal: Wirf den Brief ins Feuer, denn Du haſt ihn durch leichtſinnige und unbeſonnene Reden beſchmutzt,“ ſagte der Graf endlich. „Und wenn Du einen andern zu ſchreiben anfängſt, ſo ſchließe die Thür ab, damit nichts Aeußeres und Störendes ſich zwiſchen Dich und den Gegenſtand Deiner zärtlichen Gedanken eindrängt. Eine getheilte Aufmerkſamkeit hat keinen beſondern Werth, und Du kannſt einem alten Cavalier auf ſein Wort glauben: le beau sexe verdient wohl, daß man ſeiner Gottheit nicht ein halbes Opfer bringt. Vor Allem, mein junger Freund, ſei discret — wie ein Diplomat,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Das ſind alſo die discreteſten,“ ſagte Sophus mit einem Lächeln über des alten Mannes Vorliebe für ſeinen Stand. „Vielleicht, weil das Metier ſo kalt, ſo wenig poetiſch, und dagegen ſo berechnet iſt.“

„Unbedingt will ich nicht ſagen, daß ſie die discreteſten ſind; es iſt indeſſen eine Erfahrung, die ich gemacht habe, daß Discretion nicht ſehr allgemein iſt. Es war mir beſonders auffallend, daß ich wenig ſchöne Geiſter in der Liebe discret gefunden habe, trotz ihres poetiſchen Metiers.“

„Die Poeten wollen ihre Liebe beſingen,“ ſagte Sophus, „und das verleitet ſie, ihre Stimme zu erheben, wo Andere ſchweigen.“

„Ich glaube nicht, daß das die Urſache iſt,“ ſagte der Graf. „Eher möchte ich ſie darin ſuchen, daß Dichter und ſchöne Geiſter in der Regel nicht Leute von Stande ſind. Sie ſind geſprächig und offenherzig über ihre Liebeleien, weil ihre Stellung in der Welt ſie nicht gelehrt hat, einen eben ſo hohen Preis auf die Delicateſſe, wie auf die Tugend zu ſetzen.“

„Ohne Ihre Autorität, Herr Graf, würde ich nicht wagen, dem Stande eine ſo große Wirkung zuzugeſtehen,“ ſagte Sophus. „Ich erkenne vollkommen die Vorzüge des Standes, aber ich begreife nicht, wie die Macht deſſelben ſich auch über die Gefühle erſtrecken könne, die Allen gleich ſind, und das Bauermädchen dem

König an die Seite ſtellen. Denn der alte Spruch ſagt ja, daß Liebe adelt.“

„Mein junger Freund, ich möchte beinahe glauben, daß der Gegenſtand Deiner Zärtlichkeit des Vorzuges ermangelt, der in der Standesgeburt liegt. Ich würde das beklagen, weil ich überzeugt bin, daß in ungleichen Verbindungen ſelten das Glück zu ſuchen iſt. Ich will lieber annehmen, daß Du mit einem alten Cavalier geſcherzt haſt, und daß Du noch nicht verliebt biſt.“

Sophus wünſchte die Richtung abzuleiten, welche das Geſpräch zu nehmen drohte und machte deshalb einen Angriff auf die Standesvorurtheile, welche die Jugend überall zu finden glaubt, und wovon das Alter, das faſt immer zum andern Extrem geht, zu kranken niemals einräumen will. Ganz ſchlau wußte er den Krieg aus den Grenzen des Reichs der Liebe in das monopoliſirte Gebiet des Geſellſchaftslebens hinüberzuſpielen, und die Behauptung aufzuſtellen, daß dieſe egoiſtiſche Furcht, welche die höheren Stände vor ungleichen Verbindungen nährten, der Geſellſchaft einen Theil ihrer Friſche raube, weil die einmal ſtehende Form viele ihrer beſten Elemente ausſchließe. Waren das auch nicht ganz ſeine Worte — denn es ſchwebte ihm eigentlich nur undeutlich vor, was er meinte, weshalb er es auch undeutlich ausdrückte, — ſo war es doch der Sinn. Schon damals fing der Zeitgeiſt an, ſeine Wirkung auf die jüngeren Gemüther auszuüben, obgleich in einem ſehr geringen Grade, und der Ort, wo die Ariſtokratie in jeder Richtung am meiſten und ofteſten beſpottet wurde, waren die Höfe; denn die Leichtfertigkeit des franzöſiſchen Hofes hatte es zum Modeton gemacht, mit den Vorrechten Scherz zu treiben, um dieſelbe Zeit, wo man auf den Beſitz derſelben ſtolz und bereit war, für ihre Vertheidigung zu Felde zu ziehen. Es iſt einer von den Widerſprüchen, deren ſich ſo viele in den Annalen der menſchlichen Entwickelung finden. Dieſe Periode war eine entfernte Vorbereitung, welche die alten Grundſätze unmerklich untergrub. Es ging dieſem Zeitabſchnitt, wie es jedem andern zurückgelegten geht: er iſt eine Sphinx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, wenn das Räthſel gelöſt iſt.

„Ich kann Dir in dieſen Anſichten nicht recht geben, welche freilich ſehr modern ſind,“ ſagte der Graf. „Es iſt ein Satz, den man heut zu Tage oft genug hört, daß dieſe Form, — welche ich ariſtokratiſchen Ton nennen will, um ſie mit Einem Worte zu bezeichnen, denn etwas Andres iſt ſie ja nicht, — außer daß ſie viel andres Ungemach verurſacht, auch die Geſellſchaftlichkeit hindert, weil ſie den Beſten nicht immer Eintritt gewährt, ſondern vielmehr ſtets eine Freimaurerei bildet, in welche die Uneingeweihten nicht aufgenommen werden können, ſelbſt wenn ſie ſich Eintritt in die Geſellſchaft erworben haben. Beim erſten Anblick ſollte man glauben, daß das ein altmodiſcher Unſinn ſei, der ſich nicht länger vertheidigen laſſe. Aber es ſchließt bei alle dem manches Gute ein. Die Geſellſchaftlichkeit nimmt allmählig die Richtung, daß Jeder das Recht haben will, zugelaſſen zu werden, und daß jede Geſellſchaft in Kurzem ein und daſſelbe Ausſehen haben werde, bei dem erſten Anblick wenigſtens.

Nun, gegen dieſe Veränderung will ich nichts einwenden. Aber wie ſoll man nun die Seinen in dieſer Miſchung erkennen? Die, welche uns verwandt ſind durch Erziehung und Neigung mehr als durch Rang und äußere Güter, denn dieſe fallen immer in die Augen? Ich meine, daß einige einzelne Worte und einige einzelne Bewegungen hinreichend ſein werden, uns zu zeigen, wie diejenigen ſind, mit welchen wir harmoniren, ohne alle die Uebrigen zurückzuſetzen. Das iſt unſer Feldruf, der uns Zeit und Erkundigungen erſpart. Und die Andern, welche dieſe kleinen Fineſſen nicht kennen oder, richtiger geſagt, dieſe Einfachheit, die eigentlich als Grundmoment durch unſern ariſtokratiſchen Ton geht, ſie haben nicht den geringſten Schaden davon; ſie ſind deshalb nicht minder überzeugt, daß ihre Manieren und Ausdrücke die edelſten und eleganteſten von der Welt ſind; ſie genießen die Uebermacht, welche ihr Rang, ihr Vermögen, oder ihre Verdienſte ihnen verſchaffen, ohne dadurch an ihrem Genuß den geringſten Abbruch zu leiden, daß es Andere giebt, welche ſich auf eine andre Weiſe ausdrücken, oder andere Manieren haben und eine Nüance, welche ſie nicht einmal bemerken. Aber was Einigen behaglich iſt, während es für Niemand unbehaglich ſein kann, iſt meinen Gedanken nach ſehr unſchuldig, und iſt kein Grund da, es zu vertheidigen als etwas Gutes, ſo iſt noch weniger Grund da, es zu verdammen als etwas Schlechtes."

„Es ſollte alſo wirklich etwas geben, was ſich eigentlich nicht angeben oder beſchreiben läßt, das ein unerreichbarer Appendix an der Standesgeburt iſt?"

„An der Standesgeburt und an den Umſtänden, welche damit in Verbindung ſtehen; ſo etwas giebt es gewiß. Denn die Gabe, ſich mit Freiheit und Anmuth bewegen zu können, hängt beinahe ausſchließlich von einer glücklichen Kindheit ab. Die meiſten Menſchen, welche dieſes Vorzugs ermangeln, haben dieſen Mangel nur, weil ſie in dieſer Periode ihres Lebens unglücklich geweſen ſind. Es iſt mit der Kindheit wie mit den Blumen, die nur gedeihen und ſich entwickeln können im Schutz vor dem Sturm und unter einem milden Himmel.“

„Und es ſollte nicht hinreichend ſein, wenn man Geiſt, Herz, Bildung hat?“ ſagte Sophus mit edler, jugendlicher Wärme. „Das könnte mich dahin bringen, an der Gerechtigkeit Gottes zu zweifeln.“

„Ja, mein Freund, um alle wichtigen Angelegenheiten des Lebens abzumachen, iſt es vollkommen hinreichend; aber wenn die Rede davon iſt, ſich in der großen Welt zu bewegen, giebt es unläugbar noch Eins, welches mangelt. Wie viele geiſtvollen Schriftſteller giebt es nicht, um ein Beiſpiel anzuführen, und wie wenige Schilderungen des Lebens in der großen Welt finden wir gleichwohl befriedigend! Tugenden und Laſter, große Leidenſchaften und eminente Charaktere kann man nach der Phantaſie ſchildern, man kann es ſich denken, man kann es an einem kiefernen Tiſche beſchreiben; aber dieſe Kleinigkeiten, welche die große Welt bilden, die laſſen ſich nicht errathen, die lernt man nicht von Hörenſagen durch Andere, die muß man ſelbſt in der Nähe geſehen haben, man muß mitten in dieſer Clique geweſen ſein mit gleichen Rechten, unter gleichen Bedingungen, man muß ſich in dieſer Freimaurerloge bewegt haben, wo Alles, wie auf der Kehrſeite jedes Dinges, ſpiegelglatt und vergoldet iſt, — ohne ſich davon blenden zu laſſen. Ein während der halben Lebenszeit fortgeſetztes Studium wird einen Mann von Beobachtungsgabe nicht befähigen, eine befriedigende Schilderung dieſes Lebens zu geben, das kann nur an einem Secretair von Roſenholz beſchrieben werden, — und wer kann ſo Viel auf ſo Geringes wenden?“

„So Geringes?“ wiederholte Sophus. „Und doch ſtellen Sie es ſo hoch, Herr Graf, gegen die Realität.“

„Gott bewahre mich, es höher zu ſtellen, als es verdient,“ ſagte der Graf ernſt. „Es iſt mir nicht einen Augenblick eingefallen, die leere Form der vollen Realität vorzuziehen. Wenn ſie beide dagegen verbunden werden, ſo bilden ſie ein Enſemble, das ich preiſe als einen glücklichen, aber meiſtens unzurechnungsfähigen Zufall.“

Sophus war in dem Alter, wo faſt alle Menſchen mehr oder weniger zu kämpfen haben mit der Neigung, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen. Daß dieſe nicht immer regelrecht ſind, iſt ganz natürlich. Dabei zeigt ſich am häufigſten ein Widerwille gegen die Form, welche eine unduldſame Tyrannin geſcholten wird. Auch Sophus theilte einigermaßen dieſen Widerwillen, und konnte einige flüchtige Ausfälle gegen die verhaßte Feindin nicht zurückhalten, welche ſeinem väterlichen Freunde ein Lächeln entlockten.

„Weil es ein einzelnes Mal," ſagte der Graf „Dich genirt hat, dem nicht folgen zu können, was der Augenblick Dir grade eingab, und was, wohl zu merken, zwar Dir, aber keineswegs den Anderen angenehm geweſen wäre, willſt Du die Form gleich verdammt haben. Du theilſt einen allgemeinen Irrthum, daß Form nur beſteht in einer gewiſſen angelernten Höflichkeit, in Gewohnheit und Zwang. Aber das iſt keineswegs der Fall. Form iſt die Weiſe, wie jedes Ding producirt wird; Alles iſt formell, Du kannſt mir Nichts nennen, das ſich der Form entziehen könnte. Rückſichtsloſigkeit und Grobheit iſt auch eine Form. Du haſt alſo nur die Wahl zwiſchen einer Form, die Dir und Anderen behaglich, oder die das Gegentheil iſt. Aber wenn es Dir am behaglichſten iſt, Anderen unbehaglich zu ſein, ſo iſt der Fehler Dein, mein Freund. Es war einmal Mode, und es kann vielleicht wieder Mode werden, ich will es gern glauben, — daß Ehrlichkeit grob ſein mußte, ſonſt hatte man ſie in Verdacht der Heuchelei. Grobheit der Art nannte man damals Biederkeit. Aber in dieſer Form verbarg ſich eben ſo viel Schlechtes, wie in jeder andern, vielleicht noch mehr; denn eine ſchöne Form enthält eine Aufforderung zum Adel, nicht blos im Aeußern, ſondern auch in den Gefühlen, deren Repräſentant das Aeußere ſein ſoll. Nichts in der Welt kann recht gedeihen, das darf ich wohl behaupten, ohne eine ſchöne Form. Das betrifft das Private wie das Oeffentliche. Kein Liebender kann ohne ſie ſich Liebe gewinnen, kein Miniſter ohne ſie Land und Leute regieren. Wird ſie bei Seite geſetzt, ſo hemmt man ſein eignes Werk und ſchadet der Sache, die man befördern will, wenn man ſich nicht gar ſelbſt ſtürzt. Kein Schriftſteller kann mit Freiheit ſprechen, ohne die Formen zu beobachten; ſetzt er ſie bei Seite, ſo wird er entweder von Leidenſchaftlichkeit beſtrickt oder ſcheitert an Hinderniſſen, die ihren Grund haben in unbeachteten Verhältniſſen, welche dennoch ſtärker ſind, als er oder als ſeine Feder, oder in der Feindſchaft, die er ſich unnöthigerweiſe verurſacht hat. Ich glaube, daß Alles, ſelbſt unangenehme Wahrheiten, ja ſogar die entſchiedenſte Oppoſition ausgeſprochen werden können, wenn die Form mit erforderlicher Vorſicht beobachtet wird; aber das iſt unläugbar nicht ſo leicht, als darauf loszuſchreiben ohne dieſes Studium. Was am nützlichſten iſt, das bekommen wir bald bei uns zu ſehen, denn die Formloſigkeit der Preſſe wird die Nothwendigkeit einer Feſſel mit ſich führen, die wieder die allgemeine Schreibefreiheit einſchränken würde, wofür wir Struenſee danken können, wie für ſo vieles Andre. Aber nicht von Politik wollen wir hier ſprechen. Ich meine nicht, daß die Form beobachtet iſt, blos wenn man ſich auf gewiſſe Weiſe bückt oder franzöſiſch ſpricht. Seifenſee, der mich immer mit Anekdoten vollpfropft, erzählte mir eine Antwort, welche die Herzogin von Montpenſier der Gemahlin Ludwig's des Vierzehnten gab, von der ſie beleidigt war durch die Hindeutung, daß ſie auf ihre Hinterlaſſenſchaft ſpeculire zum Vortheil einer der Prinzen, und daß ſie deswegen ihrer Heirath entgegenſein werde. Die Herzogin neigte ſich tief und ſagte: Je demande à Votre Majesté la permission d'être honteuse pour elle, de ce qu'elle vient de me dire. Seifenſee indeß begnügte ſich mit dieſer Beobachtung der Formen. Er ſowohl wie unſer Freund Held ſind zwei merkwürdige Exemplare von Mißverſtändniß der Form. Sieh Dich überall um, und prüfe, was Du täglich vor Augen haſt. Wir haben hier am Hofe einen Beweis, daß viel Gutes nicht ſonderlich frommt, wenn es in abſtoßender Form auftritt, und desgleichen, daß das Schlechte nicht ſo viel Schaden anrichtet, als es unter anderen Umſtänden geſchehen würde, weil es in einer ſchönen Form auftritt. Wir haben ein Magazin von Formen und Verhältniſſen aller möglichen Art, die alle in Wirkſamkeit geſetzt ſind. Prüfe ſelbſt und urtheile! Wir haben einen Quaſi-Miniſter, der Talente mit edlem Eifer gute Ideen zu realiſiren verbindet, aber der die Formen geringachtet und ſich dadurch Feinde macht. Er hat vergeſſen, daß er ein Roturier iſt, aber er nöthigt dabei Andere, ſich beſtändig daran zu erinnern. Wir haben — — — aber es führt uns zu weit, ſo ins Detail einzugehen, und es iſt unrecht, daß Du für eine allgemeine Jugendſchwachheit dadurch büßen ſollſt, eine ſo lange Predigt anzuhören über ein abgedroſchenes Thema, einen Jugendfehler, der ſeine Wurzeln hat in dem, was das Edelſte im Menſchen iſt, weil Ihr noch nicht gelernt habt, die Forderung des Herzens mit den Forderungen, welche die Geſellſchaft macht, und mit den Verhältniſſen, worin Ihr lebt, zu verbinden. Denſelben Irrthum haben wir Alle getheilt, die wir älter ſind, und unſere Erfahrungen bezahlt — mit unſeren Illuſionen.“ —

Graf Roſen war ein Freund von Sophus Mutter geweſen; in ihrer Jugend hatten ſie einander geliebt, aber Familienverhältniſſe hatten ihre Verbindung verhindert. Der Graf ward früh aus ſeinem Vaterlande entfernt; als er nach einer vieljährigen Abweſenheit nach Dänemark zurückkehrte, war ſeine ehemalige Geliebte mit dem Kammerherrn Norden verheirathet und Mutter von zwei Kindern. Die alte Liebe verwandelte ſich in Freundſchaft, die ein noch höheres Alter erlebte. Das Verſprechen, das er ſeiner Freundin gegeben hatte, mit liebender Obhut über ihren Sohn zu wachen, hielt er getreulich. Er zog ihn an ſich, der junge Page beſuchte ihn oft, und in lebhaften Unterredungen verſtand der alte Graf auf ſeine Ausbildung zu wirken, ſo daß Sophus in Roſens Umgang ein Gegengewicht fand gegen den gedankenloſen Ton, der oft der herrſchende unter ſeinen Kameraden war. Wenn der Graf auch nicht grade ſein Vertrauter war, ſo hatte er doch viel Vertrauen zu ihm, und der alte Herr wußte ſich bald in ſeines Mündels oft verworrenen Gedankengang zu finden, ſo daß er jedesmal merkte, was ſich in der Tiefe des Stroms bewegte, der ſo viele verſchiedene Blaſen machte. Auch jetzt ahnte er bald, wo den Sophus der Schuh drückte. In einem Alter, wo beinahe jeder Schritt nach Amors Tempel gerichtet iſt, — der das Gemeinſchaftliche mit Rom hat, daß alle Wege dahin führen — iſt es nicht ſchwer zu errathen, was ſich in der Bruſt eines Jünglings bewegt. Der alte Graf hatte dieſe Periode vorausgeſehen; ihm war jede Entwickelung bekannt, welche die

Zeit mit ſich führt, welche ſich von keiner Macht hemmen, aber oft ſich von einer freundlichen Hand leiten läßt, wenn dieſe gutwillig die Herrſchaft aufgeben will, die ohnedieß nicht länger ſchirmen kann. Unvermerkt leitete er das Geſpräch wieder hin auf die Gefühle und Anſichten der Jugend; und der große Brennpunkt, in welchem alle dieſe zuſammenfallen, bot von ſelbſt Stoff zu Betrachtungen. Er ſprach von ſeiner eignen Jugend und von ſeiner eignen erſten Liebe, dieſer lieblichen Periode in dem Frühlinge des Menſchen, wo jeder Tag ein Feſt iſt, geſchmückt mit ewig friſchen Kränzen.

„Es iſt ein kurzdauerndes Glück,“ ſagte er. „Und warum iſt es das? Weil wir ſelbſt ſo unabläſſig daran arbeiten, die Blumen in unſerm Paradies zu vernichten. Wir ſind von einer groben Natur, die Liebe iſt zu zart für den Materialismus, in welchen wir verfallen ſind. Unſre eigne Liebe befriedigt uns nicht recht, nur in der Liebe unſrer Geliebten zu uns vermögen wir einen Himmel zu finden. Aber gleich Titanen ſtürmen wir jenen Himmel, weil wir ſo gewaltſam ſind, und nachher weinen wir auf den Ruinen, weil wir ſo jämmerlich ſind. Eines jungen Mannes Liebe enthält lange nicht ſo viel Poeſie wie die eines jungen Mädchens. Dieſen gradweiſen Fortſchritt durch feine Nüancen kennen wir nicht. Es giebt zum Beiſpiel eine Epoche in der Liebe eines jungen Mädchens, die unbeſchreiblich reizend iſt; das iſt die, wo ihre Liebe noch, ſo zu ſagen, in der Wiege liegt und ihre Nahrung aus ſo feinen Stoffen zieht, daß wir ihr Daſein nicht einmal ahnen. Es genügt ihr, den

Geliebten in weiter Entfernung zu ſehen; den Laut ſeiner Stimme zu hören, einen flüchtigen Blick aufzufangen, ſind Genüſſe, welche wir für weniger als Nichts rechnen, und davon lebt die Liebe eines Mädchens viele Monate. Sie verſteht dieſe Augenblicke zu genießen, welche keine Spur hinterlaſſen von der ermattenden Kriſis der Leidenſchaft. Es iſt eine Unſchuld über dieſe Periode ihrer Liebe verbreitet, die ihr ein göttliches Gepräge giebt; und ich beklage den Mann, der zu blind iſt, es zu erkennen oder, richtiger geſagt, ich beklage ſeine Geliebte, denn es iſt nur ſeine eigne Perſon, die er liebt. Des Mannes Liebe iſt im Ganzen genommen weit egoiſtiſcher als die des Mädchens. Und dieſe Periode, wo jeder Augenblick ihr eine Freude gewähren kann, wo der Staub die feinen Fittige der Pſyche noch ganz bedeckt, ihre wahre Regierungszeit, wo ſie uneingeſchränkt auf einem Throne herrſcht, der von unſichtbaren Engeln getragen und mit ſichtbaren Blumen bekränzt wird, dieſe Zeit ſollten wir verlängern, oder wenigſtens nicht abkürzen, wir ſollten uns über ihre Heiligkeit freuen und ſie nicht entweihen durch eine ſcheinheilige Unterwürfigkeit, von deſſen heuchleriſchem Egoismus ſie nicht einmal die Möglichkeit ahnen; wir ſollten ſie anbeten im Geiſt und in der Wahrheit, denn es iſt eine unläugbare Gottheit, die durch eine Offenbarung zu uns ſpricht, und die duftenden Blumen nicht aus einander reißen, um einen Kranz daraus zu flechten, womit wir unſer eignes Götzenbild ſchmücken. Und es iſt ſo leicht, ſie aus einander zu reißen; wir ſehen nicht den Schmerz, den die Dornen ihr verurſachen, wir ſind erhaben über Anderer Schmerz, wir drücken den Siegerkranz auf unſern eignen Scheitel, und ſehen nicht, daß alle Roſen verwelkt ſind. Aber die Siegespalme wird zur Dornenkrone. Gleich dem König in der Sage ergreifen wir das Leichenhemde ſtatt des Krönungsmantels, der vermeintliche Herrſcher iſt ein armer Kobold, die Täuſchung iſt vernichtet, und Reue iſt die wohlverdiente Strafe. Sieh, das iſt ungefähr ein Bild des Schickſals unſrer Liebe, wenn ſie nicht von ihrer Geburt an ſich auf eine ritterliche Selbſtverläugnung ſtützt; denn in dieſer liegt die einzige Gewährleiſtung für ihr Daſein. Das iſt die Form, worin ſie ſich bewegen muß, wenn ſie leben will."

Die Wärme, womit der alte Mann ſprach, machte einen tiefen Eindruck auf Sophus. Er kannte nur wenig von dem praktiſchen Theil der Liebe, von der Theorie hatte er noch keine Ahnung gehabt.

Die Unterhaltung ward noch lange fortgeſetzt; allmählig drehte ſie ſich um die Tagesneuigkeiten. Der Graf erzählte unter Anderm, daß Graf Held ſeine Tochter aus Holſtein zurückerwarte. Sophus hörte dieſe Nachricht mit Gleichgültigkeit an. Um doch Etwas zu ſagen, machte er die Bemerkung, daß ſie ein Kind geweſen ſei, als ſie abreiſte.

„Und kommt nun zurück als ein erwachſenes Mädchen," ſagte der Graf. „Ihre Tante hat Ehre von ihrer Erziehung. Ich ſah ſie im vorigen Jahre bei der Geheimeräthin Helmstorff auf Schmoll. Es iſt ein liebenswürdiges Mädchen. Schade, daß ſie ſich nun mit dem Sonderling von Papa und ſeinen närriſchen Launen plagen ſoll.“

Als der Graf gegangen war, warf Sophus den angefangenen Brief in den Stubenofen. Er ſchloß die Thür ab, um einen neuen anzufangen, aber er fand jetzt kein Wort gut und zart genug; er wunderte ſich, daß er zuerſt ſo viel habe ſchreiben können, und daß ihm jetzt nicht einmal die erſte Zeile glückte. — —

Es verhielt ſich wirklich ſo, wie der Graf geſagt hatte. Oberſt Held war es müde, auf den Tod der ſchwächlichen Couſine zu warten, denn, gleichſam wie zum Spott ſeiner Pläne, klangen die Nachrichten von ihrem Befinden immer beſſer. Er verlangte, daß ſeine Tochter nach Kopenhagen zurückkommen ſolle, und er verlangte es mit einer Beſtimmtheit, die keinen Widerſpruch zuließ. Dieſe Botſchaft betrübte Eliſabeth; ſie liebte ihre Umgebungen in Holſtein aufrichtig und zog das Landleben dem Leben in der Stadt vor, wo ſie eine Jugend zugebracht hatte, deren Erinnerungen größtentheils unangenehm waren. Gegen den Hof hatte ſie beinahe Abſcheu, ſo oft hatte ihr der Vater die wahre Hoftournüre vorgepredigt. Jedesmal, wenn ſie den Hof nennen hörte, war es ihr, als ergriffe ſie Jemand bei der Schulter mit einer Eiſenhand.

Der Oberſt ſprach ſchon lange vorher von nichts Anderm als von der zurückkehrenden „Hofdame,“ deren Schönheit und tadelloſer Anſtand Alles verdunkeln würde, was bis jetzt bei Hofe geſehen ſei. Das ganze Haus ſollte kalfatert werden, eine Menge Pläne wurden gemacht und Zeichnungen entworfen zu Einrichtungen, welche nöthig ſein würden für „einer geliebten Tochter Zurückkunft,“ und der Oberſt ſprach von dem „Glück des Wiederſehns“ mit einer Begeiſterung, die Jeden blenden konnte, der nicht wußte, welch' ein großer Egoiſt er war, und wie er ausſchließend ſeine eigne Befriedigung im Auge hatte.

Es lief ein Brief ein von Schmoll, der den Tag ihrer Abreiſe beſtimmte; aber dieſer Brief enthielt zugleich Bedingungen, welche des Oberſten Souveränetät ſehr beſchränkten. Die Geheimeräthin meldete ihm, daß zugleich mit ſeiner Tochter deren Gouvernante ankommen würde, Demoiſelle Rheinberg, die bei Eliſabeth bleiben ſolle wenigſtens ein Jahr nach ihrer Ankunft in Kopenhagen. Mit Hinſicht auf dieſe Gouvernante wurden mehrere Forderungen gemacht; ſie ſollte ihre eigenen Zimmer haben, über welche ſie unbedingt und ausſchließend zu ſchalten hätte; ſie ſollte die Unterrichtsſtunden nach eignem Gutdünken beſtimmen und nicht verpflichtet ſein, an des Oberſten Tiſche zu ſpeiſen oder an ſeiner Geſellſchaft Theil zu nehmen, außer wenn es ihr ſelbſt behagte; dagegen ſolle er ſie nicht von der Familie ausſchließen dürfen, wenn ſie, wie man nicht erwarte, ihm etwa mißbehagte. Für einen ſo eigenwilligen Mann wie der Oberſt waren dieß harte Bedingungen, aber die Geheimeräthin hatte ihrem Willen dadurch Gewicht zu verſchaffen gewußt, daß ſie für Eliſabeth ein bedeutendes Capital teſtamentlich ausſetzte, wovon die Renten ihr ſofort zufallen ſollten, ſofern der Oberſt in die gemachten Bedingungen einwilligte. Die Geheimeräthin bot ihm demnächſt ein Stockwerk an in ihrem großen unbewohnten

Palaſt in Kopenhagen, wo ſie gleichfalls die Anordnung und Vertheilung der Gemächer gemacht hatte; die einzige Bedingung hierbei war, daß er ſofort einziehen und ſeine Tochter bei ihrer Ankunft dort empfangen ſolle. Die Geheimeräthin ſelbſt würde ſie begleitet haben, aber ihrer Tochter ſchwächliche Geſundheit erlaubte ihr in der rauhen Jahreszeit keine Reiſe. Der Schimmer von Hoffnung, welcher dem Oberſten in dieſer Nachſchrift aufging, milderte die mannichfaltigen Verwünſchungen, die er über die deutſchen Franzöſinnen mit Prätenſionen und über die eigenſinnigen Tanten ausſtieß.

Der Oberſt zog in das Heimstorffſche Palais und war gerade im Begriff, ſein Arrangement die Revüe paſſiren zu laſſen, als Sophus gemeldet wurde.

„Mein Herr Hofjunker,“ ſagte der Oberſt, und bückte ſich tief vor dem Eintretenden, „ich gratulire zu dem Avancement. Es iſt mir lieb, mein Freund, daß Du einen Schritt vorwärts gethan haſt, einen wichtigen Schritt in der Hofcarrière; aber es iſt mir doppelt lieb, daß es jetzt geſchehen iſt; denn ich habe Dich um etwas zu bitten, wozu ich einen Hofjunker gebrauchen kann, aber keinen Kammerpagen.“

Sophus verſicherte ihm ſeine Bereitwilligkeit, jeden ſeiner Befehle zu erfüllen.

„Morgen kommt meine Eliſabeth, ihres Vaters leibhaftes Bild,“ fuhr der Oberſt fort, und beſah ſich im Spiegel. „Du ſiehſt, daß mein Haus im Stande iſt, eine von den erſten Damen des Hofes würdig zu empfangen. Ich ſage: erſten, merke darauf, mon cher, erſten. Denk' an mich, wenn Du einmal Dinge hörſt, die die ganze Welt in Erſtaunen ſetzen werden. Aber meine Tochter iſt auch ein Mädchen, das die höchſten Erwartungen rechtfertigt. Eine Figur, mon cher, wie eine Hebe. Ein nobles Geſicht, ſie hat ihres Vaters Naſe. Und einen makelloſen Anſtand! Die tanzt — wenigſtens eben ſo gut wie unſre erſten Solotänzerinnen. Mais attendez, demain, morgen.“

Der Oberſt ſah ſich noch einmal im Spiegel an, rückte an ſeinen Epauletten und machte zugleich ein paar Tanzpas. Sophus blickte umher im Zimmer, etwas verlegen bei dieſem Freudenausbruch. Er mußte geſtehen, daß Alles mit Pracht, wenn gleich nicht mit Geſchmack eingerichtet war. Der Oberſt fuhr fort:

„Siehſt Du, mon cher Esope,“ — ſo überſetzte er den Namen, aber es war immer ein Zeichen, daß er bei guter Laune war — „Siehſt Du, ich brauche einen Menſchen, auf den ich mich verlaſſen kann. Der Schöpfer hat in ſeiner Weisheit mir einen Sohn verſagt, vielleicht weil meine tiefe Kenntniß des weiblichen Charakters mich gerade geſchickt gemacht hat, Töchter zu erziehen. Man hat Erfahrungen in ſeinem Leben gemacht; ja, Gott ſei Dank, ganz hübſche Erfahrungen, Fortüne ſowohl, als Erfahrungen. Ich habe eine der prächtigſten Mädchen zur Tochter, eine wahre Grazie; aber deßwegen kann ich doch einen Sohn nicht entbehren, und Du, mon cher Esope, Du ſollſt mein Sohn ſein.“

Sophus führte des Oberſten Hand an ſeine Lippen, um es dem lieben alten Mann abzubitten, daß er ihn jemals für närriſch gehalten habe. Der Oberſt empfing dieſe Huldigung mit Würde, indem er ſagte: „Eh bien, mon fils Esope, das iſt alſo abgemacht; Du biſt mein Sohn, verſtehſt Du mich?“

Sophus drückte noch einmal des Oberſten Hand zum Beweis, daß er ihn verſtanden habe.

„Obligé! Merci! Apropos alſo. Morgen kommt Fräulein von Held zugleich mit der verwünſchten pretenſiöſen Gouvernante, womit Tante Helmstorff ſo gut geweſen iſt, mein Haus zu verſehen. Ich bin es meiner Tochter ſchuldig, ſie ihrem Stande und dem Range gemäß zu empfangen, den ſie einmal einnehmen ſoll. Will's Gott, ſoll dieſer Empfang bedeutungsvoll werden. Alles iſt arrangirt, die Tafel wird gedeckt ſchon vorweg, ich ſelbſt gebe Alles heraus, ehe ich mich in den Wagen ſetze, um ihr entgegen zu fahren. Sie erwartet mich auf der Landſtraße, eine halbe Meile von hier, ſo habe ich ihr meinen Befehl gemeldet. Dann nehme ich die liebe Tochter in meinen Wagen, Demoiſelle fährt nach, ich fahre mit der Uhr in der Hand, und puncto wenn die Glocke Drei ſchlägt, rollen wir in den Hof.“

„Und ich“ brach Sophus aus, den des Oberſten Freude angeſteckt hatte, „ich gehe auch mit der Uhr in der Hand, und wenn die Glocke Drei ſchlägt, ſtehe ich unten an der Pforte und empfange“ — — —

„Attendez, mon fils Esope, ich hoffe, daß Du oben bleiben und zuſehen wirſt, daß Alles ordentlich geht. Du biſt an dieſem Tag der Vicewirth, Du machſt les honneurs de la maison in meiner Abweſenheit. Einige gute Freunde und das Regiment kommen hèr zum Diné. Es wird eine charmante Fête. Du läßt beide Flügelthüren aufſtehn, wenn Du uns im Vorgemach hörſt, ich trete ein mit Fräulein von Held an der rechten Hand, die Gouvernante geht hinterdrein. Es iſt doch nicht übel mit dieſer Demoiſelle, ſie kann meiner Tochter Suite bilden, das giebt mehr Haltung. Mein Kammerdiener und Reitknecht geht ebenfalls hinter ihr her in den neuen Livreen. Haſt Du meine neuen Livreen geſehn? Sie ſind pompös, hellgelb mit Grün, blaue Pantalons, rothe Weſten. Ja, ja! der Oberſt hat ſich angegriffen, mon cher!"

Und indem er dieſe lange Rede beſchloß, rieb er ſich die Hände vor Freude und drehte ſich rund herum auf den Zehen wie ein Tanzmeiſter.

Sophus ſchwieg. Er fing an einzuſehen, daß die väterlichen Gefühle, welche ihn ſo überraſcht hatten, ſich auf den Nutzen gründeten, den man von ihm ziehen wolle. Dieß ward ihm noch deutlicher, je mehr der Oberſt hervorrückte mit der weitläuftigen Inſtruction, die er ihm mittheilte und die die lächerlichſte Miſchung von Vornehmheit und Filzigkeit war. Aber der Enthuſiasmus des alten Mannes über ſeiner Tochter Schönheit hatte ſein jugendliches Herz in Bewegung geſetzt; er vergaß, daß der Oberſt ſeine Tochter ſeit ihrer Abreiſe vor fünf Jahren nicht geſehen hatte, und das hübſche ſchlanke Mädchen ſtand vor ſeiner Phantaſie wie eine vollendete Schönheit. Ihretwegen wollte er verſuchen, den feierlichen Empfang ſo wenig wie möglich ins Auge fallend zu machen; denn die Einfälle des alten Herrn abzuändern war unthunlich. Ihretwegen überhörte er die Winke, welche ihm der Oberſt gab, die Pfropfen der Flaſchen erſt im letzten Augenblicke zu löſen, damit die Bedienten nicht Gelegenheit hätten, von dem Wein zu ſtehlen; er verſprach ſogar, daß er den Zucker zum Kaffee unter ſeine ſpecielle Obhut nehmen wolle, damit keines von den voraus berechneten und gezählten Stücken verſchwände. Die Unterhandlung endete zu Beider Zufriedenheit, und Sophus verließ das Haus mit dem Verſprechen, daß er ſich bei Zeiten morgen Mittag in Gallauniform einfinden wolle, um alle ſeine ſöhnlichen Pflichten zu übernehmen, während der Oberſt ſeiner Tochter entgegenführe, welche ſeinem Befehl zufolge ihn eine halbe Meile davon mitten auf der Landſtraße erwartete.

Zum erſten Male ſeit undenklicher Zeit träumte Sophus wieder von Eliſabeth. Alle die zum Theil bedeutungsloſen Kleinigkeiten aus ſeiner Kindheit nahmen Form und Bedeutung an; die ſo gut wie vergeſſenen Freundſchaftsworte, welche durch ſeine Schweſter den langen Umweg über Hamburg von Schmoll nach Kopenhagen gemacht hatten, klangen nun vor ſeinen Ohren wie treue Liebeslieder, und er erwachte mit einem Herzklopfen, wie er es nur damals gefühlt hatte, als er in Calais' kleiner Stube einen Kuß auf Liſettens friſche Lippen gedrückt hatte. Aber dieſe Vergleichung ſtellte er in dieſem Augenblicke nicht an.

Als der junge Mann Tags darauf des Oberſten Wohnung betrat, wo er Alles zu dem feſtlichen Empfange bereit ſah, war das Lächerliche in ſeinen Augen verſchwunden. Er erblickte nur den liebenden Vater in dem eiteln Oberſten, der mit angeſtrengter Sorgfalt den Tiſch decken ließ, und Alles verſchloß und verriegelte, was nur irgend verſchloſſen werden konnte. Als der zur Abholung genau beſtimmte Moment endlich gekommen war und die Pferde ſchon im Thorwege ſtampften, ſagte der Oberſt mit feierlichem Pathos: „Jetzt iſt der Augenblick gekommen, mon cher Esope, den ich mit Vaterzärtlichkeit vorbereitet habe. Wenn ich zurückkomme, habe ich eine liebenswürdige Tochter an der Hand, welche mein Stolz und meine Freude ſein wird. An die Demoiſelle will ich nicht einmal denken, um mir nicht dieſen Augenblick zu verbittern, ſonſt würde ich ſie zum Teufel wünſchen. Laß mich ſehen, daß Alles meiner Erwartung entſpricht, und laß die Flügelthüren aufthun, beide auf einmal, à deux battans. A revoir, Herr Hofjunker!"

Der Oberſt machte einige hurtige Schritte; dann wandte er ſich wieder um und ſagte: „Unter den Eingeladenen iſt Graf Tannenberg. Es iſt mein Wunſch, daß er mit Fineſſe behandelt werde, mit beſonderer Auszeichnung. Behandle ihn, nun, das wirſt Du ſchon verſtehn, Du biſt ja Hofmann. Es iſt nicht ohne Abſicht, daß ich ſeine Excellenz gerade heute gebeten habe. Alles muß ſich um ſeine Perſon drehen — ach, Du Schelm, ich ſehe, daß Du mich durchſchauſt. Du biſt ein courtisan complet, Sophus, Du verſtehſt ein hingeworfenes Wort. Aber silence, wir verſchweigen unſern Plan. Die Gräfin iſt ſchwächlich und gemüthskrank, ſie kann ſterben, man kann ſich ſepariren laſſen, Eliſabeth iſt bildſchön, ſie hat einen Anſtand wie eine geborne Gräfin, ihr Vater legt ſelbſt die letzte Hand an ihre Politur. Das iſt ein meines Kopfes würdiger Plan. Aber Verſchwiegenheit, mon ami, morne silence! Ja ich ſehe, daß Du nahe daran biſt, die Beſinnung zu verlieren vor Verwunderung. Das hätteſt Du dem alten Held nicht zugetraut; aber er iſt fein, er hänſelt Euch Alle zuſammen. Jetzt gehe ich, um meine Tochter — die Gräfin, einzuholen. Ach, das iſt ein charmanter Titel! Tannenberg iſt ein magnifikes Schloß! Aber wir halten unſern Plan geheim, mon cher Esope!"

Der Oberſt hätte noch lange fortfahren können in ſeinem Freudenrauſche, ohne daß Sophus ihn unterbrochen hätte. Als er endlich zur Thür hinaus war, machte Sophus ſeinem Herzen Luft in dem nicht eben ſöhnlichen Ausruf: „Der verwünſchte alte Narr!" — Und dann warf er ſich in einen Sopha, um ſich zu ärgern, daß er ſich ſo hatte anführen laſſen. Als die Fremden kamen, war er mit ſich einig geworden zu bleiben, um dem Oberſten zu trotzen und ſeinen Plänen den Schiffbruch zu bereiten. Eliſabeths Beſitz hatte plötzlich einen großen Werth in ſeinen Augen bekommen, weil man ſie ihm ſtreitig machen wollte. Eliſabeths Herz, das er ſo lange gering geachtet und vergeſſen hatte, kam ihm jetzt als ſein rechtmäßiges Eigenthum vor; denn ſie war ſchön, das hatte der Oberſt geſagt, — und liebenswürdig, das wußte er vom Grafen Roſen.

Als Graf Tannenberg in den Saal trat, freute ſich

Sophus nicht wenig, zu ſehen, daß der ſtolze Mann die Abweſenheit des Wirths übel nahm, und vielleicht nur blieb, weil er ſeinen Wagen weggeſchickt hatte. In einer ganz andern Gemüthsſtimmung als die war, worin er das Haus betreten hatte, hörte er die Sarkasmen der Gäſte an, und lachte ſogar mit, als einer von den Officieren des Regiments den anderen eine lächerliche Anekdote in Betreff des Chefs erzählte, die bei dem letzten Exerciren paſſirt war. Nicht einmal das ſchützte den Oberſten, daß er Eliſabeths Vater war; denn er hatte ja den ſchändlichen Plan entworfen, der in Sophus' Rechte eingriff, und hatte es gewagt, ihn „unſern Plan“ zu nennen.

Graf Tannenberg war damals, wie man zu ſagen pflegt, ein Mann, etwas über ſeine beſten Jahre hinaus, oder, wie man mit größerem Rechte ſich ausdrücken könnte, ein alter Cavalier, denn er war über funfzig Jahre. Die gewiſſenhafte Genauigkeit, womit die Materialien zu dieſer Erzählung geſammelt ſind, ſetzen mich in den Stand, ſeine Höhe genau auf ſechs und ſechzig Zoll anzugeben. Aber er hatte nicht mehr eine ſo grade Haltung, wie ſonſt. Er war in ſeiner Jugend ein hübſcher Mann geweſen und ſah noch gut aus; beſonders war ſeine Geſichtsfarbe ungewöhnlich friſch. Das weiße Haar verbarg er durch ſchwarze Pomade und gebrannten Puder, eine ſorgfältige Toilette bedeckte manche Anzeichen des Alters und gab ihm ein jüngeres Ausſehn. Seine Miene war ſtolz und oft ſpöttiſch, ſein Charakter eine Miſchung von Kälte und Leidenſchaftlichkeit, von Gutmüthigkeit und Gleichgültigkeit, von Zärtlichkeit gegen ſeine Untergebenen und Widerwillen gegen ſeines Gleichen; er war intriguant, üppig bis zur Verſchwendung, feſt in ſeinen Beſchlüſſen, hartnäckig in ihrer Ausführung, ein geſchliffener Hofmann und ein routinirter Anbeter des ſchönen Geſchlechts. So war der Gegner, welchen Sophus bekämpfen wollte, und ſchon mit dem Blicke maß, womit man ſeinen Feind betrachtet, wenn er in die Schranken tritt. Gegen alles dieß wollte er geltend machen ſein ſchönes ſchwarzes Haar, ſeine zwanzig Jahre, ſein offnes, glattkinniges Geſicht, ſeine braunen, lebhaften Augen und das warmfühlende, jugendliche Herz, das dieſen körperlichen Vorzügen Leben und Farbe gab. Mit dem neuerworbenen Hofjunkertitel wollte er den Lehnsgrafen auf dem herrlichen Tannenberg bekämpfen, von deſſen Pracht ſelbſt bei Hofe als von etwas Ungewöhnlichem geſprochen wurde, den Generaliſſimus der norwegiſchen Armee des Königs von Dänemark, einen Mann, der Alles beſaß, auf deſſen Erwerbung er ſich erſt durch vieljährige Anſtrengungen die Hoffnung erwerben konnte, und Viel, was er ſich nie erwerben würde. Aber von allen dieſen Vergleichungen hatte Sophus noch nicht eine einzige angeſtellt, und deßwegen war ſein Muth noch ungeſchwächt. Glückliche Jugend!

Die Gräfin Tannenberg war eine Couſine ihres Mannes, eine geborne Comteſſe Offenhelm. Sie lebte getrennt von ihm nahe bei Kiel, war ſehr kränklich und bisweilen gemüthskrank. Man wollte wiſſen, daß eine frühere unglückliche Liebe und die ſpätere Gleichgültigkeit des Grafen gegen ſie dieſen Zuſtand bei ihr hervorgebracht habe. Ihr Tod war ſo oft vom Gerücht gemeldet worden, daß Viele, zumal der Oberſt Held, ſich gewöhnt hatten, den Grafen als einen épouseur zu betrachten.

Die Uhr ſchlug drei, ſie ſchlug ein Viertel auf vier, und noch kam der Oberſt nicht. Die Ungeduld ſtieg. Graf Tannenberg fragte nach ſeinen Bedienten. Der Kammerherr Seifenſee, ein Vetter des Oberſten, ſah auf ſeine Uhr und ſagte: „Ma foi, ich weiß nicht, ob ich Hofmann genug bin, länger auf den Mann zu warten, der mich zum Diné eingeladen hat. Ihre Excellenz erinnern Sich wohl, daß der Herzog von Orleans, der Regent, immer zu ſagen pflegte, ein vollkommner Hofmann müſſe entweder Launen oder Ehre haben. Wie befindet ſich Ew. Excellenz Langmuth?“

„Wir Landeigenthümer dürfen nicht Anſpruch machen, Hofleute zu ſein,“ antwortete der Graf mit trüber Miene.

Der Kammerherr Seifenſee war auch aus einer ächt deutſchen Familie, wie ein großer Theil der damaligen Hofcavaliere. Als aufwartender Kammerherr bei der alten verwittweten Königin, Sophia Magdalena, Gemahlin Chriſtian's des Sechſten, hatte er eben keine Stellung von Wichtigkeit; er wurde deßhalb auch gewöhnlich nur wie ein tolerirtes Inventarium betrachtet. Der Kammerherr rächte ſich dafür durch Mediſance, und ſeine ſcharfe Zunge machte ihn oft gefürchtet. Er war nicht witzig, aber er hatte ſich eine Menge von Anekdoten und Antworten angeeignet, die ihn nicht leicht ſtecken ließen, wenn er verwunden wollte. Dagegen beſaß er ſelbſt eine Unverwundbarkeit, welche noch die des Achilles übertraf, nachdem dieſer in den Styx getaucht war, denn er hatte nicht einmal einen ſolchen Fleck wie deſſen klaſſiſche Ferſe, wohin ſeine Feinde ihre Pfeile hätten richten können. Ueberall dieſelbe dicke Haut, welche noch undurchdringlicher wurde durch eine Geduld, ob dieſe nun wirklich oder fingirt war, von der ſelbſt der ſpitzigſte Pfeil abglitt, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

„Dieſe glanzenden Zurüſtungen ſollten doch nicht eine Attrappe ſein?“ fuhr der Kammerherr fort. „Meines Vetters Gaſtmahle pflegen grade nicht die ſplendideſten zu ſein, und man kann von ihnen im Allgemeinen ſagen, was der Herzog von Lauragais bei einer gleichen Veranlaſſung von einer magern Tafel ſagte: Wenn man nicht ſeines Nachſten guten Namen und Ruf als Zubrod ſpeiſte, ſo müßte man hungrig von Tiſche gehn.“

In dieſem Augenblick rollten zwei Wagen in den Thorweg; aber es währte noch eine Weile, ehe die verkündigte Ankunft ſich im Vorgemach hören ließ. Endlich! — Die Flügelthüren wurden geöffnet, der Oberſt trat ein mit Runzeln auf der Stirn, aber mit einer lächelnden Miene; es war ein Geſicht, das ausſah wie ein Stück Regenbogen über einer Donnerwolke. An der Hand zog er mehr, als er führte, eine junge Dame mit ſehr blondem Haar und blaſſem Geſicht. Sie war in einem einfachen Reiſekleide, das einzige Auffallende an ihr war eine lange Halskette mit einem großen Medaillon, das ihr an der Seite niederhing. Es ſah aus, als ob es vom Monde herabgeſtürzt und ihr gerade um den Hals gefallen wäre: es war des Oberſten Portrait, in ſeiner Jugend gemahlt, von der Größe eines Deſerttellers, ein Geſchenk des „zärtlichen Vaters an die zurückgekommene Tochter.“ Der Oberſt war abgebildet wie Mars mit den Kriegsattributen, auf dem Schilde befand ſich das Held'ſche Familienwappen, auf der Lanzenſpitze ein eroberter Lorbeerkranz. Das Fräulein trat ein mit niedergeſchlagenen Augen, die ſie nicht vom Boden erhob, und als der Oberſt ſie nach einer leichten Entſchuldigung ſeines Verzögerns mit den Worten präſentirte: „Meine Tochter, Fräulein von Held,“ erröthete ſie und ſah linkiſch und verlegen aus. Sobald ſie über die Thürſchwelle getreten war, zog ſie ſelbſt die Thüre nach ſich; Demoiſelle Rheinberg, welche ihre Suite bilden ſollte, und die beiden canarienfarbenen Bedienten kamen nicht zum Vorſchein. Es kam dem aufmerkſamen Sophus vor, als ob ſie hinkte, und dieß ward zur Gewißheit, als er den Grafen Tannenberg ſie zu Tiſche führen ſah, den der Oberſt ausdrücklich aufforderte, ihr Tiſchcavalier zu ſein. Ihr Vater hätte nicht einmal nöthig gehabt, einen betrübten Blick auf Sophus zu werfen und Augen und Schultern himmelauf zu erheben, um anzuzeigen, wie ſehr er ſeine Erwartungen getäuſcht gefunden habe — dem Sophus war ſelbſt zu Muthe, als ob ihm ein Eimer kalten Waſſers über den Kopf gegoſſen wäre. Der Liebesenthuſiasmus war verſchwunden; Eliſabeth, die ſehnlichſt erwartete, der Gegenſtand der Träume des Einen, und der ehrſüchtigen Pläne des

Andern, deretwegen der Eine mit Lehensgrafen hatte wetteifern, der Andre Ehebündniſſe auflöſen wollen, war durchgefallen, ſowohl bei dem Liebhaber, als bei dem Vater. Arme Eliſabeth!

Es iſt faſt unglaublich, wie ſchnell die Jugend ſich nach einer Niederlage zu erheben vermag. Sophus war der Erſte, der ſich faßte, und nachdem die ſtumme, peinliche Mahlzeit beendigt war, die mehr einem Trauerfeſte glich, als einem Freudenmahle, zu gleicher Beruhigung für den Oberſten und Eliſabeth, wie für die verlegenen Gäſte und die ungehobelten ungeübten Bedienten, war er ſo ſehr Herr über ſich, daß er dem Begehren des Oberſten gemäß bei ihm blieb, als die Anderen fort waren. Mit dem letzten verſchwindenden Gaſte verſchwand auch Eliſabeth, unter dem Vorwande, ſich nach Demoiſelle Rheinberg umzuſehen, die von der Reiſe ermattet war.

Der Oberſt betrachtete Sophus einige Augenblicke, faltete dann die Hände und ſagte: „Ach, mon cher ami, das war ein harter Tag für mein Vaterherz! Was ſoll aus unſeren Plänen werden? Welche Proſtitution! Sie hinkt. Wer hat jemals eine Hofdame geſehen, welche hinkte, die auf ihren Beinen wie eine Gans ging. Es iſt ja terrible! Aber es ſollen alle möglichen Mittel angewandt werden, ſie ſoll einer Operation nicht entgehen, wenn die helfen kann. — Und die Demoiſelle! Das iſt ein Feuerbrand! Die brüſtet ſich wie eine Königin und hat Vapeurs. Ich bin ein unglücklicher Mann, ich bekomme keinen Frieden in meinem eignen Hauſe. Du hätteſt hören ſollen, welchem Widerſtande ich begegnete, als ſie vernahmen, daß hier ein großes Diné ſei. Ich, der ich ein ganzes Regiment commandiren kann, der ich Kugeln habe pfeifen hören, ich ſollte mir von meiner Tochter und ihrer Franzöſin befehlen laſſen! Sie wollten ſich incognito bei mir aufhalten, bis die Tafel aufgehoben wäre. Hat man ſolche Tollheit gehört, da die ganze Welt darauf geſpannt war, ſie zu ſehen, — da Graf Tannenberg hier war! O ich habe mich geärgert, ich hätte den Verſtand verlieren mögen. Und die Toilette! Ganz gegen meinen ausdrücklichen Befehl. Und die gauchen Manieren! Wie iſt es möglich, daß die Geheimeräthin mir Elogen ſchreiben kann über eine Tochter, die ſich ſo beträgt? Iſt das Anſtand? Wo iſt nun die Frucht meines Fleißes und meiner Ermahnung? Mon cher, es iſt die einzige unkluge Handlung, die ich mir in meinem Leben vorwerfen kann, daß ich ſie nach Holſtein ſchickte, ſtatt ſelbſt ihre Erziehung zu vollenden. Denke Dir einmal, wenn ſie hier geblieben wäre — bei ihrem Vater, — was wäre da nicht aus ihr geworden? — Gott im Himmel! Und nun!“

Der Oberſt legte die Hände auf den Rücken und ging auf und nieder im Zimmer. Sophus ergriff ſeinen Hut und wollte gehen; aber der Alte hielt ihn zurück und brach aus: „Du darfſt mich nicht verlaſſen, Sophus, Deine Gegenwart iſt mir ein Bedürfniß, wenn ich nicht ganz aus der Haut fahren ſoll. Was ſoll ein Mann, wie ich, der an Converſation gewöhnt iſt, anfangen vis-à-vis einer ſolchen ſtummen Perſon wie mein Fräulein Tochter. Ach, es iſt terrible, es iſt terrible!

— Aber ſie wird gezwungen werden zu ſprechen, ich werde ihr zeigen, daß ich Herr in meinem Hauſe bin. Ich laſſe mir nicht auf der Naſe herum trommeln von einer halberwachſenen — aufgeſchoſſenen — ſiebzehnjährigen — oder. von einer ſpröden Gouvernante — Ich werde“ — — —

Sein Zorn nahm mit jeder Sylbe zu. Er lief auf und ab im Zimmer; endlich klingelte er und befahl dem Bedienten, dem Fräulein zu ſagen, ſie ſolle ſogleich kommen. — Das Fräulein ließ ſich entſchuldigen, ſie kleide ſich um. — Der Bediente ward mit einer Ohrfeige entlaſſen. Sophus legte den Hut weg; das innigſte Mitleiden durchdrang ihn für das arme junge Mädchen, das eine liebe und friedliche Heimath verließ, um ſie mit ihres Vaters unbehaglichem Hauſe zu vertauſchen. Ungeachtet ſie auch ihm nicht behagt hatte, rührte ihn doch ihre verlaſſene Stellung, es war ja doch ſeine ehemalige Inclination. Er blieb, und wandte ſeinen Einfluß und ſeine Kenntniß der ſchwachen Seiten des Oberſten an, um ſeinen Zorn zu mildern. Es glückte ihm, und dieſe Bemühungen erfüllten ihn mit einer angenehmen Zufriedenheit. Der eitle alte Mann warf ſich in eine Ecke des Sophas, und überließ ſich ſtillſchweigend allen den trübſeligen Betrachtungen, wozu ihm dieſe Täuſchung Veranlaſſung gab; er ſeufzte tief, und man hörte ihn dann und wann mit murmelnder Stimme vor ſich ſelbſt ſagen: „Es iſt entſetzlich! — durchaus kein Comportement! — Und hinkt!“

Als Eliſabeth eine Weile darauf in das Wohnzimmer kam, betrachtete. Sophus ſie ſchon mit freundlicheren Augen. Sie hatte ſich umgekleidet und trug der Mode gemäß ein hochhalſiges Kleid mit halben Aermeln. Sie war ſehr blaß und gab ſich vergebens Mühe, es zu verbergen, daß ſie geweint hatte. Thränen in einem weiblichen Auge ſind ein unwiderſtehlicher Anblick für unſere weichen Herzen, welche einen ſo materiellen Beweis fordern, um gerührt zu werden. Es fehlte nicht viel, ſo hätte Sophus geſchworen, daß vorher ſeine Augen geblendet geweſen wären und daß ſie nicht hinke, wenn ſie nicht indem gerade einen Schritt machte, der ſie beinahe einen halben Viertel Fuß auf die eine Seite niederzog. Aber die Sanftmuth, womit ſie zu ihrem Vater hintrat, ihre Hand mit leiſem Druck in die ſeinige legte und dann ſtill an deſſen Seite Platz nahm mit dem Strickzeug in den Händen, verſöhnte ihn beinahe mit dem häßlichen körperlichen Gebrechen. Ja es war ihm ſelbſt ſchmerzlich, daß die junge Dame nicht einen einzigen Blick ihm zuwandte. Der Oberſt ſtand auf und ſtellte ihn ſeiner Tochter vor.

„Eine Jugendbekanntſchaft von Dir, Herr von Norden, Hofjunker, ein junger Mann mit einem ſuperben Anſtand, der ſeinen Eltern Freude machen kann. Denn das iſt der Eltern größtes Glück, wenn Kinder gut einſchlagen.“

Sophus ſtand auf und verbeugte ſich. Der Oberſt fuhr fort: „Eine Präſentation iſt eine ſpecielle Hinwendung; bei ſolcher Gelegenheit grüßt man tiefer als ſonſt. Grüßet noch einmal! So! Und dann den Kopf ein wenig mehr in die Höhe. Sieh mich an, ſo macht man's. Die Schultern ein wenig mehr zurück, Eliſabeth! Es bleibt noch viel zu beſſern. Gott gebe Deinem Vater Geduld!“

Der Oberſt fing grade da wieder an, wo er vor fünf Jahren aufgehört hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß das Kind indeß eine erwachſene Jungfrau geworden war. Sophus ſaß wie auf der Folterbank. Eliſabeth erröthete verlegen, und antwortete mit einem weichen, wohlklingenden Organ: „Wenn Sie Geduld mit mir haben wollen im Anfang, ſo hoffe ich wohl, daß Sie mit mir zufrieden ſein ſollen. Es fehlt mir wenigſtens nicht an gutem Willen.“ — — — —

„Aber deſto mehr an Gaben, und vor Allem an Erziehung,“ unterbrach ſie der Oberſt. „Man muß hören, man muß ſich anſtrengen, man muß ſeine früheren Unarten vergeſſen. Solch ein Neigen mit dem Kopfe zum Beiſpiel geht nicht an. Il faut se tenir — — se tenir — — grade, gleich, mit Anſtand. Wie geht es mit den Sprachen? Du haſt mir nicht Franzöſiſch geſchrieben, wie ich wünſchte. Parlez vous français, Mademoiselle? J'espère, que vous vous avez perfectionnée dans cette langue de la cour. Na, nicht blöde, nicht kindiſch! Hörſt Du? Point de pruderie, Mademoiselle!“

Es fiel dem Oberſten ganz und gar nicht ein, daß ſich ſeine Tochter wegen ſeines Franzöſiſchen ſchämte. Eliſabeth ſah unverwandt auf ihr Strickzeug, die Thränen ſtanden ihr beinahe in den Augen; um ſie zu verbergen, bückte ſie ſich nach ihrem Strickknäuel, das auf den Boden hinrollte, und da ſie danach faßte, ward der Oberſt an das verhaßte Hinken erinnert. Er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden und rief aus: „Gauche in allen ihren Bewegungen! Ein Gang wie eine Hospitalitin! Beklage mich, mein theurer Sophus, ich bin ein unglücklicher Vater. O darüber könnte man verrückt werden!“

Sophus konnte es nicht länger aushalten. Er ſchob die Schuld auf den Hofdienſt und entfernte ſich. Der Oberſt bat ihn, bald wiederzukommen, damit er doch „einen Menſchen“ hätte, um ſein Herz zu erleichtern. Eliſabeth ſchlug zum erſten Male ihre blauen Augen gegen ihn auf, als er ſchon der Thür nahe war, und er las in dieſem Blick die Bitte, das Betragen ihres Vaters zu verſchweigen. — „Ihretwegen,“ murmelte er vor ſich ſelbſt, als er die großen Treppen hinunterging. „Es iſt doch Schade, daß das Mädchen hinkt.“ Aber dieſe Aeußerung ging blos aus Mitleid hervor. — —

Während Eliſabeth dieß Fegefeuer zu beſtehen hatte in dem prächtigen Palais der Tante Helmſtorff, mußte die arme Liſette ein ähnliches in ihres Vaters ärmlichem Wohnzimmer beſtehen. Eine ſolche Uebereinſtimmung herrſcht, öfter als man glauben ſollte, zwiſchen den Schickſalen der Reichen und der Armen, der Vornehmen und der Geringen.

Der alte Calais war ausgegangen; die Thürklingel erſcholl und Baſe Cordia ging hinaus, um aufzuſchließen; aber dießmal machte ſie die Thür nicht halb auf, und „des Weinſchenken Sohn dort auf der Ecke“ hatte nicht nöthig, ſich den Eingang zu erkämpfen; denn er war Baſe Cordia's Liebling und ſie begünſtigte ſeine Bewerbung um Liſetten eben ſo eifrig, wie ſie dem Sophus Hinderniſſe in den Weg legte. Mit der Aufforderung, daß er doch ſo lange eintreten möge, bis ihr Bruder nach Hauſe käme, führte ſie ihn mit ſich in die Stube, wo Liſette an ihrem Rocken ſpann der Tante zur Seite, und ihr die Zeit mit Erzählen von Mährchen vertrieb, die ſie in einem ihr von Sophus geliehenen Buche geleſen hatte. Sie hatte es mit Eifer geleſen, denn ſie konnte es beinahe auswendig.

„Erzähle nur weiter, Kind,“ ſagte die Tante, „das wird Herrn Winkler Vergnügen machen, zuzuhören, wie hübſch Du erzählſt. Es war von einem König und einer Prinzeſſin, und einem bezauberten Prinzen, den eine Fee behert hatte. Na, und als der Prinz nun in das Schloß kam, wie nun weiter?“

Aber Liſette war mit einem Male ſo ſtumm geworden wie ein Fiſch, und der Tante Zureden half eben ſo wenig wie deren Zorn oder des jungen Mannes Bitten; Liſette wollte nicht liebenswürdig ſein gegen des Weinſchenken Sohn an der Ecke. Es iſt eine abgemachte Sache, daß, wenn die Aufmerkſamkeit eines Herrn einer jungen Dame mißfällt, ſo kann er thun, was er will, Alles erregt ihre Ungnade. Liſette ſpann ſo eifrig wie Penelope, als ſie ſich ihren Freiern entziehen wollte; aber ins Geſpräch wollte ſie ſich nicht mit ihm einlaſſen. Endlich ward Baſe Cordia ärgerlich über ihren Ernſt.

„Was muß doch unſer Gaſt von Dir glauben, Kind, daß Du den Mund nicht gegen ihn aufthun kannſt,“ ſagte ſie. „Wenn man Leute zu ſich herein bittet, ſo iſt man ihnen wenigſtens ein höfliches Wort ſchuldig. Sprich doch mit dem guten Herrn Winkler!“

„Ich habe Niemand hereingebeten, und ſo paßt der Baſe Vorwurf auf mich nicht,“ ſagte Liſette.

„Es ſollte mir leid thun, wenn ich der Jungfer zur ungelegenen Zeit komme,“ ſagte der junge Mann mit einer Freundlichkeit, die man nach einem ſolchen Empfange nicht hätte erwarten ſollen. Herr Winkler erinnerte durch ſeine Haltung und ſein ganzes Weſen an Holbergs Leander.

„Gott im Himmel bewahr' uns! Und das ſagſt Du zu einem guten Freunde, der es ſo ehrlich mit Dir meint, der ſo beſcheiden, ſo aufmerkſam, ſo freundſchaftlich iſt, und den wir ſo ſelten ſehen.“

„Mir däucht, daß Herr Winkler nicht ſo ſelten kommt, wie die Baſe ſagt. Erſt in der vorigen Woche war ja Herr Winkler eben ſo aufmerkſam und freundſchaftlich.“

„Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn ich zu oft komme, Jungfer Liſette,“ ſagte Herr Winkler mit derſelben ungeſtörten Freundlichkeit.

Liſette ſchwieg und ſpann. Die Tante ſchwieg und drehte das Rad, ſo daß es ſchnurrte in der Stube. Herr Winkler ſchwieg und pflückte an ſeinem Halstuch.

„Ich weiß nicht, wo ein Menſch die Geduld hernimmt,“ brach die Tante aus, als ſich der Faden verwickelte, weil ſie immer ſtärker und ſtärker das Rad umtrieb.“ Es iſt erſchrecklich, Herr Winkler. Gleich von dem Tage an, wo Sie mit meinem Bruder von Liſetten ſprachen, wovon Sie wohl wiſſen, gleich von dem Tage an hat ſie einen ordentlichen Haß auf Sie geworfen, daß es erſchrecklich iſt.“

„Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn die Jungfer wirklich einen Haß auf mich geworfen haben ſollte,“ ſagte Herr Winkler.

„Der gute, ehrliche Menſch!“ brach die Tante aus. „Wie iſt es möglich, den zu haſſen!“

„Ich haſſe Niemand, Baſe, und das glaubt Winkler auch nicht,“ ſagte Liſette mit mehr Freundlichkeit, als ſie noch in dieſer Unterredung geäußert hatte.

Es entſtand wieder eine Pauſe. Baſe Cordia hatte endlich den entſchlüpften Faden gefunden, und ſetzte Rad und Mund wieder in Bewegung.

„So geht es, wenn ein Menſch aus dem Stande herauswill, in welchen ihn der liebe Gott einmal geſetzt hat. Seit der Hofjunker hier aus und eingeht, iſt Liſette ein ganz andrer Menſch geworden. Sie will ſogar gegen mich die Vornehme ſpielen, da ich doch gegen ſie als Baſe gehandelt habe, als ſie noch nicht größer war als ſo. Können Sie es ſich denken! Aber man wird nicht dadurch vornehm, daß man vornehme Geberden annimmt. So ein adlicher vergoldeter Hans-Quaſt hat ein bürgerliches Mädchen doch zum Narren, das iſt das Ende vom Liede.“

„Liebe Baſe," ſagte Liſette bittend, indem ſie ganz roth wurde.

„Ja, liebe Baſe, das klingt gut genug. Ein junges Mädchen ſoll an die Zukunft denken, und Gott danken, wenn ſie eine vernünftige Baſe hat, die ihr Mutters Stelle vertreten kann. Das habe ich gethan wie ein braves Mädchen, das ſoll mir Niemand läugnen können, und deßhalb werde ich auch ſchon wiſſen, die Windbeutel vom Hauſe abzuhalten. Es iſt nicht mehr als meine Schuldigkeit. Und was für Ehrlichkeit kann man von ſolchen vornehmen Leuten erwarten, das möchte ich wohl wiſſen. Sie betrachten einen braven Bürger nicht viel anders, als ſie ihre Bauern oder die ſchwarzen Heiden betrachten, die ſie die Erlaubniß haben zu verkaufen oder mit ihnen nach Gelüſten umzugehen. Und das iſt auch nicht mehr als billig, es wird ihnen dieß kein Menſch verdenken; denn die Bauern und ſchwarzen Heiden ſind nun einmal nicht viel beſſer als die Thiere auf dem Felde. Aber man ſoll nicht Alle über Einen Kamm ſcheeren, weil ſie auf zwei Beinen gehen, und es iſt ein Unterſchied unter den Leuten. Weil man nicht ein Graf oder Hofjunker iſt, ſo iſt man doch nicht ein Bauer oder ein Mohr. Ein ehrlicher Bürger, der ſeine Steuern und Abgaben entrichtet und jedem das Seinige giebt, iſt eben ſo viel werth wie ein — — mitunter auch mehr," fügte die alte Jungfer hinzu, indem ſie ſich vornehm mit dem Nacken drehte.

„Wenn die Jungfer einen Grafen oder einen Hofjunker ſucht, ſo will ich und mein Vater Ihnen auch nicht mehr beſchwerlich fallen mit unſerm Beſuch," ſagte der Freier, der in optima forma ſich unter väterlichem Schutze gemeldet und um Liſettens Hand angehalten hatte. „Jeder kann ja für ſich bleiben," fügte er mit unterdrücktem Unwillen hinzu; denn die erwachende Eiferſucht hatte ſeine Apathie überwunden; und auch Hiob's Geduld hat ihre Grenzen.

Baſe Cordia ſah ein, daß ſie zu weit gegangen war, und daß ihre unvorſichtige Rede auf ein zu gutes Erdreich gefallen war; ſie bemühte ſich nun die Wirkung zu vernichten; aber es glückte ihr nur zum Theil. Obgleich ſie es nicht an Worten fehlen ließ, war es doch in den Wind geredet; und als Winkler ſie bald darauf verließ, machte ſie ſich ſelbſt den Vorwurf, daß ihre Unvorſichtigkeit vielleicht einen Freier vom Hauſe verſcheucht habe, der nicht ſo leicht zu erſetzen ſei; denn des Weinſchenken Sohn dort auf der Ecke war eine Parthie, die wohl jedes Mädchen in der Stadt mit Kußhand annahm. — Aber wer hatte Schuld daran als Liſette? Deshalb ſagte ſie auch, als ſie ihren Platz am Spinnrocken wieder einnahm, nachdem ſie den erzürnten Freier bis zur Thüre begleitet hatte: „Das war recht, Kind, fahre ſo fort, und unſer Haus wird bald genug in den Ruf kommen, daß wir die Leute gut behandeln. Aber ob er wiederkommt, das möcht' ich denn doch ſehr bezweifeln."

„Es ſollte mir ſehr lieb ſein, wenn er wegbliebe," antwortete Liſette ſanft. „Wir haben zufrieden mit einander gelebt, ehe wir ihn dieſſeit der Thüre hier ſahen."

„Aber das iſt denn doch nicht der rechte Weg, um einen Mann zu bekommen, daß man die Freier zur Thür hinausweiſt. Auf die Manier bleibt man ſitzen; denn die Grafen kommen nicht, um Dich abzuholen. Aber das bedenken ſolche junge Mamſells nicht.“

„Ich brauche ja gar nicht zu heirathen. Wenn nur die Baſe ſich nicht ſo viel Mühe geben wollte, mich zu verſorgen!“

„Was? Nicht ſo viel Mühe geben, Dich an den Mann zu bringen? Ja, lehre Du mich das! Nein, das weiß ich beſſer. Roman-Grillen und Phantaſtereien, daran fehlt es nicht. Danke Gott, daß Du eine ſo vernünftige Baſe haſt, wie Du haſt, das ſollteſt Du erkennen, ſtatt ſie ſo zu behandeln, wie Du es weder vor Gott noch vor Menſchen verantworten kannſt.“

„Ich erkenne es mehr, als die Baſe glauben mag. Meine liebſte, beſte Baſe,“ ſagte Liſette, und reichte ihr die Hand zur Verſöhnung.

„Siehſt Du, Du willſt doch nicht, daß ich die Hand von Dir abziehe,“ ſagte das alte Mädchen, beſänftigt durch Liſettens einſchmeichelnde Freundlichkeit. „So will ich denn zu Gewürzkrämers hingehen, ſeine Frau iſt mit Weinſchenkens dort auf der Ecke verwandt; man muß doch die Sache wieder in Ordnung bringen zwiſchen euch jungen Leuten. Es war ſchon in ſo gutem Gange.“

„Liebe Baſe,“ brach Liſette erſchrocken aus, „thun

Sie das um Gottes Willen nicht! Bleiben Sie bei mir, ſo will ich der Baſe das Mährchen vom Prinzen zu Ende erzählen.“

„Du mit Deinem Mährchen und Deinem Prinzen,“ ſagte die Tante ärgerlich. „Vornehm und immer vornehm! Wir ſollen wohl dem Hofjunker noch danken, daß er uns die Thüren einläuft; ſonſt ließ ſich doch noch mit ihr auskommen. Aber ſo geht es zuletzt, wenn ein Adlerei in ein Krähenneſt kommt. Ja ja, ich will nicht mehr ſagen. Aber es hat doch immer Geſchmack vom Vogel, ſagte das alte Weib, als ſie Hagzweige kochte, worauf eine Elſter geſeſſen hatte. Ich wollte wünſchen, daß der Hofjunker wäre, wo der Pfeffer wächſt; das iſt der Segen, den er von mir bekommt.“

„Na, möchte nur Niemand uns mehr die Thür einlaufen! Er iſt ja eine Ewigkeit nicht hier geweſen.“

„Nun es iſt doch nicht ſo lange her, ſeit dem Abend, wo uns die verdammte Katze ſo viel zu ſchaffen machte, die die chineſiſche Terrine herunterriß, daß ſie in tauſend Stücke ging.“

„Ach, Baſe, das ſind ja beinahe drei Wochen,“ ſagte Liſette mit einem Seufzer, und ſenkte den Kopf. Aber die Tante hörte es nicht mehr; ſie war ſchon zur Thür hinaus, ſie hatte es eilig.

„Mein Gott, nun geht ſie wieder zu meiner Plage,“ ſagte Liſette unmuthig und ſtützte den Kopf auf die Hand. „Alle Menſchen plagen mich. Auch er plagt mich — aber Niemand bekümmert ſich um mich.“

Und ſie blieb ſitzen in tiefen und betrübten Gedanken. —

— „Guten Abend, Jungfrau Liſette,“ ſagte eine wohlbekannte Stimme. Es war Sophus. Er ſchlug den Mantel zur Seite und ſtand vor dem betroffenen Mädchen in ſeiner Gallauniform, gerade wie er von dem unglücklichen Feſt bei Helds kam. Er hatte ſich in den Gaſſen umhergetrieben, um den unbehaglichen Eindruck zu verwiſchen, den die Begebenheiten des Tages auf ihn gemacht hatten. Die Thür von Calais' beſcheidenem Hauſe war gegen Gewohnheit nicht verſchloſſen; die vorſichtige Baſe Cordia hatte es in der Eile vergeſſen, womit ſie fortgelaufen war, um ihre frühere Unvorſichtigkeit wieder gut zu machen. Aber Eine Unvorſichtigkeit iſt die Mutter unzähligen Unheils.

„Darf ich es wagen, Ihnen vor die Augen zu treten?“ fragte Sophus mit gedämpfter Stimme.

„Es wagen?“ wiederholte Liſette erröthend. „Als wenn Sie ſo ſchüchtern wären!“

„Ach, Liſette, haben Sie mir noch nicht vergeben? Tragen Sie es mir noch nach? Nach ſo langer Zeit?“

„Ja, Sie ſind lange nicht hier geweſen,“ ſagte Liſette, die der Beantwortung ſeiner Frage ausweichen wollte. Uebermorgen ſind es drei Wochen.“

Dieſe unſchuldige aber genaue Zeitbeſtimmung gab dem Sophus ſeine Ueberlegenheit wieder. Er warf ſeinen Mantel auf einen Stuhl und ſetzte ſich auf einen andern an Liſettens Seite, deren Augen mit Wohlgefallen auf der prächtigen Gallauniform weilten. Sophus bemerkte es und ſagte: „Wie ich Sie erſchreckte das letzte Mal, als ich hier war! Es war unartig von mir.“

„O ſchweigen Sie! Sie ſind ein rechter Unmenſch!“ ſagte Liſette beinahe weinend und hielt die Hand vor die Augen.

„Seien Sie nicht böſe, Liſette, ich ſchweige ja ſchon, Liſette! — Was für ein Wohlklang in dieſem Namen liegt. Es iſt der ſchönſte Name, den ich je gehört habe.“

„O Sie meinen ja nicht, was Sie ſagen,“ ſagte Liſette lebhaft. „Was iſt denn Rares an meinem armen Namen? Es giebt ja viel ſchönere.“

„Ja, Liſette, ich meine wohl, was ich ſage,“ ſagte Sophus mit überredender Ehrlichkeit. „Es würde mir nicht einfallen, anders zu Ihnen zu ſprechen, als ich es meinte. Und wie kann es Ihnen nur einfallen, mir eine ſolche Schlechtigkeit zuzutrauen?“

„Die Baſe behauptet, daß vornehme Leute nie ſprechen, wie ſie es meinen,“ ſagte Liſette ernſthaft. „Sie ſagt auch, daß bei Hofe im ganzen Jahre nicht zehn wahre Worte geſprochen werden.“

„Aber Sie, Liſette, die Sie mit der Königin geſprochen haben, die Sie mich kennen, Sie glauben das nicht; Sie wiſſen, daß es nicht ſo iſt.“

Liſette ſchwieg und ſah nieder. Ungeachtet ſie ihm gern trauen wollte, klangen ihr doch die Worte der Tante: „Er hat ein bürgerliches Mädchen doch nur zum

Narren!“ — unaufhörlich vor den Ohren, und die Thränen kamen ihr in die Augen bei dieſem Gedanken.

„Sie ſind böſe, Liſette, oder Sie ſind betrübt,“ ſagte Sophus mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme.

„Ja, ich bin betrübt,“ antwortete die ehrliche Liſette, „es iſt mir jeden Augenblick, als ſollte ich weinen.“

„Warum ſind Sie betrübt, Liſette? Sagen Sie mir's.

„Ich kann nicht.“

„Mir, Ihrem aufrichtigen Freunde, können Sie wohl anvertrauen, was Sie bekümmert.“

„Nein, es iſt unmöglich.“

Die Thränen rollten ihr in den Schooß und benetzten ihre zuſammengelegten Hände.

„Sie weinen ja, Liſette! Sind Sie krank?“

„O Gott, nein, nicht im geringſten,“ ſagte Liſette, und drückte die Hände an die Bruſt, als wollte ſie den gewaltſamen Schlag ihres Herzens hemmen. —

Es entſtand eine Pauſe; Sophus ſpielte mit der Stickerei an ſeiner Uniform.

„Ich will Ihnen ſagen, warum Sie weinen, Liſette, warum Ihr Herz ſo heftig ſchlägt,“ ſagte er mit leiſer Stimme, — „Sie lieben.“

„Vielleicht,“ ſagte Liſette kaum hörbar.

Sophus ſchwieg und betrachtete das hocherröthende Mädchen. Sie ſchwieg auch. Ihre Bruſt bewegte ſich ſtark. Nach einer langen Pauſe heftete ſie ihren Blick auf Sophus und ſagte: „Iſt das Alles, was Sie mir zu ſagen haben.“

„Ja, Jungfrau Liſette. Aber“ — — —

„Was wollen Sie ſagen?“

„Nein, ich kann nicht.“ —

— „Es iſt ſchon ſieben Uhr,“ ſagte Liſette nach einem langen Stillſchweigen, als die Stubenuhr aufgehört hatte, den letzten hinſterbenden Klang ihrer Metallſtimme ertönen zu laſſen. „Die langen Abende ſind gottlob bald vorbei.“

„Ja, nun bleibt es ſchon länger hell.“

„Man ſagt, daß, wenn die Tage ſich verlängern, der Winter anfängt ſtrenger zu werden.“

„Das wird wohl nicht immer geſagt.“

„Viele Minuten werden es doch nicht mehr ſein, bis es anfängt, dunkel zu werden,“ ſagte Liſette und ſah nach der Uhr.

„Sie jagen mich fort, Liſette, ich bin Ihnen läſtig.“

Liſette antwortete nicht. Sophus nahm bald darauf ſeinen Mantel und warf ihn um. „Sie ſind hart gegen mich,“ ſagte er, „gegen einen alten Freund.“

„Und Sie?“ ſagte Liſette, ſo leiſe, daß er es nicht hören konnte. Sie dachte vielleicht nur laut.

„Können Sie ſich erinnern? vor drei Monaten, da waren wir noch ſo luſtig, ſo froh wie die Kinder. Wir ſpielten ordentlich. Ich kann Sie noch ſo deutlich ſehen in Ihrem gelben Kleide mit der blauen Schärpe. Es iſt das ſchönſte von allen Ihren Kleidern. Wie glücklich ich damals war! Es ſind nicht mehr als drei Monate — und nun ſind wir ſo ernſt.“

„Ja, damals!“ ſagte Liſette und ſeufzte tief, indem ein paar große Thränen auf ihre Hand fielen.

Sophus betrachtete ſie einige Augenblicke ſtumm. Er machte zwei Mal eine Bewegung, als ob er etwas ſagen wollte, aber jedesmal hielt er inne. Liſette ſah unverwandt zur Erde. Plötzlich fuhr er auf, ſchlug den Mantel über die Schultern, und ging hurtig zur Thür hinaus.

„Leben Sie wohl, Liſette!“ —

Und Liſette warf ſich in den großen Lehnſtuhl, und weinte bitterlich. —

Acht Tage nachher hatte Sophus die Aufwartung im Vorgemach der Königin, als der Oberſt, Eliſabeth und Demoiſelle Rheinberg eintraten. Er fungirte heute ſtatt des abweſenden Kammerjunkers. Der große Saal war ſtark erhellt; Kronleuchter, Lampen, Girandolen, Alles brannte, und es war keine Spur zu ſehen von der Unbehaglichkeit, die ſo ſehr auffiel, als wir das letzte Mal dieß Gemach betraten, das damals noch dämmriger wurde durch die Schatten der großen Lehnſtühle und der ausgelöſchten Geridons.

Der Oberſt war ſanfter geſtimmt als das letzte Mal, da ihn Sophus verlaſſen hatte. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, daß die Königin ſeine Tochter hatte ſehen wollen; daß mußte natürlicherweiſe *ſeinetwegen* ſein. Aber es war ihm unbegreiflich, daß er nicht zur Audienz zugelaſſen wurde, wohl aber Demoiſelle Rheinberg, „eine ganz fremde Perſon, von deren Exiſtenz die Königin ja nicht eine Ahnung haben konnte. Es muß ein Irrthum obwalten. Es kommt mir und keinem Andern zu, meine

Tochter Ihro Majeſtät zu präſentiren. Es iſt überdieß ſo viel Verunglücktes in ihrer ganzen Tournüre, das ich bei Ihrer Majeſtät allerunterthänigſt entſchuldigen muß," fügte der Oberſt mit gedämpfter Stimme hinzu, obgleich er die ganze Zeit leiſe geſprochen hatte.

Sophus unterrichtete ihn, daß es gleichwohl der Königin Wille ſei; er hatte beſtimmte Ordre, daß nur das Fräulein und ihre Gouvernante ſogleich, ehe die Audienz begönne, zu Ihro Majeſtät eingelaſſen werden ſollte. Es war ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen, daß Eliſabeth eine Sicherheit und Ruhe zeigte, die an einem jungen Mädchen bei einer ſolchen Gelegenheit etwas Ungewöhnliches iſt. Die Gouvernante dagegen, eine ziemlich ſtarke alternde Perſon, mit einem geſchmackloſen Auffatz auf dem Kopfe, der ihr beinahe über die Augen hing, war verlegen. Der Oberſt meinte, es ſei das Bewußtſein ihrer Häßlichkeit.

„Aber es iſt ganz unique!" brach er aus, und blieb mit einer etwas einfältigen Miene ſtehen, als die beiden Damen zu den Hofdamen der Königin hineingeführt wurden, welche ſich in dem nächſten Zimmer aufhielten, um von da in die eignen Gemächer der Königin eingelaſſen zu werden. Sophus, der hier ſein Uebergewicht fühlte, da er auf ſeinem eignen Gebiete war, und obenein an dieſem Tage als Kammerjunker fungirte, ging ſtillſchweigend im Zimmer auf und nieder. Der Oberſt folgte ihm, er wollte ein Geſpräch anknüpfen, wußte aber nicht, wie er es einleiten ſolle.

„Es wird ein magnifikes Gebäude, ſo weit man nach dem Anfang urtheilen kann, die reiche Marmorkirche, die in der Friedrichſtadt gebaut wird. Es wird magnifique. Es wird ein Stolz für Kopenhagen werden.“

„Es hat das Anſehn.“ —

— „Ich hörte neulich, daß Seine Königliche Hoheit, der Herzog von Glouceſter, der hier zum Beſuch war, und ſeine Cavaliere desgleichen, ſo übermäßig ſpeiſten, daß ſie jeden Abend Fußbäder nehmen und Präſervative anwenden mußten, aus Furcht, in der Nacht vom Schlage gerührt zu werden. Ich habe es aus einer authentiſchen Quelle.“

„Der Herzog hatte allerdings einen ſtarken Appetit.“ —

— „Es war eine vortreffliche Antwort, mon cher, welche Seine Majeſtät bei ihrer Anweſenheit in London der verwittweten Prinzeſſin von Wales gab, die ihn mit der engliſchen Lady aufziehen wollte, — eine ganz ſuperbe Antwort, ich vergeſſe ſie nie.“

„Welche, Herr Oberſt?“

„Er ſagte, daß ſie — — — wenn — — daß Lord Bute — — daß ſofern — — — Ich kann mich in dieſem Augenblick nicht erinnern, aber es war vortrefflich geantwortet. Denn Du mußt wiſſen, daß Lord Bute viel galt bei der verwittweten Prinzeſſin, beſonders viel, Du verſtehſt mich wohl.“ —

— „Es geht ſchlechter mit der alten Königin Wittwe, höre ich. Mon Dieu, ſie iſt auch alt, gegen ſiebzig, das iſt ein hohes Alter. — Das iſt wahr, daß ſie ſich in Hirſchholm ein Monument errichtet hat, das nie vergehen wird, das Sophie Magdalena's Namen bis auf Kindeskinderkinder in unendlicher Reihe tragen wird."

„Der Name iſt wenigſtens oft genug darauf angebracht," ſagte Sophus.

„O, Hirſchholm iſt ein prächtiges Schloß, ein zweites Verſailles," ſagte der Oberſt und hob die Augen gen Himmel. —

— „Die Majeſtäten wollen nach Holſtein im Sommer, Du kommſt wahrſcheinlich mit; das wird eine intereſſante Reiſe, eine unaufhörliche Fête. Graf Tannenberg ſpricht ſchon von ſeinen Vorbereitungen zum Empfang."

„Die Reiſe iſt beſtimmt auf den Anfang des Junius; der Erbprinz ſoll erſt confirmirt werden." —

— „Die Gouvernante, welche mir die liebe Tante Helmſtorff aufgebettelt hat, iſt eine ſehr myſtiſche Perſon für mich, mon ami. Es iſt gewiß eine große Intriguantin. Ich bin ſonſt ein Mann von Welt, ein Mann von Menſchenkenntniß, aber ich verſtehe mich nicht auf ſie. Und auf meine Tochter noch weniger. Es iſt ein Complot, mon cher, ein wahres Complot."

„Wie ſo?" fragte Sophus, der jetzt erſt ſtill ſtand, und den Bemerkungen des Oberſten einige Aufmerkſamkeit ſchenkte. Er hatte ganz vergeſſen, daß der Oberſt ein würdiger Repräſentant einer ſehr ausgebreiteten Klaſſe war, welche überall Intriguen finden und unabläſſig auf der Spur ſind, Geheimniſſe zu entdecken. Es iſt ein eignes Vergnügen für dieſe Art von Leuten, aber flößt ihnen auch einen beſtändigen Argwohn gegen ihre Umgebungen ein.

„Sie ſchließen ſich ganze Stunden ein, ſie flüſtern beſtändig,“ fuhr der Oberſt fort. „Warum können ſie nicht laut ſprechen, es iſt ja ſehr verdächtig. Kommt ein Menſch dazu, ſo zieht der Teufel mit der Franzöſin ab; es iſt als eine große Gnade zu betrachten, wenn man das grimmige Geſicht zu ſehen bekommt. Sie ſchreibt auch Briefe, die aber nicht abgeſchickt werden, ſo viel ich habe entdecken können. Ich habe meine Tochter examinirt; aber hat ſie ſonſt nichts gelernt, ſo hat ſie lügen gelernt; ich kann nicht ein Wort aus ihr herausbringen. Zwei Frauenzimmer, die ſich einſchließen? Das thut der Teufel nicht um Gottes Willen. Aber der alte Held iſt fein, mon cher, er wird das Geheimniß ſchon aus ihnen herausbringen, der alte Held verſteht ſich darauf, wie man Frauenzimmer zu behandeln hat. Solch eine Franzöſin! Wer fragt danach, ſich ihretwegen zu menagiren? Hm!“

Sophus ſchwieg. Es war ihm unangenehm, daß ſeine Frage dem Oberſten Veranlaſſung gegeben hatte, ſo plumpe Beſchuldigungen gegen Eliſabeth auszuſprechen.

Indem wurde die Thür geöffnet, und die Generalin Geldern trat hurtig herein.

„Ich erwartete, Ihr Fräulein Tochter hier zu treffen, Herr Oberſt,“ ſagte die Generalin. „Ich bin gegen meinen Willen aufgehalten, ich hätte ſchon lange hier ſein ſollen. Die Königin wünſchte, daß ich ihr das

Fräulein und deren Gouvernante vorſtellen ſollte, ehe die Audienz anfinge.“

„Meine Tochter iſt bei Ihrer Majeſtät. Es ſcheint, als wenn es der Königin darum zu thun ſei, Bekanntſchaft zu machen mit dieſer Perſon von Gouvernante,“ ſagte der Oberſt mit einer Miene, die mehr ſpöttiſch als klug war.

„Eine Formalität, Herr Oberſt,“ antwortete die Generalin lachend. „Die Königin kennt dieſe Perſon ſehr gut. Sie war Gouvernante in London bei der Herzogin von Devonſhire, einer Spielkameradin der Königin. Demoiſelle Rheinberg iſt eine Dame, für welche die Königin viel Eſtime und Egard hat.“

Die Generalin verneigte ſich und ging zur Königin hinein. Der Oberſt blieb wieder ſtehen wie vorher, mit dem Geſicht nach dem Gemach der Königin. Er ſpitzte den Mund, wie wenn man ſich ihn an einem heißen Biſſen verbrannt hat. „O, o!“ wiederholte er einmal über das andere, „eine Dame, für welche die Königin viel Eſtime und Egard hat. O! Ja ſo!“

Sophus konnte ſich nicht enthalten zu lächeln. „Wer konnte das ahnen?“ ſagte er.

„Ja, ja, wer konnte das ahnen?“ wiederholte der Oberſt. „Hm! Man muß ſich doch etwas menagiren wegen dieſer Franzöſin — dazu wird man wahrhaftig gezwungen.“

Mehrere Damen und Herren fanden ſich allmählig zur Audienz ein; die Unterhaltung ward allgemein bei den verſchiedenen Gruppen. Auch der Kammerherr Seifenſee hatte ſich eingeſtellt. Er näherte ſich dem dienſtthuenden Hofjunker mit feierlichem Anſtand und ſagte: „Ein Compliment an Ihre Majeſtät von meiner hohen Herrſchaft.“

„Sobald die Damen herauskommen, welche drinnen bei der Königin ſind,“ antwortete Sophus mit einer tiefen Verbeugung, „wird der Herr Kammerherr gemeldet werden.“

Seifenſee trat einen Schritt zurück und ſah ſich um, indem er ſich zur Rechten und Linken verneigte, bald nur mit dem Kopfe, bald auch mit der Schulter, bald mit dem ganzen Oberleibe, Alles nach Rang und Stand der Perſon, der er „ſeinen Reſpect“ beweiſen wollte. Der Kammerherr gehörte zu denen, welche ſtark auf die Abſtufungen der Höflichkeit halten; deßwegen gab es auch eine beträchtliche Anzahl von Menſchen, gegen welche es ihm nie einfallen konnte, höflich zu ſein. Er hatte auch Grade in ſeinem Handdruck, und ſo gab es dergleichen von Einem Finger, zweien, dreien, bis zur ganzen kammerherrlichſeifenſeeiſchen Hand. Als Hofcavalier bei des Königs Großmutter, der Gemahlin Chriſtian's des Sechſten, glaubte er ſich auf einem feindlichen Territorium zu befinden, wenn er den jüngeren Hof beſuchte, welcher mehr zu bedeuten hatte als der ſeiner ſo gut wie verſtorbenen Herrſcherin. In ſeinem Charakter war jedoch nichts, was es ihm unbehaglich gemacht hätte, mit ſeinen Umgebungen Krieg zu führen, und man konnte ihn deßwegen faſt immer auf dem feindlichen Territorium antreffen.

„Ah, Kammerherr Seifenſee! Bon soir! Sind Sie wohl? Man ſieht Sie ſo ſelten. Mein Gott, wie voll es iſt! Bedürfen denn wirklich alle die Leute Audienz? Ich glaubte, daß man heute nur die erſten Klaſſen hier treffen würde.“

Die Fragende war eine Dame von beinahe funfzig Jahren, ihre Figur ungraziös wie ihre Haltung; in den Händen hatte ſie einen prächtigen Fächer, den ſie ſtets vor dem ziemlich rothen Geſicht bewegte, das beinahe parallel lag mit der Decke, ſo ſehr hatte ſie den Kopf zurückgebogen, um ſich den gebührenden Anſtand zu geben. Ihre Toilette war koſtbar und nach der neueſten Mode; ihre mit den theuerſten Spitzen beſetzte Schleppe floß lang hin auf den Boden, ſie konnte ſie nicht mit dem Fuße zuſammennehmen, eine Bewegung, in welcher die Damen damaliger Zeit Gelegenheit hatten, eine größere oder geringere Routine zu zeigen. Selbſt war ſie mit Juwelen überladen. Es war die Baroneſſe Blech, deren Mann, ein ehemaliger Lieferant von coloſſalem Vermögen, ſich kürzlich hatte baroniſiren laſſen. Seine Frau war die Tochter eines ſehr reichen Brauers, der ihr eine Tonne Goldes hinterlaſſen hatte. —

„Ihre Gnaden entzücken mich durch Ihre Güte,“ antwortete der Kammerherr und verneigte ſich mit dem ganzen Oberleibe. „Sie ſtrahlen wie eine Juno unter den anderen Göttinnen. Welch eine geſchmackvolle Toilette! Wie köſtliche Juwelen! Und eine geſchmackvolle Faſſung! Vermuthlich ein Familienſtück, es ſieht ſo antik aus, es erinnert an die Vorfahren. Ich bin ein großer Liebhaber von Familienſtücken; ich möchte pariren, daß es einer Ahnin von Ihro Gnaden gehört hat, einer Frau Altmama, oder vielleicht der ſeligen Baroneſſe Blech.“

„Mein Mann hat es auf einer Auction der alten Gräfin Donnerſtein gekauft, einer der erſten Familien in Deutſchland. Wir haben ſtets eine Vorliebe gehabt für das Antekke. Es iſt auch ungeheuer koſtbar geweſen.“

„Ja, wer eine brillante Toilette ſehen will, muß Baroneſſe Blech ſehen. Es giebt Niemanden, der mit Ihnen rivaliſiren könnte, gnädige Frau!“

„Sie ſind immer ſehr compliſant, gutes Kammerherrchen. Machen Sie uns das Vergnügen und ſpeiſen Sie morgen Mittag bei uns, ganz en famellie mit Graf Tutt und einigen wenigen guten Freunden. Ach,„ meine Toilette, die Sie ſo gütig ſind zu loben, iſt nichts gegen das, was ich neulich bei einer Madame Pretty aus Oſtindien geſehen habe. Wie ſolches Volk ſich nur herausſtaffiren kann! Es hat gar keinen gout. Der Mann ſoll Pflanzer ſein, Gott weiß, wo ſich die Frau herſchreibt, däniſch iſt ſie, das kann man hören und ſehen.“

„Simpel, Ihro Gnaden, höchſt ſimpel, es iſt ordentlich eine Miſère. Ihr Vater war nichts Anderes als Brauer in der Nordgaſſe. Was ſollen wir zu ſolchem Umgang ſagen, wir Andern?“ Der Kammerherr zuckte mit den Schultern. — „Ich werde die Ehre haben, morgen bei Ihro Gnaden zu diniren. Mein Compliment an den Baron Blech und an die kleinen Baroneſſen.“

Seine ſchmale, dürre Figur, die etwas Aehnlichkeit mit einem Aal hatte, krümmte ſich weiter in den Saal.

„Guten Abend, Kammerjunker Kreide, wie befinden Sie ſich? Die Uniform ſitzt Ihnen ganz charmant, wie angegoſſen. Wenn ich mir wieder ein neues Kleid machen laſſe, erlaube ich mir um die Adreſſe Ihres Schneiders zu bitten. Aber Sie ſagen vielleicht, wie Marquis de Brukoy bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: Ich kann ſelber wohl einen Mann todt machen. — Ihr ergebenſter Diener, Lieutenant Eichfeldt! Nun, Sie haben den Hofdienſt mit den Epauletten vertauſcht! Ja, jetzt braucht man keine Pagen mehr. Wir haben eine Art von Miniſter, der den Staat radical curiren will; er verſteht ſich auf Amputationen. Er muß wohl wiſſen, ob das, was er wegſchneidet, entbehrt werden kann. Ehemals glaubte man nicht, daß ein Hof ohne Pagen zu denken ſei. Aber das muß dieſer Staatsäskulap verſtehn. Wir von der alten Schule, wir verſtehen uns nicht auf ſolche Staatsreformen. Aber Sie, Herr Lieutenant, werden Glück machen. Ein ſo tapferer junger Mann! Sie ſollen ganz ausgezeichnet mit Piſtolen ſchießen, höre ich. Der Krieg iſt die rechte Carrière für den jungen Adel; da kann man ſich einen Namen verdienen — und ein Name iſt immer eine gute Sache, er pouſſirt. — Mein Vetter Held! Unendlich verbunden für das charmante Diner, das Du neulich gabſt. Die Geſellſchaft war ſo animirt, ſo unerſchöpflich in bon-mots; es war eine ſehr hübſche Fête. Was macht meine ſchmucke Nièce? Ihr Gang war etwas fatiguirt; aber das war wohl die Folge der Reiſe. Ich fand wirklich ihren Gang etwas languiſant, es ſchien dem Grafen Tannenberg auch, auffallend languiſant. Ein charmantes Mädchen! Apropos, die Gräfin beſſert ſich, die Luft in Kiel bekommt ihr ſehr gut, ſie iſt ſchon halb hergeſtellt. Es würde auch ein zu harter Schlag ſein, wenn der arme Tannenberg Wittwer werden ſollte.“

Der Oberſt wandte ſich von ihm weg, um eine Unterhaltung abzubrechen, die für ihn ſo peinlich war. Der Kammerherr fand dieſe Bewegung zu raſch und zu nachläſſig, als daß er einen ſo öffentlichen Beweis von Mangel an Aufmerkſamkeit hätte ungerügt hingehen laſſen. „Mein lieber Oberſt,“ ſagte er mit ſeinem freundlichſten Lächeln, „Du kehrſt Dich ſo hurtig herum, daß ich beinahe fragen möchte, wie Jemand an Ludwig des Funfzehnten Hof einmal den Herzog von Villars, der ſich auch hurtig von ihm weggewandt hatte, fragte: „Mon dieu, riechen Sie Pulver?“ Es war nicht der alte Marſchall Villars, der ſo viele Bataillen gewann, ſondern ein Sohn deſſelben, von dem ich weiter nichts zu erzählen weiß. — Guten Abend, Graf Roſen! Philosophe solitaire und allwiſſender Diplomat! Iſt es wahr, daß die Ruſſen der Großtürken ganze Flotte mit Mann und Maus vertilgt haben? Ich will wünſchen, daß es wahr ſei, es giebt jetzt ſo wenig Neuigkeiten, wir haben ein Verlangen, daß etwas Neues geſchehe, etwas Eclatantes. Ich erwarte die Poſt mit Sehnſucht. Uebrigens iſt es ein ganz diplomatiſches Intereſſe, das mich beſeelt, denn ich bin unparteiiſch, ich ſage, wie ein türkiſcher Diplomat einmal von zwei chriſtlichen Nationen ſagte, die ſich einander in den Haaren lagen: „Es iſt mir einerlei, ob die

Hunde die Schweine, oder die Schweine die Hunde freſſen.“

Die Thür zu den Gemächern der Königin öffnete ſich. Der Kammerherr glitt durch den Schwarm, und ehe ſie wieder geſchloſſen wurde, ſtand er ſchon auf ſeinem Poſten, um der erſte bei der Audienz zu ſein. Er ſollte der Königin danken für eine gnädigſte Erkundigung nach der Geſundheit ſeiner Gebieterin. Jeder, der den auffahrenden Ton hörte, womit er ſein „Erlauben Sie!“ ausſprach, um vorwärts zu kommen, wich zur Seite, überzeugt von der Wichtigkeit ſeiner Miſſion. Es war die Generalin und eine von den Hofdamen der Königin, welche heraustraten. Die Königin ließ ſich entſchuldigen, ſie ſei unpaß geworden, ſie könne keine Audienz ertheilen — nicht einmal dem Kammerherrn Seifenſee.

Die Generalin näherte ſich dem Oberſten und ſagte halblaut, ſo daß die Umſtehenden es nicht hören konnten: „Ihre Tochter, Herr Oberſt, und Demoiſelle Rheinberg haben ſich auf der geheimen Treppe entfernt, um das Vorgemach nicht zu paſſiren. Sie ſind ſchon nach Hauſe gefahren. Mein Wagen ſteht Ihnen zu Dienſt, da ich es mir erlaubt habe, über den Ihrigen zu disponiren; ich bleibe hier auf dem Schloſſe. Die Königin bat mich, Ihnen zu ſagen, daß ſie Ihre Tochter allerliebſt finde.“

Die Runzeln, welche ſich ſchon auf des Oberſten Stirne gebildet hatten, verſchwanden bei dieſer Lobrede. Er bückte ſich tief vor der Generalin, welche zur Königin zurückging.

„Mon cher Esope, hier ſind der Räthſel genug für alle ſieben orientaliſchen Weiſen,“ ſagte der Oberſt mit einem liſtigen Lächeln, indem er ſich zu Sophus wandte. „Dieſe Gouvernante, für welche die Königin Eſtime und Egard hat — dies geheime Verſchwinden par l'escalier dérobé — Ihrer Majeſtät Unpäßlichkeit — und dieſe Lobrede auf meine Tochter — die Königin hat ſie allerliebſt gefunden — die Königin, welche ſelbſt einen ſolchen Anſtand hat — ſo viel Majeſtät? — Hm! Man flattirt mich, daß iſt deutlich — aber der Grund, der Grund? — Ah, die Zeit wird es lehren. Aber es ſteckt hinter allem dieſem eine Intrigue, — welche der alte Held ſchon approfondiren wird.“ — —

— Sophus hatte nichts ſo Beſonderes daran gefunden, daß eine Königin nicht wünſchte, einen ganzen Schwarm gleichgültiger Menſchen zu empfangen, nachdem ſie eine liebe Jugendfreundin geſehen hatte, oder daß ein junges Mädchen, das überdieß hinkt, eine ſimple Hintertreppe einem Vorgemach mit all ſeinem Luxus von Prätenſionen und von Kritik vorzieht. Er war ſo weit entfernt, mit den „ſieben Weiſen“ zu rivaliſiren, um dieß Räthſel zu löſen, daß er nicht einmal an Eliſabeth dachte. Es war deßwegen keineswegs eine ſchnelle Viſite, die er bei dem Oberſten Held ablegen wollte, als er einen ganzen Monat nachher ſich auf dem Wege zu dem Helmsſtorffiſchen Palais befand.

Es war ein prachtvolles Gebäude mit breiten Ausgängen zu beiden Seiten der Pforte. Ein großer Hofraum, auf zwei Seiten von den Flügeln des Palais umgeben, wurde im Hintergrunde durch ein Gitter von einem Garten getrennt, der durch lange Alleen von großen Bäumen, mit Statüen und Springbrunnen, die Ausſicht auf ein Kanalbecken öffnete, deſſen kleine krauſe Wellen in der Sonne glänzten. Dieß Gebäude und dieſer Garten ſtehen noch ziemlich unverändert da, als ein Andenken an das, was die Geburtsariſtokratie einſt geweſen iſt. Sie ſind zugleich Zeugen, daß die Ariſtokratie nie ausſtirbt, ſondern daß die Macht nur in andere Hände kommt. Das alte Helmſtorffſche Palais iſt jetzt der Sitz eines Amtscollegiums.

Der Oberſt war nicht daheim. Das Fräulein befand ſich bei der Geheimeräthin, welche plötzlich von Schmoll, zwei Tage zuvor, zurückgekehrt war. Ehe Sophus einen Entſchluß faſſen konnte, war der Bediente ſchon fort, um ihn zu melden.

Durch mehrere prächtige, aber altmodiſche Säle, deren letzte Einrichtung ſich aus der erſten Zeit Friedrich's des Fünften herſchrieb, unter welchem der Geheimerath Miniſter geweſen war, ward er in ein Cabinet eingeführt, das der gewöhnliche Tagesaufenthalt der Geheimeräthin war, wenn ſie nach Kopenhagen mit ihrem ganzen Gefolge von Kammerjungfern, Bedienten und vierbeinigen Thieren kam.

Es war ein hohes Zimmer, deſſen Fenſter, im Giebel [illegible]

[illegible]

Gardinen waren von einem brokatnen, kirſchfarbigen Seidenzeug, das große Falten ſchlug. Stühle und Kanapés hatten einen geſtreiften Atlasüberzug, die Beine und die Einfaſſung auf dem Rücken waren vergoldet. Unter einem großen geſchliffenen Spiegel mit vergoldetem Rahmen ſtand ein offener Secretair von chineſiſcher Arbeit mit vielen kleinen Schubfächern. Die Klappe lag voll von Briefen und Papieren. Ein großer Bauer von Meſſingdraht hatte ſeinen Platz in dem einen Fenſter; ein kleiner Affe, kaum ſo groß wie ein Eichhörnchen, ſprang unaufhörlich auf und nieder, und ſtieß einen feinen, pfeifenden Laut aus, indem er einen Purzelbaum nach dem andern ſchoß. Ein hellgelbes Windſpiel hatte ſich vor den Stubenofen gelegt, eine Art von Porzellankamin mit blanken meſſingenen Thüren; die ſpitze Schnauze auf den Vorderbeinen, die klugen Augen auf die einzige Perſon geheftet, die im Zimmer war, während der dünne, gekrümmte Schwanz ſich hin und her bewegte auf einem bunten, türkiſchen Teppich. Es war ein hübſches Thier. Die Geheimeräthin verzärtelte es jedoch nicht, und folgte der Mode nicht, welche ſüße in Mandelmilch aufgeweichte Makronen für Damenhunde in vornehmen Häuſern vorſchrieb. Zwei große chineſiſche Onispidore von buntem Porzellan nahmen die Ecken auf beiden Seiten des Ofens ein. Mitten auf dem Boden [illegible] Tiſche von

[illegible]

die in einem künſtlichen Frühling erzeugt waren, füllte beinahe die andere Fenſtervertiefung. Die zarten Knospen an den Bäumen des Gartens, die ihre blattloſen Zweige zu den Fenſtern hinaufreckten, ſchienen den Treibhauspflanzen die zärtliche Pflege zu mißgönnen, die für ſie angewendet wurde, um jene frühe und ſchnellvergängliche Blüthe zu Wege zu bringen. Ein kleiner Bücherſchrank mit Büchern in Maroquin hinter Glasſcheiben, und ein Kronleuchter mit mannichfaltigen geſchliffenen Glasperlen, vollendete die Zimmerausſtattung; die halb verbrannten Lichter zeugten, daß er nicht blos zur Pracht dahing, ſondern daß er das Wohnzimmer der Geheimeräthin des Abends erleuchtete.

Zwei Thüren ſetzten dieſes Cabinet in Verbindung auf der einen Seite mit den Gemächern Eliſabeths und der Demoiſelle Rheinberg, auf der andern mit der Geheimeräthin und ihrer Tochter Schlafkammer. Frau Helmstorff hatte die Zimmervertheilung ſo angeordnet, daß Eliſabeth und die Gouvernante das Stockwerk mit ihr theilten und ihre tägliche Geſellſchaft ſein konnten. Der Oberſt bewohnte den unterſten Stock, welcher durch eine Schleichtreppe mit dieſem Theile der Hauptetage in Verbindung ſtand. Dadurch hatte die vorſorgliche Tante der Eliſabeth eine Unabhängigkeit verſchafft, die ihr Vater ihr keineswegs zugedacht hatte, und worein er ſich nur fand, weil das Arrangement der Tante Helmſtorff in [illegible]

ſehr ſchwächlich war, hielt ſich faſt immer in ihrem

Zimmer auf. Sowohl in der Stadt, wie in Schmoll waren es nur die intimſten Freunde des Hauſes, welche etwas von ihr zu ſehen bekamen. Sie war ein augenſcheinlicher Beweis, daß die materiellen Güter des Glückes ihren Beſitzer nicht gegen das Unglück beſchirmen.

Die Perſon, auf welche des Windſpiels Aufmerkſamkeit unverwandt ſich richtete, und welche im Lehnſtuhle vor dem Arbeitstiſche ſaß und Arabesken und Ränder mit hellblauer Seide auf Chamoisgrund ſtickte, war Eliſabeth. Sie empfing Sophus mit einer Entſchuldigung, weßhalb ſie ſich hier auf fremden Boden betreffen laſſe und nicht in ihres Vaters Etage hinabgegangen ſei. „Hier iſt es eigentlich, wo ich mich am meiſten heimiſch fühle,“ ſagte ſie; „bei meinem Vater iſt mir noch Alles ein bischen fremd. In dieſem Theile des Hauſes iſt mir ganz zu Muthe wie auf Schmoll. Es war mir auch willkommen, Sie hier zu empfangen, um Sie der Tante vorſtellen zu können, deren Sie ſich wohl kaum erinnern von den wenigen Malen, wo Sie in unſrer Jugend ſie geſehen haben.“

Es war eine Ungezwungenheit in Eliſabeths Benehmen, die einen angenehmen Eindruck auf Sophus machte. Sie zog einen Stuhl an den Tiſch heran und er nahm Platz an ihrer Seite, aber ſie ſtand nicht auf. „Weil ſie hinkt,“ dachte er. „Es iſt doch ein verwünſchtes Gebrechen für ein junges Mädchen.“

[illegible] ſagte

Vater gewundert, daß wir Sie nicht [illegible] erzählt, wie freundlich Sie geweſen ſind, ihn ziemlich oft in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen. Sie werden das Haus doch wohl nicht ſcheuen, weil ich zurückgekehrt bin? — Sie können glauben, ich vermiſſe meine gewöhnlichen Umgebungen auf Schmoll zu ſehr, um gutwillig auf Geſellſchaft zu verzichten.“

„Daran kann es Ihnen in Kopenhagen nicht mangeln, wo es ſo viel Zerſtreuungen und Geſelligkeit giebt. Der Hof iſt ein Sammelplatz für Alles, was fröhlich iſt. Eine Fête folgt der andern auf die Ferſe.“

„Ach, der Hof! Sagen Sie mir nichts vom Hofe, mit dem ich mich zu verſöhnen niemals lernen werde. Ich glaube, es kommt daher, weil man von meiner früheſten Kindheit den Hof in Verbindung geſetzt hat mit jeder Ermahnung und jedem Verweis, ſo daß ich einen Abſcheu davor bekommen habe, den es mir kaum möglich ſein wird zu überwinden. Meines Vaters Abſicht war es ſeit meiner Geburt, mich zur Hofdame zu machen, und es ging kein Tag hin, wo ich nicht wenigſtens zehnmal daſſelbe hören mußte: „So geht man nicht bei Hofe, das geht nicht an bei Hofe.“ Und das, was nicht bei Hofe anging, war immer das, was ich am meiſten zu thun Luſt hatte. Mein Vater hat nur mit Mühe einen Plan aufgeben wollen, den er mit Vorliebe ſo viele Jahre gehegt und gepflegt hat; jetzt ſieht er freilich ein, daß ich zu einer Hofdame nicht Geſchick habe, und daß es ſich [illegible] fang wird er nur Augen haben für ſeine vereitelte Hoffnung, und das wird ihn etwas mißmuthig ſtimmen. Ich verlaſſe mich auf Ihren Beiſtand, ihn aufzumuntern. Wer könnte mehr dazu beitragen als ein Hofcavalier, der ſeinen Eltern ſo viel Freude macht durch ſeinen ſuperben Anſtand,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

„O, eine Dame, welche die Königin allerliebſt gefunden hat“ — —

„Braucht darum nicht für den Hof geſchaffen zu ſein,“ unterbrach ihn Eliſabeth, „ſelbſt wenn etwas Andres dieſem Ausdruck zum Grunde läge, als die gnädige Aufmerkſamkeit einer Königin für einen alten Mann, mit deſſen vereitelter Hoffnung ſie Mitleid hatte. Nein, ich weiß nur allzu gut, was der Hof iſt, als daß ich mich ohne Noth in dieſen Strudel wagen ſollte.“

„Und was iſt denn der Hof?“ fragte Sophus, der Behagen fand an Eliſabeths leichter ungezwungener Unterhaltung. „Lehren Sie mich, was es für ein Mahlſtrom iſt, in welchem ich ſchwimme, ohne die Gefahr zu kennen.“

„Ja, ein Strom iſt es, aber kein Mahlſtrom; er iſt ruhig und eben, denn er hat tiefen Grund. Seine Oberfläche iſt ſtets lächelnd und ſpiegelt den Himmel ab, und man bebt nicht zurück vor der unerforſchlichen Tiefe, die man nicht ahnt; um das Ufer gegenüber zu gewinnen, wirft man ſich in den Strom, aber iſt man erſt darin, ſo muß man auch für ſein Leben kämpfen. Durch kommen. Man ſieht einen Kopf nach dem andern verſchwinden, aber man ſtreckt nicht die Hand aus, ſeinen Bruder zu retten. Kalt wie die Wellen, welche den Niederſinkenden in ihre geheimnißvolle Tiefe aufnehmen, hat man nicht Augen für den Jammer, der dicht unter der krauſen Oberfläche ſich ereignet; man kümmert ſich nicht um die Blaſen, welche bei den letzten Schmerzensſeufzern der Sterbenden in die Höhe ſteigen und wieder verſchwinden, wenn der letzte Kampf ausgekämpft iſt. Und man gelangt niemals an das entgegengeſetzte Ufer; das ganze Leben iſt nichts als ein fortgeſetzter Kampf für ein Daſein, das keine Befriedigung gewährt, und wenn man fortgeriſſen wird von dem unwiderſtehlichen Strome, der, früher oder ſpäter, die Kräfte des Schwimmers erſchöpft, verſinkt man ohne Rettung eben ſo, wie man Andere hat verſinken ſehen, ohne ſich um ihre Rettung zu bemühen; man wird vergeſſen, noch ehe der Todeskampf vorüber iſt, und die bald verſchwindenden Blaſen ſind Alles, was übrig bleibt von einem menſchlichen Daſein, — das hier Nichts geleiſtet hat.“

„Wenn Ihr Vater eine Ahnung davon gehabt hätte, daß man ſo auf Schmoll philoſophirt, würden wir Sie nicht ſo lange hier in Kopenhagen vermißt haben,“ ſagte Sophus, ohne daran zu denken, daß in dieſen Worten mehr liegen konnte als ein bloßes Compliment.

Cambeth ſah auf von ihrer Stickerei und ſagte nommen eine höhere Charge; aber das iſt auch ein ewiges unzubefriedigendes Vermiſſen.“

„Und wenn Sie unſere Stellung ſo ganz verurtheilen, wollen Sie denn auch den Stab brechen über die manchen liebens- und achtungswürdigen Seiten, welche ſie hat? Wollen Sie das viele Gute verkennen, zu deſſen Ausübung er Gelegenheit geben kann, die Treue und Hingebung, welche er entwickelt, und wovon man an jedem Hofe ſo viele Beiſpiele in der Stunde der Gefahr geſehen hat?“

„Und welche ſich faſt immer von einer Seite gezeigt haben, wo man am wenigſten erwartete, dieſe Tugenden zu finden, während man nur Treuloſigkeit und Verrätherei fand, wo man berechtigt war, jene zu ſuchen,“ ſagte Eliſabeth. „Ich verkenne nicht das Gute, wo es ſich findet, aber ich bin der Meinung, daß der Hof nicht die Atmoſphäre iſt, worin es ſich entwickelt. Wenn man ſich nicht ſo tüchtig fühlt, daß man jedes mögliche Klima ertragen kann, ohne ſein Herz und ſein beſſeres Ich der Erkältung auszuſetzen, ſoll man ſich nicht in eine Luft wagen, die ſelbſt ſtarke und kräftige Pflanzen ſo weit gebracht hat, daß ſie verwelkten. Und deßhalb werden Sie mich bei Hofe nicht antreffen.“

„Und das iſt Ihr einziger Grund?“ ſagte Sophus, der etwas Artiges ſagen wollte, und deßhalb dieſe Replik mit einem Lächeln begleitete. Eliſabeth mißverſtand ihn gänzlich.

„Mein einziger Grund iſt es nicht. Ich habe

Gewicht haben wird, es fehlt mir an dem nothwendigen Anſtand, wenigſtens zum Theil. Aber das läßt mich mein Vater ſo oft hören, daß ich — es wahrlich beinahe vergeſſe anzuführen. Und nachdem ich Ihnen nun meine weibliche Eitelkeit auf dem Altar der Wahrhaftigkeit geopfert habe, werden Sie mich wohl frei ſprechen, noch mehr Gründe für eine Meinung beizubringen, über welche wir ſchwerlich einig werden."

„Mein Fräulein, Sie mißverſtehen mich," ſagte Sophus ſtammelnd; aber Eliſabeth achtete nicht auf ſeine Verlegenheit. Sie ging mit der größten Leichtigkeit auf andere Gegenſtände der Unterhaltung über, auf ihre Blumen, ihre Vögel, die auf Schmoll geblieben waren, auf ihren kleinen Bologneſer, der erſt nach wiederholtem Ruf unter ihrem faltenreichen ſeidnen Gewande hervorkam, wo er ſich verborgen hatte. Es war ein ſeidenweiches kleines Thier. „Es hat ſich ſo daran gewöhnt, auf meinem Fuße zu liegen, weil es mir Linderung gewährte, als ich krank war, und nun betrachtet er meine Füße wie ſein Eigenthum," fügte ſie hinzu. Dann erzählte ſie von dem Leben, das ſie auf Schmoll geführt hatte, von ihren Studien und Beſchäftigungen, und das mit einer Lebhaftigkeit, die allen ihren Beſchreibungen dieſer alltäglichen Dinge ein eigenes Gepräge gab.

Während dieſer Unterhaltung kam die Geheimeräthin aus ihrem Schlafzimmer herein. Es war eine hohe, ſchlanke, alte Dame mit der Miene und dem Anſtande von wenigſtens einer regierenden Herzogin, eine ſehr [illegible]

Vorurtheilen aller Art frei war, aber deßungeachtet ſtreng auf Etikette hielt, ehedem eine förmliche Wiſſenſchaft, die ſehr verwickelt war und ſehr in's Detail ging, aber allmählig einen Theil ihrer Wichtigkeit verloren hatte. Die Geheimeräthin billigte deßhalb keinesweges den Ton, der jetzt bei Hofe herrſchte, wo die königlichen Herrſchaften wie Privatperſonen oft mit ihrer täglichen Geſellſchaft umgingen, und die Etikette bei Seite ſetzten, um ſie an Gallatagen wieder aufzunehmen. Sie meinte, daß regierende Häupter dadurch ſelbſt eine nothwendige Schranke niederbrächen, und daß ſie dermaleinſt die Eitelkeit bitter bereuen würden, zur Abwechſelung ſich der ganzen übrigen Welt gleichſtellen zu wollen. Bei einer ſolchen Hochachtung der Etikette hätte man glauben ſollen, daß Frau Helmſtorff ſich am wohlſten in Hofcirkeln befinde; aber das war ganz und gar nicht der Fall. Die Geheimeräthin beſuchte den Hof faſt gar nicht mehr; und Vieles von dem, was Eliſabeth gegen das Hofleben geäußert hatte, ſchrieb ſich von ihrer Tante her, die keineswegs blind war gegen die Schattenſeite des Gemäldes. Ebenſo wie ihr verſtorbener Mann ſtammte ſie ab von einer der älteſten Familien des Landes; die Vornehmheit lag bei ihr in Fleiſch und Blut, nicht in Kleid und Hut, wie es im Sprüchwort heißt, und war bei ihr zugleich Seelenadel. Für ihre eigene Perſon machte ſie keine Anſprüche, aber ſie hielt aus Pflichtgefühl auf die äußeren, ſinnlichen Zeichen; es war eine Schuld ſowohl gegen ihre Vorfahren, wie gegen ihre Nachkommen, ein anvertrautes Gut, das ſie eben ſo unbefleckt und unvermindert zurückliefern mußte, wie ſie es empfangen hatte. Von ihrer Umgebung und ihren Untergebenen ward ſie beinahe angebetet, von allen Anderen hochgeachtet, und nie hatte eine Afterrede es gewagt, ſie anzutaſten.

Die Geheimeräthin empfing den Sophus mit einem Wohlwollen, das man beinahe mütterlich nennen konnte, ungeachtet ſie nichts von der Form aufgab, welche die Etikette vorſchrieb. Er erfuhr, daß ſie einen Theil des Jahres in Kopenhagen zubringen wollte, weil ihre Tochter ſich einer langwierigen Kur unterwerfen müſſe, und daß ſie während dieſer Zeit ein Haus machen wolle. Dieß betrachtete ſie wie eine Pflicht, die ſie ihrer Stellung ſchuldig ſei. Daß Sophus zu ihren gewöhnlichen Gäſten gehören würde, ſetzte ſie auf eine Weiſe voraus, die ihn überzeugte, daß er ſeine vollkommene Freiheit in ihrem Hauſe haben werde. Sie rechnete ſogar darauf, daß er ſeine Bekannten einführen, und dadurch zur Geſelligkeit beitragen würde. Lieutenant Eichfeldt war der Einzige, den ſie mit Namen nannte. Sie vermuthe, ſagte ſie, daß er zu Sophus' nächſtem Umgange gehöre, und es werde ihr lieb ſein, ſeine Freunde in ihrem Hauſe zu ſehen. Sophus ward verlegen, weil er auf der Stelle ihre freundliche Aufforderung mit einer abſchläglichen Antwort hätte erwiedern müſſen; aber Eichfeldt und er ſtanden nicht auf einem ſolchen Fuße, daß er ihn vorſtellen konnte.

„Ich erinnere mich ſeiner wohl von unſrer Kindheit her,“ ſagte Eliſabeth; „er war damals ſehr hübſch, aber nicht ſehr liebenswürdig.“

„Weder Schönheit noch Liebenswürdigkeit können Grenzen für den geſellſchaftlichen Umgang ſein," antwortete die Geheimeräthin. „Es wird mir lieb ſein, den jungen Eichfeldt in meinem Hauſe zu ſehen, — ſeines Oheims wegen," fügte ſie hinzu, „er war ein genauer Bekannter meines Mannes."

Es ward nicht mehr davon geſprochen, da die Gouvernante grade eintrat, und die Geheimeräthin ſich mit einer Frage nach häuslichen Angelegenheiten an ſie wandte. Als Demoiſelle Rheinberg ſah, daß ein Fremder da war, wollte ſie ſich entfernen, aber Eliſabeth nahm ſie bei der Hand und nöthigte ſie zu bleiben, indem ſie ihr Sophus vorſtellte als einen Bekannten, den die Demoiſelle früher ſchon im Vorgemache der Königin geſehen habe, als ſie Ihrer Majeſtät vorgeſtellt worden ſei.

Der Oberſt hatte darin gewiß Recht, daß Eliſabeths Françaiſe kein Muſter von Schönheit war. Ueberdieß hatte ſie ſich ſehr unvortheilhaft gekleidet, was ihm erſt jetzt auffiel. Ihre vielen Stirnlocken verdeckten beinahe ihre Augen, und die Spitzen an ihrem Kopfzeuge hingen ſo lang hinunter, daß ſie beinahe einen Schleier für ihr Geſicht bildeten. Sie nahm gleich Platz an Eliſabeths Seite und ſprach ſehr wenig, während ſie ſich mit ihrer Stickerei beſchäftigte. Die Unterhaltung ward nun in deutſcher Sprache geführt; aber ungeachtet aller Verſuche Eliſabeths, ſie aufrecht zu erhalten, erſtarb ſie allmählig; was faſt immer der Fall iſt, wenn eine ſtumme Perſon zu einer vorher lebhaften Unterhaltung hinzukommt. Sophus empfahl ſich [illegible] mit der gleichgültigen

Nachläſſigkeit gekommen, womit man oft eine Viſite abmacht, die einem das Gewiſſen beſchwert, weil man ſich nicht davon freiſprechen kann, ſie zu machen. Er verließ das Haus der Geheimeräthin mit der Ueberzeugung, daß er eine Bekanntſchaft gewonnen habe, die es wohl der Mühe werth ſei ſich zu erhalten, denn er hatte Tante Helmſtorff ſehr aimable und Eliſabeth ſehr wohlerzogen gefunden, und in dem Umgange mit Beiden eine Ungezwungenheit, die ihn damit verſöhnte, daß die Geheimeräthin ſo formell und Eliſabeth ſo wenig ſchön war; denn je länger er ſie betrachtete, deſto mehr überzeugte er ſich, daß ihr Haar zu blond, ihre Augen zu groß, ihre Naſe zu lang, und ihr Kinn zu ſpitz ſei. Und das Angenehme, das in ihrem Ausdruck lag, verſchwand ganz bei dieſer genaueren Unterſuchung, die nur dazu diente, das Unvortheilhafte in ihren Zügen noch mehr hervorzuheben. Ihre Figur konnte man dagegen recht hübſch, wenigſtens fein nennen — aber der verwünſchte Fuß; ſie hinkte ja! —

Trotz aller dieſer weſentlichen Mängel hatte Sophus ſchon mehrmals die Geheimeräthin beſucht. Eines Tages traf er beide Damen in dem Wohnzimmer, und bei ihnen die Generalin Geldern. Die Unterhaltung drehte ſich um Hofneuigkeiten; und da die lange beſprochene Reiſe nach Holſtein bald vor ſich gehen ſollte, kamen die Vorbereitungen, welche Graf Tannenberg auf ſeinem Schloſſe mache, auch auf die Bahn. Die Geheimeräthin hatte ein Schreiben erhalten von ihrem Juſtiziarius auf Schmoll, der intereſſante Mittheilungen hierüber enthielt.

Eliſabeth wollte den Brief holen. Als ſie aufſtand, ſtolperte ſie über den kleinen Bologneſer, der wie gewöhnlich ſich in die weitläufigen Falten ihres langen Gewandes gewickelt hatte, und ſie wäre gefallen, wenn nicht Sophus, der in der Nähe ſtand, ihr zu Hülfe gekommen wäre. Die Generalin ſtieß vor Schrecken einen lauten Schrei aus; auch die Geheimeräthin gerieth in große Unruhe; aber Eliſabeth beruhigte ſie lächelnd, ungeachtet es nicht zu verkennen war, daß ſie ſich an den Fuß geſtoßen hatte und kaum auftreten konnte.

„Wenn das mein Hund wäre, verwieſe ich ihn aus meiner Nähe,“ ſagte die Generalin. „Er koſtet Ihnen noch einmal das Leben. Das iſt nun das zweite Mal, daß er Sie in Gefahr gebracht hat.“

„O, das hat Nichts zu bedeuten,“ ſagte Eliſabeth erröthend, und lief aus dem Zimmer, ſo leicht wie ein Reh, und ohne zu hinken. Die Generalin machte eine Bemerkung darüber, daß dieſer Unſtern dem Fräulein ihren leichten Gang wiedergegeben habe; die Geheimeräthin antwortete nicht darauf. Aber da Frau Geldern den Bologneſer von ſich ſtieß und ſagte: „Schäm' er ſich, abſcheulicher Hund, daß er ſeine Gebieterin zum Krüppel gemacht hat!“ — nahm Frau Helmſtorff den Hund in Schutz und meinte, daß Eliſabeth ſich wohl nicht bedeutend geſtoßen habe.

„Aber das vorige Mal,“ ſagte die Generalin.

„Welches vorige Mal?“

„Als Eliſabeth mit ihrem Fuß zu Schaden kam. Sie fiel ja über ihren Hund, als ſie ſich den Fuß verrenkte.“

„Nein, meine liebe Generalin, daran hat der Hund keine Schuld. Das Unglück hat ſie blos ihrem eigenen guten Herzen zu danken, aber deßwegen macht es ihr auch Ehre.“

Als der Blick der Geheimeräthin bei dieſen Worten auf Sophus fiel, fühlte er, wie ihm das Blut in die Wangen ſtieg. Dieſer Blick war wie eine Anklage gegen ſein ſchonungsloſes Urtheil.

„Sie hat mir eingebildet, daß ſie über ihren Hund gefallen ſei. Die Schelmin! Zur Entſchädigung will ich wiſſen, wie es zugegangen ſei, wenn Sie ſo gut ſein wollen, es mir zu erzählen.“

Die Geheimeräthin berichtete nun, wie Eliſabeth und Demoiſelle Rheinberg auf Schmoll zuſammen einen Spaziergang gemacht hätten am Rande eines Holzteiches, einer ſogenannten Waſſerciſterne, die das Waſſer nach einer Mühle führte. Während ihres ernſthaften Geſpräches hatte die Demoiſelle einen Ring vom Finger gezogen und in Gedanken damit geſpielt. Eliſabeth ſtand ſtill, um das Waſſer zu betrachten, das in ſchwachen Wellen ſich durch den Teich kräuſelte und dann ſchäumend in das Waſſerrad ſtürzte. Es gefiel ihr zu verweilen, um auf das Brauſen zu horchen, das den Kreislauf des großen Rades begleitete, und ſich mit dem klappernden Lärm in der Maſchinerie der Mühle miſchte. Demoiſelle hatte noch den Ring in der Hand; als ſie ſich aber ſetzen wollte, glitt ſie aus und verlor ihn. Er fiel in den Teich und blieb hängen an einem Häufchen grünen Mooſes, das leiſe mit dem Strom hinabſchwamm, der nur gute vier Fuß über den Holzboden ſich erhob. Es war ein Ring, auf den Mamſell Rheinberg großen Werth legte, das einzige Andenken an ihre Mutter. Die beiden Damen verzweifelten; es war Niemand in der Nähe, der ihnen hätte helfen können, man mußte einen langen Umweg machen, um zu dem Teiche hinabzukommen, der auf dieſer Stelle über vier Ellen hoch war und auf beiden Seiten mit einem glatten Bollwerk eingefaßt; ehe ſie hinunterkamen, war der Ring mit dem Strome fortgetrieben und in der Tiefe unter dem Waſſerrade verſchwunden. Mamſell überließ ſich dem heftigſten Schmerz über den Verluſt ihrer Reliquie. Schon war das Moos nur eine Elle von dem Rade, deſſen große Schaufeln ſich unaufhörlich drehten und den ganzen Teich in die Höhe trieben; die nächſte kleine Welle mußte ihn in den Abgrund niederſpielen. Der Ring ſchimmerte noch auf der Seite des Mooſes, die Bewegung des Waſſers hatte ihn beinahe von ſeinem ſchwachen Lager herabgeſchüttelt. Die Gefahr, um das Kleinod vom Untergang zu retten, ſtieg mit jeder Sekunde. Da ſprang Eliſabeth plötzlich in den glatten Teich, und ergriff Moos und Ring noch zu rechter Zeit; aber nicht gewöhnt an ſolche equilibriſtiſchen Künſte glitt ſie auf dem ſchlüpfrigen Boden aus und fiel. Als Mamſell Rheinberg Hülfe erhielt, lag Eliſabeth wie eine Meerfrau, von Moos und Waſſerpflanzen umgeben, auf dem Grund des Teiches, ſie hielt den Ring wie ein Siegeszeichen in der Hand, aber das Waſſerrad hatte bei dem Fall ihren Fuß berührt und ihn unbarmherzig am Knöchel zerbrochen.

„Arme Eliſabeth!“ brach die Generalin mitleidig aus.

„Sie hatte eine langwierige und ſchmerzhafte Operation auszuhalten,“ fuhr Frau Helmſtorff fort, „aber wir hörten nie eine Klage von ihr. Sie wiederholte nur, daß es ihr weit ſchmerzlicher geweſen ſein würde, wenn ihre liebe Mathilde ihren Ring eingebüßt hätte.“

„Ihre liebe Luiſe,“ ſagte die Generalin berichtigend; „heißt Mamſell Rheinberg, nicht Luiſe?“

„Ja, es iſt wahr. Ich verwechſele immer die Namen; meine Kammerjungfer heißt Mathilde.“

„Die arme Eliſabeth!“ ſagte die Generalin zu Sophus. „Können Sie ſie ſich wie eine Waſſernymphe vorſtellen, bleich und blutend, umgeben von Waſſerlilien, das gelöſte Haar auf den Wellen niederfließend in den dunkeln Strom? Ein charmantes Tableau, nicht wahr?“

Sophus ſchwieg. Er dachte nicht an das Tableau, ſondern an Eliſabeths heldenmüthige Aufopferung.

„Und die kleine Lügnerin! Mit welcher Geläufigkeit bildete ſie mir und der Königin neulich ein, daß ſie über ihren Bologneſer gefallen ſei und ſich den Fuß am Knöchel verrenkt habe. So iſt er denn gebrochen, und zwar auf eine ſo intereſſante und romantiſche Art. Nicht wahr, Herr von Norden, Jeder könnte wünſchen, einen ſolchen Roman erlebt zu haben — wenn es nicht ſo wehe thäte, und man nicht nachher dafür hinken müßte.“

Eliſabeth kehrte mit dem Briefe zurück. Sie war lange weggeblieben; denn ſie ahnete, daß ihre Liſt entdeckt ſei. Als ſie erröthend die Thür öffnete, drohte ihr die Generalin und ſagte: „Fallen Sie nicht zum dritten

Mal über den Bologneſer, Eliſabeth! Mein Gott, Sie können lügen wie gedruckt, mein Kind!"

Eliſabeth ward ganz roth und ſagte: „Tante kann die unbedeutende Geſchichte nie verſchweigen, und ſie weiß doch, daß es eins von meinen Geheimniſſen iſt."

Die Geheimeräthin lächelte und betrachtete ſie mit einer ſtolzen Freude. „Deine Freunde werden Dich nicht verrathen," ſagte ſie. „Aber ſie müſſen Dich kennen lernen."

„Ja, wenn Sie ſo viel gehört haben, nöthigt mich die Tante, auch den Reſt zu verrathen," ſagte die beſcheidene Eliſabeth, die ihre eigene Heldenthat verringern wollte. „So muß ich denn geſtehen, und zu meiner großen Beſchämung, daß es beinahe meiſtens eine einfältige Gewohnheit und Reizbarkeit iſt, wenn ich hinke; denn wenn ich mich überwinden will, ſo kann ich es auch unterlaſſen, wenigſtens iſt es nur unbedeutend. Sehn Sie nur! Hinke ich jetzt wohl?" —

Aber es war noch ein andrer Grund, den Eliſabeth verſchwieg, und deſſentwegen ſie ſich im Herzen beſtändig Vorwürfe machte. Als der Oberſt die zurückkehrende Tochter empfing mitten auf der Landſtraße, war der Hof ſein erſtes Wort; und der verhaßte Zwang, den das Hofleben mit ſich führte, ſtand in dieſem Augenblick ihr wieder wie ein drohendes Geſpenſt vor Augen. Sie wollte mit kindlicher Zärtlichkeit ſich in ihres Vaters Arme werfen, und ſein erſtes Wort war: „Mehr grace, meine liebe Tochter! Eine Hofdame muß ſich mit Anſtand bewegen. Il faut se tenir," u. ſ. w. Die erſchrockene Eliſabeth trat zurück; bei dieſem unbeachteten Schritte ſchmerzte ſie der Fuß, ſie war kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten und mußte ſich auf Demoiſelle Rheinberg ſtützen. Der Oberſt ergriff hurtig ihren Arm, und führte oder zog ſie vielmehr im Kreiſe umher. Dieſe ungleiche Bewegung verſchlimmerte Eliſabeths ſchon ſchmerzhaften Gang noch mehr, ſie biß bei jedem zweiten Schritt die Zähne zuſammen, und hinkte, wie ſie nicht einmal in der erſten Zeit hinkte, nachdem ſie die Krücken weggeworfen hatte. Statt ſie zu bedauern, ließ der Oberſt ihren Arm plötzlich fahren, und brach beinahe mit Abſcheu und erbittert in die Worte aus: „Geh, und werde Küchenmagd, mir liegt nichts daran; mit einer ſolchen Tochter iſt nichts anzufangen. Verkrüppelte Hofdamen ſind noch nicht Mode. **Ah mon dieu**, hat man jemals eine Hofdame geſehen, die hinkte!" — Er ſtampfte auf die Erde und überließ ſich der Heftigkeit, die in ſeinem leidenſchaftlichen Charakter lag. Eliſabeth, welche zutrauensvoll ihm entgegengekommen war, welche ſo gerne die vielen bitteren Erinnerungen an ihre Jugend hätte vergeſſen mögen, fühlte ihr Herz von einer eiſigen Kälte erſtarrt. Ihr kräftiger Wille wehrte jedes äußere Zeichen ab, wie tief ſie auch verwundet war, aber theils aus einem gewiſſen Trotz gegen dieſe Mißhandlung, theils weil ſie darin ihre einzige Rettung aus einer verhaßten Feſſel fand, und theils weil ihre körperlichen Schmerzen in demſelben Grade zunahmen, wie ſie die der Seele bekämpfte, that ſie nun keinen einzigen Schritt, ohne zu hinken. Eliſabeth wollte ihrer ſelbſt willen geliebt ſein, nicht weil ſie gut zu Fuße wäre. Ungeachtet ſie ſich eben ſo ſehr Vorwürfe machte, als ſchämte wegen einer Rolle, die ſo zum Theil auf Verſtellung beruhte, konnte ſie ſich doch nur entſchließen, ſie allmählig abzulegen; und nun fand ſich Niemand, der auf die Veränderung achtete, die ſie allmählig in ihrem Gange vorgenommen hatte. Man war ſo gewöhnt an den Mangel von Schonung, der ſich eben ſo ſehr in der großen wie in der kleinen Welt findet, ſie, „die hinkende Held" zu nennen, daß Niemand bemerkte, mit wie großem Unrecht ſie noch dieſen Namen führte. Nur wenn ihr Vater in ſeine Schwärmerei über das Hofleben verfiel, wurde ſeine Tochter jedesmal und unwillkürlich veranlaßt zu hinken, und in ihre Beſchämung miſchte ſich dann das tröſtende Bewußtſein, daß ſie wohl im Stande ſei, ihrem Vater andere Freuden zu ſchaffen als die, ſeine Tochter der Königin Schleppe durch den Ritterſaal tragen zu ſehen. —

Sophus war ein ſtummer Zuhörer der Geheimeräthin geweſen. In dieſem Augenblick kam ihm Eliſabeth ſogar ſchön vor, ein ſolcher Ausdruck von Frömmigkeit und Seelenſtärke lag in ihren Augen. Aber er verſchwand wieder, als die Thür indem aufging und ihr Vater eintrat.

„Bon jour, Mesdames!" ſagte der Oberſt, der gerne Franzöſiſch ſprach, ſo vielen Grund er auch hatte, es nicht zu thun. „Votre très humble serviteur! Bon jour, ma fille! Tenez vous un peu en haut! Comme ça!" — Und nun zog er die Schultern zurück und hob den Kopf in die Höhe wie ein Recrut beim Exerciren. „Bon jour, Esope! On te voit si rare, mon ami!“

Nach dieſer Probe ſetzte der Oberſt ſeine Beredtſamkeit auf Däniſch fort. Aber ſein Eintritt hatte alle Anweſenden unangenehm berührt, und deßhalb ſchwiegen Alle. Der Oberſt merkte es nicht; er fuhr fort, ſeine Neuigkeiten zu erzählen von der Parade, Avancements und Verabſchiedungen.

Aber plötzlich veränderte er ſein Thema und ſagte, indem er ſich an Sophus wandte: „Eh bien, mon cher Esope, das iſt wahr, Du machſt ja furore, höre ich. Die Damen ſind ſterblich verliebt in Dich. Ja, Mesdames, dieſer junge Schmetterling fliegt von einer Intrigue zur andern. Wie ſtehen Deine Affairen mit der Comteſſe Reiffenſtein? Du ſieheſt, daß ich wohl unterrichtet bin; man iſt fein, man hat ſeine Spione allenthalben. Ja, man iſt ſelbſt ein Intriguant, daher kommt es.“

Der Oberſt drehte ſich auf der Ferſe um, lachte und rieb ſich die Hände. Die Geheimeräthin und Frau Geldern runzelten die Augenbrauen, Eliſabeth ſchlug die Augen nieder und erröthete, Sophus biß ſich in die Lippe. Die allgemeine Unaufmerkſamkeit hatte plötzlich aufgehört, Jeder nahm augenſcheinlich Antheil an des Oberſten Neuigkeit.

„Attrapirt!“ fuhr der Oberſt fort. „Seh einmal einer das Geſicht, das der treue Seladon macht. Willſt Du läugnen? Und wenn ich Dir nun erzähle, daß alle Eure Rendezvous bemerkt ſind, daß man Euch obſervirt hat jedes Mal, wenn Ihr heimlich zuſammen ſpracht, und daß man gehört hat, was zwiſchen Euch, zum Beiſpiel geſtern Abend, vorging. Was ſagſt Du nun? Na, was ſagſt Du, mon cher Esope?"

„Ich ſage, daß man dennoch ſehr ſchlecht unterrichtet iſt," antwortete Sophus, ſehr verlegen über dieſes Verhör.

„En vérité? Und das wagſt Du mir zu ſagen, der Alles aus der erſten Hand hat, der da weiß, daß Du geſtern Abend um die Comteſſe geworben haſt, hardiment, dicht hinter dem Stuhl der Königin Wittwe, während Ihro Majeſtät l'hombre ſpielten — daß ſie Dir ihr Oui gab, begleitet von einem zärtlichen Handdruck? Das wagſt Du mir zu ſagen, der da weiß, daß die Comteſſe ein Fideicommiß von mehr als hunderttauſend Reichsthalern beſitzt?"

Comteſſe Reiffenſtein hatte eine Anſtellung bei dem Hofſtaat der verwittweten Königin; ſie war eine Dame von beinahe vierzig Jahren. Ihre magere Perſon war ſtets übermäßig geputzt, wiewohl ſie dadurch grade hervorhob, was ſie verbergen wollte, nämlich, daß die Natur ſie ſehr ſtiefmütterlich behandelt hatte. Ihr Teint war durch den Gebrauch von Schönheitsmitteln zerſtört, die ihr dennoch nicht einmal den Schein von Schönheit hatten verſchaffen können. Ihr Mund gehörte zu dem Häßlichſten, was man ſehen konnte. Ihre Freundlichkeit glich dem Schmeichelweſen einer Katze, wenn ſie die Krallen in die Sammtpfoten einzieht, und mit krummem Rücken ſich an dem ſtreichelt, den ſie gewinnen will. Die Comteſſe hatte in einem freundlichen Verhältniß geſtanden mit mehreren von den jungen Herren bei Hofe, gegen welche ſie die ſentimentale Rolle der älteren Freundin ſpielte; aber dieß Verhältniß hatte ſich ſtets mit Zwieſpalt aufgelöſt, indem die jungen Herren dieſe alternde Freundſchaft bald aufgaben, um Verbindungen mit gleichaltrigen Perſonen zu ſchließen. Indeß hatte die Mediſance der Comteſſe nichts vorwerfen können hinſichtlich dieſes Verhältniſſes, und man fand ſie blos lächerlich, ohne ſie doch dieß merken laſſen zu dürfen, theils weil ſie bei der verwittweten Königin viel galt, theils weil man fürchtete, mit ihr zuſammenzuſtoßen. Es giebt Perſonen, die unwillkürlich Furcht einjagen, ungeachtet ſie ſtreben Liebe und Vertrauen einzuflößen; ſie können es nicht ändern, es liegt in der Natur. So ging es auch der Comteſſe. Die ganze Welt war bange vor der „Prinzeſſin Reiffeneiſen," wie die Pagen ſeit mehreren Jahren ſie genannt hatten, ein Witz, der von einer Generation dieſer jungen Leute auf die andre vererbt war.

Des Oberſten letztes Argument, das von den Fideicommißkapital der Comteſſe hergenommen war, kam dem Sophus ſo komiſch vor, daß er unwillkürlich in ein Gelächter ausbrach. Eine Berechnung, wie ſie der Oberſt anſtellte, war ſeinem Charakter ſo fremd, daß er nicht einmal glaubte, Eliſabeths Vater könne das, was er ſagte, mit Ernſt meinen.

„Es macht mir Vergnügen zu ſehen, wie zufrieden Du biſt, Sophus. Aber es iſt auch eine gute Partie für einen jungen Menſchen, der kein eigenes Vermögen hat. Ich gratulire, mon cher, ich gratulire par tout mon coeur."

„Lieber Herr Oberſt," ſagte Sophus, „erlauben Sie, daß ich Ihren Irrthum berichtige, da ich ſehe, daß es nicht Ihr Scherz iſt. Ich bin keineswegs mit der Comteſſe Reiffenſtein verlobt, und werde mich nie mit ihr verloben, das verſichere ich Ihnen."

„Aber ich frage Dich, was die Comteſſe und Du geſtern Abend ſprachen?"

„Geſtern Abend? Wenn ich mich recht erinnere, ſprachen wir von der Beiſetzung der alten verwittweten Königin und von des Erbprinzen Confirmation. Ja, es iſt wahr, wir ſprachen auch von der bevorſtehenden Reiſe des Hofes nach Holſtein, und ob etwas aus der Tour nach Deutſchland werde oder nicht. Sie ſehen, daß ich ſehr aufrichtig bin."

„Ich ſehe, daß Du ſehr vorſichtig biſt," ſagte der Oberſt mit moquanter Miene.

„Gegen Sie werde ich nie Vorſicht anwenden wollen," antwortete Sophus mit verbindlichem Bücklinge.

„Bah, bah! Geſchwätz und nichts weiter! Und der Reſt Eures Geſprächs? Man hat jedes Eurer Worte gehört; es bleibt doch kein Geheimniß, Ihr könnt immerhin die Mariage erklären."

Die Damen betrachteten Sophus wieder neugierig. Die Generalin lächelte und ſagte: „Sind Sie ſo tief hineingerathen in das ſentimentalplatoniſche Freundſchaftsgebiet, Herr von Norden? Es ſcheint, daß es Zeugen Ihrer Unterredung giebt. Alſo haben Sie es vermocht, das ſteinerne Herz der Comteſſe endlich zu ſchmelzen und es nicht blos uneigennütziger Freundſchaft, ſondern ſanfteren Gefühlen zugänglich zu machen? Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſer Eroberung, Sie haben eine koſtbare Feſtung eingenommen, die manche Belagerung ausgehalten hat, ohne ſich zu ergeben."

Dieſe Hindeutungen verwundeten Sophus, und er antwortete mit einem Ernſte, der allmählig in Raillerie überging: „Ich will Ihnen beichten, meine Damen. Sie nöthigen mich dazu. Geſtern Abend trat die Comteſſe zu mir heran und leitete ein Geſpräch mit mir ein, worin ſie, ohne Veranlaſſung von meiner Seite, mich fragte, ob ich über das nachgedacht hätte, was ſie mir vor einiger Zeit vertraut habe. Nun bin ich es der Wahrheit ſchuldig zu ſagen, daß ſie mir wirklich vor einiger Zeit vertraulich mitgetheilt hatte, ſie ſei mit ihrer Lage unzufrieden, aber ſie könne ſie nicht aufgeben, ohne bei der verwittweten Königin anzuſtoßen, wenn ſie nicht eine totale Veränderung vornähme. Ich rieth ihr, Letzteres zu thun, um zu jener ruhigen Zufriedenheit zu gelangen, nach welcher, wie ſie ſagte, ſie ſich ſo ſehr ſehne, und welche ſie bei Hofe nicht finden könne. Auf vielen Umwegen waren wir endlich ſo weit gekommen, daß ich merkte, die Rede ſei von einer Mariage. Die Comteſſe hatte mehrmals verblümt von ihrer Wahl geſprochen und ihr den Anſtrich des Edelmuths gegeben; ſie wolle das Glück eines Cavaliers machen, der kein ſonderliches Vermögen beſitze, und zugleich in einer untergeordneten Lage ſich befinde. Daß ich der Glückliche ſei, wie der

Herr Oberſt annimmt, fiel mir keinen Augenblick ein. Geſtern Abend kamen wir wieder auf dieſes Thema, das mich übrigens ziemlich langweilte; aber ich ſtand nun einmal ſo, daß ich ihr nicht entkommen konnte. Ich will ehrlich jedes Wort beichten, das zwiſchen uns geſprochen wurde, damit Sie ſelber urtheilen können. Comteſſe fragte mich, wie geſagt, ob ich überlegt hätte, worüber ſie mich um Rath gefragt habe, als ihren aufrichtigen Freund und als denjenigen, der alle jungen Männer bei Hofe kenne und deswegen am geſchickteſten ſei, ihre Wahl zu leiten. Ich rieth ihr, viel Vorſicht anzuwenden, um „des jungen Menſchen“ Charakter zu erforſchen, ja, ich ſprach wirklich ſo vernünftig, daß ich jetzt, wenn ich daran denke, mich nicht genug darüber wundern kann. Comteſſe ſagte, daß ihre Wahl entſchieden ſei, und daß ſie mir ſie mittheilen würde, wenn nicht weibliche Delicateſſe ihr die Zunge bände; jetzt wäre es ihr aber nicht möglich. Ich rieth ihr wieder — denn ich war nun einmal ihr Geheimerath geworden — die Sache bis zu einem gelegeneren Zeitpunkt aufzuſchieben. Aber ſie meinte, daß ein gelegenerer Augenblick nicht kommen werde, und daß ſie es mir doch eben ſo gut auch gleich ſagen könne. Und nun will ich nicht läugnen, daß etwas in dem Reiffenſteiniſchen Blick lag, das mir einen Theil ihres Geheimniſſes verrieth und mich zugleich in eine große Verlegenheit ſetzte, ſo daß es mir gar nicht unlieb war, des Kammerherrn Seifenſee Geſicht faſt dicht an meiner Schulter zu erblicken. Seine Hochwohlgeboren hatten offenbar gehorcht. Comteſſe drückte mir die Hand, das hat ſeine Richtigkeit, und verſprach, den Namen des Glücklichen mir ein andermal mitzutheilen — ſofern ich es nicht ſchon erriethe, was ſie annähme, und was ihr eine Beruhigung ſei, ſagte ſie, anzunehmen. Und hiemit iſt mein Bericht zu Ende."

„O die arme Comteſſe," brach die Generalin lachend aus, „wie kann man doch ſo von allen Grazien verlaſſen ſein!"

„Der Narr, der Seifenſee, mit ſeiner Taubheit," rief der Oberſt. „Will er horchen, ſo ſollte er die Ohren aufknöpfen. Mich ſo auf die Leimſtange laufen zu laſſen! Ich habe die neue Mariage heute auf der Parade erzählt, jetzt weiß ſie die ganze Stadt. Ah, mon dieu! mon dieu! — Mon cher Esope, es iſt nicht anders, Du mußt ſie nehmen, um dem Scandal zu entgehen. Du mußt ſie nehmen, um Deinen alten Freund zu retten. Sie iſt ja eine brillante Partie."

„Das iſt eine göttliche Geſchichte," ſagte die Generalin, und warf ſich in den Lehnſtuhl zurück. „Die ſtrenge Veſta hat ſich ſelbſt angetragen. O das iſt eine göttliche Avantüre. Daran wird ſich die Königin beluſtigen!"

„Um Gottes willen," brach Eliſabeth erſchrocken aus, „denken Sie an den Zorn der Comteſſe, wenn ſie ſo von Norden beleidigt wird."

„Aber denken Sie auch an das Renommée, das ihm dieſe Geſchichte zuwege bringen wird. Man wird ihn nicht anders als den Unwiderſtehlichen nennen, und alle Damen werden ihre Herzen ihm zu Füßen legen. Wir wollen uns Alle beeilen, dem Beiſpiele der Veſta zu folgen."

„Laſſen Sie uns dieſe Indiscretionen nicht weiter treiben, als es ſchon geſchehen iſt,“ ſagte die Geheimeräthin mit ernſtem Blick zur Linken und Rechten. „Es thut mir leid, daß jetzt ein ſolcher Ton bei Hofe iſt, ehemals war es anders. Es betrifft die Ehre einer Dame, welche preisgegeben wird, und ich halte mich für berechtigt, Ihnen Allen die Pflicht aufzulegen, dieſe Indiscretion meine Schwelle nicht überſchreiten zu laſſen. In der That, ich hatte es nicht erwartet, daß ich es nöthig haben würde, Ihnen eine ſolche Zumuthung in meinem eignen Hauſe zu machen; die Zeiten haben ſich gewaltig geändert; — ehemals war es wahrlich anders.“

Die Vorwürfe der Geheimeräthin brachte Alles zum Verſtummen. Die Generalin ſchwieg, um nachher Rache zu nehmen und die Geſchichte deſto Mehreren zu erzählen; der Oberſt ſchwieg und ärgerte ſich, daß er ſich von Seifenſee in dieſe Verlegenheit hatte ſetzen laſſen; Sophus ſchwieg und biß ſich in die Lippe aus Scham über ſeinen Mangel an Discretion, womit er ſich hatte verleiten laſſen, die Liebe der Comteſſe zu behandeln; Eliſabeth ſchwieg und freute ſich heimlich darüber, daß die Comteſſe die active Rolle in dieſer Affaire geſpielt hatte, und nicht Sophus. Die Geheimeräthin war die Einzige, welche nicht Partei nahm in der Sache, weder auf die eine, noch auf die andre Weiſe. Sie ließ ſich auch von dem verlegenen Stillſchweigen nicht anſtecken und wollte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand lenken.

„Sie haben einen Brief in der Hand, Herr Oberſt, enthält er Neuigkeiten, ſo haben Sie wohl die Güte, ſie uns mitzutheilen.“

„Ich hätte über dieſe dumme Geſchichte mein eigentliches Geſchäft beinahe vergeſſen. Ja, das iſt ein Document, worin mir einige Ausdrücke dunkel ſcheinen. Es iſt Engliſch. Ich verſtehe die Sprache gut genug, aber dieß iſt mir hier nicht ganz deutlich. Ich werde Demoiſelle Rheinberg bitten, mir behülflich zu ſein, es zu entziffern.“

„Aber Demoiſelle Rheinberg verſteht nicht Engliſch, Herr Oberſt, ſie kann Ihnen nicht helfen, wenn ſie nicht überdieß unpaß wäre.“

„Sie iſt doch in England geweſen; ſollte ſie da nicht Engliſch können?“

„Nein, da irren Sie.“

„Um Vergebung, Ihro Gnaden,“ ſagte der Oberſt beleidigt. „Ich bin nicht in Allem, was ich ſage, im Irrthume. Sie ſind es, welche irren.“

„Mamſell Rheinberg iſt wirklich niemals in England geweſen, und kann nicht ein Wort Engliſch,“ ſagte die Geheimeräthin mit ernſter Würde.

„Ja freilich iſt ſie in England geweſen,“ brach der Oberſt hitzig aus. „In London! Bei der Herzogin von Devonſhire!, die der Königin Spielkameradin war! Daher kennt die Königin ſie ja! Ich habe es von der Generalin; ſie iſt es, welche es mir geſagt hat.“

„Ich?“ brach die Generalin verwundert aus. „Lieber Herr Oberſt, da irren Sie wahrlich.“

„Meine Damen, machen Sie mich doch nicht bébêté, wenn ich bitten darf. Es iſt ja ein himmliſches Glück, daß ich Zeugen habe Ihrer Worte, gnädige Frau! Hier ſteht mein Zeuge. Sophus, an dem Abend, als ich die Ehre hatte, draußen zu ſtehen im Vorgemach der Königin, während meine Tochter und deren Gouvernante bei Ihro Majeſtät eingeführt wurden, was ſagte die gnädige Frau damals?"

Die drei Damen wechſelten einen ſchnellen Blick. Die Generalin war verlegen, die Geheimeräthin ſah mißvergnügt aus, Eliſabeth ſchlug die Augen zur Erde und zupfte an den Schleifen ihres Kleides. Sophus bemerkte es. Er wußte, daß es bisweilen vortheilhaft iſt, unaufmerkſam geweſen zu ſein.

„Ich erinnere mich nicht daran," ſagte er. „Vermuthlich habe ich nicht darauf geachtet."

„Das muß ein Mißverſtändniß ſein," ſagte die Generalin dreiſt, da des Oberſten Zeuge ihn nicht unterſtützen wollte.

„Ah, Mesdames, das iſt zu arg, Sie wollen mich zu einer wahren Null machen. Es iſt eine Affronte, meine Damen! In meiner Tochter Gegenwart! Es iſt zu arg! Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Ich bin Ihr unterthäniger Diener. — Ihr ergebenſter Diener, mein vergeßlicher Herr Hofjunker! Bleib ſitzen," ſagte er mit Härte zu Eliſabeth, welche aufgeſtanden war, „bleib ſitzen und hinke mir nicht auf die Ferſe!"

Der Oberſt zog hurtig die Thür hinter ſich zu. Sophus nahm einen Augenblick nachher auch ſeinen Hut und ließ die Damen allein. Als er in das Vorderzimmer trat, ſtand der Oberſt noch da, mit dem Ohr an der Thür.

„Ich ward hitzig, das iſt ein Fehler, deſſen man ſich nicht ſchuldig machen ſoll gegen Damen,“ ſagte er, ohne darüber verlegen zu werden, daß Sophus ihn in einer horchenden Stellung betraf. „Was meinſt Du zu allem dem, mon cher ami? Zu dieſer Mamſell, die ſtets unpaß iſt, wenn man nach ihr fragt? Und zu dieſer Chronik der Generalin, um die Neugierde der Königin, die dieſe Perſon ſehen wollte, zu beſchönigen? Eine Lüge über die andre! Und das Lügen verſtehen ſie alle gleich gut, meine Tochter und Tante Helmſtorff inclusive. Gott behüte mich, ich glaube, daß Ihro Majeſtät ſelbſt beliebt, an dieſen Intriguen theilzunehmen. Aber ich will nicht ruhen, ehe ich au fait bin mit allen dieſen Fickfackereien. Sie ſollen den alten Held nicht narren, er iſt fein, mon cher! Hör, Sophus, Du mußt Ernſt machen mit der Reiffenſtein, Du mußt ſie nehmen. Solch ein Glück kommt nicht zweimal. Ein Fideicommiß von hunderttauſend Thalern, und darüber! Laß es mich erleben, daß Du ſie nimmſt; es iſt zu Deinem eignen Beſten, daß ich Dir rathe — nicht davon zu ſprechen, damit Du uns von ihrem Haß befreiſt, der ſich gegen Dich wie gegen mich richten wird. Seifenſee zieht ſich aus der Schlinge, da kenne ich ihn hinlänglich, und von wem kommt doch anders die Geſchichte als von ihm? Nimm ſie, mon cher Esope, nimm ſie! Das iſt die natürlichſte Art, dieſe Affaire zu arrangiren.“

Sophus ſchüttelte den Kopf. Er konnte ſich kaum enthalten, über die gewaltige Angſt des Oberſten zu lachen. Dieſer betrachtete ihn einige Augenblicke und ſagte dann mit kläglicher Stimme: „Nimm ſie, ſonſt machſt Du mich unglücklich!“

„Nehmen Sie ſelbſt ſie, Herr Oberſt,“ ſagte Sophus lachend, „und machen Sie ſich und ſie glücklich! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht mit Ihnen rivaliſiren werde.“

Der Oberſt ſann einen Augenblick, dann klärte ſich ſein Geſicht auf. „Mon cher Esope,“ ſagte er, „Du biſt ein geborner Hofmann. Mit welcher Leichtigkeit Du die ſchwierigſten Combinationen machſt! Das wäre mir nie eingefallen; aber Du haſt ganz Recht, das iſt die beſte Methode, die Sache zu arrangiren. Comteſſe braucht nur den Namen zu ändern, und das Gerücht hat die Wahrheit geſagt. Ma foi, Sophus, das war eine glänzende Idee von Dir. Wir Militärs, wir ſind gewohnt, den graden Weg zu gehn, uns fällt ſo etwas nicht ein. Aber Du haſt ganz Recht. Wenn die Comteſſe raſend wird, daß ich dieſe Geſchichte auf der Parade erzählt habe, ſo iſt es Jalouſie, die mich dazu vermocht hat; deßwegen rächt ſie ſich nicht; denn Alles, was aus Jalouſie geſchieht, vergiebt das ſchöne Geſchlecht. Unter uns geſagt, mon ami, ich werde ſonſt nicht leicht bange, aber dem Haß der Comteſſe Reiffenſtein geh ich aus dem Wege — es iſt ein terribles Frauenzimmer, wenn ſie böſe wird.“

Die letzten Worte ſagte der Oberſt beinahe flüſternd; ſo groß war ſein Reſpect vor der Ungnade der Comteſſe, daß er nicht einmal laut davon zu ſprechen wagte innerhalb ſeiner eigenen vier Wände. Und deßungeachtet wollte er freien — um ihr Fideicommißcapital.

„Hand ans Werk, mon cher,“ fuhr Held fort. „Ich will ſtracks die Kugeln anwenden, die wir gegoſſen haben. Die Belagerung wird noch heute eröffnet, morgen ſtürmen wir, die Feſtung capitulirt und ſtellt Geißeln, und innerhalb acht Tagen iſt Deine glückliche Idee realiſirt. Wir verbinden Vermögen und Namen, denn der Fideicommißname darf nie ausſterben. Held von Reiffenſtein — Reiffenſtein von Held, ſo ſoll es ſein. Ah, mein theurer Vetter Seifenſee würde fuchswild werden, wenn er wüßte, welch einen Dienſt er mir geleiſtet hat. Er wollte mich auf die Leimſtange laufen laſſen; aber Held iſt fein, er iſt ſchlau, er hat ſie alleſammt zu Narren, er verſteht Combinationen zu machen, die ſchwierigſten Combinationen — — und ſie auszuführen — — mit einer Klugheit — — einem Geſchmack — — einer Fineſſe! Ach, Esope, ich bin in Extaſe, ich bin entzückt, ich bin éperdument und diablement verliebt in Comteſſe Reiffenſtein. Mon cher Esope, ich bin ein wenig jaloux auf Dich, aber ich will Dich nicht hindern, in mein Haus zu kommen, meine junge Gemahlin wird wiſſen, was ſie ihrem Namen und ihrer Stellung ſchuldet. Ah, mon cher ami, ich habe meine fünf Sinne faſt nicht mehr zuſammen, ich will einen Liebesbrief an die Comteſſe ſchreiben, der Feuer und Flamme ſein ſoll von Anfang bis zu Ende, ich will ihn ſtracks ſchreiben — und ihr ſagen, wie raſend jaloux ich bin auf die Aufmerkſamkeit, die Du ihr erzeigt haſt. Er ſoll wie eine Rakete ſein; binnen einer Stunde ſoll ein Feuer in ſie fahren, oder ſie müßte nicht ein Frauenzimmer ſein! Oh, je me sens en verve! Ich glaube, daß ich ſtracks freie, jetzt wird der Sturm mir beſtimmt glücken. Adieu, Sophus, Adieu!“

Der Oberſt lief fort, um ſeinen Liebesbrief zu ſchreiben. Er machte einen Entrechat nach dem andern, ſtand vor jedem Spiegel ſtill, dem er vorbeikam, richtete ſeine Friſur, und warf ſeiner eignen liebenswürdigen Perſon verliebte Blicke zu. Er gab im Vorbeigehen ſeinem Bedienten Ordre, die Staatslivrée anzulegen. Des Oberſten Staatslivrée war kanariengelb mit ſpinatgrünem Aufſchlag, blauen Pantalons und rother Weſte; es war eine Probekarte aller ſeiner Lieblingsfarben.

„Weh mir, der ich der Comteſſe dieſen brennenden Liebhaber auf den Hals geſchickt habe!“ brach Sophus aus. „Nein, das iſt beinahe zu toll! Wer hätte glauben ſollen, daß er das für Ernſt halten würde! Na, das wird für mich ein harter Stand werden, wenn Prinzeſſin Reiffeneiſen mich jemals wieder ins Geſpräch nimmt. Es iſt ein Glück, daß wir in acht Tagen reiſen, vielleicht geht das Unwetter während unſerer Abweſenheit vorüber. Wenn nur die Generalin nicht gradeswegs zu ihr hingeht und mich proſtituirt; das hätte ich ehrlich verdient für meine unzeitige Aufrichtigkeit, — ſie haßt die Comteſſe, ſie ſchweigt nicht, wenn ſie es mir auch noch ſo heilig verſpricht. Wie ich mich über mich ſelbſt ärgere! — Ach, man muß auf das Glück bauen, es iſt nicht werth, ſich die Welt näher zu nehmen, als man es nöthig hat. Ich kann nicht umhin zu lachen, wenn ich an den verliebten Oberſten und ſeinen buntſcheckigen postillon d'amour denke.“

Und Sophus lachte von ganzem Herzen, und ſchrieb die ganze Sache ins Buch der Vergeſſenheit. —

Aber die Generalin hatte ſie nicht ins Buch der Vergeſſenheit geſchrieben. Noch denſelben Abend flüſterte man bei Hofe einander ins Ohr, daß Comteſſe Reiffenſtein um den Hofjunker Norden gefreit habe; und dieß Abentheuer ward mit tauſend Zuſätzen und Bemerkungen erzählt. Die Comteſſe war mittlerweile ihrerſeits eben ſo eifrig beſchäftigt, einen Brief circuliren zu laſſen, worin Oberſt Held um ſie „gefreit hatte!“ und zwar in den feurigſten Ausdrücken; ſie hatte ihm ohne Barmherzigkeit einen Korb gegeben. Dieſe zwei Berichte bewegten ſich zu gleicher Zeit bei den verſchiedenen Bekannten, bis ſie einander begegneten, und nun wieder denſelben Weg zurück machten bis zu ihrer Quelle. Zu derſelben Zeit, wo die Generalin des Oberſten unglückliche Freierei erfuhr, erhielt die Comteſſe die Nachricht, daß ſie den ganzen Abend dem Hofe zum Gelächter gedient habe, daß ſie es geweſen ſei, über welche die Königin lachte, als Ihro Majeſtät das Taſchentuch vors Geſicht halten mußte, um die Thränen zu verbergen, die ihr über die Wangen liefen, und daß ſie unbarmherzig hingeopfert war von einem „Undankbaren, deſſen Glück ſie hatte ſtiften wollen.“ Sie wäre beinahe vor Erbitterung ohnmächtig geworden. Zum Glück brach die verwittwete Königin auf, wenige

Minuten nachdem eine „intime Freundin“ der Comteſſe ein Licht aufgeſteckt hatte, daß es nicht, wie ſie glaubte, der Oberſt, ſondern ſie geweſen ſei, die am meiſten proſtituirt wurde.

Beim Ausgange aus den königlichen Gemächern begegnete ſie dem Sophus, und warf ihm im Vorübergehen einen Baſiliskenblick zu. Nachdem ſie die verwittwete Königin begleitet hatte, ſtürzte ſie in ihr Gemach, und ſtellte ſich vor den Spiegel, um zu unterſuchen, ob ihr Geſicht ihren Gemüthszuſtand verrathen habe. — Ihre Mienen waren verzerrt, die Adern an ihren Schläfen waren aufgeſchwollen; eine Fieberröthe durchglühte die Schminke. So ſtand ſie mit geballter Hand vor dem Spiegel. Endlich löſte die Erbitterung ihr die Zunge, aber ſie flüſterte nur, und ihre Kammerjungfer konnte nichts weiter ſehen, als daß die Lippen ſich bewegten. „Ich werde mich rächen! Niemand ſoll mir zu hoch ſtehen — die Generalin Geldern — Norden — O Gott, Norden — und die Königin, die öffentlich lachte — ja — ich werde mich rächen! Sie ſollen es bereuen, daß ſie mich verſpottet haben. Ich werde mich rächen! Ich ſterbe, wenn ich nicht Rache an ihnen nehmen kann!“ Und mit dieſem Vorſatz ſank ſie ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerjungfer. —

Ende des erſten Bandes.

Carl Bernhard.

Sämmtliche Werke.

Aus dem Däniſchen im Vereine mit
Director Dr. K. L. Kannegießer in Breslau,
und
Profeſſor Dr. O. L. B. Wolff in Jena
vom
Verfaſſer.

Achter Band.

Christian VII. und sein Hof.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1841.

Chriſtian VII.

und

ſein Hof.

Von

Carl Bernhard.

Zweiter Band.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
[illegible]

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1841.

Es war eines Nachmittags gegen Abend im Anfange des Junius, als die Thüre von Calais' kleinem Hauſe ſich öffnete, und der alte Goldſchmidt heraustrat, begleitet von dem Sohne des Weinhändlers drüben an der Ecke, dem jungen Herrn Winkler, Liſettens ſtandhaftem Freier. Calais war zur Gilde bei dem Weinhändler eingeladen, der ſo gewiß war, daß ſein Sohn ſich nur zu melden brauche, um das Jawort eines jeden Mädchens zu erhalten, daß er den Goldſchmidt ſchon ſeinen Schwager nannte. Baſe Cordia war ſchon zu guter Zeit Nachmittags zu einer Freundin hingegangen, die an Gicht und Augenſchwäche litt, und bei der ſie ſich die Zeit damit vertreiben wollte, zur Erforſchung ihrer eignen und beſonders Liſettens Zukunft ſich die Karte legen zu laſſen, worin die Freundin trotz ihrer Gicht und Schwachheit eine große Meiſterin war. Liſette befand ſich allein zu Hauſe. Das Kopfweh, worüber ſie ſich eben beklagt hatte, um nur nicht mit dem jungen Winkler reden zu dürfen, verſchwand, ſobald ihr Vater die Thür geſchloſſen und ſie zuvor unterrichtet hatte, daß die Goldſchmidtsarbeit in der Chatulle liege, die von dem Hofjunker beſtellt ſei, und die er auf heute Abend verſprochen habe, wo der Diener ſie abholen werde, weil er ſelbſt morgen reiſen müſſe. Aber Liſette wollte ſich nicht ſelbſt geſtehen, daß ſie eine Unwahrheit angewandt habe, um der Unterredung mit dem jungen Winkler zu entgehen. Sie legte die Hand auf die Stirn und ſagte lächelnd: „Ich glaube, daß mein Kopfweh vorüber geht, wenn ich nur Erlaubniß bekomme, allein zu bleiben; mir iſt ſchon viel beſſer als vor einem Augenblick." — Und der Spiegel bekräftigte die Ausſage, indem er ein Bild der Geſundheit und Jugend zurück warf.

Liſette ſetzte ſich auf des Vaters verlaſſenen Lehn[illegible]l am Fenſter, wo ſie, von dem Vorhang verborgen, Alles ſehen konnte, was auf der Gaſſe vorging. Mehrmals neigte ſie den Kopf, als ob ſie Jemandem nachſehen wolle, aber jedesmal zog ſie ihn mit einer Miene zurück, welche die getäuſchte Erwartung verrieth. Zu warten iſt meiſtens eine wahre Pein, daſſelbe für die Seele, was eine Wunde von einem geſchliffenen Schwerdte für den Körper. Es iſt ein unaufhörliches Zurückkommen auf einen Wunſch, der dadurch immer brennender wird. Es iſt der Raubvogel in der Fabel, der das Herz mit ſeinem ſcharfen Schnabel zerhackt. Jedes Warten wird zu einer Leidenſchaft, die am innerſten Kerne zehrt — wie groß muß erſt die Pein ſein, wenn man auf einen geliebten Gegenſtand wartet, der lange ausbleibt. Liſette blinzelte mit den Augen, in kurzem waren ſie mit Thränen gefüllt, und man dürfte wohl nicht richtig ſagen, blos aus Ungeduld. Endlich verdunkelte ein Schatten, der dicht vor den Fenſtern vorüber ging, die kleine Stube; in demſelben Augenblicke ſprang Liſette aus dem Lehnſtuhl auf, und ſtand ſchon an der Thür, ehe der Ankommende die Klinke berührte, und die Thür ſich wie von unſichtbaren Händen öffnete.

„Ich wußte wohl, daß Sie heute Abend noch kommen würden," ſagte Liſette und erröthete vor Freude. „Ja, ich war völlig überzeugt, daß Sie nicht den Bedienten nach den Spangen ſchicken würden, welche mein Vater für Sie zurecht gemacht hat, ſondern daß Sie ſelbſt kommen würden. Ich glaubte wenigſtens, es ſei möglich, daß Sie ſie ſelbſt abholen würden," fügte ſie hinzu, und ſchlug die Augen nieder vor Scham über die Sicherheit, welche ſie verrathen hatte.

Sophus betrachtete ſie lächelnd. Das Bewußtſein, geliebt zu werden, durchdrang ihn mit ſeiner vollen Stärke. Worin liegt es, daß dieß Bewußtſein beinahe der Culminationspunkt des männlichen Beſtrebens iſt, und daß wir dieß nicht ertragen können, ohne es zu mißbrauchen? Ich glaube, daß es in einem ausgemachten Hange zur Tyrannei liegt, der die Erkenntniß jedes Uebergewichts begleitet, und das in uns ſo tief verwachſen iſt, daß wir ihn zeitig ſpüren — ſogar bei den ultraliberalſten Verfechtern der Freiheit in dem Kampfe, den ſie gegen die Despotie führen, und in welchem ſie unbewußt ihrem eigenen angebornen Hang zur Despotie folgen. Es war daſſelbe Gefühl, das nur in einem raſchen vorübergehenden

Moment dem Sophus erlaubte, eine unbefleckte Freude zu fühlen über des jungen Mädchens offenherziges Geſtändniß, und ihn gleich darauf antrieb, ein Zutrauen zu mißbrauchen, das, wie ſie ſchon dunkel ahnte, man nicht ungeſtraft zeigen dürfe.

„Konnte ich wegreiſen, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, Liſette? Nein, das konnte ich unmöglich. Alſo haben Sie mich erwartet. Ich wußte wohl, daß Liſette mich verſtehen würde, und daß der Beſcheid, mit dem ich meinen Diener ſchickte, ſo gut wie eine förmliche Verabredung ſei.“

„Eine Verabredung?“ ſagte Liſette verletzt. Sie fühlte in dieſem Augenblick, daß ihre Freude entweiht ſei. Deßhalb fügte ſie mit ſpöttiſcher Miene hinzu: „Eine Verabredung? Dafür habe ich die Beſtellung nicht angeſehen.“

„Und Sie haben mich doch erwartet? Und Sie haben grade heute Ihr gelbes Kleid mit der blauen Schärpe angezogen, das Ihnen ſo gut ſteht, und worin ich Sie ſo gern ſehe? — Liſette, weshalb wollen Sie es läugnen, daß Sie den Wink verſtanden haben, den ich Ihnen gab? — Sie müſſen mir doch einräumen, daß es ganz pfiffig ausgedacht war, ſonſt hätte ich Sie vielleicht nicht zu Hauſe getroffen — oder ſo allein,“ fügte der unbarmherzige Sophus hinzu, indem er ſich mit einem Lächeln umſah, das zugleich verrieth, wie ſicher er ſeiner Sache war und wie ſehr ihm dieſe Einſamkeit behagte.

„Sie reiſen morgen?“ ſagte Liſette, um auf ſeine Frage nicht zu antworten.

„Ja. Der Hof geht nach Holſtein. Wir werden einige Zeit auf Tannenberg zubringen, und da wird's an Zeitvertreib nicht fehlen; von da geht es weiter, vielleicht nach Deutſchland. Mir iſt es gleich; wenn ich Kopenhagen verlaſſen ſoll, mögen Sie mich hinbringen, wohin ſie wollen, eine Stadt iſt mir ſo lieb wie die andere.“

Sophus erzählte von den mancherlei Zurüſtungen zu dieſer Reiſe, von den Feſtlichkeiten, die an verſchiedenen Orten ſtattfinden ſollten, von dem großen Gefolge, das den König und die Königin begleiten würde. Liſette ſtützte die Ellbogen auf den Schooß und horchte begierig auf die Beſchreibung dieſer ganzen vornehmen Welt, die ihr ſo anlockend ſchien, weil ſie auch den Sophus in ſich ſchloß, und weil ſie ſich nicht ganz unbewandert darin glaubte; denn ſie hatte ja dem Schloßballe im Ritterſaale beigewohnt und den Muth gehabt, dieſes Abentheuer durch die Falten des Vorhangs in der Fenſtervertiefung mit Sophus zu betrachten. Aber ihre Gedanken verweilten nicht lange bei dieſen Gegenſtänden; ſie wandte ſich wieder ſcheu von jenem bunten Gewimmel ab, wie ein kleiner Vogel, der ſein Neſt ſucht, um dem wilden Jägerlärm zu entkommen. Mit einem kleinen Seufzer, als ob ſie von Neuem Athem ſchöpfen müſſe, um ihre Bruſt wieder leicht zu fühlen, ſagte ſie: „Und wann kommen Sie — kommt der Hof zurück?“

„Ja, das mag Gott und der König wiſſen. Es kann vielleicht lange, ſehr lange dauern.“

Liſette ergriff eine Roſe, welche Sophus in den Händen gehabt, und im Laufe des Geſpräches auf das

Fenſterbret gelegt hatte. Ohne daran zu denken, pflückte ſie ein Blatt nach dem andern ab und ließ es in den Schooß fallen.

„Was machen Sie, Liſette? Sie machen die hübſche Roſe zunichte. Sie wiſſen ja, daß man nie eine Blume zerreißen — oder ein Gefühl verſtoßen darf. Beides iſt Sünde.“

Liſette ſeufzte. „Ich will die Blätter zur Erinnerung verwahren — an meine Unbedachtſamkeit,“ fügte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu. „Ich werde ein andermal bedachtſamer ſein.“

„Nur zur Erinnerung daran? Das glaube ich doch nicht, Liſette.“

Liſette ſchwieg und ſammelte die Blätter, welche ſie in einen Winkel des Fenſterbretes legte mit einer Miene, als ob ſie kaum darauf achtete, wohin ſie ſie legte, und doch ſammelte ſie die Blätter mit einer Sorgfalt, welche deutlich zeigte, daß nicht ein einziges Blatt zurückbleiben ſollte.

Sophus folgte jeder ihrer Bewegungen mit funkelnden Augen. Er hatte die Roſe für Liſetten mitgebracht, aber eine ſolche Bedeutung, wie ſie nun empfing, hatte er nicht gewagt, ihr zu geben. So geht es in mehr als einer Hinſicht oft mit Ruinen; ſie gewinnen eine Bedeutung, die man vergebens in dem vollſtändigen Ganzen ſuchen würde. Deshalb iſt eine unglückliche Liebe, dieſer von tauſend Erinnerungen umkränzte Ruin in dem menſchlichen Herzen, intereſſanter als eine glückliche — und deshalb iſt jene oft dauerhafter als dieſe.

Selbſt in dieſer ſcheinbaren Vernachläſſigung fand Sophus hinreichende Nahrung für ſeine Eitelkeit.

„Wenn ich fort bin," ſagte er, „werden Sie doch dieſe Blätter zur Erinnerung an mich aufbewahren, das weiß ich gewiß. Weshalb wollen Sie mir das verhehlen? — Na, Liſette, werden Sie nicht böſe! Wenden Sie ſich nicht von mir ab! Sie wiſſen ja, daß ich unbeſonnen plaudere, ohne etwas Böſes damit zu meinen. Es iſt nicht meine Abſicht geweſen, Sie zu kränken. Seien Sie nun wieder gut! Laſſen Sie mich nicht abreiſen ohne Ihre Freundſchaft!"

„Das hängt von Ihnen ſelbſt ab," ſagte Liſette, noch halb unwillig. „Da Sie ein vornehmer Herr ſind, können Sie Alles ſagen, was Ihnen in den Mund kommt. Das ſollten Sie bedenken."

„Laſſen Sie uns Frieden ſchließen, Liſette! Sie ſind nicht aufgelegt zum Scherz, Sie ſind vielleicht nicht bei guter Laune. Hat Baſe Cordia Sie heute wieder geplagt? Sie iſt doch ein wahres Hauskreuz."

„Sie meint es dennoch ſehr gut mit mir," ſagte Liſette. „Aber ſie hat mich heute freilich gelangweilt. Ich mußte meine bitteren Thränen weinen. Ich weine immer, wenn ich mich langweile."

„Wenn ich hier geweſen wäre, würde ich die Thränen Ihnen abgetrocknet haben. Sie hätten von mir keine Erlaubniß bekommen, betrübt zu ſein, ungeachtet es Sie ſo gut kleidet, ein bischen traurig zu ſein, daß man beinahe in Verſuchung gerathen könnte, Ihnen etwas zu Leide zu thun, blos aus dieſem Grunde."

„Sie können nicht wiſſen, ob Sie mir die Thränen nicht getrocknet haben. Ich hörte Ihre Stimme, Sie gingen grade die Gaſſe entlang mit einigen vornehmen Herren. Sie ſprachen ganz laut. Da weinte ich nicht mehr. Ich ſah Sie ganz deutlich, und ich hörte auch, was Sie ſagten.“

„Und ich ſah Sie auch, Liſette. Ihretwegen nahm ich ja dieſen Weg. Und ich ſprach auch mit Willen laut, damit Sie mich hören ſollten. Ich ſagte: Morgen reiſen wir allzuſammen nach Holſtein. — Das wußte der Erbprinz ja ſo gut wie ich, weshalb ſollte ich ihm das ſagen?“

„Der Erbprinz? Und ſo wäre es meinetwegen geweſen, daß Sie dieſe Gaſſe gingen? Ich dächte gar!“

„Ich verſichere es Ihnen. Ich führte ihn mit Fleiß dieſe Gaſſe. Die hohen Herrſchaften müſſen oft den Weg machen, den wir Andre ſie führen, aber wir bilden ihnen natürlicherweiſe ein, daß ſie es ſind, welche uns führen, ſonſt machten wir keinen Weg mit ihnen,“ ſagte Sophus mit dem achtloſen Leichtſinn, womit Hofcavaliere oft von ihren Herrſchaften ſprechen — vielleicht um ſich wegen des Zwanges zu rächen, welchen ihre Stellung mit ſich führt.

Liſette ſah ſtumm vor ſich hin und ſchrieb in Gedanken ein S auf die angelaufene Fenſterſcheibe, und löſchte es ſogleich wieder aus, um ein neues zu ſchreiben. Sophus ritzte indeß das Maaß ſeiner Leibesgröße in den Thürpfoſten. Wie verſchieden waren nicht die Gefühle, die dieſen ſcheinbaren Kleinigkeiten zum Grunde lagen.

Sie dachte dabei nur an ihn, während Sophus nur an ſich ſelbſt dachte. Deshalb war ihr vergänglicher Buchſtabe auf der angelaufenen Scheibe weit mehr werth als das bleibende und eitle Zeichen, das er mit Sorgfalt am Thürpfoſten einritzte, und das vielleicht noch da zu ſehen iſt.

„Sehen Sie, Liſette, da ſteht ein Zeichen, das dauerhafter ſein wird als der flüchtige Buchſtabe, den Sie auf die Scheibe ſchreiben. Wenn Sie das ſehen, werden Sie denken: ſo groß war er — und ſo vergeſſen Sie mich nicht.“

„O ich brauche kein Zeichen am Thürpfoſten — — und weshalb ſollte ich Sie nicht vergeſſen, ſobald Sie fort ſind?“

„Weil Sie wiſſen, daß ich Sie nicht vergeſſe, Liſette. Meine kleine Freundin! mein liebes Liſettchen!“

Sophus ergriff ihre Hand. Liſette wollte ſie wegziehen; aber er behielt ſie deßungeachtet in der ſeinigen.

„Wie hübſch war es von Ihnen, daß Sie das gelbe Kleid heute anzogen. Dafür weiß ich Ihnen recht ſehr Dank. Wenn ich an Sie denke, werde ich Sie mir immer in dieſer Tracht denken, die Sie ſo allerliebſt kleidet. Und wie hübſch iſt es von Ihnen, daß Sie zu Hauſe blieben und nicht mit dem Vater oder mit der Baſe Cordia mitgingen. Auch dafür danke ich Ihnen.“

„Nein, das geſchah, weil ich Kopfweh hatte, ſonſt wäre ich nicht zu Hauſe geblieben. Ich hatte wirklich Kopfweh,“ ſagte Liſette halblaut und beſchämt über ſeinen Ausbruch der Freude.

„Wie ſchön Sie heute Abend ſind, Liſette!" brach Sophus aus und betrachtete ſie mit Liebe. „Und wie wünſche ich, daß Sie einmal glücklich werden mögen, recht zufrieden und glücklich!"

Liſette ſeufzte und verſuchte wieder ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen; aber es war nur ein ſchwacher Verſuch.

„Bleiben Sie immer ſo gut und ſo liebenswürdig, wie Sie jetzt ſind, Liſette! Und vergeſſen Sie mich nicht, Liſette! Wollen Sie auch bisweilen an mich denken? Wollen Sie? — O, wie haſſe ich das Abſchiednehmen, es iſt ein abſcheulicher Augenblick."

„Es iſt doch immer am ſchlimmſten für den, der zurückbleibt," antwortete Liſette mit bewegter Stimme.

„Sagen Sie mir, daß Sie mich nicht vergeſſen wollen. Sagen Sie, daß Sie etwas von mir halten, nur ein wenig; denn das thun Sie doch."

„Nein, das ſage ich nicht."

„Wenn ich fort bin, werden Sie doch zu ſich ſelbſt ſagen: Warum ſagte ich es nicht, als er mich darum bat; ich hätte es ja ſagen können, es iſt ja ganz unſchuldig. — Das werden Sie ſagen, aber dann iſt es zu ſpät."

„Ja, ſo wird es freilich wohl ſein, — aber ich kann es nicht ſagen — nein, ich kann es nicht."

„Sagen Sie es, Liſette! — Wenn ich Sie ſo recht darum bitte."

„Nein, nein!"

„Sagen Sie: ich halte etwas von Dir, Sophus."

„Nein. — Aber ich ſage ja nicht das Gegentheil,“ ſagte Liſette beinahe flüſternd.

„Liſette!“ brach Sophus aus, und trat ihr einen Schritt näher. „Liebe Liſette!“

Liſette blieb ſitzen in unveränderter Stellung. Sie erhob die ſchönen Augen vom Boden und blickte auf, indem ſie mit leiſer Stimme ſagte: „Sie dürfen mich nicht küſſen wie damals, — wenn ich Sie darum bitte, thun Sie es nicht, das weiß ich gewiß.“

„Liſette!“

„Laſſen Sie mich nicht etwas haben, worüber ich erröthen muß, wenn Sie fort ſind,“ ſagte ſie weinend mit einem Ausdruck von Frömmigkeit, daß Sophus ihre Hand fahren ließ und einen Schritt zurücktrat. Liſette lächelte durch ein paar große Thränen, die ihre Augen füllten und langſam ihre Wangen hinabrollten.

Sie reichte ihm freiwillig ihre Hand. Sophus drückte ſie an ſeine Augen. Dann ließ er ſie los und ſagte: „Leben Sie wohl, Liſette! Leben Sie wohl! — O ſage, daß Du mich nicht vergeſſen willſt. Ich bitte Dich darum.“

„Leben Sie wohl, Sophus!“ — Das war das erſte Mal, daß ſie ihn bei ſeinem Vornamen nannte. Eine flammende Röthe überzog ihr Geſicht, das ſie mit beiden Händen verbarg. Sophus beugte ſich eilig über ſie — dann hielt er an, nahm ihre Hände von ihren Augen, drückte ſie noch einmal in ſeinen beiden Händen und ſagte: „Lebe wohl, Liſette!“

„Lebe wohl!“ ſagte Liſette mit ſchwacher Stimme. Aber ſie hatte nicht den Muth, ſeinen Namen zu wiederholen. Erſt als die Thüre hinter ihm geſchloſſen war, und ſein Schatten raſch vor den Fenſtern vorüberſchwebte, ſagte ſie kaum hörbar: „Leb' wohl Sophus! — Ja, ich vergeſſe Dich nie — ich halte von Dir — o, mehr als ich es ausdrücken kann.“ —

Eine Menge Menſchen ſtrömte den folgenden Tag über die Marmorbrücke in das Schloß Chriſtiansburg durch das große eiſerne Thor mit den beiden Marmorpavillons auf den Seiten, die den Durchgang für die Fußgänger bilden. Der Hof ſollte abreiſen. In den ſchattigen, gewölbten Bogengängen, die gegen den Schloßhof zu geöffnet waren, den ſie im Halbkreis wie zwei Arme umſchloſſen, wanderten Damen und Herren auf und ab, während der niedere Theil des Publikums die [illegible]ennende Sonnenhitze und den Staub der Reitbahn nicht ſcheute, welche einen großen mit niederem Gitterwerk geſchützten Kreis mitten im Schloßhofe einnahm. Das eigentliche, ſechs Stockwerke hohe, Schloß lag frei, dem Haupteingange durch das eiſerne Thor grade gegenüber, und durch zwei niedere Gallerien mit den genannten halbrunden Seitenflügeln verbunden, welche den Königshof innerhalb eines breiten Kanals umgeben; denn Chriſtiansburg iſt auf einer Inſel angelegt, dem Schloßholm, der das Schloß, das Zeughaus, die Börſe, die Bank und die Regierungscollegien in ſich faßt. Mitten auf jedem dieſer Bogengänge erhebt ſich ein Gebäude, worin zur Rechten das Hoftheater iſt, zur Linken das Reithaus. Oben über den Bogengängen bildet das flache Dach einen breiten, fortlaufenden Altan auf jeder Seite von der Gallerie bis zu den Pavillons an dem eiſernen Thor. Hinter den Bogengängen ſind die königlichen Ställe, hohe, luftige Gewölbe, getragen von Marmorſäulen, wo die alte Mode der Leute niedern Standes, auf und ab zu ſpazieren und die königlichen Pferde zu bewundern, ſich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Denn alle Seitenflügel blieben ſtehen, als der Brand im Jahre 1794 das eigentliche Schloß und die Kapelle zerſtörte. So wurde auch die Kunſtkammer und die große königliche Bibliothek mit allen unbezahlbaren darin enthaltenen Schätzen verſchont. Aber damals ſtand das alte Chriſtiansburg noch in ſeinem vollen Glanze, ſeine Thürme erhoben ſtolz die Zinnen gegen den Himmel, und die Sonnenſtrahlen blitzten auf den drei vergoldeten Königskronen. Das Hauptgebäude mit drei großen Thoren unter einem Marmoraltan füllte damals den Raum, wo jetzt die Colonnade iſt zwiſchen zwei Endflügeln, von welchen der linke jetzt den Alterhümern und der rechte dem oberſten Landestribunal eingeräumt iſt. Dänemarks ſouveräne Könige haben König Waldemar's Worte nicht vergeſſen: „Mit dem Geſetz ſoll man das Land bauen.“ Sie haben in ihr Schloß das unabhängige Gericht aufgenommen, das ohne Anſehen der Perſon entſcheidet, und deſſen Ausſprüchen ſich ſelbſt der König unterwirft, der nur Gott im Himmel Rechnung ablegt von ſeinen Handlungen. Das Geſetz ſteht in Dänemark dem Thron zur Seite, ſie wohnen unter Einem Dach, ſie haben dieſelben Hausgötter, und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß Themis ihren Tempel im Eckflügel unter dem Ritterſaale hat, denn das Fundament der Königsmacht und ihr feſter Eckſtein iſt Geſetz und Recht. —

In dem innern Schloßhofe, welcher dunkel und dämmrig war, hielten die vergoldeten königlichen Caroſſen, beſpannt mit acht Pferden in funkelndem Geſchirr, umgeben von Hofbedienten, Lakaien, Läufern, Reitknechten und allem dem Troß, der zu Chriſtian's des Siebenten prachtvollem Hofſtaate gehörte. Die Wagen für das königliche Gefolge hielten in Reihen außerhalb der Thore längs der Reitbahn. Die ſchönen Pferde von der alten däniſchen Raçe, die mit ihren krummen Hälſen und langen Schwänzen wie geſchaffen waren für Proceſſionsfeierlichkeiten, ſtampften die Steine und biſſen in die ſchäumenden Zügel. Eine Menge von Bedienten lief hin und her mit Koffern und Reiſezeug. Die Schildwachen von der hohen, norwegiſchen Garde mit ſcharlachrothen, goldgeſtickten Röcken und mit ſpitzen Bärenmützen wanderten ſchweigend auf und ab, Zwei und Zwei, mit einer Gleichgültigkeit, welche zeigte, daß ſie ein Schauſpiel, welches den Zuſchauern ſo unterhaltend vorkam, gewohnt waren. Kutſchen jagten unaufhörlich hin und her mit Damen und Herren, die zur Abſchiedscour ſich eingefunden hatten. Da der Zugang zum Schloß die Bogengänge entlang läuft rund um die Reitbahn, mußten die Wagen und ihre Eigenthümer ſich der Kritik derer unterwerfen, welche auf beiden Seiten en haye ſtanden. Die breiten Altane oben über den Bogengängen waren gleichfalls voll von Zuſchauern. Eine klare Juniusſonne beleuchtete dieſe bunte Miſchung von wohlgekleideten Leuten und lumpigem Pöbel, von einfachen Bürgern und geputzten Lakaien, von Pferden und Wagen, jenen Wirrwarr von geſchäftiger Wichtigkeit und beſonnener Ruhe, von ſtrenger Rechtlichkeit und ſchonungsloſer Unbilligkeit, von friſcher Gleichgültigkeit oder gehäſſiger Mißgunſt. Es war ein wahres Chaos, das die ſchöne Juniusſonne beſchien; und dieſes ganze Chaos, wo Alles repräſentirt wurde, jede Tugend und jedes Laſter, jeder Stand von dem vornehmſten Großen bis zu dem elendeſten Bettler, Alles war zuſammengedrängt innerhalb der Mauern, welche Chriſtiansſchloß umgaben.

Man erzählt von dem weiſen Kalifen Harun — al — Raſchid, daß er ſich bisweilen in den armſeligen Mantel eines Derwiſches hüllte und unter das Volk miſchte, und daß er da manches Geſpräch hörte, das ein Gegengift bildete gegen die Schmeicheleien, die von der irdiſchen Hoheit nicht zu trennen ſind. Aber unter die vielen Wahrheiten, die er dort hörte und die ein Sporn für ihn waren, ſeine Bemühungen fortzuſetzen, miſchte ſich auch Vieles, das ſeinen Sinn niederdrückte und ſeinen Muth ſchwächte, manche unverdiente Kränkung, manches falſche Urtheil, manche Undankbarkeit; denn der große Haufe iſt überall blind in ſeinen Anſichten, egoiſtiſch in ſeinen Plänen, irrig in ſeinen Urtheilen, und mehr als alles Andre launenhaft. Ich will Jedem abrathen, incognito umherzugehen, um ſeinen Ruf zu hören, aber zumeiſt einem Könige. —

„Wer iſt das, der da fährt?" ſagte ein dicker Bürgersmann, indem er die Hand über die Augen hielt, um beſſer in die Kutſche hineinſehen zu können. Er war bekleidet mit einem breitſchößigen kaſtanienbraunen Rocke mit großen Stahlknöpfen und ungeheuren Aufſchlägen auf den ſchmalen Aermeln, kurzen Beinkleidern und Lockenperrücke. In der Hand hielt er ein ſpaniſches Rohr, das beinahe eben ſo hoch war wie er ſelbſt, in der andern einen kleinen dreieckigen Hut. Denn es wäre ſehr gegen den Reſpekt geweſen, wenn Jemand den königlichen Schloßhof mit dem Hut auf dem Kopfe betreten hätte zu einer Zeit, wo man nicht einmal über den Schloßplatz hinter dem Schloß ging anders als mit dem Hut in der Hand, mochte es regnen oder ſchneien.

„Wer iſt das doch, der da fährt?“ fuhr er fort. „Das iſt Graf Bernſtorff. Das iſt ein Staatsmann, der alle Ehre und Reſpect verdient. Bückt Euch, Leute, vor dem Grafen Bernſtorff. Der bei ihm ſitzt, iſt der ruſſiſche Miniſter.“

„Es iſt ſchlimm, Gevatter, daß man den Einen nicht grüßen kann, ohne auch den Andern zu grüßen,“ ſagte ſein Nachbar. „Vor dem ruſſiſchen Miniſter bücke ich mich partout nicht, das thu' ich nicht. Nun haben uns die verteufelten Ruſſen ja wieder was einrühren wollen, höre ich. Wir könnten gar die Menſchenkinder von Koſaken auf den Hals bekommen. Es kommt nichts Andres als Böſes und Oſtwind von der Seite; von daher bekamen wir die Peſt, und wir erleben nimmer die Zeit in Dänemark, wo man ſich gewöhnte, einen Ruſſen mit Vergnügen zu ſehen.“

„Da fuhr eine alte Miethkutſche. Wer kann das ſein?"

„Ja, das mag Gott wiſſen. Viel hat es mit denen wohl nicht auf ſich, da ſie kein beſſeres Fuhrwerk haben," antwortete ein Sattler, der für den Hof arbeitete. „Es mochten wohl Leute von der Zollkammer ſein, oder Prediger, oder dergleichen, ſie ſahen ſo ſchwarz aus."

„Da kommen die karmoiſinrothen Läufer. Das iſt Danneſkiolds. Ja, da ſitzt er, das iſt der alte Admiral. Das iſt ein alter Bär; er iſt allein in ſeinem Wagen. Ja ſo ein alter Raubvogel nimmt nicht jede Elſter in ſein Neſt; dazu gehört mehr. Er ſieht ganz bitterböſe aus."

„Vielleicht haben ſie ihm einen Rippenſtoß gegeben; man ſagt, daß er nicht gut angeſchrieben iſt bei gewiſſen Leuten."

„Er iſt doch wohl nicht toll, der Doktor, einen ſolchen Ehrenmann bei Seite zu ſchaffen. Er kann doch nicht die Schiffe regieren, der Pflaſterſchmierer."

„Scheltet den Mann nicht, wenn es Euch gut gehen ſoll. Er hat mehr bei dem Könige zu ſagen, als die nderen Alle zuſammen," ſagte der dicke Bürger.

„Es iſt gewaltig," ſagte ein andrer Bürger, „wie r bei dem Könige in Gnaden ſteht. Grade ſeit dem Januar hat er ſeine Wohnung hier auf dem Schloſſe ehabt, und heute ſchreiben wir den achtzehnten Junius, as ſind nun fünf Monate, daß er Thür an Thür mit er Majeſtät wohnt. Ja, der König ſoll ihm ſogar ſeinen beſten Saal eingeräumt haben — das heißt nach dem großen Ritterſaale; das verſteht ſich, den hat er nicht bekommen.“

„Aber er iſt auch ein flinker Mann, der ſeine Sachen verſteht,“ ſagte der Antiruſſe, „und nicht ſo ein Hans Haſenfuß als jener Graf, der mit dem Könige reiſte und nichts Andres that als den Frauenzimmern nachlief und den König auf Abwege führte.“

„Ja Gott beſſer's, eine ſolche Umgebung!“ ſagte der Sattler. „Das war ein rechter Brauſewind. Mir ſchuldet er noch acht und achtzig Thaler, die ich in den Schornſtein ſchreiben kann, jetzt kann er des Königs Geld nicht länger vergeuden. Ja, das war ein rechter Graf! Pfui über den Unhold!“

„Wenn Struenſee nicht ein tüchtiger Mann wäre,“ fuhr der Politiker fort, „ſo wäre er nicht ſo hoch ans Bret gekommen. Wir können Gott danken, daß er mit dem andern Windbeutel bald fertig geworden iſt, der beinahe den König bei uns ſpielte. Hätte er rathen dürfen, ſo hätten uns die Ruſſen vielleicht ſchon mit Haut und Haaren verzehrt. Struenſee iſt es, dem wir dafür danken können, daß wir einen Oberpräſidenten und einen ordentlichen Magiſtrat bekommen haben. Und das Hof- und Stadtgericht iſt auch von ihm eingerichtet, wie wir Alle wiſſen.“ —

— „Seht einmal, in der Kutſche da, nein, ſeht einmal die dicke Dame, die ſich brüſtet wie eine Katze mit einem Aalkopf,“ ſagte eine Bürgersfrau, die auf dem Altan ſtand in einem blumigen Zitzkleide mit Fiſchbeinspoſchen an den Seiten. „Nein, ſeht doch!"

„Das iſt, ſo wahr Gott lebt, des Lieferanten, des Blechs Frau, den ſie zum Baron gemacht haben," ſagte ein Andrer. „Herr Gott, kommt ſo **Eine** auch an den Hof. Das iſt beinahe zu toll. Aber man ſieht auch gleich, wo ſie zu Hauſe gehört."

„Wenn Schund zu Ehre kommt, ſo weiß er nicht, wie er ſich geberden ſoll," ſagte eine geputzte Speckhökerfrau, die ihren eignen Stand verhöhnte, blos um das Vergnügen zu haben, die Baroneſſe Blech zu verhöhnen.

Und die Baroneſſe Blech, welche ſich brüſtete und fächelte in der ſüßen Einbildung, daß ſie ein Gegenſtand des Neides und der Bewunderung ſei, wurde verſpottet, ſo lange man ſie ſehen konnte — denn Blutsfreunde ſind die ſchlimmſten Freunde, wie das Sprichwort ſagt.—

— „Das iſt einer von den Läufern der Königin, ſieh, Liſette!" brach der alte Calais aus, der mit Baſe Cordia unter dem einen und Liſetten unter dem andern Arme in einer der erſten Reihen außerhalb des Bogenganges ſtand. „Das ſieht hübſch aus, die vergoldeten Helme mit Blumen darauf. Die großen Silberknöpfe auf den Stäben, die die Läufer in den Händen haben, die hab' ich gemacht. Gott ſegne die Königin, ſie gönnt uns Verdienſt."

„Ja, das iſt ein wahres Wort," ſagte ſein Nachbar, „ſie thut viel Gutes in Jahr und Tag. So jung und ſo hübſch! Es iſt eine Freude, ſie zu ſehen. Ich habe einen Schwager, der Gehülfe iſt bei einem von den

Hausknechten, und deshalb komme ich oft auf das Schloß. Neulich kam ſie ſelbſt hinunter zu einer ihrer Damen, mit dem Kronprinzen auf dem Arme, ich ſah es ſelber. Es war ein Freitag — nein, ich muß mich beſinnen — ja, es war doch ein Freitag.“

„Aber ſie iſt ſo wunderlich, ſie ſpricht mit allen Menſchen, es iſt gar nicht, als ob ſie Königin wäre,“ ſagte der Weinhändler drüben an der Ecke, der zugleich mit ſeinem Sohn ſich an den alten Goldſchmidt und deſſen Geſellſchaft angeſchloſſen hatte. „Da iſt die verwittwete Königin, draußen auf Friedensburg, die verſteht ſich anders darauf, Königin zu ſein. Das iſt eine ordentliche Majeſtät. Und immer contante Bezahlung.“

Der Weinhändler drüben an der Ecke hatte einen Theil der Lieferung an die Haushaltung der verwittweten Königin.

„Sollt Ihr ſie vergleichen mit unſerer regierenden Königin?“ brach der Goldſchmidt eifrig aus. „Höre, Mann, Jeder kann gut für ſich ſein; aber ſolch' ein Gemüth, wie die Königin hat, haben nicht viele Menſchen.“

„Aber eine Königin iſt auch kein Menſch, das iſt eine Königin,“ ſagte der Weinhändler mit einer ſuperklugen Miene.

„Nun, Gott bewahr' uns, das verſteht ſich, das weiß ich wohl — — das folgt ja von ſich ſelber — — aber“ — — und der Reſt der Unterhaltung ward flüſternd geführt.

— „Es iſt doch ein verteufelt prächtiges Schloß,“ ſagte der dicke Bürger, indem er mit einem zufriedenen Lächeln die Mauern des Schloſſes von oben bis unten beguckte.

„Aber es hat auch grimmig viel Geld gekoſtet,“ ſagte der Politiker.

„Ach, was! das Geld iſt nun einmal bezahlt, es iſt nicht der Rede Werth, wir haben es ja nicht zu bauen, das haben unſre Vorfahren gethan. Und es iſt doch eine Ehre für uns, daß wir ein ſolches Schloß und einen ſolchen Hof haben. So etwas haben nicht viele Städte. Wir müſſen doch wie Patrioten denken, Freund! Ein König muß es königlich haben.“

„Aber deswegen braucht er das Geld nicht zum Fenſter hinaus zu werfen. Woher kommt das Geld? Das ſind wir Anderen doch, die es ausbeuteln ſollen. Ich weiß ganz genau, wie es da oben zugeht. Der König hat Alles von purem Gold, ſeine Kronleuchter beſtehen aus ächten Diamanten, einer neben dem andern. Was koſtet das Alles nicht? Es iſt erſchrecklich, es ſich zu denken, aber es iſt ein Fußboden auf dem Schloſſe, der iſt belegt mit Speciesthalern, und darauf treten ſie! Und ſie werfen ſo mit den Ducaten herum, daß die Mägde, welche rein machen, beinahe täglich ein Dutzend finden, die in den Winkeln umherliegen. Woher ſoll das kommen?“

„Ja — — aber wißt Ihr das gewiß?“ fragte der dicke Bürger, dem die Sache doch etwas bedenklich vorkam. Der Politiker war ein angeſehener Mann im Weinkeller, wo ſie Abends zuſammenkamen.

„Ob ich es weiß? Wir brauchen ja nicht weiter zu gehen, als was wir Alle mit unſeren eigenen Augen geſehen haben, den letzten Geburtstag des Königs. Ward da nicht etwa ein ganzer gebratener Ochſe preisgegeben auf der Reitbahn, wo wir jetzt ſtehen, und ein halbhundert geringere Stücke Vieh obendrein? Hatten ſie nicht ein Gebäude aufgeführt von Marmor mit Statüen und Inſchriften hier mitten auf der Bahn, das viel Geld koſtete, blos damit die geputzten Herolde darauf ſtänden und goldene und ſilberne Medaillen und Geld in die Rapuſe würfen, darum ſich das Volk ſchlug, um es dann zu vertrinken? Ich war hier und ſah Alles mit an von Anfang bis zu Ende. Oben auf dem Altan blieſen die Muſikanten von allen Ecken und Enden. Das ganze Po[illegible]l des Schloſſes über der Thurmpforte war mit rothe[illegible] Sammet behängt, damit die Majeſtäten darauf ſtehen und das Schauſpiel mit anſehen ſollten. Da waren auch zwei Springbrunnen von Marmor, ſehr koſtbare, und ſtatt des Waſſers ſprang rother und weißer Wein in Ueberfluß heraus. Aber das Meiſte davon lief in den Rinnſtein zu keines Menſchen Nutzen. Das Volk ſchlug ſich darum, als ob es toll und raſend wäre, und viele Menſchen kamen dabei zu Schaden.“

„Aber das muß doch prächtig ausgeſehen haben,“ ſagte der Bürger. „Mir wird ganz feierlich zu Muthe, wenn ich die Herolde ſehe.“

„Narrenſtreiche, lauter Narrenſtreiche! Und man ſagt für gewiß, daß es der Königin wegen geſchieht; ſie iſt ſolche Verſchwendung zu Hauſe gewohnt geworden, wo ſie das Geld nach Pfunden zählen, und nicht wie andere Menſchen. Die verwittwete Königin billigt es nicht, ſie iſt vernünftiger, als wir wiſſen, ſie will ſparen, ſie weiß, was Geld werth iſt. Sie ſah ſie nicht einmal nach allen den Aufzügen, ſondern kehrte ihnen die Zeit über den Rücken zu. Der Erbprinz Friedrich billigt es auch nicht, ich weiß, was er geſagt hat. Er meint, daß zu viel darauf geht.“ —

— „Wenn man nur Feuer anlegen könnte an dem Kaſten,“ ſagte ein ruppiger Kerl zum andern. „Was? Du?“ — Er hatte die Reſte eines alten Hutes in der Hand. Das Haar ſtand ihm wie Borſten auf dem Kopfe, und ein Lumpen hing am andern. Bei der Beſchreibung von allem Gold und Silber, das auf dem Schloſſe zu finden ſei, funkelten ihm die Augen im Kopfe.

„Ja, wenn man könnte! Da wäre etwas zu fiſchen! Aber ſo ein Haufen Steine brennt nicht. Das haben ſie ſchon bedacht, als ſie es aufbauten. Gott laſſe den Böſen — — —“ und nun ſtieß er einen erſchrecklichen Fluch aus gegen Reichthum und Macht. —

„Sieh, da kommen ſie, nun geht das Thor auf,“ ſagte ein junges Mädchen.

„Ja ſieh! Ah, da ſind die Pagen. Gott, was die niedlich ſind!“ brach ein anderes junges Mädchen in Begeiſterung aus. „Sieh doch, Malchen!“ —

— „Nun fahren die Wagen fort, Jungfrau Calais, nehmen Sie ſich in Acht, hier giebt es gewiß Gedränge,“ ſagte der junge Winkler zu Liſetten. Aber Liſette hörte ihn nicht, ſie war ganz Auge, indem ſie ſich auf die Zehenſpitzen ſtellte, um über die Schuldern derer wegzuſehen, die vor ihr ſtanden.

Einige Hofcavaliere kamen aus der Pforte, um ihre Wagen zu ſuchen. Ein junger Gardeofficier ging auf und ab, die Schildwachen wollten das Volk zurückhalten und den Kreis erweitern, der die Wagen umgab. Da entſtand Gedränge und das damit verbundene Geſchrei der Furchtſamen. Der dicke Bürger ward gegen die Wache gedrängt zugleich mit dem Politiker.

„Zurück, zurück, Leute!“ riefen die Schildwachen. „Geht ein wenig zurück!“

„Zurück da! Jage das Volk zurück und räume den Platz! Was will all' das Pack hier?“

Der dicke Bürger ward verblüfft von der harten Rede des Lieutenants. Er bückte ſich ehrerbietig, aber zurück konnte er nicht, halb Kopenhagen ſtand hinter ihm.

„Zurück! Knuffe ſie mit der Kolbe, wenn ſie nicht gehen wollen!“

Die Schildwachen ließen ſich das nicht zweimal ſagen. Der dicke Bürger bekam einen Stoß vor den Bauch und verlor ſeinen Hut, eine alte Frau ward im Gedränge umgeſtoßen an ſeiner Seite. Liſette ſtieß einen lauten Schrei aus vor Schrecken. Der Politiker wollte der Frau aufhelfen, aber ein junger Herr in Uniform hatte ſie ſchon in die Höhe gehoben.

„Platz hier! Fort mit dem alten Weibe, zurück mit ihr!" rief der Lieutenant.

„Sie werden mir erlauben, hier ſtehen zu bleiben, Herr von Eichfeldt! Ich laſſe mich nicht ſo leicht vertreiben! — Geben Sie ſich jetzt nur zufrieden, liebe Frau! Es ſoll Ihnen nichts geſchehen."

„Sie können ſtehn bleiben, aber das Weib geht den Augenblick! Sie ſoll fort von der Pforte. Hier habe ich zu commandiren, Herr Hofjunker!"

„Das haben Sie, und, wie ich ſehe, verſtehen Sie ſich auch gut darauf," antwortete Sophus aufgebracht. Aber über mein Zimmer haben Sie nicht zu befehlen, und die Frau ſoll nicht weg von der Pforte, ſie ſoll zu mir hinaufgebracht werden, um gegen ihre Mißhandlung geſchützt zu ſein."

Sophus führte die Frau durch die Pforte und übergab ſie einem Schloßbedienten. Als er zurückkam, ſperrte Eichfeldt ihm den Weg. „Wir ſprechen uns, Herr Hofjunker!"

„Wann Sie befehlen."

„Ich werde es nicht vergeſſen."

„Ich eben ſo wenig!" —

Die Wache trat ins Gewehr, das Thor ward aufgeriſſen, die Trommelſchläger wirbelten, die Fahnen wurden geſenkt, die Vorreiter knallten mit den Peitſchen, die Läufer liefen vor den Wagen mit ihren Stäben in den Händen, die königlichen Equipagen rollten aus dem Schloſſe. Das Volk bewunderte alle die Pracht von Gold, Silber und Scharlach, ſchwenkte die Hüte und rief Hurra. Der dicke Bürger ſah nach ſeinem Hut und rief nicht Hurra. Die beiden lumpigen Kerle benutzten die Gelegenheit, den Gardeofficier auszuziſchen.

„Ich glaube auch, daß es mit wenigeren Koſten hätte gemacht werden können,“ ſagte der Bürger auf dem Rückwege zu dem Politiker. „Es muß königlich ſein, denn davon haben wir Alle Ehre, aber nicht übertrieben. Und dieſe Gardeofficiere könnten immerhin etwas weniger Stickerei haben, ſo wären ſie vielleicht weniger hoffärtig.

„Ja, iſt das nicht das, was ich ſage? Es könnten viele Hunderttauſende das Jahr über geſpart werden, viele Millionen wohl gar.“

Liſette dachte daran, wie freundlich ſich Sophus der alten Frau angenommen hatte, und ſeufzte, daß ſie es nicht geweſen war, welche die Schildwache umgeſtoßen hatte. — „So hätte er mich doch geſehen, nun ſah er mich gar nicht.“ — Und ſie hörte nicht auf das, was der junge Winkler zu ihr ſagte, und er hatte ſchon eine halbe Viertelſtunde ihr vorerzählt, wie ſehr er ſie liebe; und Baſe Cordia nickte zufrieden. Denn nach dem alten Satze: Schweigen iſt ein halbes Ja, — legte ſie Liſettens Stummheit dem Sohn des Weinhändlers zum Vortheile aus.

Während der Hof die oft beſprochene Reiſe nach Holſtein vornahm, die ein wahrer Triumphzug war, lebte die verwittwete Königin und ihr Hofſtaat in einer beinahe klöſterlichen Stille auf Friedensburgſchloß im nördlichen Seeland, fünf Meilen von Kopenhagen. Man verließ das Schloß nur um des Königs Tante zu beſuchen, die alte Prinzeſſin Charlotte Amalie, die abwechſelnd reſidirte auf Friedrichsburg, eine Meile von Friedensburg, oder auf Charlottenlund, eine Meile von Kopenhagen am Oereſund. Der Contraſt zwiſchen der altmodiſchen Haltung und dem formellen Tone des alten Hofes und der modernen Pracht und leichten Zugänglichkeit des königlichen war zu auffallend, als daß er nicht hätte von Manchen benutzt werden ſollen, welche darüber unzufrieden waren, daß die Etikette und Privilegien ſo oft bei Seite geſetzt wurden. Das Gerücht vergrößerte natürlicherweiſe die Sache mannichfaltig, die unglaublichſten Erzählungen von der abenteuerlichen Reiſe circulirten, und man glaubte ſie alle, gerade wie man früherhin Alles geglaubt hatte, was man von des Königs Reiſe ins Ausland erfuhr, weil es an authentiſchen Nachrichten fehlte.

An einem ſchönen, ſonnenhellen Tage im Anfang des Auguſts wanderte eine Dame mit hurtigen Schritten auf und ab in einer der langen, ſteifen Alléen des in altfranzöſiſchem Styl angelegten großen Schloßgartens von Friedensburg. Die hohen Linden, deren Kronen ſo geſchoren waren, daß ſie einen großen Bogengang bildeten gaben Schatten vor der Sonne, die ihr volles Licht auf die blanke Fläche eines Sees warf, der in einiger Entfernung einen coloſſalen, von dem dunkelgrünen Rahmen der Bäume eingefaßten Spiegel bildete. Es iſt der große Esromſee, deſſen Ufer von zwei Seiten eingeſchloſſen ſind von dem Schloßgarten zu Friedensburg und von den Wäldern bei dem romantiſchen Dorfe Stöddebo, deſſen ſpitze hölzerne Thürme auf der Kirche -- welche Anſpruch macht, die älteſte Kirche in Seeland, vielleicht in Dänemark zu ſein — und deſſen grüne Bleichplätze, voll von ſchimmernder weißer Leinwand, maleriſch zwiſchen den Buchenkronen hindurchblicken. Ein Drittel des Sees iſt von hohen gelben Sandhalden umgeben, über deren Bergrücken der Kullen in Schonen herdämmert, gleich einer Wolkenmaſſe am fernen Horizont. Dieſe unfruchtbaren Halden ſtrecken ſich gegen Norden, und wechſeln wieder mit Wäldern bei dem alten Esromkloſter, dem ehemaligen reichen und mächtigen Sitze der Bernhardinermönche, das vor beinahe ſiebenhundert Jahren im Jahre 1153 vom Erzbiſchof Eskild geſtiftet wurde, und wovon noch ein Theil übrig iſt, welcher bezeugt, daß des Erzbiſchofs großes Erbe das Kloſter zu einem der ſtolzeſten Sitze der Hierarchie gemacht hatte. Hier war es, wo die Gemahlin König Waldemar's des Dritten, Frau Helwig, mit den beiden königlichen Prinzen, den Söhnen König Erich Menwed's, gefangen ſaß. Von dem Thurmgange des Kloſters konnte man damals in längſt entſchwundenen Tagen, über den Wald hervorragen ſehen die Spitzen des alten Seeburgſchloſſes, das mitten im Seeburgſee gebaut war, und für ſo feſt gehalten wurde, daß man es zum Gefängniß wählte für den aufrühreriſchen Erzbiſchof von Lund, Jens Grand, und deſſen Mitſchuldigen, den fürſtlichen Biſchof Waldemar von Schleſwig, der hier in einer noch ſchmählichern Gefangenſchaft gehalten wurde. Aber dieſe Zinnen prangen nicht mehr über dem Walde, das Schloß iſt längſt in Schutt geſunken; die Mauern, die ehedem ſo viele Gräuel verbargen und ſo manchen Klageſeufzer hörten, ſind jetzt zerſtört und verſchwunden; die Eiſengitter, welche ſo viele Jahre den Anſtrengungen des halsſtarrigen Erzbiſchofs Grand widerſtanden, durch welche er ſeine gräulichen Flüche hinausſandte über die friedliche, lächelnde Landſchaft, und welche ihm zuletzt einen Weg zur Flucht öffneten für Dänemarks unverſöhnlichſten Feind, ſie ſind zu Staub verwittert, und wenn der Bauer einen Reſt von den dicken Eiſenſtangen und Ringen aus dem Schooß der Erde auspflügt, ſo wirft er ſie mit Verachtung bei Seite. Was ehedem ſo mächtig war, hat die Gewalt der Zeit vernichtet. —

Grade vor einer langen und breiten Grasfläche — die eine weite Ausſicht gegen den See eröffnet und mit einem Kreis von großen Marmorſtatüen umgeben iſt, liegt das weiße Friedensburgſchloß mit ſeinen vier dünnen, ſpitzen Thürmen, die ſich rund um eine große Kuppel mit blauem Dache in italieniſchem Styl erheben mit einem fünften Thurm in Form einer Laterne. Auf dieſem ruhigen, abgeſonderten Platze, eine Meile von dem ſtolzen Königsſitze Friedrichsburg, das Chriſtian der Vierte im gothiſchen Styl aufgeführt hatte, lag ehemals der kleine Meierhof Oſtrup, wo Friedrich der Vierte ſich bisweilen aufhielt, wenn er ſich von ſeinem zahlreichen Hofe auf Friederichsburg entfernen wollte. Der Pächter empfing da den arbeitſamen Herrn in den paar Gemächern, die der König ſich und ſeinem kleinen Gefolge vorbehalten hatte. Aber dieſer ärmliche Beginn endigte zuletzt damit, daß ein neues Schloß in italieniſchem Styl ſich da erhob, wo ehedem die beſcheidene Pachterwohnung geſtanden hatte, und da es grade fertig wurde, als der Friede zwiſchen Dänemark und Schweden unterſchrieben werden ſollte im Jahre 1720, ward das Schloß Friedensburg genannt, und der Tractat, als ein gutes Omen, in dem großen Ritterſaale unterzeichnet, der von der unterſten Etage durch das ganze Gebäude bis oben geht, und in der Laterne oben über der Kuppel endigt. Zum Andenken hieran ward über das Schloßportal die Inſchrift geſetzt:

„Als Krieg und böſe Zeit mit Gott von hinnen wich,
Ward Friedensburg erbaut vom vierten Friederich.
Daß uns das Friedenszelt erinnr' an Krieges Brand,
Ward es vom Frieden und von Friederich benannt.“ —

So war das Schloß den freundlichen Genien des Friedens geweiht. Aber wie viele feindliche Intriguen haben nicht im Laufe der Jahre innerhalb dieſer Mauern ihre Fäden geſponnen? — Die Zeit iſt der größte Ironiker, den ich kenne. —

In einer von den langen Alléen, welche von dem Schloſſe nach Esromſee führen, wanderte eine Dame auf und ab mit hurtigen Schritten. Ihr Blick war auf die Erde gerichtet, ſie ſah nicht die prachtvolle Natur, die ſie umgab, ſie hatte eben ſo wenig Ohr für das Zwitſchern der Vögel in den dichten Zweigen der Bäume, wie von dem Senſengeklirr der Schnitter, das von der entgegengeſetzten Seite des Sees herüber ſich mit dem eintönigen Geſang des Fiſchers miſchte, der ſein Garn an das Land zog und es den See entlang ausſpannte. Die Aufmerkſamkeit, die ſie der lebenden Welt um ſich her verſagte, ward eben ſo wenig der todten zu Theil, und die Dame achtete keineswegs auf die zahlreiche Bevölkerung des Schloßgartens, an Faunen, Nymphen und Amorinen, die überall durch die grünen Zweige guckten, und in ſteifen, geordneten Reihen daſtanden wie weiße Geſpenſter, wie Grabmonumente des guten Geſchmacks mitten in der lebendigen, obgleich beſchnittenen, Natur. Aber alle dieſe Figuren und ſteifen Baumgruppen gehörten nothwendig jener Periode an, die unvollkommen geweſen wäre, wenn ſie dieſer hätte entbehren müſſen. Jetzt iſt alles dieß verſchwunden. Chapeaubas und Fiſchbeinröcke ſind dahin, zugleich mit den ſteifen Taxusbäumen und Buchsbaumhecken; Nymphen und Faunen kokettiren nicht mehr in den ſchnurgraden Alléen; Labyrinthe mit ihren geheimnißvollen Gängen, kühle Grotten und plätſchernde Waſſerquellen ſind beinahe eine Fabel, man ſpricht davon mit den Worten, womit Mährchen anfangen: „Es war einmal ein Garten mit einem Labyrinth.“ — Im Friedensburger Schloßgarten findet ſich noch ein ſchwacher Reſt von der Ariſtokratie der Gartenkunſt. Seit das Schloß von Hirſchholm nicht mehr ſteht, iſt der Schloßgarten von Friedensburg der Ort, wo ich meinen Leſer am liebſten hinverſetzen möchte, wenn er dieſe Blätter durchläuft; denn jener

Ort wird Zeit und Perſonen weit lebhafter vor die Seele führen, als es meine ſchwache Feder im Stande iſt.

Aber dieſe Dame, zu welcher ich zum dritten Mal zurückkehre, wanderte noch immer in der Allée auf und nieder. Das Geräuſch des raſchelnden, faltenreichen ſeidnen Kleides, das wie eine amarantfarbene Wolke ſie umrauſchte, verrieth die Hurtigkeit ihrer Bewegungen. Ein leichter Schleier flatterte über die hohe Friſur und verbarg einen Theil ihres Geſichts; ein kleiner, grüner Paraſol an einem langen Stocke lag auf dem Fußgeſtell einer Statüe des Amor; es war ungewiß, ob die Dame dieſer Gottheit hatte ein Opfer bringen wollen, oder eine unnöthige Bürde von ſich geworfen hatte auf die erſte beſte Stelle. Ihre roſenrothen Handſchuhe waren die Arme herabgeglitten, ſo oft hatte ſie, entweder aus Verzweiflung oder aus Ungeduld, die Hände gerieben. Jedesmal wenn ſie einem kleinen Seitengang vorbeikam, ſtand [illegible] ſtill und ſah hinunter, und ſetzte dann ihre Wanderung wieder fort mit erneuter Schnelligkeit, ſo daß die Spur ihrer hohen ſpitzigen Hacken im Gange ſichtbar war, wo des Gärtners Harke Muſter hinterlaſſen hatte, die eben ſo ſteif und vierkantig waren wie die Bäume, die ihren Schatten darüber hinwarfen.

Sie war wieder bei dem Seitengange; aber dießmal ging ſie nicht vorbei, ſie eilte einer weiblichen Perſon entgegen, die eben ſo raſch ſich ihr von der entgegengeſetzten Seite näherte. Ihrer Tracht nach war es eine Kammerjungfer.

Die Dame ſtand beinahe athemlos vor ihr ſtill und ſagte: „Biſt Du es, Emilie? Iſt die Staffette gekommen? Sind Briefe von Tannenberg da?“ — Es war wieder Poſttag; ſeit mehreren Wochen hatte die Dame einen Brief erwartet. Die Ungeduld, welche ſie über eine ſtets getäuſchte Erwartung fühlte, hatte mit jedem Male zugenommen, und war endlich in eine Leidenſchaft ausgeartet, die ihr nirgends Ruhe ließ. Auf ſolche Weiſe können Unbedeutenheiten bisweilen eine bedeutende Wirkung thun. — „Sind Briefe da?“ wiederholte ſie. „Warum antworteſt Du nicht?“

Die Angeredete ſah ſich um mit einer Vorſicht, welche von einer Dreſſur Zeugniß gab, die ihr zur andern Natur geworden war; ſie würde es eben ſo gemacht haben, wenn ſie ihrer Gebieterin in einer Wüſte begegnet wäre. Dann gab ſie der Dame einen Brief, den dieſe in ihrem Taſchentuche verbarg.

„Endlich!“ rief ſie aus, indem ſie aufathmete. — „Das hat lange gewährt. — Emilie, Du weißt nicht, wo ich bin; Du glaubſt, daß ich irgendwo im Schloſſe bin und Briefe ſchreibe. Geh nun!“

Emilie neigte ſich tief und mit einer Miene, welche deutlich ſagte: „Ich weiß Nichts, aber ich glaube Alles, was mir befohlen wird.“

Die Dame eilte fort durch die Schlangengänge, die überall die langen, ſteifen Alleen durchſchnitten, und es möglich machten, beinahe den ganzen Garten zu durchgehen, ohne geſehen zu werden. Die vorſichtige Kammerjungfer bemächtigte ſich im Vorbeigehen des vergeſſenen

Paraſols und begab ſich durch das Labyrinth auf der entgegengeſetzten Seite zum Schloß zurück.

Die Dame eilte bis zum entfernteſten Theile des großen Gartens und hielt erſt an bei einer kleinen Eremitage, die hart am See lag und nur zwei kleine Cabinette enthielt. Sie nahm einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Thür, während der Fiſcher ihr den Rücken zuwandte, und hatte ſie wieder verſchloſſen, ehe er ſich wieder umkehrte. Und nun warf ſie ſich auf eins von den karmoiſinrothen Atlas-Sopha's, die an der Wand hinliefen in dem halbdunkeln Zimmer, deſſen mattgeſchliffene Fenſterſcheiben dem Tageslicht einzudringen erlaubten, aber jeden neugierigen Blick fern hielten von dieſem mit königlicher Pracht en miniature ausgeſchmückten Heiligthume, das mit ſeinem Blumenduft, mit ſeinen bunten Fußteppichen, welche jeden Schritt geräuſchlos machten, mit ſeinen Gardinen und Vorhängen einen myſtiſchen orientaliſchen Anſtrich hatte.

Ihr Herz ſchlug, das Geſicht war noch pupurroth von dem raſchen Gehen. Aber die Ungeduld war verſchwunden mit der Erwartung, und beinahe mit Gleichgültigkeit betrachtete ſie den großen Brief, der bei ihr lag. Die Zweifel, welche er löſen ſollte, kamen ihr nun faſt wie ein Theil von ihrer Exiſtenz vor, wie etwas, ohne das ſie nicht leben konnte. Solche Uebergänge ſind nur bei gewaltſamen Charakteren möglich. Aber dieſer Uebergang zur ſchlaffen Apathie machte bald wieder einer exaltirten Neugierde und einer Scheu vor dem Inhalt Platz; ihre Augen hafteten auf dem Briefe mit einem

Ausdruck von Mißmuth. Sie ſtreckte die Hand aus, als ob ſie mit Cäſar ſagen wollte: „Die Würfel liegen" — ergriff raſch den Brief, und riß die Decke ab; aber die Buchſtaben tanzten vor ihren Augen, und es währte einige Minuten, ehe ſie ſich ſammelten zu graden Linien. —

„Liebe Freundin!

„Es iſt eine ſchwierige Commiſſion, die Sie mir gegeben haben, und noch weiß ich nicht, ob ich ſo glücklich ſein werde, mich derſelben zu Ihrer Zufriedenheit zu entledigen; denn Ihre Ausdrücke ſind ſo verblümt, daß ſie unwillkürlich mich an die oft unverſtändlichen Depeſchen aus Kopenhagen erinnerten, die an meinen Mann einliefen, als er Miniſter in Paris war. Ich werde Ihnen alles mittheilen. Aber bedenken Sie, was Alles ſagen will, welches Chaos von Bagatellen und von ernſten Materien, von gründlichen Betrachtungen und von vielleicht unbegründeten Schlüſſen in dieſem Worte enthalten ſind? Sie haben ſelbſt den Stab über ſich gebrochen, indem Sie es ausgeſprochen haben, und Sie ſind ſelbſt Schuld, wenn Sie in der Waſſerfluth umkommen, die nun aus meiner Feder ſtrömen wird."

„Ich bin erſtaunt, als ich dieſen jungen Hof in ſeinen Umgebungen beobachtete, der ſo himmelweit von dem verſchieden iſt, der in Kopenhagen herrſchte, als ich das letzte Mal vor wenigen Jahren da war. Welch' ein Reichthum von Jugend und Schönheit, der ſogar die königliche Pracht überſtrahlt, welche Alles mit ihrem Nimbus umgiebt! Und nun dieſe Verſchiedenheit von

Charakteren! Dieſe Miſchung von Leichtſinn und Aufrichtigkeit, von kindlichem Vertrauen und Argwohn des Alters, kurz, von den am meiſten widerſtreitenden Elementen. Es mahnt mich an den franzöſiſchen Hof in der Periode, wo ich in Paris war, und ich kann nicht anders ſagen, als daß ich mich in dieſem Allem mit einer Leichtigkeit bewege, die mich mehrere Jahre jünger macht, und eine Recapitulation der göttlichen Zeit iſt, wo Intriguen und Myſtifikationen, ſchimmernde Feſte und einfache Verkleidungen, Paläſte und petites maisons zu unſrer Exiſtenz gehörten ſo gut wie das tägliche Brod. Ah, ma chère amie, ils sont passés, ces jours de fête et de verdure!"

„Als ich Ihren Brief empfing, war ich ſchon auf dem Wege von Depenau nach Tannenberg, wohin jetzt der ganze holſteiniſche Adel ſeine Wallfahrten macht. Ich kann alſo ſagen, daß ich gleich von meinem erſten Eintritt in dieſen Kreis Ihrer Vorſchrift gefolgt bin, „aufmerkſam zu ſein auf Alles, und alle Verhältniſſe zu beachten, denn Nichts iſt Bagatel in der großen Welt." — „Und Sie würden mir zugeben, daß das ſchwierig iſt, wenn Sie wüßten, wie wir leben. Graf Tannenberg verſteht ſich darauf, Fêten anzuordnen; man ſieht, daß er nicht vergebens in Paris und Petersburg geweſen iſt, und die Miſchung, welche er in den Vergnügungen des Südens und Nordens hervorzubringen weiß, iſt wirklich mannichfaltig. Wir haben beſtändig etwas Neues vor, neue Ueberraſchungen, neue Tableaux, neue Bekanntſchaften. Ja wir ſind Alle ohne Ausnahme von einer ſolchen Verkleidungsmanie ergriffen, daß der Eine den Andern nicht mehr kennt. Wir leben wieder in der Schäferzeit; man weiß nicht, wer Königin und wer Bauermädchen iſt, wer Herr und wer Diener iſt, was Saal und was Wald, was Tag oder was Nacht iſt. Es iſt ein Wirrwarr, wie am jünſten Tage, ein Freiheits- und Gleichheitsſyſtem, das ganz paradieſiſch iſt, und ein ewig währendes Getümmel, daß man eine santé britannique haben muß, um es auszuhalten. Der Graf hat in der That vollſtändig die Aufgabe gelöſt, ſeine Gäſte zu hindern, daß ſie nicht einen vernünftigen Augenblick haben. Ein Vergnügen wechſelt mit dem andern und jeder Tag wird mit etwas Neuem eingeweiht. Wir tanzen, wir ſpielen Komödie, wir ſegeln, wir reiten, wir jagen, wir fiſchen, wir machen Muſik — es iſt unmöglich, Alles herzurechnen, was wir vornehmen, um die Zeit ums Leben zu bringen, die ſtets zu kurz iſt. Der Graf ſpart keine Koſten, und er iſt ganz Sorgſamkeit und Ehrerbietung gegen die Königin, man kann ſich keinen aufmerkſameren Wirth denken. Struenſee's Freund, Brandt, den ich des Königs Schatten nennen würde, wenn ich ihm einen Namen geben müßte — iſt eben ſo unerſchöpflich in Arrangements wie der Graf; ich glaube, daß ſie Variationen erfinden würden, ſelbſt wenn wir ein halbes Jahr dablieben. Brandt müßte Hofmarſchall ſein, denn von allen Qualitäten eines Hofmarſchalls iſt Phantaſie die erſte und wichtigſte."

„Und bei alle dem kommt es mir vor, als ob ein und bisweilen die Krallen zeigte. Da werden wir plötzlich von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ein Windſtoß in den Blättern kann uns das Blut in den Adern erſtarren machen, wir zittern wie die Haſen; und einen Augenblick nachher lachen wir einander aus mit einer Ausgelaſſenheit wie Satyrn und Bacchanten. Es iſt die Nervenirritabilität, in welcher wir uns unabläſſig befinden, die ſolche Angſt verurſacht, welche inzwiſchen peinlich genug iſt. Wir leben in einem beſtändigen Fieber; ſelbſt während ich dieſen Brief ſchreibe, bin ich vielleicht nicht frei von Fieberphantaſien.“

„Sie kennen Tannenberg nicht? So will ich Ihnen eine kleine Beſchreibung en hâte geben. Die Gebäude ſind weder groß noch prächtig, es ſind zwei, das eine altmodiſch, das andre modern, ſie hängen durch eine Gallerie zuſammen. Wir haben kaum Alle Platz darin; deßwegen haben wir unſre Dienerſchaft im etwas entlegenen Wirthshauſe [illegible]quartieren müſſen. Es iſt ein bischen unbequem, aber der König muß ſich in dieſelbe gêne finden; und es gewährt unläugbar eine Freiheit, welche wohl den Verluſt von einiger Bedienung aufwiegt. Wir ſind zuſammengepfropft in den Hauptgebäuden; der König, die Königin, Frau Geldern und noch einige Damen, ſammt Struenſee und Brandt in dem einen, und der übrige Theil der Geſellſchaft zugleich mit dem Grafen in dem andern. Wir halten uns viel in dem großen Garten auf, der ganz magnifique iſt. Beſonders halte ich viel von einem Hügel, der mitten im Garten liegt, und von wo man die köſtlichſte Ausſicht hat. Oben darauf ſteht ein kleines Schweizerhaus, umgeben von gewaltigen Tannen; man ſagt, daß die ganze Grafſchaft den Namen von dieſem Berge bekommen hat. Aber genug von den Localitäten.“ —

„Sie können wohl denken, daß meine Aufmerkſamkeit ſich auf jenen Parvenü gerichtet hat, der mit einem Selbſtvertrauen auftritt, als wenn er ein halb Schock Ahnen hätte und einen Staat mit derſelben Routine zu verwalten prätendirt, womit er ein kaltes Fieber behandelt. Ich geſtehe, daß er meine Erwartung übertroffen hat. Ich finde, daß er etwas weniger corpulent ſein müßte, um elegant zu ſein; er iſt überdieß kurzhalſig und bäckerbeinig; das iſt allerdings nicht hübſch; aber er hat recht gute Manieren, viel Converſation, gute Apropos, und hat ſo viel von unſrer Haltung aufgefangen, wie man ſich irgend im Umgange mit uns aneignen kann. Mehr kann man billigerweiſe nicht verlangen. Graf Tannenberg macht außerordentlich viel aus ihm, aber darüber darf man ſich nicht wundern, er iſt ja ſein protégé, und er iſt ihm behülflich geweſen, Holck zu ſtürzen, der dem Grafen ſo lange Zeit ein Dorn im Auge war. Es ſollte mich indeß wundern, wenn es nicht den gewöhnlichen Gang nähme: der Schüler wird ſeinem Meiſter überlegen, und dann iſt die Freundſchaft aus. Struenſee hat viel Macht über den König, das iſt augenfällig, und es iſt eben ſo augenfällig, daß er dieſe Herrſchaft dem Grafen Tannenberg zu verbergen ſucht, der vielleicht ſchon eine Ahnung davon hat, daß er ſie nicht immer in ſeinem Intereſſe anwenden wird. Aber Alles trägt auch dazu bei, ihn in dem Credit des Königs zu befeſtigen, man hört beinahe von keinem Andern ſprechen als von Struenſee, und ſein Name iſt die beſtändige Antwort auf jede von des Königs Fragen. So ging es wenigſtens einen ganzen Abend lang. Wir waren ſo müde, daß wir uns kaum auf den Beinen halten konnten und hatten uns in verſchiedene Gruppen vertheilt, welche zuſammen plauderten. Der König und Graf Tannenberg gingen im Zimmer auf und nieder. Die Königin, Generalin Gelderk und Baroneſſe Wasper, des Grafen Schweſter, ſaßen im Sopha. Die Generalin erzählte eine Geſchichte, welche Niemand von uns hören konnte; die Königin hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, die Baroneſſe lachte mehrmals ganz laut. Endlich hörte ich, daß ſie ſagte: „Aber wiſſen Sie das auch ganz gewiß?" — „Ganz gewiß, ich habe es aus einer ſehr ſichern Quelle." — „Aber es iſt doch faſt allzu romantiſch," brach die Baroneſſe aus. — „Mich wundert es gar nicht," ſagte die Generalin. „Der Menſch iſt geſchaffen, einen Roman zu ſpielen." — Der König, welcher indem grade vorbeiging, ſtand ſtill und fragte, von wem Sie ſprächen.

„Von Struenſee, Ihro Majeſtät." — Jetzt ward auch da, wo ich ſaß, von Struenſee geſprochen. Fräulein Hoben hatte einige Reiſeabentheuer von ihrem Vetter erfahren, der in London war um dieſelbe Zeit wie der König. Struenſee hatte mehrmals, hieß es, dem König aus Verlegenheiten geholfen, in welche Holck's Leichtſinn ihn gebracht hatte. Es war natürlicherweiſe etwas, das der König nicht hören ſollte, und wir ſprachen auch ganz leiſe. Aber plötzlich miſchte ſich Baron Eybel ins Geſpräch; er meinte, daß Struenſee nicht Geiſtesgegenwart genug beſitze, um Jemandem aus einer Verlegenheit zu helfen. Fräulein Hoben widerſprach ihm, und in der Hitze des Streites brach ſie ganz laut aus: „Das iſt der Menſch, dem ich die meiſte Geiſtesgegenwart von Allen zutraue.“ —

„Wem?“ fragte der König. Uns ward bei dieſer unerwarteten Frage etwas unheimlich zu Muthe. Aber das Fräulein hatte Süffiſance genug, ohne Umſtände zu antworten, als ob wir von nichts Anderem geſprochen hätten, als was er gern hörte, zu antworten: „Struenſee, Ihro Majeſtät.“ — Der König lächelte zufrieden und ſah den Grafen Tannenberg an, welcher auch lächelte; aber ſein Lächeln ſchien mir etwas gezwungen. Doch noch nicht genug! Bald nachher kam Graf Salza; er wandte ſich an Frau von Löwenkrone und erzählte, daß er eine Runde im Garten gemacht habe, wo die Bauern tanzten; dort wäre der Jubel und die Fröhlichkeit groß geweſen. Struenſee, Baron Laurberg und der Graf hatten Theil genommen am Tanz und an der Unterhaltung. Die beiden Andern hatten nur eine untergeordnete Rolle geſpielt, aber Struenſee war eben ſo ſehr in ſeinem Element geweſen wie auf einem Hofball; er hatte die Bauermädchen geſchwungen wie der beſte Reihentänzer, und führte eine lange plattdeutſche Unterhaltung mit einem Blumenmädchen aus den Vierlanden. „Wir haben uns ganz göttlich über ihn beluſtigt, er hat ein Talent, das Komiſche mit dem Ernſthaften zu verbinden, wie ich es nie bei Jemandem gefunden habe, und einen ſo liebenswürdigen Leichtſinn. Es iſt ein merkwürdiger Mann.“

„Und wer iſt es, von dem Sie ſo vortheilhaft auf dieſer Seite der Welt ſprechen?“ fragte der König, der inzwiſchen mit Graf Tannenberg über eine durch Holſtein zu führende Chauſſée geſprochen hatte.

„Struenſee, Ihro Majeſtät.“

„Wieder Struenſee,“ ſagte der König vergnügt. „Wo iſt denn der Vogel Phönix, von dem die ganze Welt gut ſpricht?“

„Er tanzt mit den Bauermädchen, Ihro Majeſtät,“ ſagte Graf Salza. Quelle imprudence! Er hätte eben ſo gern des Königs Hund auf den Schwanz treten können, als ſo leichtſinnig von dem Günſtling ſprechen. Das Bieſt — ich meine den Hund — lag und ſtreckte alle Viere von ſich, mitten im Zimmer auf dem Boden; aber indem er ſich vor der Scylla in Acht nahm, ſtrandete es an der Charybdis. Denn indem kam Baron Laurberg herein und hörte des Königs Frage. „Ihro Majeſtät,“ ſagte er, „Struenſee ſitzt mitten in einem Haufen von Depeſchen; es kam ein Courier vor Kurzem, und er iſt ſchon in voller Arbeit. Ich bot ihm meine Hülfe an, damit er nicht wieder aufbleiben und ſchreiben ſolle, wie er neulich die ganze Nacht aufblieb nach dem großen Ball, als auch ein Courier kam; aber er wollte meinen Beiſtand nicht; es wären Sachen, die er ſelbſt durchgehen müſſe.“

Es iſt eine außerordentliche Wirkung, die ein Pack Depeſchen machen können, meine beſte Freundin! Die ganze Welt ward frappirt von dieſem unerwarteten Exempel von Thätigkeit mitten in der allgemeinen Zerſtreuung. Und man mag von ihm ſagen, was man will; trotz unſrer vielen und noblen Qualitäten, iſt doch kein Einziger von uns andern Allen, der es ihm nachthäte, Depeſchen bei Tagesanbruch zu beantworten, nachdem man eine ganze Nacht wie ein enragé getanzt hat; denn das hatte er gethan.

Der König machte dem Grafen Salza ein ungnädiges Geſicht und ſagte: „Struenſee iſt der unverdroſſenſte von allen meinen Beamten.“ — Der Graf ſchwieg verblüfft, und es entſtand eine allgemeine Pauſe, blos Struenſee zur Ehre. Muß nun nicht Jeder einräumen, daß der Zufall ihm ſehr günſtig iſt? Es fällt mir ein, was Fenelon einſt ſagte, als man ihm mehrere Beiſpiele von merkwürdigen Zufällen erzählte: La providence accomplit beaucoup de choses par hazard. Gleich darauf ließ der König den Baron Laurberg zugleich mit Tannenberg und Brandt zu ſeiner Spielparthie einladen; mit Salza hat er ſeitdem nicht geſprochen.

Wenn ich den König mit dieſem erklärten Favoriten zuſammenſehe, muß ich jedesmal denken an den Maréchal d'Ancre, an Griffenfeldt, an Cinq-Mars, Lauzun oder an eine andre dieſer Sternſchnuppen, die die erklärten Favoriten von Souverainen waren. So lange dieſe Namen nicht ausgelöſcht ſind im Buch der Geſchichte, begreife ich nicht, wie Jemand ſich verlocken und verführen laſſen kann, der Günſtling eines Königs zu werden. Sie ſind ſprechende Beweiſe, wie unnütz das Studium der Geſchichte iſt. Jeder von uns glaubt, daß er klüger iſt als dieſes zugleich alte und ewig junge Buch. Dieſelbe Bahn, deren tragiſchen Schluß ſie uns meldet, betritt man deßungeachtet unter denſelben Auſpicien. Griffenfeldt's und Maréchal d'Ancre's Schickſal hält Niemanden ab, ſich auf dieſelben Wogen einzuſchiffen, von welchen jene verſchlungen wurden. Alle Erfahrungen der Vorzeit ſind verloren für die Mitwelt, und Niemand trägt ſo viel Waſſer in ein Sieb als die Geſchichtſchreiber — deſto weniger ſollten ſie Moraliſten ſein. Aber dieſe Betrachtungen ſind zu ernſt. Die Schuld falle auf ihr eigenes Haupt, ich waſche meine Hände. —

Worin Struenſee gewiß unpolitiſch handelt, iſt dieß, daß er den König veranlaßt, nicht nach Braunſchweig zu reiſen. Dieſe Reiſe iſt jetzt ganz aufgegeben, und ich glaube, der Grund iſt Struenſee's Animoſität gegen den Hof in Friedensburg. Aber ein Roturier darf nicht Animoſitäten hegen, ma chère, iſt das nicht auch Ihre Meinung? Sagen Sie mir doch bei Gelegenheit, ob es wahr iſt, daß er die alte Königin Wittwe in Stiefeln und mit der Reitpeitſche beſuchte, als ob er von der Jagd käme, als ſie in den letzten Zügen lag, zum großen Aerger von Sophie Magdalene, deren tagtägliche Gedanken immer en grande tenure waren, in Schuhen und Strümpfen. Es würde mir ein intereſſanter Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik ſein, das Wahre von der Sache zu erfahren.

Apropos de bottes: die Königin hat ein neues Reithabit angelegt. Ne vous effrayez pas, mon amie, es beſteht allerdings in ledernen Pantalons und Stiefeln; denn ſie braucht keinen Damenſattel mehr, ſondern reitet wie ein Cavalier sans peur et sans reproche. Was werden Kopenhagens Vertueuſen dazu ſagen? Das wird ein Geſchrei geben!

Sie fragen mich nach den Verhältniſſen. Welchen Verhältniſſen? Meinen Sie ſtaatspolitiſche? Hier wird es noch ſchwieriger, den Faden zu halten. Bedenken Sie, daß Alle hier in ihrer erſten Jugend ſind. Graf Tannenberg iſt der Einzige, der das reife Alter der Erfahrung erreicht hat, und ich, die ich nicht mehr eine jeune femme bin, allenfalls was die höflichen Franzoſen nennen une femme encore jeune, ich bin nach ihm beinahe die älteſte. Wie wollen Sie da Licht verlangen über Verhältniſſe, zu deren Approfondirung Weltkenntniß und Erfahrung gehört? Aber diejenigen Verhältniſſe, in denen es unſerm Geſchlechte leicht wird, ſich zu orientiren, will ich Ihnen mit Vergnügen mittheilen.

Wir leben Alle nach dem Gebote der Schrift in Liebe und Eintracht. Baron Wasper macht dem Fräulein Hoben die Cour, während Laurberg ſein Herz auf dem Altar ſeiner Gemahlin opfert, wo es unnütz brennt, denn ſie kümmert ſich nicht um ihn. Major Krantz, der ſich beſſer auf das Sticken verſteht als ich, und der ſich als Modehändlerin niederlaſſen ſollte, wenn ich ihm rathen dürfte, iſt über die Maaßen verliebt in meine Couſine. Ich glaube, daß es eine glückliche Liebe iſt, trotz ſeines ewigen Geſchwätzes von Franſen und Falbeln. Der lange, dünne Graf Salza lancirt ſeine verliebten Oeilladen nach Frau von Löwenkrone, die, um ihn anzuhören, der ägyptiſchen Sphinx mit dem ungeheuren großen Mund den Rücken zuwendet, deren Blick ein ewiges Räthſel iſt, das man nicht einmal gelöſt hat, wenn man ſagt, daß ſie ganz erſchrecklich ſchielt; denn es bleibt noch etwas ganz Unbegreifliches übrig — ich meine natürlicherweiſe meinen Vetter Warnſtein. Der arme Vetter! Ungeachtet ſeine Augen nach allen möglichen Richtungen hinfliegen, glückt es ihm doch nie einen Blick von Frau von Löwenkrone aufzufangen; ich habe beinahe Mitleiden mit ihm. Die Generalin Geldern hatte ich erſt in Verdacht, daß ſie ſich für Struenſee intereſſire, aber jetzt ſpreche ich ſie frei; ich glaube vielmehr, daß ſie nicht einen ganz geringen Theil daran hat, daß der Hofjunker Norden zum Kammerjunker der Königin ernannt iſt, da die Sonne der Gnade juſt neulich an Graf Tannenberg's Geburtstag ſchien, der unter Anderm mit Avancementspatenten celebrirt wurde. Sie lobt ihn immer, daß er ſo viel Application habe. Par excellence nennen wir Andern ihn Adonis. Es iſt ein hübſcher und wackerer junger Menſch, die Bauerntracht kleidet ihn eben ſo gut wie die Uniform, und die Generalin hat Recht, wenn ſie ſagt, daß er ein paysan à ravir iſt. Brandt charmirt mit meinem Kammermädchen, welche recht hübſch iſt. Wenn der Volksvater andere als blos väterliche Gefühle für ſeine Unterthanen nährt, ſo glaube ich, daß es die Bauermädchen ſind, welche er bewundert; wenigſtens wird er nicht müde, ſie zu loben. Die Anweſenheit der Königin hält ihn nicht einmal davon ab. Ich glaube, daß die Jalouſie ſie plagt; wenigſtens habe ich mehrmals mir eingebildet, bei ſolchen Gelegenheiten Thränen in ihren Augen zu ſehen. Aber hier, wo die Freude hurtig jeden trüben Augenblick ablöſt, iſt es ſchwer zu ſagen, ob es eine Thräne des Kummers oder der Reſt des letzten Lachens iſt, der in lächelnden Augen bebt.

Und für wen intereſſirt ſich denn Struenſee? fragen Sie vermuthlich, denn er iſt nun einmal das Alpha und Omega geworden, womit wir beginnen und endigen. Für den König, für das Land, für ſeine Depeſchen, für ſeinen Beruf — und ſollte außerdem noch ein Gegenſtand ſein, der nicht genannt iſt, ſo — — — bin ich trotz meiner Jugend doch zu ſehr vieille femme, um ihn dem Papier anzuvertraun. Die Generalin ſagte ja, daß er romantiſch ſei, Fräulein Hoben, daß er Geiſtesgegenwart habe, Graf Salza, daß er aimable leichtſinnig ſei, Herr Laurberg nannte ihn einen routinirten Staatsmann — ich füge hinzu, daß er dummdreiſt iſt; dieſer Rotürier hat einen Muth — — — einen Muth, ma chère, den man nicht größer hat mit ſechzehn Ahnen. —

Leben Sie wohl, meine beſte Freundin. Ich wünſche Ihnen einen angenehmen Sommer auf dem ſchönen Friedensburg, und gebe Ihnen Ihre Replik zurück: „Seien Sie aufmerkſam auf Alles und beachten Sie alle Verhältniſſe, denn Nichts iſt Bagatel in der großen Welt.“ — Trotz aller Médiſance, die ich in dieſem Briefe an den Tag lege, verbleibe ich mit aufrichtiger Freundſchaft Ihre beſtändig ergebene

Charlotte, Baroneſſe Depenau.

Nachſchrift. Iſt das lächerliche Gerücht auch nach Kopenhagen gekommen, daß ich mich für Struenſee intereſſire? Die Wahrheit iſt, daß er mir unläugbar viel Aufmerkſamkeit erwieſen hat, mais cela ne me convient pas, und ich habe ihm dieß, unter uns geſagt, auf eine unzweideutige Weiſe gezeigt. Nein! Je n'aime pas les sentiments partagés, moi. Ich wünſche nicht zu rivaliſiren mit ſeinen Depeſchen und — anderen Intereſſen, welche ſie auch ſein mögen. Leben Sie wohl!

A Mademoiselle
Mademoiselle la Comtesse de Reiffenstein
Dame d'honneur" — u. ſ. w. u. ſ. w. —

Bei der Comteſſe hatten die verſchiedenſten Gemüthsbewegungen gewechſelt, während ſie dieſen langen Brief durchlief bis zur Adreſſe am Schluß des dichtbeſchriebenen Papiers. Bald lächelte ſie, bald ſchöpfte ſie tief Athem, bald legte ſie die Hand auf das Herz, als ob ſie das Athemholen ſich erleichtern wollte. Sie las die Nachſchrift zweimal mit einer Miene, als ob ſie ſagen wollte: „Ich weiß, daß die Nachſchrift immer den Schlüſſel enthält zu dem ganzen Briefe einer Dame." — Ihr Blick klärte ſich auf und ſie las den Brief zum zweiten Male mit minderer Schnelligkeit. Ihr Geſicht verrieth, daß er ein neues Licht in ihrer Seele angezündet hatte. Ihre Augen glänzten von Freude, indem ſie ſich zu gleicher Zeit mit

Thränen füllten. Die Schilderung der Freundin hatte Perſonen vor ihre Phantaſie geführt, ſie ſah den muntern, leichtſinnigen Schwarm in ſeiner Fröhlichkeit, ſie hörte den Jubel und das Lachen, und es klang in ihren Ohren wie Spott und Verhöhnung. Die Kränkung, die ſie durch des Sophus Indiscretion erlitten hatte, ſtand in den grellſten Formen vor ihr. Alle dieſe Menſchen, welche jetzt jubelten und ſie vergeſſen hatten, es waren ihre Feinde, und daß ſie nicht eben ſo ſie vergeſſen konnte, vermehrte den Haß, den ſie gegen ſie nährte. In dieſer Stimmung, wo man jeden noch ſo elenden Troſt ergreift, war dieſer Brief ihr ein Schatz, wie unbedeutend auch die Nachrichten waren, die er enthielt; er ſchmeichelte ihrer Rachbegierde. Und ſie ergab ſich mit ſolcher Heftigkeit dieſem Durſte, Schlimmes mit noch Schlimmerem zu vergelten, daß die Gewaltſamkeit ihres Charakters plötzlich in ſeiner vollen Stärke hervortrat. Sie war ſich nicht klar bewußt, was für ein Leid ſie ihren Feinden zufügen wolle, aber ſie fühlte ſich ſtark in dem feſten Willen, kein Mittel zu verſchmähen, um ſie zu vernichten. Mit einem ſolchen Willen konnte es ihr nur glücken. Jetzt wußte ſie, daß die Generalin ihre Rivalin war; ihr Mann war eiferſüchtig, er war heftig, er hatte Einfluß bei dem Könige. Wie viel ließ ſich nicht blos auf dieſen Grund bauen! Sie ſprang auf und klatſchte in die Hände, ſie ſtand in dieſem Augenblick wie eine Furie, wie eine Rachegöttin in ihrem Tempel, indem ſie ſagte: „Sie ſollen mir nicht entgehen. — Es iſt die Generalin, die meine — — Es ahnete mir, aber nun habe ich Gewißheit. — Und dieſe Nachſchrift, ſie iſt Goldes werth, ſie zeigt mir, daß ich mich an die Rechte gewandt habe. Eiferſucht macht ſcharfſichtig. Struenſee iſt ihr nicht gleichgültig. Und Ihr wolltet über mich triumphiren — — und ſpottet meiner — — ſie und dieſe Königin — Meiner! — — Meiner? — — Aber es ſoll gerochen werden! — — O, es hat mir nicht geahnet, daß ich mich an Manchen würde rächen können. Ich will ihnen zeigen, daß ein verſchmähtes Herz der unverſöhnlichſte Feind iſt. Keine Barmherzigkeit! Ich werde ſie zermalmen!" —

Die Comteſſe ſah ſich verwirrt um; ihre eigne Heftigkeit erſchreckte ſie; es kam ihr vor, als ob ihre Stimme beantwortet würde von einem Echo durch die offene Thür aus dem andern Gemach in der Eremitage. Die Todtenſtille, die ſie umgab, war ihr unheimlich. Ihre eigenen lautloſen Schritte auf dem Teppich kamen ihr geiſterhaft vor; die Dunkelheit des Gemaches glich der einer Grabeskapelle. Ein Kind hätte ſie jetzt mit einem Blicke vernichten können. Aber dieſer Paroxysmus war nur vorübergehend, ſie faßte ſich ſchnell, verbarg den Brief an ihrer Bruſt, nachdem ſie noch einen Blick hineingeworfen hatte, der ihr einen tiefen Seufzer koſtete, und verließ die Eremitage.

Die Sonne ſchien hell und ſchön durch das hellgrüne Laub, und bildete allerlei Figuren im Graſe, die Vögel ſangen in den Zweigen, die Grashüpfer ſchoſſen, die Fröſche quakten in dem naheliegenden Teiche, die Fiſche tanzten im Sonnenſchein auf der gekräuſelten Fläche des

Sees, die Schnitter ſtrichen ihre Senſe und ſangen dazu der Fiſcher ſpannte ſein Garn und ſang dazu, ein Bauermädchen ging quer durch den Schloßgarten mit ihrem Melkeimer auf dem Kopfe, ſie ſtrickte an ihrem Strump und ſang dazu. Als ſie der Comteſſe vorbeiging, neigt ſie ſich demüthig vor der vornehmen Dame und ſagte „Gottes Frieden!" — Aber die vornehme Dame ſah nicht hin zu ihr und ſetzte ihre Wanderung fort, di Blicke auf den Boden geheftet. Es war Freude und Gottes Friede in der ganzen Natur, aber ihre Seel brütete über ſchwarze Gedanken des Haſſes.

Das Bauermädchen ſah mit Bewunderung der prächtigen Dame in dem amaranthfarbenen ſeidnen Kleide nach, ſo lange ſie etwas von ihr erblicken konnte; dann folgte ſie dem Fußſteige durch den Schloßgarten, indem ſie den nächſten Vers ihres Liedes ſang. Danke Gott, mein Kind, daß Du ein Bauermädchen biſt, das zu ſeiner Arbeit ſingen kann, und nicht eine dame d'honneur mit einem Herzen voll Gift. —

Emilie kam gelaufen; wie ein Aal ſchlängelte ſie ſich durch die Gänge des Labyrinths. „Ihre Majeſtät fragt nach der Comteſſe, man ſucht überall nach Ihnen" ſagte ſie athemlos.

Ein Schatten von Mißvergnügen überzog das Geſicht der Comteſſe mit einem noch dichteren Schleier, als ſchon der Haß über ihre Züge ausgebreitet hatte. „Man kann nicht einen Augenblick Ruhe haben. Wo iſt die Königin?"

„Im Audienzgemach. Es ſind Fremde aus Kopenhagen gekommen, Ihro Majeſtät hat ſie zur Tafel einladen laſſen; aber es iſt Niemand da, um ſie zu Ihro Majeſtät hinein zu führen, der Marſchall und der Kammerjunker ſind alle Beide in Kopenhagen.“

„Es iſt doch an keine Ruhe zu denken in dieſem Hofleben,“ brach die Comteſſe mißmuthig aus. „Was hilft es, auf dem Lande zu ſein? Man hat nicht einmal die Erlaubniß, die Natur ungeſtört zu genießen.“

Emilie folgte ihrer Gebieterin, ohne ein Wort zu ſagen. „Wer iſt denn nun wieder da?“ fragte die Comteſſe ärgerlich.

„Der ruſſiſche Miniſter, Herr Pilzonoff, und Oberſt Eichfeldt; ſie warten im Vorgemach.“

Beide, Pilzonoff und Eichfeldt, waren perſönliche Feinde der ganzen Umgebung der Königin. Beide haßten Struenſee in gleich hohem Grade; Beide waren intriguant, dreiſt und unverſöhnlich.

„Pilzonoff und Eichfeldt?“ rief die Comteſſe aus, und ihr Geſicht ſtrahlte eben ſo ſehr von Freude, wie es noch ſo eben mißmüthig geweſen war. „Pilzonoff und Eichfeldt! Keiner konnte gelegener kommen. Ja, ſie hat Recht: La providence accomplit beaucoup de choses par hazard. — Und die Königin hat ſie zur Tafel einladen laſſen, ſagſt Du? — Der Himmel beſchützt die gerechte Sache. Komm, Emilie, wir müſſen eilen. Ihro Majeſtät wartet auf mich. Es iſt auch unverzeihlich von mir, ſo lange wegzubleiben, wenn ich weiß, daß Marſchall und Kammerjunker in Kopenhagen ſind. Komm, ſpute Dich!“

Und die Comteſſe näherte ſich dem Schloſſe eben ſ zufrieden, wie das kleine Bauermädchen ihrem Melkplatze Aber ſie ſang nicht; denn es iſt ein Unterſchied zwiſche einer Hofdame und einem Bauermädchen. —

In des Goldſchmidts kleiner Stube war Jeder mi ſeinen gewöhnlichen Tagesarbeiten beſchäftigt. Der al Calais ſaß in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter; vor ihm ſtand ein Tiſch mit allerlei Werkzeugen, er war grade dabei, Armſchilder für die neuen Jagdlivréen zu machen. Die Nachtmütze auf dem einen Ohr, die Brille auf der Naſe, den Hammer in der Hand, und mit einem großen Schurzfell bekleidet, glich er einem traveſtirten Vulkan, und Niemand hätte in dem fleißigen Arbeiter den [illegible]erlichen Bürger wieder erkannt, der mit ſeiner Schweſter und Tochter am Arm der Abreiſe des Hofs im Schloßhofe von Chriſtiansburg beigewohnt hatte.

Baſe Cordia ſpann wie gewöhnlich; denn ihre Augen erlaubten ihr keine andere weibliche Arbeit. Aber ſie war auch fleißig am Rocken, und es würde vielleicht die kühnſte Phantaſie hinter ſich laſſen, wenn ich herrechnen wollte, wie viele Pfund Garn zu Leinwand und Tiſchzeug für Liſettens Ausſteuer ſie ſchon geſponnen hatte. Die Nachbarin wußte es an den Fingern aufzuzählen, ſo oft hatte ſie davon ſprechen gehört.

Auf einem Stuhl an einem kleinen Nähtiſch ſaß Liſette. Sie hatte heute zum erſten Mal nach Sophus' Abreiſe ihr gelbes Kleid mit der blauen Schärpe angezogen. Sie nähte ſo fleißig, wie die Tante ſpann, und verſäumte doch nicht, dann und wann einen kleinen Blick zum Fenſter hinauszuwerfen, wenn eines Vorbeigehenden Fußtritt ſich in der ſtillen Gaſſe hören ließ, die wie ausgeſtorben war, ungeachtet ſie in der Nähe des Schloſſes lag; denn alle die königlichen Herrſchaften waren fort. Der König und die Königin waren von ihrer Reiſe noch nicht zurück, die verwittwete Königin und der Erbprinz auf Friedensburg, die alte Prinzeſſin Charlotte Amalie auf Friedrichsburg. Das ganze große Chriſtiansburg ſtand leer und öde; aber deßungeachtet gingen die Leute aus guter alter Gewohnheit immer vorbei mit dem Hut in der Hand.

In des Goldſchmidts kleiner Stube herrſchte eine tiefe Stille. Der alte Calais dachte an die Löwen, die er in den Wappen auf Silberplatten ciſelirte; Baſe Cordia überlegte, ob das Garn von dieſem Geſpinnſt noch zureichen würde für ein Gedeck von ſechs Perſonen, oder ob ſie Handtücher daraus machen ſollte, dann konnte es ein Dutzend werden; Liſette dachte an ihre Ahnungen; denn es war ihr den ganzen Tag zu Muthe geweſen, als ob heute etwas Ungewöhnliches geſchehen ſolle; ihre Scheere war überdieß zweimal auf die Spitze gefallen, und bald nachher hatte Baſe Cordia geſagt: „Heute kommen beſtimmt Gäſte, mein linkes Ohr klingt;“ und ſo war es auch Liſetten vorgekommen, als ob ihr linkes Ohr ſtärker als gewöhnlich brenne, wenn ſie daran dachte, daß Jemand kommen ſollte — denn Jemand war immer Sophus.

„Es iſt ſo ſtill in der Gaſſe die ganze Zeit über,' ſagte der Goldſchmidt endlich, indem er die Brille nach der Stirn hinaufrückte und die Nachtmütze zurückſchob „Man ſitzt ſo ruhig bei ſeiner Arbeit; ſonſt ward man doch hin und wieder durch dieß oder das geſtört.“

„Es iſt mir doch unterhaltender, wenn die Herrſchaften hier ſind,“ ſagte Baſe Cordia und ließ die Hand einen Augenblick in dem Schoß ruhen. „Es behagt mir, die Kutſchen hier durchkommen zu ſehen, was doch wohl einmal geſchieht, wenn ſie den Rückweg nach dem Schloſſe nehmen wollen, freilich kommt es nur dann vor, wenn ſie leer ſind; aber es wird Einem doch gleich wohl zu Muthe.“

„Sieh, Liſette! Nun ſteht der eine Löwe fix und fertig!“ fuhr Calais fort und hielt die Silberplatte Liſetten hin. „Nun kommen noch zwei dazu, und neun Herzen, und eine Krone darüber, und dann iſt das däniſche Wappen fertig.“

„Ich dachte, daß noch zwei wilde Männer darauf kämen,“ ſagte Liſette.

„Nicht auf die neuen Wappen, die bei der Falkenjagd und Parforcejagd getragen werden ſollen,“ antwortete der Goldſchmidt belehrend. „Auf den alten Platten, welche die Reitknechte am Arme tragen, ſteht das ganze große Wappen mit den wilden Männern; aber dieß, das nur bei der Jagd gebraucht werden ſoll, muß natürlicherweiſe kleiner ſein und leichter ausſehen. Es gehört zu den neuen Uniformen.“

„Sollen ſie neue Uniformen haben?“ fragte Baſe Cordia neugierig. „Wie ſollen die ſein? Weißt Du es?“

„Ja, das verſteht ſich,“ ſagte Calais mit wichtiger Miene. „Sonſt könnte ich ja die Schilder nicht arbeiten. Seht Ihr, der König hat drei Arten von Jagd. Zuerſt die Haſen- und Fuchsjagd. Dazu ſollen ſie grüne Sammetröcke haben, um die Strapazen und den Pulverdampf auszuhalten. Dann die Parforcejagd, wo nicht geſchoſſen wird; da reiten ſie nur, bis die Hirſche todt ſind. Dazu bekommen ſie gelbe lederne Röcke mit Silber darauf. Dann die Falkenjagd, das iſt die allervornehmſte; denn da darf kein Andrer den Falken halten als der König. Dazu ſollen ſie karmoiſinrothe Sammetröcke haben mit Gold. Aber Lederhoſen und dreieckige Hüte ſollen ſie zu allen Uniformen haben, und Schilder auf den Aermen. So iſt es wenigſtens beſtimmt.“

„Gott Vater, welche Pracht!“ brach Baſe Cordia aus und ſchlug die Hände zuſammen. „Wer das zu ſehen bekommen könnte!“

„Wir ſollten einmal zur Falkenjagd hinausgehen, das läßt ſich ſchon machen; es iſt nicht weiter als nach der Nordgemeinweide; da kann man ſtehen und das Ganze ſich herrlich anſehen,“ ſagte Calais und nickte der Baſe Cordia und Liſetten zu.

„Und dieſe Falken, das ſind ordentlich gelehrte Vögel da her aus Island?“ fuhr die Tante fort. „Was die Menſchen doch Alles erfinden! Es iſt ordentlich närriſch, es ſich zu denken. Mich dünkt, der König könnte doch zufrieden damit ſein, alle Menſchen und Thiere auf dem

Lande zu regieren, und daß er nicht auch über die Vögel in der Luft zu regieren brauchte.“

„Das iſt nicht mehr, als was dem Könige zukommt,“ ſagte der Goldſchmidt halb ärgerlich. „Darum iſt er König und Herr über Alles, was lebt innerhalb der Grenzen des Landes. Das iſt des Königs Recht. Aber ſo etwas verſtehen Frauenzimmer nicht.“

Baſe Cordia war über dieſe Reprimande betroffen und ſchwieg. Calais ſchob die Brille wieder vor die Augen und machte ſich an den zweiten Löwen. Liſette nähte.

„Mich ſoll verlangen, ob nicht Herr Winkler heute herkommen ſollte. Wir haben ihn ſo lange nicht geſehen,“ ſagte die Baſe nach einer langen Pauſe, während des Goldſchmidts Hammer den Takt pickte zu dem Schnurren des Spinnrades.

Liſette machte eine ungeduldige Miene, indem ſie die Augen in die Höhe zog und wieder ſinken ließ ohne aufzublicken. Baſe Cordia ſeufzte und fuhr fort:

Ja, das iſt ein lieber junger Mann! Wollte der liebe Gott meine Bitten erhören, ſo könnte ich meine Augen ſchließen, wann es auch wäre. Ich bin bereit dazu wie eine gute Chriſtin. Das Einzige, warum ich ihn bitte, iſt, daß ich es noch erleben möchte, die Zukunft gewiſſer Leute geſichert zu ſehen, die unvernünftig ſind und ihr eignes Beſte nicht wollen. Was meinſt Du, Liſette?“

„Ich weiß nicht, ich hörte nicht, was die Baſe ſagte," antwortete Liſette, ohne von ihrer Nähterei aufzublicken. Sie hatte es nur allzugut gehört.

Baſe Cordia wiederholte, was ſie geſagt hatte. Liſette antwortete dennoch nicht. Die Tante ward böſe.

„Du biſt es, die ich meine, Mamſell Naſeweis, die nicht mehr darauf achtet, was alte Leute ſagen. Du biſt es, die ich meine, die mir alles Ungemach, das ich Deinetwegen gehabt habe, mit Undankbarkeit vergilt. Du biſt es, die ich meine, die nicht daran denkt, daß eine gute Tochter ihrem Vater in ſeinen alten Tagen Freude machen ſoll. Späterhin, wenn er daliegt mit der Naſe in die Höhe, und kalt und ſteif iſt, da kommt die Reue zu ſpät."

Liſette ward bewegt und blickte auf. Auch der Goldſchmidt hatte den Kopf von der Arbeit in die Höhe gehoben und ließ den Hammer ruhen, indem er ſeine Tochter mit einer Miſchung von Freude und Wehmuth betrachtete. Liſette erhob ſich, ſtrich die Haare von der Stirn des Vaters auf die Seite und küßte ihn. Der alte Goldſchmidt faßte ſie beim Kopf und erwiederte ihr Liebeszeichen.

„Baſe Cordia hat Recht," ſagte er, „wir müſſen an Deine Zukunft denken. Du kannſt ja doch nicht immer hier zu Hauſe bleiben."

„Ich habe keinen andern Wunſch," ſagte Liſette halblaut.

„Aber es kann doch nicht immer ſo bleiben. Ich bin ein alter Mann, mein Leben iſt nicht verbürgt, und wenn der liebe Gott mich heute oder morgen zu ſich ruft, was ſoll dann aus Dir werden? Das bischen Armuth, was hier iſt, das geht vor Gericht bei der Theilung darauf, man weiß ja, wie es zugeht, wo das die Hand im Spiele hat. Die Baſe kann ſich glücklich preiſen, wenn ſie einen Platz in einem Stift bekommt, und was ſoll dann aus Dir werden?“

„Ja, Gott ſtehe mir bei, wenn ich in ein Stift kommen ſoll,“ brach Baſe Cordia wehmüthig aus. „Betteln muß ich, betteln mein Brod vor Jedermanns Thür, wie ein altes halbblindes Weib. Es könnte ganz anders ſein, wenn wir unſre Vernunft brauchen wollten; wir könnten Alle einen Anhalt haben in unſerm Alter und unſrer Gebrechlichkeit, was wir wohl verdient haben für alle Obhut, die wir erwieſen haben. — — Aber auf Dankbarkeit darf man nicht rechnen in dieſer Welt. Gott helfe dem, der ſich an ſeinen Kindern halten ſoll, oder an denen, die uns an Kindes Statt ſind. Ja ja!“

„So lange ich lebe und arbeiten kann, ſoll die Baſe gewiß nicht darben,“ ſagte Liſette nach einem kleinen Zwiſchenraum mit einer Stimme, welche verrieth, daß der directe Angriff der Tante ſie verwundet hatte.

„Und was für Arbeit kannſt Du denn verrichten, auf die Du ſo pochſt?“ fragte die Baſe, böſe, daß ihr frommer Seufzer nicht mehr gewirkt hatte. „Wie viele Knocken Flachs kannſt Du denn den Tag über ſpinnen? Gott helf' uns, Kind, das wäre ich, die für Dich ſorgen müßte. Nein, dazu gehört mehr, als zum Staat dazuſitzen mit der Schärpe um den Leib, und mit der Nähnadel zu ſticheln.“

Liſette ſchwieg. Der alte Calais legte den Hammer weg und ſagte, indem er die Hände faltete: „Gott ſchütze und bewahre uns vor Noth und Mangel. Man ſoll den Muth nicht ſinken laſſen, ſelbſt wenn es noch ſo bunt ausſieht, davon habe ich mehr als einen Beweis gehabt. Damals als ich allermeiſt verzweifelte, und es bunt ausſah, wohin ich nur blickte, da ſandte mir Gott doch Hülfe in der Noth. Und ich hatte mich gegen ihn verſündigt, denn ich hatte an ſeiner Gnade gezweifelt und Hand an meine Mitmenſchen gelegt, an meine rechtmäßige Obrigkeit. Ich war ein armer Mann damals, ſie wollten mich ins Gefängniß ſchleppen wegen dreißig Reichsthaler; da war kein Menſch, der mir dreißig Schillinge hätte geben wollen, geſchweige mehr — aber wann die Noth am größten, iſt auch die Hülfe am nächſten. Ich vergeſſe den Tag nie. Da war Liſette noch ein kleines Kind, ich ſehe es noch ganz deutlich, wie ſie weinte und lamentirte. Das arme Kind!“

„Ich vergeſſe es nie,“ ſagte Liſette lebhaft. Gott im Himmel, welch ein Elend war es! Denkſt Du noch daran, wer da zu uns kam wie vom Himmel? Das war Norden.“

„Hofjunker Norden,“ ſagte der Goldſchmidt berichtigend. „Es taugt nicht, von vornehmen Leuten ſo zu ſprechen, ohne ihnen ihren Titel zu geben. Man ſoll dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, weißt Du ja.“

Liſette erröthete und ſchwieg. „Ja freilich war er es, der uns damals aus der Noth errettete,“ fuhr Calais fort. „Und der liebe Gott könnte mir keine größere

Freude machen, als wenn er es mir vergönnte, ihm wieder einen großen Dienſt zu erweiſen, eh ich ſterbe. Aber ſolch ein vornehmer Herr bedarf eines armen Bürgers Hülfe nicht, er kann ſich ſelbſt durch die Welt helfen. Aber ich bin ihm dankbar bis an mein Ende, und nächſt den Meinigen und der Königin giebt es Niemand, an dem mein Herz ſo hinge als an ihm. Gott ſegne und behüte ihn!“

Liſette hatte die Hände in den Schoß ſinken laſſen. Ohne daß die Andern es bemerkten, faltete ſie ſie unter dem Nähzeuge, und ihr Herz nahm Theil an dem Segen des alten Mannes.

Baſe Cordia war mißvergnügt; die Unterredung hatte eine andere Richtung genommen, als ſie wünſchte. Um ſie auf den Punkt zurückzubringen, von welchem ſie ausgegangen war, ſagte ſie: „Ja, Gott ſegne ihn — und bewahre uns vor ihm. Es iſt wahr, daß er einmal das Werkzeug in Gottes Hand geweſen iſt, aber nun könnte er auch leicht das Werkzeug in des Böſen Hand werden, Gott vergebe mir meine Sünde! Es taugt zu Nichts, ſolche junge vornehme Gäſte in ſeinem Hauſe zu haben. So Einer meint es doch nie ehrlich mit einem Bürger, und ich weiß wohl, was ich weiß.“

Calais, welcher ſeine Arbeit wieder vorgenommen hatte, wandte ſich ſchnell zu Baſe Cordia und ſagte: „Warum ſollte uns denn Gott vor ihm bewahren? Was iſt das für Geſchwätz? Und was iſt das, was Du wohl weißt? Ich kann es für meinen Tod nicht leiden, wenn man es nicht aushalten kann, zu hören, daß ein

Menſch gelobt wird, ohne daß man gleich etwas Schlimmes gegen ihn zu ſagen weiß. Aber ſo ſind nun einmal alte Jungfern, in denen ſteckt der Teufel ganz ſichtbarlich."

„Sie haben doch in der Regel ſo vielen Menſchenverſtand, daß ſie ſehen, wogegen alte Mannsleute blind ſind," ſagte die Baſe mit einer Miene, welche verrieth, wie ſehr ihres Bruders Worte ſie gekränkt hatten. „Meinetwegen! Willſt Du und Deine Tochter nicht hören und ſehen, ſo lauft nur ſpornenſtreichs in Euer Verderben. Ich waſche meine Hände. Ich habe bei Zeiten geſprochen. Gott der Herr ſoll mein Zeuge ſein, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn das Elend nachher über uns kommt. Ich habe gewarnt. Aber wer kümmert ſich um das, was eine alte Jungfer ſagt, ſolch unvernünftiges Geſchöpf."

„Na na, Baſe, ſei nur wieder gut," ſagte Calais, und reichte der Schweſter ſeine Hand hin. „Du weißt, daß ich hitzig bin, und daß mir die Galle leicht überläuft, wenn Du mich ſo reizeſt?" — Was iſt denn das, was im Wege liegt und ich nicht ſehen kann? Es iſt beſſer, rein heraus zu ſagen, was man meint, als ſo in der Ofenecke da zu ſitzen und wie eine Eule zu ſchreien. Das verſteht doch Niemand. Und das Ganze iſt doch nicht eine Bohne werth, das weiß ich ſchon, nicht eine Bohne."

Der Goldſchmidt hatte wieder ſeinen Hammer ergriffen; ſein Zorn war eben ſo hurtig verſchwunden, wie er gekommen war, und indem er auf den Wappenplatten meißelte, ſummte er zwiſchen den Zähnen.

Baſe Cordia beſaß alle Tugenden und Fehler einer alten unverheiratheten Baſe. Sobald ſie merkte, daß der Sturm, den ſie ſelbſt erregt hatte, vorüber war, fing ſie wieder an ſich zu rühren.

„Es wäre beſſer, blind und taub zu ſein, ſo ſähe und hörte man doch nicht zu viel," ſagte ſie. „Freilich, was man in guter Abſicht thut, das wird nie erkannt. Aber es kommt noch der Tag, wo wir erfahren werden, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt. Wir erleben noch den Tag, mehr ſage ich nicht."

„Ich verſtehe nicht, was Ihr meint, Schweſter."

„Ja ja, laß es nur gut ſein," ſagte die alte Jungfer ſeufzend. „Ich werde meinen Mund nicht öfter aufthun, da Niemand mich hören will. Aber will der liebe Gott *meine* Gebete erhören, ſo bin ich aufgehoben und fort, ehe ich das Unglück miterleiden ſoll für alle meine Pflege und Obhut. Wenn ich an die Zukunft denke!"

„Hört, Schweſter, heute iſt es wieder rein zu toll, mit Euch auszukommen. Rückt heraus mit der Sprache, wenn Ihr etwas auf dem Herzen habt oder haltet den Mund, aber ſitzt nicht ſo da und kakelt wie ein Huhn, das ein Ei legen will. Was meint Ihr mit dem Unglück und mit der Zukunft, und mit der Pflege, und Gott mag wiſſen, was es Alles iſt, wovon Ihr nun hier murmelt auf Eurem Stuhl. Und wollt Ihr mir es ſagen, ſo thut den Mund auf, daß man hören kann, was Ihr ſagt. Das Rad macht ja einen Teufelslärm; es iſt, als ob man im Zuchthauſe ſäße zwiſchen allen Wollſchnurren."

Baſe Cordia hielt plötzlich das Rad an und machte ſich etwas zu thun mit der Spule, indem ſie ſagte: „Es iſt Liſettens Zukunft, von der ich ſpreche. Was ſoll endlich aus dieſer Wirthſchaft werden? Der Hofjunker läuft hier täglich ein und aus und ſchwänzelt um ſie her. Was hat ſolch ein vergoldeter Herr mit einem ſimpeln Bürger zu thun? Ich kenne die Burſche gut genug, ich bin auch jung und hübſch geweſen. Bald hat er eine Spange, die zurecht gemacht werden ſoll, bald hat er dieß, bald hat er das, wonach er laufen muß. Ich kann mich kaum aus der Thür wenden, gleich ſtiehlt er ſich heimlich ins Haus, wie eine Katze auf den Taubenſchlag. Was ſoll nun das Ende davon ſein? frage ich. Nimmt er ſie? Ja, er nimmt ſie den Teufel nicht, wenigſtens nicht zur Frau. Indeß werden wir zur Fabel bei allen Nachbarn hüben und drüben, ſie ſehen ja, wie es bei uns zugeht. Wenn der Weinhändler drüben an der Ecke Wind davon bekommt, ſo wird nichts aus der Partie mit ſeinem Sohn, und das Ende iſt, daß Liſette ſitzen bleibt, und daß die Leute mit Fingern auf uns zeigen, wenn wir uns blicken laſſen. Und doch könnten wir es ſo gut haben. Denn wie man ſich bettet, ſo liegt man.“

Liſette nähte ſo eifrig, als ob es ihr Leben gelte; ſie hätte vor Ungeduld weinen mögen. Der alte Goldſchmidt machte große Augen und ließ Baſe Cordia's Zunge freien Lauf; es war eine Ausſicht, die ſich ſeinem erſtaunten Blick öffnete, wovon er bisher keine Ahnung gehabt hatte. Die Tante fuhr noch lange fort, die Vortheile einer Verbindung mit dem Sohne des Weinhändlers drüben an der Ecke zu ſchildern, und ſtellte dagegen alles Leidweſen und allen Verdruß, den des Hofjunkers fortgeſetzte Beſuche ihnen bringen würden. Calais hatte das Handwerkszeug weggelegt, er ſchob die Brille wieder zur Stirn hinauf, ſtieß den Tiſch von ſich, ſchlug die Arme in einander und betrachtete wechſelsweiſe die ſchnellzüngige Baſe Cordia und die ſtumme betrübte Liſette. Endlich kam auch er zu Worte.

„Hört, Baſe, Ihr ſeid eine — — — Liſette,“ ſagte er mit ſanfterer Stimme, „iſt das wahr, Liſette? Iſt es wahr, Alles, was die Baſe da geſagt hat? Wenn es wahr iſt, ſo wollte ich wünſchen, daß — — — Liſette, antworte mir, zum Henker! Iſt es wahr, daß der Hofjunker immer Arbeit für mich hat Deinetwegen?“

„Ich glaube nicht,“ ſagte Liſette mit erſtickter Stimme.

„Sie glaubt nicht? Ja, ſie weiß es nur allzugut,“ fiel die Tante ein, indem ſie das Rad wieder in Gang ſetzte. „Jugend und Ueberlegung ſind nicht bei einander; aber deßwegen ſoll man ſich von Leuten bedeuten laſſen, die mehr Verſtand haben. Glaubſt Du es nicht? Soll ich fragen, ob Du glaubſt, daß es Deinetwegen war oder nicht, daß der Hofjunker den Abend herkam, wo er und Du hier in der Dunkelheit ſtanden, und all der Aufſtand war und das Rennen nach Tropfen und Gott weiß was? Hatte ich ihm nicht etwa mit reinen klaren Worten geſagt, daß Dein Vater nicht zu Hauſe war? — Und damals, als ich ausging und die Thür zu verſchließen vergeſſen hatte, war er da nicht etwa gleich hineingehuſcht, wo kein Andrer zu Hauſe war als Du? Es fiel mir ein, wie ich im beſten Sitzen war drüben bei der Gemüſehändlerin, daß ich die Thür zu verſchließen vergeſſen hatte — es war ein paar Stunden nachher, glaube ich. Ich lief haſtig nach Hauſe, und grade wie ich in die Thür hinein wollte, kam er herausgefahren und hätte mich beinahe in den Rinnſtein geriſſen. Woher kam er denn da? möchte ich wohl fragen. — Und damals, als ich bei meinem Geſchwiſterkind war, und Dein Vater bei den alten Winklers auf der Gilde, wer hatte ſich denn da bei der Jungfer eingefunden? O es iſt mehr als Einer, der den Hofjunker hat ein- und ausgehen ſehn. — — Ja, es iſt eine wahre Schande."

„Aber Liſette!" brach der Goldſchmidt aus.

„Ich habe es *lange* gewußt, aber nicht Alles, was man weiß, erzählt man gleich. Ich kann auch ſchweigen. Ich habe es gleich Vormittags darauf erfahren, da ſagte es mir die Nachbarin, und da begriff ich gleich, daß er es war, der mich beinahe in den Rinnſtein gerannt hätte; denn ich war ſo alterirt, daß ich nicht Weiß von Schwarz unterſcheiden konnte, und ſo wußte ich denn nicht, wo der Menſch hergekommen war, der ſo auf mich zu brauſte und ſauſte."

„Aber Liſette!"

„Ja, es iſt eine Schande für eine honette Familie, die ordentlich lebt und Jedem das Seinige erweiſt, was ihm zukommt. Und das iſt eine Zukunft, wenn wir Alle einmal fort ſein werden. Aber das verſteht ſich, wenn man klüger iſt als die Andern, ſo bekommt man nichts als Stank zum Dank, dann iſt man eine alte Jungfer und eine Eule, und ein Huhn, ja es ſind ſchmucke Ehrentitel, die man bekommt."

„Aber Liſette! daß ich den Tag habe erleben müſſen, wo ich Schlechtes von Dir hörte! Die ich in Zucht und Gottesfurcht erzogen, auf die ich mich verlaſſen habe, wie auf mich ſelbſt, die ich — — Was antworteſt Du darauf? Was ſagſt Du zu dieſer Anklage, leichtſinniges Kind! Du milder Gott und Vater! So vergilt ſie Alles, was ich für ſie gethan habe! Das habe ich für mein Zutrauen! Dieß Leid bringſt Du über meine grauen Haare, Liſette, Liſette! — Ja, ſitze nur da und flenne wie eine Sünderin, das wird viel helfen. Ich bin arm geweſen mit Ehren, ich will wieder arm werden, wenn es ſein muß; aber Scham und Schande kann ich nicht ertragen, das wird mich ins Grab bringen. Ich habe mit Ehren gelebt und will mit Ehren ſterben."

„Ja, das Alles hätten wir vermeiden können, hätte man meinen Rath gehört," ſagte Baſe Cordia mit Salbung. „Es iſt nicht gut, wenn man Gottes Schickungen abhelfen will. Was ſagte ich jenes Abends, da mitten in der Nacht an die Thür geklopft wurde, und Deine Frau ſo krank war, und der fremde Herr" — — —

„Baſe!" unterbrach ſie Calais mit zorniger Stimme.

„Ja, Baſe iſt es ja gewohnt, Unrecht zu haben. Aber ich habe einmal über das andre zu Deiner ſeligen Frau geſagt, daß, wenn ſie den Abend" — — — —

„Halt den Mund, zum Teufel! Wenn ich ein einzig Mal noch von dem Abend höre — — — Ich glaube, daß ſie toll und raſend iſt,“ brach Calais aus in der höchſten Erbitterung. „Wenn nur noch ein Wort aus Deinem Munde kommt — Ich bin doch wohl noch Herr in meinem eignen Hauſe, mit Deiner Erlaubniß? Das iſt doch zum Tollwerden!“

Baſe Cordia ſchwieg erſchrocken; Calais war noch nie ſo hitzig geweſen. Sie warf einen zornigen Blick auf Liſette, der ſie die Schuld zuſchrieb von den ſtrengen Worten, womit ihr Bruder zu ihr geſprochen hatte, und einen furchtſamen Blick auf den alten Goldſchmidt, der ihr den Rücken gewandt hatte.

Liſette weinte ſtill und hielt das Nähzeug vor die Augen. Ihres Vaters bittere Vorwürfe ſchmerzten ſie tief; ſie glaubte ſie nicht verdient zu haben, ſie war ſich ja nichts Böſes bewußt. Der alte Goldſchmidt jammerte und ſchalt abwechſelnd; Baſe Cordia ſchwieg, nachdem ſie die Sache ſo weit gebracht hatte. So machen alte Jungfern es ſtets unter gleichen Umſtänden. Dieß Schweigen erweichte endlich Calais' Herz, er trocknete ſich die Augen, ſtützte den Kopf mit der Hand und ſtarrte auf ſein Handwerkszeug, ohne zu ſprechen.

Liſette blickte auf. Ihre thränenvollen Augen begegneten dem trüben Blick des Vaters. Der Anblick der Thränen ſeiner Tochter rührte den alten Mann; er ſtreckte die Hand nach ihr aus und ſagte: „Liſette, wie konnteſt Du es über's Herz bringen, mir das anzuthun? Du wirſt mich in die Erde bringen, Mädchen. Ich überlebe es nicht, an meiner Tochter Schande zu haben. Gott weiß, Du warſt mein Stolz in dieſer Welt, ich war hochmüthig darauf — und nun ſtraft mich Gott dafür; denn es ſteht geſchrieben, und ich wußte es ja, Hochmuth geht vor den Fall. Ach, Liſette, Liſette, daß Du mir das anthun konnteſt!"

Das Jammern des alten Mannes zerriß der armen Liſette beinahe das Herz. Wie eine reuige Sünderin näherte ſie ſich ihrem Vater mit niedergeſchlagenen Augen, ergriff ſeine Hand, die er zurückziehen wollte, und drückte ſie an ihre Lippen. Baſe Cordia ward auch bewegt bei allem dieſem Jammer, den ſie ſelbſt verurſacht hatte. Sie trocknete die Augen einmal über das andere, und ſtieß ein wiederholtes: „Ach Gott, doch!" aus zum Zeichen ihrer herzlichen Theilnahme.

„Mein Vater," ſagte Liſette, mit einer Stimme, welche einen Stein hätte bewegen können," ſei nicht böſe auf mich — ich verdiene es nicht — ich habe Nichts gethan, deſſen ich mich zu ſchämen hätte, es hat mir nicht geahnt, daß etwas Uebles daraus entſtehen könnte. Du haſt ja ſelbſt immer ſo viel auf ihn gehalten ſeit der Zeit, da wir ihm unſre Rettung zu danken hatten. Daß Baſe ihn nicht leiden konnte, habe ich lange gewußt, aber Baſe thut mir und ihm Unrecht. Er hat ſich nie ins Haus geſchlichen, er iſt öffentlich ein- und ausgegangen — denn er hatte ja keinen Grund, es heimlich zu thun."

„Liſette, ſieh mir in die Augen!"

Liſette hob die ſchönen verweinten Augen und betrachtete ihren Vater mit kummervollem Lächeln. So lächelt man nur im Kummer, wenn man ein gutes Gewiſſen hat.

„Ja, ich habe von ihm gehalten," ſagte der alte Goldſchmidt, „und ich halte noch von ihm — aber Baſe hat Recht, und Weiber verſtehen Weiber. Es iſt mir nie eingefallen, daß er hieher käme, außer wenn — — Ich bin ſehr blind geweſen, mein Kind, denn warum kam er her? Als ein guter Freund kann ein vornehmer Herr nicht zu einem ſimpeln Mann kommen; das hätte mir gleich einfallen ſollen, daß er keine Geſellſchaft war weder für mich, noch für Dich. Ich bin ihm viel ſchuldig, das erkenne ich — aber er darf ſeinen Fuß nicht mehr in mein Haus ſetzen, das ſage ich Dir — nicht in mein Haus."

„Und Du haſt ihn immer Deinen Wohlthäter genannt," ſagte Liſette leiſe; denn ſie wagte kaum den wankenden Sophus zu vertheidigen.

„Ja, das iſt wahr," ſagte Calais und ſah auf den Boden. Der alte Mann wankte ſelbſt in dieſem Augenblick.

„Aber das kann doch nicht helfen," brach Baſe Cordia aus, welche fühlte, daß Liſette nahe daran war, den Sieg davon zu tragen. Der Hofjunker iſt nun hier ſo lange gelaufen, das er nicht daran zweifeln kann, wie ſehr Du ihm dankbar geweſen biſt — für das, was die Königin an Dir gethan hat, denn ihm haſt Du ja nie etwas zu danken gehabt, ſo weit ich es einſehe. Es muß eine Grenze bei Allem in der Welt ſein. Es iſt zu ſpät, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind ertrunken iſt. Wir beſitzen nichts weiter als unſer bischen Armuth und unſern guten Namen, und den kann kein Hofjunker uns wiedergeben, wenn die Nachbarn erſt mit Fingern auf uns gezeigt haben. Ich kenne dieſe Hofcavaliere hinlänglich, und weiß, was an ihnen iſt. Dieſer Herr von Norden iſt nicht ein Haar beſſer als alle die Andern, eher ſchlimmer. Ich weiß das von ſeinem eignen Bedienten, der ſo oft hier geweſen iſt und der mir immer ſo viel von ihm erzählt. Wenn ich Alles ſagen wollte, was ich wüßte!"

„Und was weißt Du denn?" fragte der alte Calais eifrig. „Komm mir nur nicht wieder mit loſem Geſchwätz und mache mich toll im Kopfe. Wo es auf Ehre ankommt, verſtehe ich keinen Spaß. Was wißt Ihr, Schweſter? Was wißt Ihr? frage ich. Was wißt Ihr, zum Satan?"

„Ich weiß, daß er ein Mädchenjäger iſt, der jeder Schürze nachläuft, daß er tauſend Geſchichten gehabt hat, ſo jung er iſt, die ihm keine Ehre machen. Das weiß ich."

Calais betrachtete bald Liſetten, bald ſeine Schweſter, mit zweifelndem Blick. „Baſe" ſagte Liſette mit mehr Faſſung, als man ihr zutrauen durfte, „das iſt nicht wahr."

„Das ſollte ich ſelbſt kaum glauben," ſagte der Goldſchmidt, „ſo ſchlecht ſieht er mir nicht aus."

„Ja, es iſt aber doch wahr," brach Baſe Cordia eifrig aus. „Und er iſt ein Raufbold, der Tag und

Nacht umherſchwärmt, er hat mehr als einmal des Nachts Unfug getrieben und iſt auf die Polizei gebracht worden. Und er hat Spektakel gehabt mit einem von den andern Cavalieren, der Eichfeſt heißt, oder ſo ungefähr und mit dem er ſich hat ſchlagen wollen wegen eines Mädchens, mit der er hat Liebſten ſpielen wollen, und die der Andre vertheidigen wollte. Und er iſt verlobt und ſollte alſo daran denken, ordentlich zu werden, und ſollte ſeinen eigenen Kindern einmal bei Zeiten mit einem guten Beiſpiel vorangehen. Pfui über den Unhold!“

Tantens letzte Nachricht verfehlte ganz ihre Wirkung, indem ſie für Vater und Tochter das Intereſſe der Neuigkeit hatte. „Verlobt?“ brach Calais aus. „Woher wißt Ihr das? Davon hat man ja noch nichts gehört.“

„Verlobt?“ ſagte Liſette. „Und mit wem ſollte das ſein?“

„Ja, verlobt, und das zwei Tage vor ſeiner Abreiſe. Das weiß ich von ſeinem eigenen Bedienten, der mir ſagte, daß ihm bei Hofe gratulirt ſei. Und wollt Ihr wiſſen, wer ſeine Braut iſt, ſo weiß ich das auch; es iſt eine von den Damen der verwittweten Königin, und ſie iſt ungeheuer reich, und ſo ſchön, wie nur irgend eine Prinzeſſin im Mährchen. Aber es iſt ein viel zu großes Glück für einen jungen Herrn, der wie unklug einer jeden Schürze nachläuft, die er ſieht. Und das iſt ſo wahr, wie ich hier vor Euch ſtehe, glaubt mir nur! Sein eigener Bedienter hat es mir geſagt, und wer kann es beſſer wiſſen als der?“

Liſette ließ den Kopf auf die Bruſt niederſinken und ſchwieg; ſie ſetzte ſich wieder an ihren Platz und ergriff ihr Nähzeug. Der alte Calais blieb ſitzen mit der Hand unter der Wange. Als er den Kopf wieder in die Höhe hob, wiederholte er, was er ſchon einmal geſagt hatte: Er darf mir keinen Fuß mehr in mein Haus ſetzen. — Und dießmal ſprach er dieß Urtheil mit einer Beſtimmtheit aus, die die Frucht einer reifen Ueberlegung war.

Liſette ſchwebte zwiſchen Zweifel und Furcht. Die Nachricht der Tante war aus einer Quelle gefloſſen, die ſie nicht verwerfen konnte. Aber da Sophus von ihr Abſchied nahm, hatte er ja geſagt: „Sage mir, daß Du von mir hältſt und mich nicht vergeſſen willſt,“ — und damals war er ſchon verlobt geweſen mit der ungeheuer reichen und ſchönen Dame bei der verwittweten Königin! — „Ach Gott,“ ſeufzte Liſette in ihrem Herzen, „womit habe ich dieſe Mißhandlung verdient? Ich bin weder reich noch ſchön, das weiß ich wohl, aber mein Herz iſt gewiß eben ſo gut wie das der Hofdame der verwittweten Königin. Ich glaube nicht, daß ſie ſo viel von ihm halten kann wie die arme geringe Liſette. Und durfte er da Spott mit mir treiben? Weßhalb ſagt er ſolch ein Wort zu mir, wenn er gar nichts damit meint? Es iſt ja abſcheulich! Aber ſo ſind die Vornehmen gegen uns.“ —

Es verging eine lange und ſtumme Stunde, in welcher Jeder ſich ſeinen Betrachtungen überließ. Die der Tante waren die einzigen, welche ein lächelndes Anſehen hatten. In dieſer Niederlage ging ihr eine Hoffnung auf für den Sohn des Weinhändlers drüben an der Ecke. Sie fing wieder an, ihm Lobreden zu halten, die Niemand anhörte, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte. Calais ward zuerſt aufmerkſam auf ihre Beredtſamkeit, er gab ihr Recht in der Hauptſache.

„Alles könnte noch gut werden,“ ſagte endlich die Tante, indem ſie ſich an Liſetten wandte. „Alles könnte noch gut werden, wenn wir vernünftig ſein wollen. Und das wird mein Herzensliſettchen ſchon ſein. Nicht wahr, Liſette?“

Liſette fuhr auf wie aus einem Traum, als ſie ihren Namen nennen hörte. Ihre Gedanken waren in dieſem Augenblick weit entfernt von dem Sohn des Weinhändlers. Sie trocknete raſch ihre Augen, und da Baſe Cordia ihr die Frage wiederholt hatte, war ſie im Stande, ihr mit feſter und ſicherer Stimme zu ſagen: „Ich weiß nicht, was Baſe meint.“

„Ich meine, daß Du ein rares und vernünftiges kleines Mädchen biſt und dem Sohn des Weinhändlers drüben an der Ecke Dein Ja giebſt, der Deine Hand von Deinem Vater begehrt in Zucht und Ehren. Nicht wahr, mein Kind, das thuſt Du?“

„Aber ich liebe ihn nicht, Baſe. Ich bin ihm nicht einmal gut,“ ſagte Liſette halb leiſe. Sie war ja genöthigt, auf der Tante beſtimmte Aufforderung zu antworten.

„Das thut Nichts. Darum kannſt Du ihn doch heirathen. Er iſt ein braver Mann, der Wolle und Linnen auf dem Leibe und im Kaſten hat, der zu beißen und zu brechen hat, das ſind Dinge, die man ſich nicht mehr als einmal anbieten läßt, ohne zuzuſchlagen. Die Liebe kommt nach, das giebt ſich.“

„Aber wenn ſie nun nicht nachkommt, Baſe? Liebe läßt ſich nicht erzwingen.“

„Läßt ſich nicht erzwingen?“ brach Baſe Cordia aus. „Ja, das läßt ſie ſich doch, und das von Landesgeſetzes und Rechts wegen. Lehre Du mich das nicht. War da nicht erſt neulich eine Frau, drüben in Jütland, die auch ſagte, daß ſie ihren Mann nicht lieben könnte; aber da kam ſie in das Spinnhaus nach Recht und Urthel; und man hat auch geſehen, daß eine Braut [illegible] das Zuchthaus auf Chriſtianshavn wandern mußte, weil ſie ſich nicht trauen laſſen wollte mit ihrem Liebſten, mit dem ſie doch ordentlich verlobt war. Sie meinte auch, daß Liebe ſich nicht erzwingen läßt, aber ſie brachten ihr Andres bei, — was ſie ehrlich verdient hatte.“

„Und glaubt Baſe, daß dieſe zwei Unglücklichen diejenigen liebten, um deretwillen ſie gemißhandelt wurden?“ ſagte Liſette und ſchüttelte den Kopf. „Nein, Baſe kann mir glauben, daß Liebe nicht mit Zwang nachkommt, das iſt unmöglich.“

„Aber das thut ſie doch, Kind, das weiß ich beſſer. Und kannſt Du ihn partout nicht lieben — nun, ſo kannſt Du doch eine ſehr glückliche Frau ſein, wenn Du einen ſolchen Mann bekommſt.“

„Das wird auch ihn unglücklich machen,“ ſagte Liſette. „So werden wir dann Beide unglücklich.“

braucht er ja auch gar nicht zu erfahren. So etwas ſagt man den Leuten nicht.“

„Aber wenn es nun geſchehe, daß ich einen Andern liebte? So müßte ich es ihm ja doch ſagen. Und was dann?

„Das thuſt Du nicht, ſo lange Dir Dein Mann eine ordentliche Stellung in der Welt geben kann. Solche Liebe iſt ein Wiſchiwaſchi, von der man einige Zeit viel ſchwatzt, aber an die nachher kein Menſch mehr denkt.“

„Aber wenn es doch ſo käme, ſo wäre ich unglücklich, ſo müßte ich verzweifeln — und ſo wäre das der Baſe Schuld.“

„Die nehme ich auf mich, mein Kind. Man iſt nie recht unglücklich, wenn man einen guten Mann und ein gutes Haus hat. Das iſt weit mehr werth als alle die Romangrillen, die doch zu nichts Anderem führen als zu Jammer und Elend.“

Liſette ſchüttelte den Kopf.

„Ja! Das Ei will immer klüger ſein als die Henne,“ ſagte Baſe Cordia. „Als wenn unſer eins nicht auch jung und ſchön geweſen wäre!“

„Baſe hat das vergeſſen; es iſt ja auch ſo ungeheuer lange her,“ antwortete Liſette treuherzig. „Einmal muß jeder Menſch lieben, das weiß ich gewiß. Und wenn das nun geſchehe, nachdem ich geheirathet hätte? Nein, nein, das wäre zu ſchrecklich!“

„Geſchwatzt haben wir lange genug. Wäre ich Dein Vater, ſo ſagte ich, wo der Schrank ſtehen ſolle, und damit Baſta. Oder denkſt Du vielleicht an Deinen

Hofjunker bei dieſem Andern, den Du lieben könnteſt? Höre, Liſette, Du bringſt noch Deinen Vater und Deine arme Baſe unter die Erde mit Deiner Aufführung. Bedenke, wie wir ſchon in der Leute Mäulern ſind Deinetwegen!“

Liſette ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Der alte Calais, der bis jetzt ein ſtummer Zuhörer geweſen war, wandte plötzlich das Geſicht nach Liſetten und ſagte heftig: „Liſette, Deine Baſe hat Recht. Du bringſt mich unter die Erde vor Trübſal. Wenn ich glaubte, daß Dein Herz an einem Mann hinge, der Dich nie zu ſe[illegible] Frau machen kann, wenn ich daß wüßte — ſo könnte ich die Stunde verfluchen, wo ich Dich zum erſten Mal ſah.“

„Es iſt nicht anders,“ ſagte die Tante; es iſt der adliche Hans-Quaſt, der ihr vor den Augen ſteht. Solch ein Mädchenjäger! Solch ein ſchlechter Menſch! Wie er ihr den Kopf verdreht hat! wie mit Satanskünſten! — Ich will darauf wetten, daß es nicht ſo unſchuldig zugegangen iſt, wie es nun ausſehen ſoll,“ fügte die erbitterte Tante hinzu, als Liſette den Kopf erhob, und ſie mit einem vorwurfsvollen Blick anſah bei den harten Beſchuldigungen, die ſie gegen den armen Sophus ausſprach.

„Baſe, Baſe!“ brach der alte Goldſchmidt aus und drohte ſeiner Schweſter mit der Hand.

„Ja, Baſe ſoll immer Unrecht haben, ſie iſt ſo alt. Aber ich weiß wohl, wie ſo Einer ſich anſtellt. — Er hat wohl nie mit Dir von Liebe geſprochen?“ ſagte ſie, indem ſie ſich an Liſetten wandte. „Und hat er Dich nicht etwa geküßt? Wie?“

„Hör', Schweſter, wenn ich glaubte“ — — —

„Ich werde ſchon hinter die Wahrheit kommen,“ fuhr Baſe Cordia fort. „Sieh mir in die Augen! Ich bin nicht ſo leicht zu narren, wie gewiſſe Leute.“ Wagſt Du es mir in die Augen zu ſehn, und zu ſagen, daß er Dich nicht geküßt hat? Wie? Wagſt Du's? Setze nur eine Frechheit auf die andre, und läugne es, wenn Du es kannſt!“

Liſette wagte nicht die Augen aufzuſchlagen. Sie verbarg das Geſicht mit ihren Händen und ſchwieg; aber bittere Thränen quollen ihr zwiſchen den Fingern hindurch.

„Ich ſagte es wohl,“ brach die Tante triumphirend aus, „ich ſagte es wohl. Ja, ich kenne meine Leute. Du haſt Dich küſſen laſſen.“

„Liſette!“ brach der alte Calais aus — — — und nun übergoß er die arme Liſette mit einem Strom von harten Vorwürfen. Das arme Mädchen war nahe daran, ohnmächtig zu werden; ſie war ſo viel Härte nicht gewohnt. Sie rang die Hände in Verzweiflung. Was ſollte ſie zu ihrer Vertheidigung ſagen — ſie, welche ſich ſchuldig fühlte — — und doch ſo unſchuldig war.

Endlich fühlte Baſe Cordia Mitleid mit der Gemißhandelten; ſie wollte ihren Bruder beſchwichtigen, aber daran war nicht zu denken. Der alte Goldſchmidt polterte und lärmte, er ſtieß Liſetten zurück, die weinend ſich ihm näherte — er befahl der Baſe Cordia den Mund zu halten, und ihn nicht zu plagen, da er ſchon unglücklich genug ſei. — Ein Stein hätte ſich darüber erbarmen mögen.

Endlich ging ſein Zorn in Wehmuth über, und dann in eine kalte Beſtimmtheit. Er befahl Liſetten, ihm aus den Augen zu gehen, — wenn ſie dem Sohn des Weinhändlers nicht binnen acht Tagen ihr Ja gäbe, wollte er ſie verfluchen und verſtoßen; er wolle nicht der Narr einer jungen Dirne ſein. Das Weſen ſolle ein Ende haben, er wolle lieber einen Sack mit Mäuſen hüten, als ein einziges junges Mädchen. Man könne den H[illegible] alle Tage zurückerwarten; ehe das geſchehen wäre, ſollte Liſette des jungen Winklers Braut ſein.

Die betrübte und tief gekränkte Liſette ſtand auf und ging aus der Stube; ſie wankte und mußte ſich an der Wand halten. Calais fühlte eine milde Bewegung in ſeinem Herzen bei dieſem Anblick; ſie war bleich wie der Tod, die Augen glühten in Fieberhitze. Er legte ſeine Hand auf ihren Kopf und ſagte: „Du biſt mir ein liebes Kind geweſen und haſt mir Freude gemacht in meinen alten Tagen, das haſt Du, Liſette! Ich habe nur in Dir und für Dich gelebt, Tag und Nacht ſind meine Gedanken hingewendet geweſen nach Dir und Deiner Zukunft. Du warſt meine Freude und mein Stolz — und es ahnte mir nicht, daß Du Deinen alten Vater betrogſt und ihm Schande machteſt.“

„Ach, mein Vater, verdamme mich nicht! Gieb mir Deinen Segen!“ ſagte Liſette und ſank auf die Kniee vor ihrem Vater.

Der alte Mann war bewegt. Er legte die Hände auf ihre Stirn und ſagte: „Gott ſegne und bewahre Dich, mein Kind, er laſſe ſein Angeſicht leuchten über Dich. — Er wird Alles zu Deinem wahren Wohl leiten, er wird es Dir ins Herz legen, Dein eigenes Glück und Deines Vaters Zufriedenheit dem Tand und der ſündlichen Eitelkeit vorzuziehen. Er wird Dir Kraft geben, den rechten Weg durch's Leben zu wallen, — er wird Dir vergeben, was Du verbrochen haben kannſt, wie ich es Dir vergebe. — Laß uns mit einander aufheben, mein liebes Kind," fuhr er fort, indem er das weinende Mädchen vom Boden aufhob und ſie zärtlich umfaßte. „Vergiß, daß ich irgend böſe auf Dich ſein konnte, ich will es vergeſſen, daß Du mir Veranlaſſung dazu gegeben haſt. Ich habe harte Worte zu Dir geſprochen, aber mein Herz war zerriſſen — ich fühle, daß es mein Todesurtheil ſein würde, wenn ich Dich nicht mehr lieben dürfte, wie bisher. Geh, mein Kind, geh und erwäge bei Dir ſelbſt, ob es etwas ſo Geringes iſt, die Zufriedenheit eines Vaters in ſeinen letzten Tagen zu zerſtören. Geh nun!"

Liſette ſchwankte in die dunkle Schlafkammer. Hier warf ſie ſich auf die Kniee, legte den Kopf auf das Bett und weinte bitterlich. Und ſo brachte ſie eine Stunde zu in einem ſchweren Kampf. —

Der alte Calais blieb ſitzen mit dem Kopf in der Hand bei ſeinem Arbeitstiſch; Baſe Cordia wagte nicht, ein Wort zu ihm zu ſagen, ſo viel ſie auch zu ſagen hatte.

Da klingelte es an der Pforte. Es war der Weinhändler drüben an der Ecke mit ſeinem Sohn; ſie waren Beide geputzt mit ihren beſten Kleidern. Der reiche Bürger führte den jungen Winkler bei der Hand. Jeder, der ſie über die Gaſſe gehen ſah, konnte leicht vermuthen, daß es ein Gang auf die Freierei war. Es war ein wahres Bräutigamsgeſicht, das der junge Winkler aufgeſetzt hatte — lang, ſchal und nichtsſagend.

Baſe Cordia ſetzte ihre Zunge wieder in Gang bei dem Anblick dieſer lieben Gäſte. „Das wußte ich wohl, daß heute Gäſte kommen würden, meine Zeichen trügen mich nicht," wiederholte ſie einmal über das andre. — „Aber ſolche Gäſte, das iſt freilich eine unvermuthete Freude. Das muß auch Liſette geahnt haben, weil ſie ihr hübſches Kleid anzog mit der blauen Schärpe."

Der Weinhändler kam, um das Ultimatum zu holen. Es kränkte den reichen Bürger, daß ſein Sohn, der ſich nun einmal in ein armes Mädchen mit einem ſchönen Geſicht vergafft hatte, zweimal angehalten haben ſollte, ohne ein beſtimmtes Ja zu bekommen. Er wollte dem Sohn ſeinen Willen laſſen — das war ſchon eine ungewöhnliche Liberalität in einer Zeit, wo die väterliche Gewalt ſo ausgedehnte Grenzen hatte — aber er wollte der Sache ein Ende machen; denn ſeine Ehre als eines reichen Mannes forderte, daß ſein Sohn nicht lange um irgend ein Mädchen freite, das nicht wenigſtens eben ſo viel in der Kiſte hatte, wie er ſelbſt dermaleinſt haben würde.

Inzwiſchen weinte Liſette ihre bittern Thränen über ihres betrogenen Herzens vernichtete Hoffnungen. Dieſer Tag hatte auf einmal ihr Licht gegeben, daß ihre Liebe verrathen und daß es eine Unmöglichkeit ſei, ſelbſt wenn dieß nicht der Fall geweſen wäre. Ihr ganzes Leben ſtand freudenlos vor ihr, — ſie wollte es der Ruhe und Zufriedenheit ihres Vaters opfern, ſie wollte einen ſchwachen Erſatz für ihr eigenes vernichtetes Glück in dem Glück ſuchen, das ſie Andern bereitete. Gott würde ihr ſo gnädig ſein und ihr Stärke dazu verleihen.

Es ahnte ihr nicht in dieſem Augenblick, wie bald die Zeit da ſein würde, ihren frommen Vorſatz in Ausführung zu bringen. Das Schickſal gab ihr nicht Zeit, in dem Vorſatz zu ſchwanken, den ſie in dieſer einſamen Stunde gefaßt hatte nach einem qualvollen Kampfe mit dem, was am lauteſten in ihrem Herzen ſprach. — Denſelben Abend verließ der junge Winkler des Goldſchmidts Haus als Liſettens Bräutigam, und acht Tage nachher wurde die Verlobung gefeiert mit großer Pracht bei dem Weinhändler drüben an der Ecke. Aber es war ein Jammer, zu ſehen, wie bleich und betrübt die Braut daſaß am Tiſchende. Als die Geſundheit der Verlobten getrunken ward, wurde Liſette beinahe ohnmächtig in den Armen ihrer Baſe, und die Gäſte gingen aus einander, weil der Prediger meinte, das es das Beſte ſei, wenn ſie nach Hauſe gingen. Mehrere derſelben behaupteten auch, das ſei keine ordentliche Verlobung geweſen, welche geſetzlich gelten könnte, denn die Braut wäre faſt keinen Augenblick ihrer Sinne mächtig geweſen.

Der Hof war nach Kopenhagen zurückgekehrt, aber Sophus war auf der Reiſe in einen ſolchen Wirbel von Zerſtreuungen gerathen, daß er nicht einmal daran dachte, der Geheimeräthin Haus zu beſuchen. Dazu kam, daß er wußte, der Oberſt ſei auf ihn erbittert und ſchreibe ihm den Skandal zu, den deſſen Bewerbung um die Comteſſe Reiffenſtein bei Hofe gemacht hatte; und allerdings war Sophus die nächſte Veranlaſſung dazu geweſen. Vielleicht wäre noch längere Zeit verſtrichen, ehe er Frau von Helmſtorff beſucht hätte, wenn nicht Graf Roſen zufälligerweiſe den Lieutenant Eichfeldt als einen der häufigſten und willkommenſten Gäſte jenes Hauſes bezeichnet hätte. Die Eiferſucht bemächtigte ſich ſeiner auf der Stelle, er betrachtete ſich wie verdrängt von Eichfeldt; es war ein Uſurpator, der ſich einen Platz im Hauſe der Geheimeräthin zueignete, der ihm gehören und immer für ihn unbeſetzt bleiben ſollte. Der alte Haß gegen Eichfeldt erwachte wieder — denn der Menſch iſt ein haßerfülltes Thier, wie ſchwer er es ſich auch geſtehen wird, et il n'y a que les morts, qui pardonnent à leurs successeurs.

Es iſt merkwürdig, was die Eiferſucht in dieſer Welt vermag. Ich habe an einem andern Orte geſagt, und wiederhole es hier, daß die wenigſten Menſchen eher ernſtlich lieben, als bis ſie die Eiferſucht dazu treibt. Erſt in dem Hinderniß, das ihnen die Rivalität ſchafft, finden ſie ein Reizmittel für ein Gefühl, das alle Unterordnung ausſchließen und von allen am wenigſten dem Geſetz der Mode unterworfen ſein ſollte. Aber es iſt deßungeachtet ſo, und deßhalb haben die Damen, welche die Mode zu Primadonnen auserkohren hat, eine ſo große Suite von warmen Anbetern — aber auch nur ſo lange ſie in der Mode ſind. Aber nicht allein bei den Männern übt die Rivalität ihren mächtigen Einfluß. Es giebt einen Gedanken, der ſich in der Bruſt der meiſten Menſchen bewegt, und der ſie zu einigem Guten, aber zu weit mehr Schlechtem antreibt, und das iſt der: „Bin ich denn weniger werth als die Anderen?“ — Wenn es einen Teufel giebt, ſo gehört gewiß ihm dieſer Gedanke. Er iſt es, der mit ſeinem faulen Athem die Unſchuld verpeſtet und die Seelenſtärke tödtet. Dieſer Zweifel iſt es, der die Tugend im Glauben an den eignen Werth zum Schwanken bringt und ſie in die Arme des Laſters wirft; dieſer Zweifel iſt beſonders des weiblichen Geſchlechtes ſchlimmſter Feind, denn er raubt ihm Muth und Sicherheit. Sie glauben nicht mehr an ihre Grundſätze, nachdem ſie angefangen haben, Mißtrauen gegen ihren Spiegel zu hegen. Sie verwechſeln in dem Grade das Gute mit dem Schlechten, daß wenig Weiber ſo ſtandhaft ſind, die einzigen Unbefleckten zu bleiben, in einer laſterhaften Umgebung. Sie werden eiferſüchtig auf die Ausſchweifungen der Anderen, ſie fühlen ſich nicht erhoben, ſondern niedergedrückt von dem Bewußtſein ihrer Reinheit; denn der Teufel flüſtert ihnen unaufhörlich ins Ohr: „Biſt Du denn weniger werth als die Anderen, daß du ſo iſolirt ſtehſt?“ — Und das Weib, das ſolche Umgebungen nicht auf immer meiden kann — es iſt verloren. —

Sophus fand Graf Roſen's zufällige Bemerkung beſtätigt. Eichfeldt war ein gewöhnlicher Gaſt bei der Geheimeräthin, die ihn augenfällig auszeichnete, weil ſein Oheim ein Freund ihres Mannes geweſen war; er gehörte zu den intimſten Freunden des Hauſes. Eliſabeth machte keinen Unterſchied zwiſchen den beiden Rivalen, wenigſtens keinen ſichtbaren; aber das war nicht genug für Sophus' Eitelkeit, er mußte in die Augen fallende Beweiſe haben, daß er vorgezogen werde, und um dieſe zu erhalten, machte er ihr eifrig die Cour. Aber Eliſabeth beſaß ſo viel Welt, daß ſie die Verhältniſſe, in welchen ſie lebte, vollkommen beherrſchen konnte, und ſo erreichte Sophus das nicht, was, wie er glaubte, ihm ſo leicht werden würde, nämlich das Gleichgewicht zu ſtören, womit das junge Mädchen ſich zwiſchen den zwei feindlichen Werbern bewegte. Es ging Sophus, wie es den Herren unter ſolchen Umſtänden faſt immer geht; ſie verbrennen ſich ſelbſt an dem Feuer, womit ſie ſpielen wollen, denn Amor läßt ſich nicht ungeſtraft ſpotten. Eliſabeth hinkte nicht mehr, wenigſtens konnte Sophus es nicht bemerken, ihr hellgelbes Haar hatte einen goldnen Glanz bekommen, der ihn entzückte, ihre blauen Augen einen Ausdruck von Herzlichkeit zugleich und von Schalkhaftigkeit, die ihn anzogen und zurückſtießen, und die Unregelmäßigkeiten, die er ehemals in ihren Zügen herausgehoben hatte, kamen ihm jetzt wie eben ſo viele Schönheiten vor. Eliſabeth's Liebenswürdigkeit hatte den Sieg davongetragen über die zufälligen Mängel, die nur ihrem Aeußern angehörten. Aber um dieß zu entdecken, mußte Sophus erſt eiferſüchtig auf einen Nebenbuhler werden; indeß erkannte er dieſen Grund natürlich nicht, denn da hätte er kein Mann ſein müſſen; er ſchwur vielmehr in ſeinem Innern, daß er Eliſabeth unverändert geliebt habe von Jugend auf, er betrachtete ſich ſelbſt als ein Muſter treuer Liebe, und hatte die größte Achtung vor der Tiefe und Stärke der Gefühle, die ſeine Gedanken jetzt unabläſſig beſchäftigten und an der Seite ſeiner unbegrenzten Ergebenheit gegen die Königin einen Platz einnahmen. Und wie unſicher der Grund auch war, auf welchem Sophus den Tempel ſeiner Liebe aufgeführt hatte, iſt es doch gewiß, daß er Eliſabeth jetzt eben ſo warm und innig liebte, wie irgend ein andrer Liebender vor ihm den Gegenſtand ſeiner Anbetung geliebt hat.

Inzwiſchen waren der einzelnen Zeichen, daß Eliſabeth vielleicht den Sophus vorzog, ſo wenige, daß er in einer beſtändigen Ungewißheit blieb über die Auslegung derſelben.

Einmal ſaßen Eliſabeth und Sophus am Clavier, ſie ſang eine kleine Romanze, und Eichfeldt trat gerade in die Stube, als ſie fertig war. Er beklagte es, daß er ſie durch ſein unzeitiges Kommen unterbrochen habe und bat ſie, den Geſang fortzuſetzen. Eliſabeth gab keine Antwort darauf und ſprach von anderen Dingen; Sophus nahm das Notenbuch vom Clavier und ſchloß es ein. Die Geheimeräthin ſagte zu Eliſabeth, ſie möchte die Romanze doch noch einmal ſingen; aber Eliſabeth entſchuldigte ſich mit Heiſerkeit, und daß ſie ſie noch nicht recht ſingen könnte, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe keine Luſt mehr zu ſingen, Mama! O wie angenehm iſt es doch, ſagen zu können: Ich will nicht.“ — Die Geheimeräthin nannte ſie ſcherzend ein verzogenes Kind. — Als Eichfeldt gegangen war, öffnete Sophus das Notenbuch wieder, und bat ſie, die Romanze noch einmal zu ſingen. Eliſabeth ſpielte ſogleich das Vorſpiel als aber das zu Ende war, hielt ſie inne, machte das Buch zu und ſagte: „Nein ich bin wirklich allzu gefällig,“ — und Sophus, welcher einen Triumph erwartete, hatte daſſelbe Schickſal wie ſein Mitwerber. Einige Augenblicke nachher ſang Eliſabeth die Romanze unaufgefordert. Als ſie ſie geendigt hatte, küßte ſie der Geheimeräthin die Hand und ſagte: „Nicht wahr, Mama, ich bin ordentlich gehorſam heute Abend.“ — Sophus wußte nicht, ob er geſiegt hätte oder nicht.

Ein andermal war Eliſabeth mit einer Stickerei beſchäftigt, die vor ihr auf dem Tiſche lag. Es waren mehrere Gäſte da, unter anderen auch die beiden Nebenbuhler. Sophus ſaß auf einem Stuhl neben Eliſabeth, und unterhielt ſich ſehr eifrig mit ihr; Eichfeldt erhob ſich von ſeinem Platz und ging quer durch das Zimmer, um den ledigen Stuhl einzunehmen, der auf der andern Seite bei Eliſabeth ſtand. Sophus warf einen mißvergnügten Blick auf den ledigen Platz und machte eine ungeduldige Miene. Eliſabeth ſah nicht auf von ihrer Arbeit, aber nahm einen Theil ihrer Stickereien vom Tiſche und legte ſie auf den Stuhl, indem ſie ſagte: „Ich muß mir die Hände frei machen, es liegt ja ein ganzer Berg vor mir.“ — Dießmal war Sophus ſeines Sieges gewiß; er warf ſchon einen triumphirenden Blick auf

Eichfeldt, der mitten im Zimmer ſtehen blieb, als indem Eliſabeth's Garnknäuel auf die Erde fiel und nach dem Fenſter hinrollte. Sophus ſprang auf, um es aufzunehmen; als er aber auf ſeinen verlaſſenen Platz zurückkam und ihr den Knäuel hinreichte, hatte Eliſabeth den Augenblick benutzt, um auch dieſen Stuhl mit Nähterei zu bedecken, und indem ſie ihm für ſeine Mühe dankte, ſagte ſie lächelnd: „Die Arbeiten, die man heut zu Tage macht, ſind zum Theil ganz unendlich; ich glaube, ich könnte alle Tiſche und Stühle in der Stube mit meinen Nähſachen anfüllen, wenn ſie mir nicht im Wege liegen ſollen.“ — Der triumphirende Blick verwandelte ſich in Verdruß; aber Eliſabeth ſchien weder das Eine, noch das Andre bemerkt zu haben. Gleiche Vorfälle erlebte Sophus faſt täglich, wenn er die Geheimeräthin beſuchte, und er ging jedesmal verdrüßlich fort — um Tages darauf mit erneuerter Hoffnung zurückzukehren.

Wenn einer von meinen Leſern Eliſabeth kokett nennen will, ſo thut er ihr wirklich Unrecht. Es war eine kindliche Ausgelaſſenheit, die ihr eigen und ſo natürlich war, daß eine Kokette die halbe Welt darum gegeben hätte, um dieſe Natürlichkeit zu beſitzen, womit ſie die andre Hälfte hätte überwinden können. Man beſchuldigt das weibliche Geſchlecht ſo oft der Koketterie — es kommt viel darauf an, daß man ſich auf Natürlichkeit verſteht. Ich begreife dagegen nicht, warum man ſo ſelten von koketten Männern ſpricht, da es doch deren genug giebt.

Zu der Geheimeräthin genaueſten Umgangsfreunden gehörte auch Graf Roſen; er beſuchte oft die kleinen

Geſellſchaften, welche ſich in dem Helmſtorffſchen Palais verſammelten, in welchen die Unterhaltung immer eine Richtung nahm, die von dem leichtſinnigen und rückſichtsloſen Ton höchſt verſchieden war, der ſich nach und nach von dem Hof über die Geſelligkeit der ganzen Hauptſtadt verbreitete, aber nur ſelten, und nur dann die Schwelle der Geheimeräthin betrat, wenn die Generalin Geldern oder der Oberſt ſich einſchlichen. Nur wenn die Geheimeräthin einige Male jeden Winter die ganze feine Welt in ihre Soiréen aufnahm, widerhallten die großen Säle von der dort herrſchenden Sprache, und der Geiſt, der über ſolchen Verſammlungen ruhte, wußte ſich dann auch an einem Orte geltend zu machen, der ſonſt den edlen Rückſichten und Formen der alten Ariſtokratie huldigte.

Eine ſolche Fête gab Frau von Helmſtorff mit aller der Pracht und Verſchwendung, welche der damalige Adel im Stande war, bei ſolchen Gelegenheiten zu entfalten. Das Palais war von außen von vielen hundert farbigen Lampen erleuchtet; im Garten brannten große Kummen mit Feuer, welche einen röthlichen Schein über den weitläufigen Garten warfen, der beinahe eingehüllt war in Rauchwolken. Bediente mit großen Armleuchtern in den Händen leuchteten den Gäſten die breiten mit Blumen und Zweigen geſchmückten Treppen zu den feſtlich erhellten Sälen hinauf, wo jeder erdenkliche Luxus aufgeboten war, um dem Zuſchauer zu beweiſen, daß es ein ächtes altes Haus war, das ihn eingeladen hatte. Die Meiſten von denen, mit welchen wir allmählig Bekanntſchaft gemacht haben, waren zugegen und unzählige Andere. Der Ball war ſchon in vollem Gange, und das ſtarkbeſetzte Orcheſter ſandte ſeine Melodien durch die lange Reihe offener Säle, bis ſie endlich durch ein einzelnes offenſtehendes Fenſter verſchwanden, an welchem von außen ſich eine zahlreiche Schaar von Neugierigen verſammelt hatte, um die flüchtigen Töne aufzufangen und die prächtigen Wagen zu bewundern, die mit Läufern voran, welche Fackeln ſchwangen, und mit Heiducken hintenauf, die martialiſche Mienen und ungeheuere Knebelbärte hatten, Ehrfurcht und Erſtaunen bei den Zuſchauern erweckten. Denn damals hatte Kopenhagen noch keine Gaſſenbeleuchtung; dieſe ward erſt im Jahre darauf von Struenſee eingeführt. Die Bürger leuchteten ſich ſelbſt heim mit einer beſcheidenen Laterne, und der Adel ließ ſich von ſeinen Dienern mit Fackeln begleiten.

Die Welt iſt zu allen Zeiten dieſelbe geweſen, und wird ſich auch zu allen Zeiten gleich bleiben. Es war kein großer Unterſchied zwiſchen einem damaligen und jetzigen Ball, ungeachtet man andere Tänze hatte und noch nicht ſo weit in der Cultur fortgeſchritten war, daß die grandioſen Menuetten und die munteren Eccoſſaiſen verdrängt wurden von den ſchlaffen Françaiſen und den gewaltſamen Walzern. Aber dieſelben Koketterien und Intriguen fanden damals ſtatt wie jetzt, dieſelbe Médiſance flüſterte in den Winkeln, dieſelben Schmeicheleien ſchlängelten ſich ziſchelnd durch die Reihen, dieſelben Leidenſchaften waren in Bewegung, dieſelben Romane fanden ihre Verwickelung und Löſung wie auf den heutigen großen Bällen. Während die Tanzenden den größten Theil des weiten Saales einnahmen, ſtanden die Zuſchauer längs den Wänden und in den Thüren; Andere ſpielten Karten in den Seitengemächern oder ſprachen zuſammen, die Geſellſchaft hatte ſich in mehrere Gruppen zertheilt, und jede Gruppe war beſchäftigt.

Am oberſten Ende des Saales, am weiteſten vom Orcheſter entfernt ſaß die Generalin Geidern in einer mehr liegenden, als ſitzenden Stellung. Die ſchöne Frau hatte die eine Hand, welche zu weiß und wohlgeſtaltet war, um in einem warmen Saale Handſchuhe zu ertragen, auf den einen Arm eines Lehnſtuhls gelegt, während ſie ſich mit der andern fächelte, mehr um unbemerkt ihre Augen hinter dem Fächer rundum gehen zu laſſen, als um ſich abzukühlen. Den Hals trug ſie nach damaliger Hofmode ſehr entblößt, ihr Kleid nahm eine Breite ein, die man ein paar Jahre ſpäter unglaublich gefunden haben würde, wenn ich ſie in Ellenmaaß angäbe, aber deſſengleichen man in kurzer Zeit ſehen wird. Sie hatte ſich vergebens bemüht, Sophus an ihren Stuhl zu feſſeln; jetzt betrachtete ſie mit einem gleichgültigen Blick die Menuet, welche er mit Eliſabeth tanzte, und in welcher er alle die Grazie entfaltete, die auf einem Balle nothwendig iſt — wo man etwas Andres tanzt als Walzer und Galoppade.

An ihrer Seite ſaß Baroneſſe Blech, übermäßig geputzt und ſtrahlend von Juwelen und Geſchmeide. Kammerherr Seifenſee, der zugleich ihrer Küche die Cour und ſich über ſie ſelbſt luſtig machte — denn Beides ließ ſich gut vereinigen — ſtellte ſich an den Stuhl der Baroneſſe und theilte ſeine chevalereske Aufmerkſamkeit zwiſchen beide Damen, während er die Geſellſchaft lorgnettirte.

Ah, ſieh da meine charmante Niece, la petite Held, ſie tanzt mit Norden. Sie tanzt wirklich niedlich. Ich erinnere mich noch ſehr deutlich, daß damals, als ſie hier ankam, ihr Gang etwas languiſant war, ein bischen boiteux, pour trancher le mot, ganz wenig boiteux, aber es iſt keine Spur mehr davon. Ich hatte erwartet, Norden hinter Ihrem Stuhl zu finden, meine Gnädige, und finde ihn mitten im Tanz. Welch ein Glück für mich, den verlaſſenen Platz einnehmen zu können!"

„Ich habe ihn gebeten, mit Fräulein Held zu tanzen," ſagte die Generalin, die dem alten Spötter nicht geſtehen wollte, daß Sophus freiwillig einen Platz verließ, den ſie ihm nach der Holſteiniſchen Reiſe eingeräumt hatte.

„Aber das iſt ganz charmant, meine Gnädige; ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr dieſe Güte gegen meine Niece mich rührt. Sie müſſen ſie ſehr innig lieben, daß Sie mit ihr theilen, was Sie das Recht hätten, ausſchließend für ſich zu behalten."

„Die Melluet iſt ein hinreißender Tanz," ſagte die Baroneſſe Blech mit einer Stimme, die vornehm ſein ſollte und mehr durch die Naſe klang als durch den Mund. „Ich bin raſend penſionirt für die Melluet. Meine kleinen Baroneſſen tanzen ſchon Melluet ganz tuttaffekt, ſie ſind eben ſo penſionirt dafür wie ihre Mama."

Die Generalin antwortete darauf mit einem verbindlichen Lächeln; Seifenſee neigte ſich über der Baroneſſe Stuhl und ſagte halblaut, doch ſo, daß die Generalin es auch hören konnte: „Es iſt eine noble Penſion und Ihro Gnaden Geſchmack ganz würdig; ich ſehe voraus, daß die kleinen Baroneſſen Blech die Melluet tuttaffekt in Ehren halten werden.“

„Ich ſehe es für eine ſchändliche Hinterlaſſenheit der Eltern an, wenn ſie es verſäumen, ihre Kinder tanzen lernen zu laſſen,“ fuhr die Baroneſſe fort mit einem ſeligen Lächeln. „Es iſt poſetiv nothwendig, um eine Rulle zu ſpielen in der großen Welt. Wäre es nicht Schade für zwei ſolche Mädchen wie meine Töchter, nicht tanzen zu können, wenn ſie auf dem Hofball kämen, wie, gutes Kammerherrechen?“

„Unwiederbringlich Schade. Die ſüßen kleinen Grazien, die ihrer Mutter leibhaftes Bild ſind. Die älteſte Baroneſſe iſt die herrlichſte Büſte, eine Figur wie eine Hebe.“

„O Sie Schmeichler!“ ſagte die Baroneſſe und ſchlug ihn ſchalkhaft auf die Hand mit ihrem großen Fächer. Aber wahr iſt es, daß meine Angelique die ſchönſte Böſte iſt, die man vor ſeinen Augen ſehen kann. Es iſt, wie der Kammerherr ſagt, eine Figur wie ein Heber, ſo leicht und gelenk.“

„Es iſt ein wahres Tableau, die beiden Schweſtern zuſammen zu ſehen,“ ſagte Seifenſee.

„Darin haben Sie Recht, guter Kammerherr, es iſt ein wahres Tabel-Do, ein wirkliches Tabel-Do.“

Die Generalin konnte kaum das Lachen zurückhalten, während der Kammerherr mit der ernſteſten Miene von der Welt die Beredtſamkeit der Baroneſſe aufmunterte.

„Gott, wie Graf Roſen melantriſtiſch und ernſt ausſieht,“ fuhr die Baroneſſe fort. „Da ſteht er in der Thür, ſo ſchlank und ſteif wie Eulenſpiegels Säule da auf dem Markt, und ſagt nicht ein einziges Wort.“

„Meine beſte Frau, Sie haben einige ganz charmante Vergleichungen,“ ſagte die Generalin, die in ein Lachen ausbrach über dieſe Verwechſelung von Eulenſpiegels (Ugſpils) und Ulfelds Namen.

So wie der Graf ſich nennen hörte, trat er heran. Seifenſee präſentirte ihn der entzückten Baroneſſe, welche ihn gleich auf morgen Mittag einlud. Sie ſammelte Grafen, es war ihre Liebhaberei, Grafen bei ſich zu Tiſche zu haben; aber Roſen konnte nicht die Ehre haben, auch nicht übermorgen, er war auf alle Tage der ganzen Woche eingeladen — und auch der folgenden Wochen.

Seifenſee ſetzte das Geſpräch mit der Baroneſſe fort, aber es hatte einen Theil ſeines Reizes verloren; denn der Graf verſtand das Lächerliche, wenigſtens zum Theil von der armen Frau Blech abzuleiten, und Seifenſee vergnügte ſich nur, wenn es auf Anderer Koſten geſchehen konnte. Indeß konnte es Roſen doch nicht verhindern, daß die Baroneſſe ihren Abſcheu gegen die Papageien der Geheimeräthin äußerte und ſagte, es ſei ihr nie zu Dank, Thiere zu hören, welche ſprechen könnten, denn man könne nie wiſſen, was für Unartigkeiten ſolche unvernünftigen Bieſter ſich einfallen laſſen könnten, Einem zu ſagen.

Die Generalin ward von der Baroneſſe Depenau angeredet, welche ihren Mann nach Kopenhagen begleitet hatte, wo er ein paar Monate zubringen wollte. Sie ſprachen von den glücklichen Tagen, die ſie im vergangenen Sommer auf Tannenberg genoſſen hatten, während der Hof ſich dort aufhielt. Baroneſſe Depenau hatte manches Aehnliche mit der Generalin; Beide waren Figuren, wie man ſie oft in der großen Welt antrifft. Beide hatten mit warmem Herzen ihre Jugend verlebt und alle die Gefühle jenes Alters und die Verhältniſſe durchlaufen, welche eine fortgeſetzte Kette von frohen und ſchmerzlichen Bewegungen für daſſelbe bilden. Nun ſuchten Beide ihren Troſt darin, in der großen Welt zu glänzen, durch ihre Routine, durch ihre eleganten Toiletten, durch ihren Einfluß auf einzelne Perſonen, durch eine Art von Bildung, welche bedeutend nach Encyklopädien und Memoiren ſchmeckte, und durch die paſſionirte Freundſchaft, welche ſie für einige jüngere Damen hegten, in deren Geſellſchaft ſie ſich gern zeigten, und welche ſie ſtets als unmündige Kinder behandelten. Sie waren überdieß wahre Regiſter der chronique scandaleuse des ganzen Landes. Das, worin ſie verſchieden waren, beſtand darin, daß der Generalin überwiegende Eigenſchaft ein gutmüthiger Leichtſinn war, während die Baroneſſe einen ausgemachten Hang zu ſchwächlichen Intriguen und zur Rachſucht hatte.

„Wiſſen Sie, meine Beſte, daß ein großer Skandal drüben in Holſtein geweſen iſt mit Frau von Löwenkrone wegen des Grafen Salza?" ſagte die Baroneſſe. „Ich merkte das Verhältniß ſchon damals, als wir in Tannenberg zuſammen waren. Ich warnte ſie — mais envain."

„Wie ſollte ich das nicht wiſſen!" ſagte die Generalin. Frau von Bilder und die Gräfin Dalby, die Beide die Wände in der Domkirche mit den Namen Ihrer früheren Liebhaber tapezieren könnten, ſind ja umhergefahren, um Wehklagen über die Unmoralität auszuſtoßen und ihre rothen Augen gen Himmel zu erheben. Das Geheimniß, das in ſolche Hände kommt, iſt wohlverwahrt."

„Welches Geheimniß iſt, im Ganzen genommen, wohlverwahrt? meine Beſte!" ſagte die Baroneſſe. „Dazu gehört mehr Vorſicht, als man Geduld hat anzuwenden. Wollen Sie ein Geheimniß bewahren, ſo fürchten Sie Alles, Lebendige und Todte. Die Gräfin de la Flauhaut ſchrieb einmal an mich von Paris auf Veranlaſſung eines Geheimniſſes: Prenez garde à l'indiscrétion des roseaux, méfiez vous du souffle de l'air, et surtout n'abandonnez rien à l'éccho, cet éspion qui se cache dans les rochers. Ich habe oft an dieſe Worte gedacht; man kann nicht vorſichtig genug ſein."

„Und bisweilen kann das Schickſal doch ungünſtig ſein trotz aller angewandten Vorſicht," ſagte die Generalin.

„Ach, meine Beſte, glauben Sie an das Schickſal? Es giebt kein Schickſal, es giebt nur Fehler."

„Oder Schwachheiten und unbewachte Augenblicke," fügte die Generalin hinzu.

„Schwachheit, meine beſte Freundin, halte ich für den größten von allen möglichen Fehlern," ſagte die Baroneſſe Depenau, indem ſie die Schultern mit mitleidiger Miene zog. „Das iſt ein Fehler, der uns vom Thron ſtößt ohne alle Barmherzigkeit. Wir Frauenzimmer haben ja nicht die Erlaubniß, Muth zu beſitzen, das würde die Privilegien unſrer Männer kränken; aber wenn wir uns immer Stärke bewahren, unſre Berechnung zu machen, ſo beſitzen wir einen andern Muth als den privilegirten, und mit dieſem ſind wir vielleicht dennoch die Stärkſten."

Die Generalin lachte über dieſe Betrachtungen. Die Baroneſſe fuhr fort: „Es ſind wenige Menſchen geſchickt, Geheimniſſe zu haben, und deßhalb haben ſie auch keine. Ich, zum Beiſpiel, ich habe nicht ein einziges Geheimniß, das ich nicht der ganzen Welt mittheilen könnte. Verzeihen Sie mir, ma chère amie, aber ich glaube nicht, daß Sie für Geheimniſſe geſchaffen ſind."

„Darin thun Sie mir doch Unrecht," ſagte Frau von Geldern lachend. „Ich habe im Gegentheil manche Geheimniſſe, und ernſthafte."

„Nun, es iſt möglich, daß ich mich irre. Aber daß die Königin keine Geheimniſſe hat, darauf will ich ſterben — ſonſt muß ich aufhören, Phyſiognomiſtin zu ſein."

„Die Königin? — Was für Geheimniſſe ſoll eine Königin wohl haben? Das verbietet ihre Stellung," antwortete die Generalin nach einer kleinen Pauſe.

„Nicht immer. Aber ich halte mich an die Phyſiognomien. So bin ich gewiß, daß Graf Roſen einige

Geheimniſſe hat, Graf Tannenberg mehrere, Struenſee dagegen keins von Bedeutung. Oder wollen Sie mir auch hierin widerſprechen?“

Dieſe Attaque war zu plump. Die Generalin, welche bisher das Geſpräch geführt hatte, ohne recht darauf zu merken, was ſie ſelbſt ſagte, indem ihre Aufmerkſamkeit auf Alles hingerichtet war, was um ſie vorging, wie man oft ein Geſpräch in der großen Welt führt, antwortete mit abgemeſſener Vorſchrift, überzeugt, daß man ſich mit den Angelegenheiten der Königin beſchäftige und ſie auszuforſchen wünſche. Daran hatte ſie zuvor nie gedacht, ſo weit ging die Sorgloſigkeit bei den nächſten Umgebungen der Königin. Aber die Sorgloſigkeit iſt es, die noch mehrere Throne zum Wanken gebracht hat als der Argwohn. —

— „Dieſer Baron Depenau hat für mich ein häßliches Aeußere,“ ſagte Graf Tannenberg, der es nicht vergeſſen konnte, daß der Baron ihm einen Proceß abgewonnen hatte in Betreff der Anlegung eines Weges über ſein Territorium. „Il a l'air d'un voleur de grand chemin.“

„D'un procureur de grand chemin?“ ſagte Seifenſee, der ſich oft ſeines Taubheitsprivilegiums bediente, um einen albernen Witz zu ſagen. „Ihre Excellenz iſt in der That beißend.“

„Er ſieht etwas finſter aus,“ ſagte Graf Roſen, „aber das iſt kein ſchlechter Ausdruck. Man ſollte glauben, daß er ein halbes Säculum in einer unterirdiſchen

Höhle zugebracht habe, wie Epimenides von Creta, und nun das Tageslicht unnatürlich finde.“

„Meine Herren, Baron Depenau iſt mein intimer Freund, ich werde genöthigt, ſeine Vertheidigung zu übernehmen,“ ſagte Oberſt Held mit einer Miene, welche deutlich zeigte, daß er ſie gerne auffordern wolle, noch etwas Unvortheilhaftes über den Baron zu ſagen.

„Ah, mon cousin, Du biſt ſein intimer Freund,“ ſagte Seifenſee. „So bin ich beinahe in Verſuchung zu ſagen wie ein gewiſſer Mann: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſelbſt ſchon fertig werden.“

„Du haſt ſehr frivole Gedanken über Freundſchaft,“ ſagte der Oberſt, da die Andern lachten.

„Auf keine Weiſe, mon cher. Ich halte mich an das, was ein berühmter Mann einſt ſagte: Er ſagte nämlich, ein intimer Freund iſt ein Menſch, von dem man eben ſo viel hält wie von ſeinem leiblichen Bruder, dem man Geld leiht jedesmal, wenn er in Verlegenheit iſt, aber notabene auf Empfang eines Pfandes, denn Vorſicht iſt eine Pflicht, die man ſich ſelbſt ſchuldet und ſeinen Kindern, die man entweder hat oder bekommen kann. Uebrigens macht man ſeiner Frau die Cour, wenn ſie nicht zu ſataniſch grimmig iſt, ſpeiſt bei ihm einmal zwiſchendurch à la fortune du pot, und nimmt es nicht ſo genau mit dem Frankiren der Briefe, die man an ihn ſchreibt — Alles auf Rechnung der Intimität.“

Der Oberſt drehte ſich auf den Zehen herum und lorgnettirte die Damen.

„Du tanzeſt heute Abend nicht?" ſagte Seifenſee. „Du, der immer iſt dans un jour de conquête, mit Ausnahme des Tags, wo Du die Citadelle Reiffenſtein ſtürmteſt. Und Du tanzeſt nicht?"

„Au contraire, ich habe den ganzen Abend getanzt, man muß ja der Schönheit und Terpſichore ſein Opfer bringen. Ich danke meinem Gott, daß ich ſo leicht tanzen kann wie in meinem zwanzigſten Jahre. La la la, la — la — la!"

Um einen Beweis davon zu geben, machte der Oberſt einen Luftſprung und ein paar Entrechats, die ihm jedoch nicht wenig Anſtrengung koſteten.

„Deine Tochter hat kein Vis-à-Vis. Willſt Du nicht die Quadrille ſuppliren? Du ſollteſt — — — Ah, bon soir, Monsieur le Baron de Blech," rief der Kammerherr aus, indem er ſich ſelbſt unterbrach, um ſich über ein neues Opfer zu werfen. „Welch eine geſchmackvolle Toilette! Wie nobel kleidet Sie die Hoftracht!"

Der Baron bückte ſich ſehr tief vor ſeinem vornehmen Freund. Der ehemalige Lieferant war ſehr ſchwerhörig, das wußte Seifenſee, deshalb ſagte er ohne Bedenken halblaut, ſo daß alle Umſtehenden es hören konnten: „Heute bin ich fein, ohne zu prunken, ſagte der Teufel, als er ſeinen Schwanz hatte ſpinatgrün malen laſſen. Der Mann ſieht ja leibhaft wie ein Papagei aus, jetzt wundre ich mich nicht, daß ſein Pfau von Gemahlin ſolche Averſion bekommen hat vor dieſen Thieren."

Roſen verließ dieſen achtbaren Kreis, um wo möglich einen andern aufzuſuchen, wo die Formen minder unter die Füße getreten wurden; und dieſen fand er bald.

Auf einem Sopha in einem der anſtoßenden Cabinette ſaß die Wirthin mit einigen älteren Damen. Zu dieſen begab ſich der Graf, und indem er ſich in das Geſpräch miſchte, erzählte er zwei Beiſpiele von Unverſchämtheit und Falſchheit, die er neulich erfahren hatte.

„Fi done," brach die Gräfin Gyldenkranz aus, „wie kann man doch ſo ſimpel ſein! Molière hat Recht, wenn er ſagt: L'homme est un méchant animal."

„O das nennen die Menſchen Hofſprache," ſagte Frau von Kronfeldt. „Sie bringen uns noch in Mißcredit, das werden wir erleben. Aber das iſt die eigene Schuld des Hofes, der ſolche Menſchen um ſich leidet. Ein Hof, der ſein eigenes Beſtes will, muß nicht eine Umgebung ertragen, die keine Achtung hat vor dem bon ton. Das, was man ſtets am Hofe zu finden erwarten darf, iſt doch mindeſtens gute Lebensart."

„Und dieſe abſcheuliche Falſchheit und Verſtellung," ſagte die Geheimeräthin, „die müßte vor Allem verwieſen werden."

„Sie gehen in Ihrer edlen Entrüſtung zu weit, meine Damen," ſagte der Graf. „Verſtellung, wenn ſie nicht allzuweit getrieben wird, iſt eigentlich etwas Socialgutes. Es iſt mit dem Laſter wie mit jeder anſteckenden Krankheit, ſie iſt miasmatiſch, ſie verpeſtet die moraliſche Luft, worin wir Anderen leben und athmen, und die Schlechtigkeit iſt nun einmal ein unvermeidlicher Appendix dieſer ſündigen Welt. Laſſen Sie uns da nicht den Stab brechen über ein Bischen Verſtellung, welche die Wunden zudeckt, die ſonſt die Menſchlichkeit zu tief verletzen würden; es iſt die Quarantaineflagge, unter welcher die geſellſchaftliche Moral Andrer beſtehen kann, ſonſt müßte das ſchlechte Beiſpiel uns vernichten, wenn es in aller ſeiner Nacktheit hervorträte.“

„Ich muß geſtehen, daß Sie eine Art Vertheidigung für Alles aufzufinden wiſſen,“ ſagte die Gräfin lachend. „Es iſt in Wahrheit ein Advokat an Ihnen verdorben, Herr Graf. Aber ich fürchte, Sie werden Ihr Talent anwenden, Liſt und Unwahrheit zu beſchützen, blos um Paradoxen zu vertheidigen.“

„Auf keine Weiſe. Unwahrheit bedarf für's Erſte jetzt des Schutzes nicht, ſie beſchützt ſich ſelbſt. Man vergiebt der Unwahrheit immer, wenn ſie der Eigenliebe ſchmeichelt, und die Menſchen ſind glücklicherweiſe ſo eigenliebig, daß es ſchwer ſein möchte, etwas zu ſagen, woraus ſie nicht einen Gran Honig zu ſaugen wüßten. Und was die Liſt betrifft, ſo iſt ſie eine gangbare Münze, eine erlaubte Diplomatie, der man etwas Unterſchleif nachſieht, weil Jeder bei vorkommender Gelegenheit ſchmuggelt, wenigſtens für ſich ſelbſt. Man muß es nur nicht zu grob machen.“

„Wahrhaftig, das ſind ſchöne Grundſätze!“

„Das kommt Alles daher, weil die Beaumonde ſo knappe Zeit hat für das Wahre, daß ſie ſich ſchon ſehr glücklich preiſen darf, wenn ſie das Wahrſcheinliche erreicht. Das Andre war Praxis, dies iſt Theorie.“

„Nein, Sie ſind ganz unleidlich mit Ihren Theorien, Herr Graf,“ ſagte die Geheimeräthin. „Ich haſſe alle Theorien. Es ſind des Böſen allerſubtilſte Erfindungen.“

„Das iſt wahr,“ antwortete Roſen,“ Theorien ſind im Stande, den größten Philoſophen zu einem Ungeheuer zu machen. Geben Sie ihm einen guten Haufen Theorien und die Erlaubniß, ſie auszuführen, und ich ſtehe dafür, daß der Philanthrop ein Despot wird in weniger als vier und zwanzig Stunden.“

Es war der Zeitgeiſt, ſogenannte philoſophiſche Geſpräche zu führen; halbverdaute Sentenzen flogen unaufhörlich von Einem zum Andern; Jeder, der nicht wenigſtens einmal bei einer ſolchen Unterhaltung etwas Pikantes geſagt hatte, mußte ſich wegen ſeiner Geiſtesarmuth ſchämen. Die höheren Stände ſahen dies als ein Privilegium an; es fiel Niemandem ein, daß die Zeit kommen werde, wo der gemeine Mann ihnen den Rang ſtreitig machen könnte und eben ſo pikante Sachen ohne Anſtrengung ſagen werde, wie ehemals ein Lehnsbaron, der ſeinen beſten Fleiß anwandte, um zu brilliren. —

Einige junge Damen gingen durch den Saal. Hiermit veränderte ſich die Converſation.

„Es iſt eine complette Schönheit, die junge Baroneſſe Lilie,“ ſagte die Gräfin Gyldenkranz.

„Sie hat eine reizende Figur und viel Grazie,“ ſagte die Geheimeräthin mit einem kleinen Seufzer. Sie dachte an ihre eigene verkrüppelte Tochter, die den Abend in ihrem abgelegenen Zimmer zubrachte, unbekannt mit den Freuden, welche Jugend und Geſundheit genießen. Demoiſelle Rheinberg und Fräulein Helmſtorff waren vergeſſen von dieſer glänzenden und geräuſchvollen Verſammlung, wovon die Meiſten ſich nicht einmal ihres Daſeins erinnerten.

„Die Comteſſe iſt ein hübſches Mädchen,“ ſagte Graf Roſen, „aber ſie hat keinen hübſchen Gang. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es geht jetzt eine Formloſigkeit und Frivolität durch das ganze geſellſchaftliche Leben, die ſich in den kleinſten Dingen äußert. Ich möchte ungern ſagen, wie alle die anderen alten Herren: „In meiner Jugend war das anders. Aber ich werde doch oft gegen meinen Willen dazu genöthigt. Die Damen verſtehen beinahe nicht mehr zu gehen. Sie ſchleppen ſich mit einer Gemächlichkeit, als ob ſie fürchteten, man möchte glauben, daß ſie nicht Equipage hätten und nicht gewohnt wären zu fahren. Ich habe einmal eine alte Abhandlung geleſen über die Art, ſich zu produciren, und darin ein ganz charmantes Capitel über den Gang und die Bewegungen der Damen. Der Verfaſſer rechnet mit Recht einen graden, leichten und raſchen Gang zu den unwiderſtehlichſten weiblichen Reizen. Nur bei einem ſolchen Gange, ſagt er, ſo viel ich mich erinnere, können die Damen von jenen kleinen hurtigen Kopfbewegungen Gebrauch machen, welche ſo beredt ſind, und welche vollkommen improviſirt ſcheinen; nur da können ſie angenehm grüßen; denn die Schnelligkeit verbietet alle langſamen, ceremoniellen und meiſtens linkiſchen Manieren; nur da können ſie ohne Effronterie jene Blicke werfen, die wie das Leuchten eines Blitzes kommen und verſchwinden, und ſicher wie der Blitz treffen. O ſie wiſſen nicht, worauf ſie verzichten, um der Mode zu folgen! Aber jetzt wird alles dies vernachläſſigt. Sie folgen der Mode und adoptiren die langſamen Bewegungen, die beſtändig ermattet und fatiguirt ausſehen; man begegnet keinem andern Blicke als nebligen, verſchleierten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die ſchon lange vorher zielen, und daher das Ziel nicht treffen. Es iſt die Mode; aber es liegt tiefer, als man glauben ſollte, es hat Alles durchdrungen, es iſt übergegangen in die ganze Literatur und hat darin Wurzel geſchlagen. Deßhalb haben wir nun die unendlich langen Paſſionsgeſchichten, eine ewigwährende ſtille Woche in unſrer Literatur, die Martern und Qualen der Liebe fünf Acte hindurch in allen unſeren Schauſpielen und eine ausſchweifende Sentimentalität in allen Verhältniſſen — die alles wahre Gefühl untergräbt. Mit der abnehmenden Grazie der Damen beweine ich von ganzem Herzen alle die alten Abenteuer, alle die kleinen Erzählungen, die ſich um den Moment drehten, alle die wahren Gefühle, die ein ganzes Leben füllten in einem kurzen Zeitraum, gleichwie die claſſiſchen Komödien der alten Zeit. — Ach, meine Damen, es iſt die Poeſie, die ich beweine, die Poeſie in unſerer Literatur wie in unſerm geſellſchaftlichen Umgang; er iſt vergiftet, und wenn er noch nicht todt iſt, ſo ſteht er doch nicht mehr zu retten, er iſt aufgegeben."

Der Graf machte ein ſo ernſthaftes Geſicht bei dieſer

Kronfeldt darüber lachen mußten. Die Gräfin Gyldenkranz lachte laut.

„Lachen Sie nicht, meine Damen, ich bitte Sie Ihret- und meinetwegen,“ fuhr der Graf mit komiſchem Pathos fort. „Es iſt auch eins von den Gebrechen unſerer Zeit, daß wir über Alles lachen wollen; aber es wird damit enden, daß wir zuletzt an nichts mehr glauben. Dieſe Neigung des Lachens erſtickt alle Gefühle in uns, es verſchrumpft unſre Herzen, es trocknet unſre Thränenquellen aus, es macht uns erſt zu Skeptikern, dann zu Atheiſten, und endlich zu — Nichts.“

„Aber Sie ſind ja in ganz verzweifeltem Humor heute Abend,“ ſagte die Geheimeräthin. „Kommen Sie, wir wollen uns der Freudenquelle nähern; wer kann der Freude widerſtehen, wenn ſie uns lächelnd und tanzend mit dem jubelnden Laut der Töne entgegentritt. Wahrlich, ich ſtrenge mich an, poetiſche Ausdrücke zu finden; aber ich hoffe auch, daß der Graf nichts gegen meinen Gang einzuwenden haben wird, wenn er auch nicht mehr der ſchnellſte iſt.“

Roſen lächelte und küßte der Geheimeräthin die Hand. Sie traten in den Ballſaal, wo Alles eitel Jubel und Freude war. Oberſt Helo figurirte mitten vor der Thür, er ſprang beinahe bis an die Decke und machte Battements und pas de Basque ohne Aufhören, und lächelte ſeine Dame graziös an, indem er ſeine Schultern ſo zurückzog, daß ſich die Ellbogen beinahe berührten.

„Ich bin von Scylla in Charybdis gefallen, Ihro Gnaden,“ ſagte der Graf. „Sehen Sie einmal unſern

Freund Held! Er dreht ſich wie eine indiſche Pagode; muß man nicht jeden Augenblick erwarten, daß der Paroxysmus den Culminationspunkt erreicht haben und er unter dieſen unſinnigen Anſtrengungen niederſinken wird? Der Tanz iſt kein Vergnügen für Männer, dazu ſind wir allzu materiell; für junge Männer mag es zur Noth hingehn, aber auch nur zur Noth; älteren Herren kann ich es nicht verzeihen, wenn ich ſie in einer Quadrille ſehe. Die alten Römer, welche unſre Vorbilder in allen Geſchmacksſachen ſein können, hatten Gladiatoren und Tänzerinnen, aber ſie duldeten keinen Tänzer. Die einzigen zuläſſigen Tänze für Männer ſind die ſpaniſchen, der Cachucha, Fandango, Jaleo, und doch müſſen ſie nur von Spaniern getanzt werden.“

„Aber es iſt doch ein unſchuldiges Vergnügen, das man Jedem gönnen darf, der Freude daran zu finden weiß,“ ſagte die Gräfin.

„Es iſt nicht ſo unſchuldig, wenn es in ſo hohem Grade das Schönheitsgefühl beleidigt,“ antwortete Roſen. „Was ich jetzt ſagen will, iſt keineswegs etwas Neues, es iſt ein alter, aber vergeſſener Satz. Ein Mann hat kein Recht, zu tanzen und Entrechats zu machen und dazu zu lächeln. Dazu iſt er zu häßlich und zu nachdenklich. Es iſt eine Profanation, daß ein Geſchöpf, das offenbar zum Laſtträger geſchaffen iſt mit muskulöſen Armen und Beinen, breiten Schultern, großen Händen, ſteifen Gliedern und plumpen Füßen, mit ſeinen ungraciöſen Kleidern, mit ſeinem altklugen Geſicht daſſelbe thun will, was ein junges Mädchen mit ſeinen runden, weichen Formen, elaſtiſchen Bewegungen und ſeinen Gliedmaßen in einer flatternden Kleidung mit kindlichen Mienen thut. Tänzer kommen mir eben ſo widerlich vor, wie Tänzerinnen anziehend — aber alte Tänzer ſind mir ordentlich unerträglich.“

Die Gräfin Gyldenkranz und Frau von Kronfeld gingen weiter in den Saal; die Geheimeräthin und Graf Roſen blieben in einer Fenſtervertiefung ſtehen, von wo ſie die Geſellſchaft überblicken konnten.

„Es giebt alſo wohl Nichts, das heute Abend Gnade vor Ihren Augen findet?“ ſagte die Geheimeräthin. „Ein ſo decidirter Malcontent pflegen Sie doch ſonſt nicht zu ſein.“

„Ja,“ antwortete der Graf, „in dieſem Augenblick ſehe ich etwas, das mich erfreut. Möchte es auch Gnade vor Ihren Augen finden, und möchten Sie dazu beitragen, einen von meinen höchſten Wünſchen zu realiſiren und zwei Menſchen glücklich zu machen, deren Glück uns Beiden ſo ſehr am Herzen liegt!“

Die Geheimeräthin folgte ſeinem Blick mit den Augen und entdeckte Eliſabeth und Sophus in tiefer Unterhaltung. Sophus legte gerade die Hand verſichernd auf ſein Herz, Eliſabeth lachte und ſchüttelte den Kopf. Aber trotz dieſes Zweifels war eine verklärte Zufriedenheit über alle Züge Eliſabeths verbreitet, und trotz ſeiner ernſthaften Verſicherung ſtrahlten ſeine Augen von jugendlicher Freude. Es war offenbar einer der Momente im irdiſchen Leben, die dem Himmel am nächſten ſtehen, wo die Seele ihre Verwandtſchaft mit einer höheren Welt fuhlt. Die Geheimeräthin betrachtete das junge Paar mit einem wehmüthigen Lächeln und ſagte: „Wie wenig glückliche Augenblicke giebt es doch im Leben, und wie viele bittere und kummervolle geſellen ſich nicht oft zu den erſten Blitzen derſelben. Vielleicht iſt es am häufigſten unſer Glück, von dem unſer Unglück ausgeht.

„Und wenn das auch wäre,“ ſagte der Graf, „ſollten wir deswegen minder verſuchen, das Glück zu erreichen, weil es vielleicht ein mögliches Unglück in ſeinem Schooße tragen kann?“

Nein, aber wir ſollen uns in Acht nehmen, Andre auf einen Weg zu führen, weil wir ihn für den beſten halten, kurz geſagt, wir ſollen uns in Acht nehmen, das Schickſal zu ſpielen. So lange wir erkennen, daß eine Vorſehung über uns wacht, iſt unſer Eingreifen in deren Beſchlüſſe ein freches Unternehmen. Jeder Menſch iſt veränderlich, und die Zukunft iſt uns ein verſchloſſenes Buch; wir kennen diejenigen nicht einmal völlig, wie ſie für den Augenblick ſind, in deren Innerſtes wir eingreifen, deren Gefühlen wir eine beſtimmte Richtung geben wollen, weil es uns das Klügſte und Beſte zu ſein ſcheint — wie können wir da wiſſen, ob es ihnen dienlich ſein wird, wenn die Zeit die Veränderungen, welche ſie bringt, herbeigeführt hat?“

„Ja, wir kennen ſie,“ ſagte Roſen. „Wir wiſſen, daß dieſe beiden jungen Herzen einen Fond von edlen Gefühlen in ſich tragen und etwas Höherem zugänglich ſind, als die äußere Welt ihnen zu gewähren im Stande iſt. Ich hafte für Sophus. Und er liebt Eliſabeth.“

„Das iſt möglich. Aber wer bürgt uns dafür, daß dieſe Liebe nicht flüchtig und vorübergehend iſt?“

„Nein, dafür bürgt das quälende Verlangen, das ihn lange beſchäftigt hat, einen Gegenſtand zu finden, der mit ihm harmonirt, und der nicht ſeine Sinne, ſondern ſein Herz ergreift. Dieſen hat er in Eliſabeth gefunden. Weshalb ſollen wir ihn nun in die Welt hinausſtoßen und zu ihm ſagen: Es iſt des Menſchen Loos, vergebens zu ſuchen! — Weshalb ſollen wir das thun — wenn Eliſabeth auch in ihm das Ideal gefunden hat, das ſie glücklich machen kann?“

„Sie können vielleicht darin Recht haben, daß Eliſabeth Norden liebt. Aber dieſe Liebe iſt ihr ſelbſt noch ein Geheimniß. Noch weiß ſie nichts davon, wie viel Macht eine Leidenſchaft über ein Mädchen von Eliſabeths Charakter ausübt. Wenn Sophus ſich in dieſem Augenblick von ihr entfernt, wird ſie bald etwas vermiſſen und eine Leere fühlen, welche doch Erſatz finden wird, vielleicht ſelbſt durch einen minder liebenswürdigen, denn das unbeſchäftigte Herz wird immer ein Ideal ſuchen und finden, denn unſre Idealiſirungskraft gerade iſt die mächtigſte Bundesgenoſſin der Herren, ein ewig gegenwärtiger Verräther, zu dem wir Zutrauen haben. Die geringſte Theilnahme von unſerer Seite wird ihr Schickſal beſtimmen. Wenn der Erfolg unſrer Erwartung nicht entſpricht, haben wir uns viel vorzuwerfen. Deshalb, mein Freund, ſchlage ich es Ihnen geradehin ab, auch nur den geringſten Schritt zu thun, um unſre Lieblinge glücklich zu machen, ja ich bitte Sie ſogar, auf Ihre

Lieblingsidee zu verzichten und ſich ganz paſſiv zu verhalten.“

„Und weshalb ſollte der Erfolg unſrer Erwartung nicht entſprechen?“ unterbrach er die Geheimeräthin. „Es iſt ſo viel“ — — —

„Ja, es iſt ſo viel, was das Entgegengeſetzte prophezeit,“ unterbrach ihn die Geheimeräthin. „Mich wundert, wie Graf Roſen dieſe Hinderniſſe überſehen kann.“

Die Geheimeräthin theilte ihm nun des Oberſten eitle Pläne mit, die ſie ſchon längſt durchſchaut hatte. Er hatte es Eliſabeth noch nicht vergeben, daß ſie nicht Hofdame geworden war; wenn ſie nun nicht Gräfin ward, konnte ſie auf ſeine Unverſöhnlichkeit ſicher rechnen. Eliſabeth werde das unglückliche Opfer werden, das ſah die Geheimeräthin voraus, und ſie bebte vor dem Augenblick, wo Eliſabeths kindliche Ruhe von den Leiden geſtört werden würde, welche eine unglückliche Neigung über ein liebendes Herz bringt. Der Graf meinte, daß man auf den Schutz der Königin bauen dürfe, und daß der Oberſt ein allzu unterthäniger Charakter ſei, um ſich einem allerhöchſten Willen zu widerſetzen. Frau Helmſtorff ſchüttelte den Kopf. Das Geſpräch ward von dem Oberſten unterbrochen, der Aufklärung zu haben wünſchte über den jungen Grafen Prinzenſtein, der unermeßlich reich und mit mehreren deutſchen fürſtlichen Familien nahe verwandt ſein ſollte. Der junge Graf hielt ſich eine kurze Zeit in Kopenhagen auf bei einer Durchreiſe nach Stockholm, wo er als Legationsſecretär angeſtellt war. Der Oberſt hatte Gelegenheit gefunden, ihm ſeine Tochter zu präſentiren; der Graf war ſo höflich geweſen, ſie zum Tanz zu engagiren; aber Eliſabeth war „ſo maladrett" geweſen, ihm zu ſagen, daß ſie ſchon engagirt ſei. Der Oberſt wandte ſich eigentlich an die Geheimeräthin, um ihr einige Pikanterien zu ſagen über den „Mangel an Welt," den er immer bei Eliſabeth finde. Die Geheimeräthin nahm ſeine verblümten Vorwürfe mit lächelnder Miene auf. Der Tanz begann, und Eliſabeth trat in die Quadrille mit Sophus, deſſentwegen ſie ſich dem Grafen Prinzenſtein verſagt hatte. Roſen und die Geheimeräthin wechſelten einen ſchnellen Blick, der eine Recapitulation ihres abgebrochenen Geſprächs enthielt. Der Oberſt drehte ſich hurtig um, ging zu ſeiner Tochter und flüſterte ihr einige Worte ins Ohr. Eliſabeth ſchlug verlegen die Augen zu Boden; als ſie ſie wieder aufſchlug und ſie mit betrübtem Blick auf Sophus wandte, der ſie mit einem tröſtenden Lächeln betrachtete, verbreitete ſich eine tiefe Röthe über Eliſabeths Geſicht, und ein Phyſiognomiker würde nicht daran gezweifelt haben, daß des Oberſten Plumpheit ſie in einem einzigen Augenblick in der Kenntniß des Zuſtandes ihres eigenen Herzens weiter gebracht habe, als eine ziemlich lange fortgeſetzte Bewerbung von Sophus es gethan haben würde. In dieſem Augenblicke wußte Eliſabeth, daß ſie den Sophus liebe.

Aber Graf Prinzenſtein war nicht der einzige, dem Eliſabeth den Tanz abgeſchlagen hatte, um Sophus ihr Wort zu halten; auch Eichfeldt hatte ſie vergebens engagirt und er ſahe nun mit Mißgunſt und Haß auf ſeinen glücklichen Nebenbuhler, der Eliſabeth zum Tanz führte — Und beinahe alle Anweſende theilten Norden's und Eichfeldt's Meinung, daß Eliſabeth heute Abend ungewöhnlich hübſch ſei — es war ihre belle soirée.

Eichfeldt ließ ſich in ein Geſpräch mit Comteſſe Reifſenſtein ein, und enthielt ſich nicht der Malice, ſie auf das junge Paar aufmerkſam zu machen, deſſen „Oeilladen" er ein wenig zu frei fand. „Wie iſt es möglich," ſagte er, „daß eine Dame ein ſolches Milchſemmelgeſicht, wie Norden, einem Manne von Welt, wie Prinzenſtein, vorziehen kann? — Die Comteſſe fand es auch beſonders, doch laſſe über den Geſchmack ſich nicht disputiren; ſie fand Norden ſehr unbedeutend, ſehr fade, gar nicht hübſch, und ziemlich ungebildet — und von Fräulein Held wußte ſie eben nichts zu ſagen.

Ehe der Abend zu Ende war, hatte ſie den flüchtigen Oberſten gefangen und ihm mit der lächelndſten Miene erzählt, daß ſeine Tochter auf dem Wege ſei, eine brillante Partie zu machen, daß Graf Prinzenſtein ſterblich in ſie verliebt ſei; aber der junge Mann ſei zu timide, es fehle ihm an der Dreiſtigkeit, mit welcher junge Herren etwas wagen müßten. Sie rieth dem Oberſten „amicalement," auf ſeinem Poſten zu ſein. Das war das erſte Mal, daß ſie den Oberſten nach ſeinem verunglückten Sturm angeredet hatte. Er war entzückt darüber. „Ich will Ihnen im Vertrauen ſagen," ſagte ſie, „Ihre Tochter bekommt einmal einen bedeutenden Theil des Helmſtorff'ſchen Vermögens; die Tochter lebt ja nicht lange mehr, das iſt nur zu gewiß — und davon haben gewiſſe Speculanten ſchon eine Ahnung. Nehmen Sie ſich in Acht vor dergleichen Leuten. Ich nenne Niemand," ſagte ſie mit einem langen Blick auf Sophus. „Prinzenſtein iſt verſchwägert mit den meiſten deutſchen fürſtlichen Familien. Wenn Ihre Tochter nicht eine brillante Partie macht, iſt es ihre eigene Schuld. Mais que cela soit dit entre nous!"

Der Oberſt küßte ihre Hand mit Wärme. Er betrachtete dieß als eine Annäherung von Seiten der Comteſſe; es ahnete ihn nicht, daß er ein Werkzeug ihrer Unverſöhnlichkeit war. —

Einige Tage nach dem großen Balle bei Frau Helmſtorff brachte Sophus zum erſten Mal einen ganzen ungeſtörten Abend bei der Geheimeräthin zu. Eliſabeth war in einer Laune, welche nicht ungewöhnlich iſt bei jungen Mädchen, einer Miſchung von Ausgelaſſenheit und Mißmuth, Hoffnung und Furcht, Scherz und Ernſt, Ungewißheit und Beſtimmtheit, einer Miſchung, welche es unmöglich macht, dieſer liebenswürdigen Laune einen beſtimmten Charakter zu geben. Eliſabeth war überzeugt, daß Sophus ſie liebe, und dieſe Ueberzeugung, welche ſie glücklich machte, gab ihr zugleich eine Sicherheit, welche wohlthuend auf ihn wirkte, indem ſie ihn ahnen ließ, daß ſeine Liebe erwiedert werde. Die Geheimeräthin war an ihrem Secretair beſchäftigt, unaufſchiebbare Briefe nach Holſtein zu ſchreiben; Eliſabeth hatte muſicirt; Sophus las ihr einige Gedichte laut vor, welche damals mit dem ganzen Intereſſe der Neuheit zum Herzen ſprachen — und welche nun ſchon zu den Antiquitäten gerechnet werden. Jetzt ſtickte ſie; Sophus ſaß an ihrer Seite und ſpielte mit den Sächelchen, die zu ihrem Arbeitsetui gehörten, indem er aus dem Gedächtniß ein kleines Gedicht recitirte, das er hübſch fand. Eliſabeth meinte, daß es zu ernſt ſei. Sophus vertheidigte das Gedicht; aber Eliſabeth ſagte: „Solche melancholiſche Poeſien finden nur in kummervollen Stunden Anklang. Kummer behagt nur in einzelnen Augenblicken, Freude behagt immer. Und die künſtliche Stimmung, in welche man ſich freiwillig bei wehmüthigen Gedichten verſetzt, kommt mir affectirt vor, und aus dieſem Grunde langweilig.“

Und Eliſabeth gab ſich gefliſſentlich den Schein, als ob ſie ein Gähnen zurückhielte, um ihm zu beweiſen, daß ſein Gedicht ſchon ſeine Wirkung gethan habe.

„Das Gedicht iſt ſchön,“ ſagte Sophus, „und das Gedicht iſt es nicht, was Sie langweilt, das ſollen Sie mir nicht einbilden, das bin vielmehr ich. Wenn ich zu oft herkomme, müſſen Sie mir das rein herausſagen. Ich habe Sie gebeten, mir die Wahrheit zu ſagen — und das haben Sie mir auch verſprochen.“

„Seien Sie nur ganz ruhig,“ antwortete Eliſabeth lachend, „ich werde halten, was ich verſprochen habe. Sie werden mich nur allzu ehrlich finden, das weiß ich gewiß. — Mein Gott, was Sie für eine Verwirrung in meinem Korbe anrichten!“

Unter den Kleinigkeiten, die in ihrem Arbeitskorbe lagen, waren auch ein paar Gedichtchen, welche Sophus abgeſchrieben hatte. Er nahm eins derſelben und legte es auf den Tiſch, indem er ſagte: „Und dieſes? Gähnen

Sie dabei auch? Dazu iſt es doch wirklich zu hübſch. Laſſen Sie mich ſehen, ob Sie dreiſt genug dazu ſind.“

„Das iſt viel zu ſentimental,“ ſagte Eliſabeth, und hielt die Hand vor den Mund. „Das kann mir die gute Laune verderben, ſelbſt an dem hellſten Sommertage; es iſt eine herbſtliche Wehmuth darin, die auf eine baldige Auflöſung hindeutet. Ich mag es nicht in meinem Korbe haben.“

Und indem ſie dieſe Worte ſagte, nahm ſie das Gedicht und zerriß es. Sophus ſammelte die Bruchſtücke und ſagte: „Mein Fräulein, Sie hätten wohl einen gelegeneren Augenblick wählen können, um Erinnerungen zu vernichten, welche freilich Ihnen angehören, aber an denen ich doch auch einen Antheil habe. Ich will Ihrem Wunſche zuvorkommen, und auch dieſes vernichten.“ — Und hiermit riß er ſelbſt das andre Gedicht entzwei.

„Dazu hat Ihnen Niemand das Recht gegeben,“ ſagte Eliſabeth. „Ich werde ſchon ſelbſt unter meinen Sachen aufräumen. Dieß hatte ich noch nicht auswendig gelernt,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

Dieſe wenigen hingeworfenen Worte verjagten plötzlich Nordens augenblicklichen Mißmuth. Er erbot ſich ſogleich, es von Neuem abzuſchreiben. Aber Eliſabeth wollte es nicht wieder haben; es werde ihr nur eine beſtändige Erinnerung ſein an ſeinen Mangel von Delicateſſe, ſagte ſie. Sophus ſchrieb es deßungeachtet mit Bleiſtift aus dem Gedächtniß nieder. „Wie eigenſinnig Sie ſind?“ ſagte Eliſabeth. „Immer thun Sie das Gegentheil von dem, warum man Sie bittet.“

„Das läugne ich nicht,“ antwortete Sophus lachend. „Dis moi, qui tu hantes, je te dirai, qui tu es, ſagt das alte Sprüchwort.“

„Nein, das iſt mein Charakter nicht, und dieſer Vorwurf trifft mich keineswegs. Aber Sie wollen ſich rächen, weil ich Ihnen neulich auf dem Ball Ihren launenhaften und eitlen Charakter bezeichnete. Und doch ließ ich einen Hauptzug aus, der eigentlich das Ganze unvollſtändig gemacht hat.“

„Und der iſt?“ fragte Sophus, indem er fortfuhr zu ſchreiben.

„Ihr Hang zur Koketterie. Sie ſind koketter als irgend eine Dame. Können Sie das läugnen?“

„Keinesweges,“ ſagte Sophus, indem er auf das Gedicht hauchte, es zuſammenfaltete und in Eliſabeths Arbeitskorb legte. Sie ſah nicht auf von ihrer Arbeit und ſchien es nicht zu bemerken. „Sie haben vollkommen Recht. Aber Sie haben jetzt mit einem einzigen Worte mir eine Maske abgezogen, die ich bisher getragen habe. Jetzt habe ich Ihnen nichts mehr zu verbergen, und jetzt haben Sie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ich mich Ihnen in meiner vollen Natürlichkeit zeige. Es iſt Ihre eigne Schuld, wenn ich nun meine theuerſten Geheimniſſe mit Ihnen theile.“

Eliſabeth erröthete leicht und fuhr fort zu nähen, ohne aufzublicken.

„Es iſt doch keine Unterhaltung ſo anziehend wie die, welche ſich um den menſchlichen Charakter dreht,“ ſagte Sophus. „Ich betrachte jede andre Converſation über

Theater, Literatur, Tagesneuigkeiten wie ein Mittel, um endlich auf den Menſchen ſelbſt zu kommen. Aber es glückt mir ſelten — denn den Menſchen ſelbſt findet man nicht immer unter der menſchlichen Larve. Es iſt unglaublich, welch ein Mangel an Menſchen in der Welt iſt."

„Es ſind genug, aber ſie zeigen ſich nicht immer," ſagte Eliſabeth.

„Selbſt Sie machen ſich bisweilen dieſes Fehlers ſchuldig," ſagte Sophus.

„Das iſt kein Fehler, das iſt nur kluge Oeconomie."

„Ei, wie können Sie ſo geizig ſein, da Sie ſo viel zu verſchwenden haben," ſagte Sophus galant.

„Mama, bin ich geizig?" brach Eliſabeth aus, die das Compliment nicht annehmen wollte.

Die Geheimeräthin ſah einen Augenblick auf von ihrem Schreibetiſch und antwortete lächelnd: „Nein, mein Kind, es wäre Sünde, Dich deſſen zu beſchuldigen. Geizig biſt Du ganz und gar nicht." — Hierauf fuhr ſie fort zu ſchreiben.

„Da hören Sie's," ſagte Eliſabeth triumphirend. „Aber es iſt nicht das erſte Mal, daß mir dieſe Beſchuldigung gemacht wird. Da war auch ein Major, der oft zu uns nach Schmoll kam, und der ſo gut war, mir den Hof zu machen; der beſchuldigte mich immer des Geizes, weil ich mit meiner Zeit in ſeiner Gegenwart öconomiſirte. O Gott, was war der langweilig!"

„Sans comparaison hätten Sie hinzufügen ſollen," ſagte Sophus.

„Es war der langweiligſte von allen meinen Anbetern, deren ich doch eine Anzahl hatte, Dank den Diners meiner Tante und der geographiſchen Lage von Schmoll. Es iſt nämlich das einzige Landgut, das in der Nähe einer Garniſon liegt, und die armen Officiere ſind ordentlich in Verlegenheit mit ihren Herzen. Der Major hätte ſeine ritterliche Aufmerkſamkeit gern jeder Andern zugewandt, aber es war Niemand da, und ſo ließ er ſich auf meine Liſte einſchreiben, zugleich mit dem Adjutanten, einem alten Fähnrich und einem ſechzigjährigen Oberſtlieutenant, der ein Freund meines Vaters war.“

„Sie ſcheinen keine Civilliſte bei Ihrem Hofſtaat gehabt zu haben, ſondern eine durchaus militäriſche,“ ſagte Sophus lachend. Und Eliſabeth lachte auch bei der Erinnerung an ihre alten Anbeter.

Das Geſpräch fiel nun auf Erinnerungen aus einer früheren Zeit. Sophus ſprach von den Jahren, die er in Kopenhagen zugebracht hatte, während Eliſabeth ſich in Schmoll aufhielt. „Damals kannte ich Sie noch nicht, denn eine Kinderbekanntſchaft bedeutet nicht viel,“ ſagte er. „Es iſt mir wunderlich zu denken, daß es wirklich eine Zeit gab, wo ich Sie nicht kannte, und Sie nicht — vermißte,“ fuhr er fort, weil er nicht den Muth hatte zu ſagen, „wo ich Sie nicht — liebte.“

Er ſchwieg plötzlich. Eliſabeth ſah flüchtig auf von ihrer Arbeit, und ſagte lächelnd: „Fahren Sie nur fort, mir von jener Zeit zu erzählen. Es ruft mir manche liebe Erinnerung zurück aus der angenehmen Zeit, wo

Sie mich nicht vermißten. Es war vielleicht die glücklichſte Zeit, die mir jemals zu Theil ward; es war die Zeit, die ich auf Schmoll zubrachte."

„O doux souvenir de vos vieux amans!" brach Sophus muthwillig aus. „Warum iſt jene tapfre Schaar Ihnen nicht nach Kopenhagen gefolgt! Es würde ein ſtolzer Anblick ſein, Sie von Ihren Rittern umringt zu ſehen."

„Es würde nicht Raum genug für ſie alle ſein in dem Zimmer meiner Tante," ſagte Eliſabeth, „es würde uns in Verlegenheit gebracht haben, denn keiner von ihnen konnte das Stehen aushalten, ſie waren alle ſitzende Hofmacher."

„Laſſen Sie uns nicht über das Alter ſpotten!" ſagte Sophus. „Wir werden auch einmal alt. Es iſt der ſchlimmſte Fluch, der das Menſchengeſchlecht begleitet."

„Ach, alle Blumen müſſen verwelken, und ſelbſt Sylphen können altern," ſagte Eliſabeth mit einem kleinen Seufzer, indem ſie auf ein Bildniß der Geheimeräthin aus deren früheſter Jugend hinzeigte, wo ſie als Sylphe abgebildet war, umſchlungen von Blumenguirlanden. „Es liegt ein großer Reiz in der Jugend, es iſt eine köſtliche Zeit. Aber bei aller meiner Liebe für die Jugend weiß ich nicht, ob ich nicht dem Greiſenalter den Vorzug gebe als dem liebenswürdigſten. Sehen Sie dieſe junge tanzende Sylphe mit braunen Locken und runden, lächelnden Wangen; man ſollte glauben, es laſſe ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Und nun ſehen Sie meine ehrwürdige Tante mit ihren grauen Haaren und mit ihren

Runzeln, worein Kummer und Alter ihre Runen geſchrieben haben. Man ſollte nicht glauben, daß eine ſolche Verwandlung mit einem Menſchen vorgehen könne, Alles iſt verändert. Nur die Augen ſind dieſelben. Es ſind der Sylphe freundliche braune Augen; aber ſie haben nicht mehr den unbeſtimmten Ausdruck einer kindlichen Gutmüthigkeit, der eine noch ſchlummernde Seele andeutet; ſie drücken einen kräftigen Willen aus, eine milde Freundlichkeit, die geläutert iſt in den Prüfungen der Welt; ſie deuten eine Seele an, die in Liebe lebt und wirkt. Nein, ich kann mir nichts Liebenswürdigeres denken als meine Tante, und ich würde wünſchen, daß ich ihre ſechzig Jahre hätte, wenn ich ihr gleichen und ſein könnte wie ſie.“

Eliſabeth ſtand auf, legte ihre Arbeit auf den Tiſch und machte ſich etwas im Zimmer zu thun, um die Bewegung zu verbergen, wovon ſie plötzlich ergriffen war und welche von ihrer früheren Stimmung ſo ſehr abſtach. Sophus betrachtete ſie mit dem Entzücken eines Liebhabers. Eliſabeth bückte ſich im Vorbeigehen zur Geheimeräthin nieder und küßte ſie auf die Schulter. Frau Helmſtorff legte die Feder hin, faßte ſie beim Kopfe und erwiederte ihren Kuß mit einer Innigkeit, welche Niemand der ſonſt ſteifen und ernſten Frau würde zugetraut haben, die ſich ſtets in ſo conventionellen Formen bewegte. Selbſt auf Sophus, der doch die Geheimeräthin kannte und wußte, daß ſie eine Frau von warmem Herzen war, die alle ihre Umgebungen mit unendlicher Liebe umfaßte, ſelbſt auf Sophus machte dieſe ſtille, herzliche Umarmung die

Wirkung, welche nie fehlt, wenn man die Aeußerung einer lebendigen Zuneigung erblickt.

Die Geheimeräthin ſtand auf vom Secretair, Eliſabeth rückte ihren Lehnſtuhl ab, ſetzte den Schemel zu ihren Füßen und zeigte ihr alle Zärtlichkeit einer liebenden Tochter. Das Geſpräch nahm eine ernſtere Wendung, die dennoch für die jungen Herzen etwas ſehr Anziehendes hatte, und Sophus verließ das Haus der Geheimeräthin in jener glücklichen und befriedigten Stimmung, die ſtets einem ſtillen Abend folgt, den man in einem theuren Kreiſe, unter edlen und herzlichen Umgebungen zugebracht hat.

An einem ſchönen Abend im Frühſommer ſtrömte Kopenhagens Bevölkerung zu dem in dem nördlichen Theile der Hauptſtadt gelegenen Roſenburgſchloſſe, deſſen gothiſche Thürme und rothe Mauern ſich in den breiten Gräben ſpiegelten, welche das Schloß von dem großen Schloßgarten trennte, der es von allen Seiten umgab. Derſelbe Styl, der der vorherrſchende iſt in allen Gebäuden Chriſtian's des Vierten, iſt auch in Roſenburg unverkennbar, das jenes Königs Lieblingsaufenthalt war. Als das Schloß gebaut ward, lag es außerhalb Kopenhagen und war Chriſtian's des Vierten Sommerreſidenz, wenn ſeine königlichen Pflichten ihm nicht erlaubten, in Friedrichsburg zu ſein, das gegen fünf Meilen von der Hauptſtadt entfernt iſt. Aber noch bei ſeinen Lebzeiten wuchs Kopenhagen und nahm Roſenburg innerhalb ſeiner Wälle auf. Hier ſtarb dieſer thätige König, und noch macht man Wallfahrten nach dem Roſenburgſchloſſe, um innerhalb der Mauern zu athmen, die die Zeugen der kraftvollen Thaten Chriſtian's des Vierten geweſen ſind, und Niemand ſieht ohne Bewegung die vier Ringe in der Decke des kleinen Eckzimmers, welche die einfache Hängematte trugen, in welcher der König ſeinen letzten Seufzer ausathmete.

Viele Jahre ſtand das Schloß unbewohnt und wurde nur hin und wieder zu einer Feſtlichkeit benutzt, der man ein ungewöhnliches Gepräge durch dieſe Vermählung der Gegenwart mit der Vorzeit geben wollte; denn die ſpäteren Könige fanden das Schloß zu beſchränkt für die ſteigenden Forderungen der Zeit. Aus einem Reſidenzſchloß ward es ein Magazin der Regalien, und hier werden zugleich eine Menge Koſtbarkeiten aufbewahrt, die ein geſchichtliches Intereſſe haben, indem ſie den Betrachter unter die Sitten und Kunſterzeugniſſe verſchiedener Zeitalter verſetzen. Das Schloß ſelbſt iſt unverſehrt erhalten, es iſt noch ſo, wie es zu Chriſtian's des Vierten Zeit war, aber der Schloßgarten hat Veränderungen erfahren. Die alten prachtvollen Treibhäuſer, welche man in der undäniſchen Sprache jener Zeit Laurierhäuſer nannte, ſind nun in Gardekaſernen umgeſchaffen, und der Theil des Gartens, der dicht vor der Façade des Schloſſes liegt und ehedem ein Blumenparterre war mit köſtlichen Blumen, ſteifen Hecken, Orangenbäumen in

Kugelform, Buchsbaum, Statüen und Springbrunnen in Menge, iſt jetzt eine öde Fläche. Er iſt nicht umgeſtaltet, ſondern entſtaltet zu einem Exercirplatz. Ich weiß nicht, nach weſſen Vorſchlag dieſe Entſtaltung ſtattgefunden hat; wenn ich es wüßte, würde ich den Namen eines Mannes aufbewahren, dem wir es verdanken, daß die ſchweigenden Hallen Chriſtian's des Vierten ewig widerhallen von Trommelwirbel und einem ſtets fortgeſetzten Marſchzählen, während der Wind den trocknen Sand gegen die alten Fenſterſcheiben des Schloſſes peitſcht. Der Exercirplatz hat Roſenburg mit einer Proſa verſehen, die der neueren Zeit ausſchließend angehört.

Aber zu der Zeit der hier erzählten Begebenheiten ſtanden die alten Laurierhäuſer noch; Mars hatte noch nicht ſeine Stärke angewandt, um Flora ganz unmythologiſch zur Thür hinauszuwerfen, der Blumengarten gedieh noch unter der ſorgſamen Pflege des Gärtners, die Hecken waren ſpitz und viereckig, die Orangenbäume kugelrund, und vier große Springbrunnen warfen ihre Strahlen hoch in die Luft und fingen ſie wieder auf in runden Marmorbecken. Auf der andern Seite war der Schloßgarten damals viel größer, als er jetzt iſt. Wo ſich jetzt moderne engliſche Anlagen in krummen Gängen ſchlängeln, durchſchnitten damals ſteife Alleen mit Statüen den Garten in verſchiedenen Richtungen. Die einzige Stelle, wo nichts verändert iſt, wo man kaum die Geneigtheit der neuern Zeit merkt, der ältern ihren Stempel aufzudrücken, iſt der Hain, wie er damals genannt wurde, um die Springquelle, wo alte Linden und wilde Kaſtanienbäume noch dieſelben Schatten verbreiten, die ſie hinwarfen über die längſt entſchlummerte Generation, die ich in dieſen Blättern wieder ins Leben zu rufen gewagt habe.

Bisher war der Roſenburggarten ausſchließend dem Hofe zugänglich geweſen, und erſt im Anfange dieſes Sommers, ſiebzehnhundert und ein und ſiebenzig, veranſtaltete es Struenſee, daß der Eintritt Jedem erlaubt wurde. Dieſen Abend aber war ein ungewöhnliches Feſt, das die Einwohner der Hauptſtadt hinzog.

Mit derſelben Geſchäftigkeit, womit Kopenhagens Einwohner jetzt nach dem Roſenburggarten eilen, um ſich dort eines Concerts unter freiem Himmel zu erfreuen, mit derſelben Geſchäftigkeit eilten damals unſre Vorväter und Vormütter zu derſelben Stelle, um den Vergnügungen beizuwohnen, welche ein gewiſſer Sieur Gabel die Erlaubniß erhalten hatte zu bewerkſtelligen, und welche bisweilen durch die Gegenwart des Hofes verherrlicht wurden. Die königlichen Herrſchaften pflegten da Erfriſchungen einzunehmen auf Roſenburg, und dann ſich unter die Volksmenge zu miſchen. Der Garten war mit farbigen Lampen erleuchtet, beſonders der große Hain um den Springbrunnen, und die zunächſt daranſtoßenden Baumgänge; hübſche Zelte luden die Luſtwandelnden ein, Erfriſchungen einzunehmen. In einem Zelte hatte Sieur Gabel die Erlaubniß bekommen, eine Pharaobank zu halten gegen eine bedeutende Abgabe an das kurz zuvor errichtete Hospital für Findelkinder. Hier verſammelte ſich Jung und Alt um den grünen Tiſch, um in dem anlockenden Glücksſpiel eine ſchimmernde Zukunft zu ſuchen, und man darf wohl ſagen, daß das Gute, das man auf dieſe Art für ein wohlthätiges Inſtitut zu Wege brachte, durch die traurigen Folgen vernichtet wurde, welche dieſe Nachäffung der Unſittlichkeit fremder Hauptſtädte nach ſich zog. Bisweilen gab es auch Feuerwerke im Garten, und es war ein ſchöner Anblick, die Bäume und das alte Schloß von den aufſteigenden Raketen beleuchtet zu ſehen, welche einen magiſchen Glanz über dieſe Andenken einer längſtverſchwundenen Zeit hervorzauberten, um ſie einen Augenblick nachher in die Nacht des Grabes zurückſinken zu laſſen. —

„Wir müſſen doch auch einmal die Anſtalten ſehen, die im Roſenburggarten gemacht ſind,“ ſagte der alte Calais am Morgen. „Es wird Liſetten aufmuntern, ſie ſieht mir ſo betrübt und kränklich aus in der letzten Zeit. Es fehlt Dir doch nichts, mein Kind?“

„Nein, mir fehlt nichts,“ ſagte Liſette, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen. Aber der Seufzer, der dieſe Worte begleitete, widerſprach dem gezwungenen Lächeln, das einen kurzen Augenblick um ihre Lippen ſpielte.

„So wollen wir bei Gott heute in des Königs Garten gehen,“ fuhr der alte Goldſchmidt fort. „Man ſagt, daß die königlichen Herrſchaften heute hinkommen werden; da wird Sieur Gabel ſich ſchon anſtrengen, Alles ſo hübſch wie möglich zu machen. Wir können vielleicht ſo glücklich ſein, den König und die Königin zu ſehen, denk' einmal, Kind!“

„Ich möchte lieber zu Hauſe bleiben, wenn ich dürfte,“ ſagte Liſette, und eine plötzliche Röthe überzog ihr bleiches Geſicht.

„Wenn Dir nichts fehlt?“ brach Calais verwundert aus; nein, Du bekommſt keine Erlaubniß. Wir wollen Alle hin. Und kenne ich Winklers recht, ſo ſchließen ſie ſich an uns an.“

Liſette ſchwieg. Sie weinte im Stillen den ganzen Tag, ſobald ſie nur einen Augenblick allein war. Am Abend wanderte ſie mit ihrem Vater, Baſe Cordia, dem jungen und dem alten Winkler nach Königs Garten.

Es war eine ungeheure Menge Menſchen verſammelt, und am Eingang drängten ſich Vornehme und Gemeine, um zu der Luſtbarkeit hineinzukommen, die auf einmal mehrere Sinne befriedigte. Das Gerücht, der Hof werde Abends hinkommen, war allgemein, und Alle eilten erwartungsvoll zum Schloſſe, um an der Erleuchtung der Fenſter zu ſehen, ob dieſe Erwartung werde erfüllt werden. Aber das Schloß lag wie ein düſteres Monument mitten in dem feſtlich erleuchteten Garten, und nichts deutete an, daß Vorbereitungen getroffen waren zum Empfang ſo hoher Gäſte. „Vielleicht kommen ſie doch her incognito,“ meinten Mehrere; denn ſo weit war es gekommen, daß man dem Hof einen ſolchen Incognitobeſuch zutraute. Aber dieſes Zutrauen diente nicht dazu, die Achtung vor den gekrönten Häuptern zu befeſtigen.

„Ich glaube nicht, daß ſie herkommen,“ ſagte ein wohlgekleideter Mann zu ſchlechtem Troſt für ſeine Familie.

„Es wäre nicht paſſend für königliche Perſonen, etwas im Verborgnen zu thun. Wollen Sie herkommen, ſo müſſen ſie auch ſo ſein, daß Jeder und Alle ſie ſehen können.“

„Das iſt ſo ſo,“ meinte ſein Nachbar: „Sie thun gegenwärtig ſo viel, was man nicht glauben ſollte.“

Die Sprechenden hatten ein Zelt eingenommen, wo ſie Erfriſchungen genoſſen und hörten, oder wenigſtens Gelegenheit hatten, die Muſik zu hören, die von einer unter den großen Bäumen errichteten Bühne herſcholl. Die Geſellſchaft beſtand aus achtbaren Bürgern mit ihren Familien.

„Das iſt lauter neumodiſches Zeug, was man ſieht und hört,“ ſagte ein Anderer. „So viel iſt gewiß, daß es ſonſt nicht ſo zuging. Aller dieſer Hokuspokus zum Beiſpiel iſt doch des Teufels Werk. Wozu giebt das nicht Veranlaſſung? Zu Ausſchweifungen aller Art. Aber das iſt es grade, worauf ſie ihre Abſicht haben, ſonſt iſt es ihnen nicht ausländiſch genug. Es ſoll Deutſch und ſoll auch Engliſch ſein.“

„Aber es iſt doch hübſch und vergnüglich anzuſehen,“ antwortete Calais. „Und Vortheil bringt es auch, es bringt ja Geld für die Findelhausſtiftung, das müßt Ihr nicht vergeſſen.“

„Ja, die Stiftung, die hat auch der Böſe erfunden. Wird ſie die Tugend vielleicht befördern?“

„Sie wird viele unglückliche Kinder retten,“ ſagte Calais. „Statt daß man jetzt hingeht und die Klingel zieht und das Kind in den Korb legt, warf man es ſonſt in den erſten den beſten Gaſſenwinkel, wo es liegen und vor Kälte umkommen, oder von den Hunden todtgebiſſen werden konnte. Das hat man ja ſonſt geſehen und gehört. Jetzt wird ordentlich geſorgt für ein ſolches unglückliches Geſchöpf, das die unbarmherzigen Eltern verlaſſen haben; iſt das nicht ſehr löblich?"

„Dafür können wir Struenſee danken, das iſt eine von ſeinen Einrichtungen," ſagte unſer alter Bekannter, der Politiker. „Ja, laßt uns ihn in Ehren halten, er iſt ein Reformator, und das iſt es, was wir nöthig haben, um den alten Schlendrian los zu werden.

„Ja, koſtbare Comödien, franzöſiſche und italieniſche, die hat er uns verſchafft, das iſt wahr."

„Aber das giebt dem Hofe Glanz, und das iſt eine Ehre für uns Alle mit einander," ſagte der dicke Bürger, den wir gleichfalls kennen.

„Eine ſchöne Ehre, draußen zu ſtehen, während die Andern ſich drinnen auf unſre Rechnung luſtig machen," ſagte der Politiker ſpottend.

„Aber es geſchieht ja nicht auf unſre Rechnung. Es iſt ja der König, der es bezahlt. Wenn wir nicht dabei ſein wollen, können wir ja wegbleiben und unſer Geld ſparen."

„Und die alten vernünftigen Miniſter hat er uns mitabgeſchafft," ſagte ein Andrer. „So ein Mann wie der Graf Bernſtorff, iſt es nicht eine Schande, daß der den Abſchied bekommen hat?"

„Er hat ihn ſelbſt genommen, er paßt nicht zu den neuen Veränderungen, laßt ihn aus dem Spiel bleiben," ſagte der Politiker.

„Und die Beſchränkung der Feſttage, ſoll das auch etwas Gutes ſein?“ ſagte ein Rentenſchreiber. „Wenn man ſelbſt das ganze Jahr durch frei haben kann, iſt es eine leichte Sache, zu den Andern zu ſagen, daß ſie hingehen und arbeiten und auf dem Comptoir ſitzen und ſich quälen ſollen, ohne mehr dafür zu bekommen.“

„Und die Beſchränkung des Hofſtaats, wodurch ſo viele Menſchen brodlos werden,“ ſagte ein Mann, der ehemals Lieferungen gehabt hatte. „Das heißt den Schilling ſparen, um den Thaler für Anderes auszugeben.“

„Die Stadt iſt ja wie eine Wüſte,“ ſagte ein Krämer. „Nichts kann man bekommen für ſeine Waaren, und alle Preiſe fallen. Jeder zieht fort, wer ſich nur losmachen kann. Es iſt ja hier ſchlimmer als in Sodom und Gomorrha. Es nimmt auch noch ein Ende mit Schrekken, paßt nur auf, was ich ſage. Ihr ſolltet nur wiſſen, wie es da oben zugeht. Es iſt erſchrecklich. Ich habe einen Vetter, der bei einer von den Damen der verwittweten Königin dient. Gott Vater, was kann der erzählen von ihrem Thun und Treiben! Ja, man würde es nicht glauben, wenn man es nicht ſelbſt gehört hätte!“

„Das Schlimmſte iſt, daß die Leute ſich jetzt in der Nacht müſſen begraben laſſen zwiſchen ein Uhr und ſechs Uhr,“ ſagte der dicke Bürger. „Das iſt ja eine verdammte Wirthſchaft, Glocke Eins aus ſeinem Bett aufzuſtehn, um einer Leiche nachzufolgen, nicht zu gedenken, daß das Eſſen Einem ſo ſchlecht nicht ſchmeckt.“

„Aber die Polizeifreiheit, Leute, wofür rechnet Ihr denn die?“ ſagte der Politiker. „Jetzt darf kein Polizeibediente den Leuten mehr ins Haus kommen, und dafür haben wir Struenſee zu danken.“

„Wenn ich nichts thue, was verboten iſt, brauche ich vor der Polizei nicht bange zu ſein,“ antwortete der Lieferant. „Nein, ſolche Einſchränkungen taugen wahrhaftig nicht.“

„Soll das auch gut ſein, daß er uns unſern Magiſtrat und unſre zwei und dreißig Männer genommen hat?“ ſagte der alte Weinhändler Winkler. „Ich ſage das nicht, weil ich ſelbſt mit dazu gehörte, aber ich weiß am beſten, wie viel die Stadt ihnen zu danken hat. Jetzt iſt keiner da, der vor dem Riß ſteht; aber paßt nur auf, wie es auch gehen wird. Es rächt ſich jedesmal, wenn man nicht Reſpect hat vor der Stadtobrigkeit.“

„Und hat man etwas ſo Tolles geſehen, als den Leuten den Rathhausſaal vor der Thüre zuſchließen zu laſſen? Das iſt unerhört, ſolch eine Kränkung der Volksrechte hat nicht ihres Gleichen,“ ſagte ein feiner Mann in ſchwarzen Kleidern mit einem großen Buſenſtreif. Er war Haushofmeiſter bei dem ruſſiſchen Miniſter und ward deßhalb als eine diplomatiſche Perſon betrachtet und ſeinen Worten-Gewicht beigelegt.

„Ja, das iſt zu arg,“ ſagte der Rentenſchreiber. „Man kann bald nicht mehr das Ende abſehen von den Verabſchiedungen, die täglich ſtattfinden. Heute Dir, morgen mir! Da können wir nur unſre letzten Schillinge in die genueſiſche Lotterie ſetzen, die er zum Untergang der Menſchen eingeführt hat, und dann hingehen und uns mit Frau und Kindern aufhängen.“

„Ja, das Lotto, daß iſt eine Satanserfindung," brach der dicke Bürger aus. „Es hat mir ſchon meine blutigen vier Reichsthaler gekoſtet, ohne daß ich einen Dreier oder Schilling bekommen hätte. Es iſt wahre Betrügerei. Der Teufel mag weiter ſpielen!"

„Wenn man vernünftig ſpielt, kann man gute Procente von ſeinem Einſatz ziehen," ſagte der Politiker mit Süffiſance.

„Vernünftig? Ja — aber — ich habe ſehr vernünftig geſpielt — — wenn ich wüßte — — man muß doch ſein Geld zurückhaben," — ſtammelte der Bürger, und leitete ein flüſterndes Geſpräch ein mit dem Politiker. Sie zogen Beide ihre Lotteriezettel aus der Taſche und ſtellten Berechnungen an. Der Bürger notirte ſich des Politikers Nummern, und bezahlte aus Dankbarkeit deſſen Verzehrung im Zelte.

„Und der reitenden Garde haben ſie den Abſchied gegeben; es heißt, daß ſie zu viel koſtete, und nun haben ſie ſtatt deren das fliegende Corps eingeführt. Iſt das wohl ein anſtändiger Name. Lieber hätten ſie's die wilde Jagd nennen ſollen. Sie können ſie nicht flüchtig genug machen, und nun ſollen ſie neue Mundringe und ſilberne Schilder und Schmuck haben. Das iſt eine prächtige Sparſamkeit! Weßhalb kann es nicht beim Alten bleiben?"

„Aber das giebt Arbeit für die Handwerker," ſagte Calais, „das giebt Wohlſtand. Paßt nur auf, Alles wird noch ſo werden, daß Ihr damit zufrieden ſeid. Gott ſegne die königlichen Herrſchaften."

„Aber der Teufel hole den — — doch, ich nenne Niemand, aber es iſt meine aufrichtige Meinung. Es iſt ja, als ob der König nicht mehr König wäre in unſerm Lande, ſondern ſtatt ſeiner ein gewiſſer Mann, der zu nichts Beſſerem geboren iſt als wir Anderen Alle. Nun ſoll nicht mehr das Gewehr angezogen werden, wenn die Königlichen vor der Wache vorbei paſſiren; es iſt, als ob ſie nicht beſſer wären als dieſer hergelaufene — — genug geſagt! Aber es iſt zu toll! Dem kleinen Kronprinzen ſoll nicht mehr Cour gemacht werden. Er iſt freilich nicht mehr als drei Jahre alt, aber er iſt doch Kronprinz, und konnten ſie zur Cour bei ihm gehen, als er Ein Jahr alt war, ſo könnten ſie es auch jetzt, ſollte ich meinen.“

Der Haushofmeiſter ſah ſich um im Kreiſe, indem er mit gedämpfter Stimme ſagte: „Ja, meine Freunde, es geht arg zu, die ausländiſchen Mächte ſehen es ſehr wohl ein. Es giebt nur eins, was helfen kann. Ein gewiſſer Mann muß aus dem Wege; er iſt es, von dem das Unglück kommt. Schuhmacher, bleib' bei Deinem Leiſten! heißt es im Sprüchwort. Laßt ihn hingehen, wo er hergekommen iſt. Es wird nichts Ordentliches hier im Lande, bis er fort iſt.“

Dieſe beſtimmt ausgeſprochene Meinung brachte Alle zum Schweigen. Als ob ſie bereueten, was ſie geſagt hatten, rückte Jeder von dem Haushofmeiſter weg und ſah ſich unwillkürlich um im Kreiſe. Der verlaſſene Diplomat, welcher fühlte, daß er zu weit gegangen war, verſchwand aus dem Zelte. Die allgemeine Stille weckte

Liſetten aus ihren Betrachtungen. Während das Geſpräch im Gange war, merkte ſie darauf eben ſo wenig wie auf des jungen Winklers verliebtes Flüſtern. Jetzt fuhr ſie auf wie aus einem Traum. Baſe Cordia, die indeſſen geſchwatzt hatte mit einer achtbaren Madame über die Marktpreiſe und über andere hauswirthſchaftliche Gegenſtände, ſchlug vor, daß man ſich etwas unter den Leuten umſehen ſolle. Die Geſellſchaft ſtand auf und verließ das Zelt. Aber Liſette wollte nicht ihres Vaters Hand fahren laſſen, um des jungen Winklers Arm anzunehmen.

In einem großen, eleganten Zelte, deſſen Mitte von einem ovalen, mit grünem Tuch überzogenen Tiſche eingenommen wurde, hatten ſich einige junge Herren verſammelt. Sie ſaßen oder lagen in verſchiedenen bequemen Stellungen auf den Sopha's längs den Seiten des Zelts, einige beſchäftigten ſich damit, zu würfeln an dem einen Ende des grünen Tiſches. Große Arm- und Kronleuchter beglänzten die blanken Ducaten, welche der Gegenſtand des Gewinnes oder Verluſtes waren. Ein roſenrother Vorhang verdeckte den Eingang und winkte ſo anlockend von außen wie der Eingang zu einem Feentempel. Wenn dieſer Vorhang einen Augenblick zur Seite ging, um einem Beglückten den Zutritt zu öffnen zu dem modernſten Orte in Kopenhagen, ſpähte mancher neidiſche Blick nach dem verborgenen Heiligthume des Tempels; denn nicht Alle wagten dieſen Ort zu betreten, der der Fortuna geweihet war — man mußte ſchon im Beſitz des Glückes ſein, mochte dieß nun in Rang oder

Vermögen beſtehn, man mußte etwas zu verlieren haben. —

„Ich begreife nicht, wo die Leute heute Abend bleiben,“ ſagte Baron Laurberg. „Es iſt doch nichts in der Stadt, was ſie abhielte, weder Audienz, noch Redoute, noch Oper.“

„Sie haben mit ihren Stelldicheins zu thun,“ antwortete Graf Salza. „Es iſt eine charmante Einrichtung mit dieſem Vauxhall, es beſchützt die Intriguen; das müßte eine verteufelt aufpaſſeriſche Duenna ſein, der man nicht ihren Schützling wegkapern könnte an einem Abend wie dieſer, und in einem ſolchen Gedränge.“

„Aber Alles hat ſeine Zeit, und jetzt würde es unläugbar am behaglichſten ſein, das Pharao in Gang zu bringen.“

„Da kommt Kronfeldt. — Nun, biſt Du allein? Wo iſt Dein Telemach, Du vortrefflicher Mentor? Du verläßt ihn doch wohl nicht auf dieſer Zauberinſel der Kalypſo? Wie leicht könnte es ihm nicht gehen wie dem Ulyſſes und ſeinen Stallbrüdern, die in Schweine verwandelt wurden?“

„Das wäre keine Verwandlung,“ ſagte Kronfeldt lachend, „es iſt kein großer Unterſchied, ob Jemand ein Affe oder ein Schwein iſt. — Ich bin ſeiner Aufdringlichkeit müde und bereue es, daß ich ſo gute Lebensregeln an ihn verſchwendet habe. Ich überlaſſe ihn Jedem, der ihn mir abnehmen will. Ich biete ihn öffentlich feil. Er iſt von einem Stoff, aus dem man unmöglich einen Cavalier bilden kann.“

„Armer Baron Blech, de la vieille maison de Blech; er möchte ſo gerne lernen fashionable zu leben; aber Niemand will es ihm lehren.“

„Es iſt ein wahrer Affe, er thut Alles nach, was er einen Andern thun ſieht,“ ſagte der junge Baron Roſenberg; „es iſt poſſirlich, wie man ihn zum Narren haben kann.“

„Was ſo ein Kaufmannsburſche unleidlich ſein kann,“ ſagte Kronfeldt. „Er giebt ſich ein Air, als ob er ein ordentlicher Baron wäre. Aber es nützt ihm nicht viel. Man ſieht gleich an ſeinen affectirten Manieren, daß er ein Parvenü iſt. Dieſe Art Leute können nie in guter Geſellſchaft heimiſch werden, wie viel Mühe ſie ſich auch geben; es iſt immer, als wenn ſie das erſte Mal debütirten.“

„Letzthin entſchuldigte er ſich förmlich bei mir, daß er ſich noch nicht Meubles von Roſenholz angeſchafft habe; aber nun würden ſie bald kommen. Würde wohl ſonſt Jemand eine ſolche Bêtiſe machen? Was geht es mich an, ob er moderne Meubles hat oder nicht? Es iſt ja gegen allen bon-ton. Als ob er ſich meinetwegen meublirte!“

„Dahinter ſtecken die beſtialiſchen Eltern, die eben ſo geſchmacklos ſind; aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ ſagte Eichfeldt. „Es iſt nichts weiter gut an denen, als ihre Diners. In Betracht derer will ich ihn unter meine Protection nehmen -- wenigſtens will ich passe-dix mit ihm ſpielen, bis er zweimal fünf zählen gelernt hat. Das wird wahrſcheinlich lange währen, nun ſo muß er Lehrgeld geben.“

„Was Neues?“ fragte Salza.

„Es iſt Befehl gegeben, mit der Arbeit an der Marmorkirche inne zu halten; kann Sie das intereſſiren?“

„Nicht ſolche langweilige bürgerliche Neuigkeiten. Da ich nicht in die Kirche gehe, kann es mir gleichgültig ſein.“

„Baroneſſe von Löwenkrone hat den Grafen Salza abandonnirt; iſt Ihnen dann dieſe Neuigkeit nobel genug?“

„Je vous demande pardon,“ antwortete Graf Salza mit der größten Ruhe, während die Andern lachten, „ich bin es, der die Frau von Löwenkrone abandonnirt hat. Aber es iſt ſchon eine alte Hiſtorie. Giebt's keine Theaterneuigkeit?“

„Es wird keine italieniſche Oper Sonnabend nach der Cour ſein. Monsieur Sarti iſt krank.“

„Und ich, wie froh war ich, als ich in dem obſcuren Blatt, der Adreßzeitung, las, daß eine neue heroiſche Oper gegeben werden ſolle, betitelt Il Re Pastore von dem berühmten Römiſch Kaiſerlichen Poeten, Herrn Abt Peter Metaſtaſio! — Ein Kapellmeiſter ſollte gar keine Geſundheit haben, das iſt nur unbequem für uns Andre. Wird denn nichts aus des Monsieur Martini ſchmachtendem Ballet: das vermittelſt Liebe diebiſche Gärtnermädchen?“

Kronfeldt verneinte es. Indem kam der junge Baron Blech rücklings in das Zelt mit vielen Complimenten gegen Sophus, der ihm folgte. Die jungen Herren empfingen den Baron Blech mit einem Strom von Freundſchaftsbezeugungen und Complimenten, die er gewiſſenhaft nachmachte. Er war ſteif und ungelenk, ſein Geſicht bezeugte eine mit Schlauheit gemiſchte Gutmüthigkeit, eine wahrhaft kalmuckiſche Phyſiognomie.

„Sie kommen ſo ſpät! — Sie laſſen ſo lange auf ſich warten! — Sie haben gewiß ein Rendez-vous gehabt hier im Garten mit einer oder der andern Hofdame! — Ja, Sie ſind der Damen Joli-coeur! — Aber es iſt kein Wunder, ein junger Cavalier mit ſo vielem savoir-faire! — Mit einem ſo ſchönen Aeußern! — Mit einer ſo nobeln Naſe! — So eleganten Manieren! — Einer ſo ausgeſuchten Toilette! — Aus einer ſo alten Familie! — Sie haben ein Rendez-vous gehabt, geſtehen Sie es nur! — Sie, ein ſo completter Adonis! —“ ſo riefen ſie unaufhörlich wetteifernd.

Der Baron lächelte verlegen und bückte ſich nach allen Seiten. Sophus trat dazwiſchen, um dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Nach gerade waren mehrere junge Herren dazu gekommen, die um den Tiſch Platz nahmen, die Karten wurden aufgelegt, das Spiel begann. Sieur Gabel präſidirte am Tiſchende, er machte Bank in Vereinigung mit Eichfeldt. Einige Zeit hörte man nur die gewöhnlichen Ausrufe von dem Tailleur: „Valet a gagné! — Quatre a perdu! — As a gagné — — Huit a perdu!“ u. ſ. w. Sophus gewann einigemal; ſein Nachbar, der junge Blech, verlor; es war augenfällig, daß er das Spiel nicht verſtand. Eichfeldt betrachtete ihn lächelnd. Sophus bemerkte es und half ihm einſetzen.

„Valet a gagné! — Dame a perdu!“

„Der Bube iſt im Glück, ich halte auf die Buben. — Paroli!" brach einer von den Spielern aus.

„Man hat den Buben wohl ſonſt ſchon bisweilen ſo toll geſehen," ſagte Baron Laurberg lachend und warf ſeine verlornen Ducaten in die kleine hölzerne Schaufel an einer langen Stange, welche der Bankier nach ihm hinſchoß quer über den Tiſch, und womit ſeine gierigen Klauen bis zu dem entfernteſten Spieler hinlangen konnten. Niemand konnte ihm entgehen.

„Cinq a gagné! — Dame a perdu!"

Die Dame war Eichfeldt's Karte; er ward ärgerlich und ſagte: „A propos de dame perdue — — Ob die Königin heute Abend hier geweſen iſt? Alle Leute haben erwartet, daß ſie herkommen werde."

„Die Königin!" brach Sophus verwundert aus. „Wie kommen Sie auf etwas ſo Abenteuerliches?"

„Hm, es wäre ja nicht unmöglich," ſagte Eichfeldt kalt, indem er eine Plié auf die Dame bog. „Ich ſage, wie Laurberg eben ſagte, man hat ja ſonſt ſchon ſo Tolles geſehen; Ihre Majeſtät hat ja dieß ſchöne Vauxhall mit ihrer Gegenwart beehrt."

„Wenn der Hof angeſagt iſt. Nicht ohne auf Roſenburg abzutreten. Und nun ſollte ſie ohne den Hof herkommen?"

„Hm, man kann es nicht wiſſen. Ich ſah vorher eine verſchleierte Dame im Garten, deren Figur der der Königin nicht unähnlich war. Vielleicht — — —"

„Herr Lieutenant! — Eine ſolche Beleidigung —"

„Meine Herren, meine Herren! Keine Scenen! Es iſt ja einerlei, wer hier iſt, der Einlaß iſt ja gottlob öffentlich.“

„Nicht das Spiel geſtört! — Reſpect vor der Heiligkeit des Spieltiſches!“ — riefen mehrere der Spielenden unter Gelächter.

„Es war ganz ihr Gang und ihre Bewegungen,“ fuhr Eichfeldt fort mit einem neckenden Seitenblick auf Sophus. „Vielleicht war ſie es doch — — —“

„Vielleicht legt eine Königin ihre Hoheit und Majeſtät ab, und ſchleicht ſich Nachts aus ihrem Schloß, verkleidet und ohne Begleitung wie ein Nähmädchen, das auf Abenteuer geht!“ unterbrach ihn Sophus, indem er vom Stuhl aufſprang.

„Sie braucht ja nicht allein zu ſein, ſie kann ja — zum Beiſpiel den einen oder den andern glücklichen Valet bei ſich haben.“

„Herr Lieutenant, wenn Sie —“

„Stille, Norden! — Reſpect vor des Spieltiſches Heiligkeit!“

„Reſpect vor der Majeſtät Heiligkeit!“ rief Sophus, und ſchlug auf den Tiſch, daß die Ducaten auf dem grünen Tuche tanzten.

„Lieber Norden, verſtehen Sie doch Spaß!“ ſagte Graf Salza und ergriff ihn beim Arm. „Es iſt ja nur Eichfeldt's Spaß; aber ich geſtehe, daß es ein unpaſſender Spaß iſt und daß es ein gefährlicher Spaß für Eichfeldt ſein würde, wenn Sie nicht discret wären.“

Eichfeldt biß ſich in die Lippen. Er ſah ein, daß Graf Recht hatte, und eilte deßhalb ſeinen zu weit iebenen und unüberlegten Spaß zu entſchuldigen.

„Und damit iſt die Sache abgemacht und vergeſſen,“ e der Graf. „Kein Cavalier kann mehr als eine enerklärung fordern.“

„Abgezogen!“ rief Laurberg.

„Laßt das Spiel weiter gehn! — Messieurs, faites e jeu!“

Derſelbe einförmige Ausruf der gewinnenden oder ierenden Karte ward wieder fortgeſetzt. Es war wie eresſtille nach dem Sturm; nur des Tailleurs leiſe, lnde Stimme ließ ſich hören.

Rundum im Kreiſe ſah man nur Geſichter, auf he die Leidenſchaft ihren unverkennbaren Stempel gte.

„Sept a gagné! — Dame a perdu!“ —

Eichfeldt ergriff die Karte und warf ſie hin auf den h, ohne ein Wort zu ſagen, mit einem gehäſſigen e der Schultern,

„Wieder? Das iſt auch unerträglich!“ brach der ron Blech aus und warf gleichfalls ſeine Karte hin.

Der Tailleur fuhr beſtändig fort abzuziehen. Die elenden machten ihre Einſätze und Veränderungen in r Stille. Baron Blech ſah nach ſeines Nachbarn te, um ſich danach zu richten.

„Halten Sie die Dame beſetzt?“ fragte er Sophus.

Sophus ſah auf ſeine Karte; ſeine Gedanken waren wie aus einem Traum und ſah ſich um im Kreiſe. Ein Blick auf Eichfeldt beſtimmte ihn.

„Ich halte die Dame,“ ſagte er mit lauter und deutlicher Stimme, indem er eine Hand voll Gold auf die Karte legte.

„Thun Sie das nicht, es taugt nicht!“ flüſterte Blech. „Die Dame iſt eine ſchlimme Karte, Eichfeldt hat ſie geworfen.“

„Das iſt meine Sache, Herr Baron,“ ſagte Sophus beleidigt. „Es iſt mein eigen Geld, womit ich ſpiele.“

„Iſt die Dame beſetzt?“ fragte der Tailleur.

„Und erklecklich,“ ſagte Laurberg. „Da iſt ein Coup zu machen. Will nicht Jemand privatim pariren? Du biſt ja gewiß in Deiner Sache, Norden!“

Sophus erröthete. Er hatte all’ ſein Geld auf dieſe Karte geſetzt. Aber die Dame war ja dreimal mit Verluſt herausgekommen, die Chance war für ihn, ſie mußte doch einmal gewinnen.

„Ich will privatim pariren gegen die Dame,“ ſagte Eichfeldt, der ſeine Röthe als Zweifel an dem Ausfall der Sache betrachtete, und darin eine gute Vorbedeutung ſah. Spieler nehmen Augurien von Allem her.

„Auf mein Wort denn — all’ mein Geld ſteht auf der Karte,“ ſagte Sophus ſchnell.

Eichfeldt verneigte ſich. Der Tailleur ſah im Kreiſe umher, aber Niemand wollte an dieſem Kampf theilnehmen. Alle Köpfe bückten ſich nach dem oberſten Tiſchende zu, als ob ſie die Karten ſehen wollten, ehe ſie fielen.

Es herrſchte eine allgemeine Stille. Der Tailleur zog langſam ab und ſagte darauf mit unveränderter Stimme:

„Dix a gagné! — Valet a perdu!“ —

„As a gagné! — Dame a perdu!“

„Beide, ſagte Blech.“ Ich ſagte es Ihnen wohl, daß es nicht gut war. Warum folgten Sie meinem Rath nicht?

Sieur Gabel ſtrich das Geld ein. Sophus hatte achtzig Louisd'or verloren, ſeinen ganzen früheren Gewinnſt, und ſchuldete überdieß eben ſo viel auf ſein Ehrenwort. Die andern Spieler condolirten ihm, während der Bankier das Geld zählte. Eichfeldt betrachtete ihn mit einem fragenden Blick.

„Morgen Vormittag,“ ſagte Sophus, ohne ſich zu bedenken. Damit war die Sache abgemacht.

Das Spiel ward fortgeſetzt. Sophus nahm keinen Theil daran; bald nachher ſtand er auf und verließ das Zelt.

Eine dichte Schaar von Menſchen umgab dieſen Unglückstempel, die nächſten horchten, denn das verwirrte Geräuſch drang durch die dünne Leinwand hinaus, und der Königin mehrmals wiederholter Name hatte die Leute neugierig gemacht. Jeder ſtellte ſeine Betrachtungen an, was das möglicherweiſe zu bedeuten habe; die meiſten Vermuthungen waren ungünſtig; denn ſchon daß der Königin Name bei einem ſolchen Tumult genannt wurde, hielt der gemeine Mann für ein mißliches Zeichen. Gemeine Leute haben in der Regel einen inſtinktmäßigen Takt, welchen die Mächtigen nur allzuoft verkennen.

Sophus bemerkte dieſe allgemeine Neugierde nicht; er ſchritt durch den Schwarm, ohne ihn zu beachten, und hielt erſt an, als ſein Freund, der Gardecapitän Helmich, ihn beim Arm ergriff und ihn fragte, warum er ſo früh das Spiel verlaſſen habe, und warum er ſo verdrießlich ausſehe.

„Ich bin beleidigt worden, das iſt Eins — und gerupft, das iſt Nummer Zwei.“

„Beleidigt? Dafür giebt es guten Rath, die Sache muß abgemacht werden. Ich bin Dein Secundant.“

„Sie iſt ſchon abgemacht,“ ſagte Sophus, und mit einer Entſchuldigung, das iſt eben das Unglück.“

„Au, ſo iſt die Affaire ja verdorben. Na, und der Verluſt?“

„Achtzig Louisd'or auf Ehrenwort an den, der mich beleidigte, das heißt, an Eichfeldt, den Menſchen, den ich mehr als den Tod haſſe.“

„Diantre, voila quelque chose! Bis wann?“

„Bis auf morgen Vormittag,“ brach Sophus aus, und ſtampfte auf den Boden. „Und es iſt mir nicht möglich, das Geld bis dahin zu ſchaffen.“

„Hm! Du kannſt ihn unmöglich um Aufſchub bitten. Es iſt eine verdammte Sache! Meine Kaſſe iſt leer, die Israeliten ſind wahre Heiden. — Wart' ein wenig! Blech muß helfen, das iſt ein Ausweg. Du haſt ihn ja immer behandelt, als ob er kein Parvenü wäre, dafür muß er ſich jetzt erkenntlich zeigen. Laß ihn ausbeuteln!“

„Das iſt unmöglich, ich habe Blech beleidigt, der mir davon abrieth; ich habe ihm geſagt, daß ich mit meinem eignen Geld ſpielte.“

„Ja, ſo kann er freilich nicht gut den Verluſt mit ſeinem bezahlen,“ ſagte der Capitain. „Du haſt Dir auch ganz verteufelt die Karten gemiſcht. Wärſt Du nur in des Oberſten Plan eingegangen und mit der Reiffenſtein verlobt, ſo hätteſt Du eine volle Caſſe gehabt, um darauf loszugehn; aber Du wollteſt Deine Freiheit bewahren. — Hm! Ich weiß nicht, was ich Dir rathen ſoll. — Ja, jetzt hab' ich's. O ich habe einen anſchlägigen Kopf für Finanzſpeculationen. Ja, ein Freund in der Noth iſt etwas Köſtliches. Aber es iſt auch meine letzte Zuflucht. Roſen muß Dir helfen, und er thut es gern, um die Freude zu haben, Dir eine Vorleſung zu halten.“

„Graf Roſen iſt auf dem Lande, er reiſte geſtern ab. Du haſt Recht, Helmich, das iſt meine letzte Zuflucht, — außer, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf ſchieße, mein Leben muß doch wohl eben ſo viel werth ſein als achtzig Louisd'or.“

„Für Deinen Gläubiger nicht,“ ſagte der Capitain. Aber der Ausweg bleibt Dir ja auf jeden Fall. Eh bien, il ne faut pas déseperer. Laß uns muthig ins Feuer gehn. Zum Erſchießen haſt Du immer noch Zeit bis morgen um zwei Uhr, eher iſt der Vormittag für Leute von bon-ton nicht zu Ende.“ —

Die beiden Freunde verſchwanden in den Gängen des Gartens. Sophus bemerkte nicht den tiefen Seufzer, der neben ihm ausgeſtoßen wurde, er ſah nicht, daß eine weiße Geſtalt die Arme nach ihm ausſtreckte, als ob ſie ihn zurückhalten wollte, und in demſelben Augenblicke einen Baum ergriff, um nicht umzuſinken.

„Mein Gott, Kind, was fehlt Dir? Biſt Du krank, Liſette?“ brach der alte Calais erſchrocken aus und faßte ſie in ſeine Arme.

„Es iſt hier ſo warm,“ ſtammelte Liſette. „Mir ward ſo übel. Ich bin einer Ohnmacht nahe. O Gott, o Gott!“

Sie legte den Kopf an des Vaters Schulter und weinte. Der alte Mann führte ſie zu einer Bank, Baſe Cordia tauchte ihr Tuch in den Springbrunnen, um ihr die Stirne damit zu kühlen. Der junge Winkler lief fort und kam zurück mit einem Glaſe Punſch. Aber Liſette hatte ſich bald wieder geſammelt, und bat blos nach Hauſe gehen zu dürfen, hier ſei ihr ſo ängſtlich zu Muthe.

„Wie das Mädchen ſchwächlich und zart geworden iſt ſeit einiger Zeit!“ ſagte Calais auf dem Rückwege bei jedem zehnten Schritte, indem er Liſettens Hand drückte. „Sie iſt eben ſo blaß wie eine Hofdame! Gott ſteh' uns bei! Aber es wird Dir beſſer werden, wenn Du ins Bette kommſt, Kind! Schlaf iſt die beſte Arzenei in der Jugend.“ —

Aber der Schlaf floh Liſettens Augen, denn die Thränen erlaubten es ihm nicht, ſich auf die ſchweren Augenlider niederzulaſſen. — —

Es iſt ein altes Wort, daß Rath über Nacht kommt. Liſette ſtand getröſtet am nächſten Morgen auf; es war eine verklärte Ruhe über ſie ausgebreitet, welche ſogar ihren nächſten Umgebungen imponirte, daß der alte Calais, als er ſie geputzt und bereit auszugehen ſah und ſie deßwegen befragte, ſich mit der Antwort abfinden ließ, daß ſie es ihm ſagen wolle, wenn ſie wieder hier ſei. Baſe Cordia hatte Liſetten nie zuvor eine ſo vornehme Miene annehmen ſehn, ſie begnügte ſich indeß damit, halblaut zu brummen: „Ja, dem vornehmen Vogel die Federn zu beſchneiden hilft nichts, ſie wachſen ihm wieder. Gott helfe uns Andern, die wir gering und arm ſind! Ach ja!“

Liſette hörte es nicht, ſie verließ ihres Vaters Haus und wanderte durch die engen Gaſſen mit raſchem Schritt, bis ſie plötzlich anhielt, als ſie dem großen freien Schloßplatz vor Chriſtiansburg nahe gekommen war. Damals lag das Schloß nicht ſo frei wie jetzt; der Hochbrückplatz war noch nicht, und zwei ſchmale Gaſſen ſchlängelten ſich zwiſchen einer Maſſe von Häuſerchen, wo jetzt dieſer offene Platz iſt. Es war, als ob der Anblick des großen, prachtvollen Schloſſes ſie in ihrem Beſchluſſe ſchwankend gemacht habe. Aber als die Glocke indem Neun ſchlug auf dem naheliegenden Nikolaikirchthurm, gab ihr dieſe mahnende Stimme alle Feſtigkeit zurück und mit dem Ausruf: „Es iſt die einzige, die einzige Rettung!“ — beſchwingte ſie von Neuem ihre Schritte. Sie lief mehr, als ſie ging, und ſtand bald am Schloßthor, wo die Soldaten der Leibwache auf und nieder gingen, oder plauberten mit den Küchenmädchen und Lakaien, die hin und her liefen in geſchäftiger Eile mit hoffärtigen Mienen; denn in dieſer frühen Morgenſtunde fühlen die Subalternen ihr Uebergewicht. Da ſind ſie die Vornehmſten, denn der Bruder des Todes ſchwingt dann noch ſeinen Mohnſcepter über die Mächtigen der Erde und beraubt ſie ihrer Macht.

Liſette hatte einen Beſchützer bei Hofe, es war ein vornehmer Mann, ihr Vater begleitete ihn immer weit hinaus auf die Straße, wenn er zu ihnen kam, — er war Lakai bei der Königin. Sie hatte geglaubt, daß ſein bloßer Name ihr alle Thüren öffnen würde, und nun konnte ſie nicht einmal eine gutmüthige Seele finden, die ihr ſagte, wo ſie ihn zu ſuchen habe. Küchenmägde und Kammerjungfern antworteten auf ihre beſcheidene Frage mit einer Vornehmheit, als ob ſie Prinzeſſinnen wären; die Luft ſelbſt ſchien ſo erfüllt von Vornehmheit innerhalb dieſer Mauern, daß ihr die Bruſt beklemmt war und ſie kaum Athem holen konnte. Endlich fand ſich ein barmherziger Menſch, der ihr den Weg zeigte; aber das Glück hatte ihr auch den Geringſten entgegengeführt, der innerhalb der Mauern von Chriſtiansburg war, einen alten Mann, Gehülfe eines von den Hausknechten. Ihr Beſchützer, der Lakai, nahm ſie mit herablaſſender Miene auf; aber dieſe verſchwand, als Liſette ihm ihr Gewerbe vortrug. Er zog die Schultern, indem er den Oberhofmarſchall copirte und ſagte:

„Eine Audienz bei der Königin! Woran denken Sie, mein Kind? Das geht unmöglich an. Wer ſollte Sie

Ihrer Majeſtät präſentiren? Unter welchem Namen ſollte man darum bitten? Ja, die guten Leute in der Stadt wiſſen wenig, was Sitte bei Hofe iſt."

An alles dieß hatte Liſette nicht gedacht. Sie brach in Thränen aus. Der Lakai tröſtete ſie, ſo gut er konnte, und ſuchte auf vornehmer Leute Art ſie los zu werden, indem er ſie doch zugleich unterrichtete, wie groß die Hinderniſſe wären, um ihren Wunſch zu erfüllen.

„O Gott, ich muß, ich muß mit der Königin ſprechen," wiederholte Liſette. „Ich kann nicht fortgehn, eh' ich mit der Königin geſprochen habe."

Der Lakai ſchlug vor, ſie den Kammerfrauen zu empfehlen; vielleicht wagte es eine von ihnen, ſie bei einer der Damen der Königin zu melden, und vielleicht könnte dann eine von den Damen ſie bei der Oberhofmeiſterin melden, und vielleicht würde dann die Oberhofmeiſterin — — —

„Nein, nein," unterbrach ihn Liſette, „das iſt zu umſtändlich, ich muß auf der Stelle mit der Königin ſprechen. Sie iſt die einzige, die mir helfen kann."

„Aber, die Königin ſchläft allergnädigſt, ſagte ich Ihnen ja."

„O Gott erbarme ſich, Sie müſſen mich zur Königin hinein bringen — es gilt ein Menſchenleben, wenn Sie mir nicht eine Unterredung mit der Königin verſchaffen, es wird ein großes Unglück geſchehn," fügte Liſette ſeufzend hinzu.

„Mein Gott, wie Sie mich alterniren, Jungfer Calais," brach der alte Hofbediente aus. „Ein Leben! Ein

Mord! Ein Unglück! Da iſt es am beſten, daß ich es gleich dem wachhabenden Capitain melde, er kann die Garde ins Gewehr treten laſſen — — oder dem Hofmarſchall — — oder dem Grafen Struenſee! Ja, ihm müſſen wir es gleich melden. Mein Gott, wie ich alternirt bin!"

Liſette bedeckte die Augen mit der Hand. „Nein, zur Königin! Das iſt die einzige, mit der ich zu ſprechen wage."

„Das geht unmöglich an. Das wird zu lange dauern; inzwiſchen kann das Unglück geſchehn. Oder iſt es ein Mord, womit es keine Eile hat, ſo iſt es eine andre Sache. Ach, ich bin ganz confus. Da iſt es wohl ein Unglück, das den Hof betrifft, kann ich denken."

Liſette legte den Kopf auf das Fenſterbret; ſie fühlte ſich von allen Menſchen verlaſſen. Die Glocke ſchlug halb Zehn. Sie fuhr in die Höhe, trocknete die Thränen von den Augen, und ſagte mit einer Stimme, die beinahe unkenntlich war: „Bringen Sie mich zum Grafen Struenſee!" —

Der Graf war allein in ſeinem Cabinet in der niedern Mezzaninetage nach der Schloßkirche zu. Es war ein großer, ziemlich ſtarker Mann mit einem hübſchen, offenen Geſicht, nur vier und dreißig Jahre alt. Seine hohe Stirn, krumme Naſe und ſchlanker Wuchs gaben ihm einen königlichen Anſtand. Einem aufmerkſamen Beobachter würde es nicht entgangen ſein, daß ſeine Züge eine Schlaffheit verriethen, die in den Charakter übergegangen ſein mußte, da ſie ſich ſo deutlich in ſeinem

Aeußern abprägte. Aber Liſette ſtellte ſolche Beobachtungen nicht an und wagte kaum ihre Augen zu dem vornehmen Mann zu erheben, der vor ihr ſaß in einem goldgeſtickten Schlafrock an einem mit Papieren und Büchern bedeckten Tiſch. Sie ſtand ja vor dem Manne, der zweier Reiche Schickſal in ſeiner Hand hatte, vor dem allmächtigen königlichen Miniſter.

Ungeachtet das Gemach niedrig war, kaum höher als Calais' beſcheidenes Wohnzimmer, fehlte es ihm doch nicht an großer Pracht. Ein Ueberfluß von Vergoldung, Seide, Sammet und Silber, wohin man ſah! Aber Alles verrieth des Eigenthümers guten Geſchmack. Ueber einem kleinen runden Tiſch mit einer Platte von getriebenem Silber hingen zwei Miniaturgemälde, Bildniſſe des Königs und der Königin. Auf dem Tiſche ſtand ein Gefäß zum Räuchern von Silber mit einer brennenden Lampe. Es war eine Opferſchale, deren duftender Weihrauch die beiden königlichen Bilder umwölkte und ſeinen betäubenden Duft in dem geräumigen Gemache verbreitete.

Der Graf betrachtete die zitternde Liſette mit freundlichem Lächeln, das ſeine ſchönen, weißen Zähne zeigte, und ſagte: „Was iſt denn das für eine ſchreckliche Veranlaſſung, die Sie ſo früh auf die Beine bringt, meine Schöne? Sie haben dem alten Lakai der Königin einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß er kaum auf ſeinen Füßen ſtehen konnte. — Nun, mein holdes Kind, ſagen Sie nur, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Sagen Sie es mir nur, was Sie der Königin haben ſagen wollen. — Wie können Sie nur ſo furchtſam ſein!

Blicken Sie nur in die Höhe, und laſſen Sie mich wenigſtens ſehen, welche Farbe Ihre hübſchen Augen haben. — Soll ich Ihnen anfangen helfen? Es iſt eine kleine Liebesgeſchichte, Papa will ſich nicht mit Vernunft drein finden. Der Liebſte hat keinen Schilling, aber er iſt hübſch, eben ſo hübſch — wie Sie ſelbſt, und das will nicht wenig ſagen. Wenn nun die Königin die Ausſteuer geben wollte — nicht wahr, wenn ſie das Brautbett aufſchlagen laſſen wollte — — —"

„O nein, Herr Graf," ſagte Liſette mit ſchmerzlichem Ausdruck.

„War es nicht der rechte Anfang?" ſagte der Graf lachend. „Ich wollte doch darauf wetten, daß ſolch ein hübſches Mädchen an nichts Anderes denkt, als an das Brautbett. Nun! Vertrauen Sie mir nur, was dazwiſchen gekommen iſt, ich kann am Ende vielleicht mehr für Sie thun als die Königin. Laſſen Sie uns Freundſchaft ſchließen, Sie ſollen ſehen, daß ich nicht zu viel verſprochen habe. Ich verlaſſe mich darauf, daß Ihr hübſches Geſicht auch hält, was es verſpricht."

Struenſee war aufgeſtanden und faßte ihre Hand. Liſette entriß ſie ihm ſogleich und hielt beide Hände vor die Augen. Die vergoldete Stubenuhr ſchlug zehn. Liſette wandte ſich nach der Thür, ſie preßte die Hände an das Herz, die Lippen öffneten ſich, aber ſie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Sie war todtbleich.

„Bleiben Sie, mein Kind," ſagte der Graf mit ernſterer Stimme, „Sie ſollen nicht gehen, ich meine es nicht ſo ſchlimm mit Ihnen. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich auf dieſen Stuhl, faſſen Sie ſich, und vertrauen Sie mir an, was Sie der Königin ſagen wollten — — Sagen Sie mir frei, was Ihnen auf dem Herzen liegt; ſofern Jemand Ihnen helfen kann, werde ich es ehrlich und willig thun. Sagen Sie mir, wer Sie ſind, und was Sie von der Königin erwarten?"

Der Graf hatte ſich wieder in den Lehnſtuhl geſetzt. Es lag eine edle Zurückhaltung in dieſem Augenblick in allen ſeinen Zügen, welche Liſetten Muth einflößte. Sie rückte den Stuhl zurück und begann ihm zu ſagen, wer ſie war. Die Reinheit, ein Hauptzug ihres Charakters, verbreitete ſich auch über ihre Worte. Der Graf unterbrach ſie nicht, aber er erhob ſich in ſeinem Lehnſtuhl, und dieſe unfreiwillige Bewegung zeigte, daß ſie ihm Achtung einflößte. Liſette erzählte von ihres Vaters Lage, von der Königin Wohlthaten, als ſie ein Kind war, und ſchrieb dieſe Norden zu, den ſie auch beſtändig als den bezeichnete, der eigentlich ſie vom Untergang gerettet habe. Sie glitt leicht hin über ihre ſpätere Bekanntſchaft mit ihm, und gab endlich ſtotternd Bericht von dem Geſpräch, das ſie, ohne geſehen zu werden, mit angehört habe, zwiſchen Sophus und einem ſeiner Freunde, woraus ſie erfahren, daß er geſpielt und mehr verloren habe, als er bezahlen könne, und daß er nun keinen andern Ausweg wiſſe, als ſich zu erſchießen. Zu der Königin wolle ſie nun wieder ihre Zuflucht nehmen, von ihrer Milde erwarte ſie Hülfe in dieſem grenzenloſen Unglück. Norden habe einmal ſie und ihren Vater gerettet, und wäre es nicht des Himmels Wille geweſen, daß ſie ihn wieder retten ſolle, ſo wäre ſie wohl nicht Zeuge dieſes Geſpräches geweſen. Gott ſelbſt habe ihr den Weg gezeigt, den ſie gehen ſolle, und deßhalb habe ſie den Muth gefaßt, ſich dem Grafen vorzuſtellen, da ſie nicht bei der Königin habe Audienz bekommen können.

Struenſee ward gerührt von dieſem frommen Zutrauen. Er betrachtete ſie freundlich und ſagte: „Ich könnte Norden das Glück beneiden, daß ein ſo edles Herz für ihn ſchlägt. — Wollen Sie mir nun geſtehen, daß ich Recht hatte, als ich ſagte, es ſei eine Liebesgeſchichte?“ fügte er mit Lebhaftigkeit hinzu; ſein leichtbewegliches Gemüth hielt nie lange eine ernſte Stimmung feſt; er war ein ächter Sohn der Zeit, in welcher er lebte.

Liſette ward feuerroth. Sie blickte nieder und rang die Hände im Schooß. „Herr Graf — — Sie irren — — Nein, ich liebe nicht — — er hat meinen Vater gerettet — — wir ſind ihm Alles ſchuldig. — Ich bin ja verlobt,“ fuhr ſie fort, indem ſie zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nahm, um ſeinen Zweifel zu vernichten.

„Verlobt?“ wiederholte Struenſee. „Wirklich? — Und da denken Sie wohl bald Hochzeit zu halten? Ich behalte es mir vor, Ihnen eine Brautgabe zu ſchicken. Haben Sie ſchon angefangen, an der Ausſteuer zu nähen?“

„O Gott erbarme ſich, nein, nein!“ brach Liſette mit einem Schrecken aus, der ſie auf einen Augenblick die Veranlaſſung vergeſſen ließ, die ſie hieher geführt hatte. Es lag ein Abſcheu vor der bevorſtehenden Verbindung in dieſem Ausruf, dem der tiefe Seufzer nicht widerſprach, womit ſie das Haupt auf die Bruſt ſinken ließ.

Struenſee betrachtete ſie einige Augenblicke ſtillſchweigend. Liſette hatte die Augen geſchloſſen, als ob ſie die Zukunft nicht ſehen wolle, an welche ſie des Grafen unbeſcheidene Frage gemahnt hätte. Schwere Thränen ſtahlen ſich ihre Wangen nieder.

Der Graf war bewegt. „Armes Mädchen,“ ſagte er bei ſich ſelbſt, indem er ſich mit der Hand über das Geſicht ſtrich, als ob er den ſchmerzlichen Eindruck verſcheuchen wollte, den der Anblick der blaſſen, weinenden Liſette auf ihn gemacht hatte.

„Jungfrau Calais, Sie haben ſich an einen Mann gewandt, der nicht gern eine Bitte hört, ohne zu helfen,“ ſagte Struenſee mit freundlichem Ernſt. „Ungeachtet ich nicht glaube, daß ein junger Mann von Welt ſich wegen ſolcher Kleinigkeit ein Leid anthut, ſo will ich es doch auf mich nehmen, die Sache in Ordnung zu bringen. Sie können getröſtet nach Hauſe gehen, Norden ſoll ſogleich bekommen, was er gebraucht, — und Sie, haben Sie irgend ein Anliegen, das Graf Struenſee erfüllen kann, ſo wiſſen Sie, daß er nicht ſo ſchlimm iſt — — — wie er bisweilen ſcheint, ſondern daß er die wahre Tugend achtet, wo er ſie findet.“

„O Gott, Herr Graf! — — —“ brach Liſette aus, aber die Stimme verſagte ihr, ſie drückte die Hände in die Bruſt, und milde Thränen erleichterten das ſchwergeängſtete Herz.

Struenſee wandte ſich ab; er wußte, wie viel Linderung in ſolchen Thränen liegt, er ſuchte deßwegen nicht, ſie zu hemmen. Er ergriff ein Stück Papier und ſchrieb raſch folgendes Billet, das ich ſo glücklich war vom Untergang zu retten, als das Theilungsgericht über Nordens Hinterlaſſenſchaft ſeinen Vandalismus übte. Ich verwahre es als Andenken an einen Mann, der einſt bedeutend in die Geſchichte meines Vaterlandes eingegriffen hat. Die Schrift iſt wohl ſchön und fließend, nur Feſtigkeit mangelt den Zügen; man ſagt, daß die Handſchrift den Charakter des Menſchen abſpiegelt — in Wahrheit, Struenſee's Billet iſt ein Beleg dieſes Satzes.

„Mein lieber Norden!

Ein Freund, der die augenblickliche Verlegenheit erfahren hat, in welcher Sie ſich befinden, wünſcht Ihnen zu helfen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich zur Mittelsperſon gewählt bin, und bitte Sie deßwegen um eine kurze Unterredung.

Struenſee.“

Der Graf klingelte und befahl dem Bedienten, dieß Billet augenblicklich dem Kammerjunker Norden zu überbringen. Darauf wandte er ſich freundlich an Liſetten und bat ſie, ſich zu beruhigen, da die Sache keine weiteren Folgen haben würde.

Liſette ſtand auf. „Herr Graf,“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „ich habe noch eine inſtändige Bitte an Sie, die mich ſelbſt betrifft. Verſprechen Sie mir, ſie nicht abzuſchlagen. Es wird Ihnen ſo leicht ſein, mich vollkommen glücklich zu machen.“

„Wenn ich ſie erfüllen kann — — — ſo geb' ich Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

„Ich möchte Sie bitten, daß Sie — — — daß er — — — daß Norden nie erfahre, daß ich es gewußt habe, in welcher Verlegenheit er geweſen ſei. Es würde mich ſo unglücklich machen, im Fall er irgend erführe, daß ich es war, die — — Ja,“ fügte ſie hinzu, indem ſie verſichernd die Hand auf's Herz legte und zu dem Grafen emporblickte, — „es würde mir alle Ruhe rauben und mich unglücklich machen, für mein ganzes Leben, das fühle ich.“

Struenſee erhob ſich unwillkürlich, ergriff ihre Hand, die ſie ihm nicht entzog, drückte ſie leicht und ſagte: „Das verſpreche ich Ihnen auf mein Wort. — Aber der Königin darf ich doch erzählen, daß ich Sie in ihrem Namen empfangen habe, und daß Sie ſich noch mit Dankbarkeit an die Wohlthaten der Königin erinnern. Es wird die Königin freuen zu denken, daß ſie einer Familie geholfen hat, die ihrer Gnade ſo würdig iſt. Natürlicherweiſe ohne Ihr Geheimniß zu verrathen,“ fügte er ſchnell hinzu. „Die Königin hat ein gutes Gedächtniß, ſie wird ſich gewiß Ihrer erinnern können.“

„Meiner?“ brach Liſette lebhaft aus. „O Gott, glauben Sie? Nein, das iſt wohl nicht möglich. O wenn ich ſo glücklich wäre! Aber ſie erinnert ſich meiner beſtimmt nicht.“

„Halten Sie von der Königin; Sie verdient es auch. Aber es bedarf der Frage nicht; ein ſo liebevolles Herz vergißt ſeine Wohlthäterin nicht.“

„O Gott,“ brach Liſette aus, „es giebt Niemand, den ich höher liebe als die Königin. Alle, die ſo glücklich ſind, ſie zu ſehen, erzählen ſo viel Gutes von ihr. Norden hat uns ſo oft von der Königin erzählt,“ fügte ſie hinzu, halb verlegen, ſeinen Namen wieder zu nennen.

Der Graf lächelte und bedachte ſich einen Augenblick. Darauf ſagte er: „Wollen Sie ſich gedulden und auf mich warten,“ ging hurtig zu der Thür, welche zum Vorgemach führte, ſchloß ſie auf und verſchwand durch die offenſtehende Thür nach dem nächſten Gemach.

Als Liſette allein war, warf ſie ſich auf die Kniee neben den Stuhl, auf welchem ſie eben geſeſſen hatte in ſo qualvollen Gedanken, legte den Kopf auf das Kiſſen und verlor ſich in frommen und glücklichen Bildern. —

Struenſee blieb lange fort. Als er zurückkam, war er in Hoftracht mit einem Orden auf der Bruſt. Er öffnete wieder die Thür und entſchuldigte ſich wegen ſeines langen Ausbleibens. Liſette hatte nichts davon gemerkt, ihr waren die Minuten wie Secunden vergangen. Sie hatte nicht einmal bemerkt, daß ſie eingeſchloſſen war.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Sie zu einer Dame führen, welche Sie zu ſehen wünſcht,“ ſagte der Graf.

Liſette hatte nicht Zeit zu antworten, denn der Diener meldete in dieſem Augenblick den Kammerjunker Norden, der im Vorgemach warte.

„Es ſoll mir ein Vergnügen ſein," ſagte Struenſee mit einem kleinen Seitenblick auf die erröthende Liſette. „Höre, Wilhelm!"

Er flüſterte einige Worte mit dem Diener, welcher ſich entfernte. Der Graf nahm Liſetten bei der Hand und ſagte: „dieſer Weg, wenn es Ihnen gefällig iſt, — ſo brauchen Sie nicht durch das Vorgemach zu gehen. Ich bitte Sie, keine Dankſagungen! Sie haben mir wahrlich für nichts zu danken. Dieſer Weg, hier begegnen Sie Niemandem. Aber Wilhelm wird Sie führen."

Durch das Seitengemach kamen ſie auf einen kleinen Corridor. In demſelben Augenblick wurde die Thüre zu dem Cabinet des Grafen geöffnet, und Liſette hörte den Laut einer Stimme, die ihrem Herzen ein noch heftigeres Klopfen verurſachte. Es war ein glücklicher Augenblick — ſie hatte ihn gerettet. — Wilhelm ſtand ſchon auf dem Corridor. Mit hurtigem Schritt ging er ihr voran durch den langen ſchmalen Gang, eine eben ſo ſchmale Treppe hinauf, durch mehrere Säle, deren ſchweigende Einſamkeit ſie erſchreckt haben würde, wenn ſie Zeit gehabt hätte, Betrachtungen über dieſe prachtvolle Leere anzuſtellen. Wilhelm klopfte leiſe an eine Tapetenthür, welche ſich öffnete; und Liſette ſtand plötzlich in einem kleinen Gemach, deſſen ungewöhnliche Höhe ihr eine religiöſe Ehrfurcht einflößte, vor einer Dame, die ihre groſſen, freundlichen, blauen Augen auf ſie richtete. Wilhelm hatte die Thür wieder hinter ihr geſchloſſen. Es war wie ein Mährchen für Liſette, ſie wußte nicht, wo ſie war, und als ſie zurückſah, war die Thür verſchwunden.

Die zugezogenen Vorhänge verbreiteten eine Dunkelheit im Gemache, welche gegen die großen lichten Säle abſtach, die Liſette durchwandert hatte. Eine mit Sammet überzogene Chaiſelongue, ein vergoldeter Secretair mit vielen kleinen Schubfächern, hohen Löwenbeinen und einer weißen Marmorplatte, ein ungeheurer Spiegel, einige vergoldete Lehnſtühle und einige große Porzellanvaſen füllten beinahe das ganze Gemach, das mit dem herrlichſten Teppich belegt war, der jeden Schritt geräuſchlos machte. Liſette wagte kaum einen Schritt zu thun; ſo prächtige Farben hatte ſie nie geſehen; es ſchien, als ob die köſtlichſten lebenden Blumen über den ganzen Teppich geſtreut wären.

Die hohe Dame ſtand mitten im Gemach. Ein dickes ſeidenes Kleid hing loſe um ſie, nur mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt; es war ſehr weiß und lang, und verhüllte ihre Füße ganz, über der Bruſt ſchloß es dagegen zuſammen und verrieth die volleſten Formen. Es war eine Art Morgentracht. Das Haar war zurückgeſtrichen und mit einem Bande befeſtigt, faſt wie Liſette es zu tragen pflegte; es war noch nicht friſirt mit dem modernen rothen Puder, und die halbblonden Locken hingen in ihrer ganzen Fülle über die Schultern nieder. Um den Hals hatte ſie ein ſchwarzſeidenes Tuch geſchlungen, das eine große Schleife unter dem Kinn bildete, wodurch es noch deutlicher wurde, daß ſie ein Doppelkinn hatte. Das Geſicht ſtrahlte von Geſundheit; ſo friſche Wangen ſah man nur ſelten in einer Zeit, wo die künſtliche Röthe ſchon früh den Teint der

Damen verderbte: Dieſe natürliche Farbe gab ihren Augen einen lebendigen Glanz, und erhöhte den Ausdruck von Milde, womit ſie die verlegene Liſette betrachtete, die es noch nicht gewagt hatte, ihre Augen von dem goldenen Teppich zu erheben.

„Wir ſind ja alte Bekannte, mein Kind,“ ſagte die Dame mit einer Langſamkeit, welche verrieth, daß ſie ſich Mühe gab, deutlich zu ſprechen und einen fremden Accent zu vermeiden, der grade dadurch hervorgehoben wurde. Aber als ſie einige Worte geſprochen hatte, ſiegte ihre natürliche Lebendigkeit, und ihre Rede ward ſchneller. Ungeachtet ſie ſich mit Fertigkeit däniſch ausdrückte, ſprach ſie doch beſtändig in kurzen Sätzen. „Ich habe das kleine Mädchen mit den langen krauſen Locken nicht vergeſſen. Es iſt lange her, ſeit wir uns ſahen. Du biſt größer geworden und noch viel hübſcher. Es freut mich, daß Du mich nicht vergeſſen haſt.“

Liſette erhob die Augen. Unwillkürlich faltete ſie die Hände und ſank in die Kniee, es war ein ſo tiefes Neigen, daß es beinahe einem Fußfall glich, der einen orientaliſchen Anſtrich hatte, der ihr ſehr wohl ſtand; es war eine ſolche Demuth in jeder Bewegung, ſie wollte ſich ſo klein und unbedeutend machen wie möglich in einer unbewußten und natürlichen Erkenntniß ihrer Geringheit, der Königin von Dänemark gegenüber, welche ſie unvermerkt in der freundlichen Dame wiedererkannte.

Die Königin machte eine hurtige Bewegung mit der Hand und ſagte: „Es iſt gut, mein Kind, es iſt gut. Man hat mir Gutes von Dir erzählt. Man hat mir geſagt, daß Du noch dankbar biſt für eine kleine Unterſtützung, die ich einmal Gelegenheit hatte, Deinem Vater zukommen zu laſſen. Ich kenne ihn. Es iſt ein wackerer Mann. Er arbeitet bisweilen für mich — wenn man meinen Befehlen nachgekommen iſt. Ich erinnere mich deutlich, daß ich geſagt habe, er ſolle Arbeit bekommen.“

Liſette faßte Muth, als die Königin ſchwieg, und ſagte, es habe das Glück ihres Vaters gemacht, daß Ihre Majeſtät ihm Arbeit vergönnt habe. Sie lebten jetzt in Wohlſtand und Zufriedenheit.

„Das freut mich, daß man meinen Befehl erfüllt hat. Es iſt nicht immer der Fall: Ich kann mich unmöglich um Alles bekümmern. Aber ich mache gerne ſo Viele glücklich wie möglich. Es iſt hübſch, daß Du mit Dankbarkeit daran denkſt. Es iſt nicht immer der Fall, daß die Leute dankbar gegen mich ſind.“

„O Ihro Majeſtät! — — —“ brach Liſette aus, aber ſie hielt inne, es war ihr nicht möglich weiter zu ſprechen. Ihre ſeelenvollen Augen, die auf die Königin geheftet waren, ſprachen weit beſſer ihre Gefühle aus, als es Worte im Stande geweſen ſein würden. Die Königin betrachtete ſie mit Wohlwollen.

„Du biſt ein gutes Kind,“ ſagte ſie. „Ein liebevolles Herz! Das hat man mir auch von Dir geſagt. Und hingebend gegen diejenigen, von denen Du hältſt. Wie heißeſt Du?“

„Liſette,“ antwortete ſie leiſe und erröthete noch ſtärker als zuvor.

„Erzähle mir etwas von Dir ſelbſt, Liſette,“ ſagte die Königin und ſetzte ſich auf die Chaiſelongue. Liſette ſchwieg erſchrocken.

„So erzähle mir etwas von Deiner Mutter!“

„Sie iſt todt, ſie ſtarb, als ich noch ganz klein war,“ ſagte Liſette furchtſam.

„So erzähle mir etwas von Deinem Vater,“ ſagte die Königin. „Erzähle mir, wie es zu Hauſe bei Euch zugeht? Was haſt Du gelernt? Kannſt Du ſchreiben?“

Liſette konnte beinahe nicht umhin zu lächeln bei dieſer abſonderlichen Frage. Sie erzählte von ihrer Kindheit, von der ſorgſamen Erziehung, welche ihr Vater ihr gegeben habe, nachdem ihr Schickſal durch die Gnade der Königin verbeſſert ſei. Alles, was ſie ſagte, war von jener aufrichtigen, innigen Dankbarkeit und Hingebung durchdrungen, die ihre Wirkung auf eine ſo hohe Perſon nicht verfehlen kann, deren Stellung es dieſen Gefühlen meiſtens in einer ſo ungeſchminkten und unverhüllten Form hervorzutreten verbietet.

Die Königin begleitete Liſettens Erzählung mit freundlichem Kopfnicken, das von ihrer Aufmerkſamkeit Zeugniß gab. Lange, nachdem Liſette aufgehört hatte zu ſprechen, weilte ihr Blick noch auf ihr. Liſette ſchlug die Augen nieder und zupfte verlegen an ihrem Bande. Die Königin ſtützte den Arm auf die Kiſſen, legte den Kopf in die Hand und blieb in einer gedankenvollen Stellung ſitzen. Es ſah aus, als ob ſie Liſetten ganz vergeſſen hätte, da ihr Blick nicht mehr auf ihr ruhte, ſondern auf einer kleinen Reitpeitſche, welche auf der Chaiſelongue lag und welche ſie ergriffen hatte und mechaniſch mit der andern Hand hin und her bewegte, ſo daß ſie Kreiſe in der Luft beſchrieb. Es herrſchte eine Grabesſtille in dieſem Augenblick, kein Laut verrieth, daß das große Schloß bewohnt war, oder daß das Leben und die Geſchäftigkeit einer Hauptſtadt ſich außerhalb der klafterdicken Mauern bewegte, — es war, als ob dieſe Beiden die Einzigen in der ganzen Welt wären.

Die Königin hob plötzlich den Kopf, warf einen hurtigen Blick auf Liſetten und ſagte: „Haſt Du wirklich Ergebenheit für mich? Iſt es wahr, was man mir geſagt hat, daß Du von mir hältſt?“

Dieſe Fragen kamen Liſetten ſo unerwartet; ſie ſollte mit Worten die Gefühle bezeugen, die ihr Herz ſo tief bewegten. Sie legte die Hand auf das Herz, aber ein Wort vorzubringen, war ihr nicht möglich.

Die Königin betrachtete ſie mit einem ſcharfen Blick, der allmählig in ein freundliches Lächeln überging. „Willſt Du mir treu ſein, Liſette? — Du ſollſt bei mir bleiben. Ich brauche Ergebenheit. Ich ſehe darauf. Ich will Dich um mich haben. Ich will für Dich ſorgen. Ich will Dich ausſteuern, wenn Du heirathen willſt. Aber damit hat es keine Eile. Es iſt nicht gut, wenn Mädchen ſo frühzeitig heirathen,“ fügte ſie mit einem kleinen Seufzer hinzu. — „Du biſt noch zu jung, an Deine Hochzeit zu denken, nicht wahr?“

„Ach ja, viel zu jung,“ ſagte Liſette leiſe und mit einem tiefen Seufzer.

„Du ſollſt bei mir bleiben. Ich werde gut gegen

Dich ſein. Willſt Du denn wirklich bei mir bleiben und mir mit Ergebenheit dienen?“

„Ach, Jhro Majeſtät, wie glücklich würde ich ſein!“ brach Liſette hurtig aus. „Mein Vater — — —“ fuhr ſie nach augenblicklichem Bedenken fort; aber die Königin unterbrach ſie und ſagte: „Es iſt gut, mein Kind. Es freut mich, daß Du zufrieden biſt. Ich will auch zufrieden werden. Du haſt ein gutes Herz, Du biſt nicht verdorben. Du biſt unſchuldig, es ſteht in Deinen Augen geſchrieben. Bewahre dieſe Gemüthsruhe — es iſt das höchſte Gut in der Welt.“

Die Königin ſchwieg einige Augenblicke, dann ſtand ſie raſch auf. Bei dieſer Bewegung glitt das ſeidene Kleid zur Seite, das vom Gürtel an vorn offen war wie ein Mantel. Unter dem Morgenkleide trug die Königin eine goldumſäumte Weſte, gelbe lederne Beinkleider und kleine Männerſtiefeln mit Sporen, was ihr ein unweibliches Anſehen gab, und keineswegs eine für ſie paßliche Tracht war, da es ihre Corpulenz hervorhob. Liſette ſchlug die Augen nieder.

„Ich reite aus,“ ſagte die Königin, „es iſt heute Falkenjagd. Haſt Du eine Falkenjagd geſehen?“ — Aber ohne ihre Antwort zu erwarten, fuhr ſie fort, indem ſie einige Mal leicht mit der Reitpeitſche auf die Halbſtiefeln ſchlug: „Parforcejagd iſt doch unterhaltender. Lebe wohl, Liſette! Es bleibt bei der Abrede. Ich behalte Dich bei mir. Lebe wohl!“

Sie nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne Liſettens tiefe Verbeugung zu bemerken, zog im Vorbeigehen eine Klingelſchnur und verließ raſch das Gemach.

Die Tapetenthür öffnete ſich hinter Liſetten wie von unſichtbaren Händen. Wilhelm empfing ſie in dem großen Saal und führte ſie ſtumm durch Gemächer und Corridore, wo ſie keinem Menſchen begegneten, bis zum Ausgang des Schloſſes. Es war ein verworrener Weg, der Liſetten wie ein Labyrinth vorkam, wie eine Wanderung durch ein bezaubertes Schloß. Erſt als ſie aus der Pforte hinaustraten hinter der Kirche, weit von dem großen Eingang, wußte ſie, daß ſie der Wirklichkeit angehöre, und daß das Ganze nicht ein verwirrter Traum ſei.

Die verſchiedenartigſten Gefühle durchſtrömten Liſetten in dieſem Augenblick, als die friſche Luft ihre umnebelten Sinne wieder weckte. Eine innige Freude paarte ſich mit tiefer Wehmuth, Vertrauen mit Furcht, Sehnſucht, die Königin wieder zu ſehen, mit der Betrübniß, ihren Vater und ihre gewohnten Verhältniſſe zu verlaſſen. Die Stärke, welche der Geiſt dem Körper gegeben hatte, ſchwand, wie jede Begeiſterung ſchwindet, wenn ſie ihre Sendung erfüllt hat, und hinterließ eine Mattigkeit, wie ſie nie zuvor gefühlt hatte. Und dieſe Kraftloſigkeit nahm noch zu, als ihr Blick wieder auf dem großen Schloß weilte, und es ihr zum erſten Mal einfiel, daß ſie am königlichen Hofe leben, unter Einem Dach mit Sophus wohnen ſolle — ihm ſo nahe ſein — oft ſeine Stimme hören, — vielleicht mit ihm ſprechen, — und noch öfter ihn ſehen werde. —

Die Thränen kamen ihr in die Augen, ſie zog den Schleier, der ihr Haar bedeckte, noch dichter vor dem Geſicht zuſammen, und verließ mit langſamem Schritt dieſe Umgebungen, die in wenigen Stunden ihr Loos verändert hatten. Jeder, der ſie ſah, mußte glauben, daß ſie eine fehlgeſchlagene Hoffnung zu Grabe trug, — wer konnte glauben, daß ihre wärmſten Wünſche in Erfüllung gegangen waren! —

Liſette machte einen langen Umweg, um ihre aufgeregten Sinne in Ruhe zu bringen, damit ſie, wenn ſie zu den Ihrigen zurückkäme, Rechenſchaft ablegen könne von den wunderſamen Begebenheiten des Tages. —

Im Hauſe ihres Vaters herrſchte mittlerweile eine große Verwirrung. Der fleißige Calais war mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, und Baſe Cordia ſpann unter fortgeſetzten Ausfällen auf Liſettens langes und geheimnißvolles Ausbleiben, auf ihre „vornehmen Mienen," auf ihre Kälte gegen ihren Verlobten, „den vortrefflichen jungen Herrn Winkler," der dereinſt der reichſte Mann in der Gaſſe werden würde. Sie machte ihrem Bruder bittere Vorwürfe, daß er ein junges Mädchen auf ihre eigene Hand laufen laſſe, ohne zu wiſſen wohin, aber das werde ſich der Teufel merken, und Liſette auf Abwege gerathen, es habe keine Noth. Es war im Grunde die Angſt um Liſetten, was die alte Tante ſo in Harniſch brachte.

Calais hämmerte ſtärker und ſtärker, ſo wie ſeiner Schweſter Ausfälle ihm mehr zu Herzen gingen. Endlich verging ihm die Geduld und er brach aus: „Paß nur auf Dich! Liſette paßt ſchon auf ſich ſelbſt, das hat keine Noth!"

„Auf den Hofjunker paßt ſie. Die Krähe ſucht ihres Gleichen, Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Was zu einem Thaler geſchlagen iſt, wird nie ein Schilling. Aber ſo geht es, wenn man andrer Leute Kinder aufnimmt." Sie ſchielte nach ihrem Bruder hinüber; da er keine Bewegung machte, glaubte ſie, daß ſie fortfahren dürfe. — „Als Deine Frau ein todtes Kind zur Welt brachte, hätteſt Du es gut ſein laſſen ſollen nach des lieben Gottes Beſtimmung und den vornehmen Herrn abweiſen, der mit einem neugebornen Püppchen ankam, als ob es ein Engel vom Himmel war. Es hilft nichts, daß man ein Adlerei in ein Elſterneſt legt, das hab' ich oft genug geſagt. Sie gewöhnt ſich nun einmal nicht an Geringheit und Demuth, es ſteckt ihr im Blute, in die Höhe zu wollen."

„Schweſter, ich habe Dir oft genug geſagt, daß ich von der Sache nichts hören will. Ich habe ſie als mein Kind aufgenommen, es hat meine ſelige Frau getröſtet, da der liebe Gott uns keine eignen Kinder gönnte; ſie iſt geſtorben als ihre Mutter, und ich habe es nie bereut, daß ich ihr Vater bin. Liſette hat Gottes Segen in mein Haus gebracht. Wäre ſie nicht geweſen, ſo wäre ich in meiner Noth nicht gerettet und hätte nicht Hofarbeit bekommen. Und nun kein Wort davon weiter. Ich habe Dir oft genug geſagt, daß es kein vornehmer Herr war, ſondern ein gewöhnlicher Mann, wie ich. Ihre Eltern müſſen geſtorben und dahin ſein, da ſie ſeit der Zeit nichts haben von ſich hören laſſen, und nun hat ſie in der ganzen weiten Welt Niemanden, an den ſie ſich halten könnte als uns. Sie ſoll kein Wort davon wiſſen, das würde ihr nur die Ruhe rauben. Und ich ſchwöre Dir theuer und heilig, wenn Du das Mindeſte davon zu Liſetten ſagſt oder ſonſt zu einer lebenden Seele, — ſo iſt es aus zwiſchen uns Beiden, und zwar auf Lebenszeit. Du weißt, was ich geſagt habe, und damit Baſta — Baſta — Baſta!“

Calais begleitete die letzten Worte mit ſo derben Hammerſchlägen, daß Baſe Cordia nicht wagte, dieſe Materie fortzuſetzen. Sie hatte einen heiligen Reſpect vor ihres Bruders Zorn, aber konnte ſich doch nicht enthalten, ſo weit zu gehen wie möglich.

Weinhändler Winkler trat im Vorbeigehn hinein, um „den Meiſter“ zu bitten, daß er ihm ſeine zerbrochenen Schuhſchnallen löthe. Baſe Cordia ward ſo freundlich wie ein neu geſchlagener Schilling über dieſen „ehrenvollen und erfreulichen Beſuch.“ Herr Winkler fragte nach dem Befinden der „Jungfer Tochter,“ und der Goldſchmidt erwiederte die Höflichkeit durch eine Erkundigung nach ſeinem „Schwiegerſohn.“

Winkler runzelte die Stirn und ſagte, daß ſein Sohn ſich ſchwer darüber beklage, daß Jungfer Liſette immer „ſo ſpaniſch“ gegen ihn ſei, und daß es gar nicht das Anſehen hätte, als ob ſie Verlobte wären. Das ſei ihm als Vater zuwider, und da nun einmal die Rede zwiſchen ihnen darauf komme, wolle er nur ſagen, daß ein Mann wie ſein Sohn nicht nöthig habe um eine Frau zu betteln, er könne hundert für Eine bekommen, und das Weſen müſſe ein Ende haben, ſonſt werde er ſich dazwiſchenlegen. Er habe genau auf Liſetten geachtet geſtern Abend im königlichen Garten, ſie habe die ganze

Zeit die Augen nach allen den vornehmen Herren gekehrt, aber ſich um ihren Bräutigam nicht bekümmert. Wenn Calais nicht Herr in ſeinem Hauſe ſei und ſeine Tochter in Zucht halten könne, ſo ſei er Herr in dem ſeinigen und wolle ſeinem verliebten Sohne ſchon zeigen, daß Mädchen in Kopenhagen zu bekommen wären mit eben ſo glatten Geſichtern, welche ihr Glück beſſer zu ſchätzen wüßten.

Der Goldſchmidt meinte, das werde ſich ſchon geben, Liſette ſei nur ein wenig ſchüchtern, ſie wage es nicht, ſich ſo freundlich gegen ihren Bräutigam zu zeigen, wie andere Mädchen thäten, aber deßhalb halte ſie doch nicht weniger von ihm. Baſe Cordia faltete die Hände mit andächtigem Blick und ſtieß einen Seufzer nach dem andern aus. Herr Winkler, bei dem die Zunge in Gang kam, war ſehr kurz angebunden.

Es klingelte an der Hausthür und Baſe Cordia ging hinaus, um zu öffnen. Der vornehme reiche Bürger fuhr fort zu prahlen, und Calais ward immer kleinmüthiger in dem Bewußtſein, daß ſein eigener Wohlſtand an den täglichen Erwerb geknüpft ſei und daß Liſettens künftiges Glück davon abhing, daß die Verbindung mit dem jungen Winkler nicht aufgehoben wurde. Sie wurden von Baſe Cordia unterbrochen, welche athemlos in das Zimmer ſtürzte.

„Na, Gott erbarme ſich! Nun kommt das Unglück! Nun geht es Schlag auf Schlag! Ja, Ein Unglück kommt nicht allein, iſt ein altes Sprüchwort. Gott im Himmel bewahre uns!“

„Was giebt's? Was giebts denn?“ rief der erſchrokkene Winkler.

„Was iſt Liſetten begegnet?“ fragte Calais.

„Ach, Liſette! Wer denkt an Liſetten? Es iſt viel etwas Schlimmeres. Der Schreck iſt mir ſo in die Beine gefahren, daß ich kaum ſprechen kann,“ brach Baſe Cordia aus und warf ſich auf einen Stuhl.

„Heraus damit, zum Henker!“ ſagte Calais unmuthig, „Ihr habt ja nicht mit den Beinen zu ſprechen.“

Nach vielen Seufzern und Wehklagen kam Baſe Cordia endlich zu Worte. Es wäre ein Hofbedienter dageweſen mit dem Befehl, daß Calais augenblicklich nach dem Schloſſe kommen ſolle. „Er fragte, ob hier der Mann wohnte, der Arbeit auf das Schloß geliefert hätte. Und das bedeutet gewiß nichts Gutes, darauf will ich ſterben, denn er ſah ſo finſter aus, und ſo ſagte er: Gleich in einer Stunde ſoll er kommen und ſich bei der Wache melden! — und das mit einer Stimme, daß ich nahe daran war, ohnmächtig zu werden, und ſo ſchlug er die Thüre hinter ſich zu, daß es die Straße ſo recht hinunterdonnerte. Ach, ach, das bedeutet ein großes Unglück. Es iſt kein Menſch mehr ſicher jetzt, keine Stunde.“

Calais holte wieder Athem. „Es ſoll vielleicht an den neuen Jagdſchildern etwas geändert werden,“ ſagte er. „Sie ſollten heute bei der Falkenjagd das erſte Mal gebraucht werden.“

„Ja, da haben wir's,“ brach ſeine Schweſter aus. „Ich ſagte es Dir wohl, daß es nicht wie Löwen ausſah, ſondern accurat wie Füchſe oder Affen. Das konnte ja ein Kind ſehen. Aber es iſt ein ſchweres Verbrechen, etwas am Wappen zu verändern, und das kommt Dir gewiß theuer zu ſtehn. Es ſind ſchon Manche um viel kleinere Dinge unglücklich geworden. Es iſt nicht mehr wie in alten Zeiten. Seit dieſer hergelaufene Doctor Miniſter geworden iſt, hört man einen Tag um den andern, wie ſie Leute holen laſſen, auf den Stutz, und ſie abſetzen und unglücklich machen. Ach, ach! Jeder Menſch muß wohl zittern und beben, wenn er in das große Haus hinaufbeſtellt wird. Es iſt auch kein Menſch zu finden, der nicht Schlimmes zu erzählen hätte, wie es da oben zugeht. Es iſt ja noch nicht länger her als vorige Woche, da wurde — — —"

„Mein Halstuch!" rief Calais, indem er das Schurzfell und das Handwerkszeug von ſich warf. „Mein Tragband! Steh nur nicht da und predige und hole mir meinen Sonntagsrock! Wo ſind meine Kniespangen? Entſchuldigen Sie, Schwager, daß ich mich in Ihrer Gegenwart ankleide, ich muß mich aber beeilen.

„Ja, Gott beſſer's, Du kannſt noch genug Spangen an die Beine bekommen, aber von andrer Art," brach die Baſe weinend aus. „Wie ging es nicht mit des Amtsverwalters Commiſſionär? Der wurde auch geholt, doch er kam nicht wieder los. Sie ſchmiſſen ihn gleich ins Loch, ohne Proceß."

„Er hatte gemauſt, der Schurke, deßhalb brauchten ſie die kurze Juſtiz," antwortete Calais und fuhr fort ſich anzukleiden.

Der Weinhändler betrachtete ihn mit mißtrauiſchen Blicken, und ſagte darauf: „Ich ſollte auch faſt glauben, daß etwas Schlimmes darunterſteckt. Hm! ſich in der Wache melden — das will mir gar nicht gefallen.“

„Meint Ihr, Schwager?“ ſagte Calais und blieb verwundert ſitzen mit dem einen Strumpf in der Hand. „Nun, da muß ich Euch doch ſagen, daß jeder Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, zum Schloß hinein und hinaus gehen kann. Ich begreife nicht, wie Baſe ſich ſolche Fliegen in den Kopf ſetzt.“

„Ja, Meiſter, wenn Ihr mich danach fragt — ſo meine ich es wirklich ſo. Aber Ihr müßt am beſten wiſſen, was Ihr auf Eurem Gewiſſen habt. Ihr ſeid mmer ſo verlegen geweſen, mit den Großen Kirſchen zu ſſen, aber nun werfen ſie Euch die Steine vielleicht alle uf einmal in die Augen. Eure Schweſter hat Recht. Man ſieht lauter wunderliche Dinge in jetziger Zeit, und es ſt Niemand ſicher vor der kurzen Juſtiz, wie ſie es nennen.“

Calais ſchüttelte den Kopf und eilte, ſeine Toilette u vollenden. Herr Winkler nahm ſeinen Hut und machte Miene zu gehen.

„Ach, lieber Herr Schwager! Daß Sie uns in ieſer Noth verlaſſen wollen!“ brach Baſe Cordia aus. Ich ſterbe vor Angſt, wenn ich allein hier bleiben ſoll. atern bekommen wir nicht wieder zu ſehen. Und Gott eiß, ob Liſette noch wiederkommt, ſie iſt ja nun den anzen ausgeſchlagenen Tag fort und Niemand weiß, ohin ſie geſtoben und geflogen iſt. Ach, ich elende erſon! Herr Schwager darf mich nicht verlaſſen.“

„Meine gute Jungfer,“ ſagte der Weinhändler mit vornehmer Miene, „wie man ſich bettet, ſo ruht man. Es hat gute Wege mit dieſer Schwagerſchaft. Die Wahrheit zu ſagen, hat es mir nie recht behagt, aber ich wollte meinem einzigen Sohne nicht geradezu entgegen ſein; es iſt gleich gut, wenn wir die Sache auf der Stelle abmachen, und ich muß Sie deshalb wiſſen laſſen, daß meinem Sohn nicht mit einer Frau gedient ſein kann, von der Niemand weiß, wohin ſie geſtoben oder geflogen iſt, wie Ihr ſagt. Und damit iſt das Lied am Ende.“

Calais betrachtete den Weinhändler mit großen Augen. „Iſt das Euer Ernſt?“ ſagte er. „Wollt Ihr wirklich den Wagen umſtoßen, weil Ihr glaubt, daß er ein wenig kippt? Nachbar, es iſt ein ſchwerer Augenblick, den Ihr gewählt habt, noch eine Bürde auf eines Mannes Rücken zu legen, der ſchon genug zu tragen hat; denn ich will nicht läugnen, es ängſtet mich, daß meine Tochter ſo lange wegbleibt.“

„Es ſind ſchwere Zeiten,“ ſagte Herr Winkler, „Jeder muß für ſich ſelbſt ſorgen, und Ihr ſolltet eher bedacht haben, daß der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er ohne Henkel nach Hauſe kommt. Lebt wohl, Herr Calais!“

Winkler öffnete die Thür. Baſe Cordia warf den Sonntagsrock auf die Erde, ergriff den Weinhändler beim Arm und brach ſchluchzend aus: „Gnade, Herr Winkler, Gnade! Seien Sie barmherzig gegen uns arme unglückliche Menſchen!“ — Aber ihr Bruder riß ſie hurtig zur Seite und ſagte erbittert: „Baſe, nicht ein

ort! Meine Tochter iſt viel zu gut, um ſich einen
ann zu erbetteln. Laß ihn gehn! Der liebe Gott
gt für die Verlaſſenen! Wer ein gutes Gewiſſen hat,
nn der Welt Drohungen verachten. Gieb mir meinen
ck, Schweſter, und erſchrecke Liſetten nicht, wenn ſie
nmt, mit Deinen einfältigen Einbildungen!"

Herr Winkler war ſchon zur Thür hinaus. Calais
riff ſeinen Hut, drückte ſeiner Schweſter die Hand
 ging fort. Baſe Cordia warf ſich in den Lehnſtuhl
 ſchlug die Hände zuſammen. —

Man macht ſich ſo viel unnützen Kummer in dieſer
elt; während wir Sterbliche ſpähen, wendet ſich das
hickſal. Die bittern Sorgen dieſes Tages löſten ſich
 Freude auf für alle die Geängſteten, und als die
ne Familie wenige Stunden darauf um Baſe Cor-
's Kaffeetiſch verſammelt ſaß, um Liſettens Erhöhung
 feiern, geſchah es mit frohen und dankbaren Gefühlen
en die Vorſehung, die Alles zum Beſten leitet. Ca-
 war entzückt von der Königin Gnade und Herab-
ung; Baſe Cordia war ſtolz auf das Glück ihrer
udertochter. „Wie ſich nur der Weinhändler drüben
 der Ecke ärgern wird, daß er ſo kurz angebunden
!" ſagte ſie triumphirend. „Aber er kommt ſchon
der, es hat keine Noth; es wird meiner Treue genug
ach gefragt werden, was uns widerfahren iſt, dafür
 ich. Und nun möchte es wohl darauf ankommen, ob
 ſie zu Gnade wieder annehmen wollen. Das werden
 denn freilich wohl, denn wir ſind vernünftig, und wiſſen,
 zu unſerm eignen Beſten iſt, nicht wahr, Liſettchen?"

Liſette antwortete nicht; ſie drückte lächelnd ihrem Vater die Hand, und der alte Calais nickte ihr freundlich. Baſe Cordia nickte auch, und war zufrieden. Sie wußte nicht, daß Liſette, während die Tante den Kaffee kochte, der die möglichen Folgen des Schreckens verjagen und die glückliche Auflöſung aller dieſer Räthſel verherrlichen ſollte, von ihrem Vater das beſtimmte Verſprechen erhalten hatte, daß er ſich nicht dazu hergeben wolle, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die ſo unwürdig abgebrochen war, und die ſie ſo unglücklich gemacht hatte. Der alte Goldſchmidt war ſo bewegt über das Geſtändniß von Liſettens bisher verſchwiegenem Kummer; er gelobte ihr Alles, was ſie wollte; er meinte, das Schickſal müſſe „etwas im Sinn“ mit ihr haben, und „wo Gott ſpreche, müſſe der Menſch ſchweigen.“ Liſette ward blutroth über dieſe prophetiſchen Worte und ſchlug die Augen nieder, während der alte Calais ſie mit Stolz betrachtete, beinahe mit Veneration: denn die Königin hatte ja ſelbſt zu ihm geſagt, daß Liſette ihre erſte Kammerjungfer werden ſolle. Und Liſette war ſo unſäglich glücklich, ihr Herz fühlte ſich ſo leicht, ſie hatte die Schuld bezahlt, in welcher ſie ſo viele Jahre gegen Sophus geſtanden zu haben glaubte, es ahnete ihr — aber ſie wagte ſich ſelber nicht die Ahnung zu geſtehen — daß dieſer Tag einen großen Theil der Schranken, die ſie von ihm trennten, umgeſtoßen und ſie ihm näher gebracht habe. Es war der glücklichſte Tag in ihrem Leben. Und mit einem von Täuſchungen erfüllten Herzen betrat ſie die Königsburg. —

Was Comteſſe Reiffenſtein prophezeit hatte, traf zum Theil ein, indem Fräulein Helmſtorff nach einem kurzen Krankenlager ſtarb. Eliſabeth hatte ſie mit ſchweſterlicher Liebe gepflegt und beweinte ſie wie eine geliebte Schweſter. Der Geheimeräthin Haus ward durch dieſen Todesfall verödet; denn die feine Welt flieht gern die Orte, wo die Trauer zu Hauſe iſt, und es war hier nicht blos die äußere Form, die beobachtet werden mußte, ſondern ſie waren Alle ſchmerzlich getroffen von einem Verluſt, der auf lange eine Leere zurücklaſſen mußte, die unabläſſig ſie an den Hingang eines Weſens erinnerte, deſſen Bedeutung erſt nach ihrem Tode recht ins Leben trat. Aber wie Alles in dieſen Mauern Würde athmete, beſtand auch die Trauer hier in einer würdigen Reſignation, es war ein tiefgefühlter Kummer, aber er trat nicht ſtörend zwiſchen die Trauer und die gewohnte Thätigkeit des täglichen Lebens.

Gleichwohl fand der Oberſt ſich genirt und kam während dieſer Zeit nur ſelten zu Helmſtorffs hinauf. Eichfeldt war gar nicht wieder gekommen, nachdem die Condolenzviſiten vorbei waren, Sophus dagegen hatte ſich näher angeſchloſſen, und der magiſche Kreis, den die Theilnahme an Kummer immer um uns zieht, übte auch auf ſein Gemüth ſeinen Einfluß aus. Er war bald unentbehrlich, wie das belebende Princip in dieſem häuslichen Verein, an welchen ſich auch Graf Roſen anſchloß. Die Abende, die ſie ſo zubrachten mit Geſprächen und mit Leſen, — denn der Graf war ein trefflicher und williger Vorleſer — hatten einen ganz eigenen Reiz, den man gefühlt haben muß, um ihn verſtehen zu können, aber der ſich Uneingeweihten nicht beſchreiben läßt.

Die Geheimeräthin wäre gern nach Schmoll zurückgegangen; aber theils fürchtete ſie, der Oberſt werde es Eliſabeth nicht erlauben, ſie zu begleiten; theils wollte die Königin nur ungern die Geſellſchaft der Demoiſelle Rheinberg miſſen, die ihr beinahe zum Bedürfniß geworden war. Wie unbegreiflich es auch für des Oberſten Verſtand war, fuhr die Königin fort, „dieſer Mamſell“ die größte Aufmerkſamkeit zu erweiſen, und ließ ſie täglich zu ſich holen. Aber dieſe Gnade erwarb ihr eine höfliche Behandlung von Seiten des Oberſten, die der Françaiſe ſeiner Tochter ſonſt gewiß nicht zu Theil geworden wäre; denn in jener Zeit wurden die Erzieher und Erzieherinnen von Kindern vornehmer Leute noch meiſtens den Dienſtboten gleichgeachtet. Jetzt wiſſen Eltern im Allgemeinen diejenigen nach Verdienſt zu würdigen, welche ſich dieſem ehrenvollen, aber beſchwerlichen Rufe widmen, und ſolche Ausnahmen ſind ſelten wie jener vornehme Gutsbeſitzer, der noch vor wenigen Jahren, als er von dem Segen Gottes an ſeinen Früchten erzählte, die er in ſeinem Garten gehabt hatte, in heiliger Einfalt ausrief: „Denken Sie einmal, wir hatten ſo viel, daß ſogar der Hofmeiſter Erlaubniß bekam, ſo viel zu eſſen, wie er wollte.“ —

„Ich begreife nicht, was Ihre Majeſtät Anziehendes findet an dem grimmigen Geſicht,“ ſagte der Oberſt.

„C'est une affaire de gout,“ ſagte Seifenſee, „darüber läßt ſich nicht ſtreiten. Es war einmal ein Herzog von Bourbon, der hatte eine Sammlung von Affen, die ihm viel Geld koſteten, und wenn man ſich darüber wunderte, daß er auf dieſe grimmigen und häßlichen Thiere ſo viel wende, antwortete er: „Je les aime, moi.“ — Das Eine iſt Liebhaberei ſo gut wie das Andre.“

Graf Prinzenſtein war nach Stockholm gereiſt, ohne um Eliſabeth zu werben. Der Oberſt mußte alſo einen andern Plan entwerfen, denn die Gräfin Tannenberg wollte ja durchaus nicht ſterben, und der Graf war nicht mehr über des Oberſten Schwelle zu bringen ſeit dem verunglückten Feſt bei Eliſabeths Heimkehr. Comteſſe Reiffenſtein, welche den Sophus mit eiferſüchtigen Augen beobachtete, hatte ihre Liſt gegen ihn, den ſie haßte, auf die unſchuldige Eliſabeth ausgedehnt; ſie ſah nur allzu deutlich, daß es nicht mehr die Generalin Geldern war, ſondern Eliſabeth, für welche ſich Sophus intereſſirte. Darum haßte ſie die Generalin doch um nichts minder; dieſe war es ja, welche ſie lächerlich gemacht hatte, und das war noch nicht gerächt. Die Comteſſe war ſo freundlich gegen den Oberſten Held, daß er gar nicht mehr zweifelte, ein erneuerter Sturm bei paſſender Gelegenheit werde die Citadelle Reiffenſtein in ſeine Hände bringen, ſammt allen ihren Schätzen. In der Comteſſe Theilnahme an Eliſabeths Verſorgung ſah er einen Beweis mehr davon; es war ja ſo natürlich, daß die Comteſſe keine erwachſene Stieftochter im Hauſe zu haben wünſchte; aber wenn ſie erſt fort wäre, würde der glückliche Augenblick gekommen ſein, wo das große reiffenſteinſche Fideicommiß dem ſieggewohnten Held zufallen ſollte. Der Oberſt betrachtete die Comteſſe ſo ſehr als Partei in der Sache, daß er ſich nicht einmal durch die unnobeln Ausſichten beleidigt fand, die ſie ihm eröffnete, indem ſie Eichfeldt vorſchlug, trotz deſſen zweifelhafter Geburt, weil ſein Oheim, der jetzt General geworden war, ihn wahrſcheinlich adoptiren würde und reich genug wäre, ihm eine ganze Baronie zu kaufen, oder den jungen Baron Blech, der einmal ein ſo großes Vermögen beſitzen werde, daß er ſich jede mögliche alte Grafſchaft kaufen könne. Die Comteſſe verſtand auch dem Letzteren Eingang bei Tante Helmſtorff zu verſchaffen, wo er eine kümmerliche Rolle ſpielte und Eliſabeth noch mehr als Eichfeldt Langeweile machte durch ſeine grobe Zudringlichkeit und geſchmackloſe Aufmerkſamkeit. Dagegen nahm die Comteſſe den Oberſt immermehr gegen Sophus ein, indem ſie ihm zu verſtehen gab, daß er der einzige Schuldige ſei, dem ſie ihr gemeinſchaftliches Unglück zuzuſchreiben hätten. Der Oberſt küßte ihr die Hand mit einem zarten Blick, und war jetzt ein decidirter Widerſacher ſeines „Fils Esope;“ aber das Haus ihm zu verbieten, wie ſie vorſchlug, wagte er nicht; Sophus war ja doch der Königin Kammerjunker und wohl angeſehen bei Ihrer Majeſtät. — „Ausgenommen wenn man ihn bei Ihrer Majeſtät in Disgrace bringen könne,“ ſagte er, „das wäre eine andre Sache. C'est une autre affaire.“

„Ah, bah! La Reine!“ ſagte die Comteſſe mit verächtlicher Miene, indem ſie die Schultern zog. „Wer meiner Fahne folgen will, muß nicht zugleich der Fahne meiner Feindin folgen. Il faut se décider, lieber Herr Oberſt. Der Königin Umgebungen ſind meine perſönlichen Feinde. Ich biete Ihnen, en échange, eine andre Königin, welche nicht unſtät und ſchwankend in ihrer Gunſt iſt. Die verwittwete Königin ſpricht ſtets mit beſonderer Achtung von Ihnen; weßhalb wollen Sie ſich nicht an einen Hof anſchließen, mit dem Sie doch harmoniren? Denn dieſe etiketloſe Clique kann einem Manne von ſo viel wahrer Bildung unmöglich behagen. Gönnen Sie mir das Verdienſt, der guten Sache einen Kämpfer erworben zu haben gegen dieſe überhandnehmende Bürgerlichkeit, welche es ſich zum Ziele ſetzt, uns Alle vom alten Stamm unter die Füße zu treten. Nicht wahr, Herr Ritter," fügte ſie mit einem Lächeln hinzu, das man brandgelb nennen konnte, wenn man ihm eine Farbe geben wollte, „nicht wahr, Sie werden meine Farbe tragen und eine Lanze für mich brechen?"

„Und des Kampfes ſüßer Lohn?" ſagte der Oberſt mit honigſüßer Stimme, indem er Alles, was er von Ueberredung beſaß, in einen einzigen Blick concentrirte.

Die Comteſſe ſchlug die Augen nieder. Der Oberſt fand, daß es ihr hinreißend ſtand. Darauf erhob ſie ſie wieder und ſagte, indem ſie ihm die Hand reichte: „Sie werden uns nicht der Undankbarkeit beſchuldigen."

„O meine Charmante! Sie entzücken mich à la folie," brach der Oberſt aus, und drückte ihre roſenfarbne Hand an ſeine Lippen. Die Comteſſe hatte nämlich roſenfarbne Handſchuhe an. „Je suis perdu, Sie haben mich bezaubert, machen Sie mit mir, was Sie wollen."

Dieſe Unterredung fand ſtatt in einer Fenſtervertiefung des großen Courſaales auf Chriſtiansburg an einem Abend, wo Cour bei dem Könige war. Seifenſee hatte ſeinen Vetter Held lange betrachtet, der dieſes Mal als Sieger aus dem Kampf mit dem blinden Gott zu treten ſchien. Er näherte ſich den Sprechenden mit jenen Schritten, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, ſo daß er ſelten auf einen Gegenſtand grade losging, ſondern im Zickzack, gleichſam als ob er gegen den Wind ſegelte. Die Comteſſe bemerkte ſeine Nähe. Sie zog hurtig die Hand an ſich mit einem leiſen Druck und ſagte flüſternd, indem ſie ſich ſchon zum Gehen umdrehte: „Alſo ſagen wir nicht blos: Ah, bah, la Reine! — ſondern auch: A bas la Reine!" —

Der Oberſt machte eine Wendung nach der entgegengeſetzten Seite bei dieſen Worten, welche ihm plötzlich bewieſen, daß die Comteſſe nicht blos in einem bildlichen Styl geſprochen hatte, indem ſie ausrief: „Ah, Dieu préserve, Madame!" — mit einem ſo komiſchen Schrecken, daß Seifenſee, dem er bei dieſer hurtigen Wendung grade in die Arme lief, in ein Gelächter ausbrach und ſagte: „Nicht wahr, Vetter, ſie iſt hinreißend? Aber Du machſt ein Geſicht, mon cher, als ob ſie Dir ein Meduſenhaupt gezeigt hätte ſtatt der reiffenſteinſchen Grazien. Ja, kein Glück iſt unvermiſcht in dieſer Welt. Courage, mon ami! Zeige Dich Deines Stammvaters würdig! War es nicht Dein Stammvater in der fabelhaften Zeit, der einen argen Drachen beſiegte und einen Schatz eroberte? Es iſt mir, als hätte ich dergleichen gehört. Du haſt ja auch ein Drachenhaupt in Deinem Wappen, nicht wahr? Die Heraldik hat mich immer intereſſirt;

es iſt eine Wiſſenſchaft, die jetzt ſehr vernachläſſigt wird. Die Leute wiſſen kaum ſelbſt mehr, was ihre Waffenſchilde bedeuten. Ich fragte einſt Herrn von Gruntzenheim um den Grund, warum er drei Schweinsköpfe in ſeinem Wappen habe, da ſie doch nur zwei Brüder wären. Er ſagte, daß ſie einmal drei geweſen wären, aber der dritte ſei todt. Wie richtig dieſer Grund auch in naturhiſtoriſcher Hinſicht ſein mag, ſo iſt er doch nicht ſehr heraldiſch. Aber die Familie Gruntzenheim gehört unläugbar mehr in der Naturgeſchichte zu Hauſe als in der Heraldik."

Der Oberſt ſuchte, ſobald es ihm möglich war, ſich loszumachen. Als die Königin vorbeiging, nachdem ſie ſehr lange mit dem alten Grafen Saint-Germain geſprochen hatte, bückte ſich der Oberſt tief zur Erde, um gleichſam den unangenehmen Eindruck auszuglätten, welchen die verwegenen Worte der Comteſſe auf den zärtlichen Schäfer gemacht hatten. Die Königin grüßte ihn mit ihrem freundlichen Lächeln. Der Oberſt gerieth in Enthuſiasmus darüber und brach ganz laut aus: „Ah, comme Sa Majesté est divine! Comme elle est — — comme elle est — — gnädig, la Reine!"

Graf Saint-Germain glaubte, daß dieſer enthuſiaſtiſche Ausruf an ihn gerichtet ſei. Er verſtand es nur halb, aber nichts deſtoweniger kniff er andächtig die Augen zuſammen und ſagte mit einem devoten Lächeln: „Ah, Monsieur, Ihre Majeſtät war ſehr gracieuse!" Und der Graf hatte freilich Veranlaſſung zu lächeln, denn er hatte gerade denſelben Tag den Elephantenorden bekommen, und war der Einzige, der dieſe Auszeichnung empfing, ſeit Struenſee Miniſter war. Er war kürzlich nach Kopenhagen zurückgekehrt vom Auslande, wo er in guter Ruhe und Bequemlichkeit eine große Penſion verzehrte, die er bei ſeinem Austritt aus den däniſchen Dienſten erhalten hatte. Er war nämlich einmal Grandmaitre de l'Artillerie geweſen, und hatte ſpäter die Rolle eines Kriegsminiſters geſpielt. Struenſee rief ihn zurück, weil er darauf rechnete, daß der Graf lieber auf einen Theil ſeines großen Jahrgehaltes verzichten als dieſe Reiſe unternehmen werde. Aber er hatte ſich verrechnet; der Graf kam, und da Struenſee eben ſo wenig ihn im Dienſt anſtellen als die Zahl ſeiner Feinde durch dieſen dreiſten und noch kräftigen Alten vermehren wollte, überhäufte er den unwillkommenen Gaſt mit Schmeicheleien und Verſprechungen. Saint-Germain ward Ritter des Elephantenordens, des vornehmſten Ordens in Dänemark, der dem franzöſiſchen Heiligengeiſtorden gleich geachtet wurde, — **le Saint Esprit de Danemarc c'est un Eléphant**, ſagte deßhalb ein gleichzeitiger franzöſiſcher Schriftſteller in ſeinen Memoiren, — und die Königin ſprach ungewöhnlich lange mit ihm bei der Cour. Und von allen den glücklichen Anweſenden waren der Graf Saint-Germain und Oberſt Held ohne Zweifel in dieſem Augenblick die glücklichſten.

Ende des zweiten Bandes.

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom

Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Neunter Band.

Christian der Siebente und ſein Hof.

Dritter Band.

[illegible] 1915-981

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

Chriſtian der Siebente
und ſein Hof.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Dritter Band.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Ungeachtet Seeland keinen Mangel hat an königlichen Schlöſſern, indem noch zehn dergleichen die Hauptſtadt umgeben, von welchen keines mehr als ſechs Meilen entfernt iſt, hat es mich doch immer geſchmerzt, daß das Schloß Hirſchholm von der Oberfläche der Erde verſchwunden iſt. Friedrichsberg, Charlottenlund, Sorgenfrei, die Eremitage, Roeskilde, Friedrichsburg, Friedensburg, Kronenburg, Marienluſt und Jägerspreis repräſentiren jedes eine verſchiedene Zeit und eine verſchiedene Bauart; aber keines von ihnen allen repräſentirt Ludwig's des Vierzehnten Zeit, jene eigenthümliche Periode, die der Culminationspunkt war menſchlicher Eitelkeit, einer Zeit, die uns ſo nahe liegt und uns dennoch ſo unbegreiflich erſcheint. Jene Zeit und ihren franzöſiſch holländiſchen Styl repräſentirte Hirſchholm, das man deswegen das däniſche Verſailles nannte. Ich beweine Hirſchholm, wie man einen Mann beweint, den ein raſcher Tod hinweggeriſſen hat in ſeinem kraftvollen Alter. Das prachtvolle Hirſchholm ſtand in ſeinem vollen Glanz und ſpiegelte ſeine kokette ariſtokrariſche Schönheit in den klaren Wellen eines kleinen See's. Der Zeit verzehrender Zahn hatte nicht Muße, an ſeiner Grundfeſte zu nagen, Feindeshand hat es nicht verheert, Flammen haben dieſe Mauern nicht in Aſche gelegt, wie ſie das mächtige Chriſtiansburg vernichteten — nein, Hirſchholm fiel wie des Waldes ſtolzer, freudiger Baum fällt von dem ſcharfen Hieb der Art. Hämmer löſten eilig Stein von Stein, vieljährige mühſam vereinte Pracht und Größe wurden mit barbariſcher Eile zerſtreut. Nun ſtreicht der kalte Wind über die grüne Fläche, wo Hirſchholm ehedem prangte, eine kleine Kirche iſt auf der Oede gebaut, ſie ſteht verlaſſen und einſam, ſie hat keinen Kirchhof, ſie hat keinen Thurm, ſie kriecht gleichſam in ſich ſelbſt zuſammen, und fühlt ſich unheimlich auf dieſer Stelle: Aber aus dem Grunde des See's ächzen die zerbrochenen Säulen und die niedergeſtürzten Capitäler, welche man noch ſchimmern ſehen kann durch das grüne Gewäſſer, das ſich mehr und mehr mit Meerlinſen überzieht. Wanderer, ſtehe ſtill! Hierunten ruht ein Schloß! — Aber die weiße Kirche ſteht wie ein Monument auf dem Grabhügel der menſchlichen Eitelkeit, ſie iſt ein Symbol, denn menſchliche Größe ſoll vergehen, aber, was von Gott iſt, wird ewig dauern. —

Hirſchholm mit ſeinen prächtigen Sälen, mit ſeinen ſchnurgraden Alleen und hohen Terraſſen war des alten Kammerherrn Lieblingsthema; er beſchrieb mir es inwendig und auswendig mit einer ſolchen Genauigkeit, daß ich bisweilen glaube, ich habe auf Hirſchholm gelebt und bin ſelbſt dieſe prächtigen Säle durchwandert, deren Sitte und Ameublement ich auswendig auf den Fingern herzählen kann. Daß dort in alten Tagen ein Mönchskloſter und ſpäterhin eine feſte Burg geſtanden hatte, welche Graf Chriſtopher von Oldenburg im Kriege belagerte und der Lehnsmann Peder Godſche tapfer vertheidigte und erſt übergab, nachdem die Ringmauern eingeſchoſſen waren, intereſſirte ihn nur wenig. Daß das Schloß nachher dem Corfitz Ulfeld gehört hatte, der in den ſchattigen Gängen des Gartens mit ſeiner treueſten Gattin gewandert war und vielleicht dort die großen Pläne ausbrütete, deren Mißglücken ihn zu einem Landesverräther machte und Hirſchholm zu einem heimgefallenen Lehn, alles dieß betrachtete er wie eine Curioſität und beachtete es nur in ſofern, als das Schloß auf dieſe Weiſe Kroneigenthum geworden war. Erſt als Sophie Magdalene das alte Schloß niederriß und ein neues aufführte mitten im See auf vielen tauſend eingerammten Pfählen und auf einer Grundfeſte, wozu die Erde mehrere Meilen weit hergeholt wurde, erſt mit dieſem Zeitpunkt begann des Kammerherrn Intereſſe. Und nun war er unerſchöpflich in der Beſchreibung aller der Pracht, welche hier verſchwendet wurde, um die Eitelkeit auf wenige Jahre zu befriedigen. Mit einer Aufmerkſamkeit, die gewiß ſeine Andacht von den Predigten abzog, hatte er die Anzahl der beiden Reihen freiſtehender Säulen berechnet, der niedern römiſchen und der obern korinthiſchen mit ihren vergoldeten Capitälern, welche die ſchöne Kuppel in der Schloßkirche trugen, deren Sculptur als ein Meiſterſtück betrachtet wurde. Hieher hatte der berühmte Maler Krock ſeine beſten und letzten Arbeiten geliefert. Und das Audienzzimmer! Der Kammerherr ſprach davon mit einer wahren Schwärmerei. Hier waren alle Leiſten an den Thüren und Panelen mit maſſivem Silber bekleidet, Schlöſſer, Haspen und Beſchläge waren von Silber, die Wände eingelegt mit Ebenholz, Perlenmutter und Silber, geſchliffene Kryſtalle und farbige Steine in ſilbernen Einfaſſungen ſchimmerten überall, die Spiegelrahmen waren von Silber, die Conſolen, Gueridons und Kronleuchter waren von Silber. Wahrlich, dieß Feenſchloß ſchien im goldenen Zeitalter erbaut zu ſein, unſre Nachkommen werden es für eine Fabel halten. —

An einem ſchönen, klaren Sommertage ſchimmerte die Sonne vom reinen, blauen Himmel auf dieſes prächtige Schloß, wo der Hof den Sommer zubrachte. Ein großes Eiſenthor zwiſchen hohen Steinſäulen ſtand offen als Eingang in eine breite, auf einem Damme angelegte Allee, worauf man quer über den See nach dem Schloß gelangte, das nur auf dieſem Wege mit dem Lande zuſammenhing und den ganzen viereckigen Holm mitten im See einnahm. Ueber zwei niedrigen Reihen von Gebäuden erhob ſich ein breiter italieniſcher Flügel mit flachem Dache in Form eines Altans, und mitten auf demſelben ein ungeheurer Thorthurm, deſſen Spitze eine Pyramide bildete, die von vier liegenden Löwen getragen wurde und in eine Königskrone auslief. Durch dieſen Thorthurm ſah man hinein in den großen viereckigen Schloßhof, wo ein Springbrunnen zwiſchen Marmorfiguren ſeine Strahlen hoch emporwarf. Zwei große Eckpavillons auf beiden

Seiten des Altanflügels verbanden dieſen mit den Seitenflügeln und dem inneren Hauptflügel. Zwei Brücken, eine auf jeder Seite des Schloſſes, ſetzten dieſes in Verbindung mit dem Schloßgarten und mit den Stallgebäuden. Der Hauptflügel hatte Fenſter nach dem Schloßhofe ſo wie nach der Südſeite des Gartens auf der andern Seite des See's, der hier ſehr breit war und das Schloß vom Garten trennte; zwei ſchmale, zierlich mit Sand beſtreute Terraſſen unten an der breiten Steintreppe liefen an den Schloßmauern entlang.

Das ganze, große Schloß lag wie ausgeſtorben in dem Glanz der Mittagsſonne; das geſchäftige Getümmel hatte aufgehört, die flinken Lakaien richteten ſich nach ihren Herrſchaften, Alle ruhten in dieſer Mittagsſtunde, um ſich zur großen Tafel vorzubereiten. Nur in dem niederſten Stock herrſchte Leben und Thätigkeit; Köche mit glänzendweißen Schürzen, und mit Mützen auf dem Kopfe, ſprangen auf und ab in der Garküche vor dem großen Scheiterhaufen, der Küchenmeiſter war in dieſen Stunden Alleinherrſcher.

Mit leiſem Fuß, — gleichſam um nicht das ſchlummernde Schloß zu wecken, das im Mittagsſchlafe ruhte auf den trägen Wellen, die in dem ſtillen Wetter ſich kaum rührten und mit ſchwerem langſamen Schlage gegen das Ufer wogten — mit leiſem Fuß ſchlich ſich eine Dame in einem knitternden ſeidenen Kleide die große Marmortreppe nieder und ſchlüpfte um die Ecke des Schloſſes, wo ein Bogengang, der den Seitenflügel entlang lief, ſie in ſeine Schatten aufnahm. Hier hielt ſie einem Augenblick an, ſah ſich vorſichtig um, ging langſam einem offenſtehenden Fenſter vorbei, indem ſie einige Zeilen aus einer Romanze ſummte, und entſchwand dann hurtig über die Brücke, die in den Schloßgarten führte. Sie eilte durch die langen ſteifen Alleen von geſchornen Bäumen und Büſchen, und ſchenkte den vielen Statüen und Ornamenten von todten und lebenden Dingen nicht die geringſte Aufmerkſamkeit; den Grotten, Waſſerfällen, Pavillons, ſogar den ſchwimmenden Luſthäuſern, der allerneueſten Erfindung in der franzöſiſchen Gartenkunſt, eilte ſie hurtigen Schritts vorüber, und erſt als ſie ſich dem kleinen Hain näherte, wo die Bäume minder regelmäßig wuchſen, wo doch wenigſtens eine Anhöhe war, die einem Hügel glich, erſt da mäßigte ſie ihren Schritt und warf einen freundlichen Blick auf dieſe Umgebungen, die einen Anſtrich von Natur hatten. Hier erſt, wo die Gartenſcheere nicht gewüthet hatte, ſchien ſie frei zu athmen. Sie hatte ein Buch in der Hand; wollte ſie mit Leſen dieſe köſtliche, zwangloſe Stunde hinbringen, wo keiner von den zahlreichen Bewohnern des Schloſſes ſich darum bekümmerte, oder ſollte es vielleicht ihren einſamen Spaziergang beſchönigen? Man war damals ſo an Intriguen gewöhnt, daß man Allem eine doppelte Bedeutung unterlegte.

Einige Augenblicke nachher ſteckte ein junger Herr den Kopf aus dem offenſtehenden Fenſter im Seitenflügel, warf einen hurtigen Blick nach den Fenſtern des Schloſſes, horchte aufmerkſam, und ſchwang ſich darauf mit Leichtigkeit zum Fenſter hinaus, ſtieg die Mauer hinab und verſchwand eilig in den ſchattigen Gängen des Gartens.

Es verſtrichen wieder einige lautloſe Minuten. Aber es ſah aus, als ob alle Bewohner des Schloſſes heute die Sieſta einem Spaziergange zum Opfer bringen wollten; denn wieder ſchwebte ein leichtes, weißes, flatterndes Gewand die Steintreppe nieder mit einer Stille, welche einen Argus hätte täuſchen können. Sie ſchlüpfte gleichfalls in den Bogengang, hielt einen Augenblick an, öffnete einen kleinen Zettel und durchlief ihn hurtig. Mit leichten, unſicheren Zügen enthielt er folgende Worte: „Verſtatten Sie mir eine Unterredung mit Ihnen bei dem nordiſchen Hauſe. Um Gottes Willen, kommen Sie ſchnell!“ — Dann ſuchte ſie einen Stein, wickelte ihn in das Billet, ſah ſich vorſichtig um, und wollte ihn ins Fenſter werfen, — ließ aber die Hand wieder ſinken, ſtand einen Augenblick wie im Kampf mit ſich ſelbſt und machte einen unſichern Schritt vor und zurück. Plötzlich jedoch überwand ſie ihre Bedenklichkeiten, warf den Brief durch das Fenſter, und nachdem ſie den Stein hatte niederfallen hören, eilte ſie mit erröthenden Wangen über die Brücke, ohne zurückzuſehen. Es war, als ob ſie der Stelle entfliehen wollte, wo ſie eine Handlung begangen hatte, die in ſo hohem Grade ihren Begriffen von Weiblichkeit widerſtritt. Mit hurtigen Schritten wählte ſie den nächſten Weg nach dem nordiſchen Hauſe, dem mindeſtbeſuchten Theil des Gartens, wo ein Gebüſch von jungen Nadelhölzern einen Verſteck bildete um ein kleines Gebäude von unbehauenen Baumſtämmen, welches mitten in dieſer Wildniß lag und von großen alten Tannen beſchattet war. Der ziemlich ſteile Abhang eines Hügels, die ſchmalen gewundenen Gänge, und das dunkle Nadelholz, das dieſen einſamen Ort umgab, Alles trug dazu bei, dem nordiſchen Hauſe einen ſchwachen Anſtrich nordiſchen Colorits zu geben. Es war auch erbaut zum „ewigen Andenken" an eine Reiſe nach Norwegen, welche Chriſtian der Sechſte und Sophie Magdalene „glücklich beendigt hatten," nach dem, was die Inſchrift an der Mauer berichtete.

Sie näherte ſich ihm athemlos, warf ſich auf eine Bank von Birkenäſten im Schatten der Tannenbäume, faltete die Hände im Schooß und blieb in einer Stellung ſitzen, die mehr erwartungsvoll als nachſinnend war.

In einem von den Gängen des Hains wandelte indeß die Dame im ſeidenen Kleide. Ein leichter Schleier bedeckte ihren Kopf, ſie hielt das Buch unter dem Arm, da ihre beiden Hände beſchäftigt waren. Der Sonnenſchirm mit dem langen Stocke ruhte auf ihrer Schulter, die dichten Zweige der Bäume hatten ihn unnütz gemacht. Sie ging langſam; in der Hand hielt ſie eine weiße Blume mit vielen ſpitzen Blättern, wovon ſie eins nach dem andern auszog mit einer Vorſicht, welche verrieth, daß es keine gedankenloſe Handlung war, und daß ihre Lippen, die ſich regelmäßig bewegten, jedes abgeriſſene Blatt mit einer monotonen Formel begleitete. Sie war ſo vertieft in dieſen Nebenzweig des botaniſchen Studiums, daß ſie keinen Blick nach dem Schloſſe warf, das man am Ende eines ſchmalen Aushaues durch den Hain ſehen konnte; ſie ſah nicht, daß ein ältlicher Herr am Ende dieſes Aushaues ſtand, ſeine Lorgnette nahm und ſich Mühe gab, zu entdecken, wer die junge wandelnde Dame ſein könnte. Sie ſetzte ihre langſame Wanderung fort, indem ſie ſich in die gewundenen Gänge des Haines vertiefte. Eine feine Spur von den wenigen weißen abgeriſſenen Blättern bezeichnete den Weg, welchen ſie genommen hatte, und ſie fuhr fort, dieſe unmerkliche Spur zu verlängern; ſie riß immer ein neues Blatt von dem Stiel und ließ es hinflattern in der milden Sommerluft, indem ſie lautlos ihre Zauberformel ſprach, die etwa ſo lautete: „Er liebt — von Herzen — mit Schmerzen — ein ganz klein Bischen — gar nicht. — Er liebt“ — — —

„Von Herzen!“ ſagte eine leiſe Stimme ihr zur Seite, und eine Hand zupfte die beinah geplünderte Blume vom Stiel. „Er liebt, — von Herzen! Das war das letzte Blatt.“

„Gott, Sophus, wie Du mich erſchreckſt! Wenn Jemand Dich ſah! Ums Himmels Willen geh, Du machſt mich unglücklich,“ brach die Dame aus mit erröthenden Wangen.

„Das iſt eine hübſche Art mich zu empfangen,“ ſagte Sophus lächelnd. „Nachdem ich den ganzen Tag geſpäht habe, um nur einen Schimmer von Deinem Kleide zu ſehen! Wer ſollte mich ſehen? Hier iſt ja Niemand, der ganze Garten iſt ſo öde, als ob es ein Urwald wäre.“

„Es könnte Jemand kommen,“ ſagte die erſchrockene Dame und ſah rundumher mit ſpähendem Blick.

„Es iſt allzuſehr gegen den bon-ton, um dieſe Zeit des Tages zu ſpazieren. Ich weiß nicht, wem ich die Dreiſtigkeit zutrauen ſollte, ſich zu einer Zeit herauszuwagen, die dem Teint ſo nachtheilig iſt. Nicht einmal ein Kammermädchen wird zu finden ſein, die ſich etwas Andres vornimmt als zwiſchen Zwölf und Zwei zu ſchlafen. Welch ein Glück, daß Du, Eliſabeth, nicht ſo viel bon-ton haſt.“

„Hier iſt es ſo lieblich und ſo kühl, weit angenehmer als in den ſchwülen Gemächern,“ ſagte Eliſabeth, welche allmälig ihre Furcht überwand. „Hier weht doch ein bischen Luft unter den großen Bäumen.“

„Wie ich mich heute geſehnt habe, Dich zu ſehen!“ ſagte Sophus und betrachtete ſie voll Liebe. „Ich kann Dir nicht ſagen, wie dankbar ich der Königin bin für den Einfall, Dich und Deine Tante und Demoiſelle Rheinberg für den Sommer hier heraus einzuladen. Ohne es zu ahnen, iſt ſie der gute Genius unſrer Liebe; all' ihre königliche Macht iſt nicht im Stande, mir einen größeren Dienſt zu erweiſen. Wenn ich dieſe glückliche Zeit mit der vorhergehenden vergleiche, wo wir uns beinahe nie ſahen — — —“

„Weil Du beinahe nie zu uns kamſt, in der letzten Zeit,“ ſagte Eliſabeth lächelnd.

„Und durfte ich wohl kommen? Jeder Schritt zur Thür Deiner Tante hinein ward von Argusaugen begleitet, unabläſſig von Jemand, der auf jedes Wort lauerte, was ich ſagte. Ich weiß nicht, wer mich bei Deinem Vater ſo empfohlen hat; aber das weiß ich, daß er, der ſonſt immer ſo freundlich gegen mich war, der ſo oft mich ſeinen Sohn nannte, mich jetzt kaum vor Augen leiden kann. Und jedesmal, wo ich Deine Tante beſuchte, war er gleich da, als ob er von meinem Kommen unterrichtet wäre. Selbſt Deine Tante war anders gegen mich, beſonders in Deines Vaters Gegenwart, ſie, die ſonſt immer ſo ſanft und ſo freundlich iſt.“.

„Ach, Sophus,“ ſagte Eliſabeth, „es iſt ein feindlicher Dämon, der ſich zwiſchen uns drängen will, und vor dem ich um ſo mehr bange bin, weil er unſichtbar iſt. Ich ſpüre ſeine Wirkungen, aber ich ſehe ihn nicht. Man bildet Pläne für meine Zukunft, die ſo weit von meinen Wünſchen entfernt ſind, und man ſchmeichelt meinem Vater, um ihn zur Theilnahme zu vermögen.“

„Und wenn ſie hundert Pläne ſchmiedeten,“ brach Sophus aus, „ſo werde ich wiſſen, ſie zunichte zu machen.“

„Mein Vater iſt heftig, aber er iſt gut,“ ſagte Eliſabeth, und ſchlug die Augen zu Boden. „Wir müſſen Alles von der Zeit hoffen. Ich verlaſſe mich auf den Beiſtand meiner Tante, — aber ich zittere vor dem Augenblick, wo ich ihr geſtehen ſoll, die immer ſo liebevoll gegen mich geweſen iſt, der ich ein ungetheiltes Vertrauen ſchuldig bin, daß ich eigenmächtig gehandelt habe, ohne es ihr ſogar nachher zu geſtehen. Schon ſeit einem Monat peinigt mich dieß Geheimniß; ſie ſieht mich oft an, als ob ſie mich fragen wollte, ob ich ihr nichts zu vertrauen habe, — aber ich kann nicht die rechten Worte dafür finden. Wenn die Vorſehung nicht über uns wacht — ach, Sophus, wie ſoll dieß enden?“

„Das wird ſie. Das Glück iſt mit mir, und ſo werde ich auch über Deines Vaters Unwillen ſiegen. Was ſich am ſchwärzeſten zeigt, endet deſto glücklicher. Der glücklichſte Augenblick in meinem Leben war eine Minute zuvor der kummervollſte, ſollte ich da nicht auf mein Glück vertrauen?“

Eliſabeth betrachtete ihn mit zärtlichem Erröthen. „Ja, der glücklichſte,“ fuhr Sophus fort. „Und wer konnte es einen Augenblick vorher ahnen? Als Dein Vater aus dem Zimmer ging und zornig die Thür hinter ſich zuſchlug, weil Du nicht, ſo wie er es wünſchte, auf des jungen Baron Blechs geſchmackloſen Bewerbungsbrief antworten wollteſt — — — in ſeinem Aerger kümmerte er ſich um mich nicht, der ich gerade hineinkam und dieſes trübſelige Geſpräch unterbrach, ohne eine Ahnung von deſſen Gegenſtande zu haben. Er ſah mich kaum. Das war mein Glück. Da er die Thür in das Schloß warf, waren wir eingeſchloſſen, und der Schloſſer mußte erſt geholt werden, ehe wir aus unſrer Gefangenſchaft befreit werden konnten. Da weinteſt Du und warſt ſo betrübt.“

„Und Du tröſteteſt mich und wollteſt die Urſache meiner Thränen wiſſen, die ich nicht verbergen konnte. O jedes tröſtende Wort aus Deinem Munde war ein Balſam für meinen Kummer. Und da — — — da ſagteſt Du — — —“

„O, da ſtand es klar vor meiner Seele, daß ich nahe daran geweſen war, das Glück meines Lebens einzubüßen. Da kniete ich vor Dir, Eliſabeth, und legte mein Herz und meine Zukunft in Deine Hand. Du erſchrakſt, aber ich las in Deinen Augen, daß Du mich nicht haßteſt.“

„O Sophus! daß es Dich nie gereuen möge!“ brach Eliſabeth aus, und faltete ihre Hände wie zum Gebet.

Die Liebenden hatten ſich dem nordiſchen Hauſe genähert von der entgegengeſetzten Seite. Die weiße Dame, welche erwartungsvoll auf der Bank ſaß, hörte die kommenden Schritte; ſie ſprang auf, um dem Langerwarteten entgegen zu gehen, indem ſie die Hand auf die Bruſt legte und einen Blick durch die Baumſpitzen warf. Da ſprach Eliſabeth die letzten Worte mit erhobener Stimme aus. Erſchrocken wollte ſie ſich entfernen, um nicht entdeckt zu werden, als auch des Sophus Stimme ihr zu Ohren drang.

„Wie ſchnell gewöhnt man ſich doch in ein Verhältniß der Liebe,“ ſagte er. „Erinnerſt Du Dich noch, daß Du nicht Du zu mir ſagen konnteſt? Mir war es nicht ungewohnt, ich hatte ſo oft in Gedanken mit Dir geſprochen, und da ſagteſt Du immer Du zu mir. Es war eine theure Erinnerung aus unſerer Kindheit, die mich jedesmal wieder zu einem glücklichen Kinde machte.“

„Ach ja, ich entſinn' es mich wohl,“ ſagte Eliſabeth erröthend.

„Und entſinnſt Du Dich auch, daß, ehe das Schloß aufgemacht war, Du dreimal Du zu mir geſagt hatteſt; und als der Schloſſer draußen, um Dich zu tröſten, ſagte: „Sehen Sie, Fräulchen! Nun wird es bald auf ſein!“ — und ich noch vor Dir kniete, da ſagteſt Du erſchrokken: „Gott, Sophus, Du machſt mich unglücklich!“ — Es war, als ob Du immer Du geſagt hätteſt. Aber ehe die Thür aufging, ſtand ich ſchon auf der andern Seite des Zimmers und ſah aus dem Fenſter. Wie Du da feuerroth wurdeſt, und wie ſchön Dir das ſtand!“

Eliſabeth ward wieder feuerroth. „Warum erinnerſt Du mich immer daran? Das vergeſſe ich nie. Gott, wie ich bebte!“

„Ich war ſo froh,“ fuhr Sophus fort, „ſo glücklich. Ich mußte mir Gewalt anthun, Deinem Vater und dem Bedienten nicht um den Hals zu fallen. Aber ſie ſahen mich ſo argwöhniſch an, und Du weinteſt ſo heftig, das gab mir meine Faſſung wieder.“

„Es war ein fürchterlicher — und doch ein göttlicher Augenblick,“ ſagte Eliſabeth.

„Ja, ein göttlicher! Hätte ich ihn benutzt, hätte ich damals Deinem Vater unſere Liebe geſtanden — ich würde ihn mit mir fortgeriſſen haben, er würde mir nicht haben widerſtehen können, ich war ſtark wie ein Gott. Ich habe es ſtets bereuet, daß ich es nicht that — nachher war ich ſchwach und ward ein Zweifler — und noch iſt es nicht geſchehen.“

„O nein, es würde einen ſchrecklichen Sturm heraufbeſchworen haben, der mich vernichtet hätte,“ brach Eli=

ſabeth aus. „Ich zittere vor dem Augenblick. Und doch meint es mein Vater ſo gut mit mir, und will mich ſo gerne glücklich machen — nach ſeinen Ideen von Glück. Aber geh nun, Sophus. Geh, mein Geliebter, laß uns das Schickſal nicht verſuchen. Laß ihm uns für einen ſo glücklichen ungeſtörten Augenblick danken, aber laß uns nicht zu viel von unſerm Genius verlangen, ſonſt wird er es müde, uns zu beſchützen.“

„Wen fürchteſt Du? Hieher kommt Niemand. Wir ſind ganz allein in dem großen Garten. Glaube mir, hier bei dieſem nordiſchen Hauſe, hier iſt es zu hübſch, als daß Jemand hieher kommen ſollte, ſo lange es Waſſerfälle und ſchwimmende Luſthäuſer giebt. Sieh, wie ſchön die Sonne auf die hellgrünen Nadeln und auf die dunkeln Tannenkegel ſcheint! Sie ſpielt ordentlich Verſteck zwiſchen den Blättern. Wer, glaubſt Du, bekümmert ſich um ſo etwas, das ſo natürlich iſt? Das müßte eine Seele ſein, die mit der meinen ſympathiſirte — und das thut nur die Deinige, meine Eliſabeth.“

„Still, was war das? Es kam mir vor, als ob Jemand ſeufzte,“ brach Eliſabeth erſchrocken aus.

„Ja, der Wind in den Baumwipfeln, der ſeufzte über Deine wunderliche Furchtſamkeit.“

„Ach, Sophus, laß uns gehen. Laß uns ſcheiden — ich darf nicht länger bleiben.“

„Warte, meine Eliſabeth. Laß mich erſt dieß Band um Deinen Arm binden. Es iſt Dein Namenstag heute, das weißt Du vielleicht nicht einmal. Ich kann die katholiſche Sitte wohl leiden, der Geliebten Geſchenke zu geben, die durch die Heilige geweiht werden, deren Namen die Empfängerin trägt. Laß mich Dich mit dieſer kleinen Kette binden. Sancta Elisabeth, ora pro nobis. Wenn Dein Auge auf dieſen glänzenden Rubin fällt, Eliſabeth, ſo begegnen ſich unſre Seelen.“

Sophus hatte eine kleine goldne Kette mit einem Rubinſchloſſe herausgezogen, und wollte ſie um ihren Arm ſchlingen, aber Eliſabeth ſagte: „Nein, Sophus, die unſichtbaren Bande ſind die ſtärkſten, und ich darf kein ſichtbares tragen. Behalte Dein Geſchenk, mein Geliebter, ich darf ſie nicht nehmen, ich habe keinen Muth, ſie heimlich zu tragen, und wenn Jemand ſie ſähe, es würde mich zu ſehr ängſtigen. Laß mich nicht über mehr zu erröthen haben als über dieſe lange Zuſammenkunft. Ich weiß ja, daß Du mich liebſt, und dieſe glückliche Gewißheit in meinem Innern läßt ſich durch nichts feſter knüpfen.“

„Es iſt auch kindiſch von mir, Dir ein Geſchenk aufdringen zu wollen,“ ſagte Sophus. „Aber ſo ſind wir Männer! Weg mit dieſem Andenken an meine eitle Kindiſchheit. Ich will dieſe arme Kette an einen Zweig hängen, eins von den Kammermädchen wird dieſen Flitterſtaat finden und ihrem Gott für den glücklichen Tag danken — und ihr Segen wird dann ein Geſchenk für Dich zu Deinem Namenstag. Ja, Eliſabeth, Du haſt Recht, ich liebe Dich, das iſt ein Band, das feſter iſt als alle Ketten. Jetzt weiß ich, daß es wahr iſt, was in dem alten Minneliede ſteht: In Liebe iſt große Freude.“

Sophus hing die Kette an einen Aſt. Die weiße Dame erhob ſich ſchnell aus ihrem unfreiwilligen Verſteck. Das Geräuſch ihres Kleides, wie ſchwach es auch war, entging der furchtſamen Eliſabeth nicht. Sie fuhr zuſammen und warf einen ſpähenden Blick ringsum. Sophus hatte nichts bemerkt.

„Es ſeufzte wieder,“ ſagte ſie. „Wehe, das war eine böſe Warnung.“

„Deine Furchtſamkeit macht Dich abergläubiſch, Eliſabeth,“ ſagte Sophus lächelnd. „Ich habe Dir ja geſagt, daß es der Wind iſt.“

Die weiße Dame wollte ſich entfernen; indem ſie ſich an die Wand des nordiſchen Hauſes ſtützte, um ihre Schritte noch geräuſchloſer zu machen, verlor ſie ihr Taſchentuch, das ein ſchwaches Sommerlüftchen einige Schritte an der Erde fortführte, bis es zu Füßen der Liebenden liegen blieb.

„Um Gottes Willen,“ brach Eliſabeth aus, „folge mir nicht nach!“ Und leicht wie ein Reh verſchwand ſie zwiſchen den belaubten Büſchen.

Sophus war ihr unwillkürlich einige Schritte gefolgt. Er blieb ſtehen, bis er ſah, daß ſie, ohne Jemandem zu begegnen, ſich dem Ausgange des Haines genähert hatte und daß ihre Schritte langſamer wurden. Als er ſich umwandte, trat Liſette langſam hinter dem Luſthaus hervor, bü[illegible]e ſich im Vorbeigehen und nahm das Tuch auf. Sophus kam wieder zu Athem, als er ſeine kleine Freundin erkannte. Liſette ſah nicht in die Höhe; ungeachtet ſie gekommen war, um mit ihm zu ſprechen, wollte ſie nun doch vorübergehen; aber er hielt ſie auf und ſagte: „Das iſt ein ſeltenes Zuſammentreffen, Liſettchen! Ich glaube in Wahrheit, daß Sie es ſich vorgenommen haben, mir aus dem Wege zu gehen; ich habe ja kaum zehn Worte mit Ihnen geſprochen in einem ganzen Jahr. Sie verſtehen die Kunſt, wie ein Eremit mitten im Schloß zu leben. Das ſagen auch alle Herren, daß Glück dazu gehört, wenn man die ſchöne Liſette zu ſehen bekommen ſoll. Wie ſehr muß ich da nicht meinen Stern preiſen, der mich auf dieſem einſamen Wege zu Ihnen geführt hat.“

Liſette ſchwieg. „Warum ſind Sie ſo menſchenſcheu, Liſette? Sobald Sie den Dienſt bei der Königin beſorgt haben, ſchließen Sie ſich ein auf Ihr Zimmer, und kommen nicht anders daraus hervor, als wenn die Königin Sie wieder gebraucht. Sie wollen mit keinem Geringeren ſprechen als mit der Königin, glaube ich. Ei, das iſt nicht hübſch, ſo hochmüthig zu ſein. So waren Sie in alten Tagen nicht, als ich zu Ihrem Vater kam, ungeachtet Baſe Cordia es Sie oft und nicht ſelten hören ließ, daß Sie vornehm gegen ſie wären. Aber die Baſe hatte immer Unrecht.“

Der Contraſt zwiſchen ſeinen ſcherzhaften Worten und Liſettens ernſtem, trübem Geſicht ward ihm erſt auffallend, als ſie aufblickte und ihn mit einem vorwurfsvollen Blick anſah. Sophus ward unwillkürlich von ihrem Ernſt angeſteckt und ſagte: „Um Verzeihung, Liſette! Ich ſah nicht, daß Sie zum Scherz nicht aufgelegt ſind. Jetzt ſeh' ich erſt, daß Sie blaß ſind — und mager. Sind Sie krank? — Oder behagt Ihnen Ihre Lage nicht?“

Liſette ſchwieg, aber die Thränen traten ihr in die Augen. „Sie haben immer viel auf die Königin gehalten,“ fuhr Sophus fort; „ich glaubte, daß Sie ſich recht glücklich fühlen müßten, bei ihr zu ſein.“

„Die Königin iſt ein Engel!“ brach Liſette aus mit halberſtickter Stimme.

„So ſind Sie krank, Liſette. Sie müſſen mit dem Arzte ſprechen, Sie müſſen etwas brauchen, das müſſen Sie mir verſprechen. Sie können glauben, das würde uns Allen ſchmerzlich ſein, wenn Sie krank würden — und mir beſonders, da ich Sie ſo lange gekannt habe, gleichſam von Kindheit auf.“

„Es würde Ihnen gewiß ſehr zu Herzen gehen,“ ſagte Liſette mit einer Stimme, der ſie vergebens einen ſpöttiſchen Ton zu geben verſuchte.

Sophus bemerkte dieß Beſtreben nicht und ſagte: „Ja, das würde mir in der That ſehr zu Herzen gehn. Ich habe zu viel Freundſchaft für Sie, um gleichgültig dabei zu ſein.“

„Das kann ich denken,“ ſagte Liſette, und diesmal glückte es ihr.

„Sie ſind ſo ſonderbar, Liſette. Ich kenne Sie nicht wieder, ich finde Sie ſo verändert.“

„Ja, ich habe Sie auch nicht wieder erkannt,“ ſagte Liſette mit Heftigkeit, „aber jetzt erkenne ich Sie.“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Liſette.“

„Ihre Freundſchaft — — — Ihre heuchleriſchen Worte — — —“ ſagte Liſette ſtammelnd.

„Aber Liſette, ich verſtehe Sie nicht. Wie Sie ſich verändert haben!“

„Und Sie? Und Sie?“ antwortete Liſette, und zog hurtig und unwillig ihre Hand zurück, die er genommen hatte.

„Ich bin wahrlich Ihr aufrichtiger Freund, und bin es immer geweſen. Ich habe auf Sie gehalten ſeit dem erſten Mal, wo ich Sie ſah; darin werden Sie keine Aenderung finden. Seien Sie vernünftig, Liſette! Sie ſind krank, das macht Sie heftig. Sie müſſen wirklich etwas brauchen. Arme Liſette, wie Sie elend ausſehn!“

„Die vornehmen Herren denken, daß ſie Alles, was ſie nur wollen, zu einem armen Mädchen ſagen können, das habe nichts zu bedeuten,“ ſagte Liſette mit weinender Stimme, denn nun brachen die lange verhaltenen Thränen ſich endlich Bahn. Liſette verbarg ihr Geſicht in ihrem Tuch.

„Es thut mir leid, wenn ich Sie beleidigt habe, Liſette, das iſt nicht meine Abſicht geweſen.“ — Liſette wandte ſich von ihm ab, um zu gehen. „Seien Sie verſöhnlich, laſſen Sie uns nicht von einander ſcheiden in Unfrieden. Kommen Sie“ fuhr er fort, indem er die Kette von dem Aſte nahm und ſie um eine von ihren Armen ſchlang, die er ſanft von ihren Augen genommen hatte. — „Laſſen Sie mich dieſes Verſöhnungszeichen um

Ihren Arm binden, es wird Sie an einen Freund erinnern, der es immer ehrlich mit Ihnen gemeint hat.“

Liſette erhob raſch die naſſen Augen von dem Tuch; ihr Geſicht, das noch eben blaß geweſen war, überzog ſich mit einer Purpurfarbe. Sie hob ſich empor; es war, als ob ſie in dieſem Augenblick gewachſen ſei.

„Nein, nein!“ brach ſie aus. „Wohl bin ich nur ein Kammermädchen, Herr von Norden, aber dennoch preiſe ich meinen Gott nicht für den glücklichen Tag, wo dieſer Flitterſtaat mir geboten wird. Behalten Sie Ihre Kette. Da, nehmen und hängen Sie ſie aus für eine Blödſinnigere — als die arme geringgeachtete Liſette.“

Sie reichte ihm die Kette hin. Sophus ſtand wie verſteinert, als er ſeine eigenen Worte wiederholt hörte. Er bewegte die Hand nicht, um Liſetten von der dargereichten Kette zu befreien. Dieſe Anſtrengung hatte ihre Kräfte faſt erſchöpft, ſie brach in ein heftiges Weinen aus. Sophus ſchwieg; dieſer Moment hatte ihn einen tiefen Blick in Liſettens Seele thun laſſen — es war ein ehrerbietiges Schweigen, womit der Hofcavalier in dieſem Augenblick vor dem weinenden Kammermädchen ſtand.

Liſette brach zuerſt das Schweigen. Mit reſignirter Miene trocknete ſie ihre Augen, und ohne Sophus anzuſehen, ſagte ſie: „Ich glaubte, daß Sie in Ihrem Zimmer wären, ich warf einen Zettel in Ihr Fenſter, und bat ſie darin, hierher zu kommen. — Ich hatte Ihnen etwas zu ſagen, was ich — — was ich glaubte nicht aufſchieben zu dürfen. Ohne dieſe Urſache wäre ich gewiß nicht hiehergekommen," fügte ſie verſichernd hinzu.

„Sagen Sie mir es denn, Liſette," ſagte Sophus, als Liſette ſchwieg. „Wenn es in meiner Macht ſteht, ſoll Ihr Wunſch wahrlich nicht unerfüllt bleiben."

„Es betrifft nicht mich, ſonſt würde ich gewiß nicht zu Ihnen davon geſprochen haben," ſagte Liſette mit einer natürlichen Feinheit und Offenherzigkeit. „Es betrifft die Königin. — Es iſt vielleicht unbeſonnen von mir, davon zu ſprechen, aber es kam mir vor, als ob ich nicht eher Ruhe finden könnte, bis ich mit Jemandem davon geſprochen hätte, der eben ſo viel auf die Königin hält wie ich. Hier in dieſem großen Schloß bin ich ſo allein — — — es iſt keine Seele hier, zu der ich Zutrauen hätte — — — da dachte ich, daß ich einſt in alten Tagen ſo oft mit Ihnen geſprochen hatte — — und deßhalb kam ich her."

„Was liegt Ihnen auf dem Herzen, Liſette? Sagen Sie mir es, und wenn aufrichtige Freundſchaft hinreicht, Ihnen einen Rath zu geben, ſo ſollen Sie ihn haben."

„Nein, Sie verſtehen mich nicht," ſagte Liſette. „Es iſt beſſer, daß Sie dieſen Brief leſen, da werden Sie mich hinreichend verſtehen."

Sie reichte ihm einen Brief, den ſie aus der Taſche nahm. Während Sophus ihn las, betrachtete ſie ihn mit einer Aufmerkſamkeit, als ob ſie den Zeilen folgen wolle am Ausdruck ſeines Geſichts. Er war von dem alten Calais, geſchrieben in eines Handwerkers treuherzigem

Styl und mangelhafter Schreibart, etwas lang und weitläuftig.

„Meine liebe Tochter,

Es iſt wahrlich eine gute Sache, mein liebes Kind, mit dieſer königlichen Hofpoſt, die täglich zwiſchen Kopenhagen und Hirſchholm geht, um Perſonen und Päcke und Briefe mitzunehmen. Und da der Preis nicht eben unbillig iſt, werde ich und Deine liebe Baſe uns ſchon einmal aufmachen und Dich auf einige Stunden beſuchen, ſo daß wir mit derſelben Poſt Abends wieder zurück ſein können, denn uns verlangt ſehr, Dich zu ſehen. Wir können da bedeckt ſitzen, wenn Regenwetter oder dergleichen es nöthig machen ſollten. Aber jetzt ſchreibe ich Dir, um Dich wiſſen zu laſſen, daß wir uns wohl und munter befinden, und uns freuen werden, daſſelbe von Dir zu hören, mein liebes Kind. Deine liebe Baſe ſchmält zwiſchendurch bisweilen, und findet ſich etwas einſam in der großen Eckſtube; aber ſie muß ſich doch daran gewöhnen, daß unſre Stuben öde ſind, da es zu Deinem großen Glücke iſt, daß es ſo iſt. Dagegen iſt in Kopenhagen Alles beim Alten, aber es iſt doch nicht, wie es ſonſt war, da eine Veränderung in Allem vorgegangen iſt, und alle Menſchen ſind ſo unvergnügt. Aber es ſteckt etwas hinter dieſem Allem, das läßt ſich wohl merken, aber es iſt nicht leicht dahinterzukommen. Denn es iſt Etwas, was den Unwillen veranlaßt mit Allem, und mit ſo Vielem, was zu Nutz der Menſchen ſein könnte. Und da ich unlängſt im Weinkeller in der Fährſtraße war, weil ich nicht mehr zu Winklers komme, nach dem, was zwiſchen uns paſſirt iſt, was meine liebe Tochter wohl begreifen wird. Da war Einer da, der Lakai iſt bei einer von den Damen der verwittweten Königin in Friedensburg, nämlich bei der Dame, welche, wie die Baſe einſt ſagte, verlobt war, und die ſehr vornehm iſt und ſie heißt Gräfin Reiffenſtein. Und er gab einen Haufen böſe Reden von ſich über verſchiedene höchſte Perſonen und noch Andre, wovon nicht gut zu ſprechen iſt, aber er war über und über betrunken; denn er hatte lange mit Einigen von der Leibwache getrunken, die auch viel zu räſonniren wiſſen, denn der Wein öffnet das Herz und macht den Menſchen unvorſichtig. Aber geſtern traf ich ihn unvermuthet in der großen Gaſſe, und er hatte nicht ſeine Lakaienkleider an, ſondern ſah aus wie ein Matroſe, und bei ihm war eine Menge Matroſen, die riefen und ſchrieen, und machten einen Lärm, und klagten darüber, daß man ihnen ihr Geld vorenthielte und mehr dergleichen mit ſchändlichen Reden und Schmähworten. Da glaubte ich denn, daß er ſein Brod verloren hätte durch ſeine große Unordnung im Trunk und ſo weiter. Und ich ſagte zu ihm, daß er wohl vom Brod gekommen wäre. Aber er ſagte, daß dieß gar nicht der Fall wäre, ſondern daß er ſeine guten Freunde beſuchte. Und die Taſche hätte er voll Geld, und das theilte er mit dieſen guten Freunden, obwohl ſie Alle mehr zu genießen bekommen hatten, als ihnen dienlich war, und er item, denn er war nicht ganz nüchtern. Und damit ſchlug er in die andre Hand und fluchte, es müſſe aufgeräumt werden, und alles das Pack müſſe in Ketten ins Gefängniß nach Bremerholm geſchickt werden, denn beſſeres Schickſal wären ſie nicht werth als das, und ein braver Kerl wiſſe den zu finden, der ihm ſein geſetzmäßiges Eigenthum vorenthalte, und wenn er auch drei Meilen weit weg wäre. Aber Alle, welche Muth hätten und nicht bange wären, ihre Gliedmaßen zu gebrauchen, die würden ſchon zu thun bekommen. Auch ſagte er, daß er eben ſo gut wäre wie ein Andrer, und es ſei kein großer Unterſchied zwiſchen einem Doctor und einem Lakai. Aber das gefällt mir gar nicht, denn das kann nicht zum Guten ausgehen. Seine Dame muß damit ſchlimme Abſichten haben, denn er ließ ſich aus, daß Jeder, der gegen den Doctor ſein würde, ſollte ſeiner däniſchen Thaler ſo gewiß ſein, wie er ſie ſchon in ſeiner Taſche hätte, und der Doctor hätte nicht viel zu bedeuten, wie er denn auch ein jämmerlicher Kerl ſei in ſeinen beſten Kleidern. Aber dieß und dergleichen mit Schimpfen und Fluchen kann nicht anders als böſes Blut machen bei ſolchen leidenſchaftlichen Menſchen. Und es ängſtet mein Gemüth, wenn ich daran denke, was die Leute ſo Vieles ſprechen vom Schloß und von der Verderbniß, denn ich habe mein liebes Kind auf dem Schloſſe, von dem ſie ſo läſterlich ſprechen, als ob es geradezu der Eingang zur Hölle ſei, und wer der Königin dient, dem bin ich von Herzen zugethan vermittelſt meines großen Reſpects gegen meine allergnädigſte Wohlthäterin, die wir ewig ſegnen wollen. Aber es iſt nicht wegen dieſer ſchlimmen Zeiten, daß ich an mein liebes Kind ſchreiben ſollte, ſondern wie Du ſelbſt lebſt und ganz geſchieden biſt von uns, die wir Dich ſo ſehr vermiſſen und oft an Dich denken mit großer Bangigkeit, da Du unter der Verführung biſt, welche in der Welt gefunden wird, und wovor Du mit Gott Dich zu bewahren wiſſen wirſt. Und wir erwarten aufs Baldigſte von Dir zu hören, und bitten Dich, daß Du uns etwas wiſſen laſſeſt von Deinem Befinden, und was uns ſonſt erfreuen kann, gleicherweiſe von der Königin und von dem kleinen Kronprinzen Friederich, den Gott bewahre, und von der kleinen Prinzeſſin, die zur Welt geboren iſt draußen in Hirſchholm, und von der großen Tauffeierlichkeit, da der verwittweten Königin Majeſtät ſie über der Taufe hielt und ſie Louiſe Auguſte genannt wurde. Von alle dem wird hier viel geſprochen, und Alle fragen mich, weil ich eine Tochter im Hofbrod habe, aber ich weiß nichts darauf zu antworten, wovon Du mir deshalb Beſcheid geben mußt. Nun nichts weiter für diesmal als einen freundlichen Gruß an Dich, mein liebes Kind, von Deiner lieben Baſe, welche im Gebet zugleich mit mir bittet um alles Gute und Gnade vom Höchſten für Dich ewiglich. In Erwartung einer baldigen Antwort.

Dein liebender Vater."

Während Sophus dieſen langen Brief durchlief, hatte Liſette ihre Betrübniß überwunden und ſich eine Faſſung erkämpft, welche man ihr nicht hätte zutrauen ſollen. Sie nahm ſelbſt zuerſt das Wort, und theilte Sophus mit, wie ſehr dieſer Brief ſie geängſtet habe, denn die Comteſſe, die darin angegeben ſei, daß ſie ſchlimme Abſichten gegen die Königin hege, haſſe ihre Majeſtät von ganzem Herzen; das hatte Liſette geleſen in den [illegible], womit ſie oft die Königin betrachtete, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte. Und was Liſetten hierin noch mehr beſtärkt hatte, war der Umſtand, daß die Comteſſe oft heimliche Zuſammenkünfte hatte und im Vorbeigehn Mehreren vom Perſonale des Schloſſes Zeichen machte, wenn ſie mit der verwittweten Königin kam. Als Liſette vor einer Stunde auf ihrem Zimmer ſaß, von wo ſie weit über die Stallgebäude wegſehen konnte und grade von dieſem Brief aufſah, den die Hofpoſt ihr von Kopenhagen brachte, hatte ſie einen Wagen halten ſehen in der Ferne draußen im Walde, und wie eine Dame ausſtieg und den Mathildenweg einſchlug, der nicht zum Schloß führte, ſondern in die Plantagen hinaus, und es war ihr vorgekommen, als ob es die Comteſſe ſei. Da es noch weit hin bis zur Tafel war, hatte ſie ſich gewundert, daß eine von den Damen der verwittweten Königin ſo zeitig von Fredensburg kam. Bald darauf war ein Herr aus dem Schloß gekommen und denſelben Weg gegangen, und es kam ihr vor, daß es Lieutenant Eichfeldt war, und ſie hatte ſich plötzlich von einer Angſt ergriffen gefühlt, die ſie nicht bezwingen konnte. Sie hatte keine Ruhe gehabt, bis ſie Jemandem dieſe Umſtände mittheilte, und Sophus war der Einzige, an den ſie ſich zu wenden wagte.

Dieſer Brief und dieſe Mittheilungen öffneten Sophus eine Ausſicht, welche ihn in Staunen ſetzte. Daß ſolche Intriguen mit ſolcher Frechheit gleichſam öffentlich getrieben werden konnten, mochte er kaum glauben, und doch hielt er ja den Beweis hier in der Hand. Eine Menge von Kleinigkeiten, bisher unbeachtete Hindeutungen und Winke traten plötzlich vor ſeine Erinnerung und erſchienen ihm wie auf einen Zauberſchlag als offenbare Falſchheit und Verſtellung, welche die Königin umgaben. Wieder begegnete er hier ſeinem perſönlichen Feind Eichfeldt, und es war ihm nicht entgegen, daß ſich ihm eine paſſende Gelegenheit darbot, ſich mit ihm zu meſſen.

„Sie haben Recht, Liſette, dieſer Brief und dieſe Umſtände ſind allerdings beſorglich," ſagte Sophus. Wir wollen ſchweigen und aufmerkſam ſein. Es würde Sie beleidigen, wenn ich Ihnen Ergebenheit und Wachſamkeit anempfehlen wollte, ich weiß, daß die Königin keine treuere Dienerin hat als Liſetten. Aber laſſen Sie es ſich nicht merken, daß Sie irgend einen Argwohn haben."

Sophus ſchwieg, da ſich plötzlich Schritte und Stimmen in ihrer Nähe hören ließen. Unwillkürlich verbarg er den Brief, Liſette hielt das Tuch vor die Augen mit einer unfreiwilligen Bewegung, welche die Ueberraſchung verurſachte.

Kammerherr Seifenſee hatte den Sophus aus dem Fenſter ſpringen und eine Dame in weiter Entfernung im Hain ſpazieren ſehen. Die Hoffnung, ein Stelldichein zu überraſchen, trieb ihn fort, er kreuzte in mehreren Richtungen, ohne etwas zu entdecken, bis er plötzlich auf Comteſſe Reiffenſtein ſtieß, die eine Unterredung mit Eichfeldt gehabt hatte außerhalb dem Schloßbezirk und jetzt mit ihm durch den Schloßgarten zurückkehrte, der um dieſe Zeit öde zu ſein pflegte, aber nach den Launen des Schickſals dießmal ungewöhnlich bevölkert war. Von Allen, die unter dieſen Umſtänden ſich begegnen konnten, war Seifenſee der am wenigſten Gefährliche. Die Drei, welche ſammtlich mehreremal einander verſichert hatten, daß ſie „zufälligerweiſe“ einander trafen, gingen ſo friedlich und freundlich neben einander, als ob kein Plan geſtört, kein Geſpräch unterbrochen wäre. Sie drehten bei dem nordiſchen Hauſe ſich um aus einem Seitengang. Als die Comteſſe Sophus und Liſetten ſah, rief ſie aus:

„Ah, Dieu de miséricorde! Was muß ich ſehen!“

„Ein Rendezvous!“ ſagte Seifenſee vergnügt. „Ich dachte es wohl! Es iſt präcis wie in meiner Zeit. Ich hatte auch immer eine Prädilektion für die Mittagsſtunden.“

„Sagte ich es nicht, daß ich Ihnen eine ſüperbe Vue zeigen würde?“ brach Eichfeldt lachend aus. „Das iſt ein Tableau, vorſtellend einen aufwartenden Kammerjunker in Funktion.“

Die Comteſſe betrachtete Liſetten mit Erbitterung. Sie wandte ſich an Sophus mit einem gehäſſigen Lächeln und ſagte: „Comment, Monsieur! Faitez-vous l'amour ici?“

„Er kann ſagen, wie ein Cavalier einmal Ludwig dem Funfzehnten auf eine ähnliche Frage antwortete: Non, je trouve tout fait,“ antwortete Seifenſee. „Die Redensart kann man in unſern Tagen nicht mehr brauchen, on ne fait plus l'amour, on le trouve partout, et toujours tout fait.“

„Für ihren Lohn, da haben Sie Recht,“ ſagte die Comteſſe ſpöttiſch und zeigte auf die Goldkette, die noch an Liſettes Arm hing. Die arme Liſette ſah nicht die Geberde, welche dieſe Worte begleitete, da ſie fortwährend das Geſicht mit ihrem Tuche bedeckt hielt; ſie verſtand auch wohl kaum die Hälfte von dem, was geſagt war; aber was ſie verſtand, war hinreichend, um ſie zu überzeugen, daß ſie keine Schonung zu erwarten habe.

„Par Dieu,“ brach Seifenſee aus, „die Kette lag heute Morgen auf Herrn von Nordens Tiſche. Ich dachte gleich, daß ſie ein gage d'amour ſei.“

„Auf meine Ehre, das iſt die kleine Vertueuſe, die kleine hübſche Liſette bei der Königin, von der immer ſo viel Weſens gemacht wird,“ ſagte Eichfeldt, der Liſetten ins Auge gefaßt hatte. „Hängt es ſo zuſammen? O Tugend, o Unſchuld!“

„Misérable vertu de femme de chambre,“ ſagte die Comteſſe mit einem verächtlichen Blick auf Liſetten. „Die Königin ſoll unterrichtet werden von den Scandalen an ihrem Hofe; ſie ſoll erfahren, was für Perſonen es ſind, die ſie in ihrem Brod hat.“

Alle dieſe Repliken waren einander ſo hurtig gefolgt, daß Sophus, der von dieſem plötzlichen Ueberfall betäubt war, noch kein Wort hatte dazwiſchen fügen können. Ungeachtet dieſer neue Beweis von der Richtigkeit ſeines Argwohns, den dieſe Bewegung gab, ſein Blut in Aufruhr gebracht hatte, behielt er doch Faſſung genug, um mit ſcheinbarer Ruhe zu ſagen: „Ich verſichere Ihnen, Comteſſe, ich werde der erſte ſein, der die Königin von dieſem Scandal unterrichtet. Indeß bitte ich Ihro Gnaden und gleichfalls Sie, meine Herren, mein Ehrenwort anzunehmen, daß dieſe Dame Ihre volle Achtung verdient. Es iſt eine durchaus zufällige Begegnung, — was wohl ſchwerlich alle Begegnungen ſind!"

„Natürlich," ſagte Seifenſee lachend, „man begegnet ſich immer zufällig. Es trifft ſich grade eben ſo, daß man aus dem Fenſter ſpringt, ſtatt die Treppe hinunter zu gehen, es iſt grade die angenehmſte Zeit zum Voltigiren und zum Spazieren, grade in der Mittagshitze. Solche Entſchuldigungen brauchten wir auch zu meiner Zeit."

„Dieſe Dame!" wiederholte die Comteſſe mit geringſchätziger Betonung. Belle dame! Fi donc! Laſſen Sie uns gehen, meine Herren, wir geniren nur."

„Meine gnädige Comteſſe," ſagte Sophus erbittert, „es iſt nicht Rang allein, der ein Frauenzimmer zur Dame machen kann. Hier ſehen Sie eins, das mit einer Hofdame rivaliſiren kann, wenn gleich das Schickſal ſie zum Kammerfräulein gemacht hat, — und zwar nicht blos an Schönheit wird ſie die Siegerin ſein, ſondern auch an Tugend und an Treue kann ſie als Muſter gelten. — Ja, es iſt Liſette Calais," fuhr er fort, indem er mit leiſer Gewalt die unglückliche Kette und Liſettens Hände von ihren Augen wegzog. „Sehen Sie ſie nur an, Liſette, Sie können Jedem frei in die Augen ſehn. Sehen Sie nur dieſe Leute an, denen das blinde Glück Rang und Reichthum gegeben, aber Ihnen alles Edlere verſagt hat. Sehen Sie nur dieſe Dame an, welche mehr als gern den Ruf eines unſchuldigen Mädchens mißhandeln möchte — vielleicht weil er noch ſo unbefleckt iſt. — Comteſſe, ich bitte Sie um Verzeihung," ſagte Sophus, welcher in dieſem Augenblick fühlte, daß er zu weit gegangen war — „Sie haben mein Blut in Wallung gebracht, und zum erſten Mal im Leben habe ich eine Dame beleidigt. Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen, — ich hoffe es eben ſo gewiß, wie ich weiß, daß Sie ſelbſt der Verzeihung bedürfen, wie ich weiß, daß dieſe fromme Seele es Ihnen vergeben hat, daß Sie ſie gemißhandelt haben — — und vielleicht fernerhin es thun wird," fügte er hinzu, indem er die Kette weit weg in das Gebüſch warf, da er aufs Neue gereizt wurde durch den unverſöhnlichen und verächtlichen Blick, womit die Comteſſe Liſetten betrachtete.

Alle ſchwiegen, beſtürzt über Nordens Heftigkeit. Die zitternde Liſette hatte ein einziges Mal gewagt ihre Augen zu ihrem Beſchützer zu erheben, aber ſie hatte nicht den Muth, ſie rings um in dem feindlichen Kreis, der ſie umgab, gehen zu laſſen. Als Sophus ſchwieg, warf ſie einen raſchen Blick auf die erbitterte Comteſſe. Welches Weib würde der Verſuchung widerſtanden haben, ihre Feindin in einer Pauſe, die ſo ſprechend war, zu betrachten? Die Comteſſe fing dieſen Blick auf, und ihr Zorn ſtieg. Sie erhob die Hand und that einen ſchnellen Schritt auf Liſetten zu, welche erſchrocken zurücktrat; es hatte das Anſehen, als wollte ſie Liſetten eine Ohrfeige für dieſen Blick geben. Sophus trat hurtig dazwiſchen mit einer abwehrenden Geberde, aber die Comteſſe hatte ſchon die Hand ſinken laſſen.

„Comteſſe,“ ſagte er, „ich möchte wünſchen, daß Sie ein Mann wären. — Meine Herren, Ihnen habe ich nichts weiter zu ſagen, Sie wiſſen, welche Bedeutung das Ehrenwort eines Cavaliers hat, und ich habe Ihnen gewiß nimmer Veranlaſſung gegeben, mein Wort in Zweifel zu ziehen. — Kommen Sie, Liſette, geben Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie bis zum Schloſſe begleiten.“

Liſette ſtand wie durch Zauber an ihre Stelle gebannt; ſie machte keine Bewegung, ſich zu entfernen. Die Comteſſe war außer ſich vor Erbitterung, denn Sophus hatte ihr beinahe den Rücken zugewandt, um ſich mit Liſetten zu beſchäftigen. Blaß von Aerger ſchlug ſie ein affectirtes Gelächter auf und ſagte: „Sie ſpielt noch die Prüde nach Allem, was vorgegangen iſt. Sollte man wohl glauben, daß *ſie* ſo frech und ſo aufdringlich ſein könnte?“

Sophus wandte ſich hurtig gegen die aufgebrachte Dame. Mit einer Ruhe, welche eben ſo affectirt war, aber welche deßungeachtet ſeine Worte durchdringend machte, ſagte er: „Derjenige, welcher ſagt, daß Liſette frech und aufdringlich iſt, lügt — mit Ihro Gnaden Erlaubniß. Dazu müßte ſie vornehm — und häßlich ſein,“ fügte er beinahe unwillkürlich hinzu, einen ſolchen Eindruck hatte der Comteſſe furienhafte Häßlichkeit auf ihn gemacht.

„Monstre!“ brach die Comteſſe aus, auch beinahe unwillkürlich.

Seifenſee wandte ſich gegen die Comteſſe mit einem maliciöſen Blick, zog die Schultern, und ſagte halblaut: „C'est un enfant gâté, ce jeune homme.“

„Ich bin es, den Sie haſſen, Comteſſe,“ ſagte Sophus nach einer Pauſe, worin ſie Alle wie angeheftet an ihre Stelle ſtanden. Jeder von ihnen fühlte, daß der Sieger den Wahlplatz behaupten mußte. „Weshalb wollen Sie eine Unſchuldige dafür büßen laſſen?“ —

„Arme Liſette fuhr er fort. „Können Sie es mir vergeben, daß Sie meinetwegen ſo gemißhandelt ſind?“

Liſette war leichenblaß. „Sie hätten mich ſchonen können,“ ſagte ſie kaum verſtändlich, und ſchlug die Augen nieder, weil Alle in dieſem Augenblick ſie betrachteten.

„Ich, Liſette? Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Sophus, verlegen über dieſe Aufforderung.

„Sie hätten ihnen ſagen können, weßwegen — Sie hätten ſagen können, daß Sie — — — Nein, Sie konnten es wohl nicht ſagen. O Gott, wie unglücklich bin ich!“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, indem die Thränen ihr über die Wangen rannen.

Sophus ſchlug die Augen nieder; er fühlte die Wahrheit von Liſettens Vorwurf. Aber er konnte unmöglich Eliſabeth preisgeben.

„Sie irren, Liſette,“ ſagte er nach einigen ſtummen Augenblicken, worin die neugierigen Blicke ſich auf ihn richteten.

„Nein," ſagte Liſette mit leiſer Stimme, ſo daß nur er es hören konnte, „ich irre nicht — ich weiß, für wen Sie meinen Ruf preisgegeben haben."

Sophus war tief bewegt. Alles, was in dieſem Augenblick in Liſettens Herzen vorging, ward ihm plötzlich klar. Er ergriff ihre Hand und drückte ſie freundlich. „Liſette," ſagte er eben ſo leiſe, „machen Sie mir keine Vorwürfe — ich habe ſie verdient."

„Nein," antwortete Liſette, „ich werfe Ihnen nichts vor."

„Meine Herren," ſagte die Comteſſe, indem ſie den Sprechenden den Rücken kehrte, „dieſe Scene wird tendre, und wer garantirt uns, wie weit es gehen kann. Es iſt am beſten zu weichen, und ſich für überwunden zu erklären. Es bedarf Uebung, mit allen dieſen Scandalen de haut en bas zu rivaliſiren, die ein ſo glorwürdiges Exempel haben, — das fehlt uns Anderen, die wir hier nicht zu Hauſe ſind. Ich weiche mit Vergnügen."

Sie nahm des Kammerherrn Arm und wollte gehn. Aber Sophus, welcher fühlte, daß er ſie nicht gehen laſſen konnte, ohne Liſetten einen Erſatz zu geben, trat hurtig dazwiſchen und ſagte: „Comteſſe, ich bitte Sie, mich noch einen Augenblick anzuhören. — Ich habe Liſette aufgeſucht, weil ich ihr einen Brief geben wollte, den ſie verloren hatte — einen Brief, der Sie angeht, Comteſſe, ungeachtet er von Liſettens Vater iſt, einen Brief, den Sie ſchwerlich in den Händen Ihrer Feinde wünſchen würden. Ich bitte Sie, ihn zu leſen, — Sie werden nachher dieſen Herren erklären können, ob Sie

Grund gefunden haben, Ihre Beleidigung Liſettens zu widerrufen oder nicht.“

Sophus war einige Schritte zur Seite getreten, er zog den Brief hervor und überreichte ihn der Comteſſe, indem er Liſetten mit einem bittenden Blick um Vergebung dieſes Mißbrauchs ihres Zutrauens anſah. Die Comteſſe nahm den Brief mit einer verächtlichen Miene, und durchlief ihn; aber es währte lange, ehe ſie ihn ganz zu Ende brachte. Sophus betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit, die anderen Herren mit Neugier, Liſette erhob die Augen nicht vom Boden. Die Miene der Comteſſe veränderte ſich nicht, nur ihre Hand zitterte unmerklich. Als ſie ihn ausgeleſen hatte, ſagte ſie: „Sie haben mir Aufklärungen gegeben, wofür ich Ihnen dankbar bin. Ich ſehe, daß ich einen untreuen Diener gehabt habe, und noch vor Abend ſoll er ſeinen Abſchied erhalten.“ — Sie warf noch einen Blick in den Brief, und ſagte, indem ſie ihn raſch entzweiriß und die Fetzen in die Taſche ſteckte: „Es iſt ärgerlich, ſich ſo in einem Menſchen getäuſcht zu haben, dem man ſo viel Zutrauen ſchenkte! Ach, in meiner Heftigkeit habe ich mich an Ihrem Brief vergriffen, ich vergaß, daß er nicht an mich geſchrieben war. Ich bin Ihnen eine Erkenntlichkeit ſchuldig für den Verluſt dieſes väterlichen Schreibens,“ ſagte ſie lächelnd, indem ſie ſich an Liſetten wandte, „ich werde es nicht vergeſſen, wenn ich wieder herkomme. Und wenn Sie nur halb ſo verſöhnlich ſind, wie Herr von Norden ſagt, ſo werden Sie vergeſſen, was zwiſchen uns vorgegangen iſt und den Rath annehmen, es ein andres Mal zu vermeiden, daß der Schein ſo ſehr gegen Sie iſt. Nicht allemal kann man ſeine Unſchuld ſo gut documentiren," fügte ſie mit einem gnädigen Lächeln hinzu. „Der gute Ruf iſt eines Frauenzimmers köſtliches Kleinod, vergeſſen Sie das nicht!"

Sophus betrachtete ſie unverwandt. Die kleinen Züge um den Mund der Comteſſe, während ſie dieſe verſöhnlichen Worte ſprach, entgingen ihm nicht — er fühlte, daß es nur ein gezwungener Waffenſtillſtand war, der hier geſchloſſen wurde. Liſette erhob die Augen nicht vom Boden; es war, als ob dieſe Worte gar nicht an ſie gerichtet waren. Eichfeldt betrachtete bald den Einen, bald den Andern; aber der Kammerherr Seifenſee konnte ſeine Neugier nicht zurückhalten und ſagte: das muß eine wahre Zauberformel geweſen ſein, die eine ſo magiſche Wirkung hat hervorbringen können. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Herr von Norden damit aus dem Fenſter ſprang, ſtatt ordentlich die Treppe hinunterzugehen. Mit einem ſolchen Amulet läßt ſich ſelbſt vom Dach hinabſpringen."

Da Niemand auf dieſe Worte etwas erwiederte, bot er der Comteſſe wieder den Arm, und die Drei entfernten ſich mit freundlichen Grüßen in verlegenem Stillſchweigen, welches ſie vor einander zu beſchönigen ſuchten, indem ſie eine gleichgültige Miene annahmen.

Sophus gab Liſetten den Arm und führte ſie ſtumm den entgegengeſetzten Weg durch den Hain. Es war ihm niemals in ſeinem Leben ſo ſchwer vorgekommen, Worte zu finden, um ein Geſpräch anzufangen. Liſette ſtützte ſich auf ſeinen Arm mit einer Mattigkeit, welche ihn überzeugte, wie ſehr ihre Körperkräfte gelitten hatten durch die geiſtigen Anſtrengungen, welche dieſer ſchickſalſchwangere Tag von ihr gefordert hatte.

Endlich ſagte er: „Liſette, ſind Sie zufrieden mit dem, was ich gethan habe? Fühlen Sie ſich beruhigt und gerechtfertigt?"

Liſette ſchüttelte den Kopf, indem ſie antwortete: „Ich fühle mich ruhig; aber gerechtfertigt — nein, das bin ich nicht, und das werde ich nie. Ich ſehe ein, daß es Ihnen unmöglich iſt."

„Nein, es iſt nicht unmöglich," brach Sophus raſch aus, „glauben Sie das nicht! Ich will der Königin Alles geſtehen, ich will ihr Nichts verhehlen, es ſoll nicht der geringſte Verdacht auf Ihnen ruhen, Liſette. — Das iſt wohl das Mindeſte, was ich Ihnen ſchuldig bin."

Liſette erhob ſchnell ihre Augen mit einem dankbaren Blick, und ſenkte ſie wieder, indem ſie ſagte: „Nein, Sie ſollen Nichts ſagen. Die Königin wird mich nicht verkennen, ſie iſt nachſichtig. O ſie iſt eben ſo ſehr Menſch, als ſie Königin iſt. — Sie ſollen mich nicht weiter begleiten," ſagte ſie beinahe bittend, da Sophus wieder Miene machte zu gehen, „es würde nur Veranlaſſung zur Nachrede geben. Laſſen Sie wenigſtens meine Dienſtgenoſſen gut von mir denken, wenn auch die Vornehmen ſich einbilden, daß ſie ein Recht haben, mich zu verachten."

Es lag eine ſolche Demuth und Ergebung in Liſettens Worten und Ausdruck, daß Sophus ausbrach im Gefühl ſeiner Schuld: „Wer Sie, Liſette, zu verachten oder zu beleidigen wagt, wie vornehm er auch ſei, der ſoll erfahren, daß Sie einen Beſchützer haben.“

„Und glauben Sie, daß mich das nicht noch unglücklicher machen würde?“ ſagte Liſette mit einer Klarheit und Würde, die weit über ihrem Stand und ihren früheren Verhältniſſen waren. „Es würde mir nur wenig frommen, von einem vornehmen Herrn beſchützt zu werden. Nein, wollen Sie wirklich etwas für mich thun, ſo ſprechen Sie nie mit mir, begegnen mir nie, wenn Sie es vermeiden können — und für jedesmal, wo Sie mir aus dem Wege gehen, will ich Sie in meinem Herzen ſegnen. Es wird Ihnen leicht ſein, dieſe Bitte zu erfüllen, und mir wird es Muth geben, mein Schickſal zu ertragen.“

Sophus betrachtete ſie mit Staunen, er kannte die kindliche Liſette nicht wieder. Woher hatte ſie dieſen Grad von Entwickelung? — „Ja, ich will thun, was Sie verlangen,“ ſagte er, „wenn es mir gleich nicht leicht werden wird. — Sie ſind ein Engel, — und Sie haben keinen aufrichtigeren und ergebeneren Freund als mich.“

Er ergriff ihre Hand und küßte ſie. Liſette trocknete ihre Augen und ſagte: „Ich habe nicht geglaubt, daß es ſo viele Freude in der Betrübniß geben könne. Es iſt mir in dieſem Augenblick, als ob ich gar kein Leiden hätte. — Nicht wahr, nun begleiten Sie mich nicht weiter!“ —

Sie wandte ſich raſch von ihm ab und ging nach dem Schloſſe zu. Es war, als ob ſie dieſer Anſtrengung bedurfte, um einen Abſchied zu beenden, der ihrem Wunſche zufolge auf ewig ſein ſollte. Sophus ſah ihr nach, bis ſie im Bogengange bei dem Schloſſe verſchwunden war — dann ging er langſam denſelben Weg in tiefen Gedanken. —

Die große Tafel war ſehr vollzählig geweſen an dieſem unruhigen Tage, wo kein Lüftchen die drückende Hitze milderte, welche wie ein ſchwerer Nebel über der Erde lag. Der Himmel glühte mit röthlichem Schein, die Sonne glich einer matten Scheibe, der dunkle Horizont kündete ein Donnerwetter. Die hohen Gäſte hatten ſchon das Schloß verlaſſen, die Königin Wittwe war nach Friedensburg zurückgekehrt zugleich mit dem Erbprinzen, die alte Prinzeſſin Charlotte Amalie, des Königs Tante, nach Charlottenlund. Mehrere von den fremden Miniſtern hatten gleichfalls dem heraufziehenden Unwetter entgehen wollen. Indeß war noch eine bedeutende Anzahl von Gäſten zurückgeblieben, von welchen die meiſten an der Roſe geſpeiſt hatten, einer Tafel für die höheren Hofchargen, die dieſen Namen erhielt von einer großen Roſe, welche die Decke des Speiſeſaals ſchmückte. Denn die eigentliche königliche Tafel auf Hirſchholm zählte nie mehr als zwölf Gedecke. Der Königin Befehl zufolge war der große Saal geöffnet wegen der drückenden Hitze, welche den Aufenthalt in den kleineren Gemächern bei:

nahe unerträglich machte. Ungeachtet die Flügelthüren zu den anſtoßenden Sälen offen ſtanden, hatte ſich die ganze Geſellſchaft in dieſem großen, kühlen Raume verſammelt.

Der große Saal war ungewöhnlich hoch, indem er ſich durch zwei Etagen wölbte; die hohen, großen Fenſter machten ihn luftig und hell. Drei große Glasthüren, alle drei offen, gingen auf einen Altan, von wo man eine meilenweite Ausſicht hatte über den niedern Flügel auf beiden Seiten des großen Thorthurms, auf eine freundliche Landſchaft von Gehölzen, Fluren und Dörfern. Mitten im Saale, deſſen Boden mit ſchwarzen und weißen Marmorfließen gepflaſtert war, warf ein Springbrunnen ſeine Strahlen zehn Ellen hoch empor; die vielen tauſend niederfallenden Tropfen, welche den Widerſchein von Vorhängen, Malereien und Vergoldung empfingen, glichen einem ungeheuren Strauß von vielfarbigen Edelſteinen. Da der Strahl ſo hoch ſtieg, verurſachte das Niederſtürzen der zerſtreuten Tropfen in das Becken nur ein ſchwaches Plätſchern, das wie ein melodiſches Rauſchen klang. Die Wände waren geſchmückt mit koſtbaren Tapeten und Bildniſſen der meiſten damals lebenden Könige und Königinnen, die Decke ſtrotzte von Stuckaturarbeit und Vergoldung, in allen Ecken war Sophie Magdalenens Namenszug angebracht mit der königlichen Krone darüber. An beiden Enden des Saals waren ungeheure Marmorkamine, über dem einen Chriſtian des Sechſten, über dem andern Sophie Magdalenens Bild in Lebensgröße. An der Wand, der Altanthüre grade gegenüber, trugen zwei Karyatiden einen mit dem däniſchen Wappen geſchmückten Baldachin von Sammet über einem ungeheuren Spiegel von geſchliffenem venetianiſchen Glaſe, der bis zum Boden niederging und das Bild des großen Springbrunnens in ſeinen Rahmen aufnahm. Eine Menge Spiegel oder Wandleuchter vervielfältigte dieſe Pracht ins Unendliche.

Die Geſellſchaft hatte ſich in verſchiedene Gruppen getheilt. In einem Seitengemach gingen der franzöſiſche Miniſter und Graf Pilzonoff auf und ab in einer politiſchen Unterredung. Die fremden Diplomaten waren gewöhnlich einmal in der Woche, bisweilen öfter zur Tafel eingeladen. Der Graf war äußerſt erbittert über die im Staatsrath gemachte Veränderung und über die Cabinetsbefehle, welche Struenſee im Namen des Königs ausfertigte; er meinte, daß die fremden Mächte dies nicht ruhig anſehen würden; er für ſein Theil werde im Namen ſeiner Kaiſerin proteſtiren und mit ihrer allerhöchſten Mißbilligung drohen. Der franzöſiſche Miniſter ſtimmte für mildere Maaßregeln; aber in Einem Punkt waren Beide einig, nämlich in dem Unwillen über die Kränkung, daß die ausländiſchen Miniſter nicht mehr perſönlich mit dem König allein unterhandeln ſollten.

Vor dem einen Kamin in dem großen Saal ſtand ein coloſſaler Marmortiſch, bedeckt mit verſchiedenen weiblichen Arbeiten. Der Anſtrich von Häuslichkeit und Familienleben, den die Königin verſuchte über ihre Umgebungen zu verbreiten, und wodurch die ſtrenge Etikette ſuspendirt wurde; wenigſtens ſo lange man auf dem

Lande war — hatte ſich auch jetzt geltend gemacht. Die Damen ſtrickten und nähten nach dem Beiſpiel der Königin, um ſpäterhin dieſe Arbeiten zu wohlthätigen Zwecken anzuwenden. Aber die zerſtreute Miene, womit ſie dieſe Arbeiten machten, zeigte hinreichend, daß es mehr geſchah, um der Mode zu folgen, als aus wahrem Intereſſe an der nothleidenden Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft, die dem Hofe ſo fern ſtand und ihm ſo gleichgültig war.

Die Königin ruhte auf einer Bergère, deren coloſſale Füße mit Silberplatten belegt und mit dickbäckigen Engelsköpfen geſchmückt waren. Sie hatte ſich ſo weit zurückgelehnt, daß ſie mehr lag als ſaß auf den weichen Sammetkiſſen, die dieſes bequeme Canapee füllten und ſo hoch aufgerichtet waren, daß ihr Kopf darauf ruhte. Ihr Haar war mit lebendigen Blumen friſirt, um den Hals hatte ſie eine Perlenſchnur. Das Kleid, das nach der damaligen Mode den Hals ziemlich bloß ließ, lief in ein ſpitzes Corſet aus, das mit einer großen Schleife endete. Die Aermel, welche ſehr eng waren und grade bis an die Ellbogen gingen, hatten am Ende eine noch größere Bandſchleife und zwei große niederhängende Engageanten von weißen Blonden. Zu dieſen Kleidungsſtücken von buntem geblümten Seidenzeuge gehörten noch zwei breite Schöße, die auf beiden Seiten über die Pochen hinaushingen, mit Roſetten von Goldband aufgeheftet waren und in eine Spitze ausliefen mit einem Goldquaſt, der faſt an die oberſte Reihe von zwei breiten, einen Rock von blaßrothem einfarbigen Seidenzeug umgebenden Falbein ſtieß, deſſen große Weite dem dicken chineſiſchen Stoff einen ungeheuren Umfang gab. Auf der Bruſt trug ſie ein Sevigné und entſprechende Armbänder um die Handgelenke. Ihre Füße lagen auf einem großen in zwei Fächer getheilten Schemel, der mit Goldbrokat überzogen war. Auf dem unterſten Tritt dieſes Schemels ſaß Eliſabeth und ſtrickte in einer ziemlich unbequemen Stellung, die ſie nicht verändern wollte, weil die Königin eine Hand auf ihrer Schulter ruhen ließ. Der andre Arm lag matt und kraftlos auf den rothen Sammetkiſſen, welche deſſen ſchöne Umriſſe und reine Farbe noch mehr hoben. Das nicht eben lange Kleid war aufgegangen und hatte zwei roſenrothe Füße und weiße Strümpfe entblößt, von denen die erſteren zu kurz und die letzteren zu voll waren, um ein Modell der Schönheit abzugeben. In der ganzen Stellung war ein nachläſſiges, aber graciöſes Abandon, das ſchöne Bild hatte ein warmes, beinahe glühendes Colorit, einen ſüdlichen Ausdruck, der einen ſcharfen Gegenſatz bildete zu den blonden, offenbar nordiſchen Farben und Formen.

Auf einem hochrückigen Stuhl, der Königin grade gegenüber, ſaß Comteſſe Reiffenſtein. Gegen die Gewohnheit war ſie länger geblieben als ihre Gebieterin, um eine Spielpartie zu machen. Man hätte faſt glauben ſollen, daß ſie blieb, um ihren Feinden zu trotzen. Die anderen Damen ſaßen auf ähnlichen Stühlen rund um den Tiſch. Generalin Geldern ruhte in einem Lehnſtuhl; ſie legte die Arme kreuzweis und nahm nicht Theil an der allgemeinen Beſchäftigung; es war deutlich, daß ſie die Königin in der bequemen Stellung, die ſie gewählt hatte, copirte. Die Geheimeräthin Helmſtorff, die nicht zu überreden geweſen war, einen gleichen Stuhl anzunehmen, ſaß auf einem Tabouret zur linken Seite der Königin, und filirte eine kleine Kindermütze. Ungeachtet dieſes unbequemen Sitzes ſaß ſie grade wie ein Pfeiler. Ihre Toilette war eine vollſtändige Gallatracht; denn obwohl ſie zu den wenigen Gäſten gehörte, die auf dem Schloſſe heimiſch waren, zeigte ſie ſich doch nie, ohne das Ceremoniel mit gewiſſenhafter Genauigkeit zu beobachten. Eine Schaar junger hübſcher Damen ſchloß den Kreis, der bisweilen unterbrochen ward, wenn ein Cavalier es verſtanden hatte, ſich der Aufmerkſamkeit zu bemächtigen und ſich einen Platz zwiſchen Jugend und Schönheit zuzueignen. Graf Roſen lehnte ſich an die Marmorplatte über dem Kamin im Geſpräch mit einigen jüngeren Herren, worunter Sophus war, — der bisweilen einen heimlichen Blick auf Eliſabeth warf, wenn er ſich unbemerkt glaubte.

Oberſt Held, der ebenfalls heute zur Tafel eingeladen war, ging auf und nieder mit dem alten Grafen Saint-Germain, der im Lauf des Geſprächs unabläſſig an dem Elephanten zupfte, den er an der Seite in einem breiten blauen Bande trug. Der Oberſt betrachtete dieſe Decoration mit einer tiefen Mißgunſt. Der Graf erzählte, die Poſt habe die Nachricht aus Wien gebracht, „daß dem Kaiſer, kurz vor ſeiner Reiſe nach Ungarn, von dem Papſt eine Flaſche köſtliches Waſſer geſchenkt worden ſei, das augenblicklich das Blut ſtille, ſelbſt wenn die größten

Pulsadern durchſchnitten wären. Verſchiedene Verſuche hätten die unſchätzbaren Eigenſchaften dieſes Waſſers beſtätigt. Ein Miſſethäter in Rom hatte dieſes Geheimniß offenbart, um ſich vom Galgen zu retten; man meine in Wien, daß es in Kriegszeiten vom großem Nutzen ſein werde.“ Der Graf wollte ſeine Majeſtät aufmerkſam machen auf dieſe wichtige Entdeckung; er meinte, daß man keine Koſten ſcheuen dürfte, um dieſes Waſſer anzuſchaffen, wovon ſtets ein Vorrath bei jeder wohlorganiſirten Armee vorhanden ſein müßte.

Graf Struenſee ſtand an der Bergère der Königin, die eine Hand darauf geſtützt. Seine Stellung war zu nachläſſig, um vor den Augen der Geheimeräthin Gnade zu finden. Er trug das Haar eben ſo friſirt, wie die Königin es zu tragen pflegte, mit vier Locken auf jeder Seite, ein hohes Toupée und das Hinterhaar von einem Kamme gehalten. Struenſee's Haar war ſehr blond. Auch hierin glich er der Königin, und die Aehnlichkeiten, welche ſie gemeinſchaftlich hatten, waren in der That auffallend. Beide hatten eine hohe Stirn, krumme Naſe, einen hübſchen Mund, regelmäßige und ſehr weiße Zähne, blaue Augen, ſehr blondes und reichliches Haar. Sie waren Beide ſtark, hatten Beide eine ungewöhnliche friſche Geſichtsfarbe und ſchönen Teint, ſelbſt in ihrem Gang war eine bedeutende Uebereinſtimmung, — wer es nicht beſſer wußte, hätte ſie für Geſchwiſter halten können. An dieſem Tage trug Struenſee eine lichtviolette Hoftracht ohne Beſatz — um eine ländliche Einfachheit anzudeuten — mit Kniebeinkleidern, weißen ſeidenen

Strümpfen und Degen. Seine Toilette war geſchmackvoll und ſorgſam. Zum Erſatz für die Einfachheit der Tracht waren die Knöpfe von geſchliffenen Amethyſten, in mattes Silber gefaßt. Auf der Bruſt trug er nur eine Decoration, den neulich geſtifteten Mathildenorden, der in der Königin Namenschiffer von Brillanten beſtand, mit der königlichen Krone, umgeben von einem grünen Lorbeerkranz, und an einem ſilbergeſtreiften Bande von Couleur de Roſe getragen. Dieſer Orden war von der Königin in demſelben Jahr auf Veranlaſſung des Geburtstags des Königs geſtiftet; er ward von allen königlichen Herrſchaften getragen, aber ſparſam ausgetheilt, ſowohl an Damen, wie an Herren. Von den Anweſenden trugen die Königin, Generalin Geldern, Struenſee und Graf Brandt dieſe Decoration. Tannenberg hatte ſie ebenfalls, war aber nicht zugegen, ſondern auf Tannenberg, man erwartete jedoch täglich ſeine Rückkunft in der Hauptſtadt.

In Struenſee's Haltung war eine Miſchung von Mattigkeit und Langweile, etwas Niedergeſchlagenes, obgleich es deutlich war, daß er ſich Mühe gab, eine überlegene Miene anzunehmen. Sein Blick war nach der entgegengeſetzten Seite des Saales gerichtet, wo der König und Graf Brandt Schach ſpielten an einem kleinen Tiſche, der in dem großen Raume und unter den grandioſen Umgebungen faſt verſchwand. Dieſe abgeſonderte Gruppe machte eine ganz eigene Wirkung, als Gegenſatz zu der friſchen, lebensfrohen Verſammlung, welche das andre Ende des Saals eingenommen hatte; ſie hatte etwas Unbeſchreibliches an ſich, etwas „Abgeſtorbenes,“ wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Des Königs Geſicht hatte einen Ausdruck von niedergeſchlagener Mattheit und Langweile, faſt wie Struenſee, jedoch mit einem Zuſatz von kränklicher Schwäche, der unwillkürlich Alle, die in die Nähe des Königs kamen, zur Wehmuth ſtimmte. Auch auf Brandt hatte dieſe Stimmung gewirkt, ungeachtet der ſonſt lebensfrohe, beinahe ausgelaſſene Mann es ſo gewohnt war, um ſeinen Herrn zu ſein, und wenn er des Königs langſame und matte Züge mit unüberlegter Hurtigkeit erwiderte, und ſeine Steine rückte, faſt ohne hinzuſehen, war eine Wehmuth in dem zerſtreuten Blick, den er jedesmals im Saal rundum ſchweifen ließ, ohne ihn auf einen beſtimmten Gegenſtand zu heften, und welcher verrieth, wie beſchwerlich der Beruf eines Hofmanns bisweilen ſein kann. Zur Seite des Tiſches ſtand der engliſche Miniſter, Lord Karther, und ſah zu.

Die Unterredung am Tiſche der Königin ward indeß lebhaft fortgeſetzt. Man ſprach von Paris, mehrere von den Anweſenden waren dageweſen und theilten Begebenheiten mit, die ſich während ihres Aufenthaltes in Frankreichs Hauptſtadt ereignet hatten.

„Es iſt Niemand ſo eingeweiht in das Pariſer Leben wie Baroneſſe Depenau,“ ſagte die Generalin. „Und ſie hat eine ächte franzöſiſche Gabe, pikant zu erzählen. Sie hat mich neulich einen ganzen Tag mit alten und neuen Anekdoten vom franzöſiſchen Hofe unterhalten. Ich erinnere mich unter anderen eines Zuges aus Ludwig's des Vierzehnten Zeit, welcher mehr als alles Andre Nation und Zeit charakteriſirt. Der bekannte, ſchöne Richelieu hatte längere Zeit in Verbindung geſtanden mit einer Dame von Einfluß, einer Marquiſe de Prieſt, einer ſehr hübſchen Frau; es war von beiden Seiten eine gewaltige Paſſion. In einem tendren Augenblick hatten ſie einander ewige Liebe geſchworen, aber doch die Vorſicht gebraucht, eine Goldmünze in zwei gleiche Hälften zu theilen, von welchen jeder die eine an ſich nahm, mit der Verabredung, daß derjenige von ihnen, welcher eine Abnahme ſeiner Liebe fühle, dem Andern ſeine Hälfte zuſchicken und damit die Ewigkeit zu Ende ſein ſolle, ohne Lamentationen und Entſagungen. Man beſiegelte dieſen Pakt mit theuren Eiden, man ſcherzte über dieſe zwei halben Zechinen, die einſt nach vielen Jahren in der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs und der Marquiſe gefunden werden würden, ohne daß Jemand ſich erklären könnte, was dieſe ſorgſam bewahrten Bruchſtücke bedeuten ſollten. Und es war wirklich eine ſeltſame Kraft in dieſer Ceremonie; denn beide ſonſt flüchtigen Liebenden bewahrten ihre gegenſeitige Neigung mit einer Treue, die ſie beinahe zur Fabel machte, denn ſie hatten einander faſt ein ganzes Jahr geliebt. Das iſt ja ſchon eine kleine Ewigkeit. Der Herzog beſuchte die Marquiſe täglich und nur eine Reiſe auf acht Tage nöthigte ihn einſt, mit dem König abweſend zu ſein. Aber ſobald er zurückgekehrt war, eilte er zu ſeiner Geliebten. Sie empfing ihn zärtlicher als jemals, ſie ergoſſen ihre Herzen gegen einander mit liebender Wärme, die Trennung hatte die Flamme nur verſtärkt, ſie konnten nicht ohne einander leben, dieſe acht Tage waren Beiden wie ein lebendiger Tod vorgekommen, aber nun wollten ſie ſich auch nicht wieder trennen. So beredt iſt nur wahre Liebe. Die Marquiſe vergoß Freudenthränen, Richelieu küßte ihr die Hand mit Entzücken. Es waren nur des Staatsmanns unaufſchiebliche Pflichten, die ihn endlich nöthigen konnten, die Geliebte zu verlaſſen, der König erwartete ihn. Ehe er ging, reichte er der Marquiſe eine kleine Verehrung, die er ihr hatte machen laſſen, es war ein allerliebſtes Notizbüchelchen mit ihrem Wappen in Email. Aus dem Inhalt würde die Marquiſe ſehen, ſagte er, daß ſeine Gedanken unabläſſig ihr gewidmet geweſen wären. Die Marquiſe empfing es mit tiefgefühlter Erkenntlichkeit für ſeine liebende Aufmerkſamkeit. Aber auch ſie hatte an ihn gedacht während dieſer Trennung, und ſie überreichte ihm einen kleinen Geldbeutel von der niedlichſten Perlenarbeit, worauf ſeine Namenchiffer eingewirkt war mit unermüdlicher Geduld. Es ſei ihrer eigenen Hände Arbeit, ſagte ſie. Richelieu drückte die ſchönen Hände an ſein klopfendes Herz, er bedeckte ſie mit zärtlichen Küſſen, jede Perle war ihm ein koſtbarer Schatz, es war ein Andenken, das ſie ihm in der Einſamkeit gewidmet hatte. „Unſre Liebe iſt ewig,“ ſagte er entzückt. „Ewig,“ wiederholte die Marquiſe, und ihr Blick konnte ſich kaum von dem ſeinigen losreißen. Ah, que l'amour est un beau sentiment!“

Die Generalin hielt einen Augenblick inne und ſah ſich im Kreiſe um, der mit Neugier die Entwickelung dieſer kleinen Erzählung erwartete. Dann fuhr ſie fort:

„Kaum war der Herzog zur Thür hinaus, ſo eilte die Marquiſe natürlicherweiſe das Taſchenbuch zu öffnen. Wie ſehnte ſie ſich nicht, die Liebesworte zu leſen, womit er dieſe niedlichen Blättchen eingeweiht hatte. — Nicht ein Buchſtabe war zu finden, ſie waren leer; zwiſchen den Blättern lag blos — die halbe Zechine.“

„O, das war abſcheulich,“ brach Eliſabeth unwillkürlich aus mit gedämpfter Stimme.

„Empörend! Niederträchtig!“ brach die Königin aus. „Die arme Marquiſe! Was ward denn aus dem Abſchaum, dem Richelieu?“

„Richelieu betrachtete triumphirend den Beutel, als er nach Hauſe gekommen war,“ fuhr die Generalin fort. „Er war wirklich mit viel soin genäht. Und die bedachtſame Marquiſe hatte ſogar, nach gutem, altem Aberglauben, ihn mit einem Glückspfennig verſehen. „So beſorglich iſt nur wahre Liebe,“ brach er entzückt aus. Er öffnete die Börſe und fand — — die halbe Zechine.“

Die Königin klatſchte in die Hände und brach aus: „Das war wohlverdient! O wie gefällt mir die Marquiſe wegen dieſes Streichs!“

„Dieſe acht Tage hatten der Ewigkeit eine Grenze geſetzt,“ fuhr die Generalin fort. „Richelieu hatte ſich in eine junge Herzogin von Bretagne verliebt, und die Marquiſe in einen jungen Lieutenant aux gardes du roi. Uebrigens blieb Alles unverändert — und jeder von ihnen hatte noch beſtändig eine halbe Zechine. Aber das Charakteriſtiſche iſt, daß ſie nicht Unfreunde wurden, ſondern vielmehr eine freundſchaftliche Alliance ſchloſſen, ſo daß die Marquiſe die Liebe Richelieus zu dem hübſchen Fräulein von Bretagne wirklich protegirte, und der Herzog den Lieutenant avanciren ließ, um der Marquiſe ein cadeau zu machen. Ich weiß nichts, was die Franzoſen ſo gut ſchildert wie dieſer kleine Zug."

„Ich bitte Sie," ſagte die Geheimeräthin, „ſagen Sie lieber: ſo ſchlecht."

„Comme vous voulez," antwortete Frau von Geldern mit gleichgültiger Miene. „Indeß muß man geſtehen, daß ſolche Arrangements ſehr bequem ſind. Sie ſparen ſo manche langweilige Scenen und Comödien, wovon alle Rupturen begleitet ſind."

„Und ich muß ſie unbedingt verwerfen," ſagte Graf Roſen. „Meiner Meinung nach beweiſt dieſer Zug einen hohen Grad von Verderbniß, und ich laſſe mich keineswegs beſtricken von der ſcherzhaften Paradoxie, womit die Generalin ſich über uns luſtig machen will. Nein, ich rufe im Gegentheil Ach und Weh über jeden Menſchen, der nicht ſeine Liebe damit anfängt, ſie als ewig zu betrachten — er profanirt das Heiligſte, er iſt ſchlimmer als der, welcher nur den Leib tödtet, wie in der Bibel ſteht."

„Solche Exemplare finden ſich nur in Frankreich," ſagte Struenſee. „In der ganzen Geſchichte Englands wird man nicht einen ſolchen Zug finden."

„Das glaube ich auch nicht," ſagte die Königin. „Eines Engländers Gefühle ſind tiefer, entſchiedener für das ganze Leben."

„Das zeigt ſich auch bei der Vergleichung beider Nationen auf den erſten Blick,“ fuhr Struenſee fort. „Ein Engländer huldigt ſeiner Angebeteten ſtehend in einer ehrerbietigen aber männlichen Stellung, welche Kraft und Ruhe andeutet. Der Franzoſe macht ſeine Cour knieend mit einer leidenſchaftlichen Heftigkeit, welche Haſt und Unbeſtändigkeit anzeigt. Seine Angebetete iſt eben ſo flüchtig, und ihr größter Reiz beſteht deswegen auch in ihrem Gange; aber die Engländerin iſt unläugbar am ſchönſten, wenn ſie ſitzt, und ich kenne kein reizenderes Bild für alle edlere Gefühle als eine Engländerin. Da iſt Tiefe, Weiblichkeit, Würde, Alles in Eins vereinigt.“

Die Königin warf einen freundlichen Blick auf den Grafen, indem ſie ſagte: „Der engliſche und der däniſche Charakter gleichen einander am meiſten. Es iſt eine auffallende Uebereinſtimmung zwiſchen beiden. Der franzöſiſche iſt der Antipode von beiden. — Du machſt kein Glück mit Deinem Richelieu und Deiner Marquiſe, liebe Cäcilie,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich an die Generalin wandte. „Die Franzoſen haben nie gewußt, was wahre Liebe iſt.“

„Glauben Ihre Majeſtät denn wirklich an wahre Liebe?“ ſagte die Generalin mit einer Miene, welche verrieth, daß dies Geſpräch ſchon alles Intereſſe für ſie verloren hatte.

„Ich will wenigſtens gern daran glauben,“ antwortete die Königin, und ihre geſenkten Augen fielen unwillkürlich auf Eliſabeth, welche nach der Königin ſah, mit einem Blick, worin die Angſt vor einer entſcheidenden

Antwort auf dieſe Frage ſich abſpiegelte. Als die Königin ſchwieg, ſchlug Eliſabeth die Augen nieder, und eine freudige Röthe verbreitete ſich über ihr Geſicht.

„Auch bei den Herren? Glauben Ihre Majeſtät auch bei denen an wahre Liebe?“ fuhr die Generalin fort, und ihr Blick ſuchte Sophus, ohne ſeinen Augen begegnen zu können, welche ausſchließend Eliſabeth angehörten in dieſem Augenblick.

Die Königin bedachte ſich ein wenig; dann ſagte ſie lächelnd: „Nein, nicht ganz. Die Herren opfern nie ihr Herz ganz, und ſelten der Liebe. Die Hälfte gehört ſtets der Ehrbegierde. Aber das halte ich für keinen Betrug, c'est une chose convenue. Niemand kann mehr geben, als er hat.“

Struenſee machte eine Bewegung, als ob er der Königin widerſprechen wolle, aber ſchwieg. Die Generalin nahm wieder ihre frühere bequeme Lage an, die ſie einige Augenblicke verlaſſen hatte, indem ſie ſagte: „A la bonne heure! Ich war faſt bange, daß Ihre Majeſtät mir heute alle Gerechtigkeit verſagen wollten — ungeachtet ein ſolches Verſagen etwas Unerhörtes ſein und von Niemand, auch wenn ich es noch ſo heilig beſchwüre, geglaubt würde. Es iſt allzu bekannt, daß Ihre Majeſtät die Göttin der Gerechtigkeit ſelbſt ſind.“ —

Während die Unterredung ſo mit aller der Lebhaftigkeit geführt wurde, welche dieſen jugendlichen Kreis charakteriſirte, ſetzten der König und Graf Brandt das Schachſpiel fort mit einförmigen ſpukhaften Bewegungen und in tiefem Schweigen. Der engliſche Miniſter ſtand noch mit derſelben unveränderten Ruhe an der Seite des Tiſches, und betrachtete das Spiel, ohne ein Wort zu ſagen.

Dieſes Schweigen ward erſt unterbrochen, als der König den Kopf erhob, den Miniſter anſah, und gähnte. Lord Karther lächelte und ſagte: „Vous vous ennuyez, Sire!“

Der König ließ die Puppe fallen, die er im Begriff war zu rücken, bückte ſich ſehr tief vor dem Miniſter und antwortete mit wohlklingender Stimme: „Yes, Sir. Souverainement.“ — Der ſchlaffe Ausdruck verſchwand in dieſem Augenblick vom Geſicht des Königs und machte einem Schimmer von Geiſt Platz, der nicht frei war von einem Anſtrich von malice!

Lord Karther lachte. Graf Saint-Germain blieb am Stuhle des Königs ſtehen und ſagte: „Ihre Majeſtät ſind immer unvergleichlich im Wortſpiel. Die franzöſiſche Sprache iſt auch vorzüglich geſchickt zu Wortſpielen und Charaden. Ich hörte neulich eine ſuperbe Charade, die ich mir erlauben will Ihrer Majeſtät vorzulegen, als einem Meiſter im Charadenauflöſen. Quel est le souverain, qui chante le mieux? — Ihre Majeſtät werden mir erlauben vorauszuſetzen, daß ein Souverain ſo gnädig ſein kann, ſich zum Singen herabzulaſſen. — C'est le Duc Charles Trois, car il est maitre de Savoie,“ fuhr der plaudernde alte Graf fort mit einem tiefen Bückling, ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ſeine geprieſene Gabe im Charadenauflöſen anzuwenden. Der König lächelte flüchtig und ſetzte dann das Spiel fort, ohne ein

Wort zu ſagen, mit demſelben niedergeſchlagenen Ernſt wie zuvor.

„Das iſt ein charmantes Wortſpiel, Mylord,“ ſagte der Graf und wandte ſich an Lord Karther; er war bange, daß der Miniſter die Feinheit nicht verſtanden haben möchte. „Savoie, le duché, la province, Vous savez, et sa voix — man kann ſich nichts Feineres denken. Es kann nur franzöſiſch geſagt werden.“

„A propos de jeux de mots,“ brach die Generalin aus, indem ſie ſich im Lehnſtuhl aufrichtete, „wollen wir nicht Räthſel rathen? Ich habe einige ganz charmante in meiner Taſche, die ich neulich in einigen franzöſiſchen Memoiren fand und ſie in mein Taſchenbuch ſchrieb.“

„Um Gottes Willen,“ ſagte die Königin und drehte den Kopf auf dem rothen Sammetkiſſen nach der Generalin hin, „um Gottes Willen, keine Anſtrengung in dieſer Hitze! Es iſt ordentlich eine Fatigue, Räthſel zu rathen.“

„Aber Ihre Majeſtät werden dieſe Anſtrengung nicht bereuen, davon bin ich überzeugt,“ ſagte die Generalin, die es ſich in den Kopf geſetzt hatte, dieſe Unterhaltung in Gang zu bringen. Sie nahm ein kleines in Sammet gebundenes Buch mit elfenbeinernen Blättern aus der Taſche. „Attendez — — — attendez — — — hier iſt es. Erlauben Ihre Majeſtät? — Aber nun bitte ich Sie alle attentive zu ſein,“ — ſagte die Generalin, als die Königin eine matte Bewegung mit dem Kopfe gemacht hatte zum Zeichen ihrer Einwilligung. — „Wir rathen Alle zuſammen à la ronde. Meine Herren, bewaffnen Sie ſich nun mit allem Ihren esprit, um mir zu ſagen — — — um mir zu ſagen — — — zum Beiſpiel — — — Was iſt Erkenntlichkeit? Ah, das iſt eine intrikate Frage am Hofe. Wem darf ich es wohl anmuthen, ein ſo communes Gefühl zu definiren? Will Graf Roſen vielleicht den Anfang machen? Wenn wir Alle gerathen haben, öffne ich meine Schreibtafel und leſe, was das Orakel ſagt."

Alle verſammelten ſich um den Tiſch. Jeder rieth, was ihm der Augenblick eingab, es kam einiges recht Pikantes, aber zum Theil auch Unbedeutendes an den Tag, aber Niemand durfte ſich weigern.

„Erkenntlichkeit," ſagte die Generalin, indem ſie das Buch öffnete, „Erkenntlichkeit iſt das Gedächtniß des Herzens, ſagt der Verfaſſer. La reconnoissance est la mémoire du coeur."

„Ah, das iſt charmant," brach die Königin aus, und ein ähnlicher Beifallsruf durchſcholl den ganzen Saal.

„Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen der höheren und niederen Liebe?" fragte die Generalin.

Man rieth wieder. — „Eine Alltagsſeele betrachtet die Liebe wie eine Eroberung, eine höhere Seele wie ein Geſchenk."

„Was iſt Gleichgültigkeit?" fragte Frau von Geldern. „Comteſſe Reiffenſtein, Kammerjunker Norden, wer von Ihnen will zuerſt uns ſagen, was Gleichgültigkeit iſt?"

Dieſe Aufforderung, welche mit vollkommen unſchuldiger Miene gemacht wurde, rief bedeutungsvolle Blicke hervor, welche raſch im Kreiſe umherliefen. — Man rieth. — „Das iſt die Art von Verachtung, welche man am tiefſten fühlt, weil ſie als vollkommen unſchuldig paſſiren kann.“

„Das iſt charmant!“ brach die Comteſſe lächelnd aus und roch an ihre Riechflaſche. Sie dankte ihrem Gott in dieſem Augenblick für die Schminke. Sophus warf einen bittenden Blick auf die Generalin, Frau Helmſtorff zog die Augenbraunen unmerklich zuſammen. Graf Roſen zog mißbilligend die Schultern.

„Welches iſt die größte Freude, die der Haß gewähren kann? Wollen Ihre Majeſtät vielleicht ſo gnädig ſein zu beginnen?“

„Haß“ wiederholte die Königin. „Das wird ſchwerer und ſchwerer.“

„Ihre Majeſtät müſſen Ihre Phantaſie zu Hülfe nehmen,“ ſagte Struenſee, „Ihre Erfahrung läßt Sie hier im Stich.“

„Sagen Sie das nicht, Graf Struenſee,“ antwortete die Königin mit einem raſchen und unbemerkten Blick auf die Comteſſe. „Es giebt wohl keinen Menſchen, der nicht weiß, was Haß iſt. Es iſt ein Gefühl, das auch ſeine angenehmen Augenblicke hat. Aber es iſt eine verbotene Freude, das weiß ich wohl. Die größte Freude bei dem Haſſe iſt wohl, zu vergeben. Ich vermuthe, daß das eine chriſtliche Charade iſt.“

„Nein, eine ganz weltliche,“ ſagte die Generalin lachend. „Nun Sie, meine Damen und Herren!“ — Man rieth wieder in der Runde. — „Es iſt, ſeine Feinde zur Verſtellung zu zwingen, denn das iſt der äußerſte Grad von Entwürdigung für eine menſchliche Seele.“

„Das iſt vortrefflich,“ ſagte die Königin und klatſchte in die Hände. „Graf Pilzonoff, das müſſen Sie doch hören. Sie müſſen theilnehmen an unſern jeux d'esprit, Herr Ambaſſadeur,“ fuhr ſie fort mit einem zweideutigen Lächeln.

Graf Pilzonoff, der ſein politiſches Geſpräch geendigt hatte mit dem franzöſiſchen Geſandten, der zugleich mit Lord Karther wegfuhr, trat grade in den Saal. Er näherte ſich der Königin mit lächelndem Geſicht und tiefem, unterthänigem Bückling.

„Quel est le plus grand plaisir de la haine, Monsieur le comte?“ ſagte die Königin mit ſtarker Stimme, indem ſie ſich von den Kiſſen erhob und ihn mit feſtem Blick anſah. — „C'est de forcer son ennemi à l'hypocrisie, dernier dégré de l'humiliation pour l'âme humaine. — War meine Ueberſetzung richtig?“ ſagte ſie, indem ſie ſich nachläſſig gegen die Kiſſen zurücklehnte und einen triumphirenden Blick rund umlaufen ließ im Kreiſe, wo ſie nichts als niedergeſchlagene Augen antraf.

Es war ein allgemeines Schweigen. Pilzonoff betrachtete die Königin mit demſelben unveränderten Lächeln und bückte ſich tief; aber ſeine Augen glichen zwei vergifteten Pfeilen. Die Königin wandte das Haupt auf den Kiſſen mit gleichgültiger Miene und ſagte: „Haſt Du noch mehr Räthſel, Cäcilie?“

„Vielerlei, Ihre Majeſtät. Hier iſt eine Frage, welche zu vielen chevaleresken Worten Veranlaſſung geben wird. Meine Herren, was iſt ein Frauenzimmer?"

Es regnete nun Complimente. „Es iſt eine Abſpiegelung des Himmels auf der Erde," ſagte der alte Graf Saint-Germain, nachdem der erſte Guß überſtanden war.

„Es iſt ein Engel ohne Flügel, un ange divin," rief Oberſt Held mit entzücktem Blick auf Comteſſe Reiffenſtein. Eliſabeth ſchlug die Augen erröthend nieder, die Comteſſe ſchlug die ihrigen auf.

„Es iſt eine reizende Sphinx, deren Räthſel zu löſen wir zu blind ſind," ſagte Struenſee.

„Meine Herren," ſagte die Generalin, „des Geſchlechts wegen danke ich Ihnen recht ſehr für Ihre gute Meinung.' Ein Frauenzimmer iſt übrigens nichts mehr und nichts weniger als ein Weſen, das Sie, meine Herren, ſtets betrügen, ſobald Sie klüger ſind als jenes, das Sie allezeit unterdrücken, wenn Sie ſtärker ſind, und das Sie beſtändig geringachten — wenn Sie ſelbſt nichts werth ſind. In Wahrheit, es iſt ein Menſchenkenner, der dieſe Räthſel gemacht hat."

„Behalte die Räthſel," ſagte die Königin, „ſie ſind mir zu melancholiſch. Die armen Frauenzimmer! Warum muß es immer über ſie hergehen? Warum ſoll das ſchwächſte Geſchlecht ſtets das ſchwerſte Kreuz tragen?"

„Weil nur das weibliche Geſchlecht im Stande iſt, mit Faſſung und Anmuth zu tragen," ſagte Graf Roſen. „Davon können wir ein Sinnbild an den Karyatiden ſehen," fuhr er fort, indem er nach den beiden Figuren hinzeigte, welche den Baldachin über dem großen

Spiegel trugen. „Sehen Sie, wie reizend ſie ihre Bürde tragen mit erhobenen Armen und frommen niedergeſenkten Blicken. Wenn es männliche Figuren wären, wenn es zum Beiſpiel ein paar Atlanten wären, ſo würden ſie die Arme in die Seite ſetzen und die Augen im Kopfe drehen, aber da wären ſie zweckwidrig, und was jetzt eine ſchöne Verzierung iſt, würde eine Carricatur geworden ſein.“

Mehrere lachten. Man betrachtete die Karyatiden mit mehr Aufmerkſamkeit, als man ihnen bis jetzt geſchenkt hatte. Eine Dame bemerkte, daß die eine von den Figuren auffallende Aehnlichkeit mit der Comteſſe Mathilde Thralau habe.

„Wird man nie wieder das Vergnügen haben, die Comteſſe bei Hofe zu ſehen?“ fragte Pilzonoff die Generalin.

„Ich weiß nicht, ſie iſt in Holſtein,“ antwortete dieſe gleichgültig.

„Sie iſt ganz verſchwunden,“ ſagte eine Dame, „in Holſtein glaubt man, daß ſie in Kopenhagen iſt.“

„Das muß die Geheimeräthin wiſſen,“ ſagte Comteſſe Reiffenſtein; „Comteſſe Mathilde war ja auf Schmoll bei Ihre Gnaden.“

„Und iſt dort wahrſcheinlich noch,“ antwortete Frau Helmſtorff, „denn als ich ſie dort verließ, hatte ſie ſich in Schmoll verliebt, und wollte dort bleiben. Es iſt noch nicht lange, daß ich einen Brief von ihr erhielt. Sie gab mir zwar Nachricht, daß ſie vielleicht nach Pyrmont reiſen werde, um ihrer Geſundheit wegen dort zu baden.“

„Gott, was für ein Glück muß es ſein, ſo unabhängig zu leben wie Comteſſe Thralau, nicht wahr meine Beſte?" ſagte eine junge Dame zu Eliſabeth.

„Ich weiß nicht, wie unabhängig die Comteſſe iſt — und ich weiß auch nicht, ob das Glück eines Frauenzimmers in der Unabhängigkeit beſteht," antwortete Eliſabeth erröthend, mit einem flüchtigen an Sophus vorüberſtreifenden Blick.

„Man ſagt, daß Baron Binder ſich geſchoſſen hat wegen der häßlichen Frau Falkenhelm," ſagte die Generalin, indem ſie ſich wohlgefällig in dem kleinen Taſchenſpiegel ihrer Schreibtafel beſah, und gleichfalls einen flüchtigen Blick auf Sophus warf. „Wie beneide ich häßliche Frauenzimmer. Ich weiß nicht, worin es ſteckt, aber häßliche Damen flößen am häufigſten die heftigſte und dauerhafteſte Liebe ein."

„Es ſteckt vielleicht darin," ſagte Saint-Germain, „daß unglückliche Liebe die heftigſte und dauerhafteſte iſt. Ich beurtheile ſie nämlich nach meinen eigenen Gefühlen, gnädige Frau. Und da die Anbeter häßlicher Frauen unglücklich genannt werden können, ſelbſt in dem glücklichſten Falle, ſo haben wir die Auflöſung des Räthſels."

Der König, welcher noch immer mit dem Grafen Brandt Schach ſpielte, blickte auf und ſagte: „Es zieht hier ganz abſcheulich." Dann fuhr er fort zu ſpielen. Einer der Cavaliere wollte die Altanthüre ſchließen; aber da die Königin in demſelben Augenblick ſagte: „Es iſt hier entſetzlich ſchwül," kehrte er wieder um, und ließ die Thür auf.

„Ich glaube nicht, daß Frau Falkenhelm ſich im mindeſten intereſſirt hat für Baron Binder, — es iſt mir unbegreiflich," fuhr die Generalin fort. „Sie intereſſirt ſich nur für ihren Mann, obgleich ſie auch aus dem ſich nicht viel macht."

„Und ich bin überzeugt, daß ſie für Andere mehr Intereſſe zeigt, als für ihren Mann," ſagte Pilzonoff, der jede Gelegenheit ergriff, andrer Meinung zu ſein als die Generalin.

„Das darf wohl Niemand ſagen, wenn man einräumen muß, daß es unmöglich iſt, Jemanden zu bezeichnen, für den ſie ſich intereſſirte," ſagte die Königin mit einem leichten Zug der Oberlippe.

„Ich bitte Ihre Majeſtät um Verzeihung," erwiederte Pilzonoff, „ich ſchließe aus einigen kleinen allgemeinen Symptomen. Es iſt immer ein untrügliches Zeichen, daß eine junge Frau einen Andern liebt, wenn ſie für ihren Mann keine Aufmerkſamkeit zeigt. Die Natur wacht darüber, daß eines Frauenzimmers Herz nie ohne Liebe iſt."

Die Königin wandte ſich von ihm ab, ohne zu antworten. Es entſtand eine kleine Pauſe, welche die Königin unterbrach, indem ſie zu Sophus ſagte, der ihr am nächſten ſtand: „Haben Sie nicht gehört, daß der König klagte, es ziehe hier ſo?" — Es lag eine Härte in ihrer Stimme, die in dieſem Augenblick überraſchte, und welche deßwegen alle Anweſende betroffen machte. Graf Roſen machte wieder eine unmerkliche, aber ſprechende Bewegung mit der einen Schulter, indem ſein

Blick über Frau Helmſtorffs Geſicht hinglitt. Die Geheimeräthin wandte kein Auge von ihrer Arbeit, aber Eliſabeth erhob den Kopf und ſah erſchrocken zur Königin empor.

Sophus hatte den Befehl der Königin noch nicht ausgeführt, als die Thüre zu den inneren Gemächern plötzlich aufgeriſſen wurde und eine Dame in den Saal ſtürzte. Die Haare in den Nacken niederwogend, als ob Entſetzen ſie ergriffen hätte, grade als ſie im Begriff geweſen, dieſe reiche Lockenpracht zu ordnen, flog ſie quer durch den Saal und mit dem Ausruf: „Um Gottes Willen! Rettet die Königin!“ ſtürzte ſie vor der Bergère auf die Kniee und verbarg das Geſicht im Schooße der Königin.

„Mein Gott, was giebt es?“ brach die Generalin aus.

Alle ſprangen auf, und nur der König ſchien nicht das Geringſte bemerkt zu haben; es war ihm grade Schach geboten und das Spiel heiſchte ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Brandt wandte den Kopf vom Brette weg, aber plötzlich hatte der König einen rettenden Zug gefunden, er ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und rief laut: „Gardez la reine, wenn Sie können — aber ſie kann nicht mehr geſchützt werden. Elle est perdue!“

Dieſer Ausruf des Königs, der unmittelbar nach dem der erſchrockenen Dame folgte, ergriff die Umſtehenden mit Entſetzen, und es entſtand eine tiefe Stille, in welcher man die Königin halblaut ſagen hörte: „Faſſen Sie ſich, meine Beſte! Was hat Sie ſo erſchreckt?“

Eliſabeth war auch aufgeſprungen, ſie nahm die beinahe ohnmächtige Dame in ihre Arme und verhüllte ihr Geſicht vor der neugierigen Geſellſchaft. Auch die Geheimeräthin war zur Königin hingeeilt. „Rettet die Königin!“ rief die Dame noch einmal mit Anſtrengung. Indem drang ein verwirrtes Geräuſch in den Saal, es ließ ſich anhören wie Tritte vieler Gehenden auf den Treppen und Gängen, und wie Stimmen außerhalb dem Schloſſe. Das Ganze war ein chaotiſches Brauſen, das unwillkürlich den Kreis auflöſte, welcher die Königin umgeben hatte. Man lief zur Thür, man drängte ſich nach dem Altan. Die Geheimeräthin, Eliſabeth und Graf Roſen waren die Einzigen, welche um die Königin blieben.

„Meine beſte Mathilde,“ ſagte die Königin, „welche Unvorſichtigkeit! Wenn Du eine ſo unüberwindliche Angſt vor Deinen Feinden haſt, daß Du ſie Deine Anweſenheit in Kopenhagen nicht einmal ahnen zu laſſen wagſt, wie kommt es Dir nur ein, die Verkleidung abzulegen, die Dich bis jetzt verborgen hat? Komm zu Dir ſelbſt! Was hat Dich ſo erſchreckt?“

„Ach, was kümmert mich das?“ brach die Dame mit verwirrtem Blick aus. „Mögen ſie wiſſen, daß ich hier bin, mögen ſie mir wieder nachreden und mich mißhandeln, das iſt mir gleichgültig — aber retten Sie ſich, wenn es noch möglich iſt! Retten Sie ſich um Gottes Willen, — das Schloß wird geſtürmt!“

Die Königin ließ entſetzt ihre Hand fahren, die ſie ergriffen hatte, um ihr Troſt einzuflößen; denn ein donnernder Ruf von vielen Stimmen drang in dieſem Augenblick durch die offenſtehenden Fenſter als unglückprophezeiende Bekräftigung der Dame.

„Mein Gott, was geht denn vor?“ brach die Königin aus. Will mir Niemand antworten? Struenſee, was bedeutet dieſer Schrei? Was iſt das für ein Lärm?“

Struenſee antwortete nicht; er ſtand mitten im Saal bei dem Springbrunnen, und ſah über die Häupter der Andern, welche die Altanthüre füllten.

Als die Königin ſah, daß er in dieſer Stellung verharrte, ſagte ſie laut und mit Würde: „Graf Struenſee, Sie werden die Güte haben, ſich davon zu unterrichten, und mir zu melden, was Sie erfahren.“ — Aber da ein neuer Ruf ſich indem ſchallend durch die Luft erhob, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme: „Bleiben Sie, Herr Graf, man wird es uns wohl melden.“

Verſchiedene Lakaien und Bediente kamen in den Saal, ohne gerufen zu ſein. Sie berichteten, daß eine unermeßliche Menge Menſchen in das Schloß ſtrömte, aber etwas Beſtimmtes wußte Niemand anzugeben. Ihre erſchrockenen Mienen zeigten hinlänglich, daß dieſe ganze Dienerſchaft, die ſich noch eben ſo viel eingebildet hatte, nur eine ſchwache Stütze ſei zur Zeit der Gefahr.

Vom Altan hatte man eine weite Ausſicht über den niederen Flügel, wo der Haupteingang war. Eine unüberſchauliche Menſchenmaſſe wogte wie eine Brandung, die beſtändig vom Schloſſe zurückſchlug. Das äußerſte Gitterthor war geſprengt, die Allee, welche über den See zum Schloſſe führte, war mit brüllenden und ſchreienden

Menſchen erfüllt, aber das große Thurmthor war geſperrt, die Wache hatte den Eingang beſetzt. Eine doppelte Reihe Bajonette war gefällt gegen das Thor und bereit, die Stürmenden zu empfangen. Im Schloßhofe drängten ſich die erſchrockenen Hofbedienten, die muthigſten ſchlichen entlang am auswendigen Flügel, von wo man bis zur Reitbahn auf der andern Seite des Sees die Ausſicht hatte. Sie ſahen zu ihrem Schrecken, daß die ganze große Reitbahn mit Menſchen erfüllt war, die jetzt eine Stille beobachteten, welche die bangen Gemüther noch mehr ängſtigte als vorher der wilde Schrei, weil man nur die klirrenden Laute ihrer Aexte, Säbel und Piken hören konnte, wenn dieſe Waffen einander berührten.

„Es ſind die Matroſen, die den Aufruhr machen!“ rief eine Stimme von dem Schloßhofe zu den auf dem Altan Fragenden hinauf. Es war eine Donnerbotſchaft. Die Matroſen!

Schon lange hatte Mißvergnügen unter den Matroſen in Kopenhagen geherrſcht. Struenſee's Einrichtungen trugen nicht dazu bei, es zu vermindern, denn die Einſchränkung der Feſttage erbitterte die Zimmerleute des Holms. Der mißglückte Zug nach Algier ſollte vergütet werden durch einen neuen, und dazu bedurfte es mehr Schiffe, von denen einige ausgerüſtet, andere gebaut werden ſollten. Auf dem Holm herrſchte große Thätigkeit, die Arbeit ward mit Strenge betrieben, dreihundert norwegiſche Matroſen waren angekommen, um auf der Flotte Dienſte zu thun. Aber es ging eine Woche nach der andern hin, ohne daß ſie ihre Löhnung ausbezahlt erhielten, und da ſie endlich ſechs Wochen ohne Sold hingebracht hatten, beſchloſſen ſie, ſich ihren Lohn entweder zu verſchaffen oder Rache zu nehmen. Sie verließen die Hauptſtadt und ſtrömten nach Hirſchholm hinaus. Alle mißvergnügten Zimmerleute und Matroſen ſchloſſen ſich an die dreiſte Schaar; ſie wuchs auf dem drei Meilen langen Wege wie eine Lawine, die Alles mit ſich reißt, und als dieſer Schwarm plötzlich hinter dem Schloßgarten hervorſtürzte, wo er ſeine Ankunft bis dahin den Schloßbewohnern verborgen hatte, war er zu einem Heer von mehreren Tauſenden angewachſen, die in Schweiß und Staub badeten, erhitzt von Getränk und Leidenſchaft, mehr ähnlich einem Haufen Cannibalen als Unterthanen, die ihrem Könige ihre Klagen vortragen wollen.

„Es ſind die Matroſen, die den Aufruhr machen!“ wiederholten mehrere Stimmen. „Es ſind mehr als hunderttauſend Matroſen!“ riefen Andere.

Ein anhaltendes Donnern am Schloßthor und der Ruf, den hundert und aber hundert rauhe Stimmen wiederholten: „Wir wollen mit dem Könige ſprechen! Wir wollen den König ſehen! Wir wollen mit unſerm Vater ſprechen!“ bekräftigte hinreichend die Wahrheit dieſer ſchrecklichen Botſchaft, und in einem Nu war der Altan leer. Ein ſchmetternder Appel ſcholl durch die Luft, es war der Trompeter von der Caſerne, der die zerſtreuten Soldaten des „fliegenden Corps“ zuſammenberief. Er klang in die Ohren der Erſchrockenen wie die Poſaune des jüngſten Tages. Ein dröhnendes Hurra von den Matroſen beantwortete dieß Signal; eine einzelne

Stimme rief laut: „Es lebe der König!“ und nun folgte ein mehrmals wiederholtes Hurra, das die Luft erſchütterte und klirrend gegen die Fenſterſcheiben des Schloſſes ſchlug. Aber dieſer furchtbare Ruf durchbebte alle Schloßbewohner mit Grauſen, denn ſie hörten nicht die loyalen Worte deſſelben.

In dem großen Saale bildeten ſich die verſchiedenſten Gruppen. Der alte Graf Saint-Germain näherte ſich dem Könige mit raſchem Schritt und ſagte, indem er auf ſeinen Degen ſchlug: „Mein Blut gehört Ihrer Majeſtät, ich hoffe, daß Sie mir es gnädigſt erlauben werden, es für Sie zu vergießen. Ich bitte um Ihrer Majeſtät Erlaubniß, das Commando zu übernehmen, — es möchte mir wohl zukommen nach meiner früheren Stellung in Ihrer Majeſtät Dienſte, dieß Zutrauen zu verlangen. Ich garantire Ihrer Majeſtät Sicherheit mit Leben und Blut.“

„Bravo, Herr Graf,“ brach Graf Brandt aus, und warf einen verächtlichen Blick hinaus über die unruhige Menge. „Tractiren Sie mit den Kolben, das wird mehr als hinreichend ſein.“

Eine Wehklage mehrerer Damen beantwortete dieſe kriegeriſche Rede.

Der König hatte ſich von ſeinem Stuhl erhoben, er warf einen ſchnellen Blick zur Altanthüre hinaus, ergriff dann die Hand des Grafen Brandt und eilte aus dem Saal. Niemand wußte, ob er ſich dem Anblick dieſer Unordnung entziehen oder ob er den deutlich ausgeſprochenen Wunſch erfüllen und perſönlich die Klagen entgegennehmen wollte, die ihm auf eine ſo unwürdige Weiſe vorgebracht wurden. Graf Saint-Germain ſah dem Könige nach mit einem zweifelnden Blick.

„O, wenn ich mein Regiment hier hätte,“ brach Oberſt Held aus, welcher hinter einer Schaar von Damen ſtand. „Wenn ich mein Regiment hier hätte, das Ihrer Majeſtät ſo ergeben iſt! Ich wollte dieſe Banditen angreifen mit den Grenadieren à la tête. Morbleu!“ — Und der Oberſt ſah ganz martialiſch aus bei dieſen Worten. Er machte indeß nicht Miene, dem Grafen zu folgen, der dem Könige nachgeeilt war, nachdem er ſeine Augen im Saale rundum gewandt hatte, wo er nur ſcheuen und zweifelnden Blicken begegnete.

Die Königin war auf die Bergère zurückgeſunken; ihre eine Hand ruhte noch auf dem Kopfe der Dame, die das Geſicht in ihrem Schooße verbarg, mit der andern bedeckte ſie ihre Augen. Eliſabeth kniete auf dem Schemel, ſie hatte die Hand der Dame fahren laſſen, ihr Blick war unverwandt auf die Königin gerichtet, ſie war todtblaß und faltete unwillkürlich die Hände. Die Geheimeräthin ſtand aufrecht vor ihrer Herrſcherin, ihre Züge waren ernſt, aber verriethen Faſſung; in ihrer ganzen Haltung war eine ruhige Würde, welche einen ſcharfen Gegenſatz bildete zu der allgemeinen Verwirrung. Mit der einen Hand hatte ſie Eliſabeths gefaltete Hände ergriffen, um das zu umfaſſen, was ihr das Theuerſte in der Welt war, mit der andern ſtützte ſie ſich auf die Bergère der Königin, ihr Blick war unverwandt auf den Haupteingang geheftet, ſie ſtand, als ob ſie ihr Schickſal erwartete und die Königin mit ihrer Perſon ſchützen wollte. Graf Roſen war wieder auf den Altan hinausgetreten, von wo er aufmerkſam den lärmenden Schwarm betrachtete, der dieſen Schrecken verurſacht hatte. Generalin Geldern konnte ihre Neugier nicht bekämpfen, ſie ſtand in der Thür hinter dem Grafen mit ihrer Lorgnette in der Hand; aber ihre bleichen Wangen verriethen zur Genüge, daß ſie eine furchtſame Zuſchauerin war, und nicht den Muth beſaß, welchen die anderen Damen an ihr bewunderten. Comteſſe Reiffenſtein und Graf Pilzonoff hatten einander bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. Der Graf trat an eine verſchloſſene Altanthür, wandte dem Saal den Rücken, und trommelte leiſe mit den Fingern auf die Scheiben. Die Comteſſe näherte ſich der Königin mit einer Miene, die die tiefſte Betrübniß ausdrücken ſollte. Sophus trat ihr in den Weg; ſie wollte ihm ausweichen, aber er legte ſeine Hand auf ihren Arm und ſagte: „Comteſſe, Sie ſpielen ein hohes Spiel. Hüten Sie ſich, mit Feuer zu ſpielen! Hüten Sie ſich!“

„Zeigen Sie Ihren Muth draußen, mein Herr, und kneifen Sie mir nicht den Arm aus dem Gelenk,“ antwortete die Comteſſe mit ruhiger Stimme. Er ließ ſie los mit einem erbitterten Blick und eilte nach dem Eingang, wo er mit gezogenem Degen Poſto faßte. Mehrere von den jungen Hofcavalieren folgten ſeinem Beiſpiel. Bei der hurtigen Bewegung, womit er den Arm der Comteſſe losließ, taumelte ſie zurück, und ſie wäre in den Springbrunnen gefallen, wenn ſie der Oberſt nicht in ſeine liebenden Arme aufgefangen hätte. Die Comteſſe warf einen Blick des Haſſes im Saale rings um und flüſterte: „Das iſt ein wohlthuender Augenblick!“ — Der Oberſt war eben ſo wenig geſtimmt, dem Gott der Liebe, als dem des Krieges ein Opfer zu bringen; aber dieſe Situation war allzu verführeriſch. Mit ſchmachtenden Augen drückte er die Hand der Comteſſe und flüſterte: „Ein fürchterlich ſchöner Augenblick, meine Charmante! In der Gefahr vereinigen ſich die Seelen.“

Die Comteſſe ſah ihn mit einem Blick an, der zur Genüge verrieth, wie ſehr er ſie mißverſtanden hatte. Dann trat ſie zur Bergère der Königin hin, ergriff der knieenden Dame Hand, und wollte ſie wegziehen, indem ſie mit ſchmachtender Stimme ſagte: „Meine beſte Comteſſe Thralau oder Demoiſelle Rheinberg, ich weiß wirklich nicht, welchen Namen ich Ihnen geben ſoll, ſtehen Sie auf, Sie vermehren Ihrer Majeſtät Leiden in dieſen furchtbaren Augenblicken. — O, wie ſie lärmen und ſchreien, die Undankbaren! So können ſie es über's Herz bringen, die beſte Königin zu erſchrecken! — Mein Gott, wie das Ihre Majeſtät, die verwittwete Königin betrüben wird, dieſe Schändlichkeit zu erfahren! — Es iſt empörend!“

Unter den Rufen, welche durch die offenen Thüren und Fenſter hineindrangen, vernahm man deutlich Struenſee's Namen. Der Graf hatte den Saal zu Anfang des Tumults verlaſſen. Mit raſchen Schritten eilte er durch die Gemächer, die mit erſchrockenen Kammerfrauen und Lakaien erfüllt waren und erreichte endlich ein Zimmer, deſſen verfeinerte Pracht ſeinen Eigenthümer auf den erſten Blick verrieth. Er zog heftig eine Klingelſchnur; ein Diener in einer Livree von grünem Sammet, mit einer Wappenplatte von Gold auf dem Arm, ſtürzte in das Zimmer. „Laß Johann flugs einen Wagen anſpannen, er ſoll außerhalb des Gartens halten. Wirf Dich auf ein Pferd, das erſte das beſte, reite den Strand entlang nach Helſingöer und laß gleich ein Seegelboot bereit halten. Aber nicht ein Wort zu irgend Jemand! Hörſt Du? Erwarte mich in Helſingöer, laß Alles in Stich, ſorge für nichts! Da, zur Erſtattung für das, was Du verlieren ſollteſt,“ — fuhr der Graf fort, indem er ihm eine Börſe zuwarf, deren Gewicht, als ſie auf den Boden fiel, verrieth, daß ſie mit Ducaten gefüllt war. — „Laß Ernſt kommen, er ſoll hier auf mich warten, und zuſammenpacken, was mir unentbehrlich iſt. Aber er ſoll zu Niemand davon reden! Ich verlaſſe mich auf Euch. — Es ſoll Euer Schade nicht ſein. Geh, laß Dich vor Niemand ſehn. Ich muß zur Königin zurück. Ich verlaſſe mich auf Dich, wie auf mich ſelbſt,“ — fügte er hinzu, indem er die Hand vertraulich auf ſeine Schulter legte.

Der Graf gab dieſe Befehle raſch und mit feſter Stimme. Der Diener verſchwand. Aber als Struenſee allein war, warf er ſich in den Lehnſtuhl, ſtützte den Kopf mit der Hand, die er vor die Augen hielt, und verrieth deutlich, daß der leichtſinnige Muth, der ſein der drohenden Gefahr, grade weil er ſo leichtſinnig war. Er ſah mit verwirrten Blicken umher, er griff gedankenlos nach dem, was ihm am nächſten lag, und warf es wieder weg, indem er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes Geräuſch horchte, das draußen den langen Corridor hinunterſcholl. Alles war einige Augenblicke ſtill, dann erſcholl wieder ein Stentorſchrei, — er glaubte aus dem wilden Geheul ſeinen eigenen Namen herauszuhören. Mit unſicherer Hand öffnete er haſtig eine geheime Schublade in ſeinem Secretär, nahm einige Papiere und Koſtbarkeiten heraus und eilte wieder zurück zu dem großen Saal.

Noch immer herrſchte die erſte Verwirrung in der zahlreichen Verſammlung. Man lief auf und ab, Einer fragte den Andern, und ſuchte Troſt, wo keiner zu finden war.

„Ach Gott,“ ſagte eine Dame, „welch ein Unglück, daß ich an einem ſo ſchrecklichen Tage nach Hirſchholm kommen mußte!“

„Und ich danke meinem Gott, daß ich heute hier bin,“ ſagte die Geheimeräthin mit vorwurfsvollem Blicke. „Ich weiß in Wahrheit nicht, wo unſer Platz in dieſem Augenblicke ſein ſollte als um der Königin theure Perſon. Es ziemt ſich am beſten für uns, daß wir unſer Schickſal an den Thron knüpfen, die wir geboren ſind, ihn zu umgeben.“

Die Würde, die ſich in dieſer Haltung und in dieſen Worten ausſprach, wirkte wohlthuend auf die Königin. Sie richtete ſich auf im Canapee und ſah um ſich mit fragendem Blick; aber jedes Auge, auf das ſie traf, ſank verlegen hinab; nur Eliſabeth erwiederte ihren Blick mit liebender Ergebung, indem ſie zugleich nach Sophus hinblickte, der ſeinen ritterlichen Platz am Eingange fortwährend einnahm.

Struenſee hatte ſich leiſe der Bergère der Königin genähert und nahm ſeinen vorigen Platz ein. Aller Augen richteten ſich auf dieſen Mann, den ſeine Stellung ſo bedeutend machte. Aber Struenſees Augen verließen Graf Roſen nicht, der noch immer auf dem Altan ſtand.

„Mein Gott, Generalin, wie wagen Sie es, der Thür ſo nahe zu ſein," brach eine Dame aus. „Was glauben Sie, daß wir zu erwarten haben? Sie morden uns gewiß, die wilden Menſchen. Wir kommen nicht mit dem Leben davon."

Trotz des kritiſchen Augenblicks konnte die Generalin ihre leichtſinnige Natur nicht verläugnen und ihre Spottluſt bekämpfen. Sie warf einen mitleidigen Blick auf die Dame und ſagte: „Wir haben das Schlimmſte zu erwarten, mein beſtes Fräulein. Die am wenigſten ſchönen von uns werden wahrſcheinlich gemordet werden, den hübſcheſten möchte es noch ſchlimmer ergehen." —

„O mein Gott, mein Gott! Es wird mir das Leben koſten," brach die Dame weinend aus, indem ſie die Hände zuſammenſchlug.

Ein Hofbediente trat haſtig in den Saal. Er ſah ſich nach Einem um, an den er ſein Geſchäft ausrichten konnte; aber da er in Zweifel war, wandte er ſich an Alle, und brachte mit lauter und deutlicher Stimme ſeine Donnerbotſchaft vor: „Lieutenant von Eichfeldt läßt unterthänigſt melden, daß er das Thor nicht länger halten kann; er fragt, ob er auf die Matroſen ſchießen laſſen ſoll?"

Dieſe unverhohlene Frage erregte eine allgemeine Stille. Niemand wollte die Antwort auf ſich nehmen. Die Königin erhob ſich endlich und brach aus: „Iſt hier Niemand, der antworten kann? — Wo iſt der König? — Warum antworten Sie nicht, Graf Struenſee?" —

Struenſee öffnete die Lippen und ſchloß ſie wieder. Die Königin erröthete und wandte ſich mit einem mißbilligenden, faſt geringachtenden Blick von ihm ab. „Wo iſt Graf Saint-Germain — — — Oberſt Held? — — —"

Der Oberſt trat verlegen einen Schritt vor bei dieſer directen Aufforderung und bückte ſich ſehr tief. Er ſah ſich nach allen Seiten um, aber da Niemand Luſt hatte, ihm dieß Kreuz abzunehmen, ſtammelte er: „Ich meine allerunterthänigſt — — — ein Blutvergießen — — — man wird den Feind irritiren — — —"

„Es iſt unverantwortlich, daß hier draußen auf dem Schloß keine Kanonen ſind," ſagte ein junger Hofjunker zu ſeinen Nachbarn. „Kanonen machen Reſpekt. Es müßten auf allen Schlöſſern Kanonen ſein. Was ſollen wir mit unſern Pariſer Degen ausrichten?"

„Da es durchaus an Artillerie mangelt — — — wie der Herr Hofjunker bemerkt, — — — da mein Regiment nicht zur Stelle iſt — — —"

„Sehr wohl, Herr Oberſt,“ ſagte die Königin, indem ſie ſich von ihm wandte. „Was iſt Deine Meinung, meine kecke Eliſabeth? Ich muß wohl meine Damen um Rath fragen.“

Der beinahe leichtſinnige Ton, womit die Königin dieſe Frage that, paßte wenig zu dem ernſten Augenblick. Eliſabeth ſchlug die Augen nieder. Die Königin bereute, was ſie geſagt hatte, und drückte ihr freundlich die Hand.

„Um Gottes Willen, Ihre Majeſtät,“ rief die Comteſſe Reiffenſtein, welche Zeichen gewechſelt hatte mit Pilzonoff, der zu dieſer Gruppe hingetreten war, „um Gottes Willen, laſſen Sie den Befehl zum Schießen geben.“

Die Königin wandte ſich raſch zur Comteſſe und betrachtete ſie mit ſcharfem Blick. „Sie wiſſen, Comteſſe, wie hohen Werth ich ſonſt auf Ihre Meinung lege,“ ſagte ſie mit einer zweideutigen Bewegung der vollen, etwas hervortretenden Unterlippe. „Ich könnte gewiß keine beſſere Rathgeberin haben in einem Augenblicke wie dieſer. Aber da Wir ſo ganz uns ſelbſt überlaſſen ſind,“ fuhr ſie mit königlicher Miene und Würde fort, „ſo wollen Wir auch ausſchließend nach Unſerm eigenen Willen handeln. Ich verbiete, daß auf meine Unterthanen geſchoſſen werde. Man muß ſie zurückhalten, aber ohne Waffen gegen ſie zu gebrauchen.“

Der Hofbediente bückte ſich tief vor der Königin, welche die letzten Worte mit feſter Beſtimmtheit ausſprach, und verließ den Saal.

Graf Pilzonoff hatte ſich indeſſen der Comteſſe Thralau genähert. „Bon soir, Mathilde,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, wie jenen Abend auf der Maskerade, und wie jenesmal ſchauderte die Comteſſe bei dem Laute dieſer verhaßten Stimme.

„Alſo nichts Geringeres als ein Aufruhr,“ fuhr der Graf fort, „ſollte Sie in einen Kreis zurückführen, deſſen erſte Zierde Sie ſind. Und Sie haben mitten unter uns gelebt, ohne ſich uns zu erkennen zu geben, Sie haben keine Barmherzigkeit gehabt mit der Sehnſucht und der Trauer, die Ihr plötzliches Verſchwinden uns hinterließ? O Mathilde, warum ſind Sie ſo grauſam gegen Ihre Freunde geweſen?“

Der Graf nahm ſanft ihre Hand, um ſich die Aufmerkſamkeit zu erkämpfen, welche die Comteſſe ſeinen einſchmeichelnden Worten hartnäckig verſagen zu wollen ſchien. Bei dieſer Berührung fuhr ſie auf. Ihre Exaltation hatte den höchſten Grad erreicht. „Ja, ich bin es,“ brach ſie laut und deutlich aus, indem ſie in den Kreis hervortrat, der ſie umgab, und welcher bei dieſem innerhalb dieſer Mauern ſo ungewöhnlichen Ausbruch ſcheu zurückwich. „Ich bin es. Betrachten Sie mich nun. Mißhandeln Sie mich — verſpotten Sie mich — höhnen und verfolgen Sie mich nur — es iſt mir gleichgültig. Ich bin es, die ich vor meinen Feinden geflohen bin, die ich mich verborgen habe, weil ihre Bosheit größer war als meine Kraft, ihnen zu widerſtehen. Ich nehme keine Rückſicht mehr, ich fliehe nicht mehr, ich verharte mich gegen Euren Spott, ich habe kein Gefühl mehr. Nein, Ihr ſollt mich nicht zur Verrätherei zwingen. Fort, fort von mir!" brach ſie aus, indem ſie eine abwehrende Bewegung mit der Hand gegen den Grafen Pilzonoff machte, welcher erſchrocken über ihre Heftigkeit ihr einen Schritt näher getreten war. „Nein, ich fürchte Sie nicht mehr, Ihre Macht über mich iſt zu Ende. Die ganze Welt mag es hören, es iſt mir gleichgültig," fuhr ſie fort und ſah mit irrem Blick im Kreiſe ringsum. „Ich entſage der Welt und ihren Freuden, hier iſt mein Platz, hier werde ich Nachſicht und Schonung finden, hier umfaſſe ich Alles, wofür ich lebe — Gott und die Königin wird mich nicht verlaſſen, die die Menſchen verfolgen."

Mit dieſen Worten warf ſich die Comteſſe zu den Füßen der Königin und umfaßte ihre Kniee.

Dieſe Scene hatte auf einen Augenblick beinahe die Erinnerung an das verdrängt, was außerhalb dem Schloſſe vorging. Die Generalin Geldern und Frau Helmſtorff hoben die ohnmächtige Comteſſe auf und legten ſie auf die Bergère der Königin, Eliſabeth kniete ihr zur Seite und hielt ihre Hand. Comteſſe Reiffenſtein war einen Schritt zurückgetreten und betrachtete ſie mit einer Miene, welche tugendhafte Indignation ausdrückte, die anderen Damen ſahen mit Neugier nach ihr hin. Der Oberſt ſtreckte ſich über die Schultern der Damen und ſagte zur Comteſſe: „Ah, mon Dieu! Das iſt die Auflöſung des Räthſels. Ja, ich wußte wohl, daß eine Intrigue hinter dem Allen ſteckte. Ich wußte wohl, daß ich es entdecken würde, — man iſt fein, man hat ſich verſucht in Intriguen, — man hat Erfahrungen gemacht. Dieſe Demoiſelle Rheinberg iſt mir immer eine myſteriöſe Perſon geweſen.“

Die Königin beugte ſich über die Comteſſe Thralau und ſagte: „Meine beſte Mathilde, komm zu Dir ſelbſt. Ich werde Dich nicht verlaſſen. Ich bin Deine aufrichtige Freundin.“

Die Comteſſe ſchlug die Augen nicht auf. Die Königin erhob ſich und ſagte mit einem ſchmerzlichen Tone: „So weit iſt es gekommen, daß eine Dame am Hofe des Königs von Dänemark nicht mehr Beſchützer findet, ſondern ſich mißhandeln laſſen muß.“

Graf Roſen hatte den Altan verlaſſen bei dem erſten Laute der exaltirten Stimme der Comteſſe. Er betrachtete mit Schrecken dieß Bild einer überſpannten Begeiſterung, die beinahe dem Wahnwitz glich, er hielt die Hand unwillkürlich vor die Augen, als ob er ſich dem Anblick der unglücklichen verwirrten Dame entziehen wolle. Bei den letzten Worten der Königin richtete er ſich plötzlich in die Höhe, trat raſch in den Kreis, indem eine leichte Röthe ſeine ſonſt blaſſen Wangen färbte, und ſagte mit gedämpfter Stimme, doch ſo, daß es durch den ganzen großen Raum erſcholl: „Nein, ſo weit iſt es noch nicht gekommen. Und jede Kränkung, welche dieſer Dame widerfährt, widerfährt mir, es iſt meine perſönliche Sache — ich mache ſie unzertrennlich von der der Comteſſe Thralau.“

Indem der Graf dieſe Worte ausſprach mit einem ſchmerzlichen Blick auf die Comteſſe, legte er die Hand feſt und hörbar auf das Maltheſerkreuz, das ſeine Bruſt bedeckte. Und unwillkürlich imponirte dieſer Geſtus allen Anweſenden noch mehr als ſeine Worte, und ſie betrachteten mit Ehrfurcht das ritterliche Mitglied des Ordens, deſſen erſte die Beſchützung der Frauen, der Verlaſſenen und Vaterloſen iſt.

Graf Struenſee hatte während dieſer ganzen Scene am Kamin geſtanden; er ſtützte den Ellbogen auf die Marmorplatte, und ſein unruhiger Blick ſchwebte immerfort von der Königin zur Thür, von der Thür zu den Fenſtern. Es war ein unmännliches Schwanken und ein Mangel an Kraft in ſeiner ganzen Haltung in dieſen entſcheidenden Augenblicken, die eine bittere Karrikatur ſeiner gewaltſamen Reformen und ſeines dreiſten Umſturzes des Beſtehenden waren.

Sophus wich nicht vom Eingang des Saales; er betrachtete ſich als einen unentbehrlichen Vorpoſten; er wollte es keinem Andern überlaſſen, die Thür zu verſperren und die Königin mit dem Degen in der Hand u vertheidigen, ſobald die Gefahr herannahen würde. —

Der Himmel hatte ſich indeß aufgeklärt, die Luft bgekühlt, der dichte Schwall von Gewitterwolken war m Horizont niedergeſunken, von wo ſie matte Blitze sſandten, die ein fernes, ſchwaches Donnern begleitete. ie Natur war ruhig, aber das Donnerwetter außerhalb s Schloſſes raſete noch. Erhitzt von einzelnen dreiſten hrern, welche ſich in den dichten Schwarm gemiſcht ten, wiederholten die Matroſen eifrig ihren Ruf um

Gerechtigkeit: — ſie wollten den König ſehen! — Sie wollten ſelbſt ihm ihre Klagen vorbringen! — ſie würden gemißhandelt! — ſie hungerten! — Bisweilen miſchte ſich Struenſee's Name in die Rufe, die eifrig wiederholt wurden, ohne daß Jemand von der ganzen Maſſe den Muth hatte, einen entſcheidenden Schritt gegen das ſchlechtverwahrte Schloß zu thun. Der breite See, welcher das Schloß von dem Schwarme trennte, imponirte mit ſeiner ruhigen Fläche, worin die Königsburg ihre majeſtätiſchen Formen abſpiegelte, jener erhitzten Maſſe von Söhnen des Meeres, die gewohnt waren, jedem Aufruhr der Oceane zu trotzen. Sie würden ohne Zweifel ſich unverrichteter Sache zerſtreut haben, wenn ſich das Schloßthor nicht plötzlich in ſeinen Angeln bewegt hätte, geöffnet von einer verrätheriſchen Hand, welche nicht wünſchte, daß dieſer Tumult ohne Reſultat vorübergehen ſollte. Dieß gab das Signal zu allgemeinem Vordrängen, das Thor ward aufgeſtoßen, die Wache nach kurzem Widerſtand zurückgeworfen, die ungeheure Maſſe füllte rufend und ſchreiend den Schloßhof und vertheilte ſich nach allen Seiten, ſo daß ſie das Schloß umgab, das wie eine hervorragende Klippe mitten in dieſer Brandung lag.

Die getheilten Intereſſen der Schloßbewohner vereinigte das allgemeine Entſetzen wieder. Noch hatte kein Matroſe gewagt, die Schloßtreppe zu betreten, eine ſcheue Ehrfurcht feſſelte ihre Füße, ſie ſtanden ſtill unten an der großen Steintreppe und verlangten wieder mit lautem Ruf, den König zu ſehen. Eine einzige Reihe von Garbiſten verſperrte noch die Flügelthüren zur großen Veſtibüle, die mit erſchrockenen Lakaien und Hofbedienten erfüllt war.

In dem großen Saale begegnete man nur blaſſen und verſtörten Geſichtern, wohin man nur ſah. Das blaſſeſte von allen war vielleicht Struenſee's; er ſah ein, daß der günſtige Augenblick zur Flucht verſäumt war durch ein unbeſtimmtes Schwanken. Dieſe Ueberzeugung gab ihm die Beſinnung zurück und färbte ſeine Wangen. Die Königin blickte ihn an und ſagte: „Wo iſt der König? — Sie verlangen ja den König zu ſehen. — Warum ſäumt man, es dem Könige zu ſagen?"

„Ihre Majeſtät," antwortete Struenſee mit deutlicher Stimme, indem er ſich aus ſeiner bisherigen Stellung erhob und mit raſchen Schritten ſich dem Ausgang näherte: „Ich werde mit dem Könige ſprechen."

Die Königin ſah ihm mit bekümmertem Blick nach und ſagte: „Will Niemand mit dieſen verleiteten Menſchen ſprechen und ihre Wünſche anhören? Widerſtand wird hier ſehr unnütz ſein. Graf Roſen," fuhr die Königin fort, als der Graf raſch aus dem Kreiſe trat, „ich lege mein und Aller Schickſal in Ihre Hände. Gehen Sie und Gott ſei mit Ihnen! Sie ſind der erſte Ritter, Herr Graf, dem ich innerhalb Dänemarks Grenzen begegnet bin." — Aber als ob ſie ſchnell dieſe Unbilligkeit bereute, wozu ihre Heftigkeit ſie hingeriſſen hatte, fügte ſie hinzu: „Mein ritterlicher Norden, gehen Sie und begleiten Sie den Grafen. Sie werden mir nützlicher ſein an ſeiner Seite, als an der meinigen."

Sophus verneigte ſich tief vor der Königin und folgte dem Grafen. Einige von den Herren wollten den Eingang ſchließen, aber die Königin verbot es. „Alle Thüren ſollen offen ſtehen,“ ſagte ſie, „Niemand ſoll ſagen, daß die Königin von Dänemark ſich im Schlupfwinkel verſteckt hat. Eine Prinzeſſin von Großbritannien läßt ſich eben ſo wenig von Brutalität, wie von Verrätherei imponiren, Herr Graf,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich an den Grafen Pilzonoff wandte. „Wenn Sie Ihrer Kaiſerin melden, daß Sie hier Zeuge eines Pöbelauflaufs waren, ſo vergeſſen Sie nicht hinzuzufügen, daß Wir uns nicht haben davon ſchrecken laſſen. Wir wiſſen, wer dieſe armen unwiſſenden Menſchen verleitet. Aber wehe dem, der ſchuld iſt an dieſem Aergerniß,“ fügte ſie hinzu mit einem Blick ringsum, als ob ihr Auge einen beſtimmten Gegenſtand ihres Unwillens ſuchte. — Der Graf verneigte ſich mit einem diplomatiſchen Lächeln. —

Eliſabeth hatte unbemerkt zugleich mit Sophus den Saal verlaſſen. Durch die Gemächer und Corridore erreichte ſie einen leeren Saal, welcher zum Ausgang führte, noch ehe Graf Roſen und Sophus ihn verlaſſen hatten. Ohne den Grafen zu beachten, flog ſie durch den Saal und hielt ihren Geliebten auf.

„Sophus!“ brach ſie aus mit einer Stimme, welche die Angſt beinahe unkenntlich gemacht hatte. „Um des himmliſchen Gottes Willen! Schone Dich! Denke an meine Qual!“

Eliſabeth ſtützte ſich auf ſeinen Arm, ihre Wangen waren blaß, ihr Blick hing unverwandt an dem ſeinigen.

Sophus ſenkte die Augen und ſagte halblaut: „Mein Fräulein! Seien Sie unbekümmert — — — Theure Eliſabeth," fuhr er fort, „weßhalb wollen wir meinem väterlichen Freunde etwas verbergen? Ja, Herr Graf, für die Königin und für Eliſabeth kämpfe ich in dieſem Augenblick. Das Bewußtſein, von Dir geliebt zu werden, Eliſabeth, wird meinen Arm ſtark machen. Fürchte nichts, meine Geliebte!"

Der alte Graf betrachtete das junge Paar mit wehmüthigem Lächeln. Er ließ Nordens Arm fahren, den er unwillkürlich ergriffen hatte und ſagte: „Bleibe bei Eliſabeth, Sophus, Deine ungezähmte Heftigkeit würde mir bei den jetzigen Umſtänden nur wenig frommen."

„O Sophus, höre auf den Grafen — — bleibe bei mir — — ich ſterbe vor Angſt, wenn Du mich verläſſeſt — — —"

Eliſabeth hatte ſeine Hand ergriffen und hielt ſie feſt in ihren beiden, indem ſie ihre Augen mit dem Ausdruck der höchſten Angſt auf ihn heftete. Sophus ſtrebte ſich loszumachen mit ſanfter Macht. Der Graf winkte, daß er zurückbleiben ſolle, und näherte ſich ſchon der Thür. Da ſtürzte Liſette haſtig in den Saal, ergriff Eliſabeths und Nordens Hände und riß ſie mit Heftigkeit von einander. Ihr Blick war wild, jeder Zug in ihrem Geſichte trug Spuren von der Leidenſchaftlichkeit, welche ſie beherrſchte.

„Laſſen Sie ihn los," rief ſie laut, „laſſen Sie ihn los, laſſen Sie ihn ſeine Pflicht erfüllen! Gehen Sie, worauf warten Sie? Hier iſt keine Zeit zu verlieren.

Wollen Sie bleiben, bis es zu ſpät iſt? — Gehen Sie," wiederholte ſie mit gedämpfter Stimme, indem ſie Eliſabeths Hand fahren ließ, und ihre Augen und ihr erröthendes Geſicht mit ihren beiden Händen bedeckte. „Wenn Sie ſo lieben, müſſen Sie auch nicht mindere Stärke haben zu ertragen — — — Sie ſind reich, ſelbſt wenn Sie ihn verlieren. Schämen Sie ſich, daß eine Arme Sie lehren muß, Ihren Reichthum anzuwenden. Iſt unſer eigenes Glück denn das Höchſte in der Welt?"

Eliſabeth hatte ihre thränenvollen Augen im Taſchentuche verborgen. Bei dieſen Worten erhob ſie ihr Haupt und betrachtete die hübſche Liſette mit eiferſüchtigem Blick. Liſette ſah auch empor, ihre Augen begegneten ſich und eine Purpurröthe überzog beide bisher blaſſe Geſichter. Sophus ſtand zwiſchen ihnen, ihre Augen ſuchten die ſeinen, aber ohne ihnen zu begegnen. Graf Roſen war ſtehen geblieben, er erkannte in dieſem Augenblick die Gefühle, die ſich in dieſen drei Herzen bewegten. Er ergriff Nordens Arm und ſagte: „Komm, hier iſt keine Zeit zu verlieren. Stecke den Degen in die Scheide, wir wollen nicht kämpfen, wir wollen die erhitzten Gemüther beruhigen."

Sophus unterſtützte Eliſabeth, die beinahe umſank, drückte ſie in ſeinen Armen und ſagte: „Liſette, Ihrer ſchweſterlichen Liebe übergebe ich Eliſabeth. Tröſten Sie ſie, und flößen Sie ihr die Stärke ein, die Sie beſitzen. Ich kann ſie in keine lieberen Hände geben als in die Ihrigen."

Roſen trat raſch zu Liſetten hin und ſagte: „Nehmen Sie eines alten Mannes Segen, mein Kind. Und glauben Sie mir, jede fromme Entſagung empfängt ihren Lohn von der Vorſehung. Gott wird auch Ihnen Erſatz verleihen.“ — Darauf zog er Sophus raſch mit ſich fort.

Des Grafen freundliche Worte hatten plötzlich das Eis geſchmolzen, das Liſettens Seele umgab. Sie unterſtützte die ſchwankende Eliſabeth mit freundlicher Sorgfalt, indem ſie ſagte: „Kommen Sie, Fräulein, laſſen Sie uns unſre Pflicht erfüllen! Unſer-Platz iſt nicht hier, er iſt bei der Königin. Glauben Sie, der Himmel wird es nicht zulaſſen, daß Sie den Ihnen ſo Theuern verlieren. Sie ſind zum Glücke geſchaffen.“

Eliſabeth erhob langſam den Kopf von ihrer Schulter. Als ſie Liſettens blaſſes Geſicht und dunkle, mit großen Thränen gefüllte Augen ſah, fiel ſie ihr um den Hals und küßte ſie.

„Liſette, Du tröſteſt mich ſo freundlich; wenn ich Dich nicht hätte, müßte ich verzweifeln.“

Liſette hatte ihre Umarmung erwiedert. Aber als ob ſie plötzlich ſich verlegen fühlte über das, was ſie gethan hatte, ſagte ſie, indem ſie einen Schritt zurücktrat: „Kommen Sie, Fräulein, laſſen Sie uns zur Königin gehn! Ihre Majeſtät könnte Sie vermiſſen, — nach mir wird ſie wohl nicht fragen, aber ich kann ſie doch nicht verlaſſen in einem Augenblick, wie dieſer. Mein Herz hat auch ſeine Forderung,“ fügte ſie kaum hörbar hinzu.

Eliſabeth hatte nicht bemerkt, was in Liſettens Seele vorgegangen war, ihre Gedanken waren ausſchließend bei Sophus. Sie hatte es deswegen nicht darauf angelegt, ſie von dieſem niederdrückenden Gefühl ihrer Niedrigkeit zu erheben, als ſie ſagte: „Ja, in dieſem Augenblick müſſen Sie um die Königin ſein, welche Sie am höchſten lieben. Du haſt Recht, ſie könnte uns vermiſſen. Gott erhöre unſre Bitte, wo ſie auch aufſteigt. Wir wollen Beide für ſie beten, die wir ſie ſo lieb haben.“

Eliſabeth ſtützte ſich auf Liſetten, und Beide betraten wieder den großen Saal, wo man in der allgemeinen Verwirrung Eliſabeths Abweſenheit nicht bemerkt hatte. Alle waren noch voll Erwartung deſſen, was geſchehen würde. Aller Augen waren auf den großen Eingang gerichtet, der Eine fürchtete den Andern anzuſehen. Die Königin hatte der Comteſſe Reiffenſtein und dem Grafen Pilzonoff den Rücken zugewandt. Die Comteſſe ſah nach der Königin mit haßerfülltem Blick; der ruſſiſche Geſandte ſah ärgerlich aus; es verdroß und demüthigte ihn gleichſam, daß die Königin ſo viel Ruhe zeigte mitten in der allgemeinen Verwirrung. Sie hatte wieder ihren vorigen Platz auf dem Canapee eingenommen mit einer Würde, als ob ſie erwartete — — — nicht eine Schaar aufrühreriſcher Matroſen, die mit gewaffneter Hand ihre Klagen über ungerechte Behandlung vorbringen wollten, — ſondern einen demüthigen Hof, der ihr ſeine Huldigung darbringen ſollte. —

Graf Roſen und Sophus traten zu rechter Zeit in die Veſtibüle hinaus. Die Gardiſten waren nicht mehr im Stande, die andrängende Maſſe zurückzuhalten, welche dieſer Aufenthalt noch dreiſter machte. Die Gewehre waren ſchon gefällt, Piken und Aexte gegen ſie erhoben, die gemeinſchaftliche Sprache war das letzte Band, das noch das Blutvergießen aufhielt in dieſem Kampf zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft. Gardiſten und Matroſen waren Norweger. Da trat Graf Roſen auf die oberſte Stufe der Marmortreppe, begleitet von Sophus. Die Gardiſten machten ihm Platz, die Matroſen wichen ehrerbietig zurück vor dem graulockigen Mann, der unter ſie trat mit einem Vertrauen und einer Würde, als ob ein höherer Schutz ihn unverletzlich mache. Plötzlich ward Alles ſtill, die Nächſtſtehenden ſenkten ihre Waffen und nahmen den Hut ab. Der Graf betrachtete den Haufen einen Augenblick mit ſanfter Ruhe und ſagte dann: „Was wollt Ihr, Kinder? Was bewegt Euch, in ſolcher Anzahl in die Wohnung des Königs zu kommen und ſeine Ruhe zu ſtören? Was iſt Euer Wunſch?“

Der Graf hätte lange fortſprechen können, Niemand würde es gewagt haben, ihn zu unterbrechen. Aber da er ſchwieg, ließen ſich Stimmen zu Tauſenden hören. „Wir haben keine Löhnung bekommen! — Wir leiden Noth! — Wir haben nichts zu leben! — Wir müſſen hungern! — Wir verlangen Gerechtigkeit! — Der König iſt unſer Vater! — Wir haben Sold zu Gute für ſechs Wochen! — Wir wollen den König ſehen! — Wir wollen ſelbſt mit dem Könige ſprechen! — Die Anderen ſagen ihm nicht die Wahrheit! — Wir wollen ſelbſt ſie dem Könige ſagen!“

Und unter dieſen Rufen hörte man einzelne Stimmen, die Verhöhnungen ausſtießen gegen ihre eigenen Officiere, gegen des Königs Umgebung, und beſonders gegen den

Grafen Struenſee. Aber dieſe einzelnen haßerfüllten Perſönlichkeiten konnten ſich in den allgemeinen Rufen nicht geltend machen, ſie verſchwanden vor der gemeinſamen Sache, und wurden übertäubt von dem Hungergeſchrei, der ſo übereinſtimmend war.

Der Graf erhob ſeinen Hut und gab das Zeichen der Stille, die nur allmälig hergeſtellt werden konnte. „Ihr habt einen falſchen Weg eingeſchlagen mit Euren Klagen, Kinder, Ihr ſolltet ſie bei der Admiralität anbringen und nicht in der Behauſung des Königs,“ ſagte er mit ſtarker Stimme. „Des Königs Wohnung iſt heilig, und Ihr beleidigt den König dadurch, daß Ihr ſo in ſein Schloß ſtürmt. Aber ſo wie der König ein gerechter Herr iſt, der Eure Sache unterſuchen und Jedem Recht und Gerechtigkeit geben wird, ſo iſt er auch ein milder Herr, der mit dem von Euch begangenen Fehler Nachſicht haben wird, weil Ihr es nicht beſſer wußtet.“

„Wir wußten es beſſer!“ rief eine einzelne Stimme.

„Der König bekommt die Sache nicht zu wiſſen, wie ſie iſt, ſie lügen ihm etwas vor!“ riefen mehrere Stimmen.

„Wir wollen ſelbſt mit dem König ſprechen! Der König iſt unſer Vater!“ riefen Viele, und nun ward dieſer Schrei unzählige Male von unzähligen Stimmen wiederholt.

Der Graf trat raſch einen Schritt vor, ſo daß er zu äußerſt an der breiten Stufe der Marmortreppe ſtand. Bei dieſer Bewegung entſtand plötzlich eine allgemeine Stille.

„Meine Freunde,“ ſagte er mit lauter und deutlicher Stimme: „Laßt Euch nicht von denen verleiten, die nicht Euer wahres Beſtes wollen! Denket daran, daß Ihr im Hauſe des Königs ſteht. Den Hut ab! — und jeder brave Mann rufe mit mir: Es lebe der König!“

Alle Hüte flogen wie auf einen Zauberſchlag ab, ſelbſt diejenigen, welche eben die Stimmen erhoben hatten, um den Unwillen zur Gewaltthätigkeit zu erhitzen, wagten es nicht, den Hut aufzubehalten. Man ſah nur entblößte Häupter und ein gewaltiger Hurraruf erſchütterte die Luft.

Graf Saint-Germain und einige Herren traten auch hinaus auf die große Treppe und nahmen Theil an dem Ruf, indem ſie die Hüte ſchwenkten. Ein Herr rief: „Stille — in Königs Namen! — Der König will Eure Klagen unterſuchen laſſen. Der König will Jedem das Recht geben, das ihm zukommt. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß Ihr bekommen ſollt, was Ihr zugute habt.“

Da entſtand eine Pauſe. Die Matroſen betrachteten einander mit fragendem Blick unter leiſem Murmeln. Dieſen Augenblick benutzte Graf Roſen, um ſeine Stimme wieder zu erheben. „Wenn Ihr den König geſehen habt, Kinder, ſo geht ruhig nach Hauſe und begeht keinen Unfug unterweges, womit Ihr die Gnade Eures Königs verſcherzen würdet. Der König will Euch ſehen, er wird es Euch ſelbſt ſagen. Es lebe der König!“

Der Graf ſchwenkte den Hut und zeigte nach dem Altan. Aller Augen folgten der gegebenen Richtung.

In dem großen Saale war die Stille plötzlich durch eilfertige Schritte unterbrochen worden. Graf Brandt führte den König an der Hand, ſie näherten ſich dem Altan, begleitet von mehreren Herren. In des Grafen Geſicht zeigte ſich eine kecke Beſtimmtheit, aber der König ſchlug die Augen nieder, und man ſah ſeinem Gang ein unverkennbares Widerſtreben an, als ob ſein ſchwacher Körper dem ſtärkeren Willen nicht ganz entſprach. Struenſee ging auf der andern Seite des Königs. Aber er blieb innerhalb der Altanthür ſtehen, vielleicht aus Furcht, daß ſeine Gegenwart mißfällige Aeußerungen hervorrufen möchte. Da der Graf ſtehen blieb, hielt ſich auch Oberſt Held verpflichtet anzuhalten; er blieb einige Schritte hinter der Altanthür zurück und ſah ſich um mit einer martialiſchen Miene, wie ein General, der auf einem gefährlichen Poſten die Hauptarmee gegen einen Ueberfall im Rücken decken ſoll.

Der König trat raſch heraus auf den Altan, umgeben von den ihn begleitenden Herren. Bei dem ſtürmenden Hurraruf, der ihn empfing, machte er eine Bewegung, als ob er zurücktreten wollte, denn jeder ſtarke Laut machte eine unangenehme Wirkung auf ſeine ſchwachen Nerven. Als der Graf Brandt dagegen einen Schritt vorwärts that bis an den äußerſten Rand des Altans, zog er den König mit ſich. Dieſer erhob die Hände mehrmals, damit es ſtill werde; aber da der Jubelruf nicht aufhören wollte, grüßte er wiederholentlich und ſchnell, zog ſeine Hand raſch aus des Grafen Brandts Hand, und verließ den Altan mit einer Eile, die der Flucht faſt gleichſah. Die anderen Herren verließen auch den Altan, Brandt war der letzte. Seine Miene drückte ein Mißvergnügen aus, das er ſich nicht die Mühe gab zu verbergen; er ſtieß den Grafen Struenſee im Vorbeigehen an, als ob er ihn aus einem Traum wecken wollte, und als er die Altanthüre zumachte, geſchah es mit einer Gewalt, daß die Fenſterſcheiben in dem großen Saale klirrend widerhallten.

Der Hurraruf im Schloßhofe dauerte noch fort. Einer von den Hofcavalieren näherte ſich der Königin und ſagte: „Ihre Majeſtät werden meine Dreiſtigkeit verzeihen — wenn Ihre Majeſtät ſo gnädig ſein wollten, ſich auf dem Altan zu zeigen — — —“

Die Königin antwortete lächelnd: „Der König kann ſich zeigen, um ſeines Volkes Huldigung zu empfangen. Eine Königin ſoll nicht auftreten, um ſich applaudiren zu laſſen, wie eine Opernheldin. Es iſt gegen die Würde unſers Geſchlechts, Herr Kammerherr. Hier iſt mein Platz, und den werde ich zu behaupten wiſſen. Ich laſſe mich nicht ſo leicht ſchrecken, wie man vielleicht geglaubt hat. Jedes Ding hat ſeine gute Seite. So hat dieſe kleine Störung mich Manches gelehrt, was ich vorher nicht wußte.“

Indem ſie dieſe Worte ſagte, wobei ihr Geſicht einen Ausdruck von Hohn und Trotz angenommen hatte, näherte ſie ſich dem Könige, welcher beim Schachbret ſtehen geblieben war. Er ſtützte die Hand auf den Tiſch und ließ die Augen über das unterbrochene Spiel ſtreifen, als ob er ganz vertieft ſei in den verſchiedenen Stellungen der Schachpuppen. Aber die kleinen Mundbewegungen, womit er jeden neuen Ruf aus dem Schloßhofe begleitete, zeigten hinreichend, daß ſein Geiſt nicht mit den Gegenſtänden beſchäftigt war, auf welche ſeine Augen ſich unverwandt hinrichteten. Die Königin ergriff ſeine Hand. Bei dieſer unerwarteten Berührung machte er eine unfreiwillige Bewegung mit der andern Hand, wobei er das Schachſpiel umſtieß. Gleichſam als ob der Fall der Puppen den Zauber auflöſte, der des Königs Augen darauf geheftet hatte, richtete er ſich auf und ſah die Königin mit einem ſcheuen Blick an, der anfangs ein Ausdruck ſeiner nervöſen Reizbarkeit war, aber bald in eine freundliche Unterwerfung unter den Willen eines Stärkern überging. Die Königin ſtieß einen unwillkürlichen Seufzer aus. Als ſie mitten im Saale ſtand mit ihrem königlichen Gemahl an der Hand, bildeten ſie eine Gruppe des grellſten Contraſtes. Der Königin hohe, ſchlanke, volle und kräftige Geſtalt im blühenden Frühling der Jugend hatte etwas Ehrfurcht Gebietendes, das der kleinen, zuſammengebogenen, magern und kraftloſen Figur des Königs gänzlich mangelte. Dieſe gab ihm ein Alter, das weit über ſeinen Jahren war, ohne ihm doch die Würde zu verleihen, welche das wirkliche höhere Alter begleitet. Es war der ſchwache, biegſame Hollunder, der ſeine morſchen Zweige mit ihren ſchweren, melancholiſchen Blättern an die ſchlanke, ſtolze Buche lehnte, deren lebhaftes lichtgrünes Farbenſpiel ein Zeuge des kraftvollen Markes war, das ſich durch alle ihre Aeſte verbreitete. Und dieſen Contraſt, der ſich Jedem in dieſem Augenblick aufdrängen mußte, hoben die Worte der Königin noch mehr hervor, indem ſie ſagte: „Wir wünſchen allein zu ſein. Wir bitten die Anweſenden, den Abweſenden unſern Dank zu bringen, daß ſie uns bei dieſer Verwirrung Beiſtand geleiſtet haben."

Die Königin ſagte dieſe Worte mit einem Lächeln, das kein Compliment für die Anweſenden enthielt. Darauf fuhr ſie fort: „Es wird dem Könige und mir lieb ſein, wenn diejenigen, welche des Königs Befehle auszuführen haben, hieraus eine Lehre ziehen. Man ſoll unſeren Unterthanen die Gerechtigkeit gewähren, die ihnen zukommt. Wir möchten es verſtehen, die in Zucht zu halten, die es für gut halten, im Trüben zu fiſchen."

Die letzten Worte wiederholte die Königin franzöſiſch; ſie wollte, daß Jeder ſie hören und verſtehen ſolle. Der abwechſelnd wehmüthige und ſatiriſche Ausdruck, den ihr Geſicht allmählig angenommen hatte, wich einem entſchiedenen Unwillen gegen ihre Feinde, der ihrer Haltung etwas Trotzendes und Herausforderndes auf Koſten der Weiblichkeit mittheilte. Sie beugte das Haupt zu einem Gruß beinahe mehr nach hinten, als nach vorn, und verließ den Saal mit dem König, der mehrere Male nach allen Seiten grüßte.

Der Saal war bald leer. Der Springbrunnen plätſcherte deutlich und einförmig in dem großen Raume, der eben von ſo vielen Stimmen widergehallt hatte, die Karyatiden trugen ihre Bürde mit erhobenen Armen und geſenktem Blick — dieſe lebloſen Figuren und das ewigbewegliche Element hatten etwas Spukhaftes in dem verlaſſenen Saale, deſſen öde Leere jeden von außen eindringenden Laut widerhallte. Graf Roſen und Sophus verließen erſt die Treppe, als ſich der Schwarm zerſtreut hatte. Singend und jubelnd zogen die Matroſen zurück nach Kopenhagen. Der Mond ging auf, ſein ruhiger Glanz ſpiegelte ſich im See und ſpielte mit dem klaren Bilde des prachtvollen Schloſſes, deſſen Umriſſe deutlich hervortraten gegen den dunkeln Hintergrund der dichten Baumgruppen des Gartens. Alles war ein Bild der Pracht, Ruhe und Sicherheit; die Stille ward nur von den einförmigen Schritten der Schildwache unterbrochen, und nur hin und wieder drängte ſich durch die ſtille Luft, gleichſam die letzten ſchwachen Bebungen in der Windſtille, die auf einen Orkan folgt, ein einzelner ferner Laut der Freudenrufe der heimziehenden Schaaren. Auch der letzte hinſterbende Laut verlor ſich allmählig, nichts Aeußeres erinnerte mehr an den bewegten Tag, Alles war zurückgekehrt zur gewohnten Sicherheit, die Hofbedienten hatten ihr Selbſtvertrauen wieder gewonnen, ſie prahlten ſämmtlich mit ihrem Muthe und mit ihrer Ergebenheit. Aber in manchen Herzen klang noch lange ein Widerhall von den Begebenheiten des Tages, und die verſchiedenſten Gefühle bewegten die verſchiedenen Gemüther in dieſer mondhellen, reizenden, ruhigen — und doch ſchlafloſen Nacht. Von allen den Perſonen, welche an dieſem Tage im Ritterſaale zugegen geweſen waren, gab es vielleicht nur Einen, der ruhig und ſanft ſchlief, und das war der König.

Während die oben erzählten Begebenheiten nur einen vorübergehenden Eindruck machten auf die meiſten von denen, welche dieſe Vorboten eines nahenden Sturmes vernahmen, hatten ſie eine tiefe Wirkung zurückgelaſſen in dem beinahe kindlichen Gemüth, womit Sophus bisher nur für ſeine Liebe und für ſeine Ergebenheit gelebt hatte. Sein Vertrauen war geſchwächt, er beobachtete ſeine Umgebungen mit argwöhniſchem Blick, er ſah überall Verſtellung, wo er zuvor Offenherzigkeit geſehen hatte. Die Politik hatte ſich mit Macht in ſein Leben gedrängt, ſie hatte ihn umgarnt mit einem Netze von argliſtigen Ränken. Hofcavaliere ſind nie für Politik ſehr empfänglich geweſen, und ein junger Hofcavalier jener Zeit war es noch weniger; deshalb entdeckte Sophus nicht die politiſchen Strömungen, welche durch dieſe Begebenheiten wogten und ſie fortführten, er bemerkte nur die perſönlichen Intriguen, die auf der Oberfläche Blaſen trieben. Aber dieſer Mangel an Ueberſicht über ſeine Zeit und deren Forderungen machte ſich geltend in dem beängſtigenden Gefühl, das jede Unkunde begleitet. Sophus fühlte ſeinen Sinn niedergedrückt von ſchwarzen Ahnungen, denen er keine Richtung zu geben wußte, ihm war zu Muthe wie einem Kranken, der ſich ſelbſt überlaſſen iſt, ohne zu wiſſen, wo die Krankheit, die eine ſo tödtliche Mattheit mit ſich führt, ihren Sitz hat. Es machte einen unheimlichen Eindruck auf ihn, zu ſehen, daß Alles ſeinen gewöhnlichen Gang ging, als ob die Ruhe keinen Augenblick unterbrochen worden wäre; es war ihm oft nicht möglich, theilzunehmen an der allgemeinen Freude, und mitten unter dem Jubel und der Luſt glaubte er ein dunkeles Geſpenſt zu ſehen, das mit drohenden Geberden warnend durch den lärmenden Schwarm hinſchritt. Und oft kam es ihm vor, als ob dieſe Ahnungen die ganze Verſammlung auf einen Augenblick mit einer Gewalt ergriffen, die zu mächtig war, um ſich abweiſen zu laſſen. Aber ſolche Momente waren raſch vorübereilend und wurden ſtets von verdoppelter Freude abgelöſt.

Während die eine Partei ihre Ahnungen im Getümmel von Zerſtreuungen übertäubte, arbeitete die andre in der Stille, und grub ſchon an der Mine, welche die Leichtſinnigen in die Luft ſprengen ſollte. Nur einzelnes hohles unterirdiſches Dröhnen erinnerte ſie bisweilen an eine Wirkſamkeit, die ſie gern abläugnen wollten; aber dieß Dröhnen erſtarb bald im Jubel, der jeden ihrer Schritte begleitete.

Die verſchiedenen königlichen Herrſchaften hatten ihre Sommerreſidenzen verlaſſen. Die Tante des Königs war von Charlottenlund und die verwittwete Königin mit ihrem Sohne von Friedensburg nach Chriſtiansburg gezogen. Der König und die Königin hatten Hirſchholm gegen das Ende des Novembers verlaſſen, als ſchon der erſte Schnee gefallen war. Vor der Abreiſe war Graf Brandt zum Grand-maitre de la garderobe ernannt worden. Der Hof war jedoch nicht nach der Hauptſtadt gezogen, ſondern reſidirte auf Friederichsbergſchloß unweit Kopenhagen, dem Hange nach Veränderung zufolge, der jede von den Bewegungen dieſes üppigen Hofs leitete.

— „Es iſt heute Sonnabend,“ ſagte der alte Calais, „ſo kann man ſich wohl eine kleine Freiheit nehmen, wenn man die ganze Woche fleißig gearbeitet hat. Und es iſt ja der ſiebente December,“ fuhr er fort, mit dem Kalender in der Hand. „Das iſt ja der Baſe Geburtstag. So muß ich ihr ein kleines Vergnügen machen, da Liſette heute nicht bei uns ſein kann. Gott beſchütze und bewahre ſie! Wir beiden Alten wollen denn auf die Gemeindewieſe hinausgehn und die Falkenjagd anſehn.“

Und Calais nahm ſeine Schweſter unter den Arm und ging auf die Nordergemeinweide hinaus, wo der Hof eine große Falkenjagd anſtellte. Es war ſchönes Winterwetter, ein dünner Schneeteppich bedeckte die Trift und ein klarer Froſt hatte die wolkenfreie Luft gereinigt. Das große Dreieck wimmelte von Zuſchauern, welche der Falkenjagd beiwohnen wollten. Jäger in ihren neuen Jagduniformen von karmoiſinrothem Sammet mit dem Waldhorn über den Schultern ritten auf und ab, die Falkoniere hielten unbeweglich auf ihren Pferden, die linke Hand lenkte die Zügel, auf der erhobenen rechten Hand, welche mit einem ungeheuren Handſchuh gegen des Falken ſcharfen Schnabel geſichert war, ſaß der abgerichtete Raubvogel und warf ſeine klugen Augen unter einer halbdurchſichtigen Haube auf die gaffende Menge, während eine feine Seidenſchnur ihn an des Falkenmeiſters Arm band. Neben jedem Falkonier ſtand ſein Burſche. Ueber den Schultern trug er breite Bänder, worin ein viereckiger, länglicher Rahmen hing, der ihm bis an die Kniee reichte. Auf dieſem beweglichen Standorte ſaßen mehrere

Falken, welche erſt ſpäter gebraucht werden ſollten. Es war nicht ſowohl die Feſſel am Fuß, die ſie nöthigte, unbeweglich zu ſitzen, wie die undurchſichtige Haube, die über der Vögel Kopf gezogen war und ſie in dunkle Nacht hüllte. Dieſe Falkenhauben, wie ſie genannt wurden, waren mit kleinen Goldquaſten geſchmückt, welche den ſtolzen Vögeln ein geputztes Anſehen gaben auf Koſten der verlorenen Freiheit.

Der König, die Königin, Struenſee, Brandt und ein zahlreiches Gefolge von Damen und Herren kamen in einem prachtvollen Aufzuge angeritten. Es war das letzte Mal, daß Falkenjagd in Dänemark gehalten wurde; dieß feſtliche Vergnügen, das ſich unverändert aus dem Mittelalter erhalten hatte, paßte nicht mehr für die Zeit, und ward deshalb nicht mit der Beobachtung der alten Gebräuche betrieben wie ehemals. Die Falkoniere eilten, die Hauben abzunehmen, und die Falken ſchwangen ſich in die Luft. Die Jagd begann. Die Königin, die jede ſtarke Bewegung liebte, ritt einen weißen Hengſt, der in gewaltigen Sprüngen ſie über die ausgedehnte, ſchneebedeckte Fläche trug. Ihre Wangen glühten von Jugend und Kraft, es war ein ſtolzer Anblick, ſie den ſtarken, muthigen Hengſt bezwingen und mit den zum Himmel gewandten Augen jeder von den Bewegungen des losgelaſſenen Vogels folgen zu ſehen, wenn er ſich in großen Kreiſen in der Luft ſchwang. Nur Struenſee, der auch ein dreiſter Reiter war, vermochte ihr zu folgen; er war ihr unzertrennlicher Begleiter, und dieſe beiden kräftigen und muthigen Jäger ließen den König und das Gefolge weit hinter ſich.

Aber die Jagd war nur kurz; denn die Unbeſtändigkeit, die ſich ſtets in den Zerſtreuungen des Hofes zeigte, machte ſich auch heute geltend. Die Königin wollte nach der Jagd eine Tour zu Pferde bis Amager machen. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in dem königlichen Zelte, wo Erfriſchungen umhergereicht wurden, während ein Muſikcorps außerhalb des Zeltes ſpielte. Dieſes ſommerliche Feſt mitten auf dem ſchneebedeckten Anger hatte einen ganz eigenen Anſtrich. Der Gegenſtand des allgemeinen Geſpraches war theils die Privataudienz, welche der däniſche Geſandte in Paris, Herr von Blome, in Fontainebleau gehabt hatte, wobei er dem Könige von Frankreich neunzehn prächtige isländiſche Falken als Verehrung von dem Könige von Dänemark überlieferte — theils das Attentat in Warſchau auf den König von Polen.

Die Wenigſten von den Anweſenden wußten noch etwas Zuverläſſiges von dieſem Ereigniß. Graf Roſen, der auch der Falkenjagd beiwohnte und ſtets wohl unterrichtet war, ward aufgefordert, mitzutheilen, was er wiſſe. Er erzählte, daß der König von Polen den Abend zugebracht habe bei dem litthauiſchen Krongroßkanzler Czartorinsky und um halb zehn Uhr nach ſeinem Palais zurückkehren wollte. Es war weiter Niemand im Wagen bei dem Könige als ein Page und ein Adjutant, ſeine gewöhnliche Escorte von Uhlanen hatte er nicht mit, nur zwei bewaffnete Heiducken ſtanden hinten auf dem Wagen und ein paar Lakaien mit Fackeln. Als ſie an die Ecke der Kapuzinerſtraße und Senatorgaſſe gekommen waren, grade draußen bei dem Palais des Biſchofs von

Krakau, wurden ſie plötzlich von einem Trupp Conföderirter überfallen unter Anführung eines gewiſſen Lieutenants Kockzinsky, der zuvor in Dienſten des Prinzen Czatorinsky geſtanden hatte, jetzt aber Rittmeiſter bei den Conföderirten war. Sie hielten das Fuhrwerk an und ſchoſſen darauf, ſo daß mehrere Kugeln durch den Wagen ſchlugen. Der Kutſcher und der eine Heiduck wurden gleich niedergehauen, der andre ſchwer verwundet, der Adjutant und der Page, welche im Wagen ſaßen, Beide bleſſirt. Die Verſchworenen riſſen den König aus dem Wagen und ſchleppten ihn mit ſich. Am Ende der Gaſſe wartete ein größerer Trupp auf dieſe ſechs Verwegenen, welche den König zwiſchen zwei Pferde nahmen, und nun gings im Trab dem Zeughauſe vorbei aus Warſchau hinaus neben einer kleinen Stadt hin, Namens Bilano.

In Warſchau ward ein großer Auflauf, der König war fort, man wußte nicht, ob er lebte oder todt war, die einzige Spur war ſein blutbeſpritzter Hut, den man einige Schritte von der Stelle fand, wo der Ueberfall ſtattgefunden hatte. Die Krongarde und die litthauiſche Garde patrouillirten die ganze Nacht, Pikette wurden nach allen möglichen Richtungen ausgeſchickt, aber ſie kamen alle unverrichteter Sache zurück.

Inzwiſchen ſchleppten die Verſchwornen den König fort über Stock und Stein. Aber ſie kamen dabei den ruſſiſchen Vorpoſten ſo nahe, daß ſie die äußerſten Schildwachen einander zurufen hören konnten. Lieutenant Kockzinsky bereute ſeine Theilnahme an dieſem verwegenen

Unternehmen und beſchloß, den König zu retten. Er ſchlug vor, man ſolle ſich theilen, um nicht Aufſehen zu machen und ward ſo allein gelaſſen mit dem König und vier Mann zur Bedeckung. Die Anderen theilten ſich in verſchiedenen Richtungen, um das Terrain zu recognosciren. Bald darauf ſandte der Lieutenant auch die vier Soldaten fort, um den Weg aufzuſuchen; und als er allein mit dem König war, warf er ſich dieſem zu Füßen und bat um Gnade. Der König war ſo edelmüthig, ihm dieſe Verrätherei gegen ſeine hohe Perſon zu verzeihen, und nun führte der Lieutenant ſeine Majeſtät durch die unwegſamen Wälder bei Bilano, bis ſie nach einem angeſtrengten Marſche von einigen Stunden eine abſeits gelegene Bauernhütte erreichten; der König war nahe daran, aus Mattigkeit und Blutverluſt ohnmächtig zu werden. Der Bauer ward nach Warſchau geſchickt zum General Cocceji, mit einem Zeichen vom Könige und mit dem Befehl, ihn ſofort mit einem Detachement ſeines Regiments abzuholen. Seine Majeſtät war ſo kraftlos, daß er in Schlaf ſank auf des Bauern ärmlichem Bett. Der General machte ſich augenblicklich auf den Weg mit ſeinem Wegweiſer und um vier Uhr Morgens kam der König wieder zurück nach Warſchau, wo ſeine Wunden verbunden wurden. Er hatte einen Säbelhieb und in den Kopf einen Streifſchuß bekommen, wodurch ihm die Haare weggenommen und die Haut verbrannt war. Auch hatte er den einen Schuh verloren, als er zwiſchen den beiden Pferden laufen mußte; er war im Schlamme ſitzen geblieben, als ſie durch einen

Moraſt mit ihm wateten. Seine Majeſtät befindet ſich jetzt wohl nach dem überſtandenen Schrecken, ſeine Wunde iſt geheilt, und er empfängt täglich Deputationen und Glückwünſche von ſeinen treuen Unterthanen; in allen Kirchen iſt das Te Deum für des Königs Rettung geſungen worden. In der königlich däniſchen Kapelle haben die Diſſidenten einen feierlichen Gottesdienſt gehalten, wozu der däniſche Legationsprediger, Magiſter Schedemantel, ein Gebet verfaßte, das viel Aufſehen machte, indem dieſer berühmte Redner Alles, was man bisher von ihm gehört hat, noch übertroffen haben ſoll.

Dieſer Bericht machte einen verſchiedenen Eindruck auf die Zuhörer. Die Meiſten hörten die Erzählung von dieſem Attentat auf die königliche Macht mit ſtummer Beſtürzung an; Graf Brandt betrachtete abwechſelnd den König, die Königin und den Erzähler mit einer Miene, in welcher muthige Beſtimmtheit herrſchte. Als Graf Roſen des Edelmuths gedachte, womit der König von Polen dem Verräther verziehen habe, in deſſen Händen er ſich wehrlos befand, verzog ſich ſein Geſicht zu einem ſpöttiſchen Lächeln. Struenſee ſchlug die ganze Zeit über den Blick zur Erde. Der König hatte anfangs Graf Roſens umſtändlichem Bericht mit Aufmerkſamkeit zugehört; als aber indem ſein großer Hund zu ihm kam, ergriff er ein Stück Braten und ließ den Hund danach ſpringen, indem er es ihm in die Höhe hielt. Es war indeß ein Mißvergnügen in des Königs Miene zu bemerken, welches anzeigte, daß er gleichwohl hörte, was erzählt wurde. Die Königin betrachtete Graf

Roſen unverwandt. Ihr Geſicht, das ſchon gefärbt war von der ſtarken Bewegung in der Winterluft, erglühte von Zorn über die unwürdige Behandlung, die ein gekröntes Haupt hatte leiden müſſen. Bei der Erwähnung des baarhaupten Königs ohne Schuh mitten in einem ſumpfigen Brühl zu Fuß zwiſchen zwei Pferden in einer ſtürmiſchen Winternacht runzelte ſie die Augenbrauen und ſah unmuthig im Kreiſe der Zuhörer umher, indem ſie ſagte: „Es iſt abſcheulich! Frevelhaft! Man hat den König mit empörender Frechheit behandelt. Aber eine ſolche Behandlung deutet auch auf große Fehler. Es darf nie ſo weit kommen. Das Leben iſt nicht das Höchſte. Ein König muß wiſſen, mit Muth zu ſterben. Ein König ohne Muth iſt nur ein Schatten — — —“

Sie brach plötzlich ab und ſagte mit einer Miene, der ſie vergebens einen milderen Anſtrich zu geben ſuchte: „Zu Pferde, zu Pferde! Die Zeit wartet nicht auf uns. Wir wollen noch unſere treuen Amager beſuchen.“

Die Königin ging raſch und mit feſtem Schritt aus dem Zelte; die Ruhe war plötzlich unterbrochen, Jeder eilte, ſein Pferd zu finden. Aber die Königin ſaß ſchon im Sattel und ritt eilends davon, ehe Jemand von dem Gefolge ihr nachkommen konnte. Nicht einmal Struenſee war diesmal raſch genug geweſen, um an der Seite Ihrer Majeſtät zu ſein. Erſt allmählig eilte die übrige Jagdgeſellſchaft ihr in vollem Laufe nach, und ſie hatte beinahe das Oſterthor erreicht, ehe der König und die ganze Suite im Stande war ſie einzuholen.

Eine dichte Schaar von Neugierigen hatte ſich bei dem königlichen Zelte verſammelt, um den bunten Schwarm der Falkoniere, Jäger und Lakaien zu betrachten, welche es umgaben. Als die Königin ſich mit männlicher Raſchheit auf das Pferd ſchwang und fortritt, ſtand der alte Calais und Baſe Cordia in der Reihe der ehrerbietigen Zuſchauer, welche furchtſam zur Seite wichen vor dem ſchnaubenden Hengſt, der in munteren Sprüngen die junge Königin davon trug über die gefrorene Ebene. Calais bückte ſich beinahe zur Erde, und Baſe Cordia neigte ſich ſo tief, daß ſie mehr ſaß als ſtand auf dem Anger; aber die Königin ſah weder zur Rechten, noch zur Linken, ihr Blick ging gradeaus mit einem Ausdruck von Geringachtung gegen Alles, was ſie umgab, der alle weibliche Sanftmuth verſcheuchte.

„Jeſſus, wie die ſich verändert hat, ſeit ich ſie ans Land treten ſah bei der Zollbude damals, als ſie bei uns ankam!“ ſagte Baſe Cordia, ganz betroffen, daß ihr tiefer Knix nicht die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich gezogen hatte.

Und Baſe Cordia war nicht die Einzige, die dieſe Bemerkung machte. Die Meiſten von den Zuſchauern dachten an jene Zeit, wo die Erſcheinung der Königin begleitet war von der Bewunderung, welche der weiblichen Anmuth immer zu Theil wird, und welche bei einer Königin doppelt angebetet wird. Welcher Abſtand war nicht zwiſchen der ſchamhaften, jungfräulichen, reizenden Beſcheidenheit, womit ſie damals Alle einnahm, und ihrem jetzigen kecken, männlichen, oft hochmüthigen, und noch öfter heftigem Weſen, das ſie ſich keine Mühe gab zu verbergen. — Und dieſe Veränderung hatte Caroline Mathilde über ihre Jahre älter gemacht. Wenn man die feingebaute, leichtſchwebende, kaum vollkommen ausgewachſene Sylphide, welche damals Dänemarks Thron beſtieg, mit der vollen, kräftigen, ſtolzen Juno verglich, glaubte man kaum, daß nur fünf Jahre dazwiſchen lagen, und daß ſie erſt ein und zwanzig Jahre alt war.

„Gott bewahre Ihre Majeſtät!“ ſagte Calais, und bückte ſich noch einmal aufs Tiefſte, obgleich die Königin ſchon weit davon war. „Sie muß einen Verdruß gehabt haben, der ſie verſtimmt hat. Es iſt das erſte Mal, daß ich nicht einen gnädigen Gruß von der Königin bekommen habe.“

„So müßt Ihr glücklicher geweſen ſein als andere Leute,“ ſagte ſein Nachbar, ein achtbarer Bürger. „Seit einiger Zeit grüßt ſie nie mehr, wenn man ſich bückt. Eine Höflichkeit iſt doch der andern werth, ſollte ich meinen, obgleich ſie Majeſtät iſt. Nehmt Euch in Acht, da kommt Graf Struenſee hergeſprengt mit einigen Jägern. Sie reiten, als ob ſie die Pferde geſtohlen hätten. Sieh, wie ſie davon fliegen!“

„Hat er das Pferd nicht geſtohlen, ſo hat er doch das Geld dafür geſtohlen,“ ſagte der mißvergnügte Rentenſchreiber murmelnd.

„Da fährt ſie hin, die wilde Jagd, und nun iſt die Luſt vorbei,“ ſagte der Politiker. „Nun müſſen ſie ſehen, wie ſie andere koſtbare Aufzüge ausfindig machen, aber an ſolchem Fund fehlt es ihnen nicht, das hat keine Noth.“

„Es iſt doch eine Pracht mit den neuen Jagduniformen," ſagte der dicke Bürger, „Karmoiſinroth und Goldſtickerei auf Sammet, das iſt juſt mein Geſchmack. Ich möchte wohl wiſſen, ob andere Höfe ſich jetzt mit unſerem meſſen können. Ich glaube, ſie laſſen es bleiben."

„Sie ſind wohl zu vernünftig dazu," ſagte der Politiker. „Sie wiſſen beſſer, was Geld werth iſt. Hier ſollte man glauben, daß es aus der Erde wüchſe."

„Da kommt der König nachgehumpelt," ſagte ein Andrer. „Wenn nicht Graf Brandt Knie an Knie mit ihm ritte, um ihn fortzubringen, ſo nähme ſich Niemand ſeiner an. Und er iſt doch der Mann für das Ganze."

Die Zuſchauer zerſtreuten ſich allmählig und kritiſirten auf dem Heimweg, was ſie geſehen hatten; die Meiſten waren imponirt von der Pracht dieſes Feſtes; aber es war doch, als ob ſie mehr Veneration vor den goldgeſtickten Kleidern hatten, als vor den Perſonen, welche ſie trugen.

„Mir gefällt nicht die Art, wie die Königin reitet," ſagte Baſe Cordia und ſchlug die Augen nieder. „Das iſt wie eine Bauerfrau, und nicht wie eine Königin. Es ſah ganz anders aus, als ſie in einem Frauenzimmerſattel ſaß mit dem langen Sammetkleide, das bis zur Erde reichte. Jeſſus, wie ſah ſie damals aus, wie eine rechte Majeſtät!"

„Ja — — aber — — doch — — es iſt nun, weil es ſicherer iſt," ſagte der alte Calais, der es ungern aufgab, die Königin zu vertheidigen. „So ſtark, wie ſie reitet, würde ſie riskiren, herunter zu fallen und Schaden zu nehmen, wenn ſie auf der Seite des Pferdes ſäße. Es iſt der Sicherheit wegen. Denke nur das Unglück, wenn ihrer Majeſtät etwas zuſtieße. Es wäre ja erſchrecklich!“

Aber weder für Baſe Cordia, noch für die anderen Zuhörer war dieſe Vertheidigung ausreichend. Sie meinten, daß es doch eigentlich nicht nöthig wäre, daß eine Königin ſo ſchnell ritte wie eine Stafette. —

Während der Hof in Freude und Jubel auf dem Schloſſe zu Friederichsberg reſidirte, das nur eine halbe Meile von Kopenhagen entfernt iſt, wo gleich Cour angeſagt worden war für jeden Montag, franzöſiſche Comödie Dienſtags, italieniſche Oper Sonnabends, — herrſchte in der Hauptſtadt eine dumpfe Verſtimmtheit und eine Unzufriedenheit, welche faſt alle Claſſen angeſteckt hatte. Das Gute, was in vielen Verordnungen der Regierung war, ward mißverſtanden und verkannt, weil es im Allgemeinen in einer ungünſtigen Form ausgeführt wurde. Das kleine „fliegende Corps,“ womit man ſo unzufrieden geweſen war, ward aufgehoben und ein zahlreiches Dragonerregiment nach der Stadt berufen, um an deſſen Stelle Dienſte zu thun. Aber dieſe Maaßregel veranlaßte eine Umquartierung der Regimenter, welche die Garniſon in der Hauptſtadt bildeten, und hierbei ward das Regiment des Erbprinzen in eine andre Garniſon verlegt, und, wie man ſagte, ſogar ohne Vorwiſſen des Erbprinzen. Die koſtbare Leibwache war lange Veranlaſſung zu Klagen geweſen; plötzlich erging der Befehl, die Garde zu Fuß ſollte aufgelöſt und die fünf Compagnien derſelben unter die fünf Regimenter vertheilt werden, welche in Kopenhagen in Garniſon lagen, ſo daß jedes von ihnen eine aus der bisherigen Garde gebildete Grenadiercompagnie bekäme. Schon einige Tage munkelte es, daß das Kriegsminiſterium ſich geweigert hatte, Struenſee's Cabinetsordre auszuführen und des Königs eigenhändigen Befehl verlangt. Dieſer erfolgte. Die Garde ward auf dem Schloßplatz aufgeſtellt, und die Ordre verleſen; aber die Soldaten weigerten ſich zu gehorchen; ſie beriefen ſich darauf, daß es gegen ihre Capitulation wäre. Es war Weihnachtabend; in allen Häuſern bereitete man ſich, das Feſt zu feiern, aber dieſe gemüthlichen und friedlichen Vorbereitungen wurden plötzlich durch das Gerücht unterbrochen, das mit Blitzesſchnelle ſich über die ganze Stadt verbreitete: „die Garde iſt in Aufruhr!“

Und es verhielt ſich wirklich ſo. Als man die Soldaten zwingen wollte, die Waffen niederzulegen, erhob ſich ein allgemeines Geſchrei, das die Luft erſchütterte. Sie ſchwuren, ihre Waffen behalten zu wollen, ſie wollten dem Beiſpiel der Matroſen folgen, ſie wollten ſelbſt mit dem Könige ſprechen und bei ihm ihre Klagen vorbringen. Ob es nun der Erfolg der Sache der Matroſen war, der ſie in Verſuchung führte, oder ob es Rädelsführer unter ihnen gab, die andere Abſichten hatten, iſt ſchwer zu beſtimmen. So viel iſt gewiß, daß kurz nach dem Zuge der Matroſen nach Hirſchholm dieſen ein großes Feſt in dem Schloßgarten zu Friederichsberg gegeben worden war, wo unter anderen Feierlichkeiten ein ganzer gebratener

Ochſe ihnen preisgegeben wurde, den die Matroſen den Verſöhnungsochſen nannten. Mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen ſetzten ſich jetzt die Garden in Bewegung, um nach Friederichsberg zu ziehen; aber es war nicht ein militäriſcher Marſch in regelmäßiger Ordnung, ſie drängten einander, Jeder wollte vor, und das lärmende Geſchrei übertäubte beinahe die Janitſcharenmuſik. Sie nahmen indeß nicht den nächſten Weg durch das Weſtthor, ſondern machten einen weiten Umweg, indem ſie die Stadt durchſchnitten, um aus dem Nordthore zu ziehen.

Aus allen Fenſtern, vor denen dieſer wilde Schwarm vorbeikam, ſchauten ängſtliche Geſichter. Dieſer plötzliche Schrecken mitten unter den Vorbereitungen zu einem häuslichen Feſte erfüllte alle Herzen mit Bangigkeit. Indeß hatte der Commandant einen Officier über Hals und Kopf nach Friederichsberg geſchickt, um ſeinen Beſchützer Struenſee von dem nahenden Gewitter zu unterrichten. Der Officier begegnete auf dem Rückwege dem Schwarme; er hielt ihn auf, und das königliche Verſprechen, daß der Wunſch der Garden befriedigt werden ſolle, vermochte ſie wieder umzukehren zu ihren Kameraden, welche ſich indeß in der Schloßwache auf Chriſtiansburg verſchanzt hatten.

Hatten die Kopenhagener die Garden mit Schrecken ausziehen ſehen, ſo ſah man ſie mit noch größerem Schrecken zurückkehren; denn der günſtige Erfolg ihres geſetzwidrigen Unternehmens hatte ſie ſchon übermüthig gemacht und ſie zogen in die Stadt wie Sieger nach einem Sturme. Ihr Jubeln und Schreien hatte kein Ende;

Alles, was ſich in der Stadt fand von Müſſiggängern und Pöbel, vereinigte ſich mit dem Schwarme und ſtimmte daſſelbe Siegesgeſchrei an; der Schloßplatz war kaum groß genug, um ſie Alle zu faſſen. In den anſtoßenden Gaſſen wurden alle Thüren verſchloſſen; man verſteckte ſich in banger Angſt und dem Chriſtkinde ward kein Weihnachtslicht angezündet.

Während die Umgegend von Chriſtiansburg von lärmendem Geſchrei widerhallte, lag das übrige Kopenhagen in ſtummer und furchtſamer Erwartung. Deſto deutlicher hörte man in den ſtillen Gaſſen die ſchweren abgemeſſenen Fußtritte der bewaffneten Maſſen, welche in kurzen Zwiſchenräumen nach dem Schloſſe zogen, ohne die Trommel zu rühren. Von allen Seiten kamen Truppen mit Sturmſchritt. Jetzt erſchollen klappernde Pferdehufe; es waren die Dragoner. Drei Infanterieregimenter und zwei Schwadronen Cavallerie rückten gegen das Schloß, wo die übermüthigen Garden ſich verſchanzt hatten, und es keinem Andern erlaubten, ſich zu nähern, als ihren eigenen Officieren, die theils ihren Einfluß auf ihre Untergebenen verloren hatten, theils den, welchen ſie noch hatten, nicht anwandten, um die Unordnung zu hemmen. Aber nicht einmal dieſe militäriſche Macht war im Stande, die Uebermüthigen zu beugen. Die Lage des Schloſſes unterſtützte ihre Keckheit, indem breite Canäle überall den Schloßholm umgeben, worauf Chriſtiansburg angelegt iſt. Die Garden thaten blutigen Widerſtand und ſchlugen jeden Angriff zurück, weil es dabei an Einheit und Kraft fehlte. Geſchrei, Trommelwirbel, Säbelhiebe und Flintenſchüſſe feierten den Anfang des Weihnachtsfeſtes — der Weihnachtsabend war auf einmal politiſch geworden. —

„Ach, es iſt eine erſchreckliche Zeit, in der wir leben! Wie geht es da drüben, Nachbar?“ ſagte Calais zu einem Krämer, der ſchnell durch die Gaſſe eilte. Der alte Goldſchmidt ſtand in der Thür ſeines ärmlichen Hauſes und ſah nachdenklich die leere Gaſſe entlang, die eine Abtheilung Soldaten, welche durchmarſchirten, eben verlaſſen hatte. Baſe Cordia ſtand hinter ihm auf dem Gange und faltete andächtig die Hände.

„Wie ſollte es gehen, Nachbar?“ antwortete der Krämer und ſtand ſtill außer dem Hauſe. „Wie in Sodom und Gomorrha. Auf die Gottloſigkeit folgt die Strafe.“

„So müßt Ihr nicht ſprechen,“ ſagte der Goldſchmidt. „Ihr ſeid ein anſäſſiger Mann; Ihr ſolltet Euch bedenken und nicht ſo böſe Worte ſprechen; es giebt deren genug, die ſie ſich nahe nehmen in dieſen ſchlimmen Zeiten, das macht kein gutes Blut.“

„Anſäſſig oder nicht anſäſſig,“ antwortete der Krämer. „Was hilft es mir, daß ich Bürger bin, wenn man meinen Handel zu Grunde richtet? Alle dieſe Verbeſſerungen, die der Teufel geſchaffen hat, ſie haben mir die Nahrung genommen; und wenn die Krippe leer iſt, wird das Pferd unruhig. Meinetwegen mögen ſie das verdammte große Haus da drüben umkehren von oben nach unten, mir iſt es gleich.“

„Es iſt ein Jammer, ſolche Reden zu hören, Nachbar!“ ſagte Calais mit einem Seufzer, der aus Baſe Cordia widerhallte, welche ihr: „Ach Gott ja!“ hinter ihm ausſtieß.

„Ihr habt Arbeit vom Schloß, Meiſter, und eine Tochter im Dienſt des Hofes, Ihr könnt es ſacht aushalten,“ antwortete der Krämer. „Aber ich muß vom gemeinen Mann leben. Ihr fragtet mich übrigens, wie es geht. Ja, was ſoll man davon ſagen, daß der König Botſchaft an die Garden geſchickt hat, aber ſie haben ſich nicht gütlich fügen wollen, obgleich zweimal Vermittler dageweſen ſind zwiſchen ihnen und dem Schloſſe draußen auf Friederichsberg.“

„Vermittler!“ brach der Goldſchmidt erſchrocken aus. „Sagtet Ihr Vermittler?“

„Das ſagte ich, Nachbar, und ſo iſt es auch. Sie müſſen wohl ſelbſt einſehen, daß ſie ihnen Unrecht gethan haben, da ſie mit ihnen um die Verſöhnung capituliren. Nun werden ſie wohl auch einen gebratenen Ochſen bekommen, wie die Matroſen, als ſie es ihnen zu arg machten. Ja, das ſind wunderliche Zeiten, das kann man wohl ſagen. Aber ich will nach Hauſe. Jeder muß das Seinige in Acht nehmen, und es iſt am beſten, ſich zu Hauſe zu halten, wenn ſie erſt anfangen, mit den Gewehren zu ſchießen.“

Der Krämer ging weiter. Calais ſchloß ſeine Thür mit ſchwerem Herzen; er und Baſe Cordia dankten Gott, daß Liſette auf Friederichsberg war und weit von dieſer

Gefahr, die noch ſchlimmer werden konnte. Aber da der alte Mann am nächſten Tag erfuhr, daß der König jedem Gardiſten, der nicht Grenadier werden wollte, drei Kronen an Geld, ſeine volle Uniform und einen eigenhändig unterſchriebenen Abſchied verſprochen hatte, konnte er ſich nicht über die zurückgekehrte Ruhe freuen, die durch ſolche Zugeſtändniſſe erkauft war. — — — „Ei, Herr Calais, müſſen wir uns hier begegnen!“ ſagte der alte Weinhändler Winkler mit ſpöttiſcher Miene zu Liſettens Vater, der aus dem Schloßthor von Chriſtiansburg herauskam eines Morgens früh im Januar, ſiebzehnhundert und zwei und ſiebzig. „Ihr ſeid zeitig bei Hofe geweſen, Nachbar!“

„Bei Hofe bin ich nicht geweſen,“ antwortete Calais mit Sanftmuth. „Ich habe meine Tochter beſucht, die im Dienſte der Königin iſt. Jetzt ſehe ich ſie nur ſelten.“

„Und Ihr habt wirklich die Erlaubniß hineinzukommen?“ fuhr Herr Winkler fort. „Ei, ei! Ihr müßt, meiner Treu, etwas gelten, daß Ihr durchkommt, da es doch keinem Andern erlaubt wird.“

„Das wird gewiß Niemandem verboten, der ein ehrliches Geſchäft hat,“ ſagte Calais.

„Darauf möchte ich es in der That nicht probiren,“ antwortete der Weinhändler, „obwohl ich Lieferant ihrer Majeſtät der verwittweten Königin bin, und alſo voll ſo viel Grund hätte, auf das Schloß zu kommen, wie irgend ein Andrer. Aber ſeit es auf dem Kriegsfuß iſt, thut man am beſten, davon zu bleiben.“

Calais antwortete nicht, aber warf einen bekümmerten Blick auf die Dragoner, welche auf und abritten vor dem Schloſſe mit gezogenen Säbeln. An allen Eingängen hielten Dragoner, und wo ſonſt Eine Schildwache ſtand, ſah man jetzt eine doppelte.

„Ich glaubte wirklich nicht, daß der König nach Kopenhagen kommen würde," fuhr der Weinhändler fort. „Und er wäre auch wohl nicht gekommen, wenn ſie nicht erſt dieſen Kerl von Oberſt Falkenwolf — — — Falken — — wie heißt er denn nun gleich? mit ſeinen Dragonern hergeſchickt hätten. Das ſoll ein Teufels Haudegen ſein. Auf den glaubt der Doctorgraf ſich verlaſſen zu können. Aber ſie kamen doch nicht eher, als bis hier ein hölliſcher Haufen Kanonen aufgefahren war auf die Wälle, ſo daß der Wall nun wie eine belagerte Stadt ausſieht, denn alle Mündungen gehen nach den Gaſſen hinaus. Auf den Marktplätzen halten Dragoner, ich ſah es erſt eben, als ich über den Markt ging. Das iſt eine hübſche Behandlung der Bürger, wovon neulich in einer Zeitung zu leſen war, oder wie ſie das Ding nennen. Aber Ihr leſet vielleicht eben ſo wenig, als Ihr erzählen hört. Da wißt Ihr auch wohl nicht, daß der Commandant auf dem Zeughauſe beſtändig Artilleriſten und Kartätſchen bei der Hand hat, Nacht und Tag. Ja, Ihr braucht nicht ſo mit dem Kopf zu ſchütteln, Ihr könnt gerne glauben, was ich Euch ſage, denn ich bin wohl unterrichtet. Es beſuchen mich viele von den Leuten ihrer Majeſtät der verwittweten Königin, und die wiſſen, wie die Glocken hängen."

„Ihr wißt ſo gut, wie ich es Euch ſagen kann, daß man nicht Alles glauben ſoll, was bei einem Glaſe Wein geſagt wird,“ antwortete Calais.

„Lehrt mich nicht, was ich glauben ſoll. Wenn Ihr auf das Schloß kommt, und ich draußen bleibe, ſo weiß ich doch, was ich weiß. Es kann die Zeit kommen, wo die Sache ſich umdreht. Wenn man hört, wie es hergeht, und wie ſie die Majeſtät behandeln, ſo daß er kaum ſeines Lebens ſicher iſt unter den Seinigen trotz dem, daß überall drei doppelte Wachen ſtehen, ſo muß man ſich Allerlei dabei denken, wenn man ein guter Bürger iſt. Und dieſe Furchtſamkeit, die verräth, daß ſie ein böſes Gewiſſen haben. Oder iſt es nicht etwa ſo?“

„Furchtſamkeit?“ wiederholte Calais. „Ich weiß nicht, was Ihr meint, Herr Winkler.“

„Ich meine, Herr Calais, daß es Furchtſamkeit iſt, wenn die Leute nicht mehr auf das Schloß kommen dürfen. Ich meine, daß es Furchtſamkeit iſt, wenn ſie uns verbieten, in den Schloßgängen ſpazieren zu gehen. Ihr wißt ja ſo gut wie ich, daß es Mode war, und manche Jahre Mode geweſen iſt, Abends in den großen, warmen, erleuchteten Schloßgängen auf und ab zu gehen,, wo man immer Bekannte traf. Das iſt nun verboten, und die Gänge ſind ſo öde, wie die Welt nach der Sündfluth. Gott beſſer's, wir brauchen auch eine Sündfluth. Wenn man überall geladene Kanonen und gezogene Säbel ſieht, ſo meine ich, daß das ein Zeichen von Furchtſamkeit iſt. Und warum ſieht man niemals die

Königlichen und dieſen Doctorminiſter, ohne daß ſie eine ganze Armee um ſich haben, als ob ſie damit in den Krieg ziehen ſollten? Seht nun ſelber, wie Ihr es nennen wollt, da ſind ſie!“

Das Schloßthor öffnete ſich. Zwei große Wagen mit königlichen Läufern und Lakaien rollten raſch aus dem Schloſſe. Die Gardinen waren zugezogen; eine dichte Schaar von Dragonern mit gezogenen Säbeln umgaben die Wagen; in vollem Galopp ging es über die Holmbrücke die breite Straße hinunter. Trotz ſeiner großen Unzufriedenheit bückte ſich Herr Winkler beinahe eben ſo tief wie Calais vor den Unſichtbaren in den königlichen Kutſchen. Aber als der Zug vorüber war, ſagte er ärgerlich: „Das nennen ſie eine Luſtpartie! Und wer war nun in den Wagen? War Wolf oder Fuchs darin? Ja, Ihr ſollt es wohl bleiben laſſen, es zu ſagen.“

„Wolf oder Fuchs?“ ſagte Calais verwundert. „Ich weiß nicht, was Ihr damit ſagen wollt.“

„Ihr ſolltet einmal meinem geringen Hauſe die Ehre anthun,“ ſagte der Weinhändler mit einer Miene, welche eben nicht einladend war, — „ſo wüßtet Ihr, was alle Menſchen wiſſen, und könntet die Schriften zu leſen bekommen. Es giebt jetzt ein hübſches Gedicht von einem Wolf und einem Fuchs und einem Tiger, und noch einer Perſon, die heißt Affendachs. Aber Ihr müßt es gedruckt ſehen, um die Finte zu verſtehen. Dann iſt wieder eins, worin ſie dem König rathen, ſich zu hüten, daß ſie ihm nicht die Macht nehmen und ihn mit Schnürbändern binden, wie es heißt — denn er muß allein und feſt auf ſeinem Thron ſitzen, ſteht da, — und ſich nicht die Diamanten aus der Krone ſtipitzen laſſen, ſteht da, Ja, die Finger krümmen ſich ſacht dem Affendachs, wenn er an die koſtbaren Steine denkt, die in der Krone ſitzen dort auf Roſenburg. Könnte er ſie nur herauspflücken! Still, ſtill, hier könnt Ihr es ſelbſt ſehn, hier hab' ich es in der Taſche. Leſet ſelbſt, Freund, leſet ſelbſt, es iſt deutlich genug

Sitz, Chriſtian, ſitz feſt, allein auf Deinem Throne,
Laß Niemand einen Stein verrücken in der Krone,
Die von den Vätern Du als rechter Erb' erhielteſt.

Da ſeht Ihr's, da ſteht's klar und deutlich, daß ſie ſich in Acht nehmen ſollen, daß er nicht lange Finger macht nach den Diamanten. Ja, ich danke! Sie würden bald nach dem Aſſiſtenzhauſe wandern, wenn der Burſche ſie nur erſt herausgepflückt hätte.“

„Aber das iſt ja nicht ſo gemeint,“ ſagte Calais.

„Was? Iſt das nicht ſo gemeint? Wenn es doch daſteht mit klaren, deutlichen Worten? Hört, Nachbar, Ihr müßt mir nicht mit ſolchem Geſchwätz kommen. Was da ſteht, iſt deutlich genug und Jeder kann es leſen. Laß Niemand einen Stein verrücken! Iſt das nicht daſſelbe, als wenn man ruft: Haltet den Dieb!“

„Aber, lieber Herr Winkler, wollt Ihr denn glauben — — —“

„Ja, Herr Calais, das müßt Ihr mir erlauben, was da gedruckt ſteht, darauf verlaſſ' ich mich. Nein, nein! Laßt es nicht ſo weit kommen, daß wir das läugnen, was Schwarz auf Weiß ſteht. Sollen wir nicht glauben, was wir gedruckt leſen, was ſollen wir dann glauben, das möcht' ich wohl wiſſen. Die Leute, die etwas drucken laſſen, die wiſſen noch mehr als ihr Vaterunſer, das hat keine Noth."

Der alte Calais ließ mißmuthig den Kopf hängen und ſagte: „Ich finde es ſehr ſchlecht, daß Leute, die etwas drucken laſſen, nicht vorſichtiger ſind und an das denken, was ſie ſagen."

Der Weinhändler ſchüttelte den Kopf und verließ Calais mit Spottreden über ſeine verunglückte Vertheidigung. Calais ſchwieg betrübt; dieß Geſpräch hatte ihn verſtimmt. Ehe er nach Hauſe ging, beſuchte er den Weinkeller in der kleinen Fährſtraße, um doch von den Schriften und Gedichten etwas zu hören, von welchen Herr Winkler erzählt hatte; aber der Inhalt dieſer und noch mehrerer anderer Flugſchriften diente nicht dazu, Liſettens Vater zu beruhigen. —

Struenſee's Vorgemach auf Chriſtiansburg war ſtets mit Sollicitanten gefüllt von allen Claſſen, welche geduldig darauf warteten, daß der Miniſter ſich ihrer erbarmen und ihnen Audienz ertheilen würde; aber ſo voll wie es Donnerſtags den ſechzehnten Januar ſiebzehnhundert und zwei und ſiebzig war, hatte man es noch nie geſehen. Es war beinahe ein Gedränge von Vornehmen und Geringen, welche ihr Anliegen dem allmächtigen Miniſter zu empfehlen wünſchten. Geſchäftsleute mit Portefeuillen und Papieren, Hofcavaliere mit leeren Händen, Militär- und Civilperſonen, Architekten mit Zeichnungen, Schriftſteller mit Büchern und Verſen, Alles wartete im Vorgemach bei einem Mann, der wenige Jahre zuvor ſich kaum eines Dieners Aufmerkſamkeit erworben haben würde, wenn er ins Vorgemach gekommen wäre.

Struenſee ſaß mit Graf Tannenberg in ſeinem Cabinet, Jeder in einer Ecke des Sopha's, Struenſee war noch im Schlafrock; aber ſelbſt in dieſer Morgentracht war ſeine Toilette ſorgfältig und prächtig, und er duftete von Parfümerien, die er immer in Ueberfluß anwandte. Um den Hals trug er den Mathildenorden. Daß das Geſpräch ernſthaft geweſen war, ſah man an den düſteren Mienen, womit ſie Beide vor ſich hin blickten. Die tiefen Runzeln zwiſchen den Augen, welche dem Geſichte Struenſee's etwas Nachdenkendes und Scharfes gaben, waren tiefer als gewöhnlich, und ſeine friſche Geſichtsfarbe hatte ſich durch die Heftigkeit des Geſprächs noch erhöht. Graf Tannenberg war blaß, wie immer; der beſtimmte Ausdruck ſeiner Phyſiognomie zeugte von ſeinem eiſernen Charakter, aber es lag in dieſen Augenblicken darin ein Zuſatz von hochmüthigem Stolz, den er im Allgemeinen, um ihn hervortreten zu laſſen, zu ſehr Cavalier war.

Der Graf hatte dem Miniſter mehrere Einwendungen gegen ſeine Regierungsprincipe gemacht und mit Beſtimmtheit verlangt, daß Struenſee einige Maaßregeln ändern ſolle, auf welche dieſer Gewicht legte; er hatte ihm ſogar gedroht mit der „Verantwortlichkeit,“ welche er auf ſich nähme, und mit den „Folgen,“ die ſeine „Despotie“ nach ſich ziehen müſſe. Von dem Mangel an Muth, den Struenſee bei dem Zuge der Matroſen nach Hirſchholm gezeigt hatte, war jetzt keine Spur zu ſehen, und wenn er ſeine freieren Ideen gegen den alten Grafen verfocht, geſchah es mit einer Kraft und Beſtimmtheit, welche den alten Edelmann reizte, der den bürgerlich geborenen Miniſter immer als eine untergeordnete Perſon betrachtete. Tannenberg hatte ihn ja ſelbſt auf die unterſte Sproſſe der Leiter geſtellt, welche er jetzt ſo glücklich beſtiegen hatte; nun gab er ihm nicht undeutlich zu verſtehen, daß dieſelbe Hand, die ihn erhöhet habe, auch die Leiter umſtürzen könne, auf deren oberſter Sproſſe er „balancire.“ Struenſee zog die Augenbrauen noch ſtärker zuſammen und wandte das Geſicht gegen den Grafen, der gleichfalls mit feſtem Blick ihn betrachtete.

„Ihrer Excellenz Worte klingen faſt wie eine Drohung,“ ſagte endlich Struenſee, indem ſeine düſtre Miene allmählig in ein gezwungenes Lächeln überging. „Dieſe ſtreng-ariſtokratiſchen Forderungen paſſen übel zu den philanthropiſchen Ideen, welche Sie ſo oft ausgeſprochen haben. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie ſelbſt ein Buch geſchrieben haben, das der Bauernfreiheit einen ſtarken Impuls gab, wie ihn die ſo kräftige Vertheidigung eines Mannes in Ihrer Excellenz Stellung nothwendig einer ſolchen Sache geben mußte. Es iſt die Sache der Menſchheit, für die Ihre Excellenz mit warmen Worten geſprochen, und dadurch ein Beiſpiel gegeben haben, das Ihren Namen unſterblich machen wird, und nun? Eine Kleinigkeit bringt Sie in Harniſch, und Sie verläugnen Ihr eignes Herz, um mein Gegner zu ſein. Wahrlich, Herr Graf, ich erkenne meinen hohen Beſchützer nicht mehr,“ fügte Struenſee mit einer Betonung hinzu, welche nur allzu deutlich verrieth, daß er ſich zutraue, des Schutzes entrathen zu können.

„Graf Struenſee, Sie ſind ein kurzſichtiger Mann,“ ſagte der alte Graf mit einer leichten Röthe. „Sie müſſen nicht vergeſſen, daß Sie Feinde haben, und mächtige Feinde.“

„Die habe ich,“ ſagte Struenſee, der es ſchon bereute, den Grafen gereizt zu haben. „Aber Ihre Excellenz werden ſich nicht mit ihnen vereinigen; es würde gegen des Löwen Natur ſein, mit dem Schlangengezücht einen Bund zu ſchließen.“

Graf Tannenberg ſchwieg einen Augenblick, darauf ſagte er: „Ja, Sie haben Recht. Zwiſchen mir und Ihren Feinden iſt keine Harmonie. Ich werde mich nie mit jenen vereinigen — wenn Sie nicht ſelbſt mich dazu nöthigen. Aber dazu kann es kommen. Ich ſage es Ihnen offenherzig, zwingen Sie mich, Ihr Feind zu werden, ſo bin ich unverſöhnlich, und dann ſpielen wir Beide das höchſte Spiel mit einander. Es iſt nicht die Bauernfreiheit, der Sie Feſſeln anzulegen ich Ihnen vorgeworfen habe, es iſt die Königsfreiheit.“

Struenſee ſchlug die Augen nieder und wiederholte: „Königsfreiheit? In Wahrheit, Ihre Excellenz leſen zu viele Pasquille. Wollte man auf die Beſchuldigungen Rückſicht nehmen, welche die Pasquillanten mir machen, ſo gäbe es zuletzt kein Verbrechen, das ich nicht begangen hätte. Sehen Sie dieſen großen Haufen, der hier auf dem Tiſche liegt! Er enthält nichts als Gift und Galle gegen mich. Und warum? Weil ich die Cenſur aufgehoben und Jedem die Freiheit gegeben habe, ſeine Ueberzeugung von Wahrheit und Recht auszuſprechen; weil ich die trägen Arbeiter zum Fleiß genöthigt; weil ich dafür geſorgt habe, daß Recht und Gerechtigkeit nicht dem Meiſtbietenden zu Theil werde; weil ich der Willkür eine Grenze geſetzt und den Mißbrauch der Macht gehindert; weil ich den Eltern verboten habe, ihre widerſetzlichen Kinder ohne Geſetz und Urtheil in das Zuchthaus zu ſetzen; weil ich Allen gleiches Recht ertheilt; weil ich veraltete Formen, welche nur dazu dienten, Schlechtigkeit und Betrügerei zu ſchützen, abgeſchafft; weil ich dafür gekämpft habe, jedem Menſchen ſein Menſchenrecht zu ſchaffen, und die Privilegien aufzuheben, welche drei Viertel der Geſellſchaft zu willenloſen Sclaven des vierten machten. Alles das habe ich gethan — Ihre Excellenz nöthigen mich, es ſelbſt zu ſagen — und ſehen Sie hier, hier liegt der Lohn dafür, dieſes Packet Schmähſchriften iſt die ganze Erkenntlichkeit, welche das blödſinnige Volk mir ſchenkt.“

Graf Tannenberg richtete den Kopf empor und betrachtete Struenſee mit ſtolzem Blick. „Ich bin nicht ſo blind, daß ich nicht das Gute ſähe, was Sie gethan haben; aber ich ſehe auch die Schattenſeite. Und die Schattenſeite iſt die überwiegende. Was berechtigt Sie, eine Macht zu uſurpiren, die allein dem König angehört, und Niemandem außer dem König? Wo iſt die Grenze der Herrſchaft, welche Sie ſich nehmen, und welche Sie nicht blos über das blödſinnige Volk ausüben, mit deſſen Beglückung Sie prahlen? Sie wollen ſie ausüben auch über Uns, die wir geboren ſind, auf dem Platz zu ſtehen, wohin Sie erſt geſtellt worden ſind; aber Sie werden ſich wohl erinnern, daß Dänemarks Adel und Holſteins Ritterſchaft nicht blödſinnige und willenloſe Automaten ſind, welche die Bewegungen machen, die man ihnen vorſchreibt, und keine andern. Sie werden bedenken, daß es Stellen giebt, die uns gehören, und wenn Sie die Hände in dieſer Richtung ausſtrecken, ſo begehen Sie einen Mißgriff — der ſeine Entſchuldigung in Ihrer Geburt findet, aber den man Ihrer jetzigen Stellung nicht verzeiht."

Struenſee erröthete bei dieſen Worten und antwortete ſchnell: „Ihre Excellenz führen das Geſpräch auf ein Gebiet, wo Sie ſich für den Herrſcher halten. Aber es iſt die Frage, ob die Zeit ſich wieder zurückführen läßt, wo man annahm, daß einige Menſchen mit Sporen an den Ferſen zur Welt kämen, und andere mit dem Sattel auf dem Rücken. Ich glaube, daß dieſe Zeit vorüber iſt, — und es iſt ein Ziel meines Strebens geweſen, einen Wall gegen dieſen Aberglauben aufzuführen. — Ich ehre die Ariſtokratie, Herr Graf, wo ſie verdient geehrt zu werden, aber ich glaube nicht, daß es Aemter giebt, welche einer Kaſte ausſchließlich gehören. Denn ſollten Vollkommenheiten in Familien erblich ſein, ſo müßten es auch Mängel ſein, — und dieſen Erbtheil muß ein Miniſter wohl auch in Betrachtung ziehen bei der Wahl derjenigen, die ſeine Wirkſamkeit unterſtützen ſollen."

„Das klingt ſehr plebejiſch," ſagte Tannenberg mit einem unangenehmen Lächeln. „Man ſollte nicht glauben, daß der, welcher ſich ſo heftig gegen die Ariſtokratie äußert, ſeine Stellung angewandt habe, um ſich einen Platz unter dem Adel des Landes zu verſchaffen. Daß ich Sie Graf Struenſee nennen muß, iſt mir ein Beweis, daß Sie den Mantel auf beiden Schultern tragen — und ein wahrer Edelmann iſt nur Edelmann."

Struenſee ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann: „Ihre Excellenz haben Recht. Ich will Ihnen ganz ehrlich geſtehen, daß ich vielleicht einen Fehler begangen habe, des Königs Gnade anzunehmen und Graf Struenſee zu werden; aber nicht Sie ſollten mir dieſen Fehler vorwerfen; denn wäre ich blos Herr Struenſee geweſen, ſo wäre ich ſchon längſt Ihr Feind geweſen — und dann vielleicht gezwungen, meine Stellung gegen Ihre Excellenz anzuwenden."

„Nein, darin haben Sie keinen Fehler begangen," antwortete Graf Tannenberg; „Sie haben gewünſcht, eine Familie zu ſtiften, und Ihre Talente und Stellung berechtigen Sie dazu ganz eben ſo, wie es jeder Stammvater eines Geſchlechts vor Ihnen gemacht hat. Aber Sie begehen darin einen großen Fehler, daß Sie ein halber Edelmann und ein halber Bürgerlicher ſind, wie denn jede Halbheit ſich ſelbſt ſtrafen muß. Sie ſind durchdrungen von dem äußeren Reiz, der den Adel begleitet, der Glanz hat Sie geblendet; aber das Weſen und die Denkart des Edelmanns hat Sie nicht durchdrungen. Es mangelt Ihnen das Blut. Sie haben kein Gefühl davon, was es heißt, wenn die Thaten der Vorväter den ſpäteſten Geſchlechtern das Herz erheben und ſie auffordern, den Schild unbefleckt zu erhalten, der bisher hell und glänzend war. Sie ſehen nicht ein, daß der Adel des Thrones beſte und natürlichſte Stütze iſt; Sie glauben, daß eine Monarchie im Bürgerthum beſtehen kann. Aber Sie irren. Der Adel iſt die nothwendige Wehr gegen unerträgliche Anmaßungen; wo kein Adel iſt, herrſcht Geldariſtokratie, und da ſind die niedrigſten Intereſſen die herrſchenden. Der Adel iſt nicht blos ein Ableitungsmittel gegen eine gefährliche Ehrbegierde; auch ſeine Richtung iſt im Intereſſe der Regierung. Aber zuerſt und zumeiſt iſt der Adel ein Sporn zu Allem, was adlich und erhaben iſt."

„Ohne mich in ein Dispüt mit Ihrer Excellenz einlaſſen zu wollen über des Adels Unentbehrlichkeit," ſagte Struenſee, „will ich blos bemerken, das es wahr iſt, daß der Adel ein Mittel gegen die Geldariſtokratie ſein ſollte; aber verachtet denn der Adel wirklich das Geld? Sollte er etwas verachten, ſo iſt es wohl eigentlich die Arbeit, womit das Geld verdient wird, aber das Geld ſelbſt ſchwerlich. Wer ſucht wohl eifriger Penſionen vom Könige zu erhalten? Das weiß Niemand beſſer als ich. Adel iſt im Ganzen genommen ein ſehr relativer Begriff. Wo der Adel ſich nicht unzertrennlich mit perſönlicher Ehre verknüpft, da iſt er ungefähr daſſelbe, was des Papſtes Bulle in einem proteſtantiſchen Lande. Der Adel ruht vielleicht im Ganzen genommen auf einer falſchen Grundlage, inſofern er ſich von Eroberung und

Unterdrückung herſchreibt. La noblesse vient du fer, iſt ein alter Satz, und ich weiß nicht, warum man nicht der noblesse de la robe denſelben Rang hat zugeſtehen wollen, ungeachtet ſie vollkommen eben ſo würdig iſt. Welcher König hat wohl einen heldenmüthigen Vertheidiger in den Adelſtand erhoben? Nein, er hat nur eine natürliche Pflicht erfüllt. Der Eroberer ſoll dagegen geehrt werden. Schon dieſer Urſprung hat den Adel in ein feindliches Verhältniß zu den anderen Ständen geſetzt beinahe in der ganzen Welt. Nur in England allein iſt dieß nicht der Fall, und nirgends iſt doch der Adel mächtiger. Aber das kommt daher, daß in England der unendliche Erbadel keine Kaſte iſt; die jüngeren Söhne beſchweren nicht die Krone mit einer zahlloſen Schaar von Verſorgungsberechtigten, welche glauben, daß ſie nur Rechte haben, und keine Pflichten gegen die Geſellſchaft anerkennen; in England ſind ſie Bürgerliche, und bilden ein verſöhnendes Zwiſchenglied, das alle Claſſen mit einander verbindet. Und ſo muß es ſein. Sie, Herr Graf, Sie ſind berechtigt, große Forderungen zu machen; aber eines Vetters jüngſter Sohn muß wahrlich nicht jedes andern Mannes Sohn vorgezogen werden, wenn er nicht zugleich der Tauglichſte iſt."

„Meines Vetters jüngſter Sohn kann wohl im Dienſt des Königs befördert werden ohne Graf Struenſee's Beiſtand," antwortete der alte Graf, den dieſe unglückliche Hindeutung verwundete. „Ich habe Ihnen geſagt und wiederhole es: Sie werden nie Edelmann; denn dazu iſt es nicht genug, daß der König einen

Cabinetsbefehl unterſchreibt. Der König kann — — — Aber Niemand weiß beſſer als der Herr Graf, was der König thun kann — und was man mit dem Könige thun kann. Ich ſehe, daß dieß Geſpräch zu keinem Ergebniß führt. Ich habe Sie warnen wollen — das habe ich nun gethan. Sie ſtehen auf einem Vulkan, aber das wollen Sie nicht einſehen. Wohl, ſo mag die Zeit es Sie lehren. Hätten Sie allein geſtanden, ſo hätte ich dieß Geſpräch mit Ihnen nicht geſucht, und die zahlreichen Sollicitanten in Ihrem Vorgemach hätten mich nicht ſehen ſollen Ihnen die Aufwartung machen. Aber Sie haben eine andre Perſon an Ihr dreiſtes Emporſteigen geknüpft — Sie können dieſe Perſon mit in Ihren Fall ziehen, und die unverzeihliche Verwegenheit, womit Sie Allem trotzen, was über Ihnen ſteht, kann traurige Früchte auch für die tragen, die unvorſichtig genug geweſen iſt, Ihnen Vertrauen zu ſchenken. Zum letzten Mal fordere ich Sie auf, ſich dankbar gegen dieſe Perſon zu beweiſen, auf die einzige Weiſe, welche noch in Ihrer Macht ſteht. Bedenken Sie, Graf Struenſee, ehe Sie mir antworten, und überlegen Sie Ihre Stellung.“

„Und wenn ich mich auch bis morgen bedächte,“ ſagte Struenſee, ohne den Grafen anzuſehn, „ſo würde ich nicht im Stande ſein, Ihrer Excellenz eine vernünftige Antwort auf eine Aufforderung zu geben, die ſo räthſelhaft iſt. Ich muß bedauern, daß ich die Andeutungen nicht verſtehe, die Ihre Excellenz an dieſe Sache geknüpft haben, die urſprünglich die Anſtellung eines entfernten Anverwandten in einem Poſten betraf, über den ich ſchon bedauerte anderweitige Verfügung getroffen zu haben, ehe Ihrer Excellenz Wunſch mir bekannt war.“

„Nein, das betrifft es urſprünglich nicht,“ antwortete der Graf eifrig. „Sie haben mich nur allzugut verſtanden. Bleiben Sie dabei, ein Syſtem durchführen zu wollen, das aufhören muß, ſo wird es Ihnen bald gehen wie dem Ikarus, der die Sonne vom Himmel herniederholen wollte.“

„Ich glaube, daß Ihre Excellenz dem armen Ikarus Unrecht thun, und ihm verwegnere Abſichten unterſchieben, als die Mythologie gut heißt,“ ſagte Struenſee lächelnd.

„Das iſt möglich; ich habe mich nie dafür ausgegeben, in der Mythologie feſt zu ſein. Aber was ein Cavalier einer Dame ſchuldig iſt, das weiß ich, und das berechtigt mich, Ihnen zu ſagen, daß ein Edelmann, der das Vertrauen verräth, das eine Dame auf ihn geſetzt hat, und der ſie in Gefahr bringt — verdient, daß ſein Schild vor ſeinen Augen zerbrochen werde — — — er iſt ein Mann ohne Gewiſſen, er iſt kein Cavalier — er iſt ein Elender.“

Struenſee hatte ſich bei dieſen Worten, welche der Graf mit Heftigkeit ausſprach, im Sopha aufgerichtet. Sein Geſicht ward von einer ſtarken Röthe gefärbt. Als der Graf ſchwieg, betrachteten die beiden Gegner einander einen Augenblick, aber Struenſee mußte die Augen niederſchlagen vor dem feſten und ſtolzen Blick, womit ihn der alte Edelmann maß. Er biß ſich in die Lippe, und indem der Mund ſich allmählig zum Lächeln verzog, ſagte welche Gleichgültigkeit verrathen ſollte: „Wir ſind gewiß Beide einig in unſeren Begriffen von den Pflichten eines Cavaliers gegen das andre Geſchlecht, Herr Graf. Es iſt auch mein Glaube, daß der Edelmann, der das Vertrauen einer Dame mißbraucht und ſie in Gefahr bringt, ein Elender iſt, der kein Gewiſſen hat, — und der ſeine Ehre verloren hat, was noch ſchlimmer iſt für einen Edelmann als der Verluſt ſeiner Gewiſſensruhe. Aber der alte Adel nimmt es nicht ſo genau. Ich erinnere mich grade an ein Beiſpiel, das ich Ihrer Excellenz vorlegen und Sie bitten will, es nach Ihrer Kenntniß von den Pflichten eines wahren Edelmanns zu beurtheilen.“

„Ich werde ein andermal mit Vergnügen Ihr Talent bewundern, Geſchichten zu erzählen,“ ſagte Graf Tannenberg. „Jetzt muß ich auf Alles verzichten, was nicht zu der Sache gehört, von welcher wir ſprechen, um wo möglich zu einem Ergebniß zu kommen.“

„Aber dieß gehört grade dazu,“ ſagte Struenſee, „und ich muß mir deßwegen auf einen Augenblick Geduld ausbitten. Ihre Excellenz brauchen blos zu befehlen und ich werde ſofort aufhören, ſobald Ihnen meine Geſchichte unangenehm oder langweilig vorkomme.“

„Eh bien,“ ſagte der Graf, indem er ſich halb ungeduldig in das Sopha zurückwarf und an die Decke ſah wie ein Menſch, der ſich in ſein Schickſal ergiebt.

„Ihre Excellenz haben nicht vergeſſen, daß ich in einer unadlichen Familie geboren bin,“ begann Struenſee

„Als Superintendent in Altona ſtand mein Vater jedoch in ſehr freundſchaftlichem Verhältniß mit einem Edelmann von alter Familie, der auf einem Gute in der Nähe von Wandsbeck lebte. Dieſer Mann, deſſen Namen ich mir erlaube zu verſchweigen, war ein beſonderer und launenhafter Herr, der ſich allmählig von allem Umgang mit ſeinen Nachbarn zurückgezogen hatte, und mit Ausnahme meines Vaters unterhielt er nicht einmal einen Briefwechſel mit ſeinen früheren Freunden. Er hatte eine Tochter, — es war ſein einziges Kind, — welche ſich mehr ſelbſt überlaſſen war, als es Mädchen im Allgemeinen zu ſein pflegen, und, wiewohl ſie eine ſorgſame Erziehung erhielt und ungewöhnliche Fortſchritte machte, gab dieſe abgeſonderte Lebensweiſe ihrem Charakter doch eine gefährliche Richtung. Sie lebte ganz nach ihrer eigenen Phantaſie wie ihr Vater, und dadurch entwickelte ſich allmählig eine Dreiſtigkeit, welche mehr gepaßt hätte für einen Knaben, nebſt lauter überſpannten Ideen über die menſchlichen Verhältniſſe. Der alte Herr war bruſtſchwach, er ſehnte ſich nach Veränderung; deßhalb verkaufte er ſeine Beſitzung und reiſte nach Italien. Mehrere Jahre hindurch erhielt mein Vater fortwährend Briefe von ihm; er erzählte oft von ſeiner Tochter, ſie war ſeine Freude und ſein Stolz, in ihrem erleuchteten Verſtand fand er eine ganze Welt; aber mein Vater bemerkte leicht hieraus, daß die Erziehung, welche das junge Mädchen übrigens empfing, ſie unfähig machen mußte, ſich glücklich zu fühlen in der Gemeinſchaft mit anderen Menſchen, wenn ſie ihr jetziges mehr geregelten vertauſchen ſollte. Mein Vater machte dem Grafen Vorſtellungen hierüber; aber dieß bewirkte nur, daß der Briefwechſel aufhörte; denn der alte Herr konnte am wenigſten von Allem in dieſem Punkte Widerſpruch ertragen. Das Mädchen erwuchs und ward hübſch; ſie war überſpannt in allen ihren Gedanken und hegte eine entſchiedene Verachtung vor aller weiblichen Abhängigkeit. Bei alle dem war ſie nicht ohne Weiblichkeit. Ich kann mir wohl vorſtellen, daß ſie eine höchſt anziehende Erſcheinung geweſen ſein mag in der großen Welt, wo oft ſo viel Einförmigkeit herrſcht."

„Von Italien reiſte der Graf nach Liſſabon; die Aerzte hatten ihm gerathen, das Klima in Madeira zu verſuchen, da ſeine Bruſt ſehr angegriffen war. Er hatte ſein Vermögen einem großen Handelshauſe in Hamburg anvertraut, das fallirte, und der Graf verlor ſein Vermögen. Die Nachricht hiervon wirkte ungünſtig auf ſeinen Geſundheitszuſtand, der plötzlich eine entſcheidende Wendung nahm und ihn erinnerte, daß ſeine Stunden ſchon gezählt wären. Sein höchſter Wunſch war nun, ſeine Tochter nach Dänemark zurückzubringen und in ſeinem Vaterlande zu ſterben; aber er war ſchon zu ſchwach, um eine ſolche Reiſe in einer rauhen Jahreszeit anzutreten. Unter dieſen Umſtänden lag ihm das Schickſal ſeiner Tochter ſehr am Herzen; es ſchien, als habe er allmählig einſehen gelernt, daß die Erziehung, die er ihr gegeben hatte, nicht hinreichend ſei für ein junges verlaſſenes Mädchen; er wünſchte deßwegen, ſie der Leitung meinen Vater, räumte viel von dem ein, was er früher nicht hatte zugeſtehen wollen, empfahl ſie ſeinem Schutz und bat ihn, ihr Vormund zu ſein in Verbindung mit einem Oheim, dem es der Verwandtſchaft nach zukam, die Angelegenheiten des Mädchens zu beſorgen. Es war der erſte Brief, den mein Vater nach langer Zeit von dem Grafen empfing. Er machte ihn darin aufmerkſam auf die überſpannten Ideen und phantaſtiſche Lebensweiſe und war in Unruhe über ihren ungewöhnlichen Charakter, der ſie unglücklich machen würde. Um dieſelbe Zeit befand ſich ein däniſcher Edelmann in Liſſabon auf der Heimreiſe nach Dänemark. Es war ein Mann von uralter Familie mit einem berühmten Namen, alſo ein wahrer Edelmann, denn er hatte eine Reihe von Ahnen, welche ihn auffordern mußten, ſeinen Schild unbefleckt zu erhalten. Er reiſte nach Dänemark, um ſich mit einer reichen Couſine zu vermählen, mit der er ſeit längerer Zeit verlobt war. Es war ein Mann von einigen und vierzig Jahren. In der verlaſſenen Lage, worin ſich der kranke Graf befand, rief er ſeinen Landsmann zu ſich, übergab ihm feierlich ſeine Tochter mit allem dem Vertrauen, das ein rechtlicher Edelmann auf das Verſprechen ſetzen kann, das ein anderer Edelmann einem Sterbenden giebt. Er bat ihn, der Verlaſſenen Vater zu ſein, bis er ſie ihrem Verwandten habe übergeben können, und der Graf — denn es war auch ein Graf, aber ein alter Graf, der nicht nöthig gehabt hätte, der Stifter eines neuen Geſchlechts zu ſein — der Graf gelobte dieß, er ſchwur ihr ein Vater zu ſein, ein ſorgſamer Bruder, ein Beſchützer. Der Alte drückte ihm die Hand und ſtarb ruhig. Er ward in Liſſabon begraben, und nun begab ſich die Comteſſe auf die Heimreiſe mit ihrem zweiten Vater, ihrem Beſchützer. Die Reiſe war lang und beſchwerlich; eine Reiſe durch Portugal und Spanien führt manche und nicht vorauszuſehende Zufälle mit ſich. Der Graf war hübſch, gewandt, ritterlich in ſeinem Weſen, die Comteſſe war jung, überſpannt, unbekannt mit der Welt. Ihres Vaters Vertrauen ward verrathen, ihr eignes hintergangen — der Graf führte eine Verzweifelnde in ihre Heimath zurück und hatte ſich einen neuen Siegerkranz gewunden — aber einen theuer erkauften, denn des Sterbenden Wort laſteten auf ſeinem Gewiſſen."

Struenſee ſchwieg. Der alte Graf hatte mehrmals eine ungeduldige Geberde gemacht. Jetzt wandte er ſich plötzlich gegen Struenſee und betrachtete ihn mit einem ſtrengen Blick. Struenſee ſah nicht auf, aber er fühlte die Wirkung dieſes Blicks, dem er nicht die Kraft hatte zu begegnen. Dieſe Schwachheit, die er ſich ſelbſt geſtehen mußte, erbitterte ihn noch mehr gegen den Grafen. Ohne die Augen zu erheben fuhr er fort:

„Ihre Excellenz ſind wahrſcheinlich neugierig, den Schluß dieſes Abenteuers zu erfahren. Die Dame ward unglücklich, unglücklich für ihr ganzes Leben, der Friede ihrer Seele war vernichtet, ihr Gewiſſen durch einen ewig mahnenden Fehltritt belaſtet. Ihr mitleidiger Oheim that alles Mögliche, um dem Aergerniß vorzubeugen, das die Ehre einer alten Familie zerſtört haben würde.

Der Graf vermählte ſich bald darauf mit ſeiner reichen Couſine, die arme Comteſſe hatte er wahrſcheinlich vergeſſen — wenigſtens hat ſie nie Grund gehabt, etwas Anderes anzunehmen, und es iſt vielleicht ihr einziger Troſt, daß ſie vergeſſen iſt von einem Manne, den ſie — — für den ſie – — — in Wahrheit ich bin in Verlegenheit, wie ich mich ausdrücken ſoll. Genug, die Comteſſe hegt vollkommen dieſelben Begriffe von eines Edelmannes Ehre und von der Gewiſſenloſigkeit eines gekränkten Vertrauens, welche Ihre Excellenz ſo eben zu äußern beliebten. Und ich für mein Theil, ich unterſchreibe von ganzem Herzen dieſe Grundſätze. Ich hoffe, daß ich nie den Vorwurf verdienen werde, ſie vergeſſen zu haben.“

Graf Tannenberg erhob ſich und ſtand vor Struenſee, der ſich auch erhob, da ſein Gaſt aufſtand.

„Und was iſt nun Ihre Meinung mit dieſer langen Geſchichte?“ fragte Tannenberg mit einer Miene, welche zeigte, daß dieſer Abſchnitt ſeines eigenen Jugendlebens nicht mehr fähig war, auf ihn Eindruck zu machen. „Sie ſind indiscret geweſen, — das vergebe ich Ihnen, weil Sie in Verlegenheit waren und das Erſte das Beſte ergriffen, was Ihnen einfiel. Sie ſind impoli geweſen, — das vergeb' ich Ihnen auch, wegen des Mangels an Klugheit, den Sie dadurch verrathen haben. In der That, Herr Struenſee, ich habe Sie für mehr gehalten, als Sie ſind. Es thut mir leid um Sie. Laſſen Sie mich Ihnen den Rath geben, daß Sie inskünftige nachdenken, ehe Sie ſprechen, und daß Sie ſich nicht erlauben, einen Mann zu beurtheilen, — — — der immer zu hoch für Sie geſtanden hat, als daß Sie ſeine Handlungen beurtheilen könnten. — Ich habe Ihnen eine Frage vorgelegt," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort. „Sie läßt ſich nicht mit Geſchichten abweiſen. Haben Sie keine andre Antwort für mich? Wollen Sie — laſſen Sie uns die Sache beim rechten Namen nennen — wollen Sie die Macht gutwillig in diejenigen Hände legen, denen ſie zukommt? Es iſt kein Wunſch, mein Herr, es iſt eine Forderung, die ich im Namen Aller an Sie thue! Wollen Sie unſere Forderungen erfüllen?"

„Ihre Excellenz wünſchen Unmöglichkeiten," antwortete Struenſee und ſchüttelte beſtimmt mit dem Kopfe. „Die Macht, die der König mir anvertraut hat, die kann auch nur der König beſchränken, und Forderungen können Nichts mir vorſchreiben, Nichts, Herr Graf."

Tannenberg betrachtete ihn einen Augenblick ſtillſchweigend. Dann wandte er ſich von ihm und ſagte mit Heftigkeit: „Leben Sie wohl, Graf Struenſee!"

Die Ruhe, die er affectirt hatte, war plötzlich vorbei, und indem er Struenſee verließ, beinahe ohne ihm die allgemeine Höflichkeit zu beweiſen, verrieth er nur allzu ſehr, daß er an der zarteſten Stelle verwundet war. Struenſee ſah ihm nach mit einer faſt kindiſchen Freude. Der Läufer meldete den Grafen Roſen.

Der Graf hatte den Grafen Tannenberg im Vorgemach getroffen, wie er hindurchſtürmte, ohne die Verſammlung zu beachten, welche den erbitterten Staatsmann mit Erſtaunen betrachtete. Struenſee erzählte dem Grafen einen Theil ſeines Geſprächs. Roſen hielt es zum Theil mit Tannenberg, auch er machte Struenſee'n manche Einwendungen gegen ſein Verfahren, und des alten Diplomaten ruhige, freundliche Worte machten einen weit tiefern Eindruck auf ihn als Tannenbergs ſtolze Heftigkeit. Struenſee vertheidigte ſein Syſtem. Er ergoß ſein Herz vor dem alten Grafen und ſprach mit warmer Begeiſterung von den Plänen, die er ausgeführt hatte, und von denen, die er noch im Sinn hatte auszuführen. Es war eine Fülle von neuen Ideen, die er entwickelte; es war einer ſpäteren Zeit vorbehalten, ſie zur Reife zu bringen. Aber Struenſee's friſcher, glühender Eifer für das Allgemeinwohl, und ſeine klaren Anſchauungen der beſtehenden Mängel erhoben ihn hoch unter ſeinen Zeitgenoſſen.

„Sie ſind ein wackerer Mann mit einem redlichen Willen, Sie haben viele Kenntniſſe, viele Tüchtigkeit, aber Sie erreichen doch nicht das Ziel,“ ſagte Graf Roſen nach einer langen Unterhaltung, worin Struenſee ihm ſein Syſtem entwickelt und ſein edles Ziel bezeichnet hatte.

„Und warum nicht?“ brach Struenſee aus. „Vorausgeſetzt, daß Sie mich richtig beurtheilen, warum ſollte ich da nicht zum Ziele gelangen?“

„Sie fragen mich ohne Rückhalt, und ich will Ihnen ohne Rückhalt antworten. Weil Sie die Form verfehlen. Schon in Ihrer Stellung auf einem ſo hohen Platze werden Manche eine Verletzung der Form erblicken, welche beſtändig beobachtet iſt, eine Verletzung, welche man Ihnen nicht leicht verzeiht, weil ſie ein verjährtes ariſtokratiſches Privilegium umſtößt. Werfen Sie nur einen Blick auf Ihre Handlungen, nachdem Sie Miniſter geworden ſind, und finden Sie da immer die Form beobachtet? Konnten nicht manche Dinge auf eine andre Weiſe bewerkſtelligt werden, um daſſelbe Reſultat zu geben? Vielleicht ſogar ein vollſtändigeres? Ich ſah neulich eine Cabinetsordre von Ihnen, welche vier von den Mitgliedern des höchſten Gerichtshofes außer Wirkſamkeit ſetzte. Nichts hat mich in einem ſo hohen Grade überzeugt, daß ich Recht habe, als dieſe Ordre, die jene Männer gradehin zu untauglichen Drohnen im Bienenkorbe ſtempelt.“

„Vier ſo jämmerliche Herren ſollen noch länger die Leitung haben?“ brach Struenſee eifrig aus. „In des Landes höchſtem Gerichtshof? Mein Gott, ſoll denn die Autorität des höchſten Rechts wegen vier elender Taugenichtſe leiden? Nein, was unbrauchbar und ſchädlich iſt, ſoll nicht erhalten werden, ſondern muß weichen. Amputationen können ſchmerzlich ſein, aber ſie ſind oft die einzige Rettung, und es geht mit dem Staat wie mit dem Leibe; das einzelne Glied muß fort, um das Ganze zu erhalten.“

„Aber der Arzt behandelt den Kranken nicht mit unnöthiger Härte,“ ſagte Graf Roſen. „Entfernung wäre genug geweſen; warum entfernen Sie ſie auf eine ſo brusque Weiſe. Dieß iſt eine Form, die, ohne den mindeſten Vortheil zu gewähren, Feindſchaft und Haß erweckt, und einer Handlung der Gerechtigkeit den Schein der Willkür giebt.“

Struenſee ſchwieg. „Man erhebt manche ungerechte Beſchuldigungen gegen Sie,“ fuhr Graf Roſen fort, „aber auch einige gegründete. Sie vernachläſſigen oft Kleinigkeiten, weil Sie dieſelben für unwichtig halten. Aber was iſt Kleinigkeit für einen Mann in Ihrer Stellung? On est grand homme à propos de tout, ou à propos de rien. Ihre Stellung iſt gefährlich, denn es fehlt Ihnen ein Stützpunkt. Wo wollen Sie ihn ſuchen? In Ihrem guten Willen? Nicht einmal in Ihren beſten Handlungen werden Sie ihn finden. Nichts vergißt man ſo ſchnell wie gute Handlungen. Sie ſtehen iſolirt, Graf Struenſee. Sie gehören offenbar einer neuern zukünftigen Zeit an und treten doch allein in den Kampf gegen eine ganze, alte, beſtehende Welt. Die Anzahl Ihrer Feinde wächſt fortwährend, und dieſe ſind mächtig, ſind vorſichtig. Alles das wiſſen Sie und trotzen dennoch? Ich wiederhole abermals, es iſt gegen die Form, ſeine Feinde mit Zurückſetzung zu behandeln. Sie halten die verwittwete Königin und deren Sohn vom Könige fern. Aber wie lange kann dieß Syſtem fortgeſetzt werden, und wie unſicher iſt es nicht? Geben Sie es auf, ich bitte Sie, Ihrer ſelbſt wegen und einer hohen Perſon wegen, die uns Beiden theuer iſt, und die Sie dadurch der Gefahr ausſetzen. Sie kränken die höchſten Familien des Landes und ſind ſelbſt derjenige, welcher ſie zwingt, Ihre Gegner zu ſein; weshalb wollen Sie eine Form wählen, die Sie verhaßt macht, ſtatt daß Sie geliebt ſein könnten? Sie ſehen, Graf Struenſee, daß ich offenherzig gegen Sie bin; ich bitte Sie, meine Offenheit für das anzunehmen, was es iſt, für einen Beweis meiner Hochachtung gegen Sie. Von ſeinen Freunden ſoll man die Wahrheit hören. Warum haben Sie den Erbprinzen aus der königlichen Loge entfernt? Sie haben ihn der öffentlichen Aufmerkſamkeit ausgeſetzt, Sie haben ihm eine fühlbare Kränkung zugefügt, und dieſe Kränkung wird um ſo bitterer, da Sie ſelbſt und Graf Brandt ſich immer in der königlichen Loge zeigen. Ihre Freunde halten ſich nun berechtigt, dem Prinzen weniger Aufmerkſamkeit zu beweiſen, das fällt nur auf Sie zurück. Die große Maſſe von Schmähſchriften, die nicht blos Sie als den erſten Beamteten des Staats verhöhnen, ſondern nicht einmal den König und die Königin verſchonen, kann Sie davon überführen, daß alles dieß eine tiefere Wurzel hat, als Sie zu glauben geneigt ſind.“

„O, ſo wird auch das gegen mich gekehrt, wodurch ich am ſicherſten Glück hervorzurufen glaubte,“ brach Struenſee mit Heftigkeit aus. „Ich habe die Wahrheit ans Licht ziehen und die Schlechtigkeit hindern wollen, im Dunkeln zu triumphiren; ich habe alte Irrthümer entſchleiern wollen und Jeden nach ſeiner Einſicht mittheilen laſſen, was er für das Beſte hält; deßwegen gab ich Preßfreiheit. Sie artete in Frechheit aus, ſie übertrat die bürgerlichen Geſetze, ſie entheiligte das Familienleben und predigte Aufruhr. Sie ſelbſt zwang mich, ſie einzuſchränken, ich mußte Jeden verantwortlich machen für ſeine Worte, ich mußte die Bosheit hindern, mit ihren vergifteten Pfeilen unter dem Deckmantel der Anonymität zu verwunden. Aber geſetzliche Schreibefreiheit beſteht noch hier im Lande, und ſoll beſtehen, ſo lange ich beſtehe. Ich hätte ſie aufheben können; aber ich habe ihr nur die nothwendigſten Grenzen gezogen, und wie hat man mir dafür gelohnt? Es iſt nicht der Pöbel allein, der mich verhöhnt. Es ſind wiſſenſchaftliche Männer, welche ihre Feder meinen Feinden leihen, und nicht allein meinen, ſondern auch die höchſten Namen mit giftigem Spotte beſudeln. Sehen Sie einmal dieſen Haufen von Schandſchriften. Die giftigſten derſelben — ich weiß es mit Gewißheit — die ärgſten derſelben ſind aus den Federn von Leuten gefloſſen, die ich ſelbſt geehrt und unterſtützt habe. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß unter dieſen ſchmutzigen Pasquillanten Männer ſind wie Suhm und Langebeck?"

„Das iſt die Mythe vom Cadmus, der Drachenzähne ausſäte," antwortete der Graf. „Das mythologiſche Wunder lebt von Neuem auf. Sie erinnern ſich, daß Cadmus, nach der Beſiegung des Drachen, deſſen Zähne auf Minerva's Rath ausſäte. Eine unerwartete Saat ſproß aus der Erde hervor, bewaffnete Kämpfer waren es; aber dieſe kriegeriſche Saat rächte ſich an dem armen Cadmus, der beſiegt wurde und acht Jahre als Sclave dienen mußte. Ich hoffe, daß die Mythe nicht vollſtändig wird, — es wird auf Sie ſelbſt ankommen, ſich davor zu ſchützen."

„Ja, Gott weiß, daß ich ein Sclave bin, ein elender abhängiger Sclave, der mit hundert Schellen gefeſſelt iſt," brach Struenſee ſeufzend aus. „Ich träumte von Freiheit und von Glück, aber ich fand nur Bande und — — — O mein Traum von Selbſtſtändigkeit! Wie iſt er vernichtet!“

„Der ſelbſtſtändigſte Mann iſt oft der, welcher es am wenigſten zu ſein ſcheint,“ ſagte Graf Roſen. „Die große Kunſt, die Menſchen zu leiten, beſteht darin, ſcheinbar zu ihnen hinabzuſteigen und ſich ſelbſt den Gedanken zu bewahren, der ſie regiert. Sie müſſen glauben, daß ſie ſelbſt die Verſtändigen ſind, und dann kann man ſie führen, wohin man will. Alles Andre verwundet die menſchliche Eitelkeit, und das iſt die gefährlichſte von allen menſchlichen Schwachheiten. Haben Sie dieſe alte Regel immer befolgt? Haben Sie ſie in dem Geſpräch befolgt, das Sie mit Graf Tannenberg eben führten? Sie haben ihn empfindlich verwundet. Es war nur zu deutlich, daß nicht blos die abſchlägige Antwort für ſeinen Neffen ihn ſo außer ſich geſetzt hatte, Sie haben einen noch empfindlichern Nerven verletzt. Aber haben Sie ſich durchaus nichts vorzuwerfen? Wenn dieß nur im mindeſten der Fall iſt, ſo rathe ich Ihnen als Ihr Freund, ſich mit dem Grafen zu verſöhnen, denn er iſt ein zu gefährlicher Feind, als daß Sie ihn gleichgültig behandeln dürften. Selbſt wenn Sie dieß mit Beſeitigung Ihrer Eigenliebe thun müßten, haben Sie dieß Opfer zu bringen. Sie können ihn leicht für immer gewinnen — aber Sie können ihn eben ſo leicht für immer verlieren, und dann iſt die Gefahr größer, als Sie vielleicht glauben.“

Struenſee war nachdenklich geworden bei des Grafen freundſchaftlichen Vorwürfen; er wußte, daß Roſen es ehrlich meinte, und er hatte Achtung vor des alten Mannes klarem Blick. Er beichtete offenherzig ſeinen vollſtändigen Verſtoß gegen Tannenberg. Der Graf ſchüttelte mißvergnügt den Kopf und ſagte: „Sie ſind ſehr unvorſichtig geweſen. — Und die näheren Umſtände dieſer Begebenheit, kennen Sie auch die?“

„Nein,“ antwortete Struenſee. „Ich habe Alles erzählt, was ich wußte.“

Dieſe Antwort ſchien den Grafen zu freuen. Sie ſprachen noch lange von den verſchiedenen Parteien am Hofe. Struenſee klagte, daß man ganz gegen ſeinen Rath ſo wenig thue, den ruſſiſchen Miniſter zu gewinnen; hier ſei ſein Beſtreben geſcheitert an einem entſchiedenen perſönlichen Widerwillen der Königin gegen Pilzonoff und zumal gegen die Comteſſe Reiffenſtein. Es ſei unmöglich, die Königin abzuhalten, daß ſie nicht bisweilen ihrer üblen Laune Luft mache, ungeachtet ſie einſähe, daß ſie dieſe Perſonen durch dieſe ſtets wiederholten Ausfälle und Andeutungen erbitterte.

„Geben Sie ein gutes Beiſpiel,“ ſagte Graf Roſen. „Setzen Sie Ihren eigenen gekränkten Stolz der Sache wegen bei Seite, verſöhnen Sie ſich mit dem Grafen Tannenberg, ehe es zu ſpät iſt, und verſuchen Sie die gekränkte Form herzuſtellen, ſo viel es Ihnen möglich iſt. Glauben Sie mir, es wird Segen tragen, und Sie werden es nicht bereuen, den Rath eines alten Mannes befolgt zu haben, der noch nicht vergeſſen hat, wie die

Jugend fühlt. Es würde mir lieb ſein, wenn Sie dieſen Entſchluß recht feſt bei ſich werden ließen — und ihn ohne Zeitverluſt ausführten. Verſöhnlichkeit iſt an und für ſich eine Tugend, welche faſt immer gute Früchte für den trägt, der den erſten Schritt thut, und Niemand iſt für eine gute Handlung zu vornehm. Graf Tannenberg iſt ſtolz, aber er kam nicht zu Ihnen, um Sie zu beleidigen; Sie haben ihn aber vorſätzlich beleidigt. Il n'y a pas de mal, de faire de tems en tems un peu de bien," fügte er lächelnd hinzu, indem er aufſtand, um Abſchied zu nehmen. „Man kann nie wiſſen, wozu es gut ſein kann."

„In Wahrheit, Herr Graf, Sie haben mich umgewandt," ſagte Struenſee, ich bitte Sie, mich öfter mit Ihrem Rath zu beehren, ich werde Sie als meinen Beichtiger betrachten, wenn Sie es erlauben. Ja, ich will den Grafen Tannenberg aufſuchen wie zufällig, und ihm die Hand zur Verſöhnung bieten."

„Warum wie zufällig?" ſagte Graf Roſen. „Halbe Maßregeln ſind ſchlimmer als gar keine. Thun Sie einen entſcheidenden Schritt, gehen Sie zu ihm, das läßt ſich ſchon thun, ohne ſich zu demüthigen. Seine Fehler einzugeſtehen, iſt wahrer Stolz, edler Stolz, der nichts Entwürdigendes hat. Stolz iſt überhaupt niemals niedrig, das iſt nur die Eitelkeit, welche allemal im Staube kriecht, wie hoch ſie auch ſtehe."

Struenſee klingelte. „Mein Wagen ſoll vorfahren. Weißt Du, ob Graf Tannenberg nach Hauſe fuhr?"

„Seine Excellenz gingen von hier zu Ihrer Majeſtät, der verwittweten Königin,“ antwortete der Läufer. „Aber er iſt von da ſchon wieder fort. Er befahl dem Kutſcher, zu dem ruſſiſchen Miniſter zu fahren.“

„So brauche ich den Wagen nicht. Es iſt gut.“ —

Als der Diener fort war, betrachteten der Graf und Struenſee einander einige Augenblicke ſchweigend. Endlich ſagte Struenſee: „Sie ſehen, das Schickſal widerſetzt ſich meiner Abſicht. Es iſt nicht meine Schuld, — aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mich morgen mit dem Grafen Tannenberg verſöhnen werde, wenn er ſich verſöhnen laſſen will.“

„Ich wünſchte, daß der Graf ſich nicht gleich von hier zur verwittweten Königin begeben hätte,“ ſagte Roſen. — „Wohlan, ich habe Ihr Wort. Morgen, — aber nicht ſpäter!“

„Auf mein Wort, morgen!“ antwortete Struenſee. „Heute hat Graf Tannenberg überdieß zu viel zu thun mit den Myſtificationen, die er heute Abend auf der Maskerade ausführen will. Er wird natürlicherweiſe brilliren in verſchiedenen Anzügen, wovon die eine noch prächtiger iſt als die andre. Ich habe drei von ſeinen Trachten ausgeſpürt, aber ich werde thun, als ob ich ihn nicht kenne, um nicht ſeine mauvaise humeur zu vergrößern. Es wird eine brillante Maskerade, mit mehreren allerliebſten Quadrillen. Ich kenne kein Vergnügen, das ich einer Maskerade vorzöge. Aber es iſt wahr, ich bin mit meinem eigenen Anzug noch nicht in Ordnung. Mein Modehändler wartet im Vorgemach. Das iſt die wichtigſte Audienz an einem Maskeradentage," fügte er lächelnd hinzu. „Dieſer Tag gehört der Freude. Morgen iſt auch ein Tag; der ſoll meiner moraliſchen Beſſerung gewidmet ſein. Sie können ſich auf mich verlaſſen, Herr Graf, Sie ſollen morgen mit mir zufrieden ſein."

Der alte Graf drückte ihm die Hand und verließ ihn mit leichtem Herzen. Auch Struenſee fühlte ſich wohlgemuth, denn er hatte ſich ſelbſt beſiegt, und ein ſolcher Sieg hat ſeine Belohnung in ſich ſelbſt.

Graf Struenſee hatte Recht, es war eine brillante Maskerade, und vielleicht die prächtigſte und lebendigſte von allen bisherigen. Aber die ganze Beaumonde der Hauptſtadt war auch mehrere Tage in Bewegung geweſen, um ſie zu verherrlichen. Das Hoftheater auf Chriſtiansburg, in dem einen halbrunden Seitengebäude über den königlichen Ställen, war faſt nicht groß genug, um alle Eingeladenen zu faſſen, ungeachtet mehrere Säle und Cabinette in Verbindung mit dem Theater geſetzt waren. In allen Gängen wimmelte es von maskirten Gäſten, die ſich zum Feſte begaben. Kammerjungfern, Hofbediente und eine Menge begünſtigter Zuſchauer ſtanden in Reihen, um dieſe prachtvollen und wechſelnden Aufzüge anzuſehen. Die große Reitbahn innerhalb des äußerſten Schloßthors war mit geringeren Zuſchauern erfüllt, denen es genügte, die vornehmen Pferde und Equipagen zu betrachten nebſt den Läufern, deren kniſternde Fackeln einen brandrothen Schein über die bewundernde Menge und auf die alten Schloßmauern warfen. Ueberall war Gedränge.

Der franzöſiſche Opernſaal, wie das Hoftheater damals genannt wurde, war aufs Prächtigſte geſchmückt; unzählige Kronleuchter und Spiegellampen hoben die reiche Vergoldung der Logen, die inwendig mit Sammet und Seide behangen waren. Der Fußboden, wo die Zuſchauer ſonſt ſaßen, war in gleiche Linie mit der Bühne erhoben, ſo daß das Ganze einen einzigen großen Saal ausmachte. Ein zahlreiches Orcheſter nahm die Seiten der Bühne ein, welche einen Hain darſtellte. Im Hintergrunde führte eine große Laubhütte, mit matten, bunten Lampen behangen, zu kleinen Seitencabinetten, die mit rothem Damaſt überzogen waren, und deren reicher Schmuck mit prächtigen Spiegeln, funkelnden Kronleuchtern und vergoldeten Canapees deutlich zeigte, daß ſie zunächſt für die königlichen Herrſchaften beſtimmt waren. Ein halbrunder Saal im Hintergrunde ſchloß das ſchöne Perſpectiv, das durch die Spiegel an den Wänden dieſes Zimmers verdoppelt wurde; es war der Foyer des Theaters. Eine Reihe großer prachtvoller Säle füllte den Reſt dieſes Flügels.

Die Maskerade war in vollem Gange, ein feſtlicher Aufzug löſte den andern ab, Alles drängte ſich nach dem

Theaterſaal, die Logen waren beſetzt, unten wimmelte es von luſtigen bunten Masken. In einer der kleinen rothen Cabinette ſaß Liſette an einem Fenſter, das hinter der großen Gardine aufſtand, um Kühlung zu verſchaffen. Da ſie zur Aufwartung der Königin zugegen war, entfernte ſie ſich nur auf einzelne Augenblicke von ihrem Platze. Sie ſaß mit der Hand auf das Fenſterbret geſtützt und ſtarrte hinaus in die mondhelle Nacht. Der bewölkte Himmel ſtritt mit dem Lichte des Vollmonds, und ſchwere Schneewolken jagten unaufhörlich dem Monde vorüber. Die Glocke ſchlug Zwölf. Die tiefe gewaltige Glocke im Schloßthurm ſandte ihre gebieteriſche Stimme aus, und gleichſam als ob Alles, ſelbſt die Zeit nicht ausgenommen, dem Gebot der Königsmacht gehorchte, wiederholten alle Kirchglocken die Schläge mit unterthänigem Laut. Dieſe klangvollen Stimmen waren erklungen längſtentſchlummerten Menſchengeſchlechtern; alle andern Stimmen waren verſtummt, dieſe lebten noch, und werden künftigen Geſchlechtern erklingen mit einem Laute, welchen die Jahre nicht ſchwächen. Der Wächter ſang ſeinen Vers. Liſette war trübſinnig und fühlte ſich verlaſſen, ſie dachte an den Tod, der Alles ebnet und gleich macht; denn alle die, welche jetzt fröhlich und zuverſichtlich waren, ſollten einſt eine höhere Freude gewinnen, eine unvergängliche; aber alle die, welche jetzt bange und betrübt waren, ſollten einſt den Troſt finden, der in dem ſchönen Vers enthalten iſt, womit die Mitternachtsſtunde nach altem Brauch noch jetzt in Kopenhagen verkündigt wird:

Um Mitternacht wollt werden
Der Menſchen Heil geborn,
Zum Troſt für uns auf Erden,
Die wir ſonſt warn verlorn.
Die zwölfte Stund jetzt iſt;
Mit Zung und Mund,
Von Herzens Grund
Empfehlt euch Jeſum Chriſt. — *)

Und dieſer fromme Vers gab Liſetten ein Gleichgewicht und eine Ruhe, die ſie vermißt hatte, und zerſtreute die ſchwermüthigen Gedanken, womit ſie dieſe der Freude gewidmete Nacht begonnen hatte. Sie ſchlich leiſe aus dem Cabinet und wählte beſcheiden einen Platz in der halbdunkeln Laubhütte, von wo ſie das Feſt überblicken konnte.

Alle Logen waren beſetzt. In der königlichen Loge ſtand des Königs Spieltiſch in einer Ecke. Die vornehmſten Hofleute füllten die Logen; der König ſprach mit dem Grafen Saint-Germain, der ſich nicht dazu verſtehen konnte, das blaue Band des Elephantenordens unter dem Domino zu verbergen. Die Königin ſaß mit der Hand unter der Wange, und den Ellbogen geſtützt auf das rothe Sammetkiſſen mit Goldfranſen, welches den Rand der Loge bedeckte. Ein Mann in einer prächtigen Rittertracht ging durch den Saal, ſtolz wie ein König, im Bewußtſein ſeines Ranges und ſeiner prachtvollen Tracht, die unſtreitig die koſtbarſte war auf der ganzen Maskerade. Es war Graf Tannenberg. Als

---

*) Dieß iſt die uralte Ueberſetzung des Biſchofs Kingo, der den däniſchen Wächtervers verfaßte.

er der Loge der Königin vorbeikam, wandte er unwillkürlich den Kopf nach der entgegengeſetzten Seite, indem ein unmerklicher Seufzer einer Bruſt entſtieg, die vielleicht nie zuvor einen Seufzer ausgeſtoßen hatte. Eine alte Zigeunerin folgte ihm wie ſein Schatten, ohne daß er es zu bemerken ſchien; jedesmal wenn der Graf ſtille ſtand, hielt auch ſie an, um jedes Wort, das aus ſeinem Munde ging, zu belauſchen. Grade vor der königlichen Loge ſtand ein Magier, deſſen Zauberſtab ſich unwillkürlich ſenkte, als der Ritter einen Augenblick vor ihm anhielt; er betrachtete ihn ſtarr, als ob er mit ihm ſprechen wolle, erhob ſeine ſchlanke Geſtalt noch höher und ging ſodann weiter, ohne ein Wort zu ſagen. Dieſer Magier, umſchlungen von einem Gürtel mit dunkeln, myſtiſchen Zeichen, dieſer Zauberer, der das Vorurtheil mit ſeinem mächtigen Stabe beſiegt und das Schickſal gezwungen hatte, ihm zu gehorchen, — und doch nicht abwenden kann, was ihm die nächſte Stunde bringen wird, es iſt Graf Struenſee, noch in dieſer Stunde der allmächtige Miniſter. Hinter des Königs Stuhl ſteht ein Herr im ſchwarzen Domino mit einem Barett und Federbuſch, es iſt Graf Brandt. Seine feurigen Augen, ſein kluges Geſicht und ſeine braune Geſichtsfarbe waren unter einer Halbmaske verſteckt, welche jedoch nicht den untern Theil des Geſichts bedeckte, ſo daß man deutlich erkennen konnte, wie blatternarbig es war. Ungeachtet er wohl wußte, daß nur wenige Damen zugegen waren, welche nicht auf ihn, den erklärten Günſtling des ſchönen Geſchlechts, Acht gaben, ſo war doch in ſeinem Ausdruck und in ſeiner Stellung eine anziehende Beſcheidenheit, die ſich in ſeiner Unterhaltung mit Damen am deutlichſten zeigte. Wenn man ihn an ſonſt nichts erkannt hätte, ſo wäre es doch leicht möglich geweſen an ſeiner kecken Haltung und an einem ſehr charakteriſtiſchen Wurf des Kopfes, der ihm ſehr gut ſtand. Graf Brandt war von einer altadelichen Familie; ſeine intime Freundſchaft mit Struenſee hatte ihn zum Grafen gemacht. Man ſtellte häufig Vergleichungen an zwiſchen den beiden Freunden, und die Ariſtokratie ſprach ſich ſtets zu Gunſten des Grafen Brandt aus, welche die Macht des Blutes in ſeinen geringſten Bewegungen ſpürte. Er grüßte mit der Hand zu einem Bettelmönch hinunter, der mit ſeinem Beutel unter dem Arm ging, um Almoſen für eine unglückliche Familie zu ſammeln; es war Graf Roſen. Morgen verdoppelt er ſelbſt die eingeſammelte Summe und ſchafft ein Paradies, wo heute Abend nur Kummer und Mangel herrſcht. Zu ſeiner Seite geht eine Nonne mit dem Roſenkranz in der Hand; es iſt Eliſabeth. Sie nickt freundlich einer alten Dame zu, welche in der Loge ſitzt nicht weit von der Königin. Die alte Dame, welche ſo aufrecht und doch ſo ehrerbietig daſitzt, iſt die Geheimerathin Helmſtorff. Ein Ritterjüngling will ſich durch den Schwarm drängen, um ſich der Nonne zu nähern; aber eine Türkin bemächtigt ſich ſeines Arms und fordert ihn auf, ihr Begleiter zu ſein. Er muß ihr zu der königlichen Loge folgen. Der ſehnſuchtsvolle Blick, welchen der Knappe nach der Nonne wirft, verräth den Sophus, und die ausgelaſſene Schelmerei, womit die

Türkin ihn zwingt, die Richtung ſeiner Schritte zu verändern, bezeichnet die Generalin Geldern. Wenn man noch nicht wüßte, daß die Zigeunerin die Comteſſe Reifſenſtein ſei, ſo würde man es errathen können an der zärtlichen Aufmerkſamkeit, welche ihr eine Maske beweiſt, die nichts als Pirouetten und Battements macht. Die ſeltſame Zuſammenſetzung der Tracht derſelben, welche zu erkennen geben ſoll, daß Oberſt Held einer von den Bewohnern des Olymps iſt, bezeugt, wie verwirrt des Oberſten mythologiſche Vorſtellungen ſind.

Die Königin war den ganzen Tag zerſtreut geweſen. Dieſe Laune verfolgte ſie auch auf der Maskerade; ſie wechſelte mehrmals ihren Anzug, als ob ſie mit dem veränderten Kleide auch den Mißmuth ablegen wollte, der ihr den größten Theil der Freude raubte; aber dieß Vorgefühl ließ ſich gleichwohl nicht bezwingen. Die Generalin Geldern bemerkte es und ſagte: „Ihre Majeſtät gleichen ſich ſelbſt nicht heut Abend. Nicht einmal die Maske iſt im Stande, dieſen Ernſt zu verbergen, der mit den Umgebungen nicht harmonirt.“

„Ich bin wehmüthig geſtimmt,“ antwortete die Königin, welche gedankenvoll den Aufzug und die Quadrillen betrachtete, welche ſich im Saale unten bewegten. „Ich weiß ſelbſt nicht warum. Ich habe keinen Grund dazu. Nicht einmal dieß luſtige Getümmel kann mich aufmuntern. Ich könnte jeden Augenblick weinen.“

„Ihre Majeſtät machen mich ganz unruhig. Sie ſind doch nicht krank?“

„Nein, Cäcilie, mir fehlt nichts. Ich bin vollkommen wohl.“

„Hat Ihre Majeſtät irgend etwas Widriges betroffen? Verzeihen Sie, daß ich ſo dreiſt bin zu fragen, aber Sie wiſſen, wie aufrichtig ich an Allem Theil nehme, was Ihre Majeſtät betrifft. Hier ſind ſo viele von unſern Feinden zugegen. Vielleicht der Anblick derſelben — —“

„Ganz und gar nicht. Nein, Du wirſt es kaum glauben, mir iſt vielmehr ſo zu Muth, daß ich nicht einmal Haß empfinde gegen meine Feinde. Ich könnte mich mit der ganzen Welt an dieſem Abend verſöhnen. — Und eigentlich geſprochen, giebt es wohl Niemand, den ich grade haſſe. Es gehört viel dazu, zu haſſen. Man ſagt es ſo leicht, aber es iſt gleichwohl nicht ſo leicht gethan. Es iſt meiner Natur entgegen. Ich bin weit mehr geneigt zu lieben als zu haſſen. Warum können nicht alle Menſchen einander lieben?“

Die Generalin ſchielte ſeitwärts, um aus dem kleinen Theil, welchen die Maske von dem Geſichte der Königin nicht verbarg, auf den Ausdruck des größeren nicht ſichtbaren Theiles zu ſchließen. Als die Königin ſchwieg, ſagte ſie lachend: „In Wahrheit, dieſer plötzliche Uebergang, ſeine Feinde zu lieben, iſt ein beruhigendes Symptom. Sehen Sie, da iſt gleich ein Gegenſtand für Ihrer Majeſtät Liebe,“ fuhr ſie fort und zeigte mit dem Fächer hinüber nach dem Grafen Pilzonoff, der ohne Maske in einer Loge ihnen grade gegenüber ſtand. „Ich muß mit Ihrer Majeſtät ausrufen: warum iſt es nicht möglich zu lieben — was ſo unliebenswürdig iſt. Je le déteste, moi.“

„Et moi aussi,“ ſagte die Königin lächelnd, nahm die Generalin am Arm und verließ die Loge. Ueberall, wo ſie hinkamen, wichen die Masken zur Seite, Jeder erkannte die Königin trotz ihrer Verkleidung. —

„Wahrſage mir, Du wandernde Tochter des Morgenlandes, und laß mich dann in Frieden,“ ſagte der Ritter in der prächtigen Tracht, halb im Ernſt, halb im Scherz zu der Zigeunerin, deren unabläſſige Nachfolge ihm endlich beſchwerlich fiel. Graf Tannenberg war allzu routinirt auf der Maskerade, um zu einer Maske anders als im Geiſt ihres Charakters zu ſprechen. „Sage mir, was ich jetzt denke, und ich will Deine Kunſt preiſen.“

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen. Die Zigeunerin ergriff ſie, und ſagte halblaut: „Edler Ritter, Ihr ſeid zweifelhaft mit Euch ſelbſt, welchen Entſchluß Ihr faſſen ſollt. Euer Beichtvater hat Euch aufgefordert, das Kreuz zu nehmen und nach dem heiligen Lande zu ziehen, aber Ihr ſeid ſchon lange das friedliche Leben gewohnt, Ihr ſcheut es, Euch für die heilige Sache zu rüſten. Aber es ſteht in den Linien Eurer Hand geſchrieben, daß, wenn Ihr das Kreuz ergreifſt, Ihr durch das Kreuz ſiegen werdet.“

„Ihr irrt, Mutter,“ antwortete der Ritter. „Unbeſtimmtheit iſt nicht heimiſch in meinem Geſchlecht, und wir ſind juſt nicht verwöhnt durch den Frieden. Niemand kann länger Frieden haben, als ſein Nachbar es will, ſagt das Sprichwort. Ich habe das Kreuz genommen

— der Sieg iſt ungewiß, er liegt in des Schickſals Hand, aber der Kampf liegt in meiner eignen Hand, und er ſoll ehrlich gekämpft werden.“

Während er ſprach, gab er ſich vergebens Mühe, der Zigeunerin unter die Maske zu ſehen. Als er ſich umdrehte, um zu gehen, machte die Wahrſagerin eine Bewegung, ihn zu verlaſſen, aber indem näherte ſich eine grimmige weibliche Geſtalt im Domino, trat raſch zur Zigeunerin und flüſterte: „Verlaß ihn nicht und paß auf, mit wem er ſpricht. Wir wiſſen noch nicht, ob wir ihm trauen dürfen.“

„Unbedingt,“ antwortete die Zigeunerin eben ſo leiſe. „Er hat ſein Wort gegeben, das iſt ſichrer als ein Eid.“

„Thu, wie ich geſagt habe,“ flüſterte der Domino wieder, und entfernte ſich. Die Zigeunerin folgte dem Ritter in kurzem Abſtand. Der Domino verſchwand unter den anderen Masken. —

„Fromme Schweſter, bedenke mich in Deinem Gebet,“ ſagte der Knappe zu der Nonne, welche bei dieſer plötzlichen Anrede ſtark erröthete und den Schleier noch dichter um ſich zog, als ob ſie fürchte, das Feuer ihrer Wangen werde durch die Maske ſcheinen.

„Mein wackrer Knappe, wenn Du ſo weiſe wärſt, wie Dein Name lautet, würdeſt Du unſern Pilgergang nicht ſtören,“ ſagte der Mönch, welcher ſie begleitete. „Obgleich Du Sophus heißeſt, iſt doch der Weisheit Göttin Sophia nicht Deine Abgöttin,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er ihm mit den Fingern drohte.

„Ihr habt Recht, Pater,“ ſagte Sophus eben ſo leiſe. „Ich bin ein guter Katholik, und habe keine heidniſchen Gottheiten. Meine Göttin iſt die heilige Eliſabeth. Ich darf wohl annehmen, daß Ihr ſo bewandert ſeid in den Legenden, um zu wiſſen, wie würdig die heilige Eliſabeth unſrer Anbetung iſt.“

„Benedicite, mein Sohn! Die heilige Jungfrau und Sancta Elisabeth ſeien mit Dir,“ ſagte der Mönch, und ſetzte ſeine Wanderung mit der ſchweigenden Nonne fort. —

„Wie, Herr Ambaſſadeur! Sie ſind ohne Maske an einem Abend, wo die Königin gewünſcht hat, daß Alle maskirt erſcheinen?“ ſagte Lord Karther, der ſeine große Geſtalt in eine bunte Rittertracht eingehüllt hatte.

„Ich denke, daß der Repräſentant der Kaiſerin von Rußland es wohl wagen darf, ſolchen Capricen nicht zu gehorchen,“ antwortete Graf Pilzonoff auf ſeine gewöhnliche unfeine Weiſe. „Ich bin übrigens gar nicht ohne Maske, denn ich thue, als ob mir Alles behagte. Was kann man mehr verlangen? Aber ſeien Sie nur ruhig! Wenn meine Zeit kommt, ſpiel' ich meine Rolle, während die Andern müde ſind, die ihre zu ſpielen; da wird es mehr Effect machen.“

„A la bonne heure! Das wird mich beluſtigen. Aber geben Sie mir einen Wink, denn es iſt nicht meine Force, Verkleidungen zu errathen; Sie ſind der Einzige, den ich noch erkannt habe. Ich bin heut Abend ganz wie mit Blindheit geſchlagen.“

„Das iſt ein Zuſtand, den ein Diplomat nicht ungeſtraft haben darf,“ ſagte Pilzonoff lachend. „Ich werde mich beeilen, Ihrer Excellenz Blindheit zu benutzen; denn ich darf pariren, daß Sie morgen deſto klarer ſehen werden.“

Die beiden Diplomaten verließen einander. Lord Karther begab ſich zu der königlichen Loge, um an der Partie Tarock Theil zu nehmen, wozu er ſich verſagt hatte. Graf Branot, welcher gut Tarock ſpielte, ein Favoritſpiel bei Hofe in jener Zeit, hatte mittlerweile die Karten des Miniſters genommen. Pilzonoff, der zu dieſer Ehre nicht verſagt war, miſchte ſich unter den Schwarm.

„Mein leiblicher Vetter Held, Du überraſcheſt mich durch Deine ſinnreiche Verkleidung,“ ſagte Seifenſee, der ſeine Hoftracht unter einer Mönchskappe verborgen hatte. „Vertraue mir, aus verwandſchaftlicher Freundſchaft, was Du eigentlich vorſtellſt. Aus der Leichtigkeit in Deinen Bewegungen und aus Deinem fliegenden Gewande möchte ich faſt ſchließen, daß Du ein Zephyr biſt. Biſt Du wirklich ein Zephyr, Vetter?“

„Nein, ein Zephyr bin ich juſt eigentlich nicht, ungeachtet es mir an Leichtigkeit dazu keinesweges fehlt,“ antwortete der Oberſt mit einem Entrechat.

„Dieſe Lanze in Deiner rechten Hand iſt eins von den Attributen des Mars,“ fuhr der Kammerherr fort, indem er deſſen Tracht muſterte. „Es erinnert an Deine militäriſchen Meriten, welche Dich celebre gemacht haben. Der Bogen, der über Deiner Schulter hängt, gehört dem Amor, aber ich ſehe keine Pfeile. Du haſt doch nicht den Bogen als überflüſſiges Inventarium hingehängt und machſt nun Deinen eignen Rücken zu Deiner Polterkammer? — Und ein Helm mit Flügeln! Ah, jetzt verſteh' ich Dich. Du biſt der Gott der Diebe, Mercurius, der bewaffnet auf Raub ausgeht; deßhalb biſt Du unaufhörlich um Comteſſe Reiffenſtein. Gare, Mademoiselle la Comtesse, ou vous êtez perdue. Aber Trikot kleidet Dich admirable, das muß man Dir einräumen, sans flatterie." —

„Das zeigt die Figur," ſagte der Oberſt, indem er wohlbehaglich einen Blick warf auf ſeine hellrothen Beine mit blauen Sandalen. — „Aber ein Mercurius, das bin ich juſt eigentlich nicht."

„Du biſt unwiderſtehlich heut Abend, was Du auch ſein magſt. Und überdieß biſt Du ein Räthſel, das man der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften als Preisaufgabe vorlegen könnte, ohne daß Jemand es löſen würde. Du biſt die intereſſanteſte Maske auf dem ganzen Ball. Morgen ſpricht man von Niemand ſonſt als von Dir, — oder doch wenigſtens eben ſo ſehr wie von Frau Blech, die eine eben ſo unerklärlich mythologiſche Figur iſt. Ich glaube, daß ſie la sage femme de l'Olympe vorſtellt, inſofern der Olymp ſo wohl arrangirt war. Aber es giebt ja Götter und Göttinnen für Alles, warum ſollte die Hebammenkunſt nicht auch ihre Göttin haben?"

„Ihr Anzug iſt vielleicht nicht ganz glücklich heut Abend," ſagte der Oberſt. „Es iſt übrigens eine charmante Frau. Hör, im Vertrauen, morgen wird das Patent des Barons Blech als Lehnsbarons unterſchrieben. Graf Struenſee hat ihm ſeine Protection verſprochen, Comteſſe Reiffenſtein unterſtützt die Sache; er erigirt eine Baronie, und morgen wird meine Tochter Eliſabeth verlobt mit dem jungen Lehnsbaron, Stammherrn des ſtolzeſten Beſitzthums in Dänemark. Und ich habe das mit einer Feinheit betrieben, mit einer Diplomatie, die meine andre Natur iſt. Man iſt ein Intrigant, mon cher, man iſt fein, man reüſſirt endlich. Es iſt noch ein Geheimniß, aber ſeinem beſten Freunde, ſeinem Cousin germain darf man es immerhin vertrauen. Ich bin ein glücklicher Vater."

„Mon dieu! Und ich glaubte, daß Deine Tochter eine ganz andere Paſſion habe. Wie man ſich täuſcht! Das muß alſo ein Irrthum ſein."

„Fräulein von Held hat keine Paſſion ohne ihres Vaters Einwilligung," ſagte der Oberſt mit einer väterlichen Würde, welche beſonders ſeine Trikottracht und flatternden Gewänder kleidete.

„Glücklicher Vater, der das ſagen kann. Ich mache Dir mein Compliment, mon cher. Und glückliche Tochter, die einem Vater hat, der ſo liebreich für ihre Zukunft ſorgt. Meine Niece wird ein Muſter einer glücklichen Frau werden — ſofern ſie nur nicht ſtirbt vor der Hochzeit aus Antipathie gegen ihren künftigen Gemahl. Das iſt immer ein Riſiko." —

Der Magier trat in die königliche Loge, und nahm wie zufällig den Platz hinter des Königs Stuhl ein, den Graf Brandt bisher mit einer Beharrlichkeit behalten hatte, welche verrieth, daß es nicht Zufall war. Struenſee hatte nicht Unrecht, wenn er gegen den Grafen Roſen klagte, daß er ein Sclave ſei; denn ſeine Stellung verurtheilte ihn dazu, ſich unabläſſig in der Nähe des Königs aufzuhalten; dieſen beſchwerlichen Poſten durfte er mit ſeinem vertrauteſten Freunde theilen, und man ſah deswegen beſtändig einen von den beiden Grafen hinter des Königs Stuhl.

„Endlich,“ flüſterte Brandt, der Struenſee's Ankunft ungeduldig erwartet hatte. „Sie vergeſſen, es iſt nicht blos um Gottes Willen, und eben ſo wenig allein des Königs wegen, daß ich die Maskerade beſuche. Ich habe hundert Eiſen im Feuer, und es iſt nicht weit bis zur Demaskirung; wenn einige von ihnen verbrennen, iſt Ihre Unbarmherzigkeit Schuld daran.“

„Sagen Sie mir, wer war die Maske, welche vorher neben Ihnen ſtand und dem König in die Karten ſah ganz gegen alle gute Lebensart,“ fragte Struenſee leiſe.

„Ihr Feind,“ antwortete Brandt lächelnd.

„Deren habe ich gottlob ſo viele, daß die Wahl mir in dieſem Augenblick ſchwer fällt,“ ſagte Struenſee lachend.

„Der ärgſte von allen! Nun müſſen Sie doch auf die rechte Spur kommen.“

„Wie? Des Erbprinzen Secretair? Ein Profeſſor in Rittertracht! Quelle travestissement! Eine Mönchkutte wäre paßlicher geweſen.“

„Die hat er vielleicht auch gewählt; Gott weiß, in welchem Winkel er umherſchleicht. Nein, der war es nicht.“

„So geb' ich es auf, es zu errathen.“

„Schande Ihrer Menſchenkenntniß, wenn Sie nicht mit einem halben Auge ſehen, daß ein Unterofficier unter dem Ritter ſteckt. Es war Oberſt Koller, um nicht mehr Worte um ein Bagatel zu verlieren.“

„Koller! Ja, er thut mir allerdings die Ehre an, mich zu haſſen, weil ich ſeine lieben Verwandten nicht befördern will. Der Menſch iſt mir ordentlich widerlich, es iſt etwas ſo Rauhes und Abſcheuliches an ihm, daß ich den Eindruck, den er auf mich macht, nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich auf ihn anwende, was ein orientaliſcher Dichter von einem Ideal der Niederträchtigkeit ſagt: er ſieht aus, als ob er keine Mutter gehabt habe, ſondern von einem Manne zur Welt gebracht ſei. Es iſt ihm etwas angeboren, das ihn zum Auswurf ſtempelt.“

Graf Brandt verließ die Loge und miſchte ſich unter den Schwarm, wo man ihn bald ſehr geſchäftigt ſah. Es war eine beneidenswürdige Leichtigkeit, womit er ſeine kleinen heimlichen Geſpräche wechſelte, welche ſeine eigenen Worte beſtätigten, daß er hundert Eiſen im Feuer habe.

Graf Struenſee blieb ſtehen hinter des Königs Stuhl. Seine zerſtreuten Blicke ſchwebten über den Anweſenden, ohne auf irgend einem beſtimmten Gegenſtande zu haften. Der König wandte ſich um und ſagte: „Graf Brandt, welche Karte ſoll ich ausſpielen, die oder die? Ah, changement de décoration, Graf Struenſee! Welche meinen Sie? Sie ſind ja ein Liebhaber von Charaden, Graf Saint-Germain, können Sie mir ſagen, wer der ſicherſte Monarch iſt? Das iſt der König von Dänemark, denn er hat immer den Rücken gedeckt.“

„Dieſe, Ihre Majeſtät," ſagte Struenſee, ohne zu wiſſen, wie das Spiel ſtand, indem er auf die eine Karte zeigte. Der König ſpielte ſie aus, und verlor. Dieß Unglück ärgerte ihn, und mit verdrießlicher Miene ſagte er: „Wenn ich ſchlechten Rath haben will, ſo kann ich ihn bei mir ſelber holen. Aber den Lohn habe ich mir ſelber verdient, ich mußte wiſſen, daß ein König niemals den Löwen werfen und auf den Haſen halten muß. Herr Ambaſſadeur," fuhr der König zu Lord Karther fort, „ich proteſtire gegen den Verluſt, Sie können ſich bei dem Endoſſanten bezahlt machen, das iſt ja nach dem Wechſelrecht."

Lord Karther lachte. Graf Saint-Germain ergriff die Gelegenheit, des Königs ausgebreitete Kenntniſſe zu lobpreiſen. Struenſee ſah gleichgültig aus. —

Graf Tannenberg war indeß unabläſſig von der Zigeunerin verfolgt worden, welche jede Anforderung der Masken, ihnen ihr Schickſal zu prophezeien, mit ſtummem Kopfſchütteln beantwortete. Dieſe Bewachung ärgerte den Grafen, um ſo mehr, als er ſich mehrmals einem weiblichen Domino genähert hatte, um einige unbemerkte Worte an ihn zu richten; aber jedesmal war die verhaßte Zigeunerin neben ihm geweſen.

Da entdeckte ſie plötzlich in der Ferne eine Nonne, welche im Vorbeigehen wenige Worte mit dem jungen Knappen gewechſelt hatte. Die ſtarke Hitze hatte die Nonne gezwungen, die Maske auf eine Secunde zu lüften und ſich auf ihren Schleier zu verlaſſen. Die Comteſſe hatte Eliſabeth erkannt. Die Eiferſucht trug den

Sieg davon. Wie ein Pfeil ſchoß ſie durch den Schwarm und ſtand vor der Nonne, welche in dieſem Augenblick ohne Begleitung war. Die Zigeunerin ergriff ihre Hand und ſagte mit verſtellter Stimme: „Her Deine Hand und laß mich ſehen, ob alles das Unglück, das ich auf Deiner Stirn leſe, in den Linien Deiner Hand Beſtätigung findet. — Du biſt zum Unglück geboren, mein Kind,“ fuhr ſie fort. „Gram und Herzeleid liegen in den tiefen Furchen Deiner Hand; hier geht die Lebenslinie, ſie iſt kurz und abgebrochen. Du wirſt jung ſterben, aber noch ehe der Tag kommt, wirſt Du manches Unglück gelitten haben. Dein Anbeter wird Dir treulos, es iſt wohlbedacht, daß Du den Schleier nimmſt. Laß mich ſehen, wie viele Linien wohl dieſe durchbrechen! Eine, zwei, drei. Kind, ich ſage Dir, wenn drei Jahre verlaufen ſind, ſo iſt Dein Ende da. Drei kurze Jahre, das iſt Alles, was das unbeugſame Schickſal Dir zugeſteht. Wenn die drei Jahre um ſind, gehörſt Du dem Grabe an.“

„Pfui, das iſt eine häßliche Prophezeihung,“ ſagte Eliſabeth und zog raſch ihre Hand an ſich. „Wie können Sie es über's Herz bringen, mir ſo grauſam zu wahrſagen?“

„Ueber's Herz bringen? O mein liebes Kind, unſer Volk iſt nicht ſo weichmüthig. Käme es auf mich an, ſo erhielte die fromme Schweſter Eliſabeth nicht ſo viel Zeit, um ſich vorzubereiten.“

„Kennen Sie mich? Sie machen mich ganz bange,“ ſagte Eliſabeth. „Laſſen Sie mich gehen, es kann doch unmöglich Ernſt ſein, daß irgend ein Menſch es ſo übel mit mir meint. O Gott, laſſen Sie meine Hand los!" brach ſie aus, als die Zigeunerin ihr die Hand ſo preßte, daß ſie nahe daran war zu ſchreien.

„Ich glaube wirklich, daß es ein böſer Geiſt war," ſagte die erſchrockene Eliſabeth bei ſich ſelbſt, als die Comteſſe ſie verlaſſen hatte. „Meine Hand iſt ganz lahm, — und ſie hat mir ordentlich einen blauen Fleck gekniffen. Pfui, es iſt abſcheulich. Und war eine gräuliche Prophezeihung. Möchte ich nur meine Tante finden, mir iſt ſo ängſtlich zu Muthe unter allen dieſen todten Geſichtern, die mir wie lauter Geſpenſter vorkommen." —

Als die Comteſſe den Grafen Tannenberg verlaſſen und er ſich überzeugt hatte, daß er nicht länger beobachtet wurde, ſuchte er die Dame im ſchwarzen Domino auf. Ohne irgend eine vorbereitende Einleitung zu machen, bot er ihr ſeinen Arm und führte ſie zu der dunkeln von matten Lampen erleuchteten Laubhütte, wo ſie ſich auf eines der Sophas ſetzten, die in den Vertiefungen ſtanden rund um den Laubſaal, der in dieſem Augenblicke leer war.

„Comteſſe," ſagte er, „Sie müſſen mich einen Augenblick hören. Die Umſtände erlauben mir keine Vorbereitungen."

Bei dem Ton ſeiner Stimme ſprang die Dame auf und wollte ſich ſchnell entfernen, aber der Graf hielt ſie zurück und nöthigte ſie, ihren Platz wieder einzunehmen. Seit vielen Jahren hatten die Comteſſe und Graf Tannenberg einer ſtillen Uebereinkunft zufolge, einander zu vermeiden, nicht mit einander geſprochen.

„Ich muß mit Ihnen ſprechen. Der Augenblick iſt koſtbar. Ich weiß, daß Sie mich haſſen, Comteſſe, und ich geſtehe, daß ich Ihren Haß verdient habe. Graf Tannenberg hat noch nie ſich vor einem Menſchen gedemüthigt, vor Ihnen demüthige ich mich, Comteſſe, ich bitte um Ihre Verzeihung, ich bettele darum — ja ich bettele darum, ich werde nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht Ihre Verzeihung erhalte. Ich hoffe, daß dieß Geſtändniß Ihren gekränkten Stolz zufriedenſtellen wird.“

Es war eine ungewöhnliche Weichheit in des Grafen Stimme, verbunden mit einer unruhigen Heftigkeit, welche noch mehr Gewicht legte auf die Worte eines Mannes, dem die Weichheit ſo fremd war.

„Herr Graf,“ ſagte die Dame mit Anſtrengung, „dieſe Unterredung iſt wohl gleich peinlich für uns Beide. Weßhalb wollen Sie nach Verlauf ſo vieler Jahre eine unglückliche Bekanntſchaft erneuern, die ich leider nicht abläugnen kann. Womit habe ich es verdient, daß Sie mich noch mit derſelben Grauſamkeit verfolgen wollen, der meine Jugend als Opfer gefallen iſt?“

„Für einen alten Mann hat der Augenblick eine andre Bedeutung als für die Jugend. Vielleicht iſt meine Zeit abgelaufen; Niemand weiß, was der nächſte Tag in ſeinem Schooß trägt. Es iſt ja nicht unmöglich, daß mir nur noch wenige Stunden übrig ſind. Dieß Feſt hat eine andre Wirkung auf mich gemacht als auf alle die Uebrigen, es hat mich an die Eitelkeit des

Irdiſchen gemahnt. Ich geſtehe Ihnen, Comteſſe, was ich noch nie Jemandem geſtanden habe, die Erinnerung an die verſchwundenen Tage erfüllt mich nicht mit Selbſtzufriedenheit. Ich wünſchte, daß Vieles nicht geſchehen wäre, was — — — Ja, nach Verlauf ſo vieler Jahre werfe ich mich wieder Ihnen zu Füßen. Vergeben Sie mir, Mathilde, laſſen Sie mich nicht gehen, ohne Ihre Vergebung empfangen zu haben — die Stunde kann vielleicht bald kommen, wo Sie es bereuen werden, daß Sie mir ein verſöhnendes Wort verweigerten, und wo es nicht mehr in Ihrer Macht ſteht, mir die Todesſtunde zu erleichtern. — Haben Sie wirklich kein tröſtendes Wort? Iſt Haß und Abſcheu denn das einzige Gefühl, das Ihnen noch übrig iſt? — Aber ich habe Ihre Unverſöhnlichkeit verdient, ich habe es verdient, daß man mir es grade in die Augen ſagt, Graf Tannenberg habe weder Ehre noch Gewiſſen, und habe aufgehört, ein Edelmann zu ſein.“

„Nein, Herr Graf, ich habe Ihnen längſt vergeben,“ ſagte Comteſſe Thralau. „Es iſt nicht Haß, was in dieſem Augenblick mich von Ihnen entfernte, es war die Ueberzeugung, daß Sie über alle Reue hinweg wären, daß Sie mich geringſchätzten. Ich wiederhole es, ich habe Ihnen längſt vergeben; denn ich habe erkannt, daß mein thörichter Trieb nach Unabhängigkeit die Formen und Rückſichten bei Seite ſetzte, die unſer Geſchlecht nie ungeſtraft übertreten darf. — Und nun haben wir wohl nichts mehr einander zu ſagen, Herr Graf. Dieß muß unſre erſte und letzte Unterredung ſein; ich hoffe, daß ſie bei uns Beiden einen wohlthuenden Frieden zurücklaſſen wird, den Frieden, welchen ich wenigſtens vermißt habe, und den Ihre Worte mir zurückgegeben haben — Achtung vor uns ſelbſt.“

Comteſſe Thralau wollte aufſtehen, aber der Graf hielt ſie zurück. „Noch ein Wort, Comteſſe, welche der Drang des Augenblicks mich nöthigt, Ihnen zu ſagen. Man belauſcht jeden meiner Schritte, man ſetzt Mißtrauen in mich, ich merke es wohl; aber mein Weg iſt nun einmal bezeichnet. Graf Tannenberg thut keinen Schritt zurück. Sie ſtehen auf einem Vulkan, Comteſſe, der Ausbruch wird Sie mit ſich reißen. Die Königin iſt allzu unvorſichtig, es kann unmöglich ſo bleiben, der Königin Vertrauen wird gemißbraucht, Struenſee iſt ein Raſender, er muß fallen und die Umgebung der Königin wird mit ihm fallen. Entfernen Sie ſich aus dieſer Umgebung, noch iſt es Zeit.“

„Ich ſollte die Königin verlaſſen!“ brach die Comteſſe beſtürzt aus. „Nie, Herr Graf, nie! Wie können Sie mir ſo etwas vorſchlagen? Wie können Sie als Edelmann es ſogar nur denken?“

„Nein, Sie ſollen ſie nicht verrathen; aber Sie ſollen dem Sturm ausweichen, um ſich für die Königin zu retten. Ich ſehe voraus, was kommen wird, ich wünſche, der Königin eine geprüfte Freundin zu erhalten. Ihr Schickſal wird ewige Entfernung ſein, das iſt unvermeidlich, eben ſo unvermeidlich wie Struenſee's Fall. Wozu nützt das der Königin? Folgen Sie meinem Rath, ein paar Worte nach der entgegengeſetzten Seite hin werden das Verhältniß ausgleichen; die Entfernung, welche ſpät oder früh Alles treffen muß, was jetzt die Königin umgiebt, wird Sie nicht treffen, und einſt werden Sie zur Königin wieder zurückkehren können, die es Ihnen danken wird, in ihrem Intereſſe gehandelt zu haben."

„Aber ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf. Sie ſprechen, als ob der Königin ein Unglück bevorſtände. Wenn Sie eine Ahnung davon haben — — —"

„Davon kann Jeder dieſelbe Ahnung haben wie ich, Jeder, der ſeine Zeit beobachtet hat. Glauben Sie mir, ich ſpreche eben ſo ſehr im Intereſſe der Königin, wie in Ihrem eignen. Ich wünſche von Herzen, daß die Zeit einmal kommen mag, wo Ihre Majeſtät ſich überzeugen muß, daß Graf Tannenberg es ehrlich gemeint hat, wenn auch der Schein gegen ihn geweſen iſt. Ich wünſche, Ihnen, Comteſſe, meine perſönliche Ergebenheit zu beweiſen. Es wird Sie nicht reuen, meinen Rath befolgt zu haben. Laſſen Sie mich die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß ich Ihnen nützlich geweſen bin."

„Mein Entſchluß iſt unwiderruflich," ſagte die Comteſſe mit Beſtimmtheit. „Ich weiß, daß die Königin Feinde hat, aber Gott wird ſie beſchirmen, und Graf Tannenberg wird nie ſeinen Namen damit beſchmutzen, der Feind ſeiner Königin zu werden. Wahrlich, ich erſtaune, Aeußerungen von einem Tannenberg zu hören, die ſich für Pilzonoff paſſen würden. Nein, nicht auf eine Sekunde werde ich mich von der Königin entfernen, ſie ſoll nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß mein Leben und Blut ihr gehört. Dieß iſt mein letztes Wort."

Die Comteſſe ſtand auf. Da der Graf zugleich die Zigeunerin im Geſpräch entdeckte mit einem Herrn in Türkentracht unfern von ſich, brach er die Unterredung ab und entfernte ſich eilig. Der Herr in türkiſcher Tracht redete ſogleich die Comteſſe an, und ward ihr unzertrennlicher Begleiter; der Graf glaubte den Lieutenant Eichfeldt in ihm zu erkennen. Als er die Laubhütte verließ, merkte er, daß man ihm gleichfalls folge. Die Zigeunerin war verſchwunden. —

Man hatte ſich endlich demaskirt, die Meiſten hatten den Anzug gewechſelt, die Maskerade verwandelte ſich in einen **Bal costumé**. Die Königin hatte mit dem Grafen Struenſee getanzt, man hatte allgemein das hübſche Paar bewundert; Struenſee war ein ausgezeichneter Tänzer; in dieſer wie in allen anderen ritterlichen Uebungen hatte er ſich während ſeines Aufenthaltes in Paris ausgebildet. Die Königin hatte ſehr heftig getanzt, und jetzt ſich zugleich mit der Generalin Geldern in eines der rothen Cabinette zurückgezogen, um ihren Kopfputz in Ordnung bringen zu laſſen. Liſette ward gerufen, ſie ſtand hinter dem Stuhl der Königin und befeſtigte die Blumenguirlanden und Juwelen auf ihrer hohen Friſur. Die Königin folgte ihren Bewegungen im Spiegel, und bezeichnete ſelbſt, wo der Schmuck angebracht werden ſollte.

„Setze den Stern da auf die Locke, mein Kind! So! Haſt Du Dich gut vergnügt heute Abend, Liſette?“

Liſette ſchwieg und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Liſette ſieht ſo ernſthaft aus, als ob ſie ihren Geliebten nicht getroffen hätte auf der Maskerade,“ ſagte die Generalin. „Arme Liſette! Oder hat er mit einer Andern getanzt? Da hat er wahrlich einen ſchlechten Geſchmack. Räche Dich an ihm, und mach' ihn jaloux."

„Laß nur die Roſe da, wo Du ſie erſt hingeſteckt hatteſt," ſagte die Königin.

„Ich kenne keine Andre als Ihre Majeſtät, die ohne Eiferſucht eine ſo hübſche Kammerjungfer um ſich haben kann," fuhr die Generalin fort. „Liſette wird brodlos, wenn Ihre Majeſtät ſie jemals verlaſſen. Ich würde es wahrlich nicht vertragen können, mein und ihr Geſicht in einem und demſelben Spiegel zu ſehen."

Die Königin warf einen Blick in den Spiegel, lächelte und ſagte: „Liſette verläßt mich auch nie. Sie bleibt bei mir, ſo lange ich lebe, und wenn ich todt bin, ſoll ſie bei meiner Tochter ſein. Nicht wahr, Liſette?"

Sie antwortete nicht, aber ſetzte ihre Arbeit fort. Eine Thräne entfiel ihren Augen auf den Nacken der Königin. Erſchrocken trat Liſette zurück. Die Königin wandte ſich raſch um und ſagte: „Das gute Kind! Du biſt ein weiches Gemüth, Liſette. Du hängſt aufrichtig an mir."

Dieſe freundlichen Worte riefen eine tiefe Bewegung bei Liſetten hervor. Sie kämpfte einige Augenblicke mit den Thränen, dann brach ſie in Weinen aus, das um ſo ſtärker ward, je mehr ſie es unterdrücken und einen Ausbruch zurückhalten wollte, der ſo ſehr gegen die Etikette war. Die Generalin ſchalt ſie, aber die Angſt der Königin kehrte plötzlich mit erneuter Stärke zurück und ſie brach erſchrocken aus: „Mein Gott, was iſt das? Was iſt vorgefallen? Iſt ein Unglück geſchehen?“

„Ach, Ihre Majeſtät, es wird ein großes Unglück geſchehn,“ brach die weinende Liſette aus und rang die Hände.

Die Generalin gerieth auch in Schrecken und beſtürmte Liſetten mit Fragen. Endlich kam Liſette ſo weit zu ſich ſelbſt, daß ſie die Veranlaſſung zu ihrem tiefen Kummer berichten konnte. Als ſie an einer der Logen geſtanden hätte, um die verſchiedenen Aufzüge und Quadrillen zu betrachten, wären Oberſt Held und Kammerherr Seifenſee in dieſelbe Loge hineingekommen. Der Oberſt hätte dem Kammerherrn erzählt, daß ſeine Tochter morgen mit dem jungen Blech verlobt werden ſollte, welcher Lehnsbaron würde. Da Liſette des Oberſten despotiſche Härte kannte, wäre ſie ſehr betrübt geworden zu hören, wie man Fräulein Eliſabeths Hand gegen ihren Willen verſchenken wolle. Je mehr ſie daran dachte, deſto ſtärker wäre ihre Wehmuth geworden, ſie wüßte nur zu gut, daß es Fräulein Held grenzenlos unglücklich machen werde — Fräulein Held, von der alle Menſchen ſo viel hielten — und den armen Kammerjunker Norden — der ſo viel von dem Fräulein halte — und der einmal Liſettens Vater von einem großen Unglück gerettet habe, und dem ſie ſo innig wünſche, daß er glücklich werde. — Der letzte Theil des Berichts ward ihr am ſchwerſten. — Die Königin und die Generalin athmeten wieder auf, als der Schrecken ſich ſo friedlich auflöſte, denn eine Liebesgeſchichte mehr oder weniger in der Welt war doch kein großes Unglück.

„Aber der Norden iſt ja unwiderſtehlich,“ brach die Generalin lachend aus. „Alle Herzen beſchäftigen ſich mit ſeiner Zukunft. Comteſſe Reiffenſtein, Eliſabeth, und Gott weiß, wie viele ſonſt noch, und nun dieſe kleine beauté, welche auch nicht gefühllos gegen ihn geweſen zu ſein ſcheint, obgleich es eine ſehr uneigennützige Paſſion iſt, ihm eine junge und liebenswürdige Frau verſchaffen zu wollen.“

Liſette erröthete ſtark und warf einen bittenden Blick auf die Königin.

„Et vous, ma chère amie,“ ſagte die Königin raſch und lächelte über die Verlegenheit der Generalin. „Tout vrai sentiment mérite d'être respecté. Ceux, qui perdent le plus, sont toujours ceux, qui se plaignent le moins.“

Die Generalin ſchwieg, und ein ſpottendes Wort, das ſie ſchon auf den Lippen hatte, löſte ſich auf in ein freundliches Lächeln, womit ſie Liſetten betrachtete. Jede unglückliche Liebe intereſſirt ein Frauenzimmer.

Liſette hat Recht, es iſt eine Barbarei,“ ſagte die Königin. „Aber es iſt ja noch nichts geſchehen. Sprich mit dem Oberſten, Cäcilie, mach' ihm Vorſtellungen, mach' ihm die Cour, wenn es nöthig iſt. Und Du, Liſette, trockne Deine Augen, und mach' mir das Haar fertig.“

„Die arme Eliſabeth!“ ſagte die Generalin. „Blech? Den jungen Blech? Das iſt ja ein Affe, ein Ungeheuer! Wäre es noch ſein alter, anſtändiger, plumper Papa! Wer fällt doch auf ſolche Ungereimtheiten!“

„Es iſt beſtimmt Comteſſe Reiffenſtein, die den Plan geſchmiedet hat!“ brach Liſette aus, vergeſſend, daß ſie nicht gefragt war.

„Wie? Comteſſe Reiffenſtein?“ brach die Königin aus. „Das ſoll in Ewigkeit nicht geſchehen. Comteſſe Reiffenſtein! Will die ſich in meinen Hofſtaat miſchen? Will ſie in meiner Umgebung Partien ſtiften? Meine perſönliche Feindin! Aber ich will ſie lehren, wie ohnmächtig ſie iſt. — Jetzt will ich Königin ſein,“ fügte ſie mit ſtolzer Würde hinzu.

Liſette ward feuerroth und betrachtete die Königin mit einem frommen Blick. „Wenn ich unterthänigſt wagen darf, es zu ſagen,“ fing ſie ſchüchtern an, „wenn Ihre Majeſtät ſo gnädig ſein wollten, einen Schritt zur Rettung des Fräuleins zu thun. Ihre Majeſtät können ſo leicht — — —“

„Ja, das will ich,“ brach die Königin aus, welche auf einmal Feuer und Flamme geworden war. „Es ſoll gleich vernichtet werden, noch an dieſem Abend. Ich will nicht zu Bette gehen, ohne ein gutes Werk vollbracht zu haben. Ich will es nicht aufſchieben. Ich haſſe das Aufſchieben. Die Zeit wartet nicht auf uns. Es iſt ein gutes Werk. Man ſoll es nie aufſchieben, Gutes zu thun. Nie!“

Die Königin ſprach in immer kürzeren und kürzeren Sätzen. „Dieſe Maskerade hat mich gelangweilt den ganzen Abend,“ fuhr ſie fort, indem ſie auf und ab ging. „Wir wollen Abwechſelung hineinbringen. Ich will mit Fräulein Held ſprechen. Wo iſt ſie?“

„Wenn Ihre Majeſtät erlauben, daß ich ſie aufſuche,“ ſagte Liſette mit verklärtem Lächeln, ungeachtet ihre Augen noch voll Thränen ſtanden. „Das Fräulein könnte gleich zu Ihrer Majeſtät kommen. O Gott, wenn Ihre Majeſtät ſo gnädig ſein wollten!“

„Hole ſie! Laß ſie gleich zu mir kommen. Die Geheimeräthin wünſche ich auch zu ſehen. Und den Kammerjunker Norden. Laß einen von den Lakaien den Kammerjunker aufſuchen,“ fuhr die Königin fort, als Liſette plötzlich ſtille ſtand. „Oberſt Held ſoll kommen. Ich wünſche mit ihm zu ſprechen. Er ſoll meinen Beſchluß wiſſen. Er ſoll ihn noch heute Abend der Comteſſe mittheilen können. Ich werde ſie lehren, ſich gegen mich zu verſchwören.“

Die Generalin ging vollkommen in die Idee der Königin ein; während Liſette fort war, ergoſſen ſie Beide ihren Aerger über die intrigante und verhaßte Comteſſe Reiffenſtein. „Sie will über mich triumphiren,“ ſagte die Königin, „ich ſoll ihren Einfluß fühlen; aber ich will ihr zeigen, wer Königin von Dänemark iſt, ſo wahr ich Caroline Mathilde heiße, und britiſches Blut in meinen Adern fließt.“

Eliſabeth trat ſchüchtern in das Cabinet. Dieſer plötzliche Befehl hatte ſie befremdet, die ſich noch nicht völlig von dem durch die furchtbare Prophezeiung der Unbekannten ihr eingeflößten Schrecken erholt hatte.

„Ich gratulire Dir, Eliſabeth; ich höre, daß Dein Vater Dich morgen verlobt,“ ſagte die Königin. „Er hat eine Wahl getroffen, die meinen vollen Beifall hat. Dein unermüdlicher Freier, Baron Blech, wird morgen Lehnsbaron, und die Mariage deklarirt. Ich habe mir nicht das Vergnügen verſagen wollen, die Erſte zu ſein, die Dir Glück wünſcht."

Die arme Eliſabeth war nahe daran umzuſinken. Sie erblich und ſtammelte: „O Ihre Majeſtät! Um Gottes Willen!"

„Erſchrick nicht! Ich denke nicht daran. Es iſt ja abſcheulich. Blech iſt ein Ungeheuer, ein Narr. Es ſoll nicht geſchehen. Du kannſt Dich auf meinen Schutz verlaſſen. Wie konnteſt Du glauben, daß es mein Ernſt ſei?"

„O Ihre Majeſtät! Wie ſoll ich Ihnen danken!" brach Eliſabeth aus und faltete andächtig und dankbar ihre Hände, welche den Roſenkranz noch nicht abgelegt hatten. Sie war ſchön in der einfachen, weißen Nonnentracht mit ſchwarzem Schleier über den goldgelben Locken.

„Durch Gehorſam!" ſagte die Königin. „Ich will Deine Hand verſchenken. Ich habe eine andere Partie für Dich. Eine paſſende Partie. Ich muß Deinem Vater einen andern Schwiegerſohn vorſchlagen, und das will ich auf der Stelle thun. Ich will für Dich wählen. Ich habe ſchon für Dich gewählt. Es iſt mein unwiderruflicher Beſchluß."

Eliſabeth erſchrak aufs Neue, aber dieſes Mal machte die Furcht ſie ſprachlos. Die Königin betrachtete ſie lächelnd, indem ſie die Freude fühlte, die unläugbar darin liegt, unſeren Freunden einen kleinen Schrecken zu verurſachen, wenn wir wiſſen, daß wir mit Einem Worte ihnen ein Glück bereiten können, dem dieſer Uebergang einen erhöheten Genuß giebt.

„Es iſt ein hübſcher Mann,“ ſagte die Generalin, welche ſich nicht das Vergnügen verſagen konnte, ſie noch mehr zu ängſtigen, „ein vornehmer Mann, mit Einem Wort, es iſt — nun, rathe! Es iſt Graf Salza!“

Eliſabeth ſchlug die Hände mit Beſtürzung zuſammen. Die Königin ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Peinige ſie nicht länger, die Arme! Nein, mein Kind, es iſt nicht Graf Salza. Ein Grafentitel macht nicht glücklicher! Es iſt — Norden, wenn er Dir nicht mißfällt.“ —

Frau Helmſtorff trat in das Cabinet, begleitet von Liſetten. „Meine beſte Geheimeräthin,“ fuhr die Königin fort, ohne ſich an die glückliche Eliſabeth zu wenden, die ihre Hand ergriffen hatte und mit Küſſen bedeckte, — „man will Partien in meiner nächſten Umgebung ſtiften. Man befragt mich nicht einmal um meine Einwilligung. Aber ich will ihnen zeigen, wer hier regiert. Frau Geheimeräthin, Ihre Niece liebt meinen Kammerjunker und er liebt Ihre Niece. Ich wünſche dieſe Verbindung. Ich hoffe, daß Sie, als Mutter der Eliſabeth, nichts gegen das Glück derſelben haben werden. Die jungen Leute lieben einander.“

„Ich weiß es, Ihre Majeſtät. Meine Niece hat mir dieß Geheimniß vertraut.“

„Die Vertraulichkeit hat ſie nicht gegen mich gehabt,“ ſagte die Königin, halb beleidigt. „Aber ich verzeihe es ihr. Sie ſoll nicht dafür büßen. Es iſt Liſette, der ſie für meine Vermittelung danken kann.“

„O meine liebe, gute Liſette!“ brach Eliſabeth aus, und drückte Liſetten entzückt die Hände.

„Wir müſſen die jungen Leute in Stand ſetzen, ſich zu verheirathen,“ fuhr die Königin fort. „Wir Beide, meine beſte Geheimeräthin, wir wollen die Sache in Ordnung bringen. Sie erlauben mir, über Ihrer Niece Hand zu disponiren. Nicht wahr? — Aber wo bleibt nur der Bräutigam? Wie kann Jemand ſo langſam ſein, wenn es ſein Glück gilt?“ fügte ſie ungeduldig hinzu.

„Wir könnten das Geſchäft vielleicht bis morgen aufſchieben,“ ſagte die Geheimeräthin. „Ihre Majeſtät werden mir erlauben, darauf aufmerkſam zu machen, daß das Theater wohl nicht der paſſendſte Ort iſt, eine Verbindung abzuſchließen, die einen ſo wichtigen Einfluß auf das ganze Leben hat.“

„Meine beſte Geheimeräthin,“ ſagte die Königin lebhaft, „das ganze Leben iſt nicht viel Anderes als eine Comödie. Dieſe Verbindung iſt ja ſchon längſt abgeſchloſſen. Für ein gutes Werk iſt jeder Ort paſſend. Ich will es ſtracks abmachen. Ich haſſe das Aufſchieben. Ich würde an meiner eignen Stellung zweifeln, wenn ich es nur bis morgen aufſchieben ſollte. Geben Sie mir nach in dieſer Caprice,“ ſagte ſie mit einnehmender Freundlichkeit, indem ſie der Geheimeräthin die Hand drückte.

„Ich kann nicht läugnen, daß dieſe Eile mir entgegen iſt,“ ſagte die Geheimeräthin. „Aber ich will mich dem Wunſche Ihrer Majeſtät nicht widerſetzen.

Gottes Haus iſt ja überall, wo andächtige Chriſten zugegen ſind. Und mit andächtigem Sinne müſſen wir eine ſo ernſte Sache vornehmen."

Sophus trat raſch in das Cabinet. Er hatte die Mönchstracht mit der Hoftracht gewechſelt.

„Ihre Majeſtät haben befohlen, — "

„Ja, Herr Kammerjunker, ich habe Sie rufen laſſen. Ich habe gewünſcht, Ihre treuen Dienſte und Ergebenheit gegen meine Perſon zu belohnen. Ich habe gewünſcht, dieß auf eine würdige Weiſe zu thun. Ich weiß Ihnen kein beſſeres Geſchenk zu machen — als dieſe Hand, und das liebende Herz, das dieſer Hand folgt."

Die Königin ſelbſt nahm Eliſabeth bei der Hand und führte ſie dem erſtaunten Sophus zu, der in ſeinem Freudenrauſch nicht Worte finden konnte, ſeine Dankbarkeit auszudrücken. Er neigte ſich tief vor der Königin und drückte den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen. Dann küßte er der Geheimeräthin die Hand; ſie war halb verlegen über dieſe Beiſeitſetzung der gewöhnlichen feierlichen Formen, und wußte nicht recht, ob ſie lächeln oder zürnen ſollte über dieſe eilfertige Abmachung. Die Generalin beglückwünſchte das junge Paar.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," ſagte die Königin. „Wir haben uns ſchon zu lange dem Ball entzogen. Aber wir dürfen doch die nicht vergeſſen, die eigentlich dieſe Partie geſtiftet hat. Das iſt Liſette, meine Freunde, ſie iſt der gute Genius ihrer Liebe geweſen. Ohne ſie wäre dieſer Abend nicht ſo befriedigend für uns Alle beendet. Euer Glück ſoll ihr Lohn ſein."

Aller Augen wandten ſich nach Liſetten, die vergeſſen in dem fernſten Winkel des Cabinets geſtanden hatte. Sie faltete die Hände über der Bruſt, welche ſich gewaltſam bewegte, ihre Stellung war betend, der Ausdruck ihres Geſichts verklärte Reſignation. Als die Königin ſich nach ihr hinwandte, fuhr ſie zuſammen, eine glühende Röthe bedeckte ihr holdes Geſicht, ihre Arme ſanken nieder, ſie war ein reizendes Bild jungfräulicher Verſchämtheit und edler Entſagung. Mit verklärtem Ausdruck heftete ſie ihre lieblichen, ſchwärmeriſchen Augen auf Sophus.

„Dieß Mädchen hat ein ſo edles Herz, daß keine Fürſtin ein edleres haben kann,“ ſagte die Königin. „Ich habe heute Abend erſt erfahren, wie hoch der weibliche Charakter ſich erheben kann. Und dieſe Stunde hat mich auf ewig mit Liſetten verbunden. Möchte nur Liſette ſich eben ſo zufrieden mit mir fühlen!“

Liſette ſank auf die Kniee vor der Königin und küßte tiefgerührt ihr das Kleid. Die Generalin warf einen eiferſüchtigen Blick auf ſie und ſagte lächelnd und ſpitz: „Ihre Majeſtät ſind außerordentlich gnädig. Ich erlaube mir, mich zu dem erſten ledigen Platz unter Ihren Kammerfrauen zu empfehlen.“

Liſette ſtand gekränkt auf bei dieſen Worten, — was der Aufmerkſamkeit der Königin entging, die ſich indem an Eliſabeth wandte, — und trat beſcheiden zurück. Sophus reichte ihr freundlich die Hand; ſie zögerte, ſie anzunehmen; aber da er ihr die Hand treuherzig drückte und ſogar ſie an ſeine Lippen führte, konnte ihr volles Herz nicht länger die wehmüthigen, aber glücklichen

Gefühle bekämpfen, die es durchdrangen; ſie ſchlich ſich langſam aus dem Cabinette, da der Oberſt Held indem eintrat.

Der Oberſt hatte ſeine ſchönen Trikotsformen unter einem hellblauen Domino verborgen, die mythologiſchen Attribute waren abgelegt, Mercurs beſchwingter Helm war vertauſcht gegen ein beſiedertes Barett, das er unterthänig in Händen hielt. Das räthſelhafte Olympiſche war verſchwunden, und der Oberſt ſah nicht viel lächerlicher aus in dieſem jugendlichen Ballcoſtüm als in ſeiner gewöhnlichen Tracht, welche immer jünger war, als es ſeine Jahre eigentlich erlaubten. Der Läufer der Königin hatte ihn mitten im Ballſal getroffen und ihn eingeladen, ſich augenblicklich bei Ihrer Majeſtät einzufinden. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn bei dieſer königlichen Auszeichnung, auf welche er nicht unterließ die Umſtehenden aufmerkſam zu machen. „Erlauben Sie, Ihre Majeſtät haben mich rufen laſſen!“ waren die wiederkehrenden Worte, womit er ſich durch den dichteſten Schwarm bis zum rothen Cabinet den Weg bahnte.

„Eine allergnädigſte Zuſage zu einem Contretanz,“ rief ihm Seifenſee nach. „Ihre Majeſtat haben die zephyrleichten Luftſprünge Mercurs bewundert. Es iſt der Lohn für ſo vieljährige unverdroſſene Anſtrengungen auf den Hofbällen.“

„Es iſt eine große Abundanz von guten Tanzherren,“ ſagte Baroneſſe Blech, „aber darin haben Sie Recht, gutes Kammerherrchen, es iſt keiner von ihnen allen, der den Kontertanz ſo leicht tanzt wie der Oberſt, der iſt wie ein Wind, ſitt! ſo ſpringt er bis an die Decke!“

„Zumal im Zephyrsgewande und mit den Mercursflügeln,“ ſagte Seifenſee lachend. „Und wie er martialiſch ausſieht in dem Coſtüm!“

„Ja, darin haben Sie wahrlich Recht, gutes Kammerherrchen. Er ſieht ganz mercurialiſch aus.“ —

Als der Oberſt das rothe Cabinet betrat, war er voll von ſeliger Erwartung, welche ſich in ſeinem lächelnden Geſichte ausdrückte. Die augenblickliche Verlegenheit, welche ſein Eintritt unter den Anweſenden verurſachte, verſchwand daher bei den Meiſten; nur Eliſabeth trat zurück, als ob ſie ſich vor dem befürchteten Sturm verbergen wollte.

„Ihre Majeſtät haben allergnädigſt mich mit Ihrem allerhöchſten Befehl beehrt,“ ſagte der Oberſt und bückte ſich bis zur Erde. „Dieſe allerhöchſte Gnade — — —“

„Kommen Sie näher, Herr Oberſt,“ ſagte die Königin mit einem gnädigen Lächeln, das eine unwiderſtehliche Wirkung auf den Oberſten machte. „Ich habe Sie dem König für die Vertheilung der Decorationen empfohlen, welche bei des Königs Geburtstag ſtattfindet. Ich habe Grund zu vermuthen, daß der König auf meinen Vorſchlag Rückſicht nehmen wird.“

Der Oberſt berührte beinahe den Fußboden mit ſeiner Stirn. „Ihrer Majeſtät unverdiente allerhöchſte Gnade — — —“

„Ich wünſche Sie näher an meine perſönliche Umgebung zu knüpfen,“ fuhr die Königin fort, die es gut verſtand, auf die ſchwachen Seiten der Leute zu wirken, wenn ſie ſich dazu herablaſſen wollte. „Auch darin werden Sie einen Beweis meiner beſondern Gnade erblicken. Ihre Tochter iſt mir ſehr lieb. Ich wünſche, ſie mit feſtem Bande an meinen Hofſtaat zu knüpfen.“

„Ihre Majeſtät ſind ſehr gnädig. Ein Platz unter Ihrer Majeſtät Hofdamen überſteigt meine und meiner Tochter dreiſteſte Schwärmereien. Es war allezeit mein ſeligſter Traum.“

„Es iſt nicht ſo gemeint, Herr Oberſt,“ ſagte die Königin lächelnd. „Es iſt mein Wunſch, ſie auf einen unabhängigeren Platz zu ſtellen, als die gebundene Stellung einer Hofdame iſt. Eliſabeth iſt mir eine liebe Freundin. Ihre Zufriedenheit liegt mir ſehr am Herzen.“

„Ich bitte allerunterthänigſt um Verzeihung, wenn ich nicht ſo glücklich bin, Ihrer Majeſtät allergnädigſte Meinung zu faſſen,“ ſagte der Oberſt, als die Königin ſchwieg.

„Es iſt mein Wunſch, Ihre Tochter mit meinem Kammerjunker zu vermählen,“ ſagte die Königin raſch und mit Beſtimmtheit. „Es iſt eine paßliche Partie. Es bringt Ihre Tochter in meine tägliche Umgebung. Es behagt mir. Die Geheimeräthin und ich wollen die ökonomiſchen Verhältniſſe beſorgen. Es iſt beſonders die Geheimeräthin, der Sie in dieſer Hinſicht zu danken haben. Sie wird ſich als eine wahre Mutter für Ihre Tochter erweiſen. Ich rechne auf Ihre Einwilligung, Herr Oberſt. Es iſt mein Wunſch, daß die Verlobung auf der Stelle deklarirt werde. Ich behalte mir die

Freude vor, ſelbſt diejenige zu ſein, die das Ereigniß dem Hofe bekannt macht," fügte ſie mit einem Lächeln hinzu, das den Sieg über den eiteln Oberſten vollendete, der gern ſeine Tochter an die Unterwelt verkauft haben würde für das weiße Band des Dannebrogſterns oder die Diamantchiffer des Mathildenordens.

„Ihre Majeſtät ſind unendlich gnädig gegen mich. Eine ſolche allergnädigſte Auszeichnung! Aber Ihre Majeſtät müſſen mir erlauben, in tiefſter Unterthänigkeit zu bemerken — — —"

„Ich weiß es" unterbrach Ihn die Königin. „Man hat Ihnen eine andre Partie vorgeſchlagen. Aber das iſt keine paſſende Verbindung. Sie hat meine vollkommene Mißbilligung. Und ſie würde mich nur entfernen von einem Manne, den ich in meine Nähe zu ziehen wünſchte."

Der Oberſt bückte ſich einmal über das andre. Als er der Königin das Kleid küſſen wollte, war ſie ſo gnädig, ihm den Handſchuh zu reichen, den er entzückt an ſeine Lippen drückte. Er bückte ſich zur Rechten und zur Linken, ſogar vor Eliſabeth und vor ſeinem fils Esope.

Eliſabeth warf ſich in ſeine Arme, ſie war ſo unſäglich glücklich. Sophus drückte ſeine Hand an ſein Herz, und umfing ihn ſo heftig, daß die ſtolzen Federn am Barett knickten, ſo viel Mühe ſich auch der Oberſt gab, ſie zu retten. Während alle die Andern ſich einer natürlichen Freude überließen, welche das Band der Etikette löſte, ſtand er in einer Stellung wie ein Theaterheld und ſeine Trikots-Unterkleidung und der flatternde hellblaue Domino trugen vielleicht noch am wenigſten dazu bei.

Graf Struenſee trat raſch in das Cabinet; er hatte das Gewand des Zauberers gegen die prächtigſte Gallatracht des Hofes vertauſcht.

„Man vermißt allgemein die Königin, der König fragt nach Ihrer Majeſtät. Der Erbprinz ſucht Sie überall. Ihre Majeſtät waren ſo gnädig, ihm den nächſten Tanz zuzuſagen.“

„Kommen Sie näher, Graf Struenſee,“ ſagte die Königin. „Sie ſollen Theil nehmen an meiner Freude, Herr Graf. Ich habe zwei Menſchen glücklich gemacht. Es iſt eine Seligkeit, die, wie ich hoffe, mir öfter zu Theil werden ſoll. Es iſt ſo ſüß, Andere zu beglücken.“

„Wenn es auf Ihre Majeſtät ankäme, ſo wären alle Menſchen glücklich,“ ſagte Struenſee, indem er die Hand auf das Herz legte und ſich vor der Königin neigte.

„Das wären ſie. Warum habe ich nicht die Macht, dieſen Wunſch zu erfüllen! Aber heute Abend iſt es mir ſo gut geworden. Mein Kammerjunker iſt mit Fräulein Held verlobt. Ich mache mir auch das Vergnügen, ſelber die Mariage zu deklariren, die ich geſtiftet habe.“

Struenſee beglückwünſchte das junge Paar mit einigen herzlichen Worten.

„Man hat mir geſagt, daß Baron Blech eine Lehnsbaronie für ſeinen Sohn zu errichten wünſcht,“ fuhr die Königin mit einem zweideutigen Lächeln fort. „Ich weiß, daß die Familie protegirt wird. Man hat mir geſagt, daß er beſtimmte Verſprechungen hat. Comteſſe Reiffenſtein ſoll ſich ja ſehr für ihn intereſſiren. Es hat keine Eile mit dieſer Baronie. Der junge Herr ſollte noch erſt einige Jahre reiſen und ſich in der Welt umſehen. Von der Lehnsbaronie läßt ſich dann noch immer ſprechen. Fürs Erſte wird nichts daraus. Ich frage nichts darnach, die Familie ſehr oft bei Hofe zu ſehen. Es iſt nicht Geld allein, was das Recht giebt, in unſerer Nähe zu ſein."

Struenſee verneigte ſich ſtumm. Der Oberſt dankte ſeinem Gott in der Stille ſeines Herzens, daß er ſich nicht näher mit einer Familie verbunden hatte, die eine ſo decidirte Niederlage erlitt, und welche ſo bürgerlich ſei, daß nicht einmal das Adelspatent und ein koloſſales Vermögen ſie nobilitiren könne.

„Ich fühle mich ſo leicht, ſo zufrieden," ſagte die Königin. „Dieſer Tag wird manche frohe und glückliche Tage nach ſich ziehen. Damit auch Andere ſeiner mit Freude gedenken können, will ich ihn mit Wohlthaten bezeichnen. Graf Struenſee, Sie werden mir morgen drei arme Mädchen vorſchlagen, deren Lage ſie am Heirathen hindert. Ich werde ſie auf Veranlaſſung von Eliſabeths Verlobung ausſtatten. Und nun zurück zum Ballſaal. Man hat uns ſchon vermißt. Kommen Sie, meine Freunde, wir wollen unſere Freude mitnehmen und ſie Allen mittheilen. Das wird dieſes Feſt unvergeßlich machen."

Die Königin trat durch die Laubhütte ins Theater. Die Geheimeräthin und Graf Struenſee, die Generalin und der Oberſt, Eliſabeth und Sophus begleiteten ſie. Die Königin deklarirte ſelbſt die Vereinigung der Liebenden; Glückwünſche ergoſſen ſich von allen Seiten. Comteſſe Reiffenſtein war verſchwunden, Lieutenant Eichfeldt ging abſeits, um Eliſabeth und dem verhaßten Sophus nicht ſeinen Glückwunſch bringen zu dürfen. Aber der junge Baron Blech bat ſich die Ehre aus, die begonnene Menuett mit der Braut zu tanzen. Eliſabeth ſchlug dieſes ehrenvolle Anerbieten aus, und wünſchte ſich zu entfernen, um in der Stille ein Glück zu genießen, das der neugierige Haufe dadurch profanirte, daß er ſie zum Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit machte. Sophus begleitete ſie und die Geheimeräthin zum Wagen. Als er ſeine Geliebte hineinhob, drückte er den erſten Kuß auf ihre Lippen.

„Lebe wohl, Sophus! Morgen ſehen wir uns,“ ſagte Eliſabeth erröthend.

„Morgen, meine Geliebte!“

„O Gott, wie bin ich glücklich! Liebe Tante, ich könnte Dich mit meinen Küſſen erſticken. Morgen, Sophus! Wenn es doch ſchon morgen wäre!“

„Lebe wohl, Eliſabeth! Lebe wohl bis morgen! Es iſt nicht lange bis morgen. Es iſt beinahe vier Uhr. Lebe wohl!“

Der Wagen rollte durch das Schloßthor mit der glücklichen Braut. Sophus ging träumend und freudetrunken zum Ballſaal zurück. Die Königin tanzte die Menuett mit dem Erbprinzen, der dem Orcheſter befohlen hatte, ihre Lieblingsmuſik zu ſpielen. Die Zufriedenheit über das Glück, das ſie um ſich verbreitet hatte, malte ſich in jeder ihrer Bewegungen und erhöhte ihre königliche Schönheit. Dieſe Menuett ſchloß den Ball. Der König ging fort, begleitet vom Grafen Brandt, von dem Miniſter der äußeren Angelegenheiten, Grafen von der Weſten, dem Grafen Tannenberg, dem General Geldern, dem General Eichfeldt und den höchſten Hofbeamten. Die Königin ward begleitet vom Grafen Struenſee, von der Generalin Geldern, von Sophus und ihrem Hofſtaat von Damen. Ein Tuſch von Pauken und Trompeten verkündete den Weggang der königlichen Herrſchaften durch die langen Reihen der Damen und Herren. Niemand ſah Carolinen Mathilden das Feſt verlaſſen, ohne daß ihre Jugend, Kraft und Schönheit einen angenehmen Eindruck bei ihm hinterlaſſen hätte. Mit freundlichen Grüßen begab ſich die Königin in ihre Gemächer. —

Als die Königin und ihre Suite den Ball verließen, gab Comteſſe Thralau dem Sophus einen Wink, daß ſie mit ihm zu ſprechen wünſche. Nachdem er die Königin bis zu ihren Gemächern begleitet hatte, kehrte er zum Theater zurück, das noch von Leuten wimmelte, welche darauf warteten, daß ihre Wagen aufgerufen würden. Als er endlich die Comteſſe entdeckt hatte und ſie anreden wollte, legte ſie den Finger auf den Mund, ohne ihn anzuſehen, und blieb ſitzen in der Loge. Als ſie aufſtand, folgte er ihr in einiger Entfernung. Es war ein unendliches Gedränge im Vorſaal, Sophus benutzte es, um unbemerkt neben die Comteſſe zu kommen. Indem ſie ſich in ihren Schleier hüllte, flüſterte ſie: „Man beobachtet mich. Sprechen Sie nicht zu mir. Gehen Sie zum Grafen Struenſee und warnen Sie ihn. Es iſt etwas im Werke gegen ihn. Er ſoll ſich hüten vor — —"

Der Name entging dem Sophus, da ihn grade eine Hand auf die Schulter ſchlug. Er wandte ſich um; es war der Kammerherr Seifenſee, der im Gedränge nahe daran war, ſeinen Mantel zu verlieren, den er nachzog und vergebens umzunehmen bemüht war.

„Mon cher," ſagte er, „ich bin beinahe eben ſo in Verzweiflung wie der Monarch, der ſein Königreich für ein Pferd ausbot. Ich biete meine Hofcharge für eine Handreichung. Seien Sie ſo gut, und helfen Sie mir meinen Mantel um."

Sophus hängte ihm raſch den Mantel um die Schulter. Aber Seifenſee war noch nicht zufrieden geſtellt.

„Auch um die andere Schulter, lieber Kammerjunker! Sie wiſſen, daß ein Hofmann den Mantel auf beiden Schultern trägt," ſagte der Kammerherr mit ſeinem freundlichſten Lächeln. „Ich kann doch nicht gehen wie ein Novice nach einer ſo langen Hofcarrière."

Sophus half ihm. Als er ſich umwandte, war die Comteſſe verſchwunden. Er ſuchte ſie vergebens. Die Säle und Gänge leerten ſich allmählig. —

„Zu Struenſee," ſagte Sophus bei ſich ſelbſt, als er die langen Gänge durchwanderte, welche vom Hoftheater über die Gallerie durch den Schleichgang führten, und dieſen Seitenflügel mit dem Schloſſe verbanden. „Und was ſoll ich Struenſee ſagen? Einen halben Beſcheid. Ich haſſe alles Halbe. Dieſe Comteſſe iſt eine exaltirte Perſon. Es ſpukt immer in ihrem Gehirn. Gott weiß, wovon ſie nicht träumt. — Aber ſie verläßt ſich nun einmal darauf, daß ich ihren Auftrag ausrichte. Ich kann ja nicht wiſſen, was ſie in Schrecken geſetzt hat. Ach, wenn man ſo glücklich iſt, wie ich, hat man für nichts Anderes Gedanken. — Ich will zu Graf Struenſee gehen, er muß ſelbſt am beſten wiſſen, vor wem er ſich zu hüten hat.“

Sruenſee's Gemächer waren ſchon geſchloſſen. Ohne Lärm zu machen, konnte er in dieſer nächtlichen Stunde nicht zum Grafen kommen. Er klopfte leiſe; aber des Grafen Kammerdiener, der immer in dem Vorgemach ſchlief, hörte es nicht.

„Der kleine Corridor ſtößt an des Grafen eigene Schlafkammer,“ dachte Sophus; „ich will verſuchen, ob er offen iſt. Es ſind ſchrecklich viel Umſtände für eine halbe Nachricht.“

Alle Schloßbewohner waren ſchon zur Ruhe gegangen. Alle hatten geeilt, einen langen, ermüdenden Tag zu beſchließen, der keine Ausbeute mehr gab für ihre verſchiedenen Neigungen. Der untergehende Vollmond warf noch ein ſchwaches Licht durch die prächtigen Vorhänge in den großen, leeren Sälen, den Sophus, der jeden Schlupfwinkel in dieſem ungeheuren Labyrinth mit ſicherem Fuß durchwanderte, um den kleinen Corridor durch die Treppe der Königin zu erreichen, der zu dem Flur führte, wo Struenſee's Gemächer waren. Eine ſolche Wanderung zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit hatte er noch nie vorgenommen, und eine ſolche Oede hatte ihn noch nie umgeben in dem dichtbewohnten Schloſſe. Die unendlichen Säle und Gänge kamen ihm nicht geheuer vor; durch eine natürliche Verbindung ſeiner Gedanken mit dem Geſchäft, das er ausrichten ſollte, fiel es ihm ein, daß das Schloß eigentlich unbewacht war trotz der vielen Schildwachen, ſobald man erſt die äußeren Poſten hinter ſich hatte. Es war keineswegs unmöglich, einen Anſchlag gegen den Einen oder Andern auszuführen, wenn man mit den Localitäten genau bekannt war. Nicht ein einziger Hofbediente hatte ihn ja wandern hören durch alle dieſe langen Gänge und großen Säle. Nicht Ein Menſch — und doch mußte noch Jemand auf ſein, denn es kam ihm vor, als hörte er Schritte. Er ſtand ſtill und horchte. Eine Thür knarrte, nicht weit von ihm, — ſie ward wieder geſchloſſen; leiſe, hurtige Schritte rauſchten in dem langen gewundenen Gange. Jetzt bog eine Geſtalt um die Ecke — es war Liſette.

„Wie? Sind Sie es, Liſette, die hier wie ein Geſpenſt zur Nachtzeit wandert?“ ſagte Sophus, indem er vor der erſchrockenen Liſette ſtill ſtand, welche bluthroth wurde, als ſie ihn erkannte.

„Ich habe mich lange im Vorgemach der Königin aufgehalten,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme. „Es verfolgte mich Jemand auf dem Gange, ſo daß ich genöthigt war, wiederumzukehren. Die jungen Herren ſind luſtig nach einem ſo vergnüglichen Feſt,“ fügte ſie mit einem Seufzer hinzu, welcher verrieth, daß ſie nicht theilgenommen hatte an der allgemeinen Luſt.

„Der Himmel ſelbſt hat uns einander entgegengeſandt,“ ſagte Sophus. „Ich muß Ihnen recht herzlich danken für den Antheil, den Sie an meinem Schickſal genommen haben. Sie wiſſen nicht, Liſette, wie viel Glück Sie geſtiftet haben, und wie innig dankbar ich Ihnen dafür bin. Alles, was ein volles Herz ſagen könnte, würde noch viel zu wenig ſein, um Ihnen meine Ergebenheit auszudrücken. — Das Schickſal hat uns wunderlich zuſammengeführt, gleich von unſrer Kindheit an. Ich hoffe, daß es Ihnen viele Zufriedenheit gewähren, und Ihnen alles das Glück geben wird, das ich Ihnen recht von Herzen wünſche.“

Sophus hatte ihr die Hand gereicht. Liſette gab ihm die ihrige ohne Weigerung. Sie wollte ſprechen, aber indem knarrte wieder eine Thür ganz leiſe. Sie erwiederte ſeinen Handdruck und entfloh eilig durch den Gang. Sophus ſah ihr nach, bis die Schwenkung der Mauer ſie ſeinen Blicken entzog.

„Sollte es vielleicht Liſettens Verfolger ſein?“ ſagte er bei ſich ſelbſt, und ſein Blut kam in ſchnellere Bewegung bei dem Gedanken an die Verfolgung, welcher Liſette ausgeſetzt war. „Ich will wiſſen, wer dieſer vorſichtige Nachtwandrer iſt, der gewiß auf verbotenen Wegen geht.“

Als er in den halbdunkeln Saal trat, welcher nur eine ſchwache Beleuchtung von der offenſtehenden Thüre durch den erleuchteten Gang empfing, ſtand Eichfeldt vor ihm. Die beiden erſtaunten Feinde maßen einander mit einem Blick, der die Gefühle nicht verhehlte, welche ſie gegen einander hegten.

„Sie hier, Herr Lieutenant? Um dieſe Zeit?“ brach Sophus aus, deſſen Argwohn durch dieſe unerwartete Begegnung genährt wurde, die ihn eine Verbindung mit der Warnung der Comteſſe ahnen ließ. Er machte ſich ſchon Vorwürfe, daß er durch Liſettens Dazwiſchenkunft ſich hatte abhalten laſſen, ſein Geſchäft bei dem Grafen Struenſee auszurichten.

„Und Sie hier, um dieſe Zeit?“ wiederholte Eichfeldt verlegen, und ſtammelnd.

„Darf ich fragen, was Sie zu dieſen Gemächern führt, Herr Lieutenant? Was iſt Ihr Geſchäft hier?“ fragte Sophus auffahrend.

„Das bin ich wohl nicht verpflichtet, Ihnen zu ſagen, Herr Kammerjunker. Sie ſollten wiſſen, daß es des wachthabenden Officiers Pflicht iſt, die Schildwachen zu viſitiren,“ fügte er mit mehr Beſonnenheit hinzu. „Ich könnte Ihnen Ihre Frage zurückgeben, wenn ich nicht wüßte, daß des Schloſſes Kammerjungfern mit zu den Emolumenten der Kammerjunker gehören, und daß Sie alſo in Ihrem geſetzlichen Beruf gehen.“

„Als wachthabender Officier müſſen Sie wiſſen, wie weit Ihre Runde ſich erſtreckt, und daß Sie nichts in den Gemächern zu thun haben,“ antwortete Sophus aufgebracht, „und als Cavalier müſſen Sie wiſſen, daß es Ihre Pflicht iſt, Achtung zu haben vor dem andern Geſchlecht, ſelbſt wenn eine untergeordnete Stellung Ihnen ohne Verantwortung zu ſein ſcheinen ſollte. Und wiſſen Sie wohl, daß ich es für meine Pflicht halten werde, Sie das zu lehren?"

„Ich werde morgen zu Ihren Dienſten ſein," ſagte Eichfeldt ſchnell. „Sie ſollen mir zur Rechenſchaft ſtehen für das, was Sie geſagt haben, ich werde mir morgen Erklärung Ihrer Worte ausbitten."

„Die können Sie auf der Stelle bekommen," ſagte Sophus. „Sie ſollen nicht nöthig haben, auf mich zu warten. Kein Mann von Ehre behandelt das ſchwächere Geſchlecht mit Rohheit, und kein Mann von Ehre erniedrigt ſich jemals zur Verrätherei und zu Intriguen. Ich hoffe, daß dieß Ihnen deutlich genug iſt."

Bei dieſen Worten hatte der heftige Eichfeldt den Degen unwillkürlich gezogen. Auch Sophus legte die Hand an den Degen, aber da ihm der unbeſorgte Auftrag einfiel, ſagte er: „Nein, hier iſt nicht der Ort. Aber Sie verlaſſen dieſen Saal nicht ohne mich. Sie ſind ſo gut, mich zu begleiten, mein Herr!"

„Herr von Norden," ſagte Eichfeldt und hielt ihm die Degenſpitze entgegen, um ihn aufzuhalten," das hängt von mir ſelbſt ab, wohin ich gehn will."

„Und ich werde Ihnen beweiſen, daß es von mir abhängt," ſagte Sophus und drang auf ihn ein. Die Dämmerung hinderte ihn, die Degenſpitze zu ſehen; ehe Eichfeldt zurücktreten konnte, hatte Sophus ſich den Degen in die Bruſt gelaufen unter dem rechten Arm. Als er ſich verwundet fühlte, wollte er den Degen ziehn, aber ſein Arm ſank kraftlos nieder.

„Um Gottes Willen, Sie haben mich unglücklich gemacht,“ brach Eichfeldt erſchrocken aus. „Es iſt Ihre eigne Schuld, Sie ſelbſt haben mich gezwungen, den Degen zu ziehen im Schloſſe des Königs, — ich habe Sie nicht bleſſiren wollen, — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß es gegen meine Abſicht war.“

Nordens ritterlicher Charakter zeigte ſich augenblicklich durch Verſöhnlichkeit gegen ſeinen Feind. „Es war meine eigne Schuld,“ ſagte er, indem er die Hand auf die Bruſt drückte. „Es hat nichts zu bedeuten, auf Sie kann keine Verantwortung fallen. Aber Sie müſſen mich begleiten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie keine Verantwortlichkeit haben ſollen; ich bin ſelber unvorſichtig geweſen. Dieſe Sache bleibt unter uns, — bis wir ſie abmachen können, als Cavaliere.“

„Sie verbluten ſich, da, nehmen Sie dieß Tuch, ſetzen Sie ſich auf dieſen Stuhl, ich werde Ihnen gleich Hülfe ſchaffen,“ ſagte Eichfeldt raſch, und eilte aus dem Saale, ehe ihn Sophus zurückhalten konnte.

„Bleiben Sie, bleiben Sie!“ rief Sophus. „Nicht von der Stelle ohne mich!“

Er machte einige raſche Schritte nach der Thür, aber plötzlich füllte ſich ſein Mund mit Blut, das gewaltſam vom Herzen ſtrömte, ein ſtechender Schmerz hemmte den Schlag ſeines Herzens, er wankte und konnte kaum einen Stuhl erreichen, ehe ihn das Bewußtſein verließ. —

Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es pechſchwarz rund um ihn. Er wußte im erſten Augenblick nicht, wo er war; eine tödtliche Mattigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt. Aber als ſeine Hand das klebende Blut fühlte, das den Lehnſtuhl bedeckte, worin er ohnmächtig geworden war, kam er wieder zur Beſinnung, und der Schmerz in der Bruſt überzeugte ihn, daß es kein Traum war. Er ſtand auf und ſtützte ſich gegen die Wand. Der unterbrochene Auftrag fiel ihm wieder ein, er wollte das Verſäumte nachholen und den Grafen Struenſee aufſuchen; dieſe unglückliche Bewußtloſigkeit konnte ja nur wenige Augenblicke gedauert haben. Er ſuchte tappend die Thür zu erreichen, aber ſie war verſchloſſen, man hatte ihn vorſätzlich eingeſperrt. Dieſer Umſtand erfüllte ihn mit beängſtigenden Gedanken; er wollte die Thür mit Gewalt öffnen, aber ſie gab nicht nach. Er bedachte ſich einen Augenblick. Da kam es ihm vor, als hörte er einen fernen Lärm. Er horchte. Unfern erſchollen ſchwere regelmäßige Schritte, die im Gange widerhallten, wie von Schildwachen, — aber hier nach dieſem Gange kam ja niemals eine Schildwache. — Da gingen Einige vor der Thür vorbei. Sie gingen leichten Schrittes und ſprachen leiſe. — Er glaubte der Comteſſe Reiffenſtein Stimme in dem leiſen Flüſtern zu erkennen. — Eine ungeheure Angſt ergriff ihn, er ahnte ein Verbrechen, ohne ſich Rechenſchaft davon geben zu können. Es ward wieder ſchwarz vor ſeinen Augen, das ferne Geräuſch ſchmolz zuſammen vor ſeinen Ohren mit dem deutlichen Schlag ſeines eignen Herzens, er fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. — Eine weinende Stimme gab ihm die Beſinnung wieder. Es war ein leiſes Winſeln, er hörte den Schrei eines kleinen Kindes, dann wieder die weinende Stimme, welche einige Worte ſagte. War es nicht Liſettens Stimme? Er glaubte ſie ganz deutlich zu erkennen. Man entfernte ſich eilig. — Nun war Alles wieder ſtill und finſter wie im Grabe. — Aber Sophus fühlte eine Angſt, die beinahe an Verzweiflung grenzte. Er warf ſich gegen die Thür, aber da ſie nicht nachgab, ſtürzte er an das Fenſter und öffnete dieſes raſch.

Das Gemach ging auf die Reitbahn; die Gallerie, welche das Schloß mit dem Seitenflügel verband, worin das Reithaus war, erhob ſich in einigem Abſtand unter dem Fenſter. Es war ein dunkler Wintermorgen, die Luft hing voll dicker Wolken, es fror ſtark und hatte die ganze Nacht geſchneit, und Alles war bedeckt mit einer dicken Lage von Schnee, der ein ſchwaches Licht über den dunkeln Platz verbreitete. Ein kalter Nordwind führte dem Sophus große Schneeflocken ins Geſicht, deren erfriſchende Kühle ihn ſtärkte. Ohne ſich zu bedenken, ſchwang er ſich aus dem Fenſter, und ſprang auf die Gallerie hinab. Sich von da niederzulaſſen auf den Altan über den Bogengang am Reithauſe, war ihm in dieſem Augenblicke eben ſo leicht. Die Angſt gab ihm Kraft und Sicherheit. Er ſah Licht, das wieder verſchwand, in mehreren Gemächern. Im Schloſſe ließ ſich eine ungewöhnliche Geſchäftigkeit bemerken. Keine von den Thüren zum Altan war offen, zurück konnte er nicht kommen, er mußte abermals einen dreiſten Sprung wagen, um auf die Erde zu kommen. Es glückte, ungeachtet der ſtechende Schmerz in der Wunde, welche aufgehört hatte zu bluten, ihm beinahe eine Ohnmacht zuzog. Die Glocke im Schloßthurm ſchlug Sechs, und alle Stadtkirchen wiederholten dieſe Bekräftigung, daß eine geraume Zeit verfloſſen war, ſeit Sophus das Bewußtſein verloren hatte, — eine Zeit, die vielleicht ſchickſalſchwanger geweſen war. — Er ſtürzte nach dem Schloßthore zu; bei dem Anblick des blutbefleckten Hofcavaliers in Gallatracht ohne Hut und beſchneit, trat der Schweizer zurück; aber der Schloßhof war voll von General Eichfeldts Dragonern, die ihm den Durchgang verwehrten. Ein einziger Blick überzeugte ihn von der drohenden Gefahr, alle Gänge waren mit Soldaten beſetzt von Oberſt Koller's Regiment, an jeder Thür blitzten gezogene Säbel und Bajonette.

„Ich gehöre zum Schloß, ich habe die Aufwartung im Schloß," rief Sophus. Aber man achtete nicht auf ihn. Das Thor blieb verſchloſſen. Eine Stimme innerhalb rief: „Arretire ihn bis auf nähere Ordre!" Aber Sophus war ſchon im Bogengange verſchwunden und machte mit haſtigen Schritten einen langen Umweg, um den Schloßplatz zu erreichen und wo möglich durch einen minder bewachten Eingang einzudringen. Welche Abſicht er dabei hatte, wußte er ſelbſt nicht.

In Struenſee's Gemächern war Licht. Auch die Etage der Königin war erleuchtet. Der ſchwache Schein der hellen Fenſter fiel hinaus über den großen Schloßplatz und über die Schiffe im Canal, der vor dem Schloſſe vorbeiläuft. Ein glänzendes Licht von dem offnen Schloßthore fiel wie ein breiter Strahl über den ſchneebedeckten Platz und erleuchtete die Brücke des Holms dicht vor dem Schloſſe; die Brücke war von Dragonern beſetzt. Eine Schaar Dragoner zu Pferde mit gezogenen Säbeln ſperrte das Thor, das von Fackeln erleuchtet ward, die ſich unaufhörlich im Schloßhofe auf und ab bewegten. Mitten im Thore hielt ein großer Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt. Die vielen Menſchen, welche den Hintergrund füllten, und der murmelnde Laut von vielen halbleiſen Stimmen gab dieſer nächtlichen Scene einen noch ängſtlichern Charakter. Der Fackelſchein beleuchtete eine Gruppe von Herren, unter welchen Graf Tannenberg der einzige war, der den Kopf entblößt hatte. General Eichfeldt und Oberſt Koller hatten ſich vorgedrängt unter die Vorderſten, damit ihr Mangel an Erziehung recht augenfällig ſein ſollte. Graf von der Weſten ſtand weiter zurück, den Hut über die Augen gedrückt. Am tiefſten im Hintergrunde verbarg ein Mann ſich, deſſen Civilkleider ein untergeordnetes Verhältniß andeuteten; ſeine ſtarren, unveränderlichen Geſichtszüge verriethen eine eiskalte Seele. Daß der hochmüthige Graf von der Weſten ihm nicht den Rücken wandte, ſondern ihm nur die Seite zukehrte, deutete an, daß er wenigſtens im Stande war, ihm zu ſchaden. Es war des Erbprinzen Secretair, Struenſee's unverſöhnlichſter Feind, Dänemarks künftiger Miniſter. —

In dem Augenblick, wo Sophus das Thor erreichte, ward die Wagenthüre zugeſchlagen. Der rothgelbe Schein der Fackeln fiel in die Kutſche, welche mit hohlem Gepolter langſam durch die große Thorwölbung rollte. Das Fenſter ſtand offen. Auf dem Vorderplatz ſaß ein Officier mit gezogenem Degen, auf dem Rückſitz eine dichtverſchleierte Dame, und ihr zur Seite Liſette, die ſorgſam ein kleines Kind auf ihren Armen wiegte, während ſchwere Thränen auf ihr blaſſes, beinahe lebloſes Geſicht niederfloſſen. Sophus ſtürzte hinzu. Er hatte die Königin erkannt, die neugeborene Prinzeſſin und Liſetten; mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte hängte er ſich feſt an die Wagenthür, er wollte das Schwerdt ziehen, aber vermochte es nicht; ſogar die Stimme verſagte ihm, und ſein Ruf erſtarb in einem leiſen Flüſtern. Die Dragoner hatten ſich ſchon in Bewegung geſetzt, den Wagen zu umringen. Die Königin ſchlug den Schleier zur Seite, ſie hatte den Sophus erkannt; mit erſterbendem Blick und durchdringendem Schrei ſank ſie zurück in den Wagen. Liſette beugte ſich nach dem Fenſter hin und rief mit verzweifelnder Stimme ſeinen Namen. Der Officier zog das Fenſter in die Höhe. Ein Dragoner warf ſein Pferd gegen ihn, er ließ den Wagen los und ſtürzte nieder, die Dragoner ſchloſſen ſich dicht um den Wagen, der in Galopp über die Holmsbrücke rollte und in der dunkeln ihn umgebenden Nacht verſchwand. Sophus ſank zur Erde, ein mitleidiges Pferd ſetzte ſeinen eiſenbeſchlagenen Huf in ſeine Seite, und der Schmerz beraubte ihn des Bewußtſeins. Aber dieſer Umſtand rettete ſein Leben, denn die geſchloſſene Wunde öffnete ſich wieder, das Blut ſtrömte auf den weißen Schnee, und eine tiefe Ohnmacht bemächtigte ſich der Beute, welche der Tod ſchon in ſeine Arme genommen hatte. —

Eine langdauernde Bewußtloſigkeit hatte Nordens Sinne umflort, er hatte keine Vorſtellung von der Gefahr, in welcher ſein Leben ſchwebte, er fühlte kaum ſeine Schmerzen, und eine lange und trübe Zeit verfloß ihm in einer glücklichen Unbewußtheit der Gräuel, welche ſie in ihrem Schooße trug. Er wußte nicht, daß eine Hofcabale Dänemarks Königin von ihrem Throne geſtürzt und ſie verurtheilt hatte, in der Gefangenſchaft auf der Feſtung Kronburg zu ſeufzen ohne einen andern Troſt als den, welchen Liſettens aufopfernde Hingebung, und ihrer kleinen Tochter kindliches Lächeln der Irregeleiteten gewähren konnte, welche ſo hart büßen mußte für die Schwachheiten, welche Jugend und Unbeſonnenheit erzeugt und unglückliche Verhältniſſe ausgebrütet hatten. Der Pöbel vollendete würdig dieſe Hofrevolution, welche untergeordnete Eiferſucht und Rachbegier anſtifteten; Scheiterhaufen und Brand, Plünderung und Exceſſe feierten das, was man nannte „des Königs und der Nation Befreiung von dem abſcheulichen Joch eines verbrecheriſchen Miniſters.“ Zahlreiche Einkerkerungen und Abſetzungen fanden ſtatt, eine finſtre, kalte Etikette trat an die Stelle des jugendlichen leichtſinnigen Schwärmens am Hofe. Neue Feſſeln wurden geſchmiedet, um die zerriſſenen Bande zu erſtatten. Eines einzelnen Mannes unverſöhnliche Rachbegierde hatte unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit den letzten Act dieſes blutigen Dramas mit einer Grauſamkeit beendigt, die nicht einmal mit Entehrung, Verkrüppelung und Tod zufrieden war, ſondern ihre Opfer noch jenſeit des Grabes verfolgte. Struenſee und

Brandt waren unter dem Beile des Henkers gefallen, ihre zerſtückten irdiſchen Ueberreſte wurden noch von dem gierigen Schnabel der Raubvögel zerhackt, und eine Schaar von Schriftſtellern, welche ſich in dem Sonnenſchein der neuen Macht zu baden trachteten, und um zeitliche Gunſt ihre Namen der Verdammung der Nachwelt preisgaben, zerriſſen mit ſchamloſer Frechheit das Andenken der Unglücklichen, und höhnten die Gefallenen mit heiſerem Krähengeſchrei. Eine glückliche Bewußtloſigkeit verbarg dieſe Abſcheulichkeiten dem Kranken, der ein Gegenſtand der zärtlichſten Pflege war; dieſer Zeitraum war wie ausgetilgt aus ſeinem Daſein, — ach, daß wir nicht auch aus Dänemarks Geſchichte ihn austilgen können! — —

Der Sommer blühte wieder in ſeiner vollen Pracht, die Bienen ſummten um die duftenden Kelche, die ganze Natur entfaltete ihren reichen vollen Glanz um das dämmerige Schloß Kronburg; denn in der Bruſt der Natur ſchlägt kein theilnehmendes Herz für die Bekümmerniſſe und Leiden der Menſchheit. —

An einem der letzten Tage des Maimonds war das Meergeſtade bei Helſingör mit Menſchen bedeckt, welche mit erwartungsvoller Neugierde drei engliſche Kriegsſchiffe betrachteten, welche mit wehenden Flaggen und entfalteten Segeln im Oereſund Anker geworfen hatten außerhalb Kronburg, wo Nord- und Oſtſee ſich begegnen und mit ihren ſchäumenden Wogen die alte gothiſche Feſtung beſpülen. Eine helle Sommerſonne ſchien dieſem traurigen Tage einen feſtlichen Charakter geben zu wollen.

Schon mehrere Stunden hatten die Zuſchauer geduldig gewartet mit einer Stille, welche für eine ſo zahlreiche Verſammlung ungewöhnlich war. Boote fuhren hin und her von den engliſchen Schiffen nach dem Schloß; überall ſah man Vorbereitungen zur Abreiſe.

„Nun kann es nicht mehr lange dauern,“ ſagte ein Mann zu ſeinem Nachbar. „Da iſt eine von den Damen.“

Ein Bot ſtieß vom Ufer mit einer verſchleierten Dame.

„Sie weint, die Arme! Ja, es iſt wohl ſchwer, ein ſolches Schickſal zu leiden,“ ſagte der mitleidige Bürger. „Sie bekommt die däniſche Küſte wohl nie wieder zu ſehen.“

„Es iſt Comteſſe Thralau, die der Königin ins Ausland folgen will,“ ſagte ein Andrer, der in perſönlicher Bekanntſchaft mit der Umgebung der Königin zu ſtehen ſchien. „Sie und Jungfrau Calais wollen ſich nicht von Ihrer Majeſtät trennen.“

„Ihr müßt das freilich wiſſen, da Ihr im Dienſte des Hofs geweſen ſeid,“ ſagte der Bürger. „Ihr kanntet ſie wohl Alle zuſammen, die um die Königin waren?“

„Ich bin manches liebe Mal mit der Königin gefahren. Sie war uns eine gnädige Herrſchaft. Jetzt haben wir den Laufpaß bekommen, ſo viel wir ſind. Jetzt giebt es neue Beſen, die fegen.“

„Steht es denn jetzt etwa beſſer als zu Struenſee's Zeit? Mir däucht, daß ſie es zu hart mit ihm gemacht haben, mag er auch immer ein Sünder ſein. Gott im Himmel, ſo mit ihm umzugehn! Und der arme Graf

Brande auch. Einem Manne den Kopf abzuſchlagen um eine Kleinigkeit!“

Der ehemalige Hofbediente ſah ſich vorſichtig um, ehe er antwortete. Dann ſagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich will Euch ſagen, wie es iſt: — der eine Rabe iſt nicht beſſer als der andre. Es geht akkurat eben ſo wie vorher, es iſt präcis dieſelbe Wirthſchaft, nur etwas langweiliger und ehrbarer, übrigens derſelbe Sauerteig. Aber es thut nicht gut, darüber zu räſonniren, und ich werde meinen Mund wohl hüten, ſo lange ich meinen Hals lieb habe.“

„Hm, hm! Ja, ja, ja! Jeder hat doch Erlaubniß zu denken,“ ſagte der Bürger mit tiefſinniger Miene. „Es iſt doch erſchrecklich. Eine Königin aus dem Bette zu jagen mitten in der Nacht, wenn ſie eben von Tanz und Luſtbarkeit gekommen iſt, ſie in ein Fuhrwerk zu ſchmeißen und ſie nach Kronburg zu fahren, wo die Sclaverei iſt! Gott behüte und bewahre uns! Und ſie nicht einmal Abſchied nehmen zu laſſen von ihrem eignen Sohne!“

„Ja, wenn es erſt auf den Kriegsfuß kommt, ſo iſt da nicht viel Unterſchied! die Großen haſſen ſich Alle unter einander,“ ſagte der Hofbediente flüſternd, „daher darf man ſie nicht böſe machen.“

„Hätte ſie nicht ſo ſtricte darauf beſtanden, ſo hätte ſie nicht einmal die kleine Prinzeſſin nach Kronburg mitnehmen dürfen,“ ſagte der Bürger. „Sie wollte partout nicht aus dem Schloß, bis ſie ihr das Kind brachten. Und ſo kamen ſie endlich damit, denn ſie wollten ſie forthaben, ſie waren bange, daß es hell werden würde. Nun ſoll ſie ſich gar von der kleinen Prinzeſſin trennen und ganz allein reiſen trotz dem, daß ſie Mutter der beiden Kinder iſt und uns Allen hat befehlen können."

„Ja, ja, plaudert nur nicht mehr davon," ſagte der vorſichtige Bediente. „Was nützt das Reden? Das Klügſte iſt zu ſchweigen und zu denken."

„Hört, daß ſie ſo den König überraſchen und ihm einbilden konnten, man ſtehe ihm nach dem Leben, um ſeine Einwilligung zu bekommen, das kann ich nicht begreifen," fuhr der Bürger flüſternd fort. „Aber es verſteht ſich, wenn man geweckt wird mitten in der Nacht, ſo iſt man confus, ſo iſt es freilich geſchehn, daß man ſeinen Namen auf einem Stück Papier unterſchreibt, ohne zu wiſſen, was darauf ſteht."

„So ſchweigt doch ſtill, zum Teufel! Wollt Ihr uns Beide unglücklich machen mit dem verdammten Räſonniren?" flüſterte der Bediente und rückte von ihm weg.

Ein allgemeiner Seufzer entfuhr plötzlich der ganzen Verſammlung. — Die Königin ſtieg ins Boot. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Haupt und verbarg die thränenvollen Wangen; zum letzten Mal hatte ſie ihr kleines Kind an die Bruſt gedrückt. Sie ſtützte ſich auf Liſetten, die mit liebevoller Sorgfalt ihr den Platz im Boote zurechtmachte. Liſette war ſehr blaß und mager, ihre Augen von Thränen geröthet. Als das Boot vom Ufer abſtieß, donnerte der königliche Gruß von den engliſchen Kriegsſchiffen, und hüllte bald das ſtumme Kronburg in dichten Dampf, der mitleidig der unglücklichen Königin den Anblick des Gefängniſſes entzog, wo ſie auf ewig von einem geliebten Kinde Abſchied genommen hatte. Es war, als ob das letzte Band, das Carolinen Mathilden noch an Dänemark band, in dieſem Augenblick hörbar zerriſſen wurde. Mit gedämpftem Schrei ſank ſie auf das Polſter zurück. Liſette hielt die Hände vor die Augen und weinte laut.

Der Pulverdampf wogte in großen Kreiſen und verbarg das Boot den Blicken der verſammelten Menge, noch ehe ſie die Fregatte erreichte. Es war für die Zuſchauer, als ob eine Wolke die Verbannte aufnahm, um ſie vor das barmherzige Gericht des alliebenden Vaters zu führen. Als die Wolke ſchwand, war auch die Königin verſchwunden; aber manches naſſe Auge erhob ſich zum Himmel und opferte ihr einen Gedanken der Liebe. —

„Sollen wir Hurra rufen?" ſagte der Bürger. „Es däucht mir doch, daß man zur Ehre der Königin Hurra rufen ſollte!"

„Thut, wie Ihr wollt. Ich miſche mich nicht in die Politik," ſagte ſein Nachbar mit vorſichtiger Miene.

„Wenn Ihr rufen wollt, ſo bin ich mit dabei — meiner gnädigen Herrſchaft wegen," ſagte der Hofbediente und trocknete die Augen.

Aber der Bürger hatte ſchon ſeinen augenblicklichen Enthuſiasmus beſiegt, und indem er ſich langſam umdrehte, um nach Hauſe zu gehen, ſagte er: „Nein, es iſt auch wohl das Beſte, es bleiben zu laſſen. Hm! In vorigen Zeiten war keine Gefahr dabei, ein bischen vergnügt zu ſein. Da konnte man nach Gefallen Hurra rufen.“

„Weshalb ſoll man ſich gegen den auflehnen, der die Macht hat?“ ſagte der vorige Hofbediente. „Man muß ja an ſeine Zukunft denken. Die, welche fort ſind, die ſind fort, und von ihnen hat man keinen Nutzen mehr.“

Die Fregatten hatten die Anker gelichtet. Ein ſchwacher Luftzug blähte die Segel. Leiſe, wie zu einem Trauerzuge trugen ſie die junge, ſchöne, noch nicht zwei und zwanzigjährige Königin von Dänemarks ſtiller Küſte, die wenige Jahre zuvor ſie mit abgöttiſchem Jubel empfangen hatte. Die politiſch Todte ward in ihr lebendiges Grab geführt. —

Die Zuſchauer zerſtreuten ſich allmählig. Ein alter Mann mit entblößtem Haupte ſtand noch auf der äußerſten Spitze des Meergeſtades; mit der einen Hand hielt er ſein Taſchentuch in der Luft wehend, mit der andern umfaßte er die runzlichte Hand eines alten Frauenzimmers. Es war der alte Calais und ſeine Schweſter. Sie ſchwiegen Beide. Baſe Cordia weinte. Endlich ſagte der alte Goldſchmidt: „Komm, Schweſter, nun können wir ſie nicht mehr ſehen. Der liebe Gott ſei mit ihnen und beſchirme ſie ihr Leben lang. Und das wird er, ihrer Frömmigkeit wegen.“

Baſe Cordia ſagte weinend: „Ach, daß wir den Kummer in unſern alten Tagen haben ſollten! Alles zu verlieren, was wir lieb haben! Es iſt doch allzu ſchwer!“

„Liſette konnte nicht anders handeln,“ ſagte der Goldſchmidt tröſtend. „Treue geht über Alles. Man ſoll ſeinen Beruf in dieſer Welt erfüllen, ſo kann man getroſt vors Gericht treten in jener Welt!“

Baſe Cordia warf noch einen Blick übers Meer; dann wandte ſie ſich um und trocknete die Augen.

„Schweſter,“ ſagte Calais nach langem Stillſchweigen, „ich kann es in dem alten Hauſe nicht aushalten. Was ſollen wir hier bleiben? Wir haben hier nichts zu thun. Ein fleißiger Arbeiter kann ſein Brot überall finden. Ich werde dieß Land verlaſſen.“

„Gott, Vater! Willſt Du auf Reiſen gehen in Deinem Alter?“ brach Baſe Cordia aus. „Soll ich denn in meiner letzten Zeit allein bleiben, und keinen haben, der mir, wenn ich geſtorben bin, die Augen zudrückt?“

Und der Baſe Thränen floſſen noch häufiger bei dem Gedanken an ihr verlaſſenes Alter.

„Gieb Dich zufrieden, Schweſter, wir wollen treu bei einander bleiben, wir beiden Alten. Die heiligen Männer in der Bibel zogen auch aus ihrem Lande, als ſie ſchon älter waren als ich, und der liebe Gott war doch mit ihnen. Ich kann nicht hier bleiben, — ich folge der Königin nach. Sie brauchen wohl auch Goldſchmidte in Zelle. Und ſollte es auch wenig Arbeit geben, ſo wollen wir ſparſam ſein, und uns zufrieden geben, wenn wir kärgliches Brod zu verzehren haben bei denen, welche wir lieben. Beſſer Grobbrot in Liebe als in Ueberfluß leben mit — — — Unſer Herr Gott verzeihe es mir, wenn ich die verdamme, welche dieß Unglück geſtiftet haben. Komm, Baſe, wir wollen Liſetten aufſuchen. Das Madchen iſt mir ans Herz gewachſen, wie es nur meine eigene leibliche Tochter ſein könnte.“ —

Ehe der Sommer zu Ende ging, waren die Laden an des alten Goldſchmidts Fenſtern geſchloſſen; das Haus ſtand leer und verlaſſen. —

Drei Jahre waren vergangen, — eine Ewigkeit für den Unglücklichen, eine Spanne Zeit für den Glücklichen. Dieſe drei Jahre hatten Sophus gelehrt, daß es ein inneres Glück giebt, das äußere Begebenheiten wohl verdunkeln, aber nicht vernichten können. Eliſabeth war ſeit zwei Jahren ſeine glückliche Gattin, ſie hatte ihm eine Tochter geſchenkt, die nach der Königin genannt war, und mitten in dem Schiffbruch, das ſo viele Bande zerriſſen hatte, knüpfte ſich dieß deſto feſter. Die Geheimeräthin hatte ſie überredet, bei ihr zu wohnen; die alte Dame verjüngte ſich in dem Kinde ihrer Nichte. Mit dem Grafen Roſen und einigen wenigen geprüften Freunden bildete dieſer kleine Kreis eine Oaſe mitten in der Wüſte der kalten Etikette und berechnenden Politik, welche herrſchend geworden waren. Sophus legte ſich das Opfer auf, am Hofe zu bleiben, er ſah es als ſeine Pflicht an; es war Ergebung für die Königin, die allein ihn bewegen konnte, eine Stellung beizubehalten, die mit ſeiner Neigung nicht mehr übereinſtimmte; er war das einzige Glied, das Carolinen Mathilden noch mit ihren Kindern verband. Durch Sophus empfing ſie regelmäßig Nachricht davon. Die Briefe, welche Eliſabeth bisweilen von der Königin erhielt, athmeten eine fromme Reſignation und Ergebung in den Willen der Vorſehung; ſie enthielten ſtets einige freundliche Worte von Liſetten. Dieſe theuren Mittheilungen verſtärkten jedesmal die milde Ruhe, worein der Schmerz über ſo vieles Unglück ſich allmählig aufgelöſt hatte.

Oberſt Held war in Ungnade gefallen. Comteſſe Reiffenſtein, die ſeiner dreiſten Aufdringlichkeit und ſtets wiederholten Bewerbungen müde war, entfernte ihn von der Hauptſtadt; er ward in eine andre Garniſon verſetzt, wo er ſich indeſſen damit tröſtete, neue Zuhörer ſeiner franzöſiſchen Phraſen und Anſtandsregeln zu finden. Die Generalin Geldern ward nach kurzer Verhaftung mit ihrem Manne, der ſeine Aemter verlor, nach Jütland verwieſen. Lieutenant Eichfeldt, der zum Capitain avancirt war, ward in einem Duell auf der Inſel Hween von einem engliſchen Officier erſchoſſen, den er herausgefordert hatte nach einer Ohrfeige, womit ihm der Engländer die prahlende Aeußerung vergalt, daß er es eigentlich ſei, der den glücklichen Erfolg der Revolution geſichert habe dadurch, daß er den Kammerdiener Struenſee's überraſchte und ihn einſchüchterte, ſo daß er ihm die Thür zu ſeinem ſchlafenden Herrn öffnete; mit Struenſee's Verhaftung ſei die Hauptſache abgethan und des Grafen Brandt tapfere Gegenwehr, der ſich nicht gutwillig ergeben wollte, vergeblich geweſen. Graf Tannenberg, der die Königin geſtürzt hatte, ſah ſich in ſeinen Erwartungen betrogen. Die Revolution hatte ſich ganz anders entwickelt, als er vermuthete. Reue und Verdruß, auch wohl Scham, ſich ſo überliſtet und wie ein willenloſes Werkzeug gebraucht zu ſehen, trieb ihn an, mit den Machthabern zu brechen. Er ward auf ſeine Güter in Holſtein verwieſen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Tannenberg verließ er Dänemark, wo ſein Einfluß vernichtet war. Kammerherr Seifenſee beluſtigte noch bisweilen die jüngeren Hofcavaliere mit alten Witzen und Anekdoten. Wie die Verſchwornen an Macht und Anſehen ſtiegen und die Beute gemeinſchaftlich theilten, iſt eben ſo bekannt wie das Schickſal der vielen Opfer, welche mit dem geſtürzten Miniſterium fielen. —

In den Umgebungen der Königin ging bald eine bedeutende Veränderung vor. Graf Roſen, der das Vertrauen der ganzen Welt beſaß, und es in ſo hohem Grade verdiente, war früh in alle Geheimniſſe eingeweiht worden, welche die Thralau'ſche Familie betrafen. Er wußte, was nicht einmal Comteſſe Mathilde ahnte, daß ihr Kind lebte. Es war die Abſicht der aufgebrachten Familie geweſen, dieß Kind in dem Dunkel verſchwinden zu laſſen, was ſeine Geburt umgab, und das Kind war deßhalb als todtgeboren ausgegeben. Aber Graf Roſen hatte ſich heimlich Licht zu verſchaffen gewußt über Ort und Art der Unterbringung deſſelben. Nach ſeiner Zurückkunft vom Auslande hatte der alte Diplomat ſofort ſeine Aufmerkſamkeit auf dieß Familiengeheimniß gewandt und mit wachem und väterlichem Auge nun das Schickſal des Kindes verfolgt und ſich gefreut, daß ſeine Theilnahme durch die Gewißheit belohnt wurde, das Kind ſowohl, als deſſen Pflegeeltern lebten glücklich in ihrer einfachen Lage. Da die Umwälzungen des Schickſals Comteſſe Thralau und Liſetten ſo wunderlich zuſammenführten und ſie beſtimmten, ihr Leben eine an der Seite der andern zu führen, da ſie ſich Beide vereinigten in einer gemeinſamen Ergebenheit, welche der Macht des Blutes zum Zeugniß diente, ſah der alte Graf hierin den Finger der Vorſehung. Er theilte der Comteſſe allmählig und mit der größten Vorſicht dieß Geheimniß mit, und die Hertgeprüfte ſegnete nun die zurückgezogene Lage, welche es ihr erlaubte, ihre Tochter vor einem beſchränkten Kreiſe anzuerkennen, und ſie zu einer glücklichen Mutter machte. Bei Liſetten erweckte dieſe Auflöſung, welche den alten Calais und Baſe Cordia innig freute, eine milde Wehmuth, und der Flecken, der noch an ihrer Geburt klebte und ſie zu gleicher Zeit des Anrechts an einen einfachen wie an einen berühmten Namen beraubte, warf einen Schatten über ihr Daſein.

Graf Tannenberg ſchweifte indeß im Auslande umher, ohne daß ſeine finſtere Gemüthsſtimmung, welche durch die unfreiwillige Unthätigkeit vermehrt wurde, den ſtolzen Mann Ruhe der Seele finden ließ. Er ſtand mehr als jemals allein in der Welt, ſeine Gemahlin war in Kiel geſtorben nach langwieriger Gemüthskrankheit. Da faßte er den Entſchluß, entweder ſich mit der ſchwergekränkten Caroline Mathilde zu verſöhnen, oder von eigener Hand zu ſterben. Er begab ſich heimlich nach Zelle, und hatte nach einigen Vorbereitungen eine Zuſammenkunft mit der Königin. Der ſchlummernde Schmerz ward wieder in der ſtillblutenden Wunde geweckt, und der Anblick des Mannes, der ihr Alles geraubt hatte, Kinder, Achtung, Freunde, Thron und Zukunft, war eine harte Prüfung. Aber die Königin ging ſiegreich aus dem Kampfe hervor, — ſie verzieh dem Reuigen, ſie tröſtete ſogar den Niedergebeugten, und ſtrebte, ihn zu überzeugen, daß ein unglücklicher irreführender Augenblick nicht einen ewigen, unauslöſchlichen Flecken auf einem uralten fleckenloſen Schilde hervorbringen werde, die Reue habe ihm den vorigen Glanz zurückgegeben. — In Zelle ſah der Graf Comteſſe Thralau und die liebenswürdige Liſette, die der holde Genius aller jener Leidtragenden war. Er erfuhr, daß das Band, das ihn zu Liſetten beim erſten Anblick hingezogen hatte, von der Natur geknüpft ſei. Liſette hatte ihres Vaters kräftigen Willen und ihrer Mutter lebendige Phantaſie und warmes Herz geerbt. Sie machte einen tiefen Eindruck auf den Grafen. Er bot Mathilden ſeine Hand, er wollte einen Theil ſeines Frevels dadurch gut machen, daß er ſeiner Tochter Namen und Stellung in der Welt gab, — die Zeit der Verſöhnung war gekommen. Aber er fühlte, daß die Nemeſis ihn ſchon mit ihrer Hand gefaßt habe, daß ſeine Gegenwart die Freude aus dieſem kleinen Kreiſe verjagen werde, und eilte ſich zu entfernen. Nach der Trauung, welche in aller Stille vollzogen wurde in Gegenwart der Königin, der Pflegeeltern Liſettens und des Grafen Roſen, der nicht angeſtanden hatte, eine beſchwerliche Reiſe zu machen, um das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche erfüllt zu ſehen, ſegnete der Graf ſeine Tochter, und verließ augenblicklich Zelle. — Er ſtarb im ſüdlichen Frankreich, wie ein Flüchtling, nachdem er vergebens die verlorne Ruhe in Zerſtreuungen geſucht hatte.

Zu einer Stellung erhoben, die ſelbſt in äußerer Hinſicht ſie auf gleiche Stufe mit ihren Umgebungen ſetzte, lebte Liſette glücklich, in liebevollen und herzlichen Verhältniſſen. Die Königin, ihre Mutter und Pflegeeltern machten die ganze Welt für ſie aus; ſie umfaßte ſie mit der beglückten Hingebung eines frommen Herzens. So waren die tröſtenden Worte in Erfüllung gegangen, welche Graf Roſen auf Hirſchholm an Liſetten richtete, daß die Vorſehung auch ihr erſtatten werde, was ſie jeder frommen Entſagung gewährt. Der Graf reiſte den Tag nach der Trauung nach Kopenhagen zurück; ſein Bericht von dieſer Veränderung in Liſettens Schickſal ſetzte die Krone auf Nordens und Eliſabeths Glück. —

Nach wenigen glücklichen Jahren ward dieſer ſpäterworbene Frieden plötzlich geſtört. Die kleine Caroline Mathilde ward von den Pocken befallen, welche damals in Kopenhagen herrſchten. Das Kind ſtarb, nachdem es ſeine Mutter angeſteckt hatte, die ihren kleinen Liebling mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte. Bei dieſer Krankheit, welche das Leid und die zurückkehrende wehmüthige Erinnerung an das unglückliche Schickſal der Königin verſchlimmerte, ſtand die Prophezeihung der Unbekannten auf der Maskerade beſtändig vor Eliſabeths Phantaſie, wie eine untrügliche Mahnung. Der Glaube an den

Tod rief den Tod herbei und machte die Prophezeihung wahr. Ein zehrendes Fieber untergrub ſchnell ihre Lebenskraft. Eliſabeth ſtarb in den Armen ihres Gatten und ihrer Tante. Sie ſtarb mit Anerkennung des unſäglichen Glückes, das ihr die Liebe bereitet hatte, mit Segenswünſchen für alle ihre Lieben und ihrer theuren Königin geliebten Kinder. Bei Sophus hinterließ ſie eine Lücke, die niemals ausgefüllt werden konnte. —

Drei Monate nachher war wieder einer der letzten Tage des Mais. An dieſem Tage vor drei Jahren hatte Caroline Mathilde Dänemark verlaſſen. Sophus ſaß allein in ſeinem Zimmer; ſeine Gedanken waren heute mehr als gewöhnlich der vergangenen Zeit zugewandt, ſowie dem Verluſte, welchen er erlitten hatte. Mit wehmuthsvollem Lächeln ſtellte er Betrachtungen an über die Ironie des Schickſals, das grade heute Abend einen Hofball angeordnet hatte.

Die Thür öffnete ſich und Graf Roſen trat ein. Die verſchwundenen Jahre, welche tiefe Linien auf Nordens jugendlichem Geſicht gezogen hatten, waren auf dem des alten Diplomaten ſpurlos vorübergegangen. Mit dem gewöhnlichen, milden, herzlichen Lächeln drückte er ſeines jungen betrübten Freundes Hand, indem er ſagte: „dieß iſt wieder ein Tag für unſre Erinnerungen, lieber Sophus.“

„Ein doppelter Trauertag,“ antwortete Sophus.

„Weißt Du es ſchon?“

„Es iſt die Nachricht angekommen von dem Tode der Königin in Zelle am elften. Ich weiß es. Sie hat ausgekämpft. Jetzt iſt ſie ſo glücklich, wie ſie es verdient hat wegen ihres edlen Herzens. Hat ſie gefehlt, ſo hat ſie auch dafür gebüßt.“

„In Zelle iſt die Trauer allgemein,“ ſagte der Graf, „ſie wird dort angebetet wie eine wohlthätige Fee. Und hier geht man auf den Hofball. — Wer denkt wohl noch an Caroline Mathilde? Und wie Viele haben ihr nicht für Wohlthaten zu danken! — So beſtätigt es ſich, daß wir härter beurtheilt werden für die kleinen Fehler, welche wir begehen, als für die großen Tugenden, welche wir auszuüben unterlaſſen. Sowohl von der Königin, wie von Struenſee kann das geſagt werden, daß ſie große Tugenden beſaßen, aber ihre Fehler ſtürzten ſie, Laſter würden ihre Stellung geſichert haben. Mit Laſtern hätten ſie die Form grade nicht beleidigt.“

„Es war Struenſees Schwachheit und Unbeſtimmtheit, die ihn ſtürzte,“ ſagte Sophus, „ſein Mangel an Muth, ſeine Anmaßung gegen den Adel des Landes, der den bürgerlichen Miniſter nicht dulden wollte.“

„Und der ſich verlocken ließ, ihn zu ſtürzen, — um wieder einen bürgerlichen Miniſter an ſeine Stelle zu bekommen. Es iſt wohl ziemlich daſſelbe, ob man Sohn eines holſteiniſchen Geiſtlichen oder eines norwegiſchen Geiſtlichen iſt. Struenſee fiel in einem perſönlichen Kampfe zwiſchen zwei ehrſüchtigen bürgerlichen Gegnern, welche ihren Holmgang auf dem Thron des Königs von Dänemark kämpften und ihn zum Wanken brachten. Auf der einen Seite Talent, warmes Herz und jugendliche Begeiſterung, auf der andern Kenntniſſe, kalter Verſtand und berechnende Ueberlegung. Die übrigen Verhältniſſe ſind ganz gleich, — ganz. Aber wenn die Begeiſterung die Beſonnenheit verachtet und die Form beleidigt, da ſiegt die berechnende Ueberlegung, denn ſie hält die Form in Ehren als ihre ſicherſte Stütze."

„Und dieſer Hofball heute Abend, an dieſem Tage?" ſagte Sophus. „Zeugt der auch von Beachtung der Form? Wie leicht wäre es geweſen, ihn abzuſagen, und wie natürlich!"

„Der Kampf iſt zu Ende, und die Form, die einem ungewohnten Cüraß gleicht für gewiſſe Leute, genirt nur, und wird deshalb bei Seite geſetzt. Aber ich prophezeihe, daß das unbeugſame Fatum ſein Recht früh oder ſpät geltend machen wird, — dieſer Miniſter wird einſt ſeines Vorgängers Schickſal haben; Gott gebe ihm dann einen gnädigern Richter. Und da kann vielleicht dieſer Hofball heute Abend ein mächtiger Stein in der ſinkenden Wagſchale ſein. Selbſt bei einem Kinde muß eine ſolche Verletzung der Form einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen. Der kleine Kronprinz wird heute trauern, aber der Hofball nicht abgeſagt. — Mag daran Theil nehmen, wer ſich dazu hergeben will!" —

„Es iſt Nachricht von noch einem Todesfalle angekommen, der in den Augen der Welt noch unbedeutender iſt als der der Königin," ſagte der Graf nach einer Pauſe. „In den Regionen, wo Liſette nun mit der Königin verſammelt iſt, werden ſie Arm in Arm vor Gottes

Angeſicht treten; denn was in Liebe zuſammen gehört, das wird in Liebe verſammelt.“

„Liſette!“ brach Sophus ſchmerzlich aus. „Auch ſie?“

„Gott erweiſt ſeine Gnade denen, die auf ihn trauen,“ ſagte der Graf. „Er hat Caroline Mathilde, Eliſabeth und Liſette zu ſeinem ewigen Frieden verſammelt. Die Trennung war nur kurz. Liſette iſt glücklich geweſen. Die göttliche Gerechtigkeit hatte ihr eine große Freude vorbehalten, in einem hohen Berufe zu wirken zum Troſt und zur Erquickung ihrer Theuerſten. Das erkannte ſie und ſegnete ihr Schickſal.“

„Dieſer Glaube hat einen Stein von meinem Herzen genommen,“ ſagte Sophus, und drückte ſeines alten Freundes Hand. Der Graf that, als ob er ihn nicht verſtände. —

„Ein edleres Herz hat nie in eines Menſchen Buſen geſchlagen als Liſettens,“ ſagte Sophus nach einigen Augenblicken.

„Ihr heißeſter Wunſch war, nicht die zu überleben, für welche allein ſie lebte,“ ſagte der Graf. „Sie ward von einem heftigen Fieber ergriffen, die Königin wollte mit ihrer Mutter an ihrer Pflege Theil nehmen; ſelbſt da der Arzt die Krankheit für anſteckend erklärte, ließ ſich die Königin nicht von ihrem Lager entfernen. Liſette athmete ihren letzten Seufzer aus in den Armen der Königin, die Hand einer Geſalbten übte den Beruf einer barmherzigen Schweſter und drückte ihr die Augen zu. Wenige Tage darauf war Caroline Mathilde nicht mehr.“ —

„Mit Liſette iſt der letzte Sprößling der Tannenberger Hauptlinie ausgeſtorben,“ fuhr Graf Roſen fort. „Die Gräfin Mathilde hat mir geſchrieben und mich von Liſettens Tod benachrichtigt. Sie hat ihren Mädchennamen wieder angenommen und will für die Zukunft ſich Gräfin Thralau nennen. Sie hat Ihnen ein Geſchenk geſandt, mein Freund, von der ſterbenden Liſette, die über Eliſabeth wie über eine geliebte Schweſter geweint hat. Es iſt ein Ring, den Eliſabeth einmal auf Hirſchholm bei einer Gelegenheit ihr zum Andenken gegeben hat; ſie wünſchte, daß er nicht in andere Hände kommen möchte als in die Ihrigen.“

Der Graf legte den Ring vor ihm hin auf den Tiſch. Sophus betrachtete mit tiefer Bewegung dieſes Andenken an ſeine entſchlafene Freundin. Es war ein Goldring mit einer dunkelblauen emaillirten Platte, eingefaßt mit kleinen weißen Perlen; auf der Platte ſtand eine Säule, und auf der Säule das einzige Wort: Fidélité, in einem Vergißmeinnichtkranz.

„Ja, Du warſt eine treue Seele,“ ſagte Sophus tief gerührt. „Treue war Dein Symbolum. Dieſer Ring ſoll mir ein doppeltes Andenken ſein an die, welche mich am liebſten hatten in dieſer Welt.“

Bei dieſen Worten ſteckte er den Ring an den Finger.

„Ein dreifaches,“ ſagte der Graf. „Ich war zugegen, als die Königin dieſen Ring von ihrem Finger zog und ihn Eliſabeth gab, die ſich im Scherz beklagte, daß ſie nie einen Ring beſeſſen habe. Eliſabeth hielt ihn hoch, ſie hat Liſetten damit ein Geſchenk machen wollen, das ihr ſelbſt bedeutungsvoll war.“

„Ein vierfaches Andenken,“ ſagte Sophus. „Es ſoll mich auch an Sie erinnern, mein väterlicher Freund, der Sie mir ihn gebracht haben, und deſſen liebevolles Herz alle die drei Verklärten zu würdigen wußte. Und wenn ich einmal alt werde, und die Zeit mein Andenken an mein vergangenes Leben mit deſſen Freuden und Leiden geſchwächt hat, ſo wird dieſer Ring mich noch an meine alten Erinnerungen knüpfen.“ —

Ende.

Druck von H. W. Herling in Merſeburg.

Carl Bernhard

Geſammelte Werke.

Vom
Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe.

Zehnter Band.

König Chriſtiern der Zweite und ſeine Zeit.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Carl Bernhard

König Chriſtiern der Zweite

und ſeine Zeit.

Deutſch von

K. L. Kannegießer.

Erſter Band.

EGON NAX
BUCHHANDLUNG
MARIENWERDER

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

König Christiern der Zweite

und ſeine Zeit.

Inhalt.

Die Herberge . . . . Seite 1
Der norwegiſche Kampe . . . . „ 53
Extra muros . . . . „ 98
Die Beſuche . . . . „ 138
Dyveke und Sigbrit . . . . „ 163

Die Herberge.

In dem einen Winkel des großen und ziemlich ſeichten Feldes, das ſich von dem öſtlichen Thore Kopenhagens im Jahre 1516, wo dieſe Erzählung beginnt, bis zum Meere hinab erſtreckte, ſtand ein niedriges, mit Stroh gedecktes Haus, nicht weit von der St. Annenkapelle, auf derſelben Stelle, wo ſpäterhin der Landſitz eines fremden Geſandten ſich befand*). Einige alte Kaſtanienbäume breiteten ihre Zweige über das Dach, das beinahe von grünem Laube verdeckt war, ſo daß das Haus wie eine Forſtwohnung ausſah. Hinter dem Hauſe lag ein kleiner Garten mit recht ſchönen Blumen, welche damals eine Seltenheit waren, und von da ſah man über eine üppige Wieſe, welche ſich bis dicht an die großen Landſeen hinab erſtreckte, welche Kopenhagen von der nördlichen Seite umgaben; gegen Oſten rollten die Wellen des Sundes in nicht weiter Entfernung vor den Fenſtern vorüber, und von der Steinbank, welche am ſüdlichen Ende des Hauſes unter einem der größten Bäume ſtand, der ſie gegen die Strahlen der Mittagsſonne ſchützte, hatte man eine weite Ausſicht nach allen Seiten; ließ man das Auge zur Linken gleiten, ſo ſah man hinaus über Bremerholm und den dortigen Packhof, wo die Kaufleute in ſteter Geſchäftigkeit waren; zur Rechten lag das Oſtthor mit ſeinem viereckigen Thurm und ſeinen gezackten Giebeln; des Weinbergs grüne Bäume ſahen von da aus wie ein kleiner Hain, jeder von den Kirchen- und Kloſterthürmen konnte von da gezählt werden und im Hintergrunde ſah man den uralten runden Thurm, der das Zollhaus der Stadt war, und dicht dabei Kopenhagens Schloß, das dieſe ſchöne Fernſicht beendete, welcher grüne Felder und fließende Gewäſſer lebhafte Abwechſelung gaben.

---

*) Es iſt daſſelbe Haus, welches H. C. Anderſen in „dem Märchen meines Lebens" beſchreibt als die Wohnung des verdienten Conferenzraths Collin.

Dies Haus war eine Herberge, wie das Schild über der Thür bezeugte. Aber der Wirth hatte im Jahre 1516 keinen von den königlichen Vorſchlägen benutzen können, welche in dem 106. Artikel der Verordnung Chriſtian des Zweiten von 1521 benannt wurden, worin es von Wirthshausſchildern heißt: „Es ſoll entweder ein Löwe darauf gemalt ſein oder ein Mohr, ein Greif, Mond, Sterne oder ſonſt dergleichen und ſo jede Herberge ihr Zeichen haben, wonach ſie bezeichnet und benannt werden kann.“ Dieſes Schild war ein Fünfeck von einer myſtiſchen, kabbaliſtiſchen Figur, das in alten Tagen viel zu bedeuten gehabt hatte und nicht geringer betitelt wurde als „das pythagoräiſche Fünfeck“, und das dem Aberglauben früherer Zeiten zufolge gar ſehr dazu gedient haben ſoll, Feuersbrünſte abzuhalten oder zu dämpfen, und im Allgemeinen für ein Glück- und Heilszeichen gehalten, aber jetzt nur als Schild über Bierſchenken aufgehängt ward. Der Aberglaube war deshalb nicht geringer als in älterer Zeit, er hatte bloß den Gegenſtand gewechſelt. Die einfachſten Bauernſchenken ſind heutzutage beſſer, als dieſe Herberge damals war, welche ihrer Lage wegen zu den beſuchteſten in der Nähe der Hauptſtadt gehörte. Die Wände beſtanden aus zuſammengeknetetem Lehm und Stroh zwiſchen den Ständern des Fachwerks, das Dach war von Stroh, die Fenſter waren niedrig und beſtanden zum Theil nur aus Holzluken, welche geöffnet werden mußten, um das Licht einzulaſſen, zum Theil aus Fenſtern mit Scheiben von Horn oder von dünnem Fell. Denn Glas war damals noch koſtbar und im ganzen Hauſe war nur eine Stube für vornehme Gäſte mit ganz kleinen grünen Glasſcheiben verſehen nebſt einer kleinen Giebelkammer, deren einziges Fenſter nach der See hinausging. Damit der Wind die Zweige der Kaſtanienbäume nicht gegen das Fenſter dieſes Giebelkämmerchens ſchlüge und die Glasſcheiben zerbräche, die vielleicht den größten Schmuck des Zimmers ausmachten, waren ſie vorſichtig ineinander geflochten, ſo daß ſie einen dichten Schirm über dem Fenſter bildeten. Dieſer Sonnenſchirm von grünem Laube gab dem Fenſter einen Anſtrich von Gemüthlichkeit und Wohnlichkeit, der an dem Nachmittag im Frühlinge 1516, wo unſre Erzählung beginnt, noch bedeutend vermehrt wurde durch ein niedliches Frauenmäntelchen, wie es damals Bürgerstöchter trugen, das an einem Haken in dem offenen Fenſter hing und ſich langſam hin- und herbewegte in dem milden Luftzuge, der vom Sunde her durch die Zweige ſtrömte, deren friſches Laub ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach über dem Gemach eines jungen Mädchens wölbte. Und ſie waren ſo friſch und ſo lichtgrün wie jemals, dieſe Zweige; denn der Frühling, der in dieſem Jahre frühzeitiger gekommen war als gewöhnlich, hatte in nicht mehr als acht Tagen die Bäume mit Laub geſchmückt. Es war heute gerade der erſte Mai, der in dem damaligen Kalender Woldermiſſe hieß.

Schon von frühem Morgen an hatten Kopenhagens Einwohner ihre dunkeln Häuſer und ſchmutzigen Straßen verlaſſen, um an dem ſchönen Frühlingstage, wo die Sonne in allem ihrem Glanze ſchien und die Lerchen auf dem Felde ſangen, Zeugen von den Feſtlichkeiten zu ſein, womit die Ankunft des Sommers auf dem Lande begrüßt ward. Der Menſch hat zu allen Zeiten einen Gegenſatz verlangt von dem, was er hat; deshalb ziehen die Leute in den Städten auf das Land, um den Ruhetag zu genießen, während die Landleute in die Stadt ziehen. Es war an dieſem Tage faſt ein Gedränge in dem Oſtthore; denn nach altem Brauch ſollte auf Hallandsaas von den Bauern in der Umgegend der Sommer zur Stadt geritten werden. Mitten auf dem Felde war ein Maibaum aufgerichtet, um welchen getanzt wurde unter Anführung eines jungen Burſchen und eines Mädchens, welche man zum Maikönig und zur Maikönigin auswählte, nachdem vorher ein Zug von Bauerburſchen den Sommer zur Stadt geritten hatten, welche feſtlich geputzt waren mit grünen Zweigen und mit Bändern von allen Farben, einige auch mit wunderlichen Masken vor den Geſichtern, wie es zur Faſtnachtszeit geſchah. Nachher wurde Ball geſpielt, um die Wette gelaufen und allerhand andre Beluſtigungen vorgenommen, welche erſt ſpät am Nachmittage zu Ende waren.

Die meiſten Zuſchauer hatten ſich entfernt, jeder mit einem friſchen Maizweige in der Hand, womit die Wohnung in der Stadt geſchmückt werden ſollte; aber draußen vor der Herberge hatte der ſchlaue Wirth Tiſche und Bänke unter die grünen Kaſtanienbäume hingeſtellt und dieſer Anblick war allzu lockend für die genußſüchtigen Kopenhagener, als daß nicht manche hätten beſchließen ſollen, ihre Abendmahlzeit im Grünen zu verzehren, da es gerade Eſſenszeit war; es ging nämlich auf fünf Uhr. Damals ſtand man zeitiger auf als heutzutage und die Lebensweiſe war deshalb überhaupt ganz anders; Morgens ſpeiſte man ſeine Frühſtücksbierſuppe und nachher hielt man nur zwei Mahlzeiten im Verlauf des Tages, das erſte Mal Vormittags Glocke zehn, wo man zu Mittag, und das andre Mal Nachmittags Glocke fünf, wo man zu Abend ſpeiſte, und beide Male warmes Eſſen. Dieſe Speiſezeiten waren dieſelben für den König wie für den Bauer; denn die Vornehmen waren noch nicht ſo kleinlich, daß ſie etwas darin ſuchten, zu einer andern Zeit zu eſſen als die Geringſten. Glocke neun fing die Nacht an und wer dann nicht zu Bette war, wurde für einen Zechbruder gehalten und mußte den Wächtern Rede ſtehen, „was er ſo ſpät auf der Straße zu thun habe?“

Der Wirth in der Herberge, welche „Hans Knap's Garten“ genannt wurde, hieß ſelbſt Hans Knap; ſo hieß ſein Vater, ſein Großvater und ſein Urgroßvater und es ſcheint, daß Name und Wirthſchaft ein Erbgut in der Familie waren, denn es findet ſich in einem alten noch vorhandenen Zinsbuche vom Jahre 1676 die Bemerkung, daß ein Hans Knap halbjährig zwölf und einen halben Kleinthaler als Hufenſteuer von ſeinem Garten draußen vor dem Oſtthore bezahlt habe. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau hatte er ſich zum zweiten Male mit einer Holländerin verheirathet, welche mit Madame Sigbrit ins Land gekommen war und in ihrem Dienſte ſich etwas bei Seite gelegt hatte. Dieſe vortheilhafte Heirath ſetzte Hans Knap in den Stand, ſein Geſchäft zu erweitern und beſſere Waare zu verſchreiben, als man in andern Wirthshäuſern empfing, wie er denn nun auch etwas darauf wenden konnte, ſein Haus zu verſchönern. Die Glasſcheiben in der vornehmen Gaſtſtube rührten aus dieſer Zeit her und die ſchmucken Bierkannen und ſilbernen Becher, welche auf den Tiſchen umherſtanden und die Gäſte mit verführeriſchem Glanze anlockten, und nicht minder die hübſchen Blumen im Garten, wovon einige kunſtmäßig aus holländiſchen Zwiebeln getrieben waren, ein Geſchenk von Madame Sigbrit, „die nur ſelten etwas weggab“ und ſich alſo beſonders gütig gegen das knapſche Haus bezeigte. Ja, man wußte ſich zu erzählen, daß Sigbrit bisweilen Hans Knap's Garten ſogar mit ihrem Beſuch beehrte und dann nicht verſchmähte, des Wirthes guten Rheinwein zu verſuchen, „den er wohl kaum ganz ſo hoch wie Andre verzollte“; denn es fand ſich, beſonders ſeit der König Sigbrit über das Zollweſen geſetzt hatte, daß Hans Knap billiger als die übrigen Schenkwirthe alten Rheinwein ablaſſen konnte. Man gab wohl gar zu verſtehen, daß Madame Sigbrit vielleicht ſelbſt Theilhaberin des Hauſes ſei, wenn auch aus keinem andern Grunde als aus Liebe zu ihrer alten Handthierung; denn ſie hätte in Bergen Wirthſchaft getrieben, ehe ſich der König in ihre Tochter Dyveke verliebte. Aber von alle dem ſprach man natürlicherweiſe nur ganz leiſe, wie man ſich denn überhaupt da draußen mit Vorſicht äußerte; denn man war nicht völlig ſicher, ob nicht der ehrliche Hans Knap Bericht abſtattete von dem, was in ſeinem Hauſe geſprochen wurde, an die mächtige Madame Sigbrit, vor deren Zorn man ſich mehr fürchtete als vor dem des Königs.

Wie dem auch ſei, Hans Knap's Garten war ſowohl wegen der Lage wie der Billigkeit wegen das beſuchteſte Wirthshaus außerhalb Kopenhagen, und daß die Bewirthung den Forderungen der Gäſte entſprach, konnte man an der Eßluſt gewahr werden, womit das dampfende Schwein- und Ochſenfleiſch von den Schüſſeln verſchwand zugleich mit dem deutſchen Brot, das Zwieback oder Strumpf genannt wurde; denn damals verſah das Ausland Dänemark faſt mit Allem, was es brauchte, Dank den Handelsvorrechten der Geiſtlichkeit und des Adels, und die deutſchen Hanſeſtädte hatten beinahe den ganzen Handel in ihren Händen. Nachdem der Hunger geſtillt war, blieben die Gäſte noch eine Weile an den Tiſchen ſitzen und ließen die Bier- und Weinkannen rundum gehen, denn dieſer Tag war nun einmal dem Vergnügen gewidmet.

An dem Tiſche, der vor der Steinbank an des Hauſes ſüdlichem Giebel auf dem ſchönſten Platze ſtand, von wo man die beſte Ausſicht hatte, war eine Geſellſchaft verſammelt, welche ſchon wiederholentlich mit dem Deckel auf die geleerte Bierkanne geklappt hatte, die ſofort von dem geſchäftigen Hans Knap wieder gefüllt wurde, welcher ſich keineswegs zu vornehm fühlte, um in eigener Perſon jedem ſeiner Gäſte ohne Rückſicht auf Rang und Stand aufzuwarten, geſchweige dieſer Geſellſchaft, die aus den achtbarſten Männern der höheren Bürgerklaſſe beſtand.

Indem Hans Knap die Kanne auf den Tiſch ſetzte, murmelte er halblaut den gewöhnlichen Spruch: „Mit Gruß und Freude!“ und zwar mit dem freundlichſten Lächeln, das eben ſo gedankenlos war wie dieſe Worte, womit er täglich unzählige Male den gefüllten Krug vor ſeine Gäſte hinſtellte. Es war damals hergebracht, eine Menge Redensarten und Sprichwörter anzuwenden, und da ſie meiſtens einen oder andern nützlichen Erfahrungsſatz enthielten, nahm man es nicht ſo genau, ob ſie zu der Veranlaſſung paßten oder nicht.

— „Das war ein guter Wunſch“, ſagte ein Mann mit einem rothen Geſichte, indem er mit der einen Hand die Mütze lüftete und mit der andern die Kanne ergriff und einen tüchtigen Zug that. Dieſer Mann war wie alle Bürgersleute jener Zeit bekleidet mit einem wollenen Hemde — denn Leinwand war noch nicht in allgemeinem Gebrauch — einem engen Wamms von brauner Farbe und langen, engen Beinkleidern von demſelben Zeuge, die bis in die Schuhe hinuntergingen und die Strümpfe erſetzten, denn das Stricken war noch nicht erfunden, die Männer gingen ohne Strümpfe und die Frauen trugen Strümpfe, die aus Tuch genähet waren. Um den Leib hatte er einen Ledergürtel, worin ein Taſchenmeſſer und ein Löffel in einer verſteckten Scheide angebracht waren, und ein längeres Meſſer in einer ſichtbaren, die an der einen Seite hing, denn es war damals Gebrauch, daß alle Männer bewaffnet gingen. Über den Schultern trug er eine kurze Kappe von ſchwarzem, niederländiſchem Tuch und auf dem Kopfe eine Tuchmütze mit einem kleinen Beſatze von Pelzwerk. Seiner Handthierung nach war er ein Gerber und beſaß ein eigenes Haus in der Rängelſtraße neben der Badſtube, welche gewöhnlich wegen Magenſchwäche beſucht wurde, weshalb die Gaſſe dieſen ſonderbaren Namen erhielt, der eigentlich eine Verkürzung von Rängelbadſtubenſtraße war und ſpäter in Badſtubenſtraße verwandelt wurde. Der Mann hieß Johann Spegelberg.

— „Das iſt ein guter Wunſch“, wiederholte er, „aber ich muß doch ſagen, daß mir Eſſen und Trinken in alten Tagen beſſer ſchmeckte, da Gottes Gaben ordentlich von einem Küſter mit dem Sprengewedel eingeweiht wurden. Es war mir immer erbaulich anzuſehen, wenn der Sprengeküſter ſeinen Weihwaſſerbeſen nahm und ihn über das Eſſen ſchwang, um nicht davon zu reden, daß er manch liebes Mal ein luſtiger Bruder in der Geſellſchaft war und den beſten Spaß am ganzen Tiſche von ſich gab.“

— „Und ich muß doch ſagen, daß es mich manch liebes Mal geärgert hat, einen ſolchen ſcheinheiligen Augendiener mit bei Tiſche zu haben, um nicht davon zu reden, daß man bei Gaſtmahlen oft warten mußte, weil der Sprengeküſter an einem Tage an mehreren Orten ſein mußte und überall die Waaren belecken ſollte. Ich liebe die ſchwarzen Kutten nirgends, aber bei Tiſche ſind ſie mir ganz unerträglich.“

Dieſe Worte wurden mit einer etwas fremden Betonung ausgeſprochen von einem beleibten Manne mit einem offnen, jovialiſchen Geſicht. An ſeinem Leinwandhembe, das über die Weſte fiel, und an dem kleinen, ſpitzen Filzhute konnte man ſehen, daß er der Mode folgte und mit der Zeit fortſchritt. Im Übrigen war er eben ſo wie ſein Nachbar gekleidet. Es war der Schöpfer der däniſchen Preſſe, der wohlhabende Buchdrucker Gottfried von Ghemen, welcher ſich in Kopenhagen niedergelaſſen hatte und die erſten gedruckten däniſchen Bücher herausgab. Im Laufe eines Jahrzehends hatte er mehrere Schriften gedruckt, von welchen „die däniſche Reimchronik“ von Bruder Niels in Soröe, „die Geſchichte von Kaiſer Karl und ſeinen zwölf Pairs“ von dem Vater des däniſchen Schriftenthums, des Königes treufeſtem Freunde, Chriſten Pederſen, und „der Türken Zug gegen Rhodus“ Glück gemacht und den Leuten Geſchmack am Leſen beigebracht hatten.

— „Jedem ſein Glaube“, ſagte der Mann mit dem Wollhembde, „wie denn auch das Sprichwort ſagt: Ein Mammeluck, der ſeinen Glauben verläugnet. Kirchendiener ſind mir allezeit willkommen bei jedem Geſchäft, das iſt ein Glaube, in dem ich auferzogen bin und bei dem ich mich mein ganzes Leben wohl befunden habe. Gott laſſe es mir auch fernerhin ſo gehen!“

Und nun that er wieder einen tiefen Zug aus dem Kruge, kreuzte ſich, ſah andächtig gen Himmel und ſagte darauf: „Wäre der Sprengeküſter nur hier geweſen, ſo hätte er mir ſagen können, welchen von den Heiligen man bei Zahnweh anzurufen hat, denn es wühlt mir gewaltig in dem einen Backenzahn, ſeit ich vorher auf den Schinkenknochen biß. Es giebt beſtimmt einen Heiligen für Zahnweh, aber ich kann in dieſem Augenblicke mich nicht auf den Namen beſinnen. Ach ja!“

Und um ſich über dieſes unglückliche Vergeſſen zu tröſten, nahm der Gerber wieder ſeine Zuflucht zur Bierkanne.

— „So einen giebt's gewiß“, ſagte Gottfried von Ghemen mit einem verſchmitzten Lächeln. „Es giebt Heilige für Alles, alſo giebts auch wohl einen für Zahnweh. Schmeckt Euch das Bier übrigens nicht, wie es iſt, ſo könnt Ihr es ja ganz unter der Hand beſprengen laſſen von dem Gottesmann, der dort allein auf der Bank ſitzt mit gefalteten Händen und ſich ſo andächtig umſieht, als ob er darauf wartete, daß Einer oder Anderer Luſt bekommen würde, ihn gegen des Königs Verordnung zu gebrauchen. Es wirft doch immer einen Krug Bier ab.“

— „Das iſt Paulus Eliä, der Pater regens an dem neuen Karmeliterkloſter werden ſoll, das der König für die Mönche eben in der St. Petriſtraße bauen läßt“, ſagte der Gerber. „Nein, da will ich doch lieber ungeweihtes Bier trinken, als es mit Paul theilen. Jeder hat ſeinen Glauben in dieſer Welt.“

Unter den Altgläubigen war Paulus Eliä ſchlecht angeſehen ungeachtet ſeiner Gelehrſamkeit, die ihm eine Anſtellung bei der von des Königs Großvater, Chriſtian dem Erſten, geſtifteten Univerſität verſchafft hatte. Er war dagegen bei dem Könige wohl gelitten, welcher ihn auch gebrauchte, als er ſpäter Luthers neuer Lehre Eingang in dem katholiſchen Dänemark zu verſchaffen ſuchte. Aber da Biſchof Lauge Urne den Paulus Eliä mit einem guten Kanonikate in Roeskilde köderte, fiel er ab und ſprach eben ſo eifrig gegen das Lutherthum, wie er früherhin für daſſelbe geſprochen hatte. Deshalb nannten ihn die Leute Paul Wetterhahn, ein Name, mit dem man noch in unſern Tagen mehr als Einen bekannten Mann benennt.

— „Iſt das Paulus Eliä“, ſagte Gottfried von Ghemen, „ſo iſt das ein Mann, vor dem ich alle Ehrerbietung und Achtung habe; er iſt ein gelehrter Mann bei der Univerſität und nicht ſo ein Dummkopf wie manche von ſeinen Amtsgenoſſen. Ich habe mehr als einen Ordensgeiſtlichen gekannt, der ſeinen eignen Namen nicht ſchreiben konnte, aber ſpielen und trinken und ſchwelgen, das konnten ſie alle zuſammen. Es wundert mich übrigens, daß der König, der doch ein ſo aufgeklärter Mann iſt, einem neuen Bettelorden erlaubt hat, ſich hier in der Stadt aufzuhalten. Bisher haben wir doch keine Karmeliter gehabt. Sie ſtehen freilich in dem Rufe, ſich mehr mit den Wiſſenſchaften zu befaſſen als andre Mönche, aber ſie mögen hübſch artig haben ausbeuteln müſſen für die Gnade. Was meint Ihr, Meiſter Jochum Goldſchmidt?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, indem er ſich hinüberneigte zu einem Manne, welcher bisher an der Unterredung nicht Theil-genommen, ſondern vielmehr leiſe und eifrig mit ſeinem Nachbar geſprochen hatte, einem Manne in kriegeriſcher Tracht mit einem großen Schlachtſchwert an der Seite. Bei dieſer Aufforderung, ſeine Meinung hören zu laſſen, wandte ſich der Goldſchmidt hurtig um zu dem Buchdrucker und nickte wiederholte Male mit dem Kopfe, indem er nach dem Wirthe hinſchielte, der nicht weit davon beſchäftigt war. Und als Hans Knap ſich einige Schritte entfernt hatte, ſagte er: „Es iſt nicht gut, über dergleichen Dinge vor Aller Ohren zu ſprechen, und man ſoll zuſehen, mit wem man Brot in den Beutel ſteckt. Aber ſoviel iſt gewiß, daß der König, wenn er ſich darauf einläßt, auch weiß, was ihm ſolch ein Handel einbringt. Kreuz Element! Er hält viel auf die reine Lehre, der König. Aber Gold iſt jetzt auch rar. Ich habe Arbeit für das Schloß und ſehe, wie es hergeht. Jetzt wird das neue Trinkgeſchirr für die Schenke angefertigt; ſeine Gnaden der König mußte ſich ſchon dazu entſchließen, das alte war ſo voll von Beulen, daß es eine Schande war. Iſt es nicht erſchrecklich, daß ein Herr wie der König nöthig haben ſoll, ſich zu bedenken, um einiges neues Trinkgeſchirr machen zu laſſen, nachdem ſein Hofgeſinde ſo lange auf den Tiſch getrumpft hat mit dem alten, daß es nicht mehr halten will? Und Ritter und Biſchöfe, die können trinken aus Bechern, von denen ein einziger bisweilen mehr werth iſt als die des Königs alle zuſammen. Aber ſo kam denn der päpſtliche Legat zu gutem Glücke her, um Ablaß zu verkaufen, und ſo mußte er die Erlaubniß dazu vom Könige mit guten rheiniſchen Gulden erkaufen. Man ſagt, daß er dem Könige eintauſend Gulden für den Paß zahlen mußte. Davon iſt mehr als einer in meinen Tiegel gekommen. Was hat der aber für Silberzeug bei ſich, der Kardinal oder was er ſein mag! Heiliger Nepomuk, was hat er für Silberzeug! Ja, das geht ins Unendliche. Schüſſeln und Teller, und Löffel und Töpfe, und Grapen und Pfannen, und Alles vom feinſten Silber und in Lübeck gemacht, gerade ehe er hieherkam, ſo daß es ganz funkelnagelneu iſt.“

— „Das iſt meiner guten Landsleute Geld, um welches er ſie gebracht hat,“ ſagte Gottfried von Ghemen mit einem Seufzer. „Mich ſoll verlangen zu erfahren, ob die Dänen eben ſo einfältig ſind, wie es die Deutſchen geweſen ſind. In dem Falle wird Angelus Arcemboldus mit ſeinem Ablaßhandel hier gute Geſchäfte machen.“

—„Ja, der hat Geſchäfte gemacht!“ fuhr der geſchwätzige Goldſchmidt fort. „Aber was hat er auch für einen Einzug gehalten, als er hier in die Stadt kam. Ihr ſaht es vielleicht nicht? Er ſchimmerte von Goldbrokat und Edelſteinen von oben bis unten. Kein Fürſt kann eine größere Pracht zeigen, als er es that bei ſeinem Einzuge. Seine Leute ſind nun rundum im Lande, um Ablaß zu verkaufen, und doch hat er noch gegen vierzig Menſchen zur Aufwartung. Ja, er wird Geſchäfte machen; denn jetzt ſtrömt das Volk in die Kirchen, wenn er Ablaß austheilt, ja, ſo dicht wie die Heringe in alten Zeiten hier an der Küſte. Es muß eine Freude ſein, feil zu halten, wenn die Kunden ſo aus allen Winkeln und Ecken gelaufen kommen. Erſt neulich mußten ſie den Kaſten, den ſie draußen vor der Kirchthür befeſtigt hatten und in welchen wir das Geld hineinwerfen, mehr als zehn Mal ausſchütten, denn er war nicht groß genug; aber jetzt haben ſie einen gemacht, der größer iſt.“

— „Habt Ihr auch Ablaß gekauft, Meiſter Jochum?“ brach Gottfried von Ghemen aus mit verwunderter Miene. „Oder hab' ich Euch nicht recht verſtanden? Mir däucht, Ihr ſagtet, daß Ihr ſelbſt mit geweſen wäret.“

— „Nun ja, zuerſt wurde ja das Geld geſammelt zum Aufbau der St. Peterskirche in Rom und demnächſt kann man ſagen, daß, wenn es nicht nützt, ſo kann es doch nicht ſchaden,“ antwortete der Goldſchmidt, der in ſeiner Geſchwätzigkeit verrathen hatte, was er ſonſt wohl dem Buchdrucker verſchwiegen haben würde, der für einen Freidenker galt. „Ihr wißt wohl nicht, daß Beide, Seine Gnaden der König und die junge Königin, zu den Allererſten gehörten, welche Ablaßbriefe von dem Legaten kauften?“

— „Seine Gnaden, der König! Mann, ſprecht mit Achtung von dem Könige!“ ſagte der Buchdrucker erzürnt. „Der König iſt ein guter Chriſt, wie es ſich für einen rechten König geziemt, und auf des Papſtes Begehren hat er dem Legaten Erlaubniß gegeben, in dieſem Lande zu reiſen, aber ſelbſt weiß er, was er davon zu denken hat.“

— „Ihr müßt mir verzeihen, Herr Gottfried,“ ſagte der Goldſchmidt, innig erfreut, des Buchdruckers ernſte Ermahnung widerlegen zu können, „ich weiß, was ich ſage, und kann Jedermann Rede ſtehen wegen meiner Worte. Seine Gnaden der König und ſeine gnädige Frau haben Beide Ablaß gekauft, ſo gewiß ich hier ſitze. Ihr könnt Hans Metzenheim fragen, wenn Ihr zweifelt. Und warum ſollte er es nicht thun? Man verwahrt ſo Mancherlei, ſo kann man ja auch das Stückchen Ablaßbrief verwahren. Aber Ihr kennt das vielleicht nicht genau. Ich weiß etwas davon, weil ich viel altes Silberzeug für des Legaten Kanzler eingeſchmolzen habe; denn die Leute geben nicht immer Geld oder neues Silber; ſie geben auch altes Silber oder Butter oder Fettwaare, was ſie gerade haben. Aber das war nicht das, was ich ſagen wollte. So ſprach ich denn mit dem Boten davon, welcher mir das Silber brachte, und er ſagte mir, daß der Papſt ſeinem Herrn Erlaubniß gegeben habe, Ablaß zu verkaufen für Alles in der Welt. Zu dem Theuerſten gehört der Ablaß für die Liebe zu einer Nonne, da iſt viel Geld und viele Meſſen nothwendig und das Geld muß in Roſenobeln bezahlt werden. Gott bewahre uns, das iſt ein erſchrecklicher Preis. Aber es iſt gleichwohl nicht mehr als billig. Und ſolch ein Ablaß kann für lange Zeit genommen werden, der längſte für vierzigtauſend Jahre und ſechs und vierzig Tage; das iſt doch eben keine kurze Zeit, müßt Ihr mir zugeſtehen.“

— „Ach ja, ach ja!“ ſagte der Gerber, welcher inzwiſchen ſeinen Krug in der Stille geleert hatte. „Ja, der Ablaß, das iſt eine gute Sache für bedrängte Seelen; und Sünder ſind wir Alle, wie der Prior bei den grauen Brüdern ſagt.“

— „Ihr kommt noch dahin, einen Ablaßbrief für Euer Biertrinken zu nehmen, Meiſter Johann Spegelberg,“ ſagte der Buchdrucker lachend. „Aber eine neue Kanne wird Euch in dieſem Augenblicke vielleicht lieber ſein als ein Ablaßbrief. Meiſter Hans, eine Kanne von — — — ja, laßt es eine von Eurem beſten danziger Bier ſein, zur Veränderung, und eine Kanne rheiniſch für den Herrn dort. Mir däucht, Ihr thut uns nicht recht Beſcheid im Bier, Herr Rottmeiſter.“

Damals war ein Rottmeiſter nicht daſſelbe wie jetzt, wo es einen Steuereinnehmer bedeutet. Er war Hauptmann einer der acht Rotten oder Kompagnien der Stadt, wovon jede aus etwa hundert Mann beſtand und welche die Stadtbewaffnung ausmachten. Der Magiſtrat ließ nämlich die Wache an den Thoren und auf den Wällen von

Bürgern der Stadt beſorgen, welche nicht unter des Königs, ſondern unter der Obrigkeit Befehl ſtanden. Da dieſe achthundert Mann als die Anzahl der waffenfähigen Mannſchaft der Stadt anzuſehen ſind, ſo läßt ſich daraus ungefähr ſchließen, wie hoch ſich die kopenhagenſche Bürgerſchaft damals belaufen habe.

Der Angeredete lüftete verbindlich den Hut und ſagte: „Ich will nicht läugnen, daß ich den Wein vorziehe, zumal wenn er mir mit ſo vieler Artigkeit angeboten wird. In fremden Landen, wo ich zuletzt gedient habe, bevor mir der wohlweiſe Magiſtrat das Kommando gab über eine von den Rotten, bin ich verwöhnt worden, Wein zu trinken. Hier daheim trinkt man noch meiſt immer Bier.“

— „In allen Innungen werden die Bußen noch beſtändig auf Bier feſtgeſetzt,“ ſagte der Goldſchmidt, welcher Mitglied einer von dieſen Geſellſchaften war, „ſowohl bei der Frohnleichnams- als bei der St. Karinengilde und bei der Kalandsbrüdergeſellſchaft. Zwei Mark zu Wachs iſt die geringſte Buße, in die ein Bruder verfallen kann nach dem Gildegeſetz, und eine halbe Laſt Bier iſt die größte. Aber das iſt gewiß eben ſo in Deutſchland, denn die deutſchen Kaufleute in ihrer Heiligendreifaltigkeitsgilde hier in der Stadt büßen auch mit Bier.“

— „Ja, es wird eine erſchreckliche Menge deutſches Bier hier bei uns eingeführt,“ ſagte der Gerber. „Es giebt jetzt roſtocker Bier, ſtralſunder Bier, pryſſinger (danziger) Bier, hamburger Bier, Israelsbier, Barſtbier, kackebilder Bier, emſter Bier, braunſchweiger Mumme, holſteiner Bier; es giebt eine erſchreckliche Menge Bier und alles, alles deutſches.“

Und hierin hatte der Gerber Recht; denn das deutſch
Bier war einer von den Einfuhrartikeln, wobei der Ad
und die Geiſtlichkeit, welche alle Handel im Großen trie
ben, am meiſten verdienten. Man rechnete ſechs Töpfe Bie
als tägliches Maß für jeden Mann und aus den Kloſter
verordnungen ergiebt ſich, daß das weibliche Geſchlecht dieſ
Neigung getheilt haben muß, da nicht weniger als vierzeh
Tonnen Bier für jede Kloſterjungfrau jährlich feſtgeſet
waren. Kein Wunder, wenn die guten Nonnen bei dieſe
Lebensart wohl gediehen.

Aber der Officier hatte nicht Luſt ſich auf dieſen Gegen
ſtand einzulaſſen. Nachdem er einen Zug gethan hatte au
dem Weinkrug auf Gottfried von Ghemen's Wohlergehen
einen zweiten auf das allgemeine Wohl, „auf der Rech
ſchaffenheit, auf des Friedens, auf aller guten Freunde Ge
ſundheit,“ brachte er das Geſpräch auf politiſche Gegen
ſtände und dabei auch auf Madame Sigbrit, von welch
das Gerücht ging, daß der König ihr die Aufſicht über d
Angelegenheiten der Flotte anvertrauen wollte, im Fall e
wie es wohl möglich war, außer Landes ginge, um d
Aufrührer in Schweden zu bekämpfen.

— „Das iſt nicht ſo ganz unglaublich,“ ſagte der Buch
drucker, „der König hat ſie ja ſchon über das ganze Zol
weſen und über die Finanzen geſetzt. Er mag ſich wohl fü
beſſer bedient halten mit ihrer Verwaltung als mit man
cher von den Herren, da er ihretwegen den Zoll von Hel
ſingör, wo er ſonſt war, nach Kopenhagen verlegt un
den alten Thurm zum Stadtzollhauſe eingerichtet hat.“

— „Hexerei iſt das und nichts anderes,“ brach de

Gerber mit Unmuth aus. „Es iſt ja auch bekannt genu daß Meiſter Povel von Ribe ihr zur Hand geht bei ihre ſchwarzen Künſten. Pfui über den Domherrn, bei ein ſolchen Hexe in die Schule zu gehn! Aber ein Kobold bei den andern nicht.“

Der Officier betrachtete den Gerber mit einem Lächel und ſagte, indem er den Kopf ſchüttelte: „Iſt einer vo den Beiden der Teufel, ſo iſt es wohl eher der Domherr al Mutter Sigbrit. Die Schwarzen haben mehr zu thun m dem Satan, als man glauben ſollte, und das Sprichwo ſagt nicht umſonſt: „Als der Teufel alt ward, da ward Mönch.“

— „So ging es auch zu, ehe Meiſter Povel von Rib zu ihr kam, daß ein vornehmer Mann eines Tages ein kleine Flaſche in die Hand nahm, die im Fenſter der He ſtand, um zu ſehen, was drin wäre. Und wie er ſie in di Hand nimmt, glitt ſie ihm aus den Fingern und fällt au den Boden. Und ſo wie ſie auf den Boden fällt, ſo geh ſie in tauſend Stücke und ſo ſpringt der Teufel, der i der Flaſche geweſen war, auf dem Boden umher und flattert und ſummt und ſo erſchallt ein Getöſe und ein Donne mit Sturm und Sauſen über die ganze Stadt hin und we war der Teufel. Aber der vornehme Mann, der den Un ſaubern geſehen hatte, der ging nach Hauſe und ward ſeh krank.“

Nachdem Johann Spegelberg dieſe fürchterliche Geſchichte erzählt hatte, bekreuzte er ſich andächtig drei Mal un ſetzte den Bierkrug an den Mund, um den Nachgeſchmac des Teufels nieder zu ſpülen.

Der Officier machte ein ernſthaftes Geſicht, als ein junger Mann von bleichem und kränklichem Anſehen, der zu dem Tiſch hingetreten war, wo der Gerber ſeine Stimme erhob und Madame Sigbrit wegen Zauberei beſchuldigte, mit lauter Stimme ſagte: „Das iſt Wahrheit, was Meiſter Spegelberg ſagt. Der Böſe war in der Flaſche."

Die andern Bürger betrachteten den, der dieſe dreiſte Behauptung von ſich gegeben hatte, und der Gerber kreuzte ſich noch einmal, als er ſeine Erzählung bekräftigt hörte.

Der junge Mann ſah ſchlecht gekleidet aus in einem langen, grauen, fadenſcheinigen Tuchmantel ohne Aermel, den er zuſammengefaßt hielt mit der rechten Hand, die er herausſteckte durch das auf der einen Seite angebrachte Aermelloch. Auf dem Kopfe hatte er eine ſchwarze Mütze mit einem langen Schwanz, der auf dem Rücken herabhing und in zwei Hälften geſpalten war. Er war demnach ein Primaner in der Kloſterſchule der grauen Brüder. Das Aermelloch war dazu gemacht, um die Hand durchzuſtecken und um Almoſen zu bitten, denn Minerva's Söhne lebten damals von Bettelei ihre ganze lange Schulzeit hindurch, die oft gegen zwanzig Jahre dauerte. Im Frühling zogen ſie meiſtens auf Fiſcherei aus, aber das hatte ihnen der König vor Kurzem verboten, worüber ſie ſehr aufgebracht waren. Der zweigetheilte Schwanz an der Mütze hatte eine tiefe Bedeutung; er ſollte dieſe Burſche daran erinnern, daß die Dänen zwei Mal vom chriſtlichen Glauben abgefallen waren, und ſie zur Beſtändigkeit ermahnen.

— „Woher wißt ihr, was Ihr da bezeugt?" ſagte der Officier. „Es iſt ſehr dreiſt, von dergleichen mitzuſprechen."

— „Ich muß dergleichen wiſſen, denn ich habe die Geſchichte zu meinem Studium gemacht," ſagte der junge Mann mit einem beſcheidenen Erröthen und einem Blicke nach den Krügen auf dem Tiſche. „Mein Mutterbruder, der jetzt Kanzler bei dem hochwürdigen Herrn Biſchof in Odenſe iſt, den die Leute Jens Beldenakke nennen, der hat mir Eins und Anderes erzählt, was wohl nicht Viele außer ihm wiſſen können; denn er geht mit den Großen um und er war Handſchreiber bei dem Erzbiſchof Erich Walkendorf, als der König in Bergen war, wo er zuerſt mit Dyveke bekannt ward."

— „Und was hat Euer Mutterbruder, des Biſchofs Kanzler, Euch davon erzählt?" fragte der neugierige Goldſchmidt, indem er auf der Bank zur Seite rückte und dem Primaner Platz bei ſich machte. Der Officier ſchob ihm die Weinkanne zu, ohne ein Wort zu ſagen. Der Jüngling, welcher Johannes Schwaningius hieß und nachmals König Chriſtians des Zweiten Geſchichte ſchrieb, worin er nicht vergeſſen hat, das Ereigniß mit dem Teufel in der Flaſche anzuführen, für den er in dieſem Augenblick Zeugniß abgelegt hatte, — nippte aus der Kanne mit der freudigen Röthe eines jungen Menſchen, der unter achtbaren Männern Zuhörer gefunden hat, und begann darauf ſeine Erzählung mit einförmiger Stimme, als ob er ſie aus einem Buche ableſe.

— „Es iſt wohl nicht nöthig, ſo erleuchteten Männern, wie Ihr ſeid, zu ſagen, daß unſer Herr König in Nyborgſchloß vor vier und dreißig Jahren geboren iſt, ein Jahr zuvor, ehe ſein Großvater, Chriſtian der Erſte, zu ſeinen

Vätern ging. Selbige Geburt geſchah unter ſonderbaren Wunderzeichen, denn man hatte ihn überlaut im Mutterleibe, ehe er zur Welt kam, weinen hören, und als er geboren ward, hatte er die rechte Hand geballt, und als ſie ſie mit Gewalt aufbrachen, war ſie voll Blut, ſo daß man gleich wußte, was man von dem Herrn zu erwarten hatte. Es war auch auf dem Schloß ein Affe — — —"

— „Wenn Ihr uns für aufgeklärte Männer haltet, ſo müßt Ihr wiſſen, daß wir Alle dieſe Geſchichten ſatt haben," ſagte der Kriegsmann ungeduldig. „Das Ammenſtubengeſchwätz kennt ja jedes Kind. Herr Gott, Ihr braucht doch nicht mit des Königs Geburt anzufangen, um uns zu berichten, was Ihr von Dyveke wißt; er verliebte ſich doch nicht in ſie gleich, als er zur Welt kam."

— „Ich bin überzeugt, daß Ihr wohl unterrichtet ſeid," ſagte Gottfried von Gehmen, um dem jungen Manne beizuſtehen, der ganz verblüfft war, als er ſeinen Vortrag ſo plötzlich unterbrochen ſah. „Ueberſpringt nur das Alles von dem zahmen Affen, der den jungen Fürſten aus der Wiege nahm und mit ihm das Schloßdach hinauflief und ihn unbeſchädigt wieder herunterbrachte. Ihr braucht Euch auch nicht bei des Königs Kindheit aufzuhalten, denn wir wiſſen hinlänglich, daß es dem ſeligen König Hans, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit, ſauer genug wurde, den jungen Fürſten zu bändigen und ihn abzuhalten, auf die Dächer zu kriechen und von andern ſolchen Schelmſtücken, und daß der ſelige König ihn endlich in's Haus gab bei dem wohlachtbaren Hans Metzenheim Buchbinder, der deshalb nicht Buchbinder von Gewerbe iſt, weil er Buchbinder heißt. Da kam der Kanonikus Jürgen Hyntze hin und las mit dem Prinzen in dem kleinen Hauſe in der Hochbrückenſtraße, wo Hans Metzenheim noch wohnt. Daß der Fürſt ſehr ſtrenge gehalten wurde, wiſſen wir Alle, der ſelige König dachte wohl: Hart muß Hart vertreiben; aber das hatte nur die Folge, daß er nachher der Schloßwache Geld zuſteckte, um ihn bei Nacht hinaus zu laſſen, wenn er mit den jungen Edelleuten umherſchweifen wollte. (Daß ſie auf dieſen Zügen oft mit den Tonſirten zuſammengeriethen, welche auf verbotenen Wegen gingen, und daß letztere dabei den Kürzeren zogen, das iſt nicht werth zu erzählen. Das iſt manches Mal gerächt durch alles das Unheil, das ſie deshalb unter dem Volke ausbreiteten vom Könige.) Wahr iſt es freilich, daß die jungen Herren herumliefen von einem Bürgerhaus in das andere und auf ein Haar wußten, wo die hübſcheſten Mädchen und der beſte Wein war. Aber er war damals nicht älter als achtzehn Jahre und — Jugend hat keine Tugend. Als er ſeine zwanzig Jahre hatte, ward er auch geſetzter, und als er auch nachher in allen drei Reichen die Huldigung erhielt, um ſeinem Herrn Vater in der Regierung nachzufolgen, mußten wohl ernſte Gedanken über ihn kommen. Da war es, wo der König ihn nach Norwegen ſandte, um die Unruhen zu dämpfen. Hier war es, wo er mit Dyveke bekannt wurde. Das Uebrige werdet Ihr uns nun erzählen."

— „So war denn der junge Fürſt nach Norwegen gekommen, wie Ihr ſehr richtig ſagt," ſetzte Schwaningius ſeine Erzählung fort auf dieſelbe Weiſe wie zuvor. „Aber er machte es dort ſehr bunt. Erſt ließ er den reingeſinnten

Mann, Biſchof Karl von Hammer, aufs Fürchterlichſte mißhandeln, ſo daß der hochehrwürdigſte Herr endlich vor Kummer und Krankheit ſtarb. Es war eine gräuliche That, denn...“

— „Halt, mein Freund, davon habe ich auch Eins und Anderes gehört von den Leuten, die den Feldzug mitmachten,“ ſagte der Officier. „Die Sache mit dem reingeſinnten Mann iſt nicht ſo ganz rein und lauter; er und der Biſchof in Odenſe, Jens Anderſen Beldenakke, der Höllenbrand“ — hier kreuzte ſich der Gerber mehrmals unter dem Tiſch — „ſie haben ihre allerliebſten Pläne vollauf gehabt im Verein mit Herluf Hyttefad, welcher den Aufruhr in Norwegen anſtiftete, nachdem Steen Sture in Schweden ihn dazu beſchwatzt hatte. Daß Steen Sture mehr Luſt hat, König in Schweden zu ſein als Reichsverweſer, ungeachtet er nicht einmal ſo viel iſt mit des Königs Willen, das läßt ſich wohl begreifen. Dem Herluf Hyttefad muß man es in ſein Grab nachſagen, daß er auf der Folterbank wie ein Mann lag; ſie kriegten nichts aus ihm heraus wegen ſeiner Mitſchuldigen, ungeachtet ſie ihn auf alle Weiſe folterten, die ſie nur auffinden konnten, ehe ſie ihm den Kopf abhieben. Aber der junge Fürſt wußte gleichwohl, was er von den beiden Biſchöfen zu denken hatte, der ſeligen Seele auf Hammer und der in Odenſe, womit der König ſich noch zu zauſen hat. — Aber wir ſollten ja von Dyveke hören. Sie ſah der König auf ſeiner Reiſe in Bergen, nicht wahr?“

Der junge Gelehrte hatte beinahe allen Muth verloren, ſeinen Bericht fortzuſetzen, der ſo oft unterbrochen war.

Aber da der Officier ihm ſeine Weinkanne wieder hin ſchob, um ihn mit dem ſo eben gemachten Einwande zu verſöhnen, that er einige Schlucke und fuhr ſo fort:

— „Als der junge Fürſt endlich nach Bergen gekommen war, ſollte ihm eine Ehre auf dem Rathhauſe angethan werden und das ſollte mit Tanz und Luſtbarkeit geſchehen. Nun war da in Bergen ein junges Mädchen, von der ein gewaltiges Geſchrei ging, weil ſie ſo reizend war. Sie hieß Dyveke, was auf holländiſch Täubchen bedeutet. Und der junge Fürſt hatte genug von ihr ſprechen hören, ehe er in die Stadt kam, wie ſich denken läßt; deshalb ward ſie und ihre Mutter zum Tanz eingeladen, obwohl Sigbrit nur eine einfache Gaſtwirthin war wie Hans Knaps Frau und nicht unter vornehme Leute kommen durfte. Mein Mutterbruder ſah ſie dort oben in Bergen und wußte wohl, daß ſie ein Paar verlaufene Frauenzimmer waren, die auf Abenteuer ins Land gekommen waren. Sigbrit war nichts anderes als eine einfache Hökerin geweſen und hatte auf öffentlicher Gaſſe in Amſterdam in Holland geſeſſen und Aepfel und Nüſſe feil gehabt.“

— „Das nennt man ſein Glück machen,“ ſagte der Goldſchmidt. „Jetzt hat ſie ihr prächtiges Steinhaus auf dem Fiſchmarkt und die vornehmen Herren müſſen draußen vor ihrer Thür ſtehen in Froſt und Kälte und warten, ob ſie aufſchließen will. Ja, was ſagt das Sprichwort: Kohlen giebt auch der krumme Baum?“ —

— „Ja, wer nicht glauben will, daß ſie ein Bündniß mit dem Teufel gehabt hat, der muß einen wunderlichen Glauben haben,“ ſagte der Gerber. „Eine gewöhnliche

Hökerin, die auf der Gaſſe ſitzt und nicht einmal eine Bude hat für ihre Waaren! Nein, zum Tanzen gehört meiner Treu mehr als Korkſchuhe.“

— „Ihr müßt mir verzeihen, Meiſter Spegelberg,“ ſagte Gottfried von Ghemen, „und Ihr desgleichen, mein junger Mann, dieſe Erzählung von Madame Sigbrits Herkunft iſt keineswegs richtig. Wenn ſie eine Hökerin genannt wurde, ehe ſie nach Bergen kam, ſo will das ſo viel ſagen, als daß ihre Familie zu einer der adeligen Parteien in Holland gehörte, die ſich darum zankten, wen ſie zum Regenten haben wollten. Die eine Partei hieß die Kabeljauer und die andere die Höker. Als die Kabeljauer die Oberhand bekamen und der Krieg mit immer mehr Grauſamkeit fortgeſetzt wurde, ſchlugen ſie alle die Höker todt, deren ſie ſich bemächtigen konnten. Einer von meinen Handelsfreunden in Deutſchland hat Sigbrits Mann wohl gekannt; ſo viel ich mich erinnere, hieß er Johann von Naaldwyck und war einer von den Anführern der Höker geweſen. Sie mußten jedes für ſich flüchten; der Mann ſtarb in Paris, wohin er entkommen war, und die Frau machte ſich davon auf einem Schiffe, das gerade von Holland nach Bergen ging. Wenn man auf die Familie Rückſicht nimmt, von der ſie abſtammt, konnte ſie ganz wohl zu dem Ball auf dem Rathhauſe in Bergen zugezogen werden, obwohl ſie damals zur Friſtung ihres Lebens Gaſtwirthin war. Wäre ſie nicht früher in ſolchen politiſchen Verhältniſſen geweſen, in welche gewöhnliche Leute nicht eben hineingerathen, ſo hätte ſie ſich wohl nicht ſo gut zu benehmen gewußt bei den Aufträgen, welche ihr unſer Herr König anertraut hat, und ſo würden auch vornehme Leute außer andes nicht ſo an ſie ſchreiben, wie ſie es thun, denn ſie ennen ſie in Briefen „Ew. Liebden“ und das ſagt man ur zu ſehr vornehmen Perſonen. Na, und da bei dem Tanz in Bergen ſah der Prinz zum erſten Mal Dyveke.“

— „Ja, aber er tanzte nicht ſogleich mit ihr,“ ergriff Schwaningius den Faden wieder mit Beſtimmtheit, um erken zu laſſen, daß er ihn ſich nicht wieder nehmen laſſen olle. „Er forderte zuerſt eine andere Jungfrau auf, die ahe bei ihr ſtand. Nachher tanzte er mit Dyveke und aller Welt war es deutlich, daß ſie große Gnade vor ſeinen Augen efunden hatte. Den nächſten Abend kam ſie wieder zum Tanz bei dem jungen Fürſten nebſt einigen andern jungen Mädchen; das hatte er denn ſo abgemacht mit ihr und mit inem Hofgeſinde während des Tanzes, und da ging es denn hr luſtig zu bis tief in die Nacht; und als alle andern Mädchen nach Hauſe gingen, blieb Dyveke auf dem Schloſſe rück, denn ſo war ſie mit Mutter Sigbrit einig geworden, ie es geſchehen ſollte. Und da der Fürſt nachher nach Opslo g, beſtellte er die beiden Weiber dort zu ſich hin und chtete ſie dort ſehr prächtig in einem Steinhauſe ein, das für ſie bauen ließ, und ſo fuhr er fort zu leben zum Aer- erniß und ſchlechten Beiſpiel für alles Volk. Da nachher önig Hans ſchwächlich wurde, ließ er den jungen Fürſten on Norwegen herunterkommen; damals ward es meinem Mutterbruder und Allen, welche um den Fürſten geweſen aren, zur ſtrengen Pflicht gemacht, nicht das Geringſte von Sigbrit oder von Dyveke zu ſprechen, denn König Hans ſollte glauben, daß der junge Fürſt wie ein Heiliger gelebt habe. Ja, Gott beſſr' es."

— „Amen!" flüſterte der Gerber und bekreuzte ſich.

— „Aber ſobald der König in Aalborg geſtorben war — denn er hatte das Fieber bekommen, weil er beim Reiten über eine Meerenge mit dem Pferde ins Waſſer gefallen war — und als der Prinz König geworden war, ſchickte er ſofort einen Boten nach dieſen Weibern, ohne welche er nicht leben konnte. Ja, iſt das nicht erſchrecklich? Wenn man bedenkt, daß er jetzt eine ſo reizende und tugendhafte Königin hat, die eine Sohnstochter von des heiligen römiſchen Reichs Kaiſer Maximilian und eine Schweſter des Königs Karl von Kaſtilien iſt, und wenn er doch noch dieſe ſimpeln Frauensleute vorziehen kann, ſo iſt es wohl klar und deutlich, daß ſie alle ihre Macht und ihren Einfluß durch Teufelskünſte haben und daß der König offenbar von ihnen behext und bezaubert iſt. Sie müſſen auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wie man es in vorigen Zeiten mit Hexen und Zauberinnen machte. Damals empfingen ſie was ihnen zukam, ſtatt daß ſie jetzt nur aus der Stadt gepeitſcht werden ſollen nach der neuen Verordnung, ſo daß ſie nun frei davon gehen und Unglück und Gottloſigkeit anderswo anrichten können. Aber die Strafe kommt ſicherlich über den, der der Gottloſigkeit durch die Finger ſieht, ſagt mein Mutterbruder, und der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht."

Während dieſes Verdammungsurtheiles, das der Primaner mit ſteigender Heftigkeit und mit einer Röthe im Geſicht ausſprach, welche hinlänglich bewies, wie verhaßt ſowohl der König wie Sigbrit und Dyveke in dem Kloſter ſein mußten, hatte Johann Spegelberg ein Kreuz nach dem andern für ſich geſchlagen, erſt heimlich, nachher offenbar und zuletzt mit ſo eifriger Armbewegung, daß er den Bierkrug umſtieß und den ganzen noch übrigen Inhalt deſſelben vergoß, der ihn noch eine Weile über alle die Gottloſigkeit hätte tröſten können, die er anhören mußte. Da er keinen Grund mehr hatte, ſich noch länger in dieſer Geſellſchaft aufzuhalten, machte er die Bemerkung, daß die Glocke von Sankt Nikolai bereits vor einer Weile ſechs geſchlagen habe. Zu einer Zeit, wo die Nacht der Eintheilung nach um neun Uhr anfing, war dies eine Aufforderung ſich zu trennen. Der Primaner wollte indeß ſeine Vorleſung gerne fortſetzen; aber da der Gerber ſich erhoben hatte, ſtand auch der Officier auf, welcher ſich in ſeiner Erwartung, ganz unbekannte Geheimniſſe zu hören, getäuſcht ſah, mit der Bemerkung, daß ſie Alles, was der junge Mann ihnen erzählt habe, längſt eben ſo gut gewußt hätten. Jetzt erhob ſich auch Gottfried von Ghemen und der Schmidt und nahmen Abſchied nebſt den Andern, und nachdem der erſtere die Zehrung für ſeine Gäſte bezahlt hatte, wandte er ſich um zu dem jungen Manne und ſagte: „Wenn Ihr wirklich aus dem Studium der Geſchichte ein Geſchäft macht, ſo will ich Euch rathen, Eure Quellen zu prüfen und in Eurem Urtheil billiger zu ſein. Und ſolltet Ihr dieſe meine Worte zu Herzen nehmen und einmal etwas Tüchtiges in der vaterländiſchen Geſchichte leiſten, ſo will ich Euch hiermit kund thun, daß Ihr heute Bekanntſchaft gemacht habt mit Gottfried von Ghemen und daß er der Mann iſt, der nichts lieber wünſcht, als gute Bücher zu drucken. Aber ehe das geſchieht, muß noch manches Waſſer am Strand vorbeilaufen und Ihr müßt Euer Blut noch mit vielem Waſſer abkühlen; Ihr ſeid zu jung, um über einen König zu urtheilen, wie unſer gnädiger Herr, und ein gutes Geſchichtsbuch ſoll nicht mit Galle geſchrieben werden.“

Darauf wandte er ſich von dem jungen Manne ab und ging übers Feld nach dem Oſtthore zu, indem er mit dem Goldſchmidt über die vielen nützlichen Anſtalten ſprach, die der König zum allgemeinen Beſten gemacht hatte, von den neuen Verordnungen über die Handhabung der Ordnung und die gebührende Rechtspflege, über das gleichförmige Maß und Gewicht, das man zuvor nicht gehabt hatte, und über manche andere Dinge, welche Stadt und Land Chriſtian dem Zweiten verdankten und welche die beiden Bürger intereſſiren mußten.

Der Primaner bückte ſich tief, als er Gottfried von Ghemens Namen hörte; aber da der Buchdrucker ihm den Rücken gekehrt hatte, ſah er ihm mit verdrießlichem Blicke nach und murmelte: „Das war auch noch werth, vor ſolchen Zuhörern zu reden! Hatten ſie mich nicht ſelbſt gebeten, ihnen Auskunft zu geben? Nachher thun ſie, als ob ſie Alles ſchon gewußt hätten.“ — Darauf ſchlenderte er nach dem Wirthshauſe zu, von wo ſich indem ein gewaltiges Gelächter hören ließ. — Als er viele Jahre nachher König Chriſtians des Zweiten Geſchichte ſchrieb, hatte er des Buchdruckers Ermahnung vergeſſen oder ihr nicht folgen wollen, denn er hat den König gerade wie an dieſem Abend geſchildert. —

Während an dieſem Tiſch ein ernſtes Geſpräch über

Staatsbegebenheiten gepflogen war, hatte man an den andern Tiſchen allerlei Scherzreden und die jungen Leute hatten Kraftproben und andere Späße gemacht zur Ehre und Kurzweil der Frauenzimmer, wobei die Munterkeit fortwährend zugenommen hatte. Es war beſonders ein Spiel, das den Zuſchauern großes Vergnügen machte, ein Faſtnachtsſpiel, und hieß „Broteſſen und Thürenöffnen.“ Es beſtand darin, daß Einer in Gegenwart zweier Zeugen einen Zwieback verzehren mußte, eine Art Rundbrot, und dazu eine Kanne Bier trinken, während ein Anderer, gleichfalls in Gegenwart von zwei Zeugen, umherlief und alle Thüren im ganzen Hauſe öffnete. Nachdem mehrere Spiele an dieſem vergnügten Abend durchgemacht waren, ſchlug Einer dieſes Spiel vor und fügte hinzu, daß dort am Armentiſche ein Mann ſitze, der ſeine Speiſe mit ſolcher Gier verzehre, daß wohl Niemand im Wettkampfe mit ihm die Thüren werde öffnen können. Da meldeten ſich denn gleich Einige, welche Luſt hatten, die Probe zu machen.

Es war damals Gebrauch, daß ein Tiſch für Arme und Krüppel unter freiem Himmel überall gedeckt wurde, wo es ein Feſtmahl gab. Der Wirth hatte nicht verſäumt, einen ſolchen Tiſch abſeits vor dem Hauſe hinzuſtellen; er wußte wohl, daß die gutmüthigen Gäſte ihn dadurch ſchadlos halten würden, daß ſie alle ihre mitgebrachten Zehrpfennige bei einem ſo uneigennützigen Manne darauf gehen ließen. An dieſem Tiſche nahm an dieſem Abend eine kleine geſchloſſene Geſellſchaft von drei Perſonen die Mahlzeit des Mitleidens ein, welche, zu Hans Knaps Ehre ſei es geſagt, aus lauter guten Sachen beſtand, Fleiſch, Speck, Zwieback und gutem Bier. Alle drei ließen ſich die Mahlzeit trefflich ſchmecken. Die eine war ein Weib mit einem ſchwarzen Käppchen über dem Kopfe, die den Anweſenden den Rücken zuwandte, ſo daß ſie ihnen ſo gut wie unſichtbar war; der Andere war ein Mann von zerlumptem und kränklichem Ausſehen, der auch eine Kappe über dem Kopfe hatte; er hatte eine Krücke neben ſich. Er ſaß am unterſten Ende des Tiſches, etwas entfernt von den Andern. Der Dritte hatte ſeine eignen Knie zum Speiſetiſch gemacht. Aber dieſe waren auch ſo dazu geſchaffen, daß ſie über den niedrigen Tiſch hervorragten, und eben deswegen hatte es der Mann wahrſcheinlich vorgezogen, den Holzteller auf dieſen beweglichen Speiſetiſch zu ſetzen. Die große Länge, welche ſeine Beine hatten, ſtand übrigens ganz im Verhältniß zu ſeinen übrigen Gliedmaßen und deshalb konnte man den Mann nicht ſchlecht proportionirt nennen, obwohl man ihn auch nicht wohlgeſtaltet nennen konnte. Er war ein ganz Theil größer als andere Menſchen zu ſein pflegen, ſeine Arme waren ſehr lang und wenn er ging, reichten die Spitzen ſeiner großen und ſtets herunterhängenden Hände bis zu den Knien hinab. Seine Füße waren ſehr groß und nicht vollkommen beweglich in den Knöcheln; dieſer plattfüßige Gang gab ſeiner ganzen Haltung einen unbeſchreiblichen Schwung. Das Haupt war breit und groß, ſelbſt im Verhältniß zu dem übrigen Körper, die Augen ſaßen weit auseinander und hatten gar keinen Glanz, ausgenommen wenn er ein einzelnes Mal lächelte, wo dann ein ſeltſames Licht darin erſchien, das der Grimaſſe, wie man ſein Lächeln nennen konnte, etwas Schreckliches gab. Die Naſe war ſehr lang und ging oben nieder wie ein Schnabel. Da jeder Menſch der Billigkeit gemäß die eine oder andere Schönheit beſitzt, ſo hatte auch er die ſeinige, welche in einem wohlgebildeten Mund beſtand mit einer Reihe der ſchönſten Zähne, die ſo ebenmäßig ſtanden und ſo weiß waren, wie ſie ſich jede junge Dame nur hätte wünſchen können. Aber dieſe Schönheit ſtand im Mißverhältniß mit allem Uebrigen und hob ſeine Häßlichkeit nur deſto mehr hervor. Das Haar war blond und ſo lang, daß es auf die Schultern niederhing; ſchon dadurch mußte er die Aufmerkſamkeit zu einer Zeit auf ſich ziehen, wo langes Haar nur von adeligen Perſonen getragen wurde und gewöhnliche Leute kurz geſchorenes Haar haben mußten. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ſchlaffe Gutmüthigkeit. Seine Kleidung beſtand in langen, grauen Beinkleidern, einem engen, wollenen Kittel, der ihm beinahe bis auf die Knie ging, und darüber einen kleinen, gleichfalls gräulichen Mantel, der kaum bis zu den Hüften reichte, hinten mit einer Kapuze über den Kopf zu ſchlagen, die gemeine Leute damals ſtatt Hutes gebrauchten. Aber der Hüne trug dieſe nicht aus Sparſamkeit, denn er hatte einen Hut von Lammfell auf dem Kopfe. Wegen ſeiner ſchnabelartigen Naſe, ſtumpfen Ausſehens, klumpfüßigen Ganges und gewaltiger Gliedmaßen hatten ihm die Schulknaben den Namen Elephant gegeben und ſo ward er insgemein genannt. Er nahm dieſen Namen auch gutwillig hin, konnte es aber nicht leiden, daß die Schüler ihn ins Lateiniſche überſetzten, was er für Spott hielt. Das thaten ſie auch nicht, ausgenommen, wenn ſie ſo weit von ihm entfernt waren, daß er ſie mit ſeinen langen Armen nicht faſſen konnte; denn mehr als einmal hatte ſeine gewaltige Tatze einen Jungen niedergeſchlagen, der ihm Elephas nachgerufen hatte. Von andern Leuten ward er am häufigſten der norwegiſche Kämpe genannt. Der Elephant war in des Wortes eigentlichſtem Sinne ſein eigener Mann; Niemand hatte das Mindeſte über ihn zu befehlen, er war keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig, woher er kam oder wohin er ging. Ueberall fand er einen gedeckten Tiſch bei den Gaſtwirthen, denen er gerne half, eine Tracht Waſſer oder Brennholz vom Hof in die Küche zu tragen, oder eine andere kleine Handreichung that; und ohne daß er darum bat, drückte ihm oft eine oder andere mitleidige Seele einige Schillinge in die Hand in dankbarer Erkennung der eigenen Wohlgeſtalt im Vergleich mit der des Elephanten, vielleicht auch, um die ungeheure Fauſt in der Nähe zu ſehen, welche ſich über dieſem Almoſen mit einer bewundrungswürdigen Hurtigkeit ſchloß und es in der Taſche des grauen Kittels verſchwinden ließ. Madame Sigbrit, die aufmerkſam auf ihn geworden war und als abgeſagte Feindin alles Müßigganges ſogleich den wirklichen Nutzen jedes Dinges auffaßte, Madame Sigbrit hatte ihn beim Zollweſen anſtellen wollen, um den Geſchäftsleuten auf dem Zollhauſe mit ſeinen ungewöhnlichen Kräften behülflich zu ſein, aber der Elephant war träge und konnte im Winter nicht unter freiem Himmel aushalten. Da es nun gerade Winter war, als man den Verſuch machte, den Elephanten in einen Beamten umzuſchaffen, verließ er das Zollgebäude den Tag, nachdem er es zum erſten Male betreten hatte und hatte ſeitdem keinen Fuß wieder auf einen Ort geſetzt, wo er, der norwegiſche Kämpe, welcher ausſah, als ob er Alles mit ſtoiſcher Gleichgültigkeit ertragen könnte, vier Stunden gefroren hatte. Nach dieſer Zeit trieb er ſich in der Stadt umher und ſorgte ſelber für ſich; in der letzten Zeit glaubte man, daß es mit ihm nicht ſo ganz richtig im Kopfe ſei, und dieſe Meinung hatte ihm einen neuen Namen verſchafft, man nannte ihn nun auch Dummerſant. Aber noch hatte Niemand gewagt, ihn dieſen hören zu laſſen.

Es giebt zwei Dinge, welche die Ungleichheiten in den Looſen dieſer Welt ausgleichen, und dieſe ſind Spiel und Jagd, denn es giebt nicht leicht Einen, der nicht dem ächten Liebhaber dieſer beiden Genüſſe genügt. Daher hinderte denn auch die jungen Leute, welche Luſt hatten, „Broteſſen und Thürenöffnen" zu ſpielen, der Umſtand nicht, daß ihnen ein Wettkampf mit einem Manne am Armentiſche angeboten wurde, und da ſie hörten, daß von dem norwegiſchen Kämpen die Rede ſei, ward der Vorſchlag ſogar mit großem Jubel aufgenommen. Ein junger Mann trat ſofort hin vor den Elephanten, welcher gerade einen großen Knochen weglegte, und ſagte zu ihm, er möchte wohl die Probe machen und mit ihm „Brot eſſen und Thüren aufmachen," wenn er Luſt habe. Der Elephant reckte den Kopf, betrachtete den jungen Mann, ein flüchtiger Zug von Wohlbehagen ſpielte ihm um den Mund, er ſtand auf und ſtellte den Teller mit dem Knochen auf den Tiſch. Man hatte inzwiſchen die nothwendigen Erforderniſſe herbeigeſchafft, eine Kanne Bier und einen tüchtigen Zwieback. Der Elephant, welcher ſah, daß es Ernſt war, näherte ſich dem Tiſch, nahm den Zwieback in die Hand und betrachtete ihn.

— „Nun gut, ſo nimm Du Dir das vor und ich will laufen,“ ſagte der junge Mann, der ihn aufgefordert hatte. Die Zeugen wurden gewählt, ein Halbkreis von Zuſchauern ſtellte ſich um den Tiſch, das beſtimmte Zeichen ward gegeben. Der Gegner, ein raſcher, junger Mann, lief mit ſeinen beiden Zeugen in Hans Knaps Haus hinein, aber er hatte kaum die Hälfte der Thüren des Hauſes geöffnet, als ein jubelnder Ausruf der verſammelten Menge verkündete, daß der Elephant ſeine Widerpart bereits überwunden hatte. Der Zwieback war unter ſeinen köſtlichen Zähnen verſchwunden und das Bier im Kruge vertrocknet wie das Waſſer des rothen Meeres vor Moſes. In kürzerer Zeit als ein Anderer braucht, um einen einzelnen Biſſen zu verzehren, war der Elephant mit ſeiner ganzen Aufgabe fertig. Der Gegner ließ die Ohren hängen, als er zurückkam, und ward ausgelacht. Der Elephant veränderte keine Miene. Mehrere andere junge Männer traten zum Kampfe auf, ſie hatten aber alle daſſelbe Schickſal. Man wählte das ſtärkſte Bier und die größten Zwiebäcke, aber der norwegiſche Held ward eben ſo wenig von der Kraft des Bieres wie von dem Gewicht des Brotes beſiegt.

— „Das geht mit Lokes Zauberei zu,“ rief ein Schulknabe, „er hat Feuer im Leibe, er wird den Tiſch noch mit verzehren.“

— „Das iſt ein Teufel von Vielfraß!“ ſagte ein dicker Bürger, der die gelehrte Hindeutung auf die nordiſche Mythologie nicht verſtand. „Ich glaube eher, daß er einen leeren Brunnen im Leibe hat.“

— „Elephas, Elephantis, Hurra!“ rief ein anderer Schüler. Denn damals ſpielten die Gelehrten von der

Schulbank die Rolle unſerer Gaſſenjungen und „waren immer mit allerlei Schalksſtreichen bei der Hand“, heißt es in einer alten Chronik.

Der Elephant machte plötzlich einen Schritt zur Seite, um ſeinem Feinde nahe zu kommen, und führte einen Schlag nach ihm; aber dies geſchah mit der gleichgültigſten Miene von der Welt. Die ungeheure Fauſt beſchrieb einen Bogen in der Luft und wäre der Junge nicht hurtig entſchlüpft, ſo hätte er eine Ohrfeige erhalten, die ihm den Kopf herunterſchlagen konnte; jetzt traf ſie nur den äußerſten Zipfel des zweigetheilten Schwanzes ſeiner Mütze, aber der Schlag war ſo ſtark, daß er die Mütze dem Jungen vom Kopfe riß und ſie hoch in die Luft führte, worauf ſie zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft in den Bach niederfiel, der der St. Annakapelle vorbeifloß, eine ziemliche Strecke hinter dem Hauſe. Das Gelächter der Zuſchauer brachte auch eine Grimaſſe auf dem Geſichte des Elephanten hervor wegen des neuen Sieges, aber der Kreis um ihn her erweiterte ſich, Jeder fürchtete ſich, in den Bereich ſeiner Hand zu kommen, und da die Furcht mit reichlicher Elle mißt, ſo hatte man ſeine Armbewegungen auf eine ziemlich bedeutende Strecke in der Runde berechnet. Es ſchmeichelte dem Elephanten augenſcheinlich, daß er ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung war, er machte wieder eine Grimaſſe, welche die Luſtigkeit erhöhte.

— „Der Elephant muß laufen!“

— „Laßt den Elephanten die Thüren aufmachen!“

— „Jetzt werden wir ſehen, ob Hans Knaps Haus etwas taugt!“

— „Der Elephant rennt es um!“

— „Er reißt das Geſims zugleich mit den Thüren heraus!“

— „Er geht durch die Wände hinein!“

— „Er kommt zum Dach heraus!“

— „Der Elephant muß laufen!“

— „Der Elephant muß die Thüren aufmachen!“

So riefen viele Stimmen unter einander, Einer trieb den Andern an, lauter zu rufen, die Burſchen pfiffen auf den Fingern, die Weiber lachten, ein Stück zehn junge Männer drängten ſich heran, mit ihm Brot zu eſſen. Während alles dieſes Lärms ſtand der Elephant ganz ruhig, als ob es ihn nichts anginge, nachdem er durch Nicken mit dem Kopfe zu erkennen gegeben hatte, daß er die Ausforderung annehme. Endlich verſtummte der Lärm.

Der Kämpe betrachtete ſeine Gegner mit dem Lächeln eines Siegers und ſagte: „Laufen? Um was?“

— „Er hat Recht! Der Elephant hat Recht!“ riefen Mehrere. „Setzt einen Gewinn aus!“

— „Für den Elephanten, für den Sieger in Hans Knaps Garten“, rief ein luſtiges Bürſchlein aus und hielt einen leeren Becher hin, worein mehrere von den Gäſten Silberpfennige warfen. Der Elephant ſah in dieſem Augenblicke ſo fröhlich aus, daß die Nächſtſtehenden plötzlich zurückwichen. Endlich waren alle Bedingungen und Vorbereitungen in Ordnung gebracht, das Zeichen ward gegeben, der Broteſſer ſteckte ein großes Stück Zwieback in den Mund und wäre beinahe erſtickt in einem Anfalle von Lachen, in welches er wider ſeinen Willen zugleich mit allen verſammelten Zuſchauern einſtimmen mußte, als er den Elephanten ſich nach Hans Knaps Hauſe zu in Bewegung ſetzen ſah. Es war eine abſonderliche Miſchung von Wackeln, Laufen und Springen, die beiden ungeheuern Aerme ſchlugen in die Luft wie zwei Flügel, der kleine Mantel flatterte um ihn, die langen, dunkelgrauen Beine ſtapften an den Seiten, er ſah in dieſem Augenblicke mehr wie eine ungeheure Fledermaus oder wie eine diaboliſche Heuſchrecke aus als wie ein Menſch. Inzwiſchen brachten dieſe Bewegungen ihn in drei Sprüngen nach dem Hauſe, die Zeugen waren noch weit zurück, als er ſchon die Thürſchwelle erreicht hatte und in der niedrigen Thür verſchwand; es ſchien, als ob er plötzlich in ſich ſelbſt zuſammenkröche, um durch eine Oeffnung zu kommen, die ihm ſonſt nur bis mitten an die Bruſt ging. Und gleichwohl ſtieß der Elephant nicht an das Thürgeſims, wie vielleicht Alle erwartet hatten. Ein ungeheures Gelächter begleitete ſein Verſchwinden. Sein Gegner biß in den Zwieback, ſo gut er nur konnte; es waren Biſſe der Verzweiflung, denn dieſer Anfang ließ den Schluß machen, daß der Elephant eben ſo ſtark im Thüröffnen ſein werde als im Broteſſen — er war ein furchtbarer Gegner.

Dies brauſende Gelächter war es, welches dem Gottfried von Ghemen und dem Goldſchmidt auf ihrer Wanderung nach dem Oſtthore noch zu Ohren kam und ſie veranlaßte, wieder umzukehren und zu ſehen, was die Urſache zu dieſer unmäßigen Freude geweſen ſei.

Aber ein Uneingeweihter hätte ſchwerlich daraus klug werden können bei dem Anblicke eines Haufens von Menſchen, von denen manche geſetzte und würdige Männer waren, wie ſie alle aus vollem Halſe lachten, die Augen nach Hans Knaps Haus gerichtet, das doch nicht das mindeſte Ungewöhnliche darbot. Mitten im Kreiſe ſtand ein junger Mann, welcher mit triumphirender Miene einen leeren Oelkrug in der Hand hielt mit dem Boden nach oben, ſo daß Jeder ſehen konnte, daß nicht ein Tropfen mehr darin war. Der Zwieback war auch glücklich verzehrt. Ein Jubelruf hatte den Sieg verkündigt, aber der Elephant war noch nicht zurück.

— „Da iſt er!“ brachen mehrere Stimmen auf einmal aus. Aber er war es nicht, es waren die beiden Zeugen.

— „Wo iſt der Kämpe?“ rief Einer.

— „Wo iſt der Elephant?“ ſchrie ein Andrer.

— „Ich habe gewonnen, ich habe gewonnen!“ rief der Broteſſer.

— „Ja; wo iſt er? Närriſch iſt er!“ antwortete der eine Zeuge verdrießlich. „Er war ſchon fertig mit allen Thüren und das, ehe Ihr gerufen hattet, ſo daß er gewonnen hatte; aber da plagt ihn der Böſe und er fährt die Bodentreppe hinauf und machte da Halt und verſteckte ſich auf dem Boden. Wir haben nach ihm gerufen, aber er hat jetzt ſeine Mucken und nicht Luſt herunter zu kommen. Und ſo mag er denn ſitzen und hocken bis Lichtmeſſen, wenn er will, der Dummerſant!“

Indem erſcholl ein Schrei, begleitet von einem Gepolter, der dieſen beinahe übertäubte.

— „Na, nun reißt er das Haus ein!“

— „Der Elephant wiehert!“

— „Jetzt kommt der Elephant die Bodentreppe herab!“

— „Aus dem Wege vor dem Hauſe, jetzt fällt es!“

— „Er kommt zum Dach heraus!“

Die Thür ward aufgeriſſen. — „Da iſt er!“ riefen Alle einſtimmig. „Der Elephant! Holla!“

— „Der Dummerſant!“ ſchrie der Junge, deſſen Mütze in den Bach geflogen war. Und Alle ſchlugen wieder ein lautes Gelächter auf. Aber es war nicht der Elephant.

Ein junger Mann von ſtattlichem Aeußeren trat aus dem Hauſe. Als er ſich ſo von der verſammelten Menge empfangen ſah, legte er die Hand auf das Degengefäß und ſah die Nächſtſtehenden mit einem drohenden Blicke an, indem ſeine Wangen bleich waren. In dieſer Stellung ging er hurtig fort und während eines plötzlichen Stillſchweigens wichen die Vorderſten zur Seite und machten ihm Platz, aber bald ſchloß ſich der Haufe wieder dicht vor ihm zuſammen und ſtand wie eine undurchdringliche Mauer.

Der junge Mann war ſauber gekleidet nach der neueſten, flandriſchen Mode, welche in Dänemark eingeführt war ſeit der Ankunft der jungen Königin, deren Gefolge die prächtigen, burgundiſchen Hofſitten mitbrachte, die damals allgemein im ganzen übrigen Europa Eingang gefunden hatten. Seine Kleider waren von Seide und feinem, engliſchem Zeuge und ſein Mantel mit Pelzwerk beſetzt; aber ungeachtet ſein röthliches Haar ziemlich lang war, fiel es doch nicht bis auf die Schultern und ungeachtet aller Sauberkeit hielt man ihn doch nicht für einen Edelmann. Das gemeine Volk hat meiſtens einen geſunden Blick, ſeinesgleichen wieder zu erkennen. Die Ueberraſchung war deshalb bald vorbei und es wäre dem Herrn, der einen hurtigen Durchgang ſich einen Weg durch Drohungen zu bahnen, wenn nicht die Aufmerkſamkeit bald wäre von ihm abgeleitet worden.

— „Platz! Seht Ihr nicht, daß er es eilig hat?" rief Einer von der Menge, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

— „Wer iſt es? Ei, was für ein feiner Burſche!"

— „Er hat beinah ſo langes Haar wie der Elephant!"

— „Er iſt auch eben ſo gut ein Edelmann wie der Elephant!"

— „Aber auch nicht beſſer!"

— „Es iſt des Schloßhauptmanns rothhaariger Schreiber!"

— „Platz für Hans Faaborg!"

— „Platz für den vornehmen Mann!"

— „Platz, ſonſt zieht er vom Leder!"

Alle lachten. Sie wußten wohl, daß es ſehr ſtrenge geahndet wurde, wenn Jemand bei einer Verſammlung oder bei einer Luſtbarkeit das Gewehr zog, ohne mit Waffen angegriffen zu ſein; ſie wagten nichts bei ihrem Spott.

— „Platz für Torben Oxes Diener!"

— „Der Ochs kommt wohl ſelber nach!"

— „Nehmt Euch vor den Hörnern in Acht!"

Als die Thür in dieſem Augenblicke wieder aufging, verſtummte das Geſchrei. Wenn der Edelmann dieſen dreiſten Spaß mit ſeinem Namen gehört hätte — Und wenn er gehört hätte, daß man ſeinen Schreiber verſpottete! —

Man wich zurück und öffnete den Weg für Hans Faaborg, der durch die Menge eilte, ohne daß Jemand ſich um ſeine trotzige Miene und ſeine erbitterten Blicke kümmerte. Wie eine Woge ſich wieder ſchließt, nachdem ſie von dem wieder zuſammen und ſchloß die Oeffnung. Aller Augen richteten ſich mit ſcheuem Blick auf die Thür; aber es war nicht Ritter Torben Oxe, der gefürchtete, den man erblickte.

Der Elephant ſtand auf der Schwelle und ſah ſich um. Er war leichenblaß im Geſichte, die Pelzmütze drückte er zuſammen in der geballten Fauſt, die langen, gelben Haare ſtanden ihm wie Borſten auf dem Kopfe. Der plötzliche Uebergang bei den Zuſchauern von Furcht zu Freude war im Begriff, in einen ſchallenden Jubelruf auszubrechen, und jetzt würde es für Hans Faaborg vielleicht bedenklich geweſen ſein, der Menge zu trotzen; aber die Augen, womit der Elephant die Nächſtſtehenden betrachtete, benahmen ihnen die Stimme; er ſtand ihnen zu nahe und der begonnene Ruf ſtarb hin in einem ſchwachen Gemurmel, woraus man kaum die Worte vernehmen konnte: „Seht den Elephanten! Was iſt mit dem Elephanten vorgegangen?“

Aber dies Mal ſchien es nicht, als ob die allgemeine Aufmerkſamkeit dem Kämpen behaglich war. Er machte eine Bewegung, als ob er im Zweifel ſei, nach welcher Seite hin er einen Sprung machen ſolle, um Alles zu zerſchmettern, was ihm im Wege ſtand. Der Kreis um ihn her erweiterte ſich.

— „Er ſieht ſich nach ſeinem Gewinnſt um!“ ſagte endlich einer von den Hinterſten ziemlich laut. — „Er meint, daß der Handel ſchlecht iſt, wobei man nicht gewinnt.“

— „Er ſieht ſich um, ob der Krug leer und der Zwieback aufgegeſſen iſt,“ ſagte einer von den Mittleren nur halb ſo laut. Der Muth war größer, je weiter ſie von der Gefahr entfernt waren.

Die Vorderſten ſagten nicht ein einziges Wort.

Der Elephant hörte und ſah nicht, ſeine Augen rollten über das Feld hin, als ob ſie einen entfernten Gegenſtand ſuchten. Dann ſtieß er einen ſtöhnenden Laut aus wie ein verwundetes Thier — es war eine unbeſchreibliche Art von Seufzer — ſetzte die Pelzmütze auf den Kopf und drückte ſie tief in die Augen mit einer Grimaſſe, welche einen unwillkürlichen Ausbruch von Gelächter hervorrief. Den Ausdruck ſeiner Augen, welche das Pelzwerk bedeckte, hatte man nicht geſehen. Die Munterkeit war wieder zurückgekehrt, denn man glaubte, daß der Elephant ſelbſt lache — daß er es ihnen nur zum Spott nachmachte, wußten ſie nicht.

— „Na, der kann Geſichter ſchneiden!“ ſagte eine Frau. „Aerger als ein ordentlicher Pavian!“

— „Ja, ärger als der Teufel ſelbſt, da er ins Weihwaſſer fiel“, fügte ein Soldat hinzu.

— „Für die Fratze hat er den Gewinnſt verdient,“ rief ein Junge. „Heiliges Kreuz, was für ein Geſicht!“

— „Er ſoll den Gewinnſt haben!“

— „Er ſoll ihn haben, weil er ſo ſchön gelaufen iſt!“

— „Er muß wenigſtens die Hälfte haben!“

— „Nein, gebt ihm das Ganze!“

— „Weil er ſo groß iſt!“

— „Und weil er ſo ſchön iſt!“

— „Und weil er ſo häßlich iſt!“

— „Und weil er ein Elephant iſt!“

Man hatte wieder Muth gefaßt, um ſeine Gutmüthigkeit zu verhöhnen. Der Sieger nahm den Becher und wollte die geſammelten Schillinge in die Hand des Kämpen a ſchütten; er hatte an der Ehre genug. Aber der Eleph hörte plötzlich auf zu grinſen, richtete ſich in ſeiner voll Größe auf und ſchlug ihm den Becher aus der Hand. flog weit hin auf den Boden und war ganz flach geſchlage während der eingeſammelte Gewinnſt hinſtob wie Spreu v dem Winde.

Die Augen der Menge folgten dem Becher auf ſein Flucht nach dem Garten hinter dem Hauſe und man wä vielleicht in einen neuen Jubelruf ausgebrochen, hätte ſi nicht gerade die Pforte geöffnet, aus welcher Hans Kn heraustrat, die Mütze in der Hand, begleitet von drei Fraue vor welchen die in der Nähe Stehenden gleich bei dem erſte Blick die Häupter entblößten.

Die eine war Hans Knaps Frau; die zweite war ei Dienſtmädchen in ihrer gewöhnlichen Kleidung von grobe Tuche mit einer ſchwarzen Kappe über dem Kopf. Die dritt war eine ältliche Frau, gekleidet wie die wohlhabenden Bürgerfrauen; auf dem Kopfe hatte ſie eine kleine Mütze von ſonderlichem Schnitte mit ſchönen Spitzen garnirt, in der Han ein Täſchchen und ein Tuch, das man gegen Regen oder Sonnenſchein über den Kopf zu ſchlagen pflegte. Sie war von gewöhnlicher Größe, aber ſehr ſchlank, was ihr ein ſtattlichere Anſehen gab. Ihr Haar, das unter der Mütze hervorſah, fing an grau zu werden, ihre kleinen, lebhaften Augen waren gleichfalls grau, ihr Blick durchdringend, man konnte ihn faſt ſtechend nennen. Die Naſe war ſcharf und gebogen, die Lippen dünn und zuſammengepreßt mit einem Zuge um den Mund, welcher wie der Reſt eines ehemaligen Lächelns ausſah; das Kinn war lang und geſpalten, es beſchloß das regelmäßige, ovale Geſicht wie ein feſter Stützpunkt für den ganzen Ausdruck von Klugheit, Beſtimmtheit — und vielleicht etwas Güte. Ein ſehr großer und ſteif emporſtehender Halskragen trug das ganze Haupt wie auf einer Schüſſel von geſticktem Leinen.

Es war Sigbrit oder wie ſie ſich ſelbſt ſchrieb: Seibret, nach der holländiſchen Ausſprache von Sybrecht. Das Volk nannte ſie Mutter Sibrit; ihre Feinde die Hexe Sigbrit Willums; der König nannte ſie Madame Sigbrit und bisweilen Mutter Sigbrit und fremde Fürſten ſchrieben an ſie: „Ewre Liebden, wyſe und vrome Vrouv Sybrech.“ Es war Sigbrit, Dyvekes Mutter, des Königs Zollintendant und Finanzminiſter und, wenn das Gerücht die Wahrheit ſprach — und das that es — bald der Oberbefehlshaber der Flotte.

Sigbrit hatte heute einen Beſuch in Knaps Garten abgeſtattet bei ihrer ehemaligen Dienerin, um ungeſehen Zeuge der Luſtbarkeit zu ſein; aber bei dem Volksauflauf um das Haus ward ſie verhindert, ungeſehen hinauszukommen. Das Getümmel wollte nicht aufhören und der Thorſchluß war nahe.

Nachdem ſie einige Augenblicke den Haufen mit ſtrengem Blicke betrachtet hatte, ſagte ſie mit harter und trockner Stimme in ihrer ſonderbaren Sprache, die eine Miſchung war von däniſchen, norwegiſchen und einzelnen holländiſchen Wörtern, aber dennoch ganz verſtändlich für Jedermann: „Was iſt das für ein Lärm um dieſe Zeit Abends? Haben Kopenhagens Bürger nichts Anderes vorzunehmen als Narrenſtreiche und Faſtnachtsläufe vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht?"

— „Man ſollte nicht glauben, daß man in einem chriſtlichen Lande wäre, ſondern unter Türken und Heiden," fuhr ſie fort. „Die Thorwächter haben ſchon lange geblaſen, aber Ihr habt keine Ohren. Geht nach Hauſe, Leute, und ſchämt Euch. Paßt ſich das für ſo viele alte Perſonen, zu ſtehn und den trägen Landſtreicher anzugaffen, der zu keiner Arbeit Luſt hat?"

Aller Augen folgten der Richtung von Sigbrits Blicke. Der Elephant befand ſich noch in derſelben Stellung; er war der einzige, der ihre Gegenwart nicht bemerkte. Da er ſich wieder als den Gegenſtand der allgemeinen Betrachtung ſah, erwachte er aus der Träumerei, womit er ſeinen eigenen Gedanken nachgehangen hatte. Er machte eine Grimaſſe, welche aber dies Mal kein Gelächter bewirkte, drückte die Mütze feſter über die Augen, wandte ſich um und ging langſam auf die St. Annenkapelle zu.

Sigbrit ſah ihm mit ungehaltenem Blicke nach und als ſie ihre Augen zurückwandte, fielen dieſe auf den Boden vor ihr, wo der ſilberne Krug noch lag.

— „Das ſind ſaubere Gäſte, die Ihr habt, Meiſter Hans, die gut umgehen mit dem, was ihnen nicht gehört. Und Ihr ſeid ein Thor, daß Ihr ſilberne Kannen für ſolche Leute anſchafft, da Zinn denſelben Dienſt thut. Aber ſie werden es hinreichend erſtatten, denn es hat nicht den Anſchein, als ob es hier zu Lande an Silber mangle, da ſie es auf die Erde ſäen."

Und damit bückte ſie ſich nieder, hob einige von den Silberſchillingen auf und legte ſie auf den Tiſch. Da ſie ſich wieder aufrichtete, fielen ihre Blicke auf Meiſter Jochum, der ſich wiederholentlich mit der tiefſten Ehrfurcht bückte.

— „Ihr thätet beſſer, auf Euern Tiegel und Euern Hammer zu paſſen, damit es Fortgang hätte mit des Königs Arbeit, als daß Ihr hier ſteht wie ein Affe unter allen dieſen Thoren. Wir wollen doch ſehen, was das für feine Leute ſind, mit denen Ihr zuſammenhaltet.“

Sigbrits ſcharfe Augen hatten die beiden Perſonen am Armentiſche aufs Korn genommen, welche bisher ihre Abendmahlzeit in großer Ruhe mitten in allem dieſem Lärm verzehrt hatten, ohne ſich um die Andern zu bekümmern, welche ſich Sigbrits Blicken ſo viel wie möglich zu entziehen ſuchten. Es war der Mann mit der Krücke und das Weib mit dem Käppchen über dem Kopfe. Sie trat zu ihnen hin und betrachtete ſie genau.

— „Ei! Biſt Du das nicht, die umhergeht und St. Brigittens Prophezeiungen über den ſechſten König verkündet, der nichts als Unglück leiden und ein Ende mit Schrecken nehmen ſoll? Höre, Weib! Ich will Dir verkünden, was Sigbrit prophezeit ohne Sieb und andere Künſte, und das ſoll in Erfüllung gehen an denen, welche die Hexe ſpielen wollen für einfältige Menſchen, und das, ehe Du es denkſt. Kommſt Du mir noch einmal vor Augen, ſo ſollſt Du aus der Stadt gepeitſcht werden, wie Du es verdienſt. Geh hin zu denen, die Dich abſchickten, und ſag ihnen, daß wir keine Hexerei und Lug und Betrug brauchen, wenn er auch noch ſo ſehr mit Weihwaſſer eingeſprengt iſt.“

Das Weib neigte ſich tief und machte ſich davon in derſelben Richtung wie der Elephant.

— „Und Ihr, welche Handthierung treibt Ihr? Geſicht in die Höhe, Mann, und nehmt die Kappe vom Kopfe. Wenn Ihr krank und gebrechlich ſeid, ſo müßt Ihr einen Schein von der Obrigkeit haben, um Almoſen zu begehren. Kopf in die Höhe! Ich dachte es wohl. Es iſt ja Sodom und Gomorrha hier draußen vor dem Oſtthor, Jeder thut was er will. Ihr gehört nach St. Georgens Haus und doch geht Ihr ohne Stock und Klapper! Es iſt kein Wunder, daß die Andern toll ſind, wenn man nicht einmal Ordnung halten kann unter den Ausſätzigen. Wollt Ihr die Stadt anſtecken und verpeſten, daß Ihr nicht die Leute aufmerkſam macht, wenn Ihr Euch naht? Habt Ihr eine Hand zum Betteln, ſo habt Ihr auch eine Hand zum Klappern. Ihr ſolltet, bei allen Heiligen, ſelbſt die Klapper auf dem Rücken fühlen, ſo elend Ihr ſeid, wäre es nicht Sünde, einen Stock mit dem Ausſatze anzuſtecken. Iſt es doch, als ob weder König noch Obrigkeit im Lande wäre, Meiſter Gottfried“, fuhr Sigbrit fort, indem ſie ſich an den Buchdrucker wandte, den einzigen, welcher ihr nicht dieſelbe ſklaviſche Unterwürfigkeit bezeigt hatte wie die Andern. Der Bettler benutzte den Augenblick, um ſich zu entfernen. Alle wichen ihm erſchrocken aus. Mit der einen Hand hielt er die Krücke, in der andern hatte er einen kleinen Stock, womit er auf ein flaches Stück Holz ſchlug, das an die Krücke feſtgebunden war. Dieſer klappernde Schall konnte in weiter Entfernung gehört werden.

— „Die Luſtigkeit kann leicht etwas übertrieben werden, wenn viele Menſchen ſich zum Vergnügen verſammeln,“ ſagte Gottfried von Ghemen entſchuldigend. „Ich bin ſelbſt heute herausgekommen, um zu ſehen, wie der Sommer empfangen wird. Für uns in den Gaſſen der Stadt wird es Sommer und Winter, ohne daß man merkt, wie ſchön die Natur ſich umkleidet. Man muß ins Freie hinaus, um ſich darüber zu freuen; wie herrlich Gott die Welt ſchuf.“

— „Das muß wahr ſein, Meiſter Gottfried, daß Ihr allezeit eine Entſchuldigung in Bereitſchaft habt für Tollheiten; deswegen iſt Euer Sohn auch ſtets bereit, verrückte Streiche zu machen, wie ich höre. Ihr ſolltet ihm den Zügel ein Bischen anziehen.“

— „Mein Sohn iſt jung,“ antwortete der Buchdrucker gekränkt, „und Jugend und Weisheit ſind nicht immer in Geſellſchaft. Inzwiſchen iſt er dies Mal doch geſcheidter geweſen als ſein Vater und manche Andere, die noch klüger ſind, denn ich ſehe ihn hier draußen nicht.“

Sigbrit ward durch dieſe Worte erinnert, daß ſie ſelbſt der Luſtbarkeit beigewohnt hatte. Sie antwortete dem Buchdrucker nicht, ſagte aber mit einer gewiſſen Würde: „Man ſoll nicht vergeſſen, daß Arbeit wichtiger iſt als Ruhe und daß unſer Herr Gott die Obrigkeit in der Welt eingeſetzt, damit man ihr gehorche in guter Ordnung. Wir haben zwei Bürgermeiſter und vier Rathsherren hier in der Stadt, aber die Leute thun doch, was ſie wollen. Das war nicht ſo zur Zeit, wo Hans Metzenheim Buchbinder Bürgermeiſter war; aber Mogens Sareſon und ſein Kollege, die ſchlafen einen guten Schlaf. Und die Stadtmannſchaft, die ſieht man nie, wo ſie ſein ſollte. Aber morgen ſoll der Stadtvogt mir Rede ſtehen, ſo wahr er Chriſtoph Dirikſon heißt. Sie ſollen doch nicht Alle Erlaubniß haben zu ſchlafen!“

Wie begoſſen entfernte ſich die Menge allmählig, Niemand hatte gewagt, die Stimme zu erheben gegen die mächtige Sigbrit. Erſt als ſie weit fort waren, murmelten ſie leiſe unter einander und nannten ſie die holländiſche Hexe. Der Zug war wunderlich anzuſehen. Erſt kam eine dichte Schaar Bürger und Frauen, dann war eine lange Strecke des Weges ganz leer, die der Bettler inne hatte und wo er mit ſeiner Krücke davon humpelte unter fortgeſetztem Geklapper auf dem Holze. Sodann kam wieder eine Schaar Bürger, zu Ende derſelben Meiſter Jochum der Goldſchmidt und Johannes Schwaningius, der ſeinen Begleitern wunderliche Geſchichten von Mutter Sigbrits Hexenkünſten erzählte, und nach einem abermals ziemlich langen Zwiſchenraume zu allerletzt Madame Sigbrit und Gottfried von Ghemen, denen Sigbrits Dienſtmädchen folgte.

In dieſer Ordnung zogen ſie zum Oſtthore hinein und es war hohe Zeit, denn einen Augenblick darauf fiel das Fallgitter nieder, die Zugbrücke des Grabens wurde aufgezogen und nun lag Hans Knaps Garten ſo öde wie in einer Wüſte.

Bald nachher rief der Wächter neun, die Nacht breitete ſchon ihren Schleier über Kopenhagen, Geräuſch und Geſchäftigkeit hatten aufgehört, jedes Licht war erloſchen und das Reich der Träume begann.

Einige Geſchichtſchreiber haben es als einen Beweis der Einfachheit der damaligen Zeit herausgehoben, daß eine ſo mächtige und angeſehene Dame wie Sigbrit allein zur Stadt hinausging mit einer Magd. Ich halte es vielmehr für einen Beweis ihrer Sparſamkeit. Vielleicht fühlte ſie ſich auch ſicher genug durch die Würde, welche ſie in ihr Auftreten zu legen wußte. Ungeachtet ſie wohl wußte, daß ſie nicht beliebt war und daß man ihrem Einfluſſe manche von des Königs gewaltſamen Veränderungen zuſchrieb, hatte ſie doch damals noch keinen Grund zur Beſorgniß für ihre perſönliche Sicherheit. Es war erſt mehrere Jahre nachher, daß ſie außerhalb des Stadtthores, wo ſie der Heerſchau des Königs beiwohnen wollte und wo ſie keine andere Begleitung hatte als ihre Magd, von einigen Bauern aus Sonnenberg überfallen wurde, welche ſagten: „Nun ſoll ſie Schimpf erleben, die den König regiert," und ſie in die Peblingſee warfen. Der König kam des Weges geritten, ließ ihr heraushelfen und ſie nach der Stadt bringen, während er den Bauern nachſetzte. Aber als ſie nach dem Nordthore kam, ſchoſſen die Soldaten auf ſie. Sie trafen ſie jedoch nicht und ſie kam unbeſchädigt heim. Daß ſie den Adeligen dieſe Verſchwörung zuſchrieb, welche den Bauern das Leben koſtete, darin mochte ſie vielleicht Recht haben. Aber damals war der Haß gegen Sigbrit auch weit ſtärker als am Sommersanfang im Jahre 1516, als ſie die Kopenhagener vor ſich her trieb wie eine Heerde Gänſe.

Der norwegiſche Kämpe.

Vor vielen Jahren wohnten ein Paar Eheleute in einem kleinen Orte in der Nähe von Bergen in Norwegen. Sie waren lange verheirathet geweſen und ſchon bei Jahren, ohne Kinder zu haben, und das betrübte ſie ſehr. „Wären die Heiligen doch nur ſo gnädig geweſen, uns ein Kind zu geben,“ ſagte die Frau. „Das wäre uns ein Troſt und eine Stütze in unſerem Alter geweſen.“

— „Kinder machen oft mehr Kummer als Freude,“ antwortete der Mann. „Sehn wir ſie nicht ſtolz zu Pferde, ſo ſehn wir ſie auch nicht nackt auf der Erde. Blutsverwandte ſind oft unverträglich und Geſchwiſterzank macht Seele und Leben krank, das iſt ja bekannt genug. Wir haben nicht viel einzubrocken und hätten wir viele Kinder, ſo wären wir jetzt arm und könnten nicht für ſie ſorgen und das wäre uns ein noch größeres Leid geweſen, ſie im Mangel zu ſehen. Sagt doch das Sprichwort: „Kinder ohne Brot iſt eine große Noth.“

— „Aber ein Kind würden wir ſchon durchbringen, nur ein ganz einziges, kleines. — Es ſoll einen Heiligen geben, der einen ſo ſchweren Namen hat, ich glaube, er heißt Sankt Babianus, der ſoll ſo gut ſein, einem ein Kind zu verſchaffen, wenn man ihn anruft."

— „Es ſind wunderliche Namen, die die Heiligen haben," ſagte der Mann.

Und da er eben ſo ſehr ein Kind wünſchte wie ſeine Frau, ſo hatten ſie manche Nacht in der Stille die Heiligen darum angerufen. Und die nächſte Nacht begegneten ſich die ſchweigenden Wünſche der beiden Eheleute in einem gleichzeitigen Gebete zu Sankt Babianus.

Da war große Freude — ehe ein Jahr ablief, hatte die Frau einen Sohn geboren.

— „Sankt Babianus ſoll ſein Schutzpatron ſein," ſagte der jubelnde Vater.

— „Ob wir ihn nennen nach dem lieben Heiligen?" ſagte die Mutter. „Aber das dürfen wir wohl nicht. So ſoll er denn beſtimmt Aslak heißen nach Dir. Heiliges Kreuz, was iſt der kleine Junge niedlich!"

— „Ja, klein iſt er ſicherlich."

— „Wie groß willſt Du denn, daß ein neugeborenes Kind ſein ſoll? Das laß nur gut ſein, Mann, er wird ſchon wachſen und es wird noch einmal etwas Großes aus ihm werden mit ſeines Heiligen Beiſtand."

Die Mutter hatte Recht — aus dem kleinen Kinde ward der große norwegiſche Kämpe.

— „Seine Arme ſind lang genug, dächte ich," fuhr die Mutter fort, „darüber können wir uns nicht beklagen, und ſeine Hände ſind auch nicht zu klein."

— „Das iſt gut," ſagte der Vater, „er ſoll ein tüchtiger Handelsmann werden, da weiß er doch, womit er ſeine Pfennige zuſammenſcharren ſoll.“

— „Meinſt Du nicht, daß er ein Mönch werden ſollte?“ ſagte die Frau. „Sie haben es doch nirgends ſo gut wie in den Klöſtern.“

Der Mann ſchüttelte den Kopf, der Plan behagte ihm nicht ſo gut wie ſein eigener.

— „Ein artlicher, guter Menſch ſoll er werden; mag es ihm dann gehen, wie unſer Herr Gott es beſtimmt,“ ſagte die Mutter. „Amen!“ ſagte der Vater. Und der Segen der Aeltern ging in Erfüllung. — Sie konnten ſich nicht ſatt an ihm ſehen. „Nein, die Hände ſind nicht zu groß,“ ſagte der Vater, „da iſt die Naſe eher ein Bischen zu lang.“

— „Die Naſe! — Wo willſt Du hin? Soll er denn ſtumpfnaſig ſein? Mein geſegneter Junge! Alle Heiligen mögen ſeine Naſe beſchirmen!“

Und die lieben Aeltern küßten und ſtreichelten ihn. Der Vater ſchlug ein Kreuz über ſeine Hände, die Mutter über ſein Geſicht. Aslak war ein geduldiges Kind, er fand ſich in Alles.

Als er ſieben Jahre alt war, hatte er keine Aeltern mehr, ſie waren an einer peſtartigen Krankheit geſtorben, die beinahe alle Einwohner des kleinen Ortes fortraffte. Aslak war eins von den wenigen, übrig gebliebenen, lebendigen Geſchöpfen; man fand ihn und brachte ihn nach Bergen, wo ein weitläufiger Verwandter von der Mutter genöthigt ward, ſich ſeiner anzunehmen. Hier ward er zugleich mit des Mannes eigenen Kindern erzogen, das heißt, er erhielt Erlaubniß, an den täglichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, und wehe ihm, wenn er zu viel aß; er bekam die abgelegten Kleider der andern Kinder und Prügel, weil er ſo ſchnell herauswuchs. Denn die einzige Anlage, welche der Knabe verrieth, war die, ein Kämpe zu werden. Er war groß und ſtark, wuchs alle Tage, ſah ganz anders aus als andere Menſchen, ward überall verſpottet und bisweilen geſchlagen, denn er war ſehr gutmüthig. Dadurch ward er ſtill und verſchloſſen, gab ſich nicht mit Andern ab und trieb ſich meiſtens an einſamen Stätten umher; oft fand man ihn ſchlafend tief zwiſchen Felſen. So war er aufgewachſen. Da kam ein fremder Kaufmann nach Bergen, der damals einen ausgebreiteten Handel im Auslande hatte. Er ſah den Kämpen und kaufte ihn ſeinem Pflegevater ab, nahm ihn mit zu Schiffe und führte ihn fort, um ihn anderswo mit Vortheil zu verkaufen an irgend einen vornehmen Herrn, der einen Kämpen in ſeinem Gefolge haben wollte; denn Kämpen oder Zwerge waren damals ſehr geſucht von vornehmen Herren und er hatte damals nichts ſo Auffallendes in Gang und Mienen, was ihm als Kämpen an Werth hätte ſchaden können. Aslak fand auch bald einen Käufer, aber dieſer ward bald ſeiner überdrüſſig denn er war trotzig und ſchwermüthig und nicht im Stande, eine fremde Sprache zu lernen. Da verſchenkte ihn ſein Herr an einen däniſchen Edelmann, Herrn Hans Bide, der gerade auf der Heimreiſe nach Dänemark war.

Aslak kam mit ſeinem neuen Herrn nach Kopenhagen. Hier fand er zwar nicht ſeine lieben Felſen wieder, aber doch eine Sprache, die ſeiner eigenen glich. Freilich war ſein

Schickſal nicht viel günſtiger; denn da er bei jeder Gelegenheit ſein Vaterland auf Koſten anderer Länder erhob und von nichts ſprach als von dem großen, norwegiſchen Dowregebirge, dem einzigen in Norwegen, das er zu nennen wußte, ſo bekamen ihn die andern Dienſtleute ſatt und hänſelten ihn beſtändig. Und da er bisweilen ſeine Rieſenkräfte gebrauchte, um ſie ſein norwegiſches Uebergewicht fühlen zu laſſen, ſo artete dies bald in offenbaren Haß gegen ihn aus. Dieſer brach am Abend zuvor los, ehe ſein Herr in königlichen Geſchäften nach Norwegen abreiſen ſollte, als die Dienerſchaft ſich verſammelt hatte, um den letzten Abend zu feiern, den ſie in Kopenhagen zubrachten.

Aslak jubelte und frohlockte, er war ordentlich geſprächig, er hätte die ganze Welt an ſein Herz drücken können. „Ihr ſeid Alle meine Freunde!“ rief er aus und reichte die große Fauſt rund umher. „Ich halte von Euch, als wäret Ihr meine Brüder, ja, als wenn Ihr Normänner wäret.“ Er lud Einen nach dem Andern ein, mit ihm zu trinken, er wollte ſie Alle bewirthen und that es zum Theil auch, bis ſein eigener Kopf ihm ſchwer ward und die Andern betrunken waren. Der alte Zwieſpalt über Norwegens Vortrefflichkeit erneuerte ſich und Aslak pries wieder das Dowregebirge und das alte Norwegen als das einzige auf Erden und darauf leerte er einen ungeheuren Krug alten Meth bis auf den Boden.

Der Meth war zu ſtark geweſen, Aslak lag unter dem Tiſche. Er war nun wehrlos in der Gewalt ſeiner Feinde.

— „Laßt uns nun den norwegiſchen Bär knebeln!“

— „Und ihm das Geſicht ſchwärzen!“

— „Laßt uns ihm die Haare abſcheeren!“

— „Laßt uns Abrechnung mit ihm halten für alle die Püffe, die er uns gegeben hat!“

— „Und für die, die wir von ihm zu erwarten haben, wenn er nüchtern wird!“

— „Laßt uns ihm ſein Dowregebirge auf den Kopf geben, daß es ihm leid wird, davon zu predigen!“

Und nun folgte ein Strom von Schmähworten, womit ſie ihr Blut noch mehr zum Kochen brachten.

Aslak ward gebunden, ſo daß er ſich nicht rühren konnte. Er leiſtete nur ſchwachen Widerſtand. Sie ſchnürten ihm die Füße mit einem dünnen Strick ſo feſt zuſammen, daß das Blut herausſprang und die Knöchelſehnen abgeſchunden wurden. Der Eine gab ihm einen Stoß, der Andere einen Tritt, Alle wollten dabei ſein und mit jedem Stoß und Tritt wurden ſie wilder und grauſamer. Der Gemißhandelte ſuchte ſich zu erheben, er richtete ſich auf mit den gebundenen Händen, aber einer von den Burſchen ergriff ſtatt eines Knittels die Bank, worauf er geſeſſen hatte, und ſchlug ihn auf den Kopf; es ſcholl, als ob zwei Steine gegen einander geſchlagen würden.

— „Das iſt das Dowregebirge,“ brüllte er und äffte ſeine norwegiſche Sprache nach.

Aslak öffnete die Augen bei dieſem fürchterlichen Schlage, ſtarrte ihn einen Augenblick an mit brechendem Blick und ſchloß ſie dann wieder.

— „Bei allen Heiligen, ſchlag ihn nicht todt!“

— „Es kommt kein Blut. Er hat nicht mehr bekommen, als er gut vertragen kann. Aber aus ſeiner Reiſe nach dem Dowregebirge darf morgen nichts werden; iſt er einmal da geweſen, ſo wird es nicht zum Aushalten ſein.“

Und nun nahmen ſie Aslak und trugen ihn in ſtiller Nacht in eine andere Gaſſe, löſten ſeine Bande und legten ihn draußen vor ein Haus hin, wo das pythagoräiſche Fünfeck über der Thür hing; ſie wollten, es ſollte ſo ausſehen, als ob er in dem Wirthshauſe bei einer Schlägerei verwundet worden wäre.

Am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang reiſte Ritter Hans Bilde nach Norwegen ab in königlichen Geſchäften. Die Bedienten ſagten, der Kämpe ſei in der Nacht fortgelaufen. —

Sie hatten Aslak in einer von den weniger beſuchten Gaſſen niedergelegt, wo einzelne Häuſer ungefähr von derſelben Bauart wie Hans Knaps Haus zur Seite von Kohlgärten lagen, die mit geflochtenen Zäunen eingefriedigt waren, einige mehr nach hinten, andere mehr nach vorn, ohne alle Regelmäßigkeit. Hier lag er im Schutze von einem der kleinen, vorſpringenden Dächer, die den Eingang zu den meiſten Häuſern bildeten und ſo weit in die Gaſſe hervorſtanden, daß dieſe oft ſo ſchmal wurde, wenn ein gleiches Vorgebäude gegenüberſtand, daß kaum noch ein Wagen Platz hatte vorbei zu fahren. Das erſte Weſen, das am nächſten Morgen den Aslak liegen ſah, war ein Schwein — denn damals liefen die Schweine frei auf den Gaſſen, der königlichen Verordnung zum Trotz, wo ſie ſtets zu freſſen fanden in den Haufen von Schmutz, womit die zum Theil ungepflaſterten Gaſſen angefüllt waren. — Das Thier fuhr ihm mit ſeiner feuchten Schnauze ins Geſicht, beroch ihn, ſtieß ihn und ließ ihn dann liegen, um ſich mit dem Aas eines Hundes zu beſchäftigen, das dem Aslak zum Kopfkiſſen diente. Endlich kam eine alte Frau und noch eine, man öffnete Fenſter und Thüren und ſah hinaus in den friſchen Morgen und bald hatte ſich ein ganzer Kreis um den ſterbenden Kämpen verſammelt, Männer und Weiber, die durch die ſonſt ſtille Gaſſe ein Jeder ſeinem täglichen Geſchäfte nachgingen.

— „Er iſt ſo todt wie ein Hering,“ ſagte die alte Frau, die zuerſt gekommen war und das Schwein weggejagt hatte.

— „Er iſt aus wie ein Licht,“ ſagte eine andere. „Was hilft Stärke und Kraft, wenn die Stunde geſchlagen hat. Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt.“

— „Aber es ſieht aus, als ob er ihm plötzlich über den Hals gekommen wäre,“ ſagte ein Mann, „er iſt ja todtgeſchlagen. Seht, der Kopf iſt ihm ganz ſchwarz von Blut unterlaufen! Ja, der Tod will ſeine Urſache haben.“

— „Das haben ſie in der verdammten Schenke gethan und dann haben ſie ihn wie ein anderes Aas hinausgeworfen. Da iſt immer Lärm und Zank. Aber das kommt davon. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Ich kann manche lange Nacht kein Auge zumachen, denn ich wohne hier in der Gaſſe, muß ich Euch ſagen. Da kann eine ehrliche Frau von Glück ſagen, wenn ſie einmal Ruhe hat. Gott und den Heiligen ſei es gelobt, denn jetzt wird es ihnen wohl ſchlecht gehen.“

— „Und da haben ſie ihm gar einen todten Hund zum

Kopfkiſſen gegeben. Herr Jeſus, da mag er ohne Beichte und Abſolution hingefahren ſein!"

— „Sie haben ihm ordentlich erſt die Füße eingeſchnitten, daß er ihnen nicht hat weglaufen ſollen, die Böſewichter!"

— „Sonſt iſt er anſtändig gekleidet. Es ſieht aus, als wenn er vornehmen Leuten gehörte. Aber wie er doch groß und lang iſt! Seht, Mutter Lene, ſeht ſeine Beine an!"

— „Es iſt gewiß ein Kämpe oder ſo etwas. Wenn nur nicht Zauberei dabei iſt. Kämpen und Zwerge, denen kann man Alles zutrauen."

— „Er iſt vielleicht nicht todt, er thut wohl nur ſo. Ave, Maria sanctissima!"

— „Fühlt ihn an, ob er kalt iſt!"

— „Ja, ſchönen Dank, Mutter Sire, thut es nur ſelber. Wer dem Feuer zunächſt ſteht, verbrennt ſich zuerſt."

— „Pfui! Wie der Hund ſtinkt! Es iſt doch nicht mehr als billig, daß der König verboten hat, ſolches Luder auf die Gaſſe zu werfen."

— „Na, die Gaſſe mag er rein halten! Aber wenn er uns in den Häuſern Vorſchriften machen und uns zwingen will, jeden Sonnabend Tiſche und Bänke zu ſcheuern, ſo plagt er uns damit, trotzdem, daß er König iſt."

— „Könntet Ihr nicht ein Bischen Waſſer anſchaffen, um ihn damit zu beſprengen? Vielleicht kommt er zu ſich," ſagte ein Laſtträger.

— „Ja, Du mein Gott, es iſt weit hin bis zum Brunnen nach Waſſer und hin und her iſt der Weg für Einen ſo lang wie für den Andern.“

Der Mann ſah die Straße hinunter, aber der Weg ſchien ihm zu lang, er blieb ſtehen und ſah Aslak an wie alle die Andern. Ein dicker Graubrüdermönch ging langſam über die Gaſſe; ſein fettes Geſicht bildete ein einziges, wohlbehagliches Lächeln. Bei dem Anblick der Verſammlung blieb er einen Augenblick ſtehen, indem er nach den verſchloſſenen Fenſterladen eines kleinen Hauſes hinſchielte, das dem Wirthshauſe gerade gegenüber lag und welches das Ziel ſeiner frühen Wanderung geweſen war.

— „Was giebts hier, Leute?“ fragte er und fügte mit Salbung hinzu: „Dominus vobiscum, meine Kinder.“

— „Da iſt ein Mann, der todt und geſtorben iſt; ſie haben ihn wohl todtgeſchlagen da im Wirthshauſe in der Nacht.“

— „Requiescat in pace!“ ſagte der Mönch andächtig und faltete die Hände. „Es ſtehet geſchrieben, daß, wer das Schwert zieht, der ſoll durch das Schwert umkommen. Oremus! Wir wollen beten für ſeine Seele wie gute Chriſten und dann unſer Tagewerk beginnen in des Herrn Namen.“

Die alten Weiber neigten ſich vor dem Mönch, der weiter ging, nachdem er ein Kreuz über Aslak geſchlagen hatte.

— „An Mönchsſegen iſt wenig gelegen! Bei ſo Einem ſucht Ihr vergebens Hülfe — ja, wenn Ihr bezahlen könnt," ſagte ein Soldat und ſpie hinter dem Mönch aus. „Seht, wie der ſcheinheilige Graubettler dahin geht! Seinetwegen kann der Mann da liegen, bis er verfault wie der Hund und von den Schweinen gefreſſen wird."

Und damit richtete er ihn auf und ſetzte ihn gegen die Mauer. Die veränderte Stellung brachte Leben in Aslak, er rührte die eine Hand.

— „In dem iſt noch Leben," ſagte der Soldat. „Pocht an das Wirthshaus und laßt ſie für ihre Gäſte ſorgen. Pocht, derweil ich ihm den Kopf in die Höhe halte. Könnt Ihr denn nicht anpochen, zum Teufel?"

— „Ja, damit die andern Mörder herauskommen," ſagte Einer. „Nein, ſo dumm bin ich nicht."

— „Kommt erſt Leben in ihn, ſo wird der lange Laban nicht gut zu bändigen ſein," ſagte ein Anderer.

— „Kommt, Mutter Diriks, es taugt nicht, ſo lange zu ſtehen, bis die Stadtſoldaten kommen und fragen, wie er ums Leben gekommen iſt. Mitgefangen, mitgehangen, ſagt das Sprichwort."

— „Ihr habt Recht, Mutter Lene. Mag über Gewalt klagen, wem Gewalt geſchehen iſt. Jeder hat genug mit ſich ſelbſt zu thun. Thäten die Leute das, ſo würden nicht ſo viele todtgeſchlagen werden bei Nachtzeiten."

Es war, als ob dieſe Aufforderung an Alle gerichtet geweſen wäre. Der Haufen zerſtreute ſich, der Soldat legte ihn wieder auf die Erde und ſein augenblicklich erwecktes Mitleid hatte ein Ende. Das Schwein, welches ſich etwas abſeits in eine Pfütze geworfen hatte, als ob es ſeine Leute kenne, erhob ſich langſam und träge, um bei dem Hund und dem Kämpen aufs Neue zu Gaſte zu gehen.

Innerhalb des kleinen Hauſes mit den geſchloſſenen Fenſterladen, das dem gegenüber lag, vor welchem Aslak und der todte Hund ſich befanden, hatte indeß eine alte Frau ſo eben ihren letzten Seufzer ausgeſtoßen. Nach langwieriger Schwachheit hatte ſie Tags zuvor ein Schlagfluß getroffen. Ein heilkundiger Bruder aus dem Kloſter der grauen Brüder war ſchnell herbeigerufen, hatte der Kranken etwas eingegeben, aber das Mittel hatte den Tod nicht abhalten können. Nachdem er mit frommem Eifer ein junges Mädchen getröſtet und umarmt hatte, die allein bei der Kranken war, der er Geſundheit verhieß, ging er endlich fort mit dem Verſprechen, ſofort die Verwandten der Kranken von deren Zuſtand zu unterrichten; ſelbſt wollte er den nächſten Morgen wiederkommen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Hätte das junge Mädchen für Anderes als für die Kranke Aufmerkſamkeit gehabt, ſo hätte es ihr nicht entgehen können, daß der Beſuch mehr ihr als irgend einem Andern galt. Der Mönch vergaß die Verwandten über den Gedanken an das Mädchen, ſie erhielten keine Nachricht und nach einer langen in Erwartung und Verlangen zugebrachten Nacht gab die Frau ihren Geiſt auf.

Die ſcharfe Naſe und das ſpitze Kinn warfen ſeltſame Schatten über das Geſicht der Leiche, wenn die Nachtlampe, welche auf dem Ofen in einem Winkel des kleinen Gemaches ſtand, ihre Flamme hob und ſenkte, die dem Erlöſchen nahe war. Das junge Mädchen ſaß am Fenſter, die Hand unter dem Kinn und betrachtete die Todte. Ihr Geſicht trug Spuren von mehr als einer durchwachten Nacht; der Leiche geſchloſſene Augen und fromm gefaltete Hände ſowie das Gebetbuch, das ihr unter das Kinn gelegt war, gaben Zeugniß von ihrer emſigen Pflege. Außer ihr war eine alte Katze das einzige lebende Weſen im ganzen Hauſe. Die Katze ſaß auf dem Tiſche im Hintergrunde des Zimmers, die Pfoten unter ſich zuſammengezogen und die gelbgrünen Augen feſt auf ihre verſtorbene Herrin gerichtet, als ob ſie ſich des Verluſtes bewußt wäre, den ſie ſo eben erlitten hatte.

Die murmelnden Stimmen draußen und die Schritte der Fortgehenden weckten das junge Mädchen aus ihren ſchwermüthigen Betrachtungen. Sie erhob ſich, legte ihre Hand ſegnend auf die Stirn der alten Frau, ſtrich die alte Katze freundlich den Rücken hinunter, als ob ſie ſie tröſten wollte, blies das Licht aus und öffnete den Fenſterladen.

Der klare Tag ſtrömte in das Gemach und das Licht fiel auf das Geſicht der Entſeelten. Der ſchwache Schein von Leben, welchen das röthliche Lampenlicht ihr hin und wieder mitgetheilt hatte, verſchwand, des Todes bleichgelbe Farbe ward doppelt deutlich und als ob der Tag ihr erſt recht offenbarte, was die Nacht ihr geraubt hatte, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. Die Katze verließ ihren Sitz und ſtrich ſich ſachte aufwärts an ihrem Kleide, um ihre Freundlichkeit zu erwiedern.

Dieſe Berührung brachte ſie zu ſich ſelbſt, ſie trocknete die Augen, öffnete das Fenſter und blickte zur klaren, blauen Luft empor. Mit gefalteten Händen ſtand ſie einige Augenblicke und verrichtete wahrſcheinlich ihr Morgengebet, denn die Lippen bewegten ſich. Die ſchönen, braunen Haare, welche in zwei Flechten über der Stirn lagen unter einer einfachen, aber zierlichen Haube, und die ſchwarzen Wimpern, welche bis zur Wange hin reichten, als ſie die Augen ſchloß, um nicht in ihrer Andacht geſtört zu werden, hoben die Bleiche ihres Geſichts noch mehr. Man konnte in Verſuchung gerathen, den zu beneiden, welchen ſie in ihr Gebet ſchloß, ſo fromm und liebreich war der Ausdruck ihrer Mienen.

Als ſie ihr Gebet geendigt hatte, ſah ſie auf und bemerkte Aslak. Sie erſchrak, ſchlug die Hände zuſammen und trat vom Fenſter zurück — ſie ſtand zwiſchen zwei Lebloſen, von denen der eine alt, ſchwach und hingewelkt, der andere jung, kraftvoll und gewaltſam umgebracht war. Aber dieſe düſtre Nacht hatte ſie gelehrt, was der Tod war; ſollte ſie ihn da fürchten bei dem klaren Sonnenſchein? Und Jener war vielleicht kein Todter, ſie konnte ſich den Tod nicht ohne Gebetbuch und gefaltete Hände denken. Sie ſah wieder zum Fenſter hinaus, in Angſt und beinahe in Verzweiflung, daß Niemand ſich des Unglücklichen annahm. In dieſem Augenblicke machte Aslak eine Bewegung, die eine Hand griff krampfartig nach dem Herzen und ſank dann matt nieder. Er ſtieß einen tiefen und ſtöhnenden Seufzer aus — es war vielleicht der letzte — — — die Gaſſe war noch leer, weit hinweg gingen die Unbarmherzigen, die ihn eben verlaſſen hatten; ſie ſahen ſich ab und zu um, ob Jemand wohl ſo unvorſichtig wäre, ſich mit einer Sache abzugeben, die ihm Ungelegenheit machen konnte. Da ſie keine Hülfe in der Nähe ſah, ſchloß ſie das Fenſter, öffnete die Thür und trat furchtſam hinaus auf die Gaſſe.

Die Sonne ſtieg aufgehend in ihrem vollen Glanze empor und als ob ſie das Mädchen aufmuntern wollte, ihren chriſtlichen Vorſatz nicht aufzugeben, ergoß ſie in dieſem Augenblick das milde Licht ihrer erſten Strahlen über Aslaks bleiches Geſicht.

Da lag er, gemißhandelt und leblos, wahrlich ein Gegenſtand des Mitleids, aber zugleich des Abſcheus; denn ſeine zerlumpten Kleider, ſein ſchwarzblauer, geſchwollener Kopf und ſeine blutigen Füße, beſchmutzt von Schlamm und Unrath und in einer beinahe unvermeidlichen Berührung mit dem ſtinkenden Aas eines Thieres, Alles dies war hinreichend, ſelbſt einen Muthvollen abzuſchrecken.

Aber das junge Mädchen hörte nur die Stimme des Mitleids. Sie lief in das Haus und kam ſchnell zurück mit einer Schale Waſſer und einem Tuche; ſie kniete bei ihm nieder, richtete ihm den Kopf in die Höhe, nicht ohne Grauſen über die koloſſalen Verhältniſſe ſeines Geſichts, wuſch ihm die Schläfe und drückte ihm die Naſe mit dem durchweichten Tuche. Da er noch kein Lebenszeichen von ſich gab, lief ſie wieder zurück, holte ein Gefäß mit Eſſig oder einer andern ſtarken Säure und wandte dieſe mit ſolcher Unermüdlichkeit an, daß es ihr endlich glückte, ihn ins Leben zurück zu rufen. Aber der ſtarrende Blick aus dieſen beiden großen, hervortretenden Augen war ſo ſchrecklich, daß es ſie beinahe gereute, ihn ſo weit gebracht zu haben, daß er die Augen aufſchlug; ſie rief unwillkürlich: „Jeſus, erbarme Dich!“ — und hätte ſein Kopf nicht in ihrem Schooß gelegen, ſo wäre ſie gewiß geflohen und hätte ihn der Obhut aller guten Geiſter empfohlen. Doch dies Gefühl war nur augenblicklich. In einer Zeit, wo Schlägereien bei Schmäuſen und bei Luſtbarkeiten ſo ſehr zur Tagesordnung gehörten, daß ſelten ein Feſt ohne Blutvergießen ablief, war es das Geſchäft der Frauen, Verwundete zu verbinden und zu pflegen, und das ſchöne Geſchlecht erhielt dadurch frühzeitig Kenntniß von dem, was bei ſolchen unglücklichen Umſtänden zu thun war.

Aslak ſchloß die Augen wieder und mit Zittern und Zagen ſetzte ſie ihr Liebeswerk fort. Mit großer Anſtrengung gab ſie ihm eine andere Lage, etwas weiter entfernt von dem ſtinkenden Aaſe; aber durch dieſe Bewegung verſchlimmerte ſie augenſcheinlich den Zuſtand des Kranken und er verſank wieder in lange Ohnmacht, aus der ſie ihn gerade wieder gebracht zu haben glaubte, als ſich Schritte in der Gaſſe hören ließen. Sie kamen näher. Drei Männer mit Spießen in den Händen blieben vor der ungewöhnlichen Gruppe ſtehen, einem lebloſen Manne, deſſen Kopf in dem Schooße eines jungen, todtbleichen, knieenden Mädchens lag, und einem Maſtſchwein, das unter behaglichem Grunzen einen todten Hund verzehrte.

Das junge Mädchen erſchrak heftig und warf einen ängſtlichen Blick nach ihrem Hauſe hin. Ach, von dort konnte ſie ja keine Hülfe erwarten, da ſah es leer und fremd aus; in der Eile hatte ſie die Thür in das Schloß geworfen und ſich ſelbſt ausgeſperrt. — Sie brach in Thränen aus.

—„Die Heiligen mögen uns beſchützen!“ brach der eine von den Stadtwächtern aus. „Haltet Ihr ſo des Königs Frieden in dieſer Gaſſe?“

— „Weißt Du nicht, daß eine Strafe darauf ſteht, wenn dergleichen Mädchen ihre eigne Gaſſe verlaſſen, welche die Obrigkeit Euch zu Eurem Handwerk angewieſen hat?“ ſagte ein anderer. „Mich dünkt, daß Dein Hals noch zu zart iſt, um ſchon das Halseiſen zu proben. Das iſt ein hübſches Mädchen, mein Seel, aber ſie treibt ein ſchlechtes Gewerbe. Sie ſehen Alle den weißen Arm, aber Niemand den magern Darm. Es iſt faſt Sünde, hart mit ihr zu ſprechen. Das arme Ding!“

— „Das iſt wohl ihr Schatz,“ ſagte der dritte. „Aber es iſt ein höllenlanger Kerl, den ſie ſich ausgeſucht hat. Ich dächte, Du hätteſt mit einem zufrieden ſein können, der ein Paar Ellen kürzer geweſen wäre.“

Das junge Mädchen antwortete nicht, ſie hielt die Hände vor die Augen und weinte. Die alten Weiber, Laſtträger und Kriegsknechte kamen wieder zurück und nun begann ein Geſchwätz für und wider, das gar kein Ende nehmen zu wollen ſchien. Niemand konnte den mindeſten Aufſchluß geben, aber Jeder wollte ſeine Vermuthungen mittheilen. Während dieſer Verwirrung kam Aslak wieder zu ſich und es waren dies Mal vielleicht die warmen Thränen des jungen Mädchens, welche ihn weckten. Er ſchlug die Augen auf, erhob die Hand matt nach dem Kopfe, ſtieß einen tiefen Seufzer aus, ſah ſich verwundert um und richtete den Kopf in die Höhe. In dieſem Augenblicke ſtieß ſeine Stirn an des jungen Mädchens Hand, ſie nahm die Hände vom Geſicht und der Kämpe ſah in ein Paar Augen, welche ihm wohl den Glauben einflößen konnten, daß ein Engel des Himmels ihn in ſeinem Schooße ins Paradies trage. Und da ſie, ihre Lage beinahe vergeſſend, indem ausrief: „Die Heiligen ſeien geprieſen, daß er lebt!“ war eine ſolche Innigkeit in ihrer klangvollen Stimme, daß ſie nicht allein Aslak durchbebte, ſondern auch die Stadtmannſchaft rührte und die geſchwätzigen, alten Weiber für einen Augenblick zum Schweigen brachte.

Der Kämpe faltete die Hände, ſtarrte ihr ins Geſicht und bewegte die Lippen — er betete zu ihr wie zu einer Heiligen.

Aber die plötzliche Bewegung war bald vorüber. Die Stadtmannſchaft beſtand darauf, daß das junge Mädchen ihnen zum Stadtvogt folgen müſſe. Es half nichts, daß ſie verſicherte, ſie wiſſe nichts davon, wie der Verwundete in dieſen Zuſtand gekommen ſei, ſie ſei ehrlicher Leute Kind, ihr Jammern und Bitten half ihr nichts. Ein junges Mädchen, das nirgends hin gehört — das iſt allzu verdächtig; denn daß ſie behauptete, in das Haus gegenüber zu gehören, wo Niemand aufſchließen wollte trotz allem Pochen, das konnten ſie nicht glauben, ſo wenig wie ihrer Verſicherung, daß Niemand im ganzen Hauſe ſei, der aufſchließen könne. Sie mußte den Soldaten folgen, welche doch ſo mitleidig waren, nicht Hand an ſie zu legen. Unterſtützt von den Laſtträgern und Kriegsknechten, nahmen ſie Aslak, welcher bei dieſer unſanften Berührung wieder ohnmächtig wurde, auf die Schultern unter Schwüren und Verwünſchungen über ſeine Größe und ſein Gewicht, die alten Weiber folgten hinterdrein und ſo ſetzte ſich der Zug Schritt vor Schritt in Bewegung.

In der gekrümmten Allgaſſe kam ein anderer Zug den Handlangern der Gerechtigkeit entgegen. Vier ſtattliche Herren ritten auf ſtolzen Roſſen an der Spitze des Zuges; ſie lachten und ſpaßten und ſprachen ſo laut, daß ſie ſelbſt die heiligen ſieben Schläfer hätten aufwecken können. Aber es ging ſchon auf fünf Uhr und um dieſe Zeit ſchlief Niemand mehr. Hinter den Herren ritt ihre Dienerſchaft. Einige hatten Armbrüſte und Jagdſpieße in den Händen, Andere hielten Falken auf dazu eingerichteten Handſchuhen oder Hunde an der Koppelſchnur. Der Zug ſperrte beinahe die ganze Straße.

An einer engen Stelle in der Gaſſe begegneten ſich die beiden Züge. Die Ritter ließen nicht ab, auf die verſammelte Menge loszureiten, welche ſich dicht an die Häuſer drückte, um ihnen Platz zu machen; aber da die Stadtwächter mit Aslaks großer Körpermaſſe kamen, mußten beide Züge Halt machen, denn nun war die Gaſſe zu ſchmal.

—„Heda! Leute! Macht Platz! Ich glaube, die dummen Teufel haben keine Augen im Kopfe!“ ſagte der eine Ritter, indem er die Peitſche ſchwang, um ſeinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

Das war der ſtolze Ritter, Herr Ivar Lunge, welcher vor Kurzem heimgekommen war, nachdem er lange als Kriegsmann in Deutſchland, Spanien und Burgund gedient hatte. Sein Name war bekannt geworden wegen ſeiner Tapferkeit, die ihm eine Menge goldener Ketten von Königen und Fürſten verſchafft hatte, und wegen ſeiner Pracht, die ſo weit ging, daß ſein Roß ſogar Goldketten mit großen Schaupfennigen bei feſtlichen Gelegenheiten am Halſe trug.

— „Willſt Du Deinen Ruhm vermehren und Dir eine neue Kette verdienen durch einen glorreichen Sieg über Weibsvolk, ſo haſt Du hier Gelegenheit,“ ſagte ſein Nachbar, indem er die Hand ausſtreckte, um ihm am Gebrauch der Peitſche zu hindern.

Es war ſein Bruder, der kluge Vincentius Lunge, der einen großen Ruf hatte wegen ſeiner Gelehrſamkeit und welchem die Auszeichnung in der Geſchichte zu Theil geworden iſt, daß er „als einer der Erſten betrachtet wird, welche den Grund zum Gedeihen der Wiſſenſchaften in Dänemark legten.“

Ritter Ivar ließ die Peitſche ſinken und ſpornte ſein Pferd ſtillſchweigend mitten ins Gedränge. Ihm folgte ſogleich ein anderer Herr mit ſolcher Hurtigkeit, daß man hätte glauben mögen, er mißgönne es dem Ivar Lunge, den Schwarm zuerſt zu durchbrechen. Dies war ein niederländiſcher Edelmann, Herr Jörgen Tengnagel, der ins Land gekommen war, um dem König bei dem bevorſtehenden Kriege gegen das aufrühreriſche Schweden ſeine Dienſte anzubieten.

Der vierte Ritter machte Halt und betrachtete den ſeltſam zuſammengeſetzten Zug. An ſeinen prächtigen Kleidern und an ſeiner ſtolzen Haltung konnte man ſehen, daß er keinem der Uebrigen an Range nachſtand. Es war ein ſchmucker Mann, gegen dreißig Jahre alt, hoch- und wohlgewachſen, der zu Pferde ſaß wie ein Centaur und um ſich her blickte mit freundlichem Lächeln, das jedoch des Hochmuths nicht frei war, welchen ein Edelmann damaliger Zeit faſt pflichtmäßig zur Schau trug.

— „Beim Jupiter,“ ſagte er lachend — denn es war damals unter den jungen Herren Mode, bei den heidniſchen Göttern zu ſchwören — „beim Jupiter, wenn das nicht Herrn Hans Bildes ſchläfriger Kämpe iſt, ſo bin ich nicht Torben Oxe. Er hätte beſſer gethan, ſeinem Herrn bei deſſen Auftrag nach Norwegen zu folgen, als hier auf dieſer Leute Schultern zu liegen. Wo habt Ihr den mächtigen Wallfiſch gefangen?“

Die Stadtſoldaten bückten ſich demüthig vor dem Schloßhauptmann auf Kopenhagens Schloß und berichteten, was ſie von der Sache wußten, und da das nicht viel war, faßten die alten Weiber Muth, eine nach der andern, und kramten ihre Vermuthungen aus. Es ſchien die Ritter zu kurzweilen und endlich ſprachen ſie Alle auf einmal.

— „Und dieſes Kind hat den Kämpen todtgeſchlagen, vermuthe ich!“ ſagte der Schloßhauptmann.

Das junge Mädchen ſah ihn erſchrocken an; ſie glaubte darin eine Anklage zu hören und begegnete einem lächelnden Geſichte. Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder — es wäre ihr vielleicht lieber geweſen, einem ſtrengen Blicke zu begegnen, als der Gegenſtand des Scherzes der Ritter zu ſein.

— „Ich könnte es ihm mißgönnen, von einer ſo zarten Hand gefallen zu ſein,“ fuhr der Schloßhauptmann fort. „Mein Seel, ich wünſche mir kein beſſeres Schickſal. Nein, wenn er auch ein Holophernes iſt, ſo läßt ſich mit einem halben Auge ſehn, daß ſie keine Judith iſt.“ — Und damit wandte er ſein Pferd, um weiter zu reiten. Aber da die Soldaten indem das junge Mädchen anſtießen, um ſie zu bedeuten, daß der Zug ſich wieder in Gang ſetzen ſolle, wandte der

Schloßhauptmann ſein Pferd um. Dieſer beinahe unmerkliche Stoß beſtimmte ihr Schickſal.

— „Halt!“ ſagte er. „Wollt Ihr das Mädchen mit dem Kämpen zuſammen begraben? Beim Saturn, ſie iſt zu gut für ihn. Wo wollt Ihr mit ihr hin?“

— „Zum Stadtvogt, ſtrenger Herr Schloßhauptmann. Sie hat ſich gegen des Königs Verordnungen vergangen, der Stadtvogt mag ihre Strafe beſtimmen.“

— „Nein,“ ſagte Torben Oxe, „der Stadtvogt mag ſich mit dem Kämpen begnügen. Seht einmal das allerliebſte Geſicht, Ritter Lunge, ſagt mir, ob Ihr nicht findet, daß es ſelbſt eines Königs Herz zum Pochen bringen könnte. Ich weiß nicht, wo ich vorher meine Augen hatte, aber je länger ich ſie betrachte, deſto reizender kommt ſie mir vor.“

Die Ritter folgten der Aufforderung des Schloßhauptmanns und ſo wandten ſich nun die Blicke der ganzen Schaar auf das Mädchen. Unter den alten Weibern war nicht eine einzige, die ſich nicht angeſtrengt hätte, ſie zu betrachten.

Sie hatte nicht gewagt aufzublicken, aber ſie *fühlte*, daß jedes Auge ſie bewachte, und ihre Wangen erglühten vor Scham.

Torben Oxe hatte Mitleid mit ihrer Verwirrung und ſagte zu der Stadtmannſchaft: „Bringt ſie heim zu ihren Verwandten, Ihr dummen Teufel. Könnt Ihr nicht ſehen, daß das Mädchen zu gut iſt, um die Straße entlang geſchleppt zu werden mit einem todten Mann und einem Haufen alter Weiber?“

Ein dankbarer Blick des jungen Mädchens belohnte den mächtigen Beſchützer, welcher dieſen mit einem freundlichen Lächeln erwiederte.

— „Was? Säumt Ihr? Seid Ihr taub?“

— „Strenger Herr Schloßhauptmann, der Stadtvogt...“ ſtammelte einer der Burſchen und kratzte ſich hinter den Ohren.

— „Was Stadtvogt! Ich kümmere mich nicht mehr um Euren Stadtvogt und um alle Eure Rathmänner zuſammengenommen als um eine Heerde Krähen. Ich kann ſelbſt Stadtvogt ſein und ſie verhören und das wohl eben ſo gut wie der pudeldicke Chriſtoph Dirikſon. Ihr ſollt meine Beiſitzer ſein, edle Herren, das Gericht hat hier ſeinen Platz auf meinem Bucephalus. Wie heißeſt Du und wem gehörſt Du an, mein Kind?“ fragte er das Mädchen halb im Spaß und halb im Ernſt. Und da ſie noch ſchwieg, fügte er mit einem Ausdruck von Treuherzigkeit hinzu, der allen Spaß aus ſeiner Frage verbannte: „Faſſe nur Muth, Dir ſoll gewiß nichts Uebles widerfahren; es iſt Torben Oxe, dem Du zu rechter Zeit begegnet biſt. Sag mir, was Du von dieſem Manne weißt und wer Deine Aeltern ſind.“

Die Thränen kamen dem jungen Mädchen in die Augen. Die Hülfloſigkeit ihrer Lage drängte ſich ihr mit einer Gewalt auf, die ſie beinahe überwältigte, indem ſie ſtammelte: „Ach, Herr Ritter, ich habe keine Aeltern. Ich bin allein in der ganzen weiten Welt! —— Mein Pflegevater iſt Hans Knap, der einen Garten beſitzt vor dem Oſtthore. Es war ſeine Schweſter, die alte Wittwe Sara Mogens in der Hakenbrückſtraße. Bei der bin ich geweſen und habe ſie in ihrer Krankheit gepflegt, da ſie ganz allein war; aber die vorige Nacht ſtarb ſie wie eine gute Chriſtin, denn Pater Eliá, der unſer Beichtvater iſt, hat ſie geſtern beſucht und ihr das Sakrament gereicht. Und da ich ſo ängſtlich war, allein zu ſein in der Nacht, ſchloß ich das Fenſter auf und da ſah ich denn, daß es Morgen war und daß da ein Mann gerade gegenüber lag, und es war Niemand da, der ihm half.“

Und nun erzählte ſie weiter mit Unterbrechungen, wie ſie von den Stadtſoldaten ergriffen und fortgeführt worden war.

Die Ritter betrachteten ſie mit mehr oder weniger Theilnahme, aber Torben Ore ſagte bewegt: „Armes Mädchen, das heißt hart geprüft werden in ſo jungen Jahren. Vom Todtenbett ins Gefängniß in einer Nacht! Und Alles das zum Lohn für Menſchenliebe!“

Aber als ob ſolche Gemüthsbewegungen nur flüchtig bei ihm wären, fügte er hinzu: „Beim Jupiter, hier haben wir einen Beweis von der Schädlichkeit des Mitleidens, an den ich mich erinnern werde, wenn mein gutes Herz mit mir davon laufen will.“ — Und nachdem er einige Augenblicke das junge Mädchen betrachtet hatte, welches ängſtlich zu ihm empor ſah, ſagte er zu den Stadtſoldaten: „Bringt dem Stadtvogt den todten Mann, aber die lebendige Jungfrau laßt Ihr gehen, ſo wahr ich ein Ritter bin. Komm,“ fuhr er mit Güte fort, „dieſer alte Mann ſoll Dich mit meinem Gruß zu Deinem Vater vor dem Oſtthore bringen. Und der Stadtvogt und der Rath ſoll Dich ſchon in Frieden laſſen. Es wäre geſcheidter, Räuber und Mörder in Gewahrſam zu nehmen als junge Mädchen.“

— „Edler Herr Ritter — — — —“

Das junge Mädchen war nicht im Stande, ihre Dankſagung zu beenden. Die Stimme verſagte ihr.

— „Geh, mein Kind,“ ſagte Torben Oxe, „ich will es für eine gute Stunde halten, daß ich Dir begegnet bin.“ — Darauf gab er ſeinem Falkenmeiſter einen Wink abzuſteigen und nahm ihm ſelbſt den Handſchuh mit dem Falken ab. Der alte Mann nahm das Mädchen bei der Hand und das Rittergefolge, welches die ganze Gaſſe ſperrte, machte Platz und ſchloß ſich wieder hinter der Befreiten wie eine ſchützende Mauer.

Die Stadtſoldaten ſahen einander an, ſie wußten nicht, was ſie thun ſollten gegen einen ſolchen Eingriff in die Rechte der Obrigkeit. Aber der Schloßhauptmann wandte ſich an ſie und ſagte mit blitzenden Augen, indem er die Hand drohend erhob, welche den ſtolzen Vogel trug: „Ich will den ſehen, der es wagt, einen von Torben Oxes Leuten anzugreifen, und wenn ich hundert Meilen von hier wäre.“

Darauf warf er das Pferd herum und die Ritter ritten langſam durch die Menge, bis ſie wieder offene Gaſſe vor ſich hatten; da jagten ſie in vollem Galopp davon, daß das Feuer von den Steinen ſtob.

Das Volk hatte einen Kreis gemacht um die Stadtſoldaten und die Laſtträger, welche nahe daran waren, nieder zu ſinken unter ihrer ſchweren Bürde. Einige Augenblicke herrſchte die tiefſte Stille, bis endlich ein altes Weib einen tiefen Seufzer ausſtieß und ſagte: „Das iſt, wie das Sprichwort ſagt: Je edler das Blut, je wilder der Muth.“

— „Der Bock weiß, daß er Hörner hat,“ ſagte ein Anderer.

— „Das heiß' ich Höllenbränden begegnen, dieſen Rittern," ſagte der eine Stadtſoldat. „Bei unſerer amtlichen Pflicht! Und die Stadtobrigkeit, der der Schloßhauptmann nicht das Mindeſte zu befehlen hat!"

— „Nein, nicht das Allergeringſte!"

— „Ja, und der König ſelbſt nicht!"

— „Ja, und nicht einmal Mutter Sigbrit!"

— „Der König ſteht auf Seiten des gemeinen Mannes. Er hätte nicht ſo gehandelt."

— „Ja, der König würde es nicht geduldet haben, wenn er es geſehen hätte. Der König will, daß Geſetz und Recht für Jedermann ſein ſoll."

— „Da geht er hin mit dem Mädchen."

— „Sie ſind noch nicht über den Amagermarkt hinüber. Man könnte ſie noch einholen."

— „Es iſt nur ein Mann. Und viele Hunde ſind des Haſen Tod."

— „Und er iſt alt. Er hat bloß ein Jagdmeſſer an der Seite."

— „Und Ihr habt Eure langen Spieße."

— „So könnte der Stadtvogt Urtheil nach Recht ſprechen. Ich will darauf ſterben, daß es lauter Lügen waren, die ſie dem Schloßhauptmann einbildete."

— „Ja, und ich will meinen neuen Rock wetten, daß ſie nicht da zu Hauſe gehört, wo ſie ſagte."

— „Ordentlicher Leute Kinder halten nicht mit Dieben und Mördern zuſammen."

— „Sie kann gut und gerne ihn mit todtgeſchlagen haben — wenigſtens hat ſie doch darum gewußt."

— „Nun ſind ſie bald beim Oſtthor. Noch könnte man ſie immer faſſen.“

— „Der Schloßhauptmann iſt gewiß lange zum Weſtthore hinaus; und aus den Augen, aus dem Sinn.“

— „Er iſt wohl nicht ſo ſtreng, wie er ausſieht. Bellende Hunde beißen nicht.“

Aber kein Fuß rührte ſich von der Stelle. Der Eine wollte lieber als der Andere, daß ſein Nachbar, wie man ſagt, die Kaſtanien aus dem Feuer hole.

Endlich ſagte Einer: „So! Nun ſind ſie beim Thore. Nun kann man ihnen nachpfeifen.“

— „Hat der Teufel die Schafe geholt, ſo hätte er den Bock auch holen mögen,“ ſagte der bedachtſame Burſche. „Was ſoll der Stadtvogt mit dem todten Mann? Und dabei iſt er ſo ſchwer wie zehn andere, der lange Goliath.“

— „Aber er lebt vielleicht noch.“

— „Um ſo mehr, was ſoll der Stadtvogt denn mit ihm machen? Nein, hier iſt nicht Friede und Ordnung in der Stadt. Man darf nicht einmal ſeine Amtspflichten ausüben. Kommt der Torben Oxe mir wieder in die Quere, ſo mag er ſich in Acht nehmen. Ich bin nicht der Mann, der ſich ſo zwei Mal behandeln läßt.“

— „Es iſt nicht gut, mit den Vornehmen Kirſchen zu eſſen, ſie werfen einem die Steine ins Geſicht,“ ſagte ſein Amtsgenoſſe. „Reſpekt vor der Gewalt und wenn ſie in einem Hundeſchwanze ſäße. Laß Du den Ochſen laufen, er läuft ſich wohl noch einmal die Hörner ab, dann läßt ſich davon reden.“

Dieſer Spaß beluſtigte die Leute, ſie lachten alle recht herzlich und das Anſehen der Stadtſoldaten war gerettet. Sie wurden nun darüber einig, dem Stadtvogt die Sache zu verſchweigen und den Kämpen in das Kloſter der grauen Brüder zu bringen, weil es der nächſte Ort war, wo er Hülfe und Pflege finden konnte. Der Zug wandte ſich um nach der Kloſterſtraße, Aslak ward bis zur Kloſterpforte von der ganzen Schaar begleitet und an die Mönche abgeliefert. Und dann ging Jeder heim.'

Und nicht einmal der ,,ehrſame und wohlvernünftige Magiſtrat'' ſelbſt hätte einen beſſeren Entſchluß faſſen können. Die Mönche brachten Aslak wieder ins Leben, der eine lange Zeit in ihrem Krankenhauſe zubrachte und endlich das Kloſter geheilt verließ. Aber er behauptete halsſtarrig, daß nicht die Mönche, ſondern ein Engel ihn gebadet und gepflegt und ihm das Leben gerettet habe. Und von dieſer Zeit an ſagte man von ihm, daß es mit ihm nicht richtig im Kopfe ſei. —

Unter den Gäſten, die gewöhnlich Hans Knaps Garten beſuchten, war auch des Schloßhauptmanns Schreiber, Hans Faaborg. Er verſchwärmte und verſchwelgte ſeine meiſte Zeit und war bei den gemeinen Leuten wegen ſeiner Haſtigkeit und ſeines Trotzes und bei den Vornehmen wegen ſeiner heuchleriſchen Aufdringlichkeit unbeliebt. Aber im Wirthshauſe war er ein willkommener Gaſt, denn er verzehrte manchen blanken Thaler, zog die reichen Bürgerſöhne ins Haus und ſpielte hoch. Man erzählte ſich viel davon, woher er das Geld habe zu dieſem Schlaraffenleben; Einige meinten, er betröge den Schloßhauptmann, Andere glaubten, daß er es vom Könige bekomme, in deſſen Gunſt er ſich einzuſchmeicheln gewußt hatte. Auch bei Madame Sigbrit hatte er ſich Zugang verſchafft; ſie brauchte ihn bisweilen bei ihren Geſchäften, weil er ſchlau war und ſich in alle Verhältniſſe zu ſchicken verſtand.

Aber wenn gleich Herr Hans Knap als Gaſtwirth den Hans Faaborg als einen ſeiner beſten Kunden gern ſah, ſo betrachtete er ihn doch nicht mit gleichen Augen als Pflegevater der reizenden Anna, eines Findelkindes, das er zu ſich genommen hatte, hieß es, weil ſeine Ehe kinderlos war; und es war ihm deswegen keineswegs lieb, daß Faaborg jede Gelegenheit benutzte, mit dem jungen Mädchen zu ſprechen und ſie mit Verſicherungen ſeiner Zuneigung zu beläſtigen. Er wußte zur Genüge, daß des Schloßhauptmanns eingebildeter Schreiber ganz andre Pläne für ſeine Zukunft haben mochte, als ſein Pflegekind zu heirathen, und der ſchlechte Ruf, worin Hans Faaborg ſtand, veranlaßte ihn, auf der Hut zu ſein.

Anna, ſo hieß das junge Mädchen, wie die Heilige, deren Kapelle dicht an ihres Pflegevaters Hauſe lag, ſah den Hans Faaborg nicht ohne Widerwillen. Wären nicht ſchon ſeine matten, grauen Augen, ſeine bleichen, feiſten Wangen und ſein röthliches Haar ihr zuwider geweſen, ſo mußten doch ſein ſchlemmeriges Ausſehen und ſein leichtſinniges Geſchwätz jedes ehrbare, junge Mädchen abſtoßen. Sie verbarg ſich ſo viel wie möglich, aber das machte ihre häusliche Lage unbehaglich. Ihr Pflegevater war jetzt zum zweiten Mal verheirathet. Sigbrits ehemalige Dienerin hatte eine

Alles in der Welt zu ſetzen, und Anna deswegen zu haben, damit dieſe, wie ſie ſagte, „zum Staat daſäße, während das Haus voll von Leuten ſei und man alle Hände voll zu thun habe und das dumme Ding ſich bald vor dem Einen, bald vor dem Andern ſcheue,“ darein konnte ſie ſich nicht finden. Da Hans Knap nicht Mann genug im Hauſe war, um ſeinen Willen durchſetzen zu können, ſo hatte er mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, welche ſich ihm darbot, ſie auf eine andre Weiſe ferne zu halten, daß er ihr erlaubte, ſeine Schweſter, die alte Wittwe Sara Mogens zu pflegen, welche ganz allein wohnte und der es ſehr wohl that, Jemanden um ſich zu haben, da ſie an einem zehrenden Übel litt. Aber hier war ſie nur kurze Zeit, da die Krankheit der Wittwe plötzlich einen ſchnellen Verlauf nahm und in wenigen Tagen deren Lebenslicht erloſch. Da Hans Knap die Richtigkeit der Bemerkung ſeiner Frau einräumen mußte, daß ſie vielleicht Gefahr liefen, in einen Rechtshandel mit dem Stadtvogt zu gerathen, wenn der kranke Mann im Graubrüderkloſter ſterbe, und daß es deswegen am beſten ſei, Anna eine Weile zu entfernen, ſo gab er, da ſich gerade Gelegenheit dazu darbot, ſeine Einwilligung und Tags darauf, nachdem des Schloßhauptmanns Falkenmeiſter Anna heimbegleitet hatte, ſegelte ſie über den Sund mit einem von Hans Knaps Verwandten, welcher nach einem Beſuch in Seeland zu ſeinem Eigenthum in Schonen zurückkehrte. Hier lebte ſie ſtill und eingezogen; aber da ihr neuer Pflegevater wiſſenſchaftlich gebildet war und Anna zum Leſen Luſt hatte, erwarb ſie ſich in kurzer Zeit eine Bildung, wie ſie damals ſelbſt nicht einmal bei vornehmen Damen gewöhnlich war. Aber es lag in ihrem beſcheidenen Charakter, daß ſie ihre Kenntniſſe nicht zur Schau trug, und nur an ihrer Redeweiſe merkte man, daß ſie mehr wußte, als man nach ihrer Lage von ihr hätte erwarten können.

So verliefen beinahe zwei Jahre. Da ward ihr zweiter Pflegevater und Lehrer durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd getödtet. Der Tod vertrieb ſie aufs Neue aus ihrem ſtillen Hain und warf ſie in das Getümmel der Welt zurück. Aber in dieſen zwei Jahren war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Die Legenden und Rittergeſchichten, die ſie durch einander geleſen hatte, ihres Pflegevaters Erzählungen und das abgeſonderte Leben, das ſie zu Hain und Thal hinzog, um allen phantaſtiſchen Träumen nachzuhängen, hatten ihrer Gemüthsart eine Miſchung von Feſtigkeit und Schwärmerei gegeben, von reifer Klugheit in einigen Stücken und kindlicher Unwiſſenheit in andern, das ihr unſäglich reizend ſtand.

Hans Knaps Ehefrau war jetzt noch weit mehr als zuvor dagegen, ein voll erwachſenes, hübſches Mädchen zur Vergleichung in ihrem Hauſe zu haben, und hätte ſie am liebſten nach dem Blocksberg geſchickt, wenn ſie es gekonnt hätte. Da Hans Knap dies Mal ungewöhnlich halsſtarrig war und ſich keineswegs überreden laſſen wollte, ſeine Hand von dem Mädchen abzuziehen, ſondern ſie durchaus daheim behalten wollte, ſo ward endlich Frieden geſchloſſen unter der Bedingung, daß man ſuchen wollte, ſie baldmöglichſt als Zofe bei einer vornehmen Dame unter zu bringen, bei der jungen Königin; inzwiſchen ſollte ſie oben auf der kleinen Dachkammer wohnen, nachdem ſie für ſie in Stand geſetzt wäre, und gar nicht unter die Gäſte kommen; und damit ihr die Zeit nicht lang werde — ſagte Hans Knap — und damit ſie ihre Beköſtigung verdiene — ſagte ſeine Frau — ſollte ſie vollauf mit Handarbeiten für das Bedürfniß des Hauſes verſehen werden. Aber hätte die letztere gewußt, daß das reizende Mädchen, das bei ihrer Abreiſe noch ein halbes Kind war, jetzt als eine voll aufgeblühte Schönheit zurückkehre, ſo würde ſie ſchwerlich unterlaſſen haben, das Äußerſte aufzubieten, um ihres Mannes Halsſtarrigkeit zu beſiegen.

Nachdem man dieſe Vorbereitungen getroffen hatte, kam Anna von Schonen zurück und nahm ihr ärmliches Dachkämmerchen in Beſitz, mit dem Fenſter nach dem Strande zu und dem grünen Laubgewölbe über dem Dache. Sie kannte nichts Niedlicheres als dieſes Kämmerchen und als ſie einige Tage vor dem erſten Mai ihre wenigen mitgebrachten Legendenbücher auf einem kleinen Brette unter einem Heiligenbilde, dem Geſchenke eines ehrwürdigen Geiſtlichen in Schonen, aufgeſtellt hatte, ſank ſie auf die Knie und dankte Gott in einem inbrünſtigen Gebet, daß er ſie unter ſo manchen Schickungen beſchirmt und ſie, die Älternloſe, gute Menſchen habe finden laſſen, die ſich ihrer wie eines eigenen Kindes angenommen hätten. Und da ſie wieder aufſtand und aus dem kleinen Fenſter über den Sund hin ſah, deſſen Wellen im klaren Sonnenſcheine glänzten, während die Vögel im Laube über ihrem Kopfe zwitſcherten als ob ſie mit ihrer neuen Hausgenoſſin Bekanntſchaft machen wollten — da konnte man ſich nicht leicht ein froheres und glücklicheres Geſicht denken als Annas. Alle Noth und Sorge war vergeſſen, die Welt lächelte rund um ſie her und Alles verſprach ihr eine glückliche Zukunft. Sie hatte ſelbſt des Schloßhauptmanns verhaßten Schreiber Hans Faaborg vergeſſen — der bisher auch nur ſelten an ſie gedacht hatte, aber jetzt gerade unglücklicher Weiſe von einer Waſſerfahrt mit einigen ſeiner Freunde zurückkam und Anna am Fenſter erkannte. Sie aber ſah die jungen Männer nicht, ſie ſah hinauf in die lebendige, grüne Welt zwiſchen den Zweigen über ihrem Kopf und dachte an die kleinen Vögel.

Während am folgenden Tage die Bürger Zuſchauer waren bei den Luſtbarkeiten draußen vor Knaps Hauſe, ſaß Hans Faaborg in der vornehmeren Gaſtſtube mit einigen ſeiner Freunde, jungen, reichen Bürgerſöhnen, unter welchen ſich auch der junge Franz Ghemen, der Sohn des Buchdruckers, befand. Aus der überlegenen Miene, welche Faaborg gegen ſie annahm, und aus der Unterwürfigkeit, womit ſie ſeine Anmaßung duldeten, ging deutlich hervor, daß ſie glaubten, er habe die Wahrheit geſagt, als er ihnen erzählte, wie viel er bei dem Könige gelte, der ihn nicht entbehren könne und ihm nächſtens die Einkünfte eines der beſten Kanonikate in Roe[illegible]lde ſchenken oder vielleicht gar ſeine Einwilligung geben werde, daß er ſich mit „einer gewiſſen mächtigen Dame“ verheirathe, welche ihn in eine noch glänzendere Stellung bringen werde. Hans Faaborgs Freunde fanden ſich ſogar darein, als er ihnen zu veram liebſten ſein würde, wenn ſie ihn verließen und zwar gleich, da er Luſt habe, ruhig zu ſchlafen auf dem einzigen Ruhebette, das im Zimmer war, und um ihnen zu beweiſen, daß es ihm Ernſt damit ſei, warf er ſich auf die Bank hin, legte die Hände unter den Kopf und ſchloß die Augen. Einen Augenblick nachher war er allein.

Sobald ſich die Thür hinter dem Letzten geſchloſſen hatte, ſtand er auf, horchte noch einen Augenblick und ging dann mit leiſem Tritt ans Fenſter. Von hier konnte er einen Theil des Blumengartens hinter dem Hauſe überſehen. In dem kleinen Luſthauſe ſaß Hans Knaps Hausfrau im Geſpräch mit einer fremden Frau; Hans Knap wartete ihnen auf, die Mütze in der Hand, und zeigte ſich als aufmerkſamer Wirth gegen den Gaſt ſeiner Frau, indem er immer hin und herging zwiſchen dieſer kleinen Geſellſchaft und der lärmenden Verſammlung außerhalb des Gartens. Etwas abwärts von den Beiden ſaß das Dienſtmädchen der Fremden und half einer der Hausmägde bei wirthſchaftlichem Geſchäft. Nachdem Faaborg Alles dies bemerkt hatte, zog er ſich zurück, ordnete ſeinen Mantel mit ſelbſtzufriedenem Lächeln, ließ die Finger durch das rothe Haar gleiten, um ihnen die Lage zu geben, die damals Mode war, und öffnete vorſichtig die Thür. In zwei Sprüngen hatte er unbemerkt die Bodentreppe erreicht und machte erſt Halt vor der Bodenkammer. —

Anna war ſo eben müde geworden, hinaus zu ſehen auf den Schwarm, den dieſes — Einreiten des Sommers in die Stadt — außerhalb des Hauſes ihres Pflegevaters verſammelt hatte. Ihre eigenen, ſtillen Gedanken hatten bei Weitem mehr Anziehendes für ſie als das ganze, bunte Gewimmel, das ihr gleichgültig war. Sie verließ das kleine Dachfenſterchen, aus welchem ſie hinter einem aufgehängten Sonnenſchleier hinausgeguckt hatte, und zog ſich in ihr kleines, liebes Gemach zurück, um ſich in eine andre Welt hinzuträumen, weit entfernt von der, welche um ſie her war.

Man kann ſich nicht leicht etwas Beſcheideneres denken als Annas Kämmerchen, das kaum acht Fuß im Geviert hielt und deſſen größter Reichthum das Fenſter mit ſeinen ſechs grünen Glasſcheiben war. Aber die Poeſie, die jedes junge, unſchuldige Mädchen umgiebt, hatte ihren Stempel auch gedrückt auf ihr kleines Bett, auf ihren Bücherrück mit den Legendenbüchern und dem friſchen Maizweige, der ſeine grünen Blätter über das Heiligenbild ſtreckte, auf den hölzernen Stuhl am Fenſter und auf den kleinen Tiſch, wo ihre Arbeit lag. Und dieſe Poeſie mußte heute in die Augen fallend ſein ſelbſt für den ganz proſaiſchen Menſchen, denn das friedliche, halbdunkle Licht, welches in die Kammer fiel von dem grünen Laubſchirm außerhalb des offenſtehenden Fenſters, und die weite Ausſicht über die rollenden Wellen des Sunds und des Himmels mächtiges Gewölbe zauberten den Gedanken unwillkürlich in eine Einſamkeit, die nicht ohne eine gewiſſe Erhabenheit war.

Anna ſaß auf dem Stuhle vor dem Fenſter und ſäumte ein leinenes Tuch, das vor ihr auf dem Tiſche lag. Ihre kleine Haube hing am Fenſterhaken und die hübſchen, braunen Locken konnten nach Gefallen um ihre Wangen flattern und ihren Hals bedecken. Es war nicht das ſchmächtige, bleiche, weinende Kind, das der Schloßhauptmann aus den Händen der Stadtſoldaten befreit hatte, es war ein volles, rothwangiges Mädchen, deſſen klare, tief braune Augen bezeugten, daß eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe wohne.

Während die Hand fleißig die Nadel ein und ausfahren ließ, ſchwärmten des jungen Mädchens Gedanken weit umher und das helle Lächeln, das bisweilen über ihre Wangen glitt gleich dem Sonnenſtrahl, wenn er an einem wolkigen Tage über das Feld hinſtreift, verrieth, daß ihre Gedanken nicht ſchwermüthiger Natur waren. Ich kann mir nichts Zarteres und Reizenderes denken als dieſes köſtliche Netz von dunkeln Ahnungen und halbbewußten Gefühlen, welche eines jungen Mädchens Gedanken in ihrem geheimen Stübchen bilden. In dieſem unſichtbaren Gewebe, das doch eine himmliſche Stärke hat, ſchwebt die kindliche Seele in einem ewigen Äther und Blumenduft — bis endlich ein Gedanke alle die andern verſchlingt und das Netz zerreißt, um zum völligen Bewußtſein zu gelangen. Glücklich der Mann, der den vollen Werth deſſen zu ſchätzen verſteht, was er gewinnt und was ſie verliert!

Und während ihre Seele dem Netze gegenanſtrebte, nahmen ihre Gedanken allmählig beſtimmte Geſtalten an und ſprachen ſich aus in einem leiſen Summen eines alten Heldenliedes, wovon es jedoch nur möglich war, einzelne Bruchſtücke aufzufangen. Sie ſummte ſo leiſe, daß ſie kaum von einem kleinen Vogel gehört werden konnte, der von Zweig zu Zweig flatterte und endlich in ihr Fenſter hineinhüpfte, um die Brotkrumen aufzupicken, welche ſie für ihre kleinen, gefiederten Freunde auf das Brett ausgeſtreut hatte.

— — „Sie hatte erkoren Prinz Merik geheim,
Sie durft' ihn nicht ſich eignen.
Sein Vater zürnt' Alkor dem Stuhlkönig ſehr,
Den haſſete König Volmer ſchwer.

— So ſäumete ſie mit rothem Gold,
Und wenn ihr wurde der Finger wund,
So ſpielte ſie mit ihrem kleinen Hund,
Klein Iſegrim war ſo freundlich wie hold.“ —

— „Und das war eine Königstochter,“ dachte Anna und mit einem Seufzer ſank ihr die Hand in den Schooß, während ſie überlegte, daß auch Königstöchter unglücklich ſein können. Aber einen Augenblick darauf ſummte ſie wieder:

— „Prinz Merik, wo biſt Du, mein Freund? ſprach ſie,
Wo ſegelſt Du hin mit des Sturmwinds Braut?
Sieben lange Winter, verronnen ſind die,
Seit nicht mein Aug' Dich geſchaut.“ —

Der kleine Vogel hüpfte auf die Kante des Fenſterbretts, legte das Köpfchen auf die Seite und zwitſcherte. Anna blickte auf und indem ihre Lippen ſich leiſe bewegten, flüſterte ihr Herz: „Du kleiner, ſüßer Vogel! Du biſt glücklich, Du haſt Flügel. Sag mir, wo kommſt Du her? Haſt Du ihn geſehn?“ — Aber in demſelben Augenblick erröthete ſie über ihre eigenen Gedanken; mit ſchamrothen Wangen neigte ſie das Haupt wieder auf ihre Nähterei und die braunen Locken ergoſſen ſich wie ein Waſſerfall über ihre Hände.

Piep! ſchrie der Vogel und flog fort, erſchreckt über dieſe plötzliche Bewegung. Anna ſah ihm nach, aber er war unter die Zweige geſchlüpft, wo er hell und laut zwitſcherte. Sie lächelte und ſagte halblaut: „Piep! Über den närriſchen Vogel! Heißt das Ja oder Nein? — Ach, wenn Vögel und Wolken ſprechen könnten, ſo machte ich mir nichts daraus, mit Andern zu ſprechen. — Aber ich vergeſſe ja ganz zu nähen.“

Und nun ſäumte ſie wieder, aber ihre Gedanken waren demungeachtet bei König Volmers Tochter und Alkors Sohn, denn bald darauf ſummte ſie wieder:

— „Den Pilgrim ſah man zum Heerde gehn,
Demüthig bei der Aſch' im Winkel ſtehn.“ —

Jetzt hörte man keinen andern Laut als das leiſe Ziſchen des gewichſten Fadens, wenn er durch die Leinwand gezogen wurde.

— „Vom Heerd erhob der Pilgrim ſich,
Die Krücken warf er ſo eiliglich,
Warf ab die Kapp' und den Mantel grau,
Da ſtand er ſo ſchön in dem Harniſch blau.“

Die Treppe draußen knarrte unter leiſen Tritten, aber Anna war allzu beſchäftigt mit ihren eigenen Gedanken, um die ſchwachen, pfeifenden Laute zu hören.

— „Hier ſiehſt Du Prinz Nerik, Du meinteſt ihn todt,
Schön-Hilda ward Beides, bleich und roth.
Sie griff — — —“

Als die Thür in dieſem Augenblick geöffnet wurde und der Zipfel eines koſtbaren Mantels ſich ihrem erſchrockenen Blicke zeigte, glaubte Anna beinahe, das Märchen gehe in Erfüllung. Sie ward Beides, bleich und roth, gerade wie Schön-Hilda. Aber als ſie ſah, daß der Eintretende kein andrer als Hans Faaborg war, kehrte die Beſinnung ihr gleich zurück; die Furcht war zugleich mit der Poeſie verſchwunden. Und als Anna aufgerichtet vor ihm ſtand und mit aller Härte ſagte, die ſie in ihre Stimme legen konnte: „Mein Gott, Hans Faaborg! was wollt Ihr hier?“ war dieſe Frage von einem Zug um den Mund begleitet, der einen ſtarken Abſcheu bezeugte, und ward ſo entſchieden ausgeſprochen, daß Hans Faaborg faſt verwirrt wurde. Er ließ die Augen die Runde in der kleinen Kammer machen und auf einen Augenblick ergriff die Poeſie derſelben auch den Verderbten. Er ſuchte nach Worten.

Anna wiederholte ihre Frage.

— „Was ich will, liebe Anna? J nun — das iſt eine Frage, welche man nicht zu thun pflegt, wenn man einen alten Freund ſieht, den man in zwei Jahren nicht geſehen hat. Ich will Dich natürlich begrüßen, Anna, und Dich auf ſeeländiſchem Boden willkommen heißen. — Wie Du groß und ſchön geworden biſt!“

Anna ſchlug die Augen nieder vor ſeinen ſchmeichelnden Worten und dreiſten Blicken.

— „Gott, wie biſt Du ſchön geworden! Ich will verdammt ſein, wenn ich in meinem ganzen Leben ein ſchmuckeres Mädchen geſehen habe! Nun kann der König meinetwegen bis an den jüngſten Tag warten, ob ich mich nach eines Andern Kopf verheirathe als nach meinem eignen. Da iſt eine Dame, welche ſich Gedanken auf mich macht, aber da müßte ich Anna nicht geſehen haben. Ich habe es wohl immer innerlich gefühlt, daß Du das Mädchen biſt, das mich endlich beſtändig machen würde. Gott, der Herr! Mädchen, was das für herrliche, lange Wimpern ſind, die Du haſt! Aber ich habe Dir ja noch nicht ordentlich ,,guten Tag'' geſagt.''

Annas Ruhe machte den Schreiber dreiſter; er glaubte, daß ſeine Schmeicheleien ihr willkommen wären. Sie erglühte vor Scham und Ärger. Aber als er ihr näher trat und ſie umfaſſen wollte, war es mit ihrer Ruhe vorbei und ſie trat mit einem Ausdruck von Zorn und Verachtung zurück, der für einen Augenblick den Dreiſten entmuthigte.

— ,,Hans Faaborg,'' ſagte ſie mit zitternder Stimme, ,,zwiſchen Euch und mir hat nie Freundſchaft ſtattgefunden und alle Heiligen mögen mir vergeben, wenn das je geſchehen ſollte. Ehemals war ich ein Kind und da hatte ich Furcht vor Euch, aber jetzt bin ich kein Kind mehr und habe keine Furcht vor Euch, denn ich weiß, daß Ihr mir nichts thun könnt und daß der König dafür ſorgt, daß Allen und Jedem ſein Recht wird. Aber ich habe Abſcheu vor Euch wie vor einem giftigen Gewürm'' — und jeder Zug ihres Geſichts bezeugte die Wahrheit ihrer Worte — ,,und ich muß Euch bitten, daß Ihr es niemals wagt, in meine Kammer zu kommen, ſonſt — ſonſt — —''

Der Muth verließ Anna allmählig, nachdem der Abſcheu vor ihm ihr klarer geworden war; ſie ſtammelte, denn ſie wußte nicht, womit ſie ihn bedrohen ſollte; ſie fühlte, wie hülflos ſie als junges Mädchen gegen eine Frechheit war, die ſie ſich nicht als möglich gedacht hatte.

— „Nun, was dann?“ fragte Faaborg, deſſen Dreiſtigkeit in demſelben Grade zurückkehrte, wie die ihrige ſich verringerte. „Was ſoll mir dann geſchehen, wenn ich auf Deine Kammer wieder komme? — Ja, und das thue ich, was mir auch widerfahren möge, denn nun weiß ich den Weg. Du biſt ein Närrchen. Du meinſt es gewiß nicht ſo ſchlimm, wie Du ſprichſt. Mädchen müſſen nun einmal über Alles viel Geſchrei machen, das iſt einmal ihre Natur und dadurch braucht man ſich nicht abſchrecken zu laſſen. Na, ſei nur wieder gut. Wovor biſt Du bange? Da unten hat Jeder mit ſich zu thun. Sie lärmen und ſchreien, daß man ſein eigen Wort nicht verſtehen kann. Wir ſind ſo allein wie ein Paar Turteltauben im Walde, mein Lämmchen! Gieb mir nur einen ordentlichen Kuß, ſo einen recht herzhaften!“

Und nun glaubte er, wieder einen Angriff machen zu können; er legte ſeinen Arm um ihren Leib und wollte ſie küſſen. Anna widerſtrebte und ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, ſie wußte nur allzu wohl, daß Niemand ſie hören könne. Faaborgs rothe Haare und Annas braune Locken miſchten ſich bei dieſem Kampf unter einander. Sein abſcheulicher Mund war mehrmals dicht an dem ihrigen und ſie hatte beinahe keine Kräfte mehr, ihn zurück zu ſtoßen. Da heftete ſie mit einem rührenden Ausdruck von Frömmigkeit den Blick auf das Heiligenbild. Und die Heilige ſandte ihr einen Retter.

Der Elephant war mit Thürenöffnen beſchäftigt. Er fuhr von der Küche nach dem Stall, von einem Zimmer zum andern, überall riß er die Thüren weit auf. Die Zeugen mußten ſich die Seiten halten vor Lachen über ſeine Anſtrengungen, welche ihm einen glänzenden Sieg verkündeten. Jetzt war er fertig. Aber der Elephant hatte einige Tage zuvor dem Hans Knap geholfen, eine Ruhebank auf die Dachkammer hinauf zu ſchaffen, er wußte, daß dort oben noch eine Thür zu öffnen ſei, und er war allzu gewiſſenhaft, um mit Betrug gewinnen zu wollen. In zwei Sprüngen war er die Treppe hinauf und riß die Thür mit derſelben Gewalt auf als alle die übrigen.

Hans Faaborgs Mund war gerade an Annas Mund. Er hätte ſie ſchon küſſen können, aber es machte ihm Vergnügen, den Kampf zu verlängern, in welchem ihm der Sieg ſo gewiß war.

Als die Thür aufgeriſſen ward, wandte Faaborg den Kopf und ließ Anna fahren, welche kaum ſich frei fühlte, als ſie in einem Sprunge ſo weit von ihm entfernt war, wie es die kleine Kammer zuließ. Da ſtand ſie mit gefalteten Händen, bleich wie der Tod, und ſtarrte nach der offenen Thür; Alles ſchwamm wie im Nebel vor ihren Augen, ſie wußte nicht, wer oder wie Viele im Zimmer wären.

Der Elephant taumelte zurück, er erblich auch; es war, als ob ſeine ganze, ungeheure Kraft in dieſem Augenblicke gelähmt wäre. Faaborg zupfte an ſeinem Mantel, der ihm den Rücken hinabhing, und ſah verlegen nach der Thür, die von des Elephanten großen Gliedmaßen geſperrt war. Aber Aslak rührte ſich nicht von der Stelle, die Lippen bewegten ſich mit der ſonderbarſten Grimaſſe, die Augen waren weit aufgeriſſen. Endlich ſtöhnte er mit klangloſer Stimme das einzige Wort aus: „Der Engel!“

Das Blut war in Annas Wangen zurückgekehrt. „O hilf mir, hilf mir!“ rief ſie aus.

Der Laut ihrer Stimme färbte auch des Elephanten bleiches Geſicht. Seine Bruſt bewegte ſich ſtark, er ballte die Hände, die Adern ſchwollen ihm an den Schläfen, die ſonſt matten Augen flammten mit dem raubgierigen Blick eines wilden Thieres. Er ſah von Anna auf Faaborg, von Faaborg auf Anna, es fing ihm an zu dämmern, daß er es geſehen hatte, wie er ſie mit ſeinen Armen umſchlang, wie ſein rothes Haar ſich mit ihren Locken miſchte, wie ſein Mund den ihrigen faſt berührte.

Faaborg hatte nachgerade ſeine Faſſung wieder erhalten; er ſah, daß hier nichts mehr für ihn zu thun ſei. Mit trotziger Miene wandte er ſich gegen die Thür und um ſich ſelber Muth zu machen, ſtrich er mit der Hand über ſeinen Knebelbart.

Dieſe Geberde machte den Elephanten raſend. Er ſtreckte ſeine langen Arme aus, umſchlang des Schloßhauptmanns Schreibers Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn mit einem Schwung zur Thür hinaus und mit großem Gepolter die Treppe hinunter. Anna ſtieß einen Schrei aus und ſank auf die Knie vor dem Heiligenbilde.

Dies Geſchrei und dies Gepolter war es, das bei dem Haufen draußen, der mit Verlangen die Fortſetzung des Spiels erwartete, den Ausruf veranlaßte: „Seht, jetzt reißt er das Haus nieder!“

— „Der Elephant wiehert!“

— „Nun kommt der Elephant die Bodentreppe herunter!“

Nach dieſem Gepolter war Alles ſtill. Anna glaubte ſich allein. Sie kniete noch vor dem Bilde und dankte der Heiligen, welche ihr auf ihr inbrünſtiges Gebet einen Retter geſandt hatte. Dies ſichtliche Zeichen eines höheren Schutzes gab ihr wieder Muth. Nach einem kurzen Gebet trocknete ſie die Augen und ſtrich aus einem weiblichen Inſtinkt, der ſich nie verläugnet, die Locken aus dem Geſicht, noch bevor ſie ſich vom Gebet erhob. Da erblickte ſie den Aslak, der auf der Thürſchwelle knieend lag, die Hände um die Pelzmütze gefaltet. Sie hatte zur Heiligen gebetet, während Aslak zu ihr betete.

Beide hatten ſich ſeit jener unheimlichen Nacht vor zwei Jahren einander nicht geſehen. Die Wirkung des Wiederſehens war gleich ſtark bei Beiden. Aslak ſtarrte unverwandt auf Anna und wenn man aus den einförmigen Bewegungen ſeiner Lippen ſchließen konnte, wiederholten ſeine Gedanken nur das einzige Wort: „Der Engel!“ — Vor Annas Geiſte ſtanden plötzlich die Schrecken jener Nacht in voller Klarheit, ſie ſah den Kämpen wieder hingeſtreckt liegen über den todten Hund, die Stadtſoldaten mit Spießen in den Händen, die alten Weiber und Laſtträger, welche in fühlloſer Gleichgültigkeit um ſie her ſtanden. Aber weiter ſchritt ihre Phantaſie nicht, die Diſſonanz ward nicht wie in jener Nacht in einen heiteren Akkord aufgelöſt; es war nur die ſchauerliche Scene, die vor ihr ſtand und ſie erſchreckte. Sie hatte ihn deswegen kaum ins Auge gefaßt, als ſie mit Abſcheu die eine Hand vor die Augen hielt, und mit der andern Hand winkte, als wolle ſie die Erſcheinung entfernen.

Als ſie die Hand von den Augen wegzog, war ſie allein; die Thür ſtand offen, die Treppe knackte unter den ſchweren Schritten des Elephanten, welcher langſam mit der Mütze in der Hand hinabging. Und als er die Thür öffnete und aus dem Hauſe trat, brachte der ſeltſame Ausdruck ſeines Geſichts den Haufen zum Schweigen und rund umher flüſterte man: „Seht den Elephanten! — Was iſt dem Elephanten geſchehn?“ —

Extra muros.

An einem ſchönen Sommerabend kurz vor Sonnenuntergang ritten zwei junge Männer, begleitet von zwei Reitknechten, aus dem ſchönen Gurreſchloß in dem nördlichen Seeland, nicht weit von Helſingör. Die Schloßthürme ragten ſtolz zu den Wolken empor und ſpiegelten ihre Zinnen in dem klaren Waſſer des herrlichen Gurreſees zur Seite der mächtigen Buchen, welche den See wie ein dunkler Rahmen umgaben. Dieſe köſtliche Lage rechtfertigte die große Vorliebe, welche König Waldemar Atterdag für dieſes kleine Schloß hatte, deſſen Erbauer er ſelber war und wovon er ſo viel hielt, daß er es der Sage nach ſelbſt dem Himmelreiche vorzog. Jetzt iſt nur noch ſo viel von den Ruinen übrig, um den beſchränkten Umfang zu erkennen, den das Schloß einnahm, aber ſelbſt in dem gegenwärtigen Zuſtande verdient dies Alterthumsdenkmal und ſeine Umgegend, daß man dahin wallfahrtet.

An dieſem ſchönen Juniabend im Jahre 1516 war der alte, mannhafte Ritter Oluf Daa zu Ravnſtrup Befehlshaber auf Gurre. Er war ſeines Königs treuer Lehnsmann, der das Schloß im Frieden mit derſelben Vorſicht bewachte wie im Kriege, und kaum waren die Knechte, welche den beiden Rittern folgten, jenſeits der Brücke, als ſie hinter ihnen aufgezogen wurde.

— „Man ſollte beinahe glauben, daß es hier zu Lande eben ſo kriegeriſch ausſähe wie drüben bei uns,“ ſagte der jüngſte von den beiden Herren, als die Ketten der Zugbrücke hinter ihnen raſſelten. Seine Ausſprache verrieth ihn gleich als Schweden.

— „Mein Vater iſt ein Mann von altem Schlage,“ antwortete der andere, „er gehört einer vergangenen Zeit an; ihm iſt beſſer zu Muthe in Stahl und Eiſen als ſeinem Sohne in Sammt und Seide.“

— „Für einen Mann aus der alten Zeit, wie Ihr ihn nennt, hat er Euch leicht genug davon kommen laſſen und nicht viele Väter würden weniger Worte an ihre verlorenen Söhne vergeudet haben, als er es that. Der König hat Euch unter ſein Gefolge, aufgenommen und Euch nach Kopenhagen berufen; aber ſtatt Euch bei Hofe einzufinden, zieht Ihr nach Schonen und bleibt dort ohne Urlaub und Verlaub, bis man Euch bei den Haaren herbeizieht. Der alte Ritter Daa ſendet Boten über Boten zu Euch und ſein ungehorſamer Sohn kümmert ſich nicht darum, ſondern geht auf die Wildegänſejagd, um ſich die Zeit zu vertreiben. Wenn Ihr mich nicht in Schonen auf dem Wege nach Kopenhagen getroffen hättet, ſo hättet Ihr vielleicht noch nicht an die Heimreiſe gedacht und ſo habt Ihr es mir zu danken, daß Ihr endlich Eurer Pflicht nachkommt. In der That, es muß Eurer Mutter, Frau Hylleborg, manche Bitte gekoſtet haben, um den Alten ſo zahm zu machen.“

—„Ich läugne nicht, daß ich geſtern mit beklemmtem Herzen über die Gurrebrücke ritt, denn ich hatte meinen Vater allerdings beleidigt, weil ich ſeinen Befehlen nicht gehorchte. Aber ich konnte es doch nicht über mein Herz bringen, nach Kopenhagen zu gehen und mich dem Könige vorzuſtellen, ohne mich vorher mit meinem Vater verſöhnt und der Mutter die Hand geküßt zu haben. Jetzt iſt der Sturm überſtanden; wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs eben ſo leicht entkomme. Mein Vater hat mir übrigens tüchtig den Text geleſen unter vier Augen, glaubt es mir! Am meiſten ſchmerzte es mich, daß ich mein Herz nicht meiner Mutter eröffnen und ihr den Grund meines Ungehorſams vertrauen konnte. Aber über gewiſſe Dinge denkt ſie eben ſo altväteriſch wie mein Vater.“

—„Mir behagen die Leute von altem Schlage mehr als die neumodiſchen Menſchen,“ ſagte der junge Schwede. „Und ich kann Euch nicht genug danken, daß Ihr mich mit nach Gurre genommen und mir einen Platz am Heerde Eurer Ältern verſchafft habt, wo es mir war wie in meinem eigenen Heim in Roslagen. Der Aufenthalt unter Eures Vaters Dach hat uns näher und feſter verknüpft; ich habe in ihm geſehen, was Ihr einmal werden wollt, wenn Euer Bart ergraut iſt, ein biderber Ritter, wie Ihr jetzt ein treuer Freund ſeid.“

Bei dieſen Worten reichte er ſeine ſtahlbekleidete Hand ſeinem Nachbar, welcher ſeinen Handſchlag erwiederte.

Die beiden jungen Männer hatten in Gemeinſchaft ihre Reiſe gemacht von dem nördlichen Schonen, das damals und noch manche Jahre nachher eine däniſche Provinz war. Der junge Schwede kam von Stockholm. Der Däne war nicht aus den Gränzen ſeines Landes gekommen und jetzt nach Seeland zurückgekehrt, nachdem er ſich einige Zeit bei einem Verwandten in Schonen aufgehalten hatte. Sie waren Beide in dieſem Augenblicke auf der Reiſe nach Kopenhagen, aber auf verſchiedene Veranlaſſung. Beide haben einen Platz in der Geſchichte erhalten, aber ihre Schickſale waren ſehr verſchieden, denn während der Eine nur mit wenigen kurzen Zeilen erwähnt wird, füllen die Thaten des Andern viele Seiten.

Der jüngſte von den Reitern, welcher ein kleines, kräftiges, lichtgelbes Pferd von der ächten, öländiſchen Zucht ritt, war ungefähr zwanzig Jahre alt, ungewöhnlich hochgewachſen und maß drei Ellen; ſein Kopf war mehr rund als länglich, ſein krauſes, gelbliches Haar hing nieder auf die Panzerplatten, welche ſeine kriegeriſche Tracht bedeckten, um das Kinn ſproßte ihm ſchon ein ziemlich dichter und ſchön ſich kräuſelnder Bart, die Augen waren ernſt, aber doch zugleich freundlich, die Naſe klein und ganz gerade, der Mund ſehr ſchön, mit friſchen, rothen Lippen. Ungeachtet ſeine Hautfarbe ungewöhnlich braun war für einen Nordländer, hatten ſeine Wangen gleichwohl die Röthe der Geſundheit. Seine Hände und Füße waren ziemlich klein, aber ſeine Arme ſtark und voll. So wie er hier beſchrieben iſt, ſehen wir ihn noch in dem Bilde, das aus ſeiner Manneszeit aufbewahrt iſt. Man ſah bei dem erſten Blicke, daß ſein Charakter offen und aufrichtig war, und wenige Menſchen kamen in ſeine Nähe, ohne von ſeiner Lebhaftigkeit und Munterkeit hingeriſſen zu werden, die doch oft in Heftigkeit und Zorn überging, wiewohl der letztere von kurzer Dauer war. Ueberdies ſpielte er die Laute fertig, tanzte gut und focht tapfer. Die Geſchichte hat ſpäter ihm das Zeugniß gegeben, daß dieſer Jüngling ein gottesfürchtiger, ſcharfſinniger und Gerechtigkeit liebender Mann ward.

Der andere Reiter, welcher auf einem krummhalſigen, däniſchen Roſſe ſaß, deſſen Schweif beinahe die Erde fegte, war zwei Jahre älter als ſein Freund. Er war bald eben ſo groß und ſchön, von braunen Haaren und braunen Augen, zierlich geſpitztem Kinnbart und einem Knebelbart, der ſeine äußerſten Spitzen nach den Backen zu erhob. Sein Geſicht verrieth jugendliche Munterkeit und Dreiſtigkeit, aber ſeine Züge hatten noch keinen beſtimmten und feſten Charakter angenommen. Seine Tracht ſchwankte zwiſchen der eines Jägers und der eines Hofmannes. Seine Kleider waren von brabantiſchem Stoff und Seide, wie die Mode es bei der männlichen Jugend damals mit ſich brachte, ſeine Hände ſteckten in großen, hirſchledernen Falkenhandſchuhen, ſein Schwert war ſchmal und lang und mehr zu Fechterkünſten geeignet als zur Vertheidigung und er bildete ſo mit einem Worte einen hübſchen Gegenſatz zu ſeinem Freunde, der an ſeiner Seite in einem büffelledernen Koller ritt, mit Stahlküraß und Stahlhandſchuhen und einem großen, breiten Schlachtſchwert zur Seite.

Die Reitknechte waren gekleidet und beritten in demſelben Verhältniß wie ihre Herren, der jüngſte als Soldat, der andere, ein ältlicher Mann, als ein friedlicher, aber doch wohlbewaffneter Gefährte.

Der junge Schwede, bei deſſen Beſchreibung wir am längſten verweilt haben und der gegenwärtig nur ein geringer Sendbote war von dem ſchwediſchen Reichsverweſer Steen Sture an den König der drei nordiſchen Reiche, war Guſtav Erikſon Waſa, der im Mannesalter Schweden von der calmariſchen Union losriß, ſich die Krone ſeines Vaterlandes aufs Haupt ſetzte und der Stammvater eines berühmten Königsgeſchlechts ward. Er war ein Sohn des Reichsraths und Ritters Erik Johanſon zu Waſahof und der Gattin deſſelben, Frau Cäcilia zu Eka. Sein Begleiter, wie wir wiſſen, ein Sohn des wackern Lehnsmannes Oluf Daa auf Gurre, war der junge Klaus Daa, einer von König Chriſtians des Zweiten Hofleuten.

Die Ritter hatten längſt das Schloß, das ſchöne Dorf mit ſeiner Kirche und den Gurreſee aus den Augen verloren und ritten durch den großen Gribwald, der noch einer der größten Wälder in Dänemark iſt, aber damals weit größer und dichter war als heutzutage. Die großen Buchen, deren Kronen einen Umfang hatten, wie man ſie jetzt nur noch ausnahmsweiſe ſieht, warfen mächtige Schatten im Strahl der Abendſonne über den engen Waldweg und bildeten große, finſtere Hallen, in welchen das Wild in einer Menge gedieh, wovon man jetzt keinen Begriff hat.

— „Muth gefaßt, Klaus Daa, und nicht vergeſſen, daß das Glück dem Manne über den Bach hilft, wenn er tüchtig zuſpringt. Wie kann man ſtumm und verſtimmt ſein in einer ſolchen Natur?“ brach Guſtav Erikſon aus. „Eure üppigen Buchenwälder haben ganz mein Herz gewonnen und wenn man nur die geringſte Anlage dazu hat, muß man Dichter werden bei ſolchem Anblick. Die Natur hat Euch auf dieſer Seite des Öreſundes begünſtigt, da ſie ihre Gaben austheilte. Aber deswegen müßt Ihr nicht glauben, daß ich meines Vaterlandes Tannen und Föhren vergeſſen habe. Nein, nein, ich habe es wohl im Gedächtniß, was einer unſerer Skalden gedichtet hat von meines Landes Natur, welches doch wahrlich das ſtolzeſte in der ganzen Welt iſt, wenn es auch eine weniger lächelnde Miene hat.“

Und um ſeine Behauptung zu beweiſen und zugleich ſeinen Freund aufzumuntern, nahm er die kleine Laute, die bei ſeinem Gepäck hinten am Sattel herabhing und die wohl Verwunderung erwecken durfte, da ſie ſich in ſo naher Berührung mit dem Kriegsgeräth befand, und ſummte dazu ein kleines, ſchwediſches Volkslied auf die tannenbewachſenen Felſen mit dem glücklichen Gedächtniß, das ihn nie verließ. Als er das Lied geendet hatte, griff er noch einige Mal in die Saiten, betrachtete die Laute aufmerkſam, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht Schaden gelitten habe auf der Reiſe, hing ſie dann wieder hinten an den Sattel und ſagte lächelnd: „Ich reiſe hier im Lande umher wie ein fahrender Sänger und gebe vielleicht den biderben Rittern ein Ärgerniß, denn es ſtimmt nur wenig mit meiner Handthierung und mit meinem Geſchäft; aber ich trenne mich ungern von dieſem Freund und er iſt mir eine liebere Geſellſchaft als der meiſte Umgang, den ich bis jetzt gefunden habe."

Und dieſe Vorliebe für das Lautenſpiel behielt Guſtav Waſa für ſein ganzes Leben und ſeine Geſchichtſchreiber berichten uns, daß er ſelbſt in ſeinem hohen Alter als König jeden Abend von den Beſchwerden der Regierung ausruhte mit der Laute in den Händen, „daß er ſich täglich darauf übte."

— „Ich beneide Euch faſt um den heiteren Sinn, welcher Euch Alles leicht nehmen läßt," ſagte Klaus Daa mit einer Miene, welche ſchwermüthig ſein ſollte. „Die Liebe findet auch wohl einmal Eingang in Euer Herz und ſtimmt Euch zu ernſten Gedanken."

— „Die Liebe, ſagt Ihr, und ernſte Gedanken? So glaubt Ihr, daß ſie mir fremd ſind? Nein, mein Herz hat längſt geliebt, aber keine Jungfrau mit glatten Wangen und weichem Seidenhaar; Schweden iſt meine Geliebte, der Kampf iſt mein Liebesbrief und dies gute Schwert ſchreibt die Runen, welche meine Liebſte am beſten zu leſen verſteht. Und was die ernſten Gedanken betrifft, da hat mein Herr Reichsverweſer mich an den König geſandt, ihm einen Brief zu überbringen mit dem Vorſchlag einer Zuſammenkunft in Halmſtad, um ſich gütlich über das Geſchick dieſer Reiche zu vergleichen, die jetzt in Kampf gegen einander ſtehen, und ein ſolcher Auftrag läßt ſich nicht ohne ernſte Gedanken ausrichten. Ihr ſagtet vorher: Wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs eben ſo leicht entkomme wie dem meines Vaters! Und ich ſage Euch: Wohl mir, wenn ich dem Zorn des Königs entkomme, ohne daß er mich einen Kopf kürzer gemacht hat. Der König kennt ſo gut wie ich das alte Sprichwort: Weß Brot ich eſſe, deß Lied ich nicht vergeſſe. Und nach Allem, was ich darüber höre, ſo fehlt nicht viel daran, daß er den Reichsverweſer einen Aufrührer nennt, obwohl wir andere Gedanken darüber bei uns in Schweden haben."

— „Freilich nennt er Steen Sture einen Aufrührer gegen ſeinen rechtmäßigen König, aber deswegen wird er als ein chriſtlicher König ſich nicht an dem Sendboten vergreifen, der auf Treu und Glauben zu ihm kommt."

— „Hütet Euch, für den König gut zu ſagen, mein Freund, die Bürgſchaft könnte Euch betrügen. Aber ich bin guten Muthes, ich verlaſſe mich auf das Glück, das ſein Herr Vater mir prophezeit hat. Soll das eintreffen, ſo darf ich in meinem zwanzigſten Jahre nicht um einen Kopf kürzer gemacht werden."

— „König Hans? Was hat er Euch prophezeit?

— „Er war ein freundlicher, alter Herr, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit im Himmelreich! Es war eins der letzten Male, daß der König in Schweden war. Da ſah er mich unter einem Haufen von jungen Burſchen; ich ſpielte König Cyrus und regierte, ſo gut ich konnte. Der König ſah uns ein Weilchen zu, dann kam er zu mir hin, legte ſeine Hand auf meinen Kopf und ſagte: „Aus Dir kann noch etwas Tüchtiges werden, wenn Du am Leben bleibſt." Die

Worte vergeſſe ich mein Lebtage nicht und wenn ich noch ſo alt werde. Es war ein Segen, der über mich ausgeſprochen wurde. Der alte König wollte mich bei ſich behalten und mit nach Dänemark nehmen, aber das wollte Sture der Aeltere nicht erlauben — ſo lange er lebte — und er ſchickte mich zu meinem Vater, der damals Lehnsmann auf Aland war. Aber des Königs Prophezeiung ſtand mir beſtändig vor Augen und machte mich keck und als ich nachher auf die Schule nach Upſala gebracht wurde und mein alter, däniſcher Schulmeiſter mich züchtigen wollte, drohte ich ihm mit den Dalekarliern, welche ich zu meiner Hülfe herbeirufen wollte. Aber Meiſter Ivar ließ ſich nicht ſchrecken und gab mir eine gute Tracht Hiebe. Da ward ich falſch und zog mein Meſſer und jagte es durch den Alexander des Curtius, den wir gerade laſen, und nagelte das Buch feſt an den Tiſch, und als ich dieſe Heldenthat verrichtet hatte, lief ich von der Schule weg und kam nicht wieder. Es war bei alle dem ein guter, alter Schulfuchs, der Meiſter Ivar; er meinte es gewiß nicht böſe und hätte gern einen Bücherwurm aus mir gemacht, aber ich hatte keine Anlage dazu und Prügel konnte ich nun einmal nicht vertragen. Nun bin ich zwei Jahre am Hofe des Reichsverweſers geweſen, um gute Sitten und Hofweſen zu lernen, aber es iſt mir doch lieb, daß ich etwas noch Beſſeres gelernt habe, das heißt, meine Waffen zu führen in meines Herrn Fehden gegen den Erzbiſchof Guſtav Trolle, der ein Freund des Königs iſt. Und jetzt müßt Ihr mir doch einräumen, daß es hart ſein würde, wenn mir etwas Uebels bei dieſer Geſandtſchaft zuſtoßen ſollte, nachdem ich ſo gut gelernt habe, bei Hofe zu ſchwatzen, im Kriege meine Klinge zu gebrauchen und bei meiner Laute die Thorheit der Welt zu verlachen. Muthig! König Hans hat mir Glück prophezeit, König Chriſtian läßt mich wohl unverkürzt, wenn ſeines Herrn Vaters Wort in Ehren bleiben ſoll.“

Guſtavs muntere Laune verjagte allmählig die Grillen ſeines Freundes, der ſich innerlich geſtehen mußte, daß alle ſeine Sorgen — wenn ſie auch aus einer unglücklichen Liebe entſprangen und aus dem Mißmuth, daß er aus jugendlichem Leichtſinn vielleicht des Königs Gnade eingebüßt und ſeine Stellung bei Hofe verſcherzt habe — dennoch nicht in Vergleich kommen konnten mit den Bekümmerniſſen, welche Guſtavs mißliche Sendung an einen erbitterten König von einem widerſpenſtigen Unterthan zu veranlaſſen vermochte. Die Unterhaltung ward mit Lebhaftigkeit von beiden Seiten fortgeſetzt und wenn Guſtav ſich als einen guten Erzähler bewies und ſeinem Reiſegefährten manches Licht über die Verhältniſſe in Schweden gab, wo die ſchwediſche und die däniſche Partei um die Obermacht ſtritten, ſo wie über ſchwediſche Sitten und Gebräuche, ſo wußte auch Klaus Daa zu erzählen von dem Leben in Dänemark, von des Königs Hof und der jungen Königin und Madame Sigbrit und ihrer Tochter Dyveke, ſo daß ihnen die Zeit raſch verfloß und ſie ſich der Hauptſtadt näherten, ohne zu bemerken, wie wenig Stunden ſeit ihrer Abreiſe von Gurreſchloß verlaufen waren.

Denn ſo lebhaft wie ihre Unterredung, eben ſo ſchnell war auch ihr Ritt geweſen; ſie hatten ſich nicht die Zeit genommen, mit ihren Pferden in ein Wirthshaus einzukehren, und näherten ſich deshalb der Stadt mit keuchenden und dampfenden Roſſen um mehrere Stunden früher, als ſie es gedacht hatten, da ſie Gurre verließen mit dem Vorſatz, mit aller Gemächlichkeit zu reiten, um Morgens bei Tagesanbruch, wenn die Thore geöffnet wurden, vor Kopenhagen zu ſein. Sie merkten erſt, wie hurtig ſie geritten waren, als Klaus Daa mit ſeinem ſchweißbedeckten Pferde anhielt und ſagte: „Von hier könnt Ihr die Thurmſpitzen des kopenhagner Schloſſes und der vielen Stadtkirchen und Klöſter durch den Nebel der Nacht auftauchen ſehen.“

— „Ich glaube nicht, daß mein Öländer etwas dagegen hat anzuhalten, um den ſchönen Anblick Eurer Hauptſtadt zu bewundern,“ antwortete Guſtav. „Kreuz noch einmal, wie wir herzhaft geritten ſind! Die Roſſe ſind faſt ganz weiß von Schaum.“

— „Und doch kommen wir nicht eher an das Ziel. Es vergehen noch einige Stunden, ehe die Thore geöffnet werden. Man ſieht noch nicht die mindeſte Röthe im Oſten über den Sund hin, die den Aufgang der Sonne verkündete.“

— „Die Sterne glänzen noch; ich glaube nicht, daß es viel über Mitternacht ſein kann,“ antwortete Guſtav, nachdem er das Himmelsgewölbe betrachtet hatte.

— „Das iſt ja verdammt!“ brach Klaus Daa ungeduldig aus. „Am Tage kann man ſich doch nach der Sonne richten, aber des Nachts wird man ganz irre in der Zeit. Ich wünſchte, daß einer von den vielen klugen Leuten, die unſere Zeit hervorbringt, die Gefälligkeit hätte, uns ein

Seigerwerk zu ſchaffen, das man bei ſich führen könnte, wenn man von Kirchen und Klöſtern ſo weit entfernt iſt, daß man die Glockenſchläge nicht mehr hören kann.“

— „Ei, das wäre!“ ſagte Guſtav und lachte. „Aber da müßte der Zauberer Merlin machen, daß die Thurmuhren zuſammenkröchen, damit Klaus Daa ſie in ſeine Hoſentaſche ſtecken könnte, oder daß die Hoſentaſchen ſo weit würden, um einen Thurm hinein zu ſtecken. Aber ich ſehe, daß Ihr in guter Laune ſeid, da Ihr auf Wünſche kommt, wovon nicht eine Sylbe ſteht in den Märchenbüchern, in denen man doch die tollſten Wünſche zur Genüge findet.“

Die Taſchenuhren, welche ehedem Stundeneier genannt wurden von der länglichen Geſtalt, welche die erſten Uhren hatten und auch lange behielten, wurden erſt faſt ein ganzes Jahrhundert ſpäter erfunden und ein Ding, das jetzt beinahe jedes einfachen Tagelöhners Eigenthum iſt, war damals ein Gegenſtand, wonach ſich ein Edelmann vergeblich ſehnte und der als eine phantaſtiſche Unmöglichkeit betrachtet wurde.

Klaus Daa lachte ſelbſt über ſeinen dreiſten Wunſch und mußte geſtehen, daß er ihn zur Unzeit geäußert hatte, da gerade die Thurmuhren in der Stadt zwölf ſchlugen und ein ſanfter Südwind den Schall durch die ſtille Sommernacht zu den Ohren der Reiſenden führte. Der alte Diener ritt dicht zu ſeinem Herrn hin und ſagte einige Worte zu ihm, indem er auf Guſtav und ſeinen bewaffneten Diener zeigte.

— „Er hat Recht. Wir wollen nicht näher zur Stadt hinreiten,“ ſagte Klaus Daa. „Wenn die Wächter auf dem Walle ſolche weibliche Kämpen zur Nachtzeit herankommen ſehen, ſo könnte es ihnen einfallen, Lärm zu machen oder wenigſtens einen Bolzen von der Armbruſt auf uns loszudrücken oder gar mit einer von den neuen Karrenbüchſen gegen uns eine Probe zu machen. Ich wünſche lieber, daß Ihr Bekanntſchaft macht mit einer von dieſen neuen Erfindungen im Zeughauſe als hier außerhalb des Walles, und das Alles mit ſteter Rückſicht auf des Königs Hans Prophezeiung von dem großen Glücke, das Euch zugedacht iſt.“

Guſtav lachte, billigte aber doch ſeines Freundes Vorſicht. Sie wurden einig, Halt zu machen hinter einem Gebüſch in gehöriger Entfernung von der Stadt, und ließen die Pferde ausruhen, während ſie die Zeit erwarteten, wo die Stadtthore ſich öffneten. Die Reitknechte banden die Pferde an die Bäume und ſuchten Heu auf einem benachbarten Felde, um es ihnen vorzuſtreuen. Darauf machte es ſich die ganze, kleine Geſellſchaft bequem, die Herren gürteten die Schwerter ab und hängten ſie an die Sattelknöpfe und die Diener ſtreckten ſich behaglich ins Gras den Pferden zur Seite.

Aber die beiden jungen Freunde wurden bald des müßigen Wartens und der Geſellſchaft der Diener müde; ſie ſtanden auf und gingen auf und ab in der Nähe der Warteſtelle; aber bald ward ihnen auch das zu einförmig und ſie ſchlenderten Arm in Arm nach dem Meere hinab und gingen längs dem Strandſaume in traulicher Unterredung, um nach dem Sonnenaufgang jenſeits des Sundes zu ſchauen und auf die rollenden Wellen zu horchen, welche am Lande ſich brachen. So hatten ſie ſich allmählig von ihrem Gefolge entfernt und waren nahe dem kleinen Buſchholz, welches hinter der St. Annakapelle lag und ſie gegen die Seeſeite ſchützte. Eine Bank, welche im Gebüſche ſtand zum Ausruhen für den müden Wanderer, lockte ſie an; von da konnte ihnen der erſte Tagesſchimmer nicht entgehen, welcher den Aufgang der Sonne verkündete, und das Gebüſch ſchützte ſie überdies gegen den kalten Seenebel, der allmählig ſich über die Gegend ausbreitete als der erſte Vorläufer des anbrechenden Tages.

Die Gegenſätze liegen oft nahe aneinander. In dieſer kalten Stunde fühlte Klaus Daa einen unwiderſtehlichen Drang, ſein warmes Herz gegen den Begleiter zu öffnen. Er vertraute ihm, daß der Gegenſtand aller ſeiner zärtlichen Gedanken in dieſer Welt ein Mädchen ſei, das alle Tugenden und Vollkommenheiten beſitze. Und da er wirklich verliebt war, wie man es in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren iſt, ſo ſprach er mit Wärme von ſeiner Liebe und ſchilderte die Geliebte, wie ſein Herz es ihm eingab.

— „Iſt ſie bei Hofe in Kopenhagen?“ fragte Guſtav. „Eine Tochter eines Reichsraths? Da wundert es mich, daß Ihr ſo lange in Schonen geblieben ſeid.“

— „So ſeid Ihr des Glaubens, daß ein Edelmann nur in einer Burg oder am Hofe Liebe finden kann? Ich glaubte, daß Ihr frei wäret von den altväteriſchen Meinungen und daß Ihr ſo viel aus den Geſchichtsbüchern wüßtet, daß mancher König oder Ritter ein Mädchen geringen Standes zu ſeiner Geliebten gemacht hat, ohne daß ſeine Ritterehre einen Makel dadurch erlitten hätte.“

— „Ich verſtehe mich nicht eben auf Liebe und noch weniger auf Ehe,“ ſagte Guſtav, „aber ich nehme an, daß Ihr davon ſprecht, dies Mädchen zu Eurer Hausfrau zu machen und nicht bloß zu Eurer Geliebten. Ich weiß, was man von unſerem Stande fordert, und habe oft gehört, daß ein Mädchen von geringer Abkunft wenig Glück zu erwarten habe, wenn man ſie an den Hof bringe. Aber das fühle ich mit Ueberzeugung, daß, wenn ich mein Herz geprüft hätte und ein Mädchen liebte, die es verdiente, mich nichts in der Welt bewegen ſollte, erſt um Erlaubniß zu fragen, um glücklich zu werden. Ich würde mit meinem guten Schwert ſo viele Thaten verrichten und mir ſo viel Ehre erwerben, daß es für zwei vollauf hinreichen ſollte, und dann wollte ich den ſehen, der es wagte, die Hausfrau ſchief anzublicken, die ich in meine Burg führte.“

— „So meine ich es auch,“ antwortete Klaus Daa. „Die Liebe bindet ſich an keinen Stand, ſie läßt ſich von keinem Vorurtheil beherrſchen. Es iſt jedoch nicht Standesungleichheit, was mir im Wege ſteht, denn das Mädchen, das ich liebe, iſt mir ebenbürtig; aber ihr Vater und mein Vater ſind viele Jahre Feinde geweſen und dieſe Leute alten Schlages ſind eben ſo feſt in der Feindſchaft wie in der Freundſchaft. Wie dem aber auch ſein mag, ich fühle es tief, daß ich das Mädchen ſo heiß liebe, wie irgend Jemand lieben kann; ihretwegen habe ich dem Zorn meines Vaters und der Ungnade des Königs getrotzt und bin jenſeits in

Schonen geblieben und würde noch länger dort geblieben ſein, wenn ſie nicht das Land verlaſſen und hieher gereiſt wäre mit ihrer Mutter, während ihr Vater im fremden Lande iſt in Geſchäften des Königs.“

— „Ich wünſchte, daß Eure Liebe nicht im Kampfe läge mit Eures Vaters Haß, denn zwei harte Steine mahlen nicht gut zuſammen,“ ſagte Guſtav nach einem kurzen Stillſchweigen. „Aber es heißt ja im Liede, daß Amor das Herz berathet und Niemand ſelbſt die Wahl vollzieht. Wenn alſo der Zufall herrſcht, wie ich beinahe glaube, da man ſo viel Wunderliches in dieſer Welt ſieht, ſo muß man dieſes Gottes Willen folgen. Und ſolltet Ihr jemals eines Freundes Arm bedürfen, um Eure Sache durchzukämpfen, oder ſeinen Rath, ſein Vermögen, um die Verhältniſſe zu überwinden, die Euch Widerſtand leiſten könnten, ſo wißt Ihr, hoffe ich, daß Niemand mehr bereit iſt, Alles für ſeine Freunde zu wagen, als Guſtav Erikſon, deſſen Name wohl nicht großes Gewicht hat, der aber nie ein Gelübde gebrochen hat und, will's Gott, niemals die Treue brechen wird, die er Jemandem angelobt hat, ſo lange es noch das Sprichwort in ſeinem Vaterlande giebt, daß die Ehre der ſchönſte Baum im Walde iſt.“

Klaus Daa drückte ſtumm ſeines Freundes Hand. Beide blieben ſitzen in tiefſten Gedanken und ſahen hinaus über das Meer, wo eine ſchwache Röthe im Oſten den erſten Tagesſchimmer andeutete. —

An demſelben Abend kurz vor Mitternacht öffnete ſich eine kleine Thür an einem der vielen, verſchiedenen Zeitaltern zugehörigen Gebäude, woraus das kopenhagner Schloß beſtand, und ein Mann trat leiſe heraus auf den kleinen Landſtreifen, der das Schloß von dieſer Seite umgab, welches überall von Waſſer eingeſchloſſen und deſſen Zugbrücken aufgezogen waren. Nachdem er ſich vergewiſſert hatte, daß Alles auf dem Schloſſe ſtill war und daß er von den Wächtern auf dem Thurme nicht bemerkt werden könne, verſchwand er einen Augenblick und kam wieder heraus mit einem in einen Mantel verhüllten Begleiter.

Wenige Schritte von dieſer Thür entfernt lag ein Nachen, durch einen großen Eiſenring an der Schloßmauer befeſtigt. Während der Mann im Mantel in der Thür ſtehen blieb, machte ſein Begleiter das Boot los mit ſo wenigem Geräuſch, daß man nur ein einzig Mal einen leiſen, klirrenden Laut der eiſernen Kette hörte, worauf er ein Ruder ergriff, es hinten im Boot befeſtigte und dem Mann im Mantel winkte, der hurtig und vorſichtig in das Boot ſchlüpfte. Der Fährmann ſtieß nun unverzüglich ab und bewegte ſein Ruder eben ſo geräuſchlos auf und ab im Waſſer und der Nachen ſchoß durch die Wellen wie ein Fiſch, der bloß mit Bewegung des Schwanzes hinſchwimmt.

In tiefer Stille ging es hinaus um die ſüdliche Spitze des Holmes, auf welchem das Schloß ſtand, und erſt als ſie bis dahin gekommen waren, wo ſie von den Thurmwächtern nicht mehr bemerkt werden konnten, wandten ſie ſich wieder dem Lande zu, um in den breiten Strom zwiſchen der Stadt und dem Bremerholm zu gelangen.

— „Wollen wir noch weit ſtromaufwärts?“ fragte jetzt der Fährmann, der ſeiner Tracht nach einer von den Schloßbedienten war. In ſeinem Tone lag nichts von der großen

Unterwürfigkeit, welche nach damaliger Sitte ein Untergebener gegen einen Vornehmeren zeigen mußte, und der Ausdruck ſeines Geſichts war rohe Unverſchämtheit.

— „Wir wollen an der Spitze von Hallandsaas anlegen. Es fängt ſchon an zu dämmern, es iſt eine ganze Stunde zu ſpät. Ich ſagte Dir ja, daß ich um elf Uhr übergeſetzt ſein wollte, aber Du kannſt nie die Zeit halten. Kommen wir heut nicht, ſo kommen wir morgen, denkſt Du. Aber ſo denkt der nicht, welcher erwartet wird.“

Der Fährmann ſchien ſich aus dieſen Vorwürfen nicht eben viel zu machen, denn er antwortete ſehr freimüthig: „Ihr müßt doch geſtehen, daß ich zu Eurem Glück auf dem Schloß in Amt und Brod gekommen bin. Wie ſolltet Ihr wohl irgend einen Andern finden, der ſich dem Halseiſen und der Peitſche und Allem ausſetzte, womit der Schloßhauptmann und der Amtsvogt und der Profoß Einem aufwarten, bloß um ſich Euern verliebten Grillen zu fügen, wenn Euch nicht Euer alter Freund Ole Skaaning bei Eurer Standeserhebung gefolgt wäre und ſeine ehemalige Ergebenheit Euch bewahrt hätte.“

Dieſer vertrauliche Ton ſchien dem Herrn im Mantel nicht zu behagen; er antwortete nicht und ſchlug die Kappe über den Kopf, als ob er ſein Stillſchweigen nicht brechen wolle.

— „Ja, ich kann wohl eigentlich nicht mit Recht ſagen, daß ich Euch bei Eurer Standeserhebung gefolgt bin,“ fuhr der Fährmann fort mit einer Betonung, die nicht frei war von Spott, „ich hätte vielmehr richtiger ſagen ſollen, daß ich Euch verfolgt habe. Denn von ſelbſt hättet Ihr Euch ſchwerlich an Euern alten Kameraden erinnert, wenn ich mich nicht ſelbſt Euch in Erinnerung gebracht hätte, ſo daß ich es eigentlich mir ſelbſt danke, in den Schloßdienſt gekommen zu ſein.“

Der Mann im Mantel ſchwieg noch immer.

— „Ja, einen alten Kameraden darf ich mich wohl nennen, obwohl Ihr jetzt in feinen Kleidern einhergeht und ein Schwert an der Seite tragen dürft, wenn Ihr im Staat ſeid, während ich ſitze mit dem Ruder in der Hand und mich abarbeite einen Tag und alle Tage und ein Dienſtknecht bin auf dem Schloſſe für geringen Lohn. Aber ich ſage: Gleiche Brüder, gleiche Kappen.“

— „Mancher Andre würde das für ein großes Glück halten,“ ſagte der Herr in mürriſchem Tone. „Und Du kannſt nicht läugnen, daß ich bei jeder Gelegenheit Deinen Lohn vermehrt und Dir jede nur mögliche Zulage verſchafft habe. Und habe ich je eine Gefälligkeit von Dir begehrt, ohne Dir meine Erkenntlichkeit ſo reichlich zu beweiſen, wie es kein Andrer thun würde?“ fuhr er fort, indem er ein Silberſtück auf die Bank neben den Fährmann legte.

Dieſer ſteckte das Geld in die Taſche, ohne die Gabe eines Blickes zu würdigen, und ſagte: „Das wäre auch dumm, wenn's anders wäre. Wir ſind dazu geſchaffen, Leid und Freud mit einander zu theilen ſeit der Zeit, daß ich Eures Vaters Hausknecht war und Euch half, den Packboden Nachts aufzuräumen. Ja, ich glaube, daß der lange Peter, der Freibeuter, der doch in großem Ruf ſteht, dreiſtere Wagſtücke kaum beſtehen kann, als wir ſie machten, da wir den großen Hund draußen an der Thür einer Nacht alle die Koſtbarkeiten auf die Seite ſchafften, die der lübecker Schiffer den Tag zuvor gebracht hatte. Aber Schade um den Alten, er hielt Euch auch zu knapp für eines ſolchen Mannes Sohn, er mußte ja wiſſen, daß man alle Tage Geld nöthig hat. Der Streich hätte uns übrigens beinahe in die Klemme gebracht. Aber Ihr müßt geſtehen, daß ich wie ein Mann ſtand, als die Sache vor den Stadtvogt kam und ich mich frei ſchwören ſollte. Aber erzwungener Eid iſt Gott leid, ſagt das Sprichwort, und Keiner darf anders ſprechen, als daß ich unfreiwillig ſchwur. Man ſagte übrigens, daß die Geſchichte ein Nagel zu Eures Vaters Sarge war, aber das glaube ich nicht, denn alte Schweine haben harte Schnauzen, ſie können viel aushalten. Graue Haare ſind des Todes Blumen und er war alt genug, um ohne unſre Hülfe zu ſterben.“

— „Ach ſo ſchweig doch von dieſen verdammten, alten Lügen!“ unterbrach ihn der Mann im Mantel.

— „Das iſt eigen, daß Ihr Euch nicht beſſer an alte Zeiten erinnern könnt, ſo daß Ihr Lügen nennt, was doch Wahrheit iſt,“ ſagte der Fährmann. „Das Sprichwort ſagt ſonſt, daß große Herren ein großes Gedächtniß haben, aber bei Euch trifft das nicht zu. Seit Ihr Schreiber bei dem Schloßhauptmann geworden ſeid, habt Ihr nicht bloß die alten Begebenheiten vergeſſen, ſondern auch die alten Freunde. Das iſt nicht recht, Hans Faaborg.

Der Schreiber ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: „Nein, Ole Skaarning, ich habe nicht meine alten Bekannten vergeſſen. Aber Undank iſt der Welt Lohn. Unlängſt ſprach ich mit dem Schloßhauptmann davon, wer den Poſten auf dem Schloß haben ſollte nach dem alten Kerkermeiſter, der auf ſeinen letzten Beinen geht, und da ſagte ich ausdrücklich, daß ſich Niemand beſſer dazu ſchicke als Ole Skaaning, der ein tüchtiger Kerl ſei.“

— „Das ſagtet Ihr als ein kluger Kerl, wenn es übrigens wahr iſt, was Ihr ſagt,“ antwortete Ole, ohne ſich von des Schreibers ſchmeichleriſchen Reden bethören zu laſſen. „Aber darum bin ich noch nicht Kerkermeiſter. Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Aber Ihr ſollt Dank haben für Eure guten Gedanken und werde ich einmal Kerkermeiſter und ſolltet Ihr dann einmal ins Loch kommen, ſo könnt Ihr Euch auf mich verlaſſen, ich werde Euch nicht ſchärfere Eiſen anlegen, als ich durchaus muß. Da ſollt Ihr Euch davon überzeugen, daß der Freund in der Noth erkannt wird und nicht beim Springetanz.“

Das Boot landete am ſüdlichſten Ende von Hallandsaas und Ole band es feſt. Hans Faaberg ſprang hurtig ans Land. „Soll ich Euch folgen? Ich könnte Euch vielleicht nützlich ſein,“ ſagte der Dienſtmann, der ſeine Sticheleien gerne noch länger fortgeſetzt hätte, um dem Schreiber mehr Geld abzulocken.

— „Nein, bleib hier, bis ich zurückkomme, ich brauche Dich nicht. Es iſt Alles mit Liſt und Verſtand beſprochen,“ fügte er mit bedeutungsvollem Lächeln hinzu.

— „Was die Weibsleute Schönes an dem rothhaarigen Gecken ſehen, begreife ich nicht,“ ſagte Ole, indem er dem forteilenden Schreiber höhniſch nachſah. „Wenn ich ein Mädchen wäre, ich ließe mein Kammerfenſter nicht auf für den großmäuligen Schuft, ſo lange noch andres Mannsvolk in der Stadt wäre. Aber die Liebe iſt blinder als der Maulwurf; da hilft nicht Zaum noch Zügel.“

— „Ich wollte, er läge in dem tiefſten Schloßkeller, der aufdringliche Schurke,“ ſagte Hans Faaborg für ſich, als er übers Feld ging nach Hans Knaps Haus. „Ich bin ehedem zu tief mit ihm hineingerathen, um ihn jetzt mit Gewalt los werden zu können, und muß behutſam mit ihm umgehen. Treu iſt er bei alle dem und verlaſſen kann ich mich auf ihn. Aber ich würde den nicht für meinen Feind anſehen, der ihm den Dolch bis ans Heft in den Leib jagte.“

Je näher er zu Hans Knaps Hauſe kam, deſto langſamer wurde ſein Schritt, endlich ſtand er ſtill und ſah ſich um. Alles lag in kalten Morgennebel gehüllt, tiefe Stille herrſchte rund um ihn her; dieſe Einſamkeit, worauf er gerade gebaut hatte, machte ihn jetzt ängſtlich.

— „Ich bin doch ein Narr, daß ich meine Haut für das Mädchen wagen will. Giebt es nicht hundert Mädchen, die weniger ſchnippiſch ſind?“ ſagte er vor ſich hin. — „Aber es giebt nicht viele Mädchen in der Welt, die ſo hübſch ſind — Sie gleicht der Dyveke, aber ſie iſt ſchmucker, ſie iſt jünger und friſcher — — — Es iſt mir gleich; wenn Dyveke mir ihre Hand geben will, wünſche ich mir nichts Beſſeres; das wird mich zum großen Mann machen, damit iſt uns Beiden, dem König und mir, geholfen, denn jetzt wird ſie ihm doch zur Laſt, da er eine junge Königin hat — — — Aber Anna iſt reizend; ſo ſchönen Augen, wie ſie hat, kann man nicht widerſtehen — — — Wagen? Was wage ich? Ich war der letzte von den Gäſten, der geſtern Abend Hans Knaps Haus verließ, und ehe ich ging, ſchlich ich mich hin und ſchob den Riegel vor die Bodenthür, ſo daß ſie nun nicht heraus kann aus ihrer Kammer — — — Ein Glück war's, daß ich nicht dem norwegiſchen Thier, dem verdammten Elephanten, begegnete, der ſich immer in der Küche umhertreibt; hätte ich an ihn damals gedacht, ſo hätte ich es doch vielleicht nicht gethan — — — Wenn ich nur durchs Fenſter ohne Geräuſch hineinkomme, ſo daß ſie nicht eher erwacht, als bis ich drin bin, dann will ich ſie ſchon zur Vernunft bringen — — — Und macht ſie Lärm, ſo kann ich ja auf demſelben Wege zurückkommen, ehe irgend Jemand auf die Beine kommt — — — Hier iſt ja kein Menſch in der Nähe und von der Stadt kommt Niemand, ehe die Thore geöffnet werden, und wenn ſie hier draußen einander mordeten — — — Sie wird ſchweigen, wenn ſie nur ein Bischen Verſtand hat, denn Jeder wird doch glauben, daß es ein Stelldichein iſt, was ſie mir gegeben hat — — — Die Skaaning glaubt es, er wird ſeine Seligkeit darauf verſchwören — — — Hier iſt ja im Grunde nichts zu wagen — — — aber viel zu gewinnen, denn ſo ein ſchmuckes Mädchen giebt's weiter nicht — — — Der Subprior der grauen Brüder ſprach letzthin von ihr und ſchmunzelte dabei — — — Wirft der erſt ein Auge auf ein Mädchen, ſo meint er es ernſtlich — — — Hm! die Ritter laſſen ihr doch nicht lange Ruh bei dem niedrigen Fenſter, wenn ſie es erſt weg haben, daß ſie im Hauſe iſt — — Nun denn, Krähe oder Rabe, wir ſind ja alle unſers Herrgotts Vögel.''

Unter dieſen Betrachtungen war Hans Faaborg bis ans Haus gekommen. Er ſtand wieder ſtill und machte ſchweigend dem letzten, ſchwachen Kampf zwiſchen Furcht und

Neigung ein Ende; und er hatte weniger zu bekämpfen, als wer in unſern Tagen ein ſolches Abenteuer wagen wollte, denn zu jener Zeit waren dergleichen Ueberfälle gar nichts Ungewöhnliches troz aller königlichen Friedensanſtalten und Handhabungen guter Ordnung.

Faaborg war einige Zeit mit dem Vorſatz umgegangen, ſich den Weg zu Annas Kammer zu bahnen; er hatte deswegen die Mittel dazu überlegt und wußte, wo eine kleine Leiter ſich befand, die ihm in die Dachkammer verhelfen konnte. Den Abend vorher hatte er ſich davon vergewiſſert und ſie befand ſich noch auf ihrem Platz; er zog ſie deshalb hervor und ſie war bald gegen den Baum gelegt, welcher Annas Fenſter beſchattete. Mit frohem und klopfendem Herzen ſtieg der verliebte Schreiber die Leiter hinauf und fing ſchon an, leiſe mit ſeinem Dolch die Bleieinfaſſung einer der Glasſcheiben zu löſen, um ſie heraus zu nehmen und auf dieſe Weiſe das Fenſter zu öffnen — ein Verfahren, das jetzt mehr von Dieben angewandt wird als von Liebhabern.

Kaum hatte Hans Faaborg den Fuß auf die Leiter geſetzt, als ſich eine Geſtalt von der Bank im Luſthauſe des Gartens erhob, wo ſie ihr Nachtlager geſucht hatte, und ſich mit mehr Behendigkeit, als man ihrer Größe hätte zutrauen ſollen, längs der Mauer des Hauſes hinſchlich, wo ſie Halt machte, um ihren Gegner zu beobachten. Es war Aslak, der ſeit Annas Zurückkunft von Hans Knaps Haus ſich faſt nicht trennte, ſich dort immer etwas zu ſchaffen machte und den Frauen zur Hand ging, um „dem Engel" nahe zu ſein, der ihm das Leben gerettet hatte und dem er eine religiöſe Anbetung widmete. Und Hans Knaps Frau war keineswegs unzufrieden, einen ſo kräftigen Gehülfen bei ihren häuslichen Geſchäften zu haben, den ſie nicht zu bezahlen brauchte. Aber des Nachts wollte ſie ihn nicht beherbergen, weil ſie bei ſeiner Größe und bei ſeinem Gewicht für ihre Betten beſorgt war. Statt aber vor Thoresſchluß in die Stadt zu gehen, ſchlich er ſich des Abends zurück und brachte die milden Nächte auf einer Bank im Luſthauſe zu, von wo er Annas Fenſter ſehen konnte, ſowie er die Augen öffnete.

Als Faaberg an die Fenſterſcheibe Hand anlegte, hatte Aslak ſchon die Leiter angefaßt, ohne daß Jener es merkte, und ehe das Blei dem ſpitzen Dolche nachgab, war der Schreiber mit einem kräftigen Ruck von dem Fenſter losgeriſſen und ſchwebte in der Luft auf der vorletzten Sproſſe der Leiter, welche Aslak mit feſter Hand in aufrechter Stellung hielt. Faaberg that einen unwillkürlichen Ausruf, er verlor das Gleichgewicht und konnte ſich vor einem Sturz nur dadurch retten, daß er den Dolch fallen ließ und die oberſte Sproſſe mit beiden Händen ergriff. In dieſer ſchwierigen und lächerlichen Stellung ward es ihm nicht leicht, ſich feſt zu halten, aber Aslaks verſchlingender Blick benahm ihm den Muth, nur einen einzigen Schritt hinab zu thun, ſofern dies freilich möglich geweſen wäre, ohne zu fallen.

Da Aslak ſeinen Feind in dieſer trübſeligen und rettungsloſen Lage ſah, verzog er ſein Geſicht zu einem entſetzlichen Grinſen und ſtieß ein ſchluchzendes Gelächter aus, das die Leiter bewegte, ſo daß Faaberg baumelte wie eine Frucht, die im Begriff iſt, vom Baume niedergeſchüttelt zu werden. Aslak fand eine tückiſche Freude daran, dieſen ſchwankenden Zuſtand zu verlängern. [illegible] Herz pochte vor Furcht, er verfluchte ſeine troſtloſe Stellung und hätte den Ole Skaaning gern zu Hülfe gerufen, wenn er nicht beſorgen mußte, von dem Kämpen zerquetſcht zu werden, ehe ſein alter Kamerad zum Entſatz herbeikommen konnte. „O hätte ich nur den Dolch,“ ſagte er für ſich in tödtlicher Verzweiflung, „hätte ich nur meinen Dolch, ſo wagte ich einen Sprung und jagte ihm den in den Leib; aber nun bin ich ganz in ſeiner Macht.“

Und in dieſer Ueberzeugung fing er an, mit ſchmeichleriſcher Stimme eine Unterhandlung wegen ſeiner Freilaſſung mit dem Elephanten anzuknüpfen; er gab ihm die freundlichſten Worte und verſprach ihm goldne Berge, aber Aslak antwortete ihm nur dadurch, daß er die Zunge gegen ihn hinausreckte; und da er ſich endlich erbot, ihm einen Dienſt im Schloſſe zu verſchaffen und ihn unter das Geſinde des Königs zu bringen, wo er gute Tage haben ſollte, ſo ſpie ihm der Elephant ins Geſicht mit einer ſolchen Miene des erbitterten Haſſes, daß Faaborg plötzlich einen verwegenen Schritt hinabmachte, denn an einen Vergleich konnte er nicht mehr denken und mußte ſich auf die Hurtigkeit ſeiner Füße verlaſſen. Er wollte bloß ſo weit die Leiter hinabtreten, daß er ohne zu ſtürzen ſich mit dem Kopf aufrichten könnte, um mit einem verwegenen Sprung zur Erde zu kommen und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, ehe ſich der Elephant von der Leiter frei machen könnte, in welche er mit dem Arm hineingefaßt hatte. Aber in demſelben Augenblick hob Aslak dieſe ſo hoch in die Höhe, daß der Elende bis über das Dach des Hauſes hervorragte und ein Sprung ihm wie ein Sturz in den Abgrund erſcheinen mußte. Der

Kämpe ſchlug wieder ſein häßliches Gelächter auf, als er ſeinen Feind hoch oben in der Luft in ſo jämmerlicher Lage erblickte, und war er bis jetzt noch zweifelhaft geweſen, was er mit ſeiner Beute machen ſolle, ſo faßte er jetzt plötzlich einen Entſchluß, welchen ein minder ſtarker Mann, auch wenn er ihn faßte, nicht hätte ausführen können.

Unfern von dem Hauſe floß der Sankt Annabach, der, nachdem er unter der Brücke der Kapelle vorübergeſchlüpft war, in einen kleinen Buſen des Sundes fiel, der in Hallandsaas hineinſchneidet. Ungeachtet die Schiffe nicht ſo weit herankommen konnten, um hier anzulegen, war das Waſſer ziemlich tief. Dahin nun lief Aslak mit ſeinem Opfer mehr, als er ging.

Als Faaborg ſah, welch ein verzweifeltes Schickſal ihm ſein Henker auserſehen hatte, entſchloß er ſich abermals zu einem Rettungsſprunge, der Ausfall möge ſein wie er wolle; aber es war zu ſpät, ſein Fuß glitt aus, er blieb zwiſchen den Sproſſen hängen und in demſelben Augenblicke ſtürzte Aslak die Leiter ſammt dem Schreiber ins Waſſer, das über dem Verſinkenden zuſammenſchlug mit einem Platſchen, das beinahe des Kämpen Gelächter und den Angſtruf des Unglücklichen übertäubte. Als Aslak den Schreiber in den Wellen begraben hatte, wandte er ihm frohlockend den Rücken und ging nach dem Hauſe zurück, indem er ſich dunkel des ſtolzen Gedankens bewußt war, daß er einen Theil ſeiner Schuld an den Engel abgetragen habe.

Klaus Daa und Guſtav Erikſon ſaßen noch ſtumm auf der Bank bei einander und erwarteten den Sonnenaufgang, als das Gelächter, das der Kämpe aufſchlug, als er den

Schreiber auf der Leiter gefangen hielt, ihre Ohren traf, ohne daß ſie die Urſache errathen konnten. Klaus Daa ſtand raſch auf, um ſich von dieſem ſeltſamen Schall nähere Kunde zu verſchaffen, und Guſtav folgte ihm. Ihre erſte Bewegung war ein Griff nach den Schwertern geweſen — aber ſie hatten ſie bei den Pferden gelaſſen. Da jedoch damals Niemand ſeinen Dolch ablegte, waren ſie nicht unbewaffnet.

Sie erreichten bald den Gartenzaun an Hans Knaps Haus, von wo ſie denn eine ſeltſam zuſammengebogene, zwerghafte Geſtalt ſich in der Luft über den Bäumen bewegen ſahen, als ob ſie zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte; denn die dünne Leiterſproſſe war in der ſchwachen Morgenbeleuchtung nicht ſichtbar und der Kämpe war verdeckt von dem Gebüſch des Gartens. Aberglaube herrſchte damals bei allen Klaſſen und unſere jungen Edelleute waren deshalb nicht weniger muthig als irgend ein junger Kavalier unſerer Tage, weil ſie anhielten und ein Kreuz ſchlugen bei dieſem Anblick. In demſelben Augenblicke hob ſich die Geſtalt wie durch Zauberei noch höher in die Luft und bewegte ſich wie ein ſchwebendes Meteor hurtig dem Waſſer zu. Hier machte ſie plötzlich eine Bewegung, breitete die Arme wie Flügel aus, als ob ſie ſich noch höher heben wolle, und verſchwand. Zugleich erſcholl eine Miſchung von Gelächter, Schrei und Waſſergeplätſcher, das vielleicht einen von unſeren neuzeitigen Kavalieren zur bedenklichen Vorſicht gebracht haben würde; aber in den Ohren der beiden jungen Männer klang es wie eine Aufforderung zu einem ritterlichen Abenteuer, das man nicht auf ſich warten laſſen dürfe. Sie ſprangen raſch über den Zaun und eilten auf verſchiedenen Wegen durch den Garten und plötzlich ſtand Guſtav vor dem Kämpen, welcher triumphirend zurückkehrte und, ſobald er ihn ſah, ihm entgegenlief mit geballten Fäuſten, in der Meinung, daß er einen neuen Kampf zu beſtehen habe. Der junge Mann betrachtete ihn einen Augenblick mit Verwunderung, der Zwerg in der Luft war verſchwunden und ein Kämpe bot ſich ihm ſtatt deſſen dar. Aber ein Abenteuer hatte er ja geſucht und ohne ſich um Veranlaſſung oder Zweck zu kümmern, nahm Guſtav den ſich ihm darbietenden Kampf an. Sie rangen ein Weilchen und es glückte dem jungen Schweden, ſeinen Gegner umzuwerfen; aber jetzt packten ihn die ſehnigen Arme des Kämpen mit ſolcher Kraft, daß er nicht im Stande war, ſich unter der großen Maſſe zu rühren, und es war nur die Langſamkeit der Bewegungen des Elephanten, welche ihn rettete, von Hans Faaborgs Dolche durchbohrt zu werden, deſſen ſich Aslak bemächtigt hatte. Während dieſes Kampfes, wobei es nicht ohne Schrei und Geräuſch abging, kam Klaus Daa herbei, der vergebens auf der andern Seite des Gartens das verſchwindende Phantom geſucht hatte. Als er ſeinen Freund in der Gewalt eines ſo übernatürlichen Feindes ſah, rief er ſeinen Heiligen bei Namen und zog den Dolch, um Guſtav zu befreien. Aber Aslak, welcher dieſe Bewegung geſehen hatte, ließ hurtig von Guſtav ab und wälzte ſich ſeitwärts auf der Erde hin, ſo daß ihn der Stoß verfehlte. Mit lautem Schrei ſprang Aslak auf und fuhr auf Klaus Daa los, der inzwiſchen beſchäftigt war, Guſtav aufzuhelfen, den er verwundet glaubte, und ehe er dem

Stoße ausweichen konnte, hatte Faaborgs Dolch ihm den linken Arm geritzt. Aslak ſchwang den Dolch abermals mit einem ausfordernden Rufe, er fühlte ſeine ganze Kraft in dieſem Augenblicke, es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er eine ſolche Waffe in ſeiner Hand hatte. Aber da kein neuer Angriff erfolgte, ging er auch nicht mehr angriffsweiſe zu Werke, ſondern ſtellte ſich vor den Eingang des Hauſes und fuhr fort, zu brummen und die Zähne zu fletſchen wie ein wildes Thier, das den Eingang zu ſeiner Höhle vertheidigt.

Ungeachtet der Lärm und dieſer wiederholte Ruf die Bewohner des Hauſes geweckt haben mußten, zeigte ſich doch nicht die mindeſte Theilnahme an dem, was draußen vorging. Man war damals an gewaltſame Auftritte zu ſehr gewöhnt, als daß es nicht jeder Bürger für das Klügſte gehalten hätte, innerhalb ſeiner verſchloſſenen Thüren zu bleiben und ſich nicht in fremden Streit zu miſchen. In Hans Knaps Hauſe blieb deswegen Alles ruhig. Und da die beiden jungen Männer keine Gefahr für die Bewohner der Hauſes ſahen, ſondern vielmehr annehmen mußten, der Kämpe ſei ein Wächter deſſelben, verließen ſie den Wahlplatz und kehrten zu ihren Pferden zurück, nur wenig befriedigt von dem Abenteuer, das ſie beſtanden hatten.

Nicht weit von dem Hauſe begegneten ſie den Reitknechten mit den Pferden; dieſe hatten den Lärm gehört und fürchteten, ihre Herren wären in einen Hinterhalt der berüchtigten, frieſiſchen Seeräuber gefallen, der Bande des langen Peter, die bisweilen an den ſeeländiſchen Küſten landete und ein fortwährender Gegenſtand des Schreckens war für das gemeine Volk, das bei Weitem die Heldenthaten dieſer Barbaren übertrieb; denn ihr ganzer Auftritt war darauf berechnet, einen abergläubiſchen Schreck einzuflößen, weil ſie ſich verkleideten und als Feldzeichen auf ihren Kleidern Galgen und Rad weiß ausgenäht trugen. Ungeachtet dieſer Räuber „gegen fünfhundert grimmige Schelme von Bootsmännern, Bogenſchützen und Knechten,“ wie die Chronik ſagt, in ſeinem Dienſte hatte und ſich den ſtolzen Titel „der Dänen Stürmer, der Bremer Zuchtmeiſter, der Hamburger Teufel und der Holländer Peiniger“ gab, ungeachtet er ſein Unweſen meiſtens in der Nordſee trieb, ſo fürchtete man ſeinen Ueberfall doch an allen däniſchen Küſten. Sobald die Reitknechte Unrath merkten, kamen ſie gleich mit den Pferden zum Entſatz herbei und nahmen den Weg, den ſie ihre Herren hatten nehmen ſehen. Aber ſtatt des langen Peters gefürchteter Freibeuterbande fanden ſie die Ritter allein, die ziemlich verſtimmt und wortkarg waren; Klaus Daa hatte ein Tuch um ſeinen linken Arm gebunden, aber außer dieſem Zeichen eines beſtandenen Kampfes ſahen ſie nicht die geringſte Spur von Menſchen.

Das Gelächter des Kämpen war auch dem Ole Skaaning zu Ohren gekommen, aber da Alles ſtill blieb, legte er ſich wieder am Strande ins Gras und überlegte, wie viel er auf dem Heimwege dem Hans Faaborg durch Sticheleien und Drohungen abpreſſen könne. Da vernahm er plötzlich Gelächter, Geſchrei und Gepſatſch im Waſſer. Ole ſprang auf. „Es geht da nicht mit rechten Dingen zu,“ ſagte er für ſich, „ſie übermannen ihn. Aber was wollte er auch da, der rothhaarige Narr. Weiß nicht jeder Menſch, daß Liebeinen ſüßen Anfang hat, aber ein beſchwerliches Ende? Aber die Gans geht ſo lange in die Küche, bis ſie am Spieße ſitzt. Es war abgemacht, ſprach er, mit Liſt und Verſtand. Ja, Mannsliſt iſt wohl behende, aber Weibesliſt iſt ſonder Ende und, wie es ſcheint, iſt er zwiſchen Hammer und Ambos gerathen. Aber Niemand ſoll ſagen, daß Ole Skaaning einen Kameraden in der Klemme gelaſſen hat oder daß er ſich vor einer Schlägerei gefürchtet hätte; Schmiedekinder ſcheuen keine Funken und Ole iſt ſchon oft da geweſen, wo es ſcharfe Meſſer gab.''

Während dieſes Selbſtgeſprächs zog er ſein Meſſer und eilte übers Feld dahin, von wo der Schrei gekommen war. Er hörte verworrenen Lärm und mehrere Stimmen, aber nicht des Schreibers wohlbekannte Laute. ,,Sollten ſie mit ihm fertig ſein?'' dachte er. ,,Man ſollte es faſt glauben, denn die Gans ſchnattert nicht mehr, wenn ſie abgekehlt iſt. Der Tod iſt ein ſchneller Jäger, dem Niemand entläuft; wenn er todt iſt, ſo nützt es nicht, wenn ich auch in die Klemme komme. Es iſt beſſer, ſich von Vieren zu Grabe tragen zu laſſen, als ſelbſt auf ſeinen zwei Füßen hinzugehen, und das iſt ein dummer Fuchs, der bei Tageslicht in die Falle läuft.''

Während Ole dieſe Betrachtungen anſtellte, hatte Hans Faaborg ſeinen Fuß aus der Leiter befreit, welche jetzt ſein Rettungsmittel ward. Die Tiefe des Waſſers kam ihm zu Hülfe; es glückte ihm, auf die Leiter zu kommen, und ſo gelangte er ohne große Anſtrengung ans Land hinter einigem Gebüſch unfern von der Stelle, wo ihn Aslak hineingeſtürzt hatte. Aber er war ſo betäubt, daß er ſeinem Gegner beinahe wieder in die Hände gerathen wäre, ſtatt ihm zu entfliehen, wenn nicht der verworrene Lärm der Kämpfenden ihn gewarnt hätte. Zitternd und bebend vor Schrecken, Unwillen und Froſt ſchlich er zurück längs dem Seeufer in der Richtung des zurückgelaſſenen Bootes und traf ſo auf Ole Skaaning, der ihn mit Fragen überſchüttete, was, wie und warum. Aber jetzt waren ſeine Leibes- und Geiſteskräfte erſchöpft und er ſank ohne Bewußtſein auf das Feld nieder.

— „Sie haben ihm doch den Reſt gegeben,“ brach Ole aus, „und im Waſſer iſt er auch geweſen. Ein geſchlagener Mann thut keinen Widerſtand, jetzt rührt er ſich nicht von der Stelle. Ein todter Hund beißt Niemanden; ſonſt war er meiner Treu beißig genug und es war ſchwer, ihn zahm zu machen. Das muß eine ſchlimme Geſellſchaft geweſen ſein, in die er gerathen iſt, und er verſprach ſich doch alles Gute; aber man wird von dem am leichteſten betrogen, dem man am meiſten traut. Hier ſoll er nicht liegen bleiben als Futter für die Krähen, ſo lange Ole Skaaning ihn fortſchleppen kann.“

Und unter einem Strom von Sprichwörtern, welche wir nicht wiederholen, nahm Ole den Schreiber auf die Schultern und ging mit ihm nach dem Boote zu.

Er hatte es noch nicht erreicht, als er Pferdegetrappel hinter ſich hörte. Er ſah ſich um; vier Reiter kamen getrabt, zwei von ihnen waren geharniſcht und bewaffnet.

Der vorſichtige alte Diener des Klaus Daa hatte die Augen überall, während ſie nach dem öſtlichen Thore zu ritten; er entdeckte einen Mann, welcher einen Todten oder vielleicht einen Verwundeten zum Seeufer hinunter trug, wahrſcheinlich um ihn ins Waſſer zu werfen. Er theilte ſeinem Herrn dieſen Argwohn mit und die Ritter beſchloſſen, ſogleich die Sache zu unterſuchen. Der Waffenklang und das Pferdegetrappel auf dem Blachfelde machte den Flüchtenden aufmerkſam auf die Gefahr und beſchleunigte ſeine Schritte. Gleichwohl würde er mit der ſchweren Bürde auf den Schultern dennoch von den Reitenden eingeholt worden ſein, wenn nicht Hans Faaborg zu rechter Zeit wieder zu ſich gekommen wäre.

— „Könnt Ihr Eure eignen Beine gebrauchen?“ fragte Ole ſehr froh, zu bemerken, daß ſein Kamerad nicht todt ſei. „Herunter und verſprecht Euren Füßen ein Paar neue Schuhe, wenn ſie Euch von dieſen Reitersleuten befreien können. Kommt, Hans Faaborg, der Tod läßt nicht auf ſich warten; es iſt beſſer, in den Buſch zu kriechen, als zu baumeln im Halseiſen. Es iſt beſſer, daß Andere ſagen: Da läuft er, als: Da liegt er!“ — Und mit dieſen aufmunternden Worten ergriff er den Schreiber beim Handgelenk und zog ihn mit ſich über Stock und Stein.

Sie erreichten das Boot. Ole Skaaning warf ſeinen Herrn mehr hinein, als daß er ihm einſteigen half; dann ſprang er ſelbſt nach und ſtieß ab. Es war die höchſte Zeit, denn ſchon hielten die vier Reiter am Rande des Ufers, aber es waren bereits einige Faden Waſſer zwiſchen ihnen und den Verfolgten. Dieſer Abſtand gab dem Ole ſeine alte Frechheit wieder.

— „Was wollt Ihr und wer ſeid Ihr, daß Ihr Wanderer und Reiſende verfolgt?“ rief er ihnen zu.

— „Ich gehöre zu des Königs Gefolge und heiße Klaus Daa," antwortete der junge Mann mit mehr Aufrichtigkeit als Klugheit, „und ich fordere Dich zur Rechenſchaft, was Du hier zu ſchaffen haſt um dieſe Zeit und warum Du fliehſt? Hatteſt Du nichts gegen Königs Gebot verübt, ſo brauchteſt Du nicht zu laufen; wer flieht, macht ſich ſelbſt verdächtig."

— „Es iſt leicht, den zu jagen, der ſelbſt gerne läuft," antwortete Ole ſpottend. „Ich und mein Vetter, wir ſind zwei Ellen von einem Stück, wenn unſere Kleidung auch nicht danach ausſieht; wir reiſen immer auf dieſe Weiſe; erſt reitet er auf mir und dann reite ich auf ihm. Aber ich weiß nicht, was es Euch angeht, wenn wir reiten wollen, ohne daß es uns Hafer koſtet."

— „Unverſchämter Schlingel!" brach Guſtav aus und ſpornte ſein Pferd ins Waſſer hinein; aber es ſank, es war zu tief, er mußte wieder umwenden.

— „Wer bei Zeiten den rechten Weg nimmt, der verirrt ſich nicht," ſagte Ole. „Der Reiher ſinkt unter, denn er kann nicht ſchwimmen. Einige reiſen zu Lande, Andere zu Waſſer. Aber kommt nur zu uns hergeritten, vielleicht trägt Euch das Waſſer beſſer, als Ihr glaubt, denn wer hängen ſoll, der erſäuft nicht, es müßte denn das Waſſer über den Galgen gehen."

In ſeiner Erbitterung riß Klaus Daa ſeinen Dolch aus dem Gürtel, nahm ihn in die Hand wie einen Wurfſpieß, zielte und ſchleuderte ihn nach dem vorlauten Spötter. Ole bückte ſich, der Dolch flog ihm über den Kopf ins Waſſer.

— „Ein Schuß daneben bringt den Haſen nicht ums

Leben," ſagte Ole mit Kaltblütigkeit, indem er doch mit dem Ruder ins Waſſer fuhr und das Boot weiter vom Ufer entfernte. „Nun dank' ich Euch für gute Geſellſchaft. Aber Ihr müßt es nicht übel nehmen, daß wir uns fern von Euch gehalten haben, denn wer mit Hunden zu Bette geht, wißt Ihr wohl, der ſteht mit Flöhen auf."

Die erbitterten Edelleute, die die Unmöglichkeit einſahen, für dieſen Hohn Rache zu üben, zogen ſich vom Ufer zurück. Da rief ihnen eine Stimme noch nach aus dem Boote: „Herr Klaus Daa thäte beſſer, wenn er ſich um ſich ſelbſt bekümmerte und zuſähe, wie er davon kommen wird, wenn er dem Könige von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft ablegen muß, als unſchuldige Leute zu überfallen wie ein Straßenräuber und ſich in noch üblern Ruf zu bringen."

Klaus Daa hielt ſein Pferd an und ſagte zu ſeinem Gefährten: „Das war nicht der grobe Fährmann, der mir dieſen Rath gab, ſondern Einer, der die Angelegenheiten bei Hofe kennt. Einem guten Rathe ſoll man folgen und wenn er von einem Feinde kommt. Wahrlich, der wäre nicht unſer Feind geweſen, der uns gerathen hätte, in dieſer Nacht nicht auf Abenteuer zu gehen."

Die Thorwächter ſtießen ins Horn und einen Augenblick darauf ward das Fallgitter aufgezogen und die Zugbrücke niedergelaſſen. Indem ſtieg die Sonne in ihrer vollen Pracht über das Meer empor und ihre Strahlen vergoldeten die Thurmſpitzen der Hauptſtadt. Alle Glocken in den Kirchen und Klöſtern begrüßten des Tages Anbruch und als die vier Reiter durch die Gaſſen ritten, tönten feierliche Metten oder Morgengeſänge mit den tiefen Stimmen der

Mönche aus den Kapellen, an denen ſie vorüberzogen, und die Leute fingen ſchon an, ſich an ihr Tagewerk zu begeben.

Sobald die Ritter dem Waſſer den Rücken gekehrt hatten, brauchte Ole ſein Ruder ſo tapfer, daß das Boot bald hinaus gelangte durch den breiten Strom zwiſchen Bremerholm und der Stadt.

— „Das war ein tüchtiges Stück Arbeit und hat Beine und Redens gekoſtet,“ ſagte er, während er mit allen Kräften ruderte. „Aber ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth und wenn Ihr nicht einſeht, daß ich in dieſer Nacht Euch Leben und Ehre gerettet habe, ſo ſeid Ihr ein undankbarer Kuckuck. Eine Freundſchaft iſt der andern werth. Wäre Ole Skaaning nicht geweſen, ſo lägt Ihr jetzt und kehrtet die Naſe in die Höhe. Gold iſt in der Gluth zu proben, Freunde in der Noth zu loben. Beſſer, treue Freund' ein Paar, als Rückenkehrer eine Schaar. Aber es iſt ja nicht mehr als billig unter Kameraden und wir ſind nun einmal dazu geſchaffen, Leid und Freud mitſammen zu tragen ſeit den Großthaten unſerer Jugend. Aber Gott und alle Heiligen! Da blaſen ſie ja ſchon im Thore. Es wird zu ſpät, bis zum Schloſſe zu rudern, zumal wenn man noch einen Rücken hat, der empfindlich, und einen Hals, der kitzlich iſt. Ich will dem Büttel nicht für einen halbjährigen Sold in die Klauen gerathen und der Schloßhauptmann könnte vielleicht Luſt haben, mehr zu fragen, als Ihr beantworten könnt, Hans Faaborg, wenn er Euch um dieſe Zeit zu Kahne nach dem Schloſſe fahren ſieht. Ein kluger Mann ſoll ſich nicht von einem Narren ausfragen laſſen. Es iſt am beſten, ein Verſteck zu ſuchen, denn wenn ſie erſt den

Sack ſchütteln, ſo ſehen ſie auch, was drin iſt, und wer ſich in die Karten gucken läßt, der verliert ſein Spiel. Aber das muß eine feine Naſe ſein, die die Spur im Waſſer riecht. Und da das Blut nie ſo dünn iſt, daß es doch dicker iſt als Waſſer, ſo wird meine ehrſame, alte Baſe der Blutsverwandtſchaft halber das Boot ſchon unter ihrem Hauſe bis morgen Nacht in Verſteck nehmen.“

Von dem Waſſer bei Bremerholm ging in früheren Zeiten ein kleiner, enger Kanal nach der Sankt Nikolaikirche; dieſer Kanal war ſpäterhin von Häuſern überbaut durch Wölbungen, ſo daß er nur noch für kleine Fahrzeuge zugänglich war, die unter den Häuſern hindurchrudern konnten. Dieſe Häuſer waren von Anfang an meiſtens von königlichen Seeleuten bewohnt, weshalb ſie Schifferbuden hießen. Dieſem dunkeln Gewölbe drehte Ole ſein Boot zu und verſäumte nicht, ſeine Mütze zu lüften in dem Augenblicke, wo er vom Licht in die Finſterniß fuhr, wie die Seeleute zu thun pflegen, wenn ſie vom Mondſchein in den Schatten ſegeln, um den Zorn der böſen Mächte abzuwenden, die ſich in der Dunkelheit aufhalten könnten.

Eine kalte Grabesluft ſchlug ihnen entgegen, ſo daß den durchnäßten Faaborg ein Schauer durchbebte. Er mußte ſich bücken, um nicht an die unebenen Steine des Gewölbes anzuſtoßen, aber Ole kannte dieſen Verſteck und ohne anzuſtoßen brachte er den Kahn bis zu einer kleinen, ſteilen Treppe, welche vom Kanal nach dem Hauſe ſeiner Baſe hinaufführte und wo er es feſtband. Und eben ſo ſchnell wie Klaus Daa und Guſtav Erikſon in der Wohnung Ruhe fanden, die ſie nach den Anſtrengungen der Nacht erwartete, ward der durchfrorene Hans Faaborg zu Bette gebracht bei Ole Skaanings „ehrſamer, alter Baſe, welche chriſtlich lebte und ſich vom Strandgut nährte,“ von Vielen wegen ihrer Hexenkünſte beſucht und von Einigen wegen der heimlichen Dienſte, welche ſie ihnen leiſtete, begünſtigt, von Madame Sigbrit aber insbeſondere gehaßt wurde wegen der Prophezeiungen, welche ſie unter den Leuten zu verbreiten wußte, wenn ſie umherwanderte in verſchiedenen Verkleidungen, bald als Bettlerin, bald als Hauſirerin mit Heiligenbildern und Paternoſterbändern. Unter dieſen Vorausſagungen war auch die, welche insgemein St. Brigittens Prophezeiung hieß in Betreff des ſechſten Königs, der mit Schrecken endigen ſollte, und dieſe war der Sigbrit vorzüglich ein Dorn im Auge. — Während der Schreiber ſchlief, hatte Ole Skaaning eine lange Unterredung mit ſeiner Baſe und erzählte ihr ſo viel von dem fremden Gaſte, als er für nöthig hielt, ſie wiſſen zu laſſen. Als Hans Faaborg ſpät am Vormittage Elsbeth Bagers Haus verließ, war er an Leib und Seele geſtärkt und hierzu trug der köſtliche Liqueur Hippokras nicht weniger bei, welchen „die kluge Frau“ heimlich an ihre Kunden verkaufte, als die glücklichen Prophezeiungen, welche ſie theils aus den Linien ſeiner Hand, theils aus andern Anzeichen herauslas, ſo daß der Schreiber des Schloßhauptmanns ſich in ſeinem Herzen freute über die Bekanntſchaft, die er mit Ole Skaanings Baſe gemacht hatte.

Die Beſuche.

Die ſcheinbar unbedeutende Wunde, welche Klaus Daa in jener Nacht am Arm bekommen hatte, war acht Tage nachher noch nicht geheilt, ſei es nun, daß Faaborgs Dolch in irgend eine ſchädliche Materie getaucht war oder daß er ſie mit Sorgloſigkeit behandelt hatte. Er mußte den Arm in einer Binde tragen und konnte daher keinen Aermel darüber ziehen, ſo daß er ſich weder bei Hofe vorſtellen noch daran denken durfte, den Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit aufzuſuchen, die ſchöne Adelgunde, eine Tochter des Ritters Jochum Griis zu Holm. Nach Klaus Daas Berechnung mußte dieſe junge Dame einige Tage zuvor mit ihrer Mutter in der Stadt angekommen ſein.

Die gezwungene Ruhe zu einer Zeit, wo er ſo viel Veranlaſſung hatte, thätig zu ſein, machte ihn äußerſt mißmuthig. In dieſer Stimmung fand ihn Gottfried von Ghemen und ſie ward nicht vermindert, als der Bürger unangemeldet eintrat, und der junge Mann mußte ſich vorwerfen, daß die Unbilligkeit, die er gegen ſeines Vaters alten, treuen Diener dadurch bewieſen hatte, daß er ihn von einem Ende der Stadt zum andern jagte, um ihm ein Paar neue Sporen zu verſchaffen, welche er doch für den Augenblick nicht gebrauchte, Schuld an dieſer ihm ſo ungelegenen Ueberrumpelung war. Der Buchdrucker ſtellte ſich ſelbſt vor unter manchen Bücklingen und Ceremonien als dankbaren Schützling des würdigen, alten Herrn Oluf Daa; er hatte vor vielen Jahren, als er zur Stadt kam, um ſich hier anzuſiedeln, ein Empfehlungsſchreiben an Ritter Oluf Daa aus dem Auslande mitgebracht und der alte Ritter war ſein günſtiger Beſchützer geweſen. Als er daher erfuhr, daß ſein Sohn angekommen war, hatte er es nicht einen Augenblick aufſchieben wollen, ihm ſeine Hochachtung zu bezeigen, ſich ſeiner Gewogenheit zu empfehlen und ihm ſeine geringen Dienſte anzubieten, ſofern er davon Gebrauch machen könne.

Der junge Edelmann empfing den Bürger mit ſteifer, zurückhaltender Höflichkeit, welche Jenem keine Luſt einflößen konnte, den Beſuch zu verlängern. Nichts deſto weniger ließ ſich Gottfried von Ghemen weitläufig über die vergangene Zeit aus und ſchien nicht zu ahnen, wie ungelegen ſein Beſuch ſei. Klaus Daa, der ein Weilchen nur ein einzelnes Wort hin und wieder dazu gab, ſchwieg zuletzt ganz ſtill. Der Buchdrucker hatte ſeine ganze Reiſe von Deutſchland bis Kopenhagen erzählt und von jedem Zwiegeſpräch Nachricht gegeben, das er zu ſeiner Zeit mit Herrn Oluf Daa gehabt habe, und die Unterhaltung ſtockte. „Gott ſei gelobt, nun wird er endlich gehn,“ dachte der junge Rittersmann. Aber ſein Gaſt ſah ſich in dem ärmlichen Zimmer um, welches Klaus Daa bewohnte, und ſagte: „Der Sohn meines Beſchützers hat keine Wohnung getroffen, wie ich ſie ihm wünſche. Als ein Herr beim Hofe des Königs ſeid Ihr ſchlecht verſehn. Hier ſind zum Beiſpiel nur wenige Stühle, man hat Euch nicht einmal ein Kanapee beſorgt, wie es jetzt Mode iſt. Wollt Ihr deshalb gütigſt erlauben — — —“

— „Ich danke Euch, ich wohne recht gut.“

— „Wenn ich gehorſamſt Euch einige Gemächer in meinem geringen Hauſe anbieten dürfte — — — Alles, was ich habe und mein nenne, ſchulde ich der Gnade des Königs und dem Schutze Eures Vaters, es würde mir ſehr lieb ſein, wenn Ihr mir verſtatten wolltet, dem Sohne meines Beſchützers Gaſtfreiheit zu beweiſen.“

— „Ich danke Euch, ich bin nun einmal hier eingerichtet. Auch liegt es mir bequem, da das Schloß nicht allzu weit entfernt iſt.“

— „Ihr mögt mir gnädigſt erlauben, daß der Fiſchermarkt, wo mein Haus liegt, dem kopenhagner Schloß näher iſt als die Sackgaſſe, die überdies ein paſſenderer Aufenthalt iſt für Bader, Gerber und Fiſchweiber als für einen Edelmann.“

— „Die Wahrheit zu ſagen, hab ich mir dies Quartier nicht ſelbſt gewählt, ſondern es mir durch einen Burſchen meines Vaters beſorgen laſſen und der hat es nicht beſſer verſtanden; vermuthlich hat er meinen Wirth, den Gerber, gekannt.“

— „Ueberdies gehört Johann Spegelberg zu den Frommen und auf die Treue und den Glauben von dergleichen

Leuten baue ich nicht eben,“ ſagte der hartnäckige Buchdrucker.

— „Wenn der Mann, wie er nun heißen mag, auch ein Muhamedaner wäre, ſo frage ich nichts danach, da wir Beide, ich und er, nichts mit einander zu ſchaffen haben,“ ſagte der junge Mann mit hochmüthiger Miene.

— „Wenn ich nicht das Glück haben ſoll, Euch unter meinem Dache zu beherbergen, ſo darf ich Euch doch vielleicht meine Dienſte anbieten, Euch anderswo ein beſſeres zu beſorgen,“ fuhr der gutmüthige Buchdrucker fort.

— „Ich wünſche Euch keine Mühe zu verurſachen.“

— „Ihr wärt doch am beſten bedient in meinem Hauſe, edler Herr. Ihr ſeid krank, ich habe eine alte Schweſter, welche ſich recht auf Krankenpflege verſteht. Mein Haus iſt groß und weitläufig, gedankt ſei es dem König und Eurem Herrn Vater, und Ihr würdet ganz ungeſtört ſein können.“

Klaus Daa machte eine ablehnende, aber doch verbindliche Bewegung und ſchwieg. Der Buchdrucker ſchwieg auch aus Verlegenheit; gleichwohl wollte er noch nicht gehn. Endlich ſagte er: „Ihr denkt wohl bald zu Hofe zu gehn, edler Herr,“ aber dieſe Worte wurden weniger wie eine Frage als vielmehr wie eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, ausgeſprochen.

— „Für jetzt bin ich krank, wie Ihr ſelbſt eben bemerktet.“

— „Aber nicht bedeutend, hoffe ich. Vielleicht iſt Euer Arm verrenkt?“

— „Nein, das wohl nicht.“

— „Vielleicht ein kleines Andenken vom Fechtboden?“

— „Nein.“

— „Nicht? — Vielleicht ein kleines, von ſelbſt gekommenes Geſchwür? Ja, klein Geſchwür, große Pein, das kann oft ſchlimmer werden als eine ordentliche Wunde.“

— „Nein, zum Teufel! Ich ſehe nicht ein, was es Euch angeht, Meiſter Ghemen, was meinem Arme fehlt.“

— „Ich will mir nur erlauben, die Hoffnung zu äußern, daß der Schade Euch nicht lange hindern mag, an den Luſtbarkeiten des Hofes Theil zu nehmen,“ ſagte der Buchdrucker verlegen.

— „Ich ſehe nicht ein, was es Euch für ein Vergnügen machen kann, Meiſter Buchdrucker, ob ich an den Hofluſtbarkeiten Theil nehme oder nicht,“ ſagte Klaus Daa mit einer nachläſſigen Bewegung der Hand, die wohl als ein Abſchiedswink des Oberen an ſeinen Untergebenen gelten konnte. „Wir treffen einander doch wohl nicht bei Hofe?“

— „Nein, das freilich nicht, edler Herr,“ antwortete Gottfried von Ghemen. „Ich komme nicht öfter in das Schloß, als wenn Se. Gnaden der König es befiehlt, und mit den Luſtbarkeiten daſelbſt hat ein Bürger nichts zu ſchaffen, denn Hoffeſte ſind für den Adel und nur wenn die Noth über ſie kommt, kennen Könige die Bürgersleute. Gleichwohl komme ich doch oft genug an den Hof, um zu wiſſen, daß es zu Eurem Beſten diente, wenn Euer Arm geheilt wäre; denn das Sprichwort ſagt: Wer da iſt, bekommt das Fleiſch, wer nicht da iſt, die Knochen; aber es iſt wohl nicht immer richtig, wenn es heißt, daß der aus dem Sinn iſt, der Einem aus den Augen iſt.“

Es lag ſo viel Würde und Gutherzigkeit in der Weiſe, womit der Buchdrucker ſprach, daß ſeine Rede unwillkürlich auf den jungen Ritter einwirkte. Er nahm eine weniger nachläſſige Stellung an als bisher und ſagte: „Ich verſtehe in Wahrheit nicht, was Ihr meint.“ Aber als ob es ihn auf der Stelle gereue, dem Bürger ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt zu haben, warf er ſich wieder zurück in den Stuhl und ſagte: „Ihr haltet es mit den alten Sprichwörtern; ſo will ich Euch auch mit einem Paar aufwarten: Es iſt keine ſo geringe Vogtei, ſagt man, die nicht einen Scheffel Hafer einbringt — Jeder bekümmert ſich am beſten um ſein Bier und ſeine Lieder — und: Nicht Alle, die kommen, ſind willkommen.“

Der Buchdrucker ſtand auf und ſagte: „Edler Herr, es thut mir leid, daß Ihr Mißtrauen in mich ſetzt und daß ich Euch nicht willkommen bin, aber noch mehr, daß man bei Hofe von Euch ſchlecht ſpricht, und es ſollte mir ſehr wehe thun, wenn — — — wenn ein Sohn meines Beſchützers es verdiente, daß man ſo von ihm ſpricht.“

— „Meiſter Ghemen!“ ſagte Klaus Daa drohend und ſprang erbittert auf, „was erdreiſtet Ihr Euch, mir zu ſagen?“

Aber Gottfried von Ghemen ließ ihn nicht ausreden. „Edler Herr! Hört mich mit Ruhe an. Das iſt das Einzige, worum ich Euch bitte. Ihr werdet doch wohl überzeugt ſein, daß ein alter Bürgersmann nicht zu einem jungen Ritter kommt, um ihn zu beleidigen. Auch bin ich nicht gekommen, um mir einen Gewinn dadurch zu verſchaffen, daß ich Euch mein Haus anbiete, und eben ſo wenig verlange ich Euer Geldmäkler zu ſein oder Eure Angelegenheiten zu beſorgen, wozu ſich genug Kaufleute melden werden, die gewohnt ſind, dergleichen für junge Edelleute zu übernehmen. Nein, nichts von alle dem iſt die Urſache meines Kommens. Aber Euer Vater war mein — ja, ich darf es ſagen, er war mir ein Freund und das iſt mehr als ein Beſchützer, das vergeſſe ich nie; und wenn ich von ſeinem Sohne üble Nachrede hörte, ohne ihn zu warnen, ſo wäre ich nicht werth, daß mir hinfort noch Jemand über die Thürſchwelle vertraute.“

— „Ueble Nachrede? Meiſter Ghemen, wenn es ſo iſt, ſo bitte ich Euch, mir meine Afterredner zu nennen, damit ich ſie zur Rechenſchaft ziehe, und wahrlich, ſo lange ich ein Schwert führe, ſoll Niemand ungeſtraft meinen Namen auf andre Weiſe nennen als mit Achtung. Wer hat ſchlecht von mir geſprochen?“ wiederholte er auffahrend.

Der erfahrne, alte Bürger hatte viel zu thun, um den unerfahrnen, jungen Edelmann zu belehren, daß es bei Hofe ein Weſen giebt, das keinen Namen und keinen Stand hat und doch unendlich mächtig iſt, mit Allen umgeht vom König bis zum Küchenjungen, zeitig aufſteht und ſpät zu Bette geht, wachſamer iſt als die Thurmwächter, das Alles weiß und mehr als Alles, unwiderleglich iſt, obgleich das, was es berichtet, kaum ein Zehntel Wahrheit gegen neun Zehntel Lügen enthält, das von dem Beſten Böſes und von Niemandem Gutes ſpricht, das Niemand geſehen hat, aber Alle gehört haben. Im Kampf aufzutreten gegen dieſes Weſen, würde lächerlich ſein, weil es nicht möglich iſt, aber es gering zu achten und zu überſehen würde thöricht ſein.

— „Das Sprichwort ſagt, daß das Hofleben ein glänzendes Elend iſt," fuhr er fort, „und daß es bei Hofe viele Hände, aber wenige Herzen giebt. Man weiß nicht, vor wem man ſich in Acht nehmen ſoll; deshalb nimmt der kluge Mann ſich vor Allen in Acht und behandelt ſeinen Freund ſo, daß er ohne Schaden morgen ſein Feind werden kann. Denn es iſt ſchwer, ſich vor Bremſen im Walde und vor böſen Zungen bei Hofe zu hüten."

— „Aber um aller Heiligen willen," brach Klaus Daa ungeduldig aus, „Ihr habt mir mit alle dem kein Wort von dem geſagt, was ich wiſſen will."

Gottfried von Ghemen ſchlug die Augen nieder und ſagte: „Es ziemt ſich für mich nicht, der ich nur ein ſchlichter und gewöhnlicher Bürger bin, das zu wiederholen, was man von Euch ſagt, edler Herr. Aber ich muß bemerken, daß Ihr Feinde von Einfluß habt, mögen ſie nun unter den Vornehmen oder, was ſchlimmer iſt, unter den Dienern ſein, wie das Sprichwort ſagt: Erzürnte Diener ſind die ärgſten Feinde. Man darf bei Hofe wo-möglich keinen Hund zum Feinde haben. Eure Unbekanntſchaft hiermit muß meiner Dreiſtigkeit zur Entſchuldigung dienen, wenn ich hiervon ſpreche."

— „Ich kann Euch verſichern, daß ich eben ſo wenig von Feinden wie von Freunden bei Hofe weiß, aber ich weiß nicht, wozu das Alles führen ſoll. Wollt Ihr nicht deutlicher ſprechen?"

— „Edler Herr, man hat den König gegen Euch einzunehmen gewußt. Se. Gnaden ſind etwas heftig und zum Zorn geneigt und hatten vielleicht Grund, zu erwarten, daß Ihr früher bei Hofe erſchient; das müßt Ihr beſſer verſtehn als ein Handwerksmann. Aber jetzt geht die Rede unter den Hofleuten, daß Ihr ausgeblieben ſeid, weil Ihr — — weil Ihr ſchlechte Geſellſchaft weit von hier bei niedrigen Leuten ſuchtet, und daß Ihr nun nicht an den Hof kommen könnt, weil Ihr an einer ehrloſen Handlung Theil genommen habt, bei der Ihr ſo übel weggekommen ſeid, daß Ihr Euch zu Hauſe halten müßt.“

Die Erbitterung des jungen Edelmanns, als er ſo ehrloſe Verläumdungen hörte, kannte keine Gränzen. Er tobte und fluchte und rief alle heidniſchen Götter und chriſtlichen Heiligen zu Zeugen ſeiner Unſchuld. Der Buchdrucker berichtete ihm umſtändlicher, wie man ihn beſchuldige, das Haus eines friedlichen Bürgers vor dem Oſtthore überfallen zu haben, wahrſcheinlich in der ehrloſen Abſicht, mit Gewalt in die Kammer eines jungen Mädchens zu dringen. Die Bewohner des Hauſes hätten die Nacht in tödtlicher Furcht zugebracht und der Eigenthümer, der Madame Sigbrit kenne, habe den nächſten Morgen ſich bei ihr beklagt über dieſes Vergehn gegen des Königs neueſte Verordnungen, welches einer von den Hofleuten verübt habe nach Ausſage eines Dienſtboten, durch den der Einbruch abgewehrt ſei.

— „Und weil ein Dienſtbote glaubt, daß es einer von den Hofleuten ſei, und weil vielleicht einer von den Hofleuten eine ſchändliche Handlung begeht, ſo meint man gleich, daß ich es ſei?“ fragte Klaus Daa erbittert.

Der Buchdrucker konnte nicht angeben, wie man den jungen Herrn damit in Zuſammenhang gebracht habe, aber gewiß ſei es, daß man ihn allgemein als den Thäter nenne;

der König ſei bei Madame Sigbrits gehäſſigem Bericht in Zorn gerathen und er habe ſich nun ſowohl des Königs Ungnade als Sigbrits Widerwillen zugezogen. Dieſer Ueberfall ſei verübt in derſelben Nacht, wo Klaus Daa mit Gefolge bei Tagesanbruch in das Oſtthor eingezogen ſei; die Thorwächter wollten geſehen haben, daß dieſelben Herren zu Pferde in einer noch früheren Morgenſtunde ſich in der Gegend aufgehalten hätten, und dies vermehre noch die Wahrſcheinlichkeit. Man wiſſe auch, daß der junge Edelmann ſeine Diener auf dem Wege zurückgelaſſen habe und ſelbſt nach dem Hauſe gegangen ſei, wo die That vorgefallen.

— „Das iſt wohl ausgekundſchaftet und noch beſſer zuſammengeſtellt,“ ſagte Klaus Daa. „Aber ich hatte zum Glück in jener Nacht einen Zeugen bei mir, welchen ich nicht verließ und der ein Zeugniß für mich ablegen wird.“

— „Leider habt Ihr es paſſend gefunden, edler Herr, die Reiſe mit dem Abgeſandten eines aufrühreriſchen Unterthanen zu machen, der ſeinem Heiligen danken mag, wenn der König Gnade für Recht ergehen läßt und ihn ungeſtraft zurückſchickt, woher er gekommen iſt. Ich ſage leider, denn man beſchuldigt Euch, es mit den ſchwediſchen Aufrührern zu halten. Dieſer Zeuge wird Euch wahrlich nicht helfen und Ihr thätet beſſer, dieſen Umſtand zu verſchweigen, wenn Ihr nicht ausdrücklich deswegen befragt werdet.“

Klaus Daa erzählte nun dem Buchdrucker, wie er mit dem wackern Guſtav Erikſon zuſammen gekommen ſei und daß weder ſeine eigene noch ihre gemeinſchaftliche Reiſe die

Politik zum Gegenſtand habe; aber einen ſo braven Edelmann, mit dem er Freundſchaft geſchloſſen habe, werde er nimmer verläugnen und das um ſo weniger, wenn ſeine Sendung mit Gefahr verbunden zu ſein ſcheine. Er wolle im Gegentheil Allen und Jedem erklären, daß der ſchwediſche Edelmann ſtets mit ſchuldiger Ehrfurcht von Sr. Gnaden dem Könige geſprochen und kein Wort habe fallen laſſen, das nicht von dem ſtrengſten Richter hätte gehört werden können. Er klagte, daß er ihn ſeit ihrer Ankunft in der Stadt nicht geſehen habe, aber ſobald er ausgehen könne, wolle er ihn aufſuchen, da er noch nicht zu ihm gekommen ſei.

— „Edler Herr, das iſt mehr adlig als klug,“ ſagte der vorſichtige Bürger. „Ich kann Euch ſagen, daß der König den ſchwediſchen Edelmann hat bedeuten laſſen, er möge ſich jeden Augenblick fertig halten, Sr. Gnaden aufzuwarten. Er iſt deswegen an ſeine Wohnung gebunden. Noch hat der König ihn nicht geſehen und er hat ſeinen Brief gar nicht in Empfang nehmen wollen. Aber wir wollen nicht von fremden Angelegenheiten ſprechen, wenn Ihr es erlaubt; Jeder hat genug mit ſich ſelbſt zu thun. Wollt Ihr mir gewogentlichſt mittheilen, was Ihr von der Sache wißt?“

Nachdem der Buchdrucker einen vollſtändigen Bericht hinſichtlich der Ereigniſſe jener Nacht angehört hatte, ſann er eine Weile ſtillſchweigend nach, während er hin und wieder den Klaus Daa mit Aufmerkſamkeit betrachtete, und ſagte dann: „Es iſt mir klar — da ich keinen Augenblick an der Wahrheit Eurer Erzählung zweifle — daß Jemand

Eure Ankunft benutzt haben mag, um den Verdacht von ſich abzuwälzen. Aber wer kann das ſein? Ihr und der ſchwediſche Abgeſandte ſeid die einzigen Herren, welche nach jener Nacht Morgens früh durch das Stadtthor eingetroffen ſind. Ich habe ſelbſt den Wirth in der Herberge befragt; er hat fremde Stimmen gehört und, wie es ihm vorgekommen ſei, die Stimme eines ſchwediſchen Mannes. Den Dienſtboten, deſſen ich vorher erwähnte, habe ich gleichfalls befragt; es iſt ein halbverrücktes Weſen, das man den norwegiſchen Kämpen nennt. Er weiß nichts auszuſagen, bleibt aber dabei, daß er den Ritter mit ſeinem Meſſer geſtochen und daß er ihn ins Waſſer geworfen und ertränkt habe. Aus dieſem Wirrwarr iſt es eben ſo unmöglich, etwas herauszufinden, wie Waſſer aus Stahl auszuringen. Aber wahrſcheinlich iſt es, daß die Leute, die in dem Boote waren und von welchen Ihr nicht wißt, woher ſie kamen und wohin ſie wollten, mehr davon wiſſen als wir Beide. Wir wollen nun ſehen, ob wir nichts entdecken können, obwohl eine Spur zu Lande beſſer iſt als eine zu Waſſer, denn wenn der Hirſch erſt in den Pfuhl geht, iſt es ſchwer, ihn zu wittern.“

Daß alle dieſe Äußerungen den Mißmuth des jungen Mannes nicht verringerten, wird gewiß Niemanden wundern. Der Buchdrucker ermunterte ihn, guten Muthes zu ſein und für ſeine Geſundheit Sorge zu tragen, um bald ſo weit zu ſein, daß er ſeinen Feinden in offenem Felde entgegentreten könne: „Denn offene Fehde iſt für Ritter, aber Hinterhalt und Schalkheit iſt für Mönche und Betrüger.“ Vor Allem wolle er ihm rathen, zu Madame Sigbrit zu gehen, ſobald er auszugehen im Stande ſei, und ihr Alles mitzutheilen, was er wiſſe. Möglicher Weiſe habe ſie mehr erfahren, als ſie kundgeben wolle, und Niemand könne beſſer als ſie dem Könige einen andern Begriff von der Sache beibringen.

Der ſtolze, junge Edelmann machte mehrere Einwendungen gegen dieſen Vorſchlag; den Schutz dieſer fremden Frau zu ſuchen, ſchien ihm eines däniſchen Herrn und eines Hofmannes unwürdig. Aber Gottfried von Ghemen widerlegte alle ſeine Gründe mit der Klugheit eines alten Mannes.

— „Von Madame Sigbrit wird jetzt ſo viel geſprochen und ſie hat viele Feinde,“ ſagte er zuletzt, „aber ſie iſt des Königs treue Dienerin und das Land verdankt ihr manches Gute, wenn ſie es auch nicht auf die Weiſe ausgeführt hat, welche zumeiſt mit Sitte und Gebrauch übereinſtimmt. Es iſt eine kurioſe und ſchwere Zeit, worin wir leben, und Umſtände ſind ein gebietendes Geſetz gewiß eben ſo ſehr wie irgend Etwas. Die vornehmſten Männer halten ſich nicht für zu gut, zu Madame Sigbrit zu gehn — — —“

— „Und draußen auf der Straße vor ihrer Thür zu ſtehen und in Froſt und Kälte zu warten, bis ſie ſie herein ruft — ein ſchönes Geſchäft für einen Edelmann!“ unterbrach ihn Klaus Daa.

— „Nu nu! Es wird viel erzählt, wovon kaum die Hälfte wahr iſt. Wenn es keine Lügen gäbe, ſo würde bei Hofe weniger geſprochen werden. Eure eigene Sache iſt ja ein Beweis, wie wenig man glauben darf von dem, was man hört. Sigbrit hat auch Freunde unter dem däniſchen

Adel und wenn Männer wie der Reichsmarſchall, Herr Mogens Gjö, und Herr Heinrich Gjö und General Otto Krumpen und der Reichskanzler, Biſchof Lauge Urne, und manche Andere ſich nicht für zu gut halten, mit ihr umzugehen, ſo iſt das wenigſtens ein Beweis, daß man mit ihr ſprechen kann, ohne etwas von der Ehre aufzuopfern, die ein Edelmann rein erhalten muß. Und Niemand ſoll ſagen, daß Gottfried von Ghemen dem Sohne ſeines Beſchützers etwas Anderes gerathen habe, als was ſein Herr Vater ſelbſt billigen müßte, wenn er gegenwärtig wäre. Ihr wünſcht ja den Feind kennen zu lernen, der Euch verläumdet! Vorausgeſetzt, daß es eine einzelne Perſon iſt und nicht das ſchändliche Geſchwätz, das ſich bei Allen einſchleicht und Keiner als das ſeinige anzuerkennen will, vorausgeſetzt, daß es eine einzelne Perſon iſt, ſo wird Niemand das beſſer wiſſen als die kluge Sigbrit, die ihre Ohren überall und Helfer ſo viele hat, wie ſie will, und es wird Niemand ſein, der Euch das zu ſagen Luſt hätte, ausgenommen Madame Sigbrit, die es weder mit dem Einen noch mit dem Anderen hält.“

Dieſer letzte Grund beſtimmte den Klaus Daa, den Rath des Buchdruckers zu befolgen und, wie ſauer es ihm auch werden ſollte, zu Madame Sigbrit zu gehen, ehe er ſich bei Hofe vorſtellte. Und als dies abgemacht war, erneuerte der Bürger noch einmal ſeinen Vorſchlag, daß Klaus Daa in ſein Haus ziehe, aber dies ſchlug jener aufs Entſchiedenſte ab; für den Augenblick wolle er durchaus keine äußere Veränderung in ſeinen Verhältniſſen vornehmen. Aber er dankte dem Buchdrucker verbindlichſt für die

Güte, die er einem Unbekannten erzeigt habe, und fügte mit einer Herzlichkeit, die ſeine frühere Unfreundlichkeit wohl gut machen konnte, hinzu: „Ich hatte bisher geglaubt, daß ich weder Freunde noch Feinde in dieſer Stadt habe, aber ich ſehe nun, daß ich beide habe. Ihr könnt überzeugt ſein, Meiſter Ghemen, daß ich es tief erkenne, daß ein Freund wie Ihr eine Menge von Feinden aufwiegt und daß ich trotz der Hiobspoſt, die Ihr mir gebracht habt, dieſen Tag als einen guten betrachte, da er mir mehr geſchenkt als geraubt hat. Denn daß ich ein Gut gewonnen habe, iſt ſonder Zweifel; ob ich aber durch die Ränke meiner Feinde etwas verloren habe, iſt, die Heiligen ſeien geprieſen, noch unerwieſen und beruht wohl zum Theil auf meinem eigenen Benehmen und meiner guten Klinge.“

Bei dieſen Worten reichte er dem Buchdrucker die Hand und ſchüttelte ſie treuherzig.

— „Edler Herr, Ihr gleicht in dieſem Augenblick ſo ſehr Eurem Herrn Vater,“ ſagte der Buchdrucker gerührt, „daß Niemand den Gottfried von Ghemen zu dem Glauben bringen ſoll, Ihr könntet etwas Ehrloſes begangen haben, und wenn es noch ſo Viele beſchwören. Mit der Heiligen Hülfe wird auch die Wahrheit ſchon an den Tag kommen und da wird es ſich ergeben, von wem die Feindſchaft ausgegangen iſt; denn die Falſchheit erſchlägt ihren eigenen Herrn, darauf kann ſich ein ehrlicher Mann verlaſſen. Könntet Ihr Euch dazu bequemen, der Sigbrit eine kleine Verehrung oder irgend eine Seltenheit zu bringen, ſo würde es Euer Schade nicht ſein.“

Klaus Daa ſchüttelte den Kopf.

— „Gut, ich verſtehe, was Ihr meint,“ fuhr der Buchdrucker fort, „aber ſteckt wenigſtens dem Dienſtmädchen einige Geldſtücke in die Hand. Es iſt nun einmal Sitte und Brauch, um nicht zu warten. Eine ſolche Gabe an eine geringe Dienſtperſon kann Euch nicht ſchänden.“

Der Bürger empfahl ſich, Klaus Daa begleitete ihn bis zur Treppe, wo der Abſchied ſehr verſchieden von dem Empfange war. Klaus Daa empfand dieſe Verſchiedenheit mit Scham und konnte ſich nicht verhehlen, daß er in dieſem Geſpräche zwiſchen den Stellvertretern von zwei verſchiedenen Ständen die untergeordnete Rolle geſpielt habe. Und um die Wahrheit zu geſtehen, ärgerte ihn dies und nie zuvor war ihm der bürgerliche Geruch des gegerbten Leders auf der Treppe ſo widerlich und unerträglich vorgekommen wie in dieſem Augenblick.

Als er allein war, warf er ſich mißmuthig auf einen Stuhl und ließ ſeinen Gedanken freien Lauf. Und es war jetzt nicht der Hof, wohin ſie ſich wandten, oder des Königs Ungnade, die er am meiſten gefürchtet hätte. Das ehrloſe Gerücht, das ſchon der Bürger erfahren hatte, mußte weit früher der ſchönen Adelgunde zu Ohren gekommen ſein. Was mußte ſie von ihm denken? Ein junges Mädchen in ihrer Kammer zu überfallen! Es ging Klaus Daa, wie es ſeinem ganzen Geſchlechte geht, deſſen Bekanntſchaft mit dem Schlechten das Urtheil darüber unbewußt beſtimmt und die Wahrheit des alten Sprichworts beſtätigt: Der Dieb denkt, daß Jedermann ſtiehlt. Ungeachtet Klaus mit Leben und Blut dafür gekämpft haben würde, daß die Seele ſeiner Geliebten ſo rein wie die eines Engels ſei, zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß ſie, ſobald ſie das Gerücht vernähme, ſich ihn mitten in der zügelloſeſten Scene und jenes junge Mädchen als eins der ſchlechteſten Geſchöpfe ihres Geſchlechts vorſtellen müſſe. Der Himmel ſei gelobt, die Vorſehung wacht über die Frauen weit beſſer, als es die Männer faſſen können. Die Kunde von dem Schlechten in der Welt, die faſt unzertrennlich von allem unſerem Denken iſt, nahet ihrer unbefleckten Phantaſie nur ſelten und wir würden nicht ſo oft, wie es geſchieht, falſch über ſie urtheilen, wenn wir dieſen Glauben feſt hielten. Wie manchen Kummer würden wir uns erſparen! Aber wir haben keine Ahnung davon, wie ſehr wir uns irren, und es fällt uns nicht ein, wie uns gerade unſere Klugheit blind macht. —

Als der Diener zurückkam, ohne die Sporen angeſchafft zu haben, nach welchen ſein Herr ſo begierig war, erwartete er, mit Zorn empfangen zu werden, aber Klaus Daa war ſo ſanft wie ein Lamm, denn des Buchdruckers Beſuch hatte ihm ſo viel zu denken gegeben, daß ein Paar neumodiſche Sporen durchaus kein Intereſſe mehr für ihn hatten. Der alte Mogens war verdutzt über dieſe Milde und machte den Schluß daraus, daß ſein Herr ſich übler befinden müſſe, als da er ihn verlaſſen hatte; es fehlte nicht viel, daß er den Wundarzt aufſuchte, um ihm die nöthige Pflege zu verſchaffen — damit er wieder gehörig übler Laune werde wie gewöhnlich.

Aber es half nichts, daß Klaus Daa den Diener wegſchickte, um ſich ungeſtört ſeinen ſchwermüthigen Betrachtungen zu überlaſſen. Es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß er heute Beſuch empfangen ſolle, wann er es am wenigſten wünſchte. Kaum hatte Mogens ihn verlaſſen, als er ſich wieder einfand, um einen vornehmen Herrn anzumelden, den er in der Waffenſchmidtsbude getroffen und der ihn über ihre Wohnung ausgefragt hatte und jetzt kam, ihn zu beſuchen. Und ſo wie er dieſe Anmeldung gemacht hatte, öffnete ſich auch ſchon die Thür und der vornehme Herr, der wahrſcheinlich nicht hatte warten wollen, trat ein und grüßte den Klaus Daa mit dem Anſtand eines Weltmannes.

Der Eintretende war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Er war mit großer Sorgfalt gekleidet und ſein ganzes Äußere verrieth, daß er einen großen Werth auf den dadurch zu erwerbenden Beifall legte. Ein dicht anſchließendes, ſeidenes Wamms mit Puffen auf den Ärmeln, unter einem kleinen Mantel von niederländiſchem Tuch mit Pelzbeſatz Beinkleider von feinem, blauem Tuch, beſetzt mit Franzen von ſchwarzem Atlas, mit Bauſchen und Quaſten von bunter Seide, ſpitze Schuhe, die vorn in einen ſchmalen, hakenförmigen Schnabel ausliefen, eine blitzende Halskette mit einem Heiligenbilde auf einem Schauſtück, ein geſtickter Halskragen, beſetzt mit feinen Spitzen, ein langer Dolch im Gürtel, deſſen goldenes Heft eingelegt war mit bunten Steinen in Form eines Kreuzes; Alles dies bezeichnete den Edelmann, der der neueſten, burgundiſchen Mode folgte; aber als er mit einem leichten Gruße die kleine Mütze mit einer Reiherfeder darauf, welche ſein Haupt bedeckte, abnahm, verrieth ein runder, kahler Fleck mitten auf dem Scheitel, wo das ſchöne, gekräuſelte Haar abgeſchoren war, und welcher nachher beinahe wieder bedeckt war durch die darüber geſtrichenen Locken, daß dieſer Mann ein Geiſtlicher war trotz des Dolches und des ritterlichen Benehmens.

— „Ei, Vetter, das iſt nicht artig von Euch, daß der Zufall mir Eure Ankunft in der Stadt verrathen muß,“ ſagte er. „Wenn ich nicht Euern Burſchen bei meinem Waffenſchmidt getroffen und ihn gefragt hätte, wer der Herr ſei, der durchaus ein Paar neumodiſche Sporen haben wolle, ſo hätte ich nicht gewußt, wo ich Euch ſuchen ſollte. Blutsfreunde ſind die ſchlechteſten Freunde. Aber da wir von Sporen ſprechen, Ihr bekommt in der ganzen Stadt nicht ſolche, wie ich ſie kürzlich von Lüttich durch den Kammerherrn der Königin, Maximilian de Bins bekommen habe; ich werde Euch ein Paar zur Probe ſchicken.“

Nach dieſer Einleitung ſtellte er ſich dem Klaus Daa als ſein naher Blutsverwandter von mütterlicher Seite vor, Henning Grib. Ungeachtet Klaus Daa im Geſchlechtsregiſter nicht ſonderlich bewandert war, wußte er doch, daß ein Sohn von dem Vetter ſeiner Mutter ſo hieß und Kanonikus in Kopenhagen war.

Kanonikus zu ſein war damals ein gemächliches, einträgliches Amt. Kanonici — in Deutſchland werden ſie Domherren, in Frankreich Abbés genannt und unter dieſem Namen kennt ſie der Leſer vielleicht mehr als unter jenem — Kanonici waren meiſtens junge Männer von Adel, die, wie es oft geſchah, das Studiren bei Seite legten und durch Familienverbindungen dieſe einträglichen Ämter erhielten, welche ſie dann von Stellvertretern beſorgen ließen, während ſie ſelbſt die Zeit damit zubrachten, auf die Jagd zu gehen, ſich in den Waffen zu üben und mit den übrigen jungen Edelleuten umher zu ſchwärmen in der Erwartung, daß dieſe Verdienſte um die Kirche ihnen mit der Zeit zu höheren, geiſtlichen Pfründen verhelfen würden. Von allen kopenhagenſchen Kanonikern war Henning Grib einer der luſtigſten und ſelten ward er vermißt, wenn die jungen Edelleute ſich zu Spiel und Nachtabenteuern verſammelten.

Klaus Daa empfing ſeinen Vetter mit Zuvorkommenheit und da der Kanonikus es verſtand, ein Geſpräch auf leichte und ungezwungene Weiſe zu führen, waren ſie bald ſo bekannt mit einander, als wenn ſie von Jugend auf zuſammen geweſen wären.

— „Aber ſagt mir,“ fragte der Kanonikus im Laufe des Geſprächs, „was in aller Welt hat Euch bewegen können, Euer Quartier in dieſer Gerbergrube aufzuſchlagen, wo es ſo verwünſcht ſtinkt, daß man nicht von hier in gute Geſellſchaft gehen kann, ohne vorher ſeinen Mantel in Balſamwaſſer und Rosmarineſſenz gebadet zu haben. Das Einzige, was Euch entſchuldigen kann, iſt, daß der Gerber eine hübſche Frau hat oder eine ſchwarzäugige Tochter von ſechzehn Jahren. Hängt es ſo zuſammen?“

Klaus Daa verſicherte, daß keins von Beiden der Fall ſei, ſo viel er wiſſe.

— „Beim Jupiter,“ brach der Kanonikus pathetiſch aus, „ich würde ein ſchlechter Vetter ſein, wenn ich ein ſolches Scandalum zugäbe, daß Ihr bei einem Gerber wohntet, ohne Euch mit der Gunſt ſeiner Tochter entſchuldigen zu können. Ihr müßt fort und das je eher je lieber. Ich werde Euch ein anſtändigeres Quartier nachweiſen, wo nicht weniger als drei hübſche Töchter ſind ſammt deren

Stiefmutter, die ſelbſt nicht älter iſt als einige zwanzig Jahre, und alle dieſe vier Weiber ſind ſo reizend wie Venus und nicht ein Bischen ſpröder. Es iſt ein wahres Paradies, das Haus."

Und nun fuhr der Geiſtliche fort, die luſtigen Streiche zu erzählen, welche die jungen Herren bald in der einen, bald in der andern Herberge machten, wobei er beſonders bei den Schlägereien verweilte, die daraus entſtänden, bald mit den Bürgern und den lateiniſchen Burſchen, bald mit des Stadtvogts Mannſchaft und den Thorwächtern. Aber alle dieſe Erzählungen trug er mit einer ſolchen Leichtigkeit vor und begleitete ſie mit ſo vielen beluſtigenden Schilderungen von Perſönlichkeiten und Verhältniſſen, daß ſie in den Ohren ſeines Zuhörers viel von dem Anſtößigen verloren, und es fehlte nicht viel, ſo hätte dieſer gewünſcht, dieſen kecken Kämpfen und luſtigen Gelagen beigewohnt zu haben.

— „Erzählt mir nun dafür etwas von Euren tollen Streichen," ſagte der Kanonikus. „Laßt mich zum Beiſpiel etwas hören von Eurem nächtlichen Einbruch bei Hans Knaps hübſcher Tochter. Da habt Ihr uns einen Leckerbiſſen weggenommen. Ich vermuthe, daß nicht eher Lärm im Lager ward, als bis Ihr auf dem Rückzuge wart. Man hat ſeit zwei Tagen von nichts Anderem geſprochen und alle Welt hat ſich darüber gefreut, weil Hans Knaps Haus unter Sigbrits beſonderer Protektion ſteht. Ihr könnt glauben, daß ſie einen Kapitalärger darüber gehabt hat, das holländiſche Äpfelweib; ich glaube nicht, daß ſie wüthender werden könnte, wenn es Jemand probirte, bei Dyveke ins Fenſter zu kriechen, als ſie über dieſe Hiſtorie geworden iſt.

Sigbrit ſucht nämlich dieſe Schenke, müßt Ihr wiſſen, und weß Bier mich labt, der ſei mit Hopfen begabt! Ha, ha! Was ſagt Ihr zu dem Sprichwort? Es iſt ein neues, das ich ſelbſt erfunden habe, und ich bilde mir ein, daß es ſo gut iſt, als hätte es irgend einer der ſieben Weiſen in eigener Perſon gemacht. Es iſt jetzt Mode, drollige Sprichwörter zu machen, darauf müßt Ihr Euch ja legen.“

Es half nichts, daß Klaus Daa mit aller Macht gegen die Ehre proteſtirte, die dieſer nächtliche Überfall ihm machen ſollte, mit der Verſicherung, daß er gar keinen Grund habe, Madame Sigbrit zu erzürnen, und daß er von Hans Knaps Hauſe nicht das Mindeſte wiſſe. Der Kanonikus hatte es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß er der Schuldige und daß es eine Heldenthat ſei trotz König und Sigbrit; denn jeder Edelmann habe Grund, Sigbrit zu haſſen und zu ärgern, und er wolle ihm rathen, ſich in Gegenwart von Edelleuten nicht anders zu äußern, „ſonſt,“ fügte der Kanonikus hinzu, „werdet Ihr für einen Anhänger angeſehen werden des Pöbelpacks, der Sigbrit Villums und ihres Vetters, des verlaufenen, holländiſchen Barbiers, und der ganzen verdammten Sippſchaft, die, wenn es nach mir ginge, in der ewigen Pein und in dem Flammenpfuhl der Hölle braten müßte. Amen!“

Da die Glocken im Graubrüderkloſter gerade zum Abendgebet zu läuten anfingen, erinnerte er ſich plötzlich, daß er unaufſchiebbare Verrichtungen habe, indem er nämlich den Tanzübungen beiwohnen ſollte, die ein franzöſiſcher Tanzmeiſter in ſeinem Hauſe anſtelle, wo man ſich die ganz neue Menuet en quatre einüben wolle mit den ausländiſchen

Damen, die er mitgebracht habe; eine davon ſei ſeh hübſch, eine wahre Magdalene, ſchön, aber noch gar nich bußfertig. Und mit dem Verſprechen, daß er ſeinen Vette wieder beſuchen und ſein Wegweiſer in den Wirthshäuſer und Beluſtigungsorten der Stadt ſein wolle, ſobald jene ausgehen könne, was, wie er hoffe, in wenigen Tagen geſchehen werde, ſchüttelte er dem Klaus Daa treuherzig di Hand und verließ ihn mit Tanzſchritten. In der Thür begegnete er des Gerbers hübſchem Dienſtmädchen, umarmt ſie und gab ihr einen herzhaften Kuß zum großen Ärger fü ihren Anbeter Mogens, der dies mit der Mütze in der Han anſehen mußte.

Dieſer Beſuch hatte den Klaus Daa zerſtreut und zu Theil erheitert; er fing an zu glauben, daß, wenn ihm auc das Gerücht, das ihn im Munde führte, bei ſeiner Geliebten zu widerlegen ſchwer fallen und ihm bei dem König und Sigbrit ſchaden würde, ſein Anſehen unter ſeine Standesgenoſſen doch nichts deswegen zu fürchten hab Dennoch konnte er ſich nicht recht darein finden, der Gegenſtand einer ſolchen Beſchuldigung zu ſein, denn eine ſo lichtſcheue Gewaltthat ſtimmte nicht mit ſeiner Denkweiſe un je mehr er in der Einſamkeit ſich dieſen Betrachtungen überließ, deſto heftiger ward er und zuletzt war er ſo übel gelaunt, wie ihn Mogens hinſichtlich ſeiner Beſſerung nu wünſchen konnte.

Gottfried von Ghemen beſuchte ihn einige Mal in de nächſten Tagen, aber die Nachrichten, welche er mitbracht waren keineswegs geeignet, ihn zu erfreuen. Nach de Buchdruckers Meinung war Alles in statu quo und nu

Madame Sigbrit könne, wenn ſie wolle, eine Änderung darin hervorbringen; denn wenn er ſich jetzt dem heftigen Könige vorſtelle, werde er ſich den unangenehmſten Folgen des königlichen Zorns ausſetzen, ohne etwas für ſich auszurichten. Es ward nun beſchloſſen, daß er ſich Tags darauf zu Sigbrit begebe, ehe er irgend einen Andern ſehe, da ſein Arm nun ſo weit hergeſtellt war, um einen paſſenden Anzug anzulegen. Meiſter Gottfried meinte, des Königs Rathgeberin werde ſich wohl gegen ihn benehmen „auf ihre Weiſe, denn ſie iſt eigen und anders als andere Menſchen,“ fügte er hinzu. So viel er gehört habe, ſei ihr Zorn im Abnehmen und es ſei deswegen nicht unwahrſcheinlich, daß ſie die Spur des wahren Thäters entdeckt habe. Wäre das, wie er es wünſche, ſo könne Klaus Daa noch einen glänzenden Sieg über ſeine Feinde davontragen und die Verläumder zum Verſtummen bringen. Der Buchdrucker unterrichtete ihn ſodann, daß die gelegenſte Zeit für einen Beſuch bei Madame Sigbrit Abends um ſieben Uhr ſei, denn alsdann pflege ſie meiſtens ihre Geſchäfte abzubrechen, um in ihrem Garten vor dem Schlafengehen friſche Luft zu ſchöpfen. Er wolle die Sache möglichſt vorbereiten, ſo daß der junge Edelmann ſicher ſein könne, empfangen zu werden.

Obwohl Klaus Daa ſich von Grund der Seele ſehnte, die ſchöne Adelgunde zu ſehen, beſchloß er doch, dem Rathe des Buchdruckers zufolge zuerſt Madame Sigbrit zu beſuchen. Und was ihn dazu beſtimmte, war mehr eine gewiſſe Scheu, vor die Geliebte zu treten, ohne einen Schritt gethan zu haben, um ſich von der ehrenrührigen Beſchuldigung zu reinigen, als es aus Politik geſchah, um ſein

Anſehen bei Hofe zu ſtärken oder des Königs Zorn abzuwenden.

So warf ſich denn der ſtolze, junge Mann, doch nicht ohne ſich Gewalt anzuthun, am folgenden Tage in ſtattliche Kleider, um zu dieſer Audienz zu gehen. Aber er verſäumte deswegen ſeinen Anzug nicht und als er dieſen mit Mogens Hülfe vollendet hatte und ſich in einem kleinen Handſpiegel betrachtete, war er voll und feſt überzeugt, des Königs Hofmann Klaus Daa ſei ein ſchmucker, junger Mann, der ſeinen Federhut und ſeinen langen, ſpaniſchen Degen mit allem Anſtande trage, den man von einem Herrn bei Hofe in ſeiner Stellung fordern könne. Und da er gegen ſieben Uhr Abends ſich zu Madame Sigbrits Wohnung auf dem Fiſchermarkte begab, von dem ernſten und wohlbewaffneten Mogens begleitet, der ſeine Würde fühlte, drei Schritte hinter dem jungen Edelmanne zu gehen, lugte mehr als ein Frauenzimmer unter dem Sonnentuche nach ihm und bewunderte ſein ſtattliches Äußere und ſeinen raſchen Gang und Niemand, der ihn ſo ſtolz und dreiſt einherſchreiten ſah, konnte es ihm anſehen, daß er angeklagt ſei, des Königs Frieden gebrochen und — was ſchlimmer war — Sigbrits Unwillen ſich zugezogen zu haben.

Dyveke und Sigbrit.

Auf dem Fiſchermarkt oder, wie er ſchon damals bisweilen genannt wurde, auf dem Amagermarkte hatte Chriſtian der Zweite ein prächtiges, ſteinernes Haus von zwei Stockwerken für Madame Sigbrit und Dyveke einrichten laſſen. Ein ſteinernes Haus war damals ſchon an und für ſich ein Prachtgebäude und dies war überdies mit reichen, architektoniſchen Zierrathen ausgeſtattet, wodurch die Mißgunſt der Geiſtlichkeit und des Adels gegen die glückliche Beſitzerin noch mehr geweckt wurde, denn bisher hatten nur dieſe beiden Stände ſteinerne Häuſer beſeſſen. Noch immer waren geklebte Lehmwände mit Strohdächern die gewöhnliche Bauart und ſelbſt gemauertes Fachwerk ward ſelten angewandt.

Sigbrits Haus lag gerade vor dem Ende der Hochbrückſtraße, die ſchräg nach dem Schloſſe hinabging. Von einem Fenſter in Sigbrits Palaſt konnte man durch die ſchmale Straße nach einem Fenſter des Schloſſes hinſehen, mochte es nun abſichtlich ſo gemacht ſein oder ſpielte der Zufall dabei. Dieſe beiden Fenſter beherrſchten, ſo zu ſagen, die ſchmale Straße und Abends erleuchteten zwei klare, funkelnde Sterne die beiden Endpunkte. Der eine Stern brannte in des Königs, der andere in Dyvekes Zimmer.

An dem Abend, wo Klaus Daa ſich auf den Weg machte nach Sigbrits Palaſt — denn die damalige Benennung Hof entſpricht der jetzigen Palaſt — ſaß Dyveke an dieſem Fenſter im Geſpräch mit einem jungen Mädchen, in welchem wir Anna wieder erkennen. Meiſter Gottfried von Ghemen hatte ihre Mutter wiederholentlich beſucht und jedes Mal von jenem nächtlichen Einbruche in Hans Knaps Hauſe geſprochen, ſo daß Dyveke begierig geworden war, den Zuſammenhang aus Annas eigenem Munde zu hören. Sie hatte ſie deswegen holen laſſen und Anna war gekommen, begleitet von einer Magd und von dem langen Müßiggänger — wie ihn Sigbrit nannte — dem norwegiſchen Kämpen, dem Elephanten, denn nach dem Überfall hielt ſie ſich nicht für ſicher unter dem Schutz einer Magd. Nachdem Anna ſich an ſeine rieſenmäßigen Formen und an ſein beſtändiges Anſtarren gewöhnt hatte, erzeigte ſie ihm dieſelbe Güte, welche ſie für eine neufundländiſche Dogge gehabt haben würde, und er trabte ihr und der Magd auch auf den Ferſen nach wie ein Hund mit ſchläfrigen, ſchweren Schritten und geſenktem Haupt und Ohren.

Während Aslak und die Magd in der Geſindeſtube geblieben waren, ſaß Anna bei Dyveke und berichtete ihr, was ſie wußte und vermuthete von dieſer Sache, welche ſie zu einem Gegenſtande der Neugierde gemacht hatte, ſo daß ihres Pflegevaters Haus nie leer war von Gäſten, welche ſich über die näheren Umſtände unterrichten wollten. Ihre

Pflegemutter freute ſich über dieſen ſtarken Zuſpruch von Leuten verſchiedenſter Art, vornehmen und geringen, aber Anna ſelbſt betrübte es, beſonders wenn Vornehme auf dieſe Veranlaſſung kamen. Sie konnte gar nicht recht glauben, daß der Überfall ihr gegolten habe, ſondern daß es Diebe geweſen wären, die es nach ihres Vaters ſilbernen Bechern gelüſtete. Daß der junge Herr Daa vollkommen unſchuldig in dieſer Sache ſei, davon hielt ſie ſich überzeugt und wenn Dyveke fragte, wie ſie das von einem Manne wiſſen könne, den ſie nicht kenne und den ſie nie geſehen habe, ſo ward ſie blutroth und ſagte ſtammelnd, daß ſie gleichwohl davon überzeugt ſei — ſie wiſſe nicht weshalb.

Dyveke war über Mittelgröße, ſtark gebaut und voll, ihre Geſichtsfarbe fein und blühend, Naſe, Mund und Kinn fein und edel gebildet, die Stirn hoch und muthig, die Augen braun, aber dunkler als ihr beinahe blondes Haar, das in langen Locken auf den entblößten Nacken niederhing unter einem vorn aufgeſchlagenen Häubchen oder Hütchen von ſchwarzem Sammt, das kaum den Scheitel bedeckte. Eine gleichfalls ſchwarze Feder wehte längs der aufgeklappten Krempe. Ihr Anzug beſtand in einem ſchwarzen Kleide, das vorn in ein ſpitzes Korſetleibchen herabging und ziemlich lang auf den Schultern auslief, ſo daß man deren ſanfte Rundung kaum erkennen konnte. Um den Hals trug ſie einen weißen, ſteif in die Höhe ſtehenden, geſtickten, mit Gold ausgenähten Kragen, der nach ihr der Dyvekekragen hieß. Die langen, weißen, leinenen Ärmel waren mit breiten Goldſtreifen geſtickt. In ihrem Geſichte miſchte ſich Munterkeit und Wehmuth, ſo daß es beinahe zu gleicher Zeit zu lachen und zu weinen ſchien; die Augen lächelten, aber der Mund hatte einen Zug, der von kummervollen Stunden Zeugniß gab.

Dyveke ſaß auf einem hochrückigen Stuhl am Fenſter und ſtützte das Kinn mit der Hand, Anna auf einem viereckigen Bänkchen unfern von ihr, die Hände im Schooße gefaltet. Das Bedürfniß einer weiblichen Geſellſchaft von gleichem Alter und Annas liebenswürdige Natürlichkeit hatten ihr Dyvekes Freundſchaft in hohem Grade gewonnen und es herrſchte ſogar eine gewiſſe Vertraulichkeit in ihrer Unterredung.

— „Herr Daa könnte ſich Glück wünſchen, wenn der König ihn eben ſo gewiß für unſchuldig hielte wie Du,“ ſagte Dyveke. „Aber daran fehlt viel. Der König ſowohl wie meine Mutter ſind böſe auf ihn und das recht ordentlich, kannſt Du glauben. Gott ſei ihm gnädig, dem Armen! Sie werden es ihn gehörig fühlen laſſen.“

Anna ſeufzte und warf einen bittenden Blick auf Dyveke, welche lächelnd ſagte: „Du ſiehſt mich an, als wollteſt Du um Gnade für ihn bitten.“

— „Ihr ſeid ſo gut und Ihr vermögt ſo viel,“ antwortete Anna ſtammelnd.

— „Ich? Meine Mutter ſagt immer: Hüte Deine eignen Schafe, daß ſie ſich nicht verlaufen! wenn ich mich in das Mindeſte miſchen will.“

— „Aber bei dem Könige, bei Sr. Gnaden dem Könige, wollte ich ſagen.“

— „Bei dem Könige?“ ſagte Dyveke und ihre Oberlippe hob ſich ſpottend nach einer Seite hin, ſo daß ihre weißen Zähne zum Vorſchein kamen. „Beim Könige? — — Ja, ſonſt. Aber das iſt vorbei. Es iſt ſchon lange her, daß ich im Ernſt etwas bei dem Könige galt.“

Sie wandte den Kopf nach dem Fenſter und ihr Blick glitt langſam durch die enge, dunkle Straße nach dem Schloſſe zu. Ihre Stirn runzelte ſich einen Augenblick, glättete ſich aber ſogleich wieder.

— „In Norwegen, da war meine glücklichſte Zeit. Als wir nach Dänemark kamen, änderte es ſich. In Norwegen iſt Alles beſſer, da ſind die Menſchen auch beſſer und natürlicher. Der König war vergnügt, wir waren Alle vergnügt, ſo lange wir in Norwegen waren. Alle Menſchen waren mir gut und ſagten mir, wie hübſch ſie mich fänden — es war eine glückliche Zeit! Hier glotzen die Leute mich an, als wenn ſie mich aufeſſen wollten, oder kriechen vor mir, als ob es ſie glücklich mache, meine Schuhſchleifen zu küſſen. Der einzige, der anders iſt, das iſt Torben Oxe. Aber in Norwegen, ach mein Gott! in Bergen zumal, das war eine glückliche Zeit. In Bergen bekam ich zum erſten Male ein ſeidenes Kleid, denn meine Mutter war eine arme Flüchtige und wenn ich auch in meiner Kindheit in Seide gegangen war, ſo war das lange her und ich hatte Zwillich und grobes Tuch viele Jahre tragen müſſen. Alle Heiligen, wenn ich denke, wie glücklich ich war! Und was der König damals von mir hielt! Er ſchlug mir nichts ab; wenn er noch ſo böſe war, konnte ich zu ihm gehen. Ich war ſo ſtolz damals, ſo glücklich, ich durfte zu ihm gehen, wenn ſeine Augen ganz roth waren; dann iſt er gräulich böſe, mußt Du wiſſen, dann gilt es meiſtens ein Leben.

Aber ich durfte dennoch zu ihm gehn und ich bat ihn ſo lange, daß er zuletzt mich auf ſeinen Schooß zog und mich küßte und ſagte: Dann muß ich wohl mich meiner kleinen Taube fügen. So nannte er mich bisweilen mit meinem holländiſchen Namen. Ich war ſo glücklich wie ein Seliger im Paradies, wenn ich ein Menſchenleben frei gebeten hatte, o ſo glücklich, daß ich es nicht ausſprechen kann. Meine Mutter ſagte immer, das ſei einfältig, man ſolle die Menſchen für ſich ſelber ſorgen laſſen, ſie wären nichts Beſſeres werth, als einen Kopf kürzer zu werden, ſie verlören nur das, was ſie doch nicht hätten, und wir hätten um vieles Andere den König zu bitten, was wir ſelbſt gebrauchen könnten. Aber das verſchlug mir nichts, ſie meinte es auch nicht ſo ſchlimm, wie ſie es ſagte, und manchmal war ſie es ſelbſt, welche mich unterrichtete, daß der König einen Menſchen verurtheilt habe. Und um was hätte ich ihn auch bitten ſollen?" fuhr Dyveke in fröhlicher Geſchwätzigkeit fort, „ich hatte ja Alles, was ich mir nur wünſchen konnte, ohne darum zu bitten. Solche Dinge, um welche die Menſchen gewöhnlich bitten, um die kümmere ich mich nicht, die ſind keiner Bitte werth. Aber ein Leben! — Es giebt doch kein größeres Glück, als einem Menſchen das Leben zu retten — doch ja, einem Menſchen das Leben zu geben. Ach Gott! Ich hatte einmal einen kleinen Jungen, das war der ſchmuckeſte Junge auf der Welt, ſo klein und ſo niedlich. Aber Gott nahm ihn mir, es war mir nicht beſtimmt, ein Kind zu haben, eines ſolchen Glückes war ich nicht werth."

Und nun fing ſie an, bitterlich zu weinen, und hielt die

Hände vor die Augen. Anna nahm herzlich Theil an Dyvekes Schmerz, ſie weinte auch über den fremden wie über den eigenen Schmerz.

Plötzlich erhob Dyveke den Kopf, trocknete ihre Thränen und ſagte mit einem Ausdrucke von Heftigkeit, faſt von Erbitterung: „Ich haſſe die Königin!“

—„Gott bewahre uns! Haßt Ihr die Königin?“ brach Anna erſchrocken aus. „Die hübſche, junge Königin!“

— „Dummkopf!“ ſagte Dyveke und ſtieß ſie, ſo daß ſie beinahe von ihrer Bank gefallen wäre. „Deswegen eben. Wäre ſie alt und garſtig, das wäre etwas Anderes, da könnte ich ihr vielleicht gut ſein. O wenn das Gott gäbe, daß ſie alt und garſtig wäre! Oder recht ſchlecht — — — ich wollte ſo fromm ſein wie ein Lamm. — Meinſt Du wirklich, daß ſie ſo hübſch iſt?“ fragte ſie und ergriff einen kleinen Metallſpiegel, um ſich darin zu betrachten, während ſie den Hut rückte, der ſich etwas verſchoben hatte, als ſie die Hände vor den Augen hielt. Sie betrachtete ſich lange und aufmerkſam, dann lächelte ſie und ſagte: „Sie iſt recht nett, aber ſo außerordentlich ſchön iſt ſie doch nicht. Sie iſt blaß und ſieht kränklich und zart aus und davon hält der König nicht allzu viel, das hat er manchmal geſagt. Das ſagte er noch geſtern. Aber er ſagte das auf eine andere Art als — er — — — er hat ſo vielen Ärger in der Zeit jetzt ſowohl von den Leuten hier im Lande als von den Schweden, er kann ordentlich ernſthaft und wortkarg werden, ohne daß es nöthig wäre, weil er — — — Ob man wohl einander müde werden kann, wenn man ordentlich verheirathet iſt zuſammen mit Prieſter und Amen und Allem, was dazu gehört? Was meinſt Du, Anna?“

Aber ehe Anna ihre Gedanken ſammeln konnte, die weit ab waren von dieſer Aufgabe, fuhr Dyveke mit wehmüthiger Miene fort: „Weißt Du, wen ich beneiden könnte? Du glaubſt vielleicht, das iſt die Königin. Nein. Könige und Königinnen ſind nicht zu beneiden, ſie lieben nicht, es ſieht nur ſo aus, aber es iſt doch keine rechte Liebe. So lange Chriſtiern Fürſt war, liebte er mich, aber ſo wie er König ward, war es vorbei, das kann ich jetzt einſehen, damals merkte ich es nicht gleich. Ich kann es nicht begreifen, daß ich es nicht gleich merkte, denn man lebt ja nicht, wenn man nicht geliebt wird. Man bleibt freilich am Leben, aber es iſt ein Leben, wie es die Geſpenſter führen. Das wirkliche Leben beſteht nur in der Liebe. Nein, Anna, nicht die Königin beneide ich noch ſonſt eine vornehme Dame, aber eine einfache Bürgersfrau, die mit ihrem Manne verheirathet iſt. Verheirathet zu ſein, Anna! Kannſt Du das denken? Zur Kirche zu gehn mit dem, welchen man liebt, vereint zu werden von dem Prieſter mit Traurede und Geſang und Segen vor dem Altar und das, während die ganze Kirche von Weihrauch duftet und Alle die Braut betrachten, wie lieb ſie iſt, und die jungen Mädchen ſie beneiden und die jungen Burſche den Bräutigam. Das muß herrlich ſein!“

Dieſe Schilderung, zuſammengeſetzt aus Gefühl und Eitelkeit, rührte ſie ſelbſt ſo ſehr, daß ihr die Thränen in die Augen kamen. Dies Mal weinte Anna nicht, ſie faltete bloß die Hände und ſchloß die Augen, um die Erſcheinung zu verlängern, welche vor ihrer Phantaſie ſtand.

Dyvekes Betrübniß dauerte wie gewöhnlich nicht lange. Als ſie das Geſicht wieder erhob, lachte ſie und ſagte: „Ein Bürger, ein Meiſter Gottfried von Ghemen oder ſo Einer, das mag nun ganz gut ſein. Aber in mir fließt das alte Blut und „Adelsblut und Bürgerblut vermiſcht ſich nicht zuſammen gut,“ ſagt ein altes Wort in meinem Vaterlande. Ein Rittersmann, das iſt etwas Anderes — — — Meinſt Du, daß Torben Oxe ein hübſcher Bräutigam ſein würde?“

— „Der Schloßhauptmann iſt ein Engel in Menſchengeſtalt, ſo gut, ſo ſchmuck, ſo tapfer,“ brach Anna aus, begeiſtert von der Erinnerung an den Beiſtand, den er ihr einmal geleiſtet hatte.

Dyveke betrachtete ſie ſcharf, indem ſich ihre Wangen von dunkler Röthe färbten. Sie faßte ſie feſt beim Handgelenk und ſagte: „Hat er mit Dir von Liebe geſprochen? Antworte mir. Wenn Du lügſt, biſt Du des Todes, das ſag' ich Dir.“

— „Der Schloßhauptmann?“ brach Anna aus mit der unverkennbarſten Verwunderung. „Ich habe ihn in zwei Jahren nicht geſehen, ich war noch ein Kind. Aber damals war er mein Retter aus der Noth.“

Und nun erzählte ſie die Begebenheit mit dem norwegiſchen Kämpen und dem Schloßhauptmann. Dyveke betrachtete ſie ſteif und mißtrauiſch, dann ſagte ſie: „Es kann wohl ſein, daß er mit Dir nicht von Liebe geſprochen hat, aber Du? Haſt Du Neigung zu ihm? Liebſt Du den Schloßhauptmann?“

Anna verneinte es erröthend. Dyveke ſprang auf, holte ein Krucifix und ſagte: „Du wirſt roth. Lege Deine Hand hierauf und ſprich, daß Du keinen Edelmann liebſt.“

— „Ihr fragtet mich nach dem Schloßhauptmann,“ ſagte Anna mit kläglicher Stimme.

— „Guds Droß!“ brach Dyveke mit des Königs Leibeid aus und ſtampfte auf den Boden, „ich frage Dich ja auch nach dem Schloßhauptmann. Antworte den Augenblick!“

— „Nein, ich hege keine Liebe zu dem Schloßhauptmann, ich denke nur bisweilen mit Dankbarkeit an ihn, aber das iſt ſehr ſelten.“

Anna hatte bei dieſen Worten die Hand auf das Kreuz gelegt. Dyveke legte es wieder an ſeinen Ort und ſagte: „Du brauchſt gar nicht an ihn zu denken. Es giebt Ritter genug, an die Du denken kannſt, wenn Deine Gedanken ſich nun einmal ſo hoch verſteigen. — An wen denkſt Du jetzt?“ fragte ſie raſch, da Anna wieder erröthete.

— „Mein Gott, wie Ihr mich erſchreckt, Jungfrau Dyveke. Muß ich denn überhaupt an Jemand denken?“

— „Ich werde es ſchon zu wiſſen bekommen,“ ſagte Dyveke halbleiſe, dann ſprach ſie von andern Dingen. Anna wollte nach Hauſe gehen, aber Dyveke meinte, es ſei noch weit von Thoresſchluß, es ſei noch nicht ſieben Uhr, ſie könnten recht gut noch zuſammen bleiben. „Oder hör' einmal,“ ſagte ſie, als ob ihr dieſer Gedanke plötzlich einfiele, „wir wollen alle Beide ausgehen, aber nicht nach Deinem Hauſe. Wir wollen die kluge Frau Elsbeth Bagers beſuchen, ich will mir von ihr mein Schickſal wahrſagen laſſen. Man ſagt, daß ſie einen Geiſt citiren kann, um ihn um verborgene Dinge zu fragen. Es iſt gut, wenn man weiß, was man zu erwarten hat. Was mir in Bergen prophezeit ward, iſt in Erfüllung gegangen, aber jetzt hapert es; ich weiß nichts weiter, als daß ich nach Dänemark kommen und prächtig und mächtig werden und ein großes Steinhaus bewohnen ſollte, aber das iſt nicht genug für ein menſchliches Herz. Will Elsbeth Vagers mir nichts Beſſeres prophezeien, ſo iſt es nicht des Anhörens werth. Aber wir wollen ſehen, was uns da beſchert iſt. Sie weiß es, wenn irgend Jemand es weiß.“

Anna machte manche Einwendungen, ſie wagte es nicht, es könnte etwas Unglückliches und Schreckliches ſein, da wäre es beſſer, es nicht zu wiſſen. Aber Dyveke war entſchloſſen und es glückte ihr, Anna zur Einwilligung zu bringen, aber ſie wollte nicht, daß es Jemand wiſſen ſolle; deshalb wollten ſie zu einer Hinterthür hinausgehen und weder Aslak noch Annas Magd ſollten ihre Abweſenheit bemerken. Da ſie nicht allein gehen konnten, ohne ſich dem Muthwillen oder der Gewalt auszuſetzen, auch Elsbeths Wohnung nicht wußten, wollte Dyveke den Faaborg, der gerade bei ihrer Mutter war, bitten, ſie zu begleiten; er war ein Menſch, der ſich zu Allem gebrauchen ließ, ſobald er ſeinen Vortheil dabei ſah. Anna machte auch gegen dieſe Begleitung Einwendungen, aber die verwöhnte Dyveke war nicht gewohnt, dergleichen zu beachten. Sie klatſchte in die Hände nach ihrer Magd. Die Magd antwortete auf Dyvekes Frage, daß Faaborg in der Schreibſtube ſei. „So ſag' ihm, daß er ein ander Mal mehr ſchreiben könne, jetzt bäte ich ihn zu kommen, um mich in den

Garten zu begleiten," ſagte Dyveke gebietend und fügte hinzu, als die Magd gegangen war, während ſie und Anna ſich die gewöhnlichen, ſchwarzen Mäntel umwarfen und die Regentücher über den Kopf ſchlugen, ſo daß ſie beinahe unkenntlich waren: „Meine Mutter wird ſich freuen, wenn ſie hört, daß ich mit Hans Faaborgs Begleitung vorlieb nehme; ſie preiſt ihn mir immer an, als ob ich mich im Mindeſten um den kriechenden Schurken kümmern könnte. Ich nenne ihn einen Schurken und laſſe ihn doch holen. Da heißt es wohl mit Recht: Es iſt Niemand ſo ſchlecht, daß man ihn nicht einmal gebrauchen kann."

Hans Faaborg ſtand ſchon im Vordergemach und wartete. Der eitle Geck war entzückt von der ungewöhnlichen Güte, die ihm Dyveke durch die Einladung zu einem Spaziergang im Garten erwies. Als er Anna ſah, ward er wohl einen Augenblick verlegen, aber er ſtand nicht an, ſie für Dyveke aufzugeben, und während er kaum auf ſie achtete, ſagte er Dyveken eine Artigkeit über die andere für die Gunſt, die ſie ihm heute Abend erzeigte, und Dyveke hörte ihn mit ungewöhnlicher Geduld an, wodurch er denn noch mehr in dem Glauben beſtärkt wurde, daß die Gelegenheit da ſei, einen Angriff auf ihr Herz zu machen, was dieſer verwegene Menſch ſchon oft im Sinn gehabt hatte.

— „Macht nicht ſo viele Worte, Hans Faaborg, wir Beide verſtehen uns einander mit wenigen," ſagte Dyveke endlich mit einem flüchtigen Blick auf den beredten Schreiber.

— „Die Heiligen geben, daß Ihr mich verſtehen wolltet, Jungfrau Dyveke. Meine große Ergebenheit gegen Euch — — — Ihr habt Recht, es bedarf nicht vieler Worte.

man kann ſich mit wenigen verſtehen, die aus dem Herzen kommen — — —"

— „Die gehen zu Herzen, pflegt man zu ſagen. War das Eure Meinung, Hans Faaborg?"

— „Ach, Jungfrau Dyveke, was ſollte ich Anderes meinen?"

— „Aber das iſt ja eine Liebeserklärung," ſagte Dyveke lachend. „Und in Gegenwart eines Zeugen! Freilich iſt Anna meine gute Freundin, aber man pflegt gleichwohl dergleichen Geſtändniß nicht anders als unter vier Augen zu machen."

— „Wenn Ihr mir geneigteſt einen Augenblick der Unterredung unter vier Augen geſtatten wolltet," brach der entzückte Faaborg aus; „ich wollte Euch beweiſen, daß Euch Niemand innigere Liebe widmet als Euer unterthäniger Diener."

— „Genug, Hans Faaborg," ſagte Dyveke, plötzlich ihren Ton von Scherz zu Ernſt umſtimmend. „Genug, um mich zu überzeugen, daß Ihr ein dummdreiſter Narr ſeid. Ihr wagt, mir von Liebe zu ſprechen? Mir? Habt Ihr Euch jemals im Spiegel betrachtet, Hans Faaborg? Man ſollte es in der That nicht glauben. Genug des Geſchwätzes, mehr als genug, Euch um den Kopf zu bringen, wenn der König Eure Verwegenheit erführe."

Faaborg ward ſo bleich wie eine Leiche und ſtammelte: „Chriſt bewahr' uns! Der König! Jungfrau Dyveke, wenn ich Eure Worte mißverſtanden habe — — — wenn meine Ergebenheit — — — wenn — — —"

— „Wenn Ihr meine Worte mißverſtanden habt?"

ſagte Dyveke aufgebracht. „Wenn Ihr nicht ein eitler Geck und ein dummdreiſter Heuchler wärt, würdet Ihr nicht eine ſolche Sprache führen. Aber Gott ſei Dank, daß ich einen Zeugen habe. Ich habe geſagt, daß wir Beide uns mit wenigen Worten verſtehen werden, und ich will nicht viele an Euch vergeuden. Ich habe Euch holen laſſen, damit Ihr uns auf einem Spaziergange folgen könnt, aber wir wollen nicht ſpazieren, wir wollen die kluge Frau Elsbeth Bagers beſuchen. Ihr wißt wohl, wo ſie wohnt. Dahin und wieder zurück könnt Ihr uns begleiten. Aber wenn meine Mutter oder ſonſt Jemand erfährt, wo wir geweſen ſind, ſo ſeid Ihr ein Mann des Todes, ſo wahr ich Dyveke heiße. Unter dieſer Bedingung will ich Eure Dummdreiſtigkeit vergeſſen und dem Könige verſchweigen, was Ihr gewagt habt. Aber höre ich noch irgend ein Wort aus Eurem Mund, das mich daran erinnern kann, ſo habt Ihr die längſte Zeit gelebt. Kommt nun!"

Dyveke und Anna gingen voran die Treppe hinunter, Faaborg folgte ihnen und zerknüllte ſeine Mütze in den Händen aus Scham und Erbitterung. Auf der Treppe ergriff Dyveke Annas Arm und flüſterte: „Endlich hab' ich der Natter das Gift genommen. Der freche Schurke, jetzt gehört er mir mit Haut und Haar oder dem Büttel. Ach, wie tief muß ich geſunken ſein, daß ein Diener ſeine Gedanken zu mir zu erheben wagt. Da ſeht Ihr nun, was ich bei dem Könige gelten mag."

Anna drückte ihr die Hand mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit. In dem unterſten Stockwerk ſtand die Thür offen zu einem Gemach gleich an der Pforte, deſſen Sigbrit ſich oft bediente, um gemeine Leute, die ſie beſuchten, zu empfangen. Sie und der Stadtvogt Chriſtoph Dirikſon ſtanden an einem Tiſche, der mit Bittſchriften angefüllt war, die man ihr im Lauf des Tages überreicht hatte. Sie hörten Sigbrit zu dem Stadtvogte ſagen: „Räumt gut auf in dem Räuberneſte und nehmt mit, wen Ihr trefft! Und entwiſcht Euch Jemand durch die Finger, ſo bekommt Ihr es mit mir zu thun, mögen es auch Leute ſein, die Sporen an den Hacken oder Kutten und Platten haben.“

Der Stadtvogt bückte ſich tief unterthänig. Als er zurücktrat, ſah Sigbrit ihre Tochter und deren Begleiterin, welche Chriſtoph Dirikſon bis jetzt mit ſeinen großen Gliedmaßen verdeckt hatte. Sigbrit fragte, wohin ſie wollten, und Dyveke antwortete, ſie wollten ſich im Garten ergehen und nach dem Abendeſſen friſche Luft ſchöpfen.

— „Das möchte ich auch, wenn ich könnte,“ ſagte Sigbrit, „aber dies Land iſt ſchwer zu lenken und die, welche das Fuder ziehen, müſſen bei der Stange bleiben. Verlangt Euch auch nach friſcher Luft, Hans Schreiber? Habt Ihr die Rechnungen beendet, die ich Euch gab?“

— „Faaborg iſt Jedermanns Diener,“ ſagte Dyveke lächelnd; „er iſt des Königs Diener, Torben Oxes Diener, Euer Diener. Nun ſoll er auch die Probe machen, was es heißt, mein Diener zu ſein, und uns auf dem Spaziergange begleiten. Wir gehen vielleicht ein Bischen zur Gartenpforte hinaus, etwa nach dem St. Klarakirchhof oder in die Umgegend, und ich darf nicht wie Ihr mit einem Mädchen allein gehen.“

— „So geht, da Ihr nichts Anderes wahrzunehmen habt. Ich hätte ihn ſonſt wohl ſelbſt gebraucht, um den Stadtvogt zu begleiten und zu ſehen, daß Alles mit Recht zugeht. Aber ich vergeſſe, daß mich Jemand ſprechen will.''

Sie ging darauf an das Fenſter, öffnete es und ſah hinaus. „Kommt herein!'' rief ſie, „Ihr wollt mich ja ſprechen. Kommt herein!''

Ein Edelmann ſtand mit ſeinem Burſchen draußen vor dem Fenſter, man ſah ihre Mützen über dem Fenſterbrette. Er hatte einen Augenblick vorher den ſchweren Thürhammer in Bewegung geſetzt und ſeinen Namen der alten, holländiſchen Magd geſagt, welche die Pforte halb öffnete und wieder ſchloß, nachdem ſie die Gabe in Empfang genommen hatte, welche er ihr auf Meiſter Gottfrieds Rath in die Hand ſteckte. Als Dyveke, Anna und Faaborg die Thür betraten, welche nach dem Garten führte, öffnete ſich die Vorderpforte nach der Straße zu für den jungen Edelmann und ſchloß ſich wieder für deſſen Burſchen, der nach der Sitte des Hauſes draußen bleiben mußte. Den Edelleuten mißfiel dieſe Sitte, aber die ſtolze Sigbrit wollte ſie dadurch demüthigen, daß ſie die Diener als Aushängeſchild der Aufwartung, welche ihre Herren ihr machten, draußen ließ.

Dyveke und Faaborg bemerkten den Klaus Daa kaum, aber Anna, welche ihn gleich wiedererkannte, konnte einen Ausbruch des Schreckens kaum zurückhalten. Dyveke ſah ſie verwundert an, aber keines von ihnen ſprach ein Wort und ſtillſchweigend betraten ſie den Garten.

Sigbrits Garten glich nicht andern Gärten. Sowie man ſagt, daß eines Menſchen Handſchrift ſeinen Charakter verräth, ſo konnte man ſagen, daß dieſe Anlagen die Grundlinien von Sigbrits Charakter bildeten. Der größte Theil des Gartens war den Küchenkräutern eingeräumt, mit deren Anbau es damals in Dänemark noch ſchlecht beſtellt war, und dies veranlaßte den König, in demſelben Jahr eine holländiſche Kolonie ins Land zu rufen, denen die Inſel Amager eingeräumt wurde, um Küchengewächſe und Kräuter zu bauen, zum Theil für die Hofküche. Kohlköpfe ſtanden in abgemeſſenen Reihen und um den Platz dazwiſchen zu nützen und Gewinn von dem Erdreich zu ziehen, ehe ſie ſich vergrößerten und ausbreiteten, waren Frühgewächſe dazwiſchen gepflanzt. Die Gänge waren ſchnurgerade und ſchmal, eingefaßt mit Buchsbaum, aber auch mit Lavendel, Graslauch und Wurſtkraut. Die Blumenbeete, welche ſchöne und ſeltene Blumen enthielten, waren in demſelben Styl angelegt und mit bunten Muſchelſchalen und farbigen Ziegeln eingefaßt, was dem Garten ein ſauberes, aber zugleich kleinliches und pedantiſches Ausſehen gab. Die Fruchtbäume waren überall ſo beſchnitten, daß die Früchte Sonne und die unter den Bäumen ſtehenden Gewächſe nicht zu vielen Schatten hatten, aber dieſer Mangel an Blättern und Zweigen machte, daß die Bäume ärmlich erſchienen. Alles war augenfällig auf den Nutzen berechnet. Aber in einem Winkel des Gartens bildeten krumme Gänge, belaubte Bäume, blühende Büſche zwiſchen Gras und Pflanzen und dichten Luſthäuſern einen auffallenden Gegenſatz zu dem übrigen Garten. Dieſer Theil gehörte Dyveke. Hier konnte man faſt nur kriechend unter den Zweigen fortkommen, Alles war heiter und üppig, aber unordentlich; in Kreuz und Quer ſchlängelten ſich die Gänge durch dieſe Wildniß und man mußte ſich wundern, wie ein ſo dichtes Labyrinth auf einem ſo kleinen Raum ſich hatte bewerkſtelligen laſſen. Es war der entfernteſte Theil des Gartens im nördlichen Winkel nach einem kleinen Gäßchen zu, das auf der einen Seite das Heiligegeiſtkloſter von Sigbrits Palaſt trennte und auf der andern Seite ſich zwiſchen den Gartenmauern und dem Gehöft des Graubrüderkloſters fortſetzte. In dieſem Theile des Gartens konnte man nicht unabſichtlich geſtört werden, denn hier hatte Niemand etwas zu thun.

Dyveke und Anna hatten erſt wenige Wendungen in dieſen gekrümmten Gängen gemacht, als die neugierige Dyveke Anna dahin brachte, ihr zu beichten, was es mit ihrem Schreckensausruf in der Pforte zu bedeuten gehabt habe und zugleich, daß ſie Herrn Klaus Daa drüben in Schonen geſehen, auch einige Mal mit ihm geſprochen und viel, vielmals an ihn gedacht habe. Ja, als ſie heftig in ſie drang, erfuhr ſie ſogar, daß Klaus Daa einmal Gelegenheit gehabt habe, ſie aus einer augenſcheinlichen Lebensgefahr zu retten und zwar mit Gefahr ſeines eigenen Lebens. Sie wäre nämlich von einem hungrigen Wolf im Wald an ihres Pflegevaters Hauſe verfolgt und ſicher die Beute dieſes Raubthiers geworden, wenn nicht Klaus Daa, der gerade von der Jagd kam, auf ihren Ruf ihr zu Hülfe geeilt wäre und das Unthier erlegt hätte. Und dieſe Heldenthat ſei um ſo größer, da er kein Schießgewehr bei ſich gehabt und es bloß mit dem Jagdmeſſer habe bekämpfen müſſen, deshalb ſei er in dem Kampf auch verwundet. Er habe ſie nach Hauſe gebracht, ſpäterhin ſich noch einige Mal nach ihrem Befinden erkundigt mit einer Theilnahme, als ob ſie eine vornehme Dame geweſen.

— „Hm! Es hat keine Noth mit Dir,“ ſagte Dyveke mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „So bald Du im Mindeſten in Gefahr biſt, iſt gleich ein Ritter zur Stelle und Geringere dürfen es nicht ſein als Schloßhauptleute und Edelleute.“

Aber als ſie Annas Betrübniß und Ängſtlichkeit bemerkte, ſprach ſie ihr Troſt ein, ſo gut ſie konnte, indem ſie ſagte, Klaus Daas Beſuch bei ſeiner Mutter verſchlimmere ſeine Sache nicht, ihre Mutter ſei gar nicht ſo ſtrenge, wie man allgemein glaube, ſie ſei vor Allem geſcheidt und gerecht; dieſer Schritt des Edelmanns zeige aber, daß er gleichfalls klug genug ſei, ſeine Lage zu beurtheilen und darauf gründe ſie gute Hoffnung, Alles würde noch ein gutes Ende nehmen.

— „Aber jetzt wollen wir eilen, zu Elsbeth Bagers zu kommen,“ ſagte Dyveke, „ſie wird uns am beſten ſagen können, ob Klaus Daa etwas zu fürchten hat.“

Und Anna war jetzt ſo willig, ihrer Beſchützerin zu folgen, wie ſie es nur wünſchen konnte. Hans Faaborg, welcher ſich bis jetzt damit hatte unterhalten müſſen, in Sigbrits Blumenpflanzungen zu botaniſiren und über die demüthigende Zurückſetzung zu philoſophiren, die ihm ſein Dünkel bereitet hatte, ward herbeigerufen, die Frauenzimmer zogen ihre Kappen über die Köpfe, ſo daß ſie nur die Augen frei hatten, und nun öffnete Dyveke ein Pförtchen in der Mauer, das auf das einſame Gäßchen führte hinter dem Garten, ließ ihre Begleiter hinaus, ſchloß dann wieder zu und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche.

Die Gedanken, welche die drei Wanderer beſchäftigten, waren von ſehr verſchiedener Art. Aber ſie wurden bald unterbrochen, als die Thür von Elsbeth Bagers Hauſe von einer alten Magd auf Faaborgs Klopfen geöffnet wurde, das mehr einem verabredeten Zeichen als dem gewöhnlichen Klopfen mit dem Thürhammer glich. Nachdem er der alten Magd zuvörderſt ein Silberſtück in die Hand gedrückt und einige leiſe Worte mit ihr geſprochen hatte, erhielten ſie Erlaubniß, das Heiligthum zu betreten, und wurden durch einen langen, dunkeln Gang nach einem Gemach hinter dem Hauſ geführt, wo Alles ſo elend und verfallen war, wie man e von dem Äußeren dieſes Hauſes erwarten konnte, das nu ein Stockwerk hatte mit einem kleinen Oberboden und gan einer Wohnung für ärmliche Handwerksleute glich.

Elsbeth Bagers ließ nicht lange auf ſich warten. E war eine dicke, feiſte Frau, deren Beleibtheit den über ih ganzes Weſen verbreiteten Ausdruck der Gemeinheit noc erhöhte. Sie betrachtete die Fremden mit Aufmerkſamkei und verrieth mit keinem Worte, daß ihr Hans Faabor ſchon bekannt ſei. Der Schreiber ſteckte ihr wie früher de Magd gleichfalls Geld in die Hand und benachrichtigte ſie daß die beiden Damen ihre Zukunft von ihr zu erfahre wünſchten. Elsbeth öffnete eine Thür, welche in ein halb dunkles Gemach führte. Ungeachtet Dyveke bei dem Einblick in dieſe dunkle Höhle eine gewiſſe Beklemmung fühlte brach ſie doch ihr Stillſchweigen und ſagte, ſie wären Bürgerstöchter, welche das Orakel über ihre Zukunft befrage wollten, aber nicht wünſchten, daß ein Dritter höre, was ihnen prophezeit würde. Faaborg, welcher ihnen in das Zimmer folgen wollte, trat deswegen zurück, aber als Elsbeth die Thür ſchließen wollte, gab er ihr ein heimliches Zeichen.

Das Gemach, in welches die kluge Frau ſie hineinführte, war ſo dunkel, daß man erſt allmählig die wenigen, darin befindlichen Gegenſtände unterſcheiden konnte; denn das kleine Fenſter hoch oben in der Mauer und mit Eiſenſtangen vergittert, ließ nur einen ſchwachen Schimmer durch und ging aller Wahrſcheinlichkeit nach auf eine ſchmale Gaſſe oder einen umbauten Hof. Das ganze dunkelſte Ende der Stube nahm ein ſchwarzer Vorhang ein, der in tiefen Falten die Wand verdeckte. Aber er war alt und zerriſſen. Bisweilen bewegte ſich dieſer Teppich hin und her und dann kam in einer der Öffnungen etwas zum Vorſchein, das einem Geſichte glich, aber ſchnell wieder verſchwand. Auf beiden Seiten waren Sinnbilder der Vergänglichkeit aufgeſtellt; auf der einen ein Stundenglas mit unaufhörlich rinnendem Sande, auf der andern ein Todtenkopf, deſſen weiße Zähne den Eintretenden unheimlich entgegengrinſten.

Aber alle dieſe Dinge entdeckten die beiden, vor Furcht und Neugierde bebenden, ſich dicht aneinander drängenden Frauenzimmer erſt nach und nach.

— „Na, Schätzchen,“ ſagte die Alte ſo freundlich, wie es ihr möglich war, „was verlangt Ihr von Elsbeth Bagers? Womit kann eine alte Frau wie ich zwei jungen, hübſchen Mädchen aufwarten? Daß Dich! Wie mancher junge Burſche möchte jetzt nicht an Elsbeth Bagers Stelle und in einer Stube ſein mit ſo allerliebſten Kinderchen! Nun, das ließe ſich ja auch wohl machen, verſteht ſich, in Zucht und Ehren. Ei, ſeh mal Einer, wie das junge Blut roth wird bis an die Fingerſpitzen! Ja, wir haben wohl ſchon uns einen Liebſten gewählt unter den jungen Burſchen! Oder iſt es gar ein vornehmer Herr mit der Feder auf dem Hut? Ja, die jungen Feger ſtechen den Mädchen in die Augen! Hier kommt manch Liebespärchen her zu Elsbeth, das nicht wüßte, wo es ſonſt ſich zuſammen finden ſollte. In Zucht und Ehren, das verſteht ſich. Solltet Ihr mich gebrauchen, Lämmchen, ſo bin ich alle Zeit die, welche ihren Mitmenſchen gern dient. Herr Gott doch! Was für ſchöne Beinchen ſeh' ich da unter den Kleidern hervorgucken, ſo zart und ſo rund! Ich kenne mehr als einen Ritter, der für ſein Leben gern ſo ein niedliches, kleines Bein ſehen möchte. In Zucht und Ehren, das verſteht ſich. Aber laßt uns nun ernſthaft werden. Ja, nun ſchlägt Euch das Herz, kann ich denken, nun kommt es darauf an, ob Elsbeth den Rechten trifft. Na, paßt nur auf Elsbeth Bagers, die hat einen Geiſt, der ihr alle Mädchengeheimniſſe ſagt, aber ſie verräth ſie an Niemand, Elsbeth iſt verſchwiegen wie das Grab!''

Während die Alte ſo ſchwatzte und ſchmunzelte, ſtellte ſie ausgeſtopfte Vögel und andere Thiere im Kreiſe um einen kleinen, ſchwarzfarbigen Altar und brachte die verſchiedenen, myſtiſchen Zurüſtungen in Ordnung, womit ein Wirrwarr von Sinneseindrücken hervorgerufen werden ſollte, der darauf berechnet war, die Gedanken zu verwirren und aus dem Gleiſe zu bringen. Darauf gab ſie jeder von den Beiden ein Paternoſterband in die Hände, gebot ihnen nieder zu knien auf einen Betſchemel, den ſie ihnen hinſetzte, und abwechſelnd das Ave und Credo zu beten, bis ſie den Geiſt befragt habe. Während der ganzen Zeit ſuchte ſie, aber vergebens, ihnen unter die Sonnentücher zu gucken, welche Dyveke und Anna über den Köpfen trugen. Darauf murmelte ſie einige unzuſammenhängende Redensarten und verſchwand hinter dem Vorhange. Und nun herrſchte eine tiefe Stille in der halbdunkeln Kammer, nur von den flüſternden Gebeten der beiden Jungfrauen unterbrochen.

Einen Augenblick darauf trat ſie in das Zimmer, wo Faaborg ungeduldig auf und ablief.

— „Was wollt Ihr, Hans Faaborg, und wer ſind die beiden Frauen, die Ihr mir zugeführt habt?“ fragte ſie eilig.

— „Mutter Elsbeth,“ antwortete der Schreiber, „beſſer hat der Teufel Euch nicht gedient als heute Abend. Ihr könnt etwas Großes ausrichten und Euch des Erzbiſchofs und aller Biſchöfe und Edelleute Gunſt auf einmal verdienen. Die Größere iſt Dyveke, die Andere iſt nur Hans Knaps Pflegetochter draußen vor dem Oſtthore. Was ſagt Ihr nun, Mutter?“

— „Dyveke!“ brach die Alte erſchrocken aus. „Nein, Hans Faaborg, ich will nichts zu ſchaffen haben mit Sigbrit oder mit irgend Jemandem von ihrem Hauſe. Es heißt ja, man ſoll die Katze nicht beim Schwanze faſſen, wenn man ihre Krallen nicht ſchmecken will. Mit Dyveke will ich nichts zu thun haben.“

— „Und ich ſage Euch, daß Ihr ſollt mit Dyveke zu thun haben," antwortete Faaborg mit Nachdruck. „Glaubt Ihr, daß ich ſie in die Falle geführt haben will um nichts? Ich bin es, der ſie hierher gelockt hat und Ihr ſollt den Gewinn mit mir theilen. Was wollt Ihr dem Biſchof antworten, wenn er erfährt, daß Ihr nicht die Gelegenheit benutzen wolltet, der Dyveke zu wahrſagen und ſie von dem Umgange mit dem Könige zurück zu ſchrecken? Wollt Ihr von den geiſtlichen Herren in Schutz genommen werden, ohne ihnen zu dienen?"

— „Still! Schreit nicht, als ob Ihr beſeſſen wäret!" ſagte Elsbeth. „Wer hat Euch geſagt, daß uns Niemand hören kann? Sprecht ſachte von dergleichen Dingen!"

— „Und wer ſollte mich hören können? Mutter Elsbeth, hier iſt ja Niemand."

— „Aber ich ſage Euch, daß ich nicht allein bin und daß Ihr zur Unzeit gekommen ſeid. Geht Eures Wegs und nehmt Eure Frauenzimmer mit, damit der davon kommen und ſein Geſchäft abmachen kann, der jetzt drin ſteht hinter dem Vorhang und ſich hier nicht finden laſſen darf. Geht Eures Weges! Mit Dyveke will ich nichts zu ſchaffen haben."

— „Thut, was Ihr wollt, Mutter, aber von hier geht mein Gang zum Biſchof, ſo wahr ich Hans Faaborg heiße. Er ſoll wiſſen, was er für eine Schlange im Buſen nährt, auf die er ſein Vertrauen ſetzt. Aber Ihr werdet nicht ſo einfältig ſein, das ſehe ich Euch an. Die ſchwarzen Kutten halten länger aus als Sigbrit und der König, verlaßt Euch darauf. Wer ſich an die hält, betrügt ſich nicht, er hat unſern Herrgott in der Hinterhand."

— „Oder den Teufel,“ ſagte die erzürnte Elsbeth, indem ſie das Gewicht von Faaborgs Grunde fühlte, ohne doch die Furcht vor der mächtigen und ſtrengen Sigbrit ſo leicht beſiegen zu können.

— „Oder den Teufel, gleich viel, einen von den Beiden hat man im Rücken, wenn man es mit der Kleriſei hält; aber wen habt Ihr im Rücken, wenn Ihr gegen ſie ſeid? Den Büttel, Mutter Elsbeth. Bedenkt, daß mehr als eine honette Frau von Eurem Alter und Gewerbe als Hexe verbrannt worden iſt. Jetzt habt Ihr das Glück in der Hand; laßt Ihr es fahren, ſo iſt es Euer eigner Schade. Das Glück klopft ſelten an, nur Narren laſſen es draußen ſtehen, ſagt das Sprichwort.“

— „Was wollt Ihr denn, daß ich thun ſoll?“ fragte die Wahrſagerin mürriſch. Gleich Faaborg und einem großen Theile der niederen Umgebung des Königs ſtand ſie im Solde der Geiſtlichkeit. „Was wollt Ihr, daß ich thun ſoll?“ wiederholte ſie.

— „Abſchrecken ſollt Ihr die Dyveke, das wißt Ihr ja, ihr das Ärgſte prophezeien, das Ihr nur auffinden könnt, wenn ſie den König nicht verläßt; denn iſt ſie vom Könige fort, iſt es auch mit Sigbrits Macht vorbei. Zur Entſchädigung könnt Ihr ja ihr einen guten Mann prophezeien in einer ehrenvollen Stellung, einen Mann, den der König befördern will und der noch einmal Ritter werden kann. Dient Ihr mir darin, Mutter Elsbeth, ſo ſoll es wahrhaftig Euer Schade nicht ſein, wenn Hans Faaborg einmal wirklich Ritter wird, verſteht Ihr mich?“

— „Ihr habt dreiſte Gedanken, Hans Faaborg,“ ſagte die Wahrſagerin, „aber Ihr ſpielt auch ein dreiſtes Spiel und wer dreiſt wagt, gewinnt oft. Nein, ſeht mir doch, welche Gedanken er hat! Na, und die Andere, was ſoll ich der prophezeien?"

— „Was Ihr wollt, Mutter. Ihr könnt ihr ja prophezeien, daß ſie eines Abends dem Edelmanne begegnen wird, der vergangene Nacht in ihr Fenſter hineinkriechen wollte, wie das Gerücht geht. Wartet doch, Ihr könnt ſagen, daß der eine Buchſtabe in ſeinem Namen ein K und der andere ein D iſt und daß das Ganze Klaus Daa iſt. Geht nun und vergeßt es nicht."

Mit dieſen Worten ſtieß er das Weib nach der Thür zu. Elsbeth kratzte ſich einige Mal hinter den Ohren, aber da ſie keine Wahl hatte, fand ſie ſich darein und verſchwand eben ſo lautlos, wie ſie gekommen war. Als ſie in der dunkeln Stube hinter dem Vorhang wieder hervortrat, hatte ſie eine ſchwarze Kappe um mit einer Kapuze über dem Kopf und mit allerlei bunten Zeichen bemalt.

— „Habt Ihr gebetet und Euch vorbereitet?" fragte die Alte mit einer Stimme, welche die Kapuze noch heiſerer und dumpfer machte, als ſie von Natur war. „Ich habe derweil den Geiſt um Rath gefragt, der bereit iſt, Euch Antwort zu geben, aber Ihr ſollt zu Opfern bereit ſein, wenn ſie von Euch gefordert werden."

Nach dieſer Einleitung trat ſie näher zu den Knieenden und ſagte: „Im Namen des Geiſtes frage ich Euch: Was verlangt Ihr von mir zu wiſſen?"

— „Unſer Schickſal wollen wir erfahren," antwortete Dyveke mit leiſer Stimme.

Was Elsbeth bezweckte, war geglückt. Sie wollte ſehen, wer ſprach, um ihre Stimmen nicht zu verwechſeln. Die Größte hatte geſprochen, das war alſo Dyveke. Sie trat nun wieder zurück, ſtellte ſich vor den kleinen, ſchwarz angeſtrichenen Altar und hob ein Tuch auf, worauf ein Todtenkopf ſichtbar wurde, der wie ein Sankt Johanniswurm in der Dunkelheit ſchimmerte; man konnte jeden ſeiner weißen Zähne zählen. Wahrſcheinlich war eine kleine Lampe darin angebracht. Sie murmelte einige Formeln und warf ein Pulver auf den Todtenkopf, das ſich plötzlich entzündete und ein augenblickliches, bläuliches Licht verbreitete, wovon die ganze Stube erleuchtet und die Zuſchauer geblendet wurden, um die darauf folgende Dunkelheit deſto ſchwärzer erſcheinen zu laſſen. Anna ſtieß einen kleinen Schrei aus, Dyveke faßte ſie furchtſam beim Arm, aber kein Ausruf verrieth ihr Erſchrecken.

— „Du fragſt nach Deinem Schickſal? Höre, was ein mächtiger Geiſt durch ſeine Dienerin ſpricht. Du ſagteſt, Du ſeieſt eine Bürgerstochter, aber der Geiſt ſagt, daß Du die Buhlin eines Königs biſt. Der Geiſt ſagt, daß Du den Lebenden ein Ärgerniß biſt und daß Du, wenn Du nicht abläſſeſt, bald unter den Todten ſein wirſt. Du haſt Kirche und Geſetz gekränkt und Kirche und Geſetz werden Dich verfluchen. So lange Ihr im Netze der Sünde einhergeht, ſollen Eure Anſchläge vernichtet und das Licht Eures Lebens von der Finſterniß der Hölle verſchlungen werden. Dein Schickſal ſoll werden wie das des Gottesläugners, der verflucht iſt auf Erden und verflucht im Himmel. Aber höre, was der Geiſt weiter verkündet. Wendeſt Du Dich um von der Sünde, da ſteht im Buche des Schickſals, daß Du einen Mann bekommen ſollſt, treufeſt von Sinn und tapfer von Thaten, er wird Dich aus dem Lande der Sünde in das Land der Verheißung führen. Er iſt ein kluger Mann und er wird Dein Ehemann werden und er wird werden ein Ritter. Und folgſt Du ihm und verläſſeſt den Mann einer Königin, ſo wird das Böſe ſich zum Guten wenden und das Glück Dir folgen Deine ganze Lebenszeit und in Macht und Pracht ſollen Deine Tage enden. Aber läſſeſt Du nicht ab von der Gottloſigkeit, ſo ſoll Sankt Brigittens Prophezeiung Dich treffen und ihn, mit welchem Du die Sünde theilſt, und ſeine Krone ſoll ihn nicht ſchützen. Und höre von mir, was Sankt Brigitte voraus geſagt hat vor zweihundert Jahren und das wird gewiß jetzt wahr werden.“

Elsbeth hielt ein wenig inne, um die Wirkung ihrer Prophezeiung zu beobachten. Dyveke war auf den Betſchemel niedergeſunken, ſie ſtützte den Kopf auf Annas Schulter und hielt ſich mit beiden Händen feſt an dieſer ſchwachen Stütze, die vor Schrecken eben ſo leichenblaß war wie ſie.

—„Gott der Herr hat in ſeiner Gnade Sankt Brigitten verliehen, ſechs Könige zu ſchauen, welche alle Könige werden ſollen über Schwedenland,“ fuhr die Beſchwörerin mit hohler Stimme fort, „und dieſe Könige haben ſich ſo vor Sankt Brigitten gezeigt. Der erſte König war ein gekrönter Eſel, denn er ſoll nicht treten in ſeiner Vorväter gute Spur, ſondern verloren und verunehrt ſein. Der zweite König ſoll ſein ein unerſättlicher Wolf, der nicht ſeinen haſtigen Fall vorausſieht. Der dritte König ſoll ſein ein hochfliegender

Aar, der alle Andern verachtet. Der vierte König ſoll ſein ein zitternder Widder, der von Gottes Gerechtigkeit zerſchmettert wird. Der fünfte König ſoll ſein ein geſchlachtet Lamm, aber nicht ohne Befleckung und ſein Blut Vielen zum Fall und Verderben. Der ſechſte König ſoll unruhig machen die ganze Welt und das Meer und ſchwermüthig machen die Einfältigen; er ſoll vergießen unſchuldig Blut, aber er ſoll das Reich verlaſſen und es ſoll geſchehen, wie geſagt wird, daß er ſoll ſäen Wolluſt und einärnten Schmerz und Betrübniß. Thoren ſollen regieren und Alte und Weiſe nicht auftauchen. Ehrbarkeit und Recht ſollen darniederliegen, bis der kommt, welcher meinen Zorn verſöhnen ſoll, und er ſoll ſeiner Seele nicht ſchonen für das, was recht iſt. — Und der Geiſt ſagt, daß der ſechſte König dieſer König Chriſtiern iſt, welcher jetzt regiert in Dänemark und Schweden, und daß das, was prophezeit iſt, in Erfüllung gehen ſoll,“ fuhr die Wahrſagerin fort, indem ſie ihre heiſere Stimme beinahe bis zum Schrei erhob und wie eine Wahnwitzige mit den Armen um ſich ſchlug. „Und Entſetzen ſoll den treffen, der Theil nimmt an der Sünde und an dem Blut und an der Wolluſt, und Du, die Du dies thuſt, Du ſollſt ärnten Leid und Betrübniß und die Frommen ſollen über Dich rufen: Weh! Weh!“

Als die Wahrſagerin Sankt Brigittens Sprüche anhob, über welche Dyveke ihre Mutter ſo oft ſich zornig hatte reifern gehört, machte dies gerade die entgegengeſetzte Wirkung von der, welche Elsbeth beabſichtigte. Sigbrit hatte hiervon allzu oft wie von einer Anzettelung der Prieſter geſprochen. Dyveke richtete deshalb den Kopf in die Höhe und hörte mit mehr Neugierde als Schrecken zu. Aber die drohende Hinwendung an ſie ſelbſt und der Wehruf, den jene ausſtieß, erſchütterte ſie doch zuletzt und da ein drei Mal wiederholtes „Weh, Weh, Weh!“ hinter dem Vorhange erſcholl als eine höhere Bekräftigung von einer Stimme, ſo tief, als ob ſie aus dem Grabe käme, und mit einer Stärke, die ſelbſt die Wahrſagerin bewog, ſich erſchrocken umzuſehen, da war es um ihre Faſſung geſchehen und ſie warf ſich ſchluchzend in Annas Arme.

Die kluge Frau war wieder hinter den Vorhang getreten, wo man zwei Stimmen unverſtändliche Worte flüſtern und murmeln hörte bald in höherem, bald in tieferem Tone. Dyveke, welche zuerſt wieder zur Beſinnung kam, glaubte, es ſei die Wahrſagerin, welche ihre Beſchwörungen mache. Zu einer Zeit, wo der Aberglaube allgemein war und es Niemandem einfiel, das Daſein der Hexen, Nixen, Kobolde und Unterirdiſchen zu läugnen, da Zeichen und Wunder zu den beſten Waffen der Geiſtlichkeit gehörten, war es nicht auffallend, daß das, was hier vorgegangen war, mächtig auf die beiden Frauen wirken mußte, die von ganzem Herzen ſich von Elsbeth Bagers Haus meilenweit wegwünſchten und es bereuten, daß ſie ſich von der Neugier hatten verlocken laſſen, dieſe ſchauderhafte Stätte zu betreten. Anna drehte ohne Aufhören den Roſenkranz zwiſchen ihren Fingern und betete andächtig, Dyveke lag noch auf den Knien in vollkommener Gedankenloſigkeit.

Die Wahrſagerin trat wieder hervor und wiederholte die gewöhnlichen Anfangsformeln zu ihren Beſchwörungen. Aber als ſie die Frage an Anna richtete: „Was verlangſt

Du von dem Geiſte zu wiſſen?'' ſprang dieſe vom Betſchemel auf und rief laut: „Nein, nein! Ich will nichts wiſſen. Ich verlange nichts. Ich will fort von hier. Es iſt allzu ſchauderhaft.''

Elsbeth Bagers hatte ihre Hauptabſicht erreicht, auf Dveke zu wirken; Anna war ihr im Vergleich damit eine unbedeutende Perſon, aber Hans Knaps Pflegetochter konnte ein guter Kunde für ſie werden und dies war ihr keineswegs gleichgültig. Sie ſuchte deswegen mit freundlichen und einſchmeichelnden Worten den Eindruck des Entſetzens zu verbannen, den ihre wohlgeglückten Künſte hervorgebracht hatten. Und ob es ihr gleich als Wahrſagerin ſchmeicheln mußte, durch die aus ihrem Munde gegangenen Schickſalsverkündigungen einen ſolchen Schrecken eingejagt zu haben, war es ihr doch entgegen als verſchmitzter Vermittlerin in mancherlei Verhältniſſen, daß das junge Mädchen bei ihrer Weigerung blieb und jede Annäherung entſchieden abſchlug.

Während der Unterredung, welche hierüber ſtattfand, erſcholl ein ſtarkes und wiederholtes Pochen durch das ganze Haus. Dveke, welche ſich indeſſen gefaßt und ihren vorigen Muth zum Theil wieder gewonnen hatte und deren Aufmerkſamkeit von dem zerriſſenen Teppich in Anſpruch genommen war, wo ſie durch die Falten ein Antlitz hatte durchgucken ſehen, wie ſie glaubte, war gleichwohl die erſte, welche es bemerkte. Das alte Weib erſchrak, ſie warf die Herenkappe raſch ab und ging fort, um ſich von der Veranlaſſung dieſes ſtets zunehmenden Lärms zu unterrichten.

Es iſt eine Thatſache, daß keine Stimmung ſo ſchnell verſchwindet vor den gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens wie eine feierliche. Dieſes donnernde Pochen verjagte den letzten Reſt des Eindruckes der Hexenſcene und als Hans Faaborg die Thür öffnete und haſtig in die Stube trat, fand er nicht mehr zwei zitternde Mädchen, welche auf Geiſtererſcheinungen warteten; das Einzige, was ſie fürchteten, war Überfall und Schlägerei. Faaborg ſah dagegen aus, als ob er Geſichte gehabt habe.

— „Jungfrau Dyveke," ſagte er, „Ihr habt Euch ſelbſt und uns Andere in große Gefahr gebracht. Der Stadtvogt ſteht draußen vor der Thür mit ſeinen Häſchern und begehrt in Königs Namen, eingelaſſen zu werden. Er ſagt, daß er Eurer Mutter Befehl hat, das ganze Haus zu durchſuchen und in ſtrenge Verwahrung Jeden mit ſich zu nehmen, den er hier antrifft. Wir können ihm nicht entgehen. Aber wenn Ihr Euch zu erkennen gebt, wird Chriſtoph Dirikſon nicht wagen, an Euch und die, welche mit Euch ſind, Hand anzulegen, denn Ihr werdet Euch wohl erinnern, daß ich nicht aus eigenem Verlangen in dies Haus gekommen bin."

— „Mich zu erkennen geben?" brach Dyveke aus. „Eher ſpringe ich ins Waſſer. Ich will um Alles in der Welt nicht, daß meine Mutter oder der König erfährt, ich ſei in dieſem Hauſe geweſen."

Ungeachtet der Furcht des Schreibers wegen des Ausfalls dieſer Sache, womit er im Augenblicke bedroht wurde, war er nicht blind gegen den Vortheil, den er daraus ziehen konnte, ein ſolches Geheimniß mit Dyveke zu theilen. Aber er benutzte ihn unzart, indem er ſagte: „Jungfrau Dyveke, Ihr wart vorher jähzornig gegen mich, weil Ihr die Worte mißverſtandet, womit ich Euch meine Ergebenheit bezeigen wollte. Es ſoll Euch nichts deſto weniger klar werden, daß ſie ächt iſt, denn ich werde Euer Geheimniß zu bewahren wiſſen ſowohl gegen Eure Mutter ſowie gegen Se. Gnaden den König.“

Aber Faaberg hatte ſich verrechnet, denn Dyveke war zu ſtolz, um ſeine Verſchwiegenheit zu erbetteln, und ihr Muth hatte ſie nicht verlaſſen. „Hans Faaberg,“ ſagte ſie, „Ihr ſeid ein verſchmitzter Fuchs, aber mich ſollt Ihr doch nicht hinters Licht führen. Euch vertraue ich kein Geheimniß an, ich werde wohl wiſſen, Euch zur Verſchwiegenheit zu zwingen. Laßt Ihr Eurem falſchen Munde ein einziges Wort entſchlüpfen, ſo ſoll es mir nur ein halbes koſten, Euch an den Galgen zu bringen, was Ihr mehr als ein Mal verdient habt für alle Eure ſchlechten Streiche, und ich weiß davon mehr, als Ihr vermuthet. Geht und ſchließt dem Stadtvogt die Thür auf! Ich will mich ihm zu erkennen geben und ſagen, daß Ihr Anna und mich verführt habt, hierher zu gehen; da wollen wir doch ſehen, wer gefaßt werden und wer frei ausgehen wird.“

— „Um aller Heiligen willen, Jungfrau Dyveke! Wollt Ihr einen unſchuldigen Mann ins Unglück bringen, der nichts verbrochen hat?“ brach Faaberg erſchreckt aus.

— „Ihr ſeid ein einfältiges und feiges Jammerbild!“ ſagte Dyveke mit Verachtung und wandte ſich von ihm ab.

— „Gott ſteh uns bei! Sie kommen durch den Gang!“ rief der geängſtete Schreiber.

— „Können wir nicht entſchlüpfen? Hat das Haus keine Hinterthür?"

— „Ja, ja, hier iſt eine Hinterthür," brach Faaborg aus. „Ich kenne einen Verſteck, den Niemand ſo leicht finden ſoll. Gut, daß Ihr mich daran erinnertet. Da können wir uns verbergen, bis der Sturm vorüber iſt."

Mit geſchäftiger Eilfertigkeit ſchob er eine ſchwere Tapetenthür zurück, welche in der Wand angebracht war dicht unter dem Fenſter, wo ſie nicht in die Augen fiel. „Hier können wir uns verſtecken, bis ſie das Haus durchſucht haben," ſagte er. „Aber heraus können wir auf dieſem Wege nicht kommen, denn ich habe keinen Schlüſſel und wir müſſen wieder zurück, wo wir her kamen."

Die Thür führte auf eine ſteile und enge Wendeltreppe; auf der andern Seite der Thür war ein großer Handgriff, um ſie damit zu ſchließen. Faaborg ſtieg zuerſt die Treppe hinunter, dann Anna und zuletzt Dyveke, die mit Hülfe des Handgriffs die Thür hinter ſich zuzog. Sie ſtanden in einem engen, ſtockfinſtern Raum, wo eine kalte und feuchte Luft herrſchte. Faaborg war ſtehen geblieben, nachdem er einige Schritte gethan hatte, Anna ſtand ihm zunächſt und Dyveke hatte nur zwei Schritte gethan, als ſie nicht weiter konnte. Die Treppe war ſo ſchmal, daß Einer vor dem Andern nicht vorbei konnte.

Das Getöſe im Hauſe nahm zu, ein dumpfer Laut deſſelben drängte ſich zu ihnen herab in ihren Verſteck. Dyveke war zu leichtſinnig, um lange ernſthaft bleiben zu können, ſie flüſterte Anna zu: „Wäre der dicke Chriſtoph Dirikſon allein, ſo hätte es keine Noth, denn er ſcheut gewiß die Dunkelheit und ſein dicker Körper geht überdies nicht durch die Thür.“ Aber als die Fußtritte deutlicher in der Nähe der Thür ſich hören ließen, ward auch ſie ſtill.

Gleich darauf ward die Thür hurtig von Einem aufgeſchoben, der den Mechanismus kannte, ein ſchwacher Lichtſtrahl drängte ſich auf einen Augenblick ein, eine Geſtalt ſchlüpfte die Treppe herab, zog die Thür hurtig hinter ſich zu und verſchloß ſie. Noch ein Schritt und Dyveke fühlte ſich von zwei Armen umfaßt und eine Stimme ſagte zugleich: „Stille!“ mit einem Tone, der zwar flüſternd war, aber doch wie ein unwiderſtehlicher Befehl klang.

Drei Herzen ſchlugen frei in dieſem engen Raume, das vierte ſchlug gegen Dyvekes Schulter bei dieſer dichten Umarmung ſo gewaltſam, daß ſie jeden Schlag deſſelben zählen konnte. Sie wollte ſich losreißen, aber ein wiederholtes „Stille!“ ward ſo gebietend geflüſtert, daß es alle ihre Kräfte lähmte; ihre Arme ſanken nieder wie vor einer Geiſtermacht, während jener gewaltſam pochende Herzſchlag ſich gleichſam ſympathetiſch ihrem eigenen Herzen mittheilte, das die Schläge wie ein Echo wiederholte. Es ſchimmerte ihr vor den Augen und ungeachtet der Stockfinſterniß, die ſie umgab, kam es ihr vor, als ob ſie den ſchwarzen Vorhang mit ſeinen Falten ſähe, aus welchen fürchterliche Geſichter hervorſchauten.

Schwere Tritte bewaffneter Männer erſchollen in dem Gemache, das ſie ſo eben verlaſſen hatten, mehrere Stimmen, von denen einige ächzend waren, ſprachen mit einander. Man ſchlug auf die Eiſenſtangen über dem Fenſter, um ſich von deren Feſtigkeit zu überzeugen, mehrmals ward an die Thür geſtoßen, ohne daß ſie ſich öffnete, und allmählig entfernten ſich die Schritte. Eine Thür ward laut zugeſchlagen und ein Riegel davor geſchoben. Dann folgte eine lange und tiefe Stille, die jedoch dann und wann auf einen Augenblick durch ein Getöſe unterbrochen wurde wie von Thüren, die gleichfalls zugeſchlagen wurden; endlich war Alles ſtill wie ein Grab.

Dyveke athmete tief, aber ſie wagte es nicht, weder die Augen aufzuſchlagen, welche ſie dicht zugedrückt hatte, um dieſen Erſcheinungen zu entgehen, noch ſich von der dämoniſchen Macht loszureißen, die ſie umſchloſſen hielt. Endlich hatte die Umarmung ein Ende, die Arme ſanken und ein ſchwerer und tiefer Seufzer beantwortete den ihrigen. Er erklang ihren Ohren wie ein Sturm in dieſer Grabesſtille.

— „Sie ſind fort,“ ſagte eine tiefe Stimme, deren wunderſamer Klang ſie Alle mit unerklärlicher Ehrfurcht durchdrang. „Sie haben die alte Frau und ihre Magd mitgenommen. Alle Thüren ſind geſchloſſen, zurück können wir nicht.“

— „Jeſus!“ brach die erſchrockene Dyveke aus. Anna weinte leiſe.

— „Fürchtet Euch nicht,“ antwortete die Stimme mit melodiſcher Milde. „Vertraut ihm, der über alle Macht erhaben iſt. Wenn Menſchen Euch verlaſſen, bin ich Euch nahe, ſpricht der Herr. Ich weiß einen Ausgang, der eben ſo gut iſt wie der, durch welchen wir hineingekommen ſind. Aber laßt uns hören, ob Alles ruhig iſt.“

Alle horchten, Niemand wagte ſich zu rühren. Dies

Stillſchweigen währte lange, es ſah aus, als ob der Unſichtbare keine Befriedigung darin fände, dieſen ängſtlichen Zuſtand zu verlängern, den er doch für ſeinen Theil gänzlich zu beherrſchen ſchien.

Endlich brach er das Schweigen und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Hans Faaborg, Ihr ſeid dem Ausgange am nächſten, bückt Euch, Ihr werdet einen Ring finden, zieht ihn ſtark an und ſtoßt zugleich mit der Schulter gegen die Thür, ſo wird ſie ſich öffnen. Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht fallt.“

— „Wer kennt mich in dieſer Finſterniß?“ fragte der Schreiber ängſtlich. Aber er erhielt keine Antwort auf dieſe Frage und die Stimme wiederholte nur ihren Befehl. Faaborg gehorchte und die Thür öffnete ſich.

Furcht und Neugierde ſind Zwillingsſchweſtern; bei dem erſten, ſchwachen Lichtſtrahl, der von dem Halbdunkel draußen in dieſe Stockfinſterniß fiel, wandten ſich ſechs Augen zurück nach der Treppe, um den geheimnißvollen Gefährten kennen zu lernen. Es würde unmöglich geweſen ſein, wenn die Finſterniß, welche die Treppe umgab, nicht ſo grabesſchwarz geweſen wäre. Jetzt erlaubte die Dunkelheit ihnen, mit Deutlichkeit die Umriſſe eines Graubruders zu erkennen, der ganz in einer Mönchskappe oder Mantel verhüllt war, welchen er über den Kopf gezogen hatte. Dyveke, welche ihm am nächſten ſtand, konnte die Augen des Mönchs deutlich durch die Augenlöcher der Kapuze ſehen. Er betrachtete ſie mit ſtierem Blick, welcher ſie zwang, die Augen niederzuſchlagen, und jetzt konnte die ſchöne, feine Hand, welche aus dem Ärmel hervorſah und auf der Schnur ruhte, womit die Mönchskutte um den Leib zuſammengehalten wurde und in welcher das Paternoſterband hing, ihrer Aufmerkſamkeit nicht entgehen. Mit dem hurtigen, ihrem Geſchlechte eigenen Blick erkannte ſie auf der Stelle, daß ihr Gefährte ein junger Mönch und für ihre Schönheit nicht unempfänglich war.

Die unbekleideten Füße des Mönchs machten kein Geräuſch auf der Steintreppe; wie ein Geiſt ſchritt er zwiſchen ihnen herab und war bald außerhalb der Thür, welche er ſorgfältig verſchloß.

Dieſe Thür war dieſelbe, durch welche Ole Skaaning an jenem Morgen den naſſen und halberfrorenen Faaborg in ſeiner Baſe Haus geführt hatte. Sie ſtanden auf dem ſchmalen Steindamm, der den unterirdiſchen Kanal einfaßte und längs der Grundmauern der kleinen Häuſer hinlief, womit der Kanal überbaut und bedeckt war. Auf der einen Seite waren ſie beſchränkt von dem tiefen, ſtillſtehenden Waſſer des Kanals, auf der andern von der lothrechten Mauer, welche das niedrige Gewölbe trug.

Der Mönch brach das Schweigen, ſei es nun, daß er des Stierens müde war oder daß er fühlte, er müſſe eine Erklärung über ſeine Anweſenheit an dieſer Stelle geben.

— „Es ſind betrübte und gottloſe Zeiten, wenn Gottes Diener ſich in den Häuſern der Hexen und Kobolde finden laſſen müſſen,“ ſagte er mit einer klaren und wohllautenden Stimme. „Aber wir ſollen gehen, wohin uns unſer Beruf führt, und vor keinem Kampf zurückbeben, ſelbſt mit dem Teufel. Meine Vorgeſetzten haben mich in geſetzlichem Auftrag zu der geſandt, welche jetzt gefangen weggeführt wird, denn von ſelbſt wäre ich nicht zu dieſem Weibe gekommen. Es ſind ſchlimme Zeiten, wenn ſich die Diener der Kirche vor den Handlangern der Macht verbergen müſſen. Aber es komme über deſſen Haupt, der ſchuldig iſt an dieſem Ärgerniß!“

Nach dieſen Worten ergriff er Dyvekes ſeidenweiche Hand und behielt ſie in der ſeinigen, während er ſagte: „Ihr ſeid auf einen thörichten Weg gerathen und der Schrecken iſt den Spuren Eurer Füße gefolgt. Ihr habt geforſcht, wonach Niemand forſchen darf, denn Gott der Herr allein kennt das Schickſal des Menſchen und ſein Rath und Vorhaben mit unſerer Zukunft ſoll Nacht ſein vor unſeren Augen. Ihr habt Wahrſagung und Warnung vernommen und Ihr habt Wahrheit gehört über die Dinge, die da geſchehen ſollen, denn der Geiſt war heute mächtig über dem Weibe, das ſeine Seele hingegeben hat, um die Kunde zu erkaufen, welche Niemand wiſſen ſoll und die ſie feil bietet für Gabe und Gewinn. Aber der, welcher nichts gehört hat, ſoll dem Herrn danken, denn er ſandte die Männer, welche es ihm erſparten, gegen ſein Gebot zu ſündigen. Forſche nicht öfter nach dem, was verborgen ſein ſoll, bis es kommt.“

Mit Dyveke an der Hand ſchritt der Mönch langſam voran. Er ging auf dem äußerſten Rande am Waſſer und auf dieſem Pfade, der ſonſt nur für eine Perſon breit genug war, ging er ſelbander mit einer Sicherheit über die äußerſten, glatten Steine hin, daß man faſt glauben mußte, ſeine bloßen Füße könnten ſich um die Steine krümmen wie die Klauen eines Vogels um einen Zweig. Dyveke drückte ſich ſo dicht wie möglich an die ſchimmelige, feuchte Mauer; ſie bebte bei dem Anblick der Gefahr, der er ſich ausſetzte, um ſie mit deſto größerer Sicherheit führen zu können. Nur an einer ſehr ſchmalen Stelle mußte er ſeinen Arm um ihren Leib legen und drückte ſie dicht an ſich, um ſie deſto feſter zu ſtützen. So erreichten ſie den Ausgang des Kanals und ſtiegen eine ſteile Treppe hinauf zu dem mit großen Bäumen bepflanzten und mit hohen Mauern eingeſchloſſenen Sankt Nikolaikirchhof.

Während man von dieſer Seite den Ausgang des unterirdiſchen Kanals unzugänglich gemacht hatte für alle Anderen, war er bloß den Mönchen nicht verſperrt, die zu jeder Zeit den Kirchhof beſuchen konnten. Die Sicherheit, womit der Barfüßermönch dieſen Weg zurücklegte, ſchien auch anzudeuten, daß er ihn nicht zum erſten Male machte und daß Sigbrit nicht unrecht urtheilte, wenn ſie glaubte, daß die Wahrſagerinnen und Mönche mehr Verkehr mit einander hätten, als ſelbſt die Leute wüßten, welche Elsbeth Bager gegenüber wohnten.

Auf dem Kirchhofe hielt er an und ſagte mit einem Seufzer: „Hier trennt ſich unſer Weg. Unter der Erde begleiteten wir einander, über der Erde geht Jeder ſeinen beſondern Gang. Wenn wir unter der Erde wieder zuſammen kommen, ſind wir gleich — aber eher nicht.“

Darauf öffnete er mit einem Schlüſſel eine kleine Seitenthür, welche vom Kirchhof in die Kirche ging, führte ſeine Begleiter in das Schiff der Kirche und zeigte auf den offenen Ausgang. Dyveke reichte ihm einige Silbermünzen.

— „Die Gabe gehört der Kirche und ſoll getheilt werden zwiſchen den Kranken und Bekümmerten,“ ſagte der Mönch, indem er Dyvekes Hand nahm und ſie einige Augenblicke in ſeinen beiden behielt; „die Hand, welche ſie gab, habe Dank und ſei geſegnet!“

Mit einem faſt unmerklichen Druck ließ er Dyvekes Hand los, wandte ſich um und ging langſam zu dem heiligen Dreifaltigkeitsaltar zur Seite der ſüdlichen Kirchenthür, wo er niederkniete und im andächtigen Gebet liegen blieb.

Nachdem ſie ihr Gebet vollendet hatten, verließen ſie die Kirche. Faaborg folgte ihnen.

Bei dem Gartenpförtchen entließ Dyveke den Hans Faaborg, ohne ihm mit einem Worte für ſeine Begleitung zu danken. Annas Magd und Aslak wurden gerufen und raſch eilten ſie davon, ehe das Oſtthor geſchloſſen wurde. Bei der Rückkunft mußte Anna manche Vorwürfe von ihrer Pflegemutter hinnehmen, weil ſie ſich nicht allein ſelbſt den ganzen Abend müßig umhergetrieben, ſondern auch die Magd und Aslak von der Theilnahme an den häuslichen Geſchäften abgehalten habe.

Dyveke hätte mehr als gern ſich ſofort zur Ruhe begeben, aber ihre Mutter ließ ſie rufen. Sigbrit war in ungewöhnlich guter Laune. Es ſei dem Stadtvogt geglückt, erzählte ſie, ſich einer Hexe zu bemächtigen, der man lange auf der Spur geweſen; man habe alle ihre Geräthſchaften in voller Ordnung aufgeſtellt gefunden, ſo daß ſie auf Zauberei und Beſchwörung angeklagt werden könne. Sigbrit habe freilich gehofft, auch einige Edelleute oder Mönche, die dem König feindſelig wären, zu ergreifen, denn ſie beſuchten die Hexe häufig, aber man habe keinen angetroffen.

Der Zauberin Dienſtmädchen habe ſchon Eingeſtändniſſe gemacht und mehrere Namen genannt; einige wären von Wichtigkeit, die übrigen werde wohl der Büttel durch die Folterbank ihr abzuzwingen wiſſen. Darauf erzählte ſie, daß der junge Klaus Daa bei ihr geweſen und ſeine Unſchuld hinſichtlich des Einbruchs in Hans Knaps Hauſe bezeugt habe; es ſchiene, als ſagte er die Wahrheit, denn er verhehle nichts und verläugne nicht einmal ſeine Freundſchaft für den Abgeſandten der ſchwediſchen Aufrührer. Sigbrit ſprach von dem jungen Manne mit mehr Achtung, als ſie im Allgemeinen dem Adel zollte; ſie glaube, daß er es ehrlich mit dem König meine und nicht von der Geiſtlichkeit und den übrigen Feinden des Königs gewonnen ſei. Hans Faaborgs Nachricht müſſe daher falſch ſein, denn von ihm ſei der erſte Verdacht gegen Klaus Daa ausgegangen.

— „Es wundert mich, daß Jemand Vertrauen ſetzt auf eine Nachricht, die von einem ſo falſchen und lügenhaften Menſchen ausgeht, wie der kriechende und niederträchtige Hans Faaborg iſt,“ ſagte Dyveke.

— „Ei, ei, nun nennſt Du ihn niederträchtig und vor einer Weile gabſt Du ihm Erlaubniß, mit Dir einen Spaziergang zu machen. Erweiſeſt Du ihm vielleicht die Gunſt trotz der ſchlechten Meinung, die Du von ihm haſt, weil er Torben Oxes Diener iſt? Da kann man ſagen, daß, wenn es auf den Prieſter regnet, es auf den Küſter tröpfelt.“

— „Ich weiß nicht, was Ihr damit ſagen wollt,“ antwortete Dyveke, die dieſe Hindeutung übel nahm. „Zum Diener iſt er zu gebrauchen, denn man kann ihn in Zucht halten wie einen Hund. Aber zum Freunde oder Vertrauten oder Gehülfen bei meinen Angelegenheiten würde ich ihn nicht nehmen, wenn er und ich auch die beiden einzigen Perſonen in der Welt wären; dazu halte ich mich zu gut.“

— „Nu nu! Werde nicht ſo heftig!“ ſagte Sigbrit und lachte, wie ſie immer that, wenn Dyveke böſe wurde. „Hans Faaborg iſt ein ſchlauer Mann und tüchtig im Schreiben und Rechnen. Aber ein falſcher Schurke iſt er freilich, darin kannſt Du Recht haben. Jüngſt verehrte er mir eine Kanne. Er machte viel Weſens davon, der Großſprecher, und ſagte, er habe ſie von einem italieniſchen Juden gekauft; aber nun ſagt mir Johann Spegelberg, daß ſie nicht von Silber iſt, ſondern von einem neumodiſchen, nachgemachten Metall, das ſie in Paris erfunden haben und das beinahe nichts werth iſt. Aber er ſoll ſie mit Goldgülden füllen müſſen, ſo viel ſie faſſen kann, der Betrüger, ich werde ihn lehren, Unächtes mir zu verehren und Sigbrit zum Beſten zu halten. Das nächſte Mal, wenn er vom Schloßhauptmann ſeinen Sold bekommt, werde ich Abrechnung mit ihm halten; ſo lange mag er laufen und glauben, daß er mich bei der Naſe herumgeführt hat. Aber der lacht am beſten, der da lacht am letzten.“

Und Sigbrit lachte und rieb die Hände bei dem Gedanken an die habſüchtige Rache, die ſie an Hans Faaborg nehmen wollte.

Schwanengeſänge

berühmter Dichter

von

Karl Ludwig Kannegießer.

Pindar, Anakreon, Oſſian, Hafis, Dante, Camoens,
Ulrich von Hutten.

Tübingen.
Verlag der C. F. Oſiander'ſchen Buchhandlung.
1853.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Druck von H. Laupp jr.

Schwanengeſänge.

Pindar.

„Pindaros, deine Geſänge, womit du die Sieger belohnend
Selber als Sänger geſiegt, ſchallten die Zeiten hindurch.
Doch manch anderes Lied noch ſchufſt du, verhallt ſind ſie alle!“
So wehklagt' ich und ſank ſinnend in Schlaf und in Traum.
Alsbald hört' ich Getön, hinſterbendes! Was ich erlauſchte,
Lallte vermeſſen ich nach: Pindaros' Schwanengeſang.

Pindar.

Wiederum ſing' ich und greif' in die goldenen Saiten der Lyra,
  Iſt mir Spiel und Geſang Lebensberuf doch und Luſt;
Aber die Stunden entflieh'n, und viel ſchon zähl' ich der Jahre,
  Fehlen doch zehn fürwahr kaum bis zum hundertſten noch.
Locken entwallen vom Haupt mir, üppige, doch ſie ſind ſilbern;
  Wenig verſchrumpfte die Haut, kaum noch bedarf ich des Stabs.
Doch den Lebendigen allen geſammt, den Bewohnern der Erde,
  Nahet, wie lange ſie auch ſäume, die Parze zuletzt.
Heil, wem leiſe ſie naht, unbegleitet von zehrender Krankheit,
  Daß, wie jeglichen Tag, ſanft er das Leben beſchließt.
Iſt mir heute doch faſt als nahe der Abende letzter,
  Und mich umflüſtern, umwehn Schwingen und Stimmen des Tods.
Wohl dann! Sei er gegrüßt auf dichtriſche Weiſe dem Dichter,
  Und mit Geſang und mit Lied ſcheid' ich und ſchau' ich zurück.

Sei nun Athems genug und Beſinnung genug noch gegönnt mir,
In die vergangene Zeit wiederzukehren im Geiſt,
Und zu erwecken die längſt in Vergeſſenheit ſchlummernden Tage,
Schwatzhaft auch, wie man ſagt, iſt ja des Alters Bericht.
Zwar der Erinnerung Lied, nicht fröhlich erſchallt's mit Triumphton,
Wie ich den Siegern es einſt ſang in den Hainen Apolls;
Doch der Verzweifelung Klag' auch ziemet dem Scheidenden nimmer,
Nur ein ſinniger Hauch möge den Lippen entflieh'n.
Drum auch meid' ich der Hymn' und der Od' abwechſelndes Versmaaß,
Nur in den Diſtichen wallt ruhig die Welle dahin.
Fehlen die Reigen doch auch, die gedoppelten, die mit Geſange
Jetzt hinſchweben getrennt. jetzo ſich wenden zurück,
Um wie zuvor ſich von neuem zu einigen, fehlen die Hörer.
Fehlen die Schauer doch all, welche die Fern' und die Näh'
Sonſt zur herrlichen Feier verſammelte rings um den Sänger!
Einſam bin ich, entrückt menſchlichem Blick' und Gehör,
Hier am verborgenen Ufer des lieblichen Quell's im Gebüſch,
Wo als Knab' ich bereits gerne geweilet allein,
Nieder vom Hügel den Blick hinſendend ob Land und Gewäſſer,
Theben hinan, und zumal zu der kadmeiſchen Burg.

Dann zum entlegnen Kithäron, der Grazien Sitz und der Muſen,
Damals träumeriſch, doch ahnend die kommende Zeit,
Jetzt zwar ſtumpferen Nerv's hinſtarrend zur dämmernden Ferne,
Doch mit dem inneren Blick ſuchend und findend geſammt
Pythons doppelte Kupp' in dem Nord, und Nemea, den Iſthmos
Südlich, und weiter gen rechts, hehre Olympia, dich,
All' ihr Strand', ihr Inſeln Italiens, Städt' und Gebieter,
Euch, Agrigent, Syrakus, Theron und Hieron, euch!
O mich bewältigt, erdrückt der Erinnrungen Fülle, die ſüße,
Und wie beflügelter Traum kreist es und rauſcht es um mich.
Hold iſt das Leben und lieb den Beſeelten, Empfindenden allen,
Lieb uns Menſchen zumal, ja das beſchwerlichſte ſelbſt.
Denn viel ſchenkt es Genuß' auch Leidenden, Dürſtigen, Kranken,
Schuld iſt der Duldende ſtets leider am ſchlimmeſten Weh'.
Reinige Herzen und Blick, und ermutiget hebe ſie wieder.
Traun und des Daſeins bald doppelt erfreueſt durch dich.
Hold iſt das Leben, das unſr', ein menſchliches iſt's und erhab'nes,
Göttliche Gabe, zu Theil ward uns der adelnde Geiſt.
Doch, obwohl wir ſelbſt zu erhöh'n es vermögen von innen,
Viel doch danket der Menſch nur der Unſterblichen Gunſt:

Kräſte, die leiblichen ſind's, urſprüngliche, Kräſte des Geiſt's auch,
Und von dem Himmel allein fällt uns das liebliche Glück.
Mir, mir wurde ſo viel des Erfreulichen! Staunen erfüllt mich,
Und inbrünſtigem Dank miſcht das Gefühl ſich der Scham.
Aber der Gottheit Will' iſt dem Menſchengeſchlecht unerforſchlich,
Hier mild öffnend die Hand, ſtrenge verſchließend ſie dort:
Jegliches Loos, wohl ſoll es zur Prüfung den Sterblichen dienen,
Und die Olympier, all lieben als Kinder ſie uns.
Fromme Geſinnung geziemt und geduldige Faſſung im Unglück,
Maaß und Faſſung jedoch ziemet nicht minder im Glück.
Darf ich denn mich zurechnen den Mäßigen und den Gefaßten?
Denn den Begünſtigten ward von dem Geſchick ich geſellt,
Huld von den Göttern erfuhr ich mit Daſeins erſtem Beginne,
Liebende Eltern, ſie ſind erſte Begünſt'gung des Kind's.
Doch dieß Glück, es genießet — den gütigen Göttern gedankt ſei's!
Jegliches Kind, in der Bruſt wohnt zu lebendig der Trieb.
Meine, die liebenden, doch, gut waren ſie auch und gebildet,
Und in der Bildung und Güt' Aether erzogen ſie mich.
Nichts als ziemende Red' und freundliche Töne vernahm ich,
Nicht die gewöhnlichen nur, nicht von den Lippen allein.

Wenn Diophantos, der Vater, die Seel' einhauchte der Flöte,
Fühlte das lallende ſchon lieblich, das Kind, ſich bewegt.
Myrtis, die Mutter, ſie ſang, was ſie inniglich dichtete, innig,
Und ſo horcht' ich, und bald löſte die Zunge ſich mir.
Ward ich der eifrige Schüler daheim der bemüheten Eltern,
Ging in die Lehr' ich zugleich bei dem erlauchteſten Paar,
Laſus, dem Meiſter im Spiel und Geſang zu der rauſchenden Lyra,
Und dem Simonides, auch Lyriker, höhern jedoch.
Denn nicht ſang er und ſpielt' er Erfindungen anderer Sänger,
Selber erfand er und war Liebling nicht nur des Apoll,
Liebling der Götter geſammt, ihn ſchützender vor den Gefahren
Erſt einſtürzenden Saals, ſcheiternden Schiffes ſodann.
Schüler des Manns, des geprieſenen, rühm' ich mich, und der Gefährte,
Sein Nacheiferer auch ward ich, und glücklicher gar.
Doch nicht Anderen nur nacheifert' ich, ſuchte die eigenen
Worte, doch Worte, ſie ſind nur des Gedankens Gewand.
Sei drum Denker der Künſtler zugleich, vor Allen der Dichter!
Stärket Apollo die Kraft durch der Athene Geſpräch,
Stärkt, ihr Jünger, ſodann euch auch in der Schule der Weisheit!
Thales, Pythagoras, euch dank' ich der Lieder Gehalt.

Alſo ward ich belehrt, und Noth thut Jeglichem Lehre,
Gleichwie Acker und Au Thaues und Regens bedarf.
Denk' ich der Lehrer, ſo denk' auch gern ich der Lernensgenoſſen,
Einer Genoſſin zumal, Dichterin, Sängrin wie ich.
Aelter, begabeter auch wohl war ſie, die ſchöne Korinna;
Doch die Genoſſin ſie ward Gegnerin, Siegerin bald,
Fünf ſich gewinnend der Preiſ' und zur Mißgunſt faſt mich erregend,
Frei mir laſſend die Bahn dann mit beſcheidenſtem Sinn,
Junglinges ſtrebender Kraft, und erſtarkender, huldigend weiblich,
Ja aufmunternd ſogar warnenden, helfenden Raths.
Denn es erſchloſſen ſich mir wie den wuchernden Rankengewächſen
Viele der Blüten, zu viel nichtige, mangelnd der Frucht.
Innres bedarf zwar Aeußres, Gedanke des Worts zur Erſcheinung,
Doch die Erſcheinung ſie darf nicht ſich verwandeln in Schein.
Sang ich zuerſt die Natur, die entſchleierte, wechſelnde, ewge,
Dort an dem Himmelsgefild, hier in dem irdiſchen Raum,
Helios flammenden Stral, in Okeanos Fluten erlöſchend,
Während Selene gemach ſchwebet die Wölbung hinauf,
Grünende, blühende Fluren, und roſige Wangen der Jugend,
Reifende, fallende Frucht, Scheitel, von Silber umlockt,

Wolken und ſtürmende Luft' und dem Blitz nachhallende Donner,
Und die gefährlichern noch Stürm' in der menſchlichen Bruſt;
Doch mir gnüget' es nicht, nach Tief'rem, Geheimerem ſtrebt' ich.
Im labyrinthiſchen, ſtets kehrendem Wechſelgewirr
Sucht' ich den rettenden Faden, der Sehende wurde zum Seher,
Und Anbetung durchdrang vor den Unſterblichen mich.
Jetzo wie Herakles einſt heimkehrt' aus finſterem Orkus,
Faſſend, entlaſſend ſodann Kerberos' Schreckensgethüm:
Alſo beſiegt' auch ich den gewaltigern Dämon, den Zweifel,
Wieder beſchaut' ich die Welt ernſten, doch heiteren Sinn's.
Freilich die Erd' iſt nicht Himmel, und Dämmrung der irdiſche Tag nur.
Waltet die Lieb' allhier, waltet nicht minder der Haß.
Das iſt der Götter Beſchluß, der allein einträchtigen Sel'gen,
Doch zum Frieden ſind wir alle berufen dereinſt.
Lieblinge nehmen ſie früh zu den oberen heiligen Höhen,
Oder den Bleibenden doch klären ſie Augen und Geiſt,
Daß aufmerkſam zwar, mitfühlend ſie ſchau'n die Verwirrung,
Gläubig vertrauend indeß ahnen die Löſung des Zwiſt's.
Göttlichem Geiſt iſt entſprungen die Welt, und zum göttlichen Urquell
Kehrt aus Schranken des Stoff's, Schranken der Zeit ſie zurück.

Schaue den göttlichen Geiſt, der ſich zeigt und ſich birgt in der Hülle!
Alles iſt Eins und doch Alles iſt Einzelnes auch.
Jedes iſt ähnlich dem All, und ähnlich iſt Eines dem Andern,
Aber die Aehnlichſten ſind dennoch mit nichten ſich gleich.
Alſo forſcht' ich und forſcht', und zerhieb nicht, ich löſt' an dem Knoten,
Und oft horcht' ich mit Luſt wieder der Philoſophie,
Gleichwie Numa der Freundin Egeria, durſtig mich labend
An des erhabenen Rath's reinem kryſtalliſchen Quell.
Doch wie Numa gekehrt an das Licht zu dem Markt und dem Throne,
Prieſter und König zu ſein, folgend dem Göttergebot,
Ließ auch ich, die erlauchte, die Lehrerin, lehrt' in das Leben,
Brach mein Schweigen und ließ ſchwellen den Strom des Geſangs.
Wieder beſang ich den Himmel, die Erd', und die Götter und Menſchen,
Freundſchafts- und Liebesgenuß, ja die Begeiſterung ſelbſt.
Männlicher war ich anitzt, philoſophiſcher Dichter geworden:
Doch ein Dichter des Volks däuchte das Herrlichſte mir,
Und welch' herrlichen Volks, aufjauchzt' ich, helleniſchen Volkes!
Schwer, mein Volk, wird's mir dein mich beſcheiden zu freu'n.
Biſt vor vielen du doch, vielleicht vor allen bevorzugt,
Welche des mittleren Meer's liebliche Strande bebaun

Fern von dem ſtarrenden Eis hyperboriſcher Alpen und Ströme,
Fern von des brennenden Sand's Wüſten im Oſt und im Süd.
Und wie du ſelbſt das gebildetſte biſt, ſo wardſt du berufen,
Nicht wie Herakles nur mit der gewaltigen Fauſt
Gräuelunthier' in des Thieres Geſtalt und der Menſchen zu tödten,
Und von des Unraths Wuſt Ställe zu ſäubern des Vieh's:
Auch als Bot', als Lehrer der Welt, ein edlerer Bacchus,
Nicht des erfreuenden Wein's grünendes Rebengeſchoß,
Höhere Gaben zu bringen, Entwilderung, Sittigung, Sitte,
Menſchlichkeit, Recht und Geſetz, Grazien, Muſen zumal.
Warſt, mein Volk, du dem Schooß des helleniſchen Bodens entſprungen,
Kamſt du als Gaſt hieher, eigenes fremdem gemiſcht? —
Doch ein tüchtiges warſt du von Anfang, kräftig, befähigt,
Ruhlos, wanderndes Volk, Sunde durchziehend und Gaun,
Vielfach getheilt, Volkſchaften, die eine die andere drängend,
Jon's raget hervor, Dorus' und Aeols Geſchlecht.
Zarter die einen an Sitt' und Mundart, kräftiger jene,
Freiheitshelden doch all, kriegriſchen Geiſtes geſammt.
Und ſo bekämpften ſie lang einander ſich, bis ſie geſondert
Burgen ſich bauten und Städt' in den erkorenen Aun,
Hoben gemeinſam wider den Feind in der Fremde die Schwerter,
Zehn langwierige Jahr' erſt dem geringeren, dann

Bietend dem ſtärkern den Kampf, dem erbitterten perſiſchen König.
Doch wie den Hektor Achill einſt in dem Troergefild,
Scheuchte Miltiades, ſcheuchte Themiſtokles, was den Gefilden
Marathons lebend entkam, Salamis Flut nicht ertränkt.
Scheu wie die Fiſch' in dem Meer, ſo über den Fluten entfloh'n ſie,
Und lang' bebete noch Xerxes, als heim er gekehrt.
Kämpfe, gefährliche, trau'n, wohl waren es, Kämpf' um das Leben,
Kämpfe der Freiheit, ja Kämpfe der Ehr' und des Ruhm's.
Welch ein Volk hat gekämpft und geſiegt wie die Wohner von Hellas,
Welch ein Volk hat des Sieg's edler bedient ſich als wir?
Raſch nun ſtrebt' in die Luft die geſtärkte, die köſtliche Pflanze,
Nach todſchnaubendem Krieg nun von dem Frieden umweht.
Längſt ſchon hatte geſungen Homer, der ioniſche Dichter,
Und wie der Meiſter, ſo ſang lange die Schule noch fort.
Aber es rauſchte zugleich in die Saiten die zärtliche Klage
Sappho's, rauſchte darein auch des Anakreons Scherz,
Während Tyrtäos', Alkäos', Bakchylides' mächtiges Schlachtlied
Donnernden Ton's wegblies giftiger Verweichlichung Hauch.
Jetzt des Miltiades Kriegesgeſtalt, ſie erſtand in der Halle,
Zaubriſcher Pinſel erſchuf längeren Lebens ſie dort.

Und nicht Menſchen allein, auch Götter, den ganzen Olympos,
Rief aus todtem Geſtein Phidias' Meißel hervor.
Stehende, regungsloſe, doch Aeſchylos, Sophokles hieß ſie
Auf dem erhab'nen Kothurn kommen und ſprechen und geh'n.
Welch ein Volk hat der bildenden Kunſt wie das unſ're gehuldigt?
Vorbild bleibet ſie trau'n ſpäterem Menſchengeſchlecht.
Welch ein Volk war leichter geſinnt trotz Ernſtes und Tiefſinn's,
Sinnlich und ſittlich jedoch, menſchlich und göttlich zugleich?
Welch ein Volk hat ſo hohe, ſo würdige Feſte gefeiert?
Edel zu leiden iſt groß, größer ſich edel zu freu'n.
Deß iſt Nemea Zeug' und Olympia, Delphi, der Iſthmos,
Deß iſt die Mitwelt, deß Zeuge bin, Zeug' ich ja ſelbſt,
Doch kein müßiger, nein mitwirkender, Kränzevertheiler,
Kränze, nicht grünenden Laub's, Eichen und Tannen entpflückt,
Sichtliche nicht, hörbare, geweht aus prieſterlich heil'gen
Sprüchen, geſprochenen nicht, aber der Siegenden Haupt
Gleich Rauchwolken den Raum durchwallenden, hoch zu dem Aether
Adlersfittig begabt in der Olympier Saal
Aufwärts rauſchenden, weltdurchziehenden, ewigen Klängen,
Sichtlichen doch in des Chors gleich ſich bewegendem Schritt —

Solche Geſänge des Kampf's, Luſtwettkampf's hab' ich gedichtet,
Und da mein' ich des Volk's Dichter geworden zu ſein.
Mein' ich das Höchſte gewollt, wofern nicht errungen zu haben,
Das zu erringen der Menſch, das er zu wollen vermag.
Kampf iſt des Sterblichen Loos, der gewaltigſte Kampf iſt das Leben,
Und manch kleineren Kampf gibt's in des großen Bezirk.
Aber die Freud' und die Luſt iſt der Einzelnen Streben und Aller,
Heil, wenn des Einzelnen auch Luſt iſt des Volk's insgeſammt.
So die Hellenen; und was erſt Mühe geweſen und Arbeit,
Feindliche Arbeit, ward jetzo die friedlichſte Luſt.
Kampfſpiel ward das Vergnügen des Volks mit den Waffen,
Doch das geiſtige ſchloß bald ſich dem leiblichen an.
Raſſelten Wagen anitzt um die Säul' an dem Ende der Rennbahn,
Aechzte des Ringenden Bruſt, ſchallte die ſchlagende Fauſt,
Sauſte der Läufer dahin und wieherten Mäuler und Pferde,
Midas' Flöte doch auch klang und Herodotos' Wort.
Aber der Gipfel der Luſt blieb ſtets das begeiſterte Feſtlied,
Selbſt ein Kampf und zugleich Siegers erſehnteſter Lohn.
Gleichwie der Blitz und der Donner des Zeus an dem Himmelsgewölbe
Laut hinrollt durch Gewölk, leuchtet mit flammendem Stral,

So iſt der Dichter der nächſte dem Zeus, dicht unter den Wolken
Schwebt ſein Hymnus des Ruhms, gleichend dem Lerchengeſang,
Gleichend dem Aar vielmehr, der, athmend noch reinere Lüfte,
Nur auf höchſten Gebirgs Kuppe hinunter ſich läßt.
Narang ſchauet der Dichter und wählt aus Tauſend ſich Einen,
Den ſo Herold wie Volk jauchzend als Sieger erhebt.
Wohl iſt der Ruf und das Jauchzen der Grundton ſeines Geſanges,
Jener der Keim, doch er Blüte mit Farb' und mit Duft.
Wenige nur ſind der Sieger, und mehr ſtets ſind der Beſiegten,
Kleiner um vieles noch zeigt ſich der Geprieſenen Zahl;
Doch ihr Wenigen ſchient Halbgötter, vom Liede getragen,
Nicht ihr ſelber allein, auch Pherenikos, das Roß,
Hörte apolliſchen Klanges ſich laut beim Namen gerufen,
Während den Singenden man ob der Beſingung vergaß.
Nein, nicht immer vergaß. Zahlloſe Verſammelung hieß mich
Auf hochprangender Bühn' einſt von dem goldenen Siß
Singen am pythiſchen Feſte, das Haupt lorbeerenumſchlungen;
Pythia drauf, ſie befahl, als ich vollendet das Lied,
Mir von den Erſtlingen allen, den Opfern im Tempel Apollo's,
Eben ſo viel wie dem Gott ehrenden Danks zu verleihn.

Ihr auch ſpendetet Dank, ihr Sieger, dem willigen Sänger,
  Ludet in euren Pallaſt ihn und zum üppigen Schmaus.
Zwar ihr dünketet Gönner und Herrn euch faſt des Geladnen,
  Königsſtäbe ſogar führeten manche von euch,
Doch kaum kannte man noch als Sieger zu Wagen dich, Theron,
  Agrigentiner, und dich, Hieron von Syrakus.
Sonnen erſchient ihr einſt, und zogt in die heimiſchen Mauern,
  In die getrenneten, nicht Anderen gleich in das Thor.
Doch mit dem Leben verſank eur Glanz in die nächtlichen Schatten,
  Während das Lied als Mond dann ſich am Himmel erhebt,
Euch mitnehmend in ſeinem Gefolg als kleinre Geſtirne,
  Durch unendliche Zeit ſchwebend, und ſtralender ſtets,
Nicht mehr dienend wie ſonſt, euch leitend, wie hier ich's gethan ſchon,
  Miſchend gefälligem Lob Mahnung, und Tadel ſogar.
Nein, nie dient' ich, ich liebt' Unabhängigkeit, wahrte die Freiheit;
  Huldigt' ich, war es der Stadt, welche den Sieger gebar,
Mehr als dem Siegenden ſelber, ſo war es den edelen Ahnen,
  War es dem ganzen Geſchlecht, rühmlichem, dem er entſprang.

War es den Göttern zumal, die der Menſch nicht ſelten verkennet,
Horchend mit kindiſchem Sinn nichtigem Fabelgeſchwätz.
Wandelten ſie vordem hienieden in leiblichen Gliedern,
Längſt verließen ſie nun Pelion, Oſſa, Olymp.
Geiſter, bewohnend anitzt unſichtbar höhere Räume,
Doch dem, welcher ſie ſucht, nahend mit geiſtigem Hauch.
Lehrer bedünk' ich mich drum des geſammten helleniſchen Volkes,
Mehr als der Prieſter, der nur Tempel und Opfer beſorgt.
Gibt's noch höhres Verdienſt als Freude zu heilgen durch Weisheit,
Und zu ergießen das Wort kühnlich in jegliches Ohr?
Scheltet nicht, daß ich mich rühme des edelſten menſchlichen Strebens!
Liebt' ich der Einzelnen viel, welche verleiht die Natur,
Die mir ſelbſt ich erwarb, Amtsfreund' und Freunde des Herzens,
Sie vor allen, die mir blühende Kinder gebar.
Dennoch ſah ich in ihnen, in mir nur Hellasentſproſſne,
Nur als Heimatruhm achtet' ich eigenen hoch.
Landesgenoſſen, o Volk, du das meinige, Erbe der Ahnherrn,
O wie lieb' ich dich, wie biſt du der Liebe ſo werth!
Göttlich begabtes Volk, vollaufgeblühtes, ſchönes!
Doch, was erblühete, ach, ſchon dem Verblühn iſt es nah

Dein hochherrlicher Glanz flößt bange Gedanken in's
mir.
Nicht die Vergänglichkeit nur, alles Erſchaffenen Loo
Tief in dem Schooß auch birgſt du den nagenden Wu
des Verderbens,
Mir nicht birgt er ſich. Daß ihn ich zu tödten
möcht',
Und, wie als Jüngling und Mann ich gewarnt und
ſchelten die einz
Hohen und Stolzen, den Greis, Stolzeſte, mich du
nähmſt!
Hellas, ich ſteh' einſam, kein Hörer eröffnet das Ohr mi
Echo, ſo hör' es denn du, hall' es die Berge, die Th
Alle hindurch, laß ab nicht erſtarkenden Tones zu rufen,
Schmettr' in der Menge Gewühl auf dem ertoſend
Markt.
Setze dich feſt in der Bruſt der erleuchteten hohen
ſchlechter,
Denen zu ſteuern das Schiff Geiſt und Geſinnung gebe
Denn wohl lieb' ich das Volk, doch nicht die entbrenne
Menge,
Die juſt, weil ſie entbrennt, Zügels und Zaumes
darf.
Nur nicht Zügeler, welche die Leidenſchaft ſelber beherrſch
Die, wer Leitung bedarf, den zu verleiten ſich mühn.
Nicht nur einzelne Männer, — partheianführende Städte
Mein' ich und Staaten, ja dich, laß mich dich nenne
Athen!

Weil ich geprieſen dich einſt, du verdienteſt es, weil du mit erzner
Säule dafür mich belohnt, wag' ich's zu tadeln dich auch.
Biſt die verfeinertſte du vielleicht der helleniſchen Städte,
An der Geſinnung und Zucht ſteheſt Aegina du nach,
Der ſalaminiſchen Kränzes Empfängerin, ſtehſt Lakedämons
Rauherer Tugend du nach, wannen ich ſelber entſproß.
Hoch zwar leuchteteſt du in dem Landesvertheidigungskampfe
Gegen den äußeren Feind; doch die Gefahr iſt getilgt,
Und noch ſammelſt du ſtets Beiträg' und häufeſt in Delos
Schätz' auf Schätze, wozu? Hellas vertheidigte ſich
Nicht mit dem gleißenden Gold, — mit dem ſchwarzblauleuchtendem Eiſen
Trieb es den Feind, und beim triebe von neuem es ihn,
Kehrt' er; doch er erkühnt es ſich nicht, der geſchlagene, ſcheue.
Tauche denn, Delos, zurück, Göttergebärerin, nimm
Mit in die Tiefe den Hort, den verderblichen, ſchlinge des Hochmuts,
Schlinge der Zwietracht Saat, ſchlinge die Säenden ſelbſt!
Nicht doch kämpfe der Fuß mit der Hand, mit der Linken die Rechte,
Einigkeit, Friede bewahr' alle die Glieder des Leibs!
Wer iſt das Haupt? O fraget nicht ſo! Fragt, wer iſt des Leibes
Geiſt? Kein einzelner Staat iſt es, noch Einzler Verein!

Selbſt der gefeierte Bund der geſammten helleniſchen Staaten,
Amphyktioniſche Bund iſt nicht der Geiſt, denn der Geiſt.
Unſichtbar durchwebt er die einzelnen Glieder des Leibes,
Aber er hält ſie zugleich all' in lebendgem Verband.
Einſicht iſt's und Erkenntniß, und Will' aus tüchtger Geſinnung
In dem Berathungsſaal, in der Verſammlung des Markt's,
In dem Pallaſt, in der Hütt', im Geſchäfte zu Land' und zu Waſſer.
Meiſter und Lehrlinge, Hoch, Niedrig und Dürftig und Reich,
Alles erkenne ſich ſelbſt und das Ganz', und bleib' in den Schranken,
Die ihm Glück und Natur, und die er ſelber ſich zog!
Ach, was träum' ich, Bethörter, was mut' ich dem blinden, dem ſchwachen
Menſchengeſchlechte doch zu? Menſchliche Weisheit, ſie ſtrebt
Einen Vertreter des Rechts, das Jeglicher tragt in dem Innern,
Sich zu beſtellen zur Straf' äußerlich, 's iſt das Geſetz.
Und das Geſetz ausforſchen die Weiſeſten, Alle dann billigen's.
Dieſem Beherrſcher Geſetz dienen die Freieſten frei.
Das iſt helleniſcher Brauch, nachahmungswürdig geſammten
Völkern der Erd', er empfielt ſich durch Natur und Vernunft.

daß Weisheit gedeih das Geſetz zu verändern, zu beſſern
nachhelfendem Sinn, wie es die Gegenwart heiſcht.
edarf — ach immer bedarf ſein ſelber der Menſch ja,
und — der Götter; jedoch hießen die Götter nicht ihn
ſich zu leiten, und ſchenkten ſie Urtheil nicht und nicht Freud' ihm,
t ſich belohnende, nicht ſelbſt ſich verdammenden Gram?
nehr können ſie, wollen entziehn ſie die preislichen Gaben,
des Vertrauns Mißbrauch trübe die Himmliſchen auch.
e doch nie ihm fern, vielmehr tief innerlich ſchlagen
ung im Herzen ſie auf, mahnen beängſtigend ab
r beſährdenden That, wir nennen's den Ruf des Gewiſſens.
nicht innerlich nur, äußerlich öfters erklingt
Erhabenen Stimm' in den Stimmen der himmliſchen Boten.
Dichter, ſie ſind's. Aus dem begeiſterten Lied
der göttliche Geiſt, der Geſang iſt der heilige Lehrer,
nit Entzücken zu ſich ziehend die Menſchen erzieht.
Freud', o ſei du Erzieherin! Dann ja bedarf's nicht
ung und ſchreckender Straf' hier in der oberen nicht,
der unteren Welt, noch Schierling, noch Furiengeißel,
s verödet der Styx, weitet Elyſium ſich.

Selig ſind dann die Geſtorbnen, und ſeliger werden die Götter,
Hoffnung, die höchſt', iſt erfüllt, Wonne durchbebet das All.
Was iſt dort der Genuß? Derſelb' iſt's, welcher es hier war,
Nur ein reinerer, nur nimmer vergänglicher iſt's.
Innres und Aeußres zugleich iſt die Seligkeit. Ohne das Aeußre
Wäre das Innere nicht. Aeußeres iſt die Geſtalt,
Menſchengeſtalt. In des Menſchen Geſtalt auch kleidet der Gott ſich,
Nein, nicht Kleid iſt ſie ihm, Leib, und verkläreter Leib.
Schön ſind die dortigen all, doch ſchöner der Ein' als der Andre,
Alle, der Schönheit dort huldgen beſeliget wir
Einſt, doch ähnliche Wonn', hat hier auch ſchon der Hellene.
Schön iſt der Griech' und ſchön iſt, was er thut, was er ſchafft.
Irdiſches Streben iſt ſchwach, wie der Will' auch mächtig und rein ſei;
Dennoch gelang ihm viel, Zeug' iſt die bildende Kunſt.
Göttergeſpräche belauſcht er nicht nur und Göttergeſänge,
Malt auf Mauer und Wand auch der Uranier Schaar.
Selbſt ja wohnen in Stein und in Erz und in Marmor verzaubert
Alle die Himmliſchen dort in dem olympiſchen Hain.

nter gewölbetem Dach am Altar, der ihnen geweiht iſt.
Draußen im grünenden Thal oder am Rande des Quells,
n dem Gefilde der Reb', auf ragenden Kuppen, und wo nicht?
Hellas, der Schönheit Land iſt's und die Wohner des Lands
rieſter der Schönheit, und ſchön ſelbſt ſind ſie an Geiſt und an Körper.
Wohl was geboren, es wird alles bezwungen vom Tod.
inzelne ſterben und Völker, es ſtirbt das helleniſche Volk auch,
Doch es erliſcht nicht ganz. Blaſſet die Farbe des Bilds,
auernder ſtehet der Stein, der den Gott dir zeigt und den Helden;
Und mit Unſterblichkeit faſt lebt das geſchriebene Wort.
eugniſſe ſind ſie und geben des Geiſtes ſie, der uns beſeelte,
Und mit Erſtaunen begrüßt einſt uns das ſpäte Geſchlecht.
lückliches Volk, ſo ſpricht's, auch wir ſind Kinder der Gottheit.
Und hochwallenden Stroms führten die Zeiten uns viel
enntniſſe, Lebenserfahrung uns zu, auch Sprüche der Weisheit.
Frucht iſt gereifet, dem Herbſt naht und dem Winter die Welt.
amals blühte Natur in dem friſcheſten Reize der Jugend,
Friſcheſte Blüte jedoch wareſt du ſelber, o Volk.

Männer ſind wir, faſt Greiſ', ihr wart auch Jüngling' als Männer,
  Glücklichgeborene ſchon! Denn die helleniſche Wieg'
Zu paradieſiſche Stätt' hinſtellete gütig ſie Rhea,
  Bäch' umſummten ſie leis, lauter das doppelte Meer,
Das den erſtarkenden Knaben zum Kampf aufrief mit den Wogen,
  Aber zurück ihn ſtets zog zu dem heimiſchen Heerd.
Starbſt du, o Volk? O nicht doch, lebendiger lebſt du geſtorben!
  Wo iſt der Schönheit Reich jetzo? Geſtorben mit dir.
Schatten verblieben uns zwar. Wir ahmen ſie nach, unerreichbar
  Bleiben ſie; was uns gelingt, Schatten des Schattens iſt's nur. —
Alſo reden dereinſt wohl manche der Spätergebornen,
  Sehnende Wehmut füllt edle Gemüther ſodann.
Wir, wir waren die Heitern, der Tod ſelbſt trübt uns den Geiſt nicht,
  Denn vom heiteren Hier geht es zum heiteren Dort,
Geh auch ich. Mich bedünkt, Mattheit durchſchauert mich, ſüße,
  Und unbeſieglicher Schlaf ſenkt ſich zur Wimper herab.
Wär' es der lezt'? Habt Dank, herzinnigen, Uranionen,
  Daß ſo ſeligen Tods ihr mich dem Leben enthebt.
Hab' ich noch Kraft, in die Stadt, in das engende Zimmer zu eilen?
  Nein, viel beſſer ja ſtirbts hier ſich in offener Flur.

Zwar es umſtehen mich hier nicht ſorgende Freund' und Verwandte,
Schließt mit freundlichen Drucks keiner das brechende Aug.
Ach, wo ſuch' ich Verwandten und Freund'? Auf Erden mit nichten,
Längſt ſchon zogen zuvor alle den dunkelen Pfad.
Längſt ſchon harren ſie mein, vor Allem die liebende Gattin,
Und, wie ſie hier mich beglückt, führt ſie zur Wonne mich dort.
Nein, hier bleib' ich am Ort, hier bin ich am mindeſten einſam,
Bilder vergangener Zeit lebhaft umgeben ſie mich.
Nahen ſogar doch ſegnend die Himmliſchen, Nymphen des Berges,
Nymphen der Flur und des Quells. Ja es umſchwebet vereint
Mich ihr Reigen mit feierndem Tanz, Pan führet den Reigen;
Ueber die Saiten noch ſelbſt fahr' ich mit bebender Hand
Doch ſchon ſchwindet der Sinn. Ich vernehme noch flüſtern den Zephyr,
Singen die Vögel, o ſingt, ſinget in Schlummer mich ein,
Wie ihr einſt mich zum Leben begrüßt; wie den Schlafenden einſt ihr
Blumenbedecktet, ſo hüllt jetzo den Sterbenden auch

Anakreon.

Anakreon

Welch eine ambroſiſche Nacht
Ward wieder von uns gefeiert,
Ihr lieben, trauten Genoſſen,
Hier unterm Gewölbe des Himmels
Auf grünem Rebenhügel
In zephyrdurchſäuſelter Laube,
Wo uns die vollen Becher
Bekränzt mit Eppich und Epheu,
Wir ſelber das Haupt und den Nacken
Von duftenden Kränzen umſchlungen!
Wie reichten wir Einer dem Andern
Die Leier, wie klangen die Saiten,
Wie tönten darein die Stimmen
Bald Einzelner, bald Aller,
Wie wechſelten milde Geſpräche,
Scherz, Jubel und Gelächter! —
Laßt uns die Götter preiſen,
Vor allen jene beiden,
Bacchos und Aphrodite,
Daß ſie uns freundlich nahten,
Und Sinn und Kraft uns ſchenkten

Wie es ſich ziemt, die Gaben,
Die holden, zu genießen.

Nun röthet Eos leiſe
Des Himmels Pfort' auf's neue,
Es bleichen die kleinen Sterne,
Die mit dem Flimmerlichte
Uns treu bisher geleuchtet,
Indeß Selene's goldnes
Schifflein ſchon längſt entglitten.
Nun wollet ihr auch gehen,
Ihr Nachtgefährten alle,
Freundinnen, hold', und Freunde,
Um in die weichen Arme,
Des Schlafes hinzuſinken!

So ſchlaft denn wohl, Geliebte!
Schlaft, und erwachet wieder!
Doch, wenn es die Götter wollten,
Daß einer nicht erwachte, —
Sie können es auch nicht wehren,
Lieblinge ſelber können
Hier unten auf der Erde
Sie nicht unſterblich machen —
Und wenn es die Götter wollten,
Daß ich es dießmal wäre,
Und Phöbus Flammenroſſe,
Die nahen, nicht mehr erblickte, —

Der älteſte ja bin ich
Von Allen, die wir hier ſind, —
So will ich's nicht beklagen.
So gern ich auch noch bliebe,
So will ich, denn ich fühle,
Daß mir die Kraft entſchwindet, —
Vernehm' ich doch von ferne
Nicht nur den Morpheus kommen,
Ich höre Doppeltritte,
Wie leiſe ſie auch ſchleichen,
Er bringt den Bruder mit ſich, —
So will ich mich nicht ſträuben,
Nein, willig ſoll mein Schatten
Den Götterboten folgen.

Doch ihr, o bleibt noch, Freunde,
Ein Weilchen nur, vergönnt mir,
In eurer trauten Mitte
Die Gäſte zu erwarten.
Ja, bleibt ſo um mich ſtehen,
Gereiht zu beiden Seiten,
Und rechts und links zunächſt mir
Ihr meine beiden jungen
Freundinnen, ſüße Jungfraun,
Und du, Bathyll, mein Knabe,
Tritt vorn mir gegenüber,
Damit an deinen Zügen
Den letzten Blick ich labe.

Nun reichet mir die Leier,
Reicht mir zuvor den Becher,
Daß ich zum Abſchiedsgruße
Geiſt, Hauch und Finger ſtärke;
Denn trinkend, ſingend, ſpielend,
Wie ich gelebet habe,
So will ich itzt auch ſterben.
Noch faſſ' ich, ſchaut den Becher,
Noch labt er Sinn und Herz mir,
Noch rauſchen ja die Saiten,
Berührt von meiner Rechten,
Noch athm' ich, noch erklinget,
Bewegt von meinem Hauche,
Die Luſt in frohen Tönen,
Ja frohen, denn die Freude
Ward mir von gütigen Göttern
Zur Freundin, zur Gefährtin
Des Lebens auserkoren.
Sie iſt mir treu geblieben,
Dem Knaben wie dem Jüngling,
Dem Manne wie dem Greiſe,
Wenn ich vielleicht nicht immer
Trotz langem Laufe der Jahre
Ein Kind an Sinne geblieben.

Und war ich ſelber fröhlich,
So hab' ich auch viel Andre,
Mit denen ich vereint war,

Die Reichen wie die Armen,
Die Hohen wie die Niedern,
Selbſt mächtige Beherrſcher,
Polykrates von Samos,
Hipparchos den Athener,
Sie, die ganz Hellas kennet,
Samt andern ungezählten
Und unberühmten, aber
Geliebten Fraun und Männern,
Vor Allen meine Landsleut'
In Stadt und Land Abdera,
Durch meine Freud' erfreut,
Und ſo iſt mir die lange,
Die Lebenszeit, verſchwunden,
Weiß ich doch ſelbſt nicht wie.

Auch hab' ich zu erzählen
Von mir nichts Merkenswerthes.
Nicht viel hab' ich erlebt,
Nicht viel hab' ich gethan,
Nichts eben Schlechtes, mein' ich,
Doch auch nicht hohe Tugend.
Ich war kein großer Weiſer,
Kein einſam tiefer Denker,
Kein Leſer oder Schreiber,
Kein Lehrer in der Halle,
Kein Redner auf dem Markte,
Auch gab ich keinem Staate

Verfaſſung und Geſetze,
Noch minder führt' ich, oder
Ward ich geführt von Andern
In Krieg' und blutige Schlachten.
Ein Dichter und ein Sänger,
Nun ja, der bin ich freilich,
Doch bin ich kein Homeros;
Nicht lang' und ernſte, nein,
Nur kurze, heitre Lieder
Des Weines und der Liebe
Hab' ich gedichtet mühlos.
Wie ich ſie raſch geſungen,
Sind ſie auch raſch verhallt,
Wofern nicht ein und andres
Gelungneres, beliebtres,
Am neuen Feſt erneut ward.

Was wird nun Minos ſagen
Nebſt ſeinen beiden Genoſſen,
Wenn ich vor ſeinem hohen
Richtſtuhl dort unten ſtehe?
Ich weiß ſchon, was ich thue.
Wenn ſie die Stirne runzeln
Und finſter mich befragen,
Ich faſſe mich, ich lächle,
Wie ich bisher gethan,
Und ſprech': ich kann nicht läugnen,
Ich habe mich nicht eben

Gemüht, nicht viel gelitten;
Die guten Götter wollten
Durchaus mich glücklich machen,
Drum hab' ich denn auch ihnen
Mit nichten widerſtrebt.
So will ich offen ſprechen;
Vielleicht dann lächeln ſelber
Die ſtrengen, finſtern Richter.

Wohlan, bald bin ich unten.
Der Athem ſtockt, es ſinken
Die müden Augenlider.
Auf, auf, mein Blick, noch einmal
Hinaus ob Land und Waſſer,
Ob Fluren und ob Wälder
Der lieben Mutter Erde,
Dann auch hinauf zum Himmel,
Dort, wo die Götter wohnen,
Die milden Herrn der Menſchen,
Die milden Herrn nicht minder
Der abgeſchiednen Geiſter.

Und nun den Blick auf euch noch,
Die ihr mich rings umſtehet!
Noch kann mein Aug' euch ſehen,
Noch ſieht's, wie ihr mich anſeht.
Dank euren holden Blicken!
Ihr aber, ſüße Jungfraun,

Zur Rechten und zur Linken,
Drückt eure friſchen Lippen
Auf meine beiden Augen,
Und ſchließt ſie mir mit Küſſen!
Noch dämmern, mein Bathyll,
Mir deine Unſchuldsmienen.
Wie, oder hat in deine
Geſtalt und holde Züge
Sich Thanatos gekleidet?

So lebet wohl! Noch einmal,
Zum letztenmal, o Lyra,
Erkling', erkling'! Ade,
Geliebtes, irdiſches Leben,
Und ſei gegrüßt, willkommen,
Du neues, ſchöneres,
Und freudigeres Leben!
Denn eins iſt Freud' und Leben.

Oſſian.

Oſſian.

Oſſian! Oſſian! —
Hier bin ich! Wer weckt mich? Wer ruft mich bei Namen?
War es ein Lebender?
War es ein Geiſterlaut aus den Wolken?
War ich es ſelber?
Still iſt alles umher.

Horch, es rauſchet, es tönt!
Die Saiten klangen,
Die Saiten von Oſſians Harfe.
Ja, du biſt es, du rufſt mich,
Toskars Tochter, Malvina,
Du rührſt ſie mit luftigem Finger
Still iſt es wieder.

Reicht mir die Harfe! —
Aber ich bin allein.
Wohl, ich tappe mich hin, ich weiß ſie zu finden
Ich bin in der Grotte von Selma.

Sie hangt an der Mauer,
Zwiſchen den Waffen der Ahnherrn,
Trathals und Comhals Schilden.
Ueber ihr Trenmor's, unter ihr Fingal's Schwerdt,
Das Schwerdt von Luno,
Und das mein' und Oſkar's.
Töne denn, Harf', und ſchalle, Geſang,
Bebet die Hand, und bebet die Stimm' auch

Harfe, was tönſt du? —
Frage das Lüftchen, das laubdurchſäuſelnde,
Die Well' im Bache, die Wog' im Meere.
Sie ſeufzen, ſie ächzen, ſie ſtöhnen!
Frage die Lerche, ſie ſteigt voll Luſt gen Himmel,
Sie hofft zu entfliehen der Erde,
Aber ſie kehret zurück und birgt ſich im Graſe,
Und ſchweigt.
Frage das Kind! Sein erſter Laut iſt ein Schrei.
Frage den Sterbenden! Ach, ſein letzter Ton iſt ein Ach
Klag' iſt jeglicher Ton,
Selber der Freude: Freud' auch ſeufzt,
Flieht wie das Leben,
Und was nachhallt, Schmerz iſt's und Tod.
Wehmut klinget die Harfe, klinget des Barden Geſang
Aber ſie klagen nicht laut und heftig,
Wie der Sturm, der die Tanne zerbricht,
Wie das Toben des grollenden Meeres
Leiſ' und ſanft iſt Oſſians Lied

Wonne der Wehmut, ertöne!
Hold iſt die Kindheit,
Traum iſt ſie, flüchtiger, kurzer
Wann du als Jungling erwachſt,
Du weißt kaum, daß du ihn träumteſt

Aber des Jünglinges Traum,
Heller, lebendiger iſt er,
Es iſt der Traum der Liebe.
Du vergiſſeſt ihn nicht,
Die Erinnerung iſt ſüß,
Und doch ſchmerzlicher noch.

Jungling war ich,
Da entſandte mich Fingal, der Fürſt der Speere.
Ich folgte Concathlin, dem Nordſtern,
Ich kam nach Fuärfed, dem waldigen Hügel des Meeres,
Ich kämpft', ich befreite den König Malorchol.
Tonthormod nahm ich gefangen.
Wir kehrten, wir jagten den Eber des Waldes,
Wir ſaßen beim Feſte der Muſcheln.
Dina-Morul erſchien, die Tochter des Königs,
Langſam ſchwebte ſie her,
Bleich das liebliche Antlitz.
Die Stimme verſagt' ihr,
Kaum erhob ſie das Auge,
Das blaue, das thranenbethaute,
Auf den Gefangenen fiel es,

Er wandte ſich weg.
Sie ging. Lang' blickt' ich ihr nach.
Da ſprach Malorchol:
Sohn Fingals, mich freut dein Schweigen!
Sehnſucht ſchließet den Mund dir.
Laß mich dir lohnen!
Dina-Morul ſei dein! — Ruh' aus nun! —
Ich lagerte mich in der Halle;
Aber ich ſchlief nicht.
Leiſ' itzt tönte Geſang
Nahher aus dem Frauengemach.
Ich horcht', ich vernahm:
„Scheiden ſoll ich!
Wär's von dem Vater, ich trüg's.
Aber von dir, Geliebter?
Schlänge die Welle mich doch,
Die des Siegers Barke dahinträgt!
Könnt' ich die Bande dir löſen,
Fliehen mit dir!" —
Alſo ſang ſie und weint', es war Dina-Morul
Weh mir, ſie war meine erſte Liebe! —
Der Morgen erſchien,
Des Gefangenen Feſſel löſt' ich:
„Malorchol, ich darf nicht dein Sohn ſein
Tonthormod ſei's!
Dina-Morul liebt ihn,
Du gewinneſt den Feind dir zum Freunde."

Ich ſpannte die Segel, ich kehrte.
Nie ſah ich ſie wieder.

Aber ich ſah Everallin,
Die ſchöne, die ſchönſte,
Die Tochter Branno's,
Im grünen Erin, an Lego's dunklem Gewäſſer.
Viel Helden umwarben ſie.
Da gab es Kampf!
Ich verjagt', ich erſchlug ſie.
„Sei mir geſegnet!“ rief da Branno,
„LiebEren Eidam nicht hätt' ich als dich!“ —
Everallin, Dina-Morul,
Ich liebt' euch beide,
Aber dich mehr, Everallin,
Und du liebteſt mich wieder,
Du wurdeſt mein Weib.
War ich da glücklich?

Lieb' iſt wohl Glück,
Iſt mehr, iſt Seligkeit,
Iſt Glanz und Wärm', iſt Sonne.
Aber die Sonne, die herrliche, mächtige, hat auch Feinde.
Nebel danieden, und Wolken dort oben,
Schnee und Schloſſen und eiſigen Sturm.
Lieb' iſt ſtark, doch der Tod iſt ſtärker.
Er tödtet die Liebe nicht,
Aber die Liebenden.

„Nicht zugleich, o möcht' er's!
Alle hat mir er geraubt, die ich liebte.
Einſam bin ich.

Leb' ich? Leben iſt Kraft.
Ich bin ein Greis, mein eigener Schatten.
Leben iſt Licht. Blind bin ich.
Flüſtern wohl hör' ich das Laub,
Plätſchern den Bach,
Rollen den Donner.
Aber der Mond, die Sonne, die Himmelswandler,
Sie wallen zu leiſe, ſie kommen, ſie gehn.
Ich weiß es nicht.
Blind, ach blind! Was um mich lebt,
Ich ſeh's nicht, ich kenn's nicht, ich lieb' es nicht,
Ein andres Geſchlecht iſt's der Menſchen,
Fremd mir iſt es,
Schwach bedünkt es mich.
Schwach bin auch ich,
Aber ich war ſtark,
Der letzte der Starken.

Bin ich noch Oſſian?
Bisweilen noch bin ich's,
Noch die Stimme von Cona.
Eins iſt treu mir geblieben!
Ob ich wach', ob ich ſchlafe, —
Iſt doch beides faſt eins —

Die Harf' iſt's,
Nicht die hier, die ich faſſe,
Das Lied iſt's, das innen mir ſummt:
Keine Gegenwart hab' ich,
Meine Zeit heißt Vergangenheit.
Tag' und Thaten, die nicht mehr ſind,
Schemen ſeid ihr, aber ihr ſeid.
Dieſen ruf' ich und jenen,
Und er erſcheint;
Dennoch genügt es mir nicht.
Einzeln kommt ihr und ſchwindet.
Hätt' ich euch alle vereint beieinander!
Ihr ſchwebt nieder zu mir;
Schwebt' ich zu euch doch empor!

Wie! Was ſeh' ich?
Wieder erſcheint ihr und einzeln nicht,
All'! O bleibt!
Was erleb' ich, oder erſterb' ich es?
Welch eine Schaar!
Noch iſt's Dämmrung, nun erhellt es ſich.
Gegrüßt, gegrüßt!
Fingal, mein Vater, Roscrana, Mutter,
Die Ahnen, die Geſchwiſter umher,
Sanfter Ryno, tapferer Fillan, Brüder,
Gattin und Sohn, und theure Freundin Malvina!
Minnona, Ullin, Alpin, die Barden!
Wie zähl' ich ſie alle,

Die Frauen, die Männer?
Und ihr da? Seid ihr es wirklich,
Starno und Swaran, Cairbar und Foldath,
Ihr Feind' aus Erin und Lochlin,
Ihr ſeid nicht mehr Feinde?
Keine Schreckensgeſtalt,
Kein Lodageſpenſt, kein Ungethüm in den Wolken entſetzt mich?
Hat der Kuldäer Recht,
Gibt es nur Lieb' und Eintracht dort oben?
Ein ſanftes Licht verbreitet umher ſich,
Schöner als Morgen- und Abendröthe,
Töne durchziehen die Luft,
Süßer, als Fingals Harfe ſogar ſie entrauſchten!
Nahet der Geiſt der Geiſter,
Den der Siedler aus Süden, der Glaubensbot', uns verkündigt? —

Und ich? Wo bin ich?
Mitten unter ihnen!
Ueber der Haide von Lena ſchweb' ich,
Schweb' allmälig empor,
Noch ſchau' ich die Mauern, die Thürme von Selma,
Den Baum noch erkenn' ich,
Wo ich als Knabe zu den Füßen der Mutter geſpielt.
Noch dunkelt der Wald,
Noch ſchimmern des Oceans Wogen.
Nun, nun! — Ich erblicke nichts mehr.
Leben, Erde, fahr wohl!

Hafis.

Hafis.

Hafis, Hafis, wie iſt's mit dir?
Wie ſteht es um dein Leben?
Du biſt ſchon alt, du ſollteſt wohl
Der Welt den Abſchied geben.

Und dennoch ſchein' ich jünger mir
Mit jedem Tag, und heute —
Mir iſt, als hätt' ich Fittige,
Als ſollt' empor ich ſchweben.

Es iſt kein Schein, ich fühl's im Geiſt,
In allen Gliedern pochen,
Es iſt ein himmliſchirdiſcher Drang,
Ein wolluſtvolles Beben.

Hinaus zur Roſenlaube hin,
Blüh, Frühling, ſinge, Bülbül,
Füllt mir den Becher mit dem Wein
Der beſten Schirasreben!

In ſchönſten Mädchens Aug' und Herz
Laßt mich die Blicke bohren,
Mit meines ganzen Daſeins Kraft
Ihr Seel' und Leib durchweben!

Nimm Theil an meiner Luſt, o Mond,
Blick her, o Abendſonne!
Und Allah du! Denn dir allein
Dank' ich ja dieſes Streben.

All mein Bewußtſein, es iſt nicht
Als Leben, Luſt und Liebe,
Ich möchte Erd' und Welt mit mir,
O Gott, zu dir erheben.

Ja, Herr der Herren, laß die Welt
Hier unten untergehen,
Zieh ſie hinauf an deine Bruſt
Zum Paradieſesleben.

Nimm mich empor, ſofern du willſt!
Wo nicht, wohlan, ich harre.
Das Leben iſt ein Sterben, heißt's,
Nein, ſterben nenn' ich leben.

Zu dem Lande ſonder Helle
Wandert' Alexander einſt,

Und er kam zur rechten Stelle,
Wollte ſich, von Durſt gequält,
Laben aus der Lebensquelle,
Chiſr doch wies ihn ſtreng zurück. —
Ich auch tappte ſonder Helle
Im Verließ des Lebens einſt,
Ich auch kam zur rechten Stelle,
Eine Peri nahm mich auf,
Trank mir zu vom Lebensquelle.
Rebenſaft und Mädchenblick.
Leben iſt's und Himmelshelle!

Für alles, was ich jetzo bin, hab' Allah Dank!
Für alles, was ich nicht mehr bin, hab', Allah, Dank!

Ich war verdem ein Imam, Derwiſch, Soſi, Scheich,
Das alles bin ich nun nicht mehr, hab', Allah, Dank!

Ich war ein großer Philolog und Theolog;
Hinweg nun all gelehrter Tand, hab', Allah, Dank!

Ich ſchaute melancholiſch nur in mich hinein,
Jetzt ſchau' ich froh aus mir heraus, hab', Allah, Dank!

Bei Pfaff' und Mönch und Schulpedant ſtand ich in Gunſt;
Bei Selma und beim Schenkwirth jetzt, hab', Allah, Dank!

Hatſchin, der Großweſſier, baut' eine Schule mir;
Die Weinlaub' itzt baut' ich mir ſelbſt, hab', Allah, Dank!

Von ſtummen, ſtumpfen Schülern ward ich dort umringt;
Von muntern Zechgenoſſen hier, hab', Allah, Dank!

Zuvor als „myſtiſche Zunge“ reimt' ich dunkeln Schwall;
Jetzt ſing' ich klar von Lieb' und Wein, hab', Allah, Dank!

Ich, ehedem war ich mein eigner Schatten nur!
Leibhafter Menſch bin ich anitzt, hab', Allah, Dank!

Wer ſah am blauen Himmelskreiſe
Von Weſten je die Sonn' erſtehn,
Und dann, vollendend ihre Reiſe,
Im Thor Aurorens untergehn?

Wann kehrten Winters kurze Tage
Durch Weinleſ' und durch Herbſtesſturm
Zurück zum langen Tagesgleiſe
Des Sommers und zu Lenzes Wehn?

O, nie im Zeit- und Raumesreiche,
Bei keiner Pflanz' und keinem Thier,
War ſolche wunderſame Weiſe,
Solch ein verkehrter Lauf zu ſehn.

An mir nur, — ich begann vom Greiſe,
Bin Jüngling nun — iſt es geſchehn.
Als Lehrling ſchon hieß ich der Weiſe,
Den Viele jetzt als Thoren ſchmähn.

Von dem mütterlichen Schooß
Trieb man mich zur Schule,
Angebannet ſaß ich dort
Auf dem Kinderſtuhle.

Zu der Zimmerdeck' empor
Schaut' ich ſtatt zum Himmel,
Statt des Spielzeugs gab man mir
Eine Federſpule.

Bücher ſollten mir anſtatt
Spielgefährten dienen,
Statt des Scherzes düſtrer Ernſt,
Spule ſtatt der Buhle.

Und in dieſer Wüſtenei
Schrie von dem Katheder
Der Magiſter dumpf herab
Gleich geſpenſtiger Ghule.

Kinds- und Jünglingsjahre ſo
Ging's durch manche Schule;

Mann ſelbſt ward ich nicht erlöſt
Aus dem Höllenpfuhle.

Aus dem Schüler ward zum Lehrer
Leider nun der Mann Hafis,
Und nicht Schüler bloß, auch Lehrer
Unterrichtete Hafis.

O was ſchwatzte da, und o was
Schriftenſtellerte ich da.
O wie wurde da Vermehrer
Todten Bücherreichs Hafis.

Wider Alle disputirte
Ich als Dialektiker.
Ein fanatiſcher Bekehrer
In der Kutte ward Hafis.

Bombaſt, myſtiſchen, in Menge
Verſete und dreſ'te ich.
Wie viel hatte da Verehrer
Der Bombaſtiker Hafis.

Mohammed Schemſeddin hieß ich
Mein gelehrter Ruf ward jetzt
Neuen Namens Anbeſcherer:
Beigenannt ward ich Hafis.

Wer den Koran ganz auswendig
Weiß, Hafis wird der genannt.
Korans Wiſſer und Erklärer
War ich, heiße drum Hafis.

Alſo hob ich auf die Staffel
Alles nichtigen Scheines mich;
Selbſt der Kaiſer war nicht hehrer
Als der Blaurock, Scheich Hafis.

Doch je mehr ich voll mir pfropfte
Mit gelehrtem Wuſt den Kopf,
Deſto kälter, deſto leerer
Wards im Buſen dem Hafis.

Finſter wards in ihm und wirre,
Und in Trübſinn brütet' er.
Schwer ward ihm die Zung' und ſchwerer,
Sprach noch kaum ein Wort Hafis.

Schwand ihm Fülle, ſchwand ihm Farbe,
Und des Auges Blick erloſch.
Wer ihn ſah, der ſeufzt': O wär' er
Todt, der ſterbende Hafis!

Fuhrwahr, ſchien im lebendigen Leib
Mein Geiſt doch faſt zertreten.

Ich ſtarr bereits, da wacht' ich auf
Mir klang es wie Trompeten.

Ich riß die müden Augen auf,
Und zwang mich aufzublicken:
Da ſchaut' ich vor mir die Geſtalt
Mohammeds des Propheten.

Ich war erſchrocken, wollte mich
Auf meine Kniee ſenken,
Zu der Propheten mächtigſtem
Ehrfürchtiglich zu beten;

Griff nach des Korans Kommentar,
Den ich herausgegeben,
Bot den ihm ſtolzdemütig dar
In Schreckens Schwulitäten

Er aber ſagte, halb mit Spott,
Doch mehr noch mit Erbarmen:
Fort mit Interpretation,
Fort mit euch Interpreten.

Verderbet habt ihr Gottes Wort,
Ihr Schulfüchſ' und ihr Pfaffen,
Es braucht nur mäßigen Verſtande,
Zu Allah recht zu beten.

Mit eurem Scharfſinn werdet ihr
Noch Gott und mich bezweifeln.
Seid zwei und ſiebzig Sekten ihr
Nicht durch Subtilitäten?

Die Lehr' iſt einfach, übet ſie,
Doch übt ſie ohn' Askeſe.
Harmloſer ſind Einſiedler ſeyn,
Benebſt Anachoreten,

Sind ſchlichten Sinns und lieben auch,
Sie lieben ihre Waldung,
Ihr Hüttchen und ihr Gartenland,
Und pflanzen drin und jäten.

Zwar ſondern ſie wie ihr ſich ab
Von Männern und von Weibern,
Begnügen ſich mit Roſenkranz
Und heiligen Geräthen.

Fliegt vor der Zeit nicht himmelauf,
Bleibt hübſch auf dieſer Erde!
Die Erd' iſt gut mit Pflanz' und Thier,
Mit Menſchen, Dörfern, Städten.

Wofür ſind denn die Sinne da?
Erſt müßt ihr ſie befriedgen.

Dann grübelt, Philoſophen ihr,
Dann poeſirt, Poeten!

Nur aus dem Irdiſchſinnlichen,
Wenn ihr es recht betrachtet,
Wird euch das Geiſtighimmliſche
Leibhaft entgegentreten.

Der Geiſt kann ohne Leib nicht ſein,
Nur beides wird verkläret.
Die Huri beut einſt Selſebill
An Himmels Roſenbeeten.

So ſprach Mohammed: und nichts mehr
Hört' oder ſah ich, doch wie er
Einſt ſelber von der Erde Flur
Hinweggeführt ward durch die Hand
Erzengels, und zum höheren Land
Durch alle ſieben Himmel fuhr:
So ward durch ſeine Zauberkraft
Von meinem Bett ich aufgerafft,
Jedoch noch nicht in's Paradies,
Das himmliſche, vielmehr er ließ
Mich bald zur Erd' auf's neue nieder;
In einem Park fand ich mich wieder

Und während ich mich noch
Beſinne und bedenke,
Schau, beut ein Mädchen mir
Ein Sträußchen zum Geſchenke;

Und während ich verwirrt
Vor ſolchem ſüßen Schauſpiel
Geblendet und beſchämt
Die Augen niederſenke:

Kommt aus dem nahen Haus
Ein zweites holdes Weſen,
Und ſpricht mit rothem Mund:
„Sofern ich dich nicht kränke, —

Denn einem Mönch und Scheid-
Erkenn' ich am Gewande —
So nimm hier dieſes Glas
Mit ſtärkendem Getränke!“

Ich nahm den Becher hin,
Und ſchauete ſchon dreiſter.
Ich ſaß an einem Tiſch
Mit Bänken; als ich lenke

Den Blick nach rechts und links,
Sah ich ein drittes Liebchen

Die ſetzten alle drei
Sich zu mir auf die Bänke.

Ich roch am Roſenſtrauß,
Ich koſtete vom Weine,
Und wie das leere Glas
Empor ich frölich ſchlenke,

Und es hinhalt' auf's neu,
Daß aus der vollen Flaſche
Des edlen Rebenſafts
Sie mich freigebig tränke:

Da zaudert ſie, da neckt
Mich dieſe ſowie jene,
Da gab's ein wonniges
Geplauder und Gezänke,

Bis ich vom neuen Trank
Berauſcht und kühn ermutigt,
Trotz ihrer Sprödigkeit
Und mancher kleinen Ränke,

Mit meinem Mund die Stirn
Der Mädchen ſammt den Augen
Beſiegl', an ihren Mund
Mit langem Druck mich henke,

Aufſpringend dann im Park
Umher mit ihnen hüpfe,
Improviſir' und ſing'
Und ſie im Tanze ſchwenke.

O Wandlung, wunderbar!
Euch, düſtereiche Roſen,
Euch dank' ich's, Mädchen, euch,
Und dir, du edle Schenke!

Laut nun ſingt der erſchloßne Mund
Stets von neuem und endet nicht,
Spendet herrlicher Reime Fund
Stets von neuem und endet nicht

In holdſeligem Minneſpiel
Uebet der Schüler der Freude ſich. —
Weil alſo nur das Herz geſund,
Stets von neuem und endet nicht.

Ruft, wenn die Becher wiederum leer,
Schenken, bringt zu bekräftigen
Mit dem Weine den edlen Bund,
Stets von neuem und endet nicht,

Ruft, daß theuer und werth ich euch ſei,
Sagt es, ihr Mädchen, denn nimmermehr

Ward mir ſüßere Mähre kund,
Stets von neuem nnd endet nicht

Die Liebe, ſie bewältigte mich,
Es raſſe meine Kraft der Wein!
Nicht ſtark will ich und tapfer ſein,
Ich freue meiner Schwäche mich.

Der Kerze gleich
Aufrecht beharr' ich
In meinem Brande,
Und wanke nicht.
Der Kerze gleich
Hinſchmelz' auch ich,
Und hell und heiter,
Wie das der Kerze,
Iſt bis an's Ende
Mein Angeſicht.
Ein hoher Geiſt
Beſeelt die Liebe;
Sie kümmert ſich
Um Glut und Flammen,
Um tödtlich heiße,
Die kühne, nicht.

Alſo ſang und ſing' ich noch.
Iſt Mohammed aus den ſieben
Paradieſen heimgekehrt:
Ich bin, wo ich bin, geblieben.

Und ich meine, daß ich es
Bis an meinen Tod will treiben,
Wie ich es ſo manchen Tag,
Manches Jahr bereits getrieben.

Mir beſchieden ward es ſpät,
Doch es ward mir faſt vergütigt.
Wer bei Zeiten klüger wird,
Nimmer mög' er es verſchieben.

O ſeit dieſem Tag des Glücks
Bin ich nicht mehr ein Gelehrter,
Nicht geleſen hab' ich mehr,
Keine Bücher mehr geſchrieben.

Kaum noch weiß man von Hafis
Außer Wirth, Freund' und Freundinnen,
Längſt ſchon ſah ich meinen Ruhm,
Sah mit Freuden ihn zerſtieben.

Geld, fahr wohl auch! Für mein Lied
Reicht der Wirth mir Trank und Speiſe.

Der Begeiſterung Beſitz
Iſt geſichert mir vor Dieben.

Giebt es ſüßeren Genuß,
Gibt es edlere Beſtimmung
Als im Anſchaun der Natur
Denken, dichten, trinken, lieben?

Iſt's ein Genuß der Sinne nur,
Wenn wir im Duft der Blumenflur
Im Saft der Reben uns berauſchen,
Und Druck und Hauch der Lippen tauſchen?
Laßt uns auf unſer Innres lauſchen!
Es iſt der Sinn nicht, der genießt,
Der Geiſt iſt's, welcher ſich erſchließt,
Nicht nur in Wort und Tone webt,
Auch auf der Lipp' im Kuſſe bebt,
Und, wenn der Wein daniederſtrebt,
Zur Himmelshöhe ſich erhebt.

Lieb' und Rauſch iſt ein Geheimniß,
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen,
Nicht genügten Engelzungen.

Aber Heil der Trunkenheit,
Heil dem erſten Liebebeben!
Bietet mir für einen Gran
Heuchelei und Schlechtigkeit
Tauſend Tonnen Goldes an!
Keinen hegt der Buſen mir,
Keinen hab' ich hinzugeben,
Denn was auch vielleicht dahier
In des Herzens dunkler Hut
Raſtete von jenem Gut,
Es zerſchmolz in Minneglut,
Es zerfloß im Saft der Reben.

Vernehmt es, ſtrenge Sittenrichter,
Und rüſtet euch mit giftigem Spott!
Viel lautrer denkt als ihr der Dichter
Von Tugend, Ewigkeit und Gott.
Denn eure Lehre quält das Herz,
Spricht nur von Sünd' und Sündenſchmerz;
Des Dichters Lehr' iſt Licht und Glut,
Gibt Heiterkeit und friſchen Mut.
Gut iſt man, wenn man heitern Sinn's!
Und zweifelt ihr, ſchaut her, ich bin's.
Reicht meiner Sünde den Tugendpreis!
Wer wie Hafis zu ſündigen weiß,
Tief in der Gottheit Gnadenmeer,
Der ſelige, verſinket er.

Ihr, frei nicht werdet ihr der Noth,
Denn euer Gott iſt ein Deſpot.
Andichtet ihr ihm eure Triebe,
Des Dichters Gottheit iſt die Liebe.
Neunhundert neun und neunzigmal,
Wie Chriſtus ſchon geſagt, vergibt,
Nein, mehr als ausdrückt eine Zahl,
Vergibt die Gottheit, weil ſie liebt.
Ihr Finſterlinge, eure Schuld
Bedarf zumeiſt nachſichtige Huld.
Wie ihr einſt macht' ich Wortgeſchwirr,
Dogmatiſchmyſtiſches Gewirr,
Da wölkte aus dem Koran auch
Sich mir hervor mephitiſcher Rauch;
Jetzt iſt's ein friſcher Lebenshauch.
Der Koran ward mir ſonſt zum Fluch,
Jetzt erſt ein ſegensreiches Buch.
Gott wohnt, wie in der freien Trift,
Nun auch im Wort mir, in der Schrift,
Und in der Kaba, — doch nicht bloß!
Sie iſt zu klein, Gott iſt zu groß.

Drum trau' ich auch dem Gott der Gnaden,
Daß er mich ſonder allen Schaden,
Abſchneidend meinen Lebensfaden,
Einſt von der Erde Blumenpfaden,
Von Schiras duftigem Rebengaden

Mit allen wackern Kameraden
Wird zu des Paradieſes Aden,
Zu ſeinem Nektartiſche laden,
In Himmels Liebesſtrom zu baden.

Kehrſt auf's neue du, Muhammed?
Trau' ich doch den Augen kaum!
Wie? Elias Feuerwagen!
Feurig Roſſe, Zügel, Zaum!

Geht es über Kafs Gebirge,
Das die Erde rings umthürmt,
Geht's zum Monde, geht's zur Sonne
Durch der Lüfte weichen Flaum?

Wohl in Alexanders Spiegel
Schau' ich, in den Becher Dſchem's!
Hat mir Salomo geheftet
Seinen Ring auf meinen Daum?

Hell liegt alles mir vor Augen
Vom Zenith bis zum Nadir,
Klar durchſichtig, waſſerhelle,
Unverhüllt von trübem Saum.

Lebe wohl denn, ſchöne Heimat,
Perſis, Schiras, lebe wohl!

Kaum noch dämmert mir die Erde
Von der Wolken Purpurſaum.

Seid gegrüßt, Medſchnun und Leila,
Khosru, Ferrad und Schirin,
Und ihr, Juſſuph und Suleika,
In des Paradieſes Raum.

Lauteniſtin, Sängrin Nahid,
Sternereigenleiterin,
Huri's, darf ich zu euch ſitzen
Unterm Tubalebensbaum?

Und mich hungert, und mich dürſtet,
Reichet mir Ambroſia!
Gebt mir von den rothen Aepfeln!
Denn es wäſſert mir der Gaum.

Selſebill der Nektarquelle,
Holde Peri, ſchöpfe mir!
So recht! In den goldnen Becher
Stürze ſprudelnd ſich der Schaum!

Allah, dir ſei's zugetrunken!
Leib iſt Geiſt, und Geiſt iſt Leib.
Tod iſt Leben! Wir erwachen
Nimmer aus dem ſeligen Traum.

Dante.

Dante.

Dante Alighieri lag im Schlummer,
Im letzten Schlummer vor dem Todesſchlaf,
Sein Antlitz blaß von Krankheit, mehr von Kummer,

Weil ihn der Mißgeſchicke herbſtes traf;
Denn ungehört kam heim er von Venedig,
Wohin ihn ſein Beſchützer Guido, Graf

Polenta's, hoffend ſandt', und mild und gnädig
Ihn ſelber pflegt' itzt in Ravenna's Schloß.
Dort lag der Dichter, faſt des Leibes ledig.

Und bei ihm ſaß ſein greiſiger Genoß,
Graf Guido, bang ihm in das Antlitz ſtierend,
Indem ihm Thrän' auf Thräne niederfloß. –

„Oft trauert' ich“, ſprach er, „doch dich verlierend
Schmeck' ich, ſo dünkt mich, ſelber ſchon den Tod.
Und du, die undankbare Heimat zierend

Mit höchſtem Ruhm, Dein Leben war nur Noth;
Doch ich, mein theurer Freund Alighieri,
Ich bin's, der dich dem letzten Stoße bot;

O du biſt Ugolino, ich Ruggieri!
Warum entſandt' ich dich zur ſtolzen Stadt?
Venediger, ihr ſchlimmer als die Neri!

Daß ihr noch nicht unedler Rache ſatt,
Vergeb' ich euch, ihr ſeid nur itzt wie weiland.
Bekrieget mich, ich bin des Krieges matt,

Greift um euch, nehmt Florenz, erobert Mailand,
Nur füget zu der Grauſamkeit nicht Schmach!
Venetia, Scheuſal, Feſtland nicht, noch Eiland!

Ihr fürchtetet, wenn er, der Redner, ſprach,
Barbaren ihr, daß ihr ihm weichen müßtet!
Nun ſeid ihr ſchuld, daß ihm das Auge brach.

Mit Keul' und Eiſen ſeid ihr wohl gerüſtet,
Nicht mit der Red', ihr, täppiſch, grob und roh,
Die niemals noch nach edlem Ruhm gelüſtet.

Ach, und die eigne Heimat, Freund, hat ſo,
Florenz, noch ſchlimmer gegen dich gehandelt,
Und nimmer wurdeſt du des Lebens froh.

Dein halbes Leben durch haſt du gewandelt
Als ein Verbannter, unſtät hier und dort,
Und Heimweh frühe dich zum Greis gewandelt;

Und fandeſt du auch manchen Freund und Hort,
Und galt dein Kommen Jedem als Beehrung,
Doch litt es dich an keinem, keinem Ort.

Nun bleibt dein Leib hier, aber zur Verklärung
Entſchwebt dein Geiſt zur Himmelsharmonie.
Stürb' ich auch! Gott, gib meinem Flehn Gewährung!

Ich liebte dieſe Welt zu heftig nie;
Doch, ſeit er ſtarb, mein Sohn, mein Bernardino,
Und ach, mein ſüßes Kind, Francesca, ſie

In Rimini, und er bei Campaldino
In jener grauſen Florentinerſchlacht —
In ſelbem Jahr, weh, auch Graf Ugolino —

Seitdem ſchien mir das Licht des Tages Nacht.
Wiewohl ich manchen Lorbeer pflückt' als Streiter,
Und in Ravenna längſt üb' höchſte Macht,

Doch Freude blüht mir nicht im Leben weiter.
Ich habe gnug gelebt. Komm du nun, Tod! —
Doch ſtille, ſchau, wie blicket ſelig heiter

Der Sterbende, iſt er ſchon frei von Noth?
Indeß ich bang' hier ſitz' in tiefer Trauer,
Verklärt ſein Antlitz helles Morgenroth.

Und mich erfaſſen ungewohnte Schauer.
Huſcht dort ein Schatten nicht im Dämmerraum
Des hohen Saales an der grauen Mauer?

Francesca, biſt du's? Weh, ich trag' es kaum!" —
Aufblickt' aus ſeinem Schlummer plötzlich Dante,
Und: „Guido!" ſpricht er, „iſt ſie hier? Im Traum

Sah ich ſie auch, die deine Lippe nannte,
O freue dich, fort, Seufzer und Geſtöhn!
Sie kam zu mir als Todesabgeſandte.

So ſchön, auch im Inferno blieb ſie ſchön,
Holdſelig Mund' und Aug' und ſchlanke Glieder,
Und ihrer Worte Hauch ein ſanft Getön.

Sie ſprach: „„Wie du einſt kamſt zu mir hernieder,
Kehr' ich zu dir, zwar nur in deinen Traum,
Du mein und meines Freundes Freund, jetzt wieder.

O gib nicht länger bittrem Kummer Raum
Und wäreſt du ein Menſch geboren ſündig,
Doch hielteſt du die Leidenſchaft in Zaum

Nun aber macht im Leid Geduld dich mündig.
Einmal erwachſt du noch aus irdſcher Ruh,
Doch deines Lebens Zeit iſt nicht mehr ſtündig;

Dann ſchließeſt du das Aug' auf ewig zu.
Dann eileſt du hinauf zum Empyreum;
Dort zu Jehova's Preiſe ſingeſt du

Mit Seraphim und Cherubim te deum
Zu ewger Seligkeit und ewgem Preis.
Doch deinem Staube baut das Mauſoleum

Mein Vater. O der arme, arme Greis,
Die Gattin überlebend und die Kinder,
Nun auch den Freund nach göttlichem Geheiß!

Sag' ihm: im Alter eilt die Zeit geſchwinder!
Sag' ihm: auch ſeiner harrt bald mein Beſuch!
Sag' ihm: Ergebung macht die Leiden linder.

Gott ſtreicht die Sünden dann aus ſeinem Buch,
Es gilt wohl nur des Geiſtes Krafterhebung,
In milden Segen löſt ſich ſtarrer Fluch,

Und allen Miſſethätern wird Vergebung.
Schau hin, er ahnt wohl meine Gegenwart,
Ich fühl's in meines Buſens leiſer Bebung.

Er ſitzt bei dir, ein treuer Minnewart,
Doch meiner denkt er, und ich mehr noch ſeiner.
O ſieh, er blickt auf mich, ſein Auge ſtarrt,

Er ſieht mich nicht, nur du ſiehſt mich, ſonſt keiner.
Jetzt ruft er mich."" — So war's! Es rief dein Mund,
Und ich bin wach. Sie ſchwand. — Und doch iſt einer,

Nein, eine dort in Saales Hintergrund.
Wie? Iſt es Venus Anadyomene?
Sieh doch, mein Freund! Sag an und thu mir's kund!

Nicht Venus iſt es, nicht auch Magdalene.
Wer biſt du denn? O weiche nicht, o bleib!
Du blickſt ſo kriegeriſch! Biſt du Athene?

Ein blauer Gürtel ſchlingt ſich um den Leib.
Du mit ermutigendem Blick gleich Thalia,
Ich ſahe dich noch nimmer, hehres Weib,

Ja hehrer als die himmliſche Kaſtalia.
Gezackt iſt deine Krone, Thurn an Thurn,
O du biſt's, theure Mutter mein, Italia!

Wie deine Meere ſtralt dein Aug' azurn,
Du ſchauſt ſo ernſt, ſo heilig und ſo mächtig,
Erhabne, ſchreitend auf dem Feſtkothurn,

Gewand und Glieder, Haltung, Geiſt, wie prächtig!
Du nahſt, du trittſt aus dunkler Fern' hervor.
Du regſt die Lippen. Still! Ich hör' andächtig." —

Der Dichter ſprach's und hob ſich hoch empor,
Indeß es Guido'n nicht mehr däucht geheuer,
Und lauſchte ſtarr mit offnem Aug' und Ohr.

„Leb wohl, leb wohl!" rief Dante jetzt mit Feuer.
Sie ſchreitet fort, und iſt — verſchwunden ſchon.
Du ſahſt ſie nicht. Vernimm denn, Freund, getreuer!

Du hörteſt nichts. Ich höre noch den Ton.
„„Heil dir,"" ſprach ſie zu mir, „„Heil, Heil dir, Dichter,
Du, der religiöſen Muſe Sohn,

Der du hinabſtiegſt in den Höllentrichter,
Und dann hinauf des Fegefeuers Berg
Zum Paradies, zu Gott, dem Weltenrichter,

Und es beſchriebſt, fürwahr kein ſchwächlich Werk,
Nein, langen Athems, inhaltsüberſchwenglich;
Drum ſprech' ich Weißagung, du aber merk!

Was du geſchaffen, es iſt unvergänglich,
Und Gleiches, Aehnliches erſtehet nicht,
Mehr wird und mehr die Welt dafür empfänglich,

Und weiter, immer weiter flammt dein Licht,
Und mit den Zauberkräften des Magnetes
Bannt jeden edlern Geiſt einſt dein Gedicht.

Weit aus dem Vaterland wohin nicht geht es?
Geleſen, vielbewundert, tieferklärt,
Bald von Boccaccio, einſt von Philalethes.

Die Zeit zehrt nicht an ihm, die Alles zehrt,
Für dich verjünget ſich Can della Scala,
Es ſchwillt mit den Jahrhunderten dein Werth.

Man kennt dich am Viadrus, an der Sala,
Es ſchwinget ſich wohl dein Terzinentanz
Selbſt zum hyperboräiſchen Upſala!““ —

So ſprach Italia, den grünen Kranz
Des Lorbeers in erhobner Rechte zeigend,
Und ſchwand. — Und ich, getröſtet bin ich ganz,

Mit Freude nun zum Grabe niederſteigend;
Doch o welch heller Glanz, rein, unvermiſcht!
Ein Engel naht, zu mir herab ſich neigend.

Beatrix, Himmelshauch, der mich erfriſcht!
O meiner Jugend Wonne, heilges Manna!
Leb wohl, mein Freund! Du folgſt. Mein Aug' erliſcht.
Mit dir, Beatrix! Heil mir, Hoſianna!

Camoens.

Camoens.

Wo bin ich? — rief, empor die Wimper ſchlagend,
Der große Dichter Luſitaniens,
Und warf umher die matten Blicke fragend —
Nein, dieß iſt nicht des ewgen Lebens Lenz!
Ihr Freund', ich ſeh' euch, ihr umſteht mich zagend;
Ich lebe noch, ich Luis Camoens!
Wie iſt mir denn? Wird meine Kraft erneuert?
Von alten Gluten fühl' ich mich befeuert.

Ihr heißt mich ſchweigen? Nein, ich darf nicht zaudern.
Ich bitt' euch, winket kein Verbot mir zu.
Verfallen bin ich doch des Todes Schaudern,
Den Schaudern nicht, vielmehr der ſelgen Ruh.
Laßt mich in ſüßen Schlummer ſelbſt mich plaudern!
Du biſt bei mir, o Katharina, du!
Späte, nicht mehr erwartete Begrüßung,
Du meines Todes lieblichſte Verſüßung!

Wohl waltet über mich ein ſchwer Verhängniß,
Leid reihte ſich an Leid, und Noth an Noth,

Schiffbruch, Verluſt des Augs, Neid, Haß, Gefängniß,
Verläumdung, Armut, oft hatt' ich kaum Brod.
Vorüber iſt nun jegliches Bedrängniß,
Des Lebens beſter Arzt iſt doch der Tod.
Sonſt war ich voll von Mißmut, jetzt von Demut,
Luſt folgt dem Leid, und löſt ſich auf in Wehmut.

Noch einmal, holde Jugend, kehre wieder
Mit aller Seligkeiten Vorgenuß,
Mit Sehnſuchts- Hoffnungsfittig ſteige nieder,
Mit erſtem Liebesblick und Liebeskuß!
Da ſtrömten auch hervor die erſten Lieder
Mit Herzens mildem, wildem Wonnerguß.
O Liebe, du der Lebenswüſte Manna,
Des Dichters erſtes, letztes Hoſianna!

Ach, nicht gebändigt wird von Zaum und Zügel
Das blinde, wüſte, tolle Roß, das Glück,
Flücht'ger als Vogels und als Sturmes Flügel.
O Glückes ſelge Gunſt und giftge Tück'!
Ich folgt' ihm nach durch Thal' und Berg' und Hügel,
Doch nimmer haſcht ich's, kehrt' es mir zurück.
Umſonſt in Indien ſucht' ich's und in China,
Du warſt verloren mir, o, Katharina!

Verloren mir, und o, wie kurz und eilig
Beſaß ich, himmliſche Geliebte, dich!
Es drängt' ein Raum ſich, hundert-, tauſendmeilig

Durchs ganze Leben zwiſchen dich und mich.
Empfindung, ſinnverwirrend erſt, dann heilig!
Getrennt, da prüft das Herz, bewährt es ſich.
Und bleibt die Erd' uns eine Fordrung ſchuldig,
Der Himmel gibt Erſatz. Harr' aus geduldig!

Als Jüngling hatt' ich murrend nur verzichtet.
Doch gibt's auf Erden eine andre Blum',
Und zu der Mühen heißeſten verpflichtet
Hat ſie der Männer viel', es iſt der Ruhm.
Auf ihn nun hatt' ich alle Kraft gerichtet,
Ihn heiſcht' ich als Erſatz zum Eigenthum.
Wetteifern wollt' ich, größter Thaten Thäter,
Zum Heil des heilgen Landes meiner Väter.

Bellona's Ruf hatt' ich mich zugewendet,
Und gen Marokko folgt' ich dem Panier.
O Wunder, daß ich nicht allda geendet,
So tollkühn focht ich, voll von Ehrbegier.
Das rechte Auge ward mir dort geblendet;
Doch Hohn ſtatt Anerkennung wurde mir:
Da mit dem letzten Funken der Ermannung
Verurtheilt' ich mich ſelber zur Verbannung.

Und wieder mich dem Ocean befehlend,
Indem mein Herz von Unmut überquell,
Zog ich zum fernen Indien in's Elend,
Flog um der Hoffnung Cap, ſelbſt hoffnungsvoll,

Und ſangesvoll, und meine Muſe ſtählend
In edler Liebe wie in edlem Groll,
Für Seelenadel hochbegeiſtert glühend,
Und Spott und Fluch auf Falſchheit niederſprühend.

Doch mißfällt ſchon der ernſte, ſtrenge Dichter
Der eigennütz'gen ränkeſücht'gen Welt,
Wie, wenn mit Namen er die Böſewichter,
Der unterdrückten Unſchuld ſtarker Held,
Allein der Wahrheit huldgend, vor den Richter
Nennend, beſchuldigend, anklagend ſtellt.
Wenn reich zumal und vornehm der Verbrecher,
Wen bangte nicht für den verwegnen Rächer?

Doch mir gelang's. Ich war ein ſolcher Kläger.
Daß mir's gelang, im Tod noch macht mich's froh.
Gib mir die Hand, mein wackrer, treuer Neger!
Wohl rettet' ich dich, mein Antonio-
Jao, bettelnd wardſt du mein Verpfleger.
Gib mir die Hand auch, mein Chriſtophero!
Ihr zwei, der Eine Schützer meines Lebens,
Der Andre meines dichteriſchen Strebens.

Wie reich hat mich die Freundſchaft ausgeſtattet,
Nachdem die Liebe mich ſo tief verletzt!
Ein Paar von Freunden hat ſie mir gegattet,
Und, wie ſie konnte, den Verluſt erſetzt.
War meines Herzens Schlag noch nicht ermattet,

So ward er mächtig doch geſtärkt anjezt.
Wie waren Beid' an Farb' und Sitt' unähnlich!
Doch liebten ſie mich, liebt' ich ſie gleich ſehnlich.

Ich war der Mittelpunkt von Beider Neigung.
Mein Landsmann der, wie ich ſo ſtolz, ſo frei,
Uns ſchuf Natur, ſo ſchien es, zur Verzweigung,
Der Andr' erhielt durch mich erſt höhre Weih',
Er ward ein Chriſt, doch ſeines Danks Bezeigung
Grenzt' oft an ſeine frühre Sklaverei.
Du warſt mein Schatten, Guter, Lieber! Endlich
Iſt unſre Trennung dennoch unabwendlich.

Denkt ihr noch, Freunde, meiner Abenteuer
In Indien? Erinnr' ich mich doch kaum.
Bald neue Aemter, Reiſen bald, und neuer
Seeräuberkrieg an rothen Meeres Saum.
Auch einer Inderjungfrau ward ich theuer,
Doch gab mein Herz nicht zweiter Liebe Raum.
Dann neuer Bann! Antonio-Jao
Folgt' und Chriſtophero mir nach Macao.

Oſtindiens Oſtgrenz' iſt es, wüſt und gräulich,
Ein unwirthbarer Felſenſtrand zu ſchaun;
Doch hielten all wir aneinander treulich,
Und eine Stadt erwuchs und grüne Aun,
Ein Aufenthalt zumal für mich erfreulich.
Ihr meine ſchönſten Jahr' in jenen Gaun!

Frei war ich jeder äußeren Verpflichtung,
Mich ganz ergebend meiner hohen Dichtung.

Da ſaß ich oft auf Halbeilandes Zipfel
Im Morgen- und im Abendſonnenſchein,
Hinblickend von des Vorgebirges Gipfel
Auf weiten Oceanes Wüſtenein,
Tiefunten ſeitwärts dunkeln Waldes Wipfel.
Verſinkend in mich ſelbſt, mit mir allein,
Gedenkend meiner fernen Lieben aller,
Und frührer hochgeprieſner Portugaller.

Dieß Angedenken, o wie war's belohnend,
Trübſelger Stunden würdigſter Vertreib;
Altmutter Aſia's Felſenriff bewohnend
Sah dich mein Geiſt, Europa, hehres Weib,
Und dich, im fernſten Weſt erhaben thronend,
Mein Portugal, als Haupt am edlen Leib.
In Heimathwehs ſehnſüchtiger Verzehrung
Umweb ich dich mit himmliſcher Verklärung.

Danieder ſank ich in der Zeiten Trichter
Und ſchwamm gemach zurück im Völkerſtrom.
Und unter kleinen ſah ich große Lichter,
Drei, Paläſtina, Griechenland und Rom.
Nun ſchien ich mir parteienloſer Richter,
Meiſter vom Stuhl in der Geſchichte Dom.

Nun brach ich aus in der Begeiſterung Pſalme,
Denn reichen durſt' ich Portugal die Palme..

Die Palme welches Ruhms? Weltlichen Reiches?
Nicht höhern gab es als Auguſtus Thron.
Und wiſſenſchaftlichkünſtleriſchen Reiches?
Die ſchöne Palme hatte Hellas ſchon.
Doch des erhabenſten, des Gottesreiches?
Laut tönte mächtigen Jehova's Ton.
Blieb übrig noch ein Ruhm? Wohl! Die Vereinigung
Von dieſen Palmen allen und die Reinigung.

Wer zweifelt? Mit des Chriſtenthums Verkündigung
Empfing die Kunſt, empfing die Wiſſenſchaft,
Sammt der Religion erſt ihre Mündigung.
Durch Tyrannei zum Sklaventhum erſchlafft,
War alle Welt; nun ward ihr die Entſündigung.
Da chriſtete die Glaubensbotenkraft
Des Luſusvolks am weiteſten die Erde,
Auf daß Ein Hirt und Eine Heerde werde.

Und dürfen wir als tapfre Kreuzesſtreiter
Zueignen uns den höchſten Ehrenkranz,
Als Chriſtenthumes eifrigſte Verbreiter:
So ſtiegen wir in kurzer Jahre Tanz
Hinan jedweden Ruhmes hohe Leiter
Mit immerwachſendſtralenvollerm Glanz.

Und unſer Glanz, es iſt kein Irrlichtsflimmer,
Er funkelt ewig wie der Sterne Schimmer.

Ich ſpreche dreiſt, und dennoch wohl nicht dreiſter
Als mich berechtigt Luſitaniens Loos.
Wie ſchuf doch unſer Land der Welten Meiſter
So dürftig, ſo begrenzt, ſo anſpruchlos!
Ein Vorzug war's! Ein Vorzug? Wie? Wie heißt er?
Daß wir ſo klein, das eben macht uns groß.
O Wahn der Größe! Und doch weiß jedweder,
Aus winzgem Kern erwächſt die hohe Ceder.

Solch einen Kern barg Luſitanien. Schmächtig
Wuchs erſt die junge ſtille Pflanz' hinauf.
Urplötzlich breitete ſie dann ſich mächtig,
Und nahm bis zu den Wolken ihren Lauf.
Wie glühten an dem ſtarken Stamme prächtig
So Blüt' als Frucht, ein ungeheurer Hauf!
Zähl' ich ſie alle auf? Sie ſind unzählig.
Und ſoll ich einzle wählen, welche wähl' ich?

Ich wähle Heinrich, den Geſtirnefrager,
Der, als er ſelber nun zu Schiffe ſtieg,
Anlandend ſtört' und ſchreckt' aus Wall und Lager
Der Heiden ſchwarzes Volk mit raſchem Krieg,
Der Feinde wie der Irrthümer Verjager,
Mit Hand und Mund verbreitend Licht und Sieg.

Der Wiſſenſchaft ſowie des Glaubens Streiter!
Wohin er kam, das Glück war ſein Begleiter.

So glücklich nicht, doch ritterlich nicht minder
War jener Märtyrer, Prinz Ferdinand,
Der in der Haft noch ſeinem Ueberwinder
Geleiſtet unverrückten Widerſtand.
Zwar macht' er den Barbaren nicht gelinder.
Er ſtarb, doch kehrt' in Michaels Gewand,
Ein Geiſt des Lichts, voran den Schaaren ſchreitend,
Und ſie hinein in Ceuta ſiegreich leitend.

Entlegnere und folgenreichre Sendung
Gab unſerm Vasco Fürſt Emanuel.
Es war nur eines alten Plans Vollendung,
Vor Heinrichs Augen ſchwebte ſie ſchon hell.
Um Afrika gelang die kühne Wendung,
Die Waſſerfahrt bis zu des Ganges Well';
Und jenes dunkle Wunderland des Brama,
Neu ward's entdeckt und erſt erhellt durch Gama.

Gleichwie aus Aeols Felſengrotte ſauſend
Die Winde ſtürmen auf des Herrn Geheiß:
Wie Jovis donnernde Geſchoſſe grauſend
Hinpraſſeln durch die Luft im Schlangengleis;
Wie Phöbapolls, des Sonnengottes, tauſend
Glutſtralen flammen durch des Himmels Kreis:

Solchem Olympe glich anitzt Lisboa,
Beſchickend bald Braſilien, bald Goa.

Welch eine Kühnheit, welche Willensſtärke,
Welch fabelgleiche Reihe, Mann an Mann,
Jedweder bauend an dem großen Werke!
Mit welchem ſchließ' ich oder heb' ich an?
Pacheco, Almeide, Albuquerque,
Und Fürſten ihr, Emanuel, Johann!
Erlauchte, hehre, hocherhabne Namen,
Und alleſammt aus Luſus altem Samen! —

So ſaß ich auf Macao's Fels in langer
Betrachtung, oft mein ſelber kaum bewußt,
Des Vaterlands nur, von geheimer, banger,
Süßer Entzückung hochgeſchwellt die Bruſt,
Von neuen herrlichen Gebilden ſchwanger.
Da wollt' ich, nein, ich wollte nicht, ich mußt',
Ermannend mich zu kühnlicher Bemeiſtrung,
Ich mußte Worte geben der Begeiſtrung.

So ſaß ich da, ſo hab' ich dort gedichtet.
Geſchicht' und Wahrheit iſt's, doch Dichtung auch.
Mit Venus, Bacchus hab' ich ſie umlichtet,
Das iſt der Dichtkunſt guter alter Brauch.
Den Kampf im Innern hab' ich ſo geſchlichtet,
Mißmut und Schmerz verflog in Hauch und Rauch.

t leicht iſt zwar der Dienſt der holden Muſen.
füllen ſie [illegible] Seligkeit den Buſen.

ein Gedicht! Wohl hat es mich gereinigt,
ligt, und mit dem Gubernador
ſtorhero noch inniger vereinigt.
war mein Beichtiger, ihm las ich vor,
ich erſchwang; ſein Lob hat mir beſcheinigt,
hold darin erklingt für Herz und Ohr.
oldne Zeit! Bald ward ſie wieder trüber,
half der Freund zur Heimath mir hinüber.

kehrt', — und berg's nicht, ſag' es mit Betonung —
Selbſtgefühls kehrt' ich; doch wiederum
rd ich verſchmäht, man bot mir ſtatt Belohnung
oſen kaum, da ward ich trüb' und ſtumm,
fehlte Speiſ' und Trank mir oft und Wohnung,
ohne meinen Neger kam ich um.
lbrütig ward ich, ſchwarzer Galle blütig,
ſprach ſo ſtolz zugleich und zweifelmütig:

ich der großen Muſenjünger einer,
Luſitanien bisher entbehrt?
meine Reihen, meine Reime meiner,
ſie des theuern Vaterlandes werth?
Dichter bin ich, wenn auch noch ſo kleiner,
fühle durch mein Werk mich ſelbſt verklärt

Gar hoher Aufgab' hab' ich mich erdreiſtet,
Und weiß, was ich gewollt, was ich geleiſtet.

Nicht bin ich eines Andern Doppelgänger,
Ich bin es ſelbſt, und mein iſt mein Gedicht.
Hoch ehr' Achills ich und Aeneas Sänger,
Und dennoch nachgeahmt hab' ich ſie nicht.
Wohl lieb' ich Arioſt, doch bin ich ſtrenger,
Auf ſeinen Ruhm thut gern mein Lied Verzicht.
Der Dichter größter, das iſt der verbannte,
Der hochgewaltige Florenzer Dante.

Florenzer wär', Italiener wär' er?
Das iſt er zwar, jedoch er iſt noch mehr.
Iſt er ein Dichter? Doch er iſt auch Lehrer
Der Mit- und Nachwelt. Niemand ſang wie er.
Der Hölle wie des Fegefeuers Erklärer
Und Paradieſes war Alighier.
Sein Lied, iſts Epos, oder iſt's Tragödie?
Der Dichter ſelber hat's genannt Komödie.

Das mein', es iſt ganz eines andern Geiſtes,
Der Menſchheit jenes, dieß ein Heimatslied,
Ein luſitaniſch, und nach Luſus heißt es.
Ich dünke mich nur meines Volkes Glied.
Wozu der Dichter es beſtimmt, das leiſt' es!
Wenn, theure Landsleut', euch es an ſich zieht,

enn euch es mahnt an eures Stammes Adel,
ein achtet es dann jeden andern Tadel.

ehmt's hin, das faſt ertrunkne! Furchtbar Wetter
rgriff mich, als ich von Macao kam.
h ſchwamm mit Einer Hand, mein und ſein Retter,
ndem ich hoch es in die andre nahm.
ein zweites beßres Ich ſind dieſe Blätter,
n höhrer Hut wohl ſtehn ſie wunderſam.
Sie haben aus des Oceanes Brodem
rhoben ſich mit ewgen Lebens Odem.

Nehmt hin mein Lied mit Jauchzen und mit Jammer!
O Portugal, dein Glanz war kurzer Wahn.
rſchlagen von des Krieges hartem Hammer
Ward unſer Heer, und Held Sebaſtian —
Leid, Leid nur wohnt in unſers Herzens Kammer
Lebt er? Verweiſt' er auf dem blutgen Plan?
Und du, mein Vaterland, mein Volk, du bläſeſt
Den letzten Athem aus, weh, du entweſeſt.

Fort, Furien, die ihr Verzweiflung brütet!
Komm, holder Troſt, der mir das Herz durchlenzt!
Ihr Roſen, klag' ich, daß ihr mir verblühtet?
Nein, jauchzen will ich, daß ihr mich gekränzt.
Sonnen des Glücks, die eilig ihr verglühtet,
O Wonn', ihr habet mir doch einſt geglänzt!

Und was beſeligt einſt uns überſchwenglich,
Macht nicht Erinnerung es unvergänglich?

Drum, Freunde, keinen Klagelaut erheb' ich,
Erzittert auch ſchon meiner Stimme Klang;
Und wenn ich bebe, nur von Freud' erbeb' ich,
Und ihr auch, Luſitaner, ſeid nicht bang!
Ich ſterb', ihr ſterbt, doch lebet ihr, und leb' ich
Auf Erden ewig auch in meinem Sang.
Fahrt wohl! Nimm meinen Geiſt auf, Gott der Gnaden!
Und du, mein Volk, nimm meine Luſiaden!

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten.

Schon Woch' und Mond ſchwand träge mir
Auf kleiner Inſel Ufnau hier
Im ſchönen, hellen Zürcherſee.
Hinſtarrend auf der Alpen Schnee
Tagtäglich auf und niedergeh'
Ich durch's bewaldete grüne Land
Bis an den wellenumſpülten Strand,
Dorther unfern von Pfarrers Hauſe,
Wo mir gewährt in enger Klauſe
Herberg' und Freiſtätt und Verſteck
Mein Arzt, mein Freund, der wackre Schnegg,
Mit Koſt und Trank und Ruh mich pflegt,
Auf alte Schäden Pflaſter legt,
Und mich zugleich mit Tröſtung ſpeiſt,
Mich beßre Zeiten hoffen heißt.
Ich weiß es beſſer, und er auch,
Mir fehlt's an Luft, an Athems Hauch.
Wie ward mir heut der Weg ſo lang!
Ich muß hier ausruhn auf der Bank.

Kaum ſchleppt' ich mich, mir iſt ſo ſchwer,
Wer weiß, komm' ich noch wieder her,
Wer weiß, komm' ich zurück nach Haus? —
Und wär's mit mir ſchon wirklich aus?
Erſcheinſt du — wiederum, o Tod?
Denn oft genug haſt du gedroht,
Zumal im falſchen wälſchen Reich,
Zu Rom! Viel blanker Schwerter Streich,
Geſchwungen von Franzoſenfauſt,
Hat überm Haupt mir dort geſauſt.
Sie hatten im verruchten Wahn
Den Kaiſer Maximilian.
Den herrlichen, mir angekräht,
Ihn grob verunglimpft, ihn geſchmäht,
Mir, mir, dem Hutten, in's Geſicht,
Mir deutſchem Mann, ich litt es nicht.
Ein einzger Freund nur ſtand mir bei,
Fünf ihrer waren's gegen zwei.
Da ſchwirrt' und klirrt' es, ſie entflohn,
Nur einer nicht, der hatte ſchon,
Getroffen von der Rache Stral,
Geſchimpft, geſchrien zum letztenmal.
Student dann in Bologña war
Ich in noch größerer Gefahr.
Wildſchnaubend auseinander rennten
Die wälſchen und die deutſchen Studenten,
Ich mittendrin im dickſten Schwarm;
Jedoch Gott half mir und mein Arm.

Dann als ich in der Feinde Mitt
Belagerung in Pavia litt,
Krank ſelber bis zum Tode war,
Macht' ich mir ſchon die Grabſchrift gar.
O Krankheit, Krankheit, ſchlimmer Gaſt,
Hab' ich dich nicht mein Leben lang faſt,
Und wie viel Andres noch erduldet!
Wohl ſchien das Glück mir ganz enthuldet.
Kaum ruht' ich aus an Einem Ort,
Mußt' ich ſchon flüchtig wieder fort
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt,
Hungrig und durſtig, lahm und matt,
Von Räubern, Mördern angepackt,
Erſtarrt von Froſt, und bloß und nackt,
Verfolgt, mißhandelt, faſt erſchlagen,
Wer möchte ſolch ein Leben ertragen?
War nicht mein ganzer irdiſcher Lauf
Ein ſteter Kampf von Jugend auf,
Ein Kampf ſchon gegen die als Kind,
Die einem Kinde die liebſten ſind?
In Fulda ſollt' ich, gebot der Vater,
Pfaff werden, mönchiſcher Frater und Pater,
Ich aber taugte nicht dazu
Anekelte mich die träge Ruh,
In den grünen Wald, in die freie Luft
Sehnt' ich mich aus des Kloſters Kluft,
Ein Vogel ob Wieſ' und Fluß und Hügel
Zu ſchwingen die jugendlichen Flügel.

Ich bat, ich fleht', ich drohte vergebens,
Man ſpottete des kecken Strebens;
Da ward mir's eng und immer enger,
Und bang' und bänger, ich trug's nicht länger,
Und lief davon bei Sternenſchein
Auf's Gerathewohl in die Welt hinein.
Wie fühlt' ich da zum erſtenmal
In Gottes hochgewölbtem Saal
Des Jünglinges Kraft, der Freiheit Glück!
Zwar dacht' ich bald an den Vater zurück,
Und, ob auf's neu ich fleht' und bat,
Mir zu verzeihn die jähe That,
Obwohl ich ſpäter ihm zu Liebe,
Trotz bietend meinem Gegentriebe,
Auf der Bologner hohen Schule
Bei den Lehrern des Rechts, den Meiſtern vom Stuhle,
Den trocknen ödausländiſchen Kram
Mit Geduld, mich ſelbſt verläugnend, vernahm,
Und Geſchmack verſucht' ihm abzugewinnen,
Es war ein unwonnſam Beginnen,
So mißlang's dennoch mir, er ward
Nicht ganz verſöhnt, blieb ſchroff und hart
Mir bis zum letzten Augenblick,
Fürwahr ein herbes, bittres Geſchick! –
Ein gräßlichers noch war mir beſchieden,
Vergiftend meiner Seele Frieden!
Der Zwiſt mit dem Vater, wohl macht' er mir Gram,
Jetzt, Wut war's, die mich übernahm,

Ein Jüngling rächt' ich Blutſchuld ſchon
Des theuren Vaterbruders Sohn,
Den ſanften, wackeren Johann,
Den mordete der teufliſche Mann,
Der Herzog Ulrich von Würtemberg,
Ein Schandwerk, ſchwärzer als Uriaswerk,
Ausgehend auch aus böſer Luſt,
Zernagend ihm mit Flammen die Bruſt,
Jedoch von Unthatsfülle kreißend,
Zur zweit- dritt- vierten ihn mit ſich reißend.
Die eigne keuſche Frau zum Tauſch
Bot er ihm erſt im giergen Rauſch;
Dann zieh er ihn derſelben That,
Wozu er ſelbſt gegeben Rath,
Der Ehebrecher des Ehebruchs;
Drauf zum Vollſtrecker des Fehmeſpruchs
Er ſelbſt ſich erkor mit Lug und Trug,
Zur Jagd ihn verlockt' und ihn erſchlug,
Und die Leich anhenkte mit eigener Hand
Deß, den er ehdem Freund genannt!
Jedweder, der den Gräuel hört',
Er ward, ganz Deutſchland ward empört,
Mir aber war's ein Stich in's Herz,
Ein doppler, ein vaterländiſcher Schmerz.
Zwar goß ich über ihn mein Gift
In mancher rächeriſchen Schrift,
Zwar irrt er flüchtig itzt um im Land,
Aus ſeinem Herzogthum verbannt,

Was aber frommt des Frevlers Acht?
Die über Deutſchland er gebracht,
Wer bannt, wer löſcht, wer tilgt die Schmach?
Sie hallt durch alle Zeiten nach.
Allgemeinem vaterländiſchem Leid
Wie weicht doch eigne Trübſal weit,
Wär's ſelber die Zweizüngigkeit
Des weitberühmten, tiefgelehrten,
Des einſt ſo werthen, hochverehrten,
Und dennoch falſchen, feigen, ganz
Unwürdigen, treuloſen Manns!
Den Erasmus mein' ich, von Rotterdam,
Und ſeinen gleißneriſchen Schwamm,
Der ihn nie ſäubert vom eigenen Schlamm!
Ja, mehr als für mich ſelbſt hab' ich
Gekämpft für Deutſchland ritterlich
Im wälſchen, im Franzoſenland,
Am Padus, an der Moſel Strand,
Am Neckar, an dem Main, am Rhein,
Hätt's mögen auch gegen die Türken ſein;
Doch nicht mit Lanz' und Schwerdt allein.
Nein, mehr, weit mehr noch rauſchten, flogen
Der Geſchoſſe von meiner Zunge Bogen.
Wie glichen meine Staben und Zeilen
Vers oder Proſa, Apollo's Pfeilen;
Denn was ich dachte, das ward geſagt.
Mein Wahlſpruch war: ich hab's gewagt, —
Gewagt dem Licht und Recht zum Schutz,

Dem Dünkel, der Finſterniß zum Trutz,
Gewagt für die Wiſſenſchaft, für ihn,
Den Stolz der Wiſſenſchaft, für Reuchlin.
Wohl galt es, kühn zu Felde zu ziehn
Gegen Dumheit, Grobheit Uebermut,
Gegen der Bettelmönche Brut.
Ich habe mit ihrem eigenen kauder-
Wälſchen lateiniſchen Geplauder
Die Bonzen, die Dunkelmänner gehetzt,
In Aerger, in Wut ſie, in Schrecken geſetzt.
Freund Crotus Rubianus ſtand mir zur Seit'
Im luſtigen, im lächerlichen Streit.
Ehrn Ortwin, Jude Pfefferkorn,
Euch traf zumal der ſpitzige Dorn.
Hogſtraten, du argliſtiger Faun,
Du nahmeſt deines Gelichters traun
Dich herzhaft an, du klagteſt, du gabſt
Mich an bei deinem Herrn, dem Papſt,
Daß er mich Rädelsführer verdamme.
Und ich goß Oel noch in die Flamme,
Vorſichtig doch beginnend die Fehde.
Des Laurentius Valla kühne Rede,
Worin der Märtrer der Wahrheit berichtet,
Das Patrimonium ſei erdichtet,
Nie hab' es der Kaiſer Konſtantin
Dem Biſchof Rom's, Sylveſter, verliehn,
Und wär' es, ſo hätten der Päpſte Ränke
Unwerth ſie gemacht ſo großer Geſchenke,

Unerträglich ſei ihre Tyrannei,
Unzucht, Habſucht und Heuchelei,
Die verfehmte Schrift, ich war ſo frei
Sie drucken zu laſſen, nach allen Seiten
Durch ganz Europa ſie zu verbreiten,
Ja dem Papſt ſie zu widmen, und ſtolz des Beginns
Zu ſchicken ſie ihm treuherzigen Sinns,
Und ſchrieb dazu ohn' alle Scheu:
„Sei mir gegrüßt, du zehnter Leu,
In der Chriſtenheit Namen mir hochgelobt,
Nachdem die Trommet' hat ausgetobt
Des zweiten kriegeriſchen Julius!
Papſt du, ſo wie ein Papſt ſein muß,
Der den Friedenshymnus angeſtimmt,
Den die chriſtliche Welt mit Freude vernimmt,
Mit Freud' und Hoffnung, denn du biſt,
Was viele Päpſte nicht waren, ein Chriſt.
Frohlockend ruf' ich's in die Welt,
Du biſt der Freiheit, der Wahrheit Held,
Und willſt, daß wir wie du nicht minder
Frei ſollen ſein als Gottes Kinder.
Schau, hier iſt auch ein freies Buch,
Laurentius Valla's Buch und Fluch,
Fluch gegen der Päpſte ſträfliche Rotte,
Die bewußt vorſätzlich gefrevelt an Gotte,
Die Päpſte, die ungetreuen Verwalter,
Nicht Chriſts, nein böſen Feinds Statthalter.
Schien mancher doch aus dem Höllenpful

Heraufgeſtiegen auf Petri Stuhl.
Mit ihnen zugleich dann ſtieg herauf
Ein phariſäiſcher Söldnerhauf.
Der ſeinen Gebieter, den Antichriſt,
Noch übertraf an Trug und Liſt.
Denn nichts gleicht jenen päpſtlichen Knechten,
Sie ſind die Schlechteſten der Schlechten.
Manchmal wohl findet würdigen Erben
Sankt Peters Sitz; das wahre Verderben
Sind aber die, die nimmer ſterben,
Die Kurtiſanen, die Schranzen, die Laffen,
Die Wölf' und Füchſe, die Mönch' und Pfaffen.
O Leo, das widerwärtige Geſchmeiß,
Auch deinen Stuhl umgibt es im Kreis,
Es möchte dir gern das Ohr betäuben,
Das Sonnenlicht der Wahrheit beſtäuben.
Wirſt du es glauben? Sie bilden ſich ein,
Du würdeſt mir ungehalten ſein,
Weil ich ein Mann der Freiheit bin.
Doch du, du haſt den freiſten Sinn,
Fern iſt dir jedes Wahnes Schwindel,
Verächtlich jenes Nachtgeſindel
Gewürm im Unflat und Kloak
Mit ſeinem Ziſchen, mit ſeinem Gequak,
Du edler Mediceerſproß,
Plato's und Cicero's Genoß,
Politianus war dein Lehrer,
Du reinen Menſchenthums Verehrer!

Und das, o Leo, bin ich auch.
So ſei der Freiheit himmliſcher Hauch,
Der mir in Seel' und Worten webt,
Und der in Valla's Buche lebt,
Wie dir's geziemt, von dir aufgenommen!
Nicht zweifl' ich, du heißeſt ihn willkommen,
Und fachſt ihn mehr noch an. Wohlan,
Ich, Hutten, ſtehe meinen Mann.
Leb' wohl! Das wünſch' ich inniglich.
Du haſt ein ſchwerer Werk als ich;
Den Petersſtuhl, bring' ihn, den hehren,
Den ſchmutzgen, wiederum zu Ehren!" —
So ſchrieb ich frei und frank und keck,
Und ich erreichte meinen Zweck.
Vorred' und Buch, die Welt durchzogen
Zuſammen ſie, zwei Demagogen,
Mit nie gehörtem Donnerklange,
Faſt macht' er Luthern ſelber bange.
Von kühnſten Reformatorzungen
War ſolch ein Wort noch nicht erklungen,
Ein Vorhall war's im Freiheitskrieg
Von endlichem Triumph und Sieg.
Der Papſt, er that das Beſt', — er ſchwieg;
Und war die Schlacht noch nicht gewonnen,
So war ſie glücklich doch begonnen.
Selbſt drüben, jenſeit Deutſchlands Grenzen,
Schien Morgenroth heraufzuglänzen.
Nach Frankreich flog ich, nach Paris,

Wo man mir kräftige Hülfe verhieß,
Wo ich den hochgelehrten Mann
Budäus für Reuchlin gewann.
Dann nahm mich gar an ſeinen Hof
Zu Mainz der Churfürſterzbiſchof
Albrecht, der Brandenburger, zumeiſt
Dem Leo ähnlich an Sinn und Geiſt,
Ein Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft,
Ein Mann der Milde, doch nicht der Kraft,
Zwar gegen Pfefferkorn aufflammend,
Und ſeine ſchnöden Pasquille verdammend,
Doch auch dem Papſte ſich bequemend,
In Schutz den Ablaßhandel nehmend,
Wiewohl ſein Geiſt gewiß nicht ahnte,
Welch mächtgem Weg den Lauf er bahnte.
Zutraut' ich ihm noch alles Gutes,
Noch war ich frohen, guten Mutes;
Und als nach Augsburg er mich drauf
Zum Reichstag in Gefolges Hauf,
Hochwichtigem Reichstag, mit ſich nahm,
Da ſchalt ich all den pfäffiſchen Kram
Des Papſtes ſelber ſonder Scheu
Geheim und öffentlich auf's neu.
Und mancher, ob er mir auch gram,
Er mußt', er ſtimmte bei aus Scham.
Da jauchzt' ich auf, faſt ſelbſt verwundert:
„O lichtes, herrliches Jahrhundert!
Entfleuch, du alte Barbarei,

In Einöd' und im Wüſtenei,
Sonſt nutze den nächſten Augenblick,
Erhenk dich ſelbſt, hier iſt der Strick!"
Jedoch erhob ich das Panier
Nicht bloß für geiſtge Freiheit hier.
Auch gegen den äußern Feind ſofort
Stritt ich mit Schrift, ſtritt ich mit Wort.
Ich ſpornte die verſammelten Fürſten
Mit edlem Zorn und Rachedürſten
Gegen den Feind der Chriſtenheit,
Europa's Schmach und Herzeleid.
Den Türken, dem längſt zu lange gefriſtet,
Bevor er in Stambul ſich feſter geniſtet,
Hieß ich zurück ſie eiligſt ſcheuchen,
Und nicht zu ruhn, bis daß er mit Keuchen
Sich wieder bärg' in den Heimathſträuchen
Jenſeit aſiatiſchen Kaukaſus,
Wofern nicht ertränkt in des Schwarzmeers Fluß;
Sonſt dringe das Heuſchreckengeziefer,
Wie ſchon es gethan, ſtets vorwärts, und tiefer
Den Hämus hinüber zum Donauſtrande,
Und drohe wohl ſelber dem deutſchen Lande.
„Ihr Deutſchen, ihr Chriſten, Weh der Schande!
Sonſt zogt ihr zum Jordan, zum Kreuzesheere,
Jetzt gilt es Deutſchlands Schutz und Ehre!
Ihr Edlen ſammelt euch, wohlauf!
Nehmt mit die Landsknecht' auch, die Hauf
Bei Hauf ſich ſchon zuſammenrotten,

Und müßig aller Ordnung ſpotten!
Papſt, Kaiſer, Prälaten, Fürſten und Herrn,
Laßt euch erbitten, o thut es gern,
Steht ab ein wenig von Tanz und Schmaus,
Turnir und Jagd und Saus und Braus,
Von Habſucht, Rangſucht, Narrethei,
Von Zwietracht, Fehd' und Räuberei,
Sonſt geht ihr zu Grunde. Gott ſei dafür!
Horcht, horcht, der Feind pocht an die Thür!
Macht eilig, Freunde, thut euch zuſammen,
Zieht aus, laßt eure Schwerdter flammen!" —
Laut öffentlich ſprach ich das und ſchrieb es.
Gott ſei's geklagt, beim Alten blieb es.
Da ward ich ärgerlich und bitter,
Schwur über's Haupt mir herauf das Gewitter,
Bang warnten meine Freunde mich;
Doch wer nicht folgte, das war ich. —
„Geſelle ſich, wer da will, zu den Feigen!
Ich, ſprach ich, darf und will nicht ſchweigen.
Was gilt mir Leben und Eigenthum?
Ich ſchuld' es meinem eigenen Ruhm.
Auch ſchaun mich Aller Augen an.
Ich bin ein Deutſcher, ein Edelmann,
Nicht Papſtes, nicht Kaiſers darf ich ſchonen.
Mitwelt und Nachwelt wird mir's lohnen.
O meine Zeit, wie böſe Zeit! —
O deutſche Gauen, weit und breit,
Von oben nach unten, von unten nach oben,

Ach, alles zu tadeln, nichts zu loben,
Das Landvolk, dumpf faſt wie das Vieh,
Gleich dumpf die Mönch', und böſer noch ſie;
Die Prieſter, der Adel, in Lüſte verſunken,
Unflätig, fleiſchlich, freſſeriſch, trunken:
Der Handel machte die Fuggers reich,
Die Andern wurden den Bettlern gleich;
Die Ritter und Bürger in ewiger Fehde;
Viel unnütz Hin- und Hergerede
Auf hohem Reichstag, auf Kirchenſynoden,
Indeß der Bauer kaum baut den Boden" —
So härmt' ich mich in Steckelberg,
Einſam verfaſſend manches Werk,
Und ärger ward's ich weiß kaum wie.
Heinrichs, des vierten, Apologie,
Die ich in Fulda's Schränken fand,
Das war ein neuer Feuerbrand.
Die Trias romana ſetzte den Knauf
All meinen Verwegenheiten auf.
Da weiß von vielen römiſchen Dingen,
Gedritten, Badiskus Nachricht zu bringen.
Das wichtigſte Kleeblatt — wer löſt das Räthſel? —
Iſt der Papſt, die Reliquienknochen und Tezel.
Drei Andere ſind auch hochzuſchätzen,
Gift, Alterthümer ſammt wüſten Plätzen.
Drei fehlen ganz in der jetzigen Zeit,
Gradſinn, Unſchuld und Mäßigkeit.
Die feilſte dreifache Marktwaar' iſt

Buldirne, Pallium und Jeſus Chriſt.
Eine Bull', ein ſchönes Weib und ein Pferd,
Die ſtehen zu Rom in hohem Werth,
Drei andere ſtehen auch in Gunſt,
Schmaus, Kleiderpracht und üppige Kunſt.
Der reichen Römer tägliche Speiſ'
Iſt Wucher, Raub und der Armen Schweiß;
Der Arme dünkt ſich beglückt und wohl,
Läßt man ihm Knoblauch, Zwiebel und Kohl.
Drei Dinge können die Welt allein
Von Roms Tyrannei und Gräueln befrein.
Das Erſt' iſt Erkennung des Antichriſts,
Allgemeine Empörung, das zweite iſt's,
Und können's die beiden nicht bewirken,
So müſſen's zum dritten die Schwerter der Türken. —
Das war die berüchtigte Trias romana,
Für Papſt und Päpſtler aqua toſſana.
Nun ſchwirrt' um mich der Wespenſchwarm,
Nun hob ſich mancher Banditenarm.
Der Papſt, und wollt' er, er durfte nicht ſchweigen,
Er mußte ſich ungeberdig zeigen,
Er ſchalt den Mainzer Erzbiſchof,
Mich zu entlaſſen von ſeinem Hof,
Ich war ſchon längſt von ſelber gegangen.
Doch er gebot auch, mich zu fangen,
Bei ſeiner Ungnad', und in Stricken
Und Feſſeln mich nach Rom zu ſchicken.
Da überlief mir die Leber die Laus.

War meine Rede vorher ſchon Gebraus,
So ward ſie nun ein Lavaſtrom
Veſuvs und Aetna's gegen Rom.
Dem Papſt warf ich den Handſchuh hin,
Statt Schutz auf Angriff ſtand mein Sinn.
Von meiner Ahnen altem Sitze
Entſchleudert' ich Donnerkeil' und Blitze
In raſcher Eil, in gehäufter Zahl,
Meine Druckerei war mein Arſenal,
Und wandt' ich mich auch an hohe Herrn,
Sie mir zu gewinnen nah und fern,
Bat ich Karln, den neuen Kaiſer, um Rache,
Um Unterſuchung meiner Sache,
So reicht' ich mehr noch zum engern Verband
Den hohen Glaubenshelden die Hand,
Melanchthon, Zwingli, Luthern zumeiſt,
Die ich mir fühlte verwandt an Geiſt.
Und hatt' ich bisher in Brief und Red'
Und in der Dichtkunſt ſpröde verſchmäht
Die Sprache des theuren Vaterlands,
Wohl wich ſie an Feinheit und an Glanz
Dem hochgebildeten Latein,
Das ſprach und ſchrieb ich kräftig und rein,
Wohl ſchämt' ich mich Meiſterſängergeplärrs,
Doch wählt' ich nun ſelbſt den Knittelvers,
Und reimte darin meine herbe Klage
Ob übermäßigunchriſtlicher Plage
Des Papſts, ob Leiden der Chriſtenheit

Von der ganz ungeiſtlichen Geiſtlichkeit.
Das konnten ſie leſen, die Leidensgefährten
Allinsgeſammt, auch die ungelehrten.
Und wahrlich ſie laſen's, und laſen's wieder,
Und ſtimmten mit ein in die Klagelieder.
Die rohen Reime, Paar an Paar,
Sie wurden die wahre Kriegerſchaar,
Eine mächtige Schaar, ein jeder ſtieß
In ſeine Poſaun', und lärmt' und blies.
Ja, Krieg mit Schwert und Speer und Spieß
Schien itzt mir Noth, ich rief mit Wonn':
Auf, auf, hier Schwert und Gideon!
Feldhauptmann hätt' ich mögen werden,
All Pfaffen tilgen von der Erden.
Wie gern hätt' ich verſpritzt mein Blut!
Doch, was nicht gut, iſts jemals gut?
O Krieg, du der Dämonen grimmſter,
Und Volkskrieg, aller Kriege ſchlimmſter!
Gelingen iſt da Mißgelingen!
So ſprachſt du, edler Held Sickingen,
Der Gipfel du, die Zier und Kraft
Geſammter deutſcher Ritterſchaft,
Sickingen, du, der deutſchen hehrſter,
Und du auch, älteſter und erſter
Freund meiner Kindheit, du ſchützteſt mich,
Was wär' ich, Eitelwolf, ohne dich?
Längſt fandeſt du des Lebens Ziel.
Doch als nun auch Sickingen fiel

Im Krieg, nach dem ich heiß getrachtet,
Da ſchien das Leben mir umnachtet,
Da ward mein Leben nur noch Flucht,
Flucht vor dem Tode von Schlucht zu Schlucht.
Nun ſteh' ich an der letzten Bucht.
O Zürcherſee, wie biſt du klar!
Noch prangt im Blätterſchmuck das Jahr,
's iſt Sommer noch, 's iſt erſt Auguſt,
So dünkt mein Lebensjahr mich juſt.
Kommt ſchon der Winter? Immerhin!
Eins liegt mir dennoch ſchwer im Sinn.
Gefochten hab' ich, geſprochen, gedichtet,
Viel mich gemüht, nichts ausgerichtet.
's iſt nicht um mich, ich geh zu Ruh;
Doch, theures Vaterland, o du!
Dich laſſ' ich hinter mir in Noth,
Das, das verbittert mir den Tod.
Wohl ſteheſt du in Gottes Hand,
Und Retter hat er dir ſtets geſandt
Aus fremder Völker Zwingherrſchaft,
Aus ſchlimmerem Zwang, aus Geiſteshaft,
Den Hermann gegen Auguſtus Schaaren,
Den Heinrich gegen die Magyaren,
Den mächtigen Kämpfer Johann Huß
Und ſeinen Freund, Hieronymus,
Und wurden die zum Feuer verdammt,
Der Geiſtesbrand, er glüht, er flammt.
Noch lebt ja Luther, und ſtirbt er auch,

Nie ſtirbt der Freiheit Lebenshauch,
Er kommt vom Himmel, iſt nicht zu dämpfen,
Doch hat er ewiglich zu kämpfen.
Kampf, Deutſchland, Kampf, das iſt dein Loos
Durch deine Leiden wirſt du groß.
Dein größtes, dein ſchmachvollſtes Leid,
Heilloſeſtes, iſt Uneinigkeit.
Stets biſt du mit dir ſelbſt entzweit.
Kampf, ewiger Kampf, 's iſt Gottes Will',
O murre nicht, mein Herz, ſchweig ſtill!
Sünd', Irrthum, Zwietracht, wohnt hienieden;
Die edle Ruh, der ſelge Frieden
Iſt Deutſchland nicht, der Welt nicht beſchieden
Bisweilen nur tritt die Sonn' hervor
Aus ihrer Wolken ſchwarzem Thor.
So wurde wunderſam erhellt
Durch Chriſti Geburt die ganze Welt;
So gibt es heitre Stralenblicke
Wohl in jedweden Volks Geſchicke;
So in des einzlen Menſchen Herz
Verſcheucht die Freud' oftmals den Schmerz,
Und während man ſich härmt und klagt,
Entweicht die Nacht ſchon, und es tagt.
Sei drum auch, Deutſchland, nicht verzagt!
Und ich? Wohl blick' auch ich zurück
Auf manche Luſt, auf manches Glück.
O ſei mir treu, Erinnerung!
Mein Herz, o werde wieder jung!

Lodr' auf, du meines Lebens Licht,
Zum letztenmal, erliſch noch nicht!
Wohl mir! Wie bitter auch gequält,
Hat mir an Freud' es nicht gefehlt,
Und drum, gefiel' es Gott dem Herrn,
Blieb' ich noch auf der Erde gern:
Denn edelſte Geburtsmitgift,
In Minn' und Augen Gottes Schrift,
Durſtiger Trieb nach Licht und Klarheit,
Sinn für die Schönheit, für die Wahrheit,
Das ſind wohl Gaben, neidenswerth,
Und die, die wurden mir gewährt,
Mein kühnes Wort, mein ſcharfes Schwert,
Euch hab' ich nimmerdar entbehrt.
Gibt's eine größere Freud' und Luſt,
Als wenn man ſich der Kraft bewußt?
Gibt's größere Gunſt als Muſengunſt,
Fortſchritt in Wiſſenſchaft und Kunſt,
Wenn ſie den eignen Buſen ſchwellt,
Und wenn uns anerkennt die Welt?
Was ſonſt nur ſaure Müh' erreicht,
Mir ward es zu erreichen leicht;
Hatt' ich nur Augenblicke Ruh,
Mir ſtrömten die Gedanken zu;
Ob ich's in Verſen ausgedrückt,
Ob ungemeſſen, ungeſchmückt,
Was ich nur ſchrieb, es iſt geglückt,
Gedicht' und Reden ſonder Zahl,

Ausfordrung, Stachelſchrift zumal,
Weil, was mir aus der Feder kam,
Mein Herz dran vollen Antheil nahm,
Mocht' es betreffen mich allein,
Vornehm, Geringe, Groß und Klein.
Doch höher flammte Glut und Brand,
Galt es das liebe Vaterland.
Denn, hab' ich meinen Zorn gekühlt,
Und habt ihr nach Verdienſt gefühlt
Der Galle giftigen Erguß,
Ihr beiden Räuber Loſſius,
So wart ihr's doch nicht eben werth,
Daß meine Muſ' euch ſo geehrt,
So wurden bald ganz andre Leute,
Zwei Völker meines Ingrimms Beute.
Venediger, Franzoſen, euch,
Pausbäckige, aufgeſchwollne Bäuch',
Ihr Fröſch' im adriatiſchen Schlamm,
Und Hähn', ihr mit hoffärtgem Kamm
Auf ſchmutzger Seine leinigem Damm.
Mit Epigramm auf Epigramm,
Mit Daktylus und Jambuspfeil
Verfolgt' ich euch zu eurem Heil.
Ich warnt' euch vor dem deutſchen Aar,
Vor ſeinem ſcharfen Klauenpaar.
Ja dieſer Aar, den ſang ich auch
Mit preiſendem Begeiſtrungshauch,
Den großen deutſchen Kaiſer Max,

Doch ſtachelt' ich zugleich ihn ſtracks,
Daß er, dem Murmelthier gleich, träge,
Nicht ſtets auf ſeinem Lager läge,
Daß er vom dichten Eichenforſt,
Daß er aus hohem Felſenhorſt
Herabführ', alleſammt verjagend,
Froſchmaul und Hahnenkamm zerſchlagend.
Das ſagt' ich ihm, wohl wußt' ich, wem.
Denn er, er hielt es mir genehm,
Er hieß mich zu ihm kommen, ja,
Was mir in Augsburg dann geſchah,
Dort oben in des Himmels Licht
Und Seligkeit vergeſſ' ichs nicht.
Im hochgewölbten Rathhausſaal,
Hofleut' um ihn in voller Zahl,
Gelehrte Männer ihm zur Seit',
Ein ſelten feierlich Geleit,
Hat er des jungen Dichters Haupt
Mit grünem Lorbeerkranz umlaubt,
Er ſelbſt mit eigner hoher Hand.
Und wer, wer war es, der da wand
Zur Krönung meines Glückes mir
Den Kranz, der Locken heilge Zier?
Sie war's, Peutingers holdes Kind,
Conſtantia, ſo hochgeſinnt,
Wie engelſchön, in Stadt und Land
War ſie als Preis der Fraun bekannt.
Schon früher ſah ich, kannt' ich ſie,

Ich liebt', ich liebte ſie, und wie!
Doch ach, ſie ward mir nicht zu Theil,
Mir blühte nicht der Ehe Heil,
Mir blühte nur der Lorbeerkranz,
Auch ſie ward keines andern Manns.
So lebten wir, zwei einzle Flammen,
Erſt droben fließen wir zuſammen.
O Liebe, hochgebenedeit,
In Zeit ſowie in Ewigkeit. —
Die Ewigkeit, anbricht ſie ſchon.
Sei, Liebe, denn mein letzter Ton!
Mein letzter Ton? O nein, o nein,
Das muß ein andrer dennoch ſein.
Du, Freiheit, biſt es, du Vaterland,
Mit Todeshauch ſeid mir genannt!
Dir eil' ich zu, o Freiheit, dir;
Dich, Vaterland, dich laſſ' ich hier.
Leb' wohl! Des Himmels Wille geſcheh!
O, Deutſchland, Vaterland, ade!

Sextus Roscius

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Karl Ludwig Kannegießer.

Vorgeleſen am 6. März 1860 im Saale der Opern-Akademie in Berlin mit vertheilten Rollen, unter Leitung des K. Hofſchauſpielers Herrn Berndal.

Als Manuſcript gedruckt.

Aus dem
Bühnen-Manuſcripten-Verlag
von
Eduard Bloch,
Firma: C. Laſſar's Buchhandlung
in Berlin, Brüderſtraße Nr. 1,

und nur von dieſem rechtmäßig zu beziehen. Unbefugte Aufführungen werden mit der ganzen Strenge des Geſetzes verfolgt.

Perſonen.

Sulla.
Sextus Roscius.
Sextus, ſein Sohn.
Titus Roscius Capito.
Titus Roscius Magnus.
Cicero,
Scipio,
Metellus, } Freunde des Sextus Roscius.
Servilius,
Fannius, Prätor.
Chryſogonus, Freigelaßner des Sulla.
Erucius, Anwalt.
Lucius, Freigelaßner des Sextus Roscius.
Glaucia, Sklav.
Römiſche Bürger.
Bürger aus Ameria.
Cäcilia, Freundin des Sextus Roscius.
Junia, ihre Tochter.
Lucia, Tochter des Sextus Roscius.
Richter, Boten, Volk.

Ort: Im erſten, vierten und fünften Aufzuge in Rom, im zweiten und dritten in Ameria.

Zeit: 80 vor Chriſti.

Erſter Aufzug.

Rom. Zimmer im Hauſe Cäcilias.

Erſter Auftritt.

Sulla, Sextus Roſcius, Scipio, Metellus, Servilius, Cicero und Cäcilia.

Sulla.
Noch einmal, edle Frau, verzeiht, ich bitte,
Daß ungeladen und unangemeldet
Ich mich in Euer Haus, an Euern Tiſch,
In Eurer wackern Freunde Schaar gedrängt!
Indeß erlaubt, daß ich mich rühme, Euch
Verwandt zu ſein, und laßt mich Euren Freund
Mich nennen! Zählt auf mich! — Und jetzt habt Dank,
Und haltet mir zu gut, daß ich nicht länger
Die Freude der Geſellſchaft theilen kann.
Gezählt ſind meine Augenblicke. Raſch
Noch dieſe Nacht muß ich zurück zum Heer,
Lebt wohl denn, Scipio, Servilius,
Metellus! Ihr auch, Sextus Roſcius!
Ihr ſeid ein heiter Mann, und auch ein reicher,
Nicht wahr? Ihr habt viel Häuſer und Gehöfte
Und Ländereien in Etrurien?
Roſcius.
So viel von meinem Vater ich ererbt,
Nicht mehr, nicht minder, gnädiger Dictator!
Sulla.
Ich gönn' Euch Euren Reichthum, Ihr verdient ihn.
Roſcius.
Ich weiß nicht, ob ich mehr ihn als ein Andrer
Verdien', auch geb' ich gerne davon ab.
Ein Wittwer bin ich, eine Tochter hab' ich
Und einen Sohn, um derentwillen leb' ich,

Und thut mir's wohl, daß ich begütert bin;
Denn Reichthum iſt in unſrer Zeit gefährlich.

Sulla.

Gefährlich iſt die Zeit, doch nicht der Reichthum.
Blut iſt gefloſſen leider, Blut in Strömen;
Doch nun iſt reine Luſt, denn wir ſind Alle
Von echtem Römerſinn. Drum kam ich her.
Reicht mir die Hand auch, Marcus Tullius!
Ich hör', Ihr habt zum Redner Euch beſtimmt.
Ich wünſch' Euch Glück, den Römern Glück, nur dem nicht,
Den Ihr anklagen werdet.

Cicero.

Wünſchet Glück,
Wenn Ihr mich eitel doch zu machen denkt,
Dem Angeklagten; denn ich zieh' es vor,
Mein ſchwaches Wort zum Schutz der ungerecht
Beſchuldigten vertheidgend zu erheben.

Sulla.

Nun wohl! Gebt Nachricht mir! Ich werd' Euch hören. —
Ich klag' Euch an, erlauchte, hohe Frau,
Es wird mir ſchwer, von Euch mich loszureißen.
Ich bin nicht Perikles, jedoch Ihr ſeid
Aſpaſia. Und glaubt mir, daß das Leben
Im Lager, und bei Zink' und Schwerterklang,
Nicht allen Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt
Und für der Frauen Anmuth mir geraubt.
Und ehr' ich eine hoch von Roma's Frauen,
So ſeid Ihr's, Römerin Cäcilia.
Lebt wohl! Ich wiederhol' Euch keinen Dank;
Doch hört Ihr wohl an meinem Ton, wie dankbar
Ich gegen Euch mich fühle. Nur noch eins!
Ich habe Eure Tochter nicht geſehn.
Wo iſt ſie? Habt Ihr ſie mir vorenthalten?

Cäcilia.

Sie iſt heut nach Ameria auf's Land
Zu Sextus Roscius, dem Sohn, gereiſt.
Sie liebt die Stadt und mich, und läßt mich ungern.
Doch bei der Freundin dort, des Sextus Schweſter,
Und Tochter dieſes meines Freundes, bringt
Allmählich Tage ſie und Wochen zu. —
So viel zur Antwort, doch ich laſſ' Euch nicht,
Bevor ich Euch geſagt, wie hoch mich Euer
Beſuch und Eure Freundlichkeit beglückt.
Ihr ſeid der erſte Mann in unſerm Staat.

Sulla.
Laßt mich vergeſſen das, Euch gegenüber!
Cäcilia.
Ich mein' an Bildung, Ehr' und Edelſinn.
Sulla.
Ich hoffe, dieſes Wort einſt zu verdienen,
Wenn Ihr mich in die Schule nehmen wollt,
Ihr, und die Tochter; denn, um ſie zu ſehn,
Die edle Tochter einer edlen Mutter,
Werd' ich, wenn Ihr's vergönnet, mir erlauben,
Auf's neu Euch, und recht bald, zu überraſchen.
(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Vorige ohne Sulla.

Cäcilia (nach einer Pauſe).
Ihr ſteht verſtummt, Ihr ſeht einander an.
Wie anders? Es befremdet Euch wie mich,
Daß Sulla, der gefürchtete, der ſtrenge,
So höflich, fein, ſo mild ſogar, und faſt
Freundſchaftlich, traulich, liebenswürdig ſein kann!
Metellus.
Und ſetzt hinzu, glatt wie der Aal, die Schlange.
Und ſchmeichleriſch wie —
Servilius.
Haltet ein, mein Freund!
Ihr ſeid von Sinnen. Kaum iſt er hinweg.
Wer weiß, er hört Euch noch, er lauſcht und horcht:
Denn ſolche Leute haben ſcharfe Ohren.
Metellus.
Und ſagt Ihr weniger anitzt als ich?
Bedenkt, wer von uns Beiden, wenn er uns
Vernommen, ihm zumeiſt mißfallen hätte!
Servilius.
Ihr macht mich angſt, ich habe mich vergeſſen.
So wollen wir denn denken, aber ſchweigen.
Scipio.
Wie? Haltet Ihr ihn für ſo blöden Sinne,
Daß er nicht ſähe, was in Eurem Herzen
Geſchrieben ſteht, daß nicht ſein lauſchend Ohr
Vernähme, was Ihr im Geheimen ſeufzet?
Er kennt Euch, kennt uns all', er kennt auch mich

Darum auch hehl' ich meine Meinung nicht
Und ſpreche laut ſie aus, und würde ſie,
Wenn er's verlangte, in's Geſicht ihm ſagen.

Servilius.

Bei allen Göttern, ſchweigt!

Scipio.

Wer weiß es nicht,
Daß er nicht Einzelne, nein Hunderte,
Ja Tauſende geſchlachtet, daß er ſich
Im Blute der gefall'nen Schuldigen
Und der Unſchuld'gen täglich baden konnte.
Und dennoch, konnt' er anders, wenn er ſelbſt
Sich vor dem Dolch der Mörder ſichern, wenn er
Nicht Marius, nicht andern Nebenbuhlern,
Und ſchlechteren, den Platz einräumen, wenn
Den tödtlich kranken Staat er heilen wollte?
Denn für den Krebs, an dem Rom leidet, ſind
All' Arzeneien, Tränk' und Salben fruchtlos.
Da war kein Mittel, als ein ſcharfes Eiſen.
Er hat es wohl gebraucht, ein tücht'ger Wundarzt,
Und hat nicht Fleiſch und Blut geſchont und Glieder,
Die wachſen wieder, und der ganze Leib
Iſt doch gerettet. Zwar Wundfieber zucken
Uns in den Adern noch und wildes Fleiſch
Wird hie und da noch wegzuſchneiden ſein.

Servilius.

Ich bitt' Euch.

Metellus.

Reden wir von etwas Andrem!

Scipio.

Warum? Wer wird ſo feige ſein? Zumal,
Ich weiß nicht, ob ich ihn mit meinem Wort
Nicht mehr geprieſen als getadelt habe;
Nicht anders klang ja ſeine eig'ne Rede.
Er war der Mann für unſ're Zeit; er hat
Die Kraft und hat das Glück auch. Nennt er ſich
Doch ſelbſt den Glücklichen und ſeinen Sohn
Und ſeine Tochter Fauſtus auch und Fauſta.
Mag er es bleiben! Traun, ich gönn' es ihm.
Denn ſtirbt er, ehe Fried' und Ruh' befeſtigt,
So kommt ein And'rer und vielleicht ein ſchlimm'rer.
Doch ſag' ich ehrlich, daß ich trotz dem Allen
In ſeiner Haut nicht ſtecken möchte, nein,
Ich freue mich, daß mich Gott Aeſculap
Zu ſolchem Werke nicht berufen hat.

Cicero.

Doch iſt's wohl ein erhabenes Gefühl,
So hoch zu ſteh'n. Denn ſteht er höher nicht,
Obgleich er keinen Thron und Scepter hat,
Als alle Herr'n und Könige der Erde?
Rom iſt der Städte Stadt, das Reich der Reiche,
Und an der Spitze Rom's zu ſteh'n — ihr Götter!

Servilius.

Ihr lobt ihn, fürcht' ich, weil er Euch gelobt.

Metellus.

Gebt nicht der Eiferſucht und dem Neide Raum!

Cicero.

Eiferſüchtig nicht, doch ehrbegierig bin ich,
Nur nicht ſo thöricht, mich ihm gleichzuſtellen.
Mit Scipio ſag' ich: Ja, ich bin gottlob
Kein Sulla! Doch — er auch kein Cicero.
O, Freunde, legt es mir nicht übel aus,
Daß mir die Zukunft in den Adern pocht,
Daß ich das Ziel hellleuchtend vor mir ſehe.
Unwiderſtehlich zieht's mich an. Es heißt
Demoſthenes. Ja, der, der muß ich werden,
Der römiſche Demoſthenes. — Ich hab's
Geſagt. Nun zürnt mir, ſcheltet mich, verlacht mich!

Scipio.

Brav, brav! Das nenn' ich mir noch Muth. Das hat
Kein Römer noch gewollt, geſchweig' erreicht.
Da giebt es grüne Lorbeern noch zu pflücken.
Seid immerhin ehrgeizig! Ohn' ein wenig Ehrgeiz
Erreicht man nicht das Ungewöhnliche.

Servilius.

Ich wagt' es nicht.

Metellus.

Bedenkt Ihr die Gefahr?

Cicero.

Gefahr? Die größte wär's, wenn gegen ihn
Ich kämpfen müßt'. Und doch, ich thät's. So ränge
Denn Cicero mit Sulla, traun, ein Kampf,
Des Sieg's und ſelbſt des Unterliegens würdig.

Roscius.

So recht, mein tapf'rer Sohn! Ja, Sohn! Denn wünſcht' ich
Mir einen zweiten noch, ſo wäret Ihr's.

Cäcilia.

O Rom, Du haſt noch Leben, Du geneſt,
Wenn Jünglinge mit ſolcher Heldenliebe

Dem Vaterland ſich widmen. Seid gegrüßt mir,
Mein junger Freund, es wird, muß Euch gelingen.

Cicero.

Ein ſolches Wort von Eurem Munde, Herrin,
Iſt mir die ſegensreichſte Vorbedeutung.
Ihr ſeid mir Pythia, ſeid Egeria!
Und Ihr, o Roscius, ich nenn' Euch Vater,
Da Ihr ſo ehrenvoll mich Sohn genannt!
Ihr Herren auch, und ich mit Euch, wir Alle
Sind Prieſter hier in dieſem Heiligthum,
Wo eine Göttin wohnt in ird'ſcher Hülle.
Ihr ſeid's, Cäcilia, wir huld'gen Euch.

Scipio. Metellus. Servilius

Ihr ſeid's, Cäcilia, wir huld'gen Euch.

Cäcilia.

Macht mich nicht ſchamroth, wie ein Mädchen, Freunde.
Der junge Mann da hat Euch angeſteckt
Mit ſeiner dicht'riſchen Begeiſterung.

Scipio.

Nein, ſchmäht uns nicht! Wir ſind noch jung genug,
Um Euren Werth nach Würden zu erkennen.

Cäcilia.

Ich darf nicht ſtumm hinnehmen Euer Lob,
Sonſt ſchien ich ſelber wohl, es zu bekräft'gen.
Was bin ich denn, daß mich auszeichnete?
Ich war die Freude meiner Eltern; denn
Ich war die Erſtgeborne und geſund
Und wohlgeſtaltet, Dank ſei es den Göttern!
Doch mehr noch dank' ich ihnen, daß ſie mir
Sorgſame, liebe Eltern gaben, die
Durch Kunſt und Wiſſenſchaft mich bildeten
Und mir den milden, lautern Sinn bewahrten,
Der mir, wohl eine ſchöne Gabe, auch
Von oben her zu Theil ward. Seht, ſo bin ich
Den Himmliſchen verſchuldet wie den Irdiſchen,
Den Pflegern meiner Jugend und viel Andern.
Was aber that ich, daß ich mich den hohen,
Erhab'nen Frauen Rom's vergleichen könnte?
Ich bin nicht Tanaquil, die hohe Ahnfrau,
Nicht Clölia, die kühne Schwimmerin.
Ich habe kein Verdienſt um's Vaterland,
Wie ſehr ich auch es wünſcht', und hätte kaum
Den Heldenmuth zu hocherhabner That.
Ich lebe nur für Haus und Kind und Freunde.

Servilius.

Das Haus iſt auch des Weibes Wirkungskreis.

Metellus.

Was groß Euch macht, iſt die Beſcheidenheit.

Cicero.

O, daß ich doch, erhab'ne, theure Frau,
Euch meinen warmen Dank nach Wunſch darbringen,
Und Euch auch, Vater Roscius, Euch Allen,
Weil Ihr nicht unhold meinem Streben ſeid,
Dereinſt mit meinem Worte dienen könnte!
Lebt wohl! Kommt, Freunde, unſre Zeit iſt um. —
Ich darf nicht wünſchen, daß es nöthig wäre,
Je zu vertheid'gen Euch; doch wär's, fürwahr,
Ihr ſolltet keinen treuern Anwalt finden.
Lebt wohl!

Cäcilia.

Lebt wohl!

(Alle ab, außer Cäcilia und Roscius, der auch gehen will.)

Dritter Auftritt.

Cäcilia und Roscius.

Cäcilie.

Bleibt! Auf ein Wort noch, Roscius! —

Roscius (nach einer Pauſe)

Ich wart' auf Euer Wort, verehrte Frau!

Cäcilia.

Ich rief Euch um, und bitt' Euch zu verweilen,
Nicht eigentlich um Euch zu ſprechen, nur
Vielmehr, Euch noch einmal zu ſehn.

Roscius.

Wie? Noch einmal! Noch oft, wenn Ihr's erlaubt.
Und doch, Ihr habt wohl Recht, halb Recht. Vielleicht
Reiſ' ich ſchon morgen früh zu meinem Sohn.

Cäcilia.

Seht Ihr, daß meine Ahnung mich nicht täuſcht?
Ihr ſagtet nichts davon, mein werther Freund.

Roscius.

Es iſt noch ungewiß, und jedenfalls
Würd' ich doch kommen, Euch mich zu empfehlen.

Cäcilia.

Wer weiß, ob nichts Euch daran hinderte?

Roſcius
Was könnte mich verhindern? Bin ich doch
Herr meiner Zeit und habe nicht zu eilen.
Cäcilia.
Wer iſt Herr ſeiner Zeit? Kein Sterblicher
Abhängig iſt der Unabhängigſte.
Roſcius.
Ihr ſeid ſo ernſt. Was iſt Euch, edle Frau?
Cäcilia.
Weiß ich es ſelbſt? Doch bin ich nicht bloß ernſt,
Auch ängſtlich, um Euch ängſtlich, Roſcius.
Roſcius.
Um mich? Aus welchem Grunde, theure Freundin!
Cäcilia.
Ihr ſeid ſo gut, und habt gewiß doch Neider.
Denn Ihr ſeid reich. Nannt' Euch nicht Sulla reich?
Und doch iſt's mehr ein dunkles Vorgefühl.
Roſcius.
Denk Ihr an Ueberfall und Meuchelmord?
Ich fürchte nichts; ich fürcht' auch nicht den Tod.
Ich habe meinen Lebensweg ſo ſtill
Und friedlich hingewandelt, und der Himmel
Hat mich vor großem Leid und Leidenſchaften
Meiſt väterlich geſchützt. Drum war ich auch
Stets heiter, und der Tod der Heiteren
Kann nur ein Schlaf mit ſüßen Träumen ſein.
Doch ich geſteh's, heut möcht' ich noch nicht ſterben,
Wer hat nicht Wünſch' und ſehnt ſich nach Erfüllung?
Ich liebe meinen Sohn, er iſt mein einz'ger,
Und Ihr habt eine Tochter, auch die einz'ge.
Mein Sohn, er ſcheint zufrieden, denn er liebt mich.
Ich find' in ihm, wie er in mir ſein Glück.
Doch, wenn ich ſtürb', — und kennt man Zeit und Stunde?
Cäcilia.
O Roſcius, das iſt auch mein Gedanke.
Uns ſchied das Schickſal und vereint' uns wieder.
Das höchſte Glück blieb dennoch uns verſagt.
So mehr wünſcht' unſre Kinder ich verbunden!
Doch bin ich zweifelhaft; ich weiß nicht, ob
Sie für einander paſſen, ob ſie ſelbſt
Zuneigung gegenſeitig fühlen Kalt
Behandelt Junia die Männer alle.
Doch reiſte heut ſie nach Ameria
Von ſelbſt, um Eure Tochter zu beſuchen.

Roscius.
Und habt Ihr nie verſucht, ſie auszuforſchen?
Cäcilia.
Mein guter, theurer Freund, da kennt Ihr unſer
Geſchlecht noch nicht. Schwer auszuforſchen iſt es.
Doch irr' ich nicht, ſo iſt ſie ihm gewogen,
Vielleicht mehr, als ſie ſich geſtehen mag.
Denn ſie iſt ſtolz, und Euer Sohn iſt ſchüchtern.
Roscius.
Es fehlt ihm an Gefühl nicht und an Kraft. —
Doch laſſen wir, wie denn in vielen Dingen
Nichts Andres übrig bleibt, die Götter walten!
O, daß er ſie mit ſolchem Aug' und Herzen
Anſähe, wie ich Euch, und — darf ich's ſagen?
Sie ihn mit gleicher Freundſchaft wie Ihr mich.
Cäcilia.
Das wäre nicht genug, mein theurer Freund.
Zur Ehe braucht's nicht Freundſchaft nur, auch Liebe.
Roscius.
O unſre Freundſchaft iſt wohl mehr als Liebe,
Doch, edle Freundin, nun — auf Wiederſehn!
Cäcilia.
Auf Wiederſehn! Noch einmal Aug' in Auge!
Nein, ich will mitgehn, Euch hinausbegleiten.
(Beide ab.)

Verwandlung.

Gegend der palatiniſchen Bäder in Rom. Gebüſch. An einer Seite eine Bank.

Vierter Auftritt.

Magnus und Glaucia.

Magnus.
Nun thu, wie ich geſagt, wie Du verſprachſt,
Und wie wir Handels eins geworden ſind.
Er kann nicht weit mehr ſein. Mein Späher ſah
Ihn ſchon das Haus Cäcilia's verlaſſen.
Soll ich Dir mein Geheiß noch wiederholen?
Du tödteſt ihn, er wird es leicht Dir machen.
Er pflegt ſich hier zu ſetzen auf die Bank,
Da kannſt Du ihn von hinten überfallen.
Es iſt Ein Stoß, ein einz'ger muß genügen.
Biſt Du auch ſtark und kundig und geübt?

Glaucia.
Ich bin ein Fleiſcher von Gewerb, und denke
Handfeſt zu ſein wie einer meines Zeichens.
Ich ſtand im Dienſt der Prieſter des Neptun,
Und habe manches ſtarke Rind erſchlagen.
Bei Menſchen zwar iſt's heut mein Probeſtück.
Doch zweifelt nicht an mir! Nur ſagt mir doch,
Warum den Mann Ihr todt zu ſehen wünſcht.

Magnus.
Was fragſt Du doch? Mein Feind iſt's und ich haſſ' ihn.

Glaucia.
Und iſt wohl reich? Man ſagt mir, daß zu Rom
Die Reichen alle jetzt geſchlachtet werden.
Ihr wollt ſein Geld? Jedoch Geld habt Ihr ſelbſt
Ihr habt mir einen guten Lohn verſprochen.

Magnus.
Der ſoll Dir nicht entgehn.

Glaucia.
Gebt mir ihn gleich!

Magnus.
Jetzt nicht.

Glaucia.
Warum nicht jetzt?

Magnus.
Verdien' ihn erſt!

Glaucia.
Gebt! Geld macht Muth, und Muth bedarf ich doch.

Magnus.
Wer zahlt denn vorher? Könnteſt Du mir nicht
Davongehn mit dem Geld, ohn' ihn zu tödten.

Glaucia.
Nicht doch, ich bin ein ehrlicher Geſell,
Ich bleib' Euch meinen Dienſt nicht ſchuldig. Doch
Wer bürgt mir, daß Ihr mich nachher bezahlt?
Ich brauche Geld, drum bin ich hergekommen,
Und wenn ichs habe, kehr' ich um nach Hauſe.
Drum weigert Euch nicht länger! Gebt, — wo nicht —

Magnus.
Wo nicht — was willſt Du ſagen?

Glaucia.
Nun, wo nicht,
So trag' ich Eurem Feind mich an. Reich iſt er,
Und zahlt wohl mehr als Ihr.

Magnus.
Ei, Poſſen, hier!

Hier iſt das Geld, und mehr noch als bedungen.
Gleich nach der That — doch mußt Du auch gewiß ſein,
Daß jedes Fünkchen Leben ausgelöſcht ſei —
Beſteigſt Du meinen leichten Phaethon,
Der Dich in Eil zu meinem Oheim bringt. —
Sieh', dort kommt Roscius aus weiter Ferne!
Nun ſieh' den günſt'gen Augenblick Dir ab,
Und ſchleich' hinan und dann —

Glaucia.

Seid unbeſorgt!
Ich treff' ihn ſo in's Herz, daß ihm kein Schrei,
Kein Laut, kein Seufzer mehr entfahren ſoll.

(Magnus ab.)

Ja, ja, von hinten, daß ich ihn nicht ſehe,
Und er mich nicht anſieht. Die Augen waren
Selbſt bei den Thieren mir ein Gräu'l im Sterben.
Und der iſt doch ein Menſch. Nun raſch hinweg! —
Wer kommt dort? Himmel, das iſt Lucius!
Vielleicht entkomm ich ihm.

Fünfter Auftritt.

Glaucia und Lucius.

Lucius.

Wer biſt Du, Freund?
Mich dünkt, ich kenne Dich. Du biſt's, ja freilich!
Freund Glaucia, mein Landsmann, ſei gegrüßt!
Wie geht's in Phrygien? Was führt Dich her?

Glaucia.

Rom wollt' ich ſeh'n und Dich. Wo wohnſt Du denn?

Lucius.

Nicht weit. Mein Herr heißt Sextus Roscius.
Komm morgen zu mir! Jetzt hab' ich nicht Zeit
Da ſeh' ich meinen Herren ſchon. Leb' wohl!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Glaucia allein.

Das lief noch gut genug ab, doch auch nicht gut.
Nun holt er ſeinen Herrn und bleibt bei ihm!
Und Beide ſind zu viel für Einen Stoß —
Und Lucius, mein Landsmann und mein Freund!
Nein, eher nähm ich ſelber mir das Leben.

(Er verbirgt ſich.)

Siebenter Auftritt.

Roscius und Lucius.

Roscius.

Mein treuer Lucius, Du kamſt mir wieder
Entgegen, wie Du pflegſt. Ich danke Dir.

Lucius.

O, dankt mir nicht! Mir iſt's die größte Freude,
Euch wohlbehalten wieder hier zu ſeh'n.
Ich habe keine Raſt noch Ruh, wenn Ihr nicht hier ſeid.
Mir iſt, als könnt' Euch Etwas widerfahren,
Wenn ich mit meinem Blick Euch nicht bewahre

Roscius.

Und mir auch iſt bei Dir zu Hauſ' am wohlſten,
Obſchon ich heut' recht froh und wohlgemuth war.

Lucius.

Das ſeid Ihr immer bei der edlen Frau
Cäcilia.

Roscius.

So gehe denn voran!
Beſtell' ein Bad mir! Bald folg' ich Dir nach.
Ich will ein wenig auf der Bank hier ausruh'n.

Lucius.

Ich geh', doch ungern. Bleibt nur nicht zu lang' aus!
(Ab.)

Roscius (allein).

Es neigt der Tag ſich, auch mein Leben neigt ſich.
Mag es ſo heiter ſcheiden, wie die Sonne dort
Am blauen Himmel ſanft hinunterſinkt!
Wie? Denk' ich an den Tod? — Warum auch nicht?
Mir hallen noch in's Ohr Cäcilia's
Geliebte, zu beſorgte, ſüße Worte.
Mich ſchauert, doch — 's iſt angenehmer Schauer.

Achter Auftritt.

Roscius und Cicero.

Roscius.

Sieh', Cicero, wir treffen uns ſchon wieder.
Ihr geht vertieft, ſo ſcheint's. Ich ſtör' Euch wohl?

Cicero.

Ich dacht' an Quintius, den vor Gericht
Ich zu vertheid'gen unternommen habe,
Wiewohl 's nur bürgerliche Rechtsklag' iſt.

Roscius.

Laßt Euch nicht ſtören! Doch — nur eine Frage!
Ihr ſeid ein ſinniger, gelehrter Mann.
Sagt mir, was haltet Ihr von Tod und Grab?
Meint Ihr, daß drüberhin auch Leben iſt?

Cicero.

Ich hoff's, ich glaub' es, ſchwör' ich auch nicht wörtlich
Auf Tartarus und auf Elyſium.
Und wenn wir denn in ew'gen Schlaf verſänken,
Iſt nicht zu ſchlafen ſüßer als zu wachen,
Als all' die Unruh' und die Müh'n, von denen
Der Glücklichſte hienieden ſelbſt nicht frei iſt?
Iſt Sulla glücklich, der ſich glücklich nennt?
Bin ich's mit allem Streben, allem Hoffen?
Schön iſt's, deſſ' Allen los zu ſein und ledig,
In Selbſtvergeſſenheit, vielleicht im Traum! —
Doch nein, was ſag' ich? Uebernimmt mich Schwermuth,
Muthloſigkeit, elende Schwäch' und Feigheit?
Die Götter gaben Leben, d'rum gelebt,
Geſtrebt ſei's! Und wir werden leben, ſtreben
Auch künftig. Welche Wonn' und Seligkeit,
Dort mit den hohen Männern allzumal,
Mit Sokrates und Plato und Homer
Vereint zu ſein, ſie fragend, ſie vernehmend,
Und Aether ſtatt der Erde Dunſt zu ſchlürfen!
Drum, werther Vater, denkt nicht an den Tod!
Gehabt Euch wohl! Wir werden leben!
(Ab.)

Roscius.

Lebt wohl! — Ein hoher Geiſt, zu dichteriſch faſt
Für einen Redner! Doch ſein flammend Wort
Hat mich entzückt. Ich fühle mich ermüdet,
Schlaf übermannt mich. Iſt's mir doch, als nähm'
Ich Abſchied von der Welt, von meinen Kindern,
Und von Cäcilia, von Lucius.
Nehmt ſie und mich in Euren Schutz, Ihr Götter!

(R. entſchlummert. Glaucia tritt von hinten hervor. Roscius athmet tief.)

Neunter Auftritt.

Glaucia.

Bei Gott, ich glaub', er ſtirbt, eh' ich ihn tödte.
Da hab' ich wohl nicht lange Zeit. So! So!
(Er erdroſſelt ihn.)

Er regt kein Glied, er röchelt nicht, er ſeufzt nicht.
Ein gut' Geſicht, faſt wie des Lucius. —
Iſt's etwas Böſes; einen Menſchen tödten?
Er kommt ja nach Elyſium ſo eher,
Wenn er ein guter Menſch war, wie mir der
Hier ganz das Anſeh'n hat. Er ſieht ſo brav aus,
So recht wie Lucius, und den doch möcht' ich
Nicht tödten. — Nein, ich hätt' es laſſen ſollen,
Und wär's nicht ſchon gethan, ich thät's nun nicht.

(Ab.)

Verwandlung.

Ein anderer Theil der Stadt, unfern der palatiniſchen Bäder.

Zehnter Auftritt.

Zwei römiſche Bürger, von verſchiedenen Seiten auftretend.

Erſter Bürger.

Wißt Ihr es ſchon? Ein neuer Name ſteht
Dort auf der Achtungstafel, leider Gott's.

Zweiter Bürger.

Iſt's möglich?

Erſter Bürger.

Geht nur ſelber hin und leſ't!

Zweiter Bürger.

Wer iſt's? Was für ein Name?

Erſter Bürger.

Sextus Roscius.

Zweiter Bürger.

Was? Sextus Roscius? Ihr irrt Euch wohl.
Der gute, brave Mann, der gegen Arme
Wohlthätig ſtets und mild und freundlich war.

Erſter Bürger.

Was hilft's? Er war ein reicher, reicher Mann,
Da kümmert's Sulla'n nicht, ob Freund, ob Feind.

Elfter Auftritt.

Vorige. Ein dritter und **vierter Bürger** treten auf von verſchiedenen Seiten.

Dritter Bürger.

Ein Mord, ein Mord, ein neuer Mord, Ihr Leute!

Vierter Bürger.

Wer iſt ermordet?

Dritter Bürger.

Sextus Roſcius.
Die Sklaven tragen eben ihn in's Haus.
Sein Freigelaßner, Lucius mit Namen,
Heult, jammert, wehklagt, iſt wie ganz von Sinnen.

Vierter Bürger.

Fort, laſst uns hingeh'n, fort!
(Alle vier ab.)

Zwölfter Auftritt.

Lucius und Cicero.

(Lucius von der einen Seite wehklagend, Cicero von der andern nachſinnend.)

Lucius.

O, Götter des Olymps und Tartarus,
Und all' ihr Furien und Erinnyen,
Helft, helft mir! Rache, Rache!

Cicero.

Was denn iſt's
Für den Du die Unſterblichen beſchwörſt?

Lucius.

Der beſte Menſch auf Erden, er, mein Herr,
Mein Freund und Vater, Sextus Roſcius.
Man hat ihn ſchändlich mir erdolcht, ermordet.

Cicero.

Um Gott, wer war der mörderiſche Tiger?

Lucius.

Der Dolch lag unfern, der das Herz des armen,
Des theuerſten, des beſten Mann's durchbohrt. —
O Cicero, ſein Name hör' ich, iſt
Hinzugeſchrieben auf der Achtungstafel.

Cicero.

Ha, Sulla!

Lucius.

Wer's auch ſei, ich tödt' ihn.

Cicero.

Es kann nicht ſein. Solch' eine Falſchheit kann
Er nicht begehn. Ich mag, ich will's nicht glauben

Lucius.

Wer es auch ſei, ich tödt' ihn. Hört Ihr es,
Ihr Götter? Hört Ihr's, Cicero? Ich ſchwör' es.

Cicero.

Den Tod verdient er, doppeln, tauſendfachen!
Doch Vorſicht braucht's, mein guter Lucius!

Beſinn Dich, übereil' Dich nicht, ſei ruhig!
Was thun zuerſt wir? O, Cäcilia,
Wer ſagt Dir an die Trauerbotſchaft? — Ich,
Ich übernehm's, das bittere Geſchäft.

Lucius.

Und ich? Ihr mahnet recht. Ich eil', ich fliege
Zu ſeinen Kindern nach Ameria. —
Wer aber forſcht den Mörder aus?

Cicero.

Die Götter!
Laß uns auf ſie vertraun! Die Furie
Verfolgt ihn, donnert ins Gewiſſen ihm, —
Und ſelber ſtellt er wohl ſich ſeinem Richter.

Lucius.

O Götter, ſchenkt ihn mir, daß ich ihn tödte!

Cicero.

O Themis, Göttin der Gerechtigkeit!
Wer es auch ſei — und wär' es Sulla ſelbſt —
Ich klag' ihn an, ich zieh' ihn vor's Gericht.

Zweiter Aufzug.

Ameria. Auf dem Landgute des Sextus Roscius vor dem Hauſe.

Erſter Auftritt.

Lucia. Junia (raſch auftretend).

Lucia.
Biſt Du es, Junia? Sei mir willkommen!
Du kommſt ſo früh — und kommſt allein?
Junia.
Ich komm' allein. Warum nicht, Lucia?
Sollt' ich allein Dir nicht willkommen ſein?
Lucia.
Wie kannſt Du nur ſo ſprechen? Doch ich dachte,
Du brächteſt uns den Vater wieder mit.
Wir ſehnen uns nach ihm, wir ſind voll Unruh,
Ich und zumal der Bruder, der — Du kennſt ihn —
Von Ahnungen leicht tief erſchüttert wird.
Junia.
Beruhigt Euch!
Lucia.
Du würdeſt, Junia, mich
Verſtehn, wenn Du noch einen Vater hätteſt.
Junia.
Hab' ich nicht eine Mutter?
Lucia.
O, vergieb!
Die Mutter fehlt mir. Kannt' ich ſie doch kaum.
Junia.
Wie ich den Vater. Gleich iſt unſer Loos.
Lucia.
Sie ſtarb, als ich ein kleines Kind noch war.
Drum liebt' ich um ſo inn'ger, was mir blieb,
Den lieben Vater und den theuern Bruder.
Und reicher dünk' ich mich, als Du, o Freundin,

An Liebe, doch zugleich an Leid und Kummer.
Denn Lieb' iſt Leid, ſelbſt, wenn ſie glücklich iſt,
Und doch ein ſüßer Leid als jede Freude.

Junia.

Du bildeſt, ſcheint es mir, Dein Leid Dir ein.

Lucia.

Sextus und ich, wir übertreiben's wohl.
Wir trauern, ſind unglücklich, wenn der Vater
Fortreiſt, und ſind nicht eher wieder ruhig,
Als bis er heimgekehrt iſt. Und doch geht
Er gern nach Rom, wer mag es ihm verdenken?
Er hat dort Freund', er hat dort eine Freundin,
Die Freundin ſeines Herzens, Deine Mutter.
O, Junia, ich muß es Dir geſteh'n,
Wir ſind auf ſie ein wenig eiferſüchtig.
Er reiſt jetzt häufiger als ſonſt zu ihr,
Wir müſſen Tag' und Wochen ihn entbehren.
Er iſt gewiß uns noch ſo hold wie ſonſt;
Doch ich und Sextus, wir empfinden's tief,
Daß wir ſo viel wie ſie ihm nicht ſein können.

Junia.

Wie ſo? Sprich weiter! Laß den Grund mich wiſſen.

Lucia.

Der Grund iſt klar. Sie ſteht an Geiſt ihm näher.
Ein ganzes Leben bindet ihn an ſie,
Denn Beider Eh'ſtand trennte bald der Tod.
Er findet ſich beglückt in ihrem Umgang.
Sie kehren Beid' in traulichem Geſpräch
Zurück in ihrer Jugend erſte Tage. —
Und nicht bloß eine Frau, ein Mann ſogar
Steht in der Liebe zu dem Vater uns
Geſchwiſtern in dem Weg. Kannſt Du's errathen?

Junia.

Kenn' ich ihn auch?

Lucia.

Du kennſt ihn. Lucius!

Junia.

Der Sklav'!

Lucia.

Nicht Sklav' mehr, längſt ſchon Freigelaſſner.
Der Lucius begleitet ihn, iſt ſtets
So hier wie dort und unterwegs um ihn.
Drum hat der Vater ſich an ihn gewöhnt,
Mehr als an uns; und ſo wie Deine Mutter,
So iſt auch Lucius ihm mehr als wir.

Er liebt uns, wie ein Vater ſeine Kinder,
Wir haben Theil an ſeinem Herzen, ja;
Doch Lucius beſitzt es ganz, er iſt
Sein Kind, ſein Sohn nicht, er iſt mehr – ſein Freund.

Junia.

Faſt muß ich lächeln und doch rührſt Du mich.

Lucia.

Bei alle dem, wir trügen's, trügen's gern,
Wär' er nur hier, wär' er nur mitgekommen.
Doch ſieh, dort kehrt der Bruder von dem Feld.
Er wird ſich freu'n, er redet oft von Dir.
Er leiſtet Dir indeß Geſellſchaft, während
Ich auf ein kleines Weilchen Dich verlaſſe. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Julia allein.

Julia.

Sie liebt den Bruder mehr noch als den Vater.
Und ich, geſteh' ich's nur, ich lieb' ihn auch,
Und längſt. Doch er? Auch er. Ich wich ihm aus,
Ich hofft' ihn deſto mehr ſo anzuzieh'n.
Doch er iſt zu beſcheiden und zu ſtolz.
Ich kam doch ſeinetwegen her. Er naht.

Dritter Auftritt.

Junia und **Sextus.**

Junia.

Ich grüß' Euch, Sextus! Ihr ſeht unwohl aus.
Ihr ſeid beſorgt, bekümmert, trüb', ich weiß es,
Ich habe Lucia bereits geſprochen.

Sextus.

Ich bin's nicht mehr, wenn ich Euch reden höre,
Wenn ich Euch ſeh'. Seid mir willkommen!

Junia.

So ſeht Ihr mich und hört mich gern. Das freut mich.

Sextus.

Wie ſollt' ich nicht? Ihr kommt ja aus der Hauptſtadt,
Wo jetzt der Vater weilt und noch nicht hier iſt.
Ich hört' es ſchon. So bringt Ihr mir doch Nachricht,
Und gute, hoff' ich. Sollt' ich mich nicht freu'n?

Junia.

So meint Ihr's? Freilich, bildet' ich mir doch
Schon ein, daß Ihr Euch freutet über mich.

Sextus.
Das auch. Ihr kommt aus Rom und könnt uns viel
Erzählen. Wir Landleute hören Neues gern.

Junia.
Ei, deshalb alſo! Seh' ich doch nun deutlich,
Welch einen Rang ich hab' in Eurer Neigung.
Erſt kommt der Vater und mit Recht; ſodann
Folgt Rom und Alle, die von Rom erzählen,
Und unter dieſem Schwarm dann bin auch ich.

Sextus.
Ihr ſpöttelt über mich und ich verdien' es.
So geht es, wenn man nicht die Wahrheit ſagt
Aus Scham und aus Verlegenheit, um nicht
Zu höflich zu erſcheinen. Aber Ihr,
Geſteht es, Ihr kommt her, um friſche Luſt
Zu ſchöpfen, auf der Wieſ' Euch zu ergeh'n,
Und uns und unſer geiſt- und inhaltleeres
Geſpräch mit milder Nachſicht zu ertragen.

Junia.
Was redet Ihr? Meint Ihr es wirklich ſo?

Sextus.
Gewiß, ich mein' es leider wirklich ſo.
Ihr ſeid in Rom geboren, ſeid erzogen
In aller Kunſt und Wiſſenſchaft und Bildung,
Und Eure Lehrer all' ſind ſtolz auf Euch.
Wie anders iſt es doch mit mir! Ich bin
Ein Kind des Dorf's, dem Feldbau früh ergeben,
Und ſpröde jeder feinen neuen Bildung,
Jetzt freilich, aber nun zu ſpät, bereuend,
Mich ſehnend nach dem Unerreichbaren,
Mich freuend, wenn in Euch das Höchſt' ich, zwar
Nur ahnend, ſtille doch bewundern kann,
Und trauernd, daß ich Euch nur leer und roh,
Und bäuriſch geiſtesarm erſcheinen muß.

Junia.
Wie miſchet Ihr das Falſche mit dem Wahren!
Ihr lobt und preiſet mich auf Eure Koſten.
Und läugnen will ich nicht, wenn auch beſchränken,
Was Ihr von mir geſagt. Und doch iſt's wenig,
Wenn ich's vergleiche dem, was Ihr beſitzt,
Ihr, Eure Schweſter, Euer Vater, ja
Auch meine Mutter, und woran ich darbe.
Was iſt Verſtand und Witz und Kunſt und Bildung,
Wenn den Beſitzer ſie nicht glücklich machen,
Ihn nicht befried'gen, arm den Reichen laſſen,

Wenn ihm der Liebe voller Born nicht ſpringt?
Todt iſt und werthlos Alles, wo ſie fehlt.

Sextus.

Euch fehlte ſie? Ihr habet eine Mutter.

Junia.

Ich liebe ſie, und dennoch iſt's, als gnügt' ich
Mir ſelber nicht, ich fühl's im tiefſten Innern.
Ihr übertrefft mich, iſt's, weil Ihr beſorgt ſeid
Um Euren Vater, und ich für die Mutter
Nicht's fürcht', ich weiß es nicht; doch matt und kalt
Scheint gegen Eure Furcht mir meine Ruhe.

Sextus.

O Junia, wenn Ihr's ſo meint, bleibt hier!
Wir lieben Euch. Holt Eure Mutter her!
Laßt mich ſie holen, mich den Vater holen,
Den Vater, ja, o wär' er doch ſchon hier!
Die Angſt, die mir vor Eurem Anblick ſchwand,
Kehrt jetzt mit doppelter Gewalt zurück.
Gönnt Ihr mir Euer Mitleid? Darf ich ſprechen?
Ich hatte einen böſen Traum zur Nacht.
Ich ſeh den Vater leibhaft, wie er herkommt.
Welch' heit'res Lächeln quillt aus ſeinen Blicken,
Er läßt ſich nieder auf die Bank, er ſpricht
Mit Jemand freundlich, den ich nicht erkenne,
Er ſchlummert ein, er rührt die Lippen noch.
Zum Himmel ſteigt empor ſein Dankgebet,
Nicht ſein Gebet allein, auch ſeine Seele,
Er ſelbſt, ſein Geiſt erhebt ſich aus den Gliedern,
Ihm ähnlich, ſchöner noch und wie verklärt,
Ein Schattenbild, wie Götter des Olympus,
Und höher, höher, — und mein Auge folgt ihm.
Da plötzlich hör' ich ein Geräuſch und — weh mir,
Ein Mörder, ihm im Rücken, ſtößt den Dolch
Dem Schlummernden in's Herz, ich ſehe noch
Des Mörders blut'ge Augen. Ich ertrag's nicht,
Die Mörderaugen laſſen mir nicht Ruhe,
Wie blut'ge Blitze funkeln ſie mich an
Laßt mich hinweg! Ich muß hinaus in's Freie,
In's Licht der Fluren, in den Glanz der Sonne,
Um dem Gorgonenanblick zu entfliehn.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Junia allein.

Soll ich ihm folgen? Doch, ich bin betäubt.
So hat der Traum, nein, nur des Traums Beſchreibung
Mich faſt entſeelt. — Wie hab' ich mich getäuſcht!
Ich kam hieher auf's Land, mich zu zerſtreu'n,
Wenn auch getrieben von geheimer Neigung. —
Und welch' ein Wechſel von Empfindungen
Beſtürmt mich nun! — Wie ruhig war ich ſonſt!
Hier lern' ich erſt, was lieben heißt, und lieb'
Und leide faſt wie ſie. O, theurer Sextus,
Iſt dieſer Traum ein nicht'ges Traumbild, iſt's
Ein heller Seherblick in's Reich der Zukunft?
Es rieſelt ſchaurig mir durch Mark und Bein,
Es wird mir bang hier in der Einſamkeit.
Hinweg!
(Ab.)

Verwandlung.

Marktplatz von Ameria.

Fünfter Auftritt.

Vier Bürger, zu denen ſich mehrere geſellen

Erſter Bürger.
He, Freund, habt Ihr es auch gehört?
Ein Mährchen nur, ich glaub' es nicht,
Doch hat's mich innerlich empört.

Zweiter Bürger.
So ſagt was iſt's denn, das man ſpricht?

Erſter Bürger.
Wie ich von Capito's Leuten vernommen,
Iſt eben ein Eilbot' angekommen
Aus Rom mit einer Schreckensmähr.
Es geht dort wieder blutig her.

Dritter Bürger.
Das läßt ſich glauben auch ohne Boten,
Rom iſt eine Stadt von Mördern und Todten.

Vierter Bürger.
Ja wohl, kein Menſch iſt ſicher da.
Ich lobe mir Ameria.

Erſter Bürger.
Und doch, dem Himmel ſei's geklagt,
Wird einer von uns dort todt geſagt.
Zweiter Bürger
Den Göttern Dank, daß ich's nicht bin!
Dritter Bürger.
Wer iſt's denn? Haltet nicht länger uns hin!
Erſter Bürger.
Der beſte von uns Allen, fürwahr.
Vierter Bürger.
Dann iſt es Sextus Roscius gar.
Erſter Bürger.
Er iſt's, ſo heißt es. Geſtern zur Nacht
Iſt der wack're Roscius umgebracht
Zweiter, dritter und vierter Bürger.
Was ſagt Ihr?
Zweiter Bürger.
Unmöglich, abſcheulich!
Dritter Bürger.
Entſetzlich, furchtbar!
Vierter Bürger.
Frevelhaft, gräulich!
Zweiter Bürger.
Laßt uns umſchaun nach ſicherer Kunde!
Dritter Bürger.
Bei Capito hier.
Vierter Bürger.
Zur guten Stunde
Geſprochen! Er iſt mein Freund zwar nicht,
Doch giebt er uns wohl wahren Bericht.
Seht da ſeinen Neffen Magnus kommen!
Guten Morgen, Herr Magnus, ſeid willkommen!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Magnus.

Magnus.
Gegrüßt! Was wollt Ihr? Ich habe Eile.
Zweiter Bürger.
Nur nicht zu hitzig! Eile mit Weile.
Dritter Bürger.
Nicht wahr? Ihr kommt gerad' aus Rom?
Magnus.
Ja, ja, macht Platz! Ich will zum Ohm

Vierter Bürger.
Wir wollen Euch nur höflichſt fragen,
Ob Sextus Roscius erſchlagen?
Magnus.
Wie? Was? Wie kommt's, daß Ihr das wißt?
Wie? Wißt Ihr auch, wer ſein Erbe iſt?
Meinthalben mocht' er ſchon eher ſterben,
Ich und der Ohm ſind ſeine Erben.
Erſter Bürger.
So iſt es doch gewiß und wahr!
Zweiter Bürger.
Mir ſcheint die Sache noch nicht ganz klar.
Ihr wärt ſein Erbe, wie kämt Ihr dazu?
Magnus.
Fragt mich nicht länger! Laßt mich in Ruh!
Dritter Bürger.
Nicht doch! Wir laſſen Euch nicht gehn.
Magnus.
Was wollt Ihr? Brauch' ich Euch Rede zu ſtehn?
Vierter Bürger.
Das dächt' ich. Die Sache geht uns an.
Herr Roscius war ein bied'rer Mann,
Und Ihr ſein Feind ſeit lange ſchon.
Iſt er nun todt, ſo thut's uns leid;
Sein Erbe jedoch, das iſt ſein Sohn,
Und wir ſind ihn zu ſchützen bereit.
Das iſt landsmänniſche Freundespflicht.
Ihr ihn beerben? Wir leiden's nicht.
Magnus.
Fort, Bauernvolk!
Zweiter Bürger.
Kommt Ihr uns grob,
Gereicht's Euch, Städter, wenig zu Lob.
Doch möcht' es Euch gar wenig frommen,
Wir werden Euch noch gröber kommen.
Wir werden Euch gefangen nehmen,
Da ſollt Ihr zum Verhör Euch bequemen
Mitglieder ſind wir hier vom Rath.
Ihr ſeht mir nicht nach Unſchuld aus.
Zieht immerhin die Stirne kraus!
He, wer beging die Frevelthat?
Magnus.
Nun, ich doch nicht.
Dritter Bürger.
Das wird ſich zeigen.

Magnus.
Ich werde bald Euch lehren zu ſchweigen,
Kommt nur zu meinem Oheim mit!
Vierter Bürger.
Er kommt ſchon ſelbſt mit ſchnellem Schritt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Capito, aus ſeinem Hauſe kommend.

Capito.
Was für ein Lärm ſchlägt an mein Ohr?
Ihr Freund', ihr Herr'n, was geht hier vor? —
Ei, was erblick' ich? Biſt Du's, Neffe?
Wie kommt es, daß ich hier Dich treffe?
So früh am Morgen biſt Du hier!
Warum kamſt Du nicht gleich zu mir?
Magnus.
Sie wollen mich zur Rede ſtellen,
Das Pöbelvolk, die groben Geſellen!
Capito.
Herr Neffe, Bürger ſind's, mit Glimpf!
Bedenke, was ſoll das Geſchimpf?
Magnus.
Sie halten mich, laſſen mich nicht fort,
Als ob ich ſelbſt begangen den Mord!
Capito.
Was, Mord?
Erſter Bürger.
Ein Wort gab's and're Wort.
's iſt wegen des Sextus Roſcius
Wißt Ihr's noch nicht, Herr Capito?
Die Gräuelthat, den Mord?
Capito.
Ja ſo!
Ich weiß. — Was that denn dieſer? Sprecht!
Zweiter Bürger.
Er hat zu behaupten ſich erfrecht,
Daß er des Ermordeten Erbe ſei
Und Ihr zugleich. Doch frank und frei
Iſt's ihm hier öffentlich erklärt,
Daß dies von uns ihm wird verwehrt.
Nicht wahr? Ihr ſtimmet mit uns ein:
Der Erbe kann der Sohn nur ſein.

Capito.
Beruhigt Euch, Ihr guten Leute!
Erfahrt, die Sache iſt nicht von heute.
Sextus war längſt dem Sulla verdächtig,
Und der herrſcht ja im Lande mächtig;
Da ward er denn zu guter Letzt
Noch auf die Achtungsliſte geſetzt.
Chryſogonus iſt, wie bekannt,
Des großen Sulla rechte Hand.
Der hat, noch eh der Mord vollbracht,
Des Sextus Güter an ſich gebracht.
Bei der Verſteig'rung bot er drauf;
Das iſt nun jetzt der Dinge Lauf.
Wir Beide ſtehn in Chryſogonus Huld,
Nun ſchuldet er Geld uns und da denkt
Jetzt quitt zu werden er ſeiner Schuld.
Da ſchrieb er kürzlich an mich und ſchenkt
Eins von den geächteten Gütern mir,
Und dem dies zu Ameria hier.
Ich meldet' es meinem Neffen geſtern.
Sind wir darum nun zu verläſtern?
Auch klagt um Sextus nicht! denn glaubt!
Verfallen dem Beil war doch ſein Haupt.

Magnus.
Habt Ihr's verſtanden? Wird's Euch licht?
Bin ich da nun der Erbe nicht?
Ich bitt' Euch, mich nach Würden zu ſchätzen.
Wie? Oder wollt Ihr Euch widerſetzen?

Capito.
Herr Neffe, ich dächt', Ihr ließt daß Gebrauſe,
Und Jeder geht nun wohl nach Hauſe.

Erſter Bürger.
Was Ihr geſagt, ob falſch, ob wahr,
Das iſt uns noch nicht hell und klar.

Zweiter Bürger.
Hört, Freunde, was kommt mir in den Sinn?
Wir gehen ſelbſt zu Sulla hin,
Da kommen der Sache wir auf den Grund
Und hören's aus ſeinem eignen Mund.
Wir wählen Geſandt' aus unſ'rer Mitte
Und ſchicken ſie hin mit Frag' und Bitte.

Capito.
Mir recht, ich habe nichts dagegen,
Vielmehr, es kommt mir eben gelegen.

So bitt' ich denn, laßt uns unſer zehn,
Und mich mit ihnen zu Sulla gehn!

Magnus.

Ich geh' indeß auf's Land hinaus
Und betrachte mir mein künftig Haus,
Und ſchicke, um höflichſt mich zu betragen,
Erſt einen Boten, mich anzuſagen.

(Alle ab.)

Verwandlung.

Zimmer in dem Landhauſe des Moſcius.

Achter Auftritt.

Junia tritt mit **Lucius** ſchnell auf.

Junia.

Ihr ſeid entſtellt. Was iſt Euch?

Lucius.

O ſchließet Euer Ohr, vernehmt es nicht!
Es würde taub Euch machen, würd' Euch tödten.
Was iſt das Leben mir, ſeitdem er todt?

Junia.

Was ſagt Ihr?

Lucius.

Todt! Dies eine Schreckenswort
Tönt' auf dem ganzen Weg von Rom bis hier,
Tönt durch das ganze Leben mir ins Ohr.
Ich kann nichts Andres denken als dies Wort,
Nichts Andres ſehn als ſein erbleichend Antlitz.
Ich liebt' ihn ſtets, nicht mit der flücht'gen Liebe,
Die oft den Jüngling zu dem Mädchen hinzieht;
Mit reifer Manneſinbrunſt liebt' ich ihn,
Schon damals, als ich noch ſein Sklave war. —
Sie haben viel verloren, ſeine Kinder,
Doch nicht ſo viel wie ich. Sie ſind nicht einſam,
Sie haben ſich einander. Wo ſind ſie?

Neunter Auftritt.

Vorige. Sextus und **Lucia** treten ein.

Lucius (zu Sextus).

Wie? Seid Ihr es, oder iſt
Es Eures Vaters Schatten?

Sextus.
Schatten?
Lucius.
Ja,
Denn Euer Vater lebt nicht mehr.
Sextus.
Iſt todt?
Lucia.
Todt!
Sextus.
Sagt — getödtet!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Glaucia tritt hinter Sextus ein.

Glaucia (im Eintreten).
Ich bin abgeſchickt —
Lucius.
Wie? Glaucia! Was willſt Du?
Sextus (ſich umſehend).
Ha, was ſeh' ich?
Der Mörder!
Glaucia.
Weh mir! Der Ermordete!
(Entflieht.)

Der Vorhang fällt ſchnell.

Dritter Aufzug.

(Vor dem Landhauſe des Sextus Roſcius.)

Erſter Auftritt.

Sextus. Lucia. Junia.

Lucia.
Mein Bruder! Hörſt Du nicht, mein lieber Bruder!
Sextus.
Es freut mich, tröſtet mich, Euch hier zu ſehn.
Doch brauch' ich keinen Troſt. Ein andrer Schmerz
Hat jenen um den Todten mir verdrängt,
Ein ſtechend wilder Schmerz, der Schmerz der Rache,
Der Rache, die umherſchaut und nichts findet,
Wohin den giftigen Pfeil ſie ſchleudern könnte.
Wer iſt der Mörder? Sagt mir's!
Junia.
Er iſt entflohen. Lucius erkannt' ihn.
Es iſt ſein Landsmann, Glaucia mit Namen.
Sextus.
Ich weiß es, wo er iſt. Mir ſagts die Ahnung.
Er iſt bei Capito, und Capito
Dang ihn, um unſern Vater zu ermorden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Bürger von Ameria, vier voran.

Erſter Bürger.
Gegrüßt, Herr Sextus, Sohn des beſten Vaters!
Gegrüßt ſeid Ihr auch Beide, edle Jungfraun!
Ihr kennt uns, junger Mann. Der Rath der Stadt
Hat uns, vier an der Zahl, zu Euch geſendet,
Um Euch ſein tiefſtes Beileid zu bezeugen,
Und traurig gnügen wir dem traur'gen Auftrag.
Zweiter Bürger.
Ja, traurig wohl, und doch mit will'gem Herzen.

Wir haben uns dazu gedrängt, wir kannten
Den milden Vater Sextus Roscius.
Und wer ihn kannte, liebt' ihn auch; und drum
Iſt's uns ein Labſal, das hier auszuſprechen,
Nicht als Geſandte bloß des Raths, nein auch
Selbſteigen unſertwegen. Mag's Euch denn
Schmerzlich erfreun, daß wir, der Rath, ja daß
Die ganze Stadt an Eurer Trübſal Theil nimmt! —

Sextus.

O lieben, theuren Freunde, Ihr erweicht mich.
Seht, hier die Schweſter und die Freundin haben
Wetteifernd tröſtlich mir in's Herz geſprochen.
Doch war das Herz mir wie vereiſt, verſteint.
Jetzt löſt es ſich. O mein geliebter Vater,
Von mir, von dieſen hier, geliebt von Allen!
Bin ich nicht zu beneiden, Sohn zu ſein
Solch eines Vaters? — Ja, ich war's, ich hatt' ihn
Ach um ſo mehr bin ich nun zu beklagen.
Jedoch ich muß mich faſſen, und ich will's,
Um mich des Vaters würdig zu bezeigen.
Kann mir doch Schlimmres nun nicht widerfahren!

Dritter Bürger.

Wohl Schlimmres nicht, und doch noch manches Schlimme.
Ihr wißt nicht, wie es ſcheint, daß Capito
Und Magnus, Eure beiden Vettern, Euch
All' Eurer Habe zu berauben denken.
Magnus iſt ſchon beim Ohm. Sie geben vor:
Geächtet ſei von Sulla Euer Vater;
Chryſogonus, des Sulla Freigelaßner,
Hab' all das Eur' in der Verſteigerung
Erſtanden, und den beiden ſaubern Freunden
Von Euren Länderei'n und Gütern vieles,
Dem Magnus dieſes namentlich geſchenkt.
Der iſt nun hier, es in Beſitz zu nehmen.

Sextus.

Auch das noch! Welch' ein freches Bubenſtück!

Vierter Bürger.

Ach, Herr, was muß man jetzo nicht erleben!
Doch ſeid getroſt! Wir ſind mitleid'ge Tröſter
Nicht bloß, wir ſind auch thät'ge Freund' und Helfer.
Wir haben zehn aus unſerm Rath gewählt,
Die haben ſchon ſich auf den Weg gemacht
Ins Lager zu dem mächtigen Dictator,
Ihn ſelbſt zu ſprechen, ihm die Sach' ans Herz

Zu legen, um Gerechtigkeit, wo nicht,
Um Gnad' und Gnad' ihn anzuflehn für Euch.

Sextus.

O Freund', Ihr wahren Freund', habt Dank, habt Dank!
Ich aber werde mich vertheidigen.
Ich weiche nicht. Des Vaters Eigenthum
Soll nicht in frevelhafte Hände kommen.
Zur Feſtung will ich meine Wohnung machen,
Und eher ſterben als ſie übergeben.
O jetzt, ich fühl's, jetzt bin ich wieder Mann,
Nicht für mich ſelbſt, ich kämpfe für den Vater.

Dritter Auftritt.

Vorige. Chryſogonus, Capito und **Magnus.**

(Im Hintergrunde ſammeln ſich allmälig mehrere Einwohner von Ameria.)

Chryſogonus.

Heda! Wer heißt hier Sextus Roſcius?

Sextus.

Wer ruft da? Geb' er erſt ſich ſelber kund!

Chryſogonus.

Deß braucht es nicht. Vielleicht biſt Du es ſelbſt.
Man merkt, daß man hier unter Bauern iſt.
Aufſätz'ge doch wird man zu zügeln wiſſen.

Erſter Bürger.

Was nimmt der Herr ſich hier heraus?
Denkt er, er iſt bei ſich zu Haus?
Fürwahr, er weiß nicht, was er ſpricht,
Sonſt würd' er auf ſein Wort mehr achten.
Ein Bauer iſt nicht zu verachten;
Jedoch wir ſind nun Bauern nicht.
Drum nehm' er nur ſein Wort zurück,
Sonſt dient's ihm wahrlich nicht zum Glück.

Zweiter Bürger.

Wir ſind aus Stadt Ameria,
Und freie Bürger ſind wir da.
Er ſcheint mir aus der Barbarei.
Doch, wo Sein Vaterland auch ſei,
Was hat Er hier von zügeln geſprochen?
So etwas bleibt nicht ungerochen.
Uns zügeln, Er? Wir werden Ihn zäumen.

Dritter Bürger.

Ja recht, Ihr Freunde, laßt uns nicht ſäumen!

Vierter Bürger.
Nun, wird Er widerrufen gleich?
Sonſt ſoll Er fühlen Streich auf Streich.
(Sie gehen auf ihn los. Chryſogonus weicht zurück.)

Capito.
Halt, halt!

Magnus.
Zurück!

Erſter Bürger.
Wollt Ihr's nicht leiden?
Wir werden fertig mit Euch Beiden.

Dritter Bürger.
Er will abbitten nicht? Drauf denn, drauf!
(Sie nähern ſich dem Chryſogonus mit erhobenen Knitteln.)

Sextus.
Ich bitt' Euch, liebe Nachbarn, laßt ihn frei!
Ich hielt ihn erſt an ſeinem Hedaruf
Für einen Wüſtling, einen Trunkenbold.
Jetzt ſeh'n wir, daß es eine Memme iſt.
Erlaubt ihm denn, daß er davon ſich ſchleiche.

Chryſogonus.
Ich habe nichts mit Euch zu thun, Ihr Leute,
Und hab' Euch keineswegs beleid'gen wollen.
Doch wenn Ihr erſt erfahret, wer ich bin,
So werdet Ihr's bereuen und erſchrecken.
Zu Euch denn ſprech' ich, Sextus Roſcius.
Denn daß Ihr jener ſeid, vermuth' ich faſt.
Ihr fragtet, wer ich ſei, Ihr ſollt's erfahren.

Capito.
Es iſt Chryſogonus.

Magnus.
Des Sulla Freund.

Junia.
Das iſt er nicht, ich wag' es zu behaupten.
Des Sulla Diener, ja, das mag er ſein.
Wie aber würdigte wohl der Diktator,
Dem Wen'ge ſich an ſeiner Bildung gleichen,
Sich wen zum Freunde, der im Angeſicht
Von Frau'n ſich aufbläſt, und all' edle Sitte
Vergißt, verhöhnt, vielleicht auch gar nicht kennt.

Chryſogonus.
Verzeiht, Ihr Frau'n, ich hatt' Euch nicht bemerkt.

Lucia.
Bedürft Ihr erſt der Gegenwart der Frau'n?
Geſittete ſind, denk' ich, ſtets geſittet.

Chryſogonus.

Ihr ſeid des Sextus Schweſter. Aber Ihr?

Junia.

Vielleicht dem Sulla nicht ganz unbekannt.

Chryſogonus.

Das wär'! Ich hab' Euch nie bei ihm geſeh'n. —
Zur Sach'! Ihr wohntet, Sextus, hier bisher,
So lang' der Vater lebte, führtet ihm
Die Wirthſchaft. Das iſt aus. Jetzt bin ich Herr hier.
Doch hab' ich mein Beſitzrecht abgetreten
An dieſen Mann, Herrn Magnus Roſcius.
So werdet Ihr Euch gütigſt denn bequemen,
Noch heute Haus und Hof ſtracks zu verlaſſen.

Sextus.

Und wenn ich's gütigſt nun nicht thäte, wie?

Chryſogonus.

In dem Fall würde man Gewalt gebrauchen.

Erſter Bürger.

Was? Unſers wackern Nachbars Sohn?

Zweiter Bürger.

Vergreift Ihr Euch gar an ſeiner Perſon?

Chryſogonus.

Ich hab's geſagt, Ihr habt's gehört, ich gehe.

Dritter Bürger.

Noch nicht. Nicht von der Stelle! Halt!

Vierter Bürger.

Wie, wenn wir an Euch brauchten Gewalt?

(Sie gehen wieder auf ihn los.)

Chryſogonus.

Ihr wollt mich morden? Wie? Ihr waget es?

Erſter Bürger.

Nicht morden, wir machen's nicht wie Ihr.

Zweiter Bürger.

Nur etwas bläu'n Euch wollen wir.

Chryſogonus.

Ich droh' Euch mit des Sulla Zorn. Laßt ab!

Dritter Bürger.

Nein, nein, wir laſſen Euch ſo nicht ziehn.

Vierter Bürger.

Auf ihn, Ihr Leut', auf ihn!

Alle Bürger.

Auf ihn!

(Sie ſind im Begriff, Hand an ihn zu legen.)

Sextus.
Ich bitt' Euch abermals, Ihr treuen Nachbarn,
Vergreift Euch nicht an ihm! — Chryſogonus,
Seht, wider Willen bin ich Euer Retter;
Denn Ihr fürwahr habt's nicht um mich verdient.
Wir wollen ſeh'n, wie weit Ihr's ferner treibt.
Doch ſagt, auf weſſen Willen handelt Ihr?
Chryſogonus.
Könnt Ihr noch fragen? Auf des Sulla Willen.
Junia.
Gewiß?
Chryſogonus.
Nun ja.
Junia.
Erlaubt, daß ich's bezweifle.
Sextus.
Ich werde ſelber den Diktator fragen.
Chryſogonus.
Vergebliches Bemüh'n! Die Bürger hier
Gedachten eben auch, ihn zu beſchicken.
Doch hab' ich der Geſandtſchaft, die ich traf,
Noch eh' ſie abging, den Beſcheid ertheilt,
Daß Sulla jetzt im Lager nicht zu finden.
Er kehrt, ich weiß nicht wann, doch ſpät zurück.
Ich reiſ' ihm nach, er kann nicht ohne mich ſein,
Und wer ihn ſprechen will, muß erſt durch mich
Ihn um Erlaubniß bitten. Wie denn nun?
Was hülf' Euch da die Reiſe, mein Herr Sextus?
Junia.
Wir wollen ſeh'n. — Habt Ihr noch mehr zu ſagen?
Sonſt, Herr Chryſogonus, ſeid Ihr entlaſſen.
Chryſogonus.
Ihr ſeid ſehr ſtolz, fürwahr! Wer ſeid Ihr denn?
Junia.
Wer? Sextus Freundin, Herr, und Eure Feindin.
Das g'nüg' Euch jetzt! Jedoch, wir ſehn uns wieder.
Chryſogonus.
Sonſt wo vielleicht. Doch hier, das hängt vom jetz'gen
Beſitzer dieſes Guts, Herrn Magnus, ab.
Ich hindr' ihn nicht, mir aber lag es ob,
In ſeinem Recht ihn zu beſtätigen.
Herr Roſcius, der todte, war mein Freund nicht,
So wenig wie auch ſeiner Vettern Freund.
Nicht unverſchuldet trifft ſein Loos ihn, mein' ich.

Sein Sohn ſcheint ganz des Vaters Sinn zu haben,
Ich zoll' ihm d'rum mein Mitleid gern. Nun fort!

Magnus.

Erlaubt Ihr, Herr, wenn ich noch hier verweile,
Und wenn des Sextus Schweſter Lucia
Ich um geheime Unterredung bitte?

Chryſogonus.

Ganz nach Gefallen. Kommt denn, Capito!
(Ab mit Capito.)

Erſter Bürger.

Herr Nachbar, baut auf unſern Schutz!

Zweiter Bürger.

Wir halten zuſammen, wir bieten Trutz.

Sextus.

Noch einmal Dank, und ew'gen Dank, Ihr Guten!

Lucia.

Dank auch von mir, Ihr edlen, treuen Nachbarn!
(Sämmtliche Bürger und Volk ab. Auch Sextus und Junia wollen ſich entfernen.)

Lucia.

Wollt Ihr allein mich laſſen, Bruder, Freundin?

Junia.

Wir gehen nur in's Haus.

Sextus.

Wir bleiben nahe.
(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Magnus und **Lucia.**

Magnus.

O, Lucia, Ihr fürchtet Euch doch nicht?

Lucia.

O ja, ich fürcht' Euch, Magnus Roſcius,
Ihr habt ein blutig Aug'.

Magnus.

Ein blutig Auge?

Lucia.

Und aus den Augen quillt die Seel' hervor.
Sagt, Magnus, habt Ihr noch kein Blut vergeſſen?

Magnus.

Was fällt Euch ein? Ihr ſcherzt wohl, Lucia?

Lucia.

Das wär' ein fürchterlicher Scherz. O nein,

Ich mein' es ernſtlich. Wollt auf eine Frage
Ihr Antwort mir, aufricht'ge Antwort geben?
Magnus.
Ich will's!

Lucia.
Habt Ihr nicht Roſcius ermordet?
Magnus.
Ich? Nein!

Lucia.
Könnt Ihr's mit einem Eid betheuern?
Magnus.
Beim Styx und bei den Eumeniden, nein!
Lucia.
Dann dankt den Göttern, wie ich ſelbſt Euch danke.
Denn ſchrecklich wär's mir, vor dem Mann zu ſtehn,
Der an den vielgeliebten theuern Vater
Die mörderiſche verruchte Hand gelegt.
Ich glaubte faſt. Wie aber, wenn ich fragte,
Ob Ihr nicht theilgenommen an dem Mordplan
Nein, redet nicht, Ihr möchtet einen Meineid
Ablegen. Steht's im Aug' Euch doch geſchrieben!
Magnus.
Seid Ihr deß ſo gewiß?

Lucia.
Und wenn ich irr',
Ich hätte gnug doch Urſach Euch zu haſſen,
Und hätt' Euch zu verzeihn, mehr als ich kann —
Und dennoch, geht, verlaßt mich, ich vergeb' Euch.
Magnus.
Was hättet Ihr mir zu vergeben? Sprecht!
Zwar welcher Menſch, zum mind'ſten welcher Mann
Geht heilig, rein und ſchuldlos durch die Welt?
Lucia.
Verſtellt Euch nicht? Ihr waret ja ein Feind
Des Todten, Ihr nahmt Theil am Raub, habt Vortheil,
Ihr freut Euch des gelung'nen Frevels, treibt
Mich und den Bruder jetzt von Haus und Hof.
Magnus.
O ſeht, Ihr irrt, das will ich eben nicht.
Das Euch zu ſagen, bitt' ich um Gehör Euch.
Wie, wenn ich Euch nun bäte hier zu bleiben?
Lucia
Mit meinem Bruder?

Magnus.
Auch mit Eurem Bruder.

Lucia.

Wenn Ihr's ſo meint, und von unrechtem Gut
Abſtändet, thätet Ihr, was recht und billig.

Magnus.

O Lucia, Ihr habet mir vergeben,
Doch nur das Böſe, deſſen Ihr mich zeiht.
Ihr habt noch etwas Andres zu vergeben,
Gar Holdes, o vergebt's an mich! Gebt mir's!

Lucia.

Spielt Ihr mit Worten? Ich verſteh' Euch nicht.

Magnus.

Bleibt hier in Eurem Hauſ', es iſt das Eure,
Mich aber laßt an Eurer Seit' hier bleiben,
Als Eures Bruders Schwager, Euren Gatten!

Lucia.

Mein Gatt'? Hilf, Himmel, Ihr? Welch' ein Gedanke!

Magnus.

Ich liebt' Euch längſt, doch wagt' ich nicht zu werben.
Ihr waret reich, ich arm. Nun hat das Blatt
Sich raſch gewendet. Ja, und ich geſteh's,
Ich freue mich des neuen Eigenthums,
Um Euch mit mir auf's neue reich zu machen.

Lucia.

Ich habe nichts d'rauf zu erwiedern. Geht!

Magnus.

Geht, gebt mir Antwort! Gebet mir Euch ſelbſt!

Lucia.

O könntet Ihr jetzt Euer Auge ſehn!
Des Tigers Aug' iſt's, der zum Sprung ſich hebt.

Magnus.

Nicht doch, Ihr ſeht mich hier zu Euren Füßen.
Ich will Euch nicht anſehn, ich wag' es nicht.

Lucia.

Ich glaub' es wohl. Ihr fürchtet Euch. Seht her!
Es ſind des Vaters Augen, die Euch anſehn.
Nun bückt Ihr Euch, Ihr ſchlagt die Augen nieder.

Magnus.

Aus Scheu vor Euch, vor Eurem zorn'gen Blick.
Doch laßt mich meine Bitte wiederholen,
Laßt Euch erbitten! O, Ihr müßt, Ihr müßt!

Lucia.

Zu Hülfe, Sextus, Junia, zur Hülfe!

Magnus.

Nicht lieben wollt Ihr mich, dann fürchtet mich!

Fünfter Auftritt.

Lucia. Sextus und Junia, welche ſchnell herbeieilen

Sextus.
Er wagt's, der Uebermüth'ge, der Verruchte —
Lucia.
O, rettet mich!
Junia.
Du gehſt mit uns nach Rom.
Lucia.
Nach Rom?
Junia.
Ich hab' indeß mit Deinem Bruder
Die Reiſe ſchon beſprochen.
Sextus.
Ja, ſie hat
Mich überzeugt. Hier iſt nicht unſers Bleibens.
Junia.
Ihr bleibt im Hauſ' und Schutze meiner Mutter.
Lucia.
Du hoffſt? Du drohteſt dem Chryſogonus.
Junia.
Ich droht' ihm, denn bei ſolchen Menſchen iſt
Die Drohung angewandt. Auch hoff' ich; denn
Ehdem war Sulla unſerm Hauſe hold,
Und ſelbſt bisweilen meiner Mutter Gaſt.
Vielleicht, daß ſie es wagt, ihn dran zu mahnen,
Vielleicht vermaß Chryſogonus ſich, ohne
Vorwiſſen des Dictators zu der That.
Das Alles läßt ſich wohl in Rom erforſchen.
Lucia.
Und wann gedenkt Ihr fort? Ja, nehmt mich mit!
Junia.
Den Augenblick! Wir müſſen eilen, ſonſt
Verſperren uns die Feinde wohl den Weg.
Es iſt zur Abfahrt Alles vorbereitet.
Sextus.
So muß ich dich verlaſſen, ſüße Heimath,
Und dich, o trautes Vaterhaus, wo ich
Geboren ward, wo ich zu leben und
Zu ſterben dachte, das ich nimmer wieder
Zu ſehen hoffen darf. Grauſames Schickſal! —
Und doch — mein Vater iſt ja todt! So habe

Ich keine Heimath mehr, ſo bin auch ich
Ein Schatt' und Schemen nur. Hinweg, hinweg!
(Alle ab.)

Verwandlung.

In Capito's Hauſe.

Sechster Auftritt.

Chryſogonus und **Capito**.

Chryſogonus.
Ein Widerſtand, ein unvermutheter!
Ich dachte nicht, daß Sextus Roſcius
So viele Freunde hier im Orte hätte.
Capito.
War er doch reich und ein freigeb'ger Narr!
Er wußte kein Begehren abzuſchlagen,
Und lieh und ſchenkt' und zeigte ſich bereit
Mit jedem Bettler ſich zu unterhalten,
Scherz und Gelächter anzuhören, ja
Selbſtſcherzend, lachend! — 's hat mich oft geärgert.
Chryſogonus.
Ihr ſeid zu ernſt, Herr Capito! Wer ſcherzt
Nicht gern mit Mädchen, braunen oder blonden,
Sei's eine Freie oder eine Sklavin?
Capito.
Ihr wart doch ſelbſt nicht eben allzuhöflich
Gegen die beiden Mädchen dort bei Sextus.
Chryſogonus.
Sie machten's auch zu arg. Ich habe kaum
So ſpröde, ſtolze Schönen je geſehn.
Was war zu thun? Mir iſt es oft gelungen,
Die Keckeſten mit Derbheit einzuſchüchtern.
Und diesmal auch bereu' ich's nicht. Ich wollte
Die Sache raſch beend'gen. Sollten ſie
Noch widerſpenſtig ſein, ſo ſendet man
Ein Fähnlein Söldner her und heißt den Sextus
Zur Thür hinausgehn, oder ſteckt ſammt ein'gen
Großmaul'gen Laffen ihn in's Stadtgefängniß.
Beim Plutus, 's wäre nicht das erſte Mal.
Capito.
Die Zeiten ſind vorbei. Aechtungen werden
Nicht mehr beliebt.
Chryſogonus.
Nun ja, dies war die letzte.

Herr Sulla hat nun ſeine Feind' erdrückt,
Und Geld genug bis an ſein ſelig Ende.
Ich aber hatte noch nicht genug, ich mußte
Den leeren Säckel abermals mir füllen,
Um meine Schmauſereien mit Freunden und
Freundinnen nach Gefallen fortzuſetzen.
Habt Dank, Herr Capito, ich muß Euch loben,
Daß Ihr den Wink mir gabt, und Euren Neffen
Zur That zu überreden wußtet. Wahrlich,
Der letzte Fang war doch der fetteſte.
Und nun iſt mir, Euch ſelbſt, und Eurem Neffen
Geholfen.

Capito.

Mir liegt nichts am Geld; ich that's
Aus Haß, aus altem Haß, den ich vom Vater
Geerbt.

Chryſogonus.

Nun meinethalben! Genug, es iſt
Gelungen, und wir ſind zufrieden alle.

Capito.

Der Anfang iſt gelungen, doch ſchon ſtockt es.

Chryſogonus.

Was meint Ihr, Freund?

Capito.

Wenn Sulla es erführe!

Chryſogonus.

Das wird er nicht, ich hab' ihn ja in Händen.
Und doch — er ſpielt den Milden, den Verſöhnten
Es würd' ihn ärgern, ihn aufbringen würd' es,
Drum wär' es beſſer jedenfalls, wenn wir
Nicht nöthig hätten, hier Gewalt zu brauchen.
Was wollte denn vorher der Magnus? Wollt'
Er mit des Sextus Schweſter ſich verſöhnen?

Siebenter Auftritt.

Vorige. Magnus.

Chryſogonus.

Nun, Magnus, Glück zur Werbung!

Magnus.

Höhnt mich nur!
Ich bin es werth, weil ich des Oheims Warnung
Nicht achtete. — Sie hat mich abgewieſen,
Und gar den Mord mir ins Geſicht geſagt.

Ich bin beleidigt, bin von dieſem Weibe
Mit Schmach bedeckt: Ich fordre Rache jetzt.

Chryſogonus.

Seid mit dem ſchönen Landgut doch zufrieden!
Und iſts um Mädchen Euch zu thun, ſo ſucht
Euch eine meiner Sängerinnen aus.
Es kommt für einen Freund mir nicht drauf an.

Achter Auftritt.

Vorige. Erucius.

Chryſogonus.

Sieh da, mein pfiffiger Erucius!
Was macht die neue Tänzerin in Rom?

Erucius.

Davon nachher, mein werther Freund und Gönner!
Es giebt jetzt etwas Wicht'geres.

Chryſogonus.

Sag an!

Erucius.

Ihr ſchriebt mir, Sulla ſei in Oſtia.
Das iſt er jetzt auch. Geſtern Abend aber
War er in Rom, und, wie mein Späher mir
Berichtet, bei Cäcilia, der Wittwe.
Er liebt es, wie es ſcheint, jetzt unvermuthet
Den Reiſeplan zu ändern, und daneben,
Um ins Geleis allmählig einzulenken,
Sich früherer Bekannten zu erinnern.
Ich hielt es wichtig, da ich wußt', Ihr habt
Hier ein Geſchäft, es ſelbſt Euch anzuſagen

Chryſogonus.

Das iſt mir lieb, ich meine, daß Ihr kommt.
Doch der Bericht, die Botſchaft iſt mir nützlich
Die Tochter der Cäcilia iſt hier,
Und hat mir, als ich Sextus aus dem Hauſe wies,
Gedroht mit Sulla. Nun errath' ich es.
Sie wußt' um den Beſuch.

Erucius.

Nicht doch, ſie war
Schon abgereiſt, und er kam unvermuthet.

Chryſogonus.

Gleichviel, ſo ahnte ſie's, und wagt nun Alles.

Erucius.

Ich fürcht' es ſelbſt

Chryſogonus.
Was iſt zu thun?
Erucius.
Und Ihr
Wißt noch nicht Alles. Nah hier vor der Stadt
Traf ich den Sextus an mit ſeiner Schweſter
Und mit der Tochter der Cäcilia,
Sammt ſeines Vaters Diener Lucius,
In leichtem Wagen auf dem Weg nach Rom.
Was ſagt Ihr nun?
Chryſogonus.
Ja, was ſagt Ihr? Ihr ſeid,
Erucius, gewitzigter als ich,
Als Magnus, Capito und alle Römer.
Erucius.
Ich dank' Euch für die gute Meinung, Herr.
Auch hab' ich ſchon darüber nachgedacht.
Wir müſſen ihnen nach und raſch.
Chryſogonus.
Und dann?
Erucius.
Sie haben einen Vorſprung, doch wir dürfen
Wohl Hoffnung faſſen, ſie noch einzuholen.
Nur wär's nicht rathſam, ſie auf offner Straße
Zu überfallen und — harmlos zu machen.
Ja ſelbſt in Rom wird's kaum gelingen, fürcht' ich
Sie werden Euch des Mords anklagen. Zwar
Sie können nichts beweiſen; doch das hat
Auf einen witzigen Gedanken mich
Gebracht.
Chryſogonus.
Der iſt?
Erucius.
Wir thun es ſelbſt.
Capito.
Was meint ihr?
Erucius.
Wir klagen ſie des Mordes an.
Magnus.
Wie das?
Und wen?
Erucius.
Den Sohn des Vatermords, den Sextus.
Magnus.
Iſt's möglich?

Capito.

Welch verwegnes Unternehmen!

Chryſogonus.

Ihr ſeid der weiſeſte von allen Weiſen,
Erucius, Ihr übertrefft Euch ſelbſt.
Bewundern muß ich Euch, obwohl ich noch
Zu ſchwachen Geiſts bin, ganz Euch zu verſtehn.
Wer wird die Anklag' übernehmen?

Erucius.

Ich.

Chryſogonus.

Ihr, wahrer Freund, Ihr Retter in der Noth.
Doch wie wollt Eure Anklag' Ihr begründen?

Erucius.

Da laßt mich ſorgen! Brauchts doch kaum der Gründe.
Die Richter fürchten Sulla, Euch und mich.
Wo der Vertheid'ger fehlt, da iſt die Schuld
Erwieſen. Und wer wagt's, ihn zu vertheid'gen.

Chryſogonus.

Wie ſoll ich Euch belohnen, weiſer Solon?

Erucius.

Zuerſt bitt' ich die Tänzerin mir aus.

Chryſogonus.

Ihr Schelm! Nun meinethalb! Und dann?

Erucius.

Und dann –
Was eine ſolche Tänzerin gebraucht.

Chryſogonus.

Ihr ſollt es haben, Alles, was Ihr wollt.
Der Einfall ſchon iſt Tonnen Geldes werth.

Erucius.

Nun fort!

Chryſogonus.

Wer kommt dort?

Magnus.

Glaucia.

Capito.

Der uns vom alten Sextus hat befreit.

Chryſogonus.

Ah ſo!

Neunter Auftritt.

Vorige. Glaucia.

Chryſogonus.
Was ſiehſt Du ſo entſtellt aus, Freund?
Magnus.
Ich hatt' aus Vorſicht ihn vorausgeſchickt
Nach Sextus Landhaus, mich dort anzumelden.
Er kam zurück, am ganzen Leibe zitternd,
Wie eine Leiche blaß, ſprachlos vor Schrecken.
Ohnmächtig fiel er hin, ich weiß noch nicht,
Was Fürchterliches ihm dort widerfahren.
Glaucia.
Zuerſt vor Allem bitt' ich Euch: Entlaßt mich!
Ich habe mich des Mordauftrags entledigt,
Und Ihr habt nach Verſprechen mich bezahlt.
Es ſoll mein erſter und mein letzter Mord ſein.
Ich gehe nun nach Hauſe. Lebt, lebt wohl!
Magnus.
Erſt aber ſag' uns, was Dich ſo erſchreckt?
Glaucia.
Ich kam dort an und trat hinein in's Zimmer,
Da ſah ſich Jemand um. Er war es ſelbſt,
Derſelbe, den ich geſtern mordete.
Capito.
Du Narr, es war der Sohn, der ſeinem Vater
Ein wenig ähnelt.
Glaucia.
Nun, beim Zeus, er iſt ihm
Zum Sprechen ähnlich, wie ſein Spiegelbild.
Ich hielt ihn für ihn ſelbſt. Er rief mir zu:
Der Mörder! und ich, wie von Sinnen, rief:
Weh', der Ermordete! — Habt Ihr's gehört?
Er rief: Der Mörder! — Wie erkannt' er mich? —
Chryſogonus.
Was ſteht und ſinnt Ihr, Freund Erucius?
Erucius.
Der Ausruf Mörder ſpukt mir in dem Kopf.
Wie, wenn bei Deiner Erſtlingsthat Dich Jemand
Belauſcht' und es verrieth? Man kann nicht wiſſen.
Glaucia.
Da fällt mir etwas ein. Kurz vor der That
Traf ich an jenem Ort auf Lucius,

Den Diener und den Freund des alten Mann's.
Jetzt ſah ich ihn dort bei dem Sohne wieder.

Crucius.

Dann iſt's gewiß, wahrſcheinlich mindeſtens.
Am beſten wär's — —

Capito.

Laßt mich das Wort vollenden!
Der Menſch war mir als der Gewiſſensrath
Des Alten immer auf den Tod zuwider.
Sei er nun der Verräther oder nicht —
Auch er muß ſterben. Glaucia, ich biete
Nicht blos das Doppelte Dir für ſeinen Kopf,
Auch dieſen Demantring von meinem Finger.

Glaucia.

Ich ſagt' Euch ſchon, daß ich zufrieden ſei
Mit dem, was ich von Euch und Euch erworben,
Und daß ich nach dem Vaterland mich ſehne.
Zudem, er iſt mein Landsmann, und er war,
So lange wir uns kannten, ſtets mein Freund.

Capito.

Du haſt ein überzart Gewiſſen, merk' ich.
Wenn Du den Preis Dir nicht gewinnen willſt,
Wird ſich ein And'rer finden. Sterben muß er.

Glaucia.

So muß er ſterben?

Capito.

Ja, verlaſſ' Dich drauf!

Glaucia.

Nun dann — laſſ' ich ihn mir nicht nehmen. Topp!
Ich gehe mit nach Rom.

Capito.

Das war ein Wort.

Crucius.

So wäre, dächt' ich, Alles nun in Ordnung?

Chryſogonus.

Vollkommen, Alles. Auf denn, auf, Ihr Herr'n
Dem Vatermörder nach!

Vierter Aufzug.

Rom. Zimmer im Hauſe Cäcilias.

Erſter Auftritt.

Cäcilia, Junia, Lucia und Sextus.

Cäcilia (zu Junia).
Du haſt gehandelt ganz nach meinem Herzen,
Mein Kind! Denn keinen beſſern Zufluchtsort
Könnt' ich Euch rathen als bei mir, Ihr Lieben,
Was auch geſchehe, *mein* Haus iſt das Eure.
Ob ich des Räubers Händen Euer Hab'
Und Gut entreißen kann, das ſteht dahin.
Wenn Sulla noch hier weilte, wär' es möglich.
Er reiſte, wie er ſagte, geſtern ſchon,
Und ob und wann er kehrt, wer mag es wiſſen?

Lucia.
Auch Lucius, der mit uns kam, am Thor
Sich aber von uns trennte, dachte d'ran,
Und eilt' und hofft Erkund'gung einzuziehn.

Cäcilia.
Mein theurer Sextus, Du biſt ſtumm, du ſcheinſt
In Dich gekehrt. Wer mag es Dir verdenken?
Wir ſagten gerne Dir ein Wort des Troſtes.

Junia.
Mein Freund!

Lucia.
Mein Bruder!

Cäcilia.
Faſſe Muth und Hoffnung!

Sextus.
Ihr edlen Frau'n, ich ſchweige nicht aus Trübſinn.
Ich denke nach, ich ſpäh' ins Reich der Zukunft:
Ich habe Muth, gäb's Kampf nur, ihn zu zeigen.

Bin ich gefeſſelt nicht von der Gewalt?
Muß ich nicht wie ein ſchwachunmünd'ges Kind
Auf Andrer Hülfe baun! Was kann ich hoffen?
Ich will nicht ganz verzagen, doch ich rechne
Auf wenig nur. Vielleicht bleibt mir das Leben.
Was hab' ich dann? Iſt es mir noch ein Gut?

Junia.

Iſt Euch die Freundſchaft gar nichts? Ihr betrübt mich.

Sextus.

Viel iſt's, was Ihr mir bietet, Freundſchaft,
Mutter- und Schweſterliebe! Schönſte Güter,
Wenn eins nicht mangelt. O verzeiht, Ihr Theuern!
Es iſt des Mannes Würd' und Selbſtbewußtſein
Von ſeiner Thätigkeit, von ſeinem Wirken.
Was bin ich hier? Ein völlig unnütz Weſen.
Ja wär' ich ein Gelehrter oder Künſtler,
Da könnt' ich mind'ſtens mir die Zeit vertreiben;
Doch ich bin nur ein Ackersmann, ein Bauer.

Junia.

Ihr klagt und thut Euch Unrecht, lieber Sextus.
Ich muß in Schutz Euch nehmen gegen Euch.
Ich muß Euch loben, Ihr zwingt mich dazu.
Was fehlt Euch denn zu jedem wackern Thun?
Ihr habt Verſtand und Geiſtesadel. Iſt
Das nicht das Wichtigſte? Jedoch Ihr ſollt
Kein Künſtler auch und kein Gelehrter werden.
Dem Staate ſollt mit Hand und Geiſt Ihr dienen,
Als Krieger, Redner, Richter, wie Ihr wollt.
Rom öffnet Euch die Bahn des Ruhms, der Ehre.
Euch fehlt's an Liebe nicht zum Vaterland.

Sextus.

O theure Junia, Ihr macht mich ſtolz,
Nicht auf mich ſelbſt, doch auf das ſchöne Zutraun,
Das Ihr mir ſchenkt, zwar ohne mein Verdienſt.
Fehlt mir's auch nicht an Muth und Tapferkeit,
Das Vaterland zu ſchützen in Gefahr,
Doch lieb' ich nicht den Krieg, den Frieden lieb' ich,
Man lernt ihn ſchätzen auf der Flur der Schnitter.
Und für die Rednerbühne, für die Bahn
Der Würden, welche Rom ertheilt, vom Quäſtor-,
Aedil- und Prätor- bis zum Conſulamt,
Wenn's dazu mir auch nicht an Kenntniß, nicht
An Gaben der Natur gebräch', es fehlte
An Willen mir, an Luſt mir und an Ehrgeiz.
Mein Ehrgeiz iſt zu ſein, was ich ſein kann.

In jeder andern Lage würd' ich kaum
Das Mittelmaaß erreichen; auf dem Land'
Als Ackersmann, als Landwirth fühl' ich mich.
Dahin gehör' ich, wenn ich auch mit Mißmuth
Des Mangels ſein'rer Bildung mir bewußt bin,
Zumal ſobald ich mich mit Euch vergleiche.
Doch das iſt mein Beruf, ja, dort bin ich,
Was in der Stadt als Conſul ich nicht wäre,
Was Sulla ſelbſt nicht iſt, bin frei, mein eigen —
Weh mir, mein Feld und Garten, Wieſ' und Au,
Verlaſſen muß ich euch, ich kann nicht anders.
In's Ausland will ich wandern, fern von Rom,
Und dort im Schweiße meines Angeſichts
Arbeiten und vergeſſen was ich war.

Lucia.

O Götter, ſo ſah ich Dich nie, mein Bruder!

Junia.

In's Ausland? Iſt denn das ſo ſchlimm? Sind nicht
Die ſel'gen Inſeln, das Elyſium
Ein Ausland auch?

Cäcilia

Nichts übereilt, mein Sextus!
Sehn wir dem Gang des Schickſals zu mit Ruhe!

Sextus.

Verzeiht, wenn mich zu weit mein Unmuth führte.
Ich will ihn dämpfen an des Vaters Anblick.
Noch liegt er da, noch hab' ich ihn, bald tragen
Sie ihn hinweg, und Staub und Aſche wird,
Was Hülle war bisher der ſchönſten Seele.

Cäcilia.

Ich gehe mit, auch ich muß ihn noch einmal,
Zum letztenmal ihn ſchaun — nicht mehr in's Auge,
Das freundliche, geſchloſſen iſt's auf immer.
O Lucia und Sextus, viel verlort Ihr,
Doch, glaubt es mir, vielleicht nicht mehr als ich.
Ihr ſeid noch in den Jahren, wo die Wunden
Vernarben, meine blutet fort und fort.
Ich werde keinen Freund mir mehr erwerben.
Ich bin verlaſſener als Ihr, o Kinder!

Junia.

Geht denn, Ihr Lieben! (zu Lucia) Geh auch Du! Ich bleib'
Und wart' auf Lucius und folg' Euch dann

Cäcilia.

Ja, kommt! Und laßt uns an des Theuern Sarge,

Deß Blick' und Lippen ſich auf ewig ſchloſſen,
Hinknien und weinen und die Götter anfleh'n!
(Cäcilia, Sextus und Lucia ab.)

Zweiter Auftritt.

Junia allein.

Dem Himmel ſei gedankt, daß ſie hinweg,
Und daß ich den Bericht, den Jener bringt,
Zuerſt empfange! Denn es ahnet mir,
Das Maaß der Prüfungen iſt noch nicht voll.
Ich will zuerſt den bittern Becher koſten.

Dritter Auftritt.

Junia und Lucius.

Lucius.

Seid Ihr allein hier, Junia?

Junia.

Ich bin's.
Sprecht, ſäumet nicht! ich bin gefaßt auf Alles.

Lucius.

Ich komme grad vom Prätor Fannius,
Sofort ſoll das Gericht gehalten werden.

Junia.

Weßhalb?

Lucius.

Er iſt des Mordes angeklagt.

Junia.

Wer?

Lucius.

Sextus.

Junia.

Er! des Mordes?

Lucius.

Vatermords.

Junia.

Des Vatermords? Iſt das nicht ein Verbrechen,
Auf welches Solon keine Strafe ſetzte,
Als ein unmöglichunnatürliches?
Und Sextus den geliebten eignen Vater!

Wie? Iſt das Bosheit nicht, ja Unſinn, Wahnwitz?
War nicht der Sohn fern in Ameria,
Der Vater hier?

Lucius.

Wie aber, wenn ſie ſagen,
Daß einen Meuchelmörder er gedungen?

Junia.

Den Mörder dingt der Haß, und nicht die Liebe.
Was führen ſie als Urſach' an?

Lucius.

Ich weiß nicht.
Doch läßt ſie ſich von der Verſchmitztheit wohl
Erſinden. Und wozu noch eine Urſach,
Wenn das Gericht beſtochen iſt, wenn es
Sich vor Chryſogonus und Sulla fürchtet,
Wenn Niemand wagt ihn zu vertheidigen?

Junia.

Wohl, ſo vertheid'ge ich ihn.

Lucius.

Ihr kennt die Rechte nicht.

Junia.

Doch kenn' ich eins,
Das höchſte, älteſte, das menſchliche.

Lucius.

O Junia, ich ſelber würd' es, traut'
Ich mir die Kraft zu, — ich vermag es nicht.

Junia.

Ein anderer Gedanke kommt mir plötzlich.
Die Mutter hat mir von dem Mahl erzählt,
Das ſie am Tage meiner Abfahrt gab.
Da war auch Cicero, der junge Redner.
Er war, wie Alle, wie ſelbſt Sulla, tief
Von Achtung vor Cäcilia durchdrungen.
Er bat die Götter um Gelegenheit,
Sie ihr zu zeigen. Sie iſt da, und ſchöner,
Als ſie ſich jemals ihm wird bieten können.

Lucius.

Ihr habet Recht. Vielleicht! Zu ihm, zu ihm! (Ab)

Junia (allein).

Ihn zu vertheid'gen, retten, welch ein Glück!
Es wird, es muß gelingen. — O, ihr Männer,
Wie viel habt ihr Vorrechte vor uns Frau'n! —
Wenn ihm es nicht gelingen ſollt' — o dürft' ich!
Doch darf ich wohl verhüllt zugegen ſein.
Und dann, ich wag's, für Sextus wag' ich Alles. (Ab.)

Verwandlung.

Bei den palatiniſchen Bädern, wie im erſten Aufzuge.

Vierter Auftritt.

Glaucia allein.

Dieß iſt der grauſe, fluchbeladne Ort, —
So ſtill, ſo ſchaurig einſam, ganz wie damals! —
Hier hab' ich jene böſe That gethan. —
Hier will ich auch die gute thun. Ich will
Den Freund, den Landsmann warnen, nicht ihn tödten,
Und ſo ins Gleichgewicht die Schalen bringen.
Ich hatte mir's gelobt bei dem Entſetzen,
Das vor dem Anblick des ihm gleichen Sohnes
Mich faßte, wie vor dem erſtandnen Todten.
Ja ja, die Welt ſoll beſſer von mir denken!
Ich will den Lucius retten, will mir ſo
Ein Pflaſter legen auf die erſte Wunde. —
Doch wie? Vernarbt die Wunde auch dadurch?
Läßt Böſes denn auslöſchen ſich durch Gutes?
Mir im Gewiſſen ewig bleibt die That.
Und dieß Gefühl wird freſſend an mir nagen.
Nennt man das Reue nicht? — Die Reu' iſt ewig. — —
Den Lucius rett' ich, und entdeck' mich ihm,
Mich ſelbſt als Mörder jenes edlen Greiſes.
Hätt' ich aus Haß, aus eigner Rache ihn
Gemordet, könnt' ich ſelbſt mich noch entſchuld'gen;
Doch bloßes Werkzeug ſein für Andrer Gier
Verdient nicht Strafe nur, verdient Verachtung.
Gerettet werde Lucius! — Ja fürwahr,
Das, Glaucia, iſt ein Sieg von größrem Werth,
Als wenn Du Tonnen Goldes hättſt! — Sieh, ſieh,
Ein Volksſchwarm drängt hieher. Noch muß ich mich
Verbergen, bis ich Lucius gerettet,
Und vor der Welt ein neuer Menſch mich fühle.
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Cicero. Metellus. Scipio. Servilius. Volk.

Volk.

Hoch lebe Cicero!

Metellus.

Glückwünſchend haben Euch begrüßt die Richter,
Daß Ihr dem Quintius ſein Recht erkämpft
Und Hab' und Gut ihm neu zurückerobert.
Frohlockend trägt das Volk durch alle Straßen
Den Namen Cicero; denn unbewußt
Ahnt es, was es in Euch beſitzt, nicht bloß
Den Redner, ſondern auch den Freund des Volks,
Den Schützer der unſchuld'gen Unterdrückten.
So laßt auch uns Euch inn'gen Glückwunſch bringen!
Wir fühlen es bewußter, als das Volk,
Was Ihr den Römern ſeid, was Ihr ſein werdet.

Servilius.

Ich preiſ' Euch, wie wir Alle, Cicero,
Ob Eurer Kühnheit; denn Ihr habt gar viele
Der Hochgeſtellten, Mächt'gen angegriffen.

Scipio.

Ich preiſ' Euch hoch, weil Ihr die Wahrheit ſprecht,
Von dem, was ſelbſt Ihr glaubt, Andr' überzeugend.

Cicero.

Ich läugn' es nicht, der Jubelruf des Volks,
Er macht mich froh, obwohl ich nicht verkenne,
Wie ſchwankend er, wie wenig Werth er hat. —
Doch Euer Zuruf, Freunde, gilt mir mehr.
Ihr ſollt, Metellus, Euch in mir nicht täuſchen.
Ich bin noch nichts, doch werd' ich etwas werden.
Servilius, nicht unbedacht werd' ich,
Nicht übermüthig in Gefahr mich ſtürzen.
Und Scipio, die Gabe, die die Götter
Mir ſchenkten, will ich ſtets der Wahrheit weihn,
So weit mein Blick ſie zu erſpähn vermag,
Doch dann auch gegen Freund und Feind vertheid'gen.

Scipio.

So recht, mein tapf'rer Wahrheitsheld, ſo geb'
Ein Gott Gedeih'n Euch, wenn der Anlaß da iſt.

Servilius.

An dem kann's leider jetzt in Rom nicht fehlen.

Metellus.

Das Böſe läßt ſich nur durch Kampf beſiegen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Lucius.

Lucius (von fern).

Verzeiht, wißt Ihr, wo Cicero zu finden?

Metellus.
Kennſt Du ihn nicht? Schau hin! Du warſt wohl nicht
Bei dem Gericht. — Geduld, o Cicero,
Bald wird man nicht mehr fragen, bald ſeid Ihr
Sklaven und Freien, Alt und Jung bekannt.

Cicero.
Mög' Euer Wort, Metellus, ſich bewähren! —
Doch Du, Du kennſt mich ja. Was wünſcheſt Du?

Lucius.
Denkt Ihr noch an den Mord des Roscius?

Cicero.
Gewiß! Doch hatt' ich faſt vor Marius
Und Quintius den edlen Greis vergeſſen.

Lucius.
Sein Sohn iſt angeklagt des Vatermords.

Cicero.
Was redeſt Du? Wer hat ihn angeklagt?

Lucius.
Erucius, Freund des Chryſogonus.
Ihr kanntet ihn und kennt den Sohn, die Tochter,
Und, die nicht minder ſeinen Tod betrauern,
Die Frau'n Cäcilia und Junia.
Darf ich bei ihrem Namen, bei dem Namen
Des Todten, des Gemordeten, Euch anfleh'n?
Verloren iſt der Sohn, wenn Ihr Euch nicht
Sein annehmt. Wollt Ihr ihn vertheid'gen?

Cicero.
Ich will's aus tauſend Gründen; doch der eine
Genügt, daß ich die Unſchuld ſchütz' und rette!
Ihr Götter, hier iſt mehr als Quintius.
O, macht mich würdig dieſes größern Werks!
Stärkt meinen Geiſt mit Mannesmuth und Klarheit,
Begabt mich mit dem Feuer edler Rede!
O, preiſt mich glücklich, Freunde! — Und Cäcilia!
Wie treibt es mich, die Thränen ihr zu trocknen!
Hin zum Gericht! Und Fluch und Schmach ſoll treffen,
Die ſie mit Macht und Anſehn Mißbrauch trieben!
Ihr Götter, gnädig laßt's gelingen!

(Alle ab. Lucius bleibt zurück.)

Lucius.
Iſt's doch, als hielt's mich hier mit Zauber feſt
Es iſt derſelbe Ort, hier mußt' er ſterben!
Zum zweiten Male ſteh' ich ſchmerzvoll hier.
Wie einſt dem Vater meine Thränen floſſen,
Dem Manne, der auch mir ein Vater war,

So wein' ich, zittr' ich jetzt für ſeinen Sohn.
Um Sextus bangt mir; denn wie einen Bruder
Lieb' ich ihn. — Wird ihn Cicero erretten?
Vielleicht! Vielleicht auch nicht! O, daß ich doch
Ein beſſ'res Mittel wüßte! — Wer, wer war der Mörder?

Siebenter Auftritt.

Lucius und Glaucia.

Glaucia.

He, Lucius, heda!

Lucius.

Wer ruft mich?

Glaucia.

Ich bin's, Glaucia, Dein Landsmann.

Lucius.

Was ſoll's?

Glaucia.

Ich komm', Abſchied von Dir zu nehmen.

Lucius.

So ſchnell biſt Du der Hauptſtadt ſatt geworden?

Glaucia.

Wie ſollt' ich nicht? Rom iſt 'ne Mördergrube.

Lucius.

Ja wohl!

Glaucia.

Man hat Dir Deinen Herrn ermordet.

Lucius.

Du weißt es? Und wer wüßt' es nicht? Und Du!
Wir ſah'n Dich in Ameria, Du biſt wohl
Bei Magnus oder Capito im Dienſt?

Glaucia.

Ich will Dir etwas And'res ſagen, Freund,
Was Dich noch etwas näher angeht, denk' ich,
Und darum kam ich her. Man will auch Dich
Ermorden, und geſcheh'n ſchon wär' es, wenn
Ich Dich nicht rettete.

Lucius.

Mich kümmert jetzt
Mein Leben wenig mehr. Ich wünſche nur
Zu athmen noch, um ſeinen Tod zu rächen.
Bei unſrer Freundſchaft, rede, Glaucia!
Wie lange warſt Du hier?

Glaucia.
Nur wen'ge Tage.
Lucius.
Du eilſt!
Glaucia.
Ich habe meinen Zweck erreicht.
Lucius.
Du ſprichſt ſo räthſelhaft, Du biſt nicht offen.
Glaucia.
Leb' wohl! — Doch ja, bald hätt' ich es vergeſſen,
Ich wollte Dir vorlegen eine Frage,
's iſt ein beſondrer Fall. Ich kenn' hier wen,
Mit dem ſaß ich im Weinhaus jüngſt zuſammen,
Der ſprach beim Abſchied: „Jetzo geh ich hin,
Mein Probſtück zu vollbringen, einen Mord."
Lucius.
Du hielteſt ihn doch auf?
Glaucia.
„Das Morden," fuhr
Er fort, „iſt ein ergieb'ger Nahrungszweig.
Ich will die Braut heimführen, und da brauch'
Ich Geld, ich will dann wieder ehrlich werden."
Lucius.
Was thateſt Du?
Glaucia.
Ich weiß nicht mehr, und er
Sprach weiter: „Nein, ich hab's bereits gethan.
Ich habe Geld nun, doch mich reut die That.
Was ſoll ich thun?"
Lucius.
Und Du, was ſagteſt Du?
Glaucia.
Nun, ich wußt' eben nichts darauf zu ſagen,
Und darum frag' ich Dich, von Dir's zu hören:
Du warſt von jeher weiſ' in ſolchen Dingen.
Lucius.
Ihn reut die That; ſo iſt das Erſte denn,
Daß er das Sündengeld, das Blutgeld wegwirft.
Glaucia.
Des Geldes wegen that er ja die That.
Lucius.
Sie reut ihn nun, er wünſchte ungeſcheh'n ſie.
So haßt er, ſo verflucht er ja die That.
Glaucia.
Die That ja, doch das Geld —

Lucius.

Den Lohn der That auch.

Glaucia.

Das geht nicht an. Du mutheſt mir zu viel zu.

Lucius.

Dir?

Glaucia.

Sagt' ich mir?

Lucius.

Gleich viel, Du meineſt ihn.
Und dann, wenn ihn die That reut, ernſtlich reut,
Dann muß er ſelbſt zum Richter gehen, muß
Den Mord geſteh'n und mit dem Tod ihn büßen.

Glaucia.

Weh! Weh!

Lucius.

Was rufſt Du Weh, als — wärſt Du ſelbſt es?
Du biſt es nicht, Du biſt ja Glaucia,
Der wackre Jüngling, den ich oft zum Guten
Ermahnt, und der mir's oft gelobte, nicht
Vom Pfad des Rechten abzuweichen. Glaub',
Ich habe jüngſt Dich recht bedauert, als
Der junge Sextus Dich bei Deinem Eintritt
In's Zimmer Mörder nannte, weißt Du noch?
Er hatte Dich im Traum geſehn, wie Du
Den Vater auf der Bank hier mordeteſt.
Doch Du, Du kannſt nicht morden?

Glaucia.

Ob ich's kann?

Lucius.

Du haſt ihn nicht gemordet?

Glaucia.

Doch! Ich that's.
Weh mir!

(Eilt fort.)

Lucius.

Bleib, bleib! Um ſein- und Deinetwillen bleib!

(Eilt ihm nach.)

Fünfter Aufzug.

Rom. Zimmer in Cäcilia's Hauſe.

Erſter Auftritt.

Cäcilia und Lucia.

Cäcilia.

Der Tag iſt da, und nah iſt auch die Stunde,
Wo man Gericht hält über unſern Sextus.

Lucia.

O, meine mütterliche Freundin, ſagt,
Was meint Ihr, wird er losgeſprochen werden?
Ihr ſeid ſo weiſe, Euer Urtheil gilt
Mir wie ein Götterſpruch.

Cäcilia.

Mein gutes Kind,
Was iſt des Menſchen Weisheit als die Einſicht,
Daß er den Schleier nicht durchſchauen kann,
Der uns den nächſten Augenblick verhüllt,
Daß ihm die Gegenwart kaum angehört,
Daß er bei jedem Schritt bemüht ſein müſſe,
Der hohen Götter Willen zu errathen.
Doch das iſt Wenigen vergönnt. Uns Andern
Bleibt einzig: Nichts zu übereilen. Das
Iſt Schlaffheit nicht, iſt Demuth und Geduld.
Wer es verſteht zu warten, dem erſcheint
Der Augenblick auch, wo die Himmliſchen
Die That ihm gönnen, ja, ſie von ihm fordern.
O, daß ich Euch, den jüngern, daß zumal
Ich Deinem Bruder ſowie meiner Tochter
Einflößen könnte dieſen Sinn, der freilich
Ganz erſt am Schluß des Lebens uns zu Theil wird.
Drum iſt mir Lucius ſo werth, er leidet
So viel wie wir, und iſt doch ſtets beſonnen,
Und frei von Leidenſchaft und Uebermaaß.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Junia. Gleich darauf **Sextus.**

Junia.
Wo iſt — iſt Sextus nicht bei Euch?
Cäcilia.
Du ſcheinſt
Durch Deine Gegenwart ihn herzuziehn.
Sextus (auftretend).
Beſchloſſen hab' ich's.
Lucia
Was haſt Du beſchloſſen?
Sextus.
Ich wünſche mich mit Euch noch zu berathen,
Zumal mit Euch, Ihr, meine theure Mutter.
Cäcilia.
Laß meinen Rath, mein Sohn, mich noch verſparen.
Sextus.
Wie lange denn? Schon ſammelt das Gericht ſich.
Cäcilia.
Noch kann es nicht verſammelt ſein, noch hat
Nicht ſeine Rede Cicero gehalten.
Sextus.
Und wenn mich Cicero nicht ſchützen kann?
Cäcilia.
Noch eine Hoffnung, eine ſchwache zwar,
Setz' ich —
Sextus.
Auf wen?
Cäcilia.
Auf Sulla.
Sextus.
Iſt er hier?
Cäcilia.
Noch nicht, doch hab' ich Nachricht, daß man ihn
Noch heute hier erwartet.
Sextus.
Schwache Hoffnung!
Lucia.
O, theurer Bruder, hoffe doch mit uns!
Junia.
Wohl hoff' auch ich. Doch, Sextus, ſprachſt Du nicht
Von eigener Verbannung in das Ausland?
Ich war dagegen, doch jetzt rath' ich zu.

Entflieh! Ich geh mit Dir in die Verbannung.
Ich hab' ein Recht auf Dich. Du, Lucia,
Bleibſt bei der Mutter und bei Lucius.
Auch ſie bedürfen Troſt. So theilen wir.

Sextus.

Ihr, Götter, welch' ein ſel'ger Augenblick!

Cäcilia.

O ſchweb' herauf aus dem Elyſium,
Du ſel'ger Schatten meines theuren Freundes.
Schau, unſer wärmſter Wunſch, er iſt erfüllt
Und doch, um welchen Preis? Du mußteſt ſterben,
Um ihrer Jungen feſtes Band zu löſen.

Sextus.

O, Junia, Theure, ſprech' ich's aus? Geliebte!
Ich fliehe nicht, und hab' es feſt beſchloſſen.
Kein Henker ſoll berühren meine Glieder,
Freiwillig ſterb' ich durch die eigne Hand.
Mit einem Blick der Seel' aus Deinen Augen,
Mit einem Lebewohl erhab'ner Hoffnung,
Mit einem Kuß von Deinen Lippen eil'
Ich in die Fluren einer ſel'gen Welt,
Um mit dem Vater wieder mich zu einen,
Und Dein und Euer Aller dort zu harren.

Junia.

So wollt' ich Dich, ſo biſt Du Dein und mein,
So ſind wir werth einander, theurer Sextus.
Hab' ich Dich überwunden, ſtolzes Herz?
Mit Freuden geh' mit Dir ich in den Tod.
Ich gehe Dir voran, ich tödte mich
Und reiche ſtumm Dir hin das blut'ge Meſſer.

(Ein Diener tritt ein.)

Diener (zu Cäcilia).

Der mächtige Dictator Sulla fragt
Nach Euch.

Cäcilia.

Was ſagſt Du, Sulla hier bei mir?

Diener.

Er hat befohlen mir, ihn Euch zu melden.

Cäcilia.

O, Sextus, Junia, hört Ihr's? Sulla hier!
Herein! Ich bin bereit ihn zu empfangen.

(Diener ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige. **Sulla.**

Sulla.

Seid mir gegrüßt!
Ich komm' Euch unerwartet, edle Frau!
Dies, denk' ich, Eure Tochter Junia?

Cäcilia.

Und dies, Dictator, Sextus, Sohn des Roscius,
Die Schweſter dies! — Ihr hörtet wohl von ihnen

Sulla.

Ich hörte von dem ſonderbaren Falle
Und kam, um ſelbſt der Sitzung beizuwohnen.
Ihr wißt, dem Cicero verſprach ich, ihn
Zu hören. — Sehr, ſehr ernſt iſt dieſe Klage:
Doch hoff' ich günſt'gen Ausgang für Euch Alle.
Die Zeit des Mordes und der Achtung iſt
Vorbei, Gewalt kann man nicht mehr in Recht
Verdrehen. Seid getroſt! Ich bin in Rom.
Verſammelt ſind die Richter, und ich komme
Zu der Verſammlung Euch zu laden. Selber
Eil' ich voran. Säumt nicht! Die Sänften ſtehn
Euch aufzunehmen unten ſchon bereit.
Auf Wiederſehen alſo beim Gericht,
Und, prophezei' ich wahr, zufriedener
Als jetzt! (Ab.)

Cäcilia.

Mein Herz erzittert freudevoll.
Euch fleh' ich an, ihr Götter, helft, entſcheidet!
(Alle ab.)

Verwandlung.

Marktplatz. Gerichtsſitzung

Vierter Auftritt.

Präter **Fannius.** Neben ihm im Hintergrunde rechts und links je vier vermummte Richter, unter welchen **Sulla.** Vor ihnen links **Erucius, Chrysogonus,** die beiden **Roscier** und **Glaucia,** rechts **Cicero, Scipio, Metellus, Servilius, Lucius, Sextus, Cäcilia, Junia, Lucia,** welche vier letzteren etwas ſpäter eintreten. Volk im Hintergrunde und auf den Seiten, darunter die **Geſandtſchaft** derameriniſchen Bürger.

Fannius.

Zu einer außerordentlichen Pflege
Des Rechts ſind heute wir allhier verſammelt,

Auf Wunſch und Antrieb des zur Linken hier
Anweſenden Anwalts Erucius,
Sammt dem Chryſogonus, dem Diener oder
Wie er ſich ſelbſt nennt, dem Vertreter unſers
Großen Dictators Sulla und den Roſciern,
Dem Capito und Magnus, während rechts
Bei dem verklagten Sextus Roſcius,
Dem Sohn, der Freund und Diener ſeines Vaters
Sitzt, Lucius mit Namen, und zugleich
Servilius, Metellus, Scipio,
Nebſt Cicero, all' euch des Vaters Freunde,
Und jetzt erſcheinen auch die edlen Frau'n
Cäcilia und Junia, nebſt Lucia
Und Sextus ſelbſt, den beiden Kindern deſſen,
Der nahe ſeinem Hauſ' ehgeſtern erſt
Durch eines Meuchelmörders Hand gefallen.
Nun klagt Erucius den Sohn, den Sextus,
Als Vatermörder an. So iſt hiermit
Eröffnet das Gericht. Der Kläger ſpreche.

Erucius (aufſtehend).

Nicht vieler Worte braucht's. Der Sohn iſt Mörder
Des Vaters, der ihn haßt' und drum auf's Land
Ihn nach Ameria verbannte. Zeugen
Sind ſeine eigenen Verwandte hier.
Mag er ſich denn vertheid'gen, wenn er kann;
Denn ſchwerlich möchte zur Vertheidigung
Ein Fremder ſich hergeben, wohl bedenkend,
Daß der Ermordete gleichwie der Mörder
In des gewaltigen Dictators Sulla,
Und des gleichmächtigen Chryſogonus,
Des Stellvertreters Sullas, Argwohn und
Ungnade fielen. Jeden warn' ich drum.
Wer iſt ſo kühn und wagt's, ihn zu vertheid'gen?
(Setzt ſich.)

Cicero (aufſtehend).

Ich wag' es, wenn von wagen hier die Red' iſt;
Denn weder kühn noch ſchwer iſt die Vertheid'gung.
Und doch — wer ſind hier die Verſammelten?
Und wer bin ich? Ganz Rom ſteht um mich her,
Die freien, hochachtbaren Bürger unſers
Glorreichen Volks, des weltgebietenden,
Und unter ihnen Männer von dem höchſten
Anſehen durch Geburt und Rang und Ruf.
Viel tauſend Augen ſchau'n mich prüfend an
Und lauſchen auf das Wort des Zagen, Schwachen,

Des Wenigkundigen, des Unerfahr'nen,
Der nimmer noch die Stimme zur Errettung
Unſchuldig Angeklagter hier erhob.
Soll ich verſtummend nicht zurückebeben
Vor meiner eigenen Verwegenheit?
Muß ich vor Scham das Aug' nicht niederſchlagen,
Wenn ich die Freunde des Gemordeten,
Die Zierden unſers Staates hier erblicke?
Unwürdig ſchein' ich mir, mich Euch vergleichend.
Warum doch ſtandet Ihr nicht auf ſtatt meiner?
O, thut es noch! Erhebet Euch! Ich ſchweige.

Scipio.

Nein, ſchweige nicht! Einmüthig haben wir
Das Wort Dir übertragen. Fahre fort!

Cicero.

So heb' ich denn zunächſt den Blick empor
Zum hocherhab'nen blauen Luftgewölbe,
Wo in des lichterfüllten Aethers Glanz
Die ewigen, die ſel'gen Götter thronen.
O kommt ihr Alle jetzt, und Du zumal
Aſträa, Göttin der Gerechtigkeit!
Und mächt'ger Herrſcher du der Sterblichen
Und der Unſterblichen, o Jupiter!
Daß deiner Stimme Donnerton ich hätte,
Die Uebelthäter aus dem Schlaf zu ſchrecken!
Daß meine Worte Blitzespfeile wären,
Hinunterſchwirrend, ſchmetternd in die Bruſt, —
In weſſen Bruſt? — Der Frevler dort! Schaut hin!
Ein Kleeblatt iſt es, ein vierblättrig Kleeblatt,
Verbunden eng zur Sünde! Jener Jüngre,
Gequält vom nimmerſatten Durſt nach Golde,
Verführt von ſeinem Oheim, jenem Alten,
Dem würd'gen Lehrer lernbegier'gen Schülers,
Neid ſteht und Haß dem auf die Stirn geſchrieben.
Verbündet hat ſich dieſes edle Paar
Mit jenem — Sklaven einſt! Zwar freigelaſſen
Iſt er — ihr ſeht's ihm an — ein Sklav geblieben,
Ein Sklav der Ueppigkeit und Völlerei.
Die Herberg' aller Laſter iſt ſein Haus.
Da ſchallt es Abends von verbuhlten Liedern,
Unzücht'ge Tänze werden aufgeführt,
Und jeder Trunkenbold iſt ihm willkommen.
Das koſtet Geld, und er iſt ein Verſchwender.
Drum wird ein Reicher nach dem anderen
In Sulla's, unſers großen Richters Namen,

Doch ohne ſein Vorwiſſen noch geächtet —
Und ſeiner Wüſtlingsfreunde größeſter
Sitzt neben ihm, der ſchlaue Rechtsverdreher,
Der Schwarz in Weiß, und der Unſchuld in Schuld
Zu wandeln weiß, kein Redner, nur ein Schwätzer.

Erucius.

Was maßeſt Du Dir an, uns zu begeifern?
Hier iſt der Ort nicht, Antwort Dir zu geben,
Doch nicht umſonſt ſollſt Du geläſtert haben.
Die Red' iſt jetzt von Sextus Roscius.

Cicero.

Ihr wollet mich verklagen? Thut es!
Ich halt' Euch bei dem Wort, ich freue mich.
Denn jetzt hab' ich Euch nur im ſchwachen Umriß
Gezeichnet, dann entlarv' ich ganz Euch. — Doch
Die Red' iſt jetzt von Sextus Roscius.
Da haſt Du recht gemahnt, und gerne wend' ich
Die Augen weg von Dir und Deinesgleichen.
Der hier iſt Sextus. Säht Ihr ihn doch Alle!
Welch' ein Geſicht, verglichen jenen Larven,
Die, ſcheint es, des Avernus Pfuhl entſtiegen, —
Das edle Antlitz eines edlen Vaters,
Verdüſtert nur von tiefem Schmerz und Jammer
Um den von Frevlerhand Gemordeten,
Doch auch geröthet von dem Wetterleuchten
Des Zorns und Ingrimms gegen die Verruchten, —
Und ihn umgeben die Bewährteſten,
Die hohen Ehrenmänner unſrer Stadt,
Servilius, Metellus, Scipio,
Die ich den Todtenrichtern gleichen mag,
Den ſtummen; doch ich bin ihr Bot', ihr Hermes,
Der Herold ihres ſtrengen Urtheilsſpruches. —
Und Männer nicht allein ſind ſeine Schirmer,
Auch eine von den hehrſten Frauen Roms!
Kein Wort genügt, nach Würden ſie zu preiſen.
Gleich Veſta birgt ſie ſich am Hausaltar:
Doch ihres Tempels Schwell' heut überſchreitend,
Die ſchützende Aegide ſchwingend — —

Erucius.

Halt
Die Red' iſt jetzt von Sextus Roscius.

Cicero.

Von Sextus, ja, Erucius, jedoch
Die Red' iſt auch von Dir, von Euch, Gelichter,
Die Ihr es wagt, die Unſchuld anzutaſten.

Was iſt es, deß Ihr Sextus zeiht? Mich grauſet's
Zu wiederholen Euer Wort. Der Sohn iſt Mörder
Des Vaters, der ihn haßt, und drum auf's Land
Ihn, nach der Landſtadt ihn verbannte. War's
Nicht ſo? — Nun denn! Der Vater haßt den Sohn.
Warum? Weil er das allehrwürdigſte
Geſchäft der Sorge für den Ackerbau
Auf ſeinem ſchönſten Landgut ihm vertraut. —
Der Sohn erſchlägt den Vater. Und warum?
Weil dieſer ſeinen liebſten Wunſch gewährt,
Das Leben auf dem Land' und die Beſchäftigung
Mit Saat und Ernt', und Wieſe, Wald und See.
Iſt das nicht Unſinn? Iſt das nicht freche Lüge,
Das Gegentheil von dem hierzu behaupten,
Was Alle wiſſen, die den Sohn und Vater
Mit Augen täglich ſahen? Drum beruf' ich
Mich nicht auf dieſe drei vornehmen Römer,
Servilius, Metellus, Scipio;
Nein, deinen Schatten, du Gemordeter,
Möcht' ich beſchwören. Komm, o komm, erſcheine,
Und leg' ein Zeugniß ab für deinen Sohn!
Doch nein, Ihr wollet ird'ſche Zeugen! Traun,
Es fehlt an ihnen nicht. Kommt Ihr denn, kommt,
Ihr ſeine Nachbarn, die Ihr jahrelang
Und täglich ihn geſehn. Wo ſeid Ihr? Sprecht!

Erſter Ameriner.

Ja, unſrer ſind nicht wenige hier,
Und gerne, gerne zeugen wir.
Der Vater Roscius, das kann
Ich ſchwören, war ein Ehrenmann,
Sprach ſtets vom Sohn mit Lieb' und Luſt;
Nichts Anderes iſt mir bewußt.

Fannius.

Iſt noch ein Zweiter da mit gleichem Zeugniß?

Zweiter Ameriner.

Herr Prätor, ja, vertrauet mir!
Es ſind noch ihrer viele hier.
Fragt nur, Ihr werdet daſſelbe hören.
Wir können's bei allen Göttern beſchwören.

Viele Volksſtimmen.

Wir ſchwören!

Cicero.

Wie nun, Erucius, Chryſogonus,
Und Capito und Magnus? dieſen Sohn
Wollt Ihr zum Mörder ſeines Vaters machen?

Wollt, daß die Richter Euch ſich hier bequemen,
Und ihn aus bloßer Furcht vor Euch, Ihr Frechen,
In einen Sack genäht, zum Waſſertode,
Der Strafen allerſchimpflichſten, verdammen?
Das Volk ringsum habt Ihr gehört. Wollt Ihr
Den Prätor und die Richter noch vernehmen?
Wie? Oder ſteht Ihr auf, und flieht vor Scham,
Wenn Scham noch wohnen kann in ſolchen Herzen? —
Und Ihr, o Bürger, was iſt Eure Meinung?
Aus Eurem Mund und Herzen kommt die Wahrheit.
Laßt uns ſie hören! Sprecht, iſt Sextus ſchuldig,
Iſt er unſchuldig? Sprecht ſtatt meiner, ſprecht!

Volk.

Unſchuldig iſt er, unſchuldig!

Einer.

Der arme Sohn! Wir laſſen ihn nicht ſterben.

Ein Anderer.

Kein Haar ſoll ihm gekrümmt werden!

Ein Anderer.

Erucius iſt ein Verläumder.

Ein Anderer.

Erucius iſt ein Schurke, er verdient den Tod.

Volk.

Sextus iſt unſchuldig!

Erucius.

Was für Geſchwätz? Iſt denn das Volk der Richter?
Wir wollen das Gericht, der Richter Urtheil,
Und hoffen, daß ſie klüger ſind als Ihr.

Fannius.

Wohlan, ſo reicht die Urn' umher, Lictoren!

(Es geſchieht. Pauſe.)

Die Stimmung iſt vollendet. Laßt uns ſehn! —
Nicht Eine ſchwarze Kugel! Der Beklagte
Iſt losgeſprochen — hört es All', Ihr Leute,
Auf's Ehrenvollſte losgeſprochen.

(Freude und Jubel des Volks.)

Volk.

Triumph, Triumph! Heil, Cicero!

Einer.

Bei Kaſtor und bei Pollux, welch' ein Redner!

Ein Zweiter.

So einen haben wir noch nicht gehabt.

Volk.

Setzt einen Kranz ihm auf!

Scipio.

Reich' uns die Hand, wir müſſen ſie Dir drücken!

Erſter Bürger.

Nehmt ihn auf die Schultern, wir wollen ihn nach Hauſe tragen.

Zweiter Bürger.

Ja, wir begleiten ihn Alle.

Alle.

Cicero hoch!

Cicero.

Gemach, Ihr Freunde, machet mich nicht ſtolz!
Ich bin es ſchon, — wie ſollt' ich es nicht ſein! —
Auf Eure Lieb' und Gunſt und Euren Beifall!
Welch' ein Gefühl durchdringt mich! Iſt es doch,
Als wollt' es mir die volle Bruſt zerſprengen.
Bin ich ein Redner? Nein, ich habe keine Worte,
Die Menſchen, wie die Götter, laut zu preiſen.

Scipio.

Brav, brav haſt Du geſprochen, Cicero!
Du biſt ein Redner.

Cicero.

Ja, ich werd' es ſein,
Das iſt mein Ziel! Daß ich's erreichte! Daß
Mir ſtets gelänge, was mir heut gelang!

Fannius.

Den beſten Anfang haſt Du ja gemacht,
Errettet haſt Du eines Menſchen Leben.

Sextus.

Und der bin ich. Und mir geziemt's vor Allen,
Wie einem Götterſohn mich Dir zu nah'n,
Zu Deinen Füßen knieend hinzuſtürzen.

Cicero.

Ja, komm in meine Arm' und freue Dich!
Ich freue mich nicht minder, Freund, als Du!

Cäcilia.

O, theurer Mann, wie habt Ihr mich verpflichtet!
Iſt Sextus doch der Sohn des liebſten treuſten,
Des beſten Manns, der nur auf Erden lebte.

Lucia.

O, Cicero, mein Bruder iſt's.

Junia.

Und mein
Wie ſprech' ich's aus? Ich lieb' ihn minder nicht,
Als meine Mutter ſeinen Vater ehrte.

Lucius.
Iſt Alles dies ein Traum, iſt's Wirklichkeit?
Wir Menſchen, Cicero, ſind nicht im Stande
Zu preiſen, was Du heut an uns gethan.
Nur Einer könnt' es, doch, er iſt nicht mehr.

Sextus.
Mein Vater lächelt heut Dir zu. Ja, jetzt
Iſt er ein Sel'ger erſt, und iſt's durch Dich.

Cicero.
Genug, Ihr Freunde, laßt, laßt mich hinweg,
Daß ich mein Glück ertragen lern' im Stillen!
(Cicero, Fannius und die Richter wollen ſich entfernen.)

Erucius.
Halt, halt, Ihr Herrn, noch ſind wir nicht zu Ende!
Ihr habt ihn losgeſprochen, immerhin!
Doch einen höhern Richter giebt's, Ihr kennt ihn.
's iſt Sulla. Ich berufe mich auf Sulla.

Sulla (aufſtehend und ſich entlarvend).
Hier bin ich! Was begehrt Ihr?

Erucius.
O Herr!

Sulla.
Sprich denn, Erucius, Du riefſt mich.

Erucius.
Ihr waret hier. So wißt Ihr denn, Dictator,
Daß man den Sextus hier vertheidigt und
Ihn freigeſprochen hat, doch unrechtmäßig.
(Murren des Volks.)
Sextus, der Sohn, hat ſeinen Vater zwar
Nicht ſelbſt ermordet — war doch Jener hier,
Er in Ameria — doch morden laſſen.
Der Thäter iſt entdeckt, der tägliche
Genoß war's des Erſchlagnen, Lucius.
Zeug' iſt des Magnus Diener, Glaucia.
(Verſtärktes Murren des Volks.)

Sulla.
Iſt's möglich? Kann ſo weit die Frechheit gehen?

Erucius.
Fragt nur den Glaucia!

Sulla.
Sprich denn, Glaucia!

Glaucia.
So laßt mich's wiederholen vor dem Volk,
Was Ihr ſchon wißt, erhabener Dictator!
Ich bin des Lucius Landsmann, bin ein Phrygier.

Vor mehrern Jahren nahm ihn Roscius,
Der nun Ermordete, mit ſich hieher.
Ich eilt' ihm nach itzt, hier mich zu bereichern,
Doch ich gerieth in böſe Händ', in Trunk
Und Spiel hatt' ich das letzte Geld verſchwendet;
Da ſah mich Magnus Roscius und warb
Zum Mörder mich des Sextus Roscius.
Ich bin der Mörder!

Volk.

Der Mörder, ah!

Glaucia.

Anſagen mußt' ich's in Ameria
Bei Herren Capito, des Magnus Ohm.
Dort ſah den Sohn ich des Ermordeten
Und hielt ihn für des Vaters Schatten, und
Die Reu' kam über mich. Da dangen ſie
Zum Mörder meines Freundes mich. Ich warnt' ihn,
Er aber weckte wahre, tiefe Reu' in mir.
Er führte zum Dictator mich, und dem
Geſtand ich Alles. Doch er hieß die Rolle
Mich weiter ſpielen. Jetzt nun iſt ſie aus.
Erucius, Chryſogonus ſammt Magnus
Und Capito ſind die Verſchwornen; ich,
Ich bin der Thäter, ich verdiene Strafe.
Doch ſag ich öffentlich mich hier von meinen
Verführern los. Hier euer Sündengeld!
(Er wirft eine Börſe vor ſie hin auf die Erde.)

Sulla.

Du Mörderbrut, Abſchaum von eller Geldgier,
Von Lüg' und Frechheit und Undankbarkeit.
Ich kenn' Euch all' und beſſer als Ihr ſelbſt.
Du, Magnus Roscius, habſücht'ger Schwächling,
Woher ward Dir die Kraft den Dolch zu dingen?
Du warſt der Sklave nur des Capito.
Der gab den Anſchlag an, verführet vom langen
Unwürdigkleinlichen, ererbten Neid,
Er war ſchon längſt den Furien verfallen.
Weh Dir, Chryſogonus, Du undankbarer
Verkappter Schmeichler und verweg'ner Schurke!
Du fügſt in die geſchloßne Achtungsliſte
Mir unbewußt noch einen Namen ein,
Des Mannes Namen, den ich ſtets geachtet.
Weh Dir, Erucius, Du Frechſter wagſt
Mit Anruf mir in das Geſicht zu lügen.
Weh Allen Euch, Ihr ſeid des Todes!

Chryſogonus und Erucius.

Sulla.

Schweigt!
Die Götter dürfen gnädig ſein. Die Pflicht
Des Menſchen iſt Gerechtigkeit zu üben.
Ich hab's gethan. Jedoch, ich hoffte ſchon,
Vollendet ſei das ſchwere, bittre Werk,
Genug des Bürgerblutes ſei gefloſſen.
Das Eure fehlte noch. Zwar Lucius
Hat ſchon für Euch gebeten und ich zweiſle,
Ob ich nicht mehr Euch ſtrafe, wenn ich Euch
Dies ſchmutzig-laſterhafte Leben laſſe.

Chryſogonus und Erucius.
Erbarmt Euch unſer!

Sulla.
Hinweg denn aus den Mauern unſrer Stadt,
Aus dieſes weiten Reichs Gebiet, hinweg,
Soweit die Sprache Roms die Luft bewegt!
Dem Staat iſt Euer Hab' und Gut verfallen.
Fort, wie Ihr ſeid, und nichts von [illegible] bleib' Euch
Als das Gewand, das Eure Glieder hüllt,
Als der Denar, den in der Taſch' Ihr trägt!

Magnus (nach der Börſe auf der Erde greifend).
Dies Geld iſt mein.

Chryſogonus und Erucius.
Nein, nein!

(Sie ſtreiten darum.)

Sulla.
Hinweg, Ihr Geier, und zerfleiſcht Euch ſelber!

(Chryſogonus, Erucius und Magnus ab.)

Capito.
Ich bleib' in Rom, mein irdiſch Theil, Dictator!
Die Seele mag hinab zum Orcus fahren.

(Ab.)

Sulla.
Glück zu dem Reſt von altem Römerſinn! —
Fort iſt die Brut, wir athmen wieder frei. —
Nein, hier iſt noch der Mörder! Dein Geſtändniß,
Aufrichtig war es, dennoch — Blut will Blut.

Glaucia.
Den Tod hab' ich verdient und will ihn leiden.
Ich wünſch' ihn, ford'r' ihn. Laßt hinweg mich führen!

(Auf Sulla's Wink wird er abgeführt.)

Sulla.

So bleibt zu thun uns nur noch wenig übrig.
Ihr, Fannius, ſammt dieſen Richtern zeigtet
Euch als des Rechtes würdige Vertreter,
Indeß der Gott der Rede Bruſt und Lippe
Des Cicero mit ſeinem Hauch geweiht.
Ihr, Sextus, ſeid nicht Eures Vaters bloß,
Ihr ſeid auch der verbannten Vettern Erbe;
Doch ſtell' ich Euch anheim, des Capito
Beſitzung in Ameria dem Lucius,
Dem tiefbetrübten, theuern Freund des Vaters,
Als künftigem werthem Nachbar zu verleihn.
Heil uns! Die Bürgerkriege ſind vorüber.
Streng hat der Staat ſein müſſen, oder ich
In ſeinem Namen, ich geſteh' es frei,
Und recht glaub' ich daran gethan zu haben.
Mag denn die Welt mich tadeln! Mein Bewußt
Iſt rein. — Laßt uns den Göttern danken, Röm

Cäcilia.

Wem aber nächſt den Göttern droben ſind
Den innigſten, [redacted] den Dank wir ſchuldig?
Was wär' ich, was Sextius, ja, was Rom,
Wenn Ihr [redacted] der Dictator?
Ich mahn' an Euer Wort Euch, edler Sulla,
Das gütige, mich tief beſchämende.
Ihr ſpracht: „Ich bin nicht Perikles, doch Ihr
Aſpaſia!“ Vergönnt mir aber auch
Hinzuzufügen, was ich damals ſagte,
Und jetzt aus vollem Herzen wiederhole:
„Ihr ſeid der erſte Mann in unſerm Staat!“

Sextus.

Ihr ſprecht des ganzen Reichs Geſinnung aus,
Und Aller Ruf erklingt aus meinem Munde:
„Heil Euch, o Lucius Cornelius Sulla!“

Volk.

Es lebe Sulla! Sulla leb'!

Alle.

Er lebe!